

KURT FABER

# GESAMMELTE REISEBERICHTE



NP  
PAPIER

Kurt Faber

# Gesammelte Reiseberichte

Reisen zu Beginn des 20. Jahrhunderts

Kurt Faber

# Gesammelte Reiseberichte

Reisen zu Beginn des 20. Jahrhunderts

Überarbeitung und Korrekturen: Null Papier Verlag

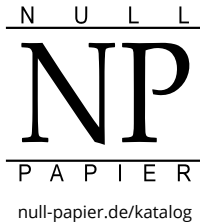
Published by Null Papier Verlag, Deutschland

Copyright © 2019 by Null Papier Verlag

1. Auflage, ISBN 978-3-962816-23-0

[null-papier.de/654](http://null-papier.de/654)

Das hier veröffentlichte Werk ist eine kommentierte, überarbeitete und digitalisierte Fassung und unterliegt somit dem Urheberrecht. Verstöße werden juristisch verfolgt. Eine Veröffentlichung, Vervielfältigung oder sonstige Verwertung ohne Genehmigung des Verlages ist ausdrücklich untersagt.



[null-papier.de/katalog](http://null-papier.de/katalog)

# Inhaltsverzeichnis

|                                                     |      |
|-----------------------------------------------------|------|
| Dem Glücke nach durch Südamerika .....              | 3    |
| Die Seelenverkäufer .....                           | 452  |
| Mit dem Rucksack nach Indien .....                  | 700  |
| Rund um die Erde .....                              | 1000 |
| Tage und Nächte in Urwald und Sierra .....          | 1379 |
| Tausend und ein Abenteuer .....                     | 1761 |
| Unter Eskimos und Walfischfängern .....             | 2127 |
| Weltwanderers letzte Fahrten und Abenteuer<br>..... | 2454 |
| Literaturverzeichnis .....                          | 2814 |
| Index .....                                         | 2815 |

---

# Danke

---

Danke, dass Sie sich für ein E-Book aus meinem Verlag entschieden haben.

Sollten Sie Hilfe benötigen oder eine Frage haben, schreiben Sie mir.

Mein Verlag zahlt seine Steuern in Deutschland – mehr Informationen unter:

[null-papier.de/steuern](http://null-papier.de/steuern)

Ihr

Jürgen Schulze

---

# Newsletter abonnieren

---

Der Newsletter informiert Sie über:

- die Neuerscheinungen aus dem Programm
- Neuigkeiten über unsere Autoren
- Videos, Lese- und Hörproben
- attraktive Gewinnspiele, Aktionen und vieles mehr

<https://null-papier.de/newsletter>

---

# Dem Glücke nach durch Südamerika

---

## Vorwort

Dieses Buch ist zuerst und vor allem geschrieben für dich. Für dich, der du mit den Augen der Jugend über alle bösen Zeiten hinweg noch frisch und unbekümmert in die Welt hinein schauen kannst; für dich, der du die Ferne noch blau und verlockend winken siehst; der du noch nie die Träume und Illusionen hast zerrinnen sehen über dem grauen Wirklichkeitslande, und der du nicht weißt, was es heißt, durch lange Jahre mit emsiger Geduld, und oft auch mit verbissener Wut, ein Luftschloss zu bauen aus Hoffnungen und Entwürfen, um sie am Ende zu begraben; so tief, ach Gott, so tief!

Für dich vor allem habe ich dieses Buch geschrieben.

Damit du daraus lernest?

Ach, ich glaube nicht, dass man aus Büchern etwas lernen kann! Wenn ich mir jetzt, zum Schluss, diese Geschichten noch einmal ansehe, wenn ich bedenke, wie wirr und verworren es dabei zuweilen zugeht, wie da die Menschen auftauchen und wieder verschwinden, wie alles in flimmernder Bewegung ist und nichts sich gleich bleibt, als nur die aufreibende Unruhe, die rastlos vor sich selber davonläuft; und wenn ich mir die Menschen betrachte, die leichtsinnig und gedankenlos in den Tag hinein leben in dieser gefährlichen Unterwelt der Tagediebe und dabei ein leidliches Leben machen, und daneben die anderen, die ihr Lebtage nichts gekannt haben als Mühe und Arbeit und am Ende dennoch



liegen geblieben sind am Wegrand des Lebens, so muss ich mich fragen: »Was kann man daraus lernen?«

Was sind wir denn – wir Menschen? Ach, wir sind rastlos geschäftig mit tausend Plänen und taumeln dennoch durchs Leben, wie es dem Schicksal gefällt!

Oder doch nicht?

Vor drei Jahren habe ich von meinen Fahrten und Abenteuern »Unter Eskimos und Walfischfängern« erzählt. Nun sind es wieder dieselben Dummheiten unter anderen Zonen. Sie sind inzwischen nicht kleiner geworden. Manchmal, über dem Schreiben, wenn ich von einer besonders bocksbeinigen Begebenheit berichten musste, da habe ich unwillkürlich die Feder angehalten: »Nein, so kannst du es nicht erzählen ...« Aber dann habe ich doch alles so erzählt, wie es sich zugetragen hat. Denn die Wahrheit ist ein struppiger Geselle, der durch das Frisieren nicht schöner wird.

Und gerade über Südamerika soll man heute mehr denn je der Wahrheit auf die Spur helfen, zumal dann, wenn man von Argentinien redet.

Argentinien ist heute die große Mode im deutschen Vaterland. Die Zahl der Bücher über Argentinien wird immer größer, und zahllos ist die Schar der Agenten, die heute landauf, landab durch Deutschland ziehen und den vielen, allzu vielen, für die heute der Tisch nicht mehr gedeckt ist im deutschen Vaterland, das neue Land der unbegrenzten Möglichkeiten in den glühendsten Farben schildern.

So kommt nun dieses Buch gewissermaßen mit-  
ten hinein in diese argentinische Hochsaison. Es ist  
keine Landesbeschreibung und keine wirtschaftli-  
che Abhandlung. Es bringt keine hochtrabenden Sta-  
tistiken, an denen sich niemand satt essen kann. Es  
erzählt nur von den wechselvollen Schicksalen ei-  
nes armen Gringo,<sup>1</sup> der auf der Suche nach dem täg-  
lichen Brot – und wohl auch noch nach anderen Din-  
gen – von Ort zu Ort, von Land zu Land getrieben  
wurde. Von Hunger und Not ist hier die Rede, von  
endlos langen Wanderungen auf der Jagd nach dem  
bisschen Arbeit und Verdienst in den heißen Stra-  
ßen der fremden Städte, von kalten Nächten am  
kümmerlichen Campfeuer, von schlampigen Frau-  
enspersonen in schmutzigen Matrosenspelunken.  
Und doch – und doch –

Ah! Wenn ich noch einmal so jung wie damals  
wäre und wüsste was ich heute weiß – ja, auch  
wenn ich wüsste was ich heute weiß! – so würde  
ich noch einmal mein Sach auf Nichts stellen; noch  
einmal würde ich mich auf die Strümpfe machen,  
um es zu suchen über Länder und Meere: das  
Glück, das Glück!

Aber in einem, ja in einem würde ich vernünfti-  
ger sein: Nicht mehr wie damals würde ich mich an  
den Wegrand setzen und warten, bis es geflogen  
käme gleich den Tauben im Schlaraffenlande. Ich  
würde mich auf das gute alte, hausbackene Sprich-  
wort besinnen, dass ein jeder seines Glückes Sch-  
mied ist, und ich würde auch ein wenig danach han-

deln. Einmal habe ich irgendwo ein Sprüchlein gelesen, dessen Wahrheit ich oft schon bestätigt gefunden habe mit verbrannten Fingern und zerschundener Nase, und das ich doch so oft, so oft auch heute noch vergesse:

*»Das Glück im Sturm bezwungen  
Ist feiger Toren Wahn,  
Erkämpft nur und errungen  
Gehört's dir wirklich an.«*

Lambrecht i. d. Pfalz, August 1919.  
Kurt Faber.

---

1. In Südamerika gebräuchliche, etwas gering-schätzig Bezeichnung für den germanischen Einwanderer. <<<

# Der Anfang in Buenos Aires

ABSCHIED VON DER »PERNAMBUCO«. – MISTER CHICAGO, DER KÖNIG DER REISEKOFFER. – EINE LEKTION IN REPUBLIKANISCHER FREIHEIT. – KRIEGSRAT IM HOTEL KAISERHOF. – AUF DEM PASEO DE JULIO. – ETWAS VON DEN LEIDEN UND FREUDEN DER ARBEITSLOSEN. – AN DER BOCA. – GEORGETTE, DIE VERFÜHRERIN. – DOÑA ELVIRA SUCHT EINEN HAUSLEHRER. – EIN BLICK IN DIE WELT, IN DER MAN SICH LANGWEILT. – IMMER NOCH ARBEITSLOS. – UND NUN?

Nein, niemals werde ich jenen Tag vergessen! Es war ein heller, von Sonnenschein überglänzter Tag aus jener Zeit kurz vor dem großen Kriege, die uns heute schon in sagenhafte Fernen gerückt scheint. Groß und breit lag die »Pernambuco« an der Darsena Norte. Die Laufplanken führten nach dem Pier hinunter, und alles machte sich fertig, umso schnell wie möglich in das Land der Verheißung zu gelangen. Seit der Abreise von Hamburg war es an Bord nicht mehr so lebhaft zugegangen. Oben auf der Kommandobrücke hatte sich der Kapitän schon ganz heiser geschrien. Die Dampfwinden rasselten über den offenen Luken, und das Großdeck füllte sich mit Kisten und Koffern. Alles schrie und rannte durcheinander. Auf dem Promenadendeck stand unter dem Schatten einer riesigen Sportsmütze ein älterer Herr mit einem ansehnlichen Bäuchlein, auf

dem eine dicke goldene Uhrkette glänzte. Die Hände hatte er tief in den Taschen seiner weißen Leinenhosen vergraben, während die Augen die Schar der geschäftigen Stewards musterten, die das Reisegepäck herbeischafften. Zu immer größeren Dimensionen wuchs der Berg vor ihm auf. Lederkoffer, Rohrplattenkoffer, Reisekörbe, Reisedecken, und dann immer wieder Koffer auf Koffer. Mister Chicago war heute ganz Businessman. Sonst – während der ganzen Reise von Hamburg her – war er stets die Liebenswürdigkeit selbst gewesen. An jedem Morgen wusste er ein neues schnurriges Geschichtchen, und wenn er bei ganz guter Laune war, so pflegte er sich mit mir zu unterhalten in einem urkomischen Deutsch-Amerikanisch. Niemand wusste, woher er kam und was er war. Man wusste nur, dass er zu seinen Lebzeiten viele Dollars gemacht hatte und heute zum mindesten wohl eine Million wert war. Und weil er in seinem Äußeren etwas an sich hatte, das an die bekannten Fässer von Armours Packing House erinnerte, hatte ihn bald jedermann Mister Chicago genannt.

Heute war er mir widerwärtig, dieser Mister Chicago. Sie waren mir alle widerwärtig, diese Menschen, die ich in diesem Monat kennen gelernt hatte, wie man nur an Bord Schiff die Menschen kennen lernt, und die nun auf einmal alle in ihrer Geschäftigkeit so gleichgültig an mir vorübereilten. Das war ein Getue mit diesen Kisten und Koffern, das war ein Grüßen und Küssen und Umarmen, ein Winken und Schreien von dem Pier nach dem Schiff

und wieder zurück, dass einem übel dabei werden konnte. Wo aber – so fragte ich mich – wo ist einer, der dir zuwinke? Ist einer unter dieser Menge von Schreihälsen, dem es nicht vollständig einerlei wäre, ob du hier bist oder nicht? Ist denn einer in diesem weiten Lande Argentinien, der den Teufel nach dir fragte? Missmutig schaute ich hinunter auf das wimmelnde Leben an dem Pier und über die Hafenschuppen hinweg auf das graue Häusermeer, wo die flimmernde Hitze des heißen Nachmittags über den flachen Dächern tanzte. Entsetzlich einsam und verlassen kam ich mir vor in diesem Lande Argentinien.

Da kam auf einmal Mister Chicago auf mich zu, um »*shake hands*« zu machen. Er klopfte mir wohlwollend auf die Schulter, wie das während der ganzen Reise so seine Art gewesen war. Eine verflucht vertraulich-intime, überlegene, herablassende, väterlich-wohlwollende Art, die mich schon oft geärgert hatte. Heute aber hätte ich ihn darum lieben mögen.

»Das hier,« sagte Mister Chicago mit einer umfassenden Handbewegung, »das ist Argentinien. Ein feines Land; ein verdammt feines Land – *a very fine country, indeed!* – Die Dollars liegen hier auf der Straße für den, der es der Mühe wert hält, sie aufzuheben; aber man muss die Augen aufmachen und die Ohren steif halten. Man muss die Ellenbogen tüchtig gebrauchen. Und wenn dir einer etwas in den Weg legen will, so *box'* ihn auf die Nase. Ich hab's auch so gemacht. – Ah, so jung möchte ich

auch noch einmal sein und alles noch einmal von vorne anfangen; das ganze närrische Leben mit seinem Auf und Ab und allem was drum und dran hängt. Aber das ist ja nun alles vorbei – man fängt an alt zu werden, wenn man in die Sechzig kommt. – *Good bye, my boy.*«

»Auf Wiedersehen, Mister Chicago.«

Nicht einmal mehr schaute er sich um. Schwer und würdevoll – jeder Zoll ein erfolgreicher Businessman – schritt er inmitten eines Schwarms von trinkgeldhungrigen Gepäckträgern das Gangplank hinunter.

Lange schaute ich ihm nach. Dieser Mann imponierte mir. Nicht durch seine Stellung und nicht durch seinen Reichtum, aber um seiner Festigkeit, um seiner Selbstsicherheit willen beneidete ich ihn. Einmal wohl – so dachte ich mir – in späten, späten Jahren, da könnte auch so etwas wie Ruhe in den aufgewühlten Vulkan meiner unruhigen, abwechslungsduurstigen Seele eintreten, und alle Unruhe und alle Rastlosigkeit würde sich legen und glätten, wie die Wogen des wilden Meeres zu einem plätschernden Wasserlein, das still und beschaulich dem Ziele entgegenläuft, wo alles ein Ende hat. Ja, so ein Mister Chicago wollte ich auch einmal werden. –

Kaum war ich drunten auf dem Pier im Lande der Freiheit angelangt, als ein Schwarm von wild gestikulierenden italienischen Lazzaroni über mich herfiel. Rings um mich her wirbelte es von hundert braunen Händen und kohlschwarzen Augen. Sch-

mutzige Finger hoben sich beschwörend vor meinen Augen und hundert Kehlen schrien sich heiser in einer Sprache, von der ich kein Wort verstand. Plötzlich packte einer meinen Rohrplattenkoffer und rannte damit fort in einem Tempo, das einer vom leibhaftigen Teufel verfolgten armen Seele alle Ehre gemacht hätte. Er war noch keine hundert Meter weit gekommen, als ein vierschrötiger Mann mit einer mächtigen Schirmmütze ihn am Nacken packte und ohne viele Umstände zu Boden warf.

»Da sind Sie noch einmal gut weggekommen,« sagte der Fremde auf Deutsch, als ich meinen Koffer eingeholt hatte. »Der Kerl hätte Sie mitsamt Ihren paar Habseligkeiten in eine von den italienischen Spelunken am Paseo de Julio gelotst, wo die braunen Halunken Ihnen das Geld scheffelweise abgenommen hätten. Die Sorte lungert immer hier herum und wartet auf einen Dummen. Kommen Sie lieber mit mir.«

Ich war damit einverstanden, und wir fuhren in einer Droschke in rasendem Galopp davon. Ich brauchte nicht erst zu fragen, wohin er mich führte. Es stand groß auf seiner Mütze in dicken Goldbuchstaben: »Hotel Kaiserhof«.

Wir waren noch nicht weit gekommen, als das Pferd sich aufbäumte und mit einem heftigen Ruck beiseite sprang. Es hatte Ursache dazu, denn mitten auf dem Wege lag – hässlich anzusehen – ein toter Gaul. Schwarze Mückenschwärme umsummten den aufgetriebenen Körper. Die Augen starrten gläsern in den blauen Himmel.



»Das liegt hier schon seit gestern Vormittag,« sagte der Mann mit der Mütze.

»Warum schafft man's denn nicht weg?« fragte ich verwundert.

»Warum? – ja, das kann ich selbst nicht sagen. Man ist eben nicht in Deutschland. Das hier ist eine freie Republik, wo jeder tun und lassen kann, was er will. Wenn ich so etwas wegschaffen will, so schaff ich es weg, und wenn ich keine Lust dazu habe – nun, dann bleibt es eben liegen! Hier hat mir niemand etwas zu befehlen. Ein jeder ist frei, und alle Menschen sind gleich hierzulande. Wenn der Finanzminister in seiner Staatskutsche hier vorüberfährt, so stecke ich die Hände nur noch tiefer in die Hosentaschen, und gucke ihm frech ins Gesicht, und fällt mir gar nicht ein, dass ich ihn grüße! Sehen Sie, so bin ich, und so darf ich sein, denn dies hier ist ein freies Land. – Und wenn gar Seine Exzellenz, der Herr Präsident der Republik selber mit seinem Zylinderhut über die Straße geht, so mache ich extra noch einen Umweg, um ihn auf die Lackschuhe zu treten. – Ja, da staunen Sie, Herr. So etwas sollte sich einmal einer unterstehen bei euch in Berlin Unter den Linden, wenn der Kaiser vorübergeht!«

Nach diesen einleitenden patriotischen Bemerkungen kam er zwanglos auf die hohe Politik zu sprechen. Es treibe sich hier zurzeit viel Gesindel herum, noch von der letzten Weltausstellung her. Es wimmele von Anarchisten, Terroristen und anderen dunklen Ehrenmännern. Die hätten noch vor

kurzem einen Generalstreik inszeniert und man habe das Standrecht verhängen müssen, um dem Unfug ein Ende zu machen. Der Bundespräsident – so meinte er – sei ein verstockter Klerikaler und habe alle Liberalen und Demokraten, bis hinunter zum kleinsten Polizeidiener, um ihre Stellen gebracht. »Das ist die Mode hierzulande. Wer an der Krippe sitzt, der verteilt die Beute. Und so ist es auch gut. Wenn man schon einmal Präsident ist, dann auch gleich ordentlich, sage ich. Die anderen werden sich schon schadlos halten, wenn sie an die Reihe kommen. Denn dieses ist ein freies Land.«

Wir waren inzwischen im Hotel angelangt, wo ein geschniegelter und gebügelter, bis zur Sündhaftigkeit höflicher Sekretär mir ein Heidengeld abnahm für acht Tage Kost und Wohnung.

»Nehmen Sie sich in acht, junger Mann,« sagte der mit besorgter Miene, »Sie sind hier nicht in Deutschland. Es gibt hier viele Spitzbuben, denen man's gar nicht ansieht. Die handeln mit falschen Pesos und unechten Lotterielosen. Sie geben sich als liebe Landsleute aus und locken einen in die Kaskhemmen, wo man ausgeplündert wird bis aufs Hemd. Und wenn man so zum ersten Mal von Deutschland kommt –«

Doch schon war ich draußen, und der Schluss der wohlgemeinten Rede ging unter im Lärm der Straße. – Für was die Leute mich hier anschauten! Wohl gar für ein krasses Grünhorn? – Zum ersten Mal von Deutschland! Wenn der wüsste –

Stundenlang ließ ich mich ziellos treiben durch

das wimmelnde Leben der fremden Stadt; durch endlos lange Straßen, über weite schattenlose Plätze unter der drückenden Dezemberhitze der südlichen Halbkugel und auf staubigen Boulevards bis hinauf zum Rigoletto, dem berühmten Kirchhof, wo die Toten nicht wie sonst unter der Erde liegen, sondern fein säuberlich in den Schubladen der Marmorsockel aufgebahrt sind, und tausend kostbare Denkmäler – eines immer geschmackloser wie das andere – mit einem Wort: Kitsch – sich in der abendlichen Dämmerung zu einer Gespenstergalerie zusammenfinden. Unversehens war die Nacht hereingebrochen, und ein Meer von Lichtern leuchtete über den flachen Dächern der großen Stadt. Tanzende, flimmernde, schreiende Lichter hinter grellen Reklameschildern. Ja, Sunlightseife und Singernähmaschinen sind an den Enden der Erde immer noch die besten.

Das also – so sagte ich mir, – das ist Buenos Aires! Am Ende war es eine Stadt wie alle anderen. Und doch – ich hätte hundert Augen haben mögen, um alles zu sehen.

Wenn ich heute dasitze und mich bemühe, die Eindrücke jener Stunden zu einem Bilde zusammenzufassen – zu einem Bilde von Buenos Aires – so geht das alles wild in meinem Kopfe durcheinander, wie die Lichter vor den Schildern mit der Sunlightseife.

Was soll man von Buenos Aires erzählen?

Enge, endlos lange Straßen, niedrige Häuser und drückende Sonnenhitze über flachen Hausdächern.

Auf den Straßen und Plätzen ein internationales Leben und Treiben in allen Zungen der Erde. Spanier, Italiener, Engländer, Franzosen, Deutsche. Nur den Argentinier findet man nicht. Buenos Aires ist die Stadt der Widersprüche. Fast jede Nation dieser Erde hat irgendwo in diesem Hexenkessel ein Stückchen ihres eigenen Lebens aufgebaut. Da zieht sich durch das Zentrum der Stadt ein breiter, stattlicher Boulevard; die Avenida de Mayo. Es ist ein Klein-Paris. Dieselben hohen Häuser wie am Boulevard des Italiens oder in der Rue de Rivoli. Dieselben runden Marmortischchen unter den Bäumen, dieselben befrackten Kellner, dieselben billigen Kavaliers hinter dem Syphon und dem hohen Glase mit dem giftgrünen Absinth. Und es ist doch nicht Paris.

Da gibt es irgendwo in der Nähe des Hafens ein paar Häuserblocks, in denen sich nach nordamerikanischer Bauweise unendlich viele Stockwerke übereinandertürmen. Richtige Wolkenkratzer; alles »american style« und doch nur ein Miniatur-Chicago.

Wieder kommt man in eine verträumte Vorstadt, die hundert Jahre hinter der Zeit zurück ist. Keine jagenden Autos auf grauen Asphaltstraßen, keine bimmelnde Straßenbahn, nicht einmal schreiende Zeitungsjungen. Still, still ist es hier; so still, dass man das Gras zwischen dem holperigen Pflaster wachsen hört. Kleine, flache, grell angestrichene Häuser säumen die engen Gassen. Sie kehren alle das Gesicht nach innen, und der Außenwelt zeigen sie bloß graue Mauern, vergitterte Fenster und ei-

serne Tore mit kastilischen Löwen auf den schweren Klöppeln. Solches Bild könnte man unschwer auch in einem abgelegenen Stadtteil von Valencia oder Cadiz, oder in irgendeinem anderen größeren Pueblo<sup>1</sup> von Andalusien finden.

Ein andermal sind wir in einer finsternen Gegend mit grauen, düsteren Häusern, wo die Armut zu Hause ist und das Elend in vielen Stockwerken übereinander wohnt, wo flatternde Wäsche an langen Leinen von Haus zu Haus gespannt ist, und das ganze Innenleben sich mit der Nonchalance des Südens weit in die Straßen hinaus baut. Kartenspielende Lazzaroni mit kohlschwarzen Haarschöpfen und scharfen Messern in den langen Hemdärmeln sitzen auf den ausgetretenen Haustreppen, und kleine dunkle Bambinos hängen sich an die Rockschöße des Vorübergehenden: »*Permesso, signore, signore!*« – ganz ein amerikanisches Neapel.

Und wenn man dann wieder – doch nein, ich will kein Buch über Buenos Aires schreiben.



Es war spät in der Nacht, als ich endlich wieder nach dem Hotel zurückfand. Ich war todmüde, aber schlafen konnte ich nicht, denn tausend Gedanken gingen mir durch den Kopf. – Wie es mir wohl ergehen würde in dieser kalten, bösen Welt? Ob ich mein Glück machen würde auf diesem heißen Pflaster, und dereinst als gemachter Mann, wie dieser Mister Chicago, mit zahllosen Koffern und Kisten und einem Diamantring an jedem Finger nach Deut-

schland zurückkehren würde? Oder – ja, das war immerhin auch möglich! – ob man nicht in Not und Elend verkommen würde zwischen diesen grauen Häusern; gestorben, verdorben im fremden Lande, wie man es zuweilen in den Büchern las, und wie es leider so oft, so oft auch in Wirklichkeit vorkommt? Dann schämte ich mich meiner Zaghaftigkeit. – Oho! Was ist nur in dich gefahren? Wie ein verzogenes Muttersöhnchen benimmst du dich, und nicht wie einer, der sich schon in allen Ecken und Winkeln der Erde herumgetrieben hat. Bist du droben im Eismeer nicht umgekommen, so wirst du auch hier nicht zugrunde gehen, wo so viele andere ihr Auskommen finden. Im Nu war der Leichtsinn wieder da, und knabenhafte Fantasie fing an zu träumen von Räubern und Gauchos und allerlei anderen exotischen Caballeros, von weiten Reisen über eisige Cordilleren und sonnige Pampaflächen, bis das Dämmergrau des hereinbrechenden Tages in die kahle Stube fiel.

Wenn ich mir bisher eingebildet hatte, der einzige abenteuernde Bruder Leichtfuß in Buenos Aires zu sein, so wurde ich an dem Morgen bald eines anderen belehrt. Drunten im Vorzimmer des Hotels räkelte sich ein gutes Dutzend von der Sorte in den Korbsesseln. Junge Handlungsgehilfen, verbummelte Studenten, ausgekochte Musterreiter und sonst noch verschiedene andere Existenzen, die ihr Sach' auf Nichts gestellt hatten, und denen der Leichtsinn aus den hellen Augen herausschaute. Sie schimpften alle gewaltig auf das »Affenland«. Ein

modisch gekleideter Jüngling mit tiefliegenden Augen versuchte den alten Argentinier herauszubeißen. Mit der ganzen selbstsicheren Überlegenheit seiner zwanzig Jahre warf er mir einen Blick aus den Augenwinkeln zu.

»Bist wohl noch nicht lange von drüben?« fragte er herablassend.

»Seit gestern.«

»So siehst du auch aus. – Mensch, dir kann man ja das Grünhorn auf die ganze Länge der 25 de Mayo ansehen! So wie du hier aufgemacht bist, werden sie dir überall in den Geschäften die doppelten Preise abnehmen. Du musst dir einen Panamahut anschaffen mit einem blau-weiß-blauen Bande, und eine himmelblaue Schmetterlingskrawatte, wie sie die Hiesigen tragen. Du musst dir einen langen Haarschöpf stehen lassen, und eine argentinische Flagge im Knopfloch tragen, denn sonst kannst du hier keine Stelle bekommen, wenn du auch die aller schönsten Zeugnisse hast. – Hast du überhaupt Zeugnisse?«

»Gewiss.«

»Und Empfehlungen?«

»Auch das.«

»Nun, dann nimm den ganzen Plunder und steck' ihn in den Ofen, oder wirf ihn in den La Plata, wo er am tiefsten ist! Je eher, je besser, denn mit so etwas lockt man hier keinen Hund hinter dem Ofen hervor. Das kannst du mir glauben, denn ich kenne mich aus in diesen Dingen! Seit einem Monat habe ich hier so ziemlich alles versucht, was es zwischen

Himmel und Erde gibt, um eine Stelle zu bekommen. Ganze Tage und halbe Nächte lang habe ich hier gesessen und Briefe geschrieben an die verschiedenen Bonzen in den deutschen Geschäften; einen immer schmalziger als den anderen. Sie sind alle in den Papierkorb gewandert. Schade für die schöne Tinte! Wer hier eine Stelle haben will, der muss die Herrschaften persönlich aufsuchen in den Büros. Da kannst du dann etwas erleben, wenn du auf die Fahrt steigst! Wenn der Chef dich nicht hinauswirft, so tut's gewiss der Bürochef, und wenn sie beide nicht da sind, so flucht der Lehrbube mit dir auf Spanisch. Was meinst du wohl, für was sie unser einen hier anschauen – – »Gebildeter junger Mann aus Deutschland!« das ist hier alles nichts, und nicht viel mehr als eine Bewegung im Wege; gut genug, um langsam in den Straßen zu verkommen, wie kaum ein Hund bei uns zu Hause. Ich für mein Teil habe genug von dem Affenlande. Vor zwei Monaten, wie ich zuerst hier angekommen bin, habe ich den Kopf gerade so voll großer Rosinen gehabt wie du, aber seither bin ich gründlich kuriert worden. Mit dem nächsten Dampfer fahre ich wieder zurück nach Deutschland, und wehe dem, der mir dann noch einmal von Argentinien redet!«

Er hatte laut und zornig gesprochen, mit einer beißenden Stimme, die die anderen aufhorchen machte. Ein beifälliges Gemurmel kam aus allen Ecken des Raumes. – Ja, so sei es. Argentinien sei das traurigste Land der Welt; ein Land der Diebe, ein Land der Spitzbuben, ein Land der Hungerlei-



der, mit einem Wort: ein Affenland. Ein jeder belegte das Gesagte mit Beispielen aus seiner eigenen traurigen Erfahrung, und alle ohne Ausnahme waren der Meinung, dass eher ein Kamel durch ein Nadelöhr ginge, als dass ein junger Deutscher, der nicht über besondere Spezialkenntnisse verfügte, in Buenos Aires eine Stelle fände.

Da war aber einer – ein starker Mann mit wettergebräuntem Gesicht und einem schwarzen Vollbart – der aussah, als ob er eben erst einem Gerstäcker-schen Reiseroman entlaufen wäre – der schlug mit der großen Faust auf den Tisch, dass die Gläser tanzten.

»Lasst mich in Frieden mit eurem Snack!« fuhr er die Gesellschaft an, »tätet besser daran, euch ein bisschen mehr umzusehen, statt hier zu schwatzen über das Affenland. Das Land ist schon gut genug; es sind die Menschen darin, die nichts taugen. Was wisst ihr denn eigentlich von Argentinien? Was habt ihr von dem Lande gesehen? Nichts als das bisschen Buenos Aires, und auch davon nur eine kleine Ecke von der Darsena Norte bis nach der Plaza de Mayo. Lasst euch doch einmal erst den Pampawind um die Ohren blasen, wenn ihr da mitreden wollt! Dort draußen sind sie jetzt mitten in der Ernte, und froh um jeden, der ihnen dabei hilft. – Arbeit! Ho, die gibt es genug für den, der ihr nicht aus dem Wege geht! Aber dazu seid ihr wohl zu gut. Nicht anständig, nicht standesgemäß. Als ob man davon satt werden könnte! Ich bin auch nicht auf der Straße aufgelesen. Drüben in Deutschland – Caramba! –

bin ich Korpsstudent gewesen, aber in Argentinien habe ich getan wie die Argentinier tun. Einen dicken Strich habe ich unter mein Leben gezogen. Ich habe die Ärmel aufgekremgelt und mich ohne viele Umstände an die Arbeit gemacht. Erdarbeiter, Matrose, Straßenhändler, Zuckerbäcker und Straßenbahnschaffner bin ich gewesen. Ich habe gelernt, mit Kühen und Mauleseln umzugehen, ich kann die Heugabel hantieren wie nur einer, und mit dem großen Scheibenpflug kann ich euch eine Furche ziehen, dass man sie mit dem Lineal nachmessen kann. Und das ist auch eine Kunst. Verhungern tut man dabei nicht, und wer Zeit und Lust dazu hat, kann damit ein schönes Stück Geld verdienen. Im vorigen Sommer habe ich oben in Santa Fé bei der Weizenernte zweihundert Pesos gemacht und darauf beim Maispflücken in Corrientes mehr als fünfhundert Pesos. Wenn ich darauf aus wäre, so könnte ich heute schon eine ganze Estancia besitzen.«

Die anderen widersprachen heftig.

»Von wegen Estancia! Kannst froh sein, wenn du nicht auf der Straße verreckst in diesem gesegneten Lande. – Und mit den paar Batzen, die du dir hier als Saisonarbeiter verdient hast, brauchst du dich auch nicht dick zu tun. Dazu braucht man nicht übers Wasser zu gehen. Das können die Polacken bei uns zu Hause auch.«

Ich hörte nur halb auf das Gerede. Das Argentinien, das ich mir in meiner Fantasie ausgedacht hatte, sah doch wohl in der grauen Wirklichkeit etwas anders aus. Die gebratenen Tauben flogen ei-

nem offenbar auch hier nicht in den Mund, und wenn man sich nicht beizeiten umtat – hm ja, – so konnte man am Ende allerlei böse Erfahrungen machen. – Aber wie und wo sollte man sich wohl umtun, wenn man zu etwas kommen wollte? Zweifelnd und zögernd, voll trüber Gedanken, ging ich über die sonnige Straße, ohne recht zu wissen wohin. Ehe ich mich versah, stand ich mitten auf dem Paseo de Julio, der sich drunten am Hafen entlang der Landungsbrücken hinzieht. Dort ist es immer lebendig. Keine Stunde des Tages sieht ein Abflauen in dem Menschenstrom, der sich dort unter den schattigen Arkaden auf und ab wälzt. Denn hier ist der ständige Jahrmarkt des Ärmsten der Armen in Argentinien, des Peons. Hier ist es, wo er in den seltenen freien Tagen seines mühseligen Lebens seine bescheidenen Einkäufe besorgt und seinen anspruchslosen Vergnügungen nachgeht und am Ende wieder seine eigene Haut zu Markte trägt.

Es ist nicht sehr geheuer am Paseo de Julio. Es wimmelt von abenteuerlichen Gestalten, meistens Spaniern und Italienern, in allen Stadien der Zerlumptheit; so wie sie eben der Heuschober einer fernen Estancia oder das schmutzige Zwischendeck eines Überseedampfers von sich gegeben haben. Barfuß und barhäuptig, mit blauen Arbeitskleidern, an denen noch der Heusamen hängt, oft auch mit einem groben Sack auf dem Rücken, in dem sie ihre Habseligkeiten mitführen. Vor einem finsternen, muffigen Altwarengeschäft, über dessen Tür allerlei schmutzige, mottenzerfressene Kleidungsstücke herun-

terhängen, steht ein energischer semitischer Herr, der die kaufkräftig erscheinenden Vorübergehenden ohne weitere Umstände in seine Höhle hereinzieht. »Komme Sie herein, Herr Landsmann, werd' ich Ihnen verkaufen a nagelneier Iberzieher für drei Pesos!« Nebenan handelt ein unheimlich aussehender Araber mit Messern, Revolvern und gläsernen Diamanten. Er verdient ein Heidengeld. Aber am besten geht das Geschäft in den billigen Kaffeehäusern, wo man ungestört die ganze Nacht an den schmutzigen Tischen sitzen und bei einer Tasse Kaffee oder einer Portion »Eiscreme« aus gefrorenem Sodawasser die endlosen Films, deren Inhalt selbst ein weitherziges Gemüt als »etwas sehr frei« bezeichnen müsste, vor den schaulustigen Augen vorüberziehen lässt.

An einer Straßenecke hat ein Arbeiteragent sein Geschäft errichtet. Die säuberliche Handschrift auf der riesigen Tafel verkündet die schönen Stellen, die hier zu vergeben sind. Sie schreit es ins Publikum: »*A la cosecha, muchachos! – cinco pesos! cinco pesos!*« Und zuweilen kommt der Agent selber an die Tür und hilft noch etwas nach mit schallender Stimme und dröhnenden Stockschlägen auf die Tafel: »Dreitausend Peone für die Ernte in Cordoba! – Fünf Pesos pro Tag! Fünf Pesos, Caballeros!«

Nicht weit davon ist ein großer Auflauf. Mit lüsternten Blicken schauen die kleinen italienischen Schuhputzer und Eisverkäufer in das vergitterte Schaufenster, hinter dem sich die Goldstücke und die Banknoten aller Herren Länder zu Haufen tür-

men. Es ist die Agentur der »Veloce«.

»Nach Italien – dreißig Goldpesos!« schreit das große Schild über der Tür.

Lange stehen sie davor, die großen und kleinen Kinder, und überbieten einander im Gestikulieren. Was? Für dreißig Pesos nach Italien? Hat man je so etwas gehört? Warten wir noch bis morgen! Vielleicht geht er noch weiter im Preise herunter! O *dolce Italia mia!*

Das sind so einige von den Dingen, die man sehen kann am Paseo de Julio, Neuyork hat seine »Bowery«, San Franzisko seine Barbarenküste, über »Whitechapel« in London brütet das Elend. In Altona und Sankt Pauli gibt es zuweilen auch allerlei zu sehen, was nichts für empfindliche Gemüter ist, aber auf dem Paseo de Julio sieht man mehr Armut und Elend, als auf all' diesen Plätzen zusammengekommen. –

Langsam und nachdenklich, mit einem Herzen voll Zweifel und Bedenklichkeit, schlenderte ich durch diesen Jahrmarkt der Ärmlichkeit. – *To be or not to be!* – Hier war Arbeitsgelegenheit in Hülle und Fülle; man brauchte sich nur danach zu bücken. Von allen Wänden, von allen Tafeln, von grellen Reklameschildern, aus hundert heiseren Kehlen schrie es einem entgegen: Arbeit, Arbeit, Arbeit! – Und doch – und doch – immer wieder, wenn ich an einer solchen Tafel vorbeikam und die Löwenstimme der Agenten mir in den Ohren gellte: »*A la cosecha! A la cosecha, muchachos! Cinco pesos! Cinco pesos!*« musste ich einen Augenblick stehen bleiben.

Fünf Pesos! Das war keine schlechte Bezahlung. Mehrmals war ich drauf und dran, einen von den zungenfertigen Menschen anzusprechen, aber immer wieder schrak ich zurück vor dem barfüßigen Gewimmel, das sich in der Türe drängte. – Ja, wenn auch nur einer von denen einen Kragen, eine Krawatte oder wenigstens doch ein Paar ordentlicher Schuhe gehabt hätte! Aber das lief ja alles in Lumpen herum, in einem Zustand der Verwahrlosung, der nur am Paseo de Julio nicht polizeiwidrig war. Ich habe nie Talent und Neigung zum Kavalier gehabt und es daher auch nie sehr weit gebracht in diesen Fertigkeiten, aber inmitten dieser grauen Ärmlichkeit kam ich mir vor wie ein pelzverbrämter, diamantensprühender Börsenjobber unter einer Gesellschaft von Waschweibern. – Nein, sagte ich mir, da gehörst du nicht hin. Wenn du dich mit denen abgibst, so bist du auch nicht besser wie die. Wer sich unter die Kleie mischt, den fressen die Schweine. Du wirst Polenta essen müssen und nachts in den Heuschobern schlafen. Sie werden deine Arbeitskraft auspressen wie eine Zitrone, und eines Tages wirst du krank und müde auf der Straße liegen; genau so ein ausgemergeltes, tiefäugiges, barfüßiges Etwas mit einem Kartoffelsack voll schmutziger Lumpen auf dem Rücken wie alle die anderen hier in der Gegend.

Schnell ging ich wieder zurück nach dem Hotel und malte bis spät in die Nacht hinein hochachtungsvolle und ergebene Briefe an deutsche Firmen, deren Namen ich mir aus dem Adressbuch herausge-

schrieben hatte. Ach, es war wirklich schade um die schöne Tinte.

Soll ich erzählen von den Leiden und Freuden eines stellenlosen Handlungsgehilfen? Es ist eine gar so ärmliche und alltägliche Geschichte. Sie entbehrt so ganz der Romantik und alles dessen, was zu einer spannenden Geschichte gehört. Und dennoch –.

In manchen Städten habe ich mich schon nach Stellungen umgeschaut. In mancherlei Wetter. In der dumpfen Glut eines Neuyorker Hochsommertages; im Regen von San Francisco; in der grellen Sonne von Sidney und Melbourne; in der Steinwüste von London, wenn der dicke Kanalnebel die schmutzigen Häuserzeilen von Whitechapel samt dem Turm der St. Pauls Kathedrale verschlang. Aber solcher Sommer in Buenos Aires –.

Täglich verwandte ich mehrere Stunden an das Schreiben von Briefen, die ihn nicht erreichten. Zum mindesten hat sich keiner je die Mühe gemacht, den Empfang zu bestätigen. Als das nichts fruchtete, folgte ich dem Rat der anderen und irrte tagelang in der Stadt umher, um »die Bonzen« in ihrem Allerheiligsten aufzusuchen. Kaum einen Winkel von Buenos Aires gibt es, den ich in jenen Tagen nicht besucht hätte. Wenn ich zurückdenke an jene Wochen vergeblicher Wanderungen in der großen Stadt, so tanzen die Erinnerungen wie die Kobolde in meinem Kopfe, und es ist, als ob ich das alles erst gestern erlebt hätte. Wieder sehe ich das dampfende Asphaltpflaster in der glühenden Sommer-

hitze, das wimmelnde Leben in den engen Geschäftsstraßen, die rasenden Autos auf den weiten Avenidas und die weißen Paläste am Park von Palermo.

Soll ich davon erzählen? Ach, die Straßen und Städte sind überall grau für den armen Arbeitslosen! Ich weiß nur, dass in dieser weitgebauten Stadt die Straßen lang und die Entfernungen endlos sind, und dass hinter diesen endlosen Entfernungen immer und immer wieder eine neue Enttäuschung auf mich wartete. Wie ein Bettler kam ich mir vor auf meinen Wanderungen.

✱

»Und ist das alles?«

»Ja.«

Der hohe Herr schaute auf die Papiere, die vor ihm auf dem Schreibtisch lagen. Einjährigengzeugnis, Diplom der Handelshochschule – das alles schien ihm nicht sonderlich zu imponieren. Es folgte eine Pause erwartungsvollen Schweigens, während dessen die grauen Augenbrauen des Prinzipals sich unheimlich zusammenzogen. An der Decke summt der Ventilator. Im Nebenzimmer tickte die Schreibmaschine und von draußen kam durch das offene Fenster das Geschrei der Zeitungsjungen: »Le Prensa! La Argentina!«

Langsam faltete der Herr die Papiere zusammen und überreichte sie mir wieder mit einer ganz kleinen Andeutung einer Verbeugung. »Bedaure. Adieu.«

Da stand ich nun wieder, wie schon so oft in die-



sen Tagen, in dem großen Treppenhaus, vor einer mit goldenen Lettern besetzten Glastüre, die hinter mir zugemacht worden war. Vor zehn Minuten war ich mit dem Fahrstuhl hinauf gefahren nach dem Büro; nun ging ich wieder zu Fuß hinunter über die vielen Stufen der breiten Steintreppe des hohen Gebäudes. Ich hatte ja so viel Zeit.

Draußen brütete noch immer die Hitze in den Straßen, und der Staub lag fingerdick auf den Marmorplatten der kleinen runden Tische unter den Baumkronen der Plaza de Mayo. Langsam bahnte ich mir einen Weg durch das Gewühl der Menschen, die sich vor dem Gebäude der »Prensa« drängten. Ein Zeitungsjunge rannte in vollem Lauf mit mir zusammen. Ein dicker Herr trat mir auf beide Füße und fluchte dabei etwas Spanisches. Aber ich achtete es nicht. Ich war viel zu sehr vertieft in den Zettel, auf dem noch eine ganze Anzahl weiterer Adressen aufgezeichnet waren. – Wohin ich mich wohl zunächst wenden sollte? Da war das Speditionsgeschäft von Chase & Co. in der »Bartolome Mitre«. Oder die Agentur von Waiß & Freitag, drunten am Hafen. Vielleicht wäre das noch am meisten zu empfehlen. – Ja, und dann würde ich wieder ein kleines Vermögen an Straßenbahngeldern verfahren. Ich würde mir die Füße wund und die Absätze krumm laufen, und sie würden mich am Ende doch alle wieder abfertigen nach der Weise, die ich schon allzu gut kannte: »Bedaure sehr.« – »Kommen Sie nächste Woche mal wieder.« – »Lassen Sie mich gefälligst in Ruhe!« Und das sollte nun so weiter ge-

hen?

Ach was! Langsam zerriss ich den Zettel und streute im Fortgehen die Fetzen über die Straße. Mechanisch tappte ich weiter, ohne recht zu wissen wohin. Es war ja auch so gleichgültig. Ehe ich mich's versah, stand ich mitten in der Vorstadt Barracas.

Es war still hier in der Gegend. Nur ab und zu rollte ein Fruchtkarren über das holperige Pflaster, oder ein grauköpfiger Italiener ging vorüber mit einem großen, glänzenden Fisch auf dem Rücken und brüllte sein »pesca'o!«, dass es weithin hallte in den engen Gassen. Hinter den dicken, gewölbten Eisenstäben, die die flachen, einstöckigen Häuser gegen die Außenwelt abschlossen, klimperte zuweilen ein verschlafener Banjo. Da und dort stand an einem Haus das Tor weit offen, und man konnte durch die Einfahrt hindurch bis in den Patio sehen, wo zwischen nickenden Palmen und farbenfrohen Oleantern ein kühlender Springbrunnen plätscherte.

Allmählich begann die dunstige Hafenatmosphäre aufzusteigen. Düstere Holzhöfe umsäumten die schattenlose Straße. Salzwasser und Teerge-  
ruch lagen in der Luft, und in der Ferne brüllten die misstönenden Sirenen vorübergleitender Dampfer. Da lag die »Boca« mit ihren langen, schwarzen Lagerschuppen, mit den gewaltigen Bretterstößen entlang der Werften und den stolzen Seglern, die mit ihrem zierlichen Wald von Masten und Raaen in den tiefblauen Abendhimmel hineinragten.

In einer ärmlichen Schifferkneipe, dicht am Kai, wo rasselnde Dampfwinden die langen Bretterbün-

del aus dem Bauch eines großen Trampdampfers heraufbeförderten, kehrte ich ein, denn ich war todmüde von dem Umherwandern. – Warum ich das alles erzähle? Wohl nur deshalb, weil die Erinnerung daran nach reichlich fünf Jahren noch so fest in meinem Kopfe haften geblieben ist.

Es war eine von den Kneipen, wie man sie auch an der Dittmar Koelstraße in Hamburg sehen kann. Die Wände waren bedeckt mit Bildern von Schiffen und Matrosen. Von der rauchigen Decke hing das kunstvoll gearbeitete Modell einer Viermastbark. Auf dem mächtigen Bierfass neben der Bar schnurrte eine Katze. Irgendwo im düsteren Hintergrund zirpte ein Kanarienvogel. Auf der Bar stand eine schmutzige Käseglocke, um die die Fliegen summten. Die nussbraune Dame, die mir ein Glas Wein brachte, mochte in mir eine verwandte Seele sehen. »Ah, *pobrecito*,« sagte sie mit wehleidiger Miene, »*como está fea la vida!* Wie ist das Leben so hässlich!«

Dann setzte sie sich zu mir an den Tisch und erzählte eine lange und rührselige Geschichte von einem ihrer Kunden, einem Schauermann, der an dem Morgen bei der Arbeit in den Laderaum gefallen war und sich dabei das Genick gebrochen hatte. Er hinterlasse eine Frau und sieben Kinder, und was das schlimmste wäre, von den 5000 Pesos Lebensversicherung habe er seit zwei Jahren keine Policen mehr bezahlt. – »Ah, *que desgracia!* Was für ein Unglück, Caballero!«

Eine ganze Stunde lang redete sie weiter in ih-

rem merkwürdigen *tutti frutti* von Englisch und Spanisch. Sie rauchte Zigaretten, sie kaute Tabak, sie spuckte auf den Boden, sie fluchte wie ein Schlächter von Billingsgate. Sie war geschminkt und gepudert und hatte gefärbte Augenbrauen. Aber ich hörte ihr dennoch zu, denn ich fühlte mich so einsam und verlassen in der großen Stadt, dass selbst eine nussbraune Dame an der schattigen Seite der Vierzig mir lieber war als gar niemand auf der weiten Welt, der sich um mich kümmerte.

Als es dunkel wurde, begann es lebendiger zu werden in der Wirtschaft. Hafenarbeiter kamen hereingestolpert und stürzten eine Caña<sup>2</sup> in die durstige Kehle. Und dann schnell noch eine. Dann setzten sie sich zusammen an einen Tisch und packten die schmierigen Karten mit den krummen, abgearbeiteten Händen. Eine Gesellschaft von »landfeinen« Matrosen pflanzte sich vor dem Schenktisch auf. Ihre Gespräche rochen nach Salzwasser und Seeluft. Immer mehr Menschen kamen von draußen herein. Sie hockten auf den Fässern und spannen lange Garne. Sie saßen an den Tischen und spielten mit den schmierigen Karten. Die heiße Luft zitterte an der Decke und der graue Tabaksnebel verschlang alle Formen und Gestalten in dem Zimmer.

Ach, es war lange her, seit ich nichts mehr von Fallen und Brassen, von Nocks und Gordings und vom Royalraaen gehört hatte! – War es denn nur der verdammte mendocinische Rotwein, der eben in meinem Kopfe Longfellowsche Verse rezitierte?

Der düsteren Werfte gedenk' ich,  
Die tosende Brandung ich seh;  
Wie der span'sche Matrose den Bart sich strich,  
Die herrlichen Schiffe, sie grüßen mich  
Und der Zauber der wogenden See.

»Zu welchem Schiff gehörst denn du?« redete mich ein langer Norweger an.

»Zu gar keinem.«

»Dann wird's Zeit, dass du dich nach einem umsiehst.«

Noch immer mehr Gäste kamen von draußen herein. Matrosen, Strandläufer, Schauerleute. Ein dicker Däne hatte seine Quetschmaschine in Gang gesetzt, und in einer Ecke begleitete ihn einer auf einem verstimmten Klavier.

*Once I went roaming on Radcliffroad  
Pull boys, pull what you can –*

Eine schlampige, zigeunerhaft aufgemachte Frauensperson tanzte dazu einen landesüblichen Tango und sammelte dann die Nickelmünzen auf einem rasselnden Tambourin. Sie mochte mich in dieser ärmlichen Gesellschaft als besonders zahlungsfähiges Objekt erspäht haben, denn das Nickelstück, das ich ihr spendete, warf sie zornig wieder auf den Tisch und überschüttete mich dabei mit einer Flut von französischen – sagen wir einmal Liebenswürdigkeiten. Es war nicht eben die Sprache Voltaire's, die sie gebrauchte, aber inmitten dieser fremden

Menschen kam mir das alles merkwürdig vertraut und heimatlich vor. Sie machte große Augen, als ich in derselben Sprache antwortete. »Eh bien, moi, c'est Georgette!« sagte sie, indem sie sich auf den nächsten Stuhl setzte und einen Liter Rotwein auf meine Kosten bestellte. Dann fing sie an, rührselig zu werden und erzählte von »la belle France«. Sie rauchte zahllose Zigaretten und trank Zuckerrohrschnaps und bestellte noch einen Liter Rotwein auf mein Konto. Die Dame Georgette fing an, mir fürchterlich zu werden. Beim dritten Liter Rotwein versuchte ich die Sitzung gewaltsam abubrechen, wogegen sich Georgette energisch zur Wehr setzte.

»Was?« rief sie aus, »kein Geld hast du, und keine Arbeit kannst du finden? – Ja, *nom de dieu*, wo hast du dich denn danach umgesehen? Die ganze Boca ist doch voll davon. Warte einen Augenblick! Ich werde hinüber laufen zu Boston-Bill. Der wird ein Plätzchen für dich finden auf einem feinen Segelschiff, das morgen nach Hamburg fährt. Die Vorschussnote von fünf Pfund können wir gleich heute Abend verjubeln, denn das Geld brauchst du nachher doch nicht.«

Während sie davoneilte, suchte ich meine etwas in Unordnung geratenen Gedanken zusammen. Eine große Seereise hatte immer etwas Verlockendes, und ich war gerade in der Stimmung, in der man Dinge tut, an die man sonst im Traume nicht denken würde. – Aber jetzt gleich wieder zurück nach Hamburg, weil hier im Lande Argentinien vorerst nicht alles nach Wunsch gegangen war, weil

man in einer Spelunke an der Wasserkante etwas mehr Rotwein getrunken hatte, als sich mit dem Durst vertragen ließ, und weil so eine hergelaufene Georgette – – nein, das wäre doch zu eigentümlich!

Es klang auch nicht sehr ermutigend, was die anderen über diese junge Dame zu sagen wussten.

»Ja, Georgette,« meinten sie, »die wird dir immer eine Stelle auf einem Schiffe finden, und wenn du ein Bischof wärest. Die arbeitet zusammen mit Schanghai-Bill, der den neuschottländischen Totsegelern die Mannschaft besorgt, weil sie sonst keine finden können. Drei Stück davon liegen jetzt im Hafen. Natürlich ist die Mannschaft vollzählig ausgepickt und sie zahlen hundert Pesos Blutgeld für jeden, den sie an Bord bekommen.«

Wenn ich je noch im Zweifel gewesen wäre, so hätte diese Belehrung mich sicher zur Vernunft gebracht. Wer einmal auf Segelschiffen gefahren hat, der weiß, was es mit den Neuschottländern auf sich hat. Viel Arbeit und wenig Brot, steinharte Biskuits, die von Maden wimmeln, verfaultes Salzfleisch, das selbst bei Kap Horn zehn Meter gegen den Wind zu stinken vermag, und graues Hafermehl, das in der Suppe zu Sandkörnern verkocht. Dazu ein blaunasierter Yankee kapitän, mehr Teufel als Mensch, der Sonntags das Verdeck mit Sand und Stein schrappen lässt, und vor dem grimmigsten Wetter die Segel nicht streicht, bis mit donnerndem Knall die Masten selbst herunterkommen.

Ja, und nun würde wohl im Auftrag eines solchen blaunasigen Unmenschen so ein dicker Heuer-

baas hier hereinkommen. Er würde mich eine Vorschussnote auf fünf oder noch mehr englische Pfund unterschreiben lassen und den größten Teil der Summe gleich selber einstecken. Für den Rest der Summe würde Georgette Whisky bestellen; den abscheulichen scharfen Wasserkantwhisky, der einen in einer halben Stunde toll machen konnte. Das ganze Haus, alle Vagabunden und Strandläufer an der ganzen Boca würden sich auf meine Kosten einen guten Tag machen. Es würde eine tolle Nacht geben. Und am Morgen – ach, es würde alles wieder so sein wie damals, damals an der Barbaryküste zu San Francisco. – Damals im Blauen Anker! Mich überlief es mit einer Gänsehaut, wenn ich daran dachte. Ganz still und unauffällig machte ich mich aus dem Staube. Sobald ich aber die Tür hinter mir hatte, rannte ich über die Straße, so schnell mich die Beine trugen.

Draußen war es schon ganz dunkel. Der Widerschein der Schiffslaternen zitterte auf dem Wasser. Das weiße Licht der elektrischen Bogenlampen lag kalt und still zwischen den schwarzen Bretterstößen. Ein frischer Seewind summt leise in der lautlosen Nacht. Je weiter diese Gegend hinter mir lag, je wohler wurde mir zumute.

★

Acht Tage später fand mich der Monat Dezember immer noch als armen Arbeitslosen in den staubigen Straßen jener großen Stadt, die so sehr zu Unrecht den Namen Buenos Aires (Gute Lüfte) trägt. Die Hitze war inzwischen noch unerträglicher ge-



worden, das graue Asphaltpflaster fing an zu kochen, und der Staub lag in gelben Wolken über den Straßen.

Ein deutscher Strandläufer, der sich auskannte, hatte mir die Adresse des Schutzvereins für germanische Auswanderer verraten. »Du musst um zehn Uhr morgens hin gehen,« hatte er mir gesagt, »dann triffst du den Pastor selber an. Der ist eine gute Seele und sehr leicht zu verkohlen. Wenn du ihm sagst, dass du in Valparaiso von einem Segler durchgebrannt bist und von dort zu Fuß über die Anden gemacht hast, so wird er dir ohne weiteres fünf Pesos und eine Anweisung auf vierzehn Tage Kost und Wohnung im deutschen Seemannsheim geben. Nach acht Tagen kannst du ruhig wieder kommen und ihm ein neues Märchen erzählen, denn er ist sehr kurzsichtig und wird dich nicht wieder erkennen. Er ist ganz leicht, sage ich dir; manchen Peso habe ich ihm schon abgeluxt. Jetzt kann ich mein Gesicht dort nicht mehr zeigen. – Mittags wirst du dort Don Guillermo antreffen. Den kannst du auch noch mitnehmen, wenn du ihm einen anderen Namen angibst. Er ist aber sehr schwierig; ein ausgekochter, sehr genauer und sehr neugieriger Schiffskapitän, dem du eine ganze Ahnengalerie von Arbeitgebern vorlügen musst, ehe er dir ein paar lumpige Gastmarken für ein Nachtlogis oder eine Wassersuppe in einer Spelunke an der Boca hinwirft.«

So ging ich denn vorsichtigerweise um zehn Uhr nach dem Büro.

Der freundliche Herr in dem kleinen Hause in

der Calle Viamonte betrachtete mich verwundert durch seine goldumränderten Brillengläser; etwa so wie ein grübelnder Professor, der über seinen Büchern soeben auf ein ganz großes Problem gestoßen ist.

»Wie, Sie wollen kein Geld? Und keine Unterstützung? Nur Arbeit? Das ist interessant. – Wirklich sehr interessant, sonst haben's die Leute in der Regel nur auf meine Gastmarken abgesehen.« Noch ganz überwältigt von solcher Offenbarung schrieb er mir die Adresse einer reichen Witwe auf, die zur ersten Gesellschaft von Buenos Aires gehörte und einen Hauslehrer für ihren ungezogenen Prinzen suchte. »Sie können es einmal hier versuchen,« sagte der Pastor, »große Hoffnungen brauchen Sie sich nicht zu machen. Im letzten Halbjahr ist die mit sieben Hauslehrern fertig geworden. Tut mir leid, dass ich Ihnen nichts anderes anbieten kann.«

–

Da stand ich nun vor der gesuchten Adresse, mitten auf der Avenida Alvear. Fürwahr, ein herrschaftliches Gebäude! Ein Schloss? Nein, ein Palast! Ein herrschaftlicher Garten mit dunklen Eukalyptusbäumen, sammetgrünen Rasenflächen und farbensprühenden Blumen. Vornehm weite, kiesbestreute Wege, eine jagende Diana auf einem Marmorsockel und dahinter eine funkelnde Herrlichkeit von gelben Sandsteinen und grauem Granit.

Ob die Señora zu sprechen wäre?

Der Kammerdiener schaute mich misstrauisch von oben bis unten an. Dann fuhr er mit der Hand

über sein breites, glattrasiertes Gesicht. Dann putzte er ein Stäubchen von dem tiefblauen Tuch seiner goldbetreßten Uniform.

Was ich denn wolle?

»Oh, eine ganz private Angelegenheit!«

Kammerdiener sind immer stolz. Es kostete keine geringe Überredungskunst, bis ich den hohen Herrn so weit hatte, dass er sich herbeiließ, mir zu bedeuten, ich solle im Patio den weiteren Verlauf der Dinge abwarten.

Der Patio ist das Herz jedes Hauses in maurischer Bauart, und die Spanier entwickeln oft großen Geschmack in seiner Ausstattung. Aber dieser hier war wie ein Kapitel aus Tausendundeiner Nacht. Schimmernde Steinplatten, leuchtender Marmor, plätschernde Springbrunnen und zart gefiederte Fächerpalmen, auf denen sich knallrote Papageien wiegten. Ein würziger Duft von Orangen- und Oleanderblüten lag schwer und berauschend in der Luft. Ich musste lange warten, und das träumerische Geplätscher des Brunnens hatte mich schon fast in den Schlaf gesungen, als der Diener mit einer umfangreichen Verbeugung auf der Bildfläche erschien:

»La señora!«

Auf breiten, herrschaftlichen Marmortreppen, über schwere Läufer, auf denen die Schritte lautlos verhallten, ging es durch eine große Doppeltür in ein zierliches Vorzimmer und von dort durch eine mit kostbaren Teppichen behangene Portiere in ein großes, weißes, wunderlich verschnörkeltes Zim-

mer im Rokokostil. Die Señora, die es nicht der Mühe wert hielt, sich um eines kleinen Hauslehrers willen von ihrem Sitz zu erheben, führte das goldene Lorgnon langsam zu den Augen. Sie trug ein enganliegendes Schleppenkleid nach der neuesten Mode und darüber eine Mantilla,<sup>3</sup> so bunt wie einer der Papageien im Patio. Sie funkelte von Perlen und Diamanten. Und damit von all' dieser Pracht nichts verloren ginge, hatte sie den Stuhl genau auf den Fleck gestellt, wo zwischen den schweren Vorhängen ein heller Lichtstrahl in das vornehme Halbdunkel des großen Zimmers fiel.

»Monsieur?«

So gut ich es vermochte, brachte ich in meinem noch recht holperigen Spanisch mein Anliegen vor. Die Señora lächelte. Ein merkwürdig kaltes, süßsaureres, automatisches Lächeln. Sie fragte dies und das und lächelte dabei noch immer auf dieselbe Weise. – Ah, dieses Lächeln! Irgend ein Teufelskünstler in einem Pariser Schönheitsinstitut hatte es so in ihre Gesichtslinien hineingezaubert, und nun konnte sie gar nicht mehr anders. Sie würde lächeln, wenn sie zu einem Begräbnis ginge. Sie wird einmal – woher kommt mir der grausige Gedanke? – sie wird einmal mit bleichem Gesicht und gebrochenen Augen, aber noch immer lächelnd, auf dem Totenbett liegen.

»Parlez-vous français?« fragte sie zögernd.

»Oui, madame.«

»Do you also speak English?«

»Yes, madam.«

»Bueno! Das ist die Hauptsache. *Vous savez, monsieur*, ich spreche alle Sprachen. – *Yes, sir, I can speak almost any language.* – *L'anglais, le français, l'italien ...* Und ich will, dass meine Kinder das auch lernen! *C'est tellement chic, vous savez.*«

Ich wollte etwas darauf erwidern, aber ich kam nicht dazu in dieser Kaskade von Worten, in der die Sprachen aller Länder in allen Farben des Regenbogens schillerten. Als Madame endlich dazu kam, eine Atempause zu machen, meldete der Kammerdiener den Besuch seiner Exzellenz.

Schnell wurde ich hinauskomplimentiert mit dem Ersuchen, am nächsten Tage wieder zu erscheinen. Der Diener führte mich wieder über die lautlosen Treppen hinunter und über den kiesbestreuten Parkweg bis zum Gartentor, wo er sich vor mir verneigte bis zur Erde.

Draußen atmete ich auf. Langsam schritt ich weiter über die sonnige Straße und fing an tief nachzudenken über das, was ich soeben erlebt und gesehen hatte. – Und da sollte ich morgen wiederkommen und den ganzen Spuk von Parks, Palästen, Kammerdienern noch einmal über mich ergehen lassen? Gewiss: ich brauchte eine Stelle so nötig wie das tägliche Brot, und ich hätte mich wahrhaftig anheischig gemacht, selbst einen Drachen zu töten, wenn man es mir zugemutet hätte, aber das da – nein, das war doch zu viel für meine bürgerliche Ängstlichkeit!

Da es noch früh am Tage war und ich ohnehin nichts Besseres zu tun hatte, wanderte ich lange

durch die weitgedehnten Anlagen des Parks von Palermo. Ich kam auf einen Hügel in der Nähe des Campo Santo, von wo man eine weite Aussicht auf die umgebende Landschaft hat. Lange schaute ich hinunter auf die flachen Dächer der fremden Stadt, bis die Sonne hinter den schwarzen Baumkronen versank, bis der Abend einen Goldregen in der Ferne sprühte und die Dunkelheit ein Meer von Lichtern entfachte. Mich fröstelte in der sinkenden Nacht. Ich zählte die Pesos zusammen, die ich in der Tasche hatte. Es waren nicht mehr viele.

Ich fing an nachzudenken über all das, was ich in diesen vierzehn Tagen in Buenos Aires erlebt und gesehen hatte. – War es wirklich erst vierzehn Tage her? Mir war, als ob schon bald ein Jahr verflossen war, seit die »Pernambuco« an der Darsena Norte festgemacht hatte. – Gar nicht zufrieden war ich mit meinen Erfahrungen, und ich fing an, mich selbst zu schelten ob meiner Ungeschicklichkeit. Kurt Faber, du bist dumm gewesen! Wie ein richtiges Grünhorn hast du dich benommen. Überall hast du das Ding am falschen Ende angepackt; überall bist du um eine Nasenlänge zu spät gekommen; bist immer noch der alte fantastische Träumer, der flatterhaft unstete Unruhgeist gewesen, wo du doch längst schon wissen solltest, dass die Dinge hart beieinander wohnen in dieser kalten, bösen Welt.

Ein reicher Mann willst du einmal werden, wie dieser Mister Chicago? Dann musst du dich aber ganz anders umtun, als du es bisher getan hast. Du musst die Ellenbogen ganz anders gebrauchen,

musst die Ohren ganz anders steif halten, wenn du einmal dein Glück machen willst im Lande Argentinien.

---

1. Pueblo = Städtchen. <<<
2. Caña ist ein gleich dem Rum aus Zuckerrohr hergestellter Schnaps. <<<
3. Schleiertuch <<<

## In der Pampa

VON STUFE ZU STUFE. – INTERMEZZO IM  
»HEIDELBERGER FASS«. – DIE ENGLÄNDER AUF DEM  
KRIEGSPFADE. – MIT CHILENISCHEN LÖWEN IST NICHT  
ZU SPAßEN. – WAS MAN BEIM WHISKY ERZÄHLT. – DER  
LANGE HEINRICH MACHT IN WELTGESCHICHTE. – DER  
GASSENBUBE ALS RETTUNGSENGEL. – DER  
GESCHÄFTSTÜCHTIGE HERR SILBERSTEIN. – ABREISE  
NACH DER PAMPA. – MISTER SMITH IST NICHT  
AUFZUFINDEN. – ENDLICH ARBEIT. – WEIHNACHTSABEND  
AUF DER DRESCHMASCHINE. – ETWAS VON CHACAREROS  
UND ANDEREN CABALLEROS. – SCHWERE ARBEIT. –  
WIEDER EIN MENSCH. – POLITIK IM KRAMLADEN. –  
SAMOANISCHE REISEPLÄNE.

Die Idealisten mögen sagen was sie wollen: Der Mensch, in seiner gesellschaftlichen Stellung, ist doch nur ein Produkt seines mehr oder minder großen Geldbeutels. Was ist der Wandersmann in fernen Landen, wenn er nicht ein Scheckbuch, einen Kreditbrief, oder doch einen wohlgefüllten Geldbeutel sein eigen nennt? Ein Nichts; weniger als ein Nichts; ein nichtsnutziger Vagabund, ein verabscheuungswürdiges Wesen, auf das jeder Krämerlehrling mit einer Welt von Geringschätzung herabsieht. Die paar Groschen, die er mit ins Land gebracht hat, sind bald aufgezehrt, und dann geht es schnell bergab, bergab von Stufe zu Stufe, wie es in den Romanen heißt.



Die Preise in den Gasthäusern an der 25 de Mayo waren mir bald über den Kopf gewachsen, und ich verlegte den Schauplatz meiner Tätigkeit nach dem Paseo de Julio in das Gasthaus zum »Heidelberger Fass«. – Ein Hotel International im wahrsten Sinne des Wortes. Verwegen dreinschauende Gestalten aller Rassen und Völker saßen auf den kahlen Bänken, und über den weißen, schwarzen und braunen Köpfen mühten sich hemdsärmelige Kellner, die mit Flaschen und Biergläsern und einem halben Dutzend fremder Sprachen jonglierten.

Schon gleich in der ersten Stunde meines Aufenthalts erlebte ich eine Szene, die allerlei Vielversprechendes für die Zukunft voraussehen ließ. An einem runden Tisch in der Nähe der Bar saß ein exotisch aussehender Herr mit schmutzigem Kragen und knallroter, schon etwas fettig gewordener Krawatte und brütete über einem Glase Vermouth. Ich stand an der Bar und betrachtete ihn aus einem Winkel meiner Augen. »Es ist der chilenische Löwe,« sagte einer, der neben mir stand, mit einer Stimme, die vor Ehrfurcht erschauerte, »er ist stark wie ein Stier und flink wie eine Katze. Der beste Ringkämpfer in ganz Südamerika. Er kann mit Zentnergewichten Fangball spielen und mit dem Brustkasten die stärksten Ketten sprengen. Er kann mit den Zähnen einen Stuhl mitsamt einer Riesendame vom Boden aufheben – ja, das kann er! Zweimal in der Woche zeigt er seine Kunst in einem Varieté in der Calle Callao und macht dabei an einem Abend mehr Pesos, als unsereins in drei Jahren.«

Auf diese Auskunft hin betrachtete ich mir den großen Mann noch etwas genauer. Er war in der Tat groß und kräftig gebaut, aber nichts in seinem Äußeren ließ auf die Qualitäten schließen, die man mir eben in so glühenden Farben geschildert hatte. Das Gesicht war ziemlich schmal, fast kindlich, und nichts war da, das ein Löwengebiss vermuten ließ, mit dem man Riesendamen vom Boden aufheben konnte. Während ich ihn noch betrachtete, war eine Gesellschaft von stark angetrunkenen englischen Seeleuten hereingekommen, denen man die Rauflust an den Augen ablesen konnte.

»Platz da, Jack!« sagte einer, indem er den Chilenen beiseite stieß und sich selbst mit den anderen breit an den Tisch hinflegelte. Der Chilene verneigte sich mit kastilischer Höflichkeit und anscheinend ohne die geringste Gemütsbewegung. Bescheiden nahm er mit einem kleinen Plätzchen vorlieb, während die Engländer es sich bequem machten. Ich fand solches Benehmen nicht sehr würdig für einen Preiskämpfer.

»Mach Platz, du Dago!«<sup>1</sup> fuhr ihn ein anderer Engländer an und stieß ihn vollends vom Tisch weg. Der Chilene setzte sich mit seinem Glase an einen benachbarten Tisch. Er war noch immer ganz Höflichkeit und Unterwürfigkeit, aber in seinen grünlich schillernden Augen blitzte es wie Wetterleuchten vor einem herannahenden Gewitter. Ich war nun wirklich gespannt auf den Ausgang der Sache, denn auf der ganzen Welt gibt es kein untraktable-

res Geschöpf, als eine englische Teerjacke, wenn sie ein gewisses Maß von Whisky zu sich genommen hat. Einer von den Kerlen, ein rothaariger Kunde, mit einem Gesicht wie ein Schauermann an den Liverpool Docks, ging auf den Chilenen zu und apostrophierte ihn in einer Sprache, vor der sich die Feder sträubt.

Der Chilene rührte sich nicht.

»Mach dass du hinauskommst, du brauner Hundesohn!«

Keine Antwort.

»Wird's bald, du schwarzes Affengesicht?«

Noch immer unheildrohendes Schweigen.

»Ich glaube gar, der Kerl will sich zur Wehr setzen? – Beim Teufel, ja! was ein richtiger Engländer ist, der kann zehn von eurer Sorte zum Frühstück verspeisen.«

Die Kampflost der Engländer war inzwischen auf dem Siedepunkt angelangt. Einer warf seinen Rock hin und krempelte die Ärmel seines schmutzigen Tuchhemdes auf.

»Come on, you Dago!«

Aber noch ehe ein weiteres Wort über seine Lippen kam, hatte ihn der Chilene mit einem Tschiutschitsugriff, der den Fachmann verriet, im Kreuz gepackt und über die Köpfe des Publikums hinweg in einen großen Wandspiegel geworfen, der klirrend in Scherben ging. Schnell wie der Blitz fiel er über die anderen beiden her. Den einen warf er so gegen die Wand, dass er mit den Füßen an den Whiskyflaschen hinter der Bar landete und mit dem Kopf zu-

erst in einen hochaufgetürmten Haufen von schmutzigen Tellern fiel. Nachdem er noch den dritten mit einem Stuhlbein niedergeschlagen hatte, hob er behutsam die Zigarette wieder auf, die er vor dem Intermezzo vorsorglich auf den Tischrand gelegt hatte, und ging langsam und würdevoll hinaus, als ob er eben aus der Kirche käme.

Kopfschüttelnd kam der Wirt herbei und beschaute das Trümmerfeld von Scherben und Splittern. »Nette Bescherung, das!« sagte er kaltblütig, und nicht ohne einen Unterton der Bewunderung, »wer, beim Teufel, hat denn diese Dampfsäge hier hereingelassen?«

Wir standen an jenem Abend noch lange an der Bar und besprachen das Ereignis und waren alle der Ansicht, dass das, was wir soeben gesehen hatten, ein verflucht hübsches und sauberes Stück Arbeit gewesen war. Wir tranken einen starken Wasserkantwhisky, zusammengebraut aus drei Litern Essig, sechs Lot Schwefelsäure, fünf Pfund Tigerkrallen, viel Pfeffer und neunzig Prozent Alkohol. Ich fand das Zeug abscheulich, aber einer der Kunden, der dabei stand, und den sie den langen Heinrich nannten, meinte mit Kennermiene, es gäbe überhaupt keine schlechten Schnäpse. Er kenne nur solche, die gut, und solche, die noch besser sind. Droben an der Bowery zu Neuyork habe er schon Whisky getrunken, der den blaunasigen Yankee kapitänen die Haare von den Zähnen wegbrannte. Nachdem er so bei seinem Lieblingsthema angelangt war, erzählte er noch von anderen scharfen Getränken und noch

schärferen Raufereien. Wahrheit und Dichtung in bunter Mischung, und dazwischen manche faustdicke Lüge, aber das leichtsinnige Volk um ihn herum nahm alles gläubig auf wie lauterer Evangelium. Denn der lange Heinrich war ein Mann, der etwas galt in dieser Gesellschaft. Schon seine äußere Erscheinung war keineswegs alltäglich. Er war so lang wie ein Tag ohne Sonne. Er hatte große, blaue Augen unter buschigen Augenbrauen, die tief aus ihren Höhlen herausschauten, in einem dünnen ausgetrockneten Gesicht, das von der Sonne aller Zonen zu braunem Leder gegerbt war. Er hatte bereits ein wildbewegtes Leben hinter sich, das selbst in der Welt der Vagabunden Aufsehen erregen konnte. Einmal, vor vielen Jahren, hatte er in Deutschland Philosophie studiert; aber dazwischen lagen Leichtsinn und Schulden und Not und Entbehrung und tausend Enttäuschungen, die ihn immer tiefer hinabgezogen hatten in die Niederungen des Lebens. Der spanisch-amerikanische Krieg hatte ihm einst einen Strauß von kriegerischen Lorbeeren vorgegaukelt, der dann in einem dumpfen Fieberspital in Florida vorzeitig verwelkte. Der Burenkrieg fand ihn als Pferdehüter unter südafrikanischer Sonne. Den Philippinenkrieg hatte er als Sanitätssoldat der U. S. Armee mitgemacht, und im japanischen Kriege hatte er auf einem Blockadebrecher von Wladiwostok Dienste genommen. Überall, wo es in den letzten zwanzig Jahren etwas zu raufen gab, war der lange Heinrich stets »mitten mang« gewesen; ein wandelndes Stück moderner Kriegsgeschichte. Dann

aber, als eine Ruhepause eintrat im Streite der Völker, mochte er sich wohl mit Cajetan gesagt haben:

*Sage, was werden wir jetzt beginnen,  
Da die Fürsten ruhen im Streit,  
Auszufüllen die Leere der Tage  
Und die lange, unendliche Zeit?*

Südamerika schien ihm das geeignete Feld für seine weitere Tätigkeit, zumal Buenos Aires. Derartige Existenzen landen früher oder später immer in Buenos Aires. Abwechselnd trieb er sich in Rosario, in Montevideo und Bahia Blanca umher als ein verkommener Vagabund, während die großen Augen stets unruhig nach den fernsten Winkeln der Erde ausschauten, ob da nicht wieder irgendwo etwas in Gang kommen wollte.

An jenem Abend war der lange Heinrich bei guter Laune. Er sagte, er habe heute gute Kommerze gemacht. Am Bahnhof Retiro habe er einen Bonzen angetroffen, der gerade auf den Zug nach Rosario wartete. Dem habe er die Geschichte von der Frau und den fünf Kindern erzählt, worauf der andere ohne weiteres mit einer Fahrkarte nach Mendoza herausrückte. Die habe er nun zu Geld gemacht und könne sich dafür heute etwas leisten. Aber solche Unschuldslämmer finde man auch nicht alle Tage. Überhaupt werde das Geschäft zusehends flauer. Die guten Nummern in den Landhäusern von Palermo habe er alle schon mehrmals abgeklopft, bei den Wohltätigkeitsgesellschaften dürfe er sein

Gesicht schon lange nicht mehr zeigen, und überhaupt – überhaupt – es sei keine Lust mehr zu leben.

»Was meinst du wohl, Bruderherz,« wandte er sich an einen kleinen behäbigen Menschen, der vor kurzem aus Deutschland gekommen war, wo er – wenigstens nach seinen eigenen Angaben – als Student in Göttingen der Gottesgelehrsamkeit obgelegen hatte, »wenn wir uns zu Hause so umgetan hätten, wie wir es hier müssen, so hätten wir es weiter gebracht. Ich wäre inzwischen schon Geheimrat geworden mit dem Prädikat Exzellenz und einem roten Adlerorden, derweilen du – nun ja, du bist noch jung, aber zum Pastor würde es auch bald reichen. Alle Tage könntest du einen Braten auf dem Tisch haben. Indessen hocken wir hier auf der Plaza de Mayo und lesen die Centavos im Park von Palermo und am Bahnhof Retiro zusammen. Es ist, weiß Gott, kein Herrenleben!«

»*Ergo bibamus*,« sagte der Theologe und tat einen tiefen Zug aus dem Glas.

Dann fing der lange Heinrich an zu erzählen mit seiner fettigen Stimme, die sich nicht übereilte. Er tat sehr überlegen und landkundig uns neu eingewanderten Grünhörnern gegenüber, obwohl er selbst nicht viel länger im Lande war wie wir. »Ja, da staunt ihr!« rief er aus, als er eben ein neues Märchen zu Ende erzählt hatte, »das hier ist ein Land, von dem eure Schulbubenweisheit sich nichts träumen lässt! Wer da nicht einen hellen Kopf – einen verflucht hellen Kopf hat, wie z. B. ich, der kommt

vor die Hunde, ehe er weiß, wie ihm geschehen.«

Der Rat eines so welterfahrenen Mannes wie des langen Heinrich schien mir immerhin beachtenswert, und so erzählte ich ihm von meinen Plänen, aber der Extheologe fiel mir ins Wort: »Was? nach Rosario willst du gehen? Was willst du denn dort? Wohl gar ar-bei-ten! Mensch, das ist das dümmste, was man tun kann hierzulande! Wenn man schon einmal in einer so großen Stadt ist wie Buenos Aires, so muss man doch erst einmal alle die Bonzen mitnehmen, ehe man weiter geht. Aber da kann man predigen, so viel man will. Das grüne Gemüse geht doch immer nach dem eigenen Kopf, bis es sich ihn irgendwo anrennt. Kaum ist es irgendwo warm geworden, so läuft es davon und weiß selbst nicht warum; immer weiter und weiter, als ob sie irgendwo das Schlaraffenland finden wollten. Dabei ruiniert man seine Gesundheit, man schafft sich unnötig Ärger und Verdruss, man wird vorzeitig alt und müde, und wenn man auch am Ende der Erde angekommen ist, so ist man doch so klug wie zuvor. – So etwas habe ich nie verstehen können. Immer langsam und gemütlich, sage ich. Was liegt denn daran, ob du da bist oder dort?«

Solche Logik war nun allerdings gar nicht nach meinem Geschmack. Für mich war die Welt immer dort am schönsten, wo ich nicht war. Einmal, als es noch in weiter Ferne lag und der Nimbus des Exotischen darum schwebte, war mir Buenos Aires als das Ideal eines Aufenthaltsorts erschienen. Heute waren die Gedanken schon in Valparaiso, in La Paz,



in Callao oder irgendwo sonst in weiter, weiter Ferne. –

Am nächsten Morgen war ich früh auf den Beinen. Der Geschmack der verschiedenen Gifte, die ich am Abend zuvor getrunken hatte, lag mir schwer auf der Zunge. ›Der Menschheit ganzer Jammer‹ war mir in die Glieder gefahren, und kurzum: ich fühlte mich so mutlos und so niedergeschlagen, wie nur je ein armer Arbeitsloser in der Fremde. Es ging schon in die dritte Woche, dass ich mich vergeblich um eine Stelle bemühte. Wenig dachte ich, dass dieser graue Tag eine glorreiche Wendung bringen sollte. Als ich mürrisch über den Paseo de Julio ging, kam ein Gassenbube dahergelaufen und drückte mir einen Zettel in die Hand:

*Caballero!*

*Wollen Sie zu Reichtum und Wohlstand gelangen? Wollen Sie Ihr Glück machen in Argentinien? Suchen Sie eine angenehme, gut dotierte, Ihren Kenntnissen entsprechende Stellung als Korrespondent, als Buchhalter, als Ingenieur oder Mechaniker?*

*Ich habe das, was Sie suchen. Mein Büro steht zu Ihrer Verfügung. Besuchen Sie mich noch heute!*

*Mauricio Silberstein,  
Stellenvermittlung. Nur für Caballeros.*

Misstrauisch betrachtete ich den Zettel von al-

len Seiten. Caballeros suchte der Mann am Paseo de Julio! – Und er wohnte in der 25 de Mayo. – Das war auch keine Empfehlung! Immerhin konnte man es einmal mit ihm versuchen. Nach den vorangegangenen Misserfolgen war ich gerade in der Stimmung, in der selbst ein Gassenbube am Paseo de Julio mit dem Zettel eines Herrn Silberstein mir zur Not als Rettungengel erscheinen konnte.

In einem alten, einstöckigen Gebäude, das mit vergitterten Fenstern gegen die Außenwelt hermetisch abgeschlossen war, wohnte Mauricio Silberstein. Eine riesige Tafel vor der Tür, auf der mit Kreide die schönsten Stellungen mit den verlockendsten Honoraren verzeichnet waren, ließ keinen Zweifel über diese Tatsache. Ein kleiner, halb verhungelter Junge führte mich in ein sehr großes, schmuckloses Zimmer, das selbst für argentinische Ansprüche einen ungewöhnlich spartanischen Eindruck machte. Nur zwei wunderschöne, glasumrahmte Bilder an den kahlen Wänden verkündeten, dass Herr Silberstein auch in Feuer- und Lebensversicherungen »machte«. Ein düsteres Halbdunkel umgab alles ringsum, denn die Fenster waren wohl verbarrikadiert gegen einen Angriff der Hitze, die draußen auf der Straße brütete. Nur durch einen Spalt zwischen den Fensterläden drang ein heller Lichtstreifen, in dem tausend Staubkörner tanzten. Soweit die Dunkelheit es zuließ, war an Mobiliar nur ein Tisch und zwei Stühle zu erkennen, auf deren einem eine wohlbeleibte Dame mit schwarzen Augen, schwarzen, wirren Haaren und einer zitronengel-

ben Gesichtsfarbe saß. Eine bunt gestickte Mantilla trug sie lose über der Schulter. Sonst war sie im tiefsten Negligé.

Ob Don Mauricio Silberstein zu sprechen wäre?

»Mauricio! – Moritzche! 's ischt einer da!«

Ein unverständliches Gebrumm in einem Nebenzimmer war die Antwort.

»Nehmen Sie Platz!« sagte die Dame mit sirenenhaft sein sollendem Lächeln und einer Gebärde auf den einzigen wackeligen Stuhl im Zimmer.

Nach einer Weile vernahm man das Schlürfen von Pantoffeln, und Don Mauricio erschien auf der Bildfläche. Er war ein alter, stark asthmaleidender Herr mit ausgeprägt semitischen Gesichtszügen. Die schwammigen, blau angelaufenen Backen zitterten bei jedem Schritt. Mit einem bunten Taschentuch wischte er sich die dicken Schweißtropfen von der niedrigen Stirne.

»Haben Sie Geld?« fragte er ohne Umschweife.

»Geld?«

»Natürlich. Geschenk bekommt man nichts in Buenos Aires! Zehn Pesos kostet die Auskunft.«

Zehn Pesos! Das waren beinahe achtzehn Mark nach dem damaligen Kurs. Aber eine gute Stelle war damit wohl nicht zu teuer bezahlt.

Don Mauricio strich die zehn Pesos ein und blätterte dann bedächtig in seiner Briefmappe.

»Natürlich möchten Sie hinaus aufs Land. Das ist immer gut für den Anfang,« sagte er nachdenklich. – »Wie wär's mit einer Stelle als Assistent bei einem Feldmesser? Drei Pesos für den Tag bei freier Verpf-

legung. Die Reise kostet sieben Pesos. Wenn ich Ihnen gleich die Fahrkarte besorge, können Sie heute Nachmittag schon abreisen.«

»Ich weiß wirklich nicht, Herr Silberstein,« – wagte ich zu bemerken.

»Was wissen Sie nicht?«

»Ob ich auch kompetent bin in dieser Arbeit.«

»Was kompetent! Als ob's darauf ankäme! Wenn Sie jetzt schon Angst haben, dann wären Sie lieber nicht erst von drüben gekommen. Hierzulande muss man jedem ins Handwerk pfuschen, ob's ein Zuckerbäcker oder ein Hufschmied ist. Wer ein ganzer Kerl ist, der bringt's dabei auch zu etwas, und um die anderen ist's nicht schade.«

So sprach Herr Silberstein, und dabei schaute er mich so verächtlich an mit seinen großen, vorquellenden Augen, dass ich den Widerspruch auf der Stelle aufgab.

Freilich! Wie sonst sollte man auch zu etwas kommen? Zögernd zahlte ich auch diese sieben Pesos, die Don Mauricio ebenfalls einstrich, ohne eine Miene zu verziehen. Dann gab er mir den Fahrschein.

Als ich nach dem Gasthaus zurückkam, um meine Sachen zu holen, war es schon spät geworden, und die Kunden saßen schon um den akademischen Stammtisch und tranken Dünnbier und schimpften über das »Affenland«.

»Da kommt ja unser Sohn Benjamin!« rief der lange Heinrich, als ich herein kam, »und strahlend, bei Gott, wie ein Fastnachtsteufel am Aschermitt-

woch! Hast dir wohl etwas ganz Gutes angetan? eine fette Stellung ausfindig gemacht? – Wo denn, wenn man fragen darf?«

»Bei einem gewissen Silberstein.«

»Bei Don Mauricio?«

»So heißt er wohl.«

»In der 25 de Mayo?«

»Ja.«

Da horchten die anderen auf, und wie auf Kommando brachen sie alle in ein dröhnendes Gelächter aus. »Don Mauricio! – Ha Ha! – Ja, das ist der richtige!« – Der lange Heinrich war es, der zuerst die Sprache wiederfand.

»Die Adresse hätte ich dir schon lange verraten können. Bei Don Mauricio kann man immer eine Stelle bekommen. Das ist keine Kunst. Und wenn du eine Frau und sieben Kinder hättest, und wenn du mit deinen sämtlichen Onkeln und Tanten und deiner ganzen Verwandtschaft angerückt kämst, so hätte Don Mauricio doch im Handumdrehen für alle etwas ausfindig gemacht. – Na, meinetwegen kannst du ja machen, was du willst. Der Herr lässt seine Sonne scheinen über Gerechte und Ungerechte; warum nicht auch über den alten Silberstein? Wir sind ja alle einmal grün gewesen, und es muss ein jeder sich seine Hörner selbst ablaufen.«

\*

Fort eilte der Schnellzug. Schon lag Buenos Aires weit hinter uns. Nur noch von ferne ragten die Türme und die Schornsteine der Weltstadt in den wolkenlosen Himmel, über den eben die ersten

Schatten der Abenddämmerung huschten. Vorbeiging es an dem Park von Palermo, in dem die roten Beeren von den Pfefferbäumen leuchteten, und an der Vorstadt Belgrano, wo weiße Landhäuser zwischen grünen Büschen und bunten Blumen hervorschauten. Dann wurde es allmählich stiller und eintöniger ringsum. Gelbe Stoppelfelder, graugrüne Wiesen, staubige Landstraßen, umsäumt von endlosen Stacheldrahtzäunen, hinter denen halbwildes Viehzeug dem vorübereilenden Eisenbahnzug nachschaute. Am dunkelblauen Himmel brannte die Abendsonne über der gelben, staubigen Landschaft. Das war die Pampa. –

Nach einer ungemütlichen Nacht in dem kalten Eisenbahnwagen war ich froh, wie ich beim ersten Dämmern des nächsten Tages am Ziel der Reise anlangte.

»San Pedro!« rief der Schaffner.

Es war nicht gerade ein imponierender Bahnhof. Ein bescheidenes Stationsgebäude und ein paar lange, düstere Schuppen aus Holz und Wellblech. Das war die ganze Herrlichkeit. Von den Maisfeldern kam ein ländlicher Duft. Ein kleiner, grauer Esel stolzierte über den Bahndamm und tat sich an den Gräsern gütlich, die zwischen den Schienen wucherten. Wie still es hier war! Auf hundert Meter Abstand konnte man das Ticken des Telegrafengerätes hören.

Ich nahm meine Siebensachen zur Hand und marschierte durch den tiefen Sand einer breiten Straße nach der schönen Plaza, über der freundli-

che Pfefferbäume und stattliche Palmen ihre Häupter wiegten. In einer Fonda kehrte ich ein und erkundigte mich nach der Adresse, die mir Herr Silberstein aufgeschrieben hatte. Aber keiner der Anwesenden konnte mir Auskunft geben.

Mr. Smith? Ein Engländer? Niemand wusste etwas von dem Vorhandensein dieser Persönlichkeit. Ja, vor Jahren sei einmal ein gewisser Mister Smith hier gewesen, aber der war ein Yankee. Er handelte mit Patentmedizin, bis er eines Tages, nachdem er einen seiner Kunden vergiftet hatte, auf Nimmerwiedersehen verschwunden war. Eine Adresse habe er nicht zurückgelassen. – Und in der Avenida Sarmiento sollte mein Mr. Smith wohnen? Ja, die gibt's ja gar nicht! Die Gäste sahen einander mit vielsagenden Blicken an.

»Sind Sie schon lange in Argentinien?« fragte mich der Fondero mit aufreizender Herablassung.

»Drei Wochen,« antwortete ich kleinlaut.

»Das dachte ich mir schon,« meinte trocken der andere.

Mich aber überlief es eiskalt. Wie, wenn dieser gerissene Herr Silberstein –

Während des ganzen Vormittags lief ich in dem Städtchen umher. Überall zog ich Erkundigungen ein. In den Fondas, in den Kaufläden, auf der Polizeiwache. Jeden Gassenbuben hielt ich auf der Straße an, aber niemand hatte je etwas gehört von dem Mr. Smith und noch weniger von der Avenida Sarmiento.

Ganz zerknirscht kam ich wieder zurück nach

der Fonda, wo ich über einer Flasche Rotwein lange den finstersten Gedanken nachhing. So war ich also wirklich auf den plumpen Kniff des ersten besten Bauernfängers hereingefallen! Wie ein großes Grünhorn hatte ich mich angestellt und nicht wie einer, der schon in allen fünf Weltteilen gewandert war! Aber dieser famose Herr Silberstein sollte mich erst noch kennen lernen! Postwendend wollte ich nach Buenos Aires zurückkehren und ihm persönlich einen Denkkzettel verabreichen. Mit der Polizei wollte ich mich nicht erst lange aufhalten. – Aber die Reise kostete viel Geld. Mein letzter Centavo würde daraufgehen. Und dann? Lieber lebendig im Fegefeuer als ohne Geld in Buenos Aires! Was aber, um alles in der Welt, sollte ich gerade hier in diesem Neste anfangen? Es war wirklich ein Dilemma.

Glücklicherweise war der Fondero eine mitleidige Seele, die Verständnis hatte für meine Notlage.

»Können Sie schreiben, Caballero?« fragte er teilnahmsvoll.

»Ein bisschen.«

»Und rechnen auch?«

»Ja, so ziemlich.«

»Aber Freund, warum haben Sie das nicht gleich gesagt? Vorhin war nämlich ein Landsmann von Ihnen hier. Der sucht einen Recibidor für seine Dreschmaschine. Das wäre gerade eine Stelle für Sie!«

»Recibidor?«

»Natürlich – ja – gerade etwas für Sie!«

Mit einem Eifer, der eine Provision für die Vermittlung des Geschäfts vermuten ließ, nahm sich



der Mann meiner Sache an. Er schenkte mir eine besonders starke »Caña« ein und beschwor mich, doch ja nicht davonzulaufen, während er den Landsmann herbeiholen wollte. Nach kaum zehn Minuten kam er wieder zurück mit einem kleinen, grauköpfigen Mann im Schlepptau. Dieser redete mich in unverfälschtem Schwyzerdütsch an, und da ich darauf mit meinem Elsässerdeutsch anfang, waren wir bald gute Freunde. –

Wenige Stunden später zogen wir schon mit der Dreschmaschine hinaus in die Pampa. In dem tiefen Sand der ungepflegten Straße kam die schwere Lokomobile nur mühsam vorwärts, und bei Sonnenuntergang hatten wir eben erst die letzten Häuser des Städtchens hinter uns gelassen. Auf den heißen Tag war eine schwüle, gewitterdrohende Nacht gefolgt. Dicke, schwarze Wolken jagten über den Himmel, von dem nur ab und zu für ein paar Minuten der Vollmond sein weißes Licht über die Landschaft goss. Ein lauer Wind raunte in den Maisfeldern und spielte mit den roten Funken, die die geschäftige Maschine bei jedem Atemzug in die dunkle Nacht hinausschleuderte.

Ach ja, fast hatte ich es vergessen über all' den anderen Erlebnissen dieses unruhigen Tages. Es war heute der Abend des 24. Dezembers. Der Weihnachtsabend.

Wir übernachteten auf der staubigen Landstraße. Es war, wie gesagt, eine drückend schwüle Nacht. Die Wolken schoben sich schwer vorüber. Dicke Regentropfen fielen vereinzelt herunter, und

ich dachte mir, was wohl werden würde, wenn sie sich zu einem Landregen verdichteten, denn wir hatten weder Zelte noch sonst ein trockenes Plätzchen, da man sein Haupt hinlegen konnte. Alles in allem war es eine trübe, wenig weihevoller Weihnacht, und ich war froh, als endlich der neue Tag über der Pampa dämmerte. Bei Sonnenaufgang setzten wir unsere Reise fort auf der Landstraße, die schnurgerade nach Norden führte. Sie war heiß und staubig und überall ausgerissen von den kreuz- und querführenden Wagenspuren. Öde und eintönig war die Landschaft. Nur da und dort ein einsames Farmhaus hinter Gruppen von Pfeffer- und Akazienbäumen, oder ein goldgelbes Maisfeld, dessen hohe Stauden sich leise im Winde wiegten. Und im übrigen, so weit das Auge reichte, nur graue, abgemähte Lein- und Weizenfelder. Der helle Sommertag lag blau über dem Lande. Auf den Feldern standen turmhohe Getreideschober und warfen lange, schwarze Schatten auf die gelben Stoppeln.

Der Schweizer machte ein saures Gesicht bei ihrem Anblick. Die Aussichten für die Dreschmaschinen seien heuer schlecht. Im vorigen Jahre seien mindestens fünf große Haufen auf der Fläche gestanden, wo jetzt kaum einer stehe, und dabei sei das Korn beim Dreschen viel ausgiebiger gewesen wie in diesem Jahre. Die Hitze habe alles verbrannt, der trockene Wind habe die Feuchtigkeit aus dem Boden gesaugt, und an dem was übrig blieb, hätten sich die Heuschrecken gütlich getan. Die Pest solle in die Gesellschaft fahren! Wenn nicht bald ein or-

dentlicher Landregen komme, so sei es auch um die Maisernte geschehen, und dann könnten sich die Peone auf etwas gefasst machen. Besorgt schaute er nach dem Himmel, der nach der regendrohenden Nacht wieder hell und blau geworden war. Die anderen stimmten ihm alle eifrig bei: Die Zeiten seien schlecht, und sie würden wohl noch viel schlechter werden.

Während des ganzen Tages zogen wir weiter auf der Landstraße wie eine bunt zusammengewürfelte Zigeunerbande. Ab und zu kamen wir an anderen Dreschmaschinen vorbei, die draußen auf den Feldern wie riesige Bienen in den Tag hineinsummten.

Dann bogen wir selbst seitwärts in ein Feld und machten uns an die Arbeit. –

Doch ich will nicht weiter im einzelnen erzählen. Wer schon einmal – sei es in Deutschland, sei es in Amerika oder irgend einem anderen Lande – auf einer Dreschmaschine gearbeitet hat, der weiß, dass das Leben dort nur Mühe und Arbeit ist. Lange, endlos lange Stunden der Arbeit. Es gibt Leute, die da reden vom Acht-, ja vom Sechstundentag! Wir – die Peone der Dreschmaschine – wir arbeiteten täglich unsere sechzehn und siebzehn Stunden. – Oder noch mehr! Der Mensch kann viel, wenn er muss. Drüben in Texas habe ich einmal einen alten Neger gekannt, der alltäglich eine Arbeitszeit von fünfundzwanzig Stunden absolvierte.

»Fünfundzwanzig Stunden pro Tag!« So pflegte er zu sagen, »das ist zu viel für einen armen Nigger.«

»Fünfundzwanzig Stunden?«

»Ja, und keine Minute weniger!«

»Wenn aber der Tag bloß vierundzwanzig Stunden hat?«

»Nun ja! stehen wir nicht eine Stunde vor Sonnenaufgang auf?«

Nach solcher Rechnung ging unser Tagewerk noch weit über das erstaunliche Pensum von fünfundzwanzig Stunden hinaus. Kaum begann im Osten der erste Schimmer des Tages zu dämmern – das war ungefähr um drei Uhr morgens – so kam Nicola der Koch auf den Strohhaufen, wo wir übernachteten, und weckte uns auf mit seiner knarrenden Stimme.

»*A la caña! A la caña, muchachos!*« rief er mit einer Stimme, die imstande gewesen wäre, die Toten am jüngsten Gerichte aufzuwecken und schwenkte dabei die Schnapsflasche, aus der jeder einen tiefen Schluck nahm. Dann ging es ohne weitere Umstände an die Arbeit.

Bei Tagesanbruch hatten wir schon mehr Arbeit verrichtet, wie mancher in einer ganzen Woche.

Es war ein fantastischer Anblick, wenn das gefräßige Ungetüm in dunkler Nacht seine Arbeit begann. Wie die Teufel sahen die Leute aus, die im Lichte der verblassenden Sterne hoch oben auf dem Strohhaufen die Heugabeln hantierten und die Garben immer bündelweise in den unersättlichen Rachen warfen. Der ganze Apparat zitterte und stöhnte und schnaubte vor lauter Gefräßigkeit. Dicke Massen von Staub und Schmutz und Gehäcksels,

die am hinteren Ende der Maschine hinausgeblasen wurden, lagen wie eine Wolke über der Erde und verpesteten die Luft in weitem Umkreis. Und wenn zuweilen ein Windstoß die roten Funken vom Motor herüberfegte, dann entzündeten sich die kleinen Teilchen des verhackten Strohs in der Luft, und es gab das schönste Feuerwerk.

Schmutzige, widerwärtige Arbeit! Die umherfliegenden Sandkörner setzten sich beißend in der Haut fest, und der Staub überzog das Gesicht mit einer grauen Kruste, aus der das Weiß der Augen unheimlich leuchtete. Wer an der Dreschmaschine arbeiten will, der lasse die liebe Eitelkeit zu Hause. Am ersten Tage versuchte ich es nach getaner Arbeit mit dem Waschen in einem faulen Tümpel, in dem die Frösche quakten, aber damit erregte ich nur den Zorn und die Missgunst meiner neuen Kameraden. Mit offenem Munde und gerunzelten Stirnen sahen sie dem Beginnen zu. »Seht euch den Gringo<sup>2</sup> an! Der Mensch will sich wahrhaftig waschen! – Waschen! – Ja, *amigo*, warum tust du denn das? In einer halben Stunde bist du ja doch wieder so schwarz wie zuvor. In sechs Wochen, wenn wir wieder ins Pueblo zu den Señoritas kommen, ist immer noch Zeit genug für so etwas.« Damals steckte in mir noch zu viel vom zivilisierten Menschen, um diese Weisungen wörtlich zu befolgen, aber später – nun ja, man verwildert schnell auf der Dreschmaschine. Wer hätte auch Zeit und Lust gehabt, zu irgendwelchen Eitelkeiten und Hoffärtigkeiten in die-

ser Tretmühle, die einen von drei Uhr morgens bis neun Uhr abends in ihrem Banne hielt.

Abends, nach getaner Arbeit, begann die Müdigkeit jedes Mal wie ein Bleigewicht auf mich zu drücken, sodass ich kaum mehr Kraft und Lust genug hatte, um das Fleisch zu schneiden, von dem uns täglich unglaublich große Mengen vorgesetzt wurden. Und wenn dann die Nacht richtig gekommen war, so hatte man keinen Platz, wo man sicher vor Wind und Wetter sein konnte. Und das war das schlimmste bei der Sache. Irgendwo draußen bei Mutter Grün (oder Grau) auf dem Strohhaufen oder auf den Stoppelfeldern, breitete man seine Decke aus im Vertrauen darauf, dass der Herr nicht regnen ließ auf die Gerechten. – Oft schon habe ich mich gewundert, warum man gemeinhin so absprechend von einem Hundeleben spricht, wo es auf dieser Erde doch so viele Menschen gibt, die lange nicht so gut aufgehoben sind, wie manche Hunde, die ich kenne.

Am ersten Tage schwor ich mir, dass ich es nicht länger als bis zum nächsten Abend aushalten wolle in dieser Hölle; am zweiten machte ich mich auf eine ganze Woche gefasst. Nach acht Tagen biss ich die Zähne zusammen und beschloss, nicht eher fortzugehen, als bis sie mich am Ende der Saison mit einer Tasche voll Pesos entlassen würden. Nur jetzt nicht nachgeben! Nur jetzt nicht gleich beim ersten Anlauf die Flinte ins Korn werfen! Was blieb mir denn vorerst auch anderes übrig im Lande Südamerika, als diese Dreschmaschine? – Zurück nach Bue-

nos Aires? Und dort sollte ich dann wieder so zweck- und ziellos in den Straßen herumlaufen und mich um Arbeit bemühen und doch keine finden? Dann wieder drei Tage arbeiten und drei Tage hungern und so fort und fort in alle Ewigkeit, wie einer von den schmierigen Peonen am Paseo de Julio? – Mir gruselte es allein schon bei dem Gedanken.

Bald war ich so abgestumpft, wie alle anderen. Mechanisch tat ich meine Arbeit, ohne im geringsten etwas dabei zu denken. Mir war, als ob es auf der weiten Welt nichts mehr gäbe als diese Plackerei; als ob ich nie in meinem Leben etwas anderes gewesen wäre, als so ein spanischer Saisonarbeiter, bei dem das Geldverdienen ein Wettlauf ist zwischen dem Leben und dem Hunger und dem Tod.

Die anderen Arbeiter an der Maschine – es waren lauter spanische Peone – betrachteten mich von Anfang an mit unbegrenztem Misstrauen. Ein Gringo an der Dreschmaschine! Das war sonst eine Seltenheit! Und wenn einmal einer sich dahin verirrte, so hielt er es sicher nicht länger aus wie drei Tage. Die Arbeit war ihnen zu schwer. Aber der da – *madre dios* – das konnte kein richtiger Gringo sein! Fast glaubte ich es selber, denn für solche Plackerei muss man schon den ganzen Stumpfsinn eines südländischen Arbeiters aufbringen.

Sonn- und Feiertage gab es nicht in unserem Kalender. Nur zuweilen, wenn der Motor heiß gelaufen war, oder irgend etwas am Apparat nicht klappte, gab es eine kleine Ruhepause. Dann verlegten wir uns aufs Matetrinken.

Mate ist ein aus einem in Paraguay vorkommenden Kraut, dem sogenannten Yerba Mate, gewonnener Tee, für den jeder echte Südamerikaner eine große Vorliebe besitzt. Das kunstgerechte Matetrinken ist eine Fertigkeit, die man sich erst nach längerer Übung aneignen kann. Man schüttet das grüne, gepulverte Kraut in eine kugelförmige Tasse, die man alsdann mit heißem Wasser anfüllt. Dann steckt man die »Bombilla« durch die enge Öffnung der Tasse und saugt damit den Tee wie die Yankees ihre »ice cream soda«. Solcher Mate ist ein Getränk von unleugbar erfrischender Wirkung. Für eine europäische Zunge schmeckt er jedoch zumeist abscheulich bitter. Nicht so für den Südamerikaner. Er ist unter allen Umständen ein leidenschaftlicher Matetrinker. Die Tasse mit der Bombilla verfolgt ihn wie sein eigener Schatten. Sie begleitet ihn bei der Arbeit. Sie ist seine Freude und Erholung in den Mußestunden. Er nimmt sie mit ins Bett und saugt sich in den Schlaf. Er kann schreiben oder Holz hacken mit der einen und Mate trinken mit der anderen Hand. Denn der Mate ist ein Stück seines eigenen Ichs. Ohne Mate mag er nicht leben.

Stundenlang saßen wir um das kümmerliche, mit trockenem Kuhdung mühsam unterhaltene Feuer. Die Matetasse wanderte von Hand zu Hand, und jeder tat der Reihe nach einen Zug aus der Bombilla. »Allà en España,« sagte einer. Da horchten die anderen auf. Da kam ein Feuer in die müden Augen, und die Hände fingen an zu gestikulieren. Allà en España. – Sie begannen zu erzählen von Frau und



Kind über dem großen Wasser; von den Ziegen, die sie im Stalle hatten, von dem Brot, das dort viel weißer und dem Wein, der so viel billiger sei wie hierzulande. Überhaupt Spanien – das sei noch ein Land für Caballeros! Sobald man einen Batzen Geld zusammen habe, ginge es wieder hinüber. Nur fort von hier! Nur nicht begraben werden in diesem Räuberlande!

Wenn sie sich ausgesprochen hatten, stimmte einer einen von den eintönigen spanischen *cantantes* an, und die anderen summten dazu mit halblauter Stimme.

*Me gustan todos, me gustan todos,  
Pero mi negro, pero mi negro  
Me gusta màs.*

Melancholisch spielte der matte Feuerschein auf den müden, abgearbeiteten Gesichtern.

Dann wanderten die Blicke vom Feuer hinweg nach dem Himmel, der noch immer in klarer und mitleidsloser Bläue erstrahlte, und einer fragte den anderen, ob es denn nicht endlich, endlich einmal regnen wollte. Und was man wohl anfangen sollte, wenn inzwischen die Maisernte verdorrte. Schon heute gäbe es zwanzigtausend Arbeitslose in der Provinz Santa Fe, und bis die Saison der Dreschmaschine vorbei sei, könnten es gut hunderttausend werden.

Ja, auch das Leben der kleinen Leute hat seine Tragödien! Da war z. B. Don Pablo, der Mann mit

dem düsteren Gesicht und den schwarzen, tiefliegenden Augen. Er war kaum dreißig Jahre alt, aber er hatte bereits sieben Kinder und war schon zum sechsten Male in Amerika. In jedem Jahre war er mit unzähligen anderen übers große Wasser gefahren, um bei der Ernte zu helfen. Hin und zurück kostete ihn die Reise zweihundertfünfzig Pesetas, gleich zweihundert Mark, und doch erübrigte er noch genug, um während der Zeit das nötige Geld zum Unterhalt der Familie nach Spanien zu schicken und obendrein noch die tote Saison im süßen

*dolce far niente*<sup>3</sup> unter den andalusischen Palmen zu verbringen. Diesmal aber war die Rechnung falsch gewesen. »Ja, du hast gut reden,« sagte er zu mir, als ich ihn zu trösten versuchte, »du bist jung und gesund und hast keine Familie zu ernähren. – Aber was meinst du wohl, wie es unsereinem ergehen wird? Da sitzt man hier in Amerika auf dem Pflaster, derweilen zu Hause Frau und Kinder nichts zu essen haben. – Und was glaubst du wohl, was die von mir denken werden, wenn ich kein Geld mehr schicke und auch nicht zurückkomme? Sie werden glauben, ich sei irgendwo gestorben und verdorben in diesem Affenlande, und Doña Elvira – das ist meine Frau – wird sich einen anderen nehmen. Ja, das wird sie, denn was sonst soll sie anfangen?«

»Du kannst ihr ja schreiben.«

»Schreiben? *Por dios!* Wann soll ich denn das gelernt haben? Wenn man von seinem sechsten Jahre an sein Leben selbst verdienen muss, ist man froh,

wenn's mit der Wissenschaft bis zu einem Vaterunser und einem Rosenkranz langt und einer Bitte an die heilige Jungfrau für die Erlösung aus dem Fegfeuer.« –

Das ist die Geschichte von Don Pablo. Sie passt auch auf Don Felipe, auf Don Pedro, auf Don Francisco und hunderttausend andere, die zur Erntezeit die argentinische Pampa bevölkern. Soll ich die Geschichte der Doña Anna erzählen? Ich will es lieber nicht tun, denn ich komme dabei ins Plaudern und werde nie mein Garn zu Ende spinnen. –

\*

Öde und reizlos, wie die Pampa selbst, ist das Landleben in Argentinien. In diesem Lande, wo ein Drittel der Bevölkerung in der Großstadt wohnt und das platte Land sich einsam und eintönig in endlose Fernen erstreckt, gibt es nichts, aber auch gar nichts, das an die idyllische Beschaulichkeit der ländlichen Gegenden Europas gemahnt. Keine alten, verträumten Landstädtchen, wo die schiefen Häuser mit ihren mittelalterlichen Giebeln durcheinanderstehen wie in einer Rumpelkammer, keine winkligen Dorfgassen mit holprigem Pflaster, auf dem wilde Kinder spielen, keine fetten, blumenbesäten Wiesen am Rande schwarzer Wälder, keine blühenden Obstgärten und keine blauen, dunstumwobenen Hügel, über denen Sonntags die Kirchenglocken läuten. Hier ist alles grau und nüchtern, flach und eben. Alles auf die Jagd nach den Pesos eingestellt. Der Argentinier, oder vielmehr das Gemisch von Menschen in dem brodelnden Hexenkessel, aus

dem dereinst die argentinische Nation hervorgehen soll, ist im Allgemeinen kein Freund des Landlebens mit seiner stillen Selbstzufriedenheit. Wie alle Südländer – und wohl auch nicht wenige von denen, die in nördlicheren Zonen zu Hause sind – so liebt er vor allem Prunk und Tand und ein abwechslungsreiches Dasein inmitten des brausenden Stadtlebens. Kino, Kaffeehaus, Pferderennen und all die anderen Reize der Großstadt ziehen ihn unwiderstehlich an. Aufs Land geht er nur, wenn er muss. Warum sollte er auch? Mit der Aussicht, sich ein eigenes Heim zu gründen, der einzigen, die einen Mann aufs Land hinaustreiben und dort auf die Dauer festhalten könnte, ist es nicht allzugut bestellt. Denn auf diesem Lande liegt der Großgrundbesitz wie ein Fluch. Von jeher war der scheinbar unerschöpfliche Besitz an unangebauten Staatsländereien eine Hauptwaffe der jeweiligen Machthaber gewesen, die sie in freigebigster Weise an ihre Parteigänger, und nicht zuletzt auch an die verschiedenen präsidentlichen *cuñados* und *conpadres* verschleuderten. So kam es, dass gerade die Ländereien in den schönsten und fruchtbarsten Gegenden sich zu Domänen zusammenballten von einem Umfang, der nach europäischen Begriffen geradezu fantastisch anmutet. Du kommst auf deinem Wege an einer stattlichen Estancia vorbei, mit weitläufig angelegten herrschaftlichen Gebäuden unter dem Schatten stolzer Pfefferbäume, und du wunderst dich, wem wohl das Anwesen gehöre. Es ist Don

Franciscos Estancia. Du wanderst ein paar Leguas<sup>4</sup> weiter und kommst zu einer anderen Estancia, die ebenfalls Eigentum des Don Francisco ist. Du kommst an einem Dutzend einsamer Chacras vorbei, und der mürrische Chacarero wird dir immer wieder dasselbe sagen: »Der Herr, der Patron ist Don Francisco. Alles Land hier in der Gegend gehört ihm. Zehn Leguas nach Norden, zehn Leguas nach Süden. Don Francisco ist sehr reich; so reich, dass er in seinem ganzen Leben sein Geld nicht zählen könnte.« Er besitzt zehn Estancias, fünf Ranchos und hundert Chacras, von denen jede groß genug ist für ein ansehnliches deutsches Rittergut. Du kommst in eine andere Gegend, wo Don Francisco sich vielleicht in einen Don Manuel oder einen Don Felipe oder »*algún inglés*« irgend einen Engländer, verwandelt hat. Bald ist er Senator, bald ein Deputierter, bald ein Lebeamann in Buenos Aires, aber immer ist er sehr reich und immer besitzt er Ländereien, die groß genug wären, um damit ein kleines Königreich in Europa zu dotieren.

Don Francisco wohnt zumeist in Buenos Aires in einem jener gräulich imitierten italienischen Palazzi an der Avenida Alvear, wenn er nicht gerade in Paris oder London weilt. Seine Güter kennt er nur vom Hörensagen. Er weiß nur, dass sie groß sind, dass sie ihm ein angenehmes Leben ermöglichen und dass sein Gerente neben der des Herrn auch seine eigene Tasche füllt. Er weiß es, aber er sieht es nicht. Denn Don Francisco ist ein Kavalier.

Dagegen sein Chacarero! Auf der ganzen Erde gibt es keine Existenz, die sich so eintönig abwickelt wie die seine. In dumpfer Weltabgeschiedenheit der grauen Pampa verlebt er seine Tage; ein moderner Robinson Crusoe. Er hat keine Freude an seiner Arbeit, keine Liebe zu seinem Vieh, ja selbst nicht zu dem Boden, den er bebaut. Die Landwirtschaft ist ihm nur ein Rechenexempel. Mehr Weizen, mehr Pesos. Die Hälfte der Ernte muss er dem Grundherrschaft abgeben, der Ertrag der anderen Hälfte genügt bei seiner Bedürfnislosigkeit, um ihn mit einigem Glück nach wenigen Jahren ans Ziel seiner Sehnsucht zu bringen: eine geruhlsame Existenz als wohlbestallter *porteño* in Buenos Aires, ein *debito de vino* in Rosario, ein Kramladen an der *Via XX Settembre* in Mailand, ein Handel mit Gipsfiguren und Ansichtskarten am *Corso Emanuele* zu Neapel. So ist ihm der Aufenthalt auf der Chacra eine Art Fegefeuer, durch das er sich ein Plätzchen im Himmel der Reichen verdienen will, ohne daran mehr Mühe und Kosten zu verschwenden, als unbedingt notwendig ist. Irgendwo drinnen in dem unendlichen Meer der wogenden Weizenfelder, hinter einem Wäldchen von wild wachsenden Akazien und Eukalyptusbäumen erhebt sich das weiße, einstockige Häuschen. Oft ist es nicht viel mehr als eine Hütte. Das flache Dach ist leck und schadhaft; die Fenster sind kahl, und im Innern nicht viel mehr Mobiliar, als der irdene Wasserkrug auf dem Tische und der unvermeidliche Matekessel über dem glimmernden Feuer. Alles liegt regungslos in der flimmernden

Hitze. Nur das Klanken der Windmühle am Wassertank klingt eintönig, wie das Pendel eines Uhrwerks, durch die Stille des heißen Nachmittags. Die Fliegen summen vor dem Moskitonetz. Ab und zu knurrt ein Hund wie im Traum. Hinter einer Umzäunung aus Stacheldraht stehen kleine, struppige Pferde und langhornige Stiere und schauen gelangweilt auf die unordentlich umherliegenden leeren Konservenbüchsen, mit denen sich die Hühner zu schaffen machen. Selten nur ist ein Stall mit Milchkühen oder gar ein Gemüsegarten vorhanden. Er, – der Chacarero, – der ein Land von der Größe eines ansehnlichen Ritterguts bewirtschaftet, pflanzt nicht genug Gemüse, um seinen eigenen Küchenbedarf zu decken. Alles – selbst die Milch und das Obst – muss er in konserviertem Zustande aus dem Kramladen des oftmals viele Meilen weit entfernten Pueblos holen. Warum sollte er sich auch mit alledem abmühen? Warum sollte er einen Stall bauen und einen Gemüsegarten anlegen? Es käme ihm ja doch nicht zugute. Don Francisco, der Herr, hätte den Vorteil davon, und der ist ohnehin schon reich genug.

Nur da und dort, wo geschlossene Kolonien von europäischen Einwanderern sich niedergelassen haben, wie z. B. in den blühenden Schweizeransiedlungen der Provinz Santa Fe, findet man europäisch anmutende Dörfer mit ansehnlichen Bauernhöfen, die sich breit und behaglich in der Ebene ausdehnen. Eines Tages führte uns unsere Wanderung nach einer derartigen Kolonie von französischen Schweizern,

wo freundliche Weingärten die Straße säumten und stattliche Landhäuser hinter Obstbäumen hervorschauten. Der Capataz, der hier zu Hause war, ließ die Arbeit an der Maschine einen Tag aussetzen und nahm mich mit zum Besuch bei seiner Verwandtschaft. Während des ganzen Nachmittags saßen wir in der sauberen Stube und ließen es uns gut sein über Kaffee und Kuchen und anderen, ach so lange nicht mehr gekannten Genüssen. Die roten Blumen leuchteten in den Töpfen auf dem Fenstergesims. Der blanke Sonnenschein tanzte in flüssigen Ringeln auf der bunten Tischdecke. Monsieur brachte den Wein, und Madame sorgte für die anderen leiblichen Bedürfnisse.

Aber am Abend, als das Mondlicht wie eine Schneedecke über den Feldern lag, da verkroch ich mich in meinem primitiven Strohlager neben der Dreschmaschine und träumte von allerlei wunderschönen Dingen, bis dann morgens, noch vor Tagesanbruch, die Stimme des die Schnapsflasche schwingenden Nicola mich aus dem Schläfe weckte: »*A la caña, muchachos* – –!«

So war langsam ein Tag um den anderen vergangen. Endlos lange Tage und Wochen, die sich zu Ewigkeiten verzerrten. Täglich wunderte ich mich aufs neue, dass ich immer noch hier war. Aber eines Tages kam doch der ersehnte Augenblick.

An einem wunderschönen Spätsommertag kehrten wir wieder nach dem Pueblo zurück, wo jedem von uns ein Bündel sauer verdienter Pesoscheine ausgehändigt wurde. Die Peone eilten nach den um-



liegenden Kneipen, wo sie sich bei Wein und Caña einen guten Tag machen wollten. Die Dreschmaschine aber verschwand in einem großen, grauen Schuppen, in dem sie bis zur Eröffnung der nächsten Arbeitszeit in beschaulicher Untätigkeit ihre Tage zubringen sollte. Ich habe ihr keine Träne nachgeweint.

In dem großen Kramladen an der Plaza zahlten sie uns die Pesos aus. Auf meinen Anteil fielen hundertfünfunddreißig Pesos, die ich stolz in meine Brieftasche steckte. Man glaubt gar nicht, wie hart ein Dollar sich anfühlt, wenn man lange keinen mehr gesehen, was für ein Schatz ein Peso ist, wenn der Schweiß der Dreschmaschine daran klebt!

Lange lief ich ziellos umher in den sonnigen Straßen. Es war ein schöner Tag. Die laue Spätsommerluft lag weich und schmeichelnd in den Gassen, und der Sonnenschein spiegelte sich in den Fensterscheiben. Argentinien war auf einmal wieder ein ganz wunderschönes Land.

In einer hinter den Pfefferbäumen auf der Plaza fast versteckten Fonda kehrte ich ein. Der Fondero der – *tout comme chez nous* – behäbig und breitspurig in der Tür stand, betrachtete mich misstrauisch.

»Was wünschen der Caballero?« fragte er zögernd, »und wo kommen Sie her?«

»Aus der Pampa.«

»Aus der Pampa! *por dios*, da haben Sie wohl einen schönen Batzen Geld verdient!«

Vertraulich klopfte er mir auf die Schulter.

»Kommen Sie herein, mein Freund, das Haus

steht zu Ihrer Verfügung. – Und was ich noch sagen wollte: Nehmen Sie sich etwas in acht in der Gegend. Das kann man hier gar nicht genug tun. San Pedro, müssen Sie wissen, ist eine seine Stadt, eine noble Stadt, eine aufblühende Stadt, und es sind alles nur untadelige Caballeros, die hier wohnen; aber es gibt auf dieser Erde allerlei Caballeros, und gerade dort unten in den Kneipen und Tangobuden an der Barranca, da gibt es eine besondere Sorte von Caballeros, die es mit dem Mein und Dein nicht allzu genau nimmt. Da muss man höllisch aufpassen, Caramba! Und überhaupt: es gibt mir jedes Mal einen Stich ins Herz, wenn ich einen jungen Menschen so leichtsinnig mit einer Tasche voll Geld herumlaufen sehe. Bei mir, Caballero, wäre das alles vorerst viel besser aufgehoben.«

Wie er das so sagte mit seiner wohlwollenden Biedermannsmiene, war ich fast versucht, an die Echtheit seiner väterlichen Besorgnis zu glauben, aber im Gedenken an Don Mauricio und die verschiedenen anderen weitherzigen Caballeros, die ich in diesem Lande angetroffen hatte, fand ich es doch für geraten, die schwer erworbenen Pesos vorerst nicht aus der Hand zu geben.

Nachdem ich mit Hilfe von viel Seife den äußeren Menschen wieder einigermaßen hergestellt hatte, kam ich mir wieder ganz manierlich vor. Als ich aber einen Blick in den großen Wandspiegel warf, da erschrak ich fast vor mir selber. – Dieser verwegen dreinschauende, von der Sonne nussbraun gebrannte spanische Peon mit den schwar-

zen Augen und den wilden Haaren unter dem wetterzerzausten Hute – das war ich? – Ach, man verwildert schnell unter fremder Sonne! –

Das Hotel, in dem ich wohnte, war sündhaft teuer, selbst in diesem klassischen Lande der hohen Hotelpreise. Wäre ich eine haushälterisch veranlagte Natur gewesen, so hätte ich mich nach einem billigeren Unterkommen umgeschaut, aber das Verlangen nach einem menschlichen Dasein war stärker als alle Vorsicht. Tagsüber, wenn die Hitze in den Gassen brütete, saß ich bei dem plätschernden Springbrunnen unter den duftenden Oleandern im Patio des Gasthauses und vertiefte mich in die Zeitungen. So wie sie aus Buenos Aires kamen, las ich sie alle; die »Nacion«, die »Razon«, die »Epoca«, die »Argentina«, die dickleibige »Prensa« las ich aus, von vorn bis hinten, und das will schon etwas heißen! Ein Zeitungswurm bin ich immer gewesen, und man kommt aus seiner Haut nicht heraus, selbst wenn man sechs Wochen an der Dreschmaschine gearbeitet hat.

Der Fondero schaute kopfschüttelnd diesem Beginnen zu.

»Warum tuen der Caballero dieses?« fragte er vorwurfsvoll, »es steht doch in einer genau das, was in der anderen steht, und das meiste ist gelogen.«

Als alle Ermahnungen nichts nutzten, kam er mit einem verstaubten Buch, dessen Lektüre er mit einem Niagara von Worten im farbenreichsten Kastilianisch anpries. Es war der Don Quixote.

Die Irrfahrten des Ritters von der traurigen Ge-

stalt sind nicht leicht zu lesen für einen, dessen spanische Sprachkenntnisse – wie damals die meinen – noch auf schwachen Füßen stehen; hat man sich aber erst einmal hineingelesen, so kann man darüber Zeit und Stunde und alle Zeitungen vergessen. Man kann darüber lange Tage verträumen, in denen man wahrhaftig Notwendigeres zu tun hätte. Nur ab und zu schaute ich auf von den Abenteuern des Sancho Pansa und versuchte mir zu überlegen, was nun eigentlich werden sollte. – Zunächst, so dachte ich mir, würde man wohl nach Rosario gehen, nach Santa Fe, nach Paraguay, nach Bolivien, nach Chile und dann immer noch weiter! Die Welt war ja so groß und so schön – ja, und morgen war auch noch ein Tag.

Des Abends aber, wenn der kühle Pampawind das Leben in dem verschlafenen Städtchen zu neuer Tätigkeit anfachte, wenn unter den breiten Baumkronen und den fächernden Palmenwedeln auf der Plaza die gefallsüchtigen Señoritas ihre bunten Mantillas zur Schau trugen und aus den Winkeln ihrer schwarzen Augen mit den Caballeros liebäugelten, die mit dem billigen Strohhut und dem noch billigeren Zigarillo, aber mit einer Miene ›Was kost' die Welt‹ vorüberschritten –, an solchen schönen Sommerabenden wanderte ich oft durch die halb erleuchteten Gassen nach dem Almacen des Schweizers, wo auf Seifenkisten, Heringsfässern und Haufen von neuen Sätteln und Zaumzeug die Nachbarsleute zusammensaßen, um die politische Lage zu besprechen. Sie hatten alle eine ausgesprochene politi-

sche Überzeugung, und sie scheuten sich nicht, diese in drastischer Weise zum Ausdruck zu bringen. Der Bundespräsident Saenz Peña sei eine Schlafmütze, die Senatoren seien Spitzbuben, die Deputierten ein Pack von Narren, und überhaupt würde man ein gutes Werk tun, wenn man die ganze Gesellschaft an den Galgen beförderte. Da diese Weltumstürzler schon um neun Uhr schlafen gingen, blieb mir immer noch Zeit zu anderen nächtlichen Spaziergängen. Namentlich zog es mich immer wieder nach der hohen Uferbank, von wo man zu seinen Füßen den Rio Parana überblickte, der die gelben Fluten mit majestätischer Ruhe talabwärts wälzte. Dort unten lag an einer Landungsbrücke eine schmucke Segeljacht, die durch ihre feinen Linien jedes seemännische Auge erfreuen musste. Sie gehörte einem reichen Engländer, der auf einer Europareise begriffen war. Die Versorgung der Jacht hatte er einem jungen Tiroler namens Hans anvertraut. Mit diesem Hans – weiß der Kuckuck wie er sonst noch geheißen hat – wurde ich schnell bekannt, und wir machten zusammen manche nächtliche Segelpartie. Das waren reizende Stunden. Nirgendwo lässt sich's so schön träumen, wie draußen auf dem offenen Wasser, wenn der Nachtwind in den Segeln murmelt, wenn die Wellen leise vorüber rauschen und der Mond eine silberne Straße durch das Wasser zieht. – Hans hatte immer große Pläne. Allnächtlich legten wir an dem Schoner an, den er vor kurzem von einem Italiener für billig Geld erworben hatte. »Das ist gerade der Kasten, den wir brau-

chen,« pflegte er zu sagen, »wir werden ihn ›auffixen‹, sodass ihn kein Mensch mehr wiedererkennen wird. Und wenn wir Geld genug haben – du und ich –, dann werden wir hinunter nach Montevideo fahren und von der Jagd und dem Fischfang leben. Ein bisschen Schmuggel werden wir auch noch betreiben. Und dann« – – seine Zukunftsträume gingen bis nach der brasilianischen Küste, bis nach Punta Arenas, nach der Südsee – nach Samoa.

Natürlich ist nie etwas gewonnen aus alledem, was wir großen Kinder dort im Banne der Zaubernächte auf dem Rio Parana zusammengeträumt haben. – Auf dem Rio Parana? Oder in Neu York? Oder in San Francisco? Oder in Sidney? Oder – im Eismeer? – Ach, es ist aus allem nicht viel geworden! – Und doch – und doch – Was wäre das Leben ohne die Träume!

---

1. Dago (sprich Dego), Verunstaltung des Vornamens Diego, ein englisches Schimpfwort für Italiener, Spanier und Portugiesen. <<<
2. Etwas geringschätzige Bezeichnung für germanische Einwanderer. Siehe auch Seite 115 ff. <<<
3. Süßes Nichtstun <<<
4. Legua = eine (spanische) Meile, = 5 Kilometer. <<<

## An den Ufern des Parana

ANKUNFT IN ROSARIO. – DIE FONDA XX SETTEMBRE. –  
TRABAJO! – AN DER WASSERKANTE. – WIE DIE REISE  
NACH KAPSTADT ZUR FAHRT NACH CORDOBA WURDE. –  
AUF DER ESTANCIA. – DER MISSLIEBIGE »GRINGO«. –  
FIEBER. – DIE ZEITEN WERDEN IMMER SCHLIMMER. –  
FABRIKARBEITER. – EINE SÜDAMERIKANISCHE  
KUNDENPENNE. – ETWAS VON METHUSALEM UND  
ANDEREM GELICHTER.

Vor vielen Jahren habe ich einmal auf Long Island auf einer Farm gearbeitet. Ich war damals noch ein hübscher und zugänglicher Junge, und da ich außerdem ein gar so junges und unerfahrenes Grünhorn war, fühlte sich der alte Farmer für all mein Tun und Lassen verantwortlich wie für das seines eigenen Kindes. Oftmals, wenn wir draußen auf dem Maisfeld unter den schattigen Zaunhecken vor der Mittagshitze Zuflucht gesucht hatten und dabei den sauren Apfelwein aus dem kalten Krüge tranken, packte er allerlei hausbackene Lebensweisheit aus. Er hatte die den Landleuten eigene Kunst, mit wenig Worten viel zu sagen. Viele seiner Aussprüche habe ich bis heute behalten, aber nur wenige habe ich beherzigt.

»Jeder Narr kann Geld verdienen,« pflegte er zu sagen, »aber das Zusammenhalten – das ist die Kunst.«

So ist es. Was haben die Narren von ihrem Geld?

Nutzlos verzetteln sie es da und dort für Dinge, mit denen sie nichts anfangen können. Sie tragen die Nase hoch und klimpern mit den paar Batzen in der Hosentasche. Und wenn sie ganz große Narren sind, so erzählen sie den lieben Freunden von ihrem Reichtum, damit diese ihnen helfen mögen, das Geld an den Mann zu bringen. Und am Ende haben sie weder Geld noch Freunde und erheben alsdann ein großes Geschrei über die Schlechtigkeit der Welt und der Menschen.

Ich selber habe Menschen kennen gelernt, die es so machen. –

Im letzten Kapitel habe ich von einem schönen Hotel erzählt, von einem wunderhübschen Patio und einem sehr gedankenlosen Menschen, der dort unter dem Schatten der duftenden Oleander beim plätschernden Springbrunnen den Don Quixote las und darüber Zeit und Stunde vergaß. – Ach, es war nur eine kurze Herrlichkeit! Nun fuhr ich im Schnellzug nach Rosario und zählte die Pesos in meiner Brieftasche. Jeden der schmutzigen Scheine glättete ich säuberlich und legte ihn sorglich beiseite. Dreimal zählte ich meine Barschaft, aber es wollte und wollte nicht mehr werden als etwa dreißig Pesos. Lumpige dreißig Pesos! Das konnte mich bei größter Sparsamkeit etwa drei Wochen lang über Wasser halten, und es war sehr fraglich, ob sich bis dahin etwas für mich finden würde; denn nach allem, was man hörte, waren die Zeiten schlecht, und die Arbeitslosen lagen zu Tausenden auf den Straßen. Missmutig schaute ich zum Fenster hinaus auf



die vorüberhuschende Landschaft, auf die großen Viehherden in den dürrn Weiden und auf die gelben Stoppelfelder, die sich endlos in der Ebene erstreckten. Grau und kalt schien mir die Welt selbst in diesem Lande des blauen Himmels und der brennenden Sonne. Während ich noch diesen trüben Gedanken nachhing, fuhr der Zug über holperige Weichen; die weißen Häuser der Vorstadt wuchsen aus der flachen Ebene heraus. Schon liefen wir in die Bahnhofshalle von Rosario ein.

Ich hatte keine Mühe, ein »populäres Gasthaus« ausfindig zu machen, denn es wimmelte von Fondas, Posadas und Osterias, vor denen Scharen von Spaniern und Italienern herumlungerten, die ebenso heruntergekommen aussahen, wie ich selber. Bescheiden nahm ich mit einem italienischen Gasthaus vorlieb, das selbst in dieser ärmlichen Umgebung noch etwas zweitklassig aussah, dem *Ristorante XX Settembre*. In dem sehr großen Speisesaal lag das Sägmehl fingerdick auf dem Boden. An der Wand hing ein von Tabakrauch geschwärztes Garibaldi-*bild*, eine grün-weiß-rote Fahne und ein Freiheitsengel, der aussah wie ein Schlangenmensch. Brotkrumen und Rotweinflecken bedeckten die rissigen Wachstuchüberzüge auf den langen Tischen. Zerlumppte Italiener saßen Kopf an Kopf und löffelten ihre Polenta und hielten dazu ihre Zungen in schnatternder Bewegung. Über allem lag aber ein dicker Dunst von blauem Tabakrauch, von billigem Rotwein und widerlich duftenden Speiseresten. Das alles war nicht sehr einladend; aber wer eine emp-

findliche Nase hat, der gehe lieber gar nicht erst auf die Wanderschaft.

Ich setzte mich an einen der langen Tische, zwischen einen dunkelhäutigen Spanier und einen italienischen Gassenjungen, der eben erst von drüben gekommen war und nun aus lauter Heimweh dicke Tränen in seine Polenta weinte. Ein Kellner in einer schmutzigen Jacke, die einmal weiß gewesen war, setzte mir ohne weiteres eine Schüssel Polenta vor, dazu ein Puchero<sup>1</sup> und ein Beefsteak, das in seiner Größe noch erheblich über den Rand des Tellers hinausragte. Alles das ausgiebig gewürzt mit einem Viertelliter Öl und einer Handvoll von dem roten spanischen Pfeffer, der gleich dem höllischen Feuer in den Eingeweiden brennt. Über dem Essen war es stockdunkel geworden. Die Gäste hatten sich verzogen, und die Pikkolos waren dabei, die Stühle auf den Tisch zu stellen. »Ein bisschen fix da!« fuhr mich einer an, »mach' dass du fertig wirst. Wir machen hier keine Überstunden.«

Trotzdem ich sehr müde war, wollte es in jener Nacht mit dem Schlafen nicht recht gelingen. Das »Schlafzimmer« war ein düsterer Bretterverschlag ohne Fenster noch sonst irgendwelche Ventilationsvorrichtung. Eine dicke, verpestete Luft nahm einem fast den Atem. Es war ein Glück, dass man bei der ägyptischen Finsternis die Betten selbst nicht besehen konnte. Wer weiß, wie viele Generationen von Peonen – dass ich mich doch immer noch bei derartig lächerlichen Vorurteilen ertappte! Fast ver-

zweifelte ich daran, je ein ordentlicher Argentinier zu werden.

Bald wurde die Hitze unerträglich. Der Schweiß strömte aus allen Poren. Dicht neben mir lag ein Spanier, der sich nicht genug tun konnte im Lästern und Fluchen. Er fluchte auf die Heiligen, er fluchte auf die Hostie, auf die Sakramente, auf die Jungfrau Maria und tausend andere Dinge; so schön, so herzhafte und so bilderreich, wie man eben nur im waschechten Spanisch fluchen kann. Die anderen Schläfer in dem Räume – es waren wohl ihrer fünfzig – wurden aufsässig und fluchten auf den Spanier. Einer fing an, aus reiner Opposition auf der Mundharmonika zu spielen, wodurch sich jedoch ein in meiner Nähe liegender baumlanger Italiener nicht abhalten ließ, so laut zu schnarchen, dass die Wasserflasche auf dem Tische zitterte, und kurzum: es war fürchterlich! Während der ganzen Nacht habe ich kein Auge zugemacht. –

Wer nicht schlafen geht, wird früh aufstehen. Wäre ich klug und vorausschauend gewesen, so hätte ich mich am nächsten Morgen gleich auf die Arbeitsuche gemacht, denn es sind – wie man zu sagen pflegt – die frühen Vögel, die die Würmer fangen. Aber Rosario ist eine viel zu interessante Stadt, als dass man sich hier nicht vorerst einmal umsähe. Den ganzen Tag über lief ich aufs Geratewohl durch die geschäftigen Straßen, durch die stolzen Palmenalleen in den öffentlichen Anlagen, wo an warmen Sommerabenden die letzte Pariser Eleganz lustwandelt, und durch die grauen, nüchternen Vorstädte,

wo rußige Fabriken in den Tag hineinlärmen und barfußige Kinder auf den schmutzigen Haustreppen sitzen. Der Instinkt des wandernden Volkes führte hinunter zum Hafen.

Ich habe immer eine Vorliebe gehabt für das summende Leben an Hafenkais, wo die Schiffe aller Herren Länder nebeneinander liegen, wo Ketten klirren und Fässer rollen, heisere Kommandorufe einander jagen und wo die schwerfälligen Dampfkranke geschäftig schnauben.

Da breitete sich der Parana in seiner ganzen Größe. Die gelben Fluten wälzten sich langsam und majestätisch vorüber. Ein blauer Dunst lag sein über dem Wasser. Unaufhörlich rasselten die Dampfkranke der großen Überseedampfer. Sie packten die schweren Quebrachoblöcke und ließen sie surrend in dem unersättlichen Schiffsrachen versinken. Flinke Motorboote durchpflügten pfeilschnell das gelbe Wasser. Überall ein geschäftiges Leben, und über allem Leben der heiße Atem einer hastigen Zeit.

Vor dem Gittertor einer Kaianlage stand dicht gedrängt eine Schar von Männern in Arbeitskleidern.

»Die warten hier auf Arbeit beim Schiffsladen,« sagte ein Vorübergehender auf meine Frage. »Sie verdienen ein Heidengeld, fünfzig Centavos pro Stunde.«

Fünfzig Centavos! Die konnte ich mir auch verdienen. Also stellte ich mich in Reih und Glied zu den anderen.

Wir standen und warteten mit stoischer Ruhe

und mit einer Geduld, die man nur bei hungrigen Arbeitslosen finden kann. Zwei Stunden lang stand ich schon auf demselben Fleck und starrte noch immer unverwandt auf das große eiserne Gittertor. Die anderen, die sich hier aufhielten, machten ihre Bemerkungen. Draußen im Strom läge ein großer Dampfer mit einer Zuckerladung. Der müsse nun bald längsseit kommen und mit dem Löschen der Ladung beginnen. Dann brauche man wohl fünfzig Mann; vielleicht aber nur ein Dutzend, wenn die Mannschaft mithelfe. Möglicherweise müsse man auch warten bis morgen, oder bis übermorgen. Unter Umständen könnte eine ganze Woche vergehen, bis man wieder jemand einstelle. Das müsse man schon riskieren. Das Herumstehen und Warten gehöre eben mit zum Handwerk. Die Sonne war inzwischen immer höher gestiegen. Die subtropische Hitze lag heiß über dem unebenen Pflaster. Ein heißer Wind fegte den Staub der Straßen über den weiten Platz. Und wir warteten immer noch.

»Hast du deine neue Karte schon geholt?« fragte mich einer, der schon zwei Stunden lang getreulich an meiner Seite ausgeharrt hatte.

»Die Karte?«

»Nun, die von der Union. Was denn sonst?«

»Von der Union?«

»Ja, gehörst du denn nicht dazu?«

»Noch nie davon gehört!«

Der andere machte ein Gesicht, als ob er ein Gespenst gesehen hätte.

»*Madre dios!*« rief er aus, »du gehörst nicht zur

Union? Ein Wilder bist du! Und dann kommst du hierher und willst Arbeit haben? Ja, bist du denn verrückt?»

Die anderen griffen das Wort mit Begierde auf. Was? Ein Wilder! Was will der Mensch hier? Schlagt ihn tot! Hundert Hände ballten sich zu drohenden Fäusten, und es hagelte Flüche im bilderreichsten Kastilianisch. Der Chor der Stimmen wuchs zum Orkan.

Ein Wilder, ein Verräter, pfui Teufel!

Plötzlich erschien, wie aus dem Boden gewachsen, ein Mann auf der Bildfläche, der offenbar etwas zu sagen hatte in diesem Kreise, denn augenblicklich trat Totenstille ein. Ein langer, dürrer westindischer Mulatte mit langen, affenartigen Armen, an denen mächtige Fäuste wie zwei eiserne Zuschlagshämmer los herunterhingen. Sein hässliches, olivenfarbiges, von tiefen Pockennarben gräulich entstelltes Gesicht ragte fast um Haupteslänge über die anderen hinaus. Ganz dicht kam er an mich heran. Die kleinen Augen schossen wahre Dolche, und die weißen Zähne funkelten raubtierartig in dem dunklen Gesicht.

»Die Karte?» fragte er drohend.

»Ich habe keine.«

Ich brauchte nichts weiter zu sagen, denn ehe ich wusste, wie mir geschehen, lag ich schon in einer zehn Meter entfernten Straßenrinne. Unter dem Hohngelächter der anderen machte ich mich schleunigst aus dem Staube. Ich hatte nicht gewusst, dass die Zivilisation in Argentinien schon bis

zum gewerkschaftlich organisierten Arbeiter und richtigen nordamerikanischen »*walking-delegate*« vorgeschritten war.

Also wieder einmal – wer ohne festen Beruf auf der Wanderschaft von Land zu Land seinen Lebensunterhalt sucht, der wird allmählich einen großen Widerwillen ansammeln gegen alles das, was mit dem Begriff Organisation verbunden ist. Der Zug der Zeit geht nach dem Zusammenschluss der Menschen. Alles organisiert sich, die Bäcker, die Schuster, die Schneider. Alles schließt sich zusammen zu Gruppen und Grüppchen. Ein jeder fühlt sich am wohlsten als Teil eines Ganzen. Nur der Wandersmann ist nicht organisiert. Was nützt es dich, dass du ein halbes Dutzend Handwerke gelernt hast, was hast du davon, dass du das und jenes kannst, wenn du deine Kenntnisse nur verwerten darfst, wofern du der Gewerkschaft angehörst! Du bist vielleicht ein guter Maurer, aber du darfst hier nicht arbeiten, weil du der Gewerkschaft nicht angehörst. Du bist ein tüchtiger Zimmermann, aber kein organisierter; also kannst du hier keine Arbeit bekommen. Ich will es anderen überlassen, über Wert und Unwert der Gewerkschaften zu diskutieren. Mögen sich die Gelehrten darüber den Kopf zerbrechen. Ich weiß nur das eine: Der Trieb zur Organisation ist es, der heute unzählige Menschen, die ursprünglich das Zeug zu ganzen Kerlen hätten, in der Philisterhaftigkeit wie in einem Sumpfe versinken lässt. –

★

Die Zeit marschiert schnell, zumal dann, wenn man

sie aufhalten möchte. Acht Tage waren schon vergangen, und noch immer lag ich auf dem Pflaster Rosarios, ohne dass sich die Aussichten inzwischen gebessert hätten. Täglich gab ich unverantwortlich große Summen aus für Straßenbahnfahrten nach allerlei verlockenden Stellungen, die in der Zeitung ausgeschrieben waren, nur um dann in irgend einer weit abgelegenen Vorstadt zu erfahren, dass ein anderer schon früher aufgestanden war wie ich. Da war kein Tag, der mir nicht eine verlockende Stelle vorgaukelte als – nun ja, als Erdarbeiter, als Handlanger, als Kellner, als Gemüsekrämer oder dergleichen. Aber ehe noch der Morgen weit vorgeschritten war, waren alle diese Illusionen wieder zerronnen wie ein Pampanebel vor der Morgensonne. Tagsüber lungerte ich mit den anderen vor den Arbeitsbüros umher. Viel Zweck hatte es nicht, dass man sich dort aufhielt. Die Türen blieben hartnäckig verschlossen, und die Tafel vor der Tür, auf der sie die freien Stellen ausschrieben, hatte schon seit Wochen keine Kreide mehr gesehen. Die Macht der Gewohnheit trieb uns jedoch immer wieder dorthin. Denn das Elend liebt die Gesellschaft.

In der grellen Sonne saßen wir auf den heißen Steinstufen, die zum Bahnhofsgebäude führten und hielten schläfrige Gespräche, die sich stets um dieselbe Achse drehten: »*trabajo!*« Arbeit! von etwas anderem wussten sie nicht zu reden, denn sie kannten nichts anderes. Arbeit und immer wieder Arbeit. Aber nicht die Arbeit, von der man sagt, dass sie dem Menschen das Leben versüßen und ihn zufried-



den machen soll mit sich und seinem Schicksal, sondern die andere, die ihn verfolgt wie ein Gespenst, die ihn quält und ängstigt und ihn am Ende zer-malmt unter ihrem unerbittlichen Räderwerk. Fast lauter zerlumppte Spanier und Italiener waren es, die sich dort auf den Steinstufen sonnten, mit nur einigen polnischen Juden als Rosinen in dem Teig.

Die Zahl der Zaungäste vor den Arbeitsbüros wuchs zusehends, denn die Zeiten wurden immer schlimmer. Noch immer war der Himmel klar und wolkenlos, in einem mitleidslosen Blau, und ein scharfer Wind holte das letzte bisschen Feuchtigkeit aus dem Boden. Die Weizenernte war schlecht gewesen, und man rechnete bereits mit dem vollen Verlust der Maisernte, die in diesem Monat beginnen sollte. Tausende – nein, Zehntausende von armen Teufeln, die eigens zu dieser Ernte übers große Wasser gekommen waren, waren nun brotlos geworden. »*Mala época!*« sagte einer zum anderen, und sie schüttelten dazu die Köpfe vor lauter Ratlosigkeit. Der Menschheit ganzer Jammer konnte einen anfassen, wenn man sie so reden hörte von Frauen und Kindern, die nun in irgend einem spanischen Pueblo oder an einer toskanischen Landstraße oder in einer verkommenen Mietskaserne im Hafenviertel von Neapel vergeblich warten mussten auf die Geldsendungen aus Amerika, die sie in anderen Jahren notdürftig vor dem Verhungern geschützt hatten.

Ja, und mir ging es auch nicht viel besser. – Ihr, die ihr immer ein Dach über eurem Kopfe gehabt

habt; ihr, die ihr noch immer an einem gedeckten Tisch gegessen habt, die ihr nie in fremden Landen heimatlos in den düsteren Straßen lagt; ihr, die ihr das Leben nur aus den Büchern kennt; ihr wisst nicht, mit was für bösen Augen die Not durch die Länder geht! Ein hungriger Magen im fernen Lande, ein zerrissener Schuh auf staubiger Landstraße, eine einzige freundlose Nacht in den fremden Straßen ist schlimmer als alle Seelenqual in euren ausgefüllten Romanen. –

Manchmal war irgendwo eine bessere Stelle ausgeschrieben. Ein Buchhalter, ein Korrespondent, ein Lagerverwalter oder dergleichen wurde gesucht, und ich erinnerte mich dunkel, dass ich so etwas auch einmal gelernt hatte. Dann aber schaute ich kritisch auf meinen heruntergekommenen Anzug. – Nein, es hatte unter den gegebenen Umständen wohl keinen Zweck, dass man sich umso etwas bemühte.

Merkwürdig, wie schnell man verkommt und verwildert! War es denn wirklich erst zwei Monate her, seit ich drunten an der Darsena Norte zuerst den Fuß auf dieses verwünschte Land gesetzt hatte? Damals ein anständig gekleideter junger Mensch, der sich in der besten Gesellschaft sehen lassen konnte. Und heute? heute nur ein sonnverbrannter Peon mit einem zerknitterten Hut auf den wilden Haaren und einem bunten Pañuelo um den Hals.

Wie das alles gekommen?

Ach, es ist eine traurige und überdies noch eine sehr nüchterne Geschichte, aber ich werde nicht

darum kommen, sie zu erzählen, denn sonst könnte man am Ende denken –

»Nein, das geht nicht,« hatte der Herr Silberstein gesagt, »den können Sie nicht mitnehmen. Was glauben Sie wohl, was sie in der Pampa sagen würden, wenn Sie mit einem großen Rohrplattenkoffer angeschrammt kämen? Lassen Sie das Zeug ruhig hier; geben Sie es bei einer Speditionsfirma auf. Die können es Ihnen nachschicken, wenn Sie es brauchen.«

Den Rat eines so welterfahrenen, mit allen Wassern gewaschenen Mannes wie Herr Silberstein, konnte ich nicht ohne weiteres in den Wind schlagen. Ich tat also wie mir geraten und nahm nur etwas Wäsche mit, die ich in den buntgewebten Poncho einwickelte. Man nennt das in Argentinien eine *Lingera*.

Auch sechs Wochen auf der Dreschmaschine gehen einmal vorüber. Es kam die Zeit, da ich wieder daran denken konnte, unter die Caballeros zu gehen. Ich war inzwischen lange genug in Südamerika gewesen, um zu wissen, dass hier das Wort »*time is money*« keineswegs eine so große Rolle spielt wie bei den nordamerikanischen Vettern. Schon acht Tage vor dem Ende der Saison kritzelte ich deshalb eine Postkarte: »Senden Sie gefälligst umgehend per Express, bahnlagernd –« Wäre ich noch länger in Südamerika gewesen, so wäre ich keineswegs allzusehr erstaunt gewesen über die Tatsache, dass bei meiner Ankunft in San Pedro der Koffer noch nicht angekommen war. Nachdem ein zweites Sch-

reiben keinen besseren Erfolg hatte, wandte ich mich reklamierend an den Bahnhofvorsteher. Der saß, eingehüllt in eine blaue Wolke von Zigarettenrauch, gemütsruhig hinter dem Telegrafengerät. Was da zu machen sei? »Ja, *amigo*, schreiben Sie eben noch eine Postkarte!« Ich versuchte es mit Telegrammen, ohne etwas anderes zu bezwecken, als mehr Ärger und mehr Kosten. Schließlich beschloß ich, den Stier bei den Hörnern anzupacken. »Geh' lieber zum Schmied als zum Schmiedle,« sagte ich mir mit einem guten alten schwäbischen Sprichwort und machte mich in Rosario auf den Weg nach dem Büro des Generaldirektors der argentinischen Zentralbahn.

»No está el gerente!« fuhr mich der uniformierte Diener an, der wie ein Lindwurm vor dem Eingang wachte. Wer noch ehe er Zeit hatte, ein weiteres Wort zu sagen, hatte ich ihn schon beiseite geschoben und war durch die schwere Doppeltür eingedrungen, die ins Allerheiligste führte.

An einem vornehmen, mit Marmorfiguren reich geschmückten Schreibtische saß hier ein älterer Herr mit angegrautem Spitzbart und langen, weißen Fingern, die an den Spitzen gelb waren vom Zigarettenrauchen. Als Mann von Welt und Lebensart ließ er sich sein Erstaunen nicht im geringsten anmerken. »Setzen Sie sich, Caballero,« sagte er mit einladender Handbewegung auf einen bereitstehenden Klubsessel. Mit so viel Mäßigung, wie das bei meiner damaligen Gemütsstimmung möglich war, setzte ich ihm den Fall auseinander und sparte da-

bei nicht mit abfälligen Bemerkungen über Argentinien, die Argentinier und die argentinischen Bahnverwaltungen insbesondere. »Eh bueno, und was kann ich dabei tun?« fragte er nachlässig, als ich beendet hatte.

»Was Sie dabei tun können? Herr! Wozu sind Sie denn Generaldirektor?«

Statt aller Antwort schob er mir ein wohlgefülltes silbernes Zigarettenetui hin.

»Nehmen Sie, Caballero, es sind ägyptische.«

»Danke, ich bin Nichtraucher.«

»Da tun Sie gut daran, Caballero,« fuhr er zögernd fort, »Sie sind zweifellos ein braver junger Mann, wenn auch noch etwas stürmisch. Was mich anbelangt, so kann ich nicht leben ohne Zigaretten. No señor! Nicht einen Tag. Lieber ginge ich ohne Essen als ohne Zigaretten.«

Mit nachlässiger Gebärde holte er eine neue Zigarette aus dem Behälter und fing an, kunstvolle blaue Ringe in die sammetweiche Luft des eleganten Büros zu senden.

»Und sehen Sie,« fuhr er nach einer Weile fort, »es ist nicht gut, wenn man ungeduldig wird und sich aufregt. Man verschafft sich unnötigen Ärger, man ruiniert seine Gesundheit, man wird vorzeitig alt und hässlich, und wird am Ende gar nervös, und das ist das Schlimmste, was einem passieren kann. Ich bin's heute Noch nicht, und bin doch alt genug, um Ihr Vater zu sein. Aber Sie – *madre dios*, Sie werden sich noch zugrunde richten, wenn Sie so weiter machen! – So sich aufregen, weil ein Koffer nicht

gleich angekommen ist! So etwas kommt doch jeden Tag vor, und wo kämen wir hin, wenn alle es so machen wollten wie Sie? Was liegt denn daran, dass das Ding gerade heute kommt? Morgen ist ein gerade so schöner Tag wie heute. Und übermorgen wird es auch nicht schlechter sein. Nur ein wenig Geduld muss man haben. – *Mañana – pasado mañana* –«

»Sie meinen also, Herr Direktor –«

»Seguro! Natürlich wird er kommen! Wenn nicht heute, so doch morgen, oder übermorgen oder noch später. Wer kann das wissen? *Quien sabe?*«

Ehe ich wusste, wie mir geschah, hatte er mich schon halbwegs hinauskomplimentiert Zwischen Tür und Angel klopfte er mir noch väterlich auf die Schulter. Sein Gesicht strahlte Wohlwollen, während er mir mit der weißen, wohlgepflegten Hand zum Abschied zuwinkte.

»Adios, amigo. *Que le vaya bien!*«

Schwer fiel die Tür hinter mir ins Schloss.

Nachdenklich wanderte ich wieder heimwärts über die im weißen Mittagslicht daliegende Straße. – So ein aalglatter Schlangenmensch! Was hätte ich in diesem Augenblick gegeben für eine Dosis wackerer heimatlicher Grobheit, ein bisschen deutschen Bürokratismus, ein bisschen Militarismus und einen kleinen Anklang an den vielgeschmähten deutschen Kasernenhofton! Dort wurden einem keine Zigaretten angeboten, dort bemühte sich niemand um die Gesundheit des Publikums, und da war keiner, der einem väterlich auf die Schulter klopfte, wenn man

mit einer Reklamation ins Zimmer hereingeschneit kam. Aber man war pünktlich, gewissenhaft, und man hatte die hausbackene Tugend der Pflichttreue, die der Deutsche – zumal der, der nie über die Grenzpfähle hinausgekommen ist – gar nicht zu schätzen weiß, weil er sie als eine Selbstverständlichkeit voraussetzt.

Wie dem auch sei: Da wanderte ich nun voll schwerer Sorgen durch die staubigen, sonndurchglühten Straßen von Rosario; müde und hungrig und so ziemlich *vis à vis du rien*. In meiner Tasche klimperten noch fünfzig Centavos. Es kann auch ein Peso gewesen sein. Genau weiß ich es nicht mehr. Alte Gewohnheit führte mich hinunter zum Hafen. Lange stand ich am Kai der Zentralbahn und schaute einem Elevator zu, von dessen endlosen Treibriemen die Getreidesäcke wie kleine Mäuse in den unergründlichen Laderaum eines stolzen Segelschiffes hüpfen. Und ich dachte mir, wie schön es wäre, mit solch stolzem Schiff in die Welt hinauszu-segeln, nach Australien, nach Südafrika, nach Indien, und von dort – ja, immer noch weiter! Während ich noch dastand, machte ich die Bekanntschaft eines bärtigen sonnenverbrannten Mannes mit einem ansehnlichen Bauch und einem gewissen Etwas, das den Schiffskapitän verriet, und zwar einen von der Sorte, die »in'n Sommer 'n stiefen Grog und in'n Winter noch stiefer« vertragen kann.

»*Are you a sailor?*« fragte er ohne Umschweife. Er schien sehr befriedigt, als ich ihm erzählte, dass ich allerdings schon zuweilen auf Segelschiffen ge-

fahren hätte. Er zog die buschigen Augenbrauen zusammen, runzelte die Stirn und blies mehrmals durch die Nase.

»Hm, ja – dacht ich mir schon –, Sie haben die Nase von einem seefahrenden Mann. Trinken wir einen.«

Wir gingen in eine Kneipe, in der ein rothaariger Irländer in Hemdsärmeln seines Amtes waltete. Ein paar zerlumppte Strandläufer, die vor der Tür herumlungerten, braßten Vierkant, als der Kapitän in Sicht kam.

»Zwei Whiskys – *red hot!*« sagte der Skipper mit dröhnender Seebärenstimme, bei deren Klang der grüne Papagei in dein Käfig über der Bar ängstlich zu flattern und zu schreien anfang. »*Hallo cap', Hallo cap'!*« krächzte er heiser, und mit seinem krummen Schnabel biss er in die Käfigstangen. Aber der Kapitän achtete nicht auf die Begrüßung. Mit einem Zug hatte er das scharfe Zeug hinuntergegossen.

»Patty, Euer Whisky schmeckt wie Zuckerwasser,« sagte er mit grimmigem Stirnrunzeln. »Ist das auch ein Gebräu für Männer? Gebt uns einen ordentlichen Cherry Brandy!«

Der Irländer schenkte jedem von uns einen Brandy ein, der so scharf war wie Schwefelsäure.

Aber der Kapitän war noch immer nicht zufrieden.

»Lauter Zuckerwasser!« meinte er verächtlich und zog die Stirn in noch tiefere Falten wie zuvor. »Etwas ordentlich Schiffsgemäßes bekommt man gar nicht hierzulande. – Ich gäbe ein blankes engli-



sches Pfund für einen guten alten Jamaikarum, so wie sie ihn längs der Doks in Liverpool zu mixen verstehen.«

»Well,« wandte er sich plötzlich an mich, »ich denke, Sie hätten nichts gegen eine Reise nach Kapstadt. – Fünf Pfund im Monat – mit der Viermasterbark *Springbank* – feines Schiff – A I bei Lloyds – und 'n verdammt feiner Kapitän!«

»Aber Herr Kapitän –«

»Patty, noch einen Brandy!«

Der Kapitän zog eine große goldene Uhr aus der Tasche. »Verflucht! Ich muss ja um vier Uhr beim Konsul sein!« Heftig stürzte er seinen Brandy herunter und warf einen Zweipesoschein auf den Schanktisch. »Behaltet den Rest!« fuhr er den Irländer an, der mit seinen dicken Fingern das Geld nachzählte. Im Fortgehen warf er mir noch einen befehlenden Blick zu. »Morgen früh um neun Uhr hast du hier zu sein!« sagte er kurz. Zwischen Tür und Angel wandte er sich noch einmal an den Irländer.

»Patty, gebt dem jungen Mann so viel Whisky wie er Lust hat! Ich werde es bezahlen.«

»Aye, aye, sir!« sagte der Wirt mit einer kratzfüßigen Verbeugung. –

An jenem Abend trieb ich mich lange drunten am Hafen umher, wo tausend Lichter sich in dem stillen Wasser spiegelten und die Masten und Raaen der stolzen Segelschiffe gespensterhaft in den nächtlichen Himmel hineinragten. Wer weiß? Vielleicht würde ich schon morgen auf einem von diesen stromabwärts ins offene Meer hinausgleiten. –

Nach Kapstadt! –

Aber leben wir nicht in einer närrischen Welt? Als die Sonne am nächsten Morgen aufging, da fand sie mich in einem Expresszug der Zentralbahn, der zwischen Dörfern und Feldern durch die fruchtbare Paranaebene nach Westen eilte – nach Cordoba!

Als ich nämlich am Abend zuvor nach Hause kam, da empfing mich der Fondero mit einem strahlenden Lächeln.

»Haben Sie es schon gehört, Amigo? Er ist da!«

»Wer denn?«

»Por seguro, der Koffer! Was denn sonst!«

»Der Ko– Was? Der Koffer!«

Sie hatten also doch noch Wort gehalten nach all dem *mañana*, *quien sabe*, das ich in den letzten Wochen hören musste. Hätte mich jemand in dem Augenblick zum Präsidenten der Republik Argentinien ernannt, so hätte ich nicht stolzer sein können. Als ich aber in die Tasche griff und die letzten paar lumpigen Centavos zusammenzählte, die mich noch von dem Nichts trennten, da war die Freude nur noch halb so groß. – Was sollte mir nun der Plunder? In Buenos Aires hatte ich einen Koffer und kein Geld, in San Pedro dagegen Geld und keinen Koffer. Und nun endlich in Rosario war es wieder wie damals in Buenos Aires. So ging es immer in diesem sonderbaren Lande! – Aber wie sollte man da auf einen grünen Zweig kommen? Es war ein Problem, das allmählich verzweifelte Ähnlichkeit mit dem der Quadratur des Zirkels erlangte.

Während ich noch hierüber nachdachte, war eilt

sporenklirrender Estanciero hereingekommen. Der suchte einen *asistente mayordomo* für seine Estancia. Da horchte ich auf. Mayordomo? Warum denn nicht? Wer sich in fremden Ländern um Arbeit umsieht, der muss alles können. Das ist die allererste Regel. Und ich war gerade in der Stimmung, in der ich mir alles zutraute. – Aber Majordomo!

Der Estanciero, den ich daraufhin anredete, schien nicht sonderlich geneigt, von meinem Anerbieten Gebrauch zu machen. Lange und nachdenklich und, wie mir schien, nicht eben wohlwollend, schaute er mich von oben bis unten an.

»Können Sie Briefe schreiben?«

»Seguro!«

»Und Buchführen?«

»Natürlich.«

»Zeugnisse?«

Ich bin noch nie in Verlegenheit gekommen, wenn man mich in fremden Landen nach Zeugnissen gefragt hat. Aus meiner Briefftasche holte ich ein Exemplar der Personalordnung der alten »Per-nambuco« hervor und dazu das maschinengeschriebene Antwortschreiben auf eine Bewerbung bei einer englischen Firma in Buenos Aires. Der Estanciero zog die Stirn kraus über der ungewohnten Lektüre.

»*Nada de castellano?*« fragte er misstrauisch.

»No, señor!«

Noch einmal schaute er mich kritisch an, während er mir zögernd die Papiere zurückgab.

»Früher, Caballero,« fuhr er in gemessenem

Tone fort, »habe ich einmal französisch gelernt auf dem Collegio zu Cordoba; das ist aber schon lang her, und man vergisst das wieder, wenn man zwanzig Jahre lang nur Kühe und Maulesel um sich hat. Ich will es aber gerne glauben, dass darin allerlei Gutes steht, obwohl das Ding da eher aussieht wie eine Verlobungsanzeige. Die Hauptsache ist, dass Sie sich etwas auf die Buchführung verstehen. Mit der Arbeit auf dem Camp haben Sie nichts' zu tun; das besorgt alles der Mayordomo.«

So wurden wir denn handelseinig, und ich wurde angestellt als *assistente mayordomo* mit dem fürstlichen Gehalt von vierzig Pesos im Monat. – –

Der Weg nach Cordoba war länger als ich geahnt hatte. Zuerst ging es durch eine schöne Gegend mit sorgfältig angebauten Feldern und ansehnlichen Städtchen, an deren Rand sich fast stets ein großes, fabrikartiges Mühlengebäude erhob. Dann wurden die Felder seltener. Grauer, dürrer Buschwald wechselte mit endlosen Weideflächen, auf denen da und dort ein Matefeuer brannte. Dann tauchten in der Ferne blaue Berge auf, über denen schon die Abend Schatten hingen. Es war schon beinahe dunkel, als wir an der kleinen Station ankamen, die das Ziel unserer Reise war. Vereinzelte Sterne standen am Himmel, und die hohen Berge im Westen ragten wie schwarze Kulissen in das Abendrot. Ringsum war ein Duft von Wiesen und Blumen, die Grillen zirpten am Wege. Ein bereitstehender Wagen brachte uns nach der Estancia, wo uns sporenklirrend der Majordomo entgegenkam. Beim Scheine der La-

terne, die er in der Hand trug, konnte ich erkennen, dass mit ihm nicht gut Kirschen essen war. »Gringo?« fragte er zum Estanciero gewendet.

Der nickte bloß. Dann hielt der Majordomo nochmals die Lampe hoch und schaute mich scharf an mit seinen grünen Augen.

»Venga!« sagte er ungnädig, und führte mich nach meinem Zimmer, in dem von der Gotteswelt nichts stand als ein Bett und ein Stuhl.

Am nächsten Morgen machte er mich mit seinen Büchern bekannt. Er deutete mit einer königlichen Gebärde auf einen Tisch, auf dem allerlei Papiere in schönstem Durcheinander lagen. Es dauerte eine Weile, ehe ich darauf kam, was es mit den Papieren auf sich hatte. Es war in der Tat ein krauses System der Buchführung. Es war weder doppelt noch einfach, weder deutsch, noch italienisch, noch amerikanisch, sondern echt argentinisch auf gut Glück zusammengestellt in einem Spanisch von unmöglicher Rechtschreibung.

Unter diesen Umständen sah ich es gar nicht ungern, als einige der Arbeiter draußen auf dem Camp, die mit dem Majordomo in Streit geraten waren, Knall und Fall davonliefen und deshalb eine der Mähmaschinen meiner geringen Sachkenntnis anvertraut wurde. Es war aber eine entsetzlich ermüdende und aufreibende Arbeit. Die Mähmaschinen waren staffelförmig geordnet und fuhren von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang in den heißen Tag hinein; immer in großen Vierecken um die riesigen Luzernefelder. »R-r-r-r« machten die Maschi-

nen. Die Sonne sandte ihre senkrechten Strahlen vom dunkelblauen Himmel, und die vom Boden aufgewirbelten Staubkörner zitterten in der heißen, flimmernden Luft.

Ich war auf jener Estancia der einzige Vertreter der rein weißen Rasse. Alle übrigen Angestellten waren echte südamerikanische Mestizen mit schwarzen, bläulich schillernden Haarschöpfen und gelben, heimtückischen Gesichtern. Die Anwesenheit des Gringo war ihnen ein Dorn im Auge. Beständig beobachteten sie mich aus einem Winkel ihrer grünen Augen, und wenn einmal meine beiden Maulesel aufbegehrten, oder wenn meine Maschine gegen verborgene Steine fuhr, dann lachten sie laut auf vor Schadenfreude und riefen höhnisch einander zu: »*No sabe nada el gringo!*« (»Der Gringo versteht nichts!«)

Am liebsten hätte ich ihnen gleich am ersten Tage den Bettel vor die Füße geworfen. Doch nein! Diese erbärmlichen Indianer sollten nicht sagen, dass sie einen Gringo hinausgeekelt hätten! Den Gefallen wollte ich ihnen nicht tun, und so blieb ich denn zehn Tage. Zehn lange Tage. Dann kam das Fieber. Ein richtiges, kaltes, schüttelndes schleichendes Malariafieber. Heimtückisch wie die Menschen hierzulande. Dazu bekam ich noch entsetzliche Magenkrämpfe, die wohl von dem salzigen, alkalihaltigen Trinkwasser herrühren mochten.

Nein, es war am Ende doch Unsinn, wenn ich mich hier noch weiter zugrunde richten sollte, nur um ein paar bösertige Indianer zu ärgern. Ich ließ

mir vom Majordomo mein Geld ausbezahlen, und bald lag die Provinz Cordoba wieder weit hinter mir. An einem schönen Tage voll Wind und Sonne kam ich wieder in Rosario an.

Aber der Malariaanfall ging nicht so schnell vorüber, wie ich gedacht hatte.

Während der ganzen Reise von Cordoba zurück nach Rosario hatte ich zwischen kalten Fieberfrösten über mein Schicksal nachzudenken versucht. Fünfzehn Pesos hatte ich auf der Estancia verdient, zehn Pesos hatte die Reise gekostet, und wenn ich nun am Schluss meiner Buchhaltertätigkeit den Saldo zog, so musste ich mit Bedauern feststellen, dass ich inzwischen nicht reicher geworden war. Zehn Tage hatte ich mich umsonst geplagt und mir noch obendrein das Fieber zugezogen.

Aus alter Gewohnheit hatte ich mich wieder in der Fonda XX Settembre einlogiert. Der Koffer verschaffte mir Kredit. Sogleich warf ich mich aufs Bett, denn ich war todmüde. Aber schlafen konnte ich nicht. In meinem Kopf fing es an zu rumoren. Das Fieber summte wie ein Schwarm Moskitos, und die Gedanken gingen wirr im Kreise. Eine Anzahl mitleidiger Söhne des Südens hatte sich um mein Bett versammelt, und mit großer Zungenfertigkeit und malerischen Gesten berieten sie, was da zu tun wäre. Einer meinte, ich hätte das schwarze Fieber und müsste sofort ins Spital, aber die anderen protestierten gegen solche Zumutung mit der ganzen Lebhaftigkeit eines südlichen Temperaments. – Ins Spital! – *santa virgina!* Warum nicht gleich an den

Galgen? Wenn sie ihn erst einmal dort haben, so kommt er nicht mehr lebendig heraus. Sie werden ihm das gelbe Fieber einimpfen, sie werden ihm das Blut abzapfen und ihn mit Pillen vergiften. Sie werden ihn unter die Schwindsüchtigen und die Pockenkranken einquartieren; er wird mit den Aussätzigen aus einer Schüssel essen müssen und sie werden ihn in ein Bett legen, in dem vorher einer an der Pest gestorben ist.

Wohl ein dutzendmal bekam ich in jener Nacht diese Rede zu hören, und alles das höchst anschaulich begleitet von italienischen Gesten, spanischen Grimassen und allen Flüchen und Kraftausdrücken der romanischen Sprache. – Nein, es war doch wohl besser, wenn man nicht ins Spital ging! Ich hatte ohnehin einen Widerwillen gegen alles, was mit öffentlichen Krankenhäusern zusammenhing, seit meinen Erfahrungen als Krankenwärter in einem Texasspital, von welcher Zeit mir noch eine undeutliche Erinnerung anhaftete an ein graues, düsteres Gebäude, in dem die Not zu Hause war; an eine dicke Atmosphäre von Jod und Chloroformgerüchen, an endlos lange Korridore, wo erbarmungslos aussehende Menschen in langen weißen Kitteln mit Schüsseln und Kannen und blanken Mordwerkzeugen umherliefen, an einen großen, schmucklosen Saal im mitleidlosen Licht des grauen Tages, in dem die Menschen nur Nummern waren und der Tod selbst über der Alltäglichkeit seine Tragik verloren hatte. – Und da sollte ich dann womöglich tage- und wochenlang ruhig im Bett liegen und immer und immer nur das



tun, was andere mir befahlen? Nein, das ging denn doch über das Maß von Fügsamkeit, das man billigerweise von einer unruhigen Seele verlangen konnte!

Aber das Fieber wurde nur noch ärger mit jedem Tage. Schwer wie Blei lag mir die Müdigkeit in den Gliedern, aber schlafen konnte ich nicht.

Fast immer war ich stumpf und gleichgültig. Alles was mir zuvor den Kopf zermarterte, interessierte mich nun gar nicht mehr; weder Geld, noch Arbeit, noch Verdienst, noch Unterkommen, noch sonst etwas. Aber zuweilen stand urplötzlich das alles wieder vor mir wie ein Gespenst, verzerrt und entstellt durch das Rasen des Fiebers. – Nein, ich wagte gar nicht auszudenken, was aus alledem noch werden sollte. Nur nicht grübeln über solche Dinge, nur nicht denken.

Und eines Abends – es muss wohl schon mehr gegen Mitternacht gewesen sein – da saß ich auf einer Bank in den Anlagen, und das Fieber rumorte toller wie je.

Die ganze Gegend lag undeutlich und verworren hinter einem dicken, dunstigen Schleier von Fieberfantasien. Es war eine laue, regungslose Nacht. In den langen Häuserreihen schimmerte kein Licht; nur das unaufhörliche Summen von Millionen Insekten belebte die Stille. Da kam ein alter, verrunzelter Mann des Wegs. Wie aus dem Boden gewachsen stand er vor mir und betrachtete mich eine Weile kritisch, ohne ein Wort zu sagen. Dann setzte er sich neben mir auf die Bank, nahm seinen Hut ab

und wischte mit einem großen, bunt gemusterten Taschentuch den Schweiß von der Glatze, die in der Dunkelheit wie poliertes Messing funkelte.

»Nein,« fing er unvermittelt an, »ich glaube nicht an den lieben Gott. Ich glaube nicht an die Heiligen und nicht an die Sakramente, und an die Hostie schon gar nicht. No señor! Ich bin Spiritist, und glaube nur an die Geister und an die nicht einmal mehr ganz, zumal nicht an die Guten. Denn wenn es gute Geister gäbe, wenn die Heiligen einen Sinn und die Hostie einen Zweck hätte, so würde ich heute nicht ohne einen Centavo auf der Straße liegen. – Wenn es eine Gerechtigkeit gäbe, Caballero, dann müsste es auch einen Lohn geben für fleißige Arbeit. Mein Leben lang habe ich nichts gekannt als Mühe und Arbeit und habe es doch nicht weiter gebracht wie irgend einer von den Tagdieben, die drunten am Hafen in den Kaschemmen herumlungern. Vor dreißig Jahren habe ich schon einen Zirkus gehabt mit einem Schlangenmenschen, einem Messerschluckler, einer tätowierten Dame, die weisagen konnte und dem wirklichen Originalkindermädchen des verstorbenen Generals San Martin. Die war die beste Nummer vom ganzen Kitt. Aber in Santos sind sie alle am gelben Fieber zugrunde gegangen. Später habe ich mich dann mit einem windigen Franzosen assoziiert und drüben in Valparaiso ein Hotel Garni geführt. Viele, viele Pesos habe ich dort gemacht. Auf dem besten Wege zum Reichtum bin ich gewesen; aber eines Tages war der Franzose verschwunden mitsamt meiner chilenischen

Señora, die ich vor einem Jahr geheiratet hatte.«

»Sie meinen, Caballero, dass das kein so großes Unglück gewesen wäre? – *Seguro, no!* Ich hoffe noch heute, dass die beiden glücklich miteinander geworden sind. Aber die Kasse ist auch mit verschwunden. Und das Bankguthaben. – Und die Schulden, die er zurückgelassen hat! Alles Schulden auf den Namen der Firma! Zehn Jahre lang habe ich mich damit plagen müssen, bis sie mich am Ende doch aufgefressen haben. – Seither, Caballero, habe ich kein Glück mehr gehabt auf dieser Erde. Und seither glaube ich nicht mehr an die Heiligen, ich glaube nicht mehr an die Hostie, ich glaube nicht mehr an die guten Geister, ich glaube auch nicht mehr an Argentinien und Südamerika. – Es gibt überhaupt nichts mehr auf dieser gesegneten Welt, an das ich glaube –«

Kopfschüttelnd stand er auf, und lautlos, wie er gekommen, verschwand er wieder in der Stille der Nacht. –



Nachdem endlich das Fieber etwas nachgelassen hatte, setzte ich mich hin und schrieb einen Brief an den Direktor der dortigen Zuckerfabrik, von dem ich gehört hatte, dass er ein ehemaliger deutscher Schiffskapitän sei. Ich würde mir erlauben, morgen um soundsoviel Uhr in der Fabrik vorzusprechen, und zu fragen, ob er irgendwelche Beschäftigung für mich hätte.

Etwas sonderbar war mir am nächsten Morgen doch zumute, als ich vor dem großen eisernen Tor

stand, das in die rußige Fabrik hineinführte, die mit ihren düsteren, weitläufigen Gebäuden und ihren qualmenden Schornsteinen das ganze Stadtviertel beherrscht. Ich hatte mich in meinem Leben schon auf mancherlei Weise betätigt, aber Fabrikarbeiter war ich bisher noch nie gewesen.

Der Direktor hatte ein Einsehen. Er übergab mich einem ebenfalls deutschen Ingenieur, der mich über schwarze Fabrikhöfe, über knarrende Treppen und durch finstere Gänge in einen großen, hellen Fabrikraum führte, in dem man vor lauter Lärm sein eigenes Wort nicht mehr hörte. Der Boden zitterte unter dem Arbeiten der Maschinen. Gewaltige Schwungräder sausten an der Decke. Treibriemen rasten vorüber. Im Hintergrund war alles in einen dicken Dunst gehüllt, der aus den großen Kupferkesseln aufstieg. Nur ab und zu tauchten die schattenhaften Umrisse halbnackter Menschen wie richtige Gespenster aus dem Nebel auf.

Vor einer Maschine, die weiß Gott was für Zwecken diente, blieb der Ingenieur stehen.

»So,« sagte er zu mir, »das ist nun Ihre Arbeit. Sie brauchen nichts weiter zu tun, als die Temperatur in dem Kessel mittels der beiden Hähne hier festzustellen. Das können Sie doch?«

Ja, das konnte ich, und ich tat mir nicht wenig zugeut auf meine neuerworbenen Kenntnisse.

Vierzehn Tage lang ging die Sache ganz leidlich. Täglich einmal kam der Ingenieur vorüber, um meine Arbeit nachzusehen. Dabei schaute er mich jedes Mal sehr freundlich an. »Na sehen Sie,« pf-

legte er zu sagen, »es geht ja ganz famos! Nur Geduld! Wir werden noch einen ganz famosen Betriebsleiter aus Ihnen machen! Ich habe vor drei Jahren auch nicht anders angefangen. Aber Geduld muss man haben! Und ein bisschen Sitzfleisch.«

Geduld! Das war noch nie meine starke Seite gewesen. Bald war ich überdrüssig der langweiligen, eintönigen Arbeit. Mit der Zeit hatte ich die Maschine hassen gelernt wie meinen eigenen, persönlichen Feind, und gar vor dem Fabrikraum mit den dicken Dämpfen und den zitternden Maschinen grauste mir jeden Morgen von neuem wie vor einer Art Fegefeuer. Und als dann eines Tages an dem Fabriktor ein Zettel klebte, der uns verkündete, dass mangels Rohmaterials die Werke auf zwei Tage geschlossen wären, da war niemand froher als ich über den schönen Grund zum Fortlaufen, der sich so unerwartet dargeboten hatte.

Lange wanderte ich an jenem Tage durch die Stadt, und dabei entdeckte ich in einer engen, abgelegenen Gasse, zwischen einem schlüpfrigen Kinotheater und einem arabischen Kaffeehause, vor dem hässliche Weiber herumlungerten, eine richtige Wirtschaft »Zur deutschen Eiche«. Die musste ich mir etwas näher ansehen, obwohl es dort drinnen nicht sonderlich vertrauenerweckend aussah, soweit die schmutzigen Fensterscheiben überhaupt einen Einblick zuließen.

Es war in der Tat eine richtige deutsche Kundenpenne. Eine dicke, verbrauchte Luft schlug mir bei meinem Eintreten entgegen. Bläuliche Tabakswol-

ken zogen sich in langen Streifen an der Decke hin und legten sich wie ein Schleier vor das große, schreiende Plakat an der Wand über den roten, grünen und gelben Schnapsflaschen hinter dem Schanktisch:

»Hier wird nicht gepumpt!«

An der gegenüberliegenden Wand, gerade über der Tür, prangte in leuchtenden goldenen Lettern, eingerahmt von gedruckten Veilchen und Vergissmeinnicht, ein sinnreicher Bibelspruch: »Der Segen des Herrn macht reich ohne Müh'.«

Der Himmel weiß, welch' zartfühlender Kunde diesen Schatz aus einer fernen deutschen »Herberge zur Heimat« gestohlen hatte!

Ganz gewiss war es nicht der Wirt, denn der hatte gar nichts Zartfühlendes in seinem Äußeren. Er hatte ein breites, brutales Gesicht mit kleinen, stechenden Augen. Er hatte rote Hände mit dicken Fingern und schwarzen Fingernägeln. Seine dünnen, schwarzen Haare, die von Pomade glänzten, waren weit in die niedrige Stirn hineingekämmt. An einem Tische saßen ein paar junge Kunden über einer Partie Sechsendsechzig. »Pikaß druff, Schwob!« sagte einer, der dabei stand und zuschaute. Und dann mit einer nicht misszuverstehenden Handbewegung nach der Stirn: »Na weeste, Mensch –« Der Schwob wollte etwas Hitziges darauf erwidern, aber der Wirt verbat sich die Störung.

»Ihr tötet auch besser daran, auf die Fahrt zu steigen, anstatt hier herum zu krakeelen!« sagte er streng, »nachher habt ihr wieder kein Schlafgeld.«

Ganz im dunklen Hintergrund des Lokals hatte sich ein alter Mann mit einer stark vorspringenden Hakennase und einem sehr langen, sehr wohlgepflegten, silberweißen Barte niedergelassen. Vor sich hatte er ein buntes Schnupftuch ausgebreitet, aus dem er Brotkrusten, Käserinden und Wurstzipfel hervorkramte. Zuweilen ließ er ein heiseres, greisenhaftes Husten vernehmen.

Außer den Genannten befand sich in dem Raum nur noch ein weiterer Gast, der mit seinem sauberen, beinahe vornehmen Anzug gar nicht in die Umgebung zu passen schien.

Er blätterte in einem umfangreichen Adressbuch und fuhr dabei mit den langen, zarten Fingern, denen man ansehen konnte, dass sie sich noch nie viel mit harter Arbeit abgequält hatten, immer wieder durch den blonden Spitzbart.

»Hast du mal einen Augenblick Zeit für mich, Schwarzer?« wandte er sich an den Wirt.

Der aber hatte weder Zeit noch Lust.

»Sieh' du zu, wie du selber mit deinen Fleppen fertig wirst!« knurrte er ungnädig, »meinst du etwa, ich wolle deinetwegen verschütt gehen?«

Der wohlgekleidete Herr sah sich verzweifelt im Zimmer um. Ob denn niemand da wäre, der ihm ein paar kleine spanische Worte übersetzen könne? Er schien ganz gerührt, als ich ihm meine Hilfe anbot.

»Ei, natürlich!« rief er voll Freude, »das habe ich dir gleich angesehen, dass du deine Zunge nach allen Richtungen drehen kannst und dass du ein feiner Kunde bist, der einen armen Reisenden nicht in

der Patsche sitzen lässt.«

Dann schob er mir einen Zettel zu, auf dem allerlei spanische Worte aufgeschrieben waren.

»Wenn's Englisch oder Französisch, oder meinetwegen Italienisch wäre, dann käme ich schon selber zurecht,« erklärte er mir zur Entschuldigung seiner Unwissenheit; »wenn man fünf Jahre lang Zahlkellner an der Riviera gewesen ist, dann hat man sich auch nach und nach gewissermaßen eine höhere Bildung anjeeignet, aber mit die spanische Sprache ist das so 'ne Sache. Ich bin erst 'n paar Monat im Lande. – Was ist denn das? Eine *panaderia*?«

»Das ist 'ne Bäckerei.«

»Und eine *libraria*?«

»Eine Buchhandlung? Was? Ja, die Buchhändler, die sind fast immer gut zu verkohlen. Wenn ich ihm sage, dass ich eine kranke Frau und drei unmündige Kinder habe, da wird er schon ein Einsehen haben. – Und was ist denn ein *gerente*?«

»Das ist ein Direktor – ein Prokurist.«

»Also ganz was Feines! Werd' ich mir gleich ein Kreuz hinter den Namen machen! – und ein *juez de paz*?«

»Friedensrichter.«

»Nee, ick kann mir beherrschen!

So, das wäre genug für heute,« sagte er, nachdem ich ihm alle Wörter auf der Liste übersetzt hatte. »Morgen gehe ich damit eisbären!«

Also ein richtiger Hochstapler!

Ich muss ein bedenkliches Gesicht gemacht haben, das der andere als Zweifel an seiner geschäftli-



chen Tüchtigkeit auslegte. »Du meinst wohl, ich verstünde mich nicht aufs Fackeleimachen?« fragte er gereizt. »Warte, ich will dir ein paar von meinen Fleppen zeigen.«

Vorsichtig schaute er sich nach allen Seiten um, während er die Briefftasche hervorholte.

»Die sind gesund!« sagte er mit einem triumphierenden Blick auf die sauber mit der Maschine geschriebenen Briefbogen. »An denen fehlt nichts. Stempel, Briefkopf, alles da! Hübsch! Was? Wie geleck't –«

Es war tatsächlich ein sauberes Stück Arbeit.

»Wenn sie dich nun aber erwischen?« fragte ich neugierig.

»Dann reiße ich eben meine paar Monate runter wie ein Mann!« versicherte der Gauner, »da mache ich mir schon gar nichts draus. Ich bin nicht in den weichen Betten und auf den Schulbänken groß geworden wie deine Sorte. Zehn Jahre lang bin ich auf der Walze gewesen. In Österreich, in Frankreich und in ganz Italien habe ich getippelt. Ich habe Klicken geputzt und Platten gerissen wie nur einer. – Ich habe auch gearbeitet, als Pikkolo und Zahlkellner und was sonst noch. – Pah! Was hat man davon? Erst nutzen sie dich aus bis auf die Knochen, und wenn du einmal alt bist, dann werfen sie dich aufs Pflaster und du wirst sein wie der da –«

Diese letzte Bemerkung galt dem alten Mann mit dem langen, weißen Bart, der sich eben zum Fortgehen anschickte.

»Adjüs Methusalem!« riefen ihm die Kartenspie-

ler nach.

Aber Methusalem tat, als hörte er es nicht. Mühsam schob sich seine hagere, vornüber gebeugte Gestalt zwischen den Bänken hindurch. Wie er gerade in der Tür stand, da fiel ein heller Sonnenstrahl in seinen weißen Bart und auf das grellrote Schnupftuch in seiner zitternden Hand. Als er draußen auf der Straße vorüberging, kam sein heiseres, abgerissenes Alteutehusten durch das offene Fenster.

»Das ist noch eine Nummer, dieser Methusalem,« meinte der ehemalige Kellner. »Seit dreißig Jahren ist er schon hier in Argentinien auf der Walze. Geld hat er ja immer, und kein Wunder! Der Bart – Junge, wenn ich den Bart hätte! Der ist ein Vermögen beim Fechten! Aber dreißig Jahre auf der Fahrt! Nee – lieber 'n Strick! Was nutzt dem sein bisschen Bettelei? Wenn man schon mal eine Schiebung machen will, dann gleich ordentlich, sage ich! Nur die kleinen Diebe kommen ins Kittchen, und die großen werden mit der Zeit Kommerzienräte.«

Der Alte war noch nicht ganz zur Tür hinaus, als eine Gesellschaft von Seeleuten hereingestampft kam, denen man ohne weiteres ansehen konnte, dass ihnen das Geld in den Taschen brannte.

»Man tau!« sagte der vierschrötige Bootsmann, indem er eine noch ungeöffnete Blechbüchse voll Ölfarbe auf den Tisch stellte, »wat gibst du dafür, du alter Gauner?«

»Eine Lage Schnaps.«

»Du glöwst woll, wi hew dat stolen?«

Sie einigten sich auf zwei Lagen Schnaps, und

nachdem auf diese Weise die Kehlen angefeuchtet waren, tranken sie immer noch weiter. Alle tranken, und nur einer bezahlte. Und das war ein junger, schwächlicher Mensch von etwa achtzehn Jahren, der sich mit großen Kinderaugen verwundert in der ungewohnten Umgebung umsah. Er zahlte mit blanken Dollars und funkelnden Pfundstücken, indes der Tabaksqualm sich zu dicken Wolken verdichtete und der bläuliche Fuseldunst bis zur rußigen Decke hinaufstieg.

Immer lebhafter wurde die Gesellschaft. Sie schimpften und fluchten und vertrugen sich wieder im nächsten Augenblick. Dann fingen sie alle an zu singen mit Stimmen, denen man anhören konnte, dass sie am Gangspill ihre Ausbildung erfahren hatten:

*Glorie, Glorie, Hallelujah,  
Schön sind die Mädchen von Sankt Pauli-Altona.*

Mir aber ging alles wirr im Kopfe herum. Immer wieder musste ich an den alten Methusalem denken.

Dieser Methusalem – ja, das war ein sonderbarer Kauz! Der hatte wohl einmal etwas sehr Böses erlebt in seinem Leben. – Aber vielleicht war das auch nur so gekommen mit den Jahren, weil man so gar leicht und unbemerkt unter die Räder geraten kann im Lande Argentinien. Die Jahre ziehen vorüber ohne Ermatten; unerbittlich ist die Zeit, und wenn du nicht die Zähne zusammenbeißest, wenn du

nicht ablassen willst von deiner Gedankenlosigkeit, wenn du nicht besser aufpassen willst auf deine Straße, du, Kurt Faber, so wirst du eines Tages – vielleicht auch du, auch du –

Vier Monate lang bist du nun schon unterwegs auf argentinischen Landstraßen, auf der Reise in die blaue Ferne, die immer so grau wird, wenn man sie mit Händen fassen kann. Vorwärts glaubst du zu gehen, und derweilen geht es immer bergab, bergab, wie alles im Leben.

*Rio arriba, rio arriba,  
El agua nunca correrá.  
Que en el mundo, rio abajo  
Rio abajo, todo va.*

Das ist ebenso Spanisch, wie es mir vorkommt. Aber es ist wahr.

---

1. Puchero = stark gepfeffertes Fleischgericht, ähnlich dem ungarischen Gulasch. [<<<](#)

## Unter Landstreichern

AUF DER LANDSTRAßE. – MIT DER EISENBAHN GEHT'S  
DOCH SCHNELLER. – »SCHWARZFAHREN« IM GÜTERZUG.  
– SANTA FE BEI NACHT. – ALLERLEI BETRACHTUNGEN  
ÜBER PUEBLOS, DENKMÄLER UND SE<sub>n</sub> ORITAS. –  
METHUSALEM FÜHRT MICH BEI DEN DEUTSCHEN  
KUNDEN EIN. – UFERLOSE REISEPLÄNE. – IN EINER  
DEUTSCHEN KOLONIE. – HERR DURAND UND DER  
ZERBROCHENE GASOLINMOTOR. – EINE STARKE  
ZUMUTUNG. – EIN KAPITEL ÜBER NAMEN. – WIEDER AUF  
DER EISENBAHN. – WAS MAN BEI REGENWETTER DENKT.  
– ABER DAS GLÜCK?

In fremden Landen hängt das Schicksal des Wandersmanns oft an einem Strohalm. Für den Mann, der, sei es durch die Tücke des Schicksals oder durch eigenen Unverstand gezwungen ist, durch seiner Hände Arbeit in der Fremde von der Hand in den Mund zu leben, gibt es kein entmutigenderes Gefühl, als das Bewusstsein, dass es zumeist allerlei lächerliche Kleinigkeiten sind, die ihn immer und immer wieder hinunterziehen in die Tiefen des Lebens.

Nur in der Stadt – das war klar – konnte ich hoffen, in absehbarer Zeit etwas zu finden, das meinen Wünschen einigermaßen entsprach. Wie aber, so fragte ich mich jeden Tag aufs neue, wie sollte ich mich doch über Wasser halten, wenn das bisschen Arbeit und Verdienst in diesen schlechten Zeiten

nur draußen in der Pampa zu finden war? – Ja, und wenn man nun wirklich einmal ein paar Pesos beisammen hatte, die es einem ermöglichten, sich nach etwas umzusehen, musste man da nicht als Gentleman, als Caballero auftreten? Doch wie, bei allen Heiligen des Landes Argentinien – wie sollte ich beides miteinander in Übereinstimmung bringen? In den vierzehn Tagen auf der Fabrik hatte ich mir keine Reichtümer ersparen können, und der Koffer mit all meinen irdischen Habseligkeiten – ja, der lag wohlgeborgen als Pfand in der Obhut des *Ristorante XX Settembre*, das mir während meiner Krankheit Kost und Wohnung und noch einiges Geld für laufende Ausgaben gewährt hatte. – Nein, das Leben ist nicht immer ganz so einfach und unkompliziert, wie manche es sich vorstellen, die es hinter dem Ofen verträumen.

»Da kannst du hier herumsitzen bis du einen Bart bekommst,« hatten mir die Kunden in der »Deutschen Eiche« versichert. »Wenn du kein tüchtiges Handwerk gelernt hast, so kannst du in zehn Jahren immer noch mit den Italienern Polenta löfeln, wenn du nicht vorher verhungert bist. – Und das mit dem Korrespondenten, Buchhalter und sonstigem Koofmich schlag dir mal ruhig aus dem Kopf, je eher, je besser. Du glaubst wohl, die haben in den Büros in der Calle Sarmiento gewartet, bis du kommst? – Kaufleute? Mit der Sorte könnte man die Straße pflastern von hier bis nach Buenos Aires, so viele laufen hier herum.«

»Aber was sonst soll man denn anfangen?«

fragte ich ratlos.

»Mach's wie wir. Geh' auf die Walz!« meinte ein biederer Schwabe.

»Aber wohin denn?«

»Nach dem Gran Chaco natürlich! Wir machen alle dorthin, wenn der Winter kommt. Dort braucht man wenigstens nicht zu frieren.«

Ich nahm alle meine Geografiekenntnisse zusammen. Der Gran Chaco? der lag weit oben an der Grenze von Paraguay, gute zweitausend Kilometer weiter nordwärts. Wie, beim Kuckuck, sollte man dorthin kommen ohne Geld? Ich setzte meine Bedenken auseinander, ohne etwas anderes zu bewirken, als erstaunte Gesichter und vorwurfsvolle Mienen.

»Geld? Mensch, bist du aber grün! Willst du denn die ganze Zunft blamieren? Wenn man kein Geld hat, so fährt man eben schwarz.«

Da horchte ich auf. Schwarzfahren? Darauf verstand ich mich so gut wie nur einer. Von Neuyork bis San Francisco hatte ich mich in Onkel Sams »box cars« herumgetrieben. Da gehörte das Schwarzfahren gewissermaßen zum guten Ton für jeden Wandersmann. Aber das war in Nordamerika. Ich hatte nicht geglaubt, dass die Kultur in Argentinien bereits ebenfalls bis zu diesem Grade vorgeschritten sei. Nicht minder interessierte mich, was sie über den Gran Chaco zu sagen wussten; jenes unermessliche, von der Kultur fast noch unbeleckte Waldgebiet im Norden Argentinien, wo die Indianer noch in ursprünglicher Wildheit hausen, wo bunte Papa-

geien in den Baumkronen schreien und Panther und Riesenschlangen die Dschungel unsicher machen. Das war gerade ein Land nach meinem Geschmack, und ich beschloss, schon am nächsten Tage nach dem Gran Chaco zu ›machen‹.

Nur zehn Pesos hatte ich in der Tasche, als ich auf der staubigen Landstraße zur Stadt hinausmarschierte. Dafür aber viel Unternehmungsgeist und einen Kopf voll großer Pläne, und das ist oftmals mehr wert als ein dicker Geldbeutel.

Die Straße führte ein Stück Weges vorbei an der großen Zuckerfabrik. Das eiserne Tor, durch das ich so oft ein- und ausgegangen war, war fest verschlossen, und um die hohen rauchlosen Schornsteine lag es wie Sonntagsstille. Dann ging es über ein Gewirr von Eisenbahnschienen hinaus in die Vorstadt, wo zierliche Landhäuser sich hinter dunklen Baumkronen und leuchtenden Blumenbeeten versteckten. Dann wurde die Straße breit und sandig, und zu beiden Seiten standen niedrige, verwahrloste Bretterbuden, vor denen alte, stumpfsinnig dreinschauende Weiber ihren Mate schlürften und Hühner und halbnackte Kinder in den Kehrlichthaufen wühlten. Da und dort warf ein langer, staubiger Gummi- baum einen harten Schatten in den Sand der Straße. Dann kam die offene Pampa mit ihren dürr- en Weideflächen, umsäumt von blinkenden Stacheldrahtzäunen. Die Sonne stand hoch, und die Luft flimmerte über der heißen Landschaft. Gauchos und Peone galoppierten die Straße entlang auf ihren halbwilden Ponies. Prächtig waren sie anzuse-



hen, diese dunkelhäutigen Gesellen, wenn sie mit fliegendem Poncho in gestrecktem Galopp vorüber-rasten und die Hufe des Pony eine Staubwolke auf-wirbelten, deren sich ein hundertpferdiges Automo-bil nicht zu schämen brauchte. Es waren Gestalten wie aus Buffalo Bills Wildwest-Zirkus. Einmal über-holte mich auch ein Chacarero, der mit seinem leichten, zweirädrigen Karren aus der Stadt kam und nun mit vielen süßen Worten und noch mehr Peitschenhieben seine alte Stute zur Eile antrieb, weil er wohl noch zu Mittag zu Hause sein wollte.

So war ich also wirklich ›auf der Walze‹! Nach ar-gentinischer Mode. Mit den Wölfen muss man be-kanntlich heulen. Nationale Eigenart, auch in äußer-lichen Dingen, ist eine gute Sache, aber sie ist nicht immer angebracht, zumal nicht auf dem Camp in Ar-gentinien. Wer dort sich nicht schnell in seinem äu-ßeren Menschen den Verhältnissen anpasst, der ist wie der Fisch aus dem Wasser. Man braucht vor al-lem ein Pañuelo, ein buntes seidenes Halstuch, das vorne befestigt ist mit einem kunstvollen Knoten, der keineswegs auf den ersten Versuch zu lernen ist für den, der nicht von Natur eine besondere Be-gabung auf diesem Gebiete mit sich bringt. Das Pañuelo gehört zur Ausrüstung des argentinischen Landmanns, wie das Amen zur Predigt. Wer keins besitzt, der wird von seinen Mitmenschen einfach nicht für voll angesehen, mag er auch sonst noch so elegant und sorgfältig gekleidet sein.

Nummer zwei ist ein im Gürtel getragenes zehn Zoll langes Scheidemesser. Eigentlich sollte es an

erster Stelle genannt werden, denn wer kein gutes Messer besitzt, der ist verraten und verkauft in der Pampa. Und außerdem, der Argentinier liebt nicht die homerische Art der Austragung von Streitigkeiten. Schnell fertig ist er mit dem Wort sowohl als mit der Messerschneide, und wer da nicht noch flinker ist, der kann unter Umständen böse Erfahrungen machen.

Aber wichtiger noch als Pañuelo und Scheidemesser ist der Poncho, ein buntgewebtes, zumeist in farbenfreudigstem Rot gehaltenes Tuch von etwa einem Quadratmeter Flächeninhalt mit einem runden Loch in der Mitte, durch das man den Kopf hindurch stecken kann. Ein Mann ohne Poncho ist in der Pampa ein Ding der Unmöglichkeit. Er ist das Universalkleidungsstück des Südamerikaners. Bei Tag dient er ihm als Rock und bei der Nacht als Schlafdecke. Vor allem aber ist es sein Schmuck, sein Stolz, seine Zierde. Unterwegs rollt man den Poncho zusammen und macht daraus ein Bündel, in das man alle seine irdischen Habseligkeiten, wie Wäsche, Kochgeschirr usw., einwickelt. So etwas nennt man in Nordamerika ein *bundle*, in Australien ein *swag* und in Argentinien *la lingera*.

In dieser Aufmachung wandern sie auf argentinischen Landstraßen, die Leute von der Lingera. Zumeist sind es arbeitssuchende Peone, die in ihrem armen Leben nichts weiter kennen als *trabajo* und noch einmal *trabajo*. Nie halten sie sich länger auf der Landstraße auf, als während der kurzen Zeitspanne, die eine Tretmühle von der anderen trennt.

Was sind sie anderes als Parias, Fremdlinge in ihrem eigenen Lande?

Es gibt aber auch nicht wenige, die zwar stets auf der Suche nach Arbeit sind, jedoch immer den Anschluss dazu verpassen. Ruhelos wandern sie von Ort zu Ort; von Buenos Aires nach Rosario, von Rosario nach Cordoba, von da nach Mendoza oder nach Tucuman und wieder zurück nach Buenos Aires. Immer sind sie unterwegs, immer auf der Wanderschaft; zwanzig, dreißig Jahre lang über endlose Straßen, bis die Sonne die Haut zu Leder gegerbt und die steinige Straße die nackten Füße mit einer Hornhaut überzogen hat. Darüber werden sie alt und grau und gebrechlich und tapfen dennoch immer weiter und weiter in die blaue Ferne hinein, als ob sie vor ihrer eigenen Unruhe davonlaufen wollten.



Wenn ich hier von argentinischen Wandersleuten rede, so darf ich auch den Gringo nicht vergessen. Er ist nicht weniger landfremd und heimatlos wie jene und oft auch mindestens ebenso arbeitsscheu. Jedoch –

So mancher junge Matrose, der drunten an der »Boca« seinem Schiff bei Nacht und Nebel Lebewohl gesagt hat, so mancher europäische Techniker oder Handlungsgehilfe, der in der Stadt auf keinen grünen Zweig gekommen ist, so mancher junge Tunichtgut, der in seinem Leben nichts ordentliches gelernt hat, hat in der Pampa sein Glück versucht und – nicht gefunden. Er hat sich der großen Zunft

derer »von der Lingera« angeschlossen und Gefallen gefunden an dem wilden, ungebundenen Leben. Denn in Argentinien lebt der Vagabund oft besser als der Arbeiter. Zu verhungern braucht niemand, und wer nur einen kleinen Batzen Geld bei sich hat, der kann sich einen Küchenzettel leisten, vor dem sich eine deutsche Hausfrau einfach nicht mehr kennen würde vor Neid. Für dreißig Centavos (fünfzig Pfennig) bekommt man in jedem Kramladen ein gut gemessenes Kilo besten Rindfleisches. Ein Laib Weizenbrot kostet zehn Centavos, und Reis, Süßkartoffeln und andere Zutaten bekommt man »for a song and a dance« wie die Amerikaner sagen. Vor allem aber: Der große Schrecken, der in nördlichen Ländern den Vagabunden an jedem sinkenden Abend mit neuem Grausen erfüllt: Die Nacht hat wenigstens im Sommer keinen Schrecken für den Mann auf der argentinischen Landstraße. Kein rauer Wind, der an den dünnen dürftigen Kleidern zaust, kein kalter Nebel, der fröstelnd in die Glieder fährt. Hier ist alles warme, wohlige Beschaulichkeit. Will man irgendwo die Nacht zubringen, so scharrt man den getrockneten Kuhdung als Brennmaterial zusammen. Bald flackert das Feuer. Der Kochtopf zischt und brodeln in den roten Funken. Man breitet seinen Poncho auf der trockenen Erde aus und hüllt sich in den Mantel der lauen Nachtluft. Eine Weile schaut man dem blauen Rauche zu, wie er kerzengerade zum schwarzen, sternbesäten Nachthimmel aufsteigt. Man lässt sich von den Schakalen in den Schlaf singen, und morgens weckt einen die liebe

Sonne nicht anders wie einen, der in einem Federbett genächtigt hat.

Zoologisch – wenn man so sagen darf – gehört der Gringo zu der so überaus verächtlichen Klasse der Gewohnheitsvagabunden. Er ist in gewissem Sinne eine Abart des nordamerikanischen Tramps oder Hobo, wenn auch nicht so malerisch. Dieser ist, wie man weiß, der Wandersmann par excellence. Eine Reise von Neuyork nach San Francisco ist für ihn kein größeres Ereignis, als für andere ein Gang zum nächsten Wirtshaus. Einen festen Wohnsitz hat er nicht, und an Gepäck führt er nie mehr mit sich, als was er in seinem Taschentuch tragen könnte – wenn er eins hätte. Irgendwo im wilden Westen begegnest du ihm in einer Dschungel neben dem Wassertank, wo die Züge halten. Er wird auf dich zukommen mit der stets wiederkehrenden Frage: »Hast du ein Streichholz, Jack?« Nachdem du ihn versichert hast, dass du selbst keines besitzt (denn andernfalls wird er dich auch um Tabak angehen), fragst du nach dem Woher und Wohin. Bist du in Kalifornien, so wird er nach Neuyork »machen«. In Texas steht sein Sinn nach Kanada; in Boston schwärmt er für Florida. Immer ist er unterwegs, immer auf der Reise: ein quecksilberiges Bündel Nerven, eine Hyäne der Eisenbahn, die um eine Möglichkeit zum Schwarzfahren nie in Verlegenheit ist; auf dem Dach oder auf den Radachsen des Expresszuges, auf den Puffern der Wagen, dicht zusammengekauert als ein Häuflein Elend unter den Treppen des Pullmanwagens. Oder auf dem rußigen Kohlen-

tender, oder in den Eiskisten der kalifornischen Obstwagen, oder bei zwanzig Grad unter Null in den schmierigen »box cars« am Michigansee. Keine Not, keine Entbehrung, keine der fürchterlichen Gefahren kann ihn abschrecken, solange es nur weiter, weiter geht über die endlosen Schienenstränge mit rekordbrechender Geschwindigkeit; eine wandelnde Verkörperung des amerikanischen Prinzips »time is money«, wenn auch sein ganzes Leben nur ein geschäftiger Müßiggang ist. Was liegt ihm daran, dass dabei die schmutzigen Zehen aus den Schuhen herausschauen, dass die Glut der Lagerfeuer die wenigen Lumpen, die er am Leibe hat, noch vollends verbrennt, dass der Ruß der Lokomotiven sich in den Bartstoppeln festsetzt und der Staub der Straßen ihm ein Aussehen verleiht, das man nicht mehr als tierisch bezeichnen kann, ohne das liebe Vieh zu beleidigen. Was kümmern ihn die Menschen, ihn, das menschgewordene dynamische Prinzip.

Wie anders der Gringo! Er ist schon angekränkelt von der Blässe des Gedankens. Die träge, saumseilige Atmosphäre des Mañanalandes hat seinen Unternehmungsgeist erheblich herabgemindert. »Komm' ich heut' nicht, komm' ich morgen« ist seine Parole.

Du wanderst entlang dem Schienenstrang und triffst einen des Wegs kommenden Kollegen »von der Lingera«.

»Kenn' Kunde« würdest du nach deutscher Art ausrufen; aber das versteht hier kein Mensch. Ge-

mäß der Landessitte wirst du ihn zu einer Tasse Mate einladen, und es wird sich dabei das folgende Gespräch entspinnen, das mit geringen Abweichungen sich bei derartigen Begegnungen stets wiederholt.

»*Buenas dias, amigo.*«

»*Buenas dias.*«

Pause.

»Es ist heiß.«

»Sehr heiß; verflucht heiß – *madre dios* – noch nie habe ich einen so heißen Sommer erlebt.«

Neue Pause.

»Und wo machst du hin?«

»*Quien sabe?* – vielleicht hinüber in die Gegend von Santa Fe. Es soll dort Arbeit geben in der Maisernte.«

»Arbeit? Da kannst du lange herumlaufen, bis du dort etwas findest! Ich komme gerade aus der Gegend. Es ist heuer nichts mit der Maisernte. Die Heuschrecken sind da gewesen und haben alles gefressen.«

»*Eh bueno.* Was ist da zu machen? Wollen wir hoffen, dass ihnen der Mais gut geschmeckt hat. – Und wo machst du hin?«

»Ich – *Quien sabe?*«

Hierauf neue, lange Pause in der einsilbigen Unterhaltung. Man lässt sich auf den blanken Schienen nieder. Man zündet umständlich eine Zigarette an. Man blickt gedankenlos in den blauen Himmel. Man schaut eine Weile der lieben Sonne zu, wie sie tiefer und tiefer zum dunstverschleierte Horizont herab-

sinkt.

»*Tomamos una copita,*« sagt dein Gast mit schläfriger Stimme.

Das ist in der Tat das erlösende Wort.

Das Leben ist so kurz, und man muss während dessen so viel Mate trinken, dass man keine Gelegenheit dazu ungenützt vorübergehen lassen kann.

*Ergo bibamus!*

Wir zünden ein Feuer an. Wir schauen lange in die unruhige Flamme, über der es im rußigen Kochtopf lustig quirlt und brodelt. Wir schlürfen unsren Mate aus der langen Bombilla. Tiefsinnig blicken wir den roten Funken nach, bis die sinkende Nacht ihren schwarzen Mantel über die Pampa breitet. Morgen werden wir weiter wandern. – *Mañana* – oder sollte am Ende doch *passado mañana*, ein Übermorgen daraus werden? Wer kann es wissen? – *Quien sabe?* –

★

Langsam marschierte ich weiter in der heißen Sonne. Gegen Mittag kam ich an eine Bahnstation, um die ringsum das wandernde Volk seine Lagerfeuer brennen hatte. Dicht am Wegrand hatte sich ein Spanier niedergelassen.

»*A donde va, amigo!*« rief er mir zu, »wo geht die Reise hin?«

»Nach Santa Fe.«

»Doch nicht in der Hitze! Du holst dir ja einen Sonnenstich. Wenn man immer so weiter geht, so wird man am Ende müde werden, und das ist das schlimmste, was einem passieren kann. Warte ein



Stündchen, dann gehe ich auch mit. Inzwischen kannst du hier mithalten; es ist genug für uns beide.«

Mit seiner schmutzigen Hand deutete er aus einen über einem spärlichen Maiskolbenfeuer hängenden Spießbraten, der groß genug war, um eine deutsche Familie bei Friedensrationen vierzehn Tage lang zu unterhalten.

Dann holte er einen Laib Weißbrot, eine Flasche Rotwein und eine Dose Paprikapfeffer hervor. »Eh bueno,« sagte er beinahe unwillig, als ich mich etwas zierte beim Zugreifen, »yo tambien soy de la lingera!«

Ich bin doch auch von der Lingera!

Nach dem Essen lagen wir lange im Schatten des großen Warenschuppens und hielten Siesta. Erst als die Sonne tief stand, setzten wir gemächlich unsere Reise fort. Wir kamen durch hohe, goldgelbe Maisfelder, in denen die Leute arbeiteten. Meine Hoffnung begann zu steigen, aber der Spanier, der sich in diesen Dingen auskannte, betrachtete unsere Aussichten auf Arbeit und Verdienst äußerst pessimistisch. Das hier sei keine Ernte. In anderen Jahren habe zehnmal so viel aus den Feldern gestanden, während heuer kaum genug gewachsen sei, um das Vieh über den Winter durchzubringen. Das bisschen, was es zu ernten gäbe, besorge der Farmer selbst mit seinem Personal; für die Leute von der Lingera bleibe da nichts mehr übrig. Über diesen trüben Betrachtungen war seine beschauliche Zufriedenheit ganz abhanden gekommen. Mürrisch

schaute er in die Gegend. »*Que miseria, que miseria!*« wiederholte er einmal ums andere, und während wir langsam in die blaue Ferne hineinwanderten, wiederholte er zum hundertsten Male die Geschichte von den schlechten Zeiten, die ich im *Ristorante XX Settembre* bereits bis zum Überdruß gehört hatte. Als er nach einem abseits gelegenen Farmhaus ging, um Wasser zu holen, benützte ich die Gelegenheit, ihn stillschweigend abzuschütteln.

Es war schon fast dunkel, und vereinzelte Sterne schienen hell und groß am abendlichen Himmel, als ich an der nächsten Station anlangte. Ein bissiger Hund, der neben dem Stationsgebäude an der Kette lag, bellte heiser in die sinkende Nacht. Nur da und dort schimmerte ein anheimelndes Licht aus einem Farmhaus. Einen langen Güterzug, der schwarz und still auf den Schienen stand, betrachtete ich kritisch. – Hatten sie mir nicht gesagt, dass das Schwarzfahren die große Mode sei bei den Leuten »von der Lingera«? Und dass die kleinen Kinder selbst hierzulande sich schon darin übten? – Ja, aber wenn sie mich nur zum besten gehalten hätten? Eine Weile stand ich unschlüssig. Wenn's in Texas oder in Kalifornien gewesen wäre, – ja dann! Aber wir waren ja in Argentinien. – Schon begann die Lokomotive geschäftig zu schnauben. Die roten Funken zerstoben wild am Nachthimmel. »*Vamos!*« rief der Stationsvorsteher. Die Bremser eilten an ihre Plätze, und noch immer stand ich unschlüssig, als ein uniformierter Schaffner auf mich zukam.

»Wo wollen Sie hinreisen?« fragte er freundlich.

»Nach Norden.«

»Entonces –« dies mit einer einladenden Handbewegung auf die leeren Eisenbahnwagen.

»Wenn's erlaubt ist –«

»Aber warum denn nicht, Freundchen? Wir sind doch Christenmenschen! Wir gehen selber nicht gerne zu Fuß.«

Einen Augenblick stand ich starr vor Erstaunen. Oft schon hatte ich Zugführer angetroffen, die einem blinden Passagier gegenüber ein Auge zuge-drückt hatten, und andere, die es bei einem nicht bewenden ließen, aber das war das erstemal, dass man mich mit einer förmlichen Einladung bedachte! Ich hatte gerade noch Zeit, mich mitsamt meiner Lingera in einem leeren Packwagen zu verstauen, als der Zug schon polternd davonfuhr.

Das Reisen im Güterzug ist kein Genuss für Leute, die von Natur nervös und ungeduldig sind. Man kommt nicht recht vom Fleck. Oft steht man stundenlang auf einem toten Geleise, ohne zu wissen, ob die Reise nicht hier ein vorzeitiges Ende nehme. Auf den Stationen gibt es klirrende Zusammenstöße, wobei die Bretterwände des Wagens in allen Fugen krachen, und unterwegs wird man erbärmlich gerüttelt und geschüttelt, sodass man froh ist, wenn man am Ende der Nacht mit geräderten Gliedern sein Pensum von hundertzwanzig bis hundertfünfzig Kilometern abgefahren hat. Aber, mein Gott, bei den Fahrpreisen –

Um Mitternacht kamen wir auf dem weitläufigen Güterbahnhof der Stadt Santa Fe an. Es war eine

kalte, frostige Nacht, und der Mond warf ein weißes Licht über die Geleise. Da und dort tauchten rote und grüne Lichter über dem funkelnden Schienenmeer auf. Lange Reihen von Güterwagen standen da wie die Soldaten. Vor der großen, schwarzen Maschinenhalle, in der die Lokomotiven wie Ungeheuer schnaubten, loderte ein helles Feuer, an dem sich die Heizer und Lokomotivführer, die in ihren dünnen Drillichanzügen erbärmlich froren, die Hände wärmten.

»Guten Abend, Caballeros!« sagte ich, als ich dazu kam.

»Guten Abend!« antworteten sie mechanisch, ohne aufzusehen.

Nur einer, ein großer, schlankgewachsener Mann, der mit seinem mageren, glattrasierten Gesicht wie ein Yankee aussah, kam auf mich zu und leuchtete mir mit der Laterne ins Gesicht.

»Hallo, Jack,« sagte er auf Englisch, »wohin des Wegs?«

»Nach dem Gran Chaco.«

»Das habe ich mir schon allein gedacht,« fuhr der andere fort. »Verdammt will ich sein, wenn ich wüsste, was ihr Kerle nur immer dort oben sucht! Goldminen? Was? – Na, meinetwegen kannst du ja mit uns fahren, und der Zugführer wird auch ein Auge zudrücken, wenn du ihm einen Peso schenkst. In einer Stunde fahren wir fort.«

Der Zugführer sagte sogar noch »*muchas gracias!*«, als ich ihm den Peso gab, und so konnte ich ungestört in meinem Güterwagen den Schlaf

des Gerechten schlafen, während der Zug nordwärts rumpelte.

Als ich wieder aufwachte, schien der helle Tag durch die Ritzen des undichten Wagens. Draußen breitete sich eine liebliche Landschaft. Blauer Himmel über goldgelben Maisfeldern und in der Ferne blaue Hügel, die sich in dem Dunstschleier des frühen Tages verloren. Da und dort schaute zwischen dunklen Baumgruppen ein weißes Farmhaus hervor, in dessen Fenstern sich die aufgehende Sonne spiegelte. Zuweilen führte die Bahnlinie über ein träge dahinfließendes, von stattlichen Mombubäumen umsäumtes Flüsschen, oder über eine schilfige Cañada, in der der vorüberbrausende Zug die Flamingos aufscheuchte.

Bald erreichten wir die Endstation, wo die Hauptlinie nach Tucuman westwärts umbiegt und die Schmalspurbahn zum Gran Chaco in nördlicher Richtung abzweigt. Hier zog sich hart an der Bahnlinie ein ansehnliches Städtchen hin mit zahlreichen »Fondas« und »Posadas«, die zu einer Portion Puchero und zu einem Glase Rotwein einluden. Es war eines von den vielen argentinischen Landstädtchen, wie man sie da und dort in den weiten Ebenen findet. Eine Ansammlung von niedrigen, einstöckigen Häusern irgendwo draußen auf dem Camp, als ob sie der wilde Pampawind in seiner Laune gerade hier zusammengefeigt hätte. Ich mag sie nicht leiden, diese argentinischen »Pueblos« mit ihren flachen, weißen Häusern, mit der grellen Sonnenhitze in den menschenleeren Gassen und mit der Lange-

weile, die über der ganzen Atmosphäre brütet. Kahl und nüchtern sind die einstöckigen Häuser an der staubigen Straße. Sie gleichen sich alle wie ein Ei dem anderen. Schweigend, geduckt und in sich gekehrt stehen sie da. Und wenn einmal eines dazwischen steht, das einem Reicheren und Vornehmeren gehört, so sind die Fenster nach spanischer Mode mit dicken gebogenen Stäben vergittert, und das große, eiserne, oftmals kunstvoll verzierte Tor mit dem dicken Klöppel verhindert jeden Blick nach den üppigen Palmen und den duftenden Orangenbüschen, die den Patio beschatten. Wenn es gegen Mittag geht und die Hitze sich wie ein Ungeheuer durch die Straßen wälzt, dann ist der Ort wie ausgestorben. Man hört nur das eintönige Klappern der Windpumpen, die aus den Hinterhöfen hoch in die heiße Luft hineinragen, die über den flachen Dächern zittert, oder das misstönige Geschrei eines Esels, oder den langgezogenen Ruf eines italienischen Fischhändlers, der mit seiner Ware langsam die Straße entlang zieht: »El pes-ca-dor con sus pes-ca'os!«

Dann kommt man auf die Plaza. Sie ist unendlich groß. In neunzig Fällen von hundert heißt sie zu Ehren des Tages der Unabhängigkeitserklärung »25 de Mayo«. In den seltenen Fällen, wo dies nicht der Fall ist, heißt sie »Constitution« oder »Libertad« oder zuweilen auch »Independencia«. Die Plaza ist der Stolz und die Seele des argentinischen Pueblos. Hier gibt es grüne Rasenflächen und schattige Baumalleen, unter denen bequeme Bänke zur Siesta ein-

laden. Ein Denkmal darf nicht fehlen auf der Plaza, und auch hier ist es wieder in neunzig Fällen von hundert der große Freiheitsheld San Martin, der von dem steinernen Sockel herunterschaut. In die übrigen zehn vom Hundert teilen sich Morena, Rivadavia, Sarmiento und Bolivar. – Ich kenne ihn, diesen San Martin! Ich kenne jeden einzelnen seiner scharfen, energischen Züge. Ich habe ihn kennen gelernt als Krieger, als Gaucho, als General. Ich habe ihn idealisiert als griechische Gottheit geschaut. Ich habe ihn sinnend auf einem Stein sitzen sehen mit einer Rolle Papier in der Hand. In Stein und Stahl, in Bronze und Marmor habe ich ihn gesehen. – San Martin kann es selbst mit Garibaldi aufnehmen in der Zahl und Vielseitigkeit seiner Denkmäler. Und das will viel heißen.

Mittags, wenn die Rasenflächen grau gebrannt sind, wenn die Baumkronen kurze, scharfe Schatten in die gelben Sandwege zeichnen und die mitleidlose Sonne harte Züge in das steinerne Gesicht des großen San Martin zieht, dann ist die Plaza gar öde und langweilig. Aber abends – abends, wenn der kühle Wind in den Baumkronen säuselt und tausend Leuchtkäfer durch das dunkle Laub der Büsche huschen; abends, wenn im spärlichen Licht der Laterne der San Martin noch einmal so groß aussieht wie gewöhnlich; abends, wenn Don Felipe auf der Bank unter den Bäumen dem blauen Dunst seines Zigarillo nachschaut, derweilen Donna Anita ihre bunte Mantilla spazieren trägt –

Doch ich bin ja mit meiner Erzählung auf einem

falschen Geleise. –

Als ich an jenem Tage durch den Ort ging, lag gerade eine solche Mittagsstimmung voll Hitze und Sonne über der Gegend. Die roten Beeren an den Pfefferbäumen auf der Plaza leuchteten in der Sonne, und der heiße Wind wirbelte den Staub über den Rasen. Kein Mensch war weit und breit zu sehen, mit Ausnahme eines alten Mannes, der sich auf einer Bank vor dem steinernen San Martin niedergelassen hatte. Er war anständig gekleidet, in einem einfachen, aber blütenweißen Leinenanzug. Mit seinem großen, weißen, wohlgepflegten Bart machte er ganz den Eindruck eines Mannes, der sich aufs Altenteil gesetzt und nun, nach einem arbeitsreichen Leben, – mit sich und der Welt vollauf zufrieden – den Rest seiner Tage in süßem Nichtstun verbringt. Als ich vorüber ging, stand er auf, zog den Hut und strich sich einmal durch das silberweiße Haar.

»Mit Ihrer Erlaubnis, mein Herr,« sagte er in wohlgesetztem Spanisch, »die Heiligen werden Ihre Güte vergelten, und Ihr ergebener Diener wird noch heute für Ihr Seelenheil einen Rosenkranz beten, wenn Sie einen armen Reisenden mit einer kleinen Gabe erfreuen wollten.«

Ich schaute ihn verwundert an. – Hm, armer Reisender!?

»Caballero!« fuhr der alte Mann fort mit zitternder Stimme, »Sie sind noch jung, und Sie wissen noch nicht, wie traurig diese Erde ist und wie schlecht die Menschen sind! Glauben Sie mir, Caballero! Ich bin in dieses Pueblo gekommen, wie noch



die Mulas hier auf der Plaza geweidet haben. Ich habe hier sieben Kinder groß gezogen. Sieben Kinder, Caballero! Aber was hat man davon? Wenn das junge Volk erst flügge wird, dann läuft es davon und lässt die armen alten Eltern verhungern. Vor fünf Jahren ist Rosita mit einem Gaucho davongelaufen, vor zwei Jahren ist so ein fein geputzter Stadtfrazz gekommen und hat auch meine Anita mitgenommen. Und Donna Elvira. Meine liebe Donna Elvira – *Elvira mi corazón!* –, die liegt schon seit fünfundzwanzig Jahren auf dem Campo Santo von Santa Fe.«

Während er so sprach, traten dicke Tränen in seine wässerigen blauen Augen, und seine Rede wurde oft unterbrochen durch einen heiseren, trockenen Husten. Dieser Husten! Ja, nun kannte ich ihn wieder! »Mensch – Methusalem? Wie kommst du hierher?«

Methusalem – denn es war kein anderer als er – warf mir einen zornigen Blick zu.

»Das hättest du auch vorher sagen können, ehe ich dir den langen Schmus vorgemacht habe!« sagte er auf Englisch, »du willst wohl einen alten Strandläufer zum Narren halten? Im übrigen heiße ich gar nicht Methusalem. Das ist nur so ein Unname, den mir die Boys angehängt haben. Aber meinetwegen! Es ist mir einerlei, wie man mich ruft, solange es nicht zu spät zum Essen ist.«

Dann lud er mich ein, neben ihm auf der Bank Platz zu nehmen, denn nur die Narren, meinte er, liefen um diese Tageszeit in den Straßen herum

und holten sich einen Sonnenstich. So saßen wir eine ganze Weile auf der Bank und schauten gedankenlos der heißen Sonne zu, wie sie sich langsam auf die Baumkronen am Rande der Plaza herunter senkte und nach den hellen Lichtern, die ihre brechenden Strahlen in den Fensterscheiben entzündeten. Methusalem streckte wohligh seine alten Glieder. Ja, die Sonne! Das sei so recht etwas für alte Leute! Wenn man jung ist, dann wüsste man das gar nicht so zu schätzen. »Aber sei du erst einmal dreißig Jahre lang auf der Walze.«

Dann fing er an allerlei zu erzählen aus seinem traurigen, buntbewegten Leben. Vor beinahe einem halben Jahrhundert war er erster Koch gewesen in dem feinsten Hotel von Rio de Janeiro. Dann hatte er ein paar Jahre lang Cooks Reisegesellschaften im Fluge durch ganz Südamerika gehetzt. Dann war er Versicherungsagent und fliegender Buchhändler geworden. Dann hatte er ein bisschen in Revolution gemacht. Und dann – dann hatte er nicht mehr gearbeitet. Das war vor dreißig Jahren gewesen. Dreißig Jahre lang war er umhergewandert als ein hungriger, heimatloser Vagabund. Anfangs – so versicherte er mir – sei es ihm schlecht ergangen, aber heute – nun ja, man wird ja mit der Zeit bekannt – heute habe er sein gutes Auskommen, Zwischen Buenos Aires und Tucuman gäbe es viele wohltätige Menschen, bei denen er gut angeschrieben sei. Die warteten in jedem Jahre auf Methusalem, so wie man im Frühjahr auf die Schwalben warte. Bei denen sei er immer gut für einen tüchtigen Batzen für

die Weiterreise. Und dazwischen könne man immer noch ab und zu einen anderen Dummen finden, der einen Peso schwitzt, wenn man ihn ordentlich verkohlt. Dazu brauche man sich bloß auf die Plaza zu setzen; die Gimpel kämen ganz von selber. Aber eine saubere und glaubhafte, den Verhältnissen angepasste Geschichte müsste es sein. Das sei gerade die Kunst! Und wenn man einmal einen Dummen gefunden habe, so solle man sich die Adresse warmhalten und nicht gleich in den Kaschemmen das Maul aufreißen, damit die Kunden und die Strandläufer am nächsten Tag den armen Leuten das Haus einrennen. Nein, das sei das Verkehrteste, was man machen könne. Man schade nur sich selbst und verderbe anderen das Geschäft. Man solle den Leuten die Wohltätigkeit nicht abgewöhnen. Einen Augenblick hielt Methusalem in seinen Betrachtungen inne, um sich eine Zigarette anzustecken.

»Merkwürdig,« sagte er, indem er nachdenklich dem blauen Rauch nachblickte, »Zigarren kann ich nicht rauchen. Und eine Pfeife schon gar nicht. Immer nur Zigaretten! Die schmecken viel besser. Man kann dabei so gut seinen Gedanken nachgehen, und dann kommt man sich auch am ehesten als Gentleman vor.«

Als es anfang dunkel zu werden, zeigte mir Methusalem den Weg nach dem Bahnhof der Chacobahn, wo ringsum die Campfeuer wie rote Punkte in der Pampa leuchteten. Es gibt keine Eisenbahnstation in der weiten Paranaebene, um die nicht im Spätsommer, zur Zeit der Ernte, allmählich diese La-

gerfeuer flammten. Meist sind es harmlose Landarbeiter, die hier die Nacht zubringen. Nicht selten aber trifft man auch eine Gesellschaft von Vagabunden, wie man sie schlimmer auf der ganzen Erde nicht wiederfindet. Vor denen kann man sich nie genug in acht nehmen. Sie würden eine tote Katze berauben, wenn sie ihnen unter die Finger käme. »Beach-combers« nennt man sie, was man auf Deutsch etwa mit »Strandläufer« übersetzen kann. Meist sind sie vor Jahren einmal von irgendeinem Schiff weggelaufen, und da sie sich weder mit der spanischen Sprache noch mit den Landessitten zurechtfinden können, verlieren sie bald jede Energie und jede Selbstachtung und geraten allmählich in einen Zustand der Zerlumptheit und Verkommenheit, der nur in dem nachsichtigen Südamerika als nicht polizeiwidrig angesehen werden kann. Sie kommen in die Wirtshäuser und trinken den Gästen das Bier vor der Nase weg. Wenn sie jemand auf der Straße begegnen, der wie ein Seemann aussieht, so kommen sie auf ihn zu und klopfen ihm vertraulich auf die Schulter: »Hallo, Jack! Wie wär's mit einem Peso oder mit ein paar Centavos für einen Whisky?« Oder wenn einer ausschaut wie ein Lord, der eben von drüben kommt: »Sie werden entschuldigen, mein Herr, wenn ein armer Landsmann Sie um eine kleine Gabe bittet, aber ich habe seit vierzehn Tagen nichts mehr gegessen.«

Die »Boca« von Buenos Aires ist das Paradies des Strandläufers. Die Kneipen entlang des Paseo de Julio sind sein Jagdgebiet. Hier, wo es gutmütig--

dumme Seeleute mit großen Abrechnungen und fetten Vorschussraten in hellen Haufen gibt, hält er sich, solange er kann, und nur wenn er sein Gewerbe so lange und so intensiv getrieben hat, dass selbst die argentinische Polizei auf ihn aufmerksam wird, begibt er sich schweren Herzens auf die Reise nach dem Inland. Was sich also dort in der Pampa herumtreibt, das ist die Auswahl der Schlechten unter den Schlechten. Denen kommt es auf eine Mordtat mehr oder weniger gar nicht an. –

Ich fürchtete schon, dass Methusalem, der doch auch ein ausgekochter Strandläufer war, mich in eine solche Gesellschaft hineinlotsen wollte, damit die mich noch um meine wenigen Habseligkeiten brächten. Aber ich hatte ihn in falschem Verdacht gehabt. Er brachte mich nach einem Platz, wo eine Gesellschaft von waschechten deutschen Kunden abkochte.

Deutsche Kunden, deutsche Vagabunden, deutsche Handwerksburschen – wo findet man sie nicht? In Spanien, in Österreich, im Orient, auf den langen staubigen Landstraßen der Campagna sowohl wie an den Ufern des Nils und in den winkligen Gassen der heiligen Stadt. In Amerika, in Australien, in Indien, in den fernsten Zonen dieser allzukleinen Erde ist er überall zu Hause; überall wird man es wieder finden, das unternehmungslustige Bürschchen mit den hellen Augen, aus denen die Wanderlust leuchtet. Andere Völker haben auch ihre Vagabunden. Italiener z. B. trifft man allenthalben in Scharen; aber es ist nur die Not, die sie in die

Ferne treibt. Wandernde Söhne Albions – man findet deren mehr, als man gemeinhin glaubt – sind zu-  
meist Opfer des Whiskyteufels. Der Amerikaner  
kann keine drei Schritte außer Landes gehen, ohne  
bei Tag und Nacht einem jeden, der es wissen will –  
und auch vielen, die gar nichts danach fragen – von  
»*Gods own country*« und seinen Vorzügen zu erzäh-  
len. Und gar erst der Franzose! Nichts Bemitleidens-  
werteres als Jean auf der Landstraße mit seiner ver-  
zehrenden Sehnsucht nach »*la belle France*«, nach  
dem geruhsamen Leben und nach der gesicherten  
Rente, die der Abgott seiner Rasse ist! Der Deutsche  
aber ist der einzige Landstreicher aus Passion. Was  
andere als einen vorübergehenden Notstand auffas-  
sen, als ein Kreuz, das man tragen muss, mühselig  
und beladen, weil Schwäche, Energielosigkeit, kör-  
perliche Gebrechen oder andere widrige Umstände  
einen dazu zwingen, treibt der Deutsche nur all-  
zuoft als Gewerbe. Das hat nicht immer zur Erhö-  
hung des deutschen Ansehens im Ausland beigetra-  
gen. Aber dennoch!

\*

Es war schon ganz dunkel, als wir dort ankamen.  
Das südliche Kreuz stand hoch am Himmel, und un-  
zählige Sterne leuchteten weithin über die nacht-  
schwarze Pampa. Der helle Widerschein des Lager-  
feuers spielte auf den jungen Gesichtern. Der Bra-  
tengeruch, der aus dem Kochkessel aufstieg, er-  
füllte die Luft mit süßen Wohlgerüchen. Kaum einer  
von ihnen schien von unserer Ankunft Notiz zu neh-  
men.

»Pass auf, du Döskopp!« fuhr mich einer an, »schmeiß mal ja meinen Hühnerbraten nicht um.«

Dann machte ich mich daran, mir einen Braten zurechtzumachen aus dem Kilo Fleisch, das ich mir für dreißig Centavos im Pueblo gekauft hatte. Auch die anderen waren eifrig beim Kochen und Braten. Jeder hatte Fleisch und Brot im Überfluss. Wer sich nichts kaufen konnte, der hatte sich sein Teil erfochten. Und die, die gefochten hatten, hatten mehr als die anderen. Denn was man immer sonst über den Argentinier sagen mag: Sein weiches Herz und seine unerschöpfliche Gastfreundlichkeit sind seine schönste Tugend.

»Wo macht ihr denn hin?« fragte ich einen biederen Schwaben, der sich neben mir am Feuer zu schaffen machte.

»Mir machet alle nach'm Gran Chaco,« antwortete der treuherzig. – »Ja, was wollet mr sonst mache?« fuhr er fort. »Wenn's jetzt kalt wird, kannscht nimmer am Camp hocke. Un z'schaffe findscht scho gar nix! Da mache mir's, wie d' reiche Leut'. Mir gehet auf d' Walz.«

Während er noch redete, kamen zwei weitere Kunden hereingeschneit. Weiß der Kuckuck, wie sie sich immer finden! Der eine von den beiden war ein schlanker Jüngling in einem großen, schäbigen Überzieher, der ihm fast bis zu den Zehen reichte.

»Bischt du der Iberziehermarder von Buenos Aires?« fragte ihn der Schwob. Er war aber kein Überziehermarder, sondern nur ein armer österreichischer Handlungsgehilfe, den die schlechten Zeiten

um seine mager bezahlte Stellung gebracht hatten. Sein »Compagno« aber war eine Erscheinung. Er sah aus wie ein verkrachter Referendar oder ein durchgefallener Kandidat der Theologie. »Sie gestatten doch« – sagte er, als er sich neben einem verwitert ausschauenden Kunden am Feuer niederließ. Der aber schaute ihn misstrauisch von oben bis unten an.

»Hab dich mal nicht so, du verhungelter Schulmeister, du!« fuhr er ihn an. »Willst wohl wat Besseres sein wie unsereener?«

Der Schulmeister war aber nicht auf den Mund gefallen. Er verbat sich energisch die Vertraulichkeiten und erklärte dem anderen, dass er besser daran täte, sich um seine eigenen Angelegenheiten zu kümmern, worauf dieser sofort einlenkte.

»Na lass' man gut sein,« sagte er besänftigend. »Es war ja nicht so gemeint. Überhaupt mag ich dich ganz gut leiden. Wir beide – wir passen zusammen, wie ein Kanarienvogel zum anderen. Da werden wir wohl morgen zusammen loszittern nach dem Gran Chaco. So einen Compagno wie du habe ich mir schon lange gewünscht. Du hast noch 'ne duftige Kluft, bist gewissermaßen repräsentationsfähig. Reden kannst du wie ein Buch, und das Verkohlen verstehst du doch auch, schon von Berufs wegen. Einmal habe ich in Frankreich mit einem Schulmeister getippelt. Das war der beste Kunde, den ich je gesehen habe. Aber dann hat ihn die Polente erwischt, weil er keine richtigen Fleppen gehabt hat. Ich hab' mich oft gewundert, was aus ihm



geworden ist. Vielleicht haben sie ihn in die Fremdenlegion gesteckt, den armen Teufel. Aber hierzulande brauchst du keine Angst zu haben vor der Polente. Und eine Fremdenlegion gibt es auch nicht. Da können wir ganz unbesorgt auf die Fahrt steigen und unterwegs die reichen Engländer mitnehmen. Die sind alle ein bisschen dumm, und wenn man ihnen einen richtigen Kohl vormacht, kann man ihnen die Pfunde ganz leicht abknöpfen. Sind wir aber erst mal im Gran Chaco, so werde ich selber für alles weitere sorgen. Da werden wir dann beide katholisch und lassen uns von der Mission durchfüttern über den Winter. Das habe ich schon öfters so gemacht. Wenn dann das Frühjahr kommt, dann gehen wir hinauf nach Paraguay. Dort ist es wenigstens immer schön warm. Bananen und Orangen gibt es dort die schwere Menge. Und gut sind die Menschen dort. Gut wie Gold! Du brauchst nur einmal über die Straße zu gehen, ehe so eine dunkeläugige Señorita dich beim Arm nimmt: ›Toma maté, amigo!‹ Das ist noch so ein Land für uns Kunden.«

Der Schulmeister hörte diesen Ergüssen nur mit halbem Ohre zu, und auch die anderen hatten kein richtiges Interesse für die verlockenden Bilder, die diese glühende Vagabundenfantasie ihnen vorgaukelte. Stiller und stiller wurde es ringsum, während sich einer nach dem anderen in seinen Poncho rollte. Der Mond war aufgegangen und warf ein blaßes Licht auf die weiße Asche des verglimmenden Lagerfeuers. –



Die Nacht ist der Vater der guten Gedanken. Was immer am Abend beim Lichte des Lagerfeuers sich schön und gut und erstrebenswert angesehen hatte, das sieht zumeist ganz anders aus, wenn der graue Morgen heraufzieht. Viel nüchterner und geschäftsmäßiger! Und auch sehr viel realer. Ich beredete die Sache mit dem Schulmeister, der mir noch der Anständigste in der Gesellschaft schien, und noch vor Sonnenaufgang saßen wir zusammen in einem Güterzug, der uns westwärts nach den Zuckerrohrfeldern von Tucuman entführte. Während der Zug in den dämmernden Tag hineinrollte, erzählte der »Schulmeister« seine Lebensgeschichte: Er war Chemiker von Beruf und hatte sich das Geld zum Studium am Munde abgespart. Fleißig und sparsam war er überhaupt immer gewesen, aber Glück hatte er nie gehabt. So war es stetig bergab mit ihm gegangen, bis von all den großen Plänen nichts mehr übrig geblieben war als Ärger und Verdruss und verbissener Hader mit dem blinden Schicksal. Alles in allem war er ein wenig angenehmer Reisegefährte.

Grübelnd schaute er vor sich hin, und während des ganzen abends wollte nur noch eine einsilbige Unterhaltung aufkommen, bis das eintönige Lied der rollenden Räder uns in den Schlaf gesungen hatte. –

Als ich wieder aufwachte, stand der Wagen einsam und verlassen auf einem Seitengeleise. Durch den Türspalt betrachtete ich die Gegend. Es war eine schöne, sanftgewellte Landschaft mit gelben Maisfeldern und grauen Buschwäldern, über denen

der Dunst des frühen Tages wie ein Blauer Schleier lag. In einiger Entfernung breitete sich eine ansehnliche Stadt, von der ich bei bestem Willen nicht wusste, wohin ich sie tun sollte. Ein Indianer, der auf der Breiten holperigen Straße hinter einer Hammelherde hergeritten kam, schien nicht geneigt, uns hierüber Auskunft zu geben. Verächtlich schaute er uns an aus einem Winkel seiner bösen Augen, während er wortlos vorüberritt. Selbst seine abgetriebene Rosinante bäumte sich auf ob solcher Unwissenheit. Ein des Wegs kommender Milchhändler schüttelte ebenfalls erstaunt und missbilligend den schwarzen Haarschopf. »Was das für eine Stadt ist? – *Madre dios*, wissen Sie es denn nicht? San Christobal! Was denn sonst?« sagte er mit einer Stimme, in der der ganze Zorn eines gekränkten Lokalpatrioten nachzitterte.

In der grellen Mittagshitze standen wir auf der Plaza des Städtchens. Auf den ersten Blick konnte man sehen, dass hier nicht lauter »Hiesige« wohnten! Da hingen weiße Gardinen hinter blitzenden Fensterscheiben; da waren große, saubergefegte Höfe im Schatten knorriger Feigenbäume; da spielten wilde, blondhaarige Kinder auf den Straßen, und die saubergekleideten Frauen vor den Haustüren – ja, das kam mir spaßig vor – die redeten Deutsch!

Ein alter Bäckermeister, in dessen Laden wir Einkäufe besorgten, fragte uns eingehend nach dem Woher und Wohin.

»Was hand'r für e Profession?« fragte er in sei-

nem breiten Schweizerdeutsch.

»Ingenieur,« sagte der Schulmeister.

»So, so,« meinte nachdenklich der alte Mann, und ohne ein weiteres Wort holte er aus dem Schrank eine altmodische Feder und ein verstaubtes Tintenfass hervor. Dann malte er mit ungelenker Hand ein paar Worte auf einen fettigen Papierbogen, den er einem seiner zahlreichen flachshaarigen Kinder übergab.

»So, das bringsch zum Monsieur Durand.«

Dann führte uns der Alte in die Wohnstube, wo sie gerade am Kaffeetisch saßen. Eine bunte Kaffeedecke von solidem, gewürfeltem Muster lag auf dem Tisch. Jeder hatte vor sich eine große, bauchige Tasse, und die Alte schleppte immer neue Kannen von duftendem Kaffee und ganze Berge von appetitlichem Kuchen herbei. Und alle Augenblicke fragte sie uns ängstlich, ob es uns denn schmecke und ob wir uns auch nicht genierten. Der Alte aber, der in dem Sessel am Ende des Tisches saß, blinzelte nur zuweilen vergnügt über die große Hornbrille, mit deren Hilfe er das »Argentinische Sonntagsblatt« studierte.

Ja, so viel Luxus hatte ich nicht mehr gesehen, seitdem die »Pernambuco« an der Darsena Norte von Buenos Aires angelegt hatte.

Nach einer Weile kam der kleine Junge wieder zurück, gefolgt von einem kleinen, quecksilbrigen Franzosen mit schmalem Gesicht und rabenschwarzem Spitzbart: der Monsieur Dürand.

»Ah *bonjour, monsieur*,« rief dieser, als er meiner

ansichtig wurde, »à la bonne heure! Je suis ravi!«

»Awer, das isch jo dr falsch!« protestierte der Bäckermeister, der mich offenbar für einen nichtsnutzigen Vagabunden hielt. »Dr andr isch dr Herr Ingenieur!«

Doch der Franzose hörte ihn gar nicht.

»A la bonne heure!« sagte er wieder. »Sie kommen gerade wie gerufen. Mon Dieu! Wie ein richtiger Engel vom Himmel! Schon seit drei Wochen sitze ich hier und schreibe mir die Finger wund nach einem Ingenieur, aber bis jetzt ist noch keiner gekommen. Immer vertröstet man mich auf morgen. ›Mañana – quien sabe?‹ Das ist so die Mode hierzulande. Letzte Woche habe ich's mit einem Mechaniker aus der Umgegend probiert, aber – *sacré nom de dieu* – der Kerl hat drei Tage lang daran herumgepfuscht, und das Ding läuft immer noch nicht. Was soll ich bloß tun?«

»Aber Monsieur Dürand –« versuchte ich seinen Redestrom zu unterbrechen, »ich weiß wirklich nicht, ob ich Ihnen viel helfen kann.«

Doch der entzückte Monsieur Dürand ließ sich nicht in seinem Glauben irremachen.

»Aber ich bitte Sie!« sagte er händeringend, »für Sie wäre das doch eine Arbeit von wenigen Stunden!«

Kurzum, es gab kein Entrinnen vor der stürmischen Beredsamkeit des begeisterten Monsieur Dürand. Schon hatte er uns vor sein »Hotel français« geführt, ehe einer von uns Zeit gefunden hätte zu einem Wort der Erklärung.

»Einen Augenblick!« sagte Monsieur Dürand, während er über den Hinterhof rannte und kopf-über in eine Rumpelkammer tauchte.

Wenige Minuten später erschien er wieder auf der Bildfläche in einem blauen Arbeitsanzug, wohlbewaffnet mit einem Dutzend Schraubenschlüssel aller Größen und Fassons. Dann rief er noch zwei seiner Peone herbei, die er ebenfalls bis zur Grenze ihrer Tragfähigkeit mit Bohrern, Meißeln, Brecheisen und anderen gefährlichen Instrumenten belud. »Eh bien,« sagte er nach einem prüfenden Blick auf sein Gefolge: »allons!«

Wenn ich mich bisher in einem geheimen Winkel meiner Seele noch der Illusion hingeeben hatte, dass mein technisches Verständnis vielleicht doch auf der Höhe der mir zugemuteten Ingenieuraufgabe stehen könnte, so war es damit zu Ende in dem Augenblick, als wir an Ort und Stelle anlangten, wo wir die Bescherung mit eigenen Augen sehen konnten. Was? Alle diese, in einem genialen Durcheinander über ein halbes Kleefeld zerstreuten Maschinenteile sollte ich zusammenlesen und daraus eine mechanische Windpumpe mit einem Gasolinmotor aufbauen? Ich, der ich so viel von Motoren verstand, wie die traditionelle Kuh vom Klavierspielen! Ich, der ich mich vor einem laufenden Treibriemen mehr fürchtete als vor einem wildgewordenen Pampapferd!

Doch der Franzose merkte nichts von meiner Verlegenheit. Er machte sich sogleich daran, uns den Fall auseinanderzusetzen, und da das Franzö-

sisch meines Kameraden nie über den großen Plötz hinausgekommen war, musste ich das ganze Trommelfeuer der gallischen Beredsamkeit aushalten. Es war ein ununterbrochenes, prasselndes Schnellfeuer, das mir nur ab und zu Gelegenheit gab, ein verständnisvolles »c'est ça« einzuschalten. Monsieur nahm sich die Zeit, mir alles gründlich zu erklären und seine Vorlesung mit praktischen Demonstrationen zu begleiten. Er tanzte wie ein Derwisch zwischen den Maschinenteilen umher und fuchtelte mit den Schraubenschlüsseln, die fast so groß waren wie er selber.

»Voyons,« sagte er, »die Sache ist ganz einfach! Die Teile sind ja alle numeriert, und Sie brauchen nichts zu tun, als sie nach dem Reglement zusammenzusetzen. Und wenn einmal ein Teil nicht ganz passt, so müssen sie ihn eben zurecht feilen, oder abmeißeln, oder, wenn ein Stück zerbrochen ist, so kann man die Teile ja meist wieder zusammenlöten.«

Nur zuweilen blieb er unvermittelt stehen und schaute mich mit großen Augen an, während er mit dem riesengroßen, blauweißrot getupften Taschentuch den Schweiß abwischte, der in Strömen von der Stirn rann.

»Compris?«

»Parfaitement,« antwortete ich jedes Mal.

Vollauf zufrieden mit seinen beiden Ingenieuren brachte uns der famose Monsieur Dürand wieder zurück nach dem Hotel, wo man mit einem leckeren Mahl aufwartete. Doch ehe es mittags an die Ar-

beit gehen sollte, hatten die beiden Ingenieure noch einmal eine private Unterredung.

»Ja, verstehst du dich denn auf solche Arbeit?« fragte der Schulmeister mit zweifelnder Miene.

»Keine Ahnung!« antwortete ich.

Da machte der andere ein höchst bedenkliches Gesicht. »Du,« sagte er, »es wäre doch am Ende das beste, wir machten uns aus dem Staube, ehe wir hier gelyncht werden.« –

Heimlich und mit einem bösen Gewissen marschierten wir davon über die sonnige Landstraße, und keiner von uns wagte auch nur einmal umzusehen, weil der händeringende Monsieur Dürand uns in unseren Gedanken verfolgte wie ein Gespenst. Mir war, als ob ich noch immer deutlich hinter mir seine verzweifelte Stimme vernähme: »Messieurs, je vous en prie – «

Es war gut, dass wir bald einen Italiener antrafen, der sich anbot, uns mit seinem leichten Wagen nach der Bahnstation zu fahren. Das ließen wir uns nicht zweimal sagen und machten es uns auf der breiten Holzbank zwischen dem Alten und seinem etwa zehnjährigen Mädchen bequem. Das kleine Würmchen trug den stolzen Namen Adria, denn Papa war selbst noch in Amerika ein eingefleischter Irredentist. Er selbst hieß mit Vornamen allein: »Hannibal, Alexander, Garibaldi.«

Wie bescheiden sind doch wir Deutsche mit unseren nüchternen, fantasielosen Vornamen! Karl oder Heinrich oder Jakob oder Kurt. Und wenn einer einmal seine Fantasie etwas weiter schweifen



lässt und seinen hoffnungsvollen Sprößling »Roderich« oder seine Tochter »Marzipilla« tauft, so schütteln die Leute die Köpfe und sagen: »Ist denn einer in deiner Verwandtschaft, der also heißet?«

Das ist bei den Ausländern ganz anders. In Bezug auf die Masse der Vornamen stehen entschieden die Holländer obenan. Was ein richtiger Mijnheer ist, der tut es nicht unter fünf. In der Qualität aber gebührt die Palme den Yankees: Mayor, Colonel, Marshall. Oder George Washington, Abraham Lincoln, Andrew Jackson oder Henry Clay. Ist es nicht schon eine ansehnliche Mitgift, wenn man als Marshall Smith oder als Abraham Lincoln Jones auf die Welt kommt?

In der Neugestaltung blumenreicher, fantasievol-  
ler Vornamen sind aber die Italiener allen anderen über. »Adria« ist unzweifelhaft ein hübscher und klangvoller Name. »Italia« ist auch nicht übel. »Avanti Savoia!« klingt schneidig. Zuweilen ist es aber doch zu viel der Kühnheit. Als vor Jahren das erste italienische Luftschiff über dem Dom von Mailand kreuzte, da taufte ein begeisterter Patriot sein neugeborenes Mädchen »Dirigibile Italiano« (lenkbares italienisches Luftschiff)!

Aber in was für eine Sackgasse bin ich hier geraten über dem Plaudern!

Dieser Hannibal, Alexander, Garibaldi – um wieder mit der Erzählung ins alte Gleis zurückzukommen – wurde nicht müde, uns im zungenfertigesten Italienisch zu unterhalten. Das Leben hier in Argentinien – so meinte er – sei *buona, molto buona*. Dage-

gen in Italien! *buonissima*! Schneller als man gedacht, waren wir wieder an der kleinen Eisenbahnstation angelangt, die ziemlich einsam und verlassen am Rande eines struppigen Buschwalds stand, aus dem eben die Nacht hervorgekrochen kam.

Schwärzer noch als die Nacht kam ein Gewitter hinter dem Buschwald heraufgezogen. Es fing an zu regnen; es regnete wirklich! So lange hatte man vergeblich danach ausgeschaut, so lange war alles Leben verdorrt und vertrocknet unter der erbarungslosen Sonne, so lange hatte der Himmel in mitleidslosem Blau gestrahlt und die Wolken, die sich oftmals um die Mittagsstunde zusammenballten, waren immer und immer wieder zerronnen ohne einen Tropfen für das verschmachtende Land, sodass man im Ernste gar nicht mehr an solches Wunder zu glauben vermochte. Nun aber war der Bann gebrochen, und es fielen wirklich und wahrhaftig dicke Regentropfen, die die vertrocknete Erde mit langen, durstigen Zügen in sich aufzog. Bald war es zu viel des Segens. Eine Stunde Regenwetter ist in allen Zonen eine harte Probe, wenn man draußen im Busch ohne Obdach ist; aber so ein argentini-scher Wolkenbruch ist doch etwas anderes, als ein zahmer europäischer Landregen. Hier hatten sich im wahrsten Sinne des Wortes die Schleusen des Himmels geöffnet, und unter grellem Blitzen und betäubenden Donnerschlägen rauschten die Wassermassen herunter, als ob sie die Erde selbst mit sich hinwegschwemmen wollten. Der alte Packwagen, in dem ich Zuflucht gesucht hatte, bot nicht mehr

Schutz vor dieser Sündflut, als ein Sonnenschirm vor einer Kanonenkugel. Bald war kein trockener Faden mehr an mir, und immer rauschte das Wasser noch weiter. Richtig wie ein begossener Pudel stand ich da. Melancholisch schaute ich hinaus in das graue Unwetter. Das Leben kam mir mit einemmal so sinn- und zwecklos vor. Gar nicht zufrieden war ich mit mir und meinen Taten in Südamerika. Das Glück wollte ich finden und hatte doch nur immer mit genauer Not das Unglück bei den Rockschoßen erwischt. ›Wo du nicht bist, dort ist das Glück,‹ konnte ich nach berühmtem Muster sagen. War es nicht wie ein Verhängnis gewesen? Überall wo ich meinen Fuß hinsetzte, war gleich eine Missernte, eine Heuschreckenplage, schlechte Konjunktur und Arbeitslosigkeit oder sonst irgendeine Kalamität über die Menschheit gekommen, und wenn es je einmal irgendwo Brei regnete, so hatte ich gewiss keinen Löffel mitgebracht.

Und das sollte nun immer so weiter gehen? Da sollte ich nun immer, immer weiter wandern wie ein hungriger, heimatloser Landstreicher?

Nach dem Gran Chaco.

Warum?

Nach Bolivien.

Warum?

Über die Anden.

Warum?

Warum? Warum? Ich fing wirklich an, darüber ernsthaft nachzudenken. – Aber natürlich! – beim Teufel, ja! weil es dort drüben in der blauen Ferne

so sehr viel schöner war als im Lande Argentinien. Bolivien war ein gar interessantes Land; die Anden, den Gran Chaco, das musste man gesehen haben!

Denn dort drüben über den Wäldern und über den Bergen, dort auf den unruhigen Wellen des blauen Meeres, da musste es doch ganz gewiss zu finden sein: das Glück – das Glück! Wo anders sollte es denn wohnen?

## Durch den Gran Chaco

EIN WEISER RAT: »REISE ALLEIN!« – MITTEN IM  
URWALD. – BÖSARTIGE INDIANER. – DIE GESTRENGE  
POLIZEI. – VERHAFTET. – EIN BEQUEMES GEFÄNGNIS. –  
NÄCHTLICHER MARSCH DURCH DEN URWALD. – DER  
PANTHER AUF DEN EISENBAHNSCHIENEN. –  
ABENTEUERLICHE REISEGEFÄHRTEN. – BÖSE  
GESELLSCHAFTEN VERDERBEN GUTE SITTEN. – EIN  
WILDES ABENTEUER UND SEIN GLIMPFLICHES ENDE. –  
MIT DEN »GRINGOS« IST NICHT ZU SPAßEN. – WIEDER  
UNTER MENSCHEN. – DER KONTRAKT AUF DER  
ZUCKERPLANTAGE. – DER LIEBESDURSTIGE MECHANIKER.  
– EIN WEITERES ABENTEUER, AUS DEM MAN ERSEHEN  
KANN, DASS EINE DAMPFMASCHINE KEIN SPIELZEUG IST.  
– TUCUMAN AUS DER FERNE.

Hast du schon einmal den Seifenblasen zugesehen, mit denen sich die Kinder an hellen Sommertagen die Zeit vertreiben? Sie sind wie so vieles andere in diesem Leben. Aus kleinen Anfängen werden sie zu wunderlichen Gebilden, zu glitzernden Märchenschlössern, in denen sich die Sonnenstrahlen in tausend Farben brechen. Und gerade wenn's am schönsten ist, ist die kurzlebige Herrlichkeit auch schon so schnell verpufft, wie es eben nur bei einer Seifenblase möglich ist.

Ach, und es gibt auch so viele große Kinder! Die träumen am hellichten Tage und laufen beharrlich den Seifenblasen nach, bis sie eines Tages zu ihrem

Schaden herausfinden müssen, dass das luftige Gebilde ihrer Fantasie verpufft ist wie eine echte Seifenblase, mit der die Kinder spielen.

Nun, mein derzeitiger Reisegefährte – der Schulmeister – war kein Mann der Seifenblasen. Er war vielmehr ein nüchterner Tatsachenmensch, der stets mit den gegebenen Verhältnissen rechnete. Meine Reisepläne wollten ihm gar nicht einleuchten. Er konnte sich schlechterdings nicht vorstellen, warum er ohne triftige Gründe tausend Kilometer weiter wandern sollte. Wer verbürgte uns denn, dass dort oben in Tucuman die Verhältnisse besser wären wie hier? Es wäre doch sicherlich vernünftiger, wenn wir zurückkehrten nach Rosario und dort noch einmal unser Glück in der inzwischen wohl wieder eröffneten Zuckerfabrik versuchten. Andernfalls könnte man es einmal auf irgendeiner Estancia mit der Majordomolaufbahn probieren. Das sei jedenfalls mehr zu empfehlen als so eine Wildegänsejagd in die Wildnis hinein. Er mochte wohl recht haben, aber – nun ja, der Mann hatte eben keinen Tropfen Vagabundenblut in den Adern!

So setzte ich denn mit dem nächsten Güterzug die Reise allein nach Tucuman fort. Im Grunde genommen war es mir gar nicht unlieb, dass mein Gefährte mich im Stich gelassen hatte.

*Ob König, ob Bettler,  
Merk' eines dir fein:  
Willst schneller du reisen,  
So reise allein.*

Das ist ein weiser Rat, der leider nur allzuwenig befolgt wird, zumal bei den Rittern von der Landstraße. Eine Schwäche, die einer gewissen Art von Vagabunden aller Länder gleichermaßen anhaftet, ist die Angst vor der Einsamkeit. Selten zieht er *uni solo* seine Straße, und das ist auch nur allzubegreiflich. Denn die Einsamkeit ist die Mutter aller bösen Gedanken. Wenn man so allein und ohne alle Ablenkung über dem Campfeuer sitzt und in die unruhige Flamme hineinstarrt, so ist es, als ob gleich einem wüsten Gespenst das böse Gewissen selber daraus emporsteige. Warum – so fängt man an sich zu fragen – warum mußt du hier auf dem kalten Boden neben dem Feuer liegen, wo andere in Federbetten schlafen? Warum mußt du hungern, wo andere essen? Warum hast du kein Geld, warum kein Obdach, keine anständige Kleidung? Warum? Warum? – oder hast du vielleicht noch irgend etwas gemein mit den Menschen, die da sauber und wohlgekleidet, in bürgerlicher Wohlanständigkeit durch die Straßen gehen, oder mit den satten, selbstzufriedenen Bürgersleuten hinter den Ladentischen, oder mit den Kindern, die vor den Haustüren spielen, oder glaubst du wohl gar, dass dir zuliebe heute Abend auf der Plaza die Musik spielen würde, oder dass die gefallsüchtigen Señoritas sich für dich geputzt hätten – oder – oder ist etwa hier in ganz Argentinien einer, der etwas von dir wissen wollte und sich den Teufel darum scherte, ob du hier bist oder nicht; einer, der den Finger krumm machen

würde für dich – für dich, Vagabund!?

Es gibt Leute – aber das sind keine geborenen Ritter der Landstraße – die von solchen Gedanken nicht mehr loskommen. Darum fürchten sie sich vor der Einsamkeit mehr wie vor einem reißenden Löwen. Mühselig und beladen, mit einem Kopf voll grübelnder Gedanken, ziehen sie ihre Straße, und wenn sie unterwegs einem begegnen, der auch zu der Zunft der Landstreicher zu gehören scheint, so hängen sie sich an ihn wie die Kletten, und es ist kein Entrinnen vor dem Strom der Beredsamkeit, worin sie ihre eigenen bösen Gedanken zu ersäufen suchen. Denn diesen Leuten fehlt, wie gesagt, vollkommen der Sinn des echten Landstreichers, für den in der Ferne immer alles blau und schön ist. Ihr Sinn haftet an der grauen Gegenwart mit ihrer Not und ihren Entbehrungen, die sie zermürben.

In keinem Lande aber scheint der Herdentrieb unter den Kindern der Landstraße so sehr ausgebildet zu sein, wie gerade in Argentinien. Ein alleinreisender Landstreicher ist dort geradezu eine Seltenheit. Ein Mann »von der Lingera« ohne »Compagnero« ist wie ein Stier ohne Hörner, ein Huhn ohne Federn, oder meinetwegen auch ein Esel ohne Ohren. Misstrauisch wird ihn sein Kollege von der Landstraße begrüßen: »Y tu compagnero?«

»No tengo! – Hab' keinen!«

»Como no!«

Kopfschüttelnd wird er weiter gehen. – Ein Mann von der Lingera und kein Compagnero! Da ist – nein, da muss etwas faul sein im Staate Däne-



mark!



Gar mancher Compagnero ist mit mir getippelt auf den Landstraßen und auf den Eisenbahnschienen im Lande Argentinien. Es waren Leute darunter, die Großes gewollt und klein geendet haben; verkommene Subjekte, denen Morphium und Opium und Alkohol und anderes Teufelszeug das letzte bisschen Halt geraubt hatten in ihrem jämmerlichen Leben, und andere, die ihr Lebtage nichts anderes gekannt hatten als Mühe und Arbeit und nimmer endende Entsagung und schließlich doch noch liegen geblieben waren am Wegrand des Lebens. – Ja, und da waren die anderen, die über allen Mühen und Entbehnungen doch nimmer die gute Laune verloren und trotz aller Enttäuschungen noch immer geradeaus der hellen Sonne und der blauen Ferne entgegenschritten, weil ihnen gerade so und nicht anders das Leben am allerbesten gefiel. – Soll ich von allen diesen etwas erzählen? Es gäbe wohl ein Buch, das dicker wäre als dieses hier, mit allen meinen südamerikanischen Abenteuern.

Da traf ich z. B. eines Tages in der Nähe der Santa Febahn einen deutschen Kunden, den sie den Roten Jakob nannten. Seinen eigentlichen Namen habe ich nie erfahren, und er war mir auch höchst gleichgültig, denn um derartige Kleinigkeiten kümmert sich kein Mensch in dieser fröhlichen und gefährlichen Unterwelt der Vornamen. Jedenfalls passte das Pseudonym ganz ausgezeichnet, denn er hatte einen gar vornehmen fuchsroten Vollbart, auf

den er große Stücke hielt. Auch sonst war er eine Erscheinung, die etwas vorstellte. Groß und stattlich, lange Nase, scharfe Gesichtszüge und ein Mundwerk, das überfloss von wohlgesetzten Reden im korrektesten Hochdeutsch. Alles an ihm deutete auf vergangene Größe als Leutnant, Referendar oder dergleichen – damals in Deutschland, als er noch nicht der Rote Jakob war. Vielleicht war er auch nur ein verkrachter Gerichtsschreiber oder ein verbummelter Student oder ein Handlungsgehilfe, der mit der Portokasse durchgegangen war. Woher soll ich es wissen? Nach so etwas fragt man nicht in diesem »Milieu«.

Jakob war schon länger in Argentinien als irgend einer der Kunden sich ausdenken konnte, aber die Eindrücke des fremden Landes waren an ihm heruntergelaufen wie das Wasser von einer Dachrinne. Selbst hier in der Pampa war er noch derselbe pedantische Aktenhengst, der er in Deutschland gewesen. Sein Gott war die Karriere. Darüber grübelte er bei Tag, wenn er in der glühenden Sonne auf dem Schienenstrang wanderte, und er träumte davon bei Nacht, wenn er bei dem spärlichen Campfeuer saß.

Karriere ... Karriere ... Heut war es die Post, morgen die Eisenbahn, übermorgen die Steuerverwaltung, für deren Laufbahn er sich interessierte, während er dabei so langsam immer tiefer und tiefer hinuntersank in die Sphäre, wo es mit allen Laufbahnen zu Ende ist. –

Und da fällt mir über dem Erzählen ein anderer

Ritter der Landstraße ein, über den ich vor Zeiten oft den Kopf geschüttelt habe. War er ein Philosoph oder war er nur ein armer Narr? Ich weiß es nicht. Wer kann wissen, was in so einem unruhigen Vagabundenhirn alles vor sich geht? So will ich von ihm erzählen; mag sich jeder einen Vers auf ihn machen, wenn er kann.

Weit drinnen in den Maisfeldern der Provinz Santa Fe habe ich ihn angetroffen. Er saß auf dem Schienenstrang und brütete tiefsinnig vor sich hin mit der Miene eines Mannes, der über das Problem des *Perpetuum mobile* nachsinnt. »*Buenas dias!*« sagte ich im Vorübergehen, worauf er mich zornig anschaute mit seinen schwarzen Augen. »Kannst nimmer deutsch schwätze?« Ich versuchte mit ihm ein Gespräch anzuknüpfen. Ich fragte ihn nach dem Woher und Wohin; ich machte die treffendsten Bemerkungen über das Wetter und die derzeitige Hitze, aber außer einem gelegentlichen missmutigen Grunzen war nichts aus ihm herauszubekommen. Als ich mich zum Weitergehen anschickte, nahm er sein Bündel auf den Rücken und folgte mir, als ob das so sein müsste. Stundenlang wanderten wir durch das schattenlose Land. Unverdrossen marschierte er neben mir her wie der Mann mit der Maske im Kino und im Hintertreppenroman. Kein Wort redete er während des ganzen Nachmittags; aber deutlich konnte man sehen, wie es arbeitete hinter der flachen Stirn mit der tiefen Zornfalte. Zuweilen kamen unartikulierte Laute aus seinem Munde und es sah aus, als ob er sich zu einer länge-

ren Rede anschickte, aber es blieb beim Vorsatz. Plötzlich blieb er stehen und durchbohrte mich mit einem scharfen Blick seiner schwarzen Augen.

»Kannst du Kastanien essen?« fragte er unvermittelt.

»Warum nicht? wenn sie gut gebraten sind.«

»Das habe ich mir schon die ganze Zeit her gedacht. Gerade so siehst du aus. Nur die Narren essen Kastanien.«

Wir kamen an einen kleinen Bach, wo wir ein Feuer machten. Der Abend stand rot am Himmel und die Grillen zirpten in den Maisfeldern. Der Duft der Lagerfeuer lag fein über dem Lande. Stundenlang saßen wir da und schauten in die flackernde Flamme, ohne dass einer auch nur ein Wort von sich gab. Es fing an zu dämmern. Die Dunkelheit hockte in allen Ecken und die Sterne begannen langsam am Himmel aufzumarschieren. Plötzlich erfasste den anderen eine Anwandlung von Beredsamkeit.

»Und es kommt alles nur von dem verfluchten Gequassel!« sagte er unvermittelt. »Würden die Leute ihren Mund halten, so könnten sie sich viel Ärger ersparen. Und man wüsste nicht, wie dumm sie sind. Aber das ist es gerade! Keiner kann den Mund halten; und am allerwenigsten die Kunden in Argentinien. Das kannst du mir glauben, denn ich bin hier schon länger auf der Walze als irgendeiner von den anderen Jungens. In zehn Jahren habe ich keinen anständigen Compagno gehabt mit Ausnahme von einem einzigen, und der war stumm. – So einen

werde ich so schnell nicht wieder finden. Wenn ich Geld genug zusammen habe, werde ich mir einen Hund kaufen als Compagnero. Mit dem werde ich hinaufreisen in die Provinz Cordoba, wo es fette Klostersuppen zu essen gibt und die Menschen so selten sind wie hierzulande die Pesos, oder hinunter nach Chubut oder Santa Cruz oder besser noch nach Patagonien. Wenn's nach mir ginge, würde man ihnen allen die Zunge herausschneiden!«

Über dem Einschlafen murmelte er noch manches, was ich nicht verstand und im Schlaf noch murrte er zuweilen wie ein bissiger Kettenhund, wenn er vor der Hütte ins Träumen kommt.

Am nächsten Morgen war er verschwunden. –



Weiter ging die Reise ... Mir war gar fröhlich zumute, wie die geschäftige Lokomotive das prasselnde Feuerwerk der roten Funken in die nun wieder sternklare Nacht hinausspie und die ratternden Räder immer schneller und schneller der schweigenden Wildnis entgeneilten. Als der Tag graute, lag die gesittete Welt mit ihren Häusern und Feldern schon weit hinter uns, und die weichen Strahlen der ausgehenden Sonne umspielten die blühenden Kaktusfelder, über deren dornigem Gestrüpp ein bunter Schleier von leuchtenden, satten Farben lag. Hier und da ragten einzelne Kakteen wie richtige Bäume über die anderen hinweg und reckten gewaltig ihre schwarzen Arme gegen den roten Morgenhimmel. Aber auch diese finsternen Gesellen waren mit freundlichen, weißen Blüten geschmückt. –

Licht und Sonne, Klang und Farbe lagen in diesem Bilde.

Nach einer Weile wuchsen schwarze Wälder aus dem Boden. Erst standen sie weit in der Ferne, und ihre dunkelblaue Linie brachte eine neue Farbe in das farbige Bild. Dann kamen sie näher und näher heran, wie drohende Gewitterwolken, und schließlich standen sie dicht am Bahndamm. Schwarze, unheimliche Baumriesen schauten mürrisch in den blassblauen Himmel, und es war, als ob ein kalter, fröstelnder Hauch von dem modrigen Waldboden aufstiege. Das war der »Chaco« der Provinz Santiago del Estero, der »Chaco santiaguino«. Als Chaco bezeichnet man in Argentinien die Urwälder und Savannen, die im hohen Norden des Landes den größten Teil der Territorien Gran Chaco, Misiones und Santiago del Estero einnehmen. Zuweilen nennt man sie auch »Selvas« oder Waldwüste. Und in der Tat: Wenn man in einem, von üppigem Pflanzenwuchs bedeckten Lande von einer Wüste reden darf, so ist es hier, in der düsteren Einsamkeit der Wälder. Schwarz und unheimlich ist es in dem Dickicht, wo, genau wie im Leben der Menschen, die großen und kleinen Pflanzen um ihr bisschen Dasein kämpfen. Kümmerliche Büsche fristen ihr Leben im Schatten der Baumriesen. Wuchernde Schmarotzerpflanzen schlingen sich um die weißen Stämme und saugen das junge Leben aus den wachsenden Bäumen. Hier und da steht ein stolzer Riese, der alle anderen beiseite gedrückt hat und nun trotzig seine breiten Äste der Sonne entgegenreckt, bis

er eines Tages selber fällt und vermodert und neue Bäume aus seinem morschen Holze herauswachsen. Träge fließen die schlammigen Flüsse durch diese endlosen Ebenen, und wenn zur Regenzeit die großen Wassermassen von den Kordilleren heruntorkommen, so überschwemmen sie die Gegend mit Seen und Sümpfen und übelriechenden Tümpeln, die ein Paradies sind für Schnaken, Moskitos, Skorpione und allerlei anderes ekliges Getier. Tief im Dschungel hausen Panther, Pumas, Wildkatzen, Tapire und tückische Schlangen. Aber die gefährlichste aller Bestien, die im Gran Chaco vorkommen, das ist der Mensch.

Düstere Indianer mit mächtigen, blauschwarzen Haarmähnen und giftgrünen Augen sind hier zu Hause. Auch sie sind nicht mehr ganz unbeleckt von der Kultur. Sie tragen Konfektionsware, die aus Manchester kommt und sprechen auch meist ein halbwegs verständliches Spanisch. Aber unter dieser Tünche von europäischer Höflichkeit sind sie noch so wild wie das Land, das sie bewohnen. Glücklicherweise sind sie dünn gesät. Nur hier und da trifft man ein kleines Pueblo mit ein paar lärmenden Sägemühlen, die das in jenen Wäldern massenhaft vorkommende Quebrachoholz verarbeiten. Unter den vorspringenden Bastdächern der armseligen Hütten kochen hässliche alte Weiber das Mittagessen am offenen Feuer. Schmutzige Kinder und bissige Hunde treiben sich in der Nähe herum. Vor der Tür sitzt ein alter Graukopf und schlürft stumpfsinnig seinen Mate aus der Bombilla.

Das Erscheinen eines Gringo in der Gegend ist jedes Mal ein Ereignis. Wie ein Wildfeuer verbreitet sich die Kunde. Männer, Frauen und wasserköpfige Kinder kommen herbeigeeilt und starren den Fremdling mit großen Augen an. »Woher kommt er? Wohin geht er?« fragen hundert Stimmen auf einmal. Wo er geht und steht bilden sie Queue auf seinen Spuren. Diese Neugierde wird nur noch übertroffen durch ihre Ungefälligkeit und ihr Misstrauen dem Fremden gegenüber. Ein Gringo ist in den Augen jener Naturkinder ein Teufelskerl, der es darauf abgesehen hat, sie um ihr Hab und Gut zu bringen. Man kann ihm nicht trauen. Keinen Finger breit. Das beste ist, wenn man sich gar nicht erst auf ein Geschäft mit ihm einlässt.

»*Que quiere?*« wird man vom Almacenero angefahren, der eben hinter der schmutzigen Teke seines Kramladens den Mate schlürft.

»Ich möchte ein Stück Seife kaufen.«

»Was?«

»Nur ein Stück Seife.«

»Ich hab' keine Seife!«

Für Geld und gute Worte ist nichts zu haben; weder im Almacen noch sonstwo. Will man ein Stück Fleisch kaufen, das vor irgendeiner Hütte hängt, so wird man bloß einem verständnislosen Grinsen begegnen. Im Nu werden alle Nachbarn versammelt sein, und sie werden sich nicht mehr zu helfen wissen vor Lachen und Gestikulieren. Wie? Was will der Gringo? Fleisch? *Madre dios!* Was kann er bloß mit Fleisch wollen. Wahrlich, ich habe in meinem Le-



ben schon öfters mit Wilden zu tun gehabt; mit Eskimos und mit Itkaliindianern, aber die da im Gran Chaco –

\*

Täglich wurde mein Sehnen größer nach den Fleischtöpfen der Pampa und nach den fetten Suppen, die man dort unten für billig Geld aus Reis und Rindfleisch kochen konnte. In einer Beziehung hatte man es hier ja besser. Man brauchte keinen trockenen Kuhmist zusammenzulesen, um damit ein mühsames Lagerfeuer zu unterhalten. Hier gab es Brennmaterial in Hülle und Fülle, aber wenn man etwas zum Kochen haben wollte, so musste man sich unter Lebensgefahr die Maiskolben und die dicken Süßkartoffeln aus den Gärten holen, die neben den armseligen Hütten lagen. Das brachte mich am Ende mit der hochmögenden Polizei in Konflikt.

Höchst eigentümlich ist das argentinische Polizeiwesen. Der Schutzmann in den großen Städten, wie Buenos Aires oder Rosario, ist im Allgemeinen nicht übel, aber eine wahre Landplage sind die Feldgendarmen: die Vigilanten. Der argentinische Vigilante ist ein armer Teufel. Er bezieht ein Gehalt von vierzig Pesos im Monat, womit er sich und sein Pferd verpflegen muss. Für alle übrigen Einkünfte muss er die Augen offenhalten, ob er nicht einen armen Reisenden erwische, dem er etwas abnehmen könnte. Einer ihrer beliebtesten Kniffe ist es, entlang der Bahnlinie den schwarzfahrenden Gringos aufzupassen, um dann von ihnen den doppelten Fahrpreis zu erpressen.

Schon an einer der ersten Stationen im Chaco hatte ich einen Zusammenstoß mit einem solchen Wächter des Gesetzes. Ein Leugnen war nicht möglich, denn er ertappte mich auf frischer Tat, wie ich gerade aus dem Güterwagen herauskam.

»*Pague el doble!*« rief er voll Begeisterung. »Bezahlen Sie das Doppelte!« Es wäre mir ein leichtes gewesen, wieder davonzulaufen, denn er war ein alter gebrechlicher Mann, und da er barfuß ging und überdies durch seinen langen Säbel am Laufen behindert war, hätte er mich wohl kaum eingeholt, wenn ich es auf einen Wettlauf über die spitzen Steine hätte ankommen lassen. Aber da er gar so harmlos aussah, ließ ich ihn gewähren. Er führte mich nach dem »Calebus«, einem kahlen, viereckigen Hof, von dessen gelben Lehmmauern die Sonne abprallte. An der einen Seite des Hofes ging es durch eine Art kümmerlicher Veranda in die Hütte des Vigilanten. Dort saßen ein paar Weiber, von denen man nicht sagen konnte, ob sie alt oder jung waren, und backten braune, appetitliche, mit gepfeffertem Fleisch gefüllte »Empanadas«, die sie mir für zehn Centavos das Stück verkauften. Dann tranken wir zusammen Mate aus der Bombilla, und während die Tasse von Mund zu Mund ging und die Weiber nach jeder Runde wieder heißes Wasser nachfüllten, wurde der Alte nicht müde, mich über Europa und Alemania auszufragen. Reisen – ah, das wäre auch sein Fall! meinte er. Wenn er nur das nötige Geld hätte, dann würde er sich auch einmal in der weiten Welt umsehen. Bis hinunter nach San Chris-

tobal wollte er reisen, oder vielleicht sogar bis hinauf nach Tucuman! Aber was könnte sich denn einer leisten für lumpige vierzig Pesos im Monat? Ja, wenn er lesen und schreiben könnte! Dann wäre das ganz etwas anderes. Dann wollte er bald Kommissario werden und leben wie ein Caballero. Zu jedem fünfundzwanzigsten Mai wollte er nach Buenos Aires reisen und auf der Plaza Saenz Peña Fandango tanzen. Aber so weit werde er es wohl nie bringen. Die Gelehrsamkeit sei eben nicht jedermanns Sache. Es haben nicht alle einen Kopf dazu. Als gegen Abend ein Güterzug nach Westen abging, trennten wir uns als große Freunde. »Vergessen Sie die Adresse nicht, wenn Sie allenfalls wieder einmal hier vorbeikommen sollten,« rief mir der Vigilante noch in der Türe nach.

Der war wenigstens noch ein Gemütsmensch. Mit seinen Kollegen auf anderen Plätzen des Gran Chaco habe ich weniger gute Erfahrungen gemacht; namentlich auf größeren Stationen, wo ein »Kommissario« hauste. Der Kommissario ist der Vorgesetzte des jeweiligen Polizeidistrikts, und ich fürchtete mich vor ihm wie vor einem Räuberhauptmann. Er ist der einzige Vertreter der »Intelligenz« in dieser Wildnis. Zwar geht seine Wissenschaft selten über eine halbwegs anständige Kenntnis der spanischen Schriftsprache, aber auch damit kann man schon Eindruck machen im Gran Chaco. Im Reiche der Blinden ist der Einäugige König. Auf die zugreisenden Gringos hat der Kommissario stets ein scharfes Auge. Solche Leute sind ihm immer höchst

verdächtig. Wo kamen sie her? Wo wollten sie hin? Und was um des Himmels willen, was konnte so ein Gringo im Gran Chaco wollen? Und dann kam stets die schicksalsschwere Frage: »Sind Sie ein Russe?«

Erst später, als der Gran Chaco schon hinter mir lag wie ein böser Traum, habe ich aus der Zeitung erfahren, was es mit dieser Frage auf sich hatte. Russische Anarchisten hatten während der Hundertjahrfeier in Buenos Aires einen Generalausstand angezettelt, verbunden mit einer kleinen Revolution, bei der auch der Polizeichef ermordet wurde. Nach dem Zusammenbruch der Bewegung war es nicht gelungen, die Urheber des Aufruhrs festzunehmen. Die meisten waren rechtzeitig übers große Wasser gegangen, aber andere, die nicht mehr fortkonnten, sollten sich irgendwo im Gran Chaco herumtreiben. Russen sollten es sein; Nihilisten von der gefährlichsten Sorte. Kein Wunder, dass jeder Kommissario beim Anblick eines jeden harmlosen Gringo schon ein Ordensband in seinem Knopfloch sah.

Über diesen unliebsamen Auseinandersetzungen mit den hochmögenden Kommissaren und den profitgierigen Vigilanten ging viel schöne Zeit verloren. Eine brennende Ungeduld kam über mich. Fort, nur fort wollte ich aus dieser Wildnis. Einmal, nachdem ich schon während eines ganzen Tages in einem holprigen Güterwagen gefahren war, kam ich in einem ganz ansehnlichen Pueblo an. Es war bei weitem das schönste, das ich seit der Abfahrt von San Cristobal gesehen hatte. Summende Sägemühlen standen zwischen goldgelben Maisfeldern. Stattliche

Kaufläden reihten sich aneinander an der staubigen Straße. Eine Kirche bohrte ihre beiden spitzen Türme in den blauen Himmel. Aber ich schaute nicht links und nicht rechts, denn die Ungeduld war über mich gekommen wie ein Wirbelwind. Obwohl die kurze Dämmerung der Tropen schon am Himmel zitterte, machte ich mich unverzüglich auf den Weg nach der nächsten Station, die die Kleinigkeit von acht Leguas, d. h. vierzig Kilometer entfernt lag.

Auf den heißen Tag war eine schwüle Nacht gefolgt. Schwere finstere Wetterwolken wechselten ab mit hellem Mondhimmel, von dem die schwarzen Baumwipfel sich so scharf abhoben, als ob sie aus Papier geschnitten wären. Ab und zu fiel ein dicker Regentropfen. Aber ich achtete es nicht. Ich dachte nur an die vierzig Kilometer, die ich noch vor Tagesanbruch zurücklegen wollte. Wie eine schwarze Mauer stand der Urwald zu beiden Seiten des Bahn-dammes. Anfangs zählte ich jeden Kilometerpfahl, aber bald nahm die Müdigkeit überhand, und ich tappte nur noch mechanisch weiter, ohne etwas zu denken. – Mit einemmal wurde ich aufgeschreckt aus meinem halbwachen Zustand. Mehrmals musste ich mir die Augen reiben, um mich zu vergewissern, dass ich auch recht gesehen hatte. War es Wirklichkeit oder war es nur eine Erscheinung, die mich zum besten halten wollte? Kaum zehn Schritte vor mir standen zwischen den Gleisen zwei funkelnde grüne Punkte von merkwürdig flackerndem Licht. Einen Augenblick stand ich wie versteinert.

»Nun will ich glauben, dass es Einhörner gibt,«

mochte ich nach bekanntem Muster sagen. Dann aber fasste ich mir ein Herz und bombardierte das Gespenst mit den spitzen Steinen, die zwischen den Gleisen lagen. Der Erfolg war überwältigend. Zuerst vernahm ich ein boshaftes Zischen und Fauchen, und dann schnellte wie ein Blitz eine wohl zwei Meter lange, katzenartige Gestalt auf, die sich mit gewaltigen Sätzen seitwärts in die Büsche schlug. Ich habe nie herausgebracht, mit wem ich eigentlich die Ehre hatte. Die Eingeborenen, denen ich später von dem Abenteuer erzählte, schworen Stein und Bein, es sei »un leon« gewesen, worunter sie die in jenen Gegenden häufigen Panther und Pumas verstehen.

Jedenfalls war mir das Abenteuer auf die Nerven gefallen. Überall in dem schwarzen Dickicht glaubte ich die grünen Augen wilder Bestien zu sehen, und bis der dämmernde Tag die Gespenster verscheuchte, hatte ich mir hoch und heilig vorgenommen, nie wieder nächtlicherweile im Gran Chaco über Land zu gehen.

Als ich im Morgengrauen, noch unruhig und aufgeregert von den Erlebnissen der Nacht, auf der nächsten Station ankam, traf ich eine Gesellschaft Gringos, die an ihrem Campfeuer zwischen den Bahngleisen einen Hühnerbraten schmorten. Die Kerle sahen ziemlich heruntergekommen aus, aber mein gringohungriges Auge begrüßte sie wie alte Freunde. Der eine war ein junger dänischer Maschinist, der erst vor kurzem von einem Schiff in Rosario weggelaufen war, der andere, ein abenteuerlich

dreinschauender Spanier, mit einem Spitzbart wie Don Quixote; der dritte im Bunde ein alter holländischer Kunde, ein richtiger Speckjäger, der wohl nicht erst seit gestern in Argentinien auf der Fahrt war, denn er war stark »verhiesigt« und saugte seinen Mate aus der Bombilla wie ein echter Argentinier.

›Böse Gesellschaften verderben gute Sitten‹. Dies muss ich zu meiner Entschuldigung vorausschicken, ehe ich als gewissenhafter Chronist auch von dem nachfolgenden Abenteuer erzähle, selbst auf die Gefahr hin, den Makel eines entsprungenen Sträflings auf mich zu laden.

Mit einem Güterzug setzten wir selbviert die Reise nach Tucuman fort. Wir hatten einen wunderschönen Packwagen ausfindig gemacht, der bis zur halben Höhe mit sauberen Kisten gefüllt war, über denen eine Lage von wunderbar weichem Holzstroh lag. Wir machten es uns bequem für eine lange Reise. Auf dem Stroh breiteten wir die Ponchos aus. Der Holländer holte ein Paket schmieriger Karten hervor, mit denen wir uns beim Scheine einer trüben, flackrigen Kerze in eine Partie Sechsendsechzig vertieften. Darüber vergaßen wir alle Vorsichtsmaßregeln und fielen schon an der nächsten Station dem Aufsichtspersonal in die Hände.

Der Stationsvorsteher zitterte vor Wut, als wir ihm vorgeführt wurden. Was uns denn einfiel, die Plombe eines versiegelten Wagens zu erbrechen? Ob wir denn nicht wüssten, dass hierauf eine Strafe von einem halben Jahr Gefängnis stünde? Und gar

noch an diesem Wagen! *Madre dios!* Wissen Sie denn, was in diesen Kisten drin ist? Sprengstoffe!! Und da machen sich die Gringos noch mit einer Kerze im Holzstroh zu schaffen! Nein, das konnte man sich doch nicht gefallen lassen, dass jeder hergelaufene Vagabund einen ganzen Eisenbahnzug mit dem gesamten Personal in die Luft sprengte! Hier musste einmal kräftig vorgegangen werden. Mit dem nächsten fälligen Personenzug sollten wir zurückbefördert werden nach Santa Fe, wo dann der Staatsanwalt den Fall in die Hand nehmen würde.

Da standen wir nun auf dem menschenleeren Bahnsteig und warteten auf den Zug, der uns in unser Unglück führen sollte. Ins Gefängnis! Der Spanier verfluchte alle Heiligen im Kalender; die Augen des Dänen sprühten Gift und Galle, der Holländer fasste sich an seinen wirren Haarschopf, und auch mir war gar nicht geheuer zumute. Im Grunde genommen war ich ja ganz unschuldig an der Sache. Ich hatte keine Ahnung davon, dass der Wagen vorher versiegelt war, und dass der Spanier, dieser Teufelskerl, die Bleiplombe abgerissen hatte. Aber würde man mir glauben, wenn ich das alles erzählte? Würden solche Ausreden meinen Fall nicht noch verschlimmern? ›Mitgegangen, mitfangen usw.<

Es war eine schwüle, gewitterdrohende Nacht. Der Himmel hing voll düsterer Wolken. Über dem Buschwald grollten leise die Donner, und es wetterleuchtete in der Ferne.



»Ah,« dachte ich mir, »wenn das Gewitter nur näher käme! Dann hätten wir am Ende noch eine Aussicht!«

Wer die fahrplanmäßige Ankunftszeit des Zuges war schon verstrichen, ohne dass das Gewitter näher gekommen wäre. Die Fahrgäste drängten sich auf dem Bahnsteig. Einer von ihnen machte sich an den Vigilante, der uns bewachen sollte.

»*Que tal, amigo!*« sagte er, indem er ihm freundschaftlich auf die Schulter klopfte, »die Nacht ist kalt. Trinken wir eine Caña.«

»Siehst du nicht, dass ich Dienst habe?« antwortete der Vigilante.

»*Eh bueno!*« meinte der andere, indem er den Widerstrebenden mit sich fortzog, »das hindert dich doch nicht daran, ein Gläschen Caña zu trinken mit einem guten Freunde. Im Gegenteil! Wenn du erst deinen Magen wieder aufgewärmt hast, dann wirst du nachher umso mehr auf dem Posten sein.«

Das schien dem Vigilante einzuleuchten. Immer noch zögernd folgte er seinem Verführer. Im Fortgehen warf er uns noch einen prüfenden Blick zu.

»Bleiben Sie hier stehen, Caballeros,« sagte er mit ängstlicher Miene, »ich bin gleich wieder zurück.«

Wer aber vorerst nicht wieder zurückkam, das war der Vigilante. Aus der einen Caña wurden mehrere, und noch immer war von den Zechern nichts zu sehen, als schon der Zug herangebraust war und die sonore Stimme des Zugführers über den Bahnsteig hallte: »*Señores pasajeros, al tren!*« Während

nun die Fahrgäste mit ihren Bündeln umherliefen, machten wir uns die allgemeine Verwirrung zunutze, um mit französischem Abschied zu verschwinden. Um nicht aufzufallen, gingen wir zuerst ganz langsam und bedächtig zu Werk, aber sobald uns draußen das Dunkel umfing, nahmen wir die Beine unter die Arme. Nie wieder in meinem Leben bin ich so gerannt wie damals! In der Dunkelheit tappte ich bis über die Knie in einen schlammigen Wassergraben, dann zerriss ich den Rockärmel an einem Stacheldrahtzaun, dann stolperte ich über meine eigenen Beine, aber ich schaute nicht links und nicht rechts. Fort, nur immer fort! An einem tiefen Graben an einer sandigen Straße fanden wir uns alle wieder und warteten in atemloser Spannung auf die weitere Entwicklung der Dinge.

Man musste drüben unsere Flucht bereits entdeckt haben, denn der Nachtwind trug ein gewaltiges Geschrei zu uns herüber. Ein Reiter kam in vollem Lauf die Straße einhergesprengt. Der Hufschlag seines Pferdes spritzte mir den Sand ins Gesicht, aber ich rührte mich nicht. Eine ganze Weile lagen wir regungslos und wagten kaum zu atmen. Wie lang, wie endlos lang waren diese Minuten! Wollte dieser verwünschte Zug denn niemals abfahren? – Ah, endlich fing es dort drüben an zu puffen und fauchen. Man hörte das Knarren der Achsen und das Rollen der Räder, das mir schöner klang als die schönste Musik. Und als gar die Lokomotive weit drinnen im Buschwald noch einmal laut aufheulte, da konnte ich das Lachen nicht verbeißen, denn mir

war, als ärgerte sie sich über die entgangene Beute.

Die augenblickliche Gefahr war vorüber, aber was nun? Von einem Verweilen am Orte war keine Rede, und zu Fuß irgendwo anders hingehen konnten wir auch nicht, weil man uns Schwerverbrechern inzwischen gewiss schon alle Vigilanten der weiten Umgebung auf den Hals gehetzt hatte. Es gab nur eine einzige Rettung aus der peinlichen Lage, das war der vor der Station auf einem Seitengleis liegende Frachtzug, der nur auf das Vorbeifahren des Personenzugs wartete, um seine Reise nach Westen fortzusetzen. Den mussten wir »machen«, wenn wir von hier fortkommen wollten. Da wir uns nicht mehr zurück nach der Station trauten, beschlossen wir, dem Zug auf offener Strecke aufzupassen und ihn dort »im Fahren« zu erwischen. Die geeignetste Stelle hierfür schien eine kleine Bodenwelle, nicht weit hinter der Station, wo der Zug, der ohnehin noch nicht die volle Geschwindigkeit hatte, seine Fahrt noch mehr verlangsamten musste, – Dorthin rannten wir, so schnell uns die Beine trugen.

Als wir atemlos an der bezeichneten Stelle angelangt waren, kam der Zug schon herangebraust. Der Boden zitterte unter dem Stampfen der Lokomotive. Die stählernen Schienen leuchteten hart und kalt im Lichte des Scheinwerfers. – Nur nicht ängstlich! – Schon war es über uns, das wilde Heer. Der Spanier stürzte unbedenklich auf einen der Wagen. Einen Augenblick sah es aus, als ob ihn die Räder zermalmen würden, aber schon saß er oben auf ei-

nem Flachwagen.

Der Mann hatte mehr Glück, als er verdiente. Noch nie hatte ich jemand auf so unwissenschaftliche Weise einen fahrenden Güterzug erklettern sehen. Ich, der ich in Nordamerika schon so manchen fahrenden Zug erwischt hatte, wollte vorschriftsmäßig zu Werke gehen. Nachdem ich erst eine Strecke in vollem Lauf neben dem fahrenden Zug hergerannt war, erfasste ich einen der Streben eines Flachwagens. – Eine Weile zog mich der Zug mit sich fort, dann war es, als ob mir jemand mit einem Hammer gegen die Stirn schlug, und ich rollte kopfüber den Bahndamm hinunter – der vermaledeite Zug hatte doch mehr Fahrt, als ich angenommen hatte! Aber er musste gemacht werden! Noch einmal stürzte ich auf den Bahndamm und erfasste blindlings den ersten besten Streben, den ich erwischen konnte. Wieder wurde ich von dem nun schon fast in voller Fahrt befindlichen Zug mit fortgerissen, dann erfasste mich der Schwung, den die Fahrt des Wagens verursachte, und schleuderte mich wie ein Häuflein Elend auf einen Flachwagen.

Inzwischen war auch das Gewitter losgebrochen, das schon während der ganzen Nacht gedroht hatte. Ein Hexensabbath von Blitz und Donner. Wie eine Furie kam der Wind herangefegt, und die dicken Regentropfen, die in wagerechten Strichen vorübersausten, fuhren mir klatschend ins Gesicht. Ein kalter Hauch durchschauerte meine nassen Kleider, aber ich achtete es nicht. Denn in mir brannte ein Feuer von loderndem Hass und von wil-

dem Triumph. Ja, nun war es mir ganz recht, dass der Spanier die Plombe erbrochen, und dass der alte Speckjäger die Kerze auf den Explosionskisten angezündet hatte. – Was wollt ihr denn eigentlich von uns, ihr Narren? Ihr glaubt wohl, ihr seid schlau und gerissen? Wer ihr seid noch lange nicht gerissen genug für unsereinen. Da müsst ihr früher aufstehen, wenn ihr einen Gringo fangen wollt! – Ihr – Ihr Dummköpfe. –

Da ich neugierig war, was wohl aus den anderen geworden wäre, kletterte ich während der Fahrt von einem Wagen zum anderen, aber ich fand nur den Spanier und den Dänen. Der Holländer hatte wohl den Anschluss verpasst. Mochte er sehen, wie er weiter kam.

Wir fuhren den ganzen Rest der Nacht, ohne dass uns jemand störte, und als die Sonne aufging, lag der Gran Chaco bereits hinter uns. An Stelle des Urwalds trat niedriges' Gestrüpp, aus dem vereinzelte schlanke Palmen aufragten, deren Fächerblätter sich rote schwarze Schattenbilder von dem dunklen Blau des tropischen Himmels abhoben. Eine Schar grüner Papageien zog kreischend vorüber. Dann kamen Felder von blühenden Kakteen und wogende Grasflächen, auf denen sich halbwilde Pferde tummelten. Gegen Westen breitete sich eine Landschaft, die uns allen, die wir so lange in der staubigen Pampa und in den stickigen Wäldern gehaust hatten, wie ein richtiges Paradies erschien. Ein welliges Hügel land, über das sich die Zuckerrohrfelder wie ein leuchtender, hellgrüner Teppich breiteten.

In der Ferne blaue Berge und in der Höhe ein tropischer Himmel mit weißen Wolken, die die frische Brise vor sich herjagte. Da und dort stand ein kleines Häuschen ganz geduckt hinter schattigen Büschen, aus deren dunklem Grün die goldgelben Apfelsinen leuchteten. In der Ferne erhoben sich die Gebäude einer Zuckerfabrik, die den Gedanken nahelegten, sich dort nach einem Verdienst umzusehen. Der Spanier, dem ich einen dahingehenden Vorschlag machte, fragte mich beleidigt, für was ich ihn denn eigentlich einschätzte. Etwa gar für einen ganz gewöhnlichen Arbeitsmann? Das Arbeiten sei durchaus nicht seine starke Seite. Drunten in Buenos Aires, wo es fette Löhne gab, habe er sich nicht darum Bemüht, und so werde er auch hier nicht damit anfangen, wo ein Peon bloß anderthalb Pesos für den Tag verdient. Lumpige anderthalb Pesos!

So ließen wir denn auch diesen Reisegefährten zurück, und wir beide – der Däne und ich – wanderten allein auf dem Anschlussgleise der Fabrik entgegen. Links und rechts der Linie zogen sich die sorgsam angebauten, von zahlreichen Bewässerungskanälen durchzogenen Zuckerrohrfelder hin, in denen eben die Arbeiter dabei waren, mit langen Machetemesseern das reife Rohr abzuschneiden. Unter den breiten, schilfigen Blättern, wo die dicken, bambusartigen, wohl drei Meter hohen Stengel dicht nebeneinander standen, sah es aus wie in der Dschungel eines Miniaturwaldes. Stets wieder musste man staunen über die Fruchtbarkeit des Bodens, der in der kurzen Zeit von wenigen Monaten solchen Pflan-

zenwuchs hervorzuzaubern vermochte. Immer größer wuchs die Fabrik aus dem Boden. Zwischen langgestreckten Arbeiterbaracken türmten sich graue Fabrikgebäude mit ragenden Schornsteinen, die dicke Rauchwolken in den blauen Himmel sandten. Über rußige Fabrikhöfe, in denen in langen Reihen die mit dem frisch geschnittenen Zuckerrohr gefüllten Wagen der Feldbahn standen, kam man vorbei an lärmenden Werkstätten, in denen die Hämmer klirrten und die Schmiedefeuer brannten, und an elektrischen Licht- und Kraftanlagen, die mit ihren weiten, sauber getäfelten Hallen, mit den blinkenden Stahlkolben, den sausenden Treibriemen und den zitternden Dynamomaschinen auch in einem großen Werk im Industriegebiet von Rheinland-Westfalen eine gute Figur gemacht hätten. Vor einem hohen, düsteren Gebäude stauten sich die Wagen der Feldbahn und schütteten der Reihe nach ihren Inhalt in einen Elevator, der das frisch geschnittene Zuckerrohr während der ganzen Zeit ohne Unterlass bei Tag und Nacht in immer gleichem breitem Strom den gefräßigen Rädern und Mühlsteinen der Fabrik zuführte. An einer anderen Stelle floss in einer Rinne der weiße Saft des ausgepressten Zuckerrohrs wie ein lustiger Bach vorüber. Hinter den Fabrikgebäuden breitete sich ein Teich von faulem, stinkendem Sirup, über dem unzählige dicke Fliegen summten.

Als wir eben vor dem Bürogebäude vorübergingen, kam gerade der Besitzer des Anwesens aus der Tür, umgeben von einem ganzen Generalstab von

Engländern in Reithosen und Ledergamaschen. Er war selber ein reicher Engländer mit einem Gesicht wie der leibhaftige John Bull.<sup>1</sup>

»Englishmen?« fragte er uns misstrauisch.

Und ich sagte darauf – nun ja, in der Not frisst der Teufel Fliegen –, ich sagte ihm, dass ich in der Gegend von Liverpool zu Hause wäre, und der Däne, der lange in Nordamerika gewesen war, gab sich als Yankee aus. Das verschaffte uns gleich einen Stein im Brett. »Da werden wir wohl sehen müssen, was wir für Sie tun können,« sagte der Engländer sichtlich befriedigt, »was können Sie denn arbeiten?«

»Nicht viel,« antwortete ich etwas unvorsichtig, aber wahrheitsgemäß.

»Allright!« meinte der andere. »Das macht nichts. Im Gegenteil! Mir sind die Leute, die nicht viel können, immer lieber wie die anderen, die immer alles wissen.«

Dann übergab er uns einem jungen Argentinier, der uns nach einer Art Dampfsäge- und Hammerkombination führte, wo das Brennholz für die Feldbahn geschnitten wurde.

»So,« sagte der junge Mann, »da könnt ihr nun eure Kunst versuchen. Die Geschichte ist schon ein bisschen alt und wackelig. Ihr müsst eben zusehen, wie ihr damit fertig werdet. Wenn die Sache eines Tages in die Luft fliegt, ist's kein großer Schade. Die Hauptsache ist, dass Kleinholz herauskommt.«

Soundsoviel wollte man uns bezahlen für den



Raummeter.

So waren wir also plötzlich zu Kontraktoren geworden. Wir, die wir noch eben gewöhnliche Vagabunden – nein, was sage ich – Flüchtlinge vor den Vigilanten des Gran Chaco gewesen, waren mit einem Kopfsprung sondergleichen in die Klasse der Unternehmer eingerückt. Der Däne, als gelernter Maschinist, übernahm die Behandlung der Dampfmaschine, während ich, der ich Spanisch konnte, die Aufsicht über die zweihundert bis dreihundert Indianer führte, die das Holz herbeischafften. Mit der Energie der neuen Besen nahmen wir uns der Sache an. Die »*hombres*« bekamen manches »*carajo*« von mir zu hören. Die Dampfsäge surrte unermüdlich, und wir bekamen Geld auf Vorschuss, so viel wir wollten.

Und wir lebten wieder menschlich. Zu Mittag speisten wir in der Hütte eines Majordomo, die etwas abseits ganz versteckt unter wehenden Palmen und breitblättrigen Bananenstauden lag. Donna Elvira, die Herrin des Hauses, machte sich eine Ehre daraus, den Gringos den Asado und den Puchero aufzutischen, und wenn die duftenden Bratengerüche zu der niedrigen Bastfaserdecke ausstiegen, da erhob der grüne Papagei, der dort auf der Stange saß, jedes Mal seine krächzende Stimme zu energischem Einspruch: »*Y pa loro? Y pa loro?*« (Und für den Papagei?)

Seit undenklich langer Zeit hatte ich auch einmal wieder ein Dach über dem Kopf, wenn es auch nur das lecke Wellblechdach über der kahlen Bara-

cke war, die wir zusammen mit noch zwei anderen Gringos bewohnten.

Der eine dieser beiden war ein ehemaliger Seemann; ein biederer, derber Mensch, der uns abends gern von seinen seemännischen »Schanties« vorsang.

Nach einiger Zeit wurde er jedoch immer einsilbiger. Mürrisch und verdrießlich ging er umher und redete stundenlang kein Wort, bis er mich eines Tages ganz unvermittelt ins Gebet nahm.

»Kannst du Spanisch schreiben?« fragte er mit einem Gesicht voll ängstlicher Spannung.

»Ja,« antwortete ich.

»Kannst du es aber auch wirklich gut, sodass du einen ordentlichen Kohl machen kannst von allerlei schönen Dingen; von Freundschaft, von Treue – nun ja – und von Liebe?«

»Ich kann's ja mal versuchen.«

Der Engländer atmete erleichtert auf.

»Schön,« sagte er, »das ist fein. Da kannst du mir gleich einmal einen Brief schreiben. So einen recht süßen, verzuckerten, womit man Eindruck machen kann bei den Frauenzimmern. Ich habe nämlich ein Mädchen in Tucuman. Sie ist zwar eine »Hiesige«, aber sie ist ganz anders wie das, was sich sonst hierzulande herumtreibt. Wenn du sie kennen würdest, müsstest du es selber sagen. Sie hat einen Mund wie eine Pfingstrose, eine Nase wie ein Gott und Augen so schwarz wie chinesische Tusche. Und dazu schwarze Haare und eine seidene Mantilla, und Füße – Füße sage ich dir – die reinsten Puppen-

füße! – Aber Englisch kann sie nicht. Das ist eben das Verdamnte! Und ich kann meine Zunge nicht nach dem verfluchten Kastilianisch drehen. Nein, das kann ich nicht. Das kann man von mir nicht verlangen. Dazu bin ich zu sehr Englischman. – Wenn du ihr also einen recht netten Brief schreiben willst: dass ich sie noch nicht vergessen habe; dass ich täglich an sie denke; dass ich schon ganz gut Kastilianisch könnte – du weißt ja schon.« –

So nahm ich denn meine ganze Weisheit zusammen und schrieb einen Brief in farbenreichstem Kastillano. Mein Auftraggeber schien sehr befriedigt, als ich ihm das Epos vorlas. »*Allright, very fine!*« sagte er mehrmals. »Aber dass ich fünf Pesos im Tag bei freier Verpflegung verdiene, hättest du auch noch dazu schreiben können.«

»Aber, Menschenskind, das steht doch alles drin! Hast du denn nicht gehört? ›Mit Geld und Gut, o du Sonne meines Lebens, bin ich reich gesegnet.‹ Was soll das denn anders heißen?«

Das beruhigte den liebenswürdigen Seemann. Seelenvergnügt trug er den Brief zur Post, und fortan konnte er wieder Garne spinnen und Schanties singen wie zuvor.

Außer diesem Gemütsmenschen wohnte; wie gesagt, noch ein anderer Gringo mit uns in der Baracke. Es war der Chef der Feldbahn; ein Elsässer, und zwar einer von der gewissen Sorte. Er schien sehr erfreut, als er hörte, dass ich auch ein Wackes sei.

»So, so,« sagte er, »da hast du also den Schwobe den Laufpass gegeben? *A la bonne heure!* Du bist

nicht der einzige! Wie ich aus der Schul gekommen bin, da hab' ich gleich hinüber gemacht ins Frankreich – uff Baris! Jetzt kann ich nimmer zurück, weil sie mich sonst auf meine alten Tage noch zum Kommiss stecken. – Aber nur Geduld! Es kommt noch anders! Es ist heute nimmer wie Anno Siebzig, wo die Preußen den Bazaine bezahlt haben, damit er die armen Piou-Pious in die Falle lockt. Heut hat's Generäle in Frankreich, die schon im Afrik, im Marok, im Tonking und in Madagaskar ihre Haut zu Markt getragen haben. Und dazu Soldaten voll Esprit und Elan. Un die ›soixante quinze‹ und Aeroplane – *oiseaux de France!* – die wer'ns denn Herrgottssakran- und edie schon bibringe!«

»Aber die Deutschen! – Weißt du, wie es in dem spanischen Sprichwort heißt? ›*La tierra está cansada de la mentira!*‹ Die Erde ist müde der Lüge! Und gerade so eine Lüge ist das Deutsche Reich. Ein großer Wasserkopf, ein Bluff, ein Popanz, mit dem man heute nur noch die kleinen Kinder schrecken kann. Mit was wollen die sich rühmen? Ihre Soldaten sind alle Sozialdemokraten, ihre Offiziere Hauptleute von Köpenick und ihre Staatsmänner verknöcherte Talmibismarcke. Und sind es nicht ihre eigenen Reichstagsabgeordneten, die es täglich in die Welt hinausschreien, dass das Volk unter dem Militarismus und der Säbelherrschaft schmachtet, und dass die Polen, die Dänen, die Welfen, die Elsässer die Zeit nicht erwarten können, wo sie mit einer lustigen Revolution die Pickelhauben zum Lande hinauswerfen können? – Nein, mein Lieber, ich

möchte nicht in des Kaisers Schuhen stecken! Es ist schon alles fertig fürs große Schlachtfest. Ehe ein paar Jahre vergehen, werden die Franzosen, die Russen, die Engländer und die Italiener, und dazu noch ein halbes Dutzend anderer Völker wie eine Wetterwolke über ihn herfallen, und dann – dann –«

Damals glaubte ich ihm nicht; aber heute –

★

Unmerklich waren zwei Monate seit unserer Ankunft auf der Zuckerplantage vergangen, und wären wir gute Geschäftsleute gewesen, so hätten wir inzwischen wohl schon ein kleines Vermögen angesammelt. Aber es ist eben nicht jeder ein guter Geschäftsmann, geschweige denn ein organisatorisches Genie. Ein solches aber gehörte zur sachgemäßen Ausführung dieses Holzhack- und Sägevertrags. Alle Augenblicke gab es Betriebsstörungen. Bald türmten sich die Baumstämme zu Haufen vor der Maschine, sodass man kaum mehr die Ellenbogen frei hatte zur Arbeit, bald musste das gefräßige Ungetüm nur kümmerlich von der Hand in den Mund leben. Dann war wieder einmal ein Treibriemen geplatzt oder ein Lager heiß gelaufen. Oder es gab kein Schmieröl. Oder die Maschine verweigerte den Dienst aus allgemeinen Gründen. Dazu kam, dass das Holz, das wir zu verarbeiten hatten, lauter Quebrachoholz war. Schon der Name dieser Holzart ist vielversprechend. Er ist zusammengesetzt aus den Worten *quiebra* = brich und *hacho* = Axt. Also Axtbrecher. Und dieser Name ist nicht gestohlen. Das Holz ist hart wie Eisen, und wenn die

Dampfsäge ihren Weg durch solchen Quebrachostamm bahnt, so hört es sich an, als ob sie daran wäre, einen Granitblock zu durchbeißen. Das verursachte eine starke Abnutzung des Materials und nicht zuletzt einen fortwährenden Zeitverlust.

Aber schlimmer als die Härte des Holzes und die Launen der Maschine war die geradezu geniale Zuchtlosigkeit der Arbeiter, die wir beschäftigen mussten. Es waren Wilde. Richtige wilde Indianer, von denen man sonst nur in den Büchern lesen kann. Irgendwo im innersten Gran Chaco waren sie zu Hause und verdingten sich während der Arbeitsmonate auf den Zuckerplantagen. Viele trugen nur einen rauen, hausgewebten Poncho zur Bedeckung ihrer Blöße, und nicht wenige unter ihnen waren überhaupt nur in ein strahlendes Lächeln gekleidet. Der Alkohol war die große Leidenschaft dieser Naturkinder, und die Verwaltung der Fabrik war rührend darum bemüht, den Wünschen ihrer Arbeiter in dieser Richtung entgegen zu kommen. In einem der Fabrikgebäude befand sich eine Destillation, in der sie aus Melasse einen hochprozentigen Alkohol herstellten, der dann mit Quebrachoextrakt gefärbt und in diesem Zustand als Rotwein verzapft wurde. So gewiss war es, dass durch dieses Mittel die gesamten Löhne wieder in die Kasse der Kompagnie zurückfließen würden, dass man diese gleich in Fabrikmarken, den sogenannten »Fichas«, auszahlte. Für diese »Fichas« konnte man in der »Pulperia«, dem Kaufladen der Fabrik, nach Herzenslust einkaufen: Kleider, Schuhe, Esswaren, vor allem aber »Rot-

wein«. Jeden Sonntag drängten sich die Indianer vor dem Laden, um die sauer verdienten Fichas in das Giftgemisch umzusetzen. Zu Dutzenden lagen sie auf dem Hof umher in sinnlos betäubtem Zustand; auf den Geleisen der Feldbahn; zwischen den Rädern der gefährlichsten Maschinen. Kein Mensch beachtete sie. Kein Mensch kümmerte sich darum, was aus ihnen würde.

Vor noch nicht langer Zeit habe ich zufällig in die finanzielle Beilage der »Times« gesehen und dabei in der Rubrik »Company results« auch den Abschluss von »Leach Argentine Estates«, Zuckerplantagen der Provinz Tucuman, entdeckt. Es gab eine fette Dividende, und dazu Abschreibungen, Reserven, Genussscheine, Vorzugsaktien und all die anderen schönen Dinge, die die Freude der Geschäftsteilhaber sind. Der Sprecher der Aktionäre bedankte sich in einer Ansprache für die tüchtige Geschäftsführung, und ich – neidisch und missgünstig, wie ich nun einmal bin – ich musste über dem Lesen an die vielen einbeinigen und einarmigen Indianer denken und an die anderen, die im Alkoholrausch unter den Rädern der Feldbahn zermalmt wurden.

Dass es nach solchen Orgien mit der Arbeitslust der Indianer zuweilen böse aussah, versteht sich von selbst. Montags war meist nur die Hälfte der Leute zur Stelle, und bei manchen wurde es Mittwoch, ehe sie ihren Rausch ausgeschlafen hatten. Aber auch in nüchternem Zustand leisteten sie das Menschenmögliche an Störrigkeit und an Müdigkeit. Sobald man den Rücken wendete, ließen sie

die Arbeit liegen und widmeten sich dem beschaulichen Geschäft des Zuckerrohrkauens. Sie betrachteten es als eine Art persönlicher Beleidigung, wenn man ihnen zumutete, zu arbeiten, ohne dass man jede ihrer Bewegungen im Auge hatte. Da die Natur des Unternehmens es aber mit sich brachte, dass man die Leute zu gleicher Zeit auf verschiedenen entlegenen Plätzen beschäftigen musste, kam ich mir stets vor wie der Herr, der den Jockel nach dem Pudel ausgeschickt hatte.

Das verleidete mir die Freude an der Arbeit. Längst schon war ich überdrüssig dieses mühsamen, eintönigen Lebens. Die Reiselust rumorte wieder in dem unruhigen Kopfe. Meine Gedanken waren schon in Bolivien und Chile und auf dem weiten Ozean. Oftmals, wenn die Dampfmaschine wieder ihre Launen hatte, dachte ich im stillen bei mir: »Ach, wenn sie doch in die Luft flöge! Dann hättest du wenigstens vor dir selber eine Entschuldigung für deine abenteuerlichen Reisepläne.« Und eines Tages ging der fromme Wunsch auf eine glorreiche Weise in Erfüllung. Irgendeine Schraube hatte sich gelöst oder ein Lager war zerbrochen und hatte dem gebrechlichen Ungeheuer den Rest gegeben. Im Nu war die ganze Umgebung in eine Wolke von zischendem Dampf gehüllt. Der Schuppen zitterte wie in einem Erdbeben. Der Treibriemen platzte mit kanonenschussartigem Getöse. Das große, gusseiserne Schwungrad, das sich gerade über meinem Kopf befand, brach entzwei. Kleine Eisenstücke durchschlugen das dünne Wellblechdach, als ob sie



Schrapnellkugeln wären. Eines dieser Wurfgeschosse traf mich so unglücklich am Bein, dass ich vierzehn Tage lang das Bett hüten musste. Das war natürlich das Ende meiner kurzlebigen Unternehmerlaufbahn.

Sobald ich wieder einigermaßen hergestellt war, ließ ich mir einen Scheck über mein bisschen Guthaben ausstellen und machte mich auf die Weiterreise. Der Däne warf an dem Tage ebenfalls die Arbeit hin, und wir beide wanderten seelenvergnügt in den hellen Tag hinein.

Es war noch früh am Tage, und die weißen Nebel lagen noch auf den Wasserrinnen. An den wogenden Halmen der Zuckerrohrfelder hingen unzählige Tautropfen, und in jedem Tautropfen spiegelte sich die Sonne. Mir war, als ob die Sonne noch nie so schön und der Himmel noch nie so blau gewesen wären wie heute. Die staubige Straße führte vorbei an sauberen Häusern und weißen Lattenzäunen, hinter denen bissige Hunde knurrten. Dann kamen Gärten und Höfe mit knorrigen, breitästigen Feigenbäumen, mit hellgrünen Bananenstauden und wohlgepflegten Orangenbüschen, aus deren dunklem Laub die goldgelben Früchte wie von den Weihnachtsbäumen herunterschauten. Dann kam ein Hain von staubigen, langweiligen Eukalyptusbäumen. Etwas abseits vom Wege lärmte eine Sägemühle in den Tag hinein. Dann standen auf einmal in der Ferne gegen den dunkelblauen Tropenhimmel die Häuser und Türme von Tucuman.

- 
1. John Bull ist eine nationale Personifikation des Königreichs Großbritannien. John Bull wird normalerweise als untersetzter Mann in Frack, Kniebundhosen und einer Union-Jack-Weste dargestellt. John Bull wurde zur Zeit des Ersten Weltkrieges auf deutscher Seite gerne als Karikatur des Gegners England verwendet. <<<

## Mañana!

ALLERLEI BEHERZIGENSWERTE WEISUNGEN VON EINEM  
GEBRANNTEN KIND, BAT DAS FEUER SCHEUT. – DER  
UNEINGELÖSTE SCHECK. – VENGA MAÑANA. – DIE  
HÖLLENQUALEN, DIE DANTE VERGESSEN. – DIE  
VERHÄNGNISVOLLE FIESTA. – UNGASTLICHE GASTWIRTE.  
– DIE WOHLTÄTIGKEITSGESELLSCHAFT ALS  
RETTUNGSANKER. – »MACHEN SIE, DASS SIE  
HINAUSKOMMEN!« – ANARCHISTISCHE IDEEN. –  
NÄCHTLICHE KLÄNGE. – RÜHRSELIGE STIMMUNG. –  
SCHON WIEDER FIESTA! – ENDLICH ERREICHT. – »SO  
VIEL LÄRM UM EIN PAAR PESOS.« – AUF DEM KORSO. –  
VON VORNEHMEN LEUTEN UND SOLCHEN, DIE ES  
WERDEN WOLLEN. – AUF NACH BOLIVIEN!

Wanderer, kommst du nach Südamerika, so  
schaffe dir zuerst und vor allem einen Kalender an,  
in dem die Heiligen fein säuberlich verzeichnet  
sind, und zwar nicht nur die kanonischen und apos-  
tolischen, sondern auch die anderen, die gewöhn-  
lich nicht in den Kalendern stehen. So vor allem die  
argentinischen Nationalheiligen mitsamt ihren Ge-  
burts- und Namenstagen. Denn wisse: jeder Heilige  
beansprucht seinen Feiertag – seine Fiesta. Einige  
sind mit einer »*media fiesta*« zufrieden, bei anderen  
sind zur Feier des Tages nur die Banken und die  
Postbüros geschlossen, aber die meisten tun es  
nicht unter einem vollen Ruhetag. Daneben gibt es  
aber noch allerlei Erinnerungsfeste, Blumenfeste

usw., deren Datum man sich merken muss, um sich vor Schaden zu bewahren.

Und weil ich doch dabei bin, dir weise Warnungen zu erteilen, so will ich gleich noch eine andere beifügen: Es gibt eine spanische Vokabel, die heißt »*mañana*«. In der Schule habe ich gelernt, dass das Wort mit »morgen« zu übersetzen ist, aber seitdem ich in Südamerika gewesen bin, habe ich gemerkt, dass es nicht »morgen«, sondern »übermorgen« heißen muss. Oder »nächste Woche« oder »nächsten Monat«. Und wenn einer gar noch das Wörtlein »*quien sabe?*« dahintersetzt, so weißt du, dass die Regelung der Angelegenheit, die du auf dem Herzen hast, einstweilen auf die »griechischen Kalenden« verschoben ist.

Diese Bemerkungen musste ich vorausschicken zum besseren Verständnis der Ereignisse, von denen ich nunmehr berichten will.

Am Schluss des letzten Kapitels habe ich davon erzählt, wie wir beide mit fröhlichem Mut und je einem Scheck von etwa hundertzwanzig Pesos der in der blauen Ferne auftauchenden Stadt Tucuman entgegenwanderten. Der Däne, der ein Genießer war wie alle seine Landsleute, schwärmte während des ganzen Weges von dem gebratenen Huhn, das er sich leisten würde und von dem Lagerbier, das er dazu trinken werde. Ich aber war bereits Südamerikaner genug, um zu wissen, dass ein Scheck noch lange kein bares Geld ist. Zudem war es Samstag, und die südamerikanischen Bankbeamten halten ihr »*week end*« genau so heilig wie ihre englischen Kol-

legen. Punkt halb zwölf Uhr vormittags wird der Schalter geschlossen, und wer dann noch einen Scheck einzulösen hat, der muss sich schon bis Montag gedulden. Ich drängte daher zur Eile und erreichte es auch wirklich, dass wir noch rechtzeitig ankamen. Es war gerade zehn Minuten vor halb zwölf. Ein Stein fiel mir vom Herzen, als ich in das Büro trat, wo die eleganten Herren in Hemdsärmeln sich nachlässig gegen die Pulte lehnten und dem bläulichen Rauch der Zigaretten nachschauten. Sie schienen sich köstlich zu amüsieren über einige Schnurren, die ein dicker, glattrasierter Herr zum besten gab.

Der Beamte, dem ich den Scheck übergab, machte eine ungeduldige Bewegung.

»Aber Amigo,« sagte er mit einem Seufzer, »Sie sehen doch, dass wir im Augenblick alle Hände voll zu tun haben! Tun Sie uns den Gefallen, und kommen Sie in einer Viertelstunde wieder.«

Wir trieben uns eine Weile auf der Plaza umher, aber als wir pünktlich zurückkamen, war das Büro wie ausgestorben. Nur ein alter Hausdiener machte sich mit einem Besen und einem Staublappen zu schaffen und stellte die Stühle auf den Tisch.

»Die Herren sind schon fortgegangen!« rief er uns beim Eintreten zu.

»Und wann werden sie wohl wiederkommen?«

»Montag früh, etwa um neun Uhr – *quien sabe?*« Da machten wir beide lange Gesichter. Unsere ganze Barschaft bestand nämlich nur noch aus drei Pesos, womit wir über Sonntag haushalten muss-

ten. Aber was war da zu machen? Man musste sich eben einrichten. Wir nährten uns kümmerlich von Empanadas<sup>1</sup> und Wassermelonen und schliefen in der übelsten, aber billigsten Fonda von ganz Tucuman. Tagsüber trieben wir uns ziellos in den Straßen der Stadt umher.

Ah, dieses müßige, hungrige Umherwandern zwischen den glitzernden, lockenden Schaufenstern, mit einem uneingelösten Scheck in der Tasche, das ist eine der Höllenqualen, die Dante vergessen hat!

Der kommende Montag sah uns Punkt neun Uhr vor dem Bankgebäude. Wir waren anscheinend noch zu früh gekommen, denn die Tür war fest verschlossen, die Rolläden an den Fenstern waren heruntergelassen und eine verschlafene Atmosphäre der Sonntagsruhe lag in der stillen Gasse. Wir hatten noch nicht die erste Verblüffung überwunden, als unser Bekannter vom letzten Samstag, der Hausknecht, in der Tür erschien. Er war sonntäglich gekleidet, mit funkelnden Ringen an den dicken, verarbeiteten Fingern und einem hinreißend schönen Panamahut. Nein, sagte er, heute kämen die Cabaleros nicht. Heute sei doch Fiesta.

»Sie haben aber doch selbst gesagt, dass wir heute herkommen sollten.«

»Aber, *hombre* – heut ist doch Fiesta!«

»Der Teufel hole eure Fiestas, wenn sie zu nichts gut sind, als um die Gringos um ihre sauer verdienten Pesos zu bringen!«

Aber der andere hatte gar nicht die Absicht, sich

durch meine Reden seine abgeklärte Sonntagsstimmung verderben zu lassen. Je wütender ich wurde, desto mehr wappnete er sich mit engelartiger Geduld.

»Aber Amigo!« sagte er sanftmütig. »So seien Sie doch vernünftig! Ich kann ja nichts dafür, dass gerade heute Peter-und-Pauls-Tag ist. Und die Caballeros von der Bank können auch nichts dafür. Und dass einer von ihnen auf den Feiertag hierhergelaufen kommt, um Ihnen den Scheck einzulösen, das können Sie doch nicht verlangen! Haben Sie also Geduld, Caballero, und warten Sie bis morgen! *Mañana* – verstehen Sie – *mañana* –«

Dann wandte er sich ab und schritt mit großen Schritten durch die stille Straße in den sonnigen Festtag hinein.

Mit langen Gesichtern schauten wir ihm nach. Keiner von uns hatte einen roten Centavo.

Wir beschlossen, unser Glück in den Fondas zu versuchen, ob sich vielleicht eine mitleidige Seele fände, die uns eine Mahlzeit oder ein Nachtquartier geben würde im Vertrauen auf unseren uneingelösten Scheck. Da die spanischen Sprachkenntnisse meines Kameraden sehr im argen lagen, musste ich allein das Reden besorgen. Während des ganzen Vormittags ging ich von einer Fonda zur anderen. Ich redete wie ein Buch. Ich bat und bettelte in meinem besten Kastilianisch, aber alles vergebens. Nein, das sei doch wirklich zu ungewöhnlich, meinten die Wirte. Und dann – wer weiß, was man von der Güte des Schecks zu halten hätte? Nur ein einzi-

ger verspürte ein menschliches Rühren. Aus reiner Barmherzigkeit gab er uns eine Tasse Kaffee und ein Stück Maisbrot und schrieb uns auch die Adresse einer Unterstützungsgesellschaft für unschuldig in Not geratene Einwanderer auf.

»Unschuldig in Not geratene Einwanderer!« Waren wir das nicht? Natürlich! Was konnten wir dafür, dass der Peter-und-Pauls-Tag so unglücklich gefallen war? Gewiss, wenn man unsere Geschichte hörte, so würde man uns aus der Patsche helfen! Schon sah ich die Pesoscheine in meiner Hand. Aber wer weiß? Vielleicht hielten die auch Fiesta? Vielleicht war dort auch ein Hausdiener, der uns mit: einem »*mañana, quien sabe*« abspeiste?

Doch dies eine Mal wenigstens hatten sich meine bösen Ahnungen nicht erfüllt. Das Büro war offen und in vollem Betrieb. Ein grober Beamter wies uns in einen großen Vorraum mit kahlen Wänden und einer muffigen Armeleutsluft. Auf einer langen Bank an der Wand saßen zerlumpte, verwahrloste Gestalten und warteten geduldig, bis sie an die Reihe kamen. Frauen mit gelben Gesichtern und verschossenen Mantillas. Männer, die Sandalen an den nackten Füßen trugen und ein schmutziges Pañuelo um den Hals geschlungen hatten. Junge und Alte bunt durcheinander, aber alle mit jener gewissen Armut, die sich aufdringlich und absichtlich zur Schau stellt. Ich setzte mich auf die Bank neben ein Mädchen mit bleichem, eingefallenem Gesicht und müden, schwarzen Augen, das, obwohl selbst noch ein Kind, ein kleines Baby auf dem Arm trug.



Ein zerlumpter Spanier suchte ein Gespräch mit mir anzuknüpfen.

»Hast du dir auch einen ordentlichen Kohl ausgedacht?« fragte er mich, »dort drinnen führt nämlich heute Don Guillermo den Vorsitz, und vor dem kann man sich nie genug in acht nehmen. Mit dem gewöhnlichen Schmus kannst du bei ihm nicht ankommen.«

Zwei endlos lange Stunden vergingen, ehe ich an die Reihe kam. Ich trat in ein kahles, beängstigend großes Zimmer, in dem sechs Herren aus bequemen Ledersesseln um einen grünen Tisch saßen. Vor dem Tisch stand ein älterer Herr, der mich scharf ansah durch seine funkelnde Brille.

»Was wünschen Sie?« fragte er kurz.

Ich brachte vor, was ich auf dem Herzen hatte.

»Sind Sie fertig?« fragte der Herr mit der Brille, als ich meinen Spruch heruntergesagt hatte.

»Ja, Herr.«

»Bedaure – wir können gar nichts für Sie tun!«

Ich wollte noch etwas sagen, aber der strenge Herr schnitt mir kurz das Wort ab. »Sparen Sie sich die Mühe!« sagte er ärgerlich. »Für was halten Sie uns eigentlich? Die Geschichte mit dem Scheck bekommen wir drei- bis viermal an jedem Tag zu hören. Überhaupt – ein junger, kräftiger Mensch wie Sie, der hierher betteln kommt! Schämen sollten Sie sich!«

Als ich wieder draußen auf der Straße angelangt war und mit einem Kopf voll Ärger und Enttäuschung durch die heißen Straßen irrte, da began-

nen meine Gedanken allmählich eine revolutionäre Wendung zu nehmen. Ich mochte sie nicht mehr ansehen, diese wohlgekleideten, wohlgenährten Menschen, die so selbstgefällig vorübergingen. »Ah, ihr Mastbürger!« sagte ich zu mir, »ihr hochnäsigen Affen, die ihr eure fetten Bäuche spazieren tragt! Was wisst ihr von der Not der Welt und der Menschen? Ihr bildet euch wohl etwas ein auf eure Wohltätigkeit! Ihr glaubt wohl, dass ihr eine gute Tat getan habt, wenn ihr an einem schönen Sonntagnachmittag einem zerlumpten Orgelmann einen Groschen spendet, damit der sein Bankkonto vergrößern kann. Ihr veranstaltet Wohltätigkeitsfeste und Hauskollekten für Unterstützungsgesellschaften, an denen sich dann die berufsmäßigen Gauner und Hochstapler mästen, aber wenn einmal in eurem Leben ein armer Wandersmann ein Stück Brot von euch will, so habt ihr nur Hohn und Spott und Verachtung übrig. Ihr tut euch wohl sehr viel zugute auf eure selbstgefällige Moral! Aber eure Moral ist wie eine Seifenblase. Und Dummköpfe seid ihr noch obendrein. Jawohl, der alte Barnum<sup>2</sup> hatte zehnmal recht, als er seinen klassischen Ausspruch tat: ›Das Publikum will behumbugt werden‹.«

Immer tiefer fraß ich mich in diese weltschmerzlichen Gedanken hinein und bemerkte es gar nicht, dass die Nacht darüber hereingebrochen war. Es war eine laue, südländische Nacht. Schon begannen da und dort die Lichter aufzublitzen. Über den Bergen im Westen hing noch ein heller Lichtstreifen,

und dann senkte sich von dem klaren Sternenhimmel die schwarze Dunkelheit, die so gar nichts Verlockendes hat für den, der obdachlos in den Straßen irrt. In den Hauptstraßen mit ihren lockenden Schaufenstern, und auf der Plaza, wo sich die wohlhabenden Bürger ergingen, litt es mich nicht länger. Planlos wanderte ich durch die stillen Gassen der Vorstadt, wo die niedrigen Wohnhäuser sich hinter dunklen Büschen verstecken und der würzige Duft der Orangenblüten in der Abendluft liegt. Von irgendwoher klang eine eintönige Gitarre, zu der eine dünne Mädchenstimme einen spanischen Kantate sang:

*Passando el rio, passando el puente  
Por la corriente oí una voz  
Era mi muchacho que me decia  
No hay un consuelo para nos dos.*

Ich dachte mir: Wenn sie doch bloß still wäre mit ihrem Geklimper. Plötzlich horchte ich auf. Das war eine andere, bekanntere Melodie, die da aus dem hellerleuchteten Fenster im ersten Stock eines anderen Hauses drang. Zuerst war es nur Klavierspielen, aber dann kam mit einemmal, wie eine Stimme aus einer anderen Welt, ein starker deutscher Barbarenchor:

*Von allen den Mädchen so blink und so blank  
Gefällt mir am besten die Lore.*

Ich stand nur und staunte. Vergessen war Hunger und Not; vergessen die böse Welt mit ihren nichtsnutzigen Menschen, die immer »*mañana, quíen sabe*« sagten; vergessen sogar der unglückselige Scheck in der Tasche. Regungslos starrte ich hinauf nach dem Fenster, aus dem die schönen Lieder kamen.

»So mach' doch, dass du endlich weiterkommst!« drängte der Däne, »die Leute bleiben ja stehen.«

Zögernd ging ich weiter, und wie wir schon draußen auf dem Güterbahnhof angekommen waren, wo wir unsere Ponchos in einem Packwagen ausbreiteten, lag es mir noch immer wie ein fernes Echo in den Ohren:

*Doch mein Schicksal will es nimmer,  
Fern von dir ich wandern muss –*

Ich brauche wohl nicht erst zu erwähnen, dass wir beide uns am nächsten Morgen frühzeitig auf den Weg machten. Es war ein köstlicher, taufri-scher Morgen. Eine kühle Brise fegte durch die Gas-sen, und über der weiten Ebene im Osten stieg eben die Sonne auf wie ein funkelndes Goldstück aus einem eingelösten Scheck. Obwohl es noch früh am Tage war, herrschte schon überall festliches Le-ben. Blauweißblaue Fahnen wehten lustig im Winde, und eine Schar weißgekleideter Schulmäd-chen unter Anführung eines dicken Schulmeisters

in Frack und Zylinder kam eben über die Plaza. Mich überlief es eiskalt bei diesem Anblick. Wenn es schon wieder Fiesta wäre? Einer von den umherstehenden Neugierigen, an den ich mich um Auskunft wandte, schaute mich mit einem halb mitleidigen, halb geringschätzigen Blicke an, als ob ich die Unschuld vom Lande wäre.

»Aber Mann,« fuhr er mich an, »sind Sie denn erst heute auf die Welt gekommen? Heute ist doch die Jahrhundertfeier des großen Sarmiento!«

»Was sagt er? Wieder mal eine Fiesta?« fragte der Däne voll ängstlicher Spannung. Ich aber hörte gar nicht auf das, was er sagte. Voll böser Ahnungen eilte ich nach dem Bankgebäude, vor dem es wirklich ebenso still und sonntäglich war wie tags zuvor. Ich klopfte an die verschlossene Tür, ich läutete Sturm an der Klingel, aber lange rührte sich nichts, bis sich oben ein Dachfenster öffnete und eine schrille Frauenstimme ärgerlich herunterrief: »*Madre Dios!* Was ist das nur für ein Spektakel! Sind Sie verrückt geworden? Nein, die Caballeros sind heute nicht zu sprechen. Kommen Sie morgen.«

Zögernd ging ich wieder fort mit der Miene eines Mannes, dessen Glauben in die Schlechtigkeit der Menschen keine Grenzen kennt. Auf der Plaza wehten noch immer die Fahnen. Der Schulmeister hatte eben seine Rede beendet, und die Kinder sangen mit blecherner Stimme die Nationalhymne. Ich mochte sie nicht anhören. Mir war gar nicht nach Musik und Fahnen und Festreden zumute.

Lange irrte ich durch die Gassen, ohne zu wis-

sen, wohin. Es war ja doch so gleichgültig. Ein kleiner Junge kam vorüber und bot mit gellender Stimme große Wassermelonen feil. Hm, wer jetzt fünf Centavos hätte! Nur fünf Centavos! Aus einem Hause drang der Duft von frischen Backwaren. Ein verlockender Kuchen stand im Schaufenster. Ich ging schnell daran vorüber. Dann kam ich an die Stadtgrenze, wo die Straßen breiter und sonniger wurden, wo barfüßige Kinder vor den Haustüren spielten und düstere Holzhöfe und lärmende Werkstätten sich weithin in das Land erstreckten. An einem niedrigen Hause in Front eines Holzhofes war ein Zettel ausgehängt: »*Se precise un carpintero, bien official.*« Ein »sehr tüchtiger Zimmermann« wurde gesucht.

Das kam gerade gelegen. Natürlich bin ich kein Zimmermann, geschweige denn ein »sehr tüchtiger Zimmermann«, aber vielleicht – so dachte ich mir – vielleicht kannst du den Narren dort drinnen um eine Mahlzeit betrügen.

Es war aber niemand zu Hause als eine alte Frau mit einem verwitterten, aber gütigen Gesicht und schneeweißen Haaren unter der bunten Mantilla. Der Herr sei augenblicklich nicht da, erklärte sie uns. Er habe inzwischen wohl auch schon jemand anders angenommen. Ob sie vielleicht sonst etwas für uns tun könne? Das sagte sie mit so aufrichtig bedauernder Miene, und sie schaute uns dabei mit so großen, schwarzen, mitleidigen Augen an, dass ich mir gleich ein Herz fasste und die ganze Geschichte meines Missgeschicks mit dem Scheck, die

ich in den letzten drei Tagen schon so oft heruntergeleiert hatte, noch einmal erzählte.

Hier war endlich meine Beredsamkeit auf fruchtbaren Boden gefallen. »Armer, kleiner Gringo!« rief die Alte einmal ums andere, »sollte man's glauben, dass es so schlechte und so leichtsinnige Menschen gäbe?«

Dann führte sie uns in die Küche, wo sie uns Puchero kochte und Empanadas backte und sich freute über die Ehre, die wir ihrer Kochkunst antaten.

Der nächste Morgen fand uns beizeiten in jener stillen Gasse vor der Tür des Bankhauses, wo ich so oft schon vergebens angeklopft hatte. Es war diesmal wirklich kein Festtag, aber trotzdem war das Büropersonal nur durch einen schwächlichen Jüngling vertreten, der von seinem Platz hinter dem Pulte ganze Wolken von blauem Zigarettenrauch in die staubige Atmosphäre sandte. Den Scheck, den ich ihm aushändigte, würdigte er kaum eines Blickes.

»Da müssen Sie warten, bis Don Franzisko kommt,« sagte er zwischen Puffen an seiner Zigarette.

»Wer ist denn dieser Don Franzisko?«

»Der Herr Direktor.«

»Und wird der heute noch kommen?«

»*Quien sabe?*«

»Ich müsste aber doch wissen –«

»Aber Mann, woher soll ich denn wissen? Habe ich etwas über Don Franzisko zu bestimmen? Ges-

tern und vorgestern war Fiesta. Da werden die Herren heute wohl nicht so pünktlich kommen. Das kann man nicht verlangen. Und zumal heute, wo doch auf dem Korso die *Fiesta de las flores* ist. Aber *mañana* –«

Weiter kam er nicht mit seiner Rede. Der Däne packte ihn an der Schulter und schüttelte ihn wie ein Häuflein Lumpen. Der arme Kerl verstand kein Sterbenswörtchen Spanisch mit Ausnahme der Worte *fiesta* und *mañana*, bei deren Anhören er jedes Mal rot vor den Augen sah.

»Ich werde dir gleich eine Fiesta verschaffen!« fuhr er den Jüngling an.

»Aber Señor, Caballero!«

»Nix Caballero! Unser Geld wollen wir haben!«

Eine drohende Zornader begann auf seiner Stirn anzuschwellen, während er den jungen Mann mit seinen derben Fäusten an den Stuhl klammerte. Der Jüngling zitterte wie ein Kandidat vor dem Examen. Sein Gesicht wurde aschfahl, und seine Augen starrten gläsern auf den Angreifer. Ja, er wollte tun, was in seiner Macht stand, um die Caballeros zufriedenzustellen. Er wollte uns einen Zettel schreiben, womit wir unser Glück in Don Franziskos Privatwohnung versuchen konnten.

Don Franzisko aber wohnte am anderen Ende der Stadt in einem pompösen Landhause mit einer Marmortreppe am Ende eines kiesbestreuten Parkweges. Es kostete manchen Strauß mit der zahlreichen Dienerschaft, bis wir endlich die Ehre hatten, mit Don Franzisko selber zu sprechen. Der war beg-



reiflicherweise nichts weniger als erbaut von unserer Anwesenheit, aber nach vielen *mañana* und *quien sabe* ließ er sich doch dazu herbei, den Scheck aus seiner Privattasche einzulösen. »Der Teufel hole diese Gringos!« sagte er mit einem Seufzer, »das Volk langweilt mich. So einen Aufstand zu machen wegen der lumpigen paar Pesos!«

Dann ging er an den Schreibtisch und bezahlte jedem seine Schuldigkeit bis zum letzten Centavo. Hundertundzwanzig Pesos dem Mann. Wir waren beide reich!

Nach den Abenteuern im Gran Chaco hatten wir beide ein paar Tage des *dolce far niente* redlich verdient. Tagsüber trieben wir uns in den Fondas und in den Kaffeehäusern umher, und abends saßen wir wie richtige Caballeros auf der Plaza und lauschten den Klängen der lärmenden Platzmusik und auf das süßliche Banjogeklimper, das aus den Weinschenken kam, in denen das junge Volk Fandango tanzte. Dem Dänen gefiel dieses Leben ganz ausnehmend. Er schwor tausend Eide, dass er Tucuman nie wieder verlassen würde. Hier wollte er bleiben und sich einen Hausstand gründen. Eine von diesen schwarzzügigen Señoritas wollte er heiraten. Das umherziehende Zigeunerleben sei ohnehin nicht nach seinem Geschmack. Meine Gedanken aber hingen an den blauen Bergen, die so verlockend aus der Ferne herüberschauten, und an den weißen Schneekuppen, die sich wie glitzernde Märchenschlösser dahinter aufbauten. Dort hinter jenen Bergen lag Bolivien; ein Land der Abenteuer. Das musste ich unbe-

dingt noch kennen lernen.

Nach einigen Tagen überließ ich meinen Genossen seinem Schicksal und machte mich allein auf die Reise nach Bolivien. Bald hatte ich die Stadt weit hinter mir gelassen. Die Morgensonne goss ein silbernes Licht über die grünen Zuckerrohrfelder, und die fernen Berge glühten in dunkelvioletten Farben. Es war ein Tag zum Wandern. Ein Tag, an dem alle Dinge und Gedanken in die weite Ferne zu ziehen schienen. Das Wasser, das über die Steine hüpfte, die Palmen, die im Winde rauschten, die Vögel, die in den Hecken sangen, schienen alle mit einem Munde zu rufen: »Auf nach Bolivien!«

---

1. Pasteten. <<<
2. Phineas Taylor Barnum (1810 – 1891) war ein US-amerikanischer Zirkuspionier und Politiker. <<<

## Am Fuße der Anden

WIEDER BEIM »SCHWARZFAHREN«. – TROPISCHE  
MONDNACHT. – DAS IDYLL IM EISENBAHNWAGEN. – DIE  
CHIROMOYA. – DAS ARGENTINISCHE KALIFORNIEN. –  
ANKUNFT IN JUJUY. – DIE UNPOPULÄREN TÜRKEN UND  
LEVANTINER. – WIEDER AUF DER REISE. – DER STOLZE  
ENGLÄNDER UND DER HÖFLICHE BOLSERO. – ENDLICH  
EINMAL CABALLERO! – EISENBAHNFABRT IN  
JUNGFRAUHÖHE. – EIS UNTER TROPEN. – BOLIVIANISCHE  
PAMPA.

So war ich endlich auf dem Wege nach dem merkwürdigen Lande Bolivien, von dem man mir schon so viel Böses berichtet hatte. Es war gut, dass drunten in der Ebene die Sonne immer höher stieg und mit ihrem weichen Licht die finsternen Berge verklärte, deren dunkle Kuppen sich fern im Norden, in der Richtung nach Bolivien, von dem satten Blau des Tropenhimmels abhoben.

Während des ganzen Tages wanderte ich weiter, ohne mich aufzuhalten. Es war schon wieder dunkle Nacht, als ich an einer kleinen Bahnstation mit einem Wassertank für die Lokomotiven anlangte. Es war ein idyllisches Plätzchen; ganz versteckt unter den breiten Blättern der Fruchtbäume und hinter den hohen Hecken, an denen die Blumen wucherten. Die Nachtluft war geladen mit einem süßen Duft, der aus den umliegenden Gärten kam. Eine Schar grüner Papageien, die in der breiten Krone ei-

nes Feigenbaumes nächtigten, flog kreischend davon, als der grelle Pfiff eines aus der Richtung von Tucuman herannahenden Güterzuges die Stille der Nacht zerriss. Der kam wie gerufen. Mit der Sachkenntnis, die ich mir im Laufe der letzten Monate in diesen Dingen erworben hatte, war es mir bald gelungen, in der langen Wagenreihe ein Reiseplätzchen für die Nacht ausfindig zu machen.

Es war eine wunderbar weiche Mondnacht, Die Quebrachowälder auf den Hügeln standen wie schwarze, scharfgezackte Kulissen gegen den hellere Hintergrund, und das weite Land zu ihren Füßen war mit blendendem, schneeweißem Licht übergossen. Alle harten und scharfen Linien des Tages waren verwischt und verschwommen, und es war, als ob ein Meer von flüssigem Silber über der Landschaft wogte. Seltsame Stimmungen erweckt solch tropische Mondnacht. Sie umgaukelt den Menschen mit süßen Träumen: sie legt ihren Arm um seinen Hals und flüstert ihm die seltsamsten Geschichten ins Ohr. Und wenn man dabei gar noch als blinder Passagier vom holprigen Güterwagen den roten Funken zuschaut, die die schnaubende Lokomotive bei jedem Atemzug in die weiße Wildnis entsendet, da wird einem gar abenteuerlich und wanderlustig zumute, und die Gedanken fliegen wie übermütige Geister über Länder und Meere in die fernsten Gegenden.

Fast tat es mir leid, als das Tageslicht wieder hinter den Hügeln hervorgekrochen kam und das silberne Meer über den Zuckerrohrfeldern mit den

Morgennebeln zerrann. Der Mond war schon hinter den Bergen verschwunden, und über der weiten Ebene im Süden, wo noch immer das Nachtdunkel lag, blitzten vereinzelte Sterne. Graue Büsche wuchsen aus der Finsternis heraus. Allmählich waren die Umrisse von Häusern und Obstpflanzungen zu erkennen. In der Ferne krächten die Hähne. Dann ging es über holperige Weichen. Die schnurgerade Bahnlinie lief auseinander in einen Teich von blanken Schienen, über dem ein paar elektrische Bogenlampen ihr weißes Licht in das Grau des dämmernden Tages warfen. »Salta« las ich an einem Stationsgebäude.

Hier musste man warten bis zum nächsten Tag, weil der Zug neu zusammengesetzt wurde. Aber dazu hatte ich keine Lust. Die Ungeduld war zu groß geworden. So löste ich denn eine Fahrkarte und fuhr wie ein richtiger Caballero nach Jujuy.

Der Eisenbahnwagen war schmutzig und staubig. Auf den klebrigen Bänken hockten ponchoumhüllte Bauern und spuckten auf den schmierigen Fußboden. Ein kleines Kind, von dem gerade nur die Nasenspitze aus der Mantilla der schwarzäugigen Mama herausschaute, weinte ohne Unterlass. Ein durchgeistigter Jüngling mit langen, schwarzen Haaren klimperte auf einem Banjo und sammelte dann Schweigegelder von den Fahrgästen. Eine dicke Luft von Schweiß und Staub und Zigarettendampf lag über dem Ganzen. Ich sehnte mich ordentlich nach einem sauberen, geräumigen Güterwagen. An jeder Station war ein großer Ansturm von Weibern,

die etwas zu verkaufen hatten: Empanadas, Tartillas, geröstete Süßkartoffeln, Bananen, Apfelsinen und vor allem auch eine ganz eigenartige Frucht, die sie Chiromoya nennen. Äußerlich sieht diese Frucht ziemlich unscheinbar aus; etwa wie eine etwas groß geratene grüne Tomate, aber innen ist sie so weiß wie die reinste Schlagsahne. Jedermann in jenen Gegenden ist ein erklärter Liebhaber dieser Chiromoya, und das mit Recht, denn es gibt sicher keine andere Frucht, die sich mit ihr an Schönheit und Würze des Geschmacks messen könnte. Umso verwunderlicher ist es, dass man sie in keinem anderen Lande mehr antrifft. Ich bin in fast allen Ländern der Erde gewesen, aber eine Chiromoya habe ich sonst nirgendwo wieder angetroffen.

Je weiter wir nach Norden kamen, desto schöner wurde die Gegend. In langen Schlangenwindungen kroch die Bahnlinie an steilen Abhängen und über kristallhelle Gebirgsbäche in ein waldiges Bergland, von wo man eine wunderbare Aussicht hatte in die weite Ebene, über der die wohlangebauten Felder wie ein leuchtender Teppich in buntem Muster von Grün und Blau ausgebreitet lagen. Da und dort schimmerten hellgrüne Bananenstauden, und weit draußen am Horizont, wo das ganze Farbenspiel in ein Meer von Lichtern zerfloss, standen nickende Palmen am dunkelblauen Himmel. Die Berge im Norden aber, die bisher nur wie ein tintenblauer Streifen am Horizont standen, Begannen schärfere Formen anzunehmen. Bei näherem Herankommen verflüchtigte sich der blaue Schleier, den die Ferne um

sie gewoben hatte, und massige Kuppen und ragende Gipfel türmten sich übereinander, als wollten sie den Himmel selbst erklettern. Eine kühle Brise kam von dort drüben. Sie rauschte in den Wipfeln der Quebrachowälder, sie spielte mit den Fächerblättern der Palmen, und wenn sie zuweilen über einen der zahlreichen Orangengärten kam, da trug sie den Duft der Blüten bis in die muffige Atmosphäre des Eisenbahnwagens. Es war eine Gegend, die ganz ausfällig an die berühmten südkalifornischen Obstgebiete in der Nähe von Los Angeles erinnerte.

»Das da drüben, das ist die Sierra Cacha,« sagte ein Mitreisender zu mir. »Dort oben ist die Puna, und noch weiter dahinter liegt Bolivien – ein ganz verfluchtes Land!«

Es war dunkle Nacht, als der Zug im Bahnhof von Jujuy einlief. Die Luft war rau, und die Sterne schienen unnatürlich groß mit einem merkwürdig feurigen Licht. Ein paar verdächtig aussehende Indianer lungerten auf dem Bahnsteig umher und wärmten die blaugefrorenen Hände an dem heißen Dampf, der dem Auspuffrohr der Lokomotive entfuhr. »*Hace frio!*« sagten sie mit klappernden Zähnen. Da ich als Caballero angekommen war, hatte ich nichts dagegen, dass einer von den Kerlen mit einer Verbeugung, die bis zum Boden reichte und einem salbungsvollen: »*Con permiso, Caballero!*« sich auf meine paar Sachen stürzte und sie nach dem feinsten Hotel am Platze brachte.

Der Wirt musterte mich misstrauisch aus einem

Winkel seiner schwarzen Augen. Vorsichtig hob er den Pesoschein ans Licht, um sich von seiner Echtheit zu überzeugen. Ein silbernes Halbpesostück warf er mehrmals auf den Tisch, ob es auch einen vollen Klang hätte. Dann erst begann er zutraulicher zu werden. Missbilligend schüttelte er den Kopf, als er hörte, dass ich vom Gran Chaco käme.

»Vom Gran Chaco! *Santa Virginia!* Was haben Sie denn dort gesucht?«

Ich hätte etwas darum gegeben, wenn ich es selbst gewusst hätte.

»Aber, Amigo, nach dem Gran Chaco geht man doch nicht, wenn man dort keine Geschäfte hat!« sagte er kopfschüttelnd, – »und ist es wahr, Caballero, dass es dort Skorpionen gibt, die einem das Blut aussaugen?«

»Gewiss.«

»Und Riesenschlangen?«

»Seguro.«

»Und Löwen und Tiger?«

»Ganze Rudel davon. Und dazu wilde Indianer und Menschenfresser und *Vigilantes*.«

»*Vigilantes*? – Was Sie nicht sagen, Caballero! die gibt es hier auch. Die sind schlimmer wie die Menschenfresser; die schlimmste Pest im ganzen Lande.«

Mit einem tiefen Seufzer klappte er das Fremdenbuch zu und verschwand kopfschüttelnd in dem Dunkel seines Privatkontors.

Am nächsten Morgen betrachtete ich mir die Sehenswürdigkeiten der Stadt. Besser hätte ich schon



daran getan, mich nach Arbeit und Verdienst umzusehen, aber die vielen Misserfolge der letzten Monate hatten meinen Eifer in dieser Hinsicht schon wieder erheblich herabgemindert. Von Anfang an hatte ich mich nur sehr *à contre-coeur* um dergleichen bemüht. Die Freude am gesetzten und gesitteten Leben war längst schon verschwunden und das unruhige Blut des wandernden Volkes war wieder vollständig zum Durchbruch gekommen.

Ha, Vorwärts! Weiter – immer nur weiter –

Die Sehenswürdigkeiten der Stadt Jujuy sind bald erledigt. Ein Mercado, in dessen schattigen Lauben alte Weiber gepfefferte Suppen und Empanadas feilbieten, ein »*Collegio National*«, eine doppeltürmige Jesuitenkirche und eine weite Plaza, auf der die heruntergefallenen Orangen achtlos umherliegen. So etwas findet sich in jedem besseren Pueblo. Und doch gibt es keinen Platz in Argentinien, an den ich öfter und lieber denke, als gerade an dieses Städtchen. Hier gibt es fließende Brunnen und murmelnde Bäche, und auf den Feldern und in den Gärten frisches Grün und leuchtende Blumen. Wenn man über das runde, katzenköpfige Pflaster der buckligen Straßen geht, so könnte man sich mit einiger Fantasie ins alte Europa versetzt glauben. Hier, in über tausend Metern Meereshöhe, ist nichts zu spüren von der staubigen Stickluft der Pampa. Von den Bergen, die sich gegen Norden und Westen zu gewaltigen Höhen auftürmen, kommt allabendlich ein kühler Wind gezogen. Er fegt über den blaugrünen Teppich der überreichen subtropischen Vegeta-

tion der umliegenden Wiesen und zieht fröstelnd durch die Gassen. Eine besondere Sehenswürdigkeit Jujuys ist das Türkenviertel, ein Gewirr von engen Gassen, wo die Geschäfte dicht nebeneinander stehen und ihre Herrlichkeiten bis in die Straßen aufbauen, wie vor den Bazaren in Damaskus. Geht man durch diese moderigen Gassen, so wird man links und rechts an den Rockschoßen festgehalten von schmierigen, schwarzbärtigen Levantinern. »Kaufen Sie, Caballero, billig, billig!« – Türken nennt der Argentinier diese Leute, obwohl sie mit den eigentlichen Türken so wenig zu tun haben, wie der Normaltypus eines Deutschen mit dem polnischen Juden, der zufällig in Eydtkuhnen oder Myslowitz das Licht der Welt erblickt hat. Auf jeden Fall haben sie sich gründlich verhasst gemacht in ihrem neuen Vaterland.

Seitdem Onkel Sam immer wählerischer geworden ist in der Wahl seiner neuen Staatsbürger, kommen sie in immer größeren Scharen nach dem in Aus- und Einwanderungsfragen so außerordentlich weitherzigen Argentinien, wo sie das heimatlich-orientalische Leben nach Möglichkeit fortsetzen. Sie arbeiten nicht, auch spinnen sie nicht, aber auf irgendeine Weise nähren sie sich doch, und das nicht einmal schlecht. Zuerst handeln sie mit Scheren und Schuhriemen, dann mit Baumwollanzügen und allerlei billigen Konfektionswaren und zuletzt mit Bauplätzen und Staatspapieren. Selbst wenn es einer nicht bis zum Hausmakler und Börsenjobber bringt, hat er doch nach zehnjähriger Tätigkeit so

viel zurückgelegt, dass er für den Rest seines Lebens vor der Tür seines Kramladens mit Geringschätzung herabsehen kann auf die anderen, die da arbeiten in den Straßen.

Niemand wandelt ungestraft durch solches Türkenviertel. Man will nichts kaufen und kauft doch, weil man gar nicht anders kann. Die besten Vorträge zerschmelzen unter der Glut orientalischer Beredsamkeit. Mit Gewalt musste ich mich von der Gesellschaft befreien, wenn ich an dem Tage noch weiterreisen wollte.

Als ich aber nach dem Hotel zurückging, führte mein Weg mich unverbesserlichen Bücherwurm an einer wunderschön ausgestatteten öffentlichen Bibliothek und Lesehalle vorbei. Auf den Tischen lagen die neuesten Zeitungen, und auf den Regalen standen die schönsten Bücher. Cervantes, Camoëns und Calderon. – Vergessen war die ganze Welt und alle Reisepläne, bis auf einmal der uniformierte Diener mich anredete: »Heda, Herr, morgen ist auch noch ein Tag! Für heute machen wir Schluss.«

Draußen begann es schon zu dunkeln, und ein barfüßiger Laternenanzünder ging eben mit seinem großen Stock vorüber. Unter diesen Umständen blieb wohl nichts anderes übrig, als noch ein paar von den schon sehr karg gewordenen Pesos für ein weiteres Nachtquartier in dem Hotel auszugeben.

Inzwischen hatte sich die Kunde von dem Gringo aus dem Gran Chaco schon weit herumgesprochen, denn als ich nach dem Hotel zurückkehrte, stand eine ganze Gruppe von Honoratioren

um den Kessel über dem Matefeuer und lauschte der Rede des eifrig gestikulierenden Wirtes. »No es cierto, que hay elephantos allà?« rief er mir zu, als ich hereinkam. »Ist es nicht wahr, dass es dort drunten Elefanten gibt?«

»Gewiss!«

»Und Riesenschlangen?«

»Natürlich!«

»Und Löwen und Tiger und faustdicke Skorpionen, die einem das Blut aussaugen und Indianer, die den Christenmenschen das Herz herausschneiden und es am Feuer braten?« Ich bestätigte alles pflichtgemäß, während seine Fantasie Wunder und Schrecken des Gran Chaco in immer kühneren Bildern ausmalte. Die anderen, zumal die schwarzäugige Haustochter Anita, hörten aufmerksam zu mit einem angenehmen Gruseln. Einer unter ihnen, ein graubärtiger Mann, der sich Don Alberto nannte, erkundigte sich mit der Gewissenhaftigkeit eines Sherlock Holmes nach meinem Vorleben, meinen Zukunftsplänen, nach meinem Beruf, meinem Alter, meiner Gesundheit und meinen Vorfahren bis ins dritte und vierte Glied.

»Und wo, Caballero, gedenken Sie jetzt hinzureisen?« fragte er mit gemessener, beinahe feierlicher Stimme.

»Nach Bolivien.«

Missbilligend und vorwurfsvoll schaute er mich an.

»Sie sollten nicht nach Bolivien gehen, Caballero. Es ist ein Land für die Spitzbuben. Alle sind sie

dort Spitzbuben, vom Präsidenten angefangen. – Und dann die Puna! Ehe Sie drei Tage im Lande sein werden, sind Sie schon daran zugrunde gegangen und nicht einmal ein christliches Begräbnis werden Sie bekommen.«

Am anderen Morgen aber machte ich mich schon vor der Sonne auf den Weg.

»Was wollen Sie nur dort oben in Bolivien?« fragte der elegante Hotelwirt, als er die Pesos einstrich, »warum bleiben Sie nicht hier im Lande, wo es so schön ist, und wo einem das Geldverdienen so leicht gemacht wird?«

Ja, was wollte ich eigentlich in Bolivien? Ich begann wahrhaftig selber darüber nachzudenken, während ich in den sonnigen Morgen hineinwanderte. –

Steil bergan ging die Straße, gerade zu auf die hohen, finsternen Berge, um deren Gipfel die dicken Nebel hingen. Die Luft war schwül und drückend trotz der frühen Stunde. Die Sonne brannte erbarungslos vom klaren Himmel, und es kostete darum manchen Schweißtropfen, bis ich auf der nächsten Bahnstation ankam mit dem festen Vorsatz, keinen Schritt mehr weiter zu laufen, als unbedingt notwendig wäre.

»La Quiaca 400« stand auf dem Schild an dem Stationsgebäude zu lesen. Also immer noch vierhundert Kilometer bis zur bolivianischen Grenze! Eine anständige Entfernung. Bei einem Fahrpreis von fünf Centavos für den Kilometer sogar viel zu groß, um mich auf rechtschaffene Weise wie einen ehrsamten Staatsbürger nach dem Lande meiner Sehn-

sucht zu bringen. Doch was nun? Zu Fuß nach Bolivien? Durch diese Wildnis? Über diese Berge? Nein, das war ganz ausgeschlossen. Aber ich hatte es mir doch nun einmal vorgenommen. Ich wollte – nein, ich musste – unbedingt nach Bolivien.

Während ich noch in ziemlicher Ratlosigkeit diese Gedanken in meinem Kopfe wälzte, kam tief unten im Tal der zweimal in der Woche verkehrende Personenzug aus der Richtung von Jujuy heraufgekeucht, und die Fahrgäste hatten sich bereits auf dem Bahnsteig eingefunden. Schweigend saßen sie auf ihren Kleiderbündeln oder was sie sonst als Reisegepäck mit sich trugen, umhüllt von einem buntscheckigen Poncho und einem weit in die Stirn gedrückten Sombrero, unter dem von Zeit zu Zeit aus dunklem Indianergesicht ein paar gelbe, grünlich schimmernde Augen hervorblitzten, die den weißen Fremdling mit scheuen, misstrauischen Augen musterten.

»Un Ingles,« – ein Engländer, ging es murmelnd von Mund zu Mund. Ein Engländer – oder auch ein Deutscher, was in den Augen dieser naiven Naturmenschen dasselbe ist, – ist dort immer eine Respektsperson: ein Goldminenbesitzer, ein Estanciero, ein Majordomo oder doch zum mindesten ein Capataz. Und vor allem: Er ist immer reich!

Polternd fuhr der Zug ein, und mit krachendem Getöse kam er zum Stillstand.

Hastig drängten alle nach dem Wagen der zweiten Klasse, und ich folgte mechanisch ihrem Beispiel, bis mir jemand die Hand auf die Schulter legte

und die sanfte Stimme des Zugführers mich zurechtwies: »*Primera más adelante, señor*« – (Erste Klasse weiter nach vorn, mein Herr.)

Solch liebenswürdiger Aufforderung konnte ich nicht widerstehen, und so stieg ich denn stolz wie ein Spanier in die erste Klasse ein.

Misstrauisch sah ich mich in dem Wagen um. Es waren gottlob keine weiteren Passagiere anwesend. Ich war der einzige Fahrgast, der die Berechtigung dieser ersten Klasse nachwies.

Da es nun vor allem darauf ankam, den wohlhabenden Engländer zu mimen, machte ich es mir mit breiter Umständlichkeit bequem, legte die Füße auf den Sitz gegenüber und fing an zu lesen. Da erschien der Schaffner und verlangte meine Fahrkarte zu sehen.

»Habe keine!«

»Aber, Señor Caballero, ich weiß nicht, ob Sie die kastilianische Sprache nicht genügend beherrschen und mich deshalb nicht richtig verstanden haben. Oder haben Sie wirklich keine Karte?«

»Nein!«

Eine Weile sah er mich ratlos an, um dann in wohlgesetzter Rede fortzufahren: »Señor Caballero, niemand bedauert diesen Fall mehr wie Ihr ergebener Diener, aber an der nächsten Station müssen Sie das Doppelte des Fahrpreises nachbezahlen. So lautet die Fahrordnung. Strenger Befehl.«

»*All right!*« antwortete ich mit der Miene eines Mannes, dem ein paar Pesos nicht wichtig genug sind, um darüber eine Zeile Zeitungslektüre zu ver-

lieren. In Wirklichkeit aber begann mir unbehaglich zumute zu werden, und die Zeilen der Zeitung begannen vor meinen Augen wild durcheinander zu tanzen. Der doppelte Fahrpreis! Das konnte und wollte ich nicht bezahlen. Andernfalls aber – nein, das war gar nicht zum Ausdenken! Ich hatte noch genug von den paar Stunden, die ich drunten im Gran Chaco zwischen den kahlen Lehmmauern eines argentinischen »Kalabus« zubringen musste.

Noch ehe wir die nächste Station erreicht hatten, kam der Schaffner zurück mit einem zerknitterten Zettel, auf dem mit ungelenker Hand die Zahlen untereinander gereiht waren:

|                          |             |
|--------------------------|-------------|
| Nach La Quiaca 1. Klasse | 35,00 Pesos |
| Strafgeld, 2 Stationen   | 7,50 □      |
| ---                      | ---         |
| Summa:                   | 42,50 □     |

»Viel Geld,« meinte der Schaffner, dem meine schlecht verhehlte Bestürzung nicht entgangen war, »aber wenn Sie eine ermäßigte Karte nehmen wollten ...«

»Und wie viel sollte das kosten?«

»Zehn Pesos, Caballero – nur zehn Pesos!«

Zehn Pesos! Ich traute meinen Ohren nicht. Mein erster Gedanke war, sofort in die Tasche zu greifen und die zehn Pesos zusammen mit einem tüchtigen Trinkgeld zu bezahlen. Doch das wäre ver-



kehrte Politik gewesen. Bei allzu großer Bereitwilligkeit wären der ermäßigten Karte sicher noch allerlei nachträgliche Zuschläge gefolgt. Deshalb bezwang ich meine Freude und machte ein möglichst gelangweiltes Gesicht.

»Auf zehn Pesos mehr oder weniger kommt es mir schließlich auch nicht an,« antwortete ich, ohne von der Zeitung aufzublicken. »Ja, wenn es bloß fünf Pesos wären –«

Nun verlor das Gesicht des Indianers plötzlich seinen dienstlichen Ausdruck und wurde ganz Vertraulichkeit.

»Amigo,« sagte er mit leiser Stimme, »fünf Pesos! Bei der heiligen Veronika! Das ist doch keine Bezahlung! Sie sind doch kein Turko. Sie sind ein Ingles, ein Gentleman, ein intelligenter Mensch, darum können Sie sich doch vorstellen, was es mit solchen ermäßigten Fahrkarten auf sich hat. Einen Peso bekommt der Zugführer, einen der Lokomotivführer, einen halben der Heizer und der Muchacho will auch noch ein kleines Trinkgeld haben. Was bleibt dann noch übrig für Ihren ergebenen Diener? Bei fünf Pesos?«

So zeigte ich mich denn als Caballero. Sieben Pesos wechselten ihren Besitzer, und die Bahn war frei nach La Quiaca.

Jetzt endlich konnte ich mit gutem Gewissen die Zeitung beiseite legen und mich der Betrachtung der Gebirgslandschaft widmen, durch die der Zug sich keuchend und schnaubend zu immer höheren Regionen bergauf arbeitete.

Es war eine überaus anmutige Landschaft, in der die Üppigkeit der Tropen und die Romantik des Hochgebirges die wunderbarsten Bilder malten. Tief unten im Tal, wo das glitzernde Wasser eines breiten Flusses über die Steine hüpfte, breiteten sich wie ein sauberer hellgrüner Teppich die jungen Mais- und Zuckerrohrfelder aus. Aus dem dunklen Laub der Orangengärten, die sich an den Abhängen hingen, leuchteten zahllose goldene Früchte, und bis hoch hinaus an den Seiten der steilen Schneeberge zogen sich wie finstere Schatten die blaugrünen Quebrachowälder hin. Überall aber zwischen den Bäumen und Sträuchern leuchtete das helle Weiß der Farmhäuser in der blendenden Sonne. Es war, als ob jemand dieses Gemälde in allen Schattierungen von Grün gemalt und zu guter Letzt noch einen weißen Farbpinsel darüber ausgespritzt hätte.

Je weiter wir in das Gebirge hineinkamen, desto enger wurde das Tal, und der Fluss, der zuerst nur wie ein dünnes Silberband aus der Tiefe heraufgeleuchtet hatte, rauschte nun als wilder Gebirgsstrom dicht neben dem Bahndamm hin.

Schutt und Geröll erfüllte das Tal, und an den Abhängen der immer niedriger werdenden Berge war nackter Fels an die Stelle der Wälder getreten. Ein eisiger Wind fegte heulend das Tal entlang und zerzauste die dornigen Büsche, die zwischen den Steinen ein kümmerliches Dasein fanden. Nur in einigen geschützten Winkeln des Tals, wo der Wind nicht hinkonnte, da hatten einsame Ansiedler ihre Lehmhütte aufgebaut und pflanzten mühsam ihre

Obstgärten und Maisfelder, die sie dem Wind und den Steinen abgerungen hatten. Jetzt, wo der Zug vorüberkam, waren die Weiber herbeigeeilt, und boten Maiskuchen und Früchte – darunter die schönsten Pfirsiche – feil. Meist waren es Italiener und Spanier, die sich hier niedergelassen hatten. Was die Leute wohl veranlasst haben mag, übers ganze Weltmeer herüberzukommen, um in solcher Wildnis, in solchem Klima und fern von jedem Absatzgebiet für ihre Erzeugnisse ihre Tage zu verbringen? Fürwahr, es gibt Sonderlinge, die die Entsagung als Sport um ihrer selbst willen Betreiben! Kein Ort auf dieser Erde ist so ungastlich, als dass er nicht eines Tages einen Liebhaber fände, der dort eine Heimat suchen wollte.

Gegen Mittag hatten wir bereits eine Höhe von zweitausend Metern erreicht, und immer noch ging es steil bergan. Oftmals war die Steigung so stark, dass der Zug kaum vom Fleck kam; sehr zur Freude der Reisenden, die den Aufenthalt zu einem Spaziergang im Freien benutzten, bis ein triumphierender Pfiff der Lokomotive, der die Überwindung der Steigung anzeigte, die säumigen Fahrgäste wieder an Bord rief, worauf sich bei der nächsten Steigung das Kleinbahnidyll wiederholte.

Bei einer Station, die den zierlichen Namen Negra Muerta trägt, konnte ich an einem Schild am Stationsgebäude lesen, dass wir uns schon in einer Höhe von dreitausend Metern über dem Meeresspiegel befanden. Dort oben ist man bereits über der Grenze der menschlichen Besiedlung und jen-

seits der Regionen mit einem zusammenhängenden Pflanzenwuchs. Sand und Steine, Schutt und Geröll liegen hier durcheinander in einem wilden Chaos, und darüber lastet eine tiefe, drückende Stille, die nur unterbrochen wird von dem wehmütigen Heulen des Windes zwischen den Felsen oder dem schaurig widerhallenden Pfiff der Lokomotive, seitdem das Dampfroß sich hier herauf verirrt hat.

Aber immer noch höher hinauf ging die Fahrt, bis in dreitausendzweihundert Metern Meereshöhe die Wasserscheide von Tres Cruces erreicht wurde. Hier war der mächtige Fluss, der uns auf der ganzen Fahrt begleitet hatte, bereits zu einem kleinen Bach geworden, dessen Ränder mit dicken Eiskrusten besetzt waren. Denn ein schneidend kalter Wind wehte von der jenseitigen Hochebene herüber, und wir alle froren, wie nur Leute frieren können, die im Laufe eines halben Tages von dem Lande der Palmen und Orangen in die Eisregionen versetzt werden.

Abra Pampa heißt die nächstfolgende Station, und sie hat ihren Namen nicht gestohlen. Denn hier kommt man unvermittelt aus den engen Tälern heraus, und vor den Augen des Reisenden öffnet sich eine weite, sanft gewellte Hochebene, die sich nach Norden und Nordosten in endlose Fernen verliert. Das ist die bolivianische Pampa. Ein wüstes, dürres, unwirtliches Land, auf dem noch der unstete Indianer in ursprünglicher Wildheit mit seinen Herden umherzieht. In der Tat: wer sonst möchte dort oben hausen, wo nur dürres, bitteres Steppengras

wächst, wo der Flugsand der Wüste oft tagelang die Sonne verfinstert und die dünne Bergluft dem Menschen den Atem raubt?

Es war schon spät am Abend, als wir in der offenen Pampa ankamen. Unnatürlich groß, in einem blutigen Rot, erschien die tiefstehende Sonne, und vor ihren Strahlen zitterte und bebte das grelle Licht der Steppe in einem unruhigen Flimmern. Für einen Augenblick zeichnete sich scharf und deutlich die Gestalt eines auf der Steppe weidenden Lamas von dem flammenden Rot des westlichen Himmels ab. Schwarz und gespensterhaft sah es aus, wie eine jener grausigen Spukgestalten, von denen man an kalten Wintertagen hinter dem Ofen zu lesen pflegt, denn das Dämmerlicht hatte seine Umrisse ins Riesenhafte verzerrt.

Dann senkte sich mit der Schnelligkeit der Tropen die Nacht auf die Landschaft.

## Über die Grenze

VORZEITIGES REISEENDE. – NACHTLAGER IM  
KOHLENWAGEN. – EIN FROSTIGES ERWACHEN. –  
KITSCHUA. – WANDERN IM SCHNEESTURM. – SIBIRIEN  
UNTER 15 GRAD SÜDL. BREITE. – LA QUIACA. – UNTER  
LANDSLEUTEN. – HOHE POLITIK. – »WIE DENKEN SIE  
ÜBER POINCARÉ?« – DER WOHLTÄTIGE TÜRKE. –  
GRENZREVISION. – EIN HIOBSBOTE. – »BEI UNS IN  
SPANIEN –«. – ZWISCHEN DEN KARAWANEN. – GIFTIGE  
INDIANER. – VON ESELN, MAULESELN, LAMAS UND  
DANIEL DEFOE.

Wüstenfahrt in dunkler Nacht – –

Der Zug rumpelte jetzt in schneller Fahrt über die Ebene. Blitzschnell glitten die Telegrafenanlagen und die Meilensteine vorbei: Meile um Meile.

»La Quiaca!« ertönte da plötzlich die Stimme des Schaffners. »*Levántese amigo, La Quiaca, La Quiaca!*«

Das wirkte wie ein elektrischer Schlag. Im Nu hatte ich meine Siebensachen zusammengerafft und befand mich schon draußen zwischen den Gleisen. Schlaftrunken rieb ich mir die Augen. La Quiaca – hatte er nicht La Quiaca gerufen? Aber das konnte doch unmöglich der Ort meiner Sehnsucht sein! Nichts als ein paar tote Gleise inmitten der offenen Pampa. Der grelle Pfiff der Lokomotive schreckte mich aus meinen Gedanken auf. Puffend und fauchend hatte der Zug seinen Weg nach Norden

fortgesetzt, und nur die beiden grünen Endlichter schauten wie zwei tückische Augen in die pechschwarze Nacht.

»*Hasta mañana señor!*« hörte ich aus der Ferne eine höhnisch lachende Stimme, »auf Wiedersehen in La Quiaca!« Der Spitzbube! Er mochte wohl eine Kontrolle an der Endstation befürchten und hatte mich darum in dieser Wildnis ausgesetzt. Wütend setzte ich mich auf eine der kalten Schienen und malte mir aus, was ich wohl mit dem Kerl anfangen würde, wenn er mir demnächst in La Quiaca wieder unter die Finger käme. Doch damit war nichts getan. Ich musste sehen, wo ich eine Unterkunft für die Nacht finden konnte, denn es war eine jener bitterkalten Hochgebirgsnächte, in denen der Himmel schwarz ist wie chinesische Tusche und die Sterne unheimlich funkeln und flimmern. Nachdem das Auge sich etwas an die umgebende Dunkelheit gewöhnt hatte, gewahrte ich in einiger Entfernung die Umrisse eines kleinen Hauses; offenbar eine Art Stationsgebäude. Vollständig dunkel und ausgestorben stand es da. Das einzige Lebewesen war ein großer Hund vor der Tür, der von Zeit zu Zeit ein Unheil verkündendes Grollen vernehmen ließ. Ich habe immer eine gewisse Ehrfurcht vor Hunden gehabt, namentlich wenn sie bei Nacht und Nebel ihre Zähne zeigen und mit gurgelnden Tönen ihre schlechte Laune verraten. Deshalb hielt ich mich in achtungsvoller Entfernung von dem Haus. Nachdem ich eine ganze Schachtel Streichhölzer vergebens abgebrannt hatte, gelang es mir endlich, den Namen der

Station zu entziffern – Pumahuasi. Hastig blätterte ich in meinem Fahrplan – es waren nur noch fünf- undzwanzig Kilometer bis La Quiaca. Ich durfte mit meinem Tagewerk zufrieden sein.

Der Anblick einiger einsam und verlassen auf den Gleisen umherstehenden Eisenbahnwagen legte den Gedanken an ein Nachtquartier nahe. – Ein Königreich für einen schönen, sauberen, winddichten Packwagen; so einen eleganten »*side-door pullman*«, wie man in Nordamerika zu sagen pflegt. Nichts von alledem war hier zu sehen. Nur offene Flachwagen, die nicht mehr Schutz vor dem Wetter boten, als etwa das windumheulte Dach eines Wolkenkratzers in Commercestreet in Chicago. Mit einem Seufzer breitete ich meinen Poncho in einem schmutzigen Kohlenwagen aus, wo ich mich vom Nachtwind langsam in den Schlaf singen ließ.

*Et à leur reveil*

*O reveil plein d'horreur!*

konnte ich mit Racine sagen. Ein tolles Schneege-  
stöber fegte über die Pampa, und der hartgefrorene  
Poncho war über und über mit einer dicken Schnee-  
kruste bedeckt. Nicht minder steif gefroren waren  
die Glieder. Kurzum, es war eine höchst unerquickli-  
che Lage und gewiss hätte es noch lange gedauert,  
ehe ich Energie genug gefunden, um meine Betäu-  
bung abzuschütteln, wenn nicht ein gar verlocken-  
des Feuer aus dem Hofe des Stationsgebäudes zu  
mir herüber geleuchtet hätte.



Etwa ein Dutzend Indianer hockten um das Feuer und hielten die frosterstarrten Hände über die wärmende Flamme. Unbeweglich saßen sie da; zwölf knallrote Ponchos mit darauf gestülptem Sombrero. Weiter war nichts von ihnen zu sehen. Als aber der weiße Fremdling in ihren Kreis hineingeschneit kam, wurden sie plötzlich lebendig. »Gringo!« ging es von Mund zu Mund.

Einer stand auf und kam auf mich zu. Er fasste mich nicht eben sanft am Ärmel und grinste über das ganze Gesicht mit so viel Grazie, als bei seinen verwitterten Zügen überhaupt möglich war. Dann setzte er sich wieder hin und die anderen zupften mich am Ärmel. Ich nahm das für eine Einladung und setzte mich zu ihnen ans Feuer. Während es nun in meinem Teekessel lustig brodelte und ich selbst meine erstarrten Lebensgeister über der wärmenden Flamme auftaute, wurden die Indianer nicht müde, mich anzustarren. – Ein Gringo am Lagerfeuer! Leidenschaftlich erörterten sie das Ereignis in der landesüblichen Kitschuasprache, bei der die Gebärden und Grimassen offenbar die Hauptsache sind. Kein Wort verstand ich von dem Kauderwelsch, aber aus den missgünstigen Blicken ihrer grünschillernden Augen konnte ich unschwer erkennen, dass es nicht gerade Liebenswürdigkeiten waren, die sie mir zudachten. Vergebens bot ich mein bestes Kastilianisch auf, um ihnen begreiflich zu machen, dass ich die Harmlosigkeit selber war; aber auf alle meine Reden und Beschwörungen kam nur immer die eine Antwort: »no sabe, no sabe!«

Endlich schien die Beratung bis zu einem gewissen Grade der Beschlussfähigkeit herangereift zu sein. Ein kleines, vertrocknetes Männchen wie der Zwerg im Märchen, wandte sich direkt an mich mit einer wohlgesetzten Rede im reinsten Kitschua, während die anderen sich in erwartungsvolles Schweigen hüllten. Als ich darauf nicht reagierte, setzte ein anderer die Rede fort und so ging es weiter die Reihe herum. Als das alles nichts half, kam der Zwerg, der zuerst gesprochen hatte, auf mich zu und zupfte mich am Ärmel. »La Quiaca, La Quiaca!« sagte er mit weinerlicher Stimme, und wies dabei mit dem schmutzigen Finger nach Norden, wo der Schienenstrang sich in der grauen Pampa verlor. Das war das Passwort für die anderen. Alle sprangen auf einmal auf und zeigten nach Norden. »La Quiaca, La Quiaca!«

Die Aufforderung ließ an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. Sobald ich meinen Tee getrunken hatte, brach ich auf und setzte auf dem Bahndamm die Reise nach La Quiaca fort. Der Wind war inzwischen noch mehr aufgefrischt und führte neben dem Schnee noch ganze Wolken von Flugsand mit. Fein wie Staub und hart wie Glas kamen die Schneekörner herangejagt und bohrten sich in die Haut wie spitze Nadeln, während der Flugsand sich allenthalben in Mund, Nase und Ohren festsetzte.

Es war ein unsagbar mühseliges Wandern! Frei und offen breitete sich die Landschaft nach allen Himmelsrichtungen aus und nirgendwo in der weiten Runde war etwas zu entdecken, das einen wirk-

samen Schutz gegen die Wut des Sturmes gewährte. Nur von Zeit zu Zeit, wenn eine wilde Bö die Schnee- und Staubwolken besonders dick vor sich herjagte, presste ich krampfhaft den Kopf gegen die Leeseite einer Telegrafentaste, umso wenigstens für einige kümmerliche Sekunden die Illusion eines Schutzes zu genießen. Stumpfsinnig tappte ich weiter, ohne zu denken, zu hoffen, oder zu fürchten – weiter – weiter –

Erst gegen Abend ließ die Wut des Sturmes nach, und das weiche Licht der untergehenden Sonne begann durch den dichten Schleier hindurchzuscheinen. Ringsum breitete sich noch immer die Wildnis von Sand und Steinen, untermischt mit dünnen Gräsern, die da und dort in kümmerlichen Büschen im Sand der Steppe vegetierten. In einer Talmulde lagen etliche Roggenfelder, umgeben von dicken Steinwällen zum Schutz gegen die Winde, und an einem Abhang zog sich eine Ansiedlung von armseligen Lehmhütten hin. Ein kleiner, struppiger, mottenzerfressener Esel, der sich an den dünnen Gräsern zwischen den Gleisen gütlich tat, stimmte ein misstönendes Klagelied an. Gerade so hatte ich mir immer, nach Sven Hedins Zeichnungen, eine Landschaft im fernen Tibet vorgestellt. Doch nein, wo hatte ich selbst schon einmal ähnliches gesehen? Es war wohl weit am anderen Ende der Erde, an der Ostküste Sibiriens, wohin mich vor Jahren ein böses Geschick, oder sagen wir lieber: mein eigener Unverstand, verschlagen hatte.

Dieselbe traurige Umgebung, dieselben armseli-

gen Lehmhütten, derselbe kalte Wind, der darüber hinfegte. Sibirien unter fünfzehn Grad südlicher Breite! Ich war ganz zerknirscht.

Ein einsamer Reiter kam die staubige Straße entlang; dem Aussehen nach wohl einer der vielen »Türken«, die sich dort in der Gegend niedergelassen haben. Finster genug schaute er herab von der Höhe seines Maultieres, aber er war doch wenigstens ein Mensch und kein vertiertes Geschöpf wie die Indianer. Und er sprach auch nicht diese gräßliche Kitschuasprache, sondern ein halbwegs verständliches Spanisch.

»Amigo!« rief ich ihn an, als er nahe genug herbeigekommen war, »können Sie mir sagen, wie weit noch der Weg ist bis La Quiaca?«

Ungnädig runzelte der »Türke« die Stirn und schaute mich eine ganze Weile mit bösen Augen an.

»La Quiaca?« sagte er mit spöttischer Gebärde. »Ja, haben Sie denn keine Augen? Das hier ist doch La Quiaca!«

»So, so,« sagte ich zu mir selbst. Ich hatte es mir ein bisschen anders vorgestellt, dieses Mekka aller meiner Träume der letzten Wochen.

Der Ort gewann auch nicht bei näherer Betrachtung. Im Gegenteil! Dieses La Quiaca ist entschieden einer der unwirtlichsten Erdenwinkel, die ich je gesehen habe. Und das will viel heißen. Nur ein einziger, verkümmerter Baum stand einsam und verlassen an einer Ecke der Plaza, und der war von einem Zaun umgeben und bis fast zur Krone hinauf sorgsam eingehüllt, damit die kalten Winde ihm nicht

noch vollends den Garaus machen konnten. Ein niedriges, weißgetünchtes Haus im »Schatten« dieses Baumes trug den anspruchsvollen Namen »Hotel International«. Es war das erste und einzige Hotel am Platze und deshalb musste ich schon notgedrungen mich und meine paar Pesos der Gnade dieses Hotelwirts ausliefern. Nach den vorhergegangenen Erfahrungen verspürte ich nicht die geringste Lust, noch eine weitere Nacht bei »Mutter Grün« zu verbringen.

Eine wohltätige Wärme schlug mir aus der offenen Tür der Gaststube entgegen. In einer Zimmerecke stand sogar ein Stück Hausrat, das ich bisher in den Häusern Südamerikas vergeblich gesucht hatte, nämlich ein richtiger, brummender, singender, warmer, molliger Ofen. Und daneben saß der dicke, blonde Wirt, der eben – nein, es war keine optische Täuschung – die Wochenausgabe der »Deutschen La-Plata-Zeitung« studierte. Die Tatsache, dass sich noch ein anderer Landsmann nach La Quiaca verirren konnte, schien ihn nicht im geringsten zu erstaunen.

»Nu hören Sie mal, mein Kutester,« redete er mich in unverkennbar sächsischem Tonfall an, »was denken Sie bloß von die Marokkogeschichte?«

»Aber, bester Herr, was soll ich davon denken?«

»Und dieser Monsieur Delcassé?«

»Der Delcassé?«

»Und der Poincaré?«

»Von Poincaré habe ich noch nie etwas gehört.«

»Ja Menschenskind, wo haben Sie denn gesteckt

in der letzten Woche? Die ganze Welt ist ja voll davon. Es gibt Krieg! Na, einmal muss es ja doch losgehen. Ich habe meine fünfundfünfzig Jahre auf dem Rücken, und meine Knochen sind schon ein bisschen eingerostet. Aber wenn ich ein junger Kerl wäre wie Sie –« und dann folgte eine Kette von Kraftworten, die mindestens drei Druckzeilen einnehmen würde. Er holte die »Prensa«, die »Argentina«, die »Nacion«, die »Razon«, und andere argentinische und bolivianische Zeitungen herbei, an Hand deren er mir die augenblickliche politische Lage auseinandersetzte. Bald kamen noch einige Deutsche hinzu, die dort bei der Eisenbahn angestellt waren. Aber der übliche Skat wollte nicht recht in Gang kommen, denn das große Ereignis gab Stoff zum Politisieren und zum Entfachen der Begeisterung, die sich in patriotischen Liedern Luft machte. Wie seltsam es klang dort oben in den schwarzen Bergen:

*Einigkeit und Recht und Freiheit  
Sind des Glückes Unterpfand,  
Blüh' im Glanze dieses Glückes  
Blühe, deutsches Vaterland.*

Ich aber konnte damals der marokkanischen Frage kein richtiges Interesse abgewinnen. Ich hörte nur immer den Sturmwind an den Fenstern rütteln und dachte mit Grausen an den morgigen Reisetag. –

Am nächsten Morgen, als ich meine Siebensachen für die Weiterreise packte, gab mir mein lie-

benswürdiger Wirt noch allerlei nützliche Winke mit auf den Weg.

»Wenn Sie einem guten Rat zugänglich wären, würde ich Ihnen vorschlagen, sofort wieder zurückzufahren,« sagte er mit spöttischem Lächeln, »ich würde gern mit einem der Zugführer reden, damit er Sie mitnimmt. Es ist besser, wenn Sie sich die bolivianischen Pläne gleich aus dem Kopf schlagen, denn dort drüben werden Sie es doch nicht lange aushalten.«

»Ich will aber doch gar nicht in Bolivien bleiben, sondern nach Antofagasta an der chilenischen Küste.«

»Ja, selbstverständlich nach Antofagasta!« lachte er. »Das habe ich schon oft gehört. Fast jede Woche bekomme ich Besuch von Landsleuten, die in der Welt herumreisen, und alle wollen sie nach Chile, nach Peru, nach Ecuador und weiß der Himmel, wo sonst noch hin. Aber nach vierzehn Tagen kommen sie wieder über die Grenze und sind froh, wenn ich ihnen einen Freipass nach Tucuman verschaffe. Haben Sie sich schon einmal klargemacht, dass es noch ein verteufelt langer Weg ist bis Antofagasta? Gleich jenseits des kleinen Baches an der anderen Seite La Quiacas ist die bolivianische Grenze, und von dort geht der Weg – oder was man hierzulande einen Weg nennt – geradewegs nach Norden bis Tupiza und von dort über die *Sierra Santa Barbara* nach Uyuni, der Station an der Eisenbahn, die von Antofagasta nach La Paz führt. Es sind reichlich vierhundert Kilometer, die Sie bis dahin zu laufen ha-

ben, mein Lieber! Und das alles über Stock und Stein, über Berge und durch Flüsse, die Sie durchwaten müssen, denn Brücken gibt es keine.«

»Und wie steht's mit dem Übernachten?« fragte ich ahnungsvoll.

»Das ist gerade das Schlimmste bei der Sache,« fuhr er fort, »übernachten kann man nur in den *Tambos*, das sind kleine rußige Schutzhütten, die von der Regierung am Wege errichtet sind. Sie stehen immer etwa vierzig bis fünfzig Kilometer voneinander, und wer die Entfernung an einem Tag nicht zurücklegen kann, der muss noch ein Stück von der Nacht zu Hilfe nehmen oder aber in der barbarischen Kälte erfrieren. Für Fußgänger ist man hierzulande nicht eingerichtet. – Und dann die Puna, die Puna, – wissen Sie, was Puna ist?«

»Nein.«

»Das werden Sie noch frühe genug herausfinden. Die Puna ist eben die Puna; so eine Art Mittel Ding zwischen der Seekrankheit und einer doppelseitigen Lungenentzündung. Wenn sie aufs Herz schlägt, dann muss man ins Gras beißen. Das kommt dort oben alle Tage vor. Beschreiben kann man das nicht, aber bis Sie erst einmal an der Sierra Santa Barbara, in fünftausend Meter Meereshöhe sind, werden Sie's schon selbst herausgefunden haben. – Darum überlegen Sie sich's noch einmal mit der Reise! Nein? Nun dann gehen Sie meinetwegen bis ans Ende der Welt, Sie unverständiges Stück Eigensinn! Aber sehen Sie zu, dass Sie den Weg nicht verfehlen, sonst landen Sie unversehens in Potosi



oder Cochabamba. – Bis Tupiza ist er nicht zu verfehlen. Das ist ein hübsches Städtchen, hundert Kilometer von hier. Wie ich noch jung gewesen bin, habe ich den Weg oft in zwei Tagen gemacht.«

Noch andere Unterweisungen gab mir der besorgte Landsmann, und als ich endlich wieder draußen auf der Landstraße stand, da wirbelte es in meinem Kopfe von neuen Namen: Tupiza, Uyuni, Cochabamba, Potosi – eine ganze Welt hatte sich vor mir aufgetan. Eben war ich dabei, mir das Gehörte noch einmal im Kopf zurechtzulegen, als jemand eiligst auf mich zukam. Es war kein anderer als der Türke, dem ich tags zuvor hoch zu Ross begegnet war.

»Guten Tag, Freundchen,« rief er mir schon von weitem zu, »wollen Sie vielleicht noch einkaufen für die Reise? Tabak – Seife – Büchsenfleisch – ein hübsches Pañuelo – ein Poncho? Es ist die letzte Gelegenheit, denn drüben über der Grenze ist alles noch einmal so teuer. – Aber was sehe ich, Caballero! Mit den Schuhen wollen Sie durch Bolivien reisen? Damit kommen Sie unter Garantie keine drei Tage weit. – Nehmen Sie bei mir prima Ware – direkt von Buenos Aires – passt Ihnen wie angegossen!«

Und ehe ich wusste, wie mir geschah, hatte er mich in einen großen Kramladen geschleppt, in dem in buntem Durcheinander, wie in einem orientalischen Bazar, alle Schätze der beiden Welten, von der Wanduhr bis zu einer Schachtel Sunlightseife feilgeboten waren.

Im Handumdrehen hatte er mir ein Paar wirklich

annehmbarer, guter Schuhe verkauft.

»Und was bin ich Ihnen schuldig?« fragte ich.

»Oh, die bekommen Sie ganz umsonst, ich tue immer gern einem armen Wanderer einen Gefallen. – Kann ich vielleicht sonst noch etwas für Sie tun? Haben Sie schon Ihre Pesos umgewechselt?«

Wahrhaftig, daran hatte ich noch gar nicht gedacht! Wenn ich nach Bolivien reiste, musste ich doch zuerst meine argentinischen Pesos los werden. Dienstfertig nahm der Türke meine fünfundzwanzig Pesos in Empfang und gab mir dafür die gleiche Anzahl Bolivianos, ohne aber dabei das kleine Disagio von zehn vom Hundert in Rechnung zu bringen. Die Schuhe hatten sich also doch einigermaßen bezahlt gemacht. Wie sagt doch der Amerikaner? *Charity begins at home.* – –

»Beehren Sie mich bald wieder!« hörte ich den Türken noch hinter mir rufen, während ich mit großen Schritten in den heraufdämmernden Tag hineinmarschierte.

Der Morgen hatte die Prophezeiungen des vorhergehenden Tages zuschanden gemacht. Der Wind war völlig ausgestorben und ein ruhiger, klarer Wintermorgen lag über der Landschaft. Kerzengerade stieg der Rauch aus den Hütten in die Höhe und zog sich dann in dünnen, bläulichen Streifen am Himmel hin. Wo aber der Sturm über Nacht den Schnee zusammengefeigt hatte, da glitzerte und funkelte es wie von tausend Diamanten im Scheine der Morgensonne, die blutigrot hinter den schwarzen Bergen hervorgekrochen kam. Die hartgefrorene

Erde klang metallisch unter den Füßen. Kurzum: ein Tag, der für eine lange Fußwanderung wie geschaffen war.

Etwas unheimlich wurde mir doch zumute, als ich über das dünne Eis des Grenzflüsschens schwankte und dann einen steilen Abhang hinauf im vielgeschmähten Land Bolivien anlangte. Kaum war ich oben, als ein Zollbeamter in blauer Uniform und mit einem dunklen Indianergesicht sich meiner annahm.

»Wohin?« fragte er nicht gerade gnädig.

»Nach Bolivien.«

»Das brauchen Sie mir nicht erst zu sagen. – Beruf?«

»Mechaniker.«

»Natürlich Mechaniker! Seit Wochen ist keiner mehr über die Grenze gekommen, der nicht Mechaniker gewesen wäre. Vorher waren alle Ingenieure. Nächstens werden es vielleicht Buchhalter sein.«

»Wünschen der Herr Inspektor vielleicht meine Papiere zu sehen?« fragte ich mit einem kühnen Griff nach meiner nicht vorhandenen Briefftasche.

»Nein!« rief der Inspektor mit beschwörender Gebärde, »verschonen Sie mich, Caballero! Gehen Sie ruhig weiter und lassen Sie sich's gut gehen in Bolivien.«

Ähnlich wie drüben auf der anderen Seite von La Quiaca führte auch hier der Weg über eine leicht gewellte, mit vereinzelt Grasbüscheln bestandene Pampa, auf der zuweilen ein bockiges Lama mit grotesken Sprüngen davoneilte, oder ein kleiner Esel

sich mitten auf der Straße aufpflanzte, der den fremden Wanderer mit sanften, intelligenten Augen betrachtete. Sonst war in der weiten Runde kein Lebewesen und keine Spur einer menschlichen Tätigkeit zu erblicken. Ringsum, so weit das Auge reichte, breitete sich eine kahle, unwirtliche Landschaft, über der das dumpfe, unheimliche Schweigen der Wildnis brütete.

Erst als die Sonne sich zu neigen begann, bemerkte ich einen Wanderer, der mir auf meinem Wege entgegenkam. Der Ärmste schien sehr müde und hungrig, und da er, mehr an seinen Gesichtszügen als an seiner braungebrannten Hautfarbe als Gringo erkenntlich war, hatte ich Mitleid mit ihm und lud ihn zu »einer Tasse Tee«, eine Aufforderung, die ich nicht zu wiederholen brauchte. Schnell scharfte ich etwas trockenen Lamamist zusammen und röstete auf dem damit entzündeten Feuer die Hammelkeule, die mein freundlicher und fürsorglicher Wirt mir auf den Weg mitgegeben hatte, zusammen mit einer Blechdose, in der das Teewasser gekocht wurde.

Allen diesen Vorbereitungen sah mein seltsamer Gast mit stumpfer Gleichgültigkeit zu. Selbst der Duft des saftigen Hammelbratens verlockte ihn nicht. Er machte den Eindruck eines von Hunger und Müdigkeit gänzlich gebrochenen Menschen. Nur von dem heißen Tee konnte er nicht genug bekommen und dieser begann denn auch allmählich seine Zunge zu lösen.

»Nun sagen Sie mir ehrlich,« hob er unvermittelt

an in reinstem Kastilianisch, das den geborenen Spanier verriet, »kann man mir das ansehen, dass ich vor drei Monaten noch ein Gentleman – ein Caballero gewesen bin?«

Verwundert betrachtete ich ihn mir von oben bis unten. Nein, beim besten Willen konnte man ihm das nicht ansehen. Wie er so dasaß mit den zerrissenen Kleidern, dem bleichen, eingefallenen Gesicht und den wirren Haaren, war er vielmehr ein Bild des wandelnden Elends.

»Und doch bin ich ein Caballero gewesen,« fuhr er fort in wohlgesetzter Rede, »ein Caballero mit amerikanischen Patentschuhen und einem Panamahut. Aber kaum war ich im ersten Dorf dieses Affenlandes angelangt, da hat mir der Polizeikommissar die amerikanischen Schuhe weggenommen, und der Bürgermeister hat den Panamahut behalten.«

»Der Bürgermeister?« rief ich voller Entsetzen.

»Jawohl, der Bürgermeister! Amigo, Sie haben noch keine Ahnung davon, was man in Bolivien erleben kann! Bei uns in Spanien nimmt man's ja auch nicht so genau, und die Polizei ist auch immer dort zur Stelle, wo es etwas zu verdienen gibt, aber den Hut vom Kopf und die Schuhe von den Füßen stiehlt man nicht, – nein, dazu ist man doch zu sehr Caballero!«

Das war auch ganz meine Ansicht, und da ich nichts Passendes zu antworten wusste, sahen wir eine Weile in das verlöschende Feuer, bis der andere den Faden seiner Gedanken wieder aufnahm.

»Können Sie halbgekochte Maiskörner essen?«

fragte er dann weiter.

»Wenn's sein muss, warum nicht?«

»Umso besser, wenn Sie's können. Bei uns füttert man damit die Schweine. – Haben Sie schon einmal Tschitscha getrunken?«

»Noch nie davon gehört.«

»Nun, das ist alles, was man hierzulande bekommt! Mais und Tschitscha, Tschitscha und Mais. Und immer bar bezahlen, denn umsonst ist der Tod in Bolivien. Für eine Schüssel Mais musste ich meinen Poncho zurücklassen und für eine Flasche Tschitscha den Rock, und als ich gar nichts mehr zu verkaufen oder zu verschenken hatte, haben diese kitschuasprechenden Teufel mich bei Nacht und Nebel mit den Hunden von der Tür gejagt. Ein Wunder, dass ich bei der sibirischen Kälte nicht längst schon in der Pampa erfroren bin.«

»Aber nun ist es genug,« fuhr er fort mit Tränen der Wut in den Augen, »genug Bolivien für mich! Seit zwei Tagen bin ich ohne Aufenthalt fünfzehn Leguas gelaufen, und ich will nicht ruhen, ehe ich die Grenze des freien Argentinien erreicht und dieses ungastliche Land mit einem Fluch und einem Steinwurf hinter mir gelassen habe! – Wie viele Leguas sind es noch bis Tucuman?«

Noch manches berichtete er in seiner wirren, zusammenhanglosen Art von seiner bolivianischen Odyssee. Er war ein spanischer Matrose, der vor einem halben Jahr von einem Segelschiff in Antofagasta weggelaufen war und in umgekehrter Richtung genau dieselbe Reise hinter sich hatte, die ich

eben erst zu unternehmen gedachte. Aber außer dem Klagelied von Ach und Weh war keine vernünftige Auskunft von ihm zu erlangen, und so machten wir uns bald wieder auf den Weg, ein jeder nach seiner Richtung.

Dieses erste Zusammentreffen auf bolivianischer Erde gab doch Anlass zum Nachdenken. Na, Gott sei Dank, wegen der Lackschuhe brauchte ich mich nicht vor dem Polizeibeamten zu verstecken, und ein eitler Bürgermeister würde bei mir vergeblich nach einem Panamahut suchen. Um meinen neuen Poncho war mir allerdings bange, und ich beschloss, ihn in Zukunft vor dem Zusammentreffen mit einem Vertreter der Obrigkeit nach Möglichkeit in Sicherheit zu bringen.

Gegen Abend begann es auf der Landstraße lebendiger zu werden. Eingehüllt in große gelbe Staubwolken zogen lange Karawanen mit Hunderten von Lasttieren vorüber, begleitet von zwei bis drei indianischen Treibern, die hoch zu Maultier hinterdrein ritten. Finstere, unheimlich aussehende Gesellen! Über der Schulter trugen sie den lose herunterhängenden Poncho aus buntem, hausgewebtem Stoff, der bis zur wohlgefüllten Satteltasche reichte, in der sie den gerösteten Mais als Mundvorrat für die Reise aufbewahrten. Auf dem Kopf der hohe, zuckerhutartige Hut und darunter ein dunkles, hartes, wie aus Stein gemeißeltes Gesicht. Höflich waren sie bis zur Übertreibung. Beim Vorüberreiten lüfteten sie den Sombrero mit einer Verbeugung, die jedem Salonlöwen zur Ehre gereicht hätte: »Buenos

*dias, señor!«*

Aber in dem stechenden Blick ihrer tückischen Augen stand doch deutlich zu lesen: »Ha, Gringo, wenn ich nur könnte, wie ich wollte!«

Und konnten sie das etwa nicht? Was wäre einfacher gewesen, als dass sie mir mit dem langen Cuchillo, das sie stets im Gürtel trugen, den Garaus gemacht und mein Gebein irgendwo im Sande verscharrt hätten. Niemand hätte je davon erfahren. Nur die Schakale hätten darob einen Klagegesang angestimmt, und der Wüstenwind dazu ein Sterbelied gesungen. Ein toter Gringo am Wege! Weg damit! Die Toten erzählen keine Geschichten.

Noch heute überläuft mich zuweilen eine Gänsehaut, wenn ich mir das alles noch einmal vergegenwärtige.

Doch man ließ mich ruhig meines Weges ziehen. Längst schon hat jahrhundertelange Bedrückung den Geist dieses einst so stolzen und selbstbewussten Volkes gebrochen, und sie haben sich in ihr Schicksal finden gelernt wie der Löwe, der sich knurrend der Peitsche des Bändigers fügt. Sie haben gelernt, den Hass gegen die Gringos im tiefsten Herzen zu vergraben und über die Lippen kommt nur das devote: »*Buenos dias, señor caballero.*«

Allerlei Lasttiere werden bei solchen Karawanen verwendet. Am beliebtesten ist der Maulesel, weil er wegen seiner Kraft und Schnelligkeit bei weitem am leistungsfähigsten ist. Da aber eine Maultierkarawane ein großer Luxus ist, sieht man weit öfter den bescheidenen Bruder Langohr auf der boliviani-



schen Landstraße. Das Tragtier erster Güte in jenen Gegenden ist jedoch das Lama.

Ein gar eigentümliches Lebewesen ist so ein Lama. Wollte man seine Art und Unart ausführlich behandeln und dabei eine Durchleuchtung seines verwickelten Seelenlebens vornehmen, so müsste man ein ganzes Buch ausfüllen und käme doch nie zu Ende damit. Seine vornehmste Charaktereigenschaft ist wohl seine Bedürfnislosigkeit. Dem Besitzer verursacht es in der Regel keine anderen Unkosten, als den mäßigen Anschaffungspreis, denn keine Weide ist so spärlich, als dass nicht ein Lama darauf seinen Unterhalt finden könnte. Einige bittere Gräser am Wege genügen vollkommen für seine Bedürfnisse. Und wenn auch diese fehlen, so kann es ruhig ein paar Tage hungern, ohne Schaden zu leiden an seiner Gesundheit. Das sind aber auch die einzigen Vorzüge des Lamas. Im übrigen ist es ein störrisches, bissiges, eigensinniges, schwer zu behandelndes Geschöpf, das bei der Arbeit nur in beschränktem Maße zu gebrauchen ist. Bepackt man seinen breiten wolligen Rücken mit Lasten von mehr als einem Quintal, gleich fünfzig Pfund, so gibt es durch Spucken und bockige Gebärden seinem Missfallen Ausdruck, und man kann sicher sein, dass es kurz vor dem Ziel am Wege liegen bleiben wird. Und das Lama ein Reittier! O, Daniel Defoe!

Es blieb mir indes nicht viel Zeit zu derartigen zoologischen Betrachtungen. Fünfzig Kilometer auf bolivianischer Landstraße sind noch einmal so lang wie irgendwo sonst auf der Erde. Mit entmutigen-

der Regelmäßigkeit zogen sich die flachen Bodenwellen durch das Land. Kaum war man über eine weg, so baute sich in der Ferne wieder eine andere auf, die der eben überwundenen so ähnlich sah wie ein Ei dem anderen. Mittags stand die Sonne senkrecht über dem Kopfe und brannte erbarmungslos auf das graue, schattenlose Land. Grau, grau war ringsum die Steppe. Dürre Grasbüschel vegetierten auf losen Sanddünen. Öde und Einsamkeit brütete unter dem stahlblauen Himmel. Alt und grau und verwittert schien alles unter dem harten Licht des grellen Tages. Schon malte der Abend seine Farben in der Ferne. Die Finsternis hockte in den Ecken und die kurze Dämmerung der Tropen zitterte am Himmel. Vereinzelte Sterne begannen vorwitzig herauszuschauen wie kleine Glasperlen aus dem schwarzen Sammetkleid der sinkenden Nacht. Ich fing an müde zu werden von der langen Wanderung. Die Steine der Straße wurden immer härter, und der Sand immer tiefer. Weiter und weiter wanderte ich durch die Dunkelheit der mondlosen Nacht und noch immer war kein Tambo zu sehen.

## Auf bolivianischer Landstraße

BESUCH BEIM BÜRGERMEISTER. – BOLIVIANISCHE  
GASTHÖFE. – DER TAMBO. – EIN SELTSAMER GAST. –  
DON CESAR ANTONIO BALDINI KANN ALLES. – ER BIETET  
SICH ALS REISEBEGLEITER AN. – DER NARR AUF DER  
LANDSTRAßE. – TSCHITSCHA UND KOKA. – DER  
SCHATTEN DES PETER SCHLEMIHL. – EIN LIEBESDIENST.  
– TUPIZA, DIE VERZAUBERTE STADT. – DON CESAR  
ANTONIO BALDINI ENTWICKELT SEINE TALENTE. –  
WEITER IN DIE WILDNIS.

Die Sonne war längst schon hinter den fernen Hügeln im Westen verschwunden, und weiße Nebel begannen aus den feuchten Mulden der Pampa aufzusteigen, als ich ein kleines Dorf erreichte, dessen Namen ich längst vergessen habe. Zu beiden Seiten der Straße tauchten ein paar Lehmhütten auf, die sich von der gelben Erde der Pampa kaum abhoben. Bissige Hunde mit hungrigen Wolfsaugen ließen ihre misstönende Stimme vernehmen. Nackte Kinder kauten an halb gerösteten Maiskolben, und eine Gesellschaft dunkelhäutiger Indianer war dabei, eine Lamakarawane abzuschirren.

»Jawohl, das ist hier der Tambo,« antwortete mir einer von den Leuten, der ein einigermaßen verständliches Spanisch sprach, »aber erst müssen Sie bei Don Felipe um Erlaubnis fragen, wenn Sie hier übernachten wollen.«

»Und wer ist denn dieser Don Felipe?«

»El señor corregidor – der Herr Bürgermeister.«

Es dauerte eine Weile, ehe ich die Behausung dieses hochmögenden Herrn ausfindig gemacht hatte. Er wohnte in einer Hütte aus ungebranntem Lehm. Durch die niedrige Türöffnung, die durch ein Stück Sackleinwand gegen neugierige Blicke von draußen geschützt war, gelangte man in einen kahlen, finsternen Raum mit rauchgeschwärzter Decke, in dem eben eine alte runzlige Indianerfrau in einem rußigen Kochtopf auf offenem Feuer eine Maissuppe kochte. Bei meinem Anblick fiel ihr vor Erstaunen die Tabakspfeife aus dem Munde.

»Gringo!« entfuhr es ihr gurgelnd.

»Que quiere!« ließ sich eine scharfe Stimme im dunklen Hintergrund vernehmen.

»Ich wünsche den Herrn Bürgermeister zu sprechen.«

»Der bin ich selber!« sagte die Stimme wieder, und dann erhob sich eine lange, dürre Gestalt mit einem knochigen Indianergesicht, auf dem der flackernde Schein des Feuers spielte. »Bueno,« sagte er mit strenger Miene, nachdem ich mein Anliegen vorgebracht hatte. »Sie können hier übernachten, aber morgen in aller Frühe machen Sie, dass Sie fortkommen. Fremde sind verdächtig hierzulande!«

Ich brauchte mich nicht lange nach dem Tambo umzusehen. Das Schreien der Esel und das Blöken der Schafe verriet ihn so gut wie einst die Gänse das Kapitol. Als Gasthof war er das letzte Wort in spartanischer Einfachheit. Am liebsten hätte ich draußen übernachtet; aber es war Winter, es war

kalt, die Wölfe und die Schakale trieben draußen ihr Unwesen, und vier rußige Wände sind immer noch ein begehrenswertes Obdach, wenn draußen bei Null Grad Celsius ein Pampawind weht. – Also vorwärts! Nur nicht ängstlich!

Durch ein enges Tor gelangt man in einen weiten, von hohen Lehmmauern umgebenen Hof, wo Esel, Maulesel und Lamas in buntem Durcheinander umherstehen, dicht zusammengedrängt, um sich vor der Kälte zu schützen und unruhig scharrend und stampfend, um den abendlichen Frost abzuschütteln, der sich vom klaren Sternenhimmel herabzusenken beginnt. Im Hintergrund des Hofes liegt ein kleiner überdachter Raum, der als Unterkunftsort für die Menschen vorgesehen ist.

Dumpf und dunkel ist es dort drinnen, wie in einem Kellergewölbe. Ein dicker, bläulicher Rauch kommt aus der Türöffnung herausgequollen und setzt sich beißend in den Augen fest. Gleich beim Eintritt kommt unser Fuß mit einem quer vor der Tür liegenden weichen Gegenstand in Berührung, worauf sich eine atemberaubende Flut von spanischen und Kitschuaadjektiven, begleitet von der Skala aller Heiligen im Kalender, von der Santa Maria bis zum heiligen Nikodemus, über das Haupt des Unvorsichtigen ergießt. Durch diese Erfahrung gewitzigt, tastet man sich hinfort mit aller Vorsicht über die Menschenleiber nach der Feuerstelle, wo man beim unruhigen Licht der Flammen seine Tasse Tee oder seine Hammelkeule zubereitet. Dort am Feuer hocken gewöhnlich auch noch einige alte

Weiber und kochen Suppe mit viel Wasser, wenig Reis, aber desto mehr von dem roten spanischen Pfeffer, der die Lieblingsspeise eines jeden echten Südamerikaners ist. Einen Teller dieser Suppe verkaufen sie für zehn Centavos. Teuer genug.

Als ich es mir gerade nach Möglichkeit am Feuer bequem zu machen suchte, kam noch ein anderer Reisender herein. Ein Riese von einem Menschen, der mit seiner breiten Gestalt nur seitwärts durch die Türe kommen konnte und der sich bücken musste, um nicht an der rußigen Decke anzustoßen.

»*Buenas dias!*« sagte er mit dröhnender Bassstimme, die die Teller auf der Feuerstelle rasseln machte und unter den Schläfern einen Chorus der Entrüstung entfachte. Aber der fremde Riese kehrte sich nicht daran.

»*Buenas dias!*« wiederholte er nochmals, während er sich einen Weg über die umherliegenden Schläfer bahnte. Alsdann setzte er sich gemächlich auf den Herd neben dem Feuer. Wahrlich, er war ein unheimlicher Geselle! Er hatte ein schmutziges, aufgedunsenes Gesicht mit einem dichten, schwarzen Stoppelbart und kleinen, stechenden Augen, die unruhig im ganzen Raum umhertanzten. Plötzlich blieben sie wie gebannt an mir hängen: »Was für ein Landsmann bist du?«

»Ein Deutscher,« antwortete ich.

»So, so,« fuhr der Riese fort, »dann sind wir ja Landsleute. Ich bin auch aus der Gegend – *Italiano!*«

»Aber ...«

»Hier gibt's kein aber! Gringo ist Gringo! Da macht man hierzulande keinen Unterschied! – Und wohin geht die Reise?«

»Nach – nach Norden. Vorerst nach Tupiza.«

»Ha, da will ich auch gerade hin! Reisen wir morgen zusammen. *Vamos compagnero, vamos compagnero!* Du sollst froh sein, dass du einen Begleiter gefunden hast für die lange Reise,« fuhr er fort, nachdem er beobachtet hatte, mit wie wenig Begeisterung ich seinen Vorschlag aufgenommen hatte, »und dazu noch einen vollkommenen Caballero! – Antonio Baldini ist mein Name. (Dies mit einer königlichen Verbeugung.) – Don Cesar Antonio Baldini! Ingenieur von Beruf. Ich spreche zehn Sprachen. *Ingles, Frances, Tedesco* – das ist bei mir alles ein und dasselbe. Klaviervirtuose bin ich auch. Und Sänger –«

Sicherlich hätte er die Reihe der Fähigkeiten noch weiter fortgesetzt, wenn nicht ein neben dem Feuer liegender dunkelhäutiger Indianer rebellisch geworden wäre und etwas von einem Cuchillo gemurmelt hätte, mit dem er dem Gringo den Garaus machen würde, wenn er sich etwa einfallen ließe, etwas von seinen Gesangkünsten zum besten zu geben.

Das hatte eine entschieden besänftigende Wirkung auf den Redestrom des Italieners, aber wie ich schon in meinen Poncho eingewickelt in einer Ecke des Raumes lag, hörte ich noch mit halbwachen Ohren, wie er in seinem sonderbaren Mischmasch von

Spanisch und Italienisch seine Vorzüge als Reisebegleiter auseinandersetzte und hinter jedem neuen Argument den aufmunternden Nachsatz: »*Vamos compa ero! Vamos compa ero!*« Erst ganz allmählich versiegte seine Beredsamkeit, und nur das eintönige Gebetsmurmeln der anderen war noch zu vernehmen; denn die Leute sind fromm in Bolivien. –

Es war noch früh am Tage, und die flimmernde Pracht des südlichen Sternenhimmels leuchtete noch über der Pampa, als ich die Weiterreise antrat. Leise hatte ich mich davongemacht, damit Don Cesar Antonio Baldini ja nichts davon gewahr wurde.

Bei Tagesanbruch hatte ich schon zwei spanische Meilen zurückgelegt, denn es war ein frostiger Morgen, und man musste ordentlich ausschreiten, um die steifen Glieder zu erwärmen. Als aber das erste Tageslicht über den östlichen Himmel huschte und dann die warme Sonne sich in Millionen von Tautropfen an den d rren Gräsern der Steppe spiegelte, da wurde es lebendig in mir vor Reiselust. Mir fiel auf einmal ein altes Liedlein ein, das ich längst schon vergessen hatte:

*Wem Gott will rechte Gunst erweisen,  
Den schickt er in die weite Welt,  
Dem will er seine Wunder weisen  
In Flur und Wald, in Strom und Feld.*

Während ich noch diesen angenehmen Betrachtungen nachhing, vernahm ich plötzlich hinter mir eine gewaltige Stimme, die sich inmitten der schwei-



genden Wildnis beinahe geisterhaft anhörte: »*Vamos compagnero!*« Mich überlief es mit einer Gänsehaut – der Italiener? Wahrhaftig, da kam er mit Riesenschritten hinter mir her. Mit den langen Armen zog er beschwörende Kreise, und einmal ums andere wiederholte er mit dröhnender Stimme: »*Es-pere un momentito! Vamos compagnero, vamos compagnero!*«

Und wie sah er aus! War er mir schon in der Hütte, beim schwachen Schein des Feuers wenig vertrauenerweckend erschienen, so machte er jetzt im mitleidslosen Tageslicht einen geradezu unheimlichen Eindruck. Die fantastischsten Vagabundenbilder der Fliegenden Blätter, ja nicht einmal Happy Hooligan, Gloomy Gus und Weary Willy, die drei grotesken Trampfiguren amerikanischer Sonntagszeitungen würden ausreichen, um ein solches Bild der Verkommenheit zu malen. Keinerlei Gepäck, nicht einmal einen Poncho trug er mit sich. Vielleicht als einziges trauriges Überbleibsel aus besserer Zeit trug er einen steifen Hut, dessen eine Hälfte den Flammen irgendeines Lagerfeuers zum Opfer gefallen war. Die Blöße des Körpers war nur bedeckt mit einem verschossenen, grünlich schillernden Anzug, der in Ermangelung der Knöpfe mit einer Schnur um den Leib gebunden war. Das aufgedunsene Gesicht mit dem struppigen schwarzen Stoppelbart sah aus, als ob es seit Monaten kein Wasser und keine Seife mehr gesehen hätte. »*Vamos compagnero!*« keuchte er atemlos, als er mich eingeholt hatte.

»Such dir den Teufel zum Compagnero,« antwortete ich ungnädig.

»Ich bin Ingenieur!«

»Ein Kamel bist du.«

»Ich spreche zehn Sprachen: *Ingles, Frances, Tedesco* – –«

»Wenn du aber jetzt nicht machst, dass du fortkommst –« Doch er war nicht abzuschütteln. Selbst als ich wütend auf ihn losging und ihn mit einer Auswahl von Attributen bedachte, unter denen das Kamel und das Rhinoceros noch die zahmsten waren, verzog er sein Gesicht nur zu einem mitleidigen Grinsen und schaute mich mit gläsernen Augen an. Diese Augen! An ihrem flackernden, unsteten Licht konnte ich sehen, dass ich es mit einem Irrsinnigen zu tun hatte.

Mir wurde unbehaglich zumute. Mit großen Schritten eilte ich die Landstraße entlang, um den unheimlichen Reisegefährten loszuwerden. Aber Don Cesar Antonio Baldini hatte längere Beine als ich und verfolgte mich während des ganzen morgens wie mein eigener Schatten.

Gegen Mittag, als die Sonne vom Zenit herunterbrannte, als die vorüberziehenden Karawanen den Sand der Straße zu Staubwolken aufwirbelten und es aussah, als ob die eintönige Steppe kein Ende nehmen wollte, da tat sich ganz unvermittelt ein Landschaftsbild vor mir auf, das an verblüffendem Szenenwechsel seinesgleichen sucht. Schroff und unvermittelt bricht das Hochland ab und führt einen steilen Abhang hinab in ein wohl tausend Meter

tiefer liegendes Tal, in dessen Grunde zwischen Maisfeldern und Obstbäumen ein breiter Fluss wie ein Silberband dahinzieht. Auf der anderen Seite des Tals, gegen Norden, steigt das Land zu gewaltigen Bergen in blauer, dunstiger Ferne an, wo da und dort eine weiße Schneekuppe aufleuchtet. Bei diesem Anblick lachte mir das Herz vor Freude. Das war Bolivien! Das richtige Bolivien, so wie ich es mir immer vorgestellt hatte. Dort drunten im Tal lag Tupiza, dort hinten über dem nördlichen Horizont die Schneekuppe, das war die Sierra Santa Barbara, und dahinter – ja, da lag Uyuni, an der Eisenbahn nach Antofagasta! Alles sah man vor sich, wie auf einer Landkarte.

Von nun an führte der Weg in langen Windungen bergab, durch einen Buschwald, aus dem da und dort eine Bast- oder Lehmhütte der Indianer hervorschaute, umgeben von einem kleinen Maisfeld, in dem die Schweine und die kleinen Kinder wühlten und dürre, halbgerupfte Hühner nach vergessenen Maiskörnern suchten. Da der männliche Teil der Bevölkerung meist fern der Heimat als Karawanenführer auf der Landstraße weilt, sah man fast nur Frauen und Kinder, die in halbwachem Zustand vor der Tür der Hütte hindämmerten und die Zeit mit Tschitschatrinken und Kokakauen totschlugen. Das Tschitscha ist das Nationalgetränk im Westen Südamerikas. In Chile wird es aus Trauben hergestellt und schmeckt nicht übel. Die Bolivianer aber, denen eine raue Heimat die Trauben zu hoch gehängt hat, verwenden Mais zur Herstellung. Solches

Maistschitscha schmeckt abscheulich. Das Nationallaster des bolivianischen Indianers ist jedoch das Kauen der Koka, einer gewissen Sorte zäher, dunkelgrüner Blätter, ähnlich denjenigen des australischen Gummibaums. Es ist schwer einzusehen, worin der Genuss besteht, denn das Zeug schmeckt ungemein bitter. Außerdem ist es gesundheitsgefährlich.<sup>1</sup> Von Leuten, die einen Einblick in die Verhältnisse haben, hörte ich später oftmals die Ansicht, dass das Koka noch die ganze Rasse zugrunde richten wird, denn ein jeder Indianer jener Gegenden ist ein Sklave dieses Krauts. Neun Zehntel seines sauer erworbenen Verdienstes setzt er in Koka um. Und wenn auch die Zeiten schlecht sind, wenn er keinen Hut mehr auf dem Kopfe und keine Schuhe mehr an den Füßen hat, wenn es keinen Mais, kein Mehl und kein Hammelfleisch mehr gibt, und wenn kein Öl mehr im Krüge ist – so lange noch Koka im Hause ist, hat's keine Not.

Gegen Abend langte ich unten im Tal am Ufer des Flusses an. Er stellte sich als ein größeres Hindernis heraus, als es von oben den Anschein hatte, denn er war breit und tief. Brücken gab es nicht, und bei der Geschwindigkeit, mit der die gelben Fluten talabwärts schossen, war an ein Durchschwimmen auch nicht zu denken. Auf's Geratewohl versuchte ich es mit dem Durchwaten, was mir auch tatsächlich schon aufs erstemal gelang, obwohl mir das Wasser stellenweise bis zum Mund reichte. Schlimmer erging es meinem Compagno. Mehrmals

versuchte er vorsichtig seinen Weg durch eine ihm günstig scheinende Stelle zu tasten, aber jedes Mal, wenn sein Körper mit dem ungewohnten Wasser in Berührung kam, zitterte er am ganzen Leib und sein aufgedunsenes Gesicht wurde aschfahl. Einmal rannte er mit einem verzweifelten Vorstoß mitten in den Fluss hinein, und die Strömung begann ihn mit sich fortzureißen. Er machte die verzweifeltsten Anstrengungen, um sich wieder ans Ufer zu retten, und seine Hilferufe waren so laut, dass zwei Lamas, die am Ufer weideten, mit entsetzten Sprüngen davonjagten. Das letzte, was ich von ihm gesehen habe, war ein triefendes Bündel Lumpen, das weiter unterhalb am jenseitigen Ufer an Land gekrochen kam.

Mit beruhigtem Gewissen setzte ich meine Reise fort bis zu dem etwas weiter oberhalb des Flusses gelegenen Dorf Suipacha, wo ich zu meiner Freude eine richtiggehende Fonda ausfindig machte, denn nach den vorhergegangenen Erfahrungen gelüstete mich nicht nach einer weiteren Nacht im Tambo. Die Besitzerin der Fonda, eine waschechte Spanierin, war sehr froh, einmal wieder einen Gringo zu bewirten, und sie erzählte mir allerlei Merkwürdiges über Land und Leute, während sie das Puchero kochte und die Flasche Rotwein auf den wachstuchüberzogenen Tisch stellte.

»Von La Quiaca kommen Sie?« fragte sie erstaunt, »und von Tucuman? Und von Buenos Aires geradewegs hierher nach Suipacha? *Madre dios*, auf was für merkwürdige Ideen doch die Alemanos kom-

men!«

Ich wollte ihr auseinandersetzen, dass ich ja gar nicht die Absicht hatte, in Suipacha zu bleiben, dass ich über die Berge nach Chile wollte, aber da wurde die alte Frau plötzlich sehr ernst, und Tränen traten ihr in die Augen.

»Chile!« sagte sie mit tiefem Seufzer, »ich mag nichts von Chile hören. Es ist ein wüstes, hässliches Land, und alle Chilenos sind Spitzbuben. Einmal ist so ein Chilene hier ins Dorf gekommen und hat mit seiner losen Zunge den Leuten das Blaue vom Himmel heruntergeredet von dem vielen Geld, das man dort drüben in den Salpeterbergwerken verdienen kann. Viele haben sich beschwatzen lassen und sind mit ihm gegangen, und man hat seither nichts mehr von ihnen gehört. Und meine beiden Jungen hat er auch mitgenommen. Das war gerade etwa um diese Zeit – sollte man glauben, dass es erst ein Jahr her ist?«

»Wenn ich drüben bin, kann ich sie ja einmal besuchen,« erwiderte ich, nur um etwas gesagt zu haben. Aber da hatte ich etwas Schönes angerichtet. »Ja, das wäre eine Idee,« rief sie freudig. Und dann erzählte sie mir all ihr großes Leid und trug mir Grüße auf an die beiden, etwa so, wie eine besorgte deutsche Mutter einem Kamerunreisenden Grüße aufzutragen pflegt an ihren Sohn in Kapstadt, in Kairo oder in Swakopmund, nur weil es auch dort drinnen in Afrika liegt. Einen ganzen Brief diktierte sie mir, den ich zur Beruhigung ihres geängsteten Gemüts mit einem Bleistiftende auf lose Notizblät-

ter schrieb. Wirre, zusammenhanglose Sätze, die ebenso gut ungeschrieben geblieben wären. Jose sollte aufpassen, dass er nicht nasse Füße bekäme, und Jago sollte sich nicht etwa das Kokakauen angewöhnen wie diese abscheulichen Indianer. Lauter Krimskrams und Kleinigkeiten, aus denen kein Mensch klug wurde und hinter denen doch so viel Kummer und Sorge und eine so große Liebe steckte.

Lange habe ich diese Zettel in der Tasche herumgetragen, bis sie mir Monate später, als ich längst schon drunten in Chile weilte, ganz zufällig zu Gesicht kamen. Wahrhaftig, der Zufall geht manchmal merkwürdige Wege! Es war ja die Adresse der Mine, auf der ich gerade selbst beschäftigt war! Da habe ich denn die beiden aufgesucht und ihnen den Brief vorgelesen. Die Freude der armen Jungen war nicht zu beschreiben. Jago, der ein temperamentvoller junger Mann war, erklärte, er würde dem Capataz den Hals umdrehen, wenn man nicht bald seinen Vertrag rückgängig machen würde, und Jose nahm die zerknitterten Zettel, glättete sie fein säuberlich und küsste sie, wie er das Kruzifix an der Wand zu küssen pflegte. Dann malte er mit ungelenker Hand ein Kreuz darauf und verstaute sie tief unten in seinem Zeugsack, dort wo er die Heiligenbilder aufzubewahren pflegte.

Als der Aufseher am nächsten Morgen den Namen Jose Gonzales aufrief, antwortete niemand. Er war fortgelaufen nach Bolivien.

Und warum das alles? Hätte Jose schreiben und

seine Mutter lesen können, so wäre beiden viel Kummer und Not erspart geblieben. Aber mit der südamerikanischen Schulbildung ist es noch niemals weit her gewesen. Für andere Dinge hat man mehr Interesse. Politiker sind sie alle. Jeder Gassenbube hat seine Parteizugehörigkeit und jede noch so kleine Señorita schwärmt für irgendeinen der politischen Gaukelspieler, die das Publikum mit großen Worten füttern: »*Libertad!*«

Da bleibt natürlich wenig Zeit für solch hausbackene Künste wie Lesen und Schreiben. –

Wohlversorgt mit tausend guten Ratschlägen, die mir die vortreffliche Frau Gonzales mit auf den Weg gab, machte ich mich am nächsten Morgen auf die Reise nach Tupiza. Als das Dorf schon hinter mir lag, und ich eben an dem etwas abseits liegenden Tambo vorüberkam – da ertönte von drinnen eine nur allzu wohlbekannte Stimme: »*Vamos compaño!*«

Und schon kam Don Cesar Antonio Baldini herausgestürzt und sang mir in seinem italienisch-spanischen Kauderwelsch das ganze Lied von gestern noch einmal vor. Dass er ein Klaviervirtuose sei und zehn Sprachen spreche. *Ingles, Frances, Tedesco* ... Wieder fing ich an zu fluchen und zu protestieren, und wieder hatte er als Antwort nur das blöde Grinsen. Wieder verfolgte er mich wie das böse Gewissen, während der Weg durch das enge, wildromantische Tal flussaufwärts führte, bis dieses zu einem gewaltigen Felsentor zusammenschrumpfte, dessen mächtige Pfeiler senkrecht emporragten bis zu ei-



ner Höhe von über hundert Metern, wo sie sich beinahe zu berühren schienen. Dicht hinter diesem Tor öffnet sich das Tal zu einem weiten Kessel, in dem, fern von Eisenbahn und Telegraf, die Stadt Tupiza liegt.

In der Mittagshitze erreichte ich die engen Gassen der Stadt. Sie war eine Überraschung wie alles, was ich bisher in jenen Gegenden gesehen hatte. In La Quiaca hatte ich eine Stadt erwartet und dafür ein elendes Nest von Lehmhütten gefunden, und hier, wo ich bei allem Optimismus nichts Besseres vermuten konnte als eine Miniaturausgabe von La Quiaca, zeigte sich eine richtige Stadt mit einer Plaza, einer Kathedrale und allem anderen Zubehör. Ringsum schauten zwar die kahlen Berge herab, aber entlang des Flusstals breiteten sich die schönsten Gärten mit stolzen Pfirsich- und Kastanienbäumen, die ihre breiten Äste über die Gartenmauern reckten. Niedrige, weißgetünchte Häuser mit flachen Dächern und vergitterten Fenstern umsäumten die Gassen. An den Häusern der Reichen und Vornehmen war das eiserne Tor, das nach dem Patio führt, zumeist fest verschlossen, und von drinnen hörte man ganz leise die eintönige, schwermütige Melodie irgendeines spanischen Cantante. Es war ganz die verschlafene Atmosphäre einer spanischen Kleinstadt.

Die Geschichtsforscher haben im Allgemeinen keine gute Meinung von den kolonisatorischen Fähigkeiten der Spanier. Man denkt da gleich an Gewaltmenschen wie Cortez und Pizarro und sieht in

jedem spanischen Beamten oder Soldaten ein kleines Ungeheuer, das nur danach trachtet, mit möglicher Beschleunigung seine Taschen zu füllen; oder allenfalls einen fanatischen Klosterbruder, der die Wilden nach Art des Eulenspiegel bekehrt. Wer aber einmal sehen will, wie dieses Volk es, wie kein zweites, verstanden hat, seine Heimat mit all den großen und kleinen Dingen, die ihm lieb sind, in ein fremdes Land zu verpflanzen, der gehe nach Tupiza oder nach irgendeiner anderen jener weltverlassenen Städte, die, fern von der Eisenbahn, im innersten Südamerika ihre Tage verträumen.

Ja, hier unter den hohen Bäumen der weiten Plaza ist man noch in der guten alten Zeit. Gerade so ein Tag wie heute muss es gewesen sein, damals vor hundert Jahren, als der wilde Bolivar über die Berge kam und dort vor dem »Almacen«, den Lamas, den Mulas und den Muleros die Freiheit verkündete, mit der sie so wenig anzufangen wussten. Die stolze, zweitürmige Kathedrale in fanatischem Jesuitenstil hat jedenfalls auch schon gestanden, und die alten Damen, die jetzt in die Mantilla gehüllt die hohe Freitreppe hinan dem Orgelton entgegen eilen, der durch das offene Portal ins Freie dringt – sie hätten auch ganz gut ins Bild gepasst. Und das Glöcklein auf dem kleinen Turm des nahen Klosters! Mir scheint, als ob es vor hundert Jahren schon gerade so eintönig gebimmelt hätte wie heute, und als ob es damit ohne Unterbrechung fortfahren wollte bis zum Tage des Jüngsten Gerichts.

Neben der Kathedrale befindet sich das Zollge-

bäude; ein stattlicher Bau neueren Datums, von dessen Dach die rotgelbgrüne Fahne Boliviens weht und vor dessen Hauptportal eine Wache aufgezogen ist. Denn Tupiza ist Garnisonsstadt. Sie sind ein Studium für sich, diese bolivianischen Soldaten. Zweifellos sind sie tapfer und todesverachtend. Der mit der Heranbildung der bolivianischen Armee beauftragte deutsche Major soll sogar geäußert haben, dass er sich für einen tüchtigen Soldaten kein besseres Rohmaterial wünsche, als einen richtigen Boliviano. Aber bis jetzt scheint man noch nicht viel darüber hinausgekommen zu sein. So wie man sie heute sehen kann, macht die ganze Gesellschaft einen etwas operettenhaften Eindruck. Namentlich die Uniformierung lässt an Buntscheckigkeit nichts zu wünschen übrig. Im Allgemeinen ist sie von französischem Schnitt, mit weiter *capote* und martialischem Käppi. Doch das Käppi ist durchaus nicht immer notwendig. Wer einen Strohhut besitzt, findet es schön und elegant, seine uniformierte Gestalt damit zu krönen. Daneben findet man aber auch englische Mützen und breitrempige Sombreros von unmöglicher Form. Schuhe sind in allen Preislagen vertreten, von den eleganten Lackschuhen bis zu den Segeltuchpantoffeln, die man in Argentinien Zapatillos nennt. Wer sich auch diesen Luxus nicht leisten kann, der darf barfuß gehen, ohne gegen die Dienstvorschrift zu verstoßen. Seit kurzem war eine deutsche Militärmission ins Land gekommen, um diesem paradiesischen Zustand ein Ende zu machen. Doch schienen die Schwierigkeiten für unsere

Landsleute sehr groß zu sein, da sie von den im Rang höher stehenden eingeborenen Offizieren mit scheelen Augen angesehen wurden. Bei den letzten Manövern soll es sogar zu einem offenen Zwiespalt gekommen sein, und es hätte nicht viel gefehlt und aus dem Manöver wäre bitterer Ernst geworden. So wenigstens berichtete mir ein Engländer. Aber wo in der weiten Welt wäre eine deutsche Militärmision, der ein Engländer etwas Gutes nachsagen würde?

Während ich noch, in die Betrachtung dieser Dinge versunken, auf einer Bank unter den Bäumen neben der Statue des Kupferkönigs Aramayo saß, hatte ich ein kleines Erlebnis, von dem ich hier nur mit Zagen berichte, weil ich befürchten muss, bei dem »geneigten Leser« in den Geruch eines Münchhausen zu geraten. Ich fände das sogar verständlich, denn wenn ein anderer mir diese Geschichte erzählen würde – aber sie hat sich dennoch wirklich und wahrhaftig so zugetragen, wie ich hier als getreuer Chronist berichte:

Über die flachen Dächer der benachbarten Häuser – wahrlich, Bolivien ist das Land der Wunder! – kam ruhig und majestätisch ein schwarzer Vogel von gewaltigem Umfang herangeschwebt. Mit der größten Sicherheit und Selbstverständlichkeit, als ob das so sein müsste, ließ er sich auf der Plaza nieder und wetzte seinen gewaltigen Raubtierschnabel an den Denkmalstufen. Um das Maß des Erstaunens voll zu machen, hüpfte er noch näher herbei und hockte sich dicht neben mir auf die Bank. Keine

Spur von Menschenscheu war bei ihm zu bemerken. Er ließ sich streicheln und füttern und von den Vorübergehenden necken und mit Fußstritten miss-handeln; und war doch kein anderer, als Seine Majestät der Kondor. Der Kondor – das wusste ich von der Schule her – ist der größte der Raubvögel. Er klastert so und so viele Meter. Immer hatte ich mir ihn einsam schwebend vorgestellt, in unnahbarer Majestät über den höchsten Schneegipfeln der Anden, ihn den König der Vogelwelt. Aber so –

Das alles klingt, wie gesagt, wie die Münchhausiade eines fantasiebegabten Weltenbummlers, aber für einen, der längere Zeit in den Anden gelebt hat, ist es ein alltägliches Ereignis. Die Zähmung eines Kondor ist keineswegs das *Non plus ultra* der Tierzucht, denn er ist von Natur schon zahm und zutraulich, wohl deshalb, weil er bei seinem gewaltigen Körperumfang von der Jagdbeute allein nicht satt werden kann und auf die Brocken angewiesen ist, die ihm die Menschen zuwerfen und auf die *hors d'oeuvres*, die in den Mülleimern zu finden sind.

Es wird indes höchste Zeit, dass ich den Faden meines Garns wieder aufnehme. –

Man lernt niemals aus. Wer hätte hinter dem abgerissenen, idiotenhaften italienischen Vagabunden einen verhältnismäßig wohlhabenden und – in seiner Art – einen gerissenen Geschäftsmann vermutet? Aber so war es, wie ich bald zu meiner nicht geringen Bestürzung erfahren musste.

Kaum waren wir bei den ersten Häusern der Stadt angelangt, als er plötzlich spurlos verschwun-

den war. Schon hoffte ich, dass er sich auf Nimmerwiedersehen empfohlen hätte, als er spät abends im Tambo erschien, in dem ich übernachtete. Fast erkannte ich ihn nicht wieder. Er war ganz Geschäftsmann geworden. In seinen stumpfen Augen leuchtete es wie Triumph, während er mir an Hand eines zerknitterten, mit wunderlichen Hieroglyphen bemalten Papiers seinen Schlachtplan entwickelte. Es war offenbar ein behelfsmäßiges Adressbuch von Tupiza.

»Den Pfaffen,« erklärte er mir, »den werde ich mir kaufen. Er ist ein Italiener, und wenn ich ihm sage, dass ich aus Mailand komme und kein Wort Spanisch spreche, dann ist er wohl gut für einen Boliviano und ein Mittagessen im Kloster. – Mit dem Bürgermeister ist nichts zu wollen, er ist ein ›Hiesiger‹. – Der Besitzer des Almacén an der Plaza ist ein Neapolitaner. Die sind immer geizig; aber wenn ich ihm sage, dass ich eine Frau und sieben Kinder habe – -. Der Apotheker ist ein Deutscher. Mit dem kannst du dein Glück versuchen. Dann wäre noch die *Santa Barbara Zinnminengesellschaft*. Es sind Engländer. Wenn du dich bei denen als Ingenieur vorstellst, bezahlen sie dir die Reise und noch zehn Pesos Zehrgeld.«

»Was? Du hast keine Lust?« fuhr er fort, als er merkte, wie wenig bereitwillig ich auf seinen Vorschlag einging. »Du glaubst wohl, dass ich mich nicht verstehe aufs Geschäft?« Dabei schaute er sich vorsichtig im Kreise um und holte aus der Tiefe seines zerlumpten Anzugs einen fettglänzenden

Beutel hervor. Ja, es war kein Zweifel! Es war Gold! Ein halbes Dutzend echt englische Pfundstücke, an denen seine Augen mit irrsinnigem Glanze hingen! Und was war das? Ein Hinterlegungsschein von zweitausendfünfhundert Bolivianos auf der Bank von Uyuni!

Sorgfältig verpackte er den Schatz wieder in dem schmutzigen Beutel. Dann lachte er leise vor sich hin und verschwand lautlos aus der Tür. Ich habe ihn nie wieder gesehen ... Damals habe ich den Menschen gehasst und verachtet und ich mochte nicht mehr an ihn denken. Aber heute, wo ich wieder von diesen Ereignissen erzähle, da kommt es mir so vor, als ob man ihn nicht ganz verurteilen dürfte. Warum sammelte er das Gold? Tat er es aus Ehrgeiz und Machthunger? Tat er es, um andere zu betrügen? Tat er es um der Vorteile willen, die er davon haben konnte? Nein – er tat es aus reiner Lust am Sammeln, so wie andere Käfer, Schmetterlinge oder seltene Briefmarken sammeln. Aber er tat es auch aus Trotz gegen seine Mitmenschen, die ihn verachteten und verspotteten wegen seines verwirrten Verstandes. Darum ertrug er auch willig die namenlosen Entbehrungen seiner zwecklosen Wanderungen und das Gespött der Menschen. Zuweilen wird er heimlich an den Beutel mit den Pfundstücken gefasst haben: »Ja, lacht nur, ihr einfältigen Menschen! Spottet meiner wegen, so viel ihr wollt! Wenn ihr wüsstet, was ich weiß! Dort drüben in der Bank von Uyuni ...«

Als ich am nächsten Morgen weiterreiste, gratu-

lierte ich mir selber, dass ich den unheimlichen Gesellen losgeworden war. Mehrmals musste ich mich allerdings umsehen, ob er mir am Ende nicht doch noch nachkäme, denn noch lange konnte ich ihn nicht aus dem Sinn bekommen. Ja, selbst noch heute, nach vielen Jahren, erscheint er mir manchmal im Geist und es gehört zu meinen schlimmsten Träumen, wenn ich nachts den Wind über der Pampa singen höre und dazu die dröhnende Stimme des Don Cesar Antonio Baldini mir in den Ohren klingt: »*Vamos compaño! vamos compaño!*«

---

1. Das Kokablatt enthält das Kokain. <<<



## Im Reiche der Puna

MÜHSAMES WANDERN. – EINE GEGEND NACH JULES  
VERNES GESCHMACK. – DIE PUNA. – VERIRRT. – DER  
SCHNEEBERG ALS LANDMARKE. – UNTER CHRISTEN UND  
GRINGOS. – UNHEIMLICHE REISEGEFÄHRTEN. – ENDLICH  
AN DER EISENBAHN. – UNGNÄDIGER EMPFANG. – IM  
»KALABUS«. – DER GRINGO ALS MALERMEISTER. –  
ALLERLEI ZUKUNFTSPÄNE. – AUF NACH ANTOFAGASTA.

Zehn Tage brauchte ich, um die dreihundert Kilometer lange Strecke von Tupiza bis Uyuni zurückzulegen; zehn lange und mühselige Tage, an die ich heute noch manchmal mit Grausen zurückdenke.

Anfangs ging der Weg durch ein schönes, mit Maisfeldern und Obstgärten bestandenes Tal, auf einer leidlich guten, von zahlreichen Karawanen belebten Straße. Sie brachten Silbererze von den berühmten Minen von Potosi, die schon zu Zeiten Karls V. so viel von dem edlen Metall geliefert hatten, dass man damit eine Brücke übers Weltmeer bis nach Spanien hätte schlagen können. Bald aber bog die Straße von Potosi nach Osten ab und es wurde einsam in dem engen Tal, in dem ich auf mühsamer Straße über wildes Geröll meinen Weg fortsetzte. Ein kleiner Fluss mit eiskaltem Wasser versperrte mit seinen Schlangenwindungen alle Augenblicke den Weg. Wohl zehnmal am Tage musste ich die Kleider ausziehen und durch das kalte, reißende Wasser, über Steine, die so spitz waren wie

Dolche, den Flussübergang bewerkstelligen. Kein Wunder, dass nach solchen Kasteiungen meine Füße bald in einem Zustand waren, der den Neid eines Mekkapilgers erweckt hätte.

Je weiter flussaufwärts ich kam, desto enger wurde das Tal, bis es stellenweise zu einer Schlucht zusammenschrumpfte, umsäumt von kulissenartig überhängenden Felsen, an denen große, bläulich schimmernde Eismassen klebten. Wie finster und unheimlich es dort unten war! Kein frischer Luftzug kam herein, um die dumpfe, muffige Kellerluft zu verscheuchen, kein Sonnenstrahl hatte in dieser dämmernden Finsternis etwas zu suchen. Es war, als ob man durch eine jener fantastischen, unterirdischen Höhlen wanderte, von denen Jules Verne zu erzählen weiß.

In seinem oberen Lauf war das Tal beinahe unbewohnt. Nur ab und zu traf man inmitten kümmerlicher Felder eine meist verlassene Indianerhütte, in der man Unterkunft finden konnte; denn die Nächte waren bitter kalt. Schon ziemlich weit am Oberlauf, wo ein kleiner Nebenfluss einmündete und das Tal einen weiten Kessel bildet, stand sogar ein richtiges Dorf. Aber es lag völlig tot und ausgestorben da und nicht so viel als eine verirrte Katze zeugte von dem Leben, das sich früher hier abgespielt hatte. Die Überreste eines halb eingefallenen Kirchturms ragten schwarz und gespensterhaft in die Luft und von den Häusern standen meist nur noch die vier Wände; denn in diesem holzarmen Lande waren die Dachbalken schon längst eine

Beute vorüberziehender Reisender geworden. Auch ich vergriff mich an einem alten Lattenzaun, der mir Brennmaterial liefern musste und kochte eine Tasse Tee inmitten der öden Fensterhöhlen des toten Dorfes. Dann machte ich mich schleunigst davon.

Nur noch selten traf ich Karawanen, denn die Hauptverkehrsstraße nach Potosi zweigte schon hinter Tupiza ab, und was seinen Weg nach Norden nimmt, das sind nur die Karawanen, die den Verkehr mit den Zinnminen von Santa Barbara vermitteln. Von Zeit zu Zeit zogen sie in langen Trupps vorüber und mir war, als ob die indianischen Treiber, die hinterdrein ritten, noch finsterer und unwirscher waren, als die anderen, die ich drunten auf dem Wege nach La Quiaca angetroffen hatte. Und wie die Menschen, so wurde auch das umgebende Land mit jedem Tage rauer und finsterer. Steine, Steine und noch einmal Steine. Der Fluss, der mir in seinem Unterlauf so manche schwere Stunde bereitet hatte, war zu einem kleinen Gebirgsbach zusammengeschrunpft, der stellenweise mit einer dicken Eiskruste überzogen war, unter der das wilde Wasser mit gurgelndem Ungestüm talabwärts rauschte.

Das erleichterte natürlich das Fortkommen ganz außerordentlich, aber ganz unmerklich hatte sich inzwischen ein Hindernis bemerkbar gemacht, das tausendmal schlimmer war wie alle steinigen Wege Boliviens. Erst beachtete ich es gar nicht, aber als es von Tag zu Tag fühlbarer wurde, fing es an, mich zu ängstigen.

Ja, was war denn das? Hatte ich das Laufen und Bergsteigen verlernt, dass ich mich nach jedem Kilometer mit klopfendem Herzen und ausgepumpten Lungen auf einen Stein setzen musste? Woher kam das Nasenbluten? Und woher die wütenden Kopfschmerzen? War ich am Ende gar krank geworden? Oder – war das die Puna? Die vielgefürchtete Bergkrankheit, von der ich schon drunten in Argentinien mit ungläubiger Seele erzählen hörte? Nun hatte ich endlich einen kleinen Vorgeschmack davon. Später habe ich sie noch besser kennen gelernt. Die Seekrankheit ist etwas Entsetzliches, aber ihre Qualen erblassen vor den Schrecken der Puna; – wenn man in der Nacht auf einmal vergebens nach Atem ringt, wenn das Blut in fiebernder Bewegung nach dem Kopfe drängt und man dann mit entsetzlichen Angstgefühlen aus dem Schlafe fährt. –

Mir war, als ob ich eine halbe Ewigkeit in dem finsternen Tale zugebracht hätte, als sich endlich die Berge zu beiden Seiten abzuflachen begannen und schließlich der Blick mit einem Gefühl der Erlösung in endlose Fernen schweifen konnte, bis weit nach Norden, wo die Schneekuppe der Sierra Santa Barbara wie ein Zuckerhut über dem welligen Hochland thronte.

Am Ausgang des Tals sollte ich nach den Versicherungen eines Indianers, den ich unterwegs getroffen hatte, den Tambo finden, aber weit und breit war nichts davon zu sehen, obwohl die zahlreichen Lamas, die sich an den dürrn Gräsern gütlich taten, auf die Nähe menschlicher Behausungen sch-

ließen ließen.

Während des ganzen Nachmittags marschierte ich weiter, so schwer es mir in der dünnen Luft auch wurde, und hielt in allen Richtungen eifrig Ausschau nach der ersehnten Herberge. Es war ein trübseliges Wandern. Nie in meinem Leben ist mir die Stille der Wildnis so drückend zu Bewusstsein gekommen wie dort. Mir würde ganz unheimlich zumute, wie ich das weite Laub vor mir sah, ohne auf Meilen in der Runde die Spur eines Menschen zu entdecken. Ich kam mir vor, als ob ich nach einer vernichtenden Katastrophe allein von allen Menschen auf dieser Erde zurückgeblieben wäre.

Doch plötzlich, als die Sonne schon hinter den Hügeln im Westen verschwunden war und ihre letzten weichen Strahlen tausend Farben auf den abendlichen Himmel malten, tauchte die Gestalt eines Reiters auf, die sich in kaum dreihundert Metern Entfernung gespensterhaft von dem hellen Hintergrund abhob. Aber all mein Rufen und Winken machte weder auf Ross noch Reiter den geringsten Eindruck. Wohl eine halbe Minute blieb der seltsame Reiter stehen, um dann ebenso geisterhaft zu verschwinden. Es war, als ob die Pampa ihn verschlungen hätte. Noch heute weiß ich nicht, ob es ein Retter in Fleisch und Blut oder aber nur die Ausgeburt einer überhitzten Fantasie gewesen ist. Aber eine noch größere Enttäuschung wartete meiner. Wie ich mich vor dem Dunkelwerden noch einmal genau nach allen Richtungen umsah, da überlief es mich eiskalt. War ich an jenem Teich nicht schon

heute Vormittag vorübergekommen? Und das? Das war ja – weiß der Kuckuck – dieselbe Feuerstelle, an der ich noch um Mittag meinen Tee gekocht hatte! Eine leere Schachtel schwedischer Streichhölzer und eine Nummer der »Prensa« aus Buenos Aires, die ich zu Anfeuerungszwecken benutzt hatte, ließen keinen Raum für irgendwelche Zweifel.

Zuerst war ich wie versteinert vor Erstaunen und schaute eine Weile geistesabwesend auf die Bescherung.

Ah ihr, die ihr immer im Lande der Wegweiser gelebt habt, ihr wisst nicht, wie einem zumute sein kann, wenn man sich in der Wildnis verlaufen hat!

Ganz plötzlich kam die Nacht herangehuscht; eine trübe, dunstige, sternlose Nacht, die alles weitere Suchen nach einem Unterkommen unmöglich machte.

Mutlos und ärgerlich, den Kopf voll wirrer Gedanken, legte ich mich neben die Feuerstätte, wo mich die Müdigkeit gar bald überwältigte. Aber schon nach wenigen Minuten schreckte ich wieder auf, wie auf einer bösen Tat ertappt. Schlafen? Nur das nicht! Wenn ich den nächsten Morgen erleben wollte, so musste ich Herr werden über diese bleierne Müdigkeit! Stundenlang tappte ich zwecklos in der Finsternis umher, während die dünne Luft kalt und scharf wie Messer über die Pampa fegte. Trotzdem ich mich nach Möglichkeit in den Poncho wickelte, waren die Glieder bald kalt und steif wie Eisklumpen, während der Kopf, nach dem das heiße Blut presste, sich wie ein Feuerball anfühlte. Mit je-

der Stunde machte die Puna sich stärker bemerkbar, und ich musste alle meine Willenskraft aufbieten, um nicht am Wege liegen zu bleiben, einerlei, ob es am Morgen noch ein Aufstehen gab oder nicht. Nach einer Weile kam der Mond hinter den Hügeln hervor und machte wenigstens der pechschwarzen Finsternis ein Ende; aber wie er sein bleiches Licht über die Wildnis goss, da erschien sie noch kälter als zuvor.

Ich glaubte ein Menschenalter durchlebt zu haben, als endlich das weiße Mondlicht vor den ersten Strahlen des heraufdämmernden Tages zu erblasen begann. Es geht nichts über Licht und Sonne, um die gesunkenen Lebensgeister eines übernächtigen Wanderers zu wecken! Sobald es hell genug geworden war, machte ich mich daran, die Reiseroute auszusuchen, die ich mir zwischen den Fieberschauern der langen Nacht zurecht gelegt hatte. Es war mir eingefallen, dass ich in der Sierra Santa Barbara eine schöne Landmarke auf meinem Wege nach Uyuni hatte, und demgemäß suchte ich mir in dem Irrgarten von Esel- und Lamaspuen diejenige aus, die in ungefähr gerader Richtung nach der im Norden deutlich sichtbaren Schneekuppe führte.

Und siehe da! Ein gutes Geschick hatte mich geführt! Es war noch nicht Mittag geworden, als in einer Mulde, etwas abseits vom Wege, eine Lehmhütte auftauchte. Eine alte, verwitterte Indianerfrau mit einer Schar schmutziger Kinder wohnte in dem Haus. Aber meine menschenhungrige Seele begrüßte sie wie alte Bekannte. Glücklicherweise ver-

stand die alte Frau etwas Spanisch und war auch sonst recht zugänglich. Sie kochte mir eine Mais-suppe und briet eine Hammelkeule auf ausgekörnten Maiskolben. Dafür bedankte ich mich mit einer Tasse Tee, worüber sie jedoch die Nase rümpfte. Von Bezahlung wollte sie erst recht nichts wissen.

»Oh no, señor!« sagte sie mit der Miene einer Sünderin, die der leibhaftige Satan selber verführen wollte. Und dabei deutete sie mit der Hand nach dem Kreuz, das über dem Dach des Hauses befestigt war.

»Somos *christianos*! Wir sind Christen! Wir dürfen nichts verkaufen. Nur verschenken. Die Christen sind alle, alle gute Menschen, die einander nur Gutes tun!«

Der ahnungsvolle Engel, der!

Wohl gestärkt und von neuer Liebe für die bösen Mitmenschen erfüllt, setzte ich meine Reise fort. Zu beiden Seiten des Weges, der nun wieder über eine halbwegs gangbare Straße führte, zeigten sich ab und zu einige Lehmhütten, und auf dem Dach einer jeden war ein Kreuz genagelt, das ich fortan stets mit Andacht als ein Zeichen wahrhaftiger Nächstenliebe betrachtete.

Bald hatte ich jedoch auch diese kümmerlichen Vorboten einer beginnenden Besiedelung hinter mir gelassen, und ringsum herrschte wieder unumschränkt die schweigende Wildnis. Wieder war die Sonne untergegangen, ohne dass ich in der weiten Runde ein Haus oder einen Tambo entdeckt hätte. Wieder tappte ich mutlos durch die pechschwarze



Finsternis, den Kopf voll weltschmerzlicher Gedanken, als sich weit draußen in der Pampa lautes Hundegebell vernehmen ließ. Nur ein wüstes, heiseres, ungereimtes Bellen war es, aber in meinen Ohren klang es wie süße Musik. Vorsichtig ging ich ihm nach, bis ich in einer Talsenkung ein helles Lagerfeuer gewahrte, in dessen flackerndem, rotglühendem Schein sich die Umrisse einer Anzahl weißer Zelte abhoben. Gerade war ich vor dem großen, hell erleuchteten Zelte in der Mitte des Lagers angekommen, als mich eine Meute zähnefletschender Hunde umringte, deren Gebell einen hünenhaften Neger mit langem, knochigem Gesicht auf die Bildfläche rief. Er trug eine weiße Mütze und eine einigermaßen weiße Schürze. In der einen Hand hatte er einen mächtigen Kochlöffel und in der anderen blitzte etwas, das offenbar weniger friedlichen Zwecken diente.

In holprigem Spanisch mit ausgeprägt englischem Akzent rief er mir etwas zu, wovon ich kein Wort verstand. Als er aber merkte, wie ich auf gut Englisch mit den Hunden fluchte, da verzog sich sein finsternes Gesicht zu einem breiten Grinsen.

»Oh golly *white man*!« sagte er mit der singenden Stimme des amerikanischen Niggers, »fast hatte ich dich totgeschossen! Warum hast du nicht gleich gesagt, dass du ein Gringo bist? Komm' nur herein. Das Nachtessen ist gerade fertig.«

Damit führte er mich in das große, geräumige Zelt, wo duftende Bratengerüche um den matten Schein einer qualmenden Lampe schwebten. Zwei

Gringos saßen am Herdfeuer. Der eine war ein rot-haariger Irländer und der andere ein junger deutscher Matrose, der drunten in Iquique von seinem Schiff weggelaufen war, um die bolivianischen Goldminen zu entdecken, die er aber bis jetzt nicht gefunden hatte, wie er mir treuherzig versicherte. Im Hintergrunde des Zeltcs aber saß auf leeren Konservenkisten eine Gesellschaft von Südamerikanern aller Schattierungen, die zu einer Vermessungsexpedition gehörten.

Sie waren gerade am Politisieren, und wenn Südamerikaner am Politisieren sind, so ist es immer am sichersten, wenn man ihnen aus einiger Entfernung zuhört. Ein dunkelhäutiger peruanischer Cholo war eben dabei, die Nachteile der verschiedenen Nachbarländer seines Vaterlandes aufzuzählen.

»Geht mir weg mit eurem Ekuador!« sagte er mit seiner scharfen Stimme, die an sich schon wie eine Beleidigung klang. »Wie ich noch jung und dumm war, wie einer von euch, da habe ich dort ein ganzes Jahr auf einer Zuckerplantage gearbeitet für einen Peso im Tag!«

»Und freie Verpflegung!« ergänzte ein ihm gegenüberstehender Ekuadorianer, auf den jedenfalls die Rede gemünzt war.

»Ja, und eine feine Verpflegung!« fuhr der Peruaner höhnisch fort. »Wisst ihr, was uns der Major-domo geantwortet hat, als wir uns einmal darüber beklagt haben? ›Freßt Zuckerrohr, ihr Kanailen, wenn ihr nicht verhungern wollt.‹ Ihr könnt mir glauben oder nicht; aber geweint habe ich vor ei-

nem Gringokapitän in Guayaquil, damit er mich wieder mit fortnehme, denn wenn ich gewartet hätte, bis ich im Besitz des Reisegelds gewesen, so wäre ich heute noch Peon auf den Zuckerplantagen im glorreichen Lande Ekuador!«

Durch diese Rede fühlte der Ekuadorianer sich tief verletzt. Hitzig sprang er aus, und es schien, als ob die langen Cuchillos in diesem Streit das letzte Wort sprechen sollten, als gerade noch zur rechten Zeit ein Bolivianer von draußen hereinkam, worauf sie dann gemeinschaftlich auf Bolivien schimpften.

Der Deutsche hörte kopfschüttelnd dem Redeschwall der anderen zu. »Wat die Kerls nur immer to snacken hebben,« fragte er misstrauisch, während der Irländer einige respektswidrige Bemerkungen zwischen den Zähnen zerknirschte. Die armen Kerle taten mir leid, denn ihre Lage war nichts weniger als beneidenswert. Keiner von ihnen verstand auch nur ein Wort, das nicht zu seiner Muttersprache gehörte. Kitschua war ihnen ein Buch mit sieben Siegeln so gut wie die spanische Sprache, und da der Irländer kein Deutsch und der Deutsche kein Englisch sprach, so konnten sie sich auch untereinander nicht verständigen. Im Grunde genommen waren sie beide nicht besser daran wie jemand, den ein böses Geschick plötzlich der Sprache beraubt hat. Solch widernatürlicher Zustand muss auf die Dauer auch für den von Natur schweigsamsten Menschen unerträglich werden, und es wird bei der ersten sich bietenden Gelegenheit die Zeit kommen, da das lange zurückgehaltene Redebedürfnis sich in

einer Explosion von Worten entladet.

Ich brauchte nur zuzuhören, während die anderen schwatzten. Bis spät in die Nacht hinein saßen wir um den Teekessel in dem Küchenzelt, während draußen die Hunde bellten und aus weiter Ferne das Heulen der Schakale wie ein Echo aus der schweigenden Wildnis kam. Wie das bei alten Seeleuten nicht weiter verwunderlich, nahm das Gespräch unversehens eine nautische Wendung. Wir schwatzten von stolzen Seglern und von blaunasi-gen Schiffskapitänen, von rothaarigen Heuerbasen an der Hamburger Wasserkante, von wildem Kap Hornwetter und rauschenden Passatwinden in lauen Tropennächten; von Antwerpen, von Dublin, von Liverpool, von Kapstadt, von Kalkutta und von so manchem anderen Erdenwinkel, wo es so viel schöner war wie im Lande Bolivien. Zwanglos glitt die Unterhaltung auf das Gebiet des Ewigweiblichen hinüber. Bei dieser Wendung schaute der lange Negerkoch von seinen schmutzigen Tellern auf und mischte sich in die Unterhaltung in einem hausgebrauten Esperanto aus Englisch, Spanisch, Portugiesisch und Kitschua.

»Nein, es ist nichts mit den Liebespulvern,« sagte er mit Kennermiene, »alles nur Mätzchen, mit denen die Quacksalber den Dummen das Geld aus der Tasche locken. Die Augen sind es, mit denen man Eindruck macht. Die Augen – und das, was man so den Magnetismus nennt. Das könnt ihr mir glauben, denn ich kenne mich aus auf dem Gebiet. Ich bin schon auf Freiersfüßen gegangen, wie ihr

noch an eurer Mutter Schürze gehangen habt. Weiße, braune, gelbe und alle Sorten von farbigen Damen habe ich unglücklich gemacht. Einmal – das war in Fleetstreet in Liverpool – habe ich mir für Sixpence ein Buch gekauft, in dem alles darin steht.«

Er verdrehte die Augen, bis nur noch das Weiße aus der schwarzen Höhle herausschaute.

»Ja, da schaut ihr! Das ist eine Kunst, die sich nicht von heute auf morgen lernt! Und mancher lernt's nie.

Da ist z. B. Rosi in der *American Bar* zu Antofagasta. Die hat es bisher immer nur mit den Kapitänen und den Steuerleuten und allenfalls noch mit den hochnäsigen Ingenieuren aus der Pampa zu tun gehabt; aber wie ich gekommen bin, ich mit meinen Schwarzkünsten und fünfzig Pfund Abrechnung von dem amerikanischen Küstenschoner, da hat sie allen anderen den Laufpass gegeben und es gab in ganz Antofagasta keinen solchen Mann wie Nigger Jones. – Aber nach drei Wochen kam einer von Valparaiso – ein dicker, fetter, aufgeblasener alter Frosch von etwa sechzig Jahren, der keine Haare und keine Zähne mehr hatte – der hat mit den Pesos nur so um sich geworfen. Für Goldringe und Perlenketten und dergleichen Teufelszeug, womit man Eindruck macht bei den Frauenzimmern, war ihm kein Preis zu hoch, und eines Tages ist sie in einem seidenen Kleid an seiner Seite an mir vorübergerauscht, als ob es auf der ganzen Welt keine Niggers gäbe. Gegen einen vollen Geldbeutel, müsst ihr wissen, kommen eben alle Künste nicht auf. Der hat sei-

nen eigenen Magnetismus.«



Nur noch zwei Tagemärsche trennten mich von Uyuni; zwei lange, lange Tagereisen durch eine wüste, eintönige Gegend voll Sand und Sonne. Bei Tage lag die glühende Luft über der Pampa und nach Sonnenuntergang fegte sie kalt und messerscharf durch die tote Landschaft. Still und tot war alles ringsum. Außer einem vereinzelt Lama, das sich an den spärlichen Grasbüscheln gütlich tat und sich bei meinem Herannahen mit grotesken Sprüngen wie ein leibhaftiges Gespenst davonmachte, war ich während des ganzen Tages keinem lebenden Wesen begegnet, bis ich gegen Abend zwei einsame Wanderer bemerkte, die gleichfalls in nördlicher Richtung marschierten. Sie gingen zu Fuß – also waren es Gringos. Noch vor Sonnenuntergang hatte ich sie eingeholt, als sie sich gerade ein Lager für die Nacht zurechtmachten. Meine Vermutung hatte mich nicht getäuscht. Es waren zwei Polen; der eine ein kleiner, untersetzt gebauter Mann mit dem wohlbekannten, breiten, etwas stumpfsinnig anmutenden Polackengesicht, der andere lang und dürr wie eine Hopfenstange. Er hatte große, lebendige Augen, ein bleiches Gesicht mit scharfen Zügen, einen spitzen Van-Dyke-Bart und eine kühn geschwungene Nase in der Art des Don Quixote. Er war entschieden der intelligentere von beiden. Er sprach fließend Spanisch und ein ganz erträgliches Deutsch.

»Sind wir auch gekommen von Tucuman,« sagte

er, als er gehört hatte, woher ich kam, »aber nix Eisenbahn! Immer mit die Füße. Haben wir getippelt tausend Kilometer in zwei Monaten.«

»Und wo geht jetzt die Reise hin?« fragte ich, überwältigt von Erstaunen über solche Leistung.

»Geht sich immer weiter nach Norden, Herr, nach La Paz und von dort nach Peru, nach Ekuador, nach Panama und Mexiko und dann nach den Vereinigten Staaten.«

Hier machte er eine Kunstpause, um sich an meiner Bestürzung über seine panamerikanischen Reisepläne zu werden. Dann fuhr er fort wie einer, der mit sich und seinen Plänen längst ins reine gekommen ist.

»Jawoll, ist sich große Reise, aber habe ich mir mal vorgenommen, werde ich auch durchsetzen. Bin ich gekommen vor fünf Jahren mit Hamburg-Amerikalinie nach Ellis-Island. Hat mich Einwanderungskommissar wieder retour geschickt. Werde ich nun kommen durch die Hintertür zu Onkel Sam.«

»Aber werden Sie auch den Weg nicht verlieren?« wagte ich schüchtern einzuwenden.

Als ob der Weltreisende aus diese Bemerkung schon vorbereitet gewesen wäre, zog er aus seiner Rocktasche eine aus einem Schulatlas herausgerissene Landkarte des amerikanischen Festlands im Maßstabe von etwa 1:50 000 000 hervor.

»Werde ich nicht verlieren den Weg,« rief er triumphierend, »habe ich Karte!«

Noch manches erzählte mir dieser sonderbare

Ritter Don Quixote, während sein Sancho Pansa eifrig dabei war, trockene Reiser und den umherliegenden Lamamist als Brennstoff für ein Lagerfeuer zu sammeln.

»Is sich ein armseliges Land, dieses Bolivien,« sagte er, indem er seinen Rucksack öffnete, der bis oben hin mit großen Stücken von sonderbar rötlichem Fleisch gefüllt war. »Seit drei Tagen haben wir nichts mehr gegessen, aber nun haben wir wieder Fleisch genug für eine ganze Woche.«

Dann schaute er sich aufmerksam nach allen Richtungen um, ob kein unberufener Hörer in der Nähe sei, und fuhr mit halblauter Stimme fort:

»Wir haben nämlich heute Mittag einen umgebracht. Wladimir ist ihm von hinten um den Hals gefallen und ich habe ihm das Messer zwischen die Rippen gestoßen!«

Stolz zeigte er mir sein langes, scharfes Messer, an dem noch die Blutspuren klebten.

Was? Menschenblut? War ich hier in eine Gesellschaft blutrünstiger Menschenfresser geraten – oder wollten diese Kunden mich zum Narren halten? Mich überlief es eiskalt, während ich den beiden zuschaute, wie sie das Fleisch in Stücke schnitten und mit Hilfe eines spitzen Stocks einen Spießbraten improvisierten.

Plötzlich ließ Wladimir den Spieß mitsamt dem Braten ins Feuer fallen. Gespannt horchte er auf. Mit halblauter Stimme rief er seinem Kollegen etwas zu in der polnischen Sprache und verschwand mit drei Sätzen in der Finsternis.



»Seien Sie ganz still,« flüsterte mir der Don Quixote ins Ohr, während er sein großes Messer am Rockärmel abwischte, »kommt sich wieder einer!«

Eine Weile lauschten wir in atemloser Spannung, bis plötzlich mit wildem Ungestüm ein – Lama über das Feuer setzte. Hinterher Wladimir mit einem hausgemachten Lasso und der Don Quixote mit dem gezückten Messer. Im Nu war es wieder in der Finsternis verschwunden, und die beiden Jäger kehrten atemlos zurück und besahen mit traurigen Mienen den verbrannten Braten.

Ich brauche wohl nicht erst zu versichern, dass mir bei dieser Aufklärung des Rätsels ein Stein vom Herzen gefallen ist, aber man wird es verstehen, dass ich an jenem Abend dem Lamabraten keinen Geschmack abgewinnen konnte. – Am nächsten Morgen machte ich mich frühzeitig auf den Weg, um noch am selben Tage Uyuni zu erreichen. Es war ein langer, mühseliger Weg über eine Ebene, die sich flach wie ein Pfannkuchen nach Norden und Westen in endlose Ferne erstreckte. Das war die Wüste, wie sie im Buch steht!

Kein Strauch, kein Grashalm ringsum. Sand, nichts als Sand und Steine und in der Ferne weite Salz- und Salpeterfelder, die das grelle Sonnenlicht zurückwarfen. Nichts in der weiten Runde deutete auf die Nähe menschlicher Ansiedelungen, bis auf einmal weit draußen in der Wüste – ja, wahrhaftig, es war kein Zweifel! – der grelle Pfiff einer Lokomotive die Stille der Wildnis zerriss. – Der Pfiff der Lokomotive! Hinter mir lag das wildeste Bolivien, und

von dort drüben winkte die Zivilisation!

Bald tauchten in der Ferne die Häuser von Uyuni auf. Buntbemalte Bretterhütten, die sich als grelle rote und grüne Farbflecken vom Sand der Wüste abhoben. Gleich das erste Haus, an dem ich vorüberkam, war ein Wirtshaus. Ein richtiger bolivianischer Tschitschaausschank mit einer Tangogarnitur an den Wänden und einer Schüssel gerösteter Maiskolben auf dem Ladentisch. Der Teufel muss mich geritten haben, dass ich dort hineinging, um ein Glas Tschitscha zu trinken.

Der Wirt – ein massiver Riese mit einem Galgen-  
gesicht – musterte mich misstrauisch und warf dazwischen einen vielsagenden Blick nach einer Gruppe grünäugiger Indianer, die im düsteren Hintergrund hinter ihren Tschitschaflaschen kauerten.

»No hay chicha!« sagte er ungnädig.

»Dann geben Sie mir etwas von dem, was die anderen Caballeros trinken,« meinte ich harmlos.

Aber damit schienen die Caballeros nicht einverstanden.

»No hay chicha por chilenos!« riefen sie wie aus einem Munde. »Kein Tschitscha für Chilenen!«

Als naives Menschenkind suchte ich den Irrtum aufzuklären. Natürlich war ich kein Chilene. Meines Wissens hatte ich sogar in meinem Leben noch keinen Chilenen zu Gesicht bekommen. Der schwarze Verdacht konnte mich also gar nicht treffen. Aber gerade so gut hätte ich mich mit den Tschitschaflaschen selber herumzanken können. Ehe ich mich's versah, war einer der unheimlichen Kunden auf

mich losgesprungen und stolperte dabei über den Tisch. Klirrend gingen die Tschitschaflaschen in Scherben. Die gerösteten Maiskolben kollerten über das ganze Zimmer, ein aufgeschrecktes Huhn flog gackernd zum Fenster hinaus, und ein bunter Fächer von der Tangogarnitur lag zerrissen am Boden.

Die Verwirrung benützte ich, um schleunigst das Weite zu suchen. Schnell wie der Blitz war ich aus der Tür und lief davon, so schnell mich die Beine trugen. Aber das Auge des Gesetzes wacht auch in Bolivien. Als ich eben um die Ecke bog, hätte ich um ein Haar einen zufällig des Weges kommenden Schutzmann umgerannt.

»Ca-r-r-amba!« schimpfte er, »Sie scheinen's ja eilig zu haben!« Dann zog er umständlich sein Notizbuch, um meine Personalien aufzunehmen; genau so, wie sein Kollege auf der Friedrichstraße es in ähnlichem Falle tun wurde. Das gab meinen Verfolgern Zeit, mich einzuholen. Sie waren inzwischen zu einer stattlichen Volksmenge angewachsen, die sich ziemlich aufgeregt gebürdete. »Dieser chilenische Hund hat Bolivien beleidigt!« schrien sie im Chor. Es war wie bei einer jener tollen Verfolgungsszenen, die wir im Kino bewundern.

»Woher kommen Sie?« fragte der Schutzmann mit gewichtiger Amtsmiene.

»Von Argentinien.«

»Und wohin wollen Sie nun?«

»Nach Antofagasta.«

Das Wort war noch nicht ganz über meine Lip-

pen gekommen, als ein einziger Schrei der Entrüstung den Umherstehenden entfuhr. Der Schutzmann aber sagte kein Wort weiter, sondern nahm mich beim Rockärmel und führte mich ab nach der Polizeiwache.

Warum hatte ich auch daran nicht gedacht! Der Name Antofagasta hat in den Ohren eines jeden echten Bolivianers einen üblen Beigeschmack. Einstmals war diese Stadt der einzige Seehafen Boliviens gewesen; aber dann kam der große Krieg, in dem die verhassten Chilenen ihnen das Tor zum Weltmeer verschlossen. Ein Menschenalter war schon beinahe darüber hingegangen, aber der alte Hass brannte immer noch weiter, wie ich jetzt zu meinem Leidwesen am eigenen Leib erfahren musste.

Es war kein gemütliches Gefängnis, in das man mich geführt hatte. Die Tambos längs der Landstraße waren Hotels neben dieser Spelunke. Es gab weder Türen noch Fenster, ja nicht einmal ein Dach, um die Illusion einer menschlichen Behausung hervorzurufen. Nichts als ein kahler, schattenloser Hof voll Schutt und Gerümpel; ein einziger staubiger, schmieriger, übelduftender Abfallhaufen, umgeben von einer hohen Lehmmauer. Unzählige Schmeißfliegen durchschwirrten mit unheimlichem Summen die heiße, verpestete Luft, die von den senkrechten Sonnenstrahlen in flimmernder Bewegung gehalten wurde.

Außer mir befanden sich noch ein halbes Dutzend anderer Insassen dort. Tief in ihre bunten Decken gehüllt lagen sie in einer Ecke des Hofes und

rührten sich nicht. Auch mir wurde bei Anbruch der Dunkelheit eine solche Decke zugeworfen, aber nachdem ich sie mir etwas näher angesehen hatte, verzichtete ich und lief die ganze Nacht auf und ab, um mich vor der Kälte zu schützen, die sich scharf wie tausend Nadeln vom klaren Nachthimmel herniedersenkte.

Am nächsten Morgen gab es eine Schüssel Mais, und um Mittag eine rote Pfeffersuppe. Endlos lang war dieser Tag. Ich glaubte Wochen durchlebt zu haben, als gegen Abend der Schutzmann, der mich so glorreich verhaftet hatte, auf der Bildfläche erschien. Mit ihm kam ein wohlgekleideter Herr mit einem Gesicht wie ein delphisches Orakel: »Und das soll ein Chileno sein?« sagte er kopfschüttelnd, »wenn das kein Gringo ist, dann habe ich noch keinen gesehen! Lassen Sie den Mann laufen!« Damit war ich entlassen.

Draußen auf der Straße hielt mich der elegante Herr noch einmal an.

»*Sabe pintar?*« Ob ich malen könnte? Natürlich konnte ich das, und er schien auch ganz davon überzeugt, denn in jenen Gegenden gilt jeder Gringo als geborener Maler, weil es sich meist um weggelaufene Seeleute handelt, die mit dem Farbenquast einigermaßen umzugehen verstehen.

»Ich bin nämlich der Herr Kommissar,« fuhr er fort, indem er sich mit gewichtiger Miene in die Brust warf, »ich suche jemand, der mir die *Municipalidad* neu anstreichen könnte. Hundert Bolivianos zahle ich, und das Material stellt die Stadt. Viel-

leicht finden Sie noch einige Gringos, die Ihnen helfen können.«

Das ließ ich mir nicht zweimal sagen. Sogleich machte ich mich auf die Suche nach Arbeitskräften. Während des ganzen Tages durchstöberte ich alle Winkel des kleinen Städtchens. Es war ein stiller, windloser Tag; die Hitze lag schwer und drückend, wie ein brütendes Ungeheuer in den Straßen. Der Schweiß lief in Strömen aus allen Poren, aber so sehr ich mich auch umschaute, einen arbeitslosen Gringo fand ich nicht, mit Ausnahme eines zerlumpten, ausgekochten englischen Strandläufers, der auf der Treppe zum Bahnhof mitten in der grellen Sonnenhitze vor sich hinräumte. Man konnte ihm ansehen, dass er schon müde zur Welt gekommen und seither immer arbeitslos gewesen war. »Was soll ich denn auf der Munizipalidad?« fragte er misstrauisch, »wohl gar ar-bei-ten? Das hätte ich zu Hause auch tun können; dazu braucht man nicht nach Uyuni zu kommen.«

Schon hatte ich meine Hoffnung ganz aufgegeben, als bei sinkender Nacht die beiden polnischen »Menschenfresser« aus der Pampa hereingewalzt kamen. Die waren gleich mit Feuereifer bei der Sache. Wenn man sie reden hörte, so konnte man meinen, sie verstünden sich aufs Häusermalen so gut wie auf das Schlachten der Lamas in der Pampa. Nachdem wir noch einen Indianer zur Herbeischaffung des Materials angeworben hatten, war die Mannschaft vollständig. Am nächsten Morgen machte ich mich frühzeitig an die Arbeit und

mischte nach bestem Wissen und Gewissen die Farben mit dem Terpentinöl und dem Leinöl, wie ich es an Bord Schiff den Bootsleuten abgesehen hatte. Etwas bange war mir doch vor meiner neugewordenen Würde eines Malermeisters, aber als gegen Abend der vornehme und bis zur Sündhaftigkeit elegante Herr Kommissar auf der Bildfläche erschien, sprach er sich vollauf befriedigt über den Fortgang der Arbeit aus.

Von nun an besuchte uns der Kommissar mehrmals am Tage. Morgens erschien er gewöhnlich in Gehrock und Zylinder, mit gelben Glacéhandschuhen, mittags ganz in Weiß, mit weißem Tennisanzug, weißen Leinenschuhen, weißem Strohhut und himmelblauer Krawatte von unmöglichen Dimensionen. Abends kam er gewöhnlich nochmals in einem gemusterten Straßenanzug von der letzten Eleganz.

»Also aus Alemania kommen Sie?« fragte er eines Tages, »ja, ja, ich habe schon viel von dem Lande gehört! Es ist eine Provinz von Inglatera.«

»Aber solche Eisenbahnen wie bei uns gibt es bei euch doch nicht,« meinte er ein andermal mit einem stolzen Blick auf die Eisenbahnschienen mit ihrer Fünfundsiebzig-Zentimeter-Spurweite, »es sind die schnellsten der Welt. Sie laufen wie's Donnerwetter! Wenn's sein muss bis vierzig Kilometer in der Stunde!« Einmal versuchte ich ihm auseinanderzusetzen, dass es bei uns auch noch allerlei gäbe, das sich mit Bolivien messen könnte. Aber damit hatte ich keinen Erfolg. »Warum sind Sie denn nicht dort geblieben?« meinte er kopfschüttelnd.

Ja, warum denn eigentlich nicht! – –

★

Alles in allem war der Mal-Kontrakt ein Hereinfall. Als nach acht Tagen die Arbeit beendet war und das große Haus sich in dem Glanze seines neuen Anstrichs sonnte, blieben mir gerade noch fünf Bolivianos Reinverdienst als Zins, Unternehmergewinn und Arbeitslohn übrig für all die Mühe und Arbeit, die mir die Sache gekostet hatte. Ich hätte gut daran getan, meinen gänzlichen Mangel an Begabung für einen *business-man* einzusehen, und mich nicht weiter um Kontrakte und dergleichen zu bemühen, aber wenn die Bestie Blut geleckt hat – –

Mit dem Malen – auch mit der bescheidenen Kunst des Häuseranmalens – geht es nicht anders als mit anderen Künsten. Mit dem Dichten, mit dem Singen, mit dem Musizieren oder auch mit dem vielgeschmähten Handwerk der Schriftstellerei. Hat man erst einmal seine Kunst darin versucht, so ist es schwer, wieder davon abzulassen, ob man auch noch so viel Reue darüber empfinde. *Exemplum docet.*

Drei Tage lang lief ich in der Stadt umher und betrachtete jedes Haus mit der Kennermiene eines routinierten Malermeisters. – Ja, die bedurften alle dringend eines neuen Anstriches. Schwarz und schmutzig und verkommen sahen sie aus, und die Ölfarbe an den Bretterwänden (soweit man sie unter der grauen Staubschicht überhaupt noch erkennen konnte) war hart und rissig geworden in der Sonne. Aber da war kein Hausbesitzer, der von meinen Di-



ensten Gebrauch machen wollte. – »Das Haus anstreichen? *Que esperanza!* Wo denken Sie hin, Caballero! In drei Tagen ist es doch wieder so schmutzig wie zuvor.«

Die Logik hatte schon etwas für sich. Von allen Städten, die ich je gesehen habe, ist Uyuni die staubigste. Inmitten einer endlosen Wüste, die sich flach wie ein unermessliches Tempelhofer Parade-feld nach allen Richtungen ausdehnt, ziehen sich ein paar Straßenzüge, umsäumt von buntbemalten Bretterhäusern, als ob der wilde Wüstenwind in seiner Laune sie hier zusammengefeigt hätte. Bei Tag ist es heiß wie in einem Backofen und bei Nacht kalt wie ein Eiskeller. Wenn das Wetter windstill ist, so haben die Bewohner von Uyuni einen Festtag. Meist aber weht der Wind den Sand durch die Straßen, und es bläst ein Unwetter, das sich nicht selten zu wilden Böen steigert. Dann kommt der Pampero herangefegt. Er kommt wie ein Wetter beim Jüngsten Gericht. Er kommt über Salzfelder und Sanddünen. Salz und Sand und Steine wirbelt er vor sich her in gelben Wolken, die die Sonne verfinstern. Nichts, aber auch gar nichts ist hier, das an das keimende Leben der Erde gemahnt. Es gibt Leute, die in diesen Salzwüsten alt und grau geworden sind, ohne je einen Baum, einen Strauch, ja auch nur einen Grashalm gesehen zu haben. – Aber für solche Menschen gibt es wohl keine Strafe im zukünftigen Leben. Sie haben sie hienieden schon vorweg genommen.

Doch Uyuni ist der Platz zum Geldverdienen;

das Eldorado der Abenteurer. Was immer von den Strandläufern an der Westküste über ein Durchschnichtsmaß von Unternehmungsgeist verfügt, das kommt mit der Zeit nach Uyuni, oder Oruro oder irgendeiner der anderen Barackenstädte an der Antofagastabahn in der bolivianischen Wüste. Da wird man bald heimisch. Man macht in Politik, man spekuliert in Bauplätzen und Minenaktien, man schließt fromm und gottesfürchtig Kontrakte ab über die Anlage von Eisenbahnen und Telegrafienlinien; man stolziert einher in Reithosen und Ledergamaschen und einem breitkrepfigen Cowboyhut, man raucht eine kurze Pfeife »*english style*«, man trinkt viel Whisky mit wenig Soda und vor allem: man pokert. – Wie gesagt: jeder Gringo in Uyuni ist ein Unternehmer. Das verlangt schon das Standesbewusstsein. Auch mir hing der Himmel voll lockender Verheißungen und Versprechungen, und wer weiß: Hätte ich mehr Geduld und Ausdauer gezeigt und einen besseren Blick für die unbegrenzten Möglichkeiten, die hier auf der Straße lagen, so wäre ich heute schon ein Krösus wie jener vielbesungene Onkel aus Südamerika. Aber, wie schon gesagt, ich fürchte fast, ich bin verdorben für einen Businessmann.

Ein jeder von den Herrschaften, die sich auf der Veranda des ersten und einzigen Hotels am Platze in den Sesseln räkelt und auf die Köpfe der vorübergehenden grauen Ärmlichkeit in den Straßen spuckten, versprach mir Berge und Wunder. Ein Schwede wollte mir den Untervertrag für den Bau einer Abteilung einer neuen Bahnlinie übertragen,

ein Mexikaner suchte einen Verwalter für seine Kupfermine, weil er selber mit dem Lesen und Schreiben auf gespanntem Fuße lebte, und ein langer Yankee hätte es gern gesehen, wenn ich als Strohmann für seine neue Gründung im Salpeterbezirk eingetreten wäre.

Doch in Uyuni ist es nicht anders als anderswo: Versprechungen sind billig wie die Brombeeren. Mir waren sie bereits zuwider geworden. Das Uyuni, das ich mir drüben in Argentinien in meiner Fantasie vorgestellt hatte, das Uyuni, um dessentwillen ich wochenlang willig beinahe übermenschliche Anstrengungen und Entbehrungen erduldet hatte, sah in der rauen Wirklichkeit erheblich nüchterner aus.

Drei Tage stellenlos in Uyuni sind so viel wie deren sechs in der Hölle. Fort, nur fort aus dieser Wüste! Einmal wieder Bäume möchte ich sehen, und bunte Blumen und grüne Wiesen und fließendes Wasser. Dort draußen, weit im Westen schauten blaue Berge gar verlockend herüber; die Berge von Chile. Dahinter lag die Pampa mit ihren Salpeterminen und noch weiter draußen im fernen Westen – ja, da lag das Meer! Aber bis dorthin waren es noch mehrere hundert Kilometer, durch trostlose Wüste und heulende Einöde, und wie – wie sollte man dort hinkommen, wenn man nur noch drei Bolivianos in der Tasche hatte und die Eisenbahnzüge alle nur bei hellichtem Tage fuhren, sodass die Gelegenheit zum Schwarzfahren nicht eben glänzend war?

Während des ganzen Tages hatte ich über das

Problem nachgedacht, und nachts konnte ich darüber keinen Schlaf finden. Draußen in der Gaststube der Fonda tanzten die Leute eine Cueca und die Mandoline spielte dazu eine eintönige Weise. Betrunkene Peone zankten sich über den Karten, und der Esel im Hofe schrie misstönig in die fröstelnde Nacht. Ich achtete nicht auf den Lärm. Ich dachte nur immer an das blaue Meer und an die vielen Kilometer und an die drei Bolivianos, die ich in der Tasche hatte, und konnte nicht darauf kommen, wie ich die drei Punkte miteinander in Beziehung bringen sollte. Und dennoch war mir, als ob der Boden unter den Füßen brenne, als ob ich keinen Augenblick länger hier bleiben könnte. Wilder wie je war die Wanderlust über mich gekommen. Ein kleiner Hoffnungsstrahl blieb mir immerhin. Die Wirtsfrau hatte mir erzählt, sie kenne einen Landsmann von mir, der allabendlich in ihrem Gasthaus verkehre. Er sei Lokomotivführer an der Antofagastabahn und würde mich wohl mitnehmen, wenn ich ihm ein gutes Wort gäbe. Das hatte sie schon vor drei Tagen erzählt, und der Glaube an diesen deutschen Lokomotivführer fing an wankend zu werden. Man soll jedoch nichts so weit wegwerfen, weil man es dann weit wieder herholen muss. –

Es war wohl schon gegen Mitternacht, als jene sagenhafte Persönlichkeit richtig hereingeschneit kam. Ein junger Deutschösterreicher aus Triest, dem man es ansehen konnte, dass er dieses irdische Dasein nicht allzuschwer nahm. »Servus, Landsmann!« sagte er, indem er mir ein Glas Wein reichte.

Dann setzte er sich auf den Bettrand, und wir fingen an zu schwatzen, als ob das niemals anders gewesen wäre. Man wird schnell bekannt in Bolivien.

»Jetzt bin ich der einzige Deutsche hier an der Eisenbahn, seit mein Kamerad nach La Paz hinaufgemacht hat,« sagte er wehmütig, »du mußt hier bleiben und mir Gesellschaft leisten. Auf der ganzen Welt haben es die Lokomotivführer nicht so schön wie hier. Dreihundertfünfzig Bolivianos bekommt man im Monat.«

»Aber ich habe doch keine Ahnung vom Lokomotivführen.«

»Als ob's darauf ankäme! Meinst du etwa, ich hätte eine Ahnung gehabt, als ich angefangen habe? Da arbeitet man erst vierzehn Tage in der Maschinenhalle und sieht zu, wie die anderen es machen, und wenn man so ungefähr weiß, wie's gemacht wird, dann fährt man einfach los! Furchtbar einfach! Jetzt ist gerade die beste Gelegenheit. Dem Kollegen von der Rangiermaschine – einem verfluchten Hiesigen – haben sie auf den Ersten gekündigt, weil er eine Herde Lamas totgefahren hat. Da kannst du gleich seine Stelle einnehmen.«

Jawohl, furchtbar einfach! Es dauerte eine Weile, ehe ich ihm verständlich gemacht hatte, dass ich unter den gegebenen Verhältnissen als Lokomotivführer doch wohl ein verfehlter Beruf wäre.

»Mir geht's ja gerade so,« bekannte er schließlich. »Ich habe längst genug von dem Affenlande, aber der Chef will mich nicht gehen lassen, weil ich vierteljährliche Kündigung habe. Aber eines Tages

werde ich ihm die Karre in den Dreck fahren. Es laufen noch mehr Lamaherden herum, in die man hineinfahren kann!«

Ich erzählte ihm von meinen Nöten wegen der Reise; dass ich nicht Reisegeld genug hätte, dass in der Nacht keine Güterzüge vorbeikämen, mit denen man sich fortschmuggeln könnte, und dass es wohl am besten wäre, wenn ich als richtiger Fahrgast die Reise bis zur nächsten oder übernächsten Station bezahlte, um von dort mein Glück auf andere Weise zu versuchen.

»Aber i bitt schön!« rief der Österreicher aus, »mir san doch in Bolivien! Da zahlen nur die Dummten. Für fünf Bolivianos kannst du hier die ganze Eisenbahn kaufen. Du wirst doch den reichen englischen Aktionären nichts schenken wollen? Lass doch lieber einem armen Bolsero etwas zukommen. Für drei Pesos nimmt er dich mit bis ans Ende der Welt, wenn's sein muss. – Und wenn du auch das nicht ausgeben willst, dann ist das noch lange kein Grund zum Bezahlen. Man fährt eben so weit, bis sie einen hinauswerfen.«

Im übrigen meinte er, dass man nichts Dümmeres tun könnte, als nach der Küste hinunterzureisen. Dort drunten gäbe es mehr Hungerleider als irgendwo sonst auf der Erde. Die kratzten einander die Augen aus um das bisschen Arbeit und Verdienst. In den Salpeterwerken schauten sie eine Ziege für zehnmal mehr an als einen Menschen. Ganz Chile sei eine Räuberhöhle. Dagegen Bolivien! Das sei noch ein Land für einen unternehmenden jun-

gen Mann. –

Wir schwatzten noch die ganze Nacht hindurch und machten große Pläne wie Schulbuben an einem Sommertag, bis der dämmernde Morgen den anderen zur Arbeit rief. Später habe ich ihn drunten an der Küste noch einmal gesehen unter anderen Verhältnissen. In eine Herde Lamas war er nicht gefahren, aber seine Stelle hatte er doch verloren und keinen roten Cent mehr hatte er in der Tasche. –

Drei Stunden später fuhr ich mit dem Schnellzug nach Westen. Für vierzig Kilometer war ich jedenfalls gut, denn so weit war es bis zur nächsten Station.

»Su boleto!« sagte der Schaffner.

»No tengo!« antwortete ich grob. Und dann setzte ich ihm auseinander, dass ich nur mit knapper Not noch den Zug erreichte und es mir deshalb nicht möglich war, die Fahrkarte rechtzeitig am Schalter zu erwerben. Aber – sei es, dass diese Entschuldigung zu ungewöhnlich oder schon gar zu verbraucht war – der Beamte zeigte sich als unangenehmer Mensch und meldete den Fall beim Vorstand der nächsten Station. Ohne die weitere Entwicklung der Angelegenheit abzuwarten, fuhr der Zug wieder davon und ließ mich mit langem Gesicht auf der einsamen Station zurück, in einer Gegend, die man nicht als Wüste bezeichnen kann, ohne diesen Begriff über Gebühr herabzusetzen. Was dem Kerl einfiel, mich hier an die Luft zu setzen! Unerhört anmaßend, einfach skandalös fand ich das Benehmen. So ein kleinlicher Pedant! So ein

Wortklauber und Sittlichkeitsfanatiker! Ich fand das – um es einmal auf englisch zu sagen – einfach nicht *fair*!

Hier war nichts zu sehen als ein großes Vakuum an alledem, was mit solchen Begriffen wie Zivilisation und dergleichen zusammenhängt.

Nichts als eine einsame, grün angestrichene Bretterbude inmitten der grauen, salzigen Wüste. Still und tot alles ringsum, und das Ticken des Telegrafengeräts, das aus dem offenen Fenster ins Freie drang, war eine halbe Meile weit zu hören. Glücklicherweise war der Verwalter der Station ein umgänglicher Herr, der die ganze Angelegenheit mehr als Scherz und als willkommene Abwechslung in seinem eintönigen Dasein betrachtete.

»Die Sache wird Ihnen teuer zu stehen kommen,« sagte er zu mir, »außer dem doppelten Fahrpreis haben Sie noch zehn Pesos Strafe zu bezahlen. Zusammen fünfzehn Pesos.«

»So viel Geld habe ich ja gar nicht,« gab ich zur Antwort. »Und überhaupt – glauben Sie, dass ich von Uyuni bis hierher schwarz gefahren wäre, wenn ich den Preis für eine Fahrkarte übrig gehabt hätte?«

Das schien dem Beamten einzuleuchten. Eine Weile schaute er mich zweifelnd an und wusste nicht, ob er sich ärgern sollte oder nicht.

»*Caramba!*« rief er schon halb belustigt, »diese Gringos haben doch eine unerhörte Portion Frechheit. Aber was fangen wir jetzt mit dem Menschen an? Hier behalten können wir ihn nicht. Müssen



schon sehen, wie wir ihn weiter schaffen? *Madre dios!* Der Fall ist nicht übel!«

Und er und sein Assistent lachten, dass ihnen die Tränen in die Augen traten.

Es traf sich gut, dass gerade ein Güterzug auf der Station stand, um das Vorbeifahren des Personenzuges abzuwarten. Der Verwalter beredete die Sache mit dem Zugführer, der auch ein Einsehen hatte, und so setzte ich denn auf dem grünspanbedeckten Kupfererz eines schwerbeladenen Wagens die Reise nach der Küste fort. –

Weiter und weiter ging es durch die endlose Wüste; bald über weite Flächen von losem Flugsand, bald über Steine und Geröll, bald wieder vorbei an ausgetrockneten Salzseen, über deren weißem Spiegel die dünne Luft in zitternden Wellen tanzte. Dann tauchten in der Ferne blaue Berge auf. Ein mächtiger, schneebedeckter Bergkegel schob sich nahe an die Bahnlinie heran.

Dünne blaue Rauchfahnen entstiegen seinem Krater. Andere, gewaltige Vulkane standen schwarz und unheimlich im Süden und Westen in der Richtung nach der Küste. Dicht vor einer größeren Station mit ausgedehnten Maschinenhallen huschte ein langer Pfahl mit einem bunt bemalten Schild neben dem Bahndamm vorüber. Die chilenische Grenze.

Das also war Chile!

Nach allem, was ich bis dahin von dem Lande wusste, hatte ich es mir etwas freundlicher und anheimelnder vorgestellt; und vor allem etwas grüner

und lebendiger.

Wie heißt es doch in der chilenischen Nationalhymne?

»*Y tus campos con flores bordados* – – –«

## Auf dem Dache Südamerikas

DAS FREIE CHILE. – IN DEN RANDKORDILLEREN. – DIE  
BORAXMINE. – WIE MAN ÜBER NACHT ZU EINER  
RESPEKTPERSON WIRD. – DER TRINKFESTE MONTEUR. –  
DER AUSFLUG AUF DEN VULKAN. – DAS GRAUE ELEND. –  
IMMER NOCH PUNA. – WIEDER AUF REISEN. – EINE  
LEHRSTUNDE IN CHILENISCHER GEOGRAFIE. – DURCH  
DIE WÜSTE ATAKAMA. – SALPETERWERKE. – ENDLICH IN  
ANTOFAGASTA. – JA, DAS MEER!

Die chilenischen Zollkontrolleure nehmen es mit ihrem Amt offenbar nicht allzu genau. Im Schatten seiner Amtsstube saß der Herr Inspektor und hielt Siesta. Das Kommen und Gehen der Züge störte ihn nicht im geringsten in seiner olympischen Ruhe. Es war auch besser so, denn was hätte es ihm genutzt, wenn er es genauer genommen hätte mit seinen Amtspflichten? Was hätte es ihm und den Finanzen des chilenischen Staates eingebracht, wenn er plötzlich aus dem Schatten seiner Amtsstube herausgekommen wäre, um vor mich hinzutreten mit der schicksalschweren Frage: »Haben Sie nichts zu ver-zollen?«

Weiter ging die Reise durch das wilde Land. Immer höher wurden die Berge, immer drohender und trauriger die Landschaft, bis auf einmal, wie ein Hohn auf die umgebende Wildnis, in einer Senkung zwischen zwei Vulkanen eine lärmende Fabrik auftauchte. Hastige Maschinen rasselten in den düste-

ren, weitläufigen Gebäuden, geschäftige Menschen wimmelten wie kleine, schwarze Ameisen auf den rußigen Straßen. Qualmende Schornsteine ragten in die dünne Luft. Das waren die Werke von Cebollar, die reichsten Boraxgruben der Erde.

Ich fand es geraten, hier die Reise zu unterbrechen, denn in solch geschäftiger Umgebung schien mir die Aussicht auf Arbeit und Verdienst nicht gering. Schon eine Weile war ich aufs Geratewohl umhergewandert in dem Ruß und Staub der Straßen, die in mathematischen Vierecken diese Herrlichkeit aus Holz und Wellblech durchzogen, als ein Engländer mit Sportmütze, Tonpfeife und Reithosen von froschartigem Zuschnitt auf mich zukam und mich fragte, ob ich Arbeit suchte.

»Si, señor!« antwortete ich eifrig, denn nichts brauchte ich mehr, als einen kleinen Verdienst.

Der Engländer schaute mich kritisch, und etwas von oben herab, wie das die Art seiner Landsleute ist, an und erkundigte sich eingehend nach dem Woher und Wohin in einem Spanisch, das vor der Kritik der Akademie nicht länger Stand gehalten hätte wie Karlchen Wiesnicks Extemporale vor dem gestrengen Ordinarius der Quarta.

Ob ich ein Chilene wäre?

Nein.

Oder ein Spanier?

Auch das nicht.

Wohl gar ein Italiener?

Niemals!

»Ja was, beim Teufel, sind Sie denn?«

Mit geziemender Bescheidenheit eröffnete ich ihm, dass ich nur ein Deutscher sei, worauf er mir – das hatte ich am wenigsten erwartet – voll Begeisterung die Hand hinstreckte.

»Deutscher? – Wirklich ein echter Deutscher aus Deutschland? *Allright! very fine!* Sie können gleich hier anfangen. Die Deutschen sind immer die besten Arbeiter, o yes! Ein einziger Deutscher ist mir lieber, als ein Dutzend Chilenos.« –

Über dem Sprechen hatte er ein Blatt aus seinem Notizbuch herausgerissen und etwas darauf geschrieben.

»Bringen Sie das zu Mister Müller.«

Ich ließ mir das nicht zweimal sagen. Sehr bald hatte ich den Herrn ausfindig gemacht. Er war ein Mann in den besten Jahren; sehr stattlich, sehr korpulent, mit einem roten Gesicht und wässerigen Augen. Auch ohne die zahlreichen in der Werkstatt umherstehenden leeren Bierflaschen konnte man sehen, dass er ein trinkfester Mann war. Er war ein Deutscher, und zwar einer von der Sorte, die man – leider – nicht allzuoft antrifft. Im Allgemeinen muss man wohl sagen, dass der Deutsche – und nicht nur der im Ausland – keine Neigung verspürt, sein Volkstum besonders zu betonen.

*Civis germanus sum* – das heißt auf deutsch: Entschuldigen Sie, dass ich geboren bin!

Herr Müller machte bei allen seinen sonstigen Fehlern in diesem Punkte eine rühmliche Ausnahme. Für ihn fing der Mensch erst beim Deutschen an. Alles andere war in seinen Augen nur ein

Gewürm von minderwertigen Geschöpfen, und nicht viel besser als eine Bewegung im Wege. Er dachte nicht daran, der Landessitte die geringste Konzession zu machen oder gar eine fremde Sprache zu lernen. John Bull ins Deutsche übersetzt. Das technische Personal seiner Werkstatt – und er beschäftigte nicht wenige Menschen – bestand nur aus Deutschen, denn Herr Müller erachtete es unter seiner Würde, mit Vertretern anderer Nationalitäten etwas anderes zu wechseln, als böse Blicke und giftige Gebärden. Daher auch die auf den ersten Blick etwas unerklärliche Vorliebe des Engländers für alles Deutsche.

Zähneknirschend sahen die Söhne Albions im Direktionsgebäude diese Zustände mit an, aber ändern konnten sie es nicht, denn Herr Müller hatte alle Trümpfe in der Hand. Vor einem halben Jahre war er im Auftrag einer deutschen Firma herübergekommen, um die von ihr gelieferten Maschinen zum Trocknen des Borax zu montieren. Er allein verstand sich auf den Mechanismus dieser Apparate; er allein unter allen Menschen in ganz Chile wusste, wo jedes einzelne der unzähligen, in genialem Durcheinander umherliegenden Teile hingehörte, und wenn er auf den Gedanken kommen sollte – er drohte damit so ziemlich an jedem anderen Tage – die Arbeit niederzulegen, so würde das Werk einen unersetzlichen Schaden erleiden.

»Ja, das könnte den Herren Engländern so passen, wenn ich mir hier ein Bein ausreißen wollte mit harter Arbeit,« versicherte er mir schon am ers-

ten Tage. »So schön wie hier werde ich es in meinem ganzen Leben nicht wieder bekommen. Fünfundfünfzig Pfund verdiene ich im Monat! Das sind tausend Mark nach unserem Geld. Und dazu noch die freie Station und die Prozente und das, was ich mir nebenher stehlen kann. Hier schimpfen die Leute mich Direktor, Ingenieur und was sonst noch, während drüben – ja drüben, da bin ich nur ein kleiner Monteur mit hundertfünfzig Mark Gehalt im Monat. Da müsste ich doch von allen guten Geistern verlassen sein, wenn ich mich selbst durch meinen Fleiß um das schöne Pöstchen bringen würde.«

Die Logik in diesen Gedankengängen ließ sich nicht wohl abstreiten. Die Rechnung hätte gestimmt, wenn – ja, wenn Herr Müller ein Teatotaler oder Cebollar ein Temperenzverein gewesen wäre. So aber ging alles vom Schlechten zum Schlimmeren und musste schließlich im heulenden Elend enden.

In einem gefiel mir Herr Müller: Er war nicht kleinlich. War er schon selbst nicht fleißig, so verlangte er auch von seinen Untergebenen keine übermäßigen Anstrengungen. Morgens um 10 Uhr erschienen wir bei der Arbeit. Dann wurde Bier getrunken bis Mittags. Der Nachmittag wurde im wesentlichen von einer Vesperpause ausgefüllt und nachts leerten wir wieder unzählige Bierflaschen bis zur 12. Stunde und ließen uns für diese Zeit Überstunden bezahlen. Es war ein ganz abscheuliches Getränk. Dünn, sauer und abgestanden. Ich mochte zuerst nichts davon trinken, aber die ande-

ren lachten mich deshalb aus und nannten mich einen weißgewaschenen Engländer. Den Vorwurf mochte ich nicht auf mir sitzen lassen.

Die Stellung war also, wie gesagt, eine Sinekure<sup>1</sup> im vollsten Sinne des Wortes; für mich fast noch mehr als für die anderen. Hier war, vielleicht zum ersten Mal in meinem Leben, der Ort, wo ich »der rechte Mann am rechten Platze« war. Die Ingenieure und die Buchhalter waren alle Engländer, der Lagerverwalter ein zappeliger Franzose, die Handwerker – soweit sie nicht zur eigenen Werkstatt gehörten – Chilenen und Spanier, während die indianischen Arbeiter zumeist keine andere Sprache verstanden, als ihr zungenbrechendes Kitschua. Herr Müller aber – wie schon gesagt – sprach und verstand grundsätzlich nur deutsch. So kam ich mit meinen Kenntnissen gerade recht in diese babylonische Sprachverwirrung. Mit einemmal war ich eine Respektsperson geworden. Von morgens bis abends lief ich mit dem großen Schraubenschlüssel von einer Werkstatt zur anderen und spielte den Dolmetscher. Die Handwerksleute sahen mit Ehrfurcht zu mir empor, der ich selbst in den geheiligten Privatkontorräumen des allmächtigen *Gerente* ungehindert ein- und ausging. »*El asistente ingenierio*« nannten sie mich und hatten eine unbegrenzte Hochachtung vor meinen technischen Kenntnissen.

\*

Die Boraxgruben von Cebollar sind die reichsten der Erde.



Hier, wo die Niederschläge selten sind und die dünne Luft die Verdunstung begünstigt, wird der Borax, der sonst nur in Salinen durch das künstliche Abdampfen und Verdunsten des Wassers boraxhaltiger Seen gewonnen wird, bereits in trockenem Zustand in mächtigen Schichten als weiße salzartige Masse gefunden. Man hat darum nichts weiter zu tun, als mit dem Dampfflug über die weiße Fläche des ausgetrockneten Sees zu rennen und die aufgebrochenen Brocken in die Karren der Feldbahn zu laden, worauf sie in der Fabrik zerstampft, ausgelaut und wieder getrocknet werden. Dann wird der Boraxkalk in Säcke geschaufelt und zwecks Weiterverarbeitung nach Europa verschifft. Das alles sind staubige, schmutzige, gesundheitsgefährliche Arbeiten. Namentlich der Ort, an dem die sogenannten »Chancheros« das Zerkleinern der Stücke vornehmen, ist eine Arbeitsstätte, gegen die selbst die Trockenräume einer Ölmühle in Texas eine Sommerfrische bedeuteten.

Allmählich war eine Woche um die andere vergangen und ich war immer noch in dieser Wüste, obwohl ich mich selbst am meisten darüber wunderte. Denn wenn es auf dieser Erde einen Ort gibt, von dem man sagen kann, dass er ein mörderisches Klima habe, so ist es Cebollar. Hier, in 5000 m Meereshöhe, ist die Luft so dünn, dass der mit normalen Herz und Lungen versehene Mensch, der von der Tiefebene heraufkommt, nicht imstande ist, tausend Schritt in normaler Gangart zurückzulegen, ohne mit erschöpften Lungen und fieberhaftem

Herzklopfen wie nach einem langen Schnellauf, anzuhalten. Die Stimme verliert ihren vollen Klang und sinkt zu einem heiseren Flüsterton herab. Geschmack und Geruchssinn gehen völlig verloren. Alle Speisen die man zu sich nimmt, haben den gleichen widerwärtigen Geschmack; fade und salzlos, wie das Leben dort oben. Das ist die Puna. Es kommt noch etwas anderes hinzu, wodurch das Klima vollends zur Hölle wird, das ist der feine, beißende, schwefelduftende Rauch der Vulkane. Fast unsichtbar und dennoch allgegenwärtig brütet er über dem Talkessel, und wenn auch der Wind ihn zuweilen verscheucht, so fegt er doch zu gleicher Zeit immer neue Rauchfahnen hinunter in das Tal. Bis in die innersten Eingeweide dringt dieser Rauch. Den Magen erfüllt er mit giftigen Gasen und die Lunge zermartert er, bis sie rau ist wie ein Smyrnateppich und Nacht für Nacht den Menschen mit schrecklichen Hustenanfällen aus dem Schlafe schreckt.

Wenn es – wie ich wohl annehmen muss – in einem zukünftigen Dasein eine Vergeltung gibt für die Sünden, die wir hienieden begangen, so glaube ich, dass man mir die Tage in Cebollar darauf anrechnen wird. Und die auf dem Wege von Tupiza nach Uyuni auch. Es wäre ungerecht, wenn es anders wäre. –

Manchmal hatte Herr Müller gar sonderbare Einfälle. Eines Tages belud er den armen Christoph Columbus bis über seine langen, grauen Ohren mit wohlgefüllten Bierflaschen und kommandierte sein ganzes Personal zu einem Ausflug auf den Gipfel ei-

nes der Vulkane, der schon lange seine Neugierde gereizt hatte. Der Vulkan war annähernd 6000 m hoch und stand 1000 m über der Talsohle. Auf halber Höhe machten wir ein kümmerliches Feuer, um uns vor der barbarischen Kälte zu schützen, während wir die Bierflaschen leerten und dabei den Worten des Meisters lauschten.

»Heute habe ich Geburtstag!« fing er unvermittelt an.

»*Que dice el ingeniero?*« fragten mich die Chilenos.

»Jawohl!« fuhr der andere fort, »schaut mich nur nicht so dämlich an, ihr spanischen Hunde! Mein vierzigster Geburtstag ist heute, wenn ihr nichts dagegen habt! Ihr alle sollt hier oben auf meine Gesundheit trinken. Und wenn ihr im nächsten Jahr noch Lust habt zu Landpartien und euch der Teufel inzwischen noch nicht geholt hat, so werden wir wieder hier heraufkommen und den einundvierzigsten Geburtstag feiern. Denn ich habe Zeit, viel Zeit! Ich bin monatlich bezahlt.«

Dabei schaute er einen der Peone so grimmig an, dass dieser die Rede auf sich persönlich bezog. Blitzschnell zog er sein langes Messer und stürzte auf den Meister los. So endete die Festlichkeit mit einer Dissonanz, wie man zu sagen pflegt. Der Indianer bekam eine Tracht Prügel und Herr Müller musste nach dem Lager hinuntergeschafft werden. Ein hoffnungsloses Opfer des *delirium tremens*, des heulenden Elends, von dem er sich vorerst nicht erholte.

Ich benützte die günstige Gelegenheit, um mit Anstand wegzukommen. Noch am selben Abend ließ ich mir mein Geld ausbezahlen, und am nächsten Morgen fuhr ich mit dem ersten Zug hinunter nach der Küste. Bald schauten die Schneegipfel von Cebollar nur noch weit, weit im Hintergrund wie riesige Zuckerhüte hinter den blauen Bergen hervor. Ich habe ihnen keine Tränen nachzuweinen. – –

Ja, es war lange her, seit ich zum letztenmal als zahlender Caballero in einem Eisenbahnzug gesessen hatte! Zuletzt war es wohl irgendwo zwischen Buenos Aires und Rosario gewesen; aber dazwischen lagen tausende von Meilen über endlose Ebenen und himmelhohe Berge. Wohlig streckte ich die Beine aus. Die Pesoscheine knisterten in meiner Tasche und irgendwo hinter dem Hutbande – man kann nie vorsichtig genug sein in Chile – schlummerte ein Scheck auf eine Bank in Antofagasta. Noch nie war mir Südamerika so schön vorgekommen wie heute.

Es war ein schmutziger Eisenbahnwagen mit rußigen Fenstern, schmierigem Fußboden und staubigen, abgewetzten Polstersesseln, auf denen dunkelhäutige, ponchoumhüllte Halbblutindianer den Rauch ihrer Zigarillos in die heiße, stickige Luft sandten. Ein langer Engländer, mit einer karierten Sportmütze, der es sich in einer Ecke bequem gemacht hatte, war in die Lektüre der »Times« vertieft. Zwei amerikanische Prospektoren waren mit einem Pokerspiel beschäftigt und verwandten keinen Blick ihrer eckigen, lederfarbigen Gesichter von

den Karten. Nur ab und zu sandten sie zwischen den Zügen aus der Maiskolbenpfeife über die Köpfe der anderen Passagiere weg einen nassen Strahl, der mit unfehlbarer Sicherheit stets den Spucknapf am anderen Ende des Wagens traf.

»*Three kings!*« rief der eine mit näselnder Stimme.

»*Full house!*« triumphierte der andere.

»*By Jove ...*«

Während so der Zug zwischen den wüsten Bergen der Küste entgegeneilte, hatte mich ein patriotischer Chilene mit dunklen, glühenden Augen ins Gebet genommen, um mich mit den Vorzügen seines Vaterlandes vertraut zu machen. »Bei euch in Alemania mag es ja auch ganz schön sein,« meinte er nachsichtig, »aber mit Chile ist es nicht zu vergleichen. So reich wie unser Land ist keines! – Caramba! Wir brauchen niemand, denn bei uns gibt es alles. Drunten in der Gegend von Valdivia, wo Ihre Landsleute wohnen, gibt es Tannen und Fichten, die ein halbes Jahrtausend alt sind, bei Santiago gibt es Melonen, so groß wie Kinderköpfe, in Valparaiso trinkt man den Wein, wie man anderswo das Wasser trinkt; hier in den Bergen gibt es mehr Kupfer als in allen anderen Ländern und drunten in der Pampa Salpeter genug, um die ganze Welt zu versorgen.«

»Aber die da« – mit einem Seitenblick, der den Engländer und die beiden Amerikaner zu erdolchen schien, – »die haben den Vorteil von alledem. Die lassen es sich wohl sein in unserem Land; schimpfen sich *ingenieros, contractores* und was sonst

noch! Verdienen ein Heidengeld und rauchen teure Habanazigarren, derweilen wir mit unseren Zigariillos zufrieden sein müssen. Peone sind wir in unserem eigenen Land, und die Gringos sind die Herren!«

Eine Weile hüllte er sich in nachdenkliches Schweigen.

»Und gibt es in Deutschland auch Senatoren?« fuhr er unvermittelt fort. Beschämt musste ich ihm gestehen, dass bei uns, abgesehen von den Hansestädten, die Kultur noch nicht bis zu diesem Grad der Vollkommenheit aufgestiegen sei, und der Chilene schien nicht wenig erstaunt über diese Rückständigkeit. Eine Welt ohne Senatoren konnte er sich schlechterdings nicht vorstellen, so wenig wie eine Hölle ohne Teufel.

»Was? Keine Senatoren!« rief er aus im höchsten Diskant des Erstaunens, »ja, Amigo, ist das denn möglich?«

»Warum denn nicht?«

»Dann haben Sie wohl auch keine Minister, keine Präfekten und nicht einmal *di-pu-ta-dos*?«

Ich versicherte ihn, dass es von diesen sehr viele, nach meinem Geschmack sogar übermäßig viele bei uns in Deutschland gäbe, worauf er sich erneut in grübelndes Schweigen hüllte, um dann unvermittelt fortzufahren wie einer, der von einem Unglück berichtet, das man machtlos als eine Strafe Gottes über sich ergehen lassen müsse.

»Die Senatoren und die Erdbeben, Caballero, die sind die schlimmste Pest im ganzen Lande. Die und

die Diputados und die Minister und die Präfekten. Ein Pack von Ämterjägern, das sich auf unsere Kosten gute Tage macht; ein Klub von Tagdieben, eine Gesellschaft von Räubern und Spitzbuben, die für fette Tantiemen unseren Salpeter und unsere Kupferminen an die Gringos verschachern.

Sie sollten einmal hier sein, wenn die Wahlen sind!

Dann können die ärmsten Rotos Wein und Tschitscha trinken und kein Mensch fragt nach der Rechnung. Dann sind sie alle da mit großen Worten und schönen Versprechungen, die *democratos*, die *radicales*, die *liberales-doctrinarios*, die *Monttinos*, die *Nacionales*, die *Balamacedistas*, die *Pipioles*, die *Pechoños* – *ladrones*, *ladrones todos*! Diebe, Diebe! Alle! Wie glücklich wären wir, Caballero, wenn wir keine Senatoren und keine Diputados hätten!«

Spät abends, als die Sonne schon untergegangen war und der Mond eben hinter den Bergen hervorgekrochen kam, erreichten wir das Städtchen Calama. Da der nächste Zug erst um Mitternacht fahren sollte, benutzte ich die Gelegenheit zu einem Spaziergang durch die verschlafene Hauptstraße des Ortes. Es war ein wunderbarer Abend. Der laue Wind flüsterte in den Baumkronen, die ihre breiten, fleischigen Blätter schwarz und gespensterhaft in den helleren Nachthimmel streckten. Eine schwarze Fledermaus schwirrte vorüber. In den Hecken am Wege zirpten die Grillen. In der Ferne krächte ein verschlafener Hahn. Würziger Geruch entströmte einem Orangengarten und mischte sich

mit dem süßen Duft von neugemähtem Heu, der von den Kleefeldern hereinkam.

In einer schmutzigen Fonda verzehrte ich eine Portion gebackener Fische und ein öliges Beefsteak und setzte um Mitternacht die Reise nach der Küste fort. Es war eine lange und langweilige Fahrt, denn der Weg führte durch die wegen ihrer Unwirtlichkeit und ihres mörderischen Klimas berüchtigte »Pampa«. Dem Geografen ist sie als die Wüste Atakama bekannt. Sie ist die trostloseste Wüste der Erde. Hier regnet es nie. Sand und Sonne führen das Regiment in den langen, heißen Tagen. Dicke Staubwolken jagen über die brennenden Steine, und auf den weißen Salzseen tanzt die erhitzte Luft in unruhigem Flimmern. Kaum aber ist die Sonne verschwunden, so kommt die Nacht mit ihrem kalten, messerscharfen Hauch, der nach der Hitze des Tages sich doppelt fühlbar macht. Nirgendwo kann man so erbärmlich frieren, nirgendwo funkeln die Sterne in so kaltem, lieblosem Licht wie dort in der Wüste Atakama.

Dennoch ist die Gegend voll von lebendigem Leben. Schon von weitem erkennt man die Stationen an dem weißen Licht der elektrischen Bogenlampen, in dem die langen, finsternen Gebäude sich scharf abheben, und die schwarzen Rauchwolken aus den hohen, gespensterhaften Schornsteinen fantastische Figuren malen. Das sind die Werke, die die ganze Welt mit dem sowohl als Düngemittel wie als Rohmaterial für die Pulverfabrikation so wichtigen Chilesalpeter versorgen. Es sind die Goldgruben des



chilenischen Staates, die er vor nahezu dreißig Jahren seinen peruanischen und bolivianischen Nachbarn entrissen hat und um derentwillen die Chilenos noch heute von diesen scheel angesehen werden. –

Noch immer war nirgendwo in der weiten Runde ein Grashalm oder sonst etwas Grünes zu entdecken; noch immer war alles Sand und Sonne. Langgestreckte Sanddünen verrieten die Nähe des Meeres.

Und dann lag es plötzlich vor uns. Unter einem blauen wolkenlosen Himmel breitete sich tief unten die endlose dunkelblaue Fläche, und nur entlang des Landes, wo die Brandung sich an der gelben Sandküste brach, zog sich ein breiter, silberheller Streifen hin.

Und wie wir dann dicht an der Küste den in der Ferne auftauchenden Häusern von Antofagasta entgegenfuhren, wie die laue, salzige Brise mit wildem Ungestüm die heiße Luft des Eisenbahnwagens verjagte, wie in der Ferne das Donnern der Brandung ertönte und die weißen Seemöven kreischend vorübersegelten, da war es mir, als ob ein lieber alter Bekannter von vergangenen Zeiten erzählte.

Ich dachte an alles, was ich im Laufe der Jahre an den Ufern und auf den Fluten dieses großen Wassers erlebt hatte. Wie gestern sah ich plötzlich wieder den Tag vor mir, da ich irgendwo an der Küste von Südkalifornien zum ersten Mal am Strande dieses blauen Meeres stand. Damals, ja damals hatte ich den Kopf voll großer Rosinen und die kindische

Fantasie tanzte mit den glitzernden Wellen in die lockende Ferne. Sie flog mit den weißen Möven zu rauschenden Palmen an fernen Gestaden. Damals – sollte man's glauben, dass schon wieder reichlich acht Jahre darüber hingegangen waren? Ich dachte daran – nein, das werde ich nicht vergessen und wenn ich so alt werde wie Methusalem selber! – Ich dachte daran, wie ich dann einige Monate später hungrig und abgerissen mit leerem Geldbeutel über das holperige Pflaster der Barbarenküste von San Franzisko wanderte und so ganz unverhofft und unversehens unter die Matrosen und die Walfischfänger geraten war. Ich dachte an wilde Stürme, die die Segel zerfetzten und an laue Nächte im rauschenden Passatwind, wo man stundenlang am Ruder gestanden und statt nach den Segeln und dem Kompass nur immer nach dem phosphoreszierenden Kielwasser und den vorbeischießenden Haifischen gesehen hat, bis der Bootsmann mit einem ganz unpoetischen »Bi de Wind, Döskopp« die wandernden Gedanken wieder in vorschriftsmäßige Bahnen lenkte. Es tauchten wieder alte Erinnerungen auf an die Perlenfischer an der australischen Küste und an die Kopraschoner, auf denen die heiße Äquatorsonne das Pech zwischen den Decksplanken gekocht und die großen schwarzen Käfer, die aus der Ladung herauskrabbelten, einen fast lebendig aufgefressen hätten. Ich dachte an all die sonderbaren Erdenwinkel, in die mich im Laufe der Jahre das wechselnde Geschick verschlagen hatte. – Oder war es am Ende doch nur der eigene Unver-

stand? Die eigene Unruhe, die nimmer müde Unstetigkeit, die rastlos vor sich selbst davonläuft?

---

1. müheloses, einträgliches Amt <<<

## Strandläuferschicksale

ANKUNFT IN ANTOFAGASTA. – SÜDSEEZAUBER. – ROSI,  
DIE STRANDLÄUFERBELLA. – MICHEL ANGELO, DAS  
VERKANNT GENIE. – MALERARBEITEN □ LA CHILESSA. –  
GESCHWINDIGKEIT IST KEINE HEXEREI. – »NUR DIE  
LUMPEN ARBEITEN MEHR ALS DREI TAGE IN DER  
WOCHE.« – TEURE BLUMEN. – ETWAS VON  
SEGELSCHIFFEN. – NATIONALÖKONOMIE AUF DEM  
STRAßENPFLASTER. – PAUL, DER TAUCHER. – EIN  
SEELENVERKÄUFER. – SCHWINDELIGE MALERARBEITEN. –  
DIE FIESTA. – DAS SÜDAMERIKANISCHE PREUßEN – VIVA  
CHILE!

Eine Weile fuhren wir entlang der Küste, ohne dass etwas anderes zu sehen gewesen wäre als blaues Meer und gelber Wüstensand im grellen Sonnenlicht. Tief unten tobte die weißschäumende Brandung zwischen den schwarzen Klippen. Allmählich leuchteten vereinzelte Häuser auf, die da und dort wie grelle Farbflecken in der Einöde lagen. Zu Füßen eines felsigen Abhangs breitete sich ein Kirchhof aus, der mit seinen langen Reihen von schwarzen, düsteren Kreuzen beim Beschauer unwillkürlich den Wunsch erwecken musste: »Nicht hier.« Dann wuchsen allmählich Schornsteine und Kirchtürme aus dem Sande der Wüste, und über ein Gewirr von niedrigen, flachdachigen, buntbemalten Häusern hinweg schweifte der Blick bis hinüber zum Hafen, wo die Takelage der stolzen Segel-

schiffe wie ein Wald von Masten gegen den blauen Himmel stand. Dann ging es in langsamer Fahrt mitten durch die breiten, sandigen Straßen der Stadt, über holperige Weichen und rostige Schienen, vorbei an düsteren Wagenreihen und schwarzen rußigen Schuppen, in denen die tatendurstigen Lokomotiven qualmten. Schließlich hielt der Zug vor einem weitläufigen Holzgebäude, wo in großen Buchstaben zu lesen stand: »Antofagasta«.

Der Zug war noch nicht zum Stillstand gekommen, als uns ein Schwarm von fliegenden Händlern überfiel. Tschitscha, Caña, Limonade, Pasteten, Streichhölzer und Schuhriemen boten sie feil. »Kaufen Sie, Caballero! Billig! Billig!«

Ein Mann mit ausgefransten Manschetten und schmutzigem Gummikragen nahm sich meiner an.

»Suchen der Herr eine Fonda?« fragte er mit ölig-er Stimme, – »oder ein Hotel? Ein erstklassiges Hotel, Caballero! Mit elektrischem Licht und eleganter Damenbedienung! – Dann nehmen Sie vorlieb mit dem Hause Ihres ergebenen Dieners.«

Und ehe ich mich's versah, standen wir schon vor einem Hause, das nach europäischen Begriffen nicht viel anders aussah als eine bessere Kasc-hemme.

»*Aquí está en su casa*«, sagte mein Begleiter mit kastilianischer Grandeza und führte mich durch einen dunklen, halsbrecherischen Hausgang in ein Zimmer, in dem von der Gotteswelt keine weiteren Möbel standen als ein Bett. Fenster gab es nicht. Wer Wert auf frische Luft legte, der musste die Tür

offen halten, die nach dem Patio führte. Bei Unterlassung dieser Vorsichtsmaßregel würde er wohl Gefahr laufen, über Nacht zu ersticken, denn das Zimmer war so klein wie das jenes legendären Schreibers, der jedes Mal das Dachfenster aufmachen musste, wenn er den Überzieher anziehen wollte.

In jener Nacht trieb ich mich lange am Strande umher, wo die weiche Seebrise kosend wehte und die schwarze Meeresfläche jeden Stern des klaren Nachthimmels widerspiegelte, als ob sie ein Teil des Himmels selber wäre. In immer gleichem Rhythmus tobte die Brandung gegen die Küste. Wie wilde Tiere sprangen die bläulich-weißen Schaumkämme aus dem Dunkel der Meeresfläche, brausten wütend heran und überschlugen sich tausendmal an der felsigen Küste, bis sie brüllend und schäumend hinaufrannten zu den schwarzen Klippen, an denen sie donnernd zerschellten. Und wie sie kraftlos zerrannen, da glänzten sie wie ein Meer von Silber, und zwischen den Klippen, wo sich die Brandung verlor, funkelte und glühte das Meerleuchten in immer neuen Farben.

Ja, auch noch heute erinnere ich mich jenes Abends, als ob es gestern gewesen wäre! Es war eine jener weichen, verträumten Nächte, wie sie nur die Tropen kennen. Weit draußen auf der Reede, wo die Segelschiffe ihre schwarzen Finger fantastisch in den Nachthimmel streckten, blitzten ab und zu die roten, grünen und weißen Laternen auf und warfen einen zitterigen Schein in die schwarze Wasserfläche. Deutlich kam der Ton einer

Schiffsglocke, die eben die Glasen anschlug, über das Wasser. Dann war wieder alles still, bis auf die grelle, misstönende Stimme eines Musikkastens in einer nahen Kneipe, der die Weise eines nagelneuen Gassenhauers herunterleierte, der eben erst seinen Weg übers große Wasser gefunden hatte.

Nachdenklich schlenderte ich über die Straße, wo sich eine Schifferkneipe an die andere reihte, wie etwa drüben in St. Pauli, oder auf der Skipperstraße in Antwerpen. Ein paar »landfeine« Matrosen, denen man an den blauen Anzügen, dem dicken Halstuch und der weit im Nacken sitzenden Schiffermütze die deutsche Herkunft schon von weitem ansehen konnte, kamen eben um eine Straßenecke. Der eine von ihnen pflanzte sich mit einer Cañaflasche mitten auf der Straße auf. »Achterut, all Hands!« rief er mit dröhnender Stimme, »Besanschot!« Nicht weit davon lungerte vor der Tür eines schmutzigen Hauses ein englischer Strandläufer, ein zerlumpter, ausgefranter, rothaariger Kerl. »Hallo,« sagte er zu mir, »wie wär's mit ein paar Centavos für einen armen Schiffskameraden, der schon seit einem halben Jahr am Strande liegt!«

In einer Schänke, die von außen im Vergleich zu den anderen nach etwas Besserem aussah, kehrte ich ein. Es war aber nur äußerlich eine bessere Kneipe. Von innen war es, wie alle anderen, ein wüstes Lokal mit Sägemehl auf dem Fußboden und großen Spucknäpfen in den Ecken. Tabakrauch und Alkoholdunst lagen in der Luft, einer von den Seeleuten, die sich vor der Bar ellbogten – seinem grauen Bart

nach zu urteilen wohl ein Segelmacher – betrachtete mich aufmerksam von oben bis unten. »Zu welchem Schiff gehörst du?« fragte er mich neugierig.

Das war die landesübliche Begrüßungsformel. In Antofagasta fragt man die Leute nicht nach dem Woher und Wohin, man erkundigt sich nicht nach der Gesundheit und man spricht nicht vom Wetter, sondern man fragt einfach: »Von welchem Schiff?« Dass einer zu irgend einem Schiff gehört, versteht sich ganz von selbst. Einen anderen würde man einfach nicht für voll nehmen. Für den richtigen Seemann fängt der Mensch überhaupt erst am Teerpott an. Selbst ein Minister in all seiner Würde kann ihm keinen Respekt einflößen; denn der kann ja nicht einmal einen ordentlichen Kreuzknoten zusammenbringen.

»Ich gehöre zu gar keinem Schiff,« antwortete ich wahrheitsgemäß, »ich komme eben erst von Bolivien.«

»Hm,« meinte der alte Seebär, »das dacht' ich mir schon! Noch nie etwas Gutes gesehen, das von Bolivien gekommen ist.«

Dann tat er einen großen Zug aus seiner Pfeife, spuckte über die Köpfe der anderen weg in den Spucknapf in der anderen Ecke des Raumes und würdigte mich hinfort keines Blickes mehr.

Der Wirt hatte mir eben ein Glas von dem dünnen Bier vorgesetzt, als unvermutet ein kleines Ding mit einem Gassenbubengesicht neben mir auftauchte.

»Bier!« sagte sie mit einer Miene voll grenzenlo-



ser Verachtung. »Pfui Teufel! Bist du ein billiger Kavaliere! Da mußt du schon eine Leuchtkugel schmeißen, wenn du was gelten willst, hierzulande. – Bringt eine Caña, Patron!«

Der Wirt, ein wohlbeleibter Chilene mit olivenbraunem Gesicht und Brillantringen an den dicken Fingern, schenkte ein großes Glas gelber Caña ein, dessen Anblick eine besänftigende Wirkung auf das Temperament der jungen Dame hatte.

»Hast du vielleicht dort oben irgendwo in der Pampa oder in Bolivien einen Nigger angetroffen?« fragte sie mit lauernder Miene, »so ein großes, schwarzes Ungeheuer mit einem Affengesicht voller Pockennarben? Sein Großvater hat noch Menschenfleisch gefressen, aber er gefällt sich als Mister Abraham Lincoln Jones, farbiger Gentleman und Caballero!«

Die Beschreibung passte auffallend auf den Neger, den ich droben in Bolivien bei der Vermessungsexpedition angetroffen hatte.

»Ist er nicht Koch?« fragte ich.

»Koch!« rief sie voll Geringschätzung, »das schwarze Ungeheuer könnte kein Wasser kochen ohne es anzubrennen! – Aber wenn du demnächst wieder nach der Pampa gehst, so sage ihm, dass Rosi ihm schon die Suppe versalzen hat. Ich habe das Ding mit Don Felipe ausgemacht. Der hat ein flinkes Cuchillo und es kommt ihm auf eine Mordtat mehr oder weniger gar nicht an, wenn er dabei fünf Pesos verdienen kann.«

Jetzt erst betrachtete ich mir die kleine Vogel-

scheuche genauer. Also das war die Rosi, deren Ruhm ich schon in Bolivien hatte singen hören! Rosi, der Schwarm aller Seeleute. Rosi, die Strandläuferbella! Im Grunde genommen war sie ja nur ein ganz ordinäres Frauenzimmer, aber – und das ist der Grund, warum ich sie hier erwähne – sie hatte eine höchst merkwürdige Vergangenheit. Schon manches erstaunliche Abenteuer hatte ihren Lebensweg gekreuzt seit jenem schicksalsschweren Tag, da sie ihren drei Monate alten Hausstand mit samt dem Gatten in Callao sitzen ließ, um an der Seite eines jungen Schiffskapitäns ihr Glück in der weiten Welt zu suchen. Der Ärmste – ich meine den Schiffskapitän – merkte bald, dass Rosi doch wohl nicht die richtige Lebensgefährtin für ihn sein konnte. In San Franzisko kappte er sein Kabel und überließ die liebesfrohe Señora ihrem Schicksal. Aber Rosi war noch lange nicht am Ende ihres Lateins. Sie wurde Ausruferin bei einem Löwenbändiger, mit dem sie die halbe Welt durchreiste, bis sie eines Tages in Schanghai landete, wo es ihr so gut gefiel, dass sie umgehend ein Weißwarengeschäft einrichtete. Da das Geschäft nicht ging, siedelte sie bald nach Singapore über, wo sie sich in der Rolle einer »interessanten jungen Witwe« gefiel. Dann hörte man lange Zeit nichts mehr von Rosi. Sie soll eine spanische Weinstube in Kalkutta, ein arabisches Nachtkaffee in Madras und ein Tingtangel in Surabaja betrieben haben. Böse Zungen haben ihr Andenken noch mit vielen anderen Abenteuern belastet. Tatsache ist, dass sie eines Ta-

ges hungrig und verkommen und ohne einen roten Heller im Hafen von Sidney ankam, wo der mitleidige Steuermann eines Segelschiffes sich ihrer annahm und sie wohl verstaute an Bord seines Schiffes nach der chilenischen Küste entführte. Hier weilte sie nun schon geraume Zeit, und unter den einfachen Matrosen, die hier in den Schenken verkehrten, fanden sich immer noch Opfer ihrer Verführerkünste, die auch jetzt noch auf der Höhe ihrer glorreichsten Tage standen, und ihrer verwelkenden Schönheit, die einst die Köpfe der Schiffskapitäne zu verwirren vermochte.

Vierzehn Tage, nachdem ich sie in jener Schenke zum ersten Mal gesehen, war sie plötzlich spurlos verschwunden, und ich weiß nicht – es mag reiner Zufall sein, dass zu gleicher Zeit ein amerikanischer Bankdieb mit einer ansehnlichen Summe das Weite gesucht hatte.

Alle diese erstaunlichen Erinnerungen, die mir schon droben in Bolivien stückweise zu Ohren gekommen waren, bekam ich nun aus Rosis eigenem Munde zu hören; gewürzt mit vielen Kraftausdrücken, die nicht für Tinte und Druckerschwärze sind, und unterbrochen von unzähligen Püffen der qualmenden Zigarette und einem gelegentlichen tiefen Blick in das Cañaglas. Ja, Rosi war heute bei rosigster Laune. Sie sagte, sie fühle sich wieder so jung wie damals in Callao. Sie könne eine Cueca und einen Fandango tanzen, wenn's darauf ankäme. Und als einer der herumsitzenden Matrosen seine »Quetschmaschine« in Gang setzte, da versuchte sie so-

gar einen Cakewalk.

Es war warm in dem kleinen Raum. Der heiße Atem der vielen Menschen zitterte in der Luft, und der blaue Tabaksrauch verschleierte die trüben Lampen. Ich wollte mich eben wieder hinaus ins Freie flüchten, als mir zwischen Tür und Angel kein Geringerer als Michel Angelo selbst den Weg vertrat.

»Ich habe die Ehre, Ihnen Michel Angelo vorzustellen,« sagte der Wirt mit dem Hinweis auf einen schlanken jungen Mann mit bleichem Gesicht und schwarzen, brennenden Augen, den man nach seiner großen, fantastisch gebundenen Krawatte und seiner übrigen Aufmachung wohl für einen verkommenen Kunstmaler oder einen ausgemusterten Seiltänzer halten mochte.

Michel Angelo lächelte verbindlich.

»Wie es Ihnen beliebt, Caballero,« redete er mich an in wohlgesetztem Kastilianisch, »ich habe nichts dagegen, wenn die Leute mich Michel Angelo nennen, zumal ich ja auch von derselben Zunft bin.«

Dabei hielt er seinen großen Schlapphut ans Licht, damit man die daran klebenden Ölfarbflecken besser erkennen konnte.

»Gerade eben habe ich den Vorhang fürs Stadttheater fertig gemalt. Ein feines Stück Arbeit! Dekorationen, Caballero, wie man sie an der Tiepola nicht schöner finden kann. Aber wer hat denn Verständnis für so etwas in Antofagasta? Nur Lastesel mit starken Muskeln und dicken Schädeln kann man gebrauchen hierzulande. Zweibeinige Maulesel, wie die da – dies mit einem vernichtenden Blick

auf die Gäste im Lokal – aber die Kunst – die kann betteln gehen heutzutage!«

Dann hielt er mir eine lange Rede über die schädlichen Begleiterscheinungen des kapitalistischen Wirtschaftssystems, der ich so teilnahmsvoll wie möglich zuhörte. Michel Angelo bestellte eine Flasche um die andere und duldete nicht, dass ich auch einmal den Geldbeutel zog.

»Nein, das bezahle ich!« sagte er abwehrend, »heute habe ich Geld. Morgen werden Sie welches haben, und übermorgen haben wir beide keins. Das ist nun einmal nicht anders unter Caballeros.«

Das Geldverdienen sei übrigens zurzeit hier in Antofagasta eine Kleinigkeit. Es seien nur noch knapp drei Wochen bis zum 18. September, dem Tag des Nationalfestes, und bis dahin müssten laut Polizeiverordnung alle Häuser frisch gestrichen sein. Da gäbe es denn goldene Zeiten für die Gringos, denen man solche Malerarbeiten stets übertrage, weil es meist weggelaufene Seeleute sind, die mit dem Farbenquast umzugehen verstehen. Er selbst habe mehrere Aufträge übernommen, und es wäre ihm gerade recht, wenn er jemand finden würde, der ihm bei der Arbeit behilflich wäre.

So begannen wir denn am nächsten Tage mit unserem Kontrakte.

Ich weiß nicht, wie ein zünftiger Malermeister in Deutschland bei seiner Arbeit zu Werke geht. Ich nehme an, dass er zunächst an der zu bemalenden Hausfront die schadhaften Stellen ausbessert, dass er die alte Farbe abkratzt an den Stellen, wo sie in

der Sonne rissig geworden ist und dass er vor allem anderen der Hauswand zunächst mit Wasser und Bürste zu Leibe geht. So müsste die Arbeit vor sich gehen, wie man meinen sollte. Aber bei solchen Kleinigkeiten hielten sich große Geister wie Michel Angelo gar nicht erst auf.

In einem großen Blechgefäß löste er die spinatgrüne Farbe in Terpentinöl und verdünnte sie dann ausgiebig mit – Petroleum. »Das ist die Hauptsache,« meinte er. »Dünn muss der Stoff sein! Er kann nie dünn genug werden.«

Es war ein großes, dreistöckiges Gebäude, das wir in Angriff genommen hatten, und ich glaubte, dass wir wohl für acht Tage Arbeit daran haben würden, aber Michel Angelo meinte lächelnd, dass wir wohl in drei bis vier Tagen damit fertig werden würden, wenn wir uns daran hielten. In der Tat: Geschwindigkeit ist keine Hexerei.

Ich machte mich an die Bearbeitung des einen Hausgiebels, dem ich mit deutscher Gründlichkeit zu Leibe ging. Es war ein hartes Stück Arbeit. Die Sonne brannte erbarmungslos vom klaren Himmel, die heiße Luft flimmerte unter dem Dachfirst, und der scharfe Geruch der Ölfarbe stieg mir in die Nase. Aber wie sehr ich mich auch anstrengte – meine Bemühungen fanden keine Gnade vor Michel Angelos Augen.

»Aber Mensch!« schrie er schon von weitem, als er die Farben fertig gemischt hatte und nun herbeikam, um mir beim Streichen behilflich zu sein, »du glaubst wohl gar, dass du ein europäischer Maler-

meister bist? So streicht man keine Häuser hierzulande! Mal her mit dem Farbenquast. Ich will dir etwas vormalen. So – so – und so!« Und dabei fuhr der Pinsel mit genialem Schwung über die schmutzige Hauswand.

Das war allerdings ganz nach meinem Geschmack. Für solche Malerei hatte ich Verständnis. Ich tunkte den Pinsel tief in den Farbpott und malte darauf los, unbekümmert um die vielen »Feiertage«, durch die das schmutzige Grün des alten Farbenkleides noch hindurch schaute. Im Nu war der ganze Giebel gestrichen, und schon nach drei Tagen war der Kontrakt erledigt. Das große Haus sonnte sich in dem Glanze seines neuen Anstrichs, und wenn wohl auch die Qualität der Arbeit, die wir geleistet hatten, vor der Kritik eines zünftigen Malermeisters nicht länger bestehen konnte als ein Schneeball in der Hölle, so ließ sie doch immerhin genug frische Farben an der Hausfront, um auch das kritischste Schutzmannsauge von der Tatsache des neuen Anstrichs zur Feier der kommenden Fiesta zu überzeugen.

Wir hatten nun noch andere lohnende Kontrakte in Aussicht, aber Michel Angelo beeilte sich nicht mit deren Ausführung. »Wer viel arbeitet, der ist kein Caballero,« meinte er. »Nur die Lumpen arbeiten mehr als drei Tage in der Woche.« Da er aber doch der Geschäftsleiter war, musste ich mich auch wohl oder übel mit dem frühen Feiertag abfinden. Tagsüber trieb ich mich am Strande umher und schaute den Pelikanen und den Kaptauben zu, die

in der verlaufenden Brandung zwischen den Klippen ihre Beute suchten, oder ich bummelte zwecklos durch die Straßen der Stadt.

In Antofagasta braucht man sich nicht über Mangel an schönem Wetter zu beklagen. Wenn irgendwo auf dieser Erde die Phrase von dem »ewig blauen Himmel« ihre Gültigkeit hat, so ist es hier. In Antofagasta regnet es nie. Morgens, vor Sonnenaufgang, steigen die Nebel aus dem Meere. In dicken Schwaden ziehen sie über die Stadt hinweg zu den benachbarten Bergen; aber noch ehe die Sonne recht aufgegangen ist, zerrinnen sie wieder über der erhitzten Fläche und lösen sich auf in ein Nichts, bis auch das letzte Atom von Feuchtigkeit aus der klaren Luft verschwunden ist. Seit Menschengedenken ist das so gewesen. Jedermann hat seine Lebensweise darauf eingestellt und würde es als eine Zumutung empfinden, wenn es einmal anders käme.

Einmal aber – das war etwa drei Jahre vor meinem Aufenthalt in Antofagasta – hat es dort wirklich und wahrhaftig geregnet. Es war ein Ereignis, an dessen Erinnerung die kommenden Geschlechter noch zehren werden. Wäre ein Erdbeben gekommen, so hätte man sich mit Humor dareingefunden, denn so etwas ist dort keine Seltenheit. Aber Regen

–

Zuerst waren es nur einige dicke Tropfen, die man ungläubig bestaunte. Dann kam es immer stärker und verdichtete sich schließlich zu einem rauschenden Platzregen, der während des ganzen Vor-



mittags mit eintöniger Ausdauer herunterprasselte auf Gerechte und Ungerechte. Er drang durch die undichten Dächer in Küche und Keller und verwandelte die intimsten Schlafgemächer in stinkende Wassertümpel. Die Straßen wurden zu Sturzbächen und in den Hinterhöfen, wo der Schmutz und Unrat von zehn Jahren aufgespeichert lag, und kein Mensch daran dachte, ihn fortzuschaffen, weil die sterilisierende Trockenheit keine sichtbaren und riechbaren Zeichen der Verwesung aufkommen ließ, da wälzte sich nun auf einmal eine zum Himmel stinkende gelbe, grüne, braune Schlammflut von Fäulnis und Pestilenz. Alles rannte, rettete, flüchtete hinaus in die sumpfigen Straßen und fort in die benachbarten Berge und oh! in zwanzig Jahren wird man noch davon erzählen, wie es in Antofagasta geregnet hat. –

Zur Steuerung der Trinkwassernot in dieser regenlosen Stadt hat man eine mächtige Wasserleitung von zweihundert Kilometer Länge angelegt; denn der Mensch, wenn er irgendwo seinen Vorteil sieht, lässt sich durch kein Hindernis der Natur imponieren.

*Auf die Lava, die der Berg geschieden,  
Möcht ich nimmer meine Hütte bauen.*

Und doch, wie viele schöne Städte stehen gerade auf solchem Boden! Neapel, Messina, San Franzisko, Galveston ... Der Mensch, der vorwitzige, würde sich selbst in dem Schlund des Kraters ansie-

deln, wenn er sich davon einen Vorteil verspräche.

Natürlich hat Antofagasta auch eine Plaza. Natürlich heißt sie Plaza Prat. In Argentinien ist es bekanntlich San Martin, der in solchem Fall zur Nomenklatur herhalten muss, doch hat man dort immer noch einige Varietäten: Moreno, Rivadavia, Sarmiento, Bartolome Mitre. – In Chile ist es immer Prat – Arturo Prat. Eine chilenische Stadt ohne Plaza Prat ist wie ein Mensch ohne Kopf. Es erhebt sich nun die Frage: Wer ist, oder wer war dieser Prat? War er ein Staatsmann? – Nein. – Ein Gelehrter? – Nein. Oder ein Künstler, oder ein Forscher, oder ein großer Feldherr? – Auch das nicht.

Arturo Prat war ein junger Schiffskapitän in der chilenischen Marine. Während des Krieges gegen Peru war er Kommandant des Kreuzers »Esmeralda«, der auf der Reede von Iquique von dem feindlichen Panzer »Huascar« angegriffen und durch einen Rammstoß zum Sinken gebracht wurde.

Arturo Prat, der ein mutiger Mann war, versuchte in diesem Augenblick vergeblich das feindliche Schiff zu entern. Bei dem Versuch fand er den Tod; und dann – Nein, die Erzählung hat seine Fortsetzung. Man kommt leicht zu einem Denkmal, wenn man Chilene ist.

Altpreußische Anschauung würde in diesem Zusammenhang etwas von »verdammter Pflicht und Schuldigkeit« geredet haben; die »Preußen Südamerikas« messen mit anderem Maßstab. »*En el reino de los ciegos, el cegito es rey.*« Um es auf deutsch zu sagen: »Im Reiche der Blinden ist der Einäugige Kön-

ig.« –

Die Plaza von Antofagasta – um wieder auf das Thema zurückzukommen – ist der einzige grüne Flecken in einem Umkreis von mehreren hundert Meilen. Mit unendlicher Mühe und Geduld hat man hier einen hübschen Garten in den Sand der Wüste gezaubert. Selbst das Erdreich für die Rasenbeete musste man mit großen Kosten durch Schiffe vom Süden heraufbringen, weil die Menge von Salz und Salpeter, die in dem heimischen Boden enthalten ist, den Pflanzenwuchs zerfressen und verbrennen würde. Hat man aber erst die nötigen Vorbedingungen geschaffen, so tut das milde Klima ein übriges, und die dankbaren Blumen und Bäume vergelten die liebe Mühe mit wahren Wundern von Wachstum und Farbenfreudigkeit.

Dort an der Plaza ist es schön, zumal dann, wenn die Nacht windstill ist und die hellen Sterne zwischen den regungslosen Palmenwedeln hindurchblicken.

Dann fängt es an sich zu regen in den kleinen Häuschen der benachbarten Straßen. Es duftet nach kochendem Öl und gebratenen Fischen. Der rote Lichtschein fällt weit in die Straße und von drinnen kommt eintöniger Gesang zum Klang einer dumpfen Trommel. Man tanzt. Dichtgedrängt sitzt das Völkchen in der Fonda. Bunte Lampions schwingen an der Decke.

Fahnen und Fähnchen in chilenischen Farben, buntscheckige Papierschlangen und chinesisch bemalte Fächer zieren die Wände. Breit und behäbig

schenkt der Wirt die Tschitscha ein, die in großen Litergläsern von Mund zu Mund wandert. Irgendjemand klimpert auf einer Harfe, einem Banjo oder etwas ähnlichem und ein kleiner Junge schlägt dazu die Trommel. Die anderen singen ein eintöniges Lied, von dem man kaum ein anderes Wort versteht als das eine, das immer wiederkehrt in tausend Variationen; bald keck herausfordernd, bald leise verträumt und verschlafen, bald wieder lang gezogen süß und schmelzend wie ein Schneeball in der Sommernacht: *querer – querer – querer –*

*Querer* heißt lieben.

Eine Señorita mit Augen so schwarz wie chinesische Tusche tritt hervor in den von rotem Licht beschienenen Halbkreis. Sie schwenkt ein buntes Taschentuch. Keck, kokett herausfordernd schaut sie sich im Kreise um, worauf ein junger Stutzer ebenfalls mit einem Taschentuch, auf leisen Sohlen an sie herangeschwebt kommt. Es gibt ein großes Getänzel, ein Hin und Her mit gliederverrenkenden Bewegungen, ein fortwährendes Winken mit den Taschentüchern und ein verliebtes Getue mit den Augen, dass einem übel dabei werden kann.

Indes geht die Musik immer weiter. Unermüdlich bearbeitet der Junge die Trommel, der Harfe entzittert ein dünnes, schwächtiges Geklimper. Man klatscht in die Hände, und man singt dazu Lieder, die keinen Sinn und keinen Verstand haben, wie etwa dieses:

*En la noche no hay coche.*

Ay, Ay – Ay, Ay.

Es wird noch immer weiter getanzt und weiter getrunken. Das mächtige Tschitschaglas geht von Mund zu Mund. Der Rotwein fließt. Die Gemüter erhitzen sich. Wilder wird die Musik, wilder der Tanz, wilder das Beifallklatschen, und ach, was mit Zither und Harfe und Banjo begonnen, das endet nur allzuoft mit dem langen Cuchillo!

*La Cueca* nennt man diese Veranstaltung. Es ist der chilenische Nationaltanz. Ich zweifle nicht daran, dass er demnächst auch auf der anderen Seite des Meeres in den Salons von Paris und im Tiergartenviertel beim Tee-Tango eine Rolle spielen wird. One-Step, Two-Step, Cakewalk, Maxixe, Foxtrott und so viele andere Neger- und Indianertänze sind der Reihe nach *en vogue* gekommen in der Welt, in der man sich langweilt. Warum nicht auch zur Abwechslung einmal die *Cueca*? – –

\*

Was soll ich noch weiter von Antofagasta erzählen? Ach, es ist trotz allem ein gar trauriger Erdenwinkel! Gelber Sand, grauer Stein und grellgrüne Häuser. Und immer wieder Sand, Sand, Sand. Loser, fließender, knietiefer Sand in allen Straßen. Ich möchte nicht Fuhrmann sein in Antofagasta. Und noch weniger eine von den vielgeplagten und viel geschundenen Mulas. Wer nicht unbedingt muss, bedient sich keines Fahrzeugs. Darum sind Auto und Droschken eine Seltenheit. Der Fußgänger bewegt sich auf den Steigen, die mehrere Fuß hoch

über der Straße sich wie eine lange Veranda an den Häusern hinziehen. –

Wenn man zum wandernden Volk gehört, so zieht es einen immer wieder wie mit einem unsichtbaren Magnet hinunter zum Hafen. Dort drunten zeigt sich Antofagasta wirklich von der schönen Seite. Dort ragt die mächtige Masse des Morro Moreno wie ein Ungeheuer weit hinaus in die blauen Fluten, die Tag und Nacht in nimmermüdem Ansturm dagegen anrennen und schäumend und zischend an den schwarzen Klippen zerschellen. Dort tummeln sich flinke Vögel über der brausenden Brandung und glatte Seelöwen wälzen sich wohligh in den kühlen Fluten. Das Auge des Menschen, so lange beleidigt und misshandelt durch die grellen Farben der Wüste, weidet sich wonnig an dem tiefen Blau der unendlichen Wasserfläche, die weit, weit draußen sich in dem Blau des Himmels verliert. Der Hafen von Antofagasta ist so schlecht wie nur möglich. Die Bai ist nach Süden und Westen weit offen, sodass das Meer zu jeder Zeit eine schwere Dünung hereinwirft, die brandend an dem Felsenufer zerschellt. Schon seit Jahrzehnten trägt sich die chilenische Regierung mit dem Plane, durch den Bau von Wellenbrechern den Hafen in moderner Weise auszubauen. Doch was sind Hoffnungen, was sind Entwürfe, zumal in Chile! Es ist genug, wenn sie von einer Wahl zur anderen ihre Dienste tun.

Trotzdem ist die Reede stets von zahlreichen Schiffen besucht. Zur Zeit lagen dort mehr als drei-

ßig große Segler, die auf Salpeterfrachten nach Europa warteten. Die Westküste von Chile ist heute fast noch der einzige Platz, an dem sich das Segelschiff im Wettbewerb mit dem Dampfer zu halten vermag. Wie lange wird es gehen, bis es auch von dort verschwunden ist? *Sic transit gloria mundi*. So geht ein Stück der alten Romantik nach dem anderen aus dieser schon allzu nüchternen Welt.

*Dampfschnaubend Tier, seit du geboren,  
Die Poesie des Reisens flieht – –*

Doch ich wollte ja von Michel Angelo erzählen.

Der Mann war entschieden ein Philosoph. In den vier Tagen der Woche, die er sich als Feiertage erkoren hatte, stand er oft stundenlang am Strand und schaute regungslos hinaus auf das blaue Meer, oder er saß auf einer Bank in der Plaza und verwandte keinen Blick von den feinen Blättern der Pfefferbäume, die in der Hitze zitterten, oder von den scharfen Mustern, die der Schatten der breiten Palmenwedel in den weißen Sand der Plaza zeichnete. Wenn man ihn so dasitzen sah, so mochte man ihn wohl für einen gedankenlosen, selbstzufriedenen Spießbürger halten, aber das war nur Schein. Finstere, weltstürzlerische Gedanken bewegte er in seinem unruhigen Kopfe. Tag und Nacht dachte er darüber nach, wie man wohl dem kapitalistischen Wirtschaftssystem den Garaus machen könnte und welches der beste Weg sein mochte, um eine gerechtere Verteilung der Güter unter den Menschen zu

bewirken. »Eigentum ist Diebstahl.« Das war sein Grundsatz, denn Michel Angelo war ein Anarchist.

Ja, er war ein Weltverbesserer und ein Verächter der bürgerlichen Gesellschaft und der staatlichen Ordnung. Er glaubte an die Internationale.

*La patria el mundo*

*La ley la libertad.*

Er kannte sie alle, die großen Götter und Halbgötter der Nationalökonomie. Den Adam Smith, den Oliver Cromwell, den Sully Prud'homme. Und er verachtete sie alle. Selbst für Karl Marx hatte er nichts übrig. Wenn er auf die Sozialisten zu sprechen kam, so wurde sein Gesicht noch um eine Schattierung bleicher und seine schwarzen Augen funkelten von fanatischer Glut. Die Sozialisten – so meinte er –, die seien die größten Philister. Sie besorgten die Geschäfte der Reichen, indem sie den Armen und Enterbten einredeten, dass sie ihren Platz an der Sonne, den sie doch nur mit Blut und Eisen zu erobern vermochten, mit der Zeit schon mit einem Stimmzettel erwerben könnten. Sie seien auch wie die Pfaffen, weil sie mit ihrer glatten Zunge das Eia-popeia von dem schönen Zukunftsstaat vorgaukelten. Überhaupt der Zukunftsstaat! Er hatte wenig Verlockendes für Michel Angelo. Dort würden die Parlamentarier herrschen, die dem Volke Brei um den Mund schmieren und hernach ebenso große Tyrannen wären wie alle anderen, wenn sie erst einmal an der Krippe säßen. Sie wollten die Könige ver-



jagen und Hanswürste an ihre Stelle setzen. Nein, das war nichts für Michel Angelo. Er war für sofortiges Eingreifen, gleich jenem anarchistischen Wanderprediger, dem ich einmal irgendwo in den Vereinigten Staaten zugehört habe, wie er beim Scheine einer wild flackernden Fackel von der Höhe einer Seifenkiste seine Weisheit auf das Publikum ausgoss, das sich an einer belebten Straßenecke staute. Die Polizei hatte ihm das Reden verboten, weil der Auflauf, den er verursachte, allzu lebensgefährlich wurde. »Well!« sagte der Herr Anarchist, »wenn ich nicht reden darf, so kann man mir wenigstens das Singen nicht verwehren.« Und so fing er denn an zu singen zur Freude des Publikums:

*Der Himmel auf Erden sei unser Ziel,  
Wir wollen ihn heut und sogleich,  
Er nützt uns hienieden wohl ebenso viel  
Wie droben im Himmelreich.*

Ich weiß wohl, dass es keine Originalgedanken waren, die Michel Angelo hier zum Ausdruck brachte. Vor langer Zeit schon haben kluge Männer diese Thesen aufgestellt, zungenfertige Agitatoren haben sie in gangbare Münze umgeprägt, und täglich gibt es Millionen von Menschen in aller Herren Ländern, die sie gedankenlos nachplärren. Dieser aber war der erste und einzige in allen meinen Erfahrungen, der es der Mühe wert hielt, schon in der Gegenwart seine Lebensweise den Grundsätzen dieser grauen Theorie anzupassen.

»Eigentum ist Diebstahl!« sagte Michel Angelo. Also handelte er danach. Einmal traf er in einer Schenke einen jungen Leichtmatrosen, der mit dem Geld nur so um sich warf.

»Leihe mir einen Peso,« bat er ihn.

Der Matrose gab ihm sogar zwei Pesos, die Michel Angelo ohne ein Wort des Dankes einstrich. Nun wollte es das Geschick, dass acht Tage später dieser selbe junge Mann, der inzwischen von seinem Schiff weggelaufen war, vollständig abgebrannt in derselben Kneipe saß, in der er noch vor kurzem eine so große Zeche gemacht hatte. Sein Gesicht hellte sich auf, als er seinen Gläubiger zur Tür hereinkommen sah. »Die zwei Pesos!«

Der aber schaute ihn groß an. »Die bekommst du nicht wieder,« sagte er mit salbungsvollem Lächeln. »Ich bin groß und du bist nur eine Handvoll. Also liegt es im Interesse der Allgemeinheit, dass ich dir die zwei Pesos nicht zurückgebe, denn je mehr die Starken die Schwachen ausbeuten, desto schneller wird die Auswahl der Tüchtigen –«

»Der Teufel hole deine Redensarten!« sagte der Matrose, aber Michel Angelo fuhr unbeirrt in seiner Auseinandersetzung fort.

»Ich könnte dir ja im Wege der Wohltätigkeit das Geld zurückgeben, aber das verstößt gegen mein Prinzip. Ich glaube nicht an die Wohltätigkeit. Sie ist nur eine Bettelsuppe, die man den Armen hinwirft, weil man in den Himmel kommen will. Wenn's keine Wohltätigkeit gäbe, gäb's keine Armen mehr. Kannst du denn das nicht verstehen?«

Nein, das konnte der andere gar nicht einsehen. Er schimpfte gewaltig und überschüttete seinen Gläubiger mit allen Kraftausdrücken seines reichhaltigen Vokabulariums.

Der aber schüttelte nur den Kopf, und ein mitleidiges Lächeln glitt über sein bleiches Gesicht.

»Warum nur die Aufregung?« fuhr er fort, »das Geschäft ist doch ganz ehrlich. Wenn jemand sein Geld weggibt ohne Sicherheit für die Rückzahlung, so beweist er dadurch, dass er nicht damit umzugehen versteht, und es ist für die Allgemeinheit nur von Vorteil, wenn es recht schnell in die Hände von Leuten übergeht, die seinen Wert zu schätzen wissen. Und überhaupt – wirst du nicht täglich hundertmal in viel schlimmerer Weise ausgebeutet, ohne dass du dich darüber beklagst? Behält nicht der Reeder einen Teil – den größten Teil – der Werte, die deine Arbeit hervorbringt, für sich zurück, damit er an die Riviera fahren kann, derweilen du dich irgendwo draußen auf dem Weltmeer in Wind und Wetter abschinden musst? Und der Kapitän? Gibt er sich nicht täglich die größte Mühe, um mehr als das vereinbarte Maß von Arbeit aus dir herauszupressen, damit er, der am Ende doch auch nur ein Lohnsklave und ein Proletarier ist wie du, sich einen guten Namen mache bei den Herrschaften, die ihn bezahlen? Und der dicke Wirt hier hinter der Bar? Steckt er nicht einen Heidengewinn ein bei jedem Glase Whisky, das er dir verkauft? Ist das nicht alles Schwindel und Ausbeuterei? Jawohl! Überall wirst du betrogen um Geldeswert, den deiner

Hände Arbeit hervorbringt, und nun machst du so ein Geschrei wegen lumpiger zwei Pesos! Lächerlich!«

Sprach's und schritt stolz zur Tür hinaus, ohne den anderen eines weiteren Blickes zu würdigen. Um der Ehre der Firma willen zahlte ich schließlich einen Peso – mehr konnte ich mir nicht erlauben – aus meiner eigenen Tasche.

So also malte sich die Welt in Michel Angelos Kopfe. Man mag wohl sagen, dass seine Ansichten bockbeinig und ungereimt gewesen sind, aber er hatte wenigstens Ansichten, und er hatte den Mut, seine Lebensweise danach einzurichten. Und das ist immerhin schon etwas in unserer Zeit der tönenden Phrasen und der billigen Schlagwörter, wo Menschen mit einer eigenen Lebensanschauung so selten sind wie die weißen Raben. –



Inzwischen war das Nationalfest schon nahe herbeigekommen, und Antofagasta rüstete sich eifrig zur würdigen Begehung des Tages. Auf der Plaza wurden riesige Fahnenstangen errichtet und Drähte mit bunten elektrischen Glühbirnen von Mast zu Mast gespannt. Sogar die Straßen wurden gereinigt. Überall wurde geputzt, geschmiert und gestrichen, und die Maler waren begehrte Handwerksleute. Aber Michel Angelo hielt trotz der Hochkonjunktur an seinem dreitägigen Arbeitspensum fest. Eine längere Arbeitszeit hielt er für unvereinbar mit seinem Proletariergewissen und mit seiner Würde als Caballero.

Unter diesen Umständen sagte ich nicht nein, als ich einen anderen Mann antraf, der mir Beschäftigung für die ganze Woche bis zur Fiesta versprach. Dieser Mann war einer der schlimmsten Seelenverkäufer an der ganzen Westküste. Sie nannten ihn »Paul der Taucher«, weil er vor Zeiten einmal Taucher in der amerikanischen Marine gewesen war. Er war ein Deutscher, aber infolge des langen Aufenthaltes in Chile schon stark »verhiesigt«. Er trank Tschitscha und kaute Koka wie ein richtiger Roto. Er hatte eine chilenische Frau geheiratet mitsamt einem großen Anhang von mehr oder minder abenteuerlich aussehenden Gevattern. Paul der Taucher war nicht ohne Talente. Außer Deutsch und Spanisch sprach er noch ein halbes Dutzend anderer Sprachen; ein Umstand, der ihm bei seinem Beruf als Heuerbas sehr zu statten kam. Als solcher war er bei Matrosen und Kapitänen gleicherweise berüchtigt. Denn er war eine Ausgeburt von dem, was der Seemann einen Landhaifisch nennt. Nur wenn es sich gar nicht umgehen ließ; wenn das Schiff vollbeladen auf der Reede lag und kostbare Tage verlieren musste, weil die Mannschaft noch nicht »komplett« war, pflegte sich der Kapitän in seiner Not mit schwerem Herzen an Paul den Taucher zu wenden. Der wusste die Leute aufzutreiben. So oder so! Wenn nur der zehnte Teil wahr ist von dem, was man sich von seinen Taten erzählte, so hätte er zehnmal den Galgen verdient. Sogar Hochwürden und Exzellenzen soll er bei Gelegenheit schon »verschanghait« haben. Doch es ist nicht im-

mer alles bare Münze, was als solche in dem Garn eines Seemanns an der Westküste umläuft. Neben seinem Geschäft als Heuerbas betrieb Paul der Taucher auch noch eine Seemannskneipe, einen Tabaksladen und eine Unterkunft für junge Damen von zweifelhaftem Ruf. Mit einem Chinesen zusammen hatte er ein Speisehaus, eine Dampfwäscherei, eine Spielhölle, eine Opiumhöhle und ein arabisches Kaffeehaus gegründet. Daneben war er noch Schiffsmakler und Versicherungsagent. Er vermittelte Stellen für die Chorknaben in der Kathedrale und begrub die Toten, die im Stadtspital an den Pocken gestorben waren, solange es nur Geld genug einbrachte. »Non olet« war Pauls Grundsatz.

Nun hatte er die Herrichtung der Plaza für die kommende Fiesta übernommen und durchstöberte die ganze Stadt nach Leuten, die die hohen Eisengerüste streichen könnten, an denen die elektrischen Bogenlampen hingen. Chilenos kamen für diese Arbeit nicht in Betracht, weil sie so hoch nicht hinaufsteigen mochten, und die Gringos getrauten sich nicht anzufangen, weil er nur hinterher bezahlen wollte. »Paul der Taucher ist schlau,« sagten sie. »Er lässt dich arbeiten bis zum 18. September, und von da an sind so viele Fiestas, dass du niemals zu deinem Geld kommen wirst.« Erst als die Zeit drängte, bequeme sich Paul zu täglicher Zahlung und bekam nun alle Gringos, die er brauchte für seine Arbeit.

Dort oben auf dem Kandelaber, wo ich mit meiner Arbeit begann, sah es übel aus. Auf dem brüchi-

gen, vom Rost zerfressenen Eisengerüst lag der Staub von zehn Jahren, den ich mit der hohlen Hand auf die gaffenden Zuschauer fegte, die sich tief unten auf der Plaza wie ein Ameisenschwarm um den Kandelaber versammelten. Plötzlich drang Pauls des Tauchers Stimme von unten herauf. Er fluchte gewaltig: »Was soll der Unsinn da oben? Ich glaube gar, das Kamel streicht die Eisenplatten auch noch an der Oberseite, wo kein Mensch hingucken kann! Du glaubst wohl, ich hätte die Farben gestohlen?«

Das glaubte ich nun gerade nicht, aber dass es gestohlene Farben waren, die wir verwandten, das wusste ich wohl aus den Gesprächen der Bootsmänner, die damit in den Kneipen renommierten. Das machte mir indes nicht die geringsten Gewissensbisse. Man ist verdorben zum Sittenrichter, wenn man lange als heimatloser Abenteurer in der Welt herumgeworfen wird.

So malte ich denn unbekümmert um Rost und Staub wieder flink drauflos, wie ich es von Michel Angelo gelernt hatte. In der Tat: es war wohl nicht zu erwarten, dass ein neugieriger Stadtvater hier hinaufklettern würde, um sich persönlich davon zu überzeugen, dass die Arbeit auch oben und innen gewissenhaft ausgeführt wäre! Ich hatte zwar eine dunkle Idee davon, dass man ein Eisengerüst nicht nur zur Verschönerung, sondern vor allem auch zum Schutz gegen die zerstörende Wirkung von Wind und Wetter mit einem Farbenkleid versehe, aber beim Teufel! Wir waren ja in Chile! Dass ich

das immer wieder vergessen musste!

Wie dem auch sei: der Prinzipal<sup>1</sup> war mit meiner Arbeit zufrieden, und ab und zu hatte ich sogar die Freude zu sehen, wie eine vorübergehende Señorita vor dem Werke meiner Hände stehen blieb und die Blicke ihrer schwarzen Augen über das frische Farbenkleid schweifen ließ, das sich in der Sonne spiegelte.

»Bonito!« sagte sie mit wohlgefälliger Miene.

»Lindo, lindo! Carramba!« meinte der sie begleitende Kavalier.

Endlich kam der große Tag der Fiesta, nachdem in der Nacht vorher unzählige Revolverschüsse sein Kommen verkündet hatten. Wie immer in Antofagasta war es ein Tag voll blauem Himmel und strahlender Sonne. Schon am frühen Morgen ergingen sich die Caballeros auf der Plaza, und die Señoritas, die unter den Palmen lustwandelten, trugen die neuesten Schöpfungen Pariser Modehäuser zur Schau. Eine Schar weißgekleideter Kinder mit bunten Schärpen kam des Weges, genau so wie damals auf jener Fiesta in Tucuman, die so sehr zur Unzeit gekommen war. Die Musik spielte einen Tusch, und die Kinder sangen mit blechernen Stimmen die Nationalhymne. Dann bestieg ein kleines Ding von etwa zwölf Jahren, in weißem Kleid und losen, mit einem blauen Bändchen zusammengehaltenen Haaren, das Podium. Was es dort oben wollte? Es musste wohl ein Gedicht aufsagen. Laut und deutlich. Hübsch fein akzentuiert, bis es auf einmal mit-



ten im besten Tun den Finger in den Mund steckt und mit dicken Tränen in den Augen nach der Mama schreit. Ach nein! Das kleine Wesen breitete ein Konzept aus und hielt eine richtiggehende Festrede an das Volk, das sich auf der Plaza versammelt hatte. Und welche Rede! Dieser Schwung, dieser Satzbau, dieses Pathos, diese Kühnheit, die vor keinen Bildern und Vergleichen zurückschreckte. Der Pazifische Ozean sei stolz darauf, dass seine Fluten ein so glorreiches Land wie Chile bespülen dürften, und der Himmel – so sagte sie – betrachte es als eine Gnade, dass er täglich neue Farben aus den Kelchen chilenischer Blüten saugen könne. Überhaupt Chile! Es sei unzweifelhaft das größte Land auf Erden. Das mächtigste, das reichste, das stolzeste und das schönste von allen. – *Viva Chile!*

»*Viva Chile!*« rief die Kinderschar und die Versammlung der Honoratioren, die in Frack und Zylinder auf den Stufen der Freitreppe standen, die nach dem Stadthaus hinaufführte. Aber kein Laut kam von der großen Menschenmenge, die sich auf der Plaza drängte. Da zeigte sich plötzlich die wohlbeleibte Gestalt eines älteren Mannes über den Köpfen der Menge. Er war ein Stück Wegs an einem der frischgestrichenen Kandelaber aufgeentert und sprach von diesem erhöhten Platze eifrig gestikulierend auf die Umstehenden ein. »*Viva Chile!*« brüllte er mit weithin hallender Stimme, »*son muertos los chilenos? Sind sie tot, die Chilenen? Viva Chile!*«

»*Viva Chile!*« sagte ich.

»*Viva Chile!*« antwortete es da und dort aus dem

Publikum.

Dieses Verhalten der Menge hat mich damals sehr gewundert, denn die Chilenen sind – zu ihrer Ehre sei's gesagt – ohne Ausnahme glühende Patrioten. Aber Antofagasta ist kein urchilenischer Boden. Erst im Jahre 1878, in jenem ruhmreichen Kriege, den die Chilenen den pazifischen nennen, wurde die Stadt von Bolivien erobert, und die Bevölkerung besteht noch heute zum großen Teil aus unterworfenen Bolivianos und Peruanos, die rot vor den Augen sehen, sobald man in ihrer Gegenwart das Wort Chile in den Mund nimmt. Doch nun kam eine andere Nummer in dem Programm.

Während die Kinder noch ein Lied sangen und ein richtiger Festredner mit dem Zylinderhut in der Hand die Tribüne bestieg, ertönte in der Ferne kriegerische Musik.

*Ich bin ein Preuße,  
Kennt ihr meine Farben?  
Die Fahne weht mir  
Schwarz und weiß voran.*

Und mit schimmernden Pickelhauben und funkelnden Messingknöpfen kamen die Soldaten heranzumarschiert. Voran der Hauptmann. Hoch zu Ross. Mit silberner Schärpe. Und dann die Herren Leutnants. Stramm und schneidig. Einglas im Auge. Und dann die Mannschaft in langen Kolonnen: Preußisch = Blau. Streng nach Vorschrift der Potsdamer Parade, bis zum letzten Knopf. Nur vorn am Helm

war der Kondor an Stelle des Adlers als Wappentier angebracht, und die Gesichter der Rotos, die unter dem Helm hervorschauten – nun ja, die waren wohl auch nicht alle ganz vorschriftsmäßig nach preußischem Muster.

Und es war nicht etwa nur eine sklavische Nachahmung des preußischen Soldaten, wie er sich räuspert und wie er spuckt. Diese Griffe! Dieser Parade-marsch! Die Rotos standen und staunten, und die Señoritas winkten mit den bunten Fächern. Die Herzen, die die Festredner nicht zu erwärmen vermochten, hatte die Uniform im Sturm erobert. »Viva Chile!« rief es an allen Ecken und Enden.

Die Chilenen sind eine sehr militärfromme Nation und sie tun sich besonders etwas darauf zugute, dass ihre schönen Soldaten »*con tactica alemana*« ausgebildet sind. Denn Alemania ist dort die große Mode. So war es damals, und so wird es auch wohl heute noch sein, wo wir überall sonst auf der Erde nur »boches« und Hunnen sind. Vielleicht dass später einmal – doch nein! Wenn erst einmal der Weltkrieg vorübergebraust ist, dann werden wir keine Zeit haben, uns um Chile zu bekümmern. Wir werden wieder hinüberschielen wollen nach denen in London und Paris. Wir werden es gerührt einander erzählen, wenn dort drüben irgendeiner in irgendeiner winzigen Zeitung uns Brei um den Mund schmiert. Und oh! Wie interessant werden wir uns vorkommen, wenn wir unseren Mitmenschen auseinandersetzen, dass die anderen doch gar nicht so übel seien! Dass sie uns im Gegenteil nur immer al-

les Gute gewünscht und dass sie nie, nie, nie daran gedacht hätten, uns unsere Provinzen zu rauben, unseren Handel zu vernichten und unsere Flagge vom Weltmeer zu fegen. Das sei nur der und der und der gewesen, die für eine Weile mit ihrem chauvinistischen Geschrei die Stimme des Mannes auf der Straße übertönt hätten, aber das Volk, die große Masse der gewöhnlichen Leute dort drüben – nein, das seien ebenso nette Menschen wie wir selber – mindestens ebenso nett! Und wieder wie vorher wird jeder Franzose bei uns ein Muster von Esprit und Eleganz, jeder Italiener ein Apollo, jeder Engländer ein Gentleman und jeder Yankee ein Halbgott sein. Was sind dagegen die Spanier! Und was die Chilenen! ... Doch das sind Worte aus dem Jahre 1916. Die Zeiten vergehen, aber sie gleichen sich nicht, und es ist nicht mehr als recht, dass die Worte hinterherlaufen und sich den Zeiten anpassen. –



Etwas außerhalb der Stadt, am Rande der Wüste, war ein Platz für Volksbelustigungen hergerichtet, über dem unzählige Fahnen und Wimpel in chilenischen Farben wehten und wo in langen Gassen die Zelte und Wellblechbuden standen, in denen sie Fische backten und Cueca tanzten. Ganz Antofagasta hatte sich hier versammelt, von der modisch gekleideten »*sympatica señorita*« bis zu dem verwilderten Roto, der barfuß einherging und an dessen Poncho noch die »Caliche« der Salpeterminen klebte. Begeisterte Reden wurden gehalten. Die Gitarren klim-

perten, und die Blechmusik tönte. »Viva Chile!« hörte man rufen.

Und als bei Dunkelwerden die Feuerwerke verpufften und unzählige Lampions in der Tropennacht glühten, da begann sich die Stimmung sichtlich zu heben. Immer lauter wurde die Musik, immer lärmender die Begeisterung. In bunten, fantastischen Kostümen, das Pañuelo in der Hand, tanzten die schwarzäugigen und schwarzhaarigen Señoritas »la cueca« und die Musik spielte dazu patriotische Weisen.

Da und dort tauchte irgendein Peruaner oder Bolivianer mit dem Cuchillo auf, und es kam zu einer glorreichen Rauferei. Dann wurde wieder getrunken und gesungen. Die Cañaflasche machte die Runde. Der billige, verstärkte und verfälschte, santiaguinische Rotwein fand reißenden Absatz, und das Tschitscha floss in Strömen. Die Fahnen flatterten im Nachtwinde. Der scharfe Alkoholdunst lastete schwer wie eine Wetterwolke über dem Platze. Der Lärm in den Zelten wurde immer lauter und ungereimter, und ab und zu stolperte irgendwo eine schwankende Gestalt aus einer der Buden heraus und schrie mit lallender Stimme in die Nacht hinein: »Viva Chile!«

---

1. Chef, Auftraggeber, Brotherr <<<

## Beim König Salpeter

CHILE VON HEUTE. – DIE FIESTAS ALS GEIßEL DER MENSCHHEIT. – ALLERLEI ZUKUNFTSSORGEN. – DER EISMEER-ROBINSON UND »BUNKER-BILL.« – AUF DER STELLUNGSSUCHE. – REISEFIEBER. – DIE ENTFÜHRUNG AUS DEM KALABUS. – DIE FLUCHT NACH DER PAMPA. – POLITIK IN DER WÜSTE. – HIEROGLYPHEN AM WEGE. – IN DER »CALICHERA«. – ETWAS VON SÄUREN, BASEN, SALZEN UND SALPETER. – S. M DER ROTO. – WIEDER MALERMEISTER. – RÜCKKEHR NACH DER KÜSTE. – DER TOD IM EISENBAHNWAGEN. – WIEDER IN ANTOFAGASTA.

Über Chile sind sich die Gelehrten noch nicht einig. Über keine Republik auf dem südamerikanischen Festland gehen die Meinungen so sehr auseinander wie über diese. Nach den einen ist sie – um mit den Worten ihres eigenen Nationalliedes zu sprechen – *»la copia feliz del eden«*, nach den anderen eine Pesthöhle der Korruption. Ich will mich diesen Ansichten gegenüber in den Mantel der Unparteilichkeit hüllen, wenn ich auch zugeben muss, dass ich mehr der letzteren zuneige. Man hat die Chilenen die »Preußen Südamerikas« genannt und verbindet damit die Vorstellung von Fleiß, Tüchtigkeit, Sparsamkeit und anderen hausbackenen Tugenden. Es soll in der Tat einmal eine Zeit gegeben haben, wo diese Tugenden hoch im Kurse standen am Westhang der Anden. Es soll eine Zeit gegeben haben, da Ordnung und Sauberkeit in den Straßen

und Sicherheit im Lande herrschten. Es soll eine Zeit gegeben haben, da die Deputierten noch nach ihrer jeweiligen Weltanschauung gewählt wurden und der Tüchtigste gerade noch gut genug zum Präsidenten war; eine Zeit, da die unabsehbare Schar der Ämterjäger noch nicht das Mark aus dem Staatshaushalt sog und der Staatshaushalt selbst – aber das muss wohl schon sehr lange her gewesen sein? – auf gut bürgerliche Weise ohne einen Fehlbetrag oder gar mit einem Überschuss abgeschlossen hatte.

Damals war man arm, man hatte keinen Kredit und man musste sich nach der Decke strecken. Im heutigen Chile ist das alles ganz anders. An Stelle der Kleinlichkeit ist eine großzügige Art getreten, die nicht nach den Centavos sieht. Das heutige Chile ist in der Lage eines armen Handwerksmanns, der plötzlich das große Los gewonnen hat. Der Friedensschluss des Jahres 1880 spielte dem Lande das Weltmonopol für Salpeter in die Hand, das von dem chilenischen Fiskus reichlich für seine Zwecke ausgenützt wurde. So betrugen im Jahre 1914 allein die Ausfuhrzölle auf dieses Produkt nicht weniger als 6 786 000 englische Pfund, d. h. weit mehr als ein Drittel der gesamten Staatseinnahmen, die sich auf 16 800 000 Pfund beliefen. Im Vertrauen auf diese nimmer versiegende Geldquelle hat man jahrelang aus dem Vollen gewirtschaftet. Die altväterlichen Tugenden kamen außer Kurs, Leichtsinn und Verschwendungssucht begannen allenthalben einzureißen. In dem kapitalarmen Lande wurde der Staat mit sei-

nen reichen Hilfsquellen immer mehr zur melkenden Kuh für jedermann. Im Mittelpunkt des wirtschaftlichen Lebens stand von Jahr zu Jahr mehr das Presupuesto – das Budget. Jeder wollte davon leben, jeder profitieren. Immer neue Stellungen wurden geschaffen, um die nicht enden wollende Zahl der Stellenjäger unterzubringen. Der Bürokratismus wuchs immer mehr. Alles wandte sich ab von der soliden Arbeit zu amtlichen Sinekuren, während die Gringos in aller Stille die Ausbeutung der reichen Naturschätze in Angriff nahmen. Bald reichten die laufenden Einnahmen nicht mehr aus für den ungeheuren Bedarf, und es ging, wie es bei schwachen Regierungen in solchen Fällen immer geht: man behalf sich mit Papiergeld, das dann das noch im Lande vorhandene Gold ins Ausland trieb und den Kurs des eigenen Geldes auf den fremden Märkten ins Wanken brachte. In der guten alten Zeit – bis 1878 – wurde der Peso in London mit 45 d notiert. Bereits im Jahre 1894 war er auf 13 d gesunken und 1914 wurde nur noch mit 10 d bezahlt.

Und das alles nach einem siegreichen Krieg in einer Zeit friedlicher Entwicklung, die nur einmal (1891) durch eine kurze Revolution unterbrochen wurde! Ein Land aber mit einer zusammengebrochenen Währung, das ist so recht der Sumpf, in dem die faulen Fische gedeihen!

An der Börse von Valparaiso sitzen sie und spekulieren. Sie schieben die fremden Wechsel ihren Geschäftsfreunden in Paris und London zu und umgekehrt. Sie halten je nach Belieben die »Ware« zu-



rück und werfen sie wieder in Massen auf den Markt, wie es ihnen gerade vorteilhaft erscheint, und in dem kunstvoll und künstlich geleiteten Spiel von Angebot und Nachfrage macht der Kurs die ver zweifeltsten Sprünge. So etwas nennt der Fachmann Arbitrage; es ist das rentabelste aller Bankgeschäfte, für den, der sich darauf versteht; eine Art *rouge et noir* mit dem Herzblut des Landes.

*Messieurs, faites vos jeux! rien ne va plus! La banque gagne toujours!*

Man gewinnt *à la hausse*, man gewinnt *à la baisse*, und bald hat man genug zusammen für eine Villa in Park-Road, einen Palast in der *rue de la Paix* oder ein pompöses Etagenhaus am Kurfürstendamm. Die Kosten des Spieles aber trägt das chilenische Volk. Das ganze wirtschaftliche Leben verliert mehr und mehr den Boden unter den Füßen, weil der Glaube an das Geld, auf dem letzten Endes doch alles menschliche Zusammenleben beruht, dem Publikum abhanden kommt. Was nutzt es den Kaufmann, dass er bei den Waren, die er aus Europa einführen muss, seine Selbstkosten aufs Genaueste berechnet, wenn während der langen Überfahrt der Kurs des Geldes inzwischen wieder gefallen ist und seine ganze schöne Rechnung über den Haufen wirft? Was nutzt dem Arbeiter oder dem Angestellten sein festes Gehalt, wenn er nicht wissen kann, ob nicht am Ende des Monats der Wert des Geldes um die Hälfte gesunken ist? Langsam gerät das Land in den Zustand, wo statt der Klugen die Gerissenen, wo statt der Tüchtigen die Smarten aufstei-

gen auf der Leiter des Lebens und die breiten Massen des Volkes immer tiefer und tiefer versinken in Not und Elend. Denn von allen Geißeln der Menschheit ist das Papiergeld die schlimmste. Weder die Pest noch die Cholera noch irgend sonst eine giftige Pestilenz haben je soviel Not und Tränen verursacht, als diese kleinen, fettigen Scheine. Sie ruinieren die mühsam errungenen Existenzen der Tüchtigsten, sie zersetzen und vergiften die Begriffe von Treu und Glauben im Geschäftsleben, sie unterminieren die Grundlagen des gesellschaftlichen Lebens, sie bereiten die Bahn den zerstörenden Elementen und entfachen die Leidenschaft des Pöbels zu Aufruhr und Mord. Sie sind wie ein schleichendes Gewürm, das bei Tag und Nacht in unermüdlicher Arbeit Kultur und Sitte eines Landes zerfrisst.

—

Ich spreche von den chilenischen Pesoscheinen. Damals habe ich vom Standpunkt unseres geordneten – vornovemberischen Deutschlands mit Geringschätzung auf diese Zustände herabgesehen. Aber heute –

*Tout comme chez nous!*

✱

Die Fiesta war im Gange, und die Gringos lagen auf der Straße. Denn wer da glaubt, dass ein südamerikanisches Nationalfest mit einem Tage erledigt sei, der befindet sich in einem gefährlichen Irrtum. Auf den ersten Festtag folgt ein zweiter und auf diesen noch ein dritter, so sicher wie das Amen auf die Predigt. Dann kommen noch die Nachfiestas. Die *fiesta*

*de las flores*, die *fiesta de la bandera*, die *fiesta de los niños* usw. Und dann – ja, dann ist es wohl zu viel verlangt, dass nach dieser Reihe von schönen Tagen der verfahrenene Karren des täglichen Lebens mit einem Ruck wieder ins gewohnte Gleise komme. – Das sind natürlich paradiesische Zustände für die, die unbekümmert um die vielen Feiertage ihr festes Gehalt beziehen. Aber sie sind ein Greuel für die anderen, die da in den Straßen umherziehen und Häuser anmalen.

Überhaupt das Malen! Das war eine Kunst, die vorerst Betteln gehen konnte, denn bis zum Vorabend des nächsten 18. September war dem Schönheits- und Reinlichkeitsbedürfnis der Häuser von Antofagasta reichlich Genüge geschehen.

Was war ich nun anderes als ein hungriger Strandläufer? Bergab und immer weiter bergab war es mit mir gegangen. Was waren das doch für andere Zeiten, damals als ich mit einem wohlgefüllten Geldbeutel von Bolivien herunter kam! Damals speiste ich in den feinen Restaurationen an der *Calle Prat*, wo elektrische Fächer an den Decken summten und bunte Stoffblumen auf den weißgedeckten Tischen standen. Seither aber war es, wie gesagt, in rasendem Laufe bergab gegangen, und unversehens war ich wieder unter die große Masse derer geraten, die ihren Unterhalt dort suchen, wo es am billigsten ist. Da war irgendwo in der Nähe des Hafens ein chilenisches Speisehaus, vor dem ich die Nase rümpfte; eine schmutzige, verwahrloste Bretterbude, vor der zerlumpfte Strandläufer lungerten.

In der Tür stand zumeist ein schlitzäugiger, verschmitzt dreinschauender Sohn des Himmels, der mit souveräner Verachtung auf die vorübergehenden Leute herabschaute, weil diese keine Ahnen hatten. Als ich das erstemal dort vorüberging, wurde ich fast krank von dem widerwärtigen süßsauren Geruch, der aus der dunklen Höhle des Gastzimmers in die Straße strömte. Mehrmals am Tage führte mich mein Weg an dieser Pesthöhle vorüber, und jedes Mal musste ich einen Umweg machen, wenn ich mir nicht für den Rest des Tages den Appetit verderben wollte.

Acht Tage später machte ich mir nicht mehr die Mühe dieses Umwegs, nach drei Wochen glaubte ich gebratenen Speck und eine fette Erbsensuppe herauszuriechen, und eines Tages saß ich selbst auf der harten Bank inmitten der grauen Ärmlichkeit und löffelte die dünne Reissuppe aus dem schmutzigen Teller.

Hier, in dieser Spelunke war der Treffpunkt der Strandläufer von Antofagasta. Sie saßen auf den Bänken und maulten über die schlechten Zeiten; sie zählten die Centavos, die sie im Lauf des Tages auf der Straße zusammengefochten hatten und sie berieten darüber, wie man noch mehr ergattern könnte. Die Konsuln der einzelnen Mächte und die Leiter der verschiedenen Wohltätigkeitsgesellschaften mit ihren Schwächen und Gebrechen wurden der Reihe nach durchgehechelt. Der deutsche Konsul, meinte einer, sei ganz leicht. Wer zum ersten Mal in seinem Büro auftauche, sei gut für fünf Pe-

sos, sofern er sich ein auch nur einigermaßen mündgerechtes Märchen ausgedacht habe. Beim französischen Konsul müsse man um neun Uhr morgens anklopfen, weil dann der Sekretär Alleinherrscher auf dem Büro sei. Der werfe mit des Konsuls Geld nur so um sich, weil er ihn nicht leiden möge.

In der großen Zunft der Ungewaschenen spielt der Strandläufer eine besondere Rolle. Schon einmal habe ich mich auf diesen Blättern mit seiner Naturgeschichte beschäftigt, aber das Thema ist mir so interessant, dass ich nicht umhin kann, noch einmal darauf zurückzukommen. Fast jeder ordentliche Seemann ist zu irgend einer Zeit seines Lebens einmal Strandläufer gewesen, wenn ihm im fremden Hafen das Geld ausgegangen war, wenn sich nicht gleich ein Schiff für ihn finden ließ und der Heuerbas keinen Kredit mehr auf die kommende Vorschussnote geben wollte. Von diesen spreche ich nicht, sondern von den Strandläufern von Beruf. Mehr als bei irgend einer anderen Menschenklasse kann man bei ihnen sehen, welch sonderbare Kostgänger unser Herrgott zuweilen doch auf dieser Erde hat. Es befinden sich Leute darunter, die in vergangenen besseren Tagen einmal besessen sein mussten von einem feurigen Temperament und einer verzehrenden Unruhe; Leute, die im Lauf der Jahre alle Länder und Meere durchzogen und in rastloser Geschäftigkeit sich in allen Berufen versucht haben; faustische Naturen, die Großes gewollt haben, bis sie nach einem Leben der Enttäuschungen zu dem weisen Schluss gekommen sind:

»Alles ist eitel«! Im nördlichen Eismeer habe ich einmal einen solchen Mann kennen gelernt, der nach einem Leben der Abenteuer sich dort oben, fern von aller Kultur, zusammen mit einem Eskimoweibe als Eismeerrobinson etablierte. Er war ein Mann in den besten Jahren; er war gesund und kräftig; die Welt stand ihm offen, aber Menschen- und Engelszungen konnten ihn nicht mehr überreden, je wieder den Fuß auf den Boden eines zivilisierten Landes zu setzen. Derartige Existenzen gibt es mehr, als man glauben sollte. Zumal in der Südsee sind sie häufig anzutreffen. Unter den unzähligen Inseln jener Zonen gibt es kaum eine, wo nicht ein solcher müder und enttäuschter Weltenbummler unter schattigen Palmen im Rauschen des Passatwindes sein glücklich-unglückliches Leben verträumt.

*Dreifach haben sie mir gezeigt  
Wie man das Leben betrachtet,  
Wie mans verbraucht, verspielt und vergeigt  
Und es dreifach verachtet.*

Solche Leute sind jedoch die Aristokraten in der Welt der Strandläufer. Es gibt eine andere Sorte, die ohne die Reste von Ehrgeiz und Tatkraft gleich dem Tiere in den Tag hinein vegetiert. Lebendige, in Lumpen gehüllte, durch den Alkohol in Bewegung gesetzte Destillationsapparate, die über ihrem traurigen Leben allmählich in einen Zustand geraten, den man nicht mehr als viehisch bezeichnen kann, ohne dem lieben Vieh eine böse Beleidigung zuzufü-

gen.

Da war in Antofagasta ein solcher Vertreter der Zunft, den sie Bunker-Bill nannten, weil er in einem Kohlenbunker zu nächtigen pflegte. Er kannte nur eins:  $C_2H_5OH$ . Der Alkohol war das einzige treibende Element in seinem armseligen Leben. Für ihn wäre er willig durchs Feuer gegangen, ohne ihn hätte er sich nie von seinem harten Lager im Kohlenbunker erhoben. Längst schon hatte er abgeschlossen mit alledem, was zu einem gesitteten Leben gehört. Er hatte keinen Hut auf dem Kopfe und keine Schuhe an den Füßen. Seit Menschengedenken hatte er sich nicht mehr gewaschen. Er arbeitete nicht und er bettelte auch nicht. Von was er lebte? – Ach, es ist nicht sehr appetitlich davon zu erzählen, aber es gehört zu seiner Biografie. Nicht anders als einer jener herrenlosen Hunde, die sich nächtlicherweile in den Straßen der Großstädte herumtreiben, suchte er sich die *Hors d'oeuvres* aus den Mülleimern heraus. Eine fettige Wursthaut, eine schimmelige Brotkruste, eine trockene Orangenschale genügten für seinen Unterhalt. Im übrigen lebte er von Alkohol. Im trüben Licht der spärlichen Laternen schlich er wie ein gehetztes Wild an den schmutzigen Wänden der Wasserfrontspelunken entlang und beobachtete das Kommen und Gehen der Gäste. Mit einer Geschicklichkeit, die er sich durch jahrelange Übung erworben hatte, schoss er blitzschnell durch das Gedränge hindurch zum Schanktisch, wo er den ahnungslosen Gästen die Gläser vor der Nase austrank. Wein, Bier, Brannt-

wein, Spiritus, Terpentinöl, Möbelpolitur; alles wahllos durcheinander, bis derbe Seemannsfäuste ihn an die Luft beförderten. In einer benachbarten Kneipe versuchte er dann sein Glück von neuem, und so ging es allnächtlich weiter von Spelunke zu Spelunke, bis der Alkohol in den verschwommenen Augen ein Feuer entzündet und der Rausch des Vergessens die gequälten Sinne umnebelte. Vollauf zufrieden mit seinem Tagewerk schwankte er dann zurück zu seinem Bunker, wo er sich für den Rest der Nacht in die Kohlen einwühlte.

\*

»Sage, was werden wir jetzt beginnen?« Das war die Frage, die mich immer verfolgte auf meinen ziellosen Wanderungen durch die staubigen Straßen. Sollte ich etwa hinaus in die Salpeterminen gehen und Caliche sprengen wie irgendeiner von den schmutzigen Rotos? Das war unter meiner Würde als Gringo. Oder Säcke schleppen auf den Lanchas? Dafür war ich zu sehr Caballero! Der einzige, der hier hätte Rat schaffen können, war Michel Angelo, der Vielgewandte. Aber der war seit einigen Tagen spurlos verschwunden und hatte mich mit meinen Kenntnissen allein zurückgelassen. Einmal stand im »Mercurio« eine Stelle als Aufseher und Lagerhalter in einem Eisenwarengeschäft ausgeschrieben, auf die ich mich umgehend persönlich meldete.

»Können Sie lesen?« fragte der Chef, indem er mit feinen, von Nikotin schon ganz gelb gewordenen Fingerspitzen eine Zigarette drehte.

»Jawohl!« antwortete ich stolz.



»Und schreiben?«

»Si, señor!«

»Bueno,« meinte der Chef befriedigt, »ich will es mit Ihnen versuchen. Sie können gleich anfangen. – Übrigens, woher kommen Sie eigentlich?«

»Von Bolivien.«

Da schaute mich der Mann noch einmal mit einem mehr als kritischen Blick von oben bis unten an, und das Streichholz, mit dem er eben seine Zigarette anzünden wollte, entglitt den gelben Fingerspitzen.

»Von Bolivien!« sagte er nachdenklich. »*Que esperanza!* Wirklich ein interessantes Land, Caballero! Ein bisschen kalt und rau, aber sonst ganz interessant. Und interessante Menschen gibt es dort oben. *Caramba!* Aber wenn ich mir's recht überlege, Caballero – ich glaube doch, dass ich schon mehr Leute habe, als ich augenblicklich gebrauche. Vielleicht kann ich sonst etwas für Sie tun?«

Ein andermal wurde nach einem »perfekten« Maschinisten für den Motor eines kleinen Hafenbootes verlangt, und ich bewarb mich um diese Stelle, eingedenk meiner Erfahrungen im Gran Chaco, die – für den Motor – auf so traurige Weise geendet hatten. Diesmal führte mich das Geschick durch eine mit goldenen Lettern verzierte Glastür in ein elegant aufgemachtes Büro mit schwellenden Klubsesseln und einem grün überzogenen Schreibtisch, neben dem ein gewaltiger Spucknapf stand.

Ein dicker, hemdsärmeliger Engländer mit einer goldenen Uhrkette und einem John-Bull-Gesicht be-

trachtete mich unwirsch von oben bis unten.

»Sie sehen nicht aus wie ein Maschinist!« schnaubte er mich an.

»Ist auch gar nicht notwendig,« antwortete ich.

Nun wurde der Engländer erst recht Gift und Galle. »*What d'you say?*« fragte er mit näselnder Stimme. »Nicht notwendig! Was? Das werde ich zu bestimmen haben, was notwendig ist und was nicht an meinem Motor in meinem Boot! Diese Dilettantenwirtschaft habe ich satt! Seit drei Jahren haben schon mindestens fünfzig Kerle ihre Kunst an dem Motor versucht: Matrosen, Steuerleute, Strandläufer, Heringsbändiger und weiß der Kuckuck was sonst noch. Alle haben sie sich Maschinisten geschimpft, und keiner von ihnen hat einen Pferdeverstand gehabt. Die Lager haben sie verrostet lassen und das Geld für das Schmieröl in den Kneipen versoffen. – Aber mein Motor ist kein Versuchskaninchen! Kein Mensch darf mir mehr an das Ding heran, der nicht ein erstklassiger Maschinist ist. Ein erstklassiger Maschinist, Herr! A. 1. Sind Sie das? Ja oder nein?«

»Freilich,« antwortete ich, »ich habe in Oxford darauf studiert.«

Wieder musterte mich der Mann mit einem kritischen Blick. In Oxford? Wo hatte er doch schon einmal den Namen gehört? War das nicht eine Universität drüben in England? Von dort kamen doch sonst nur Advokaten und Pfaffen und Schulmeister. Und dann – der sah doch nicht gerade so aus, als ob er eben von Oxford käme.

»Ja, lernt man dort auch mit Motoren umgehen?« fragte er unsicher.

»Gewiss!«

»Dann können Sie mal anfangen!«

Als ich aber wieder draußen auf der Straße war, überlegte ich mir die Sache noch einmal anders – trotz meines angeblichen Oxforddiplomes.

So vergingen langsam vierzehn Tage, und da war keiner unter ihnen, der mir nicht eine glänzende Stellung vorgaukelte, als – sagen wir einmal: Schreiber in einem Büro, Gehilfe in einer Kesselschmiede oder Agent bei einem Heuerbas. Aber niemand wollte von meinem Anerbieten Gebrauch machen. Täglich kam ich mir mehr als höchst unbrauchbares Subjekt vor.

Weiter, weiter – das war die fixe Idee, die alle meine Gedanken besessen hatte. Täglich saß ich stundenlang auf der Landungsbrücke und beobachtete das Kommen und Gehen der Beiboote der auf der Reede liegenden Schiffe. Ich betrachtete den glitzernden Sonnenschein über dem blauen Wasser und das Toben der Brandung zwischen den Klippen. Ich schaute den Möwen und den Kaptauben zu, wie sie kreischend um die Schiffe flatterten und dann plötzlich hinausflogen in die offene See, bis sie nur noch weit in der Ferne, wie ein winziges weißes Segel, über der blauen Fläche zu erkennen waren. Und ich dachte mir, wie schön es wäre, wenn man auch so fliegen könnte wie die da!

Es waren wieder einmal australische Reisepläne, die es mir angetan hatten. Unter normalen Umstän-

den ist es nicht schwer, in Antofagasta ein Schiff nach Australien zu bekommen, da in den Salpeterminen meist australische Kohle gebrannt wird und deshalb stets Segelschiffe im Ballast hinüberfahren, wenn sie nicht gleich eine Salpeterfracht nach Europa bekommen können. Aber das Unglück wollte es, dass Mangel herrschte an Schiffen für Salpeterfrachten. Es waren alles »Kap Horner«, die auf der Reede lagen. Und Paul, der Taucher, der sich als Heuerbas in diesen Dingen auskannte, meinte, dass das in den nächsten Monaten nicht anders werden würde. Wer eine Reisegelegenheit nach Australien suche, der müsse schon nach dem peruanischen Hafen Callao »machen«, wo es keine Salpeterfrachten gebe.

So gingen denn vorerst alle meine Gedanken nach Callao. Aber Callao liegt mehr als tausend Kilometer entfernt von Antofagasta, und wie ich dorthin kommen sollte, das war mir vorderhand noch ein Rätsel. Der Landweg, der durch ganz Bolivien über die Anden führt, war mir zu lang und zu beschwerlich, und für die Seereise mit dem Passagierdampfer fehlte mir das Geld. Das liebe Geld! Es verflüchtigte sich in Antofagasta ebenso schnell wie anderswo. Mit den paar Pesos würde es bald zu Ende sein, und was dann kommen sollte –. Man tat wohl am besten, wenn man gar nicht daran dachte.

Müde und lustlos stand ich am Strande und schaute über die glitzernden Wellen. Mir war zumute wie einem Vogel, den man in einem Käfig eingesperrt hat. Immer noch in Antofagasta! Immer

noch in diesem weltverlassenen Erdenwinkel, wo doch die Sucht nach der Ferne mir mit jedem Tag mehr den Kopf zermartete. Chamissosche Verse fielen mir ein:

*Geduld! Du harrest stumm am Meeresstrand  
Und blickest starr in öde, blaue Ferne  
Und lauschst dem Wellenschlag am Felsenstrand.  
Geduld! Lass kreisen Sonne, Mond und Sterne,  
Und Regenschauer mit der Sonnenglut  
Abwechseln über Dir! Geduld erlerne!*

Während ich, noch ganz in diese düsteren Gedanken versunken, auf der Landungsbrücke stand, nahte sich der Verführer in Gestalt eines jungen, norwegischen Matrosen namens Peter, der mir und Michel Angelo schon zuweilen bei den Malerarbeiten behilflich gewesen war. Peter war eine Seele von einem Menschen, aber etwas sehr romantisch veranlagt und überdies angesteckt von meinem australischen Reisefieber. Er setzte sich auf das Geländer der Landungsbrücke, und während er mit den Beinen baumelte, stellte er allerlei tiefsinnige Betrachtungen an. Die Zeiten seien schlecht, das Leben teuer, und kein Mensch könne sagen, wann wir wohl aus diesem schmutzigen Nest wieder heraus kämen. Von Verdienst sei keine Rede mehr, seitdem die Fiesta den guten Zeiten den Garaus gemacht hätte. Aber wie wär's, wenn wir ein Ding drehen? Er wüsste eine Sache, bei der ein paar Pesos heraus springen könnten. Ganz sauber sei sie ja nicht. Sie

schmecke ein bisschen nach Hochstapelei. Paul, der Taucher habe ihn auf den Gedanken gebracht.

Das war allerdings keine lautere Quelle. Eine Sache war faul, wenn sie von Paul, dem Taucher, kam! Immerhin konnte man sich einmal erkundigen. –

Der alte Gauner schien uns schon zu erwarten.

»Höchste Zeit, dass ihr kommt!« meinte er mit einem nervösen Blick auf seine große goldene Uhr. »Nein. – Braucht keine Angst zu haben, dass ich euch etwas Windiges zumute. Nur eine kleine Gefälligkeit, wie sie unter Caballeros jeden Tag vor- kommt.«

»Ja, was denn?« fragte ich ungeduldig, aber Paul, der Taucher, tat, als hörte er es nicht.

»Ihr kennt doch alle die große englische Viermastbark ›Comliebank‹, die schon seit einer halben Ewigkeit auf der Reede liegt?« fuhr er fort. »Ein stolzes Schiff! Alles was recht ist. Ein so stolzer Kasten, wie nur je einer über den Pazifik gefahren ist. Aber ein Hund von einem Kapitän. Ein richtiger blaunasierter ›limejuicer‹, der immer zuerst an sich und dann noch lange nicht an die Reeder oder gar an die Mannschaft denkt. Ein Magenräuber, der seinen Proviant auf halbe Rationen einrichtet und die neuen Manilataue an die Schiffshändler verschachert, anstatt sie in die Talljen einzuscheren. – Glaubst du, dass es dem schadete, wenn er ein bisschen gerupft würde?«

Das konnte ich allerdings nicht glauben.

Paul schaute mich scharf an, um den Eindruck seiner Worte festzustellen, und nachdem er seine

kalten, grauen Augen noch einmal durchs ganze Zimmer hatte wandern lassen, fuhr er mit halblauter Stimme fort:

»Nun habe ich ihn aber in der Falle! Seine Ladung wird nämlich heute komplett, und er könnte morgen in See gehen – wenn er Klarierungspapiere hätte! Die bekommt er aber nicht, weil er keinen ersten Steuermann hat. Der ist nämlich gestern mitsamt dem Koch davongelaufen, und in ganz Antofagasta kann er keinen Ersatz finden, als nur bei Paul, dem Taucher. Dafür muss er mich aber schwer bezahlen. Fünfzig Pfund, und keinen Centavo weniger! Und wenn er das nicht will, so mag er noch vierzehn Tage lang auf der Reede liegen und für jeden Tag zwanzig Pfund Liegegeld bezahlen.«

»Aber was habe ich mit alledem zu tun?« unterbrach ich ihn.

»Das wirst du gleich sehen. Der Steuermann ist nämlich wieder zurückgekommen.«

»Und wo ist er jetzt?«

»Im Kalabus natürlich. Wo denn sonst? Die Vigilantes haben ihn draußen in der Pampa erwischt und wieder zurückgebracht.«

»Und nun?«

»Nun sollst du ihn eben wieder herausholen.«

»Was –?«

Der alte Seelenverkäufer machte ein gelangweiltes Gesicht. Wie man nur so schwer von Begriff sein konnte!

»Nichts einfacher als das!« sagte er lächelnd, »wenn der Kapitän erfährt, dass sie seinen Steuer-

mann wieder gefangen haben, so wird er natürlich nichts Eiligeres zu tun haben, als zum Kommissar zu laufen, damit er die Leute wieder an Bord bekommt. Nun habe ich aber in meinem Hause auch einen ganz ansehnlichen Kapitän. Das ist der lange Emil. Der wird die Kautio n bezahlen und die Leute herausholen. Du brauchst nur mitzugehen und den Dolmetscher spielen, weil der doch kein Wort Spanisch kann.«

Während er noch sprach, holte er aus seiner Hosentasche ein ganzes Bündel der schmierigen, zerknitterten Pesoscheine, von denen ich in den letzten Tagen so wenig gesehen hatte, und ich – nun ja, ich ging auf den Handel ein. Mögen die Leute darüber denken, was sie wollen. Es steckt doch ein Körnchen Wahrheit in der Redensart, dass das Gewissen sich desto länger streckt, je kürzer der Geldbeutel wird.

Der lange Emil, der den Kapitän mimen sollte, war ein Strandläufer, der erst vor kurzem von einem amerikanischen Schoner weggelaufen war. Er machte seinem Namen alle Ehre, denn er war einen Kopf größer als alle anderen Menschen und dazu breit und stämmig gebaut; eine jener Riesengestalten, wie man sie sonst nur unter den Holzfällern in Kanada und in Britisch-Kolumbia antrifft. Dazu ein schönes, scharfgeschnittenes Gesicht mit blaugrauen, metallisch glänzenden Augen und einer Napoleonsnase. Wirklich eine ansehnliche Persönlichkeit.

»Wenn ich nur wüsste, was ich dort drüben zu



tun habe?« fragte er, als wir beide nach der Kommissaria gingen.

»Nichts. Gar nichts!« antwortete ich, »das lass' nur ruhig meine Sache sein, du brauchst nur zu allem Ja und Amen zu sagen.«

»Allright! Mir kann's recht sein. Die Hauptsache ist, dass ich die ausbedungene Flasche Whisky bekomme, wenn der Spaß vorüber ist.«

Vor der Kommissaria stand ein schäbig aussehender Posten mit gezogenem Säbel. Er schaute mich misstrauisch an, als ich auf ihn zukam, aber als er das Wort *capitano* hörte, erfror die kleine Gestalt zu einer militärischen Haltung.

»A *guardia!*« rief er mit Donnerstimme, und im nächsten Augenblick erschien ein halbes Dutzend weiterer Polizeibeamten auf der Bildfläche, die sich mit gezogenem Säbel salutierend zu beiden Seiten des Eingangs aufpflanzten. Das war in der Tat mehr Ehre, als ich erwartet hatte! Mir wurde ein bisschen unheimlich zumute.

Vor einem kahlen Tisch in einem kahlen Raum saß der elegant gekleidete Kommissario und rauchte Zigaretten. Verschlafen blickte er vor sich hin. Kaum dass er es der Mühe wert hielt, uns einen Seitenblick seiner halbgeschlossenen Augen zu widmen. Erst als der Posten in dienstlicher Haltung *el Señor capitano* meldete, wurde er plötzlich die Liebenswürdigkeit selber.

»Setzen Sie sich, Caballeros,« sagte er mit einladender Handbewegung auf die beiden Stühle, die der Beamte herbeischleppte.

Der lange Emil setzte sich auf den Stuhl und strich bedächtig seine Napoleonsnase, während ich dem Kommissario den Fall auseinandersetzte. Der war ganz Ohr und Aufmerksamkeit, und nachdem ich geendet hatte, wandte er sich in wohlgesetzter Rede an den langen Emil, dem der ganze Zauber offenbar höchst spanisch vorkam.

»Señor Capitano. Ich bin gern bereit, Ihren Wunsch zu erfüllen, obwohl ich eigentlich nicht recht sehen kann, was Sie dazu veranlasst. Fast jeden Tag werden durchgebrannte Matrosen bei uns eingeliefert, und wenn man nachher ihren Schiffen davon Mitteilung macht, da meldet sich niemand, um sie abzuholen, was ich ja ganz begreiflich finde. Aber wenn der Señor Capitano wirklich so großen Wert darauf legt, die beiden Caballeros wieder an Bord zu bekommen, so werde ich sie gern ausliefern – *con muchissimo gusto, caballero!* – Gegen Vergütung der Kosten natürlich.«

»Und wie viel wäre das?« fragte ich mit einem Griff nach der Tasche.

»Zehn Pesos.«

»Aber Caballero!«

»Das ist der übliche Preis, Señor Capitano. Aber für Sie können wir's ausnahmsweise etwas billiger machen. Sagen wir zehn Pesos für beide zusammen.«

Bei dieser Summe wurden wir handelseinig, und der Polizist führte uns nach dem Kalabus, wo wir die beiden Sünder in Empfang nahmen.

Es war ein wüster Aufenthaltsort, dieser Kala-

bus. Eine Miniaturhöhle, vor der selbst ich, der ich doch, gewitzigt durch frühere Erfahrungen in Bolivien und im Gran Chaco, schon auf allerlei gefasst war, ein gelindes Grauen verspürte. In einer dunklen, mit einem Eisengitter versehenen Lehmhöhle, die wie ein Schweinestall aussah, lagen dicht gedrängt neben- und übereinander die stöhnenden, seufzenden, besoffenen Gestalten, die man über Nacht hier eingeliefert hatte. Als der Wärter mit dem klirrenden Schlüsselbund das Tor aufschloss, da begann es sich zu regen in der unförmlichen Masse der kreuz und quer liegenden Leiber. »*Madre dios!*« fluchte einer, »kann man uns nicht wenigstens mehr schlafen lassen?« Erst nach mehrmaliger vergeblicher Aufforderung kam etwas über die anderen hinweg aus der Höhle herausgekrochen. Es war der Steuermann, ein großer, breitschulteriger Norweger. Er rieb sich immer wieder die Augen in dem ungewohnten Licht der grellen Sonne. Hinter ihm her kam auch der Koch, ein ganz junger Mensch, dem die dicken Tränen in den blauen Augen standen. Seine Bekümmernis war nicht ohne Ursache, denn man hatte ihm seine schöne Ziehharmonika und einen nagelneuen Revolver weggenommen. Auch der Steuermann hatte die Pesos verloren, die er in der Tasche hatte. Glücklicherweise hatte man bei der Einlieferung eine nähere Untersuchung nicht für notwendig gefunden, denn dann hätte man gewiss auch den Brustbeutel, in dem er neben seinen Papieren auch eine ansehnliche Geldsumme aufbewahrte, entdeckt und als gute Prise erklärt.

Paul der Taucher rieb sich vergnügt die Hände, als wir mit der Beute ankamen. Er bot sich an, die beiden zu verstecken, aber der Steuermann war für eine neue Reise nach der Pampa. Da er aber diesmal nicht ohne landeskundigen Begleiter reisen wollte, machte er uns beiden – d. h. Peter und mir – den Vorschlag, mit ihm zu gehen. Dann könne uns die Polizei gewiss nicht mehr erwischen. Und Geld hätten wir ja auch. Also könne es uns an nichts fehlen. Das war ein Plan, der sich hören ließ. Er schmeckte ein bisschen nach Abenteuern.

Sobald es dunkel war, wanderten wir auf dem Bahndamm nach der nächsten Station, denn es war nicht geheuer, in Antofagasta selbst den Zug zu besteigen, weil dort stets eine Schar von Geheimpolizisten nach ausreisenden Matrosen fahndet. Es war wohl am besten, wenn man einen Güterzug erwischte, da die zahlreichen leeren Wagen, die nach den Salpeterwerken hinaufgeschafft werden, zum Schwarzfahren geradezu einladen.

Die Station war nur klein und bestand aus wenig mehr als einer Bretterbude und einer rußigen Petroleumlampe, deren gelbes Licht uns schon von weitem aus der Wüste entgegengeleuchtet hatte. Man hatte von hier aus einen wunderbaren Blick über die schwarze Meeresfläche und auf die felsige Küste, längs der sich das phosphoreszierende Licht der Brandung wie eine silberne Riesenschlange hinzog. Tief unten lag Antofagasta, von einem hellen Schein übergossen, und draußen auf der Reede tanzten die Spiegelbilder der Schiffslaternen wie

Leuchtkäfer über dem Wasser.

Wir waren eben angekommen, als aus der Richtung von Antofagasta ein Güterzug herangekeucht kam, in dem wir bald ein passendes Plätzchen für die Reise ausgekundschaftet hatten.

Weiter ging es durch die wildzerklüfteten Küstenberge, zwischen denen der Pfiff der Lokomotive ein schauriges Echo weckte. Es war eine klare, sternhelle Nacht. Das südliche Kreuz stand hoch am Himmel, und die Milchstraße zog sich wie ein silberner Staubstreifen durch die Dunkelheit. Hier und da brannte und funkelte ein großer Stern mit jenem eigentümlich lebendigen Licht, wie man es nur über der klaren, dunstfreien Atmosphäre der Wüste beobachten kann. Dann kam der Mond hinter den Bergen hervor, und es war auf einmal vorbei mit der funkelnden Pracht des Nachthimmels. Über die Wüste flutete ein weißes Licht, in das die kahlen, fantastischen Berggipfel ihre schwarzen, scharfen Schatten warfen. Wie kalt und tot hier alles war! Wie seltsam dieses Schattenspiel von Nacht und Wüste!

Ehe man's gedacht, begann der Tag zu grauen. Für eine Weile lag ein goldener Hauch über der Küstenkordillere. Tausend Farben huschten über die Pampa, und die Berge, die sich fern im Osten zu den Anden auftürmten, glühten in dunkelvioletten Farben. Hoch oben in der blauen Luft segelte eine einsame Möwe. Was die wohl hier zu suchen hatte?

Schnell, wie immer in den Tropen, kam die Sonne heraus, und wie der feurige Ball so blutig rot

und so unnatürlich groß hinter den Bergen hervorschaute, da zerstoben die feinen Dünste über dem Sande. Die bunten Farben verkrochen sich erschreckt hinter den Klippen und Felsen, und das harte, mitleidslose Licht der Wüste lag wieder über der Gegend.

In der Ferne lag eine Station – oder doch das, was man in jener Gegend als eine solche zu bezeichnen pflegt. Eine der grün angestrichenen Bretterbuden, wie sie da und dort in der Wüste in gewissen Abständen am Bahndamm stehen. Dort wollten wir unsere Fahrt unterbrechen und eine Tasse Tee kochen, denn es war ein kalter Morgen, und wir froren erbärmlich. – Tee kochen! Das war in der Tat keine kleine Aufgabe, hier, wo auf hundert Meilen im Umkreis kein Brennstoff zu finden war. Soweit das Auge reichte, war nichts zu sehen als Sand und Sonne und irgendwo auf einem Schutthaufen ein toter Maulesel, dessen leere Augenhöhlen gespensterhaft in das Sonnenlicht stierten. Das Haus lag wie ausgestorben da. Ich klopfte mehrmals an, aber vergeblich. Ich klatschte nach spanischer Mode in die Hände und sagte »*ave maria!*« Aber nichts rührte sich. Da fiel mein Blick zufällig auf eine Karte, die neben der Bahnhofsglocke angebracht war. Ich musste zweimal hinsehen und mir dazwischen die Augen reiben, um mich zu überzeugen, dass ich auch richtig gesehen hatte. – Wahrlich, wir leben in einer sonderbaren Welt! – Da stand es mitten in der Wüste an der grünen Wand der Bretterbude mit zierlichen Buchstaben: »Einmal für den Diener.«

Ich traute dem Frieden nicht recht, aber meine Neugierde nach dem Anblick des Pampahausknechts war unüberwindlich. Einmal schlug ich fest an die Glocke, und wie der Teufel aus dem Kasten erschien ein abenteuerlich aussehender Indianer in schäbiger Uniform auf der Bildfläche. Höflich fragte er nach dem Begehren der Caballeros. Nachdem ich unsere Wünsche vorgebracht hatte, führte er uns ohne ein weiteres Wort in das Dienstzimmer, wo vor einem tickenden Telegrafen ein sehr gelangweilt dreinschauender Beamter saß. Der freute sich sehr, einmal wieder fremde Gesichter zu sehen, denn er war, wie er uns in der Geschwindigkeit erzählte, ein Südchilene aus der Gegend von Valparaíso, und die Einsamkeit der Pampa sagte ihm ganz und gar nicht zu. Der Indianer brachte Tee und Zigarillos. Wir tranken dazu noch einen »Anisado« und machten in hoher Politik. Ich schimpfte gewaltig auf Don Ramon Lucas Barros, den Bundespräsidenten. Ich nörgelte an den Staatsmonopolen: Die Zigaretten seien teuer und die Streichhölzer elend. Ich war mit ihm der Ansicht, dass die Peruaner nie, nie wieder nach Tacna und Arica kommen würden. Und er sagte mir, dass die Alemanos feine Kerle wären. Kurzum, wir waren die besten Freunde, als wir auseinander gingen.

Der Beamte hatte uns mitgeteilt, dass etwa zehn Kilometer weiter im Osten die Oficinas (so nennt man die Salpeterwerke) angingen. So machten wir uns denn zu Fuß auf den Weg.

Die Küstenkordillere lagen schon hinter uns,

und wir wanderten nun durch eine wellige Ebene voll Schutt und Geröll, mit starren Felsen und losen Sanddünen ohne die leiseste Spur irgendwelchen Pflanzenwuchses. Das war die berühmte Wüste Atacama. Die »Pampa« der Chilenen. Die Heimat des Chilesalpeters.

Nein, man kann diese Wüste nicht mit Worten schildern, so wenig wie man mit den armseligen Hilfsmitteln unserer menschlichen Sprache den Tod selbst beschreiben könnte. Hier, in dieser Einöde, ist die Einsamkeit zu Hause. Sie hockt hinter jedem Stein und jeder Sanddüne; sie brütet wie ein Ungeheuer auf den gelben Hügeln und schaut grinsend hinab in die vom grellen Sonnenlicht überflimmerte Ebene. Zuweilen ist nichts wie Sand zu sehen; gelber, fließender Sand, der bei geringstem Windstoß die heiße Luft mit dickem, salzigem Staub erfüllt. Dann wieder kommen weite Strecken mit wüstem Geröll und fantastischen Bergkegeln, deren grauer Granit bis zum Gipfel überzogen ist von dem graugelben Brei aus Sand und Geröll. Überall; wohin man blickt, nur Sand und Steine, Schutt und Geröll und weißer Salpeter, der in der Sonne glitzert. Und doch ist diese Gegend nicht ganz ohne tierisches Leben. Stellenweise wimmelt es geradezu von Ratten, Mäusen, Eidechsen und anderem Gewürm. Weiß der Himmel, von was sie leben!

Wohl das sonderbarste Wesen, das hier sein Leben fristet, ist die Chinchilla; ein flinkes, flüchtiges Geschöpf, halb Maus, halb Eidechse. Der äußeren Erscheinung nach ist es eine Maus, in ihrem Wesen



aber eine Eidechse, denn wie diese kann die Chinchilla ohne sichtbaren Halt viele Stunden lang in der glühenden Mittagshitze an der glatten Wand eines steilen Felsens hängen oder wie ein Schatten darüber hinhuschen, als ob sie auf ebenem Boden liege. Der Chilene liebt die Chinchilla sehr. Er hält sie gern im Käfig, wo sie bald sehr zahm und zutraulich wird. Das glänzende, seidenweiche Fell verarbeitet er zu Pelzen und Mänteln, die sich neben Mardern und Hermelinen sehen lassen können. Es gibt eigene »Chinchilleros«, die mit abgerichteten Hunden Treibjagden auf die armen Tiere veranstalten und dabei jedenfalls mehr Geld verdienen, als ihnen mit einer bürgerlichen Beschäftigung möglich wäre. Weiter im Innern trifft man die Chinchilla nicht mehr an, weil dort die Früchte der dürrn Kakteen, die am Küstenland durch die niederschlagenden Nebel einen dürftigen Unterhalt finden, nicht mehr vorkommen.

Oftmals kamen wir an großen Steinen vorbei, deren Oberflächen glatt wie Schiefertafeln waren. Diese werden von den auf den Officinas beschäftigten Arbeitern gern benutzt, um Freunden und Bekannten Nachrichten zukommen zu lassen, sofern diese des Lesens und Schreibens mächtig sind, was freilich nur selten der Fall ist. Da kann man denn Inschriften lesen wie diese:

FELIPE  
VAMOS □  
JUAN

Der Uneingeweihte kann sich natürlich nichts vorstellen unter diesen Hieroglyphen, die ungelenke Indianerhände mit Calichestücken in die Steine geritzt haben, aber Juan weiß Bescheid, wenn er die Inschrift liest. Und das ist die Hauptsache.

»*Viva el diez-y-ochó!*« Es lebe der achtzehnte September, hatte ein begeisterter Chilene auf einen der Steine geschrieben.

»*Viva el Perú!*« stand darunter zu lesen, worauf dann wieder ein Chilene ein entrüstetes »Tod den Cholos!« darüber gesetzt hatte.

Gegen Mittag, als die Sonnenstrahlen senkrecht auf die Wüste fielen, tauchten hinter einem flachen Hügel, etwas abseits von der Bahnlinie, die Schornsteine eines Salpeterwerkes auf. Die grelle Stimme einer Dampfsirene verkündete eben die Mittagsstunde. Ein paar Arbeiter mit großen, zuckerhutförmigen Sombreros und schreiend bunten Ponchos gingen vorüber. »*Buenas tardes, amigos,*« sagten sie höflich. Wir waren schon mitten in der »Calichera«, wo der Salpeter gewonnen wird. Überall war die Erde zerwühlt und zersprengt wie ein Schlachtfeld nach einem Trommelfeuer. Nach allen Richtungen führten die Gleise der Feldbahn durch dieses Chaos, und zahlreiche Arbeiter waren dabei, die losgesprengten Blöcke in die Kippkarren zu laden, die

von dünnen, verwitterten Mauleseln gezogen wurden. Überall hörte man die aufmunternden Rufe der Maultiertreiber: »*Andate, mi niño! Andate, mi corazon!*« »Gehe, mein Kind! Vorwärts, mein Herz! Marsch! Du Bestie! Der Teufel hole deine schwarze Seele!«

Hinter einer gewaltigen Schutthalde, die oben flach war wie die Kuppe eines Forts, führte der Weg vorbei an einem Wald von mächtigen Pfählen mit darauf ruhenden eisernen Behältern, von denen das gelbe Salpeterwasser heruntertropfte wie in den Salinen. Dann kamen wir in eine kleine Stadt von mehr oder minder großen und weitläufigen Wellblechbaracken, zwischen denen dürre, halb verhungerte Ziegen umherstolzten und sich an den leeren Konservenbüchsen und zerrissenen Salpetersäcken gütlich taten. Hier stand eine mächtige Halle, wo die Maschinen donnerten und die Dampfhämmer pochten, wo die öligen Schraubstöcke in langen, düsteren Reihen standen und weiße Eisen-späne um die Bohrmaschinen lagen. Ein Geruch von Fett und Öl war in der Luft. Durch die schmutzigen Fensterscheiben fiel ein mattes Licht auf blanken, bläulich schimmernden Stahl und auf die rußigen Gesichter geschäftiger Menschen, die über der Arbeit einander anbrüllen mussten, weil sie vor dem Lärm der Maschinen ihr eigenes Wort nicht verstehen konnten. – Ja, so wie hier sah die Wüste Atacama am Ende auch in Rheinland-Westfalen aus!

Eben kam der Maschinenmeister über den Hof. Er sah aus wie ein Gringo, und da man mir erzählt

hatte, dass dies ein deutsches Werk sei, fragte ich ihn auf Deutsch, ob er irgendwelche Arbeit für uns hätte. Der aber machte eine Miene, die er sich wohl im Umgang mit den Rotos angewöhnt haben musste. »Nein,« sagte er, »wir brauchen keine Gringos. Und die Deutschen schon gar nicht. Mit der Sorte haben wir schon schlechte Erfahrungen gemacht.«

Das sagte er in so gutem Deutsch, dass ich nicht umhin konnte, mich weiter auf ein Gespräch mit ihm einzulassen.

»Aber warum, Herr Direktor, hat man dann Sie angestellt?« fragte ich zögernd.

»Warum? – Hm, ja – kümmern Sie sich gefälligst um Ihre Angelegenheiten! Machen Sie, dass Sie fortkommen, ehe ich Sie von den Chancheros hinauswerfen lasse!«

Meine beiden Kameraden, die natürlich kein Wort von der Unterhaltung verstanden hatten, waren fürs Weitergehen, aber in mir war die Rauflust lebendig geworden. Ich fasste den kühnen Entschluss, den Administrator persönlich aufzusuchen, um mich bei ihm zu beschweren.

Der Administrator einer Salpeterminerie ist nichts mehr und nichts weniger als ein Gott, oder doch zum mindesten ein Wesen, das hienieden schon der Gottähnlichkeit so nahe kommt wie nur irgend möglich. Er wohnt in einem abseits gelegenen, rings von einer Veranda umgebenen Bungalow, den die Füße der gewöhnlichen Sterblichen ohne ganz besondere Erlaubnis auch nicht im Traum zu entweihen wa-

gen. Und nun gar erst drei vagabundierende Gringos mit ihren Bündeln! Es war wirklich der Gipfelpunkt der Respektlosigkeit.

Ein großgewachsener, schwarzäugiger Indianer in einer Fantasielivree empfing uns auf der untersten Treppenstufe, die zu der Veranda hinausführte.

Was die Caballeros wünschten?

»Den Herrn Administrator möchte ich sprechen!«

»Unmöglich!«

»Warum denn?«

»Der Herr Administrator – er schläft!«

Das sagte er mit zitternder Stimme und mit der Miene eines Gläubigen, der sich vor dem höllischen Fegefeuer fürchtet, aber noch ehe er ein weiteres Wort herausbringen konnte, war ich oben auf der Veranda und drückte auf die Klingel, die schrill und aufreizend durch die vornehme Stille hallte. Sogleich wurde es drinnen lebendig. Nicht weniger als vier weitere Diener erschienen auf der Bildfläche und warfen mir im säuselnden Flüstertone alle Schimpfworte der spanischen und Kitschuasprache an den Kopf. Darauf fing ich auch an zu schimpfen, ohne im geringsten mich an das Ruhebedürfnis dieses Allerheiligsten zu halten, aber es half alles nichts. Gemeinsam drängten sie mich wieder hinunter. Draußen auf den Stufen, die zur Veranda hinaufführten, mussten wir lange warten, während der Diener wie ein Lindwurm vor der Türe wachte. Lange, langweilige Stunden in der schattenlosen Hitze. Langsam, unendlich langsam, rückten die Zei-

ger auf der großen Fabrikuhr vor. Es wurde drei, vier, fünf Uhr, und noch immer war kein Administrator zu sehen.

Da endlich öffnete sich die Tür. Er erschien auf der Veranda, ganz in weiß gekleidet. Hinter ihm her kam ein kleiner, weißer, ganz impertinent hochnäsiger Spitzhund, der sich herausfordernd umschaute.

Ja, wenn man ein Hund ist –

Während nun die Schar der Diener sich lautlos wie ein Hauch in die dunkelste Ecke der Veranda verflüchtigte, benutzte ich die Gelegenheit, um meine Beschwerden vorzubringen. Der hohe Herr war zugänglicher, als man billigerweise erwarten durfte. Unwillig schüttelte er den Kopf, als ich ihm von meiner Begegnung mit dem Maschinenmeister erzählte.

»Der ist erst kurz von drüben,« meinte er beschwichtigend, »die Sorte ist immer chilenischer als die Chilenen, wenn sie erst einmal ein paar spanische Brocken aufgeschnappt hat. Später, wenn sie gesehen haben, wie es hier zugeht, denken sie wieder ganz anders. Wir wollen sehen, was sich für Sie tun lässt. Was sind Sie von Beruf?«

»Schiffsingenieur!«

»So –! Dann verstehen Sie sich wohl auch auf die Reparatur von Dampfkesseln und Saugpumpen?«

»Gewiss!«

Eine Weile schaute er mich erstaunt und ungläubig an, wie wenn er diesem Wunder nicht trauen wollte.

»So sind Sie also wirklich Ingenieur? Das trifft

sich ja fein! Seit acht Tagen ist etwas an den Pumpen, die zu den Cachuchos hinaufführen, nicht in Ordnung. Kein Mensch hier kann herausfinden, woran es eigentlich liegt, und der Ingenieur von Antofagasta, dem ich täglich dreimal telegrafiere, hat es nicht eilig mit dem Heraufkommen. Derweil geht hier alles drunter und drüber. Wenn Sie also ein Ingenieur sind, – ein wirklicher Ingenieur –.«

Ich griff nach meiner Briefftasche – ich besaß wirklich noch eine! – und blätterte in den Papieren mit der Miene eines Mannes, der in der Lage ist, das Gesagte im nächsten Augenblick mit schwerwiegenden Dokumenten zu belegen.

»Soweit wäre alles in Ordnung, Herr Administrator,« fuhr ich zögernd fort, »nichts brauche ich zurzeit so nötig wie eine ordentliche Stellung. Die Arbeit hier wäre ganz nach meinem Geschmack, aber – nun ja – es ist wohl nur so ein Vorurteil von mir. – Für Deutsche mag ich nicht arbeiten.«

Sprach's und schritt stolz in die graue Pampa hinein.



Am nächsten Morgen in aller Frühe fanden wir allesamt Arbeit in einer anderen Salpeterminen. Auch hier war der Maschinenmeister ein Deutscher. Er war früher in Südafrika gewesen und hatte den Burenkrieg und den südwestafrikanischen Feldzug mitgemacht. Er war ein höflicher und zuvorkommender Mann. Er räumte uns ein großes Zimmer in dem Verwaltungsgebäude ein und stellte uns sein eigenes Kochgeschirr zur Verfügung.

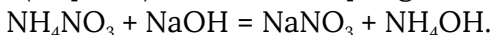
Da man augenblicklich keine feste Arbeit für uns hatte, wurden wir in den nächsten Tagen bald da und bald dort in den Werkstätten und in der Pampa beschäftigt, sodass wir allerlei Erfahrungen sammeln konnten auf dem eigenartigen Gebiet der Salpetergewinnung.

Bekanntlich ist die Wüste Atacama der einzige Platz auf dieser Erde, wo der Salpeter frei zutage liegt. Aber auch hier findet man ihn bei weitem nicht überall, sondern in einzelnen Nestern, die da und dort als schimmernde Salzseen, oft von gewaltiger Ausdehnung, in der grellen Sonne liegen. Aus der Ferne sieht die Oberfläche dieser Seen glatt wie ein Spiegel aus, aber wenn man näher herankommt, so merkt man, dass die Stücke gegeneinander gepresst sind wie die Schollen des Packeises. In diesen Lagern stehen die Salpeterwerke, die sogenannten Officinas. Schon von weitem kenntlich an den hohen Schornsteinen und den gewaltigen Schutthalten. Da die umgebenden Lager in wenigen Jahren abgebaut sind, muss die Fabrik von Zeit zu Zeit abgebrochen und an anderer Stelle wieder aufgebaut werden. Dennoch macht diese Eintagsherrlichkeit aus Holz und Wellblech in dieser eintönigen Umgebung einen imponierenden Eindruck. Wenn man nächstlicherweile auf der Reise von Bolivien mit dem Personenzug durch die Gegend fährt und allenthalben die geschäftigen Werkstätten mit ihren langen Reihen hell erleuchteter Fenster und die hohen Schornsteine im Scheine elektrischer Bogenlampen sieht, so fällt es einem zuweilen schwer, zu glauben,

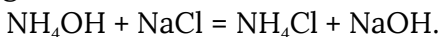


dass man sich wirklich und wahrhaftig mitten in der Wüste Atacama und nicht etwa in einer Vorstadt von Groß-Berlin befindet.

Über die Art und Weise, wie der Salpeter unter allen Plätzen der Erde gerade hierher gekommen ist, sind sich die Gelehrten nicht einig. Nach der einen Ansicht ist er eine besondere Abart des Guano, der sich langsam angehäuft hat in jenen längst vergangenen Zeiten, wo sich noch ein gewaltiges Binnenmeer über der Pampa ausbreitete, und fleißige Vögel über die Küstenberge geflogen kamen, um hier zu brüten und zugleich unzählige Denkmäler ihrer Kunst den salzigen Fluten anzuvertrauen. Eine andere Theorie führt die Bildung des Salpeters auf die allabendlich auftretenden, stark mit Elektrizität geladenen Küstennebel, die sogenannten Camanchaca, zurück. Durch diese elektrischen Entladungen soll der Stickstoff der Luft zu Ammoniumnitrat verwandelt werden, das dann mit der in den stark angereicherten Salzseen enthaltenen freien Natronlauge sich nach untenstehender Formel zu Natriumnitrat (Salpeter) zu verbinden pflegt.



Worauf dann das entstandene Ammoniak in der gesättigten Kochsalzlösung sofort in Ammoniumchlorid übergeht.



So ungefähr hat man mir's erklärt und so werden wohl die chemischen Formeln sein. Ohne Obligo! Es ist schon lange her, seit ich im Reiche der Säuren und Basen die dozierende Stimme des Professors

hörte.

Doch wie immer der Salpeter hierhergekommen sein mag – er ist nun einmal da und hat jene traurige Wüste zu einem großen Faktor im Wirtschaftsleben aller zivilisierten Völker gemacht. Es hat von jeher nicht an Stimmen gefehlt, die dieser Industrie einen baldigen Untergang prophezeien. Die einen haben eine Erschöpfung der Lager innerhalb eines Zeitraums von fünfzig Jahren errechnet, wobei sie jedoch nur an die Nester gedacht haben, die zufällig in der Nähe der Eisenbahnlinien liegen, während doch weiter abseits noch vollständig unberührte Lager von unermesslichem Reichtum liegen, die nur darauf warten, dass man durch Schaffung von Verkehrswegen die Vorbedingung für einen lohnenden Abbau schafft. Auch der in neuerer Zeit hergestellte künstliche Salpeter wird unter normalen Umständen wohl kaum den Wettbewerb mit seinem Kollegen von der Atacama aufnehmen können. Für den Laien wenigstens erscheint es schwer begreiflich, dass man ein Massenerzeugnis wie den Salpeter irgendwo auf der Erde billiger künstlich herstellen könnte, als man es anderswo in der Natur frei zutage liegend findet, sodass man es nur zu holen braucht. Schlimmstenfalls könnte solcher Wettbewerb auf den Preis drücken, wodurch aber die Aktionäre noch lange nicht an den Bettelstab kämen. Denn es gibt heute wenig Industrien, die sich in solch blühendem Zustande befinden wie jene Salpeterwerke. Zur Sicherung ihrer Monopolstellung auf dem Weltmarkt haben sie sich, ähnlich dem deut-

schen Kalisyndikat, zu einem Ring zusammengeschlossen, der sogenannten »*Asociacion salitrera de propaganda*«, die durch Festlegung der Erzeugung und des Preises den Markt überwacht. So ist jede gegenseitige Konkurrenz ausgeschlossen, und Europa muss bluten. Eine Krähe hackt der anderen die Augen nicht aus. Die oberste Krähe aber ist der chilenische Staat, der aus dem hohen Ausfuhrzoll die Hälfte aller seiner Ausgaben deckt.

»Caliche« (sprich Kalitsche) nennt man die Bildung, in der der Salpeter in der Pampa vorkommt. Sie ist meist hart wie Stein und muss gesprengt werden von den »Berateros«, wilden, desperat aussehenden Kerlen, die mit den Dynamitstangen umgehen wie andere mit den Messern und Gabeln. Die losgesprengten Stücke werden von den »Chancheiros« (Tschantscheros) auf die Kippkarren der Feldbahn geladen und nach dem Stampfwerk gebracht, wo sie in kleine Stücke zerbrochen werden. Diese führt man auf kleinen Karren in große, auf Pfählen ruhende eiserne Behälter, in denen sie mit Hilfe von Dampf und Wasser ausgelaugt werden. Nachdem das Wasser das in der Caliche enthaltene Natriumnitrat gelöst hat, wird es, ähnlich wie bei der Fabrikation der Schwefelsäure, von einem Behälter in den anderen gepumpt, um einen möglichst hohen Grad der Konzentration zu erreichen. Schließlich kommt die Flüssigkeit in mächtige Retorten, wo der Salpeter langsam ausfällt und die überflüssige Lauge wieder in die Fabrik zurückgeleitet wird. Der so gewonnene weiße, pulverige Salpeter wird dann in Säcke

geschaufelt und nach der Küste verfrachtet.

Die Salpeterindustrie gebraucht und verbraucht alljährlich zahllose Arbeitskräfte. Uermüdlich sind ihre Agenten tätig, um mit glatten Zungen und gleißenden Versprechungen das »Material« herbeizuschaffen. Aus den entlegensten Winkeln des weiten Erdteils setzt sich der Strom in Bewegung nach diesen zermürbenden und zermahlenden Knochenmühlen, denen nur die wenigsten bei voller Gesundheit wieder entkommen – wenn sie überhaupt je wieder diesen glücklichen Augenblick erleben. Immerhin gibt es in dem wechselnden Menschenstrom auch einen Stamm von Arbeitern, die immer hier bleiben, denen die Pampa zur Heimat geworden ist, nicht etwa weil sie Gefallen gefunden hätten an diesem grauen Lande oder an dem wüsten Leben, sondern weil Tschitscha und Anisado und wüstes Würfelspiel sie allemal um die sauerverdienten Pesos bringen, noch ehe sie Zeit haben, mit dem nächsten Dampfer eine Fahrkarte nach der Heimat zu lösen. Sie sind gute Arbeiter, aber auch wüste, gewalttätige und jähzornige Menschen, denen es keineswegs darauf ankommt, ihr leichtes Gewissen mit einer Mordtat mehr oder weniger zu belasten. Der sittsame Bürger geht ihnen weit aus dem Wege, wie denn überhaupt der chilenische Arbeiter an eine Behandlung »von oben herab« von Jugend an gewöhnt ist. –

Wie in allen anderen südamerikanischen Republiken – und nicht nur den südamerikanischen – so ist auch in diesem Lande der Kastengeist überaus le-

bendig. Hoch oben auf der obersten Spitze der sozialen Leiter, sitzt die »Gente«, die Aristokratie der Großgrundbesitzer, der Bankiers, der Börsenspekulanten und anderer Herrschaften mit einem Bankkonto. Die Klasse der Gentlemen, die beim Scheckbuch anfangen. Wie das fremde Herrenvolk einer Kolonie sitzen sie über der breiten Masse des Volkes. Sie fühlen sich als die Herren und sie legen großes Gewicht darauf, dass diese ihre Stellung der *miserable plebs* auch ordentlich zum Bewusstsein komme. Täglich informieren die Zeitungen gewissenhaft über das Tun und Lassen dieser Götter und Halbgötter: Doña Nuñez war bei dem Deputierten Doktor Almeyda in seinem Landhaus in Viña del Mar zu Besuch. Mister Mac Kenna hat gestern einen Schnupfen gehabt; Don Claudio Vicuña hat ein Gartenfest gegeben, das von den Spitzen der Gesellschaft besucht wurde. Man bemerkte unter anderem: (folgt eine lange Reihe von schönen Namen.) Doña Elvira Cordero trug bei der Gelegenheit eine entzückende blassblaue Seidenrobe mit schwarzen Samtaufschlägen; viel bewundert wurde das Perlenkollier der Señorita Garcia-Larrain.

So und ähnlich steht es jeden Tag zu lesen im »Mercurio« oder im »Diario de Las Noticias«. Man liest es, man freut sich darüber und man findet gar nichts dabei, dass jener Don Claudio Vicuña, der das Gartenfest gegeben hat, erst sechs Jahre alt ist und dass Doña Elvira Cordero die Würde ihrer fünf Lebensjahre mit der entzückenden blassblauen Seidenrobe bekleidet. Der Schnupfen des Mister Mac

Kenna ist ebenso wichtig wie ein Erdbeben bei Coquimbo oder eine Sturmflut auf der Insel Chile, bei der hundert Rotos ertrinken. Wer einmal die Times, den Temps, den Figaro oder gar den New York Herald gelesen hat, der weiß, welche große Rolle auch in jenen Demokratien die »Gesellschaft« spielt. Bei uns in Deutschland ist bis jetzt die Demokratie noch nicht bis zu diesem Grad der Vollkommenheit gediehen. Aber dafür sind und bleiben wir auch Barbaren!

Eine Stufe unter der chilenischen Gente steht die große Klasse des »medio pelo« = Halbhaar; die Mischlinge mit allen den Mischlingsrassen anhaftenden Fehlern und Gebrechen, als da sind: Bosheit, Falschheit, Verschlagenheit und einer – man kann es nur mit einem Fremdwort sagen – einer süffisanten Arroganz, die dem frisch Eingewanderten Gringo besonders auf die Nerven fällt. Für sie gibt es auf dieser weiten Erde nur ein Land: Chile! Alles andere ist nicht der Rede wert. Das höchste Ziel eines Medio Pelo ist ein Staatsamt – oder wenigstens doch ein bescheidenes Ämtchen, das ihm ein gesichertes Einkommen verbürgt. Uermüdlich ist er in der Jagd nach solchen Posten und Pöstchen und die vielgeplagten Deputierten haben alle Hände voll zu tun, um den Ansprüchen ihrer, wie Sand am Meer so zahlreichen Cuñados und Conpadres in dieser Hinsicht gerecht zu werden. Es gibt dort nicht wenig Leute, deren Körper längst schon im Grabe vermodert ist, während ihr Geist noch immer von dem freigebigen Presupuesto sein Gehalt bezieht.

Die dritte und zahlenmäßig bedeutendste Kaste ist die der Rotos. Sie sind die direkten Nachkommen der einst so stolzen Araukaner, die mit so viel wilder Tapferkeit in den Wäldern des Südens dem Vordringen der Zivilisation widerstanden. Der Chilene liebt es, seinen Stammbaum auf diese Araukaner zurückzuführen. Er setzt ihnen Denkmäler, er verherrlicht sie in den Schulbüchern, er schwingt sich zu ihrem Preise sogar auf den Pegasus, aber in der rauen Wirklichkeit will er – zum mindesten mit deren direkten Nachkommen nichts zu tun haben.

*Ha cessada la lucha sangrienta  
Ja es hermano el que ayer invadio.*

*Der blutige Streit ist beendet  
Schon ist Bruder der gestern noch Feind.*

So heißt es in dem Liede. Aber in Wirklichkeit – Wie in Argentinien der Peon, so lebt in Chile der Roto an der Seite seiner »China« seine Tage dahin; mühsam, bedrückt und freudlos, weil das Leben in all seiner Jämmerlichkeit doch einmal zu Ende gelebt sein muss. Stumpf und unwissend wie er ist, hat er keine Aussicht, zu seinen Lebzeiten seine Lage zu verbessern; keine Brücke führt von ihm und seiner Klasse hinüber zu den Menschen anderer Volksschichten, die er demütig und unterwürfig nur in der dritten Person mit »Vuestra Merced«, Euer Gnaden anzureden wagt. Sein Großvater war schon Roto gewesen, seine Enkel werden es ebenfalls sein,

und so wird es immer bleiben mit der Notwendigkeit eines Naturgesetzes, über das nachzugrübeln er sich nicht die Mühe macht. Ein Roto ist und bleibt eben ein Roto.

Eine besondere Abart des Roto wohnt in der Pampa der Salpeterminen. Es sind die unternehmendsten, die sich hier zusammenfinden, aber auch zugleich die gewalttätigsten und die gewissenlosesten. Man muss sie gesehen haben, wie sie draußen in grellem Sonnenbrande der Wüste, inmitten der salzigen Staubwolken die schweren Calicheblöcke in die Kippkarren der Feldbahn laden, um zu ermes sen, was so ein unansehnlicher Bursche an schwerer Arbeit zu leisten vermag; man muss sie aber auch in den langen Nachtstunden an den rohen Tischen in den Wellblechbaracken beim Trinken und beim Würfelspiel beobachtet haben um zu sehen, wie wenig sie ihr schwerverdientes Geld zu schätzen wissen. Gar viele von ihnen sehen, trotz des verhältnismäßig hohen Lohnes, jahraus jahrein nicht einen einzigen Pesoschein. Alles geht fort für Wein und Würfelspiel, lange ehe es verdient ist. Jede Officina unterhält eine sogenannte Pulperia, in der, wie bei den Kaufläden der Zuckerplantagen in der Gegend von Tucuman, es alles zu kaufen gibt gegen sogenannte Fichas. So hat es der Unternehmer in der Hand, die Löhne ganz nach seinem Gutdünken zu regulieren. Gerade zur Zeit meiner Anwesenheit war eine Weile die Luft geladen mit dem, was man in England »*industrial unrest*« nennt. Die Rotos roteten sich zusammen im Campamento, und es sah



wirklich so aus, als ob demnächst ein Streik oder noch schlimmere Ereignisse ausbrechen würden. Drohend zogen sie vor das Verwaltungsgebäude, wo der Administrator sie lächelnd empfing.

»Nun, was führt Euch zu mir, *muchachos*?« fragte er mit der freundlichsten Miene von der Welt.

»*Mas plata! mas plata!*« schallte es zurück wie ein Orkan aus tausend Stimmen. Die Peone drohten mit den Fäusten, die Weiber kreischten, die Choncheros fingen an mit Kalitschestücken zu werfen, und es gab eine Szene, an der ein Zola seine Freude gehabt hätte. Der Administrator aber, der offenbar an so etwas schon gewöhnt war, verlor keinen Augenblick seine Ruhe.

»*Eh bueno*,« sagte er schmunzelnd, »warum seid Ihr nicht schon lange zu mir gekommen? Ihr wisst doch, dass ich ein Herz habe für die armen Leute. Mehr Lohn wollt ihr haben? – *seguro!* Ihr sollt ihn bekommen!«

Noch am selben Abend wurde ein neuer erhöhter Tarif für alle Arbeiter festgesetzt. Die ganze Nacht über ging es hoch her in der Pulperia. Das große Ereignis wurde geziemend begossen. Tschitscha und Anisado flossen in Strömen. Die Fichas rollten über den Ladentisch und – nun ja, wer fragte an solch großem Tage danach, ob der Pulpero die Preise um ein paar lumpige Centavos heraufgesetzt hatte! So war die soziale Frage wieder einmal zur allgemeinen Befriedigung gelöst, und das Gewitter, das am frühen Morgen drohend am Himmel gestan-

den, hatte sich bei sinkender Nacht in eitel Wonne und Seligkeit aufgelöst. –

Doch es wird Zeit, dass ich nach dieser Orgie von Belehrung und Gelehrsamkeit auf allen möglichen Gebieten den Faden meines Garns wieder aufnehme.

Es war, als ob die Maltöpfe und die Farbenquaste mich durch ganz Chile verfolgten. Eines Tages stand ich wieder auf der Leiter und pinselte in der grellen Sonne. Der Verwalter der Officina hatte uns den neuen Anstrich des Verwaltungsgebäudes übertragen. Fünfhundert Pesos sollten wir für die Arbeit erhalten, und das Material lieferte das Werk. Es versprach ein lohnender Vertrag zu werden. Und wir waren fleißige Arbeiter. Der Steuermann mischte die Farben und wir anderen malten. Aber es war diesmal keine Malerei nach chilenischer Mode, wie ich sie von Michel Angela und Paul dem Taucher erlernt hatte. Der Steuermann stand dabei und sah zu, dass die Arbeit ordentlich getan wurde. Wehe, wenn er einen von uns dabei ertappte, dass er in seiner Arbeit einen »Feiertag« gelassen hatte! Er konnte sich auf ein gewaltiges Bootsmannsdonnerwetter gefasst machen. Nach acht Tagen war die Arbeit getan. Wir bekamen eine Anweisung auf 600 Pesos und sagten uns nun mit den Heinzelmännchen:

*Sind wir nicht Knäblein, hold und fein?  
Was sollen wir länger Schuhmacher sein?*

Wir hatten genug von der Pampa mit ihren hei-

ßen Tagen und bitterkalten Nächten. Genug von den salzigen Galletas und dem salpetrigen Trinkwasser. Der Steuermann und der Koch wollten durchaus nach Nordamerika, während ich noch immer australische Reisepläne hatte. So beschlossen wir denn, nach der Küste zurückzukehren.

Da wir viel Geld hatten, reisten wir diesmal gesittet im Personenzug, wenn auch nur »Sekunda«, mitten unter schmutzigen Rotos und lärmenden Bambinos. Ein bleicher, schwarzhaariger Jüngling mit einem vorgebundenen Verkaufsbrett wanderte von einem Wagen zum anderen und verkaufte Bananen, Apfelsinen, Zigarillos und die neueste Nummer der »Caras y Caretas«. In einer dunklen Ecke klimperte ein kokakauender Indianer auf einem Banjo. Gerade mir gegenüber saß eine junge Frau, die ein kleines Kind in den Armen hielt. Das arme Würmchen hatte den Kopf bis zur Unkenntlichkeit verbunden, und es wimmerte leise vor sich hin.

»Was ist's mit dem Chicito?« fragte eine nebenan sitzende alte Frau mit bedauernder Miene.

Dann erzählte die Mutter, wie der kleine Junge neben der Dampfmaschine gespielt hatte und wie dann plötzlich der Dampf herausgeschossen kam und dem Chicito den kleinen Kopf so sehr verbrannt habe, dass man ihn kaum wieder erkenne. Der Arzt meine, dass wohl nicht mehr viel zu hoffen sei.

»*Qué desgracia!*« sagte der Alte erschreckt.

»*Pobrecito! Pobrecito!*« meinten die anderen Frauen, die auch zugehört hatten.

»Aber die Ärzte, die wissen noch lange nicht alles!« fuhr die junge Frau unter Tränen lachend fort. »Was weiß so ein Quacksalber in der Pampa! Ich werde ihn zu einem großen Arzt in Antofagasta bringen. Der hat eine wundertätige Salbe, die alles das so schnell kurieren wird, dass man nicht Zeit hat, darüber ein Vaterunser zu sagen. Ich werde eine Kerze stiften für die Santa Veronica. Ich werde in die Kathedrale gehen und zu den Heiligen beten. Nein, nein! Meinen Chicito lasse ich mir nicht nehmen! – Sehen Sie nur, Señora! Es ist ja jetzt schon viel besser geworden. Er hat gar keine Schmerzen mehr. Er ist schon ganz still.«

Und wie sie vorsichtig das Tuch beiseite schob, um den anderen das Kind zu zeigen, da huschte plötzlich eine aschfahle Farbe über ihr bleiches Gesicht, und aus ihren Augen starrte ein Blick des Entsetzens, wie ich ihn noch nie gesehen. – Das Kind war tot.

Im nächsten Augenblick kam der Schaffner angepoltert.

»Ja, das geht nicht, Señora,« sagte er streng, »für eine Leiche müssen Sie Extragebühren bezahlen.«

»Was sagen Sie, Señor?« fragte die Frau verständnislos.

»Bezahlen, Señora! Bezahlen!«

»Wie viel wollen Sie?«

»Fünf Pesos.«

Mechanisch griff sie nach der Mantilla, wo sie die Pesos aufbewahrte, und entrichtete ihren Obolus an den heiligen Sankt Bürokratius. Als ihr aber

der Beamte auch die Leiche wegnehmen wollte, da fauchte sie ihn an wie ein wildes Tier. Sie presste das tote Kind noch stärker an sich und ließ es nicht mehr los während der ganzen Reise. Da saß sie auf der Bank mir gegenüber ganz still und unbeweglich. Sie machte kein Geschrei, und sie weinte nicht. Sie hörte nicht auf die Stimmen der Weiber, die ihr Trost zusprachen. Sie starrte nur immer vor sich hin mit großen, schwarzen, tränenlosen Augen. Mir wurde ganz unheimlich zumute.

So fuhren wir während des ganzen Tages durch die heiße, steinige Wüste der Küstenkordilleren, und erst als die Sonne unterging und schon vereinzelte Sterne am stillen Abendhimmel standen, tauchte wieder das blaue Meer in seiner Schönheit auf, und in der Ferne lag der Hafen von Antofagasta. Wir schauten begierig aus nach der Reede und musterten die Schiffe, die wir alle an der Takelage kannten. Die »Comliebank« war nicht mehr darunter.

## Ein Küstenbummel

SALZWASSER UND TEERGERUCH. – HOHE POLITIK. – DAS  
VERNICHTETE DEUTSCHLAND. – AN BORD DES »МАИП«.  
– DER MAGNETISCHE HAHNENKAMPF. – IHRE MAJESTÄT,  
DIE SEEKRANKHEIT. – IQUIQUE. – DIE GESTRENGE  
POLIZEI. – DIE WELT DURCH CHINESISCHE BRILLEN. –  
ABGEBRANNT IM SEEMANNSHEIM. – AUF DER »AVANTI  
SAVOYA«. – DER MILLIONENKONTRAKT. – ROMANTISCHE  
ARBEIT. – DON FELIPE, DER PATRIOTISCHE GASTWIRT. –  
WIEDER IN DER PAMPA. – DER MENSCHENJÄGER. –  
JUNIN. – ANKUNFT IN PISAGUA. – BLUMEN DER WÜSTE.  
– DIE DRAHTSEILBAHN. – GEFÄHRLICHE ARBEIT. –  
PERUANISCHE REISEPLÄNE. – BEIM DEUTSCHEN KONSUL.  
– WIEDER SEEMANN. – HEIMWÄRTS!

Nun ist mein Garn schon beinahe zu Ende gesponnen. Durch Pampa und Puna bist du mir getreulich gefolgt, und nun wirst du mich wohl nicht im Stiche lassen wollen, wenn wir noch zuletzt ein kleines Ende über die blaue Südsee fahren.

Es war Mittag, als wir in Antofagasta ankamen. Die Hitze tanzte über den Dächern, und die Sonne brannte auf den Sand der Straßen. Eine Weile setzte ich mich auf die Bank auf der Plaza, wo ich so oft mit Michel Angelo gesessen hatte. Die salzige Seebrise rauschte in den Palmkronen, und vom Strande kam der Donner der Brandung wie ein Gruß aus der Ferne. Ein scharfer Teergeruch lag in der Luft. Noch nie hatte mir Antofagasta so gut ge-

fallen wie heute.

Aber es war nicht mehr dasselbe Antofagasta, das wir vor einem Monat so sang- und klanglos verlassen hatten. Eine Atmosphäre nervöser Erwartung lag in der Luft. Irgend etwas war vorgefallen, von dem uns droben in der weltverlassenen Pampa nichts zu Ohren gekommen war. An allen Ecken standen eifrig gestikulierende Menschengruppen und studierten Extrablätter. Schmutzige Gassenbuben rannten wie besessen durch die Straßen und schwenkten die neueste Nummer des »Mercurio«.

»La guerra! La guerra! La guerra franco-alemana!« riefen sie mit gellender Stimme. In den Kaffeehäusern saßen die Studierten und Überstudierten – die »Intellektuellen« mit den langen Haaren und den schwarzen Fingernägeln, die überall auf der Erde die gewerbsmäßigen Deutschenfresser sind, und gossen einen Extrawermuth in den Kaffee und rieben sich schmunzelnd die Hände und belehrten einander mit wichtiger Miene:

*Dass nämlich, wie die Dinge liegen,  
Die Preußen nächstens Schläge kriegen.*

Vor dem deutschen Konsulat standen deutsche Seeleute – Matrosen, Steuerleute und Kapitäne – bunt durcheinander. Und da keiner von diesen ein Wort Spanisch verstand, las ich ihnen die Weisheiten von »Reuter« und »Havas« aus der Zeitung vor. Ewig sehe ich vor mir das Bild eines alten Schiffskapitäns, der sich unter der Menge befand. Er hörte

nur mit halbem Ohr zu, denn Russ' und Franzos schienen ihm nicht im geringsten zu imponieren. Als er aber hörte, dass möglicherweise die Engländer auch mit von der Partie sein würden, da blitzte es auf in seinen blauen Augen.

»Wat! De Engelsmann? – Junge, Junge! darauf heb ik man blos all min Levtid ward!«

Und er gab mir mit seiner Bärenpatze einen Klaps auf die Schulter, den ich acht Tage nachher noch spürte.

Aber es war wieder einmal ein falscher Alarm gewesen. Als am nächsten Tage die Zeitungen herauskamen, da schrien die Gassenbuben noch um eine Tonlage lauter, und die Leute gestikulierten womöglich noch mehr als tags zuvor. Der Friede war gesichert. Deutschland vernichtet. England, Frankreich und Russland hatten die Marokkosache in die Hand genommen und Deutschland eine zerschmetternde Niederlage beigebracht. Die »Deutsche Bank« war bankerott, die Reichsbank hatte ihre Zahlungen eingestellt. Panik. Sturm auf die Sparkassen. Bleiches Entsetzen überall. Revolution! Auf der Hasenheide hatten 100 000 Menschen eine Demonstration veranstaltet, und Liebknecht – der »große Volkstribune« – hatte bei der Gelegenheit eine Rede gehalten, deren Text man Wort für Wort bis nach Chile telegraphiert hatte.

Und warum das alles? Warum dieser entsetzliche Zusammenbruch? Weil – die Russen ihre Guthaben aus den deutschen Banken zurückgezogen hatten!!



So stand es in der Zeitung an jenem gewitterschwülen Novembertag des Jahres 1911. Und wir haben's alle geglaubt. Ist es ein Wunder, wenn man monatelang mit »Reuter«- und »Havas«-Depeschen gefüttert wird, ohne von deutscher Seite ein Wörtchen der Erwiderung zu hören?

Und da kann ich es mir nicht versagen, gerade an dieser Stelle meiner Erinnerungen einen Sprung vom Wege zu tun, der mich geradeswegs hineinführen wird in das Gebiet der hohen Politik:

»Es mögen wohl Menschen und Meerungeheuer getötet werden,« sagt der Apostel Paulus im Römerbriefe, »aber die Zunge kann niemand töten, das unruhige Übel voll tödlichen Gifts.« Schlimmer als die Zungen ist jedoch die Feder, schlimmer als diese die Druckerschwärze, und am schlimmsten der tickende Fernschreiber, der über Länder und Meere hinweg alltäglich die Neuigkeiten verbreitet, die schreiende Gassenbuben in den Straßen ausbrüllen.

Sensation ... Sensation ...

Das Wort – zumal das gedruckte und vor allem das telegraphierte – ist in der modernen Zeit im Streite der Völker eine Waffe geworden, die wirksamer ist als alle Kanonen. Wir müssen heute feststellen, dass diese Waffe in den letzten zwanzig Jahren allein im Dienste derjenigen gestanden hat, die heute unsere Feinde sind, und die es verstanden haben, durch eine unablässige Schlammflut von Verleumdungen und Entstellungen den deutschen Namen bis hinein in die entferntesten Erdenwinkel zu vergiften.

Aber das ist wohl nur so eine – wie sagt man doch? – alldeutsch-schwerindustrielle Hetze?

Mag sein. Ein halbes Leben lang habe ich in fremden Ländern die Weltgeschichte durch die Brillen von Reuter und Havas betrachtet, und dabei nie etwas entdeckt, das für Deutschland günstig ausgesehen hätte. Was immer Unangenehmes in unserem Vaterlande passiert, das wird in aller Behaglichkeit breitgetreten, während das Gute und Schöne fein säuberlich totgeschwiegen wird. Hat – um nur ein Beispiel herauszugreifen – ein Zeppelin eine stauenerregende Rekordfahrt gemacht, so werden Reuter und Havas sich in Schweigen hüllen. Will es nun aber das Geschick, dass dieses selbe Luftschiff eines Tages irgendwo verbrennt, so kann man ruhig seinen Kopf darauf wetten, dass am anderen Morgen die Straßen von Antofagasta von dem Ereignis widerhallen.

Ein anderes Beispiel: Ein deutscher Gelehrter entdeckt die Röntgenstrahlen oder sonst etwas Schönes. Havas schweigt. Es werden mit Hilfe dieser Entdeckung aufsehenerregende Heilungen vorgenommen, und noch immer ist Havas stumm. Einige Monate später wird nun diese selbe Röntgenmethode auch im Pasteurinstitut in Paris angewandt, und sofort sind alle Überseekabel lebendig mit der großen Neuigkeit. »*Le fameux savant, Monsieur Röntgen.*« – Natürlich ein Vertreter der großen Nation!

So ging er durch viele Jahre, der »Krieg vor dem Kriege«, der den deutschen Namen in aller Herren

Ländern vergiftete. Deutschland das Land der ideenlosen Unkultur, das Land der Knechtschaft, der Tyrannei, des sklavischen Gehorsams, das Land der Pickelhauben und des Militärstiefels, des morschen, verrotteten Bürokratismus und der nimmer endenden Sittlichkeitsskandale.

Aber hatten wir nicht auch unser Wolff'sches Telegraphenbüro? Gewiss. Es war eine ganz vortreffliche Einrichtung, wäre gewiss noch viel vortrefflicher gewesen, wenn sie nicht einen kleinen Schönheitsfehler gehabt hätte. Sein Hauptaktionär war nämlich – der Baron Reuter!

Weltgeschichtliche Ereignisse greifen mit langen Fingern in die Geschicke jedes einzelnen Menschen ein. Sogar den Strandläufern an der chilenischen Küste stören sie ihre bescheidenen Kreise.

Nun war es am Ende doch nichts mit der Reise nach Australien. – Aber wenigstens von Antofagasta wollten wir fortkommen, ehe die Kriegsfurie über die Meere fegte. So lösten wir denn bei der chilenischen Dampfschiffahrtsgesellschaft Fahrkarten nach dem weiter nördlich gelegenen Salpeterhafen Iquique.

Am frühen Morgen des nächsten Tages ging es schon in See. Es war ein herrlicher Morgen. Weiße Möwen schwebten über der blauen Flut, und der helle Sonnenschein glitzerte über dem Kielwasser des Dampfers. Bald war nur Himmel und Wasser und nur noch ganz in der Ferne, über dem Horizont die dunkle Linie der felsigen Küste zu sehen.

Das Schiff, mit dem wir fuhren, war der »Mai-

po«; ein alter Kasten. Das verschossene und verblichene Tauwerk schien aus Nelsons Zeiten zu stammen. Die Stachen klapperten, und die Blöcke kreischten, wenn der Wind durch die Takelage fuhr. Ein landwirtschaftlicher Duft kam aus dem Laderaum, wo stampfende Pferde und brüllende Rinder dicht beieinander standen. Auf dem Verdeck sah es aus wie an Bord eines Walfischfängers. Ein buntes Durcheinander von Kisten und Ballen und anderen Verpackungsgelegenheiten. Längs der Steuerbordreling lagen Säcke mit Zwiebeln und Süßkartoffeln. Vor dem Fockmast standen nasse Heringsfässer neben sauberen Kisten, die nach würzigen Bananen und süßen Ananas dufteten. In anderen Kisten gackerten die Hühner, und vorwitzige Gänse streckten zischend ihre langen Hälse durch den Lattenverschlag. Eine große Eierkiste war aufgebrochen, und der geschäftstüchtige Steward verkaufte den Inhalt für drei Centavos das Stück. Oben auf der Back lagen unter dem Sonnensegel Männer, Frauen, Hunde und Katzen in buntem Durcheinander. Die Weiber thronten auf schmutzigen Kleiderbündeln, und ihre großen schwarzen Augen schauten ausdruckslos in die Weite; die Männer – richtige verwahrloste Rotos von der schlimmsten Sorte – kauerten auf dem Verdeck und spielten mit schmierigen Karten. Ein Caballero mit schmutzigem Stehkragen, knallrotem Poncho und funkelndem Diamantring, der wie ein kleiner Gott zwischen den anderen auf und ab promenierte, fragte mich herablassend nach dem Woher und Wohin.

»Nach Iquique? Und dann nach Peru? *Qué diablo!* Ja, Freund, sind Sie denn verrückt?«

Inzwischen hatte jemand zwischen den Hühnerkisten einen Hahnenkampf in Gang gesetzt, der die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog. Die Rotos unter dem Sonnensegel ließen das Kartenspiel im Stich. Die Weiber sprangen von ihren Kleiderbündeln auf, die rußigen Heizer kamen schweißstriefend aus dem Maschinenraum, und selbst der Kapitän, der eben die Sonne aufnehmen wollte, steckte den Sextanten in die Tasche und eilte zum Schauplatz, wo die beiden Kampfhähne mit gestreckten Hälsen und gesträubtem Gefieder einander gegenüberstanden. Jeder Zoll ein Raufbold.

»Gib's ihm, Kleiner! – Bravo, mein Herzkäfer!« riefen die Rotos ermunternd ihren Schützlingen zu.

Die Nickel- und Kupferstücke rollten über das Verdeck. Dann kamen die schmierigen Pesoscheine aus den Hosentaschen. Immer höher wurden die Wetten. Immer wilder flogen die Federn. –

Der Bolsero kam herbei und verbot den Unfug, worauf wieder jeder seinen Platz unter dem Sonnensegel aufsuchte. Dann begann sich allmählich die lange Dünung des offenen Meeres bemerkbar zu machen. Unter den Rotos fing an die Seekrankheit zu rumoren, und dann – du lieber Gott! – Und dann –

Auf den heißen Tag kam eine kühle, erfrischende Nacht. Eine echte Südseenacht mit all ihrem Zauber. Das südliche Kreuz stand hoch am Himmel. Der Passatwind rauschte im Tauwerk, und im Kielwasser des Dampfers glühte und funkelte das

Meeresleuchten wie tausend Diamanten.

Am nächsten Abend kam eine hohe, steile Küste in Sicht, während das Meer ringsum immer seichter wurde. An einzelnen Stellen zogen sich die Brandungsriffe als lange, weiße Streifen durch die blaue Fläche, und da und dort ragten schwarze Klippen aus dem Wasser, auf denen stolze Pinguine, lärmende Möwen und zierliche Kaptauben nisteten. Ein Motorboot kam vom Lande und brachte einen dunkelhäutigen Lotsen an Bord, der uns durch das Gewirr von Riffen und Klippen in eine weite Bai hineinsteuerte. Wir fuhren vorbei an den rußigen Dampfern und den stolzen Segelschiffen, die auf der Reede lagen, bis wir endlich kaum hundert Faden von dem Lande vor Anker gingen. Vor uns lag die Küste so kalt und tot wie drunten in Antofagasta. Auf dem vorgelagerten Flachland breitete sich eine Stadt mit ihren weißen Hauswänden und den flachen Wellblechdächern, von denen der Sonnenschein zurückprallte. Das war Iquique. (Die Engländer sagen: Eikweikwe.)

Wir hatten kaum Anker geworfen, als die »Lancheros« unseren Dampfer überfielen wie ein Heuschreckenschwarm. Die Lancheros sind der Schrecken der Reisenden an der chilenischen Küste. Diese meist baumlangen Rotos stürzen sich wie die Furien auf ihre Opfer und bestehen darauf, sie mit ihrem Boot an Land zu bringen. Meist verlangen sie zunächst zehn Pesos für die Überfahrt, aber es genügt ein entrüstetes »pero hombre ...«, um ihre Ansprüche auf die Hälfte herunterzuschrauben. Dann

wird noch eine Weile gehandelt mit einem großen Aufwand von ciceronischer Beredsamkeit und voluminösen Gesten, bis man endlich für fünfzig Centavos an Land gefahren wird.

Da waren wir endlich in Iquique!

Gleich an der Landungsbrücke empfing uns ein uralter Polizeibeamter in schäbiger Uniform, der uns pflichtschuldig nach dem »Woher« und »Wohin« fragte.

»Wohin?« wandte er sich an mich.

»Nach Iquique.«

»Bueno. – Und Ihre Kompagneros?«

»Die gehen auch nach Iquique.«

»Bueno.«

Nach solch strengem Verhör durften wir ungehindert unseres Weges ziehen.

Iquique zeigt sich nicht viel anders als Antofagasta. Niedrige Häuser, flache Dächer. Viel Holz und Wellblech. Sand und Sonne. Längs der Hafenfront stand eine Kneipe neben der anderen. An den Straßenecken lungerten die Strandläufer. Ein Heuerbas, der uns für gute Prise halten mochte, kam auf uns zu. »Hallo, boys,« sagte er mit öliger Freundlichkeit, aber ich schaute ihn gar nicht an. Ich dachte an den alten Thomas Murray in der Batteriestraße in San Franziska. – Ja, und an die drei Jahre auf dem Wal-fischfänger, die mich diese Bekanntschaft gekostet hatte!

Draußen in der Vorstadt Iquiques, in einem der zahlreichen chinesischen Gasthäuser, fanden wir Unterkunft. Es war ein Gasthaus minderer Güte,

mit knarrendem, sägemehlbestreutem Fußboden und wachstuchbezogenen Tischen. Aber es war sauber wie alle chinesischen Gasthäuser. Und vor allem: es war billig. Hier, in dieser Herberge, schien der chinesische Klub von Iquique zu tagen. Allabendlich, wenn die anderen Gäste schon fast alle abgesspeist waren, versammelten sich die Söhne des Himmels der ganzen Nachbarschaft und tranken Tee und aßen chinesische Nudeln nach ihrer Sitte mit kleinen Stäbchen, und es war ein Geschnatter, dass man kaum mehr sein eigenes Wort verstand. Da sie aus verschiedenen Gegenden Chinas mit verschiedenen Sprachen stammten, bedienten sie sich eines Tuttifrutti aus Spanisch, Chinesisch und Pidgin-Englisch<sup>1</sup> als *Lingua franca*. Es war sehr interessant, ihnen zuzuhören. Aus ihren wirren Reden konnte man mehr als aus dem dickleibigsten Kompendium über China und die Chinesen lernen. Meist schimpften sie auf die Japaner. Aber nicht alle. Da war einer, der schon seit zehn Jahren bei einem Landsmann in einer Dampfwäscherei beschäftigt war. Er war ein armer Teufel, und meist hatte er kein Geld, sodass die anderen seinen Tee und seine Nudeln bezahlen mussten. Aber reden konnte er wie ein Buch. Giftige Reden an die chinesische Nation. Die Gringos – so sagte er – die haben ihre Rolle schon beinahe ausgespielt, und mit den Chilenos ginge es auch schon bergab. Dann kämen die gelben Herrschaften an die Reihe. Die Japaner, die machten sich jetzt schon gemächlich breit in Chile. Und hin-



ter ihnen stünden wie eine Wetterwand die Massen der Chinesen. Nur abwarten! Noch ein paar Jahre.

Wenn er diese giftigen Worte hervorsprudelte hinter der unbeweglichen Maske seines Mongolengesichtes, in dem nur die kleinen Schlitzaugen fanatisch flackerten, da erschien er mir jedes Mal wie die Fleisch und Bein gewordene gelbe Gefahr. –

Acht Tage lang lauschte ich so allabendlich auf das Geschnatter der Söhne des Himmels; acht Tage lang lief ich unruhig umher in den heißen Straßen der fremden Stadt. Was wollte ich nur in Iquique? Ich hätte etwas darum gegeben, wenn ich es selbst gewusst hätte. Noch nie war ich so unruhig gewesen. Die nimmer endende Brandung des blauen Meeres fing an, mir im Kopfe zu rumoren. Die großen Segelschiffe auf der Reede hatten mir es angetan. Jämmerlich, fade und erbärmlich erschien mir so ein Landrattendasein, wenn ich an die Zeiten dachte, da ich noch in lauen Nächten auf der Luke gelegen, wenn der Passatwind die Segel füllte und der helle Mondschein über dem Kielwasser glitzerte. Das alles konnte noch einmal zur Wahrheit werden, wenn – ja, wenn diese verwünschten Kasten nicht samt und sonders nach Europa bestimmt wären! Und ich wollte, nein ich musste doch unbedingt nach Australien gehen! Damals, an der Santa Febahn, als ich Abschied nahm von den deutschen Kunden, die nach dem Gran Chaco machten – es war wohl eine Ewigkeit seither vergangen! – hatte sich die Idee zuerst im Kopfe festgesetzt; von da an war sie mit mir gegangen durch die Urwälder und

Zuckerrohrfelder und über die Berge Boliviens, bis hinunter zur Küste: Australien – Australien. – Das war die fixe Idee, die mich monatelang besessen hielt. So war es lange immer weiter gegangen von Ort zu Ort, von Land zu Land, und so hatte es mir auch gefallen. Aber nun, da man endlich, endlich am blauen Meere stand, wo die stolzen Schiffe unternehmungslustig auf den unruhigen Wellen schaukelten und alles ringsum von fernen Ländern und von großen Reisen erzählte, da lag man wochen- und monatelang tatenlos am Strande wie ein zerlumpter Strandläufer. Es war, mit einem Wort, zum verzweifeln.

Mit der Reise von Antofagasta nach Iquique war ich aus dem Regen in die Traufe gekommen. Hier wie dort saßen die Strandläufer auf dem Geländer der Landungsbrücke wie die Raben auf dem Zaungitter, und warteten auf Arbeit und beteten im Geheimen, dass sie sie nicht finden würden. Nur war hier ihre Zahl noch größer und von Arbeitsgelegenheit war weit und breit überhaupt nichts zu sehen. Ein dicker Irländer mit einem roten Bart, so lang wie der des Rübezahl, versicherte mir auf Ehrenwort, dass er vor Zeiten als glattrasierter Gentleman von Bord eines norwegischen Seglers weggelaufen sei und seither keinen Streich Arbeit getan hätte, obwohl er täglich seine zehn Stunden auf der Landungsbrücke gewissenhaft absitze und darauf warte. Freilich, nach Europa könne man Schiffe finden, soviel man wolle. »Aber nach Europa! Ha! Ha! da müsste ich erst meinen Verstand ganz versaufen,

ehe ich so etwas tue!« Das war die allgemeine Ansicht. Iquique sei das Fegefeuer, aber Europa die Hölle. Und doch: Was blieb am Ende anderes übrig? Die Tage gingen vorüber ohne Ermatten; die Pesos wurden immer weniger, und eines Tages fand ich mich auf dem Pflaster von Iquique ohne einen Centavo in der Tasche; ein Strandläufer wie alle anderen. Das war nun keineswegs verwunderlich. Seit der Landung in Buenos Aires war der Geldmangel chronisch gewesen, aber wenn es auch oftmals knapp und zuweilen sehr knapp hergegangen war, so hatte es doch immer noch ausgereicht für den notwendigsten Unterhalt. Nun aber – ja, nun war ich am Ende meines Lateins, und es blieb mir wohl nichts anderes übrig, als nach einem Freiquartier Umschau zu halten, wie die anderen Strandläufer. Man kann auch ohne Geld durch die Welt kommen, wenn man sich auskennt. –

In einer schmutzigen, abgelegenen Straße stand ein graues, wenig appetitlich aussehendes Haus, an dem mit großen Buchstaben zu lesen stand:

»*British Sailors Home.*«

Nur mit schwerem Herzen konnte ich mich entschließen, dort mein Glück zu versuchen. Immer habe ich einen Widerwillen gehabt gegen Seemannsheime, zumal gegen die britischen. Der Brite ist maßlos stolz auf seine »*blue jackets*«. Er feiert sie in seinen Festreden, er preist sie in den Geschichtsbüchern, er besingt sie in seinen Liedern, aber in der rauen Wirklichkeit lässt er sie verkommen. Die Hungerrationen von Hartbrot und Salzfleisch, die

zudem noch zumeist in verdorbenem Zustand den Matrosen auf englischen Schiffen verabreicht werden, sind eine Schmach für eine Nation, die ihren Seeleuten ihr ganzes Leben verdankt. Die Bezahlung ist erbärmlicher, als die des geringsten Arbeiters an Land – und nun gar erst die Seemanns- heime! Oft schon habe ich mich gefragt, was die wohltätigen Leute, die derartige Einrichtungen in die Welt setzen, sich eigentlich unter einem Seemann vorstellen. Zumeist sehen sie wohl in ihm ein höchst hilfloses und bemitleidenswertes Geschöpf, ein großes, dummes Kind, das um jeden Preis vor den Tücken der bösen Menschen bewahrt werden muss. Kaum ist er der Vormundschaft des Schiffes entlaufen, so will man ihn schon wieder bemuttern und entmündigen für die paar, ach, so seltenen Tage der Freiheit, die er genießen darf in seinem harten Leben. Wenn ich so ein Seemannsheim einzurichten hätte, so würde es jedenfalls erheblich abweichen von dem gewohnten Muster. Ich würde die Seeleute behandeln als das was sie sind: Nämlich als Männer, und zwar ganze Männer, die täglich ihr Leben einsetzen müssen im Kampf ums Dasein. Anstatt der frommen Traktätchen, die unbeachtet auf den Tischen herumliegen und eine muffige Atmosphäre erzwungener Frömmigkeit verbreiten, würde ich eine Bibliothek einrichten mit Büchern, die von Schiffbrüchen und Löwenjagden, von Fahrten und Abenteuern und von den Taten großer Männer nur so triefen. Ich würde – aber ich werde wohl nie in die Versuchung kommen, so etwas in

die Wirklichkeit umzusetzen. –

Es war also ein Seemannsheim von der gewohnten Sorte. Durch den kahlen Hausgang, der mit Bildern von dem verlorenen Sohn sinnreich und zweckentsprechend geziert war, gelangte man in einen großen, düsteren Raum mit einem endlos langen Tisch, auf dem fromme Traktate und dicke Erbauungsbücher unordentlich herumlagen. Zwei Schiffsjungen spielten Mühle, und ein alter Strandläufer war mit der Pfeife im Mund schon halb eingeschlafen über einem dicken, mit Eselohren reich geschmückten Zeitschriftenband aus dem vorigen Jahrhundert. Fromme Sprüche an den Wänden ermahnten den Sünder zur Selbstbesinnung.

Der Hausvater – ein unangenehm aussehender Mensch mit einem Gesicht wie ein Preiskämpfer – schien keineswegs erfreut über den Zuwachs seiner Gemeinde. Mürrisch nahm er den Zettel, den ich vom englischen Konsulat mitgebracht hatte, und während er die Personalien in das große Buch eintrug, murmelte er allerlei höchst unheilige Respektswidrigkeiten vor sich hin. »Noch so ein Londoner Tagedieb! Die Sorte ist nicht umzubringen. Wenn es so weitergeht, werden wir bald ganz White Chapel hier haben.«

Acht Tage habe ich in diesem Seemannsheim zugebracht; acht lange und langweilige Tage. Sie waren so gut wie acht Tage im Gefängnis. Tagsüber saßen wir in dem großen Saal an dem langen Tisch und maulten und räsonierten über die Schlechtigkeit der Welt und die der Seemannsheime insbeson-

dere. Gleich in der ersten Stunde nahmen mich ein paar im Hausgang umherlungende Habitués ins Gebet.

»Was? Spanisch kannst du sprechen?« redete mich ein rothaariger Irländer an, als er hörte, wie ich dem vorübergehenden Hausdiener etwas in seiner Muttersprache zurief. »Spanisch! Wirkliches Spanisch! Und da treibst du dich hier herum in dieser Räuberhöhle, wo doch das Geld für dich auf der Straße herumliegt! Mensch, wenn ich Spanisch könnte! In einer Stunde hätte ich die allerschönste Stelle.«

»Als was denn?«

»Natürlich Policeman!«

»Wenn ich aber doch gar kein Chilene bin.«

»Als ob's darauf ankäme! Die Hauptsache ist, dass man Spanisch kann; alles andere findet sich von selbst. Goddam, auf der ganzen Welt gibt es kein so schönes Geschäft, wie Schutzmann in Iquique! Von morgens bis abends kannst du drunten an der Landungsbrücke sitzen und dich von der Sonne bescheinen lassen und wirst noch obendrein dafür bezahlt. Und nachts gibt's Freibier in den Wirtschaften und eine Tasche voll Pesos, wenn du ein bisschen verstehst, im rechten Moment ein Auge zuzudrücken.«

Die anderen, die dabei standen, stimmten alle begeistert bei. Schutzmann – Schutzmann in Iquique! Das sei das einzig wahre Feld der Betätigung für einen smarten und unternehmungslustigen, jungen Mann. Im Augenblick hatte ich selbst Lust, mich auf

diesem Gebiet zu versuchen. So vieles war ich schon gewesen in meinem Leben; warum nicht auch einmal Schutzmann? Bei nochmaliger Überlegung kam ich indes zu dem Schluss, dass das unter den gegebenen Verhältnissen doch wohl nicht der richtige Beruf für mich sei. Ich bin dieser Ansicht noch heute, obwohl ich mich manchmal in schwachen Stunden der Zweifel nicht erwehren kann, ob ich nicht damals doch die Gelegenheit meines Lebens verpasst hätte. –

Das Schlimmste in dieser Anstalt war die Hausordnung. Das Trinken, das Rauchen, das Spielen, das laute Sprechen, ja selbst das Fluchen waren verboten. Desto besser wurde für unser Seelenheil gesorgt. Abends, Punkt neun Uhr, war jedes Mal eine endlos lange Andachtsstunde, die wir alle mit Geduld und Ergebung hinnahmen als ein unabwendbares Geschick, das man über sich ergehen lassen muss, weil man arm ist. Nach acht Tagen kannte ich schon fast alle Gesangbuchverse auswendig, denn wir mussten uns an jedem Abend von Anfang bis zu Ende des kleinen Büchleins durchsingen.

*Happy day, happy day,  
When Jesus washed my sins away –.*

Das mussten wir immer zweimal singen, während der Hausvater am Harmonium seine tiefe Bassstimme zum höchsten Diskant hinaufschraubte: »*ha – a – a – ppy day –.*«

Das Lied vom glücklichen Tag! Dabei war uns kei-

neswegs so gar fröhlich zumute, denn während wir hier saßen und sangen, konnte jeden Augenblick ein bärbeißiger Segelschiffskapitän hereingeschneit kommen und uns allesamt zum britischen Konsul hinüberführen, wo wir für eine Reise um Kap Horn nach Europa anmustern mussten, und davor fürchteten wir uns alle wie vor dem höllischen Feuer. Keinen Augenblick war man sicher vor dieser Gefahr, denn draußen auf der Reede lagen viele Schiffe klar zur Abreise, und die Kapitäne schauten sich die Augen aus nach Seeleuten. Wenn es dem Hausmeister einfiel, einen von uns zu empfehlen, so half keine Widerrede, denn man lebte hier sozusagen auf Kosten der kommenden Vorschussnote. Nach acht Tagen wurde mir die Luft zu dick in dieser Umgebung und ich fand es geraten, mich nach einem anderen Unterkommen umzusehen.

Tief drinnen, im dunkelsten Iquique, wo rote Laternen ein zittriges Sicht über die schmutzigen Straßen werfen und die Vergnügungssucht betrunkenener Matrosen die Nacht zum Tage macht, stand eine Spelunke, die noch um einen Grad schmutziger war wie die anderen, und wo als Wirtin eine schlampige Frauensperson ihres Amtes waltete, die von den Matrosen die »*four-eyed woman*«, von den Deutschen insbesondere die »Olle mit die vier Laterns« genannt wurde wegen ihrer großen Hornbrille, die in dieser Welt der guten Augen unliebsames Aufsehen erregte. Böse Gesellschaft führte mich zu der Bekanntschaft dieser vieräugigen Dame. Sie gefiel mir gar nicht, denn sie hatte ein Gesicht wie ein Ha-



bicht und lange, knochige Finger, die schon ganz hart geworden waren vom Pesoszählen. Aber was sie zu mir sagte, das gefiel mir sehr. Eine Hand wäscht die andere, sagte sie zu mir; wir beide sollten Kabrusche machen für einige Tage. Sie wollte mir eine Stelle verschaffen bei der Auftakelung eines Segelschiffs, das durch den letzten Cyklon arg zugerichtet worden war, und ich sollte dafür an jedem Samstag abend, wenn es Landurlaub gab, die gesamte Mannschaft nach ihrer Spelunke lotsen. Keinen Augenblick besann ich mich, auf diesen Vorschlag einzugehen. Gewiss: sie war der schlimmste Landhaifisch in ganz Iquique; sie war eine Medusa, die die Unerfahrenheit ehrlicher Arbeitsleute ausbeutete; sie verzapfte einen Whisky, der die Menschen zu Tieren machte; sie betrog die Matrosen um ihr schönes Geld; sie pflanzte Batterien von leeren Flaschen vor den betrunkenen Gästen auf und ließ sie dann dafür bezahlen; es gab auf dieser bösen Welt keinen noch so schmutzigen Trick eines ausgekochten Wasserfronthalunken, den sie nicht kannte, – aber das hielt mich alles nicht ab von dem Kompagniegeschäft. Es gibt auf dieser Erde verschiedene Arten von Moral. Die eine ist für die Millionäre, die andere für die braven Bürgersleute, die dritte für die Armen – ja, und dann gibt es wohl auch noch eine, die nur für die Vagabunden und die Strandläufer da ist. –

Mit einem Zettel der Vieräugigen fuhr ich also hinaus nach der weit draußen auf der Reede liegenden »Avanti Savoya«. Das Schiff fuhr die italienische

Flagge. Der Kapitän war ein Schottländer, der Steuer-  
mann ein Yankee, der Koch ein Franzose und die  
Mannschaft aus aller Herren Ländern. Die Arbeit  
war mühsam und gefährlich. Die Stachen, die die  
Masten und Stengen<sup>2</sup> an ihrem Platze halten sollten,  
waren größtenteils zerfetzt, und so schwebte man  
in dem luftigen Gebäude der Takelage wie auf einer  
venetianischen Schaukel. »Well,« hatte der Steuer-  
mann gesagt, als wir uns am Montag an die Arbeit  
begaben, »'s ist nicht so schlimm, wie es aussieht.  
Bei der starken Schlagseite des Schiffes muss man  
immer ins Wasser fallen, wenn dort oben etwas los-  
reißt. Da hat man immer noch eine Chance, wäh-  
rend man bei einer Landung an Deck unbedingt  
zum Teufel gehen müsste.« Mit dieser tröstlichen  
Aussicht machten wir uns an die Arbeit und wagten  
jeden Augenblick unser Leben für lumpige drei Pe-  
sos den Tag.

Die meisten Leute liefen gleich wieder am ersten  
Tage weg, weil ihnen die Risikoprämie doch nicht  
hoch genug erschien, aber ich – ich dachte nicht da-  
ran. Nur nicht gleich wieder auf der Straße liegen!  
Nur nicht jetzt schon wieder mit den Strandläufern  
an der Landungsbrücke hocken und in den Tag hin-  
einträumen! Wenn du dich weiter mit denen ab-  
gibst – so sagte ich mir – so wird es bergab, bergab  
mit dir gehen, und eines Tages wirst du ein ebenso  
verkommenes Wesen sein, wie vielleicht der Bun-  
ker-Bill in Antofagasta. Mochte es nun kommen wie  
es wollte, hier bleiben wollte ich und nicht von dort

gehen, bis ich das Fahrgeld zusammen hatte zur Reise nach Callao, von wo, wie man mir erzählte, täglich Schiffe nach Australien fuhren. Denn Australien war mit jedem Tage mehr noch immer das Land meiner Sehnsucht. Ich wollte – nein, ich musste unbedingt nach Australien fahren!

Ganz gewiss wäre es auch bei diesem löblichen Vorsatz geblieben, wenn nicht eines Tages der Koch, der an Land gewesen war, mir einen Zettel meines Exmalergehilfen Peter gebracht hätte, auf dem von einem Millionenkontrakt geschrieben stand, wobei sich im Handumdrehen ein Vermögen verdienen ließ – ein Vermögen!

Das war natürlich eine Gelegenheit, die wir uns nicht entgehen lassen konnten.

Don Manuel hieß der Mann, der uns den großen Auftrag übertragen sollte. Wir trafen ihn in einem Kohlenhof, wo saubere Bretterstöße neben schwarzen Kohlenhaufen standen. Im Hintergrund des Hofes waren ein paar Arbeiter damit beschäftigt, etwas Ordnung zu bringen in ein Gewirr von rostigem Eisen, zerfetzten Tauen und alten, ausrangierten Blöcken und Taljen. Don Manuel stand dabei und beaufsichtigte die Arbeit. Er war ein stattlicher, wohlgekleideter Herr und würdigte uns kaum eines Blickes. Nachdem die Leute mit der Arbeit fertig waren, wandte er sich schroff an uns. »Kommen Sie mit!« sagte er kurz. Wir folgten ihm zusammen mit einem kleinen Jungen, der Hämmer, Meißel und Brecheisen mit sich schleppte. Ich war nun wirklich gespannt, was aus der Sache werden würde. Es war

schon dunkel. Der kühle Abendwind rumorte in den Baumkronen auf der Plaza. Durch eine lange, düstere Straße, die nur da und dort von einer trüben Laterne erleuchtet war, kamen wir bis zum Strand. Es war die Zeit der Ebbe. Das felsige Ufer lag weit hin bloß, und ein modriger Duft von Tang und Seegras entstieg den zurückgebliebenen Wassertümpeln. Weit draußen brach sich die silberweiße Brandung an den Klippen, und dahinter lag das endlose Meer wie ein dicker Tintenstrich. Es war eine helle, klare Nacht. Die Sterne standen sonderbar feurig am Himmel wie funkelnde Diamanten auf einem samtenen Kleide. »Juanito, mach die Laterne fertig,« sagte Don Manuel zu dem kleinen Jungen, der mit uns gekommen war, »aber ein bisschen fix. Wir haben nur noch zwei Stunden, bis die Flut zurückkommt.« Der Junge zündete die Laterne an und ging voraus, um uns den Weg zu zeigen. Es ging über scharfkantige Klippen voll von schlüpfrigem Seegras und über spröde Muscheln, an denen die Leuchtkäfer hingen. Juanitos Laterne pendelte zwischen den hellen Wassertümpeln. Plötzlich standen wir vor einem rostigen, halbzerfallenen Wrack, dessen beide auseinandergebrochene Teile fest zwischen den Klippen eingebettet lagen. Durch einen klaffenden Spalt gelangten wir in das Innere des Wracks, wo es einen mit einer Gänsehaut überlaufen konnte. Das Wasser stand mehrere Fuß hoch im Raume. Die Luft war dumpf und muffig wie in einem Keller. Draußen polterte die Brandung gegen die Bordwand.

»Aufgepasst!« rief der Chilene.

Mit einem schweren Hammer klopfte er gegen einen der eisernen Querbalken, worauf pfannkuchengroße Roststücke lossprangen und plätschernd ins Wasser fielen.

»Schade um das schöne Eisen!« meinte der Chilene, »das liegt nun schon seit zehn Jahren hier, und kein Mensch kümmert sich darum.«

Dann setzte Juanito die Laterne hin, Don Manuel zog den Rock aus und machte sich daran, uns über unsere Arbeit aufzuklären.

»Die Sache ist furchtbar einfach,« sagte er, »hier an Bord und drüben auf dem Ufer stellen wir je eine Handwinde auf und verbinden die beiden mit einem Kabel, an das wir die an Land zu befördernden Eisenstücke schlingen. Haben Sie verstanden?«

»Ja,« sagte ich.

»Bueno,« fuhr der andere fort, »ich zahle Ihnen drei Pesos für den Tag und außerdem einen Peso für jede an Land beförderte Tonne. – Werden Sie zwanzig Tonnen jeden Tag bewältigen können?«

Ob wir das konnten? Zwanzig Tonnen! Dreißig. Nein, vierzig Tonnen sollen täglich über das Kabel wandern! Vierzig Tonnen – vierzig Pesos! Macht den Monat 1200! So viele Pesos hatte noch keiner von uns beiden zusammen gesehen.

Mit dem Feuereifer der neuen Besen machten wir uns am nächsten Tage an die Arbeit. Im Nu war die Kabelbahn hergerichtet und ein paar Chilenos zum Betrieb verpflichtet. Die Eisenplatten begannen sich am Ufer zu häufen. Am Abend kam Don Ma-

nuel selbst, um sich vom Fortgang der Arbeit zu überzeugen.

»Zehn Tonnen werden's wohl sein?« wandte er sich an einige nicht minder elegante Herren, die mit ihm gekommen waren. Die aber lachten.

»*Qué esperanza!* Wo denken Sie hin, Don Manuel! Höchstens drei!«

Es waren wirklich nur drei Tonnen. Am nächsten Tag waren es vier. Dann wieder drei usw. So ging es eine ganze Woche lang. Dann gaben wir die Sache auf als eine verfehlte Spekulation. Der Traum der Millionen war ausgeträumt. –

Doch da habe ich ganz unversehens einen waschechten Caballero mit Lackschuhen und einem Stehkragen in mein Garn versponnen, wo ich doch sonst nur von Vagabunden, Tagedieben und anderem Ge-lichter zu erzählen weiß. – Wie sagt doch der Irländer? »*Shor' I know, it's the likes of me, that knows the likes of you.*« Es ist meine Sorte, die deine kennt. So erzähle denn, du geschwätzige Feder, nun auch noch ein wenig von Don Felipe und seinen Gästen.

Don Felipe war ein Italiener und liebte seinen Mammon als ein echter Sohn der apenninischen Halbinsel. Seit Menschengedenken unterhielt er ein »*debito de vino*« an einer Ecke der Plaza von Iquique, und niemand konnte sich erinnern, dass er je einen durstigen Gast mit einem einzigen Gläschen Caña traktiert hätte. Aber dann brach drüben, über dem großen Wasser, der Tripoliskrieg aus, und der war Don Felipes Verderben. Nun war seine Spe- lunke von morgens bis abends mit Gästen gefüllt,

und keiner bezahlte. Es hatte sich schnell herumgesprochen, dass der Tripoliskrieg die schwache Stelle des Don Felipe war. Hier das Schema, nach dem man dabei zu Werke gehen musste:

»Guten Tag, Don Felipe.«

»Guten Tag, Caballeros.«

»Geben Sie uns eine Flasche Wein. Aber nichts von dem mendozinischen Gewächs. Echter Xerez zu drei Pesos die Flasche.«

»Bueno.«

»Und wie steht's mit dem Krieg, Don Felipe?«

»Bueno! bueno! bonissimo!«

»Aber dieser Enver Bei –«

»Pah!«

»Und die Araber –«

»Die fressen wir zum Frühstück.«

»Aber es dauert lange, Don Felipe.«

»Ma, como – como – como vogliamo! Diese Hunde von Arabern gehen um einen ehrlichen Kampf herum wie die Katze um den heißen Brei. Und wenn sie unsere braven Bergsaglieri zu Gesicht bekommen, so huschen sie über den Sand weg wie die Teufel. – Sagen Sie, Caballero, ist das noch eine Art zu kämpfen für Christenmenschen?«

»Ah, Don Felipe! Wenn nun erst die ganze türkische Armee nach Tripolis käme!«

»Ma como! Das wäre uns gerade recht. Die Italiener haben auch ein Herz! Unsere Alpini und Bersaglieri sind die besten Soldaten der Welt. Garibaldi und Vittorio Emanuele haben mehr Siege erfochten als alle anderen Feldherren zusammengenommen.

Magenta, Solserino, Montebello –«

»Ja, und Novarra, Custozza, Lissa. Und wie war's denn mit dem General Baratieri in Abessinien?«

»Basta! Basta, *carámba!* Machen Sie, dass Sie herauskommen aus meinem Lokal!«

»Aber ich wollte doch noch bezahlen, Don Felipe!«

»Behalten Sie gefälligst Ihre paar Batzen! Von Ihrer Sorte nehme ich keinen Centavo!«

Solche und ähnliche Szenen wiederholten sich alle Tage in der Spelunke, und Don Felipe hat manchen Peso in die Verlustliste des tripolitanischen Krieges geschrieben.

Unter dieser lärmenden Schar der Gäste in Don Felipes »*debito de vino*« machte ich eines Tages die Bekanntschaft eines gar sonderbaren Menschen. Er sprach Spanisch vom reinsten Akzent; er konnte fluchen wie ein Roto aus der Pampa und sah doch aus wie ein richtiger deutscher Handwerksbursche. Er war eben dabei, die ganze Schale seines Spottes über die Landsleute des armen Don Felipe auszugießen, als er meiner ansichtig wurde.

»Kenn' Mathilde!« rief er nach Kundenart, indem er dreimal auf den Tisch schlug, dass die Gläser tanzten, »ja, hab' dich mal nicht so! Ich kenne einen deutschen Kunden, wenn ich ihn sehe!«

Dann ließ er den armen Don Felipe links liegen, setzte sich auf eines der zahlreich umherstehenden Weinfässer und erzählte mir allerlei aus seinem buntbewegten Leben. Er war schon durch ganz Deutschland, Österreich und Italien gewandert. Er



hatte im Orient »getippelt« bis hinunter nach Jerusalem. In Kairo hatte er den leibhaftigen angloindischen Vizekönig auf der Straße angefochten, und in Bombay war er Kammerdiener gewesen bei einem diamantensprühenden Radjah. Dann hatte er sich bei einer Gesellschaft von Tausendkünstlern als Schnellmaler, Gedankenleser und Bauchredner produziert, bis das Schicksal ihn eines Tages an die chilenische Küste verschlagen hatte. Hier gefiel es ihm ausgezeichnet. Chile – das war das Land nach seinem Geschmack. Da seien die Leute so gar nicht peinlich. Wer es fertig bringe, ein Eisen halbwegs gerade zu feilen, der arbeite als Mechaniker, und wer nur das kleine Einmaleins herunterleiern könne, der gehe gleich hinaus in die Pampa und schimpfe sich Ingenieur. Überall finde sich leichte und gutbezahlte Arbeit für den, der nicht auf den Kopf und vor allem nicht auf den Mund gefallen sei. In einem Atemzug nannte er mir die Namen von einem Dutzend Salpeterwerke im Hinterland von Iquique, wo man angeblich mit Sehnsucht auf jeden Strandläufer wartete, um ihm eine glänzend bezahlte Stelle anzubieten. Ich war nicht Grünhorn genug, um sein ganzes Gerede für bare Münze zu nehmen, aber selbst bei einem Abzug von neunzig von Hundert blieb noch genug Verlockendes übrig. Da ich aber ohnehin in Iquique nichts mehr zu tun fand und alle Schiffe im Hafen nach Europa verfrachtet waren, machte ich mich von neuem auf die Reise nach dem Innern.

Da war ich nun wieder in der Pampa. – Was ich

hier wollte? Ich fing an, darüber nachzudenken, während das Auge unstedt umherirrte über das harte, tote Land in seinem nüchternen Kleide von Gelb und Grau. In den Talmulden lagen tiefe Schatten, während das Licht der untergehenden Sonne die Berggipfel vergoldete. An einem Seitengeleise stand eine Bretterhütte, vor der ein bissiger Hund in die Nacht hineinknurrte. Etwas abseits stand auf hohen Pfählen ein Tank für die Lokomotive, von dem dicke, salpetrige Wassertropfen melancholisch herunterfielen. In einer tiefen Mulde neben dem Bahndamm, in der Papierfetzen und leere Konservbüchsen unordentlich umherlagen, hatte jemand ein Feuer gemacht, dessen roter Schein gar anheimelnd in die dämmernde Finsternis leuchtete. Der Mann, der bei dem Feuer saß, kam mir bekannt vor. Es war kein anderer als jener vielgereiste deutsche Kunde, den ich vor einigen Tagen in Don Felipes Kneipe angetroffen hatte.

Er war gerade dabei, das Nachtessen zu bereiten, und während er umständlich seine Pfeife stopfte, weihte er mich in seine Pläne ein. Er sei auf der Menschenjagd. Zwei Schiffsjungen seien neulich von einem Segelschiff desertiert und ihr Konsul habe ihnen einen Steckbrief hinterher geschickt, weil der Vater – ein reicher Pfeffersack von einem Bremer Senator – fünfhundert Pesos Belohnung auf ihre Ergreifung ausgesetzt habe. Nun werde er hier warten an dieser engen Gasse und sich den Batzen Geld verdienen. Wer gut zu warten verstehe, der verdiene oft in einer halben Stunde mehr, als man-

cher, der sich eine ganze Woche über mit Arbeit abmühe. Sein ganzes Leben lang habe er noch nicht viel anderes getan, als gewartet.

Ich hörte nur mit halbem Ohr auf sein Gerede, denn draußen zwischen den Felsen und den Sanddünen wehte ein kalter Wind, in der Dunkelheit rumorten allerlei unheimliche Geräusche und es war mir gar nicht wohligh zumute, wenn ich daran dachte, wie es mir ergehen würde, wenn ich nun trotz allem und alledem wieder so ziel- und zwecklos in dieser salzigen, sandigen Einöde umherwandern sollte. Sobald ich meine Suppe aus Reis und Büchsenfleisch an dem Feuer gekocht hatte, marschierte ich weiter in die nachtschwarze Pampa hinein. –

Doch ich will eine lange Geschichte kurz machen.

Tagelang marschierte ich in der Pampa umher. Hunderte von Kilometern über Steine und Geröll durch brennende Tage und eiskalte Nächte. Die entlegensten Salpeterwerke besuchte ich auf der Suche nach Arbeit, aber niemand wollte von meinem Angebot Gebrauch machen.

»Von welchem Schiff kommen Sie denn?« war immer die erste Frage.

»Von gar keinem.«

»Ja, das kennt man schon!«

Die Pampa war überlaufen mit durchgebrannten Seeleuten. Kein Tag verging, ohne dass man einer Horde von ihnen Begegnete. Alle Nationen waren vertreten: Engländer, Franzosen, Yankees, Skandina-

vier. In neunzig Fällen vom Hundert aber waren es Deutsche. Natürlich! Wer anders als ein Deutscher kann selbst hinter einer wüsten chilenischen Felsenküste ein Paradies vermuten?

Bald hatte ich genug von der Pampa und machte mich auf den Weg nach dem Salpeterhafen Junin. Es war ein langer und heißer Weg, der dorthin führte. Stundenlang wanderte ich auf den holprigen Schwellen einer Schmalspurbahn durch die schattenlose Pampa, bis hinter einer Bodenerhebung ein Lagerschuppen auftauchte, vor dem sich die Salpetersäcke zu mächtigen Haufen türmten. Ein paar Eisenbahnwagen standen verstaubt und verlassen auf den Schienen. Zwischen den Geleisen spazierte eine magere Ziege, die sich an den umherliegenden Sackresten und Papierfetzen gütlich tat. Im Westen, weit hinter den Sanddünen, blitzte das blaue Meer, in das eben die Abendsonne in feuriger Majestät hinuntertauchte. Weit unten, in schwindelnder Tiefe, standen entlang eines sandigen Strandes ein paar Schuppen aus Wellblech und ein paar Bretterhütten. Das war Junin.

Entlang der Drahtseilbahn, die von dem auf der Höhe gelegenen Lagerschuppen nach dem Strande führt, kletterte ich den steilen Abhang hinab. Als ich unten ankam, war es schon ganz dunkel. Die einzige Straße, die am Strand hinführte, lag still und finster da. Nur draußen, am Ende der kurzen Landungsbrücke, brannte eine einsame Laterne. Auf der Reede lagen zwei große Segelschiffe, während dicht bei der Landungsbrücke ein schmucker Motorschoner An-

ker geworfen hatte. Er hieß »Alexander Selkirk« und gehörte nach der Insel Juan Fernandez.

Die Namen erinnerten an den alten Robinson Crusoe, und die steile schwarze Küste in ihrer finsternen Eintönigkeit passte auch ganz gut in das Bild. Ja, so, gerade so hatte ich mir als kleiner Bube die Robinsoninsel vorgestellt!

In jener Nacht konnte ich lange nicht schlafen. Es gibt Nächte, die der Feind des Schlafes sind. Nächte, in denen die bösen Gedanken wie die Gespenster in allen Ecken hocken und große Fragezeichen aus der Finsternis heraufsteigen.

Lange, lange Stunden saß ich am Strande und starrte über das schwarze Wasser und auf die großen Sterne. Mir war, als ob die Nacht nicht enden wollte. Ich versuchte, nachzudenken über das und jenes, und warum es auf dieser Erde gerade so und nicht ganz anders eingerichtet war; warum ich auf einmal gerade nach Australien reisen wollte, wo es doch so viele andere, schönere Länder gab; warum ich nun schon wieder all die vielen Monate unstet in der Welt umherirrte als ein hungriger, heimatloser Vagabund, warum ich die halbe Zeit nicht satt zu essen hatte, wo auch die ärmsten Peone täglich an vollen Tischen saßen; ja, und warum überhaupt eine Menschenseele ein gar so unruhiges und unberechenbares Wesen ist?

Ich stand am unruhigen Wasser und starrte in die Nacht hinein und konnte auf das alles keine Antwort finden.

Noch vor Tagesanbruch machte ich mich auf

den Weg noch dem benachbarten Hafen Pisagua. Die Straße, die hart entlang des Strandes führte, war holperig und ungepflegt und voll scharfer Klippen, an denen man die Schuhe zerreißen konnte. Die Sonne brannte heiß vom wolkenlosen Himmel. Ein moderiger Geruch von Tang und Seegras lag in der Luft.

Zwischen den schwarzen Klippen lagen allerlei Muscheln und Seesterne, die das verlaufende Meer zurückgelassen hatte. Ich aber schaute nicht links und nicht rechts. Ich dachte nur immer an den einen Peso, den ich noch in der Tasche hatte, und ich versuchte auszurechnen, wie lange ich damit wohl auskommen würde auf dem teuren Pflaster von Pisagua.

Nach einer Weile bog die Straße um eine weit vorspringende Landzunge, wo hoch und trocken das Wrack eines Schoners auf den Felsen saß. Gegen Norden öffnete sich eine weite Bucht, in der vier deutsche Segelschiffe vor Anker lagen. Male-  
risch im Hintergrund lag das Städtchen Pisagua. Jetzt, wo das Licht der Mittagssonne von den Dächern blitzte und um die kahlen Wände der steil ansteigenden Küste einen Schleier von bunten Farben wob, machte der Ort einen ganz anheimelnden Eindruck. Aber es war wie bei so vielen anderen südlichen Städten. Außen hui und innen pfui. Von ferne bunte Farbenpracht, und aus der Nähe nur Schmutz und Liederlichkeit. Noch nie in allen meinen Wanderungen habe ich ein so schmutziges Nest gesehen wie Pisagua. Kahl und nüchtern, öde und reizlos

zieht sich diese Herrlichkeit aus Holz und Wellblech am Abhang der steilen Küste hin. In den Gassen wandern die Straßenhändler mit ihren schwergepackten Eseln und verkaufen Trinkwasser wie anderwärts die Melonen. Hinter einem schmutzigen Schaufenster in der sonnigen Hauptstraße waren Ansichtskarten feilgeboten, und ich kam auf die Idee, eine solche nach Hause zu schicken. Es waren aber lauter Ansichten von Iquique, Antofagasta, Coquimbo und Valparaíso und zudem »*made in Germany*«. Von Pisagua selbst war nur eine Ansicht zu haben, und die stellte als einzige Sehenswürdigkeit das Innere des Pestspitals mitsamt seinen Patienten dar. Unter diesen Umständen verzichtete ich lieber auf solchen Gruß aus der Ferne.

Überhaupt: wie kam ich dazu, mein Geld in Ansichtskarten anzulegen, wo nur noch ein einziger lumpiger Peso zwischen mir und dem Nichts stand?

Traurig schlich ich durch die schmutzigen Straßen und dachte darüber nach, was für ein jämmerliches Nest Pisagua sei und wie das Leben auf dieser Erde überhaupt so traurig sei.

Immer wieder ertappte ich mich dabei, wie ich nach den Schiffen hinüberschielte, die auf der Reede vor Anker lagen. Die gingen alle nach Deutschland.

Nach Deutschland?

Das kam mir so merkwürdig fremd und unmöglich vor, geradeso wie wenn ich denken wüsste, sie gingen nach dem Mond. Ein Schiffsjunge mit einer riesigen blauen Wollmütze und einem dunkelbrau-

nen Gesicht, aus dem die blauen Augen hell herausleuchteten, erzählte mir allerlei in einem zungenbrechenden Plattdeutsch. Der Kapitän sei ein Tyrann, der Steuermann ein Spitzbube, und gar erst der Koch ein wahrer Seeteufel. Überhaupt habe er sich die christliche Seefahrt ganz anders vorgestellt. Aber das Schiff sei das feinste von ganz Hamburg. Der Kapitän sei manchmal auch ganz nett und sogar der Koch habe zuweilen menschliche Anwandlungen. Überhaupt – man könne nichts besseres tun, als an Bord der »Selene« anmustern, und dazu sei nun die allerbeste Gelegenheit, denn die ganze Mannschaft sei neulich »utgepickt« nach den Salpeterminen.

Ja, das fehlte gerade noch!

Über dem war ein dunkelhäutiger Peruaner dazu gekommen.

»Suchen Sie ein Schiff, Caballero?« redete er mich an.

Ich schaute ihn misstrauisch an.

»Ein feines Schiff,« fuhr er fort, »und ein nobler Kapitän.«

»Nach Europa –?«

»Wohin denn sonst?«

Da ging ich fort, ohne ein weiteres Wort zu sagen. – Europa! Was wollte ich dort?

»Caballero –«, rief der Peruaner erstaunt. Aber ich ging fort, ohne mich noch einmal umzusehen. Noch in derselben Nacht stieg ich den steilen Küstenhang hinauf, nach der Pampa von Pisagua. Der Weg war nicht zu verfehlen, denn der Mond leuch-



tete taghell über der Wüste. Bei Tagesanbruch kam ich mitten in der steinigen Wildnis an ein kleines Bahnwärterhäuschen mit einem wunderschönen Garten; über und über bedeckt mit üppigem Grün und leuchtenden tropischen Blumen. Nie wieder haben mir Blumen so gut gefallen, wie hier im Sande der Pampa.

Soll ich nun noch einmal von der Pampa erzählen? Von den langen Märschen auf dem heißen Schienenstrang? Von den bitterkalten Nächten in der schutzlosen Wüste und von harter Arbeit in den salzigen Staubwolken der Calichera? Wochen gingen darüber hin, bis ich eines Tages mit einem Kopf voll Reiseplänen wieder nach Pisagua kam. Diesmal gingen alle meine Gedanken nach Peru. Es war Nacht, und die Lichter standen wie Glühwürmchen am Strande.

Aber die Enttäuschung war groß, als ich mir eine Fahrkarte nach Callao lösen wollte.

»Da müssen Sie sich schon eine Weile gedulden,« sagte der zigarrenrauchende Angestellte, »der Dampfer ist bereits heute Nachmittag abgefahren, und der nächste kommt erst wieder in zehn Tagen. Aber, wer weiß – *Quien sabe?* Es kann auch noch länger dauern.«

Das war ein Strich durch die Rechnung. Was nun? Während ich noch draußen auf der Landungsbrücke saß und gedankenlos dem Glitzern des Wassers und dem Spiele der Möwen zusah und darüber nachzudenken versuchte, was ich nun anfangen sollte in diesem jämmerlichen Neste, da tauchte wie

ein Gespenst jener alte Peruaner auf, der mich schon bei meiner Ankunft in Pisagua angeredet hatte. Er begrüßte mich wie einen alten Freund.

»Amigo!« rief er aus, »das freut mich, dass ich Sie wiedersehe! Ja, das habe ich gleich gewusst, dass Sie nicht lange in der Pampa bleiben! Kommen Sie mit. Wir wollen eine Tschitscha trinken.«

Ehe ich wusste wie mir geschah, hatte er mich schon in eine benachbarte Schenke gelotst und von dort in ein Ausrüstungsgeschäft für Seeleute, dessen Inhaber niemand anders war als der deutsche Konsul. Im dunklen Hintergrund des großen Ladens, in dem Seestiefel, Konservenbüchsen und aufgerollte Taue bunt durcheinander standen, saß hinter einer Wolke von bläulichem Tabakdampf ein noch junger Seemann mit einem rötlichen Schnurrbart von martialischer Größe. Das war der Kapitän der Hamburger Bark »Selene«.

Wir wurden bald handelseinig. Ich sollte auf seinem Schiff arbeiten bis der Dampfer fällig war.

Eine Stunde später brachte mich die am Strande wartende Gig an Bord der stolzen Bark »Selene«, die ich sobald nicht wieder verlassen sollte. Es war ein schönes und wohlgehaltenes Schiff. Das Verdeck war weiß wie Schnee. Die frische Politur glänzte von dem Teakholz, und das blanke Messing spiegelte sich in der Sonne, als ob es von reinem Golde wäre. Vom Heck wehte die schwarzweißrote Flagge.

Sie gefiel mir gut, denn es war lange her, seit ich sie nicht mehr so recht aus der Nähe betrachtet

hatte.

»Dem Feinde weh, der sie bedroht ...«

So hat man wohl einstmals gesungen, aber das ist sicher schon lange her. Die neue Zeit will neue Fahnen haben. Rot und Schwarz-rot-gold und was weiß ich, was sonst noch. Ich weiß nur das eine, dass keine je wieder so stolz sein wird wie sie, vor der vier Jahre lang die Erbe gezittert hat. –

Gar öde und traurig sah es im Mannschaftslogis der »Selene« aus. Der größte Teil der Besatzung war »ausgepickt«, und was zurückgeblieben war, das war eine Gesellschaft von ganz jungen Tunichtguten aus Tertia und Sekunda. Geheimratssöhne, Pfarrersöhne, Professorensöhne. – Doch ich will mich nicht zum Sittenrichter aufwerfen über die Professorensöhne. Ich kenne nämlich einen –, aber das hat am Ende nichts zu tun mit der Geschichte.

»Hast du auch den ›Kleinen Kohn‹ schon gesehen?« redete mich einer von den Bengels an.

»Nein. Wer ist denn das?«

»Uns Stürmann!«

Doch da stand der ›Kleine Kohn‹ schon selbst in der Tür; ein kleiner, untersetzt gebauter Mann mit einem eckigen, von einem dichten Bart umrahmten Gesicht.

»Wie heißen Sie?« wandte er sich an mich.

»Kurt Faber.«

»Wie? Was? Woher nur immer die neumodischen Namen kommen! – Kurt – Kurt – Ah!! Koal!«

So hieß ich denn fortan Koal.

»Sie können gleich anfangen mit der Arbeit,«

fuhr er fort, »aber ein bisschen fix!«

Ja, da war sie wieder, die deutsche Arbeitswut! Kein süßes Nichtstun mehr! Nichts mehr von dem lieben südamerikanischen »*poco-à-poco-mañna-quien sabe*-Tempo«.

Wir erledigten täglich ein großes Arbeitspensum. Aus den längsseit liegenden Leichtern wurden die Salpetersäcke mit Hilfe der Handwinde einzeln bis zur halben Höhe der Rahe aufgeheißt, von wo sie wie kleine Mäuse in den unersättlichen Bauch des Schiffes hinunterhüpften. Die Götter wissen wie viel tausend. – Die heißen Decksplanken brannten unter den Füßen, die Tropensonne kochte das Pech in den Siemen. Drunten im Raum arbeiteten die Stevedoren beim Verstauen der Ladung, und was die leisteten, war beinahe übermenschlich. – Oft schon habe ich der Tätigkeit von Leuten zugegesehen, die über ihrer Arbeit selbst zu Maschinen geworden waren: z. B. den Maurern im Yankeelande, wenn sie im Akkord arbeiten, oder den malaiischen Kulis, wenn sie Überstunden machen, oder den Negerweibern in Texas beim Baumwollpflücken, aber alle diese Arbeitstiere können sich nicht messen mit den Stevedoren an der chilenischen Küste.

Männer von herkulischer Gestalt, die mit den zentnerschweren Säcken jonglieren, als ob es Gummibälle wären. Tief unten im Raum, in der heißen, staubigen Luft, die allein schon genügen würde, um einen normalen Menschen um seine fünf Sinne zu bringen, arbeiten sie oft zehn Stunden lang ohne Unterbrechung. Mit dem breiten Rücken fangen sie

die herunterkommenden Säcke auf und rennen damit über die anderen Säcke hinweg bis in die entlegensten Winkel des Laderaums, wo sie sich durch eine geschickte Bewegung der Schulter ihrer Last entledigen. Wie der Sack fällt, so bleibt er liegen. Und er liegt immer richtig, denn das ist gerade die Kunst. Da Salpeter eine viel zu schwere Fracht ist, um damit den Raum völlig auszufüllen, müssen die Säcke in einer Pyramide verstaut werden, die vom Boden bis zur Luke reicht. Diese Pyramide muss sehr genau und kunstgerecht errichtet werden, denn da ein Segelschiff auf weiten Reisen oft wochenlang eine starke Schlagseite nach einer bestimmten Richtung hat, muss die Ladung sich verschieben und ein Kentern des Schiffes verursachen, wenn der Schwerpunkt der Pyramide nicht genau im Zentrum liegt. Es werden also, wie man sieht, allerlei Anforderungen an die Stevedore gestellt. Sie verdienen auch ein Heidengeld. Aber es geht alles fort für Wein, Weib und andere Dinge, die in der ganzen Welt vor allem die Herzen der Schiffsarbeiter und der Schauerleute höher schlagen machen.

Doch was wollte ich noch weiter erzählen?

Ja, für den Augenblick war ich müde des unruhigen Lebens.

*Quest' avventura,  
Que diavolo!  
Mai finirà –?*

Als wir nach einiger Zeit – am Abend ehe der

Dampfer nach Callao fällig war – mit der Arbeit fertig geworden waren, als alle Luken dicht gemacht, die Segel angeschlagen und alles klar zur Abreise war, da setzte ich meinen Namen auf die Musterrolle zur Reise nach Europa.

Noch am selben Abend kam der Steuerbordanker hoch. Wir waren alle froh, dass es nun endlich in See ging. Lustig sangen die Matrosen, während sie bei der Arbeit ums Gangspill marschierten:

*Hurra, mein Jung, 's geht heimwärts zu.*

*Fahr wohl, mein Lieb, fahr wohl.*

Am nächsten Morgen glitten wir mit der Flut ins offene Meer hinaus. Bald waren wir vom Lande klar. Pfeifend kam der Passatwind herangefegt. Er riss an den Schotketten und blähte die Segel. Und während unter dem Druck der Leinwand das Schiff leise überholte, zog es in immer schnellerer Fahrt eine weißschäumende Straße durch die blaue Tiefe, die nun für fünf lange Monate unsere Heimat sein sollte. In der Ferne lachte die Sonne über der steilen, finsternen Küste. Die Küste von Südamerika! Ich dachte an all das Sonderbare, das ich dort drüben erlebt hatte, und es machte mich beinahe traurig, wenn ich mir überlegte, dass ich dieses närrische Land so bald nicht wiedersehen würde. Doch wer kann wissen, was das wechselnde Schicksal für ihn in seinem Schoße hält? Vielleicht? *Mañana – quien sabe?*

Und wie ich hier sitze und darüber nachdenke, wie ich wohl das Tüpfelchen auf das i dieser langen

Geschichte setze, da tauchen allerlei verlockende Bilder vor mir auf. Stolze Palmen und zierliche Pfefferbäume. Staubige Pampa und sandige Wüste. Dunkle Orangengärten, wo goldene Früchte leuchten, und weiße Lattenzäune, hinter denen üppige Bananenstauden ihre breiten Blätter recken. Und Menschen sehe ich vor mir. Sonderbare Menschen. Sie tanzen vor meinen Augen und flimmern vorüber. Methusalem und Michel Angelo und Don Felipe und all das andere Gelichter. – Ha! ich muss lachen, wenn ich daran denke! Und ein bisschen ist es mir auch ums Weinen, wenn ich mir vergegenwärtige, dass das alles schon so lange her ist; und ein bisschen ums Fluchen, wenn über diesen alten Erinnerungen das Zigeunerblut lebendig wird und trotz alle- und alledem noch einmal davonjagen möchte über die Länder und Meere.

ENDE

---

1. Mischsprache besonders der Chinesen im Verkehr mit Ausländern <<<
2. Spenge: Verlängerung des Mastes <<<

---

# Die Seelenverkäufer

---



**D**ieses ist eine lange und abenteuerliche Geschichte, so wild und verworren wie nur eine von denen, die man in den Büchern lesen kann. Und ich weiß nicht, warum es so ist, aber allemal, wenn ich daran zurückdenke, kommt mir der Vers in den Kopf, den ich einmal gelesen habe. Es ist ein englischer Vers aus Bulwers »König Richard«, und ich gebe ihn hier in schlechtem Deutsch:

*»Gekuscht an Deck, die Hälfte wohl der harten  
Leute  
Lag krumm, verwittert unter frost'gen Sternen,  
Mit steifen Gliedern, schon des Todes Beute,  
Mit stierem Blick in wesenlose Fernen.  
Blutleer Gespenst! Des Eismeers Pesthauch  
kommt gekrochen,  
Zersetzt das Blut und nagt durch Mark und Kno-  
chen.«*

Und die dabei eine Rolle spielten, wo sind sie geblieben? Es ist ihnen ergangen nach den Worten, die Alaska-Jim immer im Munde zu führen pflegte:

*»Die Toten erzählen keine Geschichten!«*

Wo sind sie alle? Was ist aus ihnen geworden? – Je nun – was wird aus Seeleuten? Da wäre noch Hein Petersen, der etwas darüber zu sagen wüsste, aber der ist nun schon verheiratet. Er hat eine Kellereiwirtschaft an der Langen Reihe zu Hamburg. Alle Tage wird er dicker, und die steifen Groggs der Schauerleute, die bei ihm verkehren, nehmen ihn so

in Anspruch, dass er kaum zum Schlafen, geschweige denn zum Bücherschreiben kommt. Neulich erst bin ich drüben gewesen, und es war so gut wie ein Theater, wenn man ihm zusah, wie er mit der Kundschaft fertig wurde, die allzutief in seine Groggläser hineingeschaut hatte, und sie mit sanftem Druck an die Luft beförderte mit der Devise, die ihn auf allen seinen Wegen verfolgte, ob das nun in der Langen Reihe oder im Eismeer war:

»Man tau! Wat sin mut, mut sin!«

Ja, er ist ein guter Gastwirt geworden, und mit Recht hat er sich das Prädikat erworben, das unter seefahrenden Menschen an der Wasserkante als höchstes Lob geachtet wird: »'n fixen Kerl!« Jedoch das Bücherschreiben ist eine schwere Kunst für einen seefahrenden Mann. Es wäre indes schade, wenn das Garn ungesponnen bliebe, und also ergreife ich heute die Feder und erzähle von der verwegenen Fahrt der »Bonanza«, von Alaska-Jim, von Kapitän Tilden und seinem Schiffsjungen – der war ich selber –, von Schiffbruch und Meuterei, vom Schatz in der Seekiste und von all den Abenteuern auf der langen Reise im Lande der Mitternachtssonne.

Das ist kein leichtes Geschäft für einen, der allezeit mehr mit dem Teerpott als mit der Feder umgegangen. Jedoch – ich kann nicht anders! Und wenn ich selbst nicht schreiben wollte, so würde es in mir schreiben, und es käme doch auf das Papier, ob ich wollte oder nicht. Und gerade heute, wo draußen der Schnee in dicken Flocken fällt und der Wind durch die leergefegten Gassen heult, da ist es mir,

als ob ich wieder das Tosen der Brandung, das Knirschen des Eises an der fernen Felsenküste hörte, als ob eben noch das Heulen der Hundemeute von Mill Watsches Schlitten durch die schweigende Schneewüste hallte. Ich brauchte nur eine Sekunde die Augen zuzumachen, und ich sähe alles vor mir, genau so, wie es damals gewesen ist.

Und an alledem ist doch schließlich niemand schuld gewesen als Piet Larson, der dicke schwedische Heuerbas von New Bedford. Oder das Schicksal. Oder der blinde, täppische Zufall, wie man es auffassen will. Ich war damals Schiffsjunge gewesen auf der »Alsternixe«, auf meiner allerersten Reise von Hamburg nach Santos und von dort nach dem südlich von Boston in Massachusetts gelegenen Hafen New Bedford. New Bedford war damals der Mittelpunkt der einst blühenden nordamerikanischen Industrie der Walfischfänger, die nun auch schon zum allergrößten Teil verschwunden sind wie so manche andere Romantik der tiefen See. Seit langem war ich zum ersten Male wieder an Land und wanderte durch die Straßen mit einer Miene »was kost' Amerika?« Vier Monate lang hatte ich nur Himmel und Wasser gesehen und nichts unter dem Füßen gehabt als die immer gleichen Decksplanken, die unter der Äquatorsonne brannten und auf denen in der Westwinddrift die wilden, graubärtigen Sturzseen brodelten. Nun aber hatte ich – wie gesagt – seit langer Zeit zum ersten Male wieder festen Boden unter den Füßen, richtiges holperiges Hafenpflaster, über das ich gewichtig weiterschritt mit

dem schwerfällig schlingernden Gang, den ich den anderen Matrosen abgesehen hatte und der einem auch schon ganz von selbst zur zweiten Natur wird, wenn man erst einmal in langen Nachtwachen das Verdeck abgesehen hat über der rollenden See der tropischen Meere. – Ah, das war das Leben, das ich liebte! Da roch man die See, da stieg einem Teergeruch in die Nase, da kreisten die Möwen über dem glitzernden Wasser. Von überall her kam der Lärm der Rosthämmer, das Heulen der Dampfer, die qualmend vorüberzogen. Vor einem großen Segelschiffe am Pier stand ich ganz versunken in den Anblick der hohen Masten und Rahen und der lärmenden Dampfwinden, die die Mehlsäcke in mächtigen Schlingen in den unersättlichen Bauch des Schiffes beförderten. – Wie schön das alles war! Wie interessant! Und wie würde es sein, wenn ich in einem halben Jahr von heute – das wäre gerade um die Weihnachtszeit – wieder nach Hause käme in meiner ganzen siebzehnjährigen Seemannswürde, womöglich mit einem Papagei, wie einst der Robinson Crusoe. – Die würden wohl Augen machen wie Teetassen, wenn ich ihnen erzählte von Passatwinden und Kap-Hoorn-Stürmen und von dem wilden, fremden Leben, das hier in allen Zungen lärmte!

Und wie ich so im besten Nachdenken war über diese erfreulichen Dinge, da legte sich plötzlich von hinten eine Seebärenlatze auf meine Schulter. Ein breiter Mund und ein Paar blanke Augen lachten mir frech ins Gesicht.

»Hallo, Jack«, sagte der Mann nicht eben unfreundlich, »was stehst du hier und schaust in die Gegend wie ein getrockneter Stockfisch? Hast wohl dein Schiff verloren? Ganz blank? Keinen Cent? – Aber das ist doch kein Grund zum Weinen! Es gibt noch mehr Schiffe auf der Welt.«

Ohne eine Antwort abzuwarten, fuhr er fort in seiner plappernden Unterhaltung. Er setzte sich auf einen der umherliegenden Baumwollballen und fing an, mich aufzuklären über die komplizierten Takelagen der Schiffe, die längs den Kais und draußen in der Bai vor Anker lagen.

»Nein«, sagte er traurig, »die christliche Seefahrt ist nicht mehr das, was sie war zu meinen Zeiten, als ich noch jung und dumm war wie du und deine Sorte. Damals hat es noch Schiffe gegeben und Männer, die sie segeln konnten. Ich bin vor dreißig Jahren an Bord der ›Flying Cloud‹ gewesen, wie sie in hundert Tagen das Rennen von Boston nach San Franzisko machte. Und nachher auch auf der ›Glory of the Sea‹ und so vielen anderen stolzen Klipperschiffen. Das war noch Seefahrt in jenen Tagen! Einmal tauchte das Schiff unter in Boston und kam nicht mehr heraus bis zur Ankunft in San Franzisko. Aber das waren auch noch Kapitäne – damals! Da ist Kapitän O'Connor von dem neuschottländischen Totsegler, unter dem ich zwei Jahre gefahren habe. Wenn es je eine harte Nuss gegeben hat, so war er es! Er schlief in einer Teerkoje und rasierte sich mit einer zerbrochenen Flasche, d. h. wenn es ihm überhaupt ums Rasieren zu tun war, und das war nur ein-

mal im Jahre, am Sankt Patrickstage, der Fall. Einmal, als wir vor Port Elisabeth lagen und ein Leichtmatrose oben auf der Bramrah gegen ihn aufzumucken wagte, da holte er ihn mit einer Revolverkugel herunter. – Rede einer von blaunasigen Yankeeschiffen! Aber die Sorte gibt es ja heute gar nicht mehr. Nur noch Farmer, Schreiber, Maurer und Sonntagschüler, was heute zur See fährt! Und wenn einer seine Glacéhandschuhe recht schön und elegant anziehen kann, so schimpft er sich Kapitän.«

»Das dort hinten«, fuhr er fort, indem er auf eine mächtige Viermastbark deutete, die mit ihren hohen Masten und Rahen noch stolzer aussah als alle anderen, »das ist die ›Windsor Castle‹. Es ist das feinste Schiff im Hafen und der schnellste Segler. In drei Monaten sind sie schon in Kapstadt.«

Bisher hatte ich nur mit halbem Ohre gehört auf das Gerede, aber nun horchte ich auf. – Kapstadt? Das ging mir wie Feuer durch die Adern. Im Augenblick wurde in mir alles lebendig, was ich einmal gehört und gelesen hatte von Buren, Büffeln, Löwen, Hartebeestern und feurigen Konstantiaweinen.

»Südafrika?«

»Warum denn nicht? Ist schon alles klar zur Abreise. – Kannst nicht sehen? Sie fliegen schon den ›blauen Peter‹. Fehlen noch drei Mann, um die Besatzung voll zu machen. Wenn ich du wäre, so würde ich mich nicht lange besinnen! So ein gutes Ding findet sich nicht alle Tage. Sie zahlen fünf Pfund im Monat.«

Die bloße Erwähnung der Summe nahm mir den

Atem weg. Fünf Pfund – hundert Mark! So viel Geld hatte ich in meinem Leben noch nie beisammen gesehen!

Der andere blinzelte verheißungsvoll mit den Augen. »Komm mit zum Boß. Der wird alles besorgen. Kannst ja dann immer noch tun, wie du willst. Für einen Whisky hast du jedenfalls Kredit für uns beide.«

Er wandte sich zum Gehen, und ich folgte ihm nach, ohne recht zu wissen, warum. Ich hatte Geld, ich hatte ein Schiff. Es fehlte mir an nichts. Aber in meinem Kopf rumorte es ohne Unterlass:

Südafrika!

Wir kamen nach einer Kneipe, wo es nach Whisky roch und man kaum die zweifelhaften Gestalten erkennen konnte, die an den kahlen Tischen hockten, durch die Tabakwolken, die an der Decke hingen.

Durch das Gewühl der Gäste drängte mein neugefundener Freund nach vorn zur Bar, wo uns der Boß empfing, ein dicker, hemdsärmeliger Kerl mit einem roten, aufgedunsenen Gesicht, der ein schlechtes Englisch mit stark schwedischem Akzent sprach. Er nahm sich kaum die Mühe, uns anzusehen.

»Das Kücken?« sagte er mit einem halben Seitenblick auf mich. »Oh, lass ihn zu Mama gehen!«

Das kränkte mich tiefer als alle Beleidigungen, die ich vor- und nachher erlebt hatte in meinem Leben.

»Ich bin um Kap Hoorn gefahren!« sagte ich trotzig. Da lachten die anderen, und ein alter Seebär

mit einem Krausbart unter dem Kinn, ganz so, wie man ihn auf den Reklamebildern der Dover-Ostende-Bahn sehen kann, kam herbei und klopfte mir noch viel kräftiger auf die Schulter, als es vorher schon mein Freund getan hatte, und meinte, ich sei *allright* und man solle es mit mir probieren. Dann schafften sie immer mehr Whisky herbei und tranken durch die ganze lange Nacht und ließen mich ein Papier unterschreiben und verschafften mir einen Seesack mit Ölzeug und Seestiefeln, und also kam es, dass ich anmusterte auf der englischen Viermastbark ›Windsor Castle‹ für fünf Pfund im Monat, auf der Reise nach Südafrika; wenigstens dachte ich mir das so.

Jedoch –

Als der nächste Morgen grau und neblig heraufdämmerte und alle Umrisse des bunten Hafenbildes sich eben erst aus dem Dunste abzusondern begannen, fuhren wir – Piet Larson und ich – mit dem flinken Motorboot hinaus in die Bai. Es war, wie gesagt, noch beim ersten Tagesgrauen. Die Frühnebel hüllten alles in eine nasse Decke. Überall heulte und lärmte es in dem grauen Nichts, wo Wasser und Nebel ineinanderflossen. Alle Augenblicke tauchte unvermittelt die mächtige Gestalt eines Dampfers oder die vom unsicheren Licht ins Riesenhafte verzerrte Takelage eines schlanken Seglers auf und verschwand ebenso schnell wieder im Nebel. Plötzlich stoppte das Boot dicht an den schwarz geteerten Planken einer kleinen, hölzernen, altmodisch aussehenden Bark. Ich hatte gerade noch Zeit, am Heck



den Namen ›Bonanza‹ zu lesen, als sie von oben eine Strickleiter herunterwarfen. Piet Larson packte meinen Seesack und enterte auf mit einer Geschicklichkeit, die von langer Erfahrung zeugte.

»Halt fest!« rief er mir von oben zu, als ich von dem schwer in der Dünung rollenden Boote nicht gleich das richtige Tauende erfassen konnte.

»Halt fest! 's ist besser, du lernst es heute als morgen. Du wirst bessere Seebeine haben, wenn du wieder von Bord kommst.«

Oben auf dem Verdeck war alles in einem großen Durcheinander und nicht eben schiffsgemäß. Ein großer Mann mit einem Schlapphut und einer tiefen Stirnnarbe, der aussah, als ob er eben erst einem Seeroman des ollen ehrlichen Kapitän Marryat<sup>1</sup> entlaufen wäre, kam auf uns zu.

»Ist das alles?« fragte er mit einem nicht sehr wohlwollenden Seitenblick auf mich.

»Alles«, antwortete Piet Larson, »und verdammt froh können Sie sein, dass es so viel ist! Man nimmt sie eben, wo man sie findet. Schanghaien ist nicht mehr das, was es war zu unserer Zeit.«

Der Mann mit dem Schlapphut – erst nachher habe ich herausgefunden, dass es der Kapitän selber war – maß mich mit einem weiteren Blick, der nun schon ganz Gift und Galle war. Mürrisch griff er in die Tasche und wühlte in den losen Dollars. Zwei blanke Goldstücke wechselten den Besitzer.

»Mit dir mach' ich noch einmal Geschäfte«, brummte er wütend, »vier Mann sollst du mir brin-

gen. Statt dessen kommst du mit einem halben an Bord. Ein andermal kannst du deine Kundschaft in der Montgomerystraße suchen.«

Piet Larson, der damit offenbar die Unterredung als beendet ansah, wandte sich zum Gehen. Ich wollte ihm folgen. Aber als ich eben an der Reling angelangt war, packte mich eine große Hand wie eine Eisenklammer.

»Langsam hier, du landlummeliges Grünhorn!«

Piet Larsons Kopf war schon auf der anderen Seite der Reling. Er grinste über das ganze Gesicht; ein so teuflisches Grinsen, wie ich es niemals vorher oder nachher gesehen habe, es sei denn bei Fung Li, dem Chinesenkoch an Bord des alten ›Walroß‹.

»Auf Wiedersehen«, sagte er mit herausfordernder Liebenswürdigkeit, »und glückliche Reise! Es wird eine schöne Reise werden und sehr interessant in der Tat! Wirst schon sehen, ob ich recht habe oder nicht! Das Verdeck wird überfließen mit Öl, und du wirst einen Zahltag haben so lang wie ein Tag ohne Sonne. Auf der ganzen Erde gibt's kein so nobles Geschäft für einen christlichen Seemann wie das Walfischfangen. – Haha!«

Höhnisch kam das Lachen aus dem Boot. Der Motor puffte. Im Augenblick war das kleine Fahrzeug verschwunden und nichts mehr zu sehen als der treibende Nebel. Es war wie ein Spuk. Eine ganze Weile starrte ich sprachlos in die graue Leere über dem Wasser und in den Nebel, der wie ein Rauch durchs Tauwerk zog. – Schanghait! Von so etwas

hatte ich schon öfters gehört aus den Gesprächen, die die Matrosen in den Freiwachen führten, aber dabei war es doch immer romantisch zugegangen mit betäubenden Getränken, mit geheimen Falltüren, mit Sandsäcken, die einem hinterrücks über den Kopf geschlagen wurden. Dass aber einer so nüchtern und selbstverständlich, so sang- und klanglos in die Falle gehen werde, das hatte ich bisher nicht für möglich gehalten. Eine ganze Weile stand ich neben meinem Seesack und schaute unschlüssig und, wie ich fürchte, auch nicht wenig dumm auf das fremde Leben. Kein Mensch kümmerte sich um mich. Es wurde Mittag und Abend, und noch immer stand ich da. Wild aussehende Menschen mit desperaten Gesichtszügen und andere verkümmerte und vertrocknete, die nach Whisky ausschauten, machten sich auf dem Verdeck zu schaffen und jagten mich von einem Platz zum anderen in ihrer rücksichtslosen Geschäftigkeit. Spät abends, als eben die Sonne unterging, kam das Motorboot noch einmal vom Lande herüber.

»Schiff ahoi!« rief der Bootsführer. »Werft uns ein Tauende!«

Drei Mann sprangen herzu, und mit vielem Jo! Ho! heißten sie eine Last über die Seite. Erst nachdem diese langausgestreckt an Deck lag, konnte man erkennen, dass es eine lebende Last war, ein mächtiger, breitschultriger Mann von weit über normaler Größe, der sich willenlos hin und her werfen ließ, da der Alkohol, das Morphinum oder sonst ir-

gendwelches Gift eines ausgekochten Waterkanthallunken ihm jede Besinnung geraubt hatte. Ein Mann mit boshafte Augen – es war der Zweite Steuer-mann – kam herzu und betrachtete ihn neugierig. Im Augenblick prallte er zurück vor dem Anblick. Dann rieb er sich die Augen und schaute ihn wieder an mit weitaufgerissenem Munde wie einer, der einen Geist gesehen.

»Ich will meinen Hut fressen, wenn das nicht Schanghai-Bill ist. – Schanghai-Bill aus der Washingtonstraße!« Das Wort wirkte wie ein elektrischer Funke auf die ganze Mannschaft. Alle ließen ihre Arbeit im Stich und kamen herbeigelaufen, um sich das Wunder anzusehen.

»Schanghai-Bill! Der wäre der letzte, den man hier vermuten sollte, nachdem er selbst schon so viele verschanghait hat! Aber der Krug geht so lange zu Wasser, bis er bricht. Ich wette meinen Anteil am nächsten Walfisch gegen ein Pfund Tabak, dass er Grund und Ursache dazu hatte. Der Staatsanwalt wird ihn heute schon suchen, und ich gäbe etwas darum, wenn ich jetzt an Land wäre, um mir die Dollars zu verdienen.« So redeten sie noch eine Weile weiter, bis plötzlich die mächtige Stimme des Kapitäns vom Achterdeck ertönte:

»Schafft das Zeug da nach vorne! Alle Mann ans Gangspill hier! Hiev Anker!«

Im Nu waren sie alle oben auf der Back. Man hörte das Klick-Klick der zögernd hereinkommenden Kette und das Trampeln der bloßen Füße, die um das Gangspill marschierten. Dann wieder tippte

der Bootsmann eines von den alten, Wind und Wellen abgelauschten Seeliedern, einen sogenannten Shanty. Dass alte, schöne vom Yankeeschiff, das den Fluss hinunterkam. Eintönig rollte der Kehrreim über das Wasser:

*»Blow boys, blo-o-w! for Californio.  
There's plenty o' gold, so I been told  
On the banks o' the Sacramento!«*

Schon hatten die Nebel sich verzogen, als eben die Nacht über das Wasser gekrochen kam und die letzten Strahlen der sinkenden Sonne die hohen Schornsteine und die schlanken Masten noch einmal scharf wie Schattenbilder am roten Abendhimmel abzeichneten. Ein schnaubender Dampfer kam heraus und schleppte uns nach der hohen See. Die frische Brise fuhr in die bereits gesetzten Stageegel, und schon waren Matrosen nach oben gegangen, um die Marssegel loszumachen. Eben fuhren wir mitten durch den Mastenwald der in der Bai vor Anker liegenden Tiefwassersegler. Da lag stolz und hoch die ›Windsor Castle‹. Und da – nicht fünfzig Faden entfernt –, da lag die liebe gute ›Alsternixe‹! Deutlich konnte man jeden Mann an Deck erkennen. – Da ging eben einer achteraus nach der Kajüte. Das war wohl Smutje, der dem Kapitän den Kaffee brachte. Dort auf der Luke saß der Segelmacher, der die Persenning flickte. War das nicht Karl Karsten da oben in der Bramsaling – ja, und all' die anderen! Und das Schiff und die Flagge und dahin-

ter die Heimat! – Wie weit es wohl wäre bis dort hinüber? Fünzig Faden! Ehe ich mir noch selbst recht darüber klar geworden war, hatte ich schon das Ende eines Tamps über die Seite geworfen, an dem ich mich hinunterlassen wollte. Da tönte eine Stimme aus allernächster Nähe:

»Langsam, du Grünhorn! Ich hab' mein Auge an dir! Das hab' ich dir angesehen, dass du noch wild bist; so wild wie nur irgendeiner von den Mauleseln da drüben. Aber ich werde dich zahm machen, ehe ich mit dir fertig bin. Ich bin der Steward hier an Bord, und du hast als Kajütjunge gemustert – savvy?«

Und dabei blieb es, denn er maß gut und gern seine sechs Fuß und soundso viele Zoll, und ich war nur eine Handvoll.

Noch eine Weile stand ich unschlüssig da mit meinen wirren Gedanken und schaute hinauf in die dunkle Nacht, aus der nur noch das Gewirr der Lichter und die blitzenden Leuchtfener der nahen Küste herausblinkten. Gewiss wäre es so auch noch die ganze Nacht weitergegangen, wenn nicht das harte Gesicht des Mister Silas Hard, des Zweiten Steuer-manns, auf der Brücke erschienen wäre.

»Johnny!« rief er mit einer Stimme, die laut genug war, um die Toten aufzuwecken am Jüngsten Gericht.

Ich hörte nicht darauf, denn bisher hatte mich noch niemand bei solchem Namen genannt. Da verzog sich das Gesicht des Gewaltigen förmlich zu einer Frage, und seine grauen Augen schossen wahre

Dolche.

»Mit dir dort unten rede ich, du Grünhorn! Weißt nicht mehr, wie du heißt?«

»Nein«, antwortete ich kleinlaut.

»Sir! Wenn du mit mir redest! Mach', dass du von Deck kommst, ehe ich dir Beine mache!«

Ein herumstehender Bootssteuerer von kaffeebrauner Gesichtsfarbe nahm sich meiner an und brachte mich zu meiner Kojе. Es war ein kleiner Raum, der gerade noch Platz genug hatte für zwei übereinander angebrachte Kojen. In der unteren Kojе lag ein schlitzäugiger Japaner, der eine Zigarette um die andere rauchte. Das war Hata, der Segelmacher.

»Amerikamänner sehr viel verrückt«, sagte er zu mir, »Kapitän auch verrückt! Sehr schlechtes Schiff! Ich fahre zur See viele Jahre und weiß, was es mit Schiffen auf sich hat, ich glaube: schlechtes Schiff, schlechte Mannschaft, schlechter Kapitän. Eines Tages bums! Kaputt!«

Dann drehte er sich um auf sein anderes Ohr und schnarchte so laut, dass die Blechung neben seiner Kojе zitterte. Ich aber konnte lange nicht schlafen. Ich lag in meiner Kojе und träumte mit offenen Augen. Ich hörte auf das Rauschen und Waschen des Wassers an der Schiffsseite. Ich hörte auf das Schlagen der Schiffsglocke und das Trampeln der Füße auf dem Verdeck. Ich sah durch das Bullauge die Lichter, die draußen in der Finsternis aufblitzten. Und meine Gedanken gingen wirrer als je in meinem Kopfe. Alles das, was ich erlebt hatte in den

letzten vierundzwanzig Stunden, tauchte noch einmal vor mir auf, und ich konnte mir keinen Vers drauf machen, ob ich wollte oder nicht. Ein kaltes, hässliches Gefühl der Verlassenheit kroch mir über den Rücken. Ich fing an, mich zu schelten ob meiner eigenen Dummheit, und dann – denn ich war ja nur ein halbes Kind – fing ich leise an zu weinen aus purer Angst und Ungewissheit über die Dinge, die mir noch bevorstanden. Dann aber kam ich unversehens ins Träumen. Es fiel mir ein, was ich vor vielen Jahren einmal gelesen hatte von Walfischen und Walfischfängern in den schönen, furchtbar interessanten Büchern, und ich dachte mir, wie das wohl sein würde, wenn ich eines Tages nach Hause käme und denen erzählen würde von wilden Walfischen, von tödlichen Lanzen und Harpunen, von kühnen Männern in kleinen, zerbrechlichen Booten, die so etwas zu handhaben wüssten. – Ah, da würden sie nicht nur Augen machen wie Teetassen, sondern gleich wie Scheunentore!

Darüber war ich langsam eingeschlafen. Mir war, als ob ich eben erst die Augen zugemacht hätte, als der boshaft aussehende Mister Twist auf der Bildfläche erschien und mich recht unsanft aus dem Schläfe schüttelte.

Oben auf dem Achterdeck, wo sie mir eine Arbeit beim Farbenwaschen anwiesen, war es recht kalt und ungemütlich. Der Wind war merklich aufgefrischt, und es wehte eine starke Brise aus Südwesten. Die oberen Segel waren alle festgemacht bis auf die Marssegel, die sich zum Zerspringen voll in



der Brise blähten. Der Wind pfiß ein schauriges Lied zwischen den kahlen Rahen und Spieren. Er summte zwischen den Stagen und weckte einen Teufelschor im straff gespannten Tauwerk. Von Zeit zu Zeit flogen scharfe Spritzer über das Verdeck. Auf der Wetterseite des Achterdecks promenierte der Kapitän mit der Pfeife im Munde wie immer. Auf der Leeseite erging sich Mr. Mulligan, der Erste Steuermann. Er war, wie fast alle Menschen in diesem Milieu, ein Riese von Gestalt, mit einem kaffeebraunen Gesicht und dicken, aufgeworfenen Lippen. Offenbar gehörte er zu der auf Walfischfängern öfters vorkommenden Klasse der Halbblutkanaken, die sie unten bei den Tongainseln auflesen. Die andere Hälfte an ihm war unzweifelhaft irländisch. Das war unschwer zu erkennen an dem roten Haarschopf und den kleinen, graublauen Augen.

Mister Mulligan und der Kapitän waren offenbar beide »on distant terms«, wie man auf englisch zu sagen pflegt. Wenn der eine achteraus marschierte, so war der andere gewiss auf dem Weg nach vorn. Niemals sprachen sie ein Wort miteinander oder würdigten sich auch nur eines Blickes. Denn so will es die Disziplin an Bord eines Schiffes. Das Spiel hatte schon zwei Stunden gedauert, als plötzlich ein Mann auf dem Achterdeck auftauchte, der auch in dieser Umwelt noch durch seine Größe und seinen herkulischen Körperbau auffallen musste. Er hatte breite Schultern, von denen lange Arme herunterhingen, mit zwei Fäusten, die groß genug waren, um den Teufel zu erschrecken. Das breite, eckige

Gesicht mit dem Unterkinn sah aus wie das eines berufsmäßigen Boxkämpfers, nur etwas verschwommen, verwaschen und aufgedunsen, mit einem bläulichen Hauch, der von Whisky redete. Breitspurig pflanzte er sich auf, mitten in der Fahrtrichtung des Kapitäns.

»Was willst du hier, Bill?« fragte der nicht eben unfreundlich.

»Bill?« sagte der Mann. »Ich kenne hier keinen Bill. Mein Name ist Henry E. O'Sullivan – Mister Henry E. O'Sullivan, wenn Sie jemand fragen sollte! Mein Name hat eine Handhabe, und ich muss schon bitten, dass man das nicht vergisst.«

Der Kapitän, der an jenem Morgen offenbar bei guter Laune war und nicht die Absicht hatte, sich diese von jedem hergelaufenen Mister O'Sullivan verderben zu lassen, schaute ihn neugierig an.

»Mister Henry E. O'Sullivan? Möglich, dass du das einmal gewesen bist! Hier an Bord bist du Bill – Schanghai-Bill und weiter nichts. Und jetzt geh an deine Arbeit, ehe ich dir helfe.«

Die Augen des Mister O'Sullivan, Schanghai-Bill oder wie er immer heißen mochte – es war kein anderer als der Mann, den sie am Abend zuvor in solch bedauernswertem Zustand an Deck geheißt hatten – waren in diesem Augenblick eine Sehenswürdigkeit. Sie sprühten Dolche und zischten Feuer.

»Ist das alles, was Sie zu sagen haben?« wandte er sich nochmals an den Kapitän.

»Alles«, antwortete dieser.

Da zog Mister O'Sullivan, ehe es jemand verhindern konnte, einen Revolver hervor, und schon krachte ein Schuss. Der Kapitän, der so etwas wohl erwartet haben mochte und auch wohl Übung hatte in diesen Dingen, duckte sich noch beizeiten. Die Kugel flog hart an seinem Kopfe vorüber. Schon aber war wie durch Zauberschlag ein halbes Dutzend handfester Männer erschienen, die den aufsässigen Mister O'Sullivan im Nu in Eisen gelegt hatten. An Händen und Füßen gefesselt stand er vor dem Besanmast und schoss Blicke, die ebenso viele Dolche gewesen wären, wenn Blicke töten könnten.

»Lacht nur, beim Teufel, lacht!« rief er wütend. »Es kommt eine Zeit, da werdet ihr aus einem anderen Auge lachen. Nicht alle Zeit werden wir hier auf dem Wasser sein. Eines Tages wollt ihr wieder an Land kommen, und dann wird die Stunde für O'Sullivan da sein! Es wird sich dann zeigen, ob es noch ein Gesetz gibt in den Vereinigten Staaten, ob das Schanghaien heute noch Mode ist, ob man friedliche Menschen so ohne weiteres auf der Straße auflesen kann, wenn man sonst keine Mannschaft bekommt für solche Trankiste. – Und mich, einen kranken Mann! – Ah, ich. fühle mich jetzt schon reich wie John D. Rockefeller, wenn ich an den Zahltag denke, den ich von dieser Reise bringe, und mein Hals ist steif bei dem Gedanken an den Galgen, an dem ihr alle baumeln werdet – für das, was ihr mir angetan habt!«

Der Kapitän, der die ganze Affäre mit unerschütterlicher Ruhe angesehen hatte, ließ sich auch jetzt

nicht weiter beunruhigen durch solche Drohungen. Langsam zündete er seine Pfeife an, ging hinunter nach der Kajüte und überließ seinem Steuermann die weitere Behandlung der Angelegenheit. Das war Wasser auf die Mühle des Mister Mulligan, der von jeher nicht gut zu sprechen war auf die Heuerbase.

»Jetzt will ich dir etwas sagen, du Mister O'Sullivan oder wie du immer heißen magst«, sagte er mit einer Stimme, die ordentlich knirschte vor unterdrückter Wut, »dein Name ist Bill, Schanghai-Bill, hier an Bord. Und nichts mehr von Mister O'Sullivan. Das kannst du dir merken, lieber heute als morgen. Ich sage es dir zu deinem eigenen Guten, wenn du glücklich leben und anständig sterben willst auf diesem Kasten. Du wirst deine Arbeit tun, und ich werde darauf sehen, dass du sie ordentlich tust! Wenn du einmal wagst, hier aufzumucken, oder nur so tust, als ob du eben aufmucken wolltest, so werde ich dabeisein mit einem Tauende oder einer Handspeiche. Mister O'Sullivan – ich werde dich mistern! Bessere Leute als dich habe ich schon begraben hier an Bord! Und glaube nicht, dass ich mich bei dir besinnen würde. Es gibt nichts auf der Welt, was ich lieber täte als das Begraben eines Landhaifisches von deiner Sorte. Ich würde es gleich jetzt tun, wenn es nach mir ginge. Aber die Reise ist noch jung, und wir brauchen alle Hände an Bord. Auf einen mehr oder weniger kommt es aber nicht an. Du kannst also nichts Besseres tun, als fein den Mund zu halten und dich nicht als Seeadvokat aufzuspielen, wenn du nicht willst, dass wir dich eines Tages

über Bord verlieren mit einem Sack Kohle an den Füßen. Du wärst der erste nicht!«

Es war offensichtlich, dass Schanghai-Bill, der an so etwas gewöhnt war, sich nicht allzusehr einschüchtern ließ durch solche Ermahnungen. Er zeigte sich nach wie vor renitent, und es bedurfte kräftiger Fäuste und noch stärkerer Sprache, um ihn vom Achterdeck zu entfernen.

Zitternd vor Angst hatte ich den Vorgang mit angesehen. Es war das erste Abenteuer, das ich an Bord der alten »Bonanza« erleben musste, aber wahrlich nicht das letzte. Mir war dabei zumute wie jenem Delinquenten, der am Montag gehängt werden sollte: »Die Woche fängt gut an!«

Bald waren wir auf hoher See, und das Land lag weit in der Ferne als ein kleiner gelber Streifen unter dem Horizont. Der Schlepper warf die Trossen los, und die »Bonanza« machte einen ordentlichen Sprung in ihrem nassen Element, wie jedes gute Schiff tun muss, wenn es das Land hinter sich lässt. Der Westwind, der uns schon bei der Ausfahrt aus dem Hafen so kräftig überfallen hatte, blieb uns auch fernerhin treu und schwoll an zu einem Sturme von beträchtlicher Stärke, vor dem wir mit dicht gerefften Segeln dahinflogen in der Richtung der Azoren. Es war die Gegend, die der englische Seemann respektvoll die »*roaring fourties*« nennt. Mehr als die Hälfte unserer Mannschaft, die – wie sich nunmehr herausstellte – zum größten Teil aus »Landratten« bestand, die in ihrem ganzen Leben noch nie das Meer, geschweige denn ein Segelschiff

gesehen hatten, war hoffnungslos seekrank.

Jetzt erst, nachdem sie die Wachen gesetzt hatten und alles Leben allmählich in die immer gleiche Routine der hohen See auslief, hatte ich Zeit und Gelegenheit, die neue Welt, in die ich so unverhofft hineingeworfen wurde, etwas eingehender zu studieren.

Von allen Menschen an Bord bemitleidete ich keinen so sehr wie mich selber. Wer vielen dient, wird viele Herren haben, und wer hätte deren mehr als ein Schiffsjunge! In gewisser Hinsicht ist er der Blitzableiter für die bösen Launen aller derer, die etwas zu sagen haben. Heute ist es der Kapitän, morgen der Steuermann, übermorgen der Steward, im nächsten Augenblick der Koch, der Bootssteuerer, der Harpunier, der Bootsmann, der als Herr und Meister über ihn gebietet. Am meisten aber von allen diesen Herren trat Mister Twist in die Erscheinung. Mister Twist war der Steward. Ich habe schon erwähnt, dass er gut und gern sechs Fuß und mehrere Zoll maß. Das war indes nichts besonders Auffälliges in dieser Umwelt der großgewachsenen Menschen. Was ihn vor allen auszeichnete, das war die ungeheure blaue Mütze mit reichen Stickereien, wie man sie zuweilen bei den Reiseagenten an den Docks in Liverpool sehen kann. Nicht umsonst trug Mister Twist diese Mütze, denn wenn es etwas gab, das seine schwarze Seele vor allem ängstigte und beunruhigte, so war es seine Kahlköpfigkeit. Ich habe vorher und nachher noch manchen kahlköpfigen Menschen gesehen, aber nie wieder einen von solch

absoluter Abwesenheit alles dessen, was zu einem Kopfschmuck gehört. Mister Twist, so pflegten sie zu sagen, war so boshaft, dass er sich die Haare auf dem eigenen Kopf nicht gönnte. Neben dem Fehlen der Haare waren bemerkenswert an ihm die kleinen, kohlschwarzen, unruhigen Augen, die tief im Kopfe lagen und auch dadurch nicht schöner wurden, dass sie nie miteinander zusammenstimmen wollten und stets nach beiden Seiten schielten. In einem Punkt war Mister Twist besonders empfindlich. Das war eben die »Handhabe« an seinem Namen. Mister Twist! Es verging kein Tag, ohne dass er mir diese seine Eigenschaft noch besonders einschärfte. Und da es sonst an Bord keinen Menschen gab, dem es einfiel, ihn zu mistern, so versäumte er keine Gelegenheit, dieses Attribut wenigstens aus meinem Munde zu hören, sein Wille war für mich Befehl. Er war Steward und ich der Kajütjunge. Man muss ein seebefahrener Mann sein, um zu wissen, welche Welt zwischen diesen beiden Polen liegt. –

Auf einem richtigen Schiffe gibt es Menschen und »Hände«.

Die letzteren waren eine so eigenartige Gesellschaft, wie man sie nur immer an der Hafenfront eines amerikanischen Seeplatzes auflesen kann. Was immer im tollen Spiele des Lebens an Strandgut zusammentreiben und in die Hände eines Heuerbases gelangen kann, das hatte sich hier zusammengefunden. Farmer, alle Sorten Handwerker, Tramps und »Hobos«, verkrachte Kaufleute, ausrangierte Seiltänzer, aber Matrosen nicht. Hata, der Segelmacher,

mochte schon recht haben, wenn er sagte: »Zu viel verrückt!« Irgend etwas war nicht richtig bei jedem einzelnen, und das war kein Wunder. Wie sonst wären sie wohl auf den Gedanken gekommen, vor dem Mast auf einem Walfischfänger zu mustern!

Da war ein kleiner schwächlicher Mann von einigen vierzig Jahren, mit einem mageren, eingefallenen Gesicht und einer langen, gebogenen Nase und sanften blauen Augen, die einen bei jedem Blick um Entschuldigung zu bitten schienen, dass ihr Besitzer überhaupt geboren war. Erst Monate später musste ich erfahren, dass dieser schüchterne Mensch ein vor der New-Yorker Polizei flüchtig gegangener berüchtigter Taschendieb und Falschspieler war, der schon mehr als ein Menschenleben auf dem Gewissen hatte.

Da war Dan, Dan Mac Farlan, ein herkulisch gebauter Schottländer mit einem wilden schwarzen Haarschopf und kohlschwarzen Augen, in denen ein irrsinniges Feuer brannte. Stets hielt er sich abseits von den anderen, und wo er ging und stand, murrte er vor sich hin wie ein bössartiger Kettenhund. Schon beim ersten Anblick hatte ich die Überzeugung gewonnen, dass dieser ein »schwerer Junge« sei, bis sich herausstellte, dass er vor kurzem noch Pfarrer war an einer kleinen Landgemeinde in Pennsylvanien.

Und da waren Jim, Jacques, Al, Ed, Dick, Jumbo, ein großer Neger mit schwarzem, lackglänzendem Gesicht und funkelnden Zähnen, dessen Wiege man am Kongo vermutet hätte, wenn sein Geburtsschein



– er war der einzige, der so etwas mit an Bord gebracht hatte – nicht die Stadt Atlanta in Georgia aufgewiesen hätte.

Ein jedes Mannschaftslogis hat seine »Bullies«. Diese waren an Bord der »Bonanza« vertreten durch das Kleeblatt Jim Collins, Joe Carrol mit Schanghai-Bill als dritten im Bunde. Jeder einzelne von diesen dreien hatte schon mehr Berufe ausgeübt, als er Haare auf dem Kopfe hatte. Jim Collins war der geborene Soldat. Er war auf Kuba und den Philippinen gewesen, er hatte im Burenkriege mitgekämpft, er war bei den Blockaderennern im Russisch-Japanischen Kriege gewesen, er hatte in Revolution und Flibustierexpeditionen in Mittelamerika gemacht. Es hatte in diesem letzten Vierteljahrhundert keinen Streit gegeben an den Enden der Erde, wo Jim nicht mitten drin gewesen wäre, um seine Hand zu versuchen in dem Spiele.

Joe Carrol dagegen hatte es mehr mit dem Salzwasser gehalten. Sein ursprünglicher Beruf war der des »Black Birder«, jener Sorte moderner Sklavenhändler, die vor wenigen Jahren noch die Inselwelt der Südsee heimsuchten auf der Jagd nach schwarzen Arbeitskräften für die Zuckerplantagen in Queensland. Das ging, solange es gehen konnte, und als dann die Polizeischoner allzu aufdringlich wurden, musste man sich wohl oder übel einem weniger einträglichen Berufe widmen. Seither hatte Joe Carrol sich in allen Zweigen der Seefahrt versucht, vom Austernfischen bis zum Walfischfangen. Am einträglichsten, so meinte er, sei noch immer das Seehund-

stehlen an der Küste von Feuerland und auf den Inseln im Beringmeer gewesen. Das bringe bei gutem Verlauf der Reise einen großen Gewinn, andernfalls könne man auch mit seinem Kopfe dafür bezahlen. Das müsse man eben mit in Kauf nehmen. Und Joe Carrol war gerade der Mann, der so etwas riskieren würde aus reiner Lust am Riskieren, denn es gab auf dieser Welt nichts, was Joe Carrol fürchtete, es sei denn die harte Arbeit.

Und da waren noch all die anderen. Ein jeder hatte seine Geschichte, und wollte ich sie alle erzählen, so würde ich mein Garn niemals zu Ende spinnen. Es waren ganz junge dabei, kaum älter als ich selber, verzogene Muttersöhnchen, die von Zuhause weggelaufen waren, und andere, die mit Schuhputzen und Zeitungsverkäufen niemals einen guten Tag gesehen hatten in den Höhlen und Spelunken, im Dienste mauschelnder Betrüger und schmieriger Halsabschneider an der Bowery zu New York. Da war Mac-Donald, ein schwerer Junge aus dem Ostende von Chikago, der sich rühmte, in seinem ganzen Leben noch keinen Strich Arbeit getan zu haben. Sie brachten ihn auf die Wache von Silas Hard, und es dauerte wirklich nicht lange, bis er das Arbeiten gelernt hatte.

Der einzige unter dieser Gesellschaft, der sich dazu herbeiließ, mit mir anders als mit Knurren und Brummen zu reden, war der Koch. Auf deutschen Schiffen wird der Inhaber dieses wichtigen Amtes Smutje genannt; auf Schiffen englischer Zunge nennt man ihn Doktor oder einfach Doc.

Doktor war ein sehr gesprächiger Herr, der es nicht versäumte, mir in jeder Hundewache, wenn es sonst nichts zu tun gab, ein langes Garn zu spinnen, das ich gierig aufsaugte, wie lauterer Evangelium. Denn Doktor war schon länger zur See gefahren als irgendein anderer Mann vorn oder achtern an Bord der »Bonanza«. Für Schiffe war er geradezu ein wanderndes Lloydbüro. Man brauchte ihn nur zu fragen, und schon sagte er die Namen herunter mit Tonnage, Takelage, Heimathafen, Kapitän und Reedern. Das Schiff aber fing bei Doktor erst beim Segelschiff an. Diese aber teilte er nach altem Seemannsbrauch in zwei Klassen: die harten und die hungrigen. Zu ersterer Sorte gehörten alle Yankeeschiffe.

»Setz' dich her«, sagte er mir eines Tages, als ich in die Kombüse kam, »ich will dir erzählen, wie ich an Bord der ›Black Adder‹ Zweiter Steuermann war unter Kapitän Donald MacKay. Wir segelten von Oyster Bay nach Frisco in hundertzwanzig Tagen, und eine feine Reise war das! Denn der alte MacKay war gerade der Junge, der sich aufs Treiben von Männern und Schiffen verstand. Rede einer von blaunasigen Yankeeschiffen! MacKay war einer, er und sein Steuermann, Mr. Slocum. Aus seinem Schiff hat er die Hölle und aus sich selbst den Teufel gemacht. Glücklicherweise, der noch mit heiler Haut und ungebrochenen Knochen am Ende der Reise abmustern konnte. Denn MacKay war nicht empfindlich und sein Steuermann noch viel weniger. Sie waren dort an Bord ziemlich verschwende-

risch im Gebrauch von Belegnägeln, Schlagringen, Seestiefeln und Revolvern. Ein verstauchtes Bein und ein gebrochener Arm zählten hier nicht, Rippen, die durch Seestiefel eingetreten wurden, mussten selbst sehen, wie sie wieder zusammenwachsen, Gesichter, die von Belegnägeln verunstaltet waren, mussten obendrein noch freundlich und dienstfertig blicken, wenn sie nicht im nächsten Augenblick eine noch, schlimmere Behandlung gewärtigen wollten. Wer aufmuckte, der wurde in Eisen gelegt und bekam nichts zu essen als ein Biskuit je Tag und eine Tracht Prügel in jeder Wache. Wer ein saures Gesicht machte, der wurde mit den Händen über dem Kopfe in der Takelage aufgehängt. Aber ein guter Seemann war Kapitän MacKay und ein Teufel im Segelführen. Einmal – ich sah das mit meinen eigenen Augen – kam unten vor Kap Hoorn eine Hagelbö herangefegt und knickte die Vorbramrahe wie ein Streichholz. Da steckte sich MacKay seine Pfeife an und ging nach der Kajüte. »Weckt mich, wenn die Großrahe herunterkommt!«

Noch manche derartige Geschichte von Yankee-schiffen hatte Doktor auf Lager. Seine besondere Missachtung aber galt nicht den harten, sondern den hungrigen Schiffen, den Limejuicers.<sup>2</sup>

»Der hungrigste Limejuicer, auf dem ich gefahren habe«, sagte er eines Tages, »war die »Loch Torredon« aus Glasgow. Nur einmal im Monat gab es dort Erbsensuppe, und das war ein Festtag für alle Mann an Bord. Im übrigen musste man mit Biskuits

auskommen, die so hart waren wie der Schädel eines Steuermanns auf einem Yankeeschiff. Alle vierzehn Tage musste ich mir ein neues Loch in den Gürtel machen, bis am Ende – du kannst mir's glauben oder nicht – das Ding zweimal um den Leib ging und man den Anfang wieder benutzen konnte. Das war vor zwanzig Jahren. Aber auch heute sind sie nicht viel besser, und das ist auch der Grund, warum nur Dutchmen<sup>3</sup> und Degos darauf fahren und kein anständiger Britischer seinen Fuß auf ihre Decksplanken setzt.«

Das alles erfuhr ich, wie gesagt, von »Doc« in mancher Hundewache, erst vor dem brummenden Herd in der warmen Kombüse und dann draußen auf der Luke unter den schwellenden Segeln, die sich majestätisch über uns breiteten, so recht die richtige Umrahmung für solche Geschichten. Denn wir waren inzwischen in den Passat gekommen. Ohne je eine Brasse zu berühren, rannten wir vor dem Wind nach südlichen Zonen. Die Luft war warm und weich, der Himmel war blau, über das dunkelblaue Wasser schwirrten die fliegenden Fische, und vor dem Bug funkelte das phosphoreszierende Meer in den lauen, sternbesäten Nächten.

Der alte Koch mochte schon recht haben, wenn er die Schiffe erst beim Segelschiff beginnen ließ. Es kann einer Jahr um Jahr auf schnaubenden Dampfern durch tropische Meere fahren, ohne etwas zu verspüren von der Schönheit des Passats, ohne nur einen Hauch von dem Zauber der See.

Doch, was schreibe ich? Nie werde ich mein Garn zu Ende spinnen, wenn ich so weiter mache. So mache ich von meinem Vorrecht als Geschichten-erzähler Gebrauch und springe mit Siebenmeilens-tiefeln über anderthalb Jahre und über endlose Meeresstrecken in eiskalten Kap-Hoorn-Stürmen und unter brütender Tropensonne. Was soll man von jenen anderthalb Jahren erzählen? Glück und Unglück wechselten miteinander in allen Zonen, aber das ist nichts Besonderes im Leben des Seemannes. In den Solandergründen an der Neuseelandküste verloren wir den ehrenwerten Mister Mulligan, der durch den Schlag der Flosse eines sinkenden Walfisches mitsamt seiner Bootsmannschaft ums Leben kam. »Schade«, hatte der Kapitän gesagt, »er war eine gute Hand, und die Reise ist noch jung. Hätte sich die Faxen für später aufsparen sollen. Besser wäre es schon gewesen, wenn Silas Hard statt seiner nach David Jonas' Spind gegangen wäre.«

Wir waren alle derselben Ansicht.

Die Art, wie man hier von Menschenleben sprach, hatte etwas Kaltes an sich, an das ich mich nie gewöhnen konnte. Es war ein Glück, dass jetzt alle von baldiger Heimkehr redeten. – Ach, wir wussten nicht, dass die Reise nun erst richtig anzufangen begann!

An einem warmen Frühjahrmorgen lagen wir östlich von den Hawai-Inseln. Es war ein vollständig windstillter Tag. Die Segel hingen schlaff von den Rahen und schlugen zuweilen mit donnerndem Ge-

töse gegen die Masten, wenn das Schiff in der Dünung rollte. Die See war glatt wie Glas und schwer wie Öl. Glucksend ging das Wasser an der Schiffsseite. Es war alles so leblos und unwirklich wie ein gemaltes Schiff auf einem gemalten Meere. Ich stand am Ruder und träumte vor mich hin, wie ich das schon so unendlich oft getan hatte in den anderthalb Jahren dieser langen, langen Reise. Vorn auf der Back arbeiteten die Matrosen am Gangspill und sangen ein Shanty, zu dem Jumbo, der in solchen Dingen ein Meister war, den Ton angab. Kräftig kam der Gesang über das stille Wasser.

*»Shenandoah, I love your daughter.*

*Away, my rolling river!*

*Oh, Shenandoah, I long to hear you.*

*Ah! ah! We're bound away*

*Cross the wide Missouri!«*

Ich konnte nicht umhin zu denken, wie weit wir doch jetzt von solchen Plätzen entfernt waren, und ob es denn noch einmal möglich werden würde, dorthin zurückzukehren, nach Missouri oder sonst wohin, wo auch noch andere Menschen wohnten, oder ob dieses Seezigeunerleben nun immer so weitergehen sollte in alle Ewigkeit. Sie redeten ja jetzt alle von der Heimkehr, und wenn erst einmal eine richtige Brise aufspringen wollte, so würden wir jetzt sicherlich die Rahen vierkant brassen, und dann – ja dann –

Und wie ich noch bei diesen Gedanken war, da

begann im Südwesten ein Luftzug aufzukommen, der mit dunklen »Katzenpfoten« über die glatte Wasserfläche lief. Bald begann er stärker aufzufrischen. Royal und Bramsegel begannen sich zu füllen. Der Kapitän kam an Deck und schnüffelte nach allen Windrichtungen.

»Voll und bei!« rief er mir zu.

»Voll und bei, Sir!«

Langsam drehte das Schiff sich nach dem Winde.

»Was liegt an?« rief der Kapitän.

»Nordost zu Ost, halb Ost, Sir.«

»Recht so!«

Der leise Luftzug wurde bald zu einer kräftigen Brise. Die Segel standen voll. Das Schiff legte sich über unter ihrem Druck. Wieder ging es vorwärts, irgendwohin. Aber wohin?

Nordost zu Ost, halb Ost?

Eben hatte ich acht Glas geschlagen. Der Kapitän schaute noch einmal auf den Kompass, ehe er nach unten ging.

»Recht so«, sagte er wieder, »halte gut voll und bei, und wenn sie abfällt, so halte Kurs. Nordost zu Ost, halb Ost.« Er musste bemerkt haben, wie ich ihn zweifelnd anschaute, denn plötzlich ließ er sich dazu herbei, mich mit Worten anzusprechen, obwohl er es sonst für unter seiner Würde hielt, mit »Vormasthänden« anders zu sprechen, als durch saure Mienen, ungeduldige Gebärden und handfeste Redensarten.

»Das nimmt dich wunder? Du wirst dich noch



mehr wundern, mein Junge, ehe wir fertig sind. Die Reise ist noch jung, verflucht jung! Es geht nach der Beringstraße.«

Einen Augenblick stand ich wie versteinert ob solcher Offenbarung. Unwillkürlich kamen mir die Worte des Kochs in den Sinn, die er allemal im Mund zu führen pflegte, wenn einer dort unten im Süden einen Albatros fing. Sollte am Ende doch etwas Wahres daran gewesen sein? Es war lächerlich, daran zu glauben, aber ob ich wollte oder nicht, immer wieder gingen mir die Verse durch den Kopf:

*»Was hat heute dieser Schwerenot  
Landlummel nur gemacht?  
Er schlug, bei Gott, den Vogel tot,  
Der Glück und Wind gebracht!  
All unser Glück wiegt nicht ein Lot,  
Seit schmäählich über Nacht  
Der Lummel schlug den Vogel tot,  
Der Glück und Wind gebracht!«*

- 
1. Frederick Marryat (\* 10. Juli 1792 in London; † 2. August 1848 in Langham, Norfolk) war ein englischer Marineoffizier und Schriftsteller. Seinen zahlreichen Seeromanen, die mehrfach ins Deutsche übersetzt wurden, wurde zwar eine „treue Auffassung des Lebens“ und eine „gewandte Darstellung“ attestiert, andererseits aber auch Marryats rasche Produkti-

onsweise kritisiert. <<<

2. Unter Seeleuten gebräuchliche Bezeichnung für englische Segelschiffe, auf denen täglich eine Ration Zitronensaft (*lime juice*) als Gegenmittel gegen Skorbut verabreicht wird. <<<
3. Dutchman – Holländer, aber von Amerikanern als eine etwas geringschätzig Bezeichnung auf die Deutschen und nicht selten auch auf Skandinavier, sowie alle Arten nicht englischer Germanen angewandt. <<<

## Alaska-Jim

Die Brise, die uns bei den Hawai-Inseln zu Hilfe gekommen war, verstärkte sich von Stunde zu Stunde. Bald kam sie aus Nordosten mit der Stärke eines halben Sturmes. Die »Bonanza« lag über wie eine Jacht, mit der Leereling beinahe unter Wasser. Scharfe Spritzer flogen polternd und rasselnd über das Verdeck. Es war wieder einmal ein richtiges Passatwetter, obwohl wir schon wieder aus den Passatregionen hinaus im Norden des Wendekreises waren. Der Himmel war tiefblau mit wolligen Windwolken, die darüber segelten. Fliegende Fische schwirrten über das dunkelblaue, von weißen Schaumflocken lustig durchsetzte Wasser, und überall in der Luft sah man die geschäftigen Bubles und die flinken Fregattenvögel. Noch nie auf der ganzen Reise hatte ich so viel Phosphor im Wasser gesehen. Nicht nur das Kielwasser des Schiffes, sondern das ganze Meer weithin funkelte und glühte nächtlicherweise in dem weißen Lichte. Wo immer das Wasser im Lee durch die Speigatts drang und sich auf dem Verdeck verlor, da war es, als ob einer von irgendwoher eine Handvoll Diamanten ausgestreut hätte. Während der ganzen Nacht konnte ich nicht schlafen, selbst in der Freiwache nicht, und das wollte schon etwas heißen. Mit gierigen Augen sog ich den faszinierenden Anblick ein, und ich dachte mir, welch wunderbares Handwerk doch das des Matrosen wäre, wenn man immer solches Wetter hätte.

Aber dieses ist wohl auch der beste Bundesgenosse aller harten Kapitäne und aller hungrigen Schiffe. Wie mancher schon hat in kalten Nächten bei hungrigem Magen der Seefahrt abgeschworen und ist dann trotz allem und allem wieder in das Garn gegangen, wenn in schwachen Stunden das Brausen des Windes seine Ohren betörte und das Phosphorleuchten in seine Augen kam! Ich will indes auch diese Geschichte kurz machen mit einem weiteren großen Sprung, der uns direkt ins Beringmeer führt.

Eines Tages wurde vom Ausguck das Eis gesichtet. Weit in der Ferne lag sein Widerschein als ein blendend weißer Streifen unter dem düsteren Horizont, über der fast tintenschwarz schimmernden Wasserfläche. Ehe man recht wusste, wie es geschehen, waren wir schon mitten drin. Wer nie in seinem Leben auf einem vorwärtsdrängenden Schiffe durch ein Feld von Treibeis gefahren ist, der kann sich nur schlecht eine Vorstellung machen von dem eigenartigen Zauber dieses Bildes. Die See ist dort immer spiegelglatt, da das Gewicht des Eises keinen Seegang aufkommen lässt. Ist das Wetter schön und der Himmel blau, so betrachtet er sich in dem Wasser wie in einem Spiegel, und die Eisschollen auf dem Wasser sehen aus wie weiße, fliegende Schäfchenwolken. Unter der Wasserfläche leuchten sie in einem hellen Smaragdgrün, und alles in allem ist es ein buntes, lebendiges Bild, das wohl gemalt zu werden verdiente. Das Treibeis, das man beim Eintritt in die nördlichen Meere zuerst antrifft, liegt immer

in vereinzeltten Feldern, durch die sich das Schiff mit Knirschen und Krachen mühelos einen Weg bahnen kann. Dazwischen liegen wieder weite, völlig eisfreie Meeresflächen. Je weiter man vorwärts kommt, je dichter werden die Eismassen und je seltener die eisfreien Zwischenräume. Ehe man sich's versieht, kommt das Eis von allen Richtungen heringetrieben, und schon ist man eingeschlossen von den dicken Massen des Packeises, die weithin nicht einen Tropfen offenen Wassers übriglassen.

Es hatte den Anschein, als ob in diesem Jahre das Eis besonders weit nach Süden vorgedrungen war. Schon in der Mitte des Beringmeeres waren wir hart und fest eingeschlossen als Gefangene des Eises. Soweit man blickte, war nichts zu sehen als Eis und immer wieder Eis nach allen Himmelsrichtungen. Ein frostiger Hauch war in der Luft. Am Himmel irrlichterten die Nordlichter, die ich nun zum ersten, aber wahrlich nicht zum letzten Male zu bewundern Gelegenheit hatte. Aus der Ferne kam das Bellen der Seehunde und das heisere Schreien der Lummen. Wir waren nicht die einzigen, die hier im Eise lagen. Da und dort sah man die schlanke Takelage einer Bark zwischen den Eisfeldern. Es schien, als ob die ganze Flotte hier festgehalten werde. Es waren Schiffe aus San Franzisko, von dem Typ der »Bonanza«, aber alle mit einer Hilfsmaschine ausgerüstet für den Kampf mit dem Eis. Es war offenbar, dass wir hier in eine Gesellschaft geraten waren, in die wir nicht recht passten. Kaum waren wir angekommen, als die Leute der an-

deren Schiffe über das Eis herüberkamen, um uns zu »gammen«. Neugierig schauten sie sich um, schüttelten missbilligend die sachverständigen Köpfe und meinten, wir würden in dieser Gegend nicht länger andauern als ein Schneeball in der Hölle. Das Beste, was wir tun könnten, wäre, so schnell wie möglich wieder umzukehren zu den Kanaken und den Kokosnüssen, wo wir hingehörten.

Die Bootssteuerer versammelten sich mit ihren Kameraden in der Kombüse, wo Doc ihnen einen steifen Grog braute. Während nun das kochende Wasser ein lustiges Lied im Teekessel sang, spannen unsere Gäste lange Garne, denen ich begierig zuhörte, denn was sie zu erzählen hatten, das waren Dinge aus einer anderen Welt, von deren Existenz ich bisher noch kaum zu träumen gewagt hatte.

»Wenn einer ein Seemann ist, so ist's MacKay«, sagte einer von den Gästen, ein dürrer Mann mit einer ungesunden Gesichtsfarbe und einer großen Zahnlücke, die er wohl einem Boxkampfe verdanken mochte, »abgesehen vom Whiskytrinken hat's ihm noch keiner gleichgetan in der ganzen Flotte.«

»Er war es gewesen«, verbesserte Luis Gonzalez. »Aber wo ist er heute? Tot und unter der Luke. Ein Futter für die Fische, wie die anderen. In fünf Jahren hat man nichts mehr von ihm gehört. Das hat er nun von seiner Insel.«

»Warum nicht gar!« brauste der andere auf. »Zehn Jahre lang komme ich nun schon hier herauf, und da war kein Sommer, in dem ich dieses Lied

nicht hörte. Aber es sind die Totgesagten, die am längsten leben. Sie sind ein gutes Paar, MacKay und das alte ›Walroß‹. Und ich wette meinen Zahhtag gegen ein Pfund Tabak, dass er auch diesmal wieder sein Kabel koggt, wenn eben David Jones ihn schon zu entern suchte. Und wenn nicht – nun ja, da ist auch noch Alaska-Jim.«

»Alaska-Jim!« unterbrach ihn Luis. »Ist der diesmal auch dabei?«

»Nein«, fuhr der andere fort. »Er hat die Seefahrt aufgegeben und sich bei Point Barrow niedergelassen mit seiner Eskimofamilie. Keinen tapfereren Mann als Alaska-Jim hat es je gegeben auf dieser Seite des Polarkreises. Der würde den Teufel mit Sand und Steinen schrubben, wenn man ihn gut genug dafür bezahlte. Aber er liebt auch gern seine drei Mahlzeiten je Tag und ein warmes Bett, ohne Nachtwachen, und so musste sich MacKay nach einem anderen Steuermann umsehen für die letzte Reise. Jim ist nun gut aufgehoben bei seiner alten Eskimodame, und wenn eines Tages MacKay, auf den ich eben meinen Zahhtag gegen ein Pfund Tabak gesetzt habe, wenn der einmal wirklich nicht mehr zurückkommt, dann ist Jim immer noch da mit seiner Seekiste.«

»Wird groß was drin sein!« unterbrach ihn einer der Zuhörer.

»Was drin?« fuhr der andere leidenschaftlich fort. »Bei Gott, es ist alles drin, wie in einer Nusschale. MacKays Tagebücher und Abrechnungen, die er ihm gestohlen hatte, als er mit ihm die erste

Reise auf dem ›Krampus‹ machte, die Karte mit dem Fluss, der die Goldnuggets führte, und mit der genauen Lage der Insel, die niemand sonst weiß, Kapitän Tilden ebensowenig wie ein anderer.«

»Tilden?« rief einer der Zuhörer, »er gäbe eines von seinen Augen, wenn er mit dem anderen die Insel sehen könnte.«

»Wer redet von den Augen?« fuhr der Gelbgesichtige fort, »s ist nur eine reine Geldfrage. Jim wird sich als Lotse hergeben für den, der ihm am meisten bietet, und da kann er schon etwas verlangen, denn die Karte allein ist so gut wie hunderttausend Dollars.«

»Wie eine Million!« rief Luis Gonzalez.

»Wie zehn Millionen!« antworteten mehrere Stimmen.

»Zehn Millionen Dollars«, wiederholten sie alle andächtig, und es war, als ob die Ehrfurcht vor dieser großen Summe sich jedem auf die Zunge gelegt hätte. Eine Weile hörte man noch das kochende Grogwasser, das mit dem Deckel des Teekessels klapperte, man hörte das Wasser, das gegen die Schiffsseite wusch. Dann gingen sie alle still auseinander.

Wenige Wochen später hatte ich Gelegenheit, diese formidable Persönlichkeit – Alaska-Jim – von Angesicht kennenzulernen. Es war in diesem Sommer eine besonders günstige Saison. Seit vielen Jahren hatte man nicht mehr so wenig Eis gesehen. Ungehindert kamen wir durch die Beringstraße und hatten auch bald Point Barrow, das gefürchtete ame-



rikanische Nordkap, umschifft. Nun lagen wir einige Tagereisen östlich davon an dem dem Lande vorge-lagerten Eise vertaut. Seit langem hatten wir wieder einmal schönes Wetter. Der Wind war völlig eingeschlafen. Die Sonne schien hell in der klaren Luft. Gegen Norden lag das offene, fast eislose Meer mit seinen hüpfenden Wellen, auf denen der Sonnenschein glitzerte. Überall am Horizont stand der dunkelblaue Widerschein des offenen Wassers am wolkenlosen Himmel, und eigentlich war es ein so schöner Tag, wie ihn nur das Eismeer kennt. Eben schlug es acht Glas. Die Mitternachtsonne stand tief und übernatürlich groß und rot über dem nächtlichen Horizont. So fasziniert war ich von der weißen, verträumten Schönheit dieses nächtlichen Tages, dass ich darüber das Schlafengehen vergaß. Stunden vergingen, und ich lag immer noch auf der Luke und schaute in die rote Sonne und auf die mächtigen Eisfelder, die sich grün spiegelten in dem fast tintenschwarz schimmernden Wasser. Auf dem Achterdeck erging sich der Kapitän mit hoher Fahrt und murrte vor sich hin, wie das seine Art war, wenn etwas seine schwarze Seele bedrückte. Von Zeit zu Zeit blieb er stehen und musterte mit dem Fernglas das Festland, das sich hinter einem Labyrinth von zerrissenen Eisfeldern und Wasserrinnen ganz flach und für das unbewaffnete Auge kaum sichtbar gegen Süden ausbreitete.

»Fier weg das Steuerbordboot!« hallte seine Bärenstimme über das Verdeck. Im Augenblick waren Tausik und Uniaktuk, die beiden in der Bering-

straße an Bord gekommenen Eskimos, zur Stelle. Das Boot wurde zu Wasser gelassen. Eben wollten sie vom Schiffe abstoßen, als der Kapitän sich eines anderen besann.

»Was hast du um diese Zeit hier an Deck verloren, Johnny?« rief er mir zu. »Hast wohl nicht genug zu tun? Ich werde schon Arbeit für dich finden. Kannst mal mitpullen hier im Boot.«

Das ließ ich mir nicht zweimal sagen. Mit einem Satz war ich unten, packte einen Riemen und pullte aus Leibeskräften, aus Angst, er könnte sich im nächsten Augenblick doch noch eines anderen besinnen. Der Alte ergriff den großen Steuerriemen und hielt gerade auf Land zu. Immer kleiner wurde das Schiff in der Ferne. Je kleiner es wurde, desto besser gefiel es mir. Es war lange her, seit ich die »Bonanza« von außen betrachten konnte, und es gab doch wirklich auf dieser Erde keinen Anblick, den ich mehr genossen hätte als diesen. Mir war zumute wie einem, der nach langer Gefangenschaft sein Gefängnis in der Ferne verschwinden sieht. Nur langsam kamen wir vorwärts in den vielgewundenen Rinnen. Keiner sprach ein Wort. Man hörte nur das Rücken der Ruder und das bellende Schreien der Seehunde, die mit schnurrbärtigen Köpfen und glotzenden Augen überall aus dem Wasser auftauchten. Endlich kamen wir in eine kleine Lagune, deren Ufer dicht mit Treibholz übersät waren. Knirschend lief das Boot auf den Sand.

Wir sprangen in das kalte Wasser und zogen das Boot vollends an Land. Es war, wie gesagt, schon

lange her, dass ich richtigen Erdboden unter den Füßen gehabt hatte. Am liebsten wäre ich mit bocksbeinigen Sprüngen davongelaufen, ganz wie einer von den Eskimohunden, wenn sie im Schnee losgelassen werden; am liebsten wäre ich hineingerannt auf Nimmerwiderkehr in das weite Land in all seiner trostlosen Wildheit und Menschenleere. Wunderbar still und friedlich war es ringsum. Die Spatzen zwitscherten zwischen den Steinen.

Eine Schar wilder Gänse zog hoch oben am Himmel hin mit lautem, trompetenartigen Geschnatter. Sonst hörte man nichts als das leise Murmeln des Meeres am Strande. Weit und breit war nichts Menschliches zu sehen; wohl aber deutete manches darauf hin, dass auch dieser weltverlassene Erdwinkel zuweilen nicht ganz unbewohnt sein konnte. Dicht am Strande lag ein umgestülptes Kanu aus Walroßhaut, und allenthalben sah man die Reste der Lagerfeuer mit verkohlten Holzscheiten und gebleichten Knochen, die von glorreichen Mahlzeiten erzählten. In einiger Entfernung stand ein breites, vielgeästetes Gerüst, an dem die von Wind und Sonne schwarz gedorrten Fische zum Trocknen aufgehängt waren. Richtig wie eine Reihe von Galgen sah es aus im unsicheren Lichte der tiefstehenden Sonne, in dem brütenden Schatten des mitternächtigen Tages.

Auf einem ziemlich gut ausgetretenen Pfade marschierten wir, immer entlang dem Strande und immer über das schöne, trockene Treibholz, das vom Meere herangespült worden war, geradeswegs auf

eine weit in das Meer hinausragende Sandbank am Fuße eines steil abfallenden Vorlandes. Seit langem hatte ich nichts mehr so genossen wie diese Wanderung. Weithin verdämmerte der nächtliche Tag über den blendend weißen Eisfeldern über dem spiegelglatten Wasser, das bald dunkelblau, bald wieder schwarz wie Stahl aufblitzte in wechselndem Lichte. Millionenfach brachen sich die Strahlen im unsicheren Scheine der ewig währenden arktischen Dämmerung. Sie wiegten sich über dem Wasser, sie lagen wie Goldstaub über dem Horizont und malten die Ferne in feurigen Farben bis weit hinaus in die wilde Einsamkeit des unendlichen Meeres, wo die »Bonanza« als ein kleiner, schwarzer, verlorener Punkt zwischen den Eisschollen lag. Etwas weiter landeinwärts zog sich ein niedriger, jedoch ziemlich steil ansteigender Hügel hin, an dessen Hängen noch überall dicke, schmutziggraue Schneemassen lagen, von denen zahllose murmelnde, plaudernde Bäche herunterrieselten. Überall stand das Wasser in glitzernden Teichen, und in jedem Teiche puddelten sich die bunten Wildenten. Und überall in dem grünen Teppich von Moosen und Flechten wucherten die Blumen in verschwenderischer Üppigkeit. Ich bückte mich danach und pflückte sie ab und konnte es kaum glauben. So lange waren wir nun schon in dieser toten, starren Einöde, in tobenden Stürmen und eiskalten Nebeln, dass ich an alles andere glauben mochte, nur nicht an Blumen in diesen Zonen. Und doch war hier allenthalben der Moosteppich am Strande durchsetzt mit Veilchen,

Vergissmeinnicht, Schlüsselblumen, so bunt, so lustig und leuchtend wie nur irgendwo bei uns zu Hause – ja, wo denn? – gab es denn noch irgendwo ein Zuhause für uns?

Wir mochten etwa eine Stunde unterwegs gewesen sein, als lautes Hundegebell die Nähe menschlicher Behausungen verriet. Wenige Minuten später standen wir mitten in dem Feldlager der Eskimos, das sich weithin über die ganze Sandbank ausbreitete. So plötzlich war der Szenenwechsel, dass ich einen Augenblick keinen richtigen Abstand gewinnen konnte zu der Tatsache. Eine Weile stand ich sprachlos vor dem fantastischen Bilde.

Der Eskimo – als echter Nomade – ist überall zu Hause. Wo immer er sich niederlässt, nie ist er verlegen um ein Dach über seinem Kopfe. Im Winter macht er es sich bequem im Schneehause, wozu ihm die hartgefrorenen Schneebänke jederzeit das nötige Baumaterial liefern. Manchem mag solches Schneehaus als Nonplusultra der Ungemütlichkeit erscheinen; ein purer Aberglaube, der dringend der Richtigstellung bedarf wie so manche andere irrige landläufige Ansicht über das Eismeer und seine Bewohner. Ich habe später noch manche Nacht in einem Schneehause zugebracht, und es ist mir in der Erinnerung an diese nichts anderes zurückgeblieben als ein Gefühl der wohligen Wärme und der molli- gen Behaglichkeit. In den wenigen Sommermonaten behilft sich der Eskimo in der Regel mit einem ziemlich kümmerlichen Vorwand von einem Zelt, das im wesentlichen aus einem kreisförmig in den

Boden gesteckten und an der Spitze zusammengebundenen Gerippe aus Weidengerten besteht, über das dann eine Hülle aus Renntier- oder Seehundhäuten gebreitet wird, die *more holy than righteous* ist, wie man auf englisch sagt. Solche Behausung nennt man ein Iglu. Die Eskimos sind im Allgemeinen keine geselligen Naturen. Sind die Zeiten gut, ist die Jagd ergiebig, so zerstreuen sie sich weithin im Lande, und jeder errichtet sein Iglu dort, wo es ihm eben behagt. Geht jedoch der Hunger um – und das ist nur allzu häufig der Fall –, so fliegen sie zusammen wie die Motten nach dem Lichte. Iglu steht dann neben Iglu, der blaue Rauch kommt aus hundert Lagerfeuern, das Heulen der Hunde steigt als vielstimmiges Konzert zum frostigen Himmel der schweigenden Wildnis. Kommt man auf solchen Lagerplatz so stolpert man zunächst über Haufen von geworfenen Knochen, über Renntiergerippe, die wie poliert aussehen in ihrer abgenagten Reinlichkeit. Überall herrscht geniale Unordnung. Schlitten, Boote, Kochgeschirre, Pelzkleider und sonstige Landesprodukte liegen, kleine Kinder krabbeln umher. Da und dort watschelt eine alte Frau vorüber mit einem kleinen Baby in der mit Wolfs- oder Hundefell verbrämten Kapuze ihrer Pelzjacke, da und dort flitzt durch das Wasser ein flinker Kajak, in dem sich die kupferbraunen, halbwüchsigen Bur-schen amüsieren. Vor allem aber grüßt einen die Meute der Hunde. Ein Eskimohund kann nicht bellen, desto besser versteht er sich aufs Heulen, Knurren und Fauchen. Schaurig steigt das Klagelied zum

Himmel. Im Nu ist man umringt von einer keifenden, zähnefletschenden Meute. Die Mordlust leuchtet mit flackerndem Licht aus ihren wilden Augen. Keinen Pfennig mag man mehr um sein Leben geben. Da kommt der Herr mit der Peitsche. Alles zieht den Schwanz ein. Fort ist der Spuk, so schnell, wie er gekommen. Wir schreiten nach dem Iglu Pak, dem »Großen Haus«, das in der Mitte des Lagers steht. Und nun beginnt die große Visite.

Der Eskimo ist immer gastfrei. Solange einer etwas zu essen hat, haben es die anderen auch, und sei es der letzte Fisch und das letzte Stück Speck. Hier aber wurde im gegenwärtigen Augenblick aus dem Vollen gewirtschaftet. Der Sommer war gekommen und mit ihm die Enten, die Fische, die Seehunde. In der Luft und im Wasser war überall »Kaukau umalakta«. Ohne weitere Umstände setzten wir uns zu den anderen, die da im großen Kreise um das Feuer hockten, und ließen uns bedienen, als ob das so sein müsste. Im Topfe über dem Feuer kochte ein halbes Dutzend Enten, und der Haufen der weißen, wunderbar appetitlich aussehenden Fische neben dem Feuer wurde immer von neuem aufgefüllt. Weit weniger appetitlich war allerdings die etwas summarische Art der Zubereitung dieser Schätze. So wie er war, mit Schuppen, Eingeweiden und allem Zubehör, wurde der Fisch auf einen Stock gespießt und von der Flamme langsam braun und knusprig gebacken, ganz so, wie sie in der argentinischen Pampa ihren Asado braten. Stundenlang dauerte die Mahlzeit. Immer neue Haufen von Enten

und Fischen servierten die Weiber auf mächtigen, rohgeschnitzten Holzschalen, und noch immer war kein Ende unseres Eismeerhungers. Die Sonne, die inzwischen immer höher gestiegen war, schien warm und wohligh, und ihre hellen Strahlen spielten glitzernd über Eis und Wasser. Groß und rot brannte in der Mitte das mächtige Feuer, um das engzusammengekauert die Weiber hockten und ihre langen Pfeifen mit den kurzen Köpfen rauchten, derweilen sie mit leerem Blick in die Weite starrten. Eine frische Brise war vom Meere aufgesprungen und wirbelte wie ein Schneegestöber die überall umherliegenden Enten- und Gänsefedern, nach denen die jungen Hunde mit komischer Töppischkeit sprangen. Es war also, wie gesagt, eine recht gemütliche Zusammenkunft, und sicher hätte sich das Idyll noch weit in den Tag hinein ausgedehnt, wenn nicht plötzlich um die Landzunge herum ein großes Kanu in Sicht gekommen wäre. Alles eilte hinunter zum Strande, wo eben die neuen Gäste das Boot an Land holten. Der Strand ist an jener Stelle außerordentlich flach, sodass es nicht leicht ist, ein Fahrzeug – und sei es nur ein flachbordiges Eskimoumiak – aufs Trockene zu bringen. Alle legten mit Hand an, und so war die Arbeit bald getan. Nur der Mann am Steuer machte keine Miene zu helfen, sondern ließ sich im Gegenteil mit samt dem Boot auf das trockene Land ziehen. Er war ein großer, starker Kerl und eigentlich einer der dicksten Menschen, die ich je gesehen habe. Er war ganz à la Eskimo gekleidet, und mit seinem breiten, kup-



ferbraunen Gesicht und den kleinen, zwischen Fettpolstern tief eingebetteten Augen hätte ich ihn für einen Eingeborenen gehalten, wenn nicht der Kapitän auf ihn zugegangen wäre und ihm freundlichst die Hand geschüttelt hätte.

»How do you do, Mister Jim?«

»Allright, allright«, antwortete dieser, »man kann nicht klagen!«

Der also angeredete Mister Jim schien sich in der Tat der allerbesten Gesundheit zu erfreuen. Sobald das Boot auf dem Trockenen war, setzte er an Land mit einem elastischen Sprung, den man seinen kurzen, dicken Beinen nimmermehr zutrauen mochte. Vor dem Kochtopf blieb er stehen und zog genüssig die Düfte ein, die daraus emporstiegen. »Hier geht's zu wie bei Vanderbilts im Waldorf Astoria!« meinte er schmunzelnd. »Enten, bei Gott! Ihr habt mein Leibgericht erraten! Ich hab' das gerochen an der anderen Seite von Point Barrow. Bratet nur Enten oder einen Schneehasen oder so eine richtige fette Gans, und Alaska-Jim wird herbeikommen.«

Nun erst schaute er vom Kochtopf auf und blickte sich um im Kreise der Eskimos, die den Blick nicht eben besonders freundlich erwiderten, wie mir schien. »Und da sind auch Ukuea«, fuhr er fort, »und Tuktuk und Uluuluk und alle die anderen hübsch beisammen wie eine einzige glückliche Familie sozusagen. Freut mich, euch alle wiederzusehen.« Von einem ging er zum anderen und schüttelte allen die Hände und fand zwischendurch noch

Zeit, mir väterlich wohlwollend auf die Schulter zu klopfen. »Fixer Junge, den Sie da mitgebracht haben«, meinte er wohlwollend, »so fix, wie man sie nur eben findet dort unten an der Wasserkant von New Bedford; ganz ein Ebenbild von mir selber, wie ich noch jung war. Das hab' ich auf den ersten Blick gesehen. – Wir beide, wir wollen zusammenhalten, Johnny, wie Pech und Schwefel.«

Die Stunden vergingen, und es war immer noch kein Ende der Beredsamkeit. Auch die Eskimos wurden zusehends animierter. Nur der Kapitän schaute wortlos vor sich hin und rauchte seine Pfeife wie einer, der mit seinen Gedanken woanders ist. Je länger das Palaver dauerte, je mehr begannen auch meine Gedanken zu wandern. Mir war, als ob ich Blei in den Augen hätte. Ich lehnte mich gegen einen umherstehenden Schlitten. Immer undeutlicher kam das Gewirr der Stimmen an mein Ohr, wie wenn es aus weiter Ferne und aus anderen Welten käme. Schon war ich eingeschlafen. – –

Mir war, als ob ich mich eben erst hingelegt hätte, als eine raue Stimme mich aus dem Schläfe weckte. Das breite, behäbig grinsende Gesicht eines Eskimos führte mich augenblicklich in die Wirklichkeit zurück. Ich sollte nach dem Kabelunazelt kommen.

Als ich mir den Schlaf aus den Augen gerieben hatte und mich umsah in der Gegend, bemerkte ich zu meinem Erstaunen, dass es schon wieder Nacht geworden war, denn die Sonne stand tief über dem nördlichen Horizont. Irgendwo am Strande hockten

die Eskimos eng zusammengehuuddelt und schlugen gleichmäßig Takt auf großen Seehundsfelltrommeln und sangen dazu ein nimmerendendes Lied, das eintönig über das stille Wasser kam. Im »Kabelunazelt« beschäftigten sie mich mit dem Sortieren von Patronen, und das war eine Arbeit, die mir sehr zusagte, denn es war warm und behaglich in dem Zelt.

Der Wind spielte mit dem Tuche. Sonnenschein drang durch die Ritzen und tanzte in flüssigen Ringeln auf dem Sandboden. In der Ecke kochte und brodelte ein Teetopf. Auf einem mächtigen Eisbärfell im Hintergrund saßen der Kapitän und Alaska-Jim und trieben Handelsgeschäfte. Es ging alles Zug um Zug, denn keiner schien allzu große Stücke zu halten auf die Vertrauenswürdigkeit des anderen. Der stattliche Haufen Fuchsfelle, der anfangs neben Alaska-Jim lag, wurde immer kleiner und wanderte stückweise hinüber nach der Steuerbordseite, wo der Kapitän hockte. Dafür aber wurde der vor ihm liegende Haufen Silberdollars immer größer. Eines nach dem anderen begutachtete der Kapitän die Felle, befühlte sie mit den Händen, hielt sie ans Licht und warf mit nachlässiger Miene immer noch einen Dollar zu den anderen. Nachdem sie mit den weißen Polarfüchsen fertig waren, kamen sie zu den Mardern und Luchsen, den Kreuzfüchsen und den silbergrauen. Aus den Silberdollars wurden funkelnde Goldstücke, bei deren Anblick Jims Augen förmlich aus den Höhlen traten. Nachdem sie endlich fertig waren mit den Handelsgeschäften,

setzten sie die Unterhaltung mit halblauter Stimme fort, wie Leute, die etwas besprechen, von dem das Ohr nicht hören darf, was der Mund zu sagen hat. Immer erregter wurde das Gespräch. Plötzlich unterbrach Alaska-Jim seine Rede und warf einen fragenden Seitenblick auf mich.

»Pah«, sagte der Kapitän, »kümmere dich nicht um ihn, der weiß ja noch nicht, dass er geboren ist!«

Dann redeten sie weiter und vergaßen schließlich alle Vorsicht!

»Nein«, sagte Alaska-Jim, »er ist tot! So tot wie meinerwegen der Eisbär, auf dem wir hier sitzen. Wie sollte es wohl anders sein? Fünf Jahre ist es her, seit er flugs gegangen ist, und er ist seit dem Tage nicht mehr gesichtet worden.«

»Und wo mag das Schiff geblieben sein?« meinte der Kapitän.

»Das ›Walroß‹? Auf seiner Insel natürlich! Wo denn sonst?«

»Und MacGregor?«

»MacGregor! Der war doch kein Mann neben Kapitän MacKay! Sie wissen ja, wie es war mit Kapitän MacKay. Immer war er ein Gentleman. Einen sanfteren Menschen gab es nicht in der ganzen Flotte. Aber hinter den Dollars war er her wie der Teufel hinter der armen Seele. Und wenn es sich um seine Insel handelte, so war er gar der Teufel selber. – MacGregor hätte das wissen sollen; wenigstens war er eine Hand, die alt genug war in dem Geschäfte, um es zu wissen. Und so passierte es ihm – ich sag's

gerade, wie es ist, und mache kein Hehl draus. Er hängte sich an sein Kielwasser, um ihn auszuspionieren. Da machte Kapitän MacKay ein Gesicht, das sauer genug war, um den Teufel zu erschrecken, und wie MacGregor ihm eines Tages seinen Wal-fisch abzujagen suchte, da packte er die Harpune mit dem Bombengewehr und blies das Boot zum Teufel mitsamt dem Fisch.«

»Ja, das wird er wohl getan haben«, meinte der Kapitän, »das war so einer von seinen Späßen!«

»So war's wohl mit MacKay«, fuhr Jim fort. »Er war ein spaßiger Mann, wenn er dazu aufgelegt war; aber es waren ungesunde Späße, und mancher fixe Junge hat sie nicht überlebt. Zehn Jahre lang bin ich unter ihm gefahren als Steuermann und kann das bezeugen, besser als irgendeiner auf dieser Seite des Polarkreises.«

Langsam und zögernd hatte er die Worte vor sich hingesprochen. Plötzlich aber sprang er auf und schaute wild vor sich hin mit funkelnden Augen, die ihn ganz verändert aussehen ließen.

»Hab' ich nun endlich lange genug gewartet?« fragte er mit einer Stimme, die von Leidenschaft zitterte. »Durch drei lange Sommer habe ich die Herrschaften hier empfangen und mit ihnen geschwatz't vom schönen Wetter, von den Preisen für die Fuchsfelle und was weiß ich. Mac-Gregor hat es so mit mir gemacht, und Cook und Kelly und all' die anderen. Und nachdem sie lange genug geschwatz't hatten, haben sie mich alle hier liegen lassen wie ein beigedrehtes Bumboot an der Kanalküste, weil kei-

ner darunter war, der auch nur die Courage einer Küchenschabe hatte. Dabei ist jeder verlorene Tag so gut wie eine verlorene Kiste voll barem Gold. Und die Insel –«

»Ich gäb' meine rechte Hand, wenn ich wüsste –« rief der Kapitän, der ebenfalls aufgesprungen war, nachdem er anfänglich mit erzwungener Gleichgültigkeit zugehört hatte.

»Wer redet von abgehackten Händen?« fragte Jim, »s ist nur eine Frage von Dollars. Ich habe die Kiste; ich habe die Karte. Reden wir von Geschäften.«

»Ich gäb' meine rechte Hand«, sagte der Kapitän noch einmal.

»s ist nur eine Frage von Dollars«, meinte Jim, »und von ein bisschen Tinte und Papier, damit nachher die langen Advokatenzungen mich nicht noch einmal um meinen Anteil beschwatzen.«

Misstrauisch schaute er sich im Zelte um, währenddessen es sich beide bequem machten zu einer langen Unterredung.

»Hab' ich doch draußen meine Pfeife liegen lassen in Unioktoks Zelt oder sonstwo! Spring, Johnny, sei ein guter Junge und komm nicht eher wieder, als bis du sie gefunden hast.«

Als ich nach einer Weile wieder zurückkam, natürlich ohne die nie verlorengegangene Pfeife, war das Gespräch schon wieder in friedliche Bahnen eingelenkt über gleichgültige Angelegenheiten. Die Fuchsfelle wurden in eine Kiste gepackt und alles fertiggemacht zur Rückkehr an Bord, nicht eben zu

meiner Freude, denn es gab in dem Augenblick nichts, vor dem ich mich mehr fürchtete. Ich hatte eine unbestimmte Ahnung, dass es diesmal für lange Zeit, vielleicht für immer sein würde. Bald marschierten wir wieder auf dem engen Pfade, der zu dem Landungsplatze unseres Bootes führte.

Die ganze große Mahalla des Eskimos gab uns das Geleit und ebenso Alaska-Jim, der mit Sack und Pack aufbrach, offenbar in der Absicht, sein Iglu eine Weile an Bord der »Bonanza« aufzuschlagen. Seinen Seesack hatte er mir aufgeladen. Mit der schweren Last und meinen kleinen Beinen konnte ich kaum Schritt halten mit seinem Tempo. Nicht weit vom Ziel warf ich die Last hin, um einen Augenblick zu verschnaufen. Alaska-Jim setzte sich auf einen Stein und stopfte sich seine Pfeife. Wir befanden uns mitten im Eskimofriedhof. Überall standen die hohen Gerüste aus Treibholz, auf denen lang ausgestreckt die Toten lagen. Alle waren eingewickelt in halbvermoderte Renntierfelle, aus denen die Knochen herausragten. Ein eklig-süßlicher Verwesungsgeruch lag in der Luft, so recht ein Platz, wo man das Fürchten lernen konnte, zumal jetzt, wo die Sonne tief stand und dunkle Schatten am Hügel lagen. »Keine hübsche Gesellschaft«, sagte Alaska-Jim, während er in aller Seelenruhe seine Pfeife anzündete, »aber wer sagt dir, dass die Lebenden schöner sind? Da ist zum Beispiel der alte Muktuk, der auf dem Gerüst dort hinten über der Wassergrube liegt. Keinen hässlicheren Menschen als ihn hat es gegeben zwischen hier und der Beringstraße.

Aber gut war er wie ein 20-Dollar-Goldstück. Keiner ist jemals hungrig aus seinem Iglu gekommen, solange er selbst etwas zu essen hatte. Was hat er nun davon? Vor einem halben Jahre kommt ein Messinka von der sibirischen Küste und befördert ihn zu David Jonas mit dem Winchestergewehr. Nun liegt er da mit den anderen, und kein Wunder! Das konnte ich ihm vorher schon sagen, denn ich kenne die Welt und die Menschen, vor allem die seefahrenden Menschen. Ich bin schon bei den Portugiesen und bei den Kanaken gewesen und einmal drunten in Tristan da Cunha. Ich habe Austern gefischt und Walfische gefangen, ich habe Whisky geschmuggelt und Seehunde gestohlen, ich habe Messer gehen und Menschen einander totschießen sehen, es gibt keinen Teufelstrick, bei dem ich nicht dabei gewesen wäre in meinen Tagen, aber noch nie – ich sag' dir's, wie's ist – noch niemals habe ich gesehen, dass etwas Gutes vom Guten gekommen wäre.«

Eine Weile schaute er vor sich hin und sog schweigend an seiner Pfeife. Dann fuhr er fort in seiner Rede, die er weniger für mich als für sich selbst und die umliegenden Toten hielt:

»Er ist ein Fuchs, Ben Tilden, es gibt keinen in der Flotte, der ein größerer wäre als er. Aber er ist nicht Fuchs genug für Alaska-Jim. Ich halte den Schatz in der Kiste, ich liege auf der Lauer wie ein Eisbär vor einem Seehundloche – aber wenn der Tag kommt, dann spute dich, Alaska-Jim, tue Heu in deine Stiefel! Schlag' zu, wen's trifft, und tue es gut. Die Toten erzählen keine Geschichten!«



Noch eine ganze Weile dauerte die Unterhaltung, die immer mehr in einen eintönigen Monolog des Mister Jim auslief. Draußen auf dem Meere war indes die Mitternachtsonne immer tiefer gesunken. Blutrot und übernatürlich groß stand sie am Himmel, der in allen Farben glühte. Es war, als ob der ganze Horizont im Norden über den Eisfeldern in hellen Flammen stünde. Weiter gegen den Zenit ging das Farbenspiel über in schimmerndes Gelb und Grün und tiefdunkles Blau, aus dem vereinzelt Sterne aufblitzten wie funkelnde Edelsteine. Es war eine Farbensymphonie, wie sie nur der hohe Norden kennt. Man hätte tausend Augen haben mögen, um das Bild zu genießen in dieser feierlichen Stille, wo nur die Farben lebendig waren.

Nur halb hörte ich auf das Gerede meines Begleiters, denn mir war unheimlich zumute und – ob ich wollte oder nicht – ich fing an, mich zu fürchten in dieser Umwelt der Toten, zumal jetzt, wo das Zwielicht immer tiefer sank und die hohen Gerüste endlos lange Schatten an den Hügelhang warfen. Fast auf jedem Gerüst saß eine gescheckte Schneeeule mit großen, starren Augen und schrie heiser in die sinkende Nacht. Mehrmals machte ich Miene zum Aufbrechen, aber Alaska-Jim schien keine Eile zu haben.

»Nur keine Hast«, sagte er beschwichtigend, »das tut keinem gut und verdirbt die Gesundheit. Du wirst das auch noch herausfinden, wenn du erst einmal so viele Biskuits gegessen hast wie ich. Es ist eine feine Nacht, die man genießen muss, wenn

man sich in so guter Gesellschaft befindet.«

Und so genoss er denn noch eine Weile das einseitige Plauderstündchen. Wohl eine Stunde lang schaute er wortlos den blauen Tabakringen nach, die er mit der Regelmäßigkeit einer Dampfmaschine in die Luft hinausblies. Dann saugte er noch eine Weile an der leeren Pfeife. Dann klopfte er sie aus auf einem Stein, steckte sie in die Hosentasche und schritt gemächlich weiter nach dem Strande.

Dort unten hatte sich die ganze Gesellschaft schon versammelt. Am Rande der Lagune brannten mehrere mächtige Feuer. Nicht weit von der Lagune, fest verankert in dem Grundeis, lag der kopflose Rumpf eines Walfisches, den sie inzwischen irgendwo im Meere aufgefunden und mit ihren Booten hierher geschleppt und festgemacht hatten. Offenbar war er der Überrest der Jagdbeute eines der Walfischfänger, die wegen des hohen Wertes der Barten zumeist nur den oberen Teil des Kopfes verarbeiten und sich nicht der Mühe des Auskochens der den Körper umhüllenden Speckschicht unterziehen. Umso glorreicher ist dann die Ausbeute der als Aasgeier ausziehenden Eskimopiraten.

Da lag nun die mächtige schwarze Masse wohlvertaut im Eise.

Kaukau umalakta!

Ein süßlicher Geruch von Fäulnis und Verwesung kam von dort herüber. Die Möwen schwebten in weißen Wolken darüber und vollführten ein Geschrei, dass man sein eigenes Wort nicht verstehen konnte. Sie zankten und balgten sich um die Beute

und schlangen die Fleischstücke hinunter; bis sie einfach nicht mehr konnten und schwer wie Bleiklötze ins Wasser fielen, aus purer Überfressenheit. Nicht anders erging es den Hunden. Schon von ferne hatten sie das Kommen der Beute beobachtet und es begrüßt mit lautem Geheul und gierigen Blicken der flackrigen Wolfsaugen. Nun gab es kein Halten mehr. Kaum war der Schatz festgemacht, so stürzten sie darüber her und rissen an den Speckstücken und würgten sie hinunter, bis sie vor Erschöpfung schweratmend auf dem Eise lagen und sich in Krämpfen wanden. Und nicht viel anders – das muss ich gestehen – benahmen sich auch die Herren der Schöpfung.

Vor jedem Iglu brannte ein Feuer, und über jedem Feuer brodelte es im Kochtopf. Die Weiber hockten enggehuuddelt um die Feuer, und die Männer schnitten mit ihren Messern lange Streifen aus der schwarzen Haut, die sie mit größtem Appetit verzehrten, obwohl sie zehn Meter gegen den Wind stank, oder vielleicht gerade deshalb. Alaska-Jim, der in dieser Umwelt einen Platz einnahm wie der Sultan im Märchen, ließ sich gleich häuslich nieder und wurde bedient von den anderen, als ob das so sein müsste. So war alles wieder einmal in festlicher Stimmung, und es war kein Ende des Schmausens. Nur der Kapitän saß mürrisch auf dem Bootsrand und starrte hinaus auf das Meer, wo eben der wieder auffrischende Wind das Eis von der Küste abtrieb. Ostwind bedeutet offenes Wasser in jenen Zonen des Eismeeres. Dieses wieder schmeckt nach

Walfischen, und es ist darum die höchste aller Teufelsqualen für den Kapitän eines Walfischfängers, wenn er solche Gelegenheit verpassen soll im *dolce far niente* bei einem Eskimo-Hula-Hula am Strande. Indes: Die sauren Mienen des Kapitäns standen hier nicht annähernd so hoch im Kurs wie drüben an Bord der »Bonanza«, wo jede von ihnen ein Befehl war und ein Omen für alle Mann an Bord.

Der Wind frischte immer mehr auf, und als wir endlich das Boot zur Rückreise fertig machten, war er zu einem kleinen Sturme angewachsen. Die See war schwarz wie Tinte. Draußen auf dem offenen Meere tanzten unzählige Schaumflocken, und überall stießen knirschend und mahlend die Eisschollen aufeinander.

Der letzte, der an Bord kam, war Alaska-Jim. Mit ihm kam auch der Seesack, den ich selbst so getreulich vom anderen Lager bis hierher geschleppt hatte, und vor allem auch die Seekiste. Diese betrachtete ich mit besonderem Interesse. Sie sah nicht eben aus wie ein Behälter, in dem man Schätze aufzubewahren pflegt. Es war eine ganz ordinäre Seekiste wie unzählige andere, die jahraus, jahrein in den Mannschaftsräumen über alle Meere fahren. Die stark abgestoßenen Ecken legten Zeugnis davon ab, wie oft sie schon bei hoher See von Bordwand zu Bordwand geschliddert sein mochte. Auf dem Deckel war mit einem glühenden Eisen ein I. S. eingebrannt. Mitten auf dem Deckel stand die etwas ungeschickte Zeichnung einer Bark unter vollen Segeln.

Nach langen Mühen waren wir endlich langseits des Schiffes, wo der inzwischen immer stärker angeschwellene Seegang unser Boot mit mächtigen Stößen gegen die Bordwand warf. Mit einem heruntergelassenen Tauende heißen sie die Kiste an Deck. »Vorsicht mit der Kiste«, rief Alaska-Jim, »wer mir das Ding fallen lässt, kann mal leicht nachspringen ins Wasser!« Wie drunten an Land, so musste ich auch jetzt wieder den großen Seesack achteraus nach der Kajüte schleppen, denn wenn es etwas gab, was Alaska-Jim hasste, so war es harte Arbeit. In der Kajüte des verstorbenen Mister Mulligan – sie war nicht größer als die Speisekammer neben meiner Mutter Küche und bot gerade noch Raum genug für ein Bullauge und zwei übereinander angebrachte Kojen – machte sich Alaska-Jim sogleich an das Auspacken seiner Habseligkeiten, die alle nach Tee und Tabak rochen. Zuerst kam ein neuer Anzug aus schwerem blauen Tuch zum Vorschein. Den warf er achtlos in eine Ecke. Dann erschien eine Blechmug und ebensolcher Teller. Dann allerlei blauleinenes, mit Teer und Farbflecken beschmiertes Arbeitszeug, ein Paar Gummistiefel, die dem Riesen Goliath selbst bis zu den Hüften gegangen wären, dann ein Südwester, Ölzeug, eine Marlinspike, ein ein Meter langes Stück Sunlightseife, ein halbes Dutzend Walroßzähne mit Eskimotätowierungen, mehrere Pfund Plattentabak und von dem schwarzen, geringelten, den sie in Hamburg »swarten Krusen« nennen. Schon lagen die Schätze hoch aufgeschichtet in der Koje, und immer noch kamen neue zum

Vorschein, denn es gibt auf dieser Erde nichts, das unergründlicher wäre als ein Seesack. So wie er den Plunder aus dem Sack zog, so ließ er ihn auch liegen und machte nicht einmal den Versuch, die Behausung etwas wohnlicher einzurichten.

Zufällig fiel sein Blick auf die Oberkoje, wo Mister Mulligan, der in seinen jungen Jahren ein großer Schürzenjäger gewesen sein mochte, die Wand mit einer Galerie junger Mädchen verziert hatte, alle mit blauen Augen und roten Backen, strotzend von Gesundheit, alle parfümiert, nach Rosen und Veilchen duftend, mit eingedruckten Vergissmeinnichten und zierlichen Sprüchen, die von Liebe, vom Sterben und von unvergänglicher Treue erzählten. Und alle rings gruppiert wie ein Fächer um die in großem Format hergestellte Fotografie eines Mädchens von ausgesprochenem jüdischen Typus. Oft schon hatte ich das Bild betrachtet, denn es war – abgesehen von Kanaken- und Eskimoweibern – das einzige Weibliche, das man an Bord der »Bonanza« zu sehen bekommen hatte in all den langen Monaten. Je mehr ich es betrachtete, desto mehr hatte ich ihm Interesse abgewonnen, und ich war geneigt, zu ihren Gunsten anzunehmen, dass der Fotograf der jungen Dame nicht eben geschmeichelt hatte bei Abnahme des Bildes. Alaska-Jim aber belehrte mich eines anderen.

»Jenny!« rief er. »Jenny, wie sie immer war, mit den kleinen Chinesenfüßen und dem großen Hut, der ausschaute wie ein Yankeeclipper vor dem Winde. So habe ich sie zuletzt gesehen in Mac-

Farlans Bar in San Franzisko.« Immer aufmerksamer betrachtete er das Bild und immer wohlgefälliger. »Jenny! Gutes, altes Mädchen! – Sie war nicht eben hübsch, sagst du, und da magst du wohl recht haben, aber darauf kommt es nicht an bei dieser Sorte. Abgesehen von der großen Gallionsfigur im Gesicht wäre sie schon die richtige Partie gewesen für einen seefahrenden Mann.

Ah, sie waren große Freunde, John Mulligan und Jenny! Sie hat sich an ihn gehängt wie ein Hai an manches gute Schiff. Sie hat seinen Schoner der chilenischen Polizei in die Hände gespielt, gerade als das Geld Hand über Hand hereinkam, dort unten bei Kap Hoorn beim Seehundstehlen. Sie ist weich, geworden, wie sie in San Franzisko vor Richter Bailly standen wegen Opiumschmuggels: sie ist es, die den Angeber gespielt hat, wie er am Strand von Roratonga den *Morning Star* aufs Land setzte. – Ah, gebe sich einer ab mit den Frauenzimmern!

Ein Millionär könnte er heute sein und Kapitän auf seinem eigenen Schiff, wenn's nicht für diesen schwarzen Teufel gewesen wäre. – Und wo ist er heute? Futter für die Haifische in den Solandergründen. – Und Jenny ist heute auch schon unter der Luke in David Jonas' Spind. Sie starb an Typhus in Rio de Janeiro, und das ist das Beste, was sie sich und anderen angetan hat in ihrem ganzen Leben.«

Eine Weile saß er regungslos auf der Kiste und saugte an seiner Tabakpfeife, genau so, wie er es drüben auf dem Eskimofriedhof getan hatte.

»Und Kapitän Tilden ist auch nicht so ohne«,

fuhr er nachdenklich fort, »so zäh wie eine Walroßhaut und zweimal so hässlich. Abgesehen von MacKay gibt es keine härtere Nuss als ihn in der ganzen Flotte. Man sieht's ihm nicht so an. Er hat eine sanfte Art zu sprechen, er gebraucht keine bösen Worte, wenigstens nicht soviel wie das, was man sonst gewohnt ist von seefahrenden Menschen an Bord der Walfischfänger, zumal von den Kapitänen. Stundenlang kannst du ihn über den Büchern sitzen sehen. Er hat etwas von einem Gelehrten an sich. Mathematik, Navigation, Lateinisch, eimervoll. Nein, das ist nicht natürlich, sage ich, das schickt sich nicht für einen christlichen Seemann! Wenn ich es mit der Religion zu tun bekomme, so gehe ich in die Sonntagsschule, wenn's mir ums Studieren ist, so setze ich mich in eine Bibliothek, an Bord aber tue ich, wie die Seeleute tun. So muss jeder sagen, der etwas versteht von Schiffen und von Seeleuten. Bei Kapitän Tilden aber kannst du niemals wissen, was er ist. Aber er hat so eine Art, die Menschen anzusehen, die einem auf die Nerven geht. Ich bin sonst nicht eben das, was man so einen nervösen Landlummel nennt, aber wenn Ben Tilden mich anschaut, dann werde ich es. Das ist die Art, wie er John Andersen anschaute, ehe er ihn niederschoss wie einen tollen Hund, weil er ihm den Walfisch verlor an der afrikanischen Küste, das ist die Art, wie er mit Tom Parkers umsprang an Bord des ›Narwak‹, wo alle Mann krank waren an Beriberi und er ihn zurückließ, zu sterben wie ein Hund auf den Poumosinseln. ›Dürfte ich Sie bitten, Mister



O'Connor, einen Augenblick mit mir nach der Kajüte zu kommen?« sagte er eines Tages zu seinem Ersten Offizier, genau so freundlich und höflich sagte er es, wie ich eben zu dir, und *well* – Mister O'Connor ist lebend nicht mehr aus der Kajüte gekommen.

Ja, er ist ein Teufel, aber er ist nicht Teufel genug für Alaska-Jim! Denn ich bin nicht so wie die anderen Jungens, die blind und täppisch in die Falle laufen, weil seefahrende Menschen nicht gern denken mögen. Ich habe einen Kopf, und das ist mehr, als die meisten haben. Ich segle hart zu Wind, ich gebe Ruder und drehe bei, wenn's nicht anders geht. Aber ich halte meinen Kurs, wenn's sein muss bis in David Jonas' Spind.«

Nur die Hälfte hatte ich verstanden von dem, was er mir da erzählte, aber auch schon daraus habe ich ersehen, dass hier eine Persönlichkeit an Bord gekommen war, die den Dingen eine andere Wendung geben sollte. Mir war das eben recht, denn alles war mir erwünscht als Abwechslung in dem ewigen Einerlei dieser Treitmühle.

Noch drei Wochen lang lagen wir vor der Küste. Der Wind, der sich zu einem richtigen Sturme ausgewachsen hatte, trieb uns im dicken Nebel eine Strecke weit außer Sicht des Landes. Erst drei Wochen später kamen wir wieder zu derselben Stelle zurück, und zwar ankerten wir diesmal in größter Nähe des Landes, kaum eine Steinwurfweite von der Lagune, denn das Küsteneis war inzwischen losgebrochen und ins offene Meer hinausgetrieben.

Auch sonst hatte der Platz sich erheblich geändert seit unserer letzten Anwesenheit, wenn auch nicht zu seinem Vorteil. Die leuchtenden Farben, die damals im weichen Lichte der Mitternachtsonne über Land und Wasser lagen, waren alle verschwunden, und grau in grau malte sich die Landschaft unter dem trüben Himmel. Die Hügel, wo noch vor wenigen Wochen die Blumen blühten und das helle Wasser von den Schneefeldern rieselte, waren nun alle wieder tief verschneit, und es war, als ob der Himmel nicht genug tun konnte, um diese tote Welt immer noch tiefer in sein weißes Leinentuch zu hüllen. Unaufhörlich wirbelten die dicken Schneeflocken über Land und Wasser, als ob es eben schon Weihnachten wäre und nicht erst der Monat August, wo sie zu Hause anfangen, die Trauben zu pflücken.

Nein, nimmer werde ich jenen Tag vergessen, und wenn ich so alt werde wie Methusalem selber. Ich stand an Deck und schaute in das Schneege-stöber, und dabei gingen meine Gedanken weithin nach Süden, zu warmen Zonen. Je länger ich in den wirbelnden Schnee hineinschaute, je nachdenklicher wurde mir zumute. Ich fing an, mir zu überlegen, was ich wohl einmal anfangen mochte, wenn auch diese lange, lange Reise einmal vorüber wäre. Auf einem der Yankeeschiffe an der kalifornischen Küste, wo sie viel Geld verdienen, wollte ich fahren. Ich wollte sparen wie ein Nigger. Einen Dollar wollte ich zum anderen legen, bis es reichte zu einem kleinen Schoner für den Kopra- und Perlmutter-

terhandel bei den Marshallinseln. Oder wie wäre es mit der Kängurujagd in Australien, dem Schildkrötenfangen auf den Galapagosinseln oder dem Diamantensuchen in Südwestafrika? – Oder sonst irgend etwas. Aber etwas Richtiges müsste es sein. Und ein bisschen fantastisch, abenteuerlich und ausgefallen. Noch eine Weile hing ich diesen Gedanken nach und kam immer tiefer in die Welt der Palmen und Kokosnüsse, als von drüben am Lande ein vielstimmiger Ruf ertönte. »Schiff ahoi!«

Eine Anzahl Boote stieß vom Lande ab, und ehe man recht wusste, wie es geschehen, hatten sich alle unsere braunen Freunde von damals an Bord versammelt. Mit Kind und Kegel kamen sie auf das Verdeck, wo sie sich häuslich niederließen und offenbar auch ganz zu Hause fühlten. Die Männer durchsuchten alle Winkel des Schiffes, wo nichts ihrer kindlich-naiven Neugier entging, die Weiber hockten auf ausgebreiteten Renntierfellen auf der Luke und rauchten ihre lange Pfeife, derweilen die kleinen Babies in der Kapuze ihrer schweren Renntierfellröcke mit den kleinen Händen gestikulierten. Es war ein recht seltsames Idyll, über dessen Anschauen ich alle Müdigkeit und alle Nachtruhe vergaß.

Wäre ich zehnmal so müde gewesen, hätte ich doch keinen Schlaf finden können über dem Anblick des fantastischen Lebens, das so unerwartet aus dem Meere heraufgestiegen war.

Und immer kamen noch weitere Gäste. Sie kamen mit Zelten, Schlitten, Hunden, Kochtöpfen und

ihrem gesamten Hausrat. Unförmige Fellboote, die bei dem Herannahen im Wasser wie große Tausendfüßler aussahen, wurden an Deck geheißt und sorgfältig verstaut. Immer größer wurde die Herde der Hunde, die das Verdeck bevölkerten. Sie verkrochen sich unter den Spieren und Stangen, und immer von Zeit zu Zeit erfüllten sie die Luft mit schaurigem Geheul. Je mehr ich mir das alles betrachtete, je weniger mochte es mir gefallen, je unerklärlicher kam mir der Zauber vor. Das anfängliche Interesse verwandelte sich in Erstaunen und dann in Bestürzung.

Was sollte dieser Spuk?

Was wollten wir mit Eskimos und Schlittenhunden, wir, die wir in wenigen Monaten schon wieder unter der Tropensonne segelten? Oder vielleicht –?

Der Verdacht kam über mich wie der Dieb in der Nacht. Die Möglichkeit, die ich bisher in den entferntesten Träumen nicht in Betracht gezogen hatte, begann zu dämmern mit dem grauen Tage, und ehe die Nacht wiedergekommen war, war sie zur traurigen Gewissheit geworden.

Die Mehrzahl der Gäste ging freilich bald wieder an Land, ein halbes Dutzend aber – darunter die Hälfte Weiber – blieb an Bord, zusammen mit den Hunden und Schlitten. Sie halfen uns in ihrer stürmischen Art bei der Arbeit am Gangspill. Bald hing der Anker tropfend an der Back. Die Segel begannen sich zu füllen im Winde. Mit brennender Ungeduld und halb noch mit einer verlorenen Hoffnung im Herzen stand ich am Ruder und wartete auf den

Kurs, den man setzen würde, wenn wir erst vom Lande klar waren.

»Nord-Nord-Ost!« sagte der Steuermann.

So war der Kurs an diesem und noch an manchem folgenden Tage, wenn er auch nicht immer so auf dem Kompass stand, denn in jenen weltverlassenen Meeren ist infolge der Nähe des magnetischen Nordpols kein Verlass auf dieses Instrument.

Ja, immer werde ich an jene Reise denken wie einer, der im Erwachen an böse Träume denkt! Mit immer gleicher Stetigkeit heulte der Ostwind und jagte die scharfen Spritzer über das Verdeck. Das Schiff lag weit über unter dem Druck der Segel und rollte in der Dünung, die sich zuweilen zu grünen Bergen anstürmte und zischend und schäumend über die Bordwand brach. Und kaum irgendwo ein Stück Eis! Es war wie ein Wunder. Schon waren wir mehrere Tagereisen weit in gerader Richtung vom Lande weg nach Norden gefahren, mitten hinein in die berühmte und berüchtigte Beaufortsee, die auf dieser Höhe noch kein Schiffer vor uns befahren hatte, es sei denn vielleicht Kapitän MacKay mit dem alten »Walroß« auf seinen sagenhaften Reisen.

Der Sommer war vorbei, und Nachtschatten lagen wieder über dem Wasser. Seltsam fahl huschten sie über das Verdeck. Die Lampe in der Kajüte brannte rot in der sinkenden Nacht. Man hörte nur das immer gleiche Brausen des Windes und das Rauschen des Wassers vor dem Bug. Es war allenthalben so eine große, schöne, fast feierliche Ruhe, wie man sie nur in stillen Nächten auf hoher See erle-

ben kann, wenn der Ausguckmann auf der Back auf und ab schreitet und ab und zu die Glocken der Glasen schlagen.

Lange saß ich an Deck und konnte keinen Schlaf finden über der Unruhe, die stärker als je über mich gekommen war. Ich schaute nach den vereinzelt Sternen, zwischen denen die Mastspitzen gleichmäßig hin und her pendelten, ich sah die Nordlichter unruhig flimmern über dem nördlichen Horizont, und ich dachte mir:

»Ach, Eismeer! – Wärest du zu Hause!«

## Niemandsland



oll ich von jener Reise nach dem Niemandsland erzählen? Sie kommt mir noch heute vor wie ein Traum, und es kommen Augenblicke, in denen ich mich frage, ob es wirklich alles so gewesen ist, wie ich es hier erzähle.

Nichts ist unberechenbarer als die Bewegungen des Eises im hohen Norden. Es kommt und geht und treibt über die unermessliche Wasserfläche nach unerforschten Gesetzen. Viel ist darüber geredet und geschrieben worden. Ein jeder hat seine eigene Theorie auf diesem Gebiete, aber ein Rätsel ist alles geblieben, auch für die ältesten und erfahrendsten Polarforscher, ja, für die am allermeisten. Heute fährt man frei und unbehindert durch blaues Wasser mit hüpfenden Wellen, überall über dem Horizont steht der dunkle Widerschein des offenen Wassers, und nirgendwo in der weiten Runde ist ein Stückchen Eis zu sehen oder auch nur ein heller »Eisblink« in der Ferne. Das Herz lacht einem vor Freude bei dem Anblick, und man meint, das müsste nun immer so weitergehen. Und kommt man einige Stunden später wieder an Deck, so sind sie auf einmal alle wieder da. Von allen Seiten kommen sie herangerückt wie die Gespenster aus dem grauen Nichts. Im Augenblick ist kein Tropfen offenen Wassers mehr zu sehen. So weit das Auge reicht, schweift es über die endlosen Eisfelder im fahlen Lichte unter dem grauen Himmel, und es ist, als ob

sie ihre Beute nimmer preisgeben wollten aus der tödlichen Umklammerung.

Und immer von Zeit zu Zeit im Lauf der Jahre kommt eine sogenannte »offene Saison«, von der die kommenden Schiffergenerationen in Jahrzehnten noch reden wie von einem Wunder; ein Sommer, in dem unter dem Einfluss der Strömungen die Massen des Packeises noch weiter als sonst zurückweichen nach anderen Teilen des Meeres und man unbehindert weit vordringen kann in Regionen, wo in normalen Zeiten ein ununterbrochener Eiswall jeder Schifffahrt ein Ende macht.

Das Glück – oder sollte ich nicht besser doch sagen, das Unglück? – hatte uns mitten in solche »offene Saison« hineingeführt. Drei Tage Schifffahrt im offenen Meer ohne Eis ist in jenen Gewässern schon ein Erlebnis. Nun segelten wir schon beinahe acht Tage lang mit nördlichem Kurse, ohne etwas anderes anzutreffen als gelegentliche kleine Streifen Brucheis, quer zur Fahrtrichtung. Der Wind wurde immer stärker. In wilden Böen wehte er aus Südosten und jagte die »Bonanza« vor sich her mit einer Geschwindigkeit, die man ihr nimmer zugebraut hätte. Jedes Tau war gespannt wie eine Saite, alle Segel blähten sich zum Zerplatzen. Wild piff es in der Takelage. Die See ging hoch, und immer von Zeit zu Zeit vergrub sich der Bug in den Wellenbergen, die schäumend und sprudelnd sich auf dem Verdeck verliefen. Es war alles so wie im offenen Atlantik, wenn man durch die Westwindtrifft fährt, »*running easting down*«, wie die Seeleute sagen.



Auch die offenste Saison des Eismeeres ist jedoch nicht so zu verstehen, als ob man jederzeit nach jeder Richtung unbekümmert drauflosfahren könnte, ohne durch Eis behindert zu werden. Ab und zu wird man immer wieder festgehalten und treibt durch das Wasser nach den Launen Poseidons, wie immer es ihm gefällt. Nach achttägiger Fahrt fanden wir uns hart und fest eingeschlossen in einem unübersehbar großen Eisfelde. Es war ein richtiges dickes Packeis mit fantastischen Kuppen und Zacken, die unheimlich aussahen in dem matten Lichte des trüben Tages. Die Luft war kalt, und überall, wo offenes Wasser vorhanden war, da war es bedeckt mit einer dicken Haut von dünnem Eis. Es sah aus, als ob wir nie wieder aus diesem Eisgefängnisse herauskämen. Schlimm, wie unsere Lage war – denn man konnte ja nicht wissen, wo die Strömung uns hintreiben würde und ob wir überhaupt wieder freikommen könnten vor Einbruch des Winters –, so fing ich doch wieder an, allerlei Hoffnungen zu schöpfen. Wer konnte wissen, ob das nicht doch eine im letzten Augenblick von einem gütigen Geschick gesandte Rettung war, die uns die Reise ins Unbekannte verbaute. Als ich aber am Morgen an Deck kam, hatte das Bild sich vollständig verändert. Wie durch ein Wunder hatte das Eis sich vollständig verlaufen. Die Sonne stieg hell und klar aus dem Meere heraus und spiegelte sich millionenfach in dem glitzernden Kleide von Raureif, der die ganze Takelage des Schiffes wie mit einem Zucker guss überzog. Die Segel begannen sich zu füllen vor

einer kräftigen Brise. Eben waren sie dabei, das Vormastsegel zu heißen. Das schwere Fall hatten sie um das Gangspill genommen, um das sie nun marschierten mit einem lustigen Liede:

»Oh, ein stolzes Schiff war die ›Belveder‹,  
Alaska ließ sie in See,  
Und kam durch die Straße von Unimak her,  
Bestimmt nach der Beringsee,  
Ho, he, nach der Beringsee!«

Und noch einmal, indem sie die Speichen kräftiger vor sich herstießen, wiederholten sie alle den Kehrreim mit dem langen Schnörkel:

»Ho, he, nach der Beringsee!«

Es war ein recht langes Lied mit vielen Strophen, die sich anscheinend beliebig vermehren ließen, je nach der Länge der Arbeit, und die von den erdenklichsten Abenteuern berichteten. Von schneller Fahrt und gutem Wind, von Walfischen, die die Boote zerschlugen, von Liebesabenteuern in Eskimo-Iglus, von Hunger und Skorbut und kurzen Rationen. Von zwei Steuerleuten, die einander umbrachten im Streit um die Fuchsfelle, von einem Negerkoch, der den Bootsmann vergiftete, von einer Bootsmannschaft, die im Eise verlorenging, von einem Kapitän, der am *delirium tremens* starb.

Und wie nun die schwere Rahe schon beinahe oben war, stimmten sie alle mit viel Gefühl den sc-

hören Schlussvers an:

*»Und Koch und Junge und Kapitän  
Tut keinem ein Zahn mehr weh.  
Sie segeln nicht mehr auf der »Belveder«,  
Nicht mehr durch die Beringsee.«*

Die alte Romantik findet nur da und dort noch eine Heimstätte in vereinzelt Walfischfängern und Kap-Hoorn-Seglern. Nur in den Büchern findet man heute noch den Typus des tollkühnen Seemanns, wie er die Regel gewesen sein mochte auf den alten Klipperschiffen oder gar unter den bezopften Matrosen, die unter Franz Drake und Jean Bart auf Beute ausgingen. Der Seemann von heute ist anders. Er fühlt sich nicht mehr als solcher, sondern einfach als Glied einer Masse, als Sklave der Maschine wie jeder andere Industriearbeiter an Land. Sie organisieren sich in – Transportarbeiterverbänden, und wo in früherem Zeiten Flibustier und Black Birders ihre Garne spannen, da reden sie heute nur von Streik und Aussperrung, vom Achtstundentag und von Überstunden.

Und mit dem alten Seemann ist auch neben so vielen anderen Gebräuchen und Sitten der tiefen See das Seemannslied, das »Shanty«, aus der Mode gekommen. Seeleute sind im Allgemeinen keine musikverständigen Menschen. Das wäre auch zu viel verlangt. Aber im Shanty sind sie alle Meister. Für eine Landratte sind solche Lieder, die im Grunde genommen nichts weiter sind als ein in Reime ge-

brachter Rhythmus der Arbeit, nicht ohne weiteres verständlich, und man muss sich fragen, ob sie den richtigen Begriff davon bekämen, wenn sie wirklich den Sinn der Worte verständen. Es gehört dazu als Unterton die Stimme des Meeres und der immer gleiche Rhythmus der rollenden See. Ein nicht seebefahrener Mann macht sich keine Vorstellung von dem Chor der Stimmen, den ein Sturm an Bord eines Segelschiffes hervorruft. Im ganzen Körper des Schiffes ist ein gewaltiges Ächzen und Stöhnen.

Oben heult, singt und pfeift der Sturm durch das Tauwerk. In den Pardunen singt er wie eine Orgel; weiter oben heult er wie Telegrafendrähte mit greller, aufreizender Stimme oder mit einem süßen, melodischen Ton wie von Harfensaiten. Und lauter als das alles ertönt das Krachen der hereinbrechenden Sturzseen auf dem Großdeck, das Zischen des verlaufenden Wassers und das Hämmern der Taue gegen die Bordwand. In solchem Wetter tief unten beim Kap Hoorn muss man eine Schiffswache beobachten, wenn sie zu der Melodie »*away for Rio*« am Gangspill auf der Back das Marssegel heißt. Keinen schöneren Vorwurf kann man sich denken für einen Marinemaler: das schwer arbeitende Schiff inmitten der schäumenden Gischt des aufgeregten Meeres, die großen grünen Seen und der wilde, stürmische Himmel im fahlen Lichte des fernen Südens und die arbeitende Mannschaft auf dem Deck.

Auf den ersten Blick mag es scheinen, als ob die Shanty-Verse wenig Sinn und Verstand hätten. In endloser Folge erzählen sie von den Abenteuern ver-

schiedener legendärer Persönlichkeiten, die durch die Jahrzehnte, ja durch die Jahrhunderte die Fantasie des Seemanns beschäftigt haben. Da ist Ruben Renzo, der auf einem Walfischfänger musterte und dem es dort so erbärmlich schlecht ergangen war. Da ist John Brown, von dem wir erfahren, dass das Whiskytrinken seine stärkste Seite war, dass seine Frau eine Warze auf der Nase hatte, und unendlich viele andere Dinge. Da ist – bei Walfischfängern besonders beliebt – Neuseeland-Tom, der kriegerische Walfisch in den Solandergründen, der mit jedem Boot und jedem Schiff den Kampf aufzunehmen pflegte und dennoch nie zur Strecke gebracht wurde, obwohl sein Rücken mit Harpunen gespickt war und er im Laufe seines unheiligen Lebens schon zahllose Bootsmannschaften in David Jonas' Spind befördert hatte. Stellenweise haben solche Singsänge sogar einen politischen und geschichtlichen Ursprung, dessen Bedeutung aber heute kaum einem mehr bewusst ist. Kaum einer von denen, die heute das gute alte Shanty »*Santa Ana was a good old man*« singen, ist sich wohl der Tatsache bewusst, dass dieser selbe Santa Ana einstmals Präsident der Republik Mexiko war und einen Krieg gegen den revoltierenden Staat Texas führte. Es scheint, dass sehr viele dieser Shanties, die heute noch gesungen werden, ihren Ursprung auf den alten Yankee-Klippern der fünfziger Jahre gehabt haben, so vor allem das beliebte »*Blow, boys, blow, for California*«, das die neuentdeckten kalifornischen Goldlager besingt. Zahlreich sind auch die, die sich

mit den Ereignissen des amerikanischen Bürgerkrieges beschäftigen, worunter das bekannteste ein Spottlied auf den damaligen Präsidenten der Südstaaten ist: »*Hang Jeff Davis on a sour apple tree.*«

Auf deutschen Schiffen und bei deutschen Matrosen haben sich derartige Gesänge nie eingebürgert, denn obwohl der deutsche Seemann von heute, was Kühnheit und Seemannskunst anbelangt, erheblich über seinen alten Konkurrenten steht, hat er doch nicht wie diese die Tradition der See, die diese Lieder nur in jener Umwelt als echt erscheinen lässt. Nur das zulegt erwähnte Shanty mit seinem Kehrreim: »*Glory, glory, hallelujah*« findet sich wieder in dem deutschen Liede: »Hamburg ist ein schönes Städtchen.« Da es sich um eine schöne Marschmelodie handelt, ist sie schließlich auch in das Repertoire des deutschen Soldaten übergegangen.

Leute, die Shanties singen können, sind immer nützliche Persönlichkeiten an Bord, denn es gibt nichts, was eine schwere Marsrahe schneller in die Höhe schicken könnte als ein gutes Shanty.

An Bord der »Bonanza« war Schanghai-Bill der unbestrittene Meister auf diesem Gebiet. Das aber war auch wirklich der einzige Punkt, in dem er sich auszeichnete. Im übrigen aber war er in den anderthalb Jahren das geblieben, als was er sich schon am allerersten Tage gezeigt hatte: ein mürrischer, arbeitsscheuer Seeadvokat. In jedem Monat zu bestimmtem Tag und zu bestimmter Stunde erschien er auf dem Achterdeck, um dem Kapitän seinen Fall erneut in Erinnerung zu bringen. Der Vorfall pflegte

sich dann blitzartig abzuspielen nach einem im Lauf der Zeit ausgearbeiteten Schema.

»Was willst du hier?« fragte der Kapitän.

Worauf Schanghai-Bill: »Ich bin krank, Sir, und ich muss Sie auffordern, mich im nächsten Hafen an Land zu setzen.«

Kapitän: »Scher' dich nach unten, du alter Seelenverkäufer! Du wirst noch viel kränker werden, ehe ich mit dir fertig bin.«

Worauf dann wieder Schanghai-Bill unter Protest mit den Worten fortging: »Sie werden sich vor Gericht verantworten müssen für das, was Sie hier gesagt haben. Ich hab' das alles aufnotiert in meinem Logbuch. – Ah, mein Hals ist steif bei dem Gedanken an den Galgen, an dem ihr alle hängen werdet!«

Dann war wieder Ruhe für einen ganzen Monat.

Doch ich muss nach diesen Abschweifungen wieder zu meiner Geschichte zurückkommen.

Schon bald nach dem Passieren des Eisfeldes gelangten wir mitten in eine »Schule« von Walfischen. Es war ein schöner, sonniger Tag, und die Art und Weise, wie die buschigen Spaute aus dem blauen Wasser aufschossen, war genug, um jedes Walfischfängerherz vor Jagdlust erzittern zu machen. Der Dritte Steuermann, der eben die Wache hatte, ließ beidrehen in der steifen Brise.

»Blo-o-ow!« rief er aus dem Krähennest.

»Steht bei den Booten!« sang der Steuermann aus. Da kam der Kapitän an Deck und schaute sich um mit wilden Blicken wie ein gereizter Löwe.

»Weg von den Booten!« brüllte er mit einer Stimme, die alle polternden Sturzseen übertönte. »Holt achtern die Großrahe! Wer ist hier Kapitän an Bord?«

Auf diese erste Schule folgten bald noch andere. Bald sah man in der Ferne die Spaute aufblitzen, bald kamen sie aus nächster Nähe wie ein lautes, übernatürliches Schnarchen. Da und dort sah man die mächtigen schwarzen Körper wie Schatten unter dem grünschimmernden Wasser.

Alle bewegten sich langsam und gemessen, in spielerischer Beschaulichkeit. Es war die schlimmste der Tantalusqualen für jeden ordentlichen Walfischfänger, aber – mochten auch noch mehr kommen – der Kapitän schien keine Augen mehr zu haben für die Schätze, die da im Wasser lagen, und ebensowenig Alaska-Jim. Auf und ab marschierten die beiden auf dem Achterdeck, ohne je ein Wort miteinander zu reden. Es war offenbar, dass die beiden sich umso wohler fühlten, je weiter sie voneinander entfernt waren.

Auch sonst gab es in jenen Tagen genug der bösen Blicke und sauren Gesichter an Bord der »Bonanza«. Mürrisch, verdrossen und schleppend ging jeder seinen Geschäften nach. Meuterei heckte in allen Gesichtern.

Will man sich ein Bild machen von der Stimmung der Schiffsmannschaft, so braucht man sich gewöhnlich nur den Koch anzusehen. Allezeit ist dessen Gesicht ein untrügliches Barometer, und niemand versteht dieses besser zu lesen als der Schiffsjunge, auf den die Böen immer zuerst niederpras-



seln. Dieses Barometer stand aber derzeit auf Sturm. Mürrisch ging er seiner Arbeit nach, mürrisch reichte er mir das Essen, das ich in der Kombüse holen musste, und nicht einmal mehr in vielen Wochen hatte er mir ein Garn gesponnen. Wann immer ich nach seinem Reiche kam, da saß er mit Joe Carrol in einer dunklen Ecke hinter dem Herd, wo sie eifrig Zwiesprache hielten, mit tuschelnder, halblauter Stimme.

»Nein«, zischelte Joe, »'s ist nicht natürlich! Wie kann es denn sein? Seit einem Menschenalter fahre ich zur See und habe dabei mehr gesehen als irgendein anderer auf diesem gesegneten Schiffe. Ich war an Bord des alten ›Krampus‹, wie er im Eise erdrückt wurde bei Kap Bathurst, ich war mit Billy Bones in Banksland, ich habe gehungert und gefroren in mancher kalten Winternacht, ich hab' auf dem ›Fearleß‹ unter Kapitän Kid gefahren, der ein richtiggehendes Piano in der Kajüte hatte.«

»Pi-a-no?« wiederholte Jim im höchsten Diskant des Erstaunens.

»So wahr ich da sitze, Jim! Ich hab' es mit meinen eigenen Augen gesehen. Ich hab' ihn drauflos-hämmern hören, ihn und das dürre Geschöpf von einer Missionarsfrau, als wir vor St. Michael in Alaska lagen. So etwas ist nicht schiffsgemäß, wirst du sagen, und eine Beleidigung für alle Mann an Bord. Da magst du wohl recht haben. Ziehharmonikas sind mehr nach meinem Geschmack. So etwas klingt kräftig, wie Speck und Erbsen, und außerdem ist so ein Schnörkel dabei, der nach Segeln schmeckt und

dich ganz zu Hause fühlen macht. – Aber wer kann wissen, was alles vorgeht in den Köpfen von seefahrenden Menschen? Ah, Jim, ich habe davon etwas gesehen zu meiner Zeit! In einem Monat von Sonntagen würde ich nicht fertig werden, wenn ich dir davon erzählen wollte. Je länger man lebt, je weniger wundert man sich darüber. Aber das geht über meine Begriffe! Ich habe einen Bischof gesehen, den sie auf einen Perlenfischer verschanghait hatten, und einen Bootssteuerer, der nachher Tanzmeister wurde und Messerschlucker auf dem Rummelplatz auf Coney Island bei New York. Aber noch nie habe ich einen Walfischfänger vor den Walfischen davonlaufen sehen. Ich bin zu meiner Zeit in den Solandergründen gewesen und bei den Tongainseln und überall dort, wo etwas zu holen ist, aber noch nirgendwo habe ich so viele Walfische gesehen wie gerade hier in dieser Gegend. Kein Tag vergeht, ohne dass man eine Schule von Walfischen zu sehen bekommt, von denen ein jeder gut und gern seine 10 000 Dollar einbringt in San Franzisko. Sie brechen Wasser und gehen flugs und schauen einen an, dass es einem das Herz im Leibe umdrehen könnte. Und niemals ein Boot im Wasser! Immer vorwärts vor einem Fairwind. – Wohin? Weißt du's? Weiß ich's? Vielleicht zu David Jonas. – Es ist nicht natürlich, sage ich. Und es ist auch nicht recht. Eine Sünde ist es und eine Beleidigung für die ganze Zunft. – Jim! Jim! Wir haben für eine böse Reise gemustert. Halte einen hellen Ausguck. Es liegen Böen voraus, und *well* – ich sag's dir gerade, wie es ist –, es ist nicht natür-

lich. Die ganze Reise gefällt mir nicht.«

So ungefähr maulten und zischelten sie an jedem Tage. Die Unzufriedenheit wuchs von Tag zu Tag. Das Gerede wurde immer ärger, und binnen kurzem brach es los wie ein Hagelwetter.

\*

Das war so ungefähr um drei Glas in der Hundewache. Ich stand auf dem Achterdeck und putzte mit Öl und feinem Putzsand – aber zum wie vielen Male seit der Abreise von New Bedford! – das kupferne Gehäuse über dem Kompass. Es war nicht einzusehen, warum ich das tun musste, denn das Ding leuchtete auch so im Glanz seiner fleckenlosen Reinheit. Aber Schiffsgewaltige haben stets eine Schwäche für leuchtendes Kupfer und Messing, und noch viel weniger können sie es ertragen, wenn Schiffsjungen ohne Beschäftigung sind. Und also werden Messing und Schiffsjunge immer eine Anziehungskraft aufeinander ausüben, solange es Schiffe und Seeleute gibt. Im übrigen war es ein schöner Abend, wie wir ihn seit langem nicht mehr erlebt hatten. Der Wind war merklich abgeflaut zu nicht viel mehr als einer kräftigen Brise. Die Sonne stand tief über dem Wasser, und der Himmel war getaucht in alle Farben des Regenbogens. Der Abend lag weich und wohlig auf dem Verdeck. Sogar der Kapitän hatte seinen ewig unruhigen Spaziergang unterbrochen und saß auf der Luke neben einem der Eskimoweiber, die an den Pelzkleidern nähten.

Eben kam Mr. Silas Hard vom Großdeck herauf.

»Haben Sie etwas bemerkt dort unten?« fragte

der Kapitän. »Die Luft scheint dick zu sein.«

»So dick, dass man sie essen könnte!« antwortete Silas Hard. »Es ist ein böses Schimpfen und Fluchen, und irgend etwas wird da ausgeheckt. Das kann man ihnen von den dummen Gesichtern ablesen. Jim Collins ist ziemlich frei mit seinen Redensarten, und Schanghai-Bill hat es wieder mit seiner Krankheit zu tun. Das ist allemal ein böses Zeichen. Ich wette einen Dollar, dass wir hier etwas erleben werden, ehe noch der Tag zu Ende gekommen ist.«

Er hatte noch nicht ausgesprochen, als Will Watch, der Expfarrer aus Pennsylvanien, die Treppe zum Achterdeck heraufkam. Wild schaute er um sich mit seinen schwarzen Augen und murmelte vor sich hin, wie das seine Gewohnheit war. Seit der Abfahrt von San Franzisko hatte er gemurmelt und seither nicht mehr damit aufgehört in anderthalb Jahren.

»Was gibt's?« fragte Silas Hard.

Der Angeredete blieb die Antwort nicht schuldig und begann ihm den Fall auseinanderzusetzen, mit einer Zungenfertigkeit, die von vergangenen besseren Zeiten auf der Kanzel in seinem Pennsylvania-dorf zeugte. Mr. Silas Hard, der wenig Verständnis hatte für solche Beredsamkeit, unterbrach ihn ungeduldig.

»Schon gut! Schon gut! Sag's geradeheraus, was du zu sagen hast, und ohne Umstände. Dieses ist keine Kirche, sondern ein christliches Schiff.«

In diesem Augenblick kamen noch ein paar Mann von vorn, die anderen folgten, und bald stan-

den alle Mann auf dem Achterdeck, achterkant des Besanmastes. Das war nun ein Sakrilegium, das nach Sühne geradezu schrie, denn das Achterdeck ist dreimal heilig für ungeweihte Füße, wenn sie dort nichts zu tun haben. Der Kapitän aber, der sonst ein Fanatiker der Schiffsetikette war, schien heute geneigt, über die Ungehörigkeit solches Benehmens hinwegzusehen. Eine Weile starrte er wortlos den grollenden Haufen der meuternden Matrosen an, die offenbar bei dem Heraufkommen mehr im Schilde geführt hatten, als sie jetzt auszuführen wagten.

»Was wollt ihr hier, Jungens? Was kann ich für euch tun?« fragte er mit einem eigentümlichen Tone, aus dem man beim besten Willen nicht heraushören konnte, ob es Spott oder Ernst war, der in seinen Worten lag.

»Was wir wollen?« grollte eine raue Stimme. »Ah, der kann von Glück reden, der jetzt noch weiß, was er will! Gerade deshalb sind wir hier heraufgekommen, um das zu erfahren, Sir.«

»Stimmt etwas nicht mit den Rationen?«

»No, Sir«, antwortete derselbe Sprecher in einer womöglich noch gröberen Tonart, »nichts auszusetzen auf dem Gebiete, solange Salzfleisch und Stockfisch gut genug sind für den Mann vor dem Mast.«

»Handelt sich's um den Koch?«

»No, Sir.«

»Für was, zum Teufel, seid ihr dann hier heraufgekommen? Heraus mit der Sprache! Macht den Mund auf, einer von euch Seeadvokaten! Wie wär's,

Schanghai-Bill? Hast doch sonst kein Reff in der Zunge. Ich hab' mein Auge an dir gehabt in diesen Tagen. Seit Wochen höre ich dich maulen da vorne. – Well, nun, was gibt's? Jetzt ist die Zeit, dein Sprüchlein herzusagen. Niemand wird dich darum fressen.«

Der also angeredete Schanghai-Bill beeilte sich keineswegs mit der Antwort.

»Ich muss Sie schon bitten, meinen Namen aus der Geschichte zu lassen, Sir«, sagte er zögernd. »Ich bin ein kranker Mann. Ich bin hier unrechtmäßigerweise, unter Anwendung körperlicher Gewalt, an Bord gekommen. Ich betrachte mich als Passagier und müsste nun von allen guten Geistern verlassen sein, wenn ich mir ein gutes Ding durch eine lose Zunge verderben würde. Ich kenne eine gute Hand, wenn ich sie habe. Sie ist so gut wie ein volles Haus im Pokerspiel. Ich werde sie halten und spielen, für alles, was darin ist. Wenn je ein seefahrender Mann ein gutes Ding hatte, so bin ich es, ich, Schanghai-Bill, so wie ich hier stehe! – Ah, es wird ein Futter werden für die Advokaten, ein Fressen für den Staatsanwalt, und ich werde einen Zahltag haben, so lang wie ein Tag ohne Sonne! Es wird wohl das beste sein, wenn ich meinem Kollegen Mr. Collins das Wort erteile – zu weiteren Ausführungen.«

»Mr. Collins ist gut«, sagte Silas Hard mit grimmiger Miene, »ich werde ihn mistern, ihn und die ganze Sippschaft!«

Aber schon kam der also Titulierte langsam hin-

ter dem Besanmast hervor, ganz die Figur des Anführers einer meuternden Schiffsmannschaft, so, wie man sie zuweilen auf den Bildern sehen kann. Sein Gesicht war noch gelber als gewöhnlich, die Augen schillerten grün wie Katzenaugen, und wie er sich nun aufrichtete in seiner ganzen unwahrscheinlichen Länge, da ragte er um Haupteslänge über alle anderen hinweg, und es waren doch einige darunter, die auch keine Zwerge waren.

»Well, Sir«, begann er seine Rede mit einer gewissen gemessenen Feierlichkeit, »s ist nichts zu sagen gegen das Essen und nichts gegen den Koch, wenigstens nicht mehr als das, was man sonst alle Tage an ihm auszusetzen hat, und das mit Recht. Aber es gibt noch andere Dinge außer Koch und Küchenzettel, sollte man meinen. So zum Beispiel die Abrechnung, die man am Schluss der Reise bekommt, oder die Artikel der Musterrolle, oder Leben und Tod, wenn das auch nicht viel zählt bei unserer Sorte, oder ob einer ein richtiger Seemann ist und für seine Rechte einsteht, für die er gemustert hat.«

»Da magst du wohl recht haben«, sagte der Kapitän.

»Und wenn ich recht habe«, fuhr Jim Collins fort, »so kann ein anderer nicht auch recht haben. Das wäre nicht vernünftig. Und *well* – ich sag's geradeheraus: Es gefällt uns nicht mehr an Bord. Nicht das Schiff, nicht die Steuerleute und nicht der Kapitän. Wir haben es satt. Heute Morgen haben wir eine Beratung abgehalten und nach Recht und Ge-

setz beschlossen, die Geschäfte selbst in die Hand zu nehmen. So stehen die Sachen, und diese armen Jungens hier haben mich beauftragt, Ihnen das zu sagen.«

Der Kapitän, der bisher schweigend und anscheinend gleichgültig die Rede angehört hatte, klopfte seine Pfeife aus auf dem eisernen Poller. Dann richtete er sich langsam auf, und je höher er sich aufrichtete, desto kleiner wurde Jim. Leise piff er durch die Zähne.

»Das also ist das Viertel, aus dem der Wind kommt! Kapitän Collins! In der Tat! Und eine feinere Zierde kann ich mir nicht gut denken für das Achterdeck eines Walfischfängers.«

»Er würde noch feiner aussehen von einer Rah-nock!« unterbrach ihn Mr. Hard.

»Walfischfänger«, sagte Jim mit grimmiger Miene, »ist's etwa noch ein Walfischfänger, der vierkant braßt vor jedem Fisch und vor jeder Schule davonläuft, als ob er sich vor ihr fürchtete wie vor David Jonas in eigener Person? Wenigstens könnte man uns sagen, wie der Kurs ist und was das alles zu bedeuten hat, denn schließlich sind wir doch auch Menschen sozusagen und keine Hammelherde. Mit Ihrer Erlaubnis, Sir, sind wir das?«

Nun richtete der Kapitän sich erst in seiner ganzen Größe auf. Die Stirn begann sich zu runzeln, und die Augen blitzten grau und kalt wie das Meer.

»Der Kurs? Er ist Nord! Und nordwärts werdet ihr mit mir gehen, oder aber, so wahr ich hier stehe, ihr geht mit mir zu David Jonas! Wenn ihr euer Le-



ben liebhabt, so müsst ihr nicht mit Ben Tilden segeln. Auch ich kenne eine gute Hand, wenn ich sie habe, und ich bin nicht zu feige, um sie zu spielen. Gerade hier sehe ich die Gelegenheit meines Lebens. Alles habe ich in einem Kreuzknoten und lass' ihn mir nicht zertreten von euren landlummeligen Plattfüßen. Wer mit mir segelt, der muss Order parieren wie ein ordentlicher Seemann und riskieren, dass er vorzeitig zu den Fischen geht. Wer aber bange ist um sein bisschen Leben und lieber zu Mama gehen will –«

Wütend schaute er sich um nach den im Hintergrund stehenden Bootssteuerern.

»Klar das Steuerbordboot!«

»Wer also kalte Füße hat, der braucht sich nur zu melden! Ich packe ihn ins Boot. Ich gebe ihm für vierzehn Tage Proviant mit auf den Weg und wünsche ihm außerdem noch eine gute Reise. Es wird nicht schade um ihn sein, und froh bin ich um jeden, den ich los werde. Wer aber bei dem Schiffe bleibt, dessen Namen schreibe ich ins Logbuch als den eines wahren Seemanns, und ich werde dafür sorgen, dass er am Ende der Reise einen Zahltag haben wird, wie er ihn sonst niemals bekommen würde, und wenn er zehn Leben leben würde als Mann vor dem Mast.«

Plötzlich brach er die Rede ab. Ein paar Minuten lang herrschte Totenstille. Man hörte nur das Waschen des Wassers an der Schiffseite und das Pfeifen des Windes in der Takelage. Während der Erörterungen waren auch die gesamten Bootssteuerer,

Steuerleute und sonstige »*afterguards*« auf das Achterdeck gekommen, bewaffnet bis an die Zähne mit Gewehren und Revolvern, während der Haufe der meuternden Matrosen sich auf nichts stülpte als auf ein wirkliches oder vermeintliches Recht und auf Jims großes Mundwerk.

»Was habt ihr zu sagen?« donnerte der Schiffsgewaltige.

Immer noch lautlose Stille.

»Ah, ihr wollt nicht? Euch fehlt der Mut? Nicht mehr habt ihr davon als meiner Mutter Katze! Aber dann, beim Donner, sollt ihr gehorchen! Lange genug habe ich euer Maulen dort vorne mit angehört. Nun ist's genug. Keine Seeadvokaten mehr, *savvy*! Was ihr hier gegen mich auszusetzen habt, das könnt ihr meinetwegen zu Hause den Advokaten erzählen, aber inzwischen bin ich Kapitän an Bord. – Geht nach vorne, wo ihr hingehört!«

Schroff wandte er sich ab und marschierte achteraus zum Mann am Ruder. Silas Hard, der schon lange ungeduldig dabeigestanden hatte, tat den Mund auf zu einer energischen Strafpredigt an die Leute, die noch immer murrend beisammenstanden und keine Miene zum Fortgehen machten. Doch da trat Alaska-Jim in seiner Eigenschaft als Erster Steueremann vor und hielt eine Rede mit öliger Stimme.

»Langsam, langsam, Jungens! Wer wird denn weinen über solche Kleinigkeit? Wo käme man denn hin, wenn man sich über alles aufregen wollte? Damit verdirbt man sich nur den Appetit und bringt sich um den gesunden Schlaf, und das ist das Sch-

limmste, was einem passieren kann in diesem Leben. Ich bin ein gemütlicher Mann, der mit sich reden lässt und ein Herz hat für den Mann vor dem Mast. Das wisst ihr alle. Ich bin auch nicht von gestern und habe manches gesehen zu meiner Zeit, mehr als irgendein Muttersohn unter euch. Und das ist es nun, was ich euch sage:

Ihr habt doch wohl gehört von MacKays Insel? Von MacKay, dessen Steuermann ich gewesen bin, die vielen Jahre. – Nun ja, wer redet da von Walfischen? Wenn Ben Tilden und ich Geschäfte zusammen machen, so ist das allemal so gut wie ein langer Zahltag, so gut wie Pferd und Kutsche für jeden von euch am Ende der Reise, wenn ihr es nur einmal in eurem Leben fertigbringen wolltet, den Mund zu halten. Aber das bringt ihr nicht fertig – ihr nicht! Ihr spuckt's heraus, was ihr auf der Leber habt und lasst euch dafür hängen am anderen Tage. Noch nie habe ich einen Seemann gesehen, der es anders gemacht hätte. Darum werde ich mich auch nicht vor euch hinstellen und meine Geschäfte ausschreien wie ein Marktschreier auf einer Kirchweihwiese. Ich könnt' es gradesogut den Papageien erzählen. Aber im Vertrauen will ich euch so viel sagen: ein Wort, von dem das Ohr nicht wissen darf, was der Mund gesprochen. Zwischen mir und euch und dem Besanmast will ich es euch sagen:

Es geht um bare Dollars. Es geht um Gold.«

*Um Gold!*

Die Worte hatten ihre Wirkung nicht verfehlt. Ein Murmeln ging durch die Menge.

»Und dies ist nun, was der Kapitän mir gesagt hat«, fuhr Jim fort. »Gerade vorhin, ehe ihr heraufkamt: ›Mister Jim‹, hat er gesagt, ›ich will, dass alle Mann zufrieden sind an Bord meines Schiffes.‹ Ja, das waren genau seine Worte – es soll in Zukunft Duff zweimal in der Woche geben, den Stockfisch am Freitag werden wir ausschalten und dafür Reis mit Curry servieren. Samstags soll es Erbsensuppe mit Speck geben, jeden Monat ein Pfund Tabak mehr pro Mann, täglich in der Hundewache soll jeder einen Schluck Whisky bekommen, und heute – da es gerade sein Geburtstag ist – stiftet er ein Fäschen Rum für alle Mann. – Nun, ich denke, das ist anständig gehandelt als ein wahrer Seemann.«

Die Wirkung dieser Rede war offensichtlich. Ein Murmeln der Freude und des Erstaunens ging durch die Menge. Nur Silas Hard schien keineswegs erfreut über die Mitteilung. »Nur so weiter!« sagte er mit grimmiger Miene. »Ich hab' noch nie etwas Gutes von so etwas kommen sehen. Verdorbene Vormasthände geben Teufel.«

Nachdem sie noch eine Weile beraten hatten, trat Jim Collins, der von Anfang an den Rädelsführer gespielt hatte, aus der Menge hervor.

»Und sind das nun wirklich auch des Kapitäns Worte?« fragte er mit unsicherer Stimme.

»Genau seine Worte«, antwortete Alaska-Jim.

»Es soll Duff zweimal in der Woche geben?«

»Gewiss.«

»Und Reis mit Curry an Stelle des Stockfisches?«

»Wenn ich's dir sage!«

»Und Erbsensuppe mit Speck an jedem Samstag?«

»Jawohl!«

»Und – und – und ein Fass Rum für alle Mann jetzt gleich in diesem Augenblick?«

»Jetzt in diesem Augenblick! Ich dachte, Jungens, das ist anständig gehandelt als ein wahrer Seemann, und ich schlage nun vor, dass wir allesamt drei kräftige seemännische Hurras ausbringen für Kapitän Tilden!«

Schon riss er die Mütze vom Kopf, und alle stimmten begeistert mit ein in den Ruf, als ob sie nicht eben erst mit Mord und Meuterei in den Augen aus dem Mannschaftslogis gekommen wären. Für den Rest des Tages war nun alles ein Herz und eine Seele. Drei Mann wurden achteraus geschickt, wo sie mit vielem lustigen Jo! Ho! ein Fässchen Rum aus der Luke heraufheißten, und zwar von dem guten echten Zuckerrohrum, den wir bei den Hawai-Inseln an Bord genommen hatten. Im Triumph wurde es nach dem Mannschaftslogis gebracht, wo jeder seine Blechmug bis oben an mit dem scharfen Stoffe füllte. Im Augenblick waren die Becher leer und wurden wieder und wieder gefüllt. Dazwischen grölte einer ein Lied zur Erhöhung der Festesstimmung:

*Whisky bracht' mich um Kap Hoorn,  
Whisky, Johnny!*

Dann fielen sie alle ein zu einem mächtigen

Rundgesang, der in seiner Inbrunst schon beinahe etwas Feierliches hatte:

»Whisky hier und Whisky da,  
Whisky für mein'n Johnny!«

Ab und zu stand Jim Collins auf und hielt immer wieder dieselbe Rede, derweilen er sich krampfhaft am Tische festklammerte und mit den grünen Augen ausdruckslos in das unsichere Licht der matten Lampe starrte.

»Was denkt ihr wohl davon, Jungens? Habe ich meine Sache gut gemacht? Zweimal Duff in der Woche, Whisky in jeder Hundewache und hier gleich ein ganzes Fass Rum! Ja, er ist ein feiner Kapitän, Ben Tilden, wenn man ihn nur zu nehmen weiß, und ich bin gerade der Junge, der sich auf so etwas versteht. Verlasst euch nur auf mich. Weiß der Teufel, ich segle mit ihm zu David Jonas, solange er mir nur an jedem Tage meinen Whisky in der Hundewache gibt! Drei Hurras für Kapitän Tilden, hurra für die Reise nach dem Nordpol!«

Einmal kam sogar Alaska-Jim die steile Treppe hinunter in die dunkle Höhle des Mannschaftslogis. Er klopfte jedem auf die Schulter und war noch mehr als sonst die vollendete Liebenswürdigkeit.

»So ist es recht! Amüsiert euch gründlich, Jungens! Was hat man denn auch vom Leben? Wenn immer es euch an etwas fehlt, so kommt nur gleich zu mir. Ich bin auf eurer Seite und Sorge für euch, wie ein Vater, sozusagen!«

Das sagte er mit sanften Worten und einer süßen Miene, der man nimmer anmerken konnte, wie schon Mord und Verrat in seinem Kopfe spukten. Mir wenigstens erschien er damals als der einzige Kavalier an Bord, wenn ich mir auch heute im Zurückdenken daran mit Hamlet sagen muss:

*»Schreibtafel her! Ich will mir's niederschreiben,  
dass einer lächeln kann und immer wieder  
lächeln,  
und doch ein Schurke ist!«*

Da sie immer aufdringlicher wurden in ihrer Lustigkeit, nahm ich meine Schlafdecke und entschlüpfte damit an Deck, wo ich fröstelnd und zitternd den trüben Gedanken nachhing.

Es war eine ganz klare und schon fast wieder dunkle Nacht. Am Himmel stand die dünne Sichel des zunehmenden Mondes und zog eine weiße Straße, die wie flüssiges Quecksilber zitterte über dem nachtschwarzen Meere. Auf dem Verdeck lagen lange, scharfe Schatten von den hohen Masten, deren Schattenbilder neben dem Schiff herzogen. Die Hunde lagen in fauler Behaglichkeit auf der Luke. Man sah das rote Licht, das hell aus der Kajüte leuchtete, man hörte das Summen des Windes im Tauwerk, und dumpf nur, wie aus weiter Ferne, das Singen der betrunkenen Matrosen mit dem immer gleichen Kehrreim:

*»Whisky, Johnny ...«*

Nur wenig hatte ich von dem Rum gekostet, aber hätte ich eine Flasche davon getrunken, so hätte mein Kopf nicht heißer, meine Gedanken nicht verworrener sein können. Ich versuchte nachzudenken, aber ich konnte es nicht. Ich versuchte meine Gedanken zu sammeln, aber sie zerflatterten im Winde. Ich ging nach vorn auf die Back und hörte auf das Rauschen des Wassers und starrte hinaus in die Nacht mit den flimmernden Nordlichtern, als sollten sie mir Antwort geben auf all die verworrenen Gedanken, die in meinem armen Kopfe gingen.

Und wie ich noch darüber nachdachte, da ging unmerklich das Dunkel in die graue Dämmerung des jungen Tages über. Alle Gestalten des Tages begannen sich aus der Finsternis abzusondern, und plötzlich kam aus dem Krähenneest der langersehnte Ruf:

»Land ho!«

Vom Verdeck aus war vorerst nichts von dem Lande zu erkennen, aber als ich um acht Glas wieder nach oben kam, da stand es deutlich unter dem nördlichen Himmel, ein steiler, fast viereckiger Tafelberg, dessen Umrisse sich scharf abhoben im Lichte der aufgehenden Sonne. Der Wind war inzwischen umgesprungen und wehte fast genau aus Süden, sodass wir schnell vorwärts kamen. Es war ein wunderschöner Morgen mit kräftiger Brise, die die Schaumflocken auf den kräuselnden Wellen tanzen machte. In einem Abstand von drei bis vier Seemeilen fuhren wir während des ganzen Tages entlang



der Küste, die schwarz und drohend und nicht eben einladend herüberschaute. Überall stieg sie schroff an zu hohen Steinwänden, deren Schichtung auch aus der Ferne deutlich zu erkennen war. Gegen Abend leuchteten sie blutrot in der untergehenden Sonne, so recht ein Sinnbild aller trüben, gottverlassenen Wildnis. Ganz im Hintergrund standen einige schneebedeckte Bergkegel, kaum sichtbar am dunsigen Himmel. Auf dem Achterdeck stand der Kapitän mit einer Karte in der Hand und ließ sich von Alaska-Jim die Einzelheiten erklären.

»Aye, aye, sir!« sagte er dienstefrig. »Dieses hier ist die Seehundküste. Den Kegel dort drüben haben die Jungens den Dollarberg genannt. Bei klarem Wetter kann man etwa zwei Strich weiter nach Westen, genau Nord zu West, von hier noch einen anderen größeren ausmachen. Das ist der David Jonas. Hinter jenem Kap im Osten – sie heißen es den Klüverbaum – liegt die Entenlagune, wo wir mit dem alten ›Walroß‹ überwintern. Sie müssen über Stag gehen, ungefähr fünf Meilen hart am Wind und dann gerade hinein in die Bai, wo Sie so sicher sind wie am Dock in New Bedford. Im ganzen Eismeer gibt es keinen bequemeren Winterhafen.«

»Allright«, sagte der Kapitän, »das ist alles, was ich wissen wollte. Sie können jetzt den Anker klar machen.«

Noch am selben Abend, als eben die Sonne untergegangen war, segelten wir um das weit vorspringende Kap, und plötzlich kam die Bai in Sicht, die eine neue Überraschung war in dieser seltsamen

Umwelt. Sie war fast kreisrund und stellenweise noch von dünnem, blauschimmerndem Eis bedeckt. Die Felsen traten ganz zurück. Landeinwärts breitete sich ein flacher, sandiger Strand, der nur ganz allmählich anstieg, zu einem sanften Hügellande, dessen Hänge grün schimmerten von dem dichten Moosteppich.

Den Namen »Entenbucht« hatte der Platz nicht gestohlen. In ganzen Wolken flogen die bunten Wildenten auf bei unserem Herannahen. Überall sah man Gänse und Lummen. Die Möwen erhoben ein ohrenzerreißendes Geschrei. Wie Wolken umschwebten sie die Spitzen der scharfkantigen, rotleuchtenden Felsen. Es war klar, dass wir hier nicht verhungern würden, und wenn jeder einzelne von uns so alt würde wie Methusalem selbst, auf dieser Insel oder was sonst es sein mochte. Nicht ein bisschen scheu waren die unruhigen Geschöpfe. Sogar die Wildgänse flatterten neugierig über dem Verdeck und ließen sich vertraulich nieder in die Takelage ohne Ahnung davon, welch großer Feind sich unter ihnen niedergelassen hatte. Das wildeste, verschlagenste, erbarmungsloseste aller Tiere des Tierreichs: der Mensch.

Während der Nacht lagen wir in der Bucht vor Anker, und im ersten Grauen des nächsten Morgens machten wir uns daran, das Schiff in die richtige Lage zu bringen zum Einfrieren für den kommenden Winter. Ein an eine lange Tauleine befestigter Bootsanker wurde an Land gebracht und dann vom Verdeck aus die Leine am Gangspill kurz gehievt,

bis das Schiff mit dem Heck hoch und trocken auf dem Lande lag. Sobald das möglich war, sprangen wir alle über die Seite und kamen uns dabei ungefähr so vor wie Kolumbus. Nach so vielen Decksplancken war es ein rechter Hochgenuss, einmal wieder den knirschenden Sand unter den Füßen zu spüren. Auch sonst war es ein ganz einladendes Plätzchen. Überall rauschte das Wasser der kleinen Bäche, und überall leuchteten die Blumen aus dem Moose. Die Vögel machten teilweise ein ohrenbetäubendes Geschrei. Sogar etwas Treibholz lag am Strande. Mit dessen Hilfe machten wir ein Feuer und wärmten die Hände in den Pausen zwischen der kalten Arbeit. Alaska-Jim, der heute bei ganz besonders guter Laune war, stand dabei und gab uns noch allerlei geografische Belehrungen.

Niemandsländ!

## Die Winternacht

Nicht einen Tag zu früh waren wir in den schützenden Hafen gekommen, denn schon begann der heranziehende Winter sich ernstlich bemerkbar zu machen. Bereits am Tage nach unserer Ankunft überzog sich der Himmel mit grauen Schneewolken, und auf dem stillen Wasser der Bucht bildete sich eine Haut von jungem Eis. Mit Volldampf wurde gearbeitet an den Vorbereitungen für die lange Winternacht. In einem nahegelegenen Süßwasserteich schnitten wir Eis und häuften es auf ein Gerüst neben dem Schiffe auf, um es für Trinkwasserzwecke bereit zu haben. Aus Rahen und Segeln machten wir ein Haus über dem Verdeck, das wir alsdann von außen mit einem Schneewall von mehreren Meter Dicke umgaben. Wir suchten das spärliche Brennholz am Strande zusammen und verrichteten tausend andere Arbeiten, die getan werden müssen, wenn anders man nicht zu Schaden kommen will unter dem gestrengen Regiment des arktischen Winters.

Doch nicht ein Wort weiter will ich erzählen von jenem Winter. Unzählige Male ist so etwas geschildert worden von den Polarfahrern. Mit Fug und Recht möchte ich es aber bezweifeln, ob jemals ein anderes Schiff unter solchen Verhältnissen die lange Nacht überdauerte wie die »Bonanza« im Niemandsland. Zu dem nimmer endenden Nachtdunkel gesellten sich noch die Schatten der überhängen-

den Katastrophe, die sich immer mehr verdichteten mit dem Fortschreiten der Monate. Zuweilen, wenn Land und Eis so tot und unwirtlich unter dem weißen Mondlicht lagen und ringsum kaum ein Laut zu vernehmen war in der regungslosen Stille, da kamen Augenblicke, in denen ich mich zweifelnd fragte, ob das nun alles Wirklichkeit sei und ob ich nicht doch noch eines Tages wieder daraus aufwachen würde wie einer, der in seinem Bette aufschreckt aus einem wüsten Traum.

Auf die stille Feierlichkeit des Winters waren die rasenden Frühlingsstürme gefolgt, und nun kündigte sich der Mai mit grauem Himmel und dicken Schneeflocken an. Die Tage waren nun schon recht lang, die Sonne – wenn sie sich überhaupt blicken ließ – entwickelte eine ansehnliche Wärme, und ringsum wurde es lebendiger mit jedem Tage. Nicht, als ob es vorher gänzlich an Leben gefehlt hätte auf unserer Insel! Kaum ein Tag verging, an dem nicht – angelockt durch den Geruch der Menschen und ihrer Beute – ein Eisbär auf der Bildfläche erschien, um auch hier nach dem Rechten zu sehen in seinem Reiche, in dem er bisher ein souveräner Herrscher war. Allenthalben sah man die Spuren von Füchsen und Wölfen, und in den zur Küste abfallenden Talschluchten wimmelte es von Schneehühnern. Man musste sich wundern, wo das Getier alles herkam und wovon es lebte. Offenbar lagen wir hier vor einer Insel von großem Umfang. Oder war es gar das gewaltige, von den Gelehrten vermutete unentdeckte arktische Festland?

Wie dem auch war: Hier war alles »Kaukau umalakta«, wie die Eskimos sagten. Bären und Hühner wanderten alle in den Kochtopf, und es war gut, dass sie so freundlich waren, uns über den Weg zu laufen, denn wäre es wirklich so, wie es die landläufige Ansicht haben will, wäre die Arktis wirklich das tote, öde Land, als das sie oftmals in den Büchern hingestellt wird, so hätte keiner von uns das Frühjahr erlebt. Die lange Nacht war noch nicht halb vorüber, als der Koch das letzte Fass Salzfleisch mit einem Seufzer nach der Kombüse schaffte und die letzten verkrümelten Reste des Hartbrottes aus der Kiste zusammenfegte. Fortan lebten wir im wesentlichen *à la* Eskimo von Seehunden. Nun aber, da der Sommer vor der Tür stand, kamen noch andere Nahrungsmittel aus den Hügeln des Innern in großen Herden herangewandert. Das waren die Karibus, eine Art Renntier, die aber etwas kleiner sind als die bekannten lappländischen und sich nicht zum Zähmen und Abrichten eignen. Sobald die ersten in Küstennähe erschienen, litt es unsere Eskimos nicht mehr an Bord. Mit einer Ausrüstung von Gewehren und Patronen zogen sie in die Berge, wo sie ein grausames Blutbad anrichteten unter der ahnungslosen Beute. Ganze Orgien der Gefräßigkeit wurden gefeiert. Und was selbst ein Eskimoheißhunger noch übrig lassen musste, das wurde wohl verstaubt auf hohen Gerüsten aus Treibholz zum Schutze gegen die Wölfe. Diese »Depots« waren für die Schiffsmannschaft bestimmt, die sie mit Handschlitten abholte und nach der Küste brachte. Jedes Mal, wenn

solche Expedition wieder fällig war, gab es einen großen Streit unter der Mannschaft, weil jeder lieber hinter dem warmen Ofen sitzen blieb. Was mich anbelangt, so konnte ich nie genug bekommen von solchen Fahrten. Man hatte dabei Gelegenheit, während eines ganzen Tages, unter Umständen sogar für zwei oder drei Tage, die »Bonanza« außer Sicht zu haben. Es gab nichts auf dieser Erde, das mir ein angenehmeres Gefühl verursacht hätte als dieses Bewusstsein.

Eine dieser Schlittenfahrten liegt mir noch in der Erinnerung, als ob es gestern gewesen wäre.

Drei Tage waren wir unterwegs gewesen, und nun hielten wir – Alaska-Jim, Jim Collins und ich – am Rande des steil abfallenden Plateaus, von wo man eine weite Aussicht hatte über das hart- und festgefrorene Meer und auf das Schiff, das da irgendwo in der Wildnis wie ein winzig kleines, verlorenes Pünktchen neben der Sandbank lag. Es war Nacht, und über Land und Himmel lag das seltsam fahle Dämmerdunkel der letzten Schatten der langen nordischen Nacht, ehe sie in das Einerlei des langen Sommertages übergeht. Gleichmäßig, wie Meereswellen, lagen die vom Winde geschichteten Schneebänke und warfen lange, schwarze Schlag Schatten in die Ebene. Klirrender Frost lag in der regungslosen Luft. Die Hunde schliefen zusammengeringelt vor dem Schlitten. Kerzengerade stieg der Rauch des Lagerfeuers zum Himmel, wo vereinzelt Sterne durch das unsichere Zwielflicht blinkten. Wir saßen um das Feuer und starrten in die Flamme.

Lange Zeit sagte keiner ein Wort, bis auf einmal Jim eine Anwandlung von Beredsamkeit bekam. Plötzlich sprang er auf und schaute sich wild im Kreise um wie einer, der eben aus einem Traum erwacht. Sein Gesicht war noch gelber als gewöhnlich, und in seinen dunklen, tiefliegenden Augen glühte noch mehr als sonst die Leidenschaft, während er die Worte zwischen den Zähnen hervorzischte:

»Nein«, sagte er mit zorniger Miene, »ich halte es so nicht mehr aus! Ich habe genug von der Geschichte! Seit einem halben Jahre liege ich hier an einem Leeufer wie eine gesegnete Hulk. Ich schlingere nach allen Seiten, ich drehe mich nach allen Winden, ich tanze nach jedermanns Pfeife. Ich bin es müde, und ich dulde es nicht länger!«

»Du wirst es wohl dulden müssen«, antwortete Alaska-Jim.

»Müssen«, rief Jim mit einer Stimme, die von Leidenschaft erzitterte, »müssen, müssen und gehorchen und nicht dürfen und Order parieren! 's ist ein Monat von Sonntagen, seit ich nichts anderes mehr gehört habe als das. Nun wird es ungefähr Zeit, dass man endlich auch einmal davon redet, was *wir* dürfen und die anderen nicht. Seit Monaten leben wir von Seehunden und Walfischen wie die Wilden, und von Schneehühnern, die hart und zäh genug sind, um den Teufel zu vergiften, derweilen ihr in der Kajüte volle Rationen habt und Duff zweimal in der Woche und alle Tage Whisky. Ich dulde es nicht länger! Ich will an seine Butterdosen und an seine Marmeladebüchsen. Er hat Würste und Schinken in der



Kammer hinter der Kajüte – ich weiß es! Ich werde sie holen! Und ich hole auch meine Ration Whisky und noch mehr, als mir zukommt!«

»Das kannst du tun, wenn es dir so gefällt«, meinte Alaska-Jim. »Aber lass mich dann aus dem Spiel, ich will nichts damit zu tun haben.«

Das war eben das Wort, das gefehlt hatte, um Jims Wut aufs höchste zu steigern. Die schwarzen Augen traten fast aus den Höhlen, während er sich wild im Kreise umsah.

»Nichts zu tun willst du damit haben? Und vielleicht hast du damals auch nichts damit zu tun gehabt, wie du den Jungens die süße Geschichte erzähltest von verschlagenen Schiffen und verborgenen Schätzen, wie du Joe Carrol die Dollars versprochen und Tom Johnson die Karte gezeigt hast? Vom Herbst bis Neujahr hast du uns hingehalten mit deiner glatten Zunge, und es wird wieder Neujahr werden, wenn wir noch weiter darauf hören. In allen diesen Monaten hast du Sturm gebraut, und jetzt, wo die Böen kommen, tust du dich um nach einem Nothafen, aber du wirst pfeifen, wie du den Mund gespitzt hast! Wir haben eine Beratung abgehalten, Joe Carrol, Tom Johnson, Schanghai-Bill, Johnny West und die anderen. Und dies ist nun, was sie dir zu sagen haben: Die Sache wird noch in dieser Woche steigen, und du wirst mit von der Partie sein, oder wir drehen dir deinen Hals, bis er so lang ist wie deine Zunge!«

Während dieser ganzen leidenschaftlichen Rede hatte sich Alaska-Jim nicht vom Fleck gerührt.

Kaum eine Miene regte sich in dem glatten Gesicht, auf das der Widerschein der Flammen fiel. Auch jetzt, nachdem der andere geendet hatte, verriet er keinerlei Gemütsbewegung. Bedächtig zog er einen Brand aus dem Feuer und zündete damit seine Pfeife an.

»Was die langen Hälse anbelangt«, sagte er zwischen langen Zügen an seiner Pfeife, »so hat schon mancher helle Junge dort drunten im Zuchthaus von San Quentin seinen Hals strecken müssen für genau dasselbe, was ihr hier beabsichtigt. Nicht überall bist du im Niemandsland! Eines Tages wirst du wieder zurückkehren wollen nach der großen Welt, wo du deine Beute versilbern kannst für Autos und solche Dinge. Wie aber willst du das tun? Ich wette einen Dollar, dass noch keiner von euch sich die Mühe gemacht hat, darüber nachzudenken! Wenn du heute nach San Franzisko fährst mit dem Schiff, zum Sinken voll mit Gold, so würde Onkel Sam dir einen verdammt neugierigen Offizier an Bord schicken. Der würde verdammt neugierige Fragen stellen. Sie würden uns allesamt vors Seegericht bringen, und wer garantiert dir dann, dass alle dicht halten? – Ah, mein Junge! Ich kenne die Seeleute! Ich habe sie kennengelernt in diesen dreißig Jahren! Mancher fixer Bursch, der nicht beigedreht hat vor der Mündung eines Revolvers, hat schon gezittert vor einer Advokatenzunge und ist zerschmolzen wie Butter vor einem Pfaffentalar, und wenn's auch nur die Mütze eines Heilsarmeesoldaten war!«

»Nicht ich!« rief Jim voll Entrüstung.

»Das weiß ich, dass man eher einen Ziegenbock bekehren kann als dich. Aber wer garantiert dir für die anderen? Und wenn wir schon einmal dabei sind: wer garantiert dir, dass du je wieder herauskommst aus diesem Loche? Wir sind hier alle an einem Leeufer, sozusagen. Wer soll uns wieder hinausnavigieren, wenn der Sommer kommt? Etwa du oder ich? Oder irgendein anderer von den Jungen? Manche von ihnen sind so gute Matrosen, wie man sie nur immer finden mag. Schnell und lebendig, tüchtig und praktisch beim Spleißen und Segelnähen. Sie können Kurs steuern, so gerade wie nur einer, aber wer von ihnen versteht es, einen Kurs zu setzen? Nicht einer. Und ich auch nicht. Wenn's nach unseren Navigationskünsten ginge, so müssten wir hier bleiben bis zum Jüngsten Tage oder uns verlieren auf der See und dorthin gehen, wo schon so manches gute Schiff vor uns gegangen ist.«

»s ist etwas dran«, meinte Jim.

»Etwas dran? Nein, beim Teufel, es ist alles! Die ganze Weisheit in einer Nussschale! Kapitän Tilden hat uns hierhergebracht, und er muss uns wieder hinausnavigieren. Wer soll es sonst tun? Er ist ein guter Seemann und ein erstklassiger Navigator. Er hat einen langen Kopf; aber nicht lang genug für Alaska-Jim. Ich hab' ihn unklar wie die Ankerkette in einem Bumboot. Er ist an einem Leeufer, und er weiß es. Er kennt nicht seine genaue Lage, er hat nicht die richtige Karte, und niemals wird er imstande sein, den Ankerplatz des alten ›Walroß‹ zu finden, wenn ich ihm nicht an die Hand gehe. Ich al-

lein kenne die Gegend, und ich allein habe die richtige Karte. Aber ich gebe sie nicht heraus. Wo werde ich denn? Ehe ich mich's versehe, würde er sein Kabel kappen und mich zurücklassen in diesem wunderschönen Lande. Ich weiß, dass er es tun würde. Er ist von New Bedford. Ich kenne die Sorte. Nicht umsonst habe ich ein halbes Menschenleben lang unter ihnen gefahren.«

Bei diesen Worten schüttelte Jim heftig den Kopf, während er einen Priem in den Schnee spuckte.

»Wenn immer du sonst nichts zu sagen weißt«, fiel er ihm heftig ins Wort, »so kommst du mit der Karte. Seit einem halben Jahre spukt sie hier herum wie der Teufel im Gebet. Aber noch keiner hat sie gesehen. Ich glaube nicht an die Karte, so wenig wie an den Teufel.«

Statt aller Antwort zog Alaska-Jim seine dicken Pelzhandschuhe aus, wühlte in den Taschen und holte einen Leinenbeutel hervor, der aussah wie ein gewöhnlicher Tabaksbeutel. Sorgfältig band er die Schnur los und zog ein umfangreiches Papier hervor, dessen Anblick ich nur flüchtig erhaschte im unruhigen Schein des Feuers. Aber wenn ich es auch gar nicht gesehen hätte, so hätte ich doch alsbald gewusst, um was es sich handelte, aus dem Eindruck, den es auf Jim Collins machte. Der Mund blieb ihm offenstehen vor Erstaunen, und die Augen traten aus den Höhlen, während er gierig nach dem Zettel griff. Aber Alaska-Jim zog ihn schnell wieder zurück.

»Hände weg!« sagte er scharf. »Ich erlaube dem Kapitän nicht, dass er es ansieht, und gebe es auch blutigen Vormasthänden nicht in die Finger!«

»Bist nicht der einzige Hahn im Korbe hier an Bord«, meinte Jim mit beleidigter Miene, »es gibt noch andere Männer außer dir.«

»Ich hab' sie noch nicht gesehen, wenigstens nicht an Bord der ›Bonanza‹. Alles nur ein Pack von Narren, die mich daran hinderten, einen geraden Kurs zu steuern, von Anfang an. – Ah, dieses ist die Gelegenheit meines Lebens; für mich und für jeden Muttersohn unter euch. Wir brauchen das Ding nur richtig zu drehen. Jeder tut sein Teil an dem Geschäft, und ich werde euch alle unterbringen in einem bequemen und sicheren Hafen für den Rest eures Lebens. Keine Nachtwachen wird es für euch geben, und volle Rationen, und ab und zu ein Glas Whisky, um der Gemütlichkeit nachzuhelfen. – Ihr könntet es haben, wenn ihr nur wolltet. Aber nicht ihr! Wo ist denn einer unter euch Stockfischen, der überhaupt etwas will? Nur heute wollt ihr euren Bauch voll haben und verdammt das Morgen. Ich bin es müde, mit solcher Sorte zu fahren. Sollt euren Willen haben! Ihr habt euch eine Suppe eingebrockt gleich zu allem Anfang. Nun sollt ihr sie auch aussessen. Ihr habt versprochen, auf mein Signal zu hören. Nun gut, wenn ihr's nicht anders wollt. – Ich geb's für morgen früh!«

Wie ein Pfeil schnellte Jim von seinem Sitz hoch.

»Morgen?«

»Jawohl, morgen! Schlimm genug, dass ich es

tun muss. Es sieht mächtig so aus wie eine Reise zu David Jonas.«

Beide gaben sich die Hand und schauten einander starr in die Augen, als wollte jeder in der Seele des anderen die Hinterlist lesen, die in der eigenen steckte.

Dann packten sie die Sachen für die Weiterreise, und bald hörte man nichts mehr als das Bimmeln des davoneilenden Hundeschlittens in der stillen Wildnis. Ohne weiteren Zwischenfall kamen wir wieder an Bord, als eben die Nacht schon wieder aus allen Ecken herausgekrochen kam.

Trotzdem ich todmüde war von der langen Reise, konnte ich doch stundenlang nicht einschlafen. Nur die Hälfte von dem, was ich gehört hatte, hatte ich verstanden, aber auch dieses war genug und übergenug, um mein Herz mit bösen Ahnungen zu füllen. Hätte ich aber nur den zehnten Teil geahnt von dem, was uns noch bevorstand, so wäre mir die Angst noch viel kälter über den Rücken gelaufen.

Am anderen Morgen ging ein wütender Südweststurm; eines jener echten Eismeerunwetter, die den Boden erzittern machen und den Treibschnee aufwirbeln, bis man draußen die Hand nicht mehr vor den Augen sehen kann. Die Leinwand über dem Deckhause flatterte wild im Sturm, und es heulte in der Takelage. Die Steuerleute und Harpuniere standen verfroren an Deck und wärmten die Hände an dem Ofen, der zum Schmelzen des Trinkwassers diente. Nur der Kapitän ging ständig auf und ab in sei-

ner unruhigen Art. Auf einem Berg von Segeln saß der japanische Segelmacher über seiner Arbeit und unterhielt sich dabei mit mir, der ich ihm dabei helfen musste. Es war sein altes Thema, das er schon so oft variiert hatte seit unserer Abfahrt von New Bedford: »Amerikamänner viel verrückt. Viel verrücktes Schiff. Eines Tages bums! Kaputt!« Und dieser lange vorausgesagte Tag schien ihm nun bedenklich nahe herbeigekommen zu sein.

»Mister Jim Collins sehr schlechter Mann«, sagte er mit bedeutungsvollem Kopfschütteln. »Alle Mann böses Gesicht, böse Augen. Kapitän großer Narr. Nix Augen. Heute Abend viel kaputt. Wirst schon sehen!«

Während er noch so redete, hatte sich im vorderen Deckhaus, wo die Matrosen untergebracht waren, ein mächtiges Geschrei erhoben; eine Symphonie von Schimpfen und Fluchen, aus der man immer wieder die tiefe Bassstimme des Mister Silas Hard heraushören konnte. Man vernahm ein Geräusch von Schieben und Schlagen, wie von einem Ringkampf. Schon drängte die Schar der Matrosen in einem einzigen aufgeregten Haufen durch die Tür in den vom gelben Lampenlicht nur spärlich erleuchteten Raum.

»Was gibt's schon wieder?« fragte der Kapitän. Ein undeutliches Murmeln war die Antwort.

Nun schaute der Kapitän sich um mit einem Blick, von dem Alaska-Jim solche Wunderdinge zu berichten wusste.

»Was gibt's?« wiederholte er scharf. »Denke,

dass ihr noch einen Mund habt, zu reden. Tut ihn auf und spuckt es heraus, was ihr ausgeheckt habt in eurer Höhle, oder packt euch wieder nach vorn, wo ihr hingehört!«

»Was soll's denn geben?« fragte Jim Collins, der nun frech aus dem Haufen heraustrat. »Man wird sich doch noch die Finger wärmen dürfen an einem kalten Morgen!«

»Wenn's weiter nichts ist, was ihr auf dem Herzen habt, so kann euch schon geholfen werden. – Zu kalt, was? Ich werde euch schon einheizen, wenn ihr euch nicht augenblicklich nach vorn packt!«

Niemand rührte sich vom Fleck. Einer schaute erwartungsvoll den anderen an. Dann trat Jim Collins, der sich von Anfang an als Rädelsführer gefühlt und danach gehandelt hatte, noch näher heran.

»Well, sir«, sagte er bedächtig und ohne ein Zeichen der Erregung. »Wenn Sie's schon einmal wissen wollen, so können wir es ja gleich sagen, ehe Sie es erfahren durch drei Zoll lange Messer und Kugeln, die Amok laufen hier an Deck. Diese Mannschaft hat das Matrosenspielen satt. Wir leben hier in einem freien Land, auf einer freien Insel, unter keinem Gesetz. Jedermann ist hier Kapitän. Es ist aus mit Kapitän Tilden. Wir haben eine Beratung abgehalten, und dies ist, was beschlossen wurde mit Stimmenmehrheit und damit rechtsverbindlich für alle Mann an Bord. Von heute ab geht Schiff und Ausrüstung mit allem Drum und Dran in die Hand der Mannschaft über, wie sich das von Rechts we-



gen gehört. Denn der Matrose ist auch ein Mensch, sozusagen. Wir leben in einer neuen Zeit. Da ist kein Platz mehr zum Schikanieren und Kommandieren. In Zukunft wird alles kommunistisch gehandhabt. Gleiches Recht für alle und achten und vorn die gleichen Rationen und Whisky für alle Mann an jedem Tage. Das ist, was wir beschlossen haben in unserem heute zusammengetretenen ausführenden Rat. Wir wissen wohl, dass Sie daran keine Freude haben werden, so wenig wie der Teufel an einem Gebetbuch, aber da es nun schon einmal so ist, so können Sie nichts Besseres tun, als die Flagge zu streichen und sich in Güte auseinanderzusetzen mit dieser Mannschaft. Jede Widersetzlichkeit werden wir bestrafen nach den Gesetzen der hohen See. Im anderen Falle wollen wir Vergangenes vergangen sein lassen und verpflichten uns, Ihnen am Ende der Reise denselben Gewinnanteil auszuzahlen wie jedem anderen Kameraden.«

»Aye, aye«, sagten die anderen, »das ist ein anständiges Angebot.«

»Und nun«, fuhr Jim fort, »geben wir ihnen fünf Minuten Zeit, unseren Vorschlag zu bedenken.«

Einen Augenblick, nachdem er geendet hatte, herrschte betretenes Schweigen. Man hörte nur das Flattern der Leinwand über dem Verdeckshause und das Pfeifen des Sturmes in der Takelage. Jim wischte sich den Schweiß ab, der ihm über seiner oratorischen Anstrengung aus dem Gesicht gequollen war. Der Kapitän stand noch immer wie versteinert vor solcher Verwegenheit. Eine dicke Zornesa-

der schwoll auf seiner Stirn. »Fünf Minuten!« rief er mit donnernder Stimme. »Ich brauche nur drei, um euch den Wind aus den Segeln zu nehmen. In drei Minuten lasse ich euch alle in Eisen legen und verpflichte mich, euch mit heiler Haut nach San Francisco zu bringen für eine gerechte Aburteilung in Onkel Sams Gerichtshof! – Mister Jim! Von allen Mistern, die ich je gesehen habe, ist der der tollste! Ich werde euch mistern! Noch ehe die Stunde um ist, werdet ihr eure Köpfe noch verdammt viel höher tragen. Von einer Rahnock werden sie baumeln, wenn ihr euch nicht augenblicklich nach vorn schert, wo ihr hingehört!«

Er schaute sich um nach Alaska-Jim, der aber ruhig stehen blieb und tat, als ob er nichts gehört hätte. Er warf einen zweifelnden Blick auf die Bootsteuerer, die um den Ofen standen. Aber auch diese machten keine Miene, den Befehlen nachzukommen. In allen Mienen stand die gleiche Verdrossenheit, in allen Augen brannte das gleiche Feuer der Meuterei. Nur der Koch, der in der Tür der Kombüse stand, fand sich bemüßigt, einige Worte zu sagen.

»Vielleicht, Herr, ist's besser, Sie treiben die Sache nicht auf die Spitze«, meinte er, indem er seine nassen Hände an der Schürze abwischte. »Sie sehen, dass alle Mann im anderen Lager sind, und 's ist ein verdammt schweres Geschäft, ein Schiff wieder vor den Wind zu bringen, wenn es schon einmal durchgedreht ist, und das, wenn man so knapp an Mannschaft ist wie Sie – mit Ihrer Erlaubnis, Herr.«

Langsam wandte sich der Kapitän nach dem Sprecher.

»Vielleicht, Herr Koch, haben Sie die Güte, sich nach der Kombüse zu bemühen, damit die Beefsteaks nicht wieder anbrennen wie gestern Abend«, sagte er mit eisiger Ruhe.

Dann drehte er sich plötzlich um und stand mit erhobener Pistole vor dem meuternden Haufen.

»Zurück«, donnerte er sie an, »wer noch einen Schritt weiter geht, der hat eine Kugel zwischen den Rippen und wandert obendrein an die Rahmock, noch eh die Sonne aufgeht!«

Aber noch ehe die Worte ganz ausgesprochen waren, packte ihn Joe Carrols Arm von hinten wie eine Eisenklammer. Die Kugel ging pfeifend durch das Dach des Deckhauses. Im selben Augenblick war Jim herangesprungen und stieß zu mit dem langen Scheidemesser mit einer Geschicklichkeit, die von langer Übung zeugte. Es war ganz so, wie wenn man irgendwo in der Pampa ein wehrloses Schaf abschlachtet. Fast ohne einen Laut war der starke Mann hintenübergefallen, und nun lag er regungslos da mit weitausgestreckten Armen und geballten Fäusten.

Einen Augenblick herrschte Totenstille. Es war, als ob der Geist des Mannes, den sie im Leben so sehr gefürchtet hatten, sie nun auch noch im Tode gefangen halte. Louis Gonzalez, der portugiesische Bootsteurer, beugte sich behutsam über den Körper. »Ave Maria!« sagte er, indem er das Zeichen des Kreuzes machte. »Er ist tot. Schon auf dem

Wege zur Hölle, und wenn es wahr ist, was die Leute sagen, so wird es ihm dort nicht an Licht und Kohlen fehlen!«

Alaska-Jim war der erste, der wieder sein Gleichgewicht fand.

»Dies ist eine hässliche Geschichte, Jungens«, sagte er mit seiner fettigen Stimme, die auch jetzt noch wie Öl aus seinem Munde floss. »Aber es hat keinen Zweck, darüber zu weinen, weder über vergossene Milch noch über vergossenes Blut. Eines Tages werden wir alle dahin kommen. Die einen im Bett, die anderen im Wasser, die anderen an der Rahmlock, aber alle zu David Jonas. Es ist indes ein schlechter Wind, der niemand etwas Gutes zuweht. So sind wir jetzt alle miteinander Schiffsreeder geworden, sozusagen. Da es aber kein Schiff ohne Kapitän geben darf, so schlage ich vor, dass wir gleich einen wählen.«

Einen Augenblick unterbrach er seine Rede, während die Matrosen ziemlich einfältig einander anschauten.

»Wie wär's mit Alaska-Jim?« meinte Jim Collins.

»Allright«, murmelten einige, »wenn es denn sein muss. Er ist so gut wie ein anderer, 's wird wohl auf eins herauskommen, ob er Jim, Jack oder Charley heißt.«

»Ist jemand gegen den Vorschlag?« fragte Jim.

Niemand meldete sich.

»Dann nehme ich die Wahl an, obwohl ich mich nicht danach gedrängt habe. Dies wird nun ein republikanisches Schiff sein, sozusagen, und ich so eine

Art Präsident. Ihr wisst ja alle, wie sanftmütig ich bin und wie gut und angenehm ich Gesellschaft halte. Leben und leben lassen ist meine Parole. Volle Rationen für alle Mann und am Ende der Reise eine Handvoll Dollars für jeden einzelnen. Nun, ich denke, das wäre so viel, wie nur irgendein Kapitän tun kann für seine Mannschaft. Geht jetzt nach vorn. Ihr braucht heute nicht zu arbeiten bei dem Hundewetter. Der Koch wird euch eine Extraportion Pudding kochen. Und was ich noch sagen wollte: Mister Collins, ich ernenne Sie zu meinem Dritten Steuermann und muss Sie bitten, Ihre Sachen achteraus nach der Kajüte zu bringen.«

Langsam und fast wortlos, wie sie gekommen, trollten die Leute sich wieder nach vorn, und wäre nicht der Tote gewesen, der da lang ausgestreckt in der Mitte des Raumes lag, so hätte nichts dafür gesprochen, dass die Tragödie, die eben hier vor sich gegangen war, etwas anderes gewesen wäre als ein wüster Traum. Doch da lag er, steif, mit zurückgeworfenem Kopf und starren Augen, die gläsern nach der Decke stierten. Der Mund war weit aufgerissen, und die im Todeskrampf zusammengezogenen Lippen über den bloßen Zähnen verursachten ein schauriges Grinsen in dem frauenhaft verzerrten Gesicht. Es war das erstemal in meinem jungen Leben, dass ich einen Toten gesehen hatte. Ich sollte bald noch andere sehen.

Die anderen standen indes dabei und betrachteten den Toten mit einer Kaltblütigkeit, die etwas Grausames an sich hatte. Fred Andersen unter-

suchte mit Kennermiene die Wunde, aus der kaum ein Tropfen Blut herausquoll. »Ein sauberes Stück Arbeit«, sagte er bewundernd. »Hab' mir's immer gedacht, dass Jim Collins mit so etwas umzugehen versteht. Wenn er halb so geschickt wäre im Harpunieren, so wäre er ein besserer Mann als ich, und das will viel sagen.«

Eine ganze Weile berieten sie darüber, was sie anfangen sollten mit dem Toten. Jim Collins war dafür, dass man ihn bei Nacht und Nebel wegschaffe, je eher je besser. Die anderen aber protestierten heftig dagegen. Zumal Gonzalez wollte unter keinen Umständen etwas wissen von solchem Vorgehen.

»Ich bin nicht empfindlich«, sagte er entschuldigend, »o nein, nicht für fünf Cents bin ich das! Und ich habe auch nicht allzu viel Religion oder wenigstens nicht mehr, als sonst so Brauch ist unter seefahrenden Leuten. Ich glaube, dass die Toten unter die Luke kommen und geradeswegs zu David Jonas, und dann ist's aus. Wenigstens habe ich noch keinen zurückkommen sehen. Aber wenn man sie schon mal unter der Luke hat, so muss man sie auch ordentlich dicht machen, sonst kommen unversehens die Geister heraus wie die Blasen aus einem Kochkessel und laufen in dunkler Nacht auf dem Verdeck umher und verderben das Glück für die ganze Reise. So war es auf dem ›Morning Star‹, wo sie den Zimmermann über Bord warfen, so war's auf der ›Belvedere‹, wo sie den armen Tommy Burns zum Sterben auf dem Eis zurückließen. Nein, ich habe noch nie etwas Gutes von so etwas kom-

men sehen. Gebt den Toten, was ihnen zukommt, sage ich, und ihr werdet auch die Geister in ihrer Koje halten. Gebt ihnen ein christliches Begräbnis. Sprecht ein Vaterunser, sagt ein Ave Maria. Sicher ist sicher. Man weiß nicht, für was es gut ist.«

Ein zustimmendes Gemurmeln folgte den Worten. Auch der neue Kapitän konnte sich der zwingenden Logik dieser Gedankengänge nicht entziehen. Es sei zwar sehr knapp an Händen für solches Geschäft; es fehle der Pfarrer, die Bibel, die Flagge, aber er wolle sehen, was sich tun lasse.

Zu meiner großen Erleichterung schafften sie den Toten in einen anderen Teil des Deckhauses, und der Zimmermann wurde mit der Herstellung eines Sarges beauftragt.

Acht Tage lang blieben nun die Geschäfte auf demselben Punkt. Draußen wütete der Sturm mit immer gleichem Ungestüm. In dem dicken, blendenden Treibschnee vermochte man kaum das dicht neben dem Schiff aufgestapelte Trinkwassereis zu finden und hereinzubringen, geschweige denn gar in feierlichem Zuge einen Toten hinauszutragen.

Das neue System an Bord machte sich zunächst dadurch vorteilhaft bemerkbar, dass jeder tat, was er wollte, und arbeitete, wenn er Lust dazu verspürte. Die laufenden Pflichten sollten die Reihe herum von jedem einzelnen erledigt werden. Da aber zumeist niemand wusste, an wem gerade die Reihe war, so wurde überhaupt nichts gearbeitet. Die Wirkung der vergangenen Disziplin hielt wenigstens noch lange genug an, um eine Überflutung des

geheiligten Achterdecks durch die Matrosen zu verhindern. Dort saßen die »Offiziere« und spielten Poker vom frühen Morgen bis in die späte Nacht hinein. Da sie nur wenig bares Geld hatten, spielten sie um den schwarzen Blocktabak, der sich vor ihnen zu ganzen Haufen türmte.

Der Meister auf diesem Gebiete war offenbar Jim Collins, der mit seinen langen Diebesfingern die Karten wie ein Kenner hantierte und mit seinem scharfen Blick die Augen vom Blatt wegstechen konnte. Bald war seine Kojе förmlich zugemauert von Tabakbergen, während die anderen mit trübem Blick und kalten Pfeifen umherschlichen.

Nach acht Tagen war endlich die Gewalt des Sturmes gebrochen und das Wetter etwas sichtiger geworden. Da bei dem hartgefrorenen Boden das Graben eines Grabes zu viel Mühe verursachte, waren sie übereingekommen, den verstorbenen Kapitän nach Seemannsbrauch im offenen Wasser über der Eisgrenze zu versenken. Alle Mann hatten sich um den mit der Flagge bedeckten Sarg im Kochraum des Deckhauses versammelt, und Joe Carrol, der sich offenbar nicht recht wohl fühlte in der Rolle, leitete die Zeremonien. Irgendwo hatte er doch noch eine recht umfängliche, altmodisch aussehende Bibel aufgetrieben, in der er nervös umherblätterte.

»Das ist nun gewiss schon zum hundertsten Male, dass ich dabei gewesen bin, wenn sie einen Jungen zu David Jonas schicken«, sagte er ratlos, »aber ich will meinen Hut fressen, wenn ich den



Spruch finden könnte, der sich schickt für einen christlichen Seemann. Ich finde ihn nicht und wenn ich mich dadurch vom Galgen retten sollte.«

»Du musst ganz hinten nachsehen«, sagte einer aus dem Publikum, »dann weiß man doch, wie's ausgeht.«

So schaute er denn ganz hinten nach in der Offenbarung Johannis bei der Geschichte von dem großen Tier. Das weiß ich noch wie heute.

»Und das Tier ward ergriffen und mit ihm der falsche Prophet und die das Tier anbeteten; lebendig wurden sie in den feurigen Pfuhl geworfen, der mit Schwefel brannte. Und die anderen wurden erwürgt durch das Schwert, und alle Vögel wurden satt von ihrem Fleisch. Amen. – Und nun schafft mir das fort!«

Alles in allem war es ein recht nüchternes und nicht eben stimmungsvolles Begräbnis. Leben und Tod galten offenbar nicht viel in dieser Umwelt. Ich sollte bald noch mehr herausfinden, wie wenig das der Fall war.

Am Abend versammelten sich alle Mann in der engen Kajüte zu einem Leichenschmause. Alles, was noch übrig war an leckeren Konserven, musste erhalten für die Gelegenheit. Spargel, Marmelade, Büchsenfleisch und kalifornische Früchte, die sie mit den Händen aus den Büchsen fischten. Vor allem aber lange Batterien von Whisky- und Branntweinflaschen, aus denen jeder nach Belieben seine Blechmug füllte. Bald war ihnen das Ausgießen zu viel Mühe, und sie wählten ein abgekürztes Verfah-

ren. Jeder packte eine Flasche, brach ihr den Hals ab an der Tischkante und stürzte das köstliche Getränk in den schon übervollen Magen. Mit zunehmender Gemütlichkeit wurden sie immer gewalttätiger. Sie zerschlugen das Mobiliar aus purem Übermut. Einer warf eine Flasche in den großen Wandspiegel, dessen Scheiben klirrend durch die ganze Kajüte sausten, wie so viele Granatsplitter. Die anderen waren schon zu weit vorgeschritten in ihrem glücklichen Zustand, als dass sie das weiter beachtet hätten. Sie lachten und weinten, sie stritten miteinander und vertrugen sich wieder, und immer und immer wieder grölten sie mit rauen, vom Schnaps verbrannten Stimmen das alte Lied, bei dem mir noch heute die ganze Kälte des Eismeeress über den Rücken läuft, wenn irgendwo an Bord die Matrosen den Kehrreim bei der Arbeit am Gangspill singen:

»Whisky, Johnny ...«

Zumal Jim Collins war schon erheblich mehr als drei Strich im Wind. Er fühlte sich unter den Fischen der Walfisch. Jeden einzelnen forderte er zum Boxkampf heraus, und da keiner geneigt war, die Herausforderung anzunehmen, wurde er immer kriegischer. Schließlich endete er bei Alaska-Jim, über dessen neuerworbene Kapitänsenschaft er sich in den niedrigsten Ausdrücken erging. Groß und breit pflanzte er sich vor ihm auf. Sein sonst so gelbes Gesicht war krebsrot vom Alkohol, und Mordlust leuchtete wieder aus seinen grünen Augen.

»Brauchst mich nicht so anzusehen mit deinen

Schellfischaugen!« fuhr er ihn an. »Die ganzen Tage her habe ich dich bewundert mit deiner Kartoffelnase, und in der Tat: eine feinere Gallionsfigur habe ich noch nie gesehen für eine Kapitänskajüte. – Kapitän! Nicht mehr bist du Kapitän als die Katze in meiner Mutter Küche! Ich bin es, der das Ding gedreht hat vor acht Tagen, und ich bin es, der es immer wieder drehen kann, wenn es mir eben passt. Und darum bin ich Meister und Präsident über alle Kapitäne, wie der Boß in Tammany Hall. – Savvy?«

»Das weiß ich, dass du fix bist mit der Zunge und ebenso mit dem Messer«, sagte Alaska-Jim, »aber dein Kopf ist niemals viel wert gewesen – nein, nicht für fünf Cents!«

»Nicht für fünf Cents? Komm herauf an Deck! Wir werden es gleich herausgefunden haben, wer der Bessere ist von uns beiden!«

Solche Kampfansage wirkte wie ein elektrischer Funke auf die Schar der Raufbolde. Die Aussicht auf einen regulären Boxkampf, und dazu noch zwischen Kapitän und Steuermann, hatte etwas ungemein Verlockendes. Sie sparten nicht mit Aufmunterungen. Im Nu hatten sie oben an Deck einen mit Strecktauen eingefassten »Ring« hergestellt, wo die beiden alsbald ihre Kunst zum besten gaben. Freilich waren sie beide nicht »in bester Form«. Schon drunten waren sie mehrere Strich im Wind, aber hier oben, in der rauen Nachtluft, die einen beim Austritt aus der whiskyduftenden Höhle wie ein wildes Tier überfiel, waren sie augenblicklich vollständig »durchgedreht«, wie man seemännisch sagt. Die

umherstehenden Jungens ließen es zwar nicht an Aufmunterungen fehlen, aber bei den Kämpfern selber war es nur die Frage, wer dem Wirken des Alkohols noch am meisten Widerstand zu leisten vermochte. Bald wurde es offensichtlich, dass Jim nicht derjenige war. Im großen und ganzen erging es ihm wie jenem Schutzmann mit dem klassischen Polizeibericht: »Bald lag er oben, bald ich unten.« Schon war er übel zugerichtet, als er in seiner Wut eine an Deck liegende Handspeiche ergriff und mit einem Schlag seinen Partner niederstreckte, sodass er langewege an Deck hinfiel und sich nicht mehr regte, nicht anders als der andere, dessen Leichenbegängnis man eben erst gefeiert hatte.

Stolz wie ein Sieger schritt Jim davon, ohne sich noch einmal umzusehen nach seinem Opfer. Die Zuschauer, die offenbar nicht auf ihre Kosten gekommen waren bei dem Schauspiel, fingen an zu murren, und es hätte nicht viel gefehlt zu dem Ausbruch eines wilden Kampfes aller gegen alle. Die einen meinten, der ganze Verlauf des Kampfes sei nicht »fair« gewesen, und bestanden auf einer Wiederholung des Schauspiels, die anderen waren im Gegenteil der Ansicht, dass alles »fair« sei im Krieg und in der Liebe und dass es am Ende doch nur auf das Resultat ankäme. Das aber spräche doch entschieden für Jim. So schimpften sie noch eine Weile fort in ihrer trunkenen Beredsamkeit. Dann verschwanden sie wieder im Deckhaus, und von drunten kam grölender als je das alte Lied mit dem langen Schnörkel:

»Whisky, Johnny ...«

Nicht um alles in der Welt mochte ich wieder dort hinuntergehen. Wohl eine Viertelstunde lang saß ich regungslos in der Kälte und starrte in die sinkende Nacht und auf das kahle Verdeck unter den dicken, hartgefrorenen Schneemassen. Ich starrte hinaus in die frostige Wildnis, und es war mir, als ob ich sie noch nie so tot und einsam gesehen hätte in all den langen Monaten. Draußen auf dem Eise stand noch immer der Schlitten, den sie schon am frühen Morgen gepackt hatten zur Reise nach dem Innern. Die Hunde schliefen im Geschirr. Jack, der Eskimo, saß noch immer daneben und rauchte seine Pfeife mit einer Geduld, deren nur ein Eskimo fähig ist. Immer wieder musste ich inzwischen nach dem Ohnmächtigen hinsehen. Der lag noch immer lang ausgestreckt auf dem Verdeck. Nicht ein Glied rührte er während der ganzen Zeit. Die weit aufgerissenen Augen starrten stier und regungslos vor sich hin. Aus einer hässlichen Stirnwunde quoll das Blut, das quer über das Gesicht lief. War er tot? Ich beugte mich über ihn und hörte seine unregelmäßigen Atemzüge. Für diesmal war also das Schicksal noch einmal an ihm vorübergegangen. Aber auf wie lange noch? Und wer konnte sagen, ob er morgen noch leben würde in diesem Narrenschiff?

Ich stand und starrte noch eine Weile ratlos vor mich hin. Dann überwand ich den Widerwillen und machte mich an eine Durchsuchung seines Körpers. Da hing auch wirklich der Leinenbeutel an einer

teerbeschmierten Schnur über seiner haarigen Brust. Mit zitternden Händen, die kaum das Messer zu halten vermochten, schnitt ich ihn los. Dann rannte ich über die lose umherliegenden Taue hinweg nach vorn, so schnell mich die Beine trugen. Ganz mechanisch, fast unbewusst, war ich bei alledem vorgegangen, und so war es wohl nur der Zufall, der mich nach dem Mannschaftslogis führte. Es war dort ganz still. Die Lampe brannte düster in dem ewigen Dunkel des kahlen Raumes. Alle Bewohner waren ausgeflogen, mit Ausnahme von Hein Petersen, der ungestört in seiner Koje lag. Denn wenn irgend etwas nicht nach Hein Petersens Geschmack war, so legte er sich schlafen und ließ den lieben Gott für alles weitere sorgen. Glücklicher Hein Petersen! Er könnte auf einer Rolle Stacheldraht einschlafen, wenn es sein müsste, er würde schlafen unter dem Henkerbeile, wenn es nicht anders ginge. Nie wieder habe ich einen anderen Menschen angetroffen, der so wie er den Schlaf kommandieren konnte. So half ihm auch jetzt wieder sein gleichmäßiges Schnarchen über Mord und Todschlag dieser blutigen Zeit.

Beim unsicheren Licht der Lampe untersuchte ich den Beutel. Es war ein ganz gewöhnlicher, grauleinener, mit dicken blauen Streifen versetzter Beutel, der stark nach Teer und Tabak roch. Zugebunden war er mit einem teerigen Bündel von der Sorte, wie ihn auf alten Schiffen die Matrosen aus Kabelgarn drehen, wenn der Bootsmann nicht mehr weiß, was er anfangen soll mit den müßigen Hän-

den der Wache an Deck. Allerlei Schätze kamen daraus zum Vorschein. Eine große Segelnadel, eine Marlinspike, ein angeschnittener Block von dem schwarzen Plattentabak, eine alte Maiskolbenpfeife und ganz zu unterst ein weiteres, sorgfältig in Ölzeug verpacktes Paket. Schon einmal hatte ich dieses gesehen bei der nächtlichen Unterhaltung zwischen den beiden Galgengesichtern, kurz vor der Mordnacht. Die Neugierde brannte wie Feuer in meinen Adern. Die zitternden Hände konnten kaum den Knoten lösen. Und die Erwartung wurde nicht getäuscht. Es war die Karte.

Einen Augenblick flimmerte es mir vor den Augen, während ich den Schatz untersuchte. Es war eine sorgfältig auf Leinen aufgezeichnete Karte von etwa einem halben Quadratmeter Umfang. Wie alles andere in dem Beutel, so roch auch sie nach Teer und Tabak, aber die handgezeichnete Skizze der Landmarken und Küstenlinien war äußerst sauber ausgeführt und rührte gewiss von einem Manne her, der länger die Schulbank gedrückt hatte als Jim Collins, Joe Carrol und Konsorten zusammengenommen. Der Rand der Karte war dicht beschrieben mit allerlei unverständlichen Notizen und nautischen Berechnungen, aus denen man nicht Kopf noch Fuß machen konnte. Der Plan der Karte aber war ganz klar und eindeutig. Da war die Entenbucht, in der wir lagen, in genauer Ausführung, mit vielen Lotungen, bis weit hinaus ins offene Meer, bei zehn Faden Tiefe. Überall entlang der im wesentlichen in ost-westlicher Richtung verlaufenden Küste waren die

Landmarken eingezeichnet, die wir alle nur allzu gut kennengelernt hatten in den letzten Monaten. Das Land, auf dem wir uns befanden, bildete eine Halbinsel, die nordwestlich von unserem Liegeplatz wieder etwas nach Osten einbog in eine weite Bai, in deren Grunde an der Mündung eines kleinen Flusses sich eine fast kreisrunde Bucht befand mit einem engen Eingang, der wohl gerade nur groß genug war, um die Einfahrt eines Schiffes von der Größe der »Bonanza« zu ermöglichen. Sie trug den Namen Walroßhafen. Der steile Berg, der dicht hinter der Bucht zu anscheinend sehr beträchtlicher Höhe aufstieg, trug den Namen Bramstenge und war aus irgendeinem unerfindlichen Grunde mit einem dicken Kreis aus roter Tinte bezeichnet. Von dort lief eine schnurgerade, punktierte Linie über einen weiter südlich gelegenen Berg – es war kein anderer als unser alter Bekannter, der David Jonas – hinweg direkt nach unseren Winterquartieren. Überall den Weg entlang standen seltsame Randbemerkungen, wie sie Jack an Land in den Mund kommen, wenn er »an Bord eines Pferdes« oder auch mit einem Hundeschlitten über Berg und Tal geht. »Ebener Grund, leichtes Segeln« stand an einer Stelle. »Starke Strömung Nord zu Ost, halb Ost« an einer anderen. Auf einem flachen Bergrücken, der auf der Karte als der Walfisch bezeichnet wurde, ging es an einer Stelle durch eine enge Schlucht, die sie das Spautloch getauft hatten. »Rechtweisend Nord zu West« stand als Kurs, und als Entfernungsangabe »Sechzig Seemeilen, wie die Krähe fliegt.«



Alle diese Angaben verschlang ich mit gierigen Augen, wie man sich wohl denken kann. Jede einzelne der verschrobenen Notizen wiederholte ich wieder und wieder und hämmerte sie in meinen Kopf, bis ich sie auswendig wusste. Aber je mehr ich mir einen Vers darauf zu machen suchte, desto wirrer wurde es mir im Kopfe.

Was sollten diese Krähenfüße? Es war wohl nicht anzunehmen, dass Alaska-Jim solche Kurven für nichts und wieder nichts in der Tasche herumtrüge, und nach allem, was man so hörte, war auch dieser Kapitän MacKay nicht der Mann, der aus Freude an der roten Tinte die Kreuze auf der Landkarte malte. Etwas musste schon dahinterstecken, da wir doch eben um dieser Krähenfüße willen den ganzen Weg von New Bedford bis hierher gekommen waren. Je länger ich darüber nachdachte, desto klarer wurde mir alles. – Ah, dieses war eine nie wiederkehrende Gelegenheit. Hier war die Karte, dort draußen der Schlitten, und alle Mann an Bord drei Strich im Wind. Wahrlich, man verdiente alle hier noch zu erduldennde Sklaverei, wenn man die Gelegenheit nicht ausnützte, die einem ein günstiger Wind in den Schoß geweht hatte!

Wie ich noch bei diesen Gedanken war, kam Jack, der Eskimo, die steile Treppe herunter.

»Matrosen viel besoffen«, sagte er unwirsch.  
»Ich gehe. *Allright*.«

Schon machte er Miene, wieder die Treppe hinaufzusteigen, als sein Blick auf die Karte fiel.

»Mokporah!« rief er erstaunt.

Der Eskimo lässt sich im Allgemeinen nicht leicht verblüffen von den Künsten der zivilisierten Welt. Vor Schriftstücken aber – den Mokporahs – hat er großen Respekt. Nie würde er sich in seinem eigenen Lande der Führung eines Weißen anvertrauen, den er wegen seiner Unbehilflichkeit mit Recht bemitleidet, es sei denn, dass dieser als Talisman ein wunderkräftiges Mokporah mit sich führe.

Ich setzte ihm den Fall in Kürze auseinander undklärte ihn auf über das Schiff und das viele Kaukau auf der anderen Seite des Landes. Da funkelten seine Augen. »Allright«, sagte er, »naguruk, pagmamme pischak.« Denn das Vielewortemachen ist nicht nach der Art der Eskimos.

Wenn ich nun erzählen will von jener letzten halben Stunde an Bord der »Bonanza«, so fängt meine Feder an zu meutern. Es war alles wie im Traum. Mit fiebriger Hast ging ich den Geschäften nach, ohne mir selbst recht darüber klar werden zu können, dass dieses alles wirkliches Geschehen und nicht die Ausgeburt fantastischer Träume war. Draußen auf dem Eise stand noch immer der Schlitten klar zur Abreise. Die Hunde schliefen zusammenge ringelt im Geschirr. Die Ausrüstung für eine Reise von acht bis vierzehn Tagen war an Bord. Fehlte nur noch der Seesack mit den persönlichen Habseligkeiten. In der Eile stopfte ich ihn voll mit allerlei nutzlosem Plunder, den man am ersten Reisetage schon als Ballast über Bord werfen musste, während nützliche Dinge, wie Messer, Pelzhandschuhe usw., zurückblieben.

Im letzten Augenblick sah ich mich noch einmal in dem düsteren Räume um, der mir so lange eine, wenn auch recht stiefmütterliche Heimat gewesen war. Mein Blick fiel auf Hein Petersen, der noch immer kräftig drauflosschnarchte in seiner Kojе.

»Sollen wir ihn mitnehmen?«

Da drehte er sich auch schon um mit einem Seufzer und schaute uns mit großen Augen an.

»Treck' man din Tüch an, Hein. Wi gat up de Reis'.«

»Utpiken?«

»Ja.«

»Denn man tau! Wat sin mut, mut sin.«

In weniger als zehn Minuten stand er schon fix und »landfein« angezogen und wartete beim Hundeschlitten. Armer Hein Petersen! Sein Kopf war niemals viel wert gewesen und seine Zunge noch viel weniger. Aber wo es darauf ankam, da war er noch immer zur Stelle mit seiner alten Devise: »Wat sin mut, mut sin.« Und fast will es mir scheinen, dass es heute besser stünde um unsere arme Erde, wenn es mehr solche Leute gäbe, die weniger reden und mehr »man tau« sagen.

Nicht länger als einige zwanzig bis fünfundzwanzig Minuten brauchten wir für diese Vorbereitungen, obwohl sie mir in meiner Ungeduld wie ebenso viele Tage vorgekommen waren. Der Sicherheit halber entfernten wir die verräterischen Schellen vom Geschirr und führten das Gespann langsam und vorsichtig in den Schatten des nächsten Hügels. Mein Herz schlug zum Zerspringen vor Angst und Erwar-

tung. Endlich aber war es soweit. Die Peitsche sauste durch die Luft. Die Hunde legten sich mit voller Kraft ins Geschirr.

Es war eben Mitternacht. Am Horizont stand die Dämmerung in leuchtenden Farben. Hoch oben am Himmel, wo das Smaragdgrün des heraufziehenden Tages mit den Nachtschatten kämpfte, stand eine blasse Mondsichel. Es war ganz windstill und beinahe warm. Scharf hoben sich die Masten des Schiffes vom hellen Himmel ab. Aus dem Kajütenfenster schimmerte ein rotes Licht, und von dorthier kam auch mit rauhen, alkoholschweren Stimmen der nimmerendende Singsang mit dem langen Schnörkel:

»Whisky, Johnny ...«

## Drei Mann und ein Schlitten

**W**as soll ich nun von der Reise über die Insel erzählen? Ich habe später noch manche abenteuerliche Fahrt unternommen, in aller Herren Länder, aber keine wieder wie diese. Keine je wieder mit einer Seele so voll von widerstreitenden Gefühlen und Empfindungen, die einander jagten wie die Schneeflocken in einem Wintersturm. Das Gefühl, nach so langer, langer Zeit nun endlich los zu sein von dem verhängnisvollen Schiff mit seiner verhassten Disziplin, war uns allen eine Genugtuung von unaussprechlicher Wonne. Kein Kapitän Carrol, keine Nachtwachen, keine Rationen, kein »Whisky, Johnny« mehr! Hier draußen war alles Freiheit und Ungebundenheit, und der Kochtopf brauchte niemals leer zu werden, solange es wilde Renntiere gab und man eine Patrone hatte, um sie zu schießen. Und doch – während wir so dahin wanderten und uns einzureden versuchten, dass es uns eigentlich ganz wunderbar ginge, da hockte die Sorge schon mitten unter uns. Und die nagenden Zweifel und die fressende Ungeduld. Ich selbst – ob ich es mir auch nicht eingestehen wollte – kam mir vor wie einer, der eine Reise nach dem Mond unternommen hat. Gewiss: da war die Karte, und eine recht sauber ausgeführte Karte obendrein, aber wer garantierte dafür, dass die darin eingezeichneten Linien und Kreuze etwas anderes waren als das zwecklose Spiel einer müßigen Fantasie? Und wenn sie es wa-

ren – was dann? Ich musste darüber nachdenken, ob ich wollte oder nicht, und je weiter wir vordrangen in die weiße Wildnis, desto größer wurde das Fragezeichen.

Das Reisen mit Hundeschlitten ist eine schwere Kunst, von der derjenige, der sich noch nie darin versucht hat, sich nimmer eine richtige Vorstellung machen kann. An der Küste des Eismeer, wo der Schnee zumeist hart ist, sodass ein Einsinken nicht zu sehr zu befürchten ist, sind die Schlitten auf Läufern gebaut und die Hunde nebeneinander gespannt, während auf dem weichen Schnee weiter im Inland die Hunde hintereinander angespannt sind und der Schlitten selbst flach und ohne Läufe auf dem Schnee liegt. Bei unbetretenen Bahnen muss stets jemand vorauslaufen, nach dem sich die Hunde richten können – falls es ihnen beliebt. Denn es gibt auf dieser Erde kein widerspenstigeres Geschöpf als einen Schlittenhund.

Schon gleich in der ersten halben Stunde, als wir noch kaum außer Sicht des Schiffes im Schatten der Hügel angelangt waren, verweigerten sie die Gefolgschaft. Wie auf Kommando legten sich alle hin und waren mit List und Drohungen nicht mehr zum Weitergehen zu bewegen. Auf alle Peitschenhiebe reagierten sie nur mit schaurigem Geheul. Und plötzlich – wer kann wissen, was alles in so einem Hundegehirn vor sich geht? – stürzten sie übereinander her wie eine Meute gieriger Wölfe; ein wilder Kampf aller gegen alle. Hilflös standen wir dabei und betrachteten dieses knurrende, zähneflet-

schende Chaos. Zehn gegen eins war zu wetten, dass sie auf dem Schiff den Aufruhr hören würden, und dann war es aus mit der neuen Freiheit. Erst allmählich gelang es, dem Hexensabbat ein Ende zu machen. Dann ging es in gestrecktem Galopp landeinwärts auf der ausgetretenen Bahn, immer im gleichen Tempo, während der ganzen Nacht, hinter den kleinen Teufeln, denen die lange Ruhezeit und die gute Fütterung der letzten Wochen offenbar in die Glieder gefahren war.

Als wir oben auf der Hochebene angelangt waren, war der junge Tag schon angebrochen. Der Morgen stand blutrot über den Schneefeldern, und die aufgehende Sonne warf lange, bläuliche Schatten über die Schneebänke, die in gleichmäßigen Wellen über der Ebene lagen. Beinahe gerade von vorn, aus Nordosten, wehte eine steife, kalte, messerscharfe Brise. Fast genau im Norden stand eine hohe, nach oben etwas abgerundete Bergspitze, die sich ausnahm wie ein Hut, der irgendwo verlorengegangen war in dem flachen Land. Wir alle kannten ihn nur zu gut. Es war der David Jonas. Oft schon hatten wir ihn gesehen bei klarem Wetter, aber dann nur immer ganz weit weg in nebliger Ferne. An jenem Morgen aber stand sein Bild ganz klar und scharf abgegrenzt vor den feurigen Farben des heraufziehenden Tages. Es schien, als ob er nicht mehr als eine Tagesreise weit entfernt wäre, und es war irgend etwas an seinem Anblick, das so kalt und tot und drohend anmutete, dass ich auf der Stelle wieder umgekehrt wäre, wenn ich mich nicht vor mir

selbst geschämt hätte ob meiner Zaghaftigkeit. Tief unten in der Bucht, die klein wie ein Spielzeug aussah, lag die »Bonanza« wie ein kleiner schwarzer Punkt in der weißen Wüste. Noch einmal schauten wir hinunter, und einer blickte den anderen an mit einer Miene, in der noch ein Rest von Zweifel war. Noch war es Zeit, noch konnte man es sich überlegen, ehe man für immer die Schiffe hinter sich verbrannte. Dort drunten hatte man doch immer eine Art von Dach über dem Kopfe, man bekam sein täglich Brot, wenn es auch manchmal noch so spärlich war, während hier draußen alles heulende Wildnis und fressende Ungewissheit ist. Und vielleicht – am Ende ist doch besser der Teufel, den man kennt, als der, von dem man gar nichts weiß. Eine ganze Weile standen wir so und starrten unschlüssig in den heraufdämmernden Tag. Das Gift des Zweifels ging um wie ein Gespenst. Da war es Hein, der das erlösende Wort sprach:

»Wat sin mut, mut sin! Man tau!«

Die Hunde sprangen auf und legten sich ins Geschirr mit lautem Heulen. Vorwärts ging es in den Zähnen des Windes, gerade hinein in die unbekannte Wildnis. – – –

Während des ganzen Tages wehte der Wind in heftigen Böen, die in etwa nordnordöstlicher Richtung aus dem Steuerbordviertel unserer Fahrtrichtung kamen. Die eisige Luft setzte sich als dicker Reif in den Haaren und Augenbrauen fest, der Wind zerrte an den Kapuzen der Pelzkleider. Alles in allem war es ein ungemütliches Wandern und ein



recht unerfreulicher Anfang der abenteuerlichen Reise. Und doch war es ein schöner Tag mit klirrendem Frost, strahlendem Sonnenschein und helleuchtenden Farben, wie man sie eigentlich nur im Eismeer erleben kann. Gegen Abend aber wuchs die Brise zum Sturme an. Der treibende Schnee, der anfangs nur ganz niedrig von Schneebank zu Schneebank gefegt wurde und uns nur lieb sein konnte, da er vor etwaigen Verfolgern die Spur verwischte, fing jetzt an, wie ein Nebel die Luft zu erfüllen mit Millionen Kristallen, die alle in der Sonne funkelten und von denen jeder einzelne sich wie eine Nadel in die Haut bohrte. Wie sie auf die Kleidung fielen, schmolzen sie und froren gleich wieder, sodass wir bald alle daherkamen wie wandelnde Eiszapfen.

Als der Sturm immer stärker wurde, errichteten wir ein Lager mitten auf der schutzlosen Hochebene, im stärksten Unwetter. Oben auf dem Schlitten lag ein starkes Zelt, aber wir konnten nicht daran denken, dieses hier aufzustellen. Der Wind hätte es davongetragen, noch ehe wir einen einzigen Pflock eingerammt hätten. Von der übrigen Ladung des Schlittens wussten wir nichts und, müde wie wir waren, hatten wir auch keine Lust, jetzt eine Inventur zu machen, denn so etwas ist ein schwieriges, zeitraubendes Unternehmen, wenn man es ausführen muss mit klammen Fingern und dicken Pelzhandschuhen bei fünfzehn bis zwanzig Grad unter Null. Es war wohl die gewöhnliche Ausrüstung, die man einem Hundeschlitten mitgab auf die Reise nach den Jagdgründen, wo die Eskimos

die Renntiere erlegten. Ein schöner, aus einer alten Petroleumbüchse gefertigter Ofen befand sich an Bord des Schlittens, aber nichts war zu finden, das irgendwie als Brennmaterial hätte dienen können, es sei denn, dass man den Schlitten selbst in Stücke geschlagen hätte. Wohl eine halbe Stunde lang suchten wir vergeblich in dem rasenden Unwetter. Es war die schlimmste aller Tantalusqualen.

So verbrachten wir ohne Zelt und Feuer eine recht unerfreuliche Nacht. Wir kauerten im Lee des Schlittens und spannten die Persenning als Dach. Das gab wenigstens die Illusion eines Schutzes. Aber der Wind peitschte das Tuch, und der kalte Schnee drang durch tausend Ritzen. War das eine Nacht! Wir knabberten die steinharten Schiffszwiebacke und das rohe Salzfleisch, das hart wie Stein gefroren war in dem Wetter. Keiner hatte einen Geschmack von der Mahlzeit. Wolfshungrig, wie wir waren, hätten wir auch eine Handvoll Sägespäne gegessen, wenn sie uns unter die Finger gekommen wäre. Ich versuchte zu schlafen, ungefähr so wie einer, der nächtlicherweile in einem dichtbesetzten Eisenbahnzuge ein wenig einnickt auf seinem Platze und sich dann glauben macht, er hätte geschlafen. Alle Augenblicke schreckte ich auf, wenn besonders heftige Windstöße an der Decke zerrten und sie in tausend Fetzen davonzutragen drohten, wie ein losgerissenes Bramsegel in einem Kap-Hoorn-Sturme. Trotz alledem war ich offenbar zuletzt doch noch ein wenig eingeschlafen, denn als ich mich wieder umsah, schien der helle Tag durch die Ritzen. Im

Lee des Schlittens hatte sich ein Berg von Treibschnee angesammelt, durch den man sich nur mit Mühe einen Weg ins Freie bahnen konnte, wo eben, feurigrot und übernatürlich groß, die Sonne über den Horizont gekrochen kam. Auch die Hunde lagen, völlig zugeweht, in eng zusammengeringelter Haltung unter hohen Schneebänken, wo sie sich offenbar sehr behaglich fühlten. Der Wind wehte noch immer in heftigen Böen, der Treibschnee füllte noch die Luft, aber die Kraft des Sturmes war gebrochen. Bald wurde das Wetter so sichtbar, dass man an die Weiterreise denken konnte.

Diese »Stille nach dem Sturme« war jedoch nur eine Frage der Auffassung. Schon wieder trieb der Schnee so heftig, dass man kaum von einem Ende des Schlittens zum anderen sehen konnte. Ringsum starrte der Blick in das graue, undurchdringliche Nichts, und es wäre wohl am geratensten gewesen, zu bleiben, wo man war, zumal auch der Kompass in jenen nördlich des magnetischen Pols gelegenen Gegenden nur ein sehr unzuverlässiger Helfer ist. Der einzige einigermaßen verlässliche Wegweiser ist die Lagerung der Schneebänke. Mit geringen Ausnahmen weht der Wind immer entweder aus Nordosten oder Südwesten; demgemäß ist auch die Drift dieselbe, und, falls man sich auf einer größeren Fläche befindet, die das freie Spiel dem Winde erlaubt, liegen die Schneebänke in langen Wellen in der gleichen Richtung. Der Wanderer braucht also nur bei sichtigem Wetter den Winkel seiner Marschrichtung zu der Drift festzustellen, um dann bei je-

dem einigermaßen erträglichen Wetter einen ungefähr richtigen Weg zu ertasten. Alles das hört sich schön an in der Theorie. Etwas anderes ist es aber, wenn man solche Lehre in die Tat umsetzen will. Man schaut und schaut hinein in den tobenden Hexensabbat, man sucht nach den Spuren, man versucht, den weißen Schleier zu durchbohren, bis einem die Augen brennen, bis man irre wird an allen Richtungen der Windrose und man beim besten Willen nicht mehr weiß, ob man vorwärts oder rückwärts marschiert. Mühsam tappten wir durch den losen Schnee, der stellenweise den Schlitten fast zu vergraben drohte, und durch den Kopf gingen uns dabei allerlei Gedanken, wie sie einem kommen mögen, wenn der Magen knurrt. Immer wieder – ob ich wollte oder nicht – gingen meine Gedanken zurück nach Deutschland, und ich dachte mir, wie fein es doch wäre, wenn man zum Beispiel so einen richtigen Apfel zu essen hätte. Stundenlang hing ich diesem verlockenden Gedanken nach, während die Füße sich mechanisch weiter bewegten. – Ein Apfel! Gab es wirklich noch irgendwo ein Land, wo so etwas wuchs, oder war das nicht alles nur ein lockender Traum und die einzige Wahrheit war dieser Spuk? Wieder und wieder suchte ich diese Ideen abzuschütteln, die sich wie Nebel um meinen Kopf legten. Nicht viel anders mochte es in Heins Kopfe ausgesehen haben. Er murmelte etwas vor sich hin, während er mit gesenktem Kopf durch das Schneewehen schritt. Dann aber blieb er unvermittelt stehen und schaute mich an mit strahlenden Augen

und einem wahrhaft verklärten Blick:

»Mensch, Plumen und Klüten!«

Gegen Mittag begann das Wetter immer heller zu werden. Ab und zu brach die Sonne hell durch den Treibschnee. Eine Stunde später war ringsum alles blauer Himmel und strahlender Sonnenschein. Da stand auch groß und breit und nicht mehr wie ein flimsiges, hutförmiges Etwas über der Ebene, sondern als ein schroffer, von Schluchten durchzogener Berg, der Jonas. Gerade voraus in unserer Wegrichtung begannen sich seine Umrisse aus dem grauen Nichts des verlaufenden Schneesturms abzuheben. Ein Stein fiel uns vom Herzen bei seinem Anblick. Der Zufall hatte uns richtig geführt. Wir waren nicht im Kreise herumgelaufen, wie wir gefürchtet hatten, sondern im Gegenteil ein schönes Stück vorwärtsgekommen. Während des ganzen Tages drängten wir weiter trotz der Müdigkeit, die uns wie Blei in allen Gliedern lag. Nichts Lebendes war zu sehen mit Ausnahme von einem Strich Gänse, der weit außer Schussweite von Süden herankam. Bei sinkender Nacht schlugen wir ein Lager auf am Fuße des Berges, der finster und trotzig dastand, ganz in schwarze Schatten gehüllt vor dem nördlichen Himmel, der wie ein einziges glutrotes Feuer brannte. Es war ein schöner Abend, mit so kristallheller Luft und so zarten Farben, wie sie nur das Eismeer kennt. Wie feiner Goldstaub lag es über der Ebene, die letzten Sonnenstrahlen brachen sich in Millionen Kristallen, und überall huschten grüne und blaue Lichter über die Schneefelder. Denn es

gibt keinen Platz, auf dem die Farben sich so gerne tummeln wie auf einer weiten Schneefläche, und darum sind sie auch nirgends so lebendig wie dort, wo alles andere Leben unter der Decke des ewigen Winters erstarrt. Für den, der niemals jene Gegenden besucht hat, sind sie kalt und tot, von einer weißen Einförmigkeit, die in dem Menschen den Wahnsinn erwecken kann. Wer aber länger dort gelebt hat, der braucht nur einen Augenblick die Augen zuzumachen, um alles wieder vor sich zu sehen in leuchtenden Farben, wie man sie anderwärts vergebens sucht. Auch das Meer besteht nur aus farblosem Wasser. Und doch – was wäre bunter und vielgestaltiger als das Meer? Wer würde wohl müde werden, es anzuschauen in seinem ewigen Wechsel? Bald ist es der dunkelblaue Himmel, der sich darin spiegelt, bald das grollende Unwetter, bald wieder die königliche Glorie eines reinen, fleckenlosen Sonnenunterganges. Und ist es anders mit den Schnee- und Eisfeldern des hohen Nordens? Nur dass dort die Farben sich millionenfach brechen und verstärken in den frostigen Kristallen der reinen Luft und unendlich viel zarter als anderswo zerfließen in der langen, langen Dämmerung.

Ah, wenn man von den Farben leben, wenn sie mit all ihrer Glut ein Lagerfeuer entzünden könnten! Da saßen wir nun, wie die Nacht zuvor, schutzlos in der Kälte, die messerscharf vom klaren Nachthimmel herunterkam. Beim besten Willen war weit und breit kein Brennmaterial zu erspähen, und es war klar, dass unsere schönen Kochtöpfe, von de-

nen wir mehrere an Bord des Schlittens hatten, nicht in Tätigkeit treten konnten, ehe wir ein recht fettes Großwild – am liebsten wohl einen Bären – vor die Büchse bekommen würden. Denn Speck ist Öl und Feuer. Mehrmals im Laufe des Tages hatten wir frische Spuren gekreuzt, aber in der Hitze des Vorwärtsdrängens war aller Jagdeifer vergangen. Nun aber, da es sich um Wärme oder Kälte handelte, hielt jeder schärfsten Ausguck. Jack, der die besten Augen hatte, blickte schon eine Weile gespannt nach Westen wie einer, der etwas ins Auge gefasst hat. Plötzlich fasste er mich am Ärmel.

»Zwei Männer!« rief er voll Erstaunen.

Ich fing an zu lachen. Hätte er das Auftauchen einer Seeschlange verkündet, so hätte ich eher daran geglaubt als an solche Botschaft. Wie sollten Menschen in diese Wildnis kommen? Als ich aber selbst meine Augen in der angedeuteten Richtung bewegte, da erfror mir das Spottwort auf der Zunge. In weiter Ferne, aber deutlich sichtbar vor dem glutroten Abendhimmel, bewegten sich zwei schwarze Punkte langsam und gemessen, genau wie Menschen, über den Schnee. Oder wie Moschusochsen oder sonst ein vernunftbegabtes Geschöpf von dunkler Farbe. Langsam kamen sie näher und wurden dabei zusehends größer. Plötzlich aber erhoben sie sich auf Flügeln und flogen davon mit lautem Gekrächze. Es waren ganz gewöhnliche Raben, die die Luftspiegelung zu Moschusochsen verzerrt hatte.

Noch einmal überholten wir den ganzen Schlit-

ten, ob sich nicht vielleicht doch etwas fände, was bei gutem Willen als Brennmaterial dienen konnte. Aber es war nichts zu entdecken, und das war umso mehr der Tantalusqual, als er wohlverproviantiert war mit allerlei leckeren Nahrungsmitteln, die nur einer geringen Erwärmung bedurften, um eine lukulische Mahlzeit zu liefern. Da waren ein Sack Mehl, eine Kanne Sirup, mehrere Pakete Tee, eine Büchse mit Speck und Bohnen, auf der eine verlockende Gebrauchsanweisung stand: »Fünf Minuten in kochendes Wasser stellen.« Das alles war für uns nur Theorie und Druckerschwärze. Alle Fantasie half uns nicht über die traurige Wirklichkeit hinweg. Der Tee blieb ungekocht, und der Sirup in der Kanne war so hart wie Zement. So hielten wir auch diesmal wieder eine kümmerliche Mahlzeit mit harten, trockenen Biskuits. Dann machte es sich jeder bequem, so gut er konnte, auf den Renntierfellen, die wir auf dem Boden des Zeltcs ausgebreitet hatten, und versank in einen bleiernen Schlaf.

Die Sonne stand schon hoch am Himmel, als wir uns am nächsten Morgen zur Weiterreise anschickten. Bei völlig windstillem Wetter passierten wir den Westfuß des Berges mit nordwestlichem Kurse. Noch nie während der ganzen Reise waren wir so schnell vorwärtsgekommen. Abgesehen von der glatten Bahn und dem günstigen Wetter beschleunigte auch das Feuer der Erwartung unsere Schritte. Nach den Zeichnungen der Karte musste die Ebene sich auf der anderen Seite des Berges in ein Hügel-land auflösen, das in sanften Wellen zur Küste ab-



fiel. War das der Fall, so konnte man daraus auch auf die Zuverlässigkeit aller anderen Angaben schließen. Wenn dem aber nicht so war? Ich wagte es nicht auszudenken, was dann wohl für Aussichten für die Reise beständen. Hier sollte es sich erweisen, ob das Ding in meiner Tasche ein brauchbarer Führer war oder nur ein Spuk, der uns in der Wildnis narrte. Ich muss gestehen, dass die Angst mir eiskalt über den Rücken lief, während wir blindlings weitertappten durch die weiße Wüste!

Aber siehe da! Es ging alles nach Wunsch. Noch vor Mittag standen wir am Rande der Ebene, die schroff abfiel zu einem Berglande, das sich weithin gegen Norden erstreckte, bis zu einem dunklen Streifen unter dem Horizont, der auf offenes Wasser im Meere hindeutete. Eine ganze Weile stand ich wie angewurzelt und betrachtete das weite Land unter dem dunstverschleierten Himmel. Auch hier war alles nur Kälte und Leblosigkeit und glitzernder Schnee unter flimmernder Sonne. Irgend etwas schien jedoch zu sagen, dass irgendwo in diesen Tälern, die sich so sanft dahinzogen wie die Täler bei uns zu Hause, dass da auch Leben sein musste und Tiere oder Menschen von irgendeiner Sorte. Ich holte die Karte hervor und verglich ihre Striche mit den Linien der Landschaft. Es stimmte alles ganz auffallend überein. Da war der Bergrücken, der nach Nordwesten führte, dort der Tafelgrund, den die Karte so anspruchsvoll einen Cañon nannte; und dort, weit draußen in dunstiger Ferne die hohe, fast nadelförmige Spitze, das konnte nur die Brams-

tenge sein. Es stimmte alles! Mein Herz hüpfte vor Freude bei der Feststellung, und zum ersten Male seit dem ersten Augenblick der Flucht kam über mich ein großes, schönes Gefühl der Ruhe und Sicherheit, als ob ich schon wieder in meiner Koje an Bord der »Bonanza« wäre und nicht auf einer Wildgänsejagd, hier draußen in der Wildnis, bei den Füchsen und Wölfen, tausend Meilen von irgendwo.

Auch Jack, der nichts von Karten verstand und auch nichts davon verstehen wollte, schien die Gegend sehr zu gefallen. Eine Weile schaute er mit leuchtenden Augen über die Hügel. Dann hob er lüsternd schnüffelnd die Nase und sog begierig die Brise ein, die von dorthier kam.

»Ich riechen Renntier!«

Noch eine Weile saßen wir in der Sonne, die schon beinahe heiß vom Himmel brannte. Ich legte mich lang auf den Schnee und kam dabei ins Dösen, nicht anders, wie man zu Hause dösen mag, wenn man im Grase liegt und den Schmetterlingen nachsieht und den Wolken, die über den blauen Himmel segeln. Umso saurer wurde mir nachher das Arbeiten, als gleich wieder die Tretmühle am Schlitten begann. Hals über Kopf ging es den steilen Abhang hinunter in ein in etwa nordnordwestlicher Richtung laufendes Längstal, wo wir munter weitereilten auf ungebahnten Wegen durch die pfadlose Wildnis. Die Sonne schien immer wärmer. Der Wind wehte ganz leise. Es war, als ob man plötzlich in eine andere Welt gekommen wäre. Zwar war auch hier auf Tal und Höhen nichts anderes zu sehen als die

ewige, einförmige Decke von Eis und Schnee; kein Fleckchen Erdreich war zu sehen, es seien denn die hohen, schwarzen Felsblöcke, die da und dort im Talgrund lagen, als ob sie ein Riese hierhingeschleudert hätte in seiner Laune. Aber es war etwas in der Luft, das wie balsamischer Südwind daherkam nach den schneidenden Stürmen der Hochebene. Wohin man blickte, sah man im Schnee die Spuren der wilden Renntiere und die breiten, mit kleinen Punkten umgrenzten Abdrücke der Bärentatzen. Ab und zu war es, als ob ein weißer Polarfuchs über die Wegrichtung huschte. Auf allen Steinen saßen Schneeuulen, deren unheimliches Hu-Hu sich mit dem melancholischen Geheul der Wölfe mischte, das von irgendwoher aus der Wildnis kam. Es war nicht eben ein freundliches Konzert, aber in meinen Ohren klang es wie süße Musik, denn es waren doch einmal wieder Laute in dieser Lautlosigkeit. Nach Tagen des Schweigens kam einem die Erkenntnis, dass man nicht das einzige stimmbegabte Geschöpf in dieser Wildnis war, und das erfüllte einen mit großer Beruhigung, selbst wenn es nur Eulen und Wölfe waren, die da mit Engelszungen sangen. Der Tag war schon wieder weit vorgeschritten, als wir eine Atempause machten unter einem Felsblock, der weit über den Abhang ragte und so eine völlig schneefreie Höhle bildete. Es war ein schönes Plätzchen für eine Lagerstelle, aber irgend etwas schien nicht geheuer. Überall war der Schnee hartgetreten von den Spuren des Wildes. Die Hunde, die sonst bei jeder Rast sich niederzuwerfen pflegten wie so

viele Bleiklötze, standen knurrend auf einem Klumpen und schauten wild in die Einöde, mit flackernden Augen.

Der Grund der Höhle war bedeckt mit Moosen und Flechten und von ganz kleinen, verkrüppelten Kriechpflanzen, wie sie überall auf den Prärien des hohen Nordens vorkommen. Ich kroch hinein auf der Suche nach vertrocknetem Gestrüpp, das sich als Brennmaterial verwenden ließe. Die Höhle war größer, als sie von außen ausgesehen hatte. Der vordere Teil bot Raum genug, um einen Reiter auf seinem Pferde zu beherbergen. Ein rundes, fast wie ein künstliches Mauerwerk aussehendes Gewölbe führte in einen inneren Teil, von wo ein eiskalter Lufthauch herauskam. Der Instinkt des Naturforschers siegte über alle bessere Vernunft, und ich machte mich an die Untersuchung dieses so furchtbar interessanten Höllenrachsens. Vorsichtig tappte ich durch die ägyptische Finsternis über die glatte Bahn, die immer tiefer führte. Mit jedem Schritt wurde es unheimlicher. Der dumpfe Modergeruch wurde immer unerträglicher. Zuweilen huschte und raschelte es in der Finsternis. Es mochten wohl Ratten und Mäuse sein, die hier ihr Unwesen trieben. Oder ein hungriger Polarwolf. Oder war es nur das Spiel der überhitzten Fantasie? Plötzlich ertönte aus nächster Nähe, aber vom Eingang her, ein dumpfes Knurren, wie das eines ausgewachsenen Kettenhundes. Zugleich ließ sich von draußen her die Stimme des Eskimos vernehmen.

»Nannuk! Nannuk! Großer Nannuk!«

Die Hunde erhoben ein ohrenbetäubendes Geheul. Erschreckt wandte ich mich um, direkt im Eingang der Höhle stand ein Eisbär von einem Umfang, der mindestens das Doppelte war von all den Bären, die ich bisher gesehen hatte. Wie angewurzelt blieb er auf meiner Rückzugslinie stehen, den spitzen Kopf, der so lächerlich klein und zierlich ist im Verhältnis zu der übrigen Ungeschlachtheit seines Körpers, hob er witternd zur Decke. Dann kam er unbesorgt herangetrott, in einem gleichmäßig wiegenden Gang.

Offenbar hatte er noch nie in seinem Leben einen Menschen gesehen und wusste nicht, wessen man sich zu versehen hat im Umgang mit diesem gefährlichsten aller Raubtiere. Was er immer auch im Schilde führte, Gutes konnte es jedenfalls nicht sein. Am Ende kam es auf dasselbe heraus, ob er mich mit seinen Tatzen im Zorn erschlagen oder aus lauter Liebenswürdigkeit in der Umarmung erstickten würde. Ich vergaß alle Vorsicht und rannte laut schreiend immer tiefer in den schwarzen Schlund der Höhle hinein. Es war nur eine Frage der Sekunden, wann er mich einholen würde. Da krachte draußen ein Schuss. Die Kugel pffte haarscharf an meinem Kopfe vorbei und schlug klatschend in die Felswand. Wie versteinert blieb der Bär stehen vor diesem neuen Wunder. Er stand nun ganz im Schatten der Höhle. Nichts war von ihm zu erkennen als die beiden Augen, die wie zwei grüne flackernde Teufelsaugen in der Finsternis glühten. So stand er wohl eine ganze Minute lang. Oder waren es deren

zehn? Oder eine Stunde? Mir kam es vor wie eine Ewigkeit. Draußen krachte Schuss auf Schuss, und es war offenbar, dass keiner sein Ziel verfehlte. Jetzt erst schien Meister Petz zum Bewusstsein seiner Lage zu kommen. Mit einem heiseren Gebrüll, das in der Höhle ein schauriges Echo weckte, stellte er sich auf die Hinterläufe. Dann schnellte er vorwärts in der Dunkelheit. Mit ein paar täppischen Sätzen hatte er mich eingeholt. Ein Tatzenhieb seiner rechten Klaue verursachte eine hässliche Wunde an der Hand, die den Knochen bloßlegte. Noch heute ist an ihrer Stelle eine tiefe Narbe, die mir später noch manchen Verdruss bereitet hat, weil böse Menschen sie mit ganz anderen Abenteuern in Verbindung bringen. Der Anprall hatte mich zu Boden geworfen. Ich lag auf dem Rücken, und das zottige, übelriechende Ungeheuer direkt über mir, auf allen Vieren. Aus einer klaffenden Kopfwunde floss das dunkelrote, fast schwarze Blut in Strömen, mir gerade ins Gesicht. Der Strom wollte mich fast ersticken. Aber ich rührte mich nicht. Ein tiefer Seufzer erschütterte den ganzen Körper, dann brach die gewaltige Masse dicht neben mir zusammen wie ein eingestürztes Haus. Im nächsten Augenblick war Jack zur Stelle und stieß das lange Messer noch einmal tief in die Eingeweide. Als der Bär kein Lebenszeichen mehr von sich gab, putzte er sein Messer und biss ein Stück Tabak ab. Dann erst machte er sich daran, den Schaden zu besehen. Er schien sehr erstaunt, mich noch unter den Lebenden zu sehen.

»Nix kaputt? Nix Nannukmagen?« sagte er ruhig.

»Allright, very well.«

Denn die Sorte lässt sich von Tod und Leben nicht imponieren. Nachdem wir mit vieler Mühe mein Bein freigemacht hatten, das der Bär im Fallen unter sich begraben und fast zerquetscht hatte, humpelte ich wieder hinaus ins Tageslicht, das ich um ein Haar nicht wiedergesehen hätte. Ich bin später noch in manchen Höhlen gewesen, auf jener sowohl wie auf anderen Reisen, aber in keiner je wieder, ohne mich vorher eingehend umzuschauen, denn es sind die gebrannten Kinder, die das Feuer scheuen.

Als ich draußen ankam, waren sie eben dabei, noch einen zweiten Bären abzuhäuten. Es war das Männchen, das unbesorgt über den Talgrund kam, um sich nach dem Befinden seiner besseren Hälfte zu erkundigen, die, für mich so sehr zur Unzeit, in der Höhle logierte.

Wie dem auch sei: Da war nun wieder »Kaukau angenini«, wie die Eskimos sagen. Die Hunde fielen mit wahren Wolfshunger über die Fleischfetzen her und schluckten und würgten, bis sie einfach nicht mehr konnten und sich flach in den Schnee legen mussten aus purer Überfressenheit. Das Erfreulichste bei diesem Reichtum war aber die Tatsache, dass wir endlich wieder Brennmaterial im Überfluss hatten. Der Speck lieferte das Öl, ein Stück Moos den Docht für die Lampe. Bald kochte der Teekessel über dem Feuer, und die Welt war auf einmal wieder wunderschön. Es war so warm, dass man draußen vor dem Zelte sitzen konnte. Die Sonne, die

kaum noch über die Hügel hinwegschaute, goss einen Goldregen über die Schneefelder, und es war, als ob die ganze Natur sich reckte und streckte in wonniger Behaglichkeit. Ehe wir noch recht unser Lager aufgebaut hatten, besuchten uns schon die Spatzen, die piepsend um den Kochtopf hüpfen.

Am anderen Morgen weckte uns das Zwitschern der Vögel und das neckische Spiel der Sonnenstrahlen, die in flüssigen Ringeln auf dem Zeltboden tanzten. Wieder war es ein warmer, windstiller Tag. Der Schnee war weich und nass, und der Schlitten blieb alle Augenblicke stecken. Schon von der ersten Stunde dieses mühsamen Marschierens waren wir alle in Schweiß gebadet. Fast mit jedem Schritt talabwärts in unserer Windrichtung wurde es lebendiger in der Umgegend. Da und dort erhob sich zwischen den Steinen eine Schar von Schneehühnern und lief schwirrend davon. Die Eulen saßen regungslos auf den Felsen, und die Raben stolzierten schwarz und gravitatisch durch diese Symphonie in Weiß. Hoch oben in der blauen Luft kamen als Boten des Sommers die Gänse in langen Strichen herangesegelt.

Bald kamen wir in das Tal eines kleinen Flusses, dessen Wasser man deutlich rauschen hörte unter der Eisdecke. Die Oberfläche des Flusseises war vom Winde spiegelblank gefegt, wie eine Schlittschuhbahn. Auf der Karte war diese Stelle deutlich eingezeichnet.

»Blowhole – das Spautloch«, hieß die Bezeichnung. Und sie machte ihrem Namen Ehre. Ein schar-



fer Talwind ging klagend zwischen den Felsen. Da er gerade von achtern kam, verloren wir keine Zeit, ihn auszunutzen nach seemännischer Art. Wir heißten die Schlittensegel, nahmen die Hunde an Bord, und fort ging die Reise in ansehnlichem Tempo.

Stellenweise war das Tal recht eng, und an einzelnen Punkten traten die Felsen so nahe zusammen, dass es aussah, als ob sie eine einzige Wand bildeten, die das Tal abriegelte. Erst bei näherem Herankommen gewährte man die schluchtartige Öffnung, durch die der Flusslauf seinen Kurs verfolgte. In solchen Schluchten wuchs der Wind zu orkanartiger Stärke. Man musste das Segel herunternehmen, und es bedurfte aller Steuerungskunst dreier starker Männer, um zu verhindern, dass der Schlitten in seiner rasenden Fahrt an den roten Felswänden zerschellte. Spät abends erreichten wir eine Gegend, wo das Land wieder offener wurde und keine Felsblöcke mehr aus der Schneedecke schauten. Zahllose Spuren von allerlei Großwild liefen hier über die Fahrtrichtung. Etwas abseits, an einem Hügelhang, bewegte sich, deutlich sichtbar auf dem weißen Hintergrund, eine große Anzahl dunkler Punkte, die Jack als eine Herde wilder Renntiere ausmachte. Der Flusslauf war nunmehr eingesäumt mit kleinen Weidenbüschen, der Aufenthaltsort zahlloser Enten und sonstiger Vögel, die bei unserem Herannahen mit lautem Quack Quack davonflogen.

Unversehens standen wir am Ufer eines großen, fast kreisrunden, zwischen flachen Hügeln eingebetteten Sees. Er war noch ganz mit Schnee und Eis be-

deckt, und seine Grenzen waren nur erkenntlich an dem Saum von Weidenbüschen, die die Ufer umgaben. In einiger Entfernung bemerkte man einen Spalt im Eise, aus dem das Wasser wie aus einem Springbrunnen hervorquoll und das umgebende Eis weithin überschwemmte. Es war schon beinahe dunkel, und die Nordlichter standen zitternd am Himmel, als wir unser Lager aufschlugen, hart neben einem besonders dichten Weidengebüsch, in dem sich eben erst mit geschäftigem Geschnatter ein Strich Wildgänse niedergelassen hatte. Hier wenigstens fehlte es nicht an Nahrungsmitteln und auch nicht an Brennmaterial. Hastig raffte ich zusammen, was ich davon finden konnte. Als das Feuer in Gang war, warf ich noch ein Stück Bärenspeck hinein, der es zischend aufflammen ließ mit dunkelroter Farbe. Ein Schuss mit dem Schrotgewehr brachte zwei Wildgänse zur Strecke, die im Nu gerupft und im Kochtopf waren. Über dem kam auch Jack zurück, der gleich bei unserer Ankunft auf rätselhafte Weise in den Büschen verschwunden war. Die Begeisterung war nicht gering, als die auf einer Weidengerte aufgespießte Beute von großen, glänzenden Weißfischen sichtbar wurde.

In jener Nacht saßen wir noch lange beisammen und taten uns gütlich an Fischen und Gänsebraten und schwatzten und lachten und vergaßen alle Müdigkeit über der günstigen Wendung des Geschicks. Aber lange, nachdem die anderen schon eingeschlafen waren, saß ich vor dem Zelt und schaute in das knisternde Feuer, das unsterblich flackerte im Winde,

der kalt aus dem Talgrund kam. Und meine Gedanken waren wilder als der Wind und unruhiger als das Feuer. Die Müdigkeit lag mir schwer in allen Gliedern. Alle Augenblicke fielen mir die Augen zu, aber schlafen konnte ich nicht. Immer mehr kam ich ins Grübeln. Mit wirrem Kopf saß ich vor dem Feuer, das puffend und knisternd in sich versank, und lauschte auf die Stimmen der flüsternden Nacht. Von fernher heulten die Wölfe, und neben dem Feuer knurrten zuweilen die Hunde, wie im Traum. Das ganze Abenteuer, in das wir uns gestürzt hatten, kam mir auf einmal so unwirklich, so unmöglich vor, dass ich mich fragen musste, ob ich noch ich selber war oder ob das alles nur ein Spuk war, der mich narrete, ein fantastischer Traum, aus dem ich einmal aufwachen würde wie einer, der ein Gespenst gesehen. Was sollte sie eigentlich, diese seltsame Reise, von irgendwo nach irgendwo? So etwas konnte man zuweilen in den Büchern lesen, aber dass das auch in Wirklichkeit möglich wäre, das hatte ich im Ernst noch nicht vermutet.

Gewiss: da war die Karte! Aber das war doch nur ein dünner, zerbrechlicher Faden als ein einziger Führer durch Eis und Winternacht. Ein Stück Papier! Und wer garantierte dafür, dass sie nicht ein Narrenseil war, das uns in dieser Wildnis foppte?

Noch einmal – aber zum wie vielen Male? – holte ich sie hervor aus dem schmutzigen Tabaksbeutel. Noch einmal breitete ich sie vor mir aus und studierte sie mit geröteten Augen und klammen, halbverfrorenen Fingern und achtete nicht, wie dar-

über die Sonne schon wieder hinter den Hügeln hervorgekrochen kam und Land und Himmel vergoldete in ihrer kalten Schönheit. –

Inzwischen waren die Hunde immer unruhiger geworden. Sie knurrten und murrten, und nun waren sie alle auf den Beinen und bellten in den heraufziehenden Tag hinein. Es musste wohl ein Bär, ein Moschusochse oder eine Herde Karibus in der Nähe sein, denn dass es die bloße Freude an der Morgenröte war, die sie zu solcher Begeisterung entflammte, war doch nicht wohl anzunehmen bei solch prosaischem Geschöpf wie einem Eskimohund. Immer barbarischer wurde der Lärm. Nun war auch Jack auf den Beinen und starrte mit den Hunden hinaus nach einem Gegenstand auf dem Seis, der für schlechte Kabelunaaugen nicht erkennbar war.

»Nannuk! Nannuk!« rief er voll Begeisterung, indem er seine Winchesterbüchse ergriff. Gleich darauf legte er sie wieder beiseite mit einem erstaunten Gesicht. Quer über das Eis kam, vom anderen Ufer des Sees her, ein dunkler Gegenstand, der sich gerade auf unser Lager zu bewegte. Ein Nannuk konnte es nicht sein. Dafür war er zu dunkel, und außerdem waren die Bewegungen viel bestimmter, als man bei einem Tiere der Wildnis vermuten konnte. Schnell kam es näher. Nun konnte man es deutlich ausmachen. Es war wahrhaftig ein Mann!

Diese Erkenntnis kam mir fast wie eine Offenbarung. Was man in anderen Zonen zuerst vermutet hätte, war uns hier in dieser Einöde wie ein Wun-

der. Doch da ging es deutlich erkennbar vor dem hellen Hintergrund der aufgehenden Sonne. Ein großer, sehr magerer Mann mit einem Sack auf dem Rücken, Gewehr über der Schulter und Schneeschuhen von der breiten, geflochtenen Sorte, wie sie Eskimos tragen. Als er in Rufweite herangelangt war, blieb er stehen, hob die Hand an den Mund und rief uns an nach seemännischem Brauch: »Schiff ahoi! Was für ein Fahrzeug ist das?«

»Bootsmannschaft der ›Bonanza!«

»Bonanza? Kenn' ich nicht. Dreht bei, bis ich komme!«

Langsam kam er näher, inmitten der tobenden Hundemeute, die er sich mit kräftigen Schlägen seines Stockes nur mühsam vom Halse halten konnte. Im Schatten der aufgehenden Sonne war sein Gesicht nicht zu erkennen, aber seine Gestalt wuchs immer mächtiger aus der Wildnis: ein Mann weit über Normalgröße mit auffallend langen Armen und Beinen, die seiner Erscheinung etwas Affenartiges verliehen. Er trug einen eng anliegenden Anzug aus Seehundfell. Der lange, knochige Kopf stak in einer von einem Wolfsfell umrahmten Kapuze.

»Muktuk Kabeluna«, meinte Jack. Ein schwarzer Weißer.

Es war in der Tat ein farbiger Gentleman, der uns da die Ehre seines Besuches antat. Nicht eben schwarz, aber von jener interessanten Kaffeefarbe, wie man sie bei den Mischvölkern auf den Azoren und Kapverdischen Inseln oder bei den Kanaken der Südsee antrifft. Er hatte ein verwittertes, po-

ckennarbiges Gesicht, mit ungewöhnlich prononciierter Nase und großen, lebhaften, lackglänzenden Augen. Als er dicht herangekommen war, machte er eine Verbeugung, die nicht ohne Grazie war.

»*Good morning, gentlemen*«, sagte er mit einer weichen Stimme, die seine westindische Herkunft verriet. »Freut mich, Ihre Bekanntschaft zu machen! Verdammt froh bin ich darüber! Seit Jahren habe ich keinen Christenmenschen mehr gesehen, abgesehen von Fung Li und Possum und Tom und Admiral Dewey. Und die kann man doch nicht zu den Christen zählen!«

Mit einem Satz war er mitten unter uns. Ehe ich es verhindern konnte, packte er meine Hand in seinen Riesentatzen wie in einem Schraubstock und schüttelte sie wie ein Pumpenhebel. Dann ließ er von mir ab und wiederholte die Zeremonie bei den anderen. Nachdem er so der Reihe nach *shake hands* gemacht hatte, setzte er seine Rede fort, ohne einem anderen Gelegenheit zu einer Zwischenbemerkung zu geben.

»Mein Name ist Jonas. – Abraham Lincoln Jonas. Direkt von Jamaika, wo der gute Rum herkommt, von dem ich nimmer einen Tropfen zu trinken bekommen habe in so vielen Jahren. Meine Mutter stammt aus dem lieben alten Georgia, wo die Wassermelonen so groß sind wie die Kanonenkugeln. Mein Großvater ist dort Reverend gewesen an der Episkopalkirche. Man sagt, dass ich viel Ähnlichkeit mit ihm habe, und das will ich gern glauben, denn ich war ein hübscher Mann in meinen Tagen, ehe

ich aufs Salzfleisch- und Hartbrotessen verfallen bin an Bord des alten ›Walroß‹.«

»Walroß?«

»Was denn sonst? Ein ordentlicher Seemann muss Schiffsplanken haben, auf denen er sein Salzpferd essen kann. Dort unten liegt der Kasten, nicht eine halbe Tagesreise von hier. – Und von wo mögt ihr herkommen? – ›Bonanza‹? Noch nie etwas gehört von solchem Schiff. – ›Bonanza‹! Ha! Ha! Ja, jetzt fällt mir was ein! Jetzt weiß ich!«

Er fing an zu lachen über alle Stufen der Tonleiter und lachte immer weiter, bis ihm die Tränen über die schokoladenbraune Gesichtshaut rollten. Inzwischen hatten wir ihn in das Zelt gelotst, wo seine schwarzen Augen auf den dort aufgebauten Schätzen ruhten in funkelnder Begeisterung. Wieder packte er mich mit seinen unwiderstehlichen Schraubstocktätzen, und seine Stimme zitterte vor Erwartung.

»Sag' doch, Jim, Jack, oder wie du immer heißen mögst, ist da nicht auch Tabak unter dem Haufen? Wenn das der Fall ist, so verkaufe ich dir meine Seele gleich jetzt für ein einziges Lot. Tabak! Seit Jahren habe ich so etwas nicht mehr gesehen! Alles haben wir an Bord des ›Walroß‹. Mehl, Zucker, Hartbrot, Salzpferd. Es fehlt uns an nichts. Aber meine Seele ist krank nach Tabak! Mit der Zeit macht man sich ja so eine Art Preventer. Seegras und Rosshaar und Kabelgarn habe ich in meiner Pfeife geraucht, aber es ist doch alles nicht wie der richtige Stoff.«

Ich gab ihm ein Pfund von dem schwarzen Plat-

tentabak, nach dem er gierig schnappte mit seinen krummen Fingern. Während er mit religiöser Andacht den Tabak zerschnitt, in der Hand zerrieb und dann die Pfeife stopfte, war kein Wort mehr aus ihm herauszubringen. Erst als das Zelt ganz erfüllt war von den blauen Wolken, fuhr er bedächtig in seiner Rede fort. »»Bonanza«? Nein, von dem Kasten habe ich noch nie gehört. Aber ich wette meinen Hut gegen das Pfund Tabak, dass Alaska-Jim dort an Bord ist.«

»Das ist er auch.«

»Das wusst' ich zuvor. Alaska-Jim ist überall dort, wo's etwas zu erben gibt.«

»Da haben Sie den Herrn wohl schon früher gekannt?«

»Ob ich ihn kenne? Niemand kennt ihn besser als Abraham Lincoln Jonas. Ein glatter Gentleman mit einer langen Zunge, aber mit einem kurzen Gewissen. Ich habe ihn selber gesehen, damals in der Missionsstraße in San Franzisko, als er Steuermann war an Bord der ›Comliebank‹. Eben geht er an einem Wirtshaus vorbei, und heraus kommen drei Paar Hände, die eine alte Rechnung mit ihm hatten von wegen Schikanieren an Bord. Alle waren bewaffnet mit Scheidemessern, die groß genug waren, um den Teufel zu erschrecken. Aber nicht Alaska-Jim. Er boxt den ersten in den Straßengraben, schlägt den beiden anderen die Köpfe zusammen und bringt sie alle vor Anker in der Polizeistation. Ein andermal, als der Bootsmann auf der ›Mary Sachs‹ ihm den Walfisch verscheuchte, da ging er auf ihn



los mit dem Bombengewehr und sprengte ihn in die Luft, dass man die Trümmer in einem Monat nicht mehr zusammengefunden hätte. Ich habe es gesehen mit meinen eigenen Augen. – Ah, Teufel waren Sonntagsschüler neben Alaska-Jim!«

So plätscherte seine Unterhaltung noch eine Weile weiter um dieses Thema, bis sie plötzlich auf ein anderes Gebiet übersprang.

»Ich bin schwarz«, sagte er unvermittelt. »Oder wenigstens doch nicht gerade das, was man einen weißen Mann nennen könnte. Aber ich bin nicht der erste beste hergelaufene Nigger, wie ihr wohl meinen könntet, wenn ihr mich daherkommen seht mit einem Sack auf dem Rücken. So wie ihr mich da seht, bin ich Kapitän. Kapitän und Reeder, Makler und Versicherer, alles in einer Person, seitdem alle Mann an Bord zu David Jonas gegangen sind. Alle, mit Ausnahme von Fung Li, und den kann man doch kaum unter die Menschen rechnen. Herr und Meister bin ich über das Schiff. Kein Mensch ist da als Boß. Keine Arbeit, keine Nachtwachen mehr für Abraham Lincoln Jonas! Ich gehe auf die Jagd, wenn es mir Spaß macht und lege mich zur Koje, wenn es mir darum zu tun ist. Fung Li kocht mir das Essen. Ich schlafe viel, arbeite wenig und werde mit der Zeit fett wie ein Proviantmeister. Aber meine Seele ist krank nach christlicher Gesellschaft. Kommt mit mir, Jungens! Ich werde euch heuern als Bootssteuerer. Ich werde jedem eine Koje in der Kajüte einräumen, und ihr sollt leben wie die Kampfhähne.«

Er unterbrach seine Rede und ließ seine großen,

leuchtenden Augen von einem zum anderen gleiten. Nicht die Hälfte hatten wir verstanden von dem Gerede. Nur ungefähr konnte ich mir zusammenreimen, was es mit Tom und Fung Li für eine Bewandtnis hatte, und gar die Anwesenheit einer solchen Respektsperson, wie die des Admirals Dewey, war mir ein unlösbares Rätsel. Da er uns aber gar so freundlich anlachte mit seinem dunkelbraunem Negergesicht, aus dem die weißen Zähne wie Perlen leuchteten, sagten wir nicht Nein zu der Einladung.

Im Nu war das Lager abgebrochen, und schon waren wir auf dem Weitemarsch unter Führung des Kapitäns Abraham Lincoln Jonas, der mit seinem wiegenden Seemannsgang weit voraus marschierte, um den Hunden die Spur zu brechen. Wir marschierten quer über den See und dann steil bergauf bis zur Spitze eines Hügels, von wo das Land wieder steil abfiel zur Meeresküste. Wieder, wie auf der anderen Seite der Halbinsel, lag es auch hier endlos weit ausgebreitet in seiner schaurigen Eintönigkeit von Eis und Schnee. Fern im Norden lag unter dem Horizont das offene Wasser als ein dunkelblauer Streifen, und darüber stand ebenso dunkelblau sein Widerschein am blassen Himmel. In einer kleinen, gegen Westen offenen Bai lag fest eingefroren zwischen übereinandergeschobenen Treibeis-schollen eine Bark, die der »Bonanza« zum Verwechseln ähnlich sah. So viel Ähnlichkeit hatte die Gegend mit der, die wir eben erst verlassen hatten am Anfang unserer Reise, dass ich mich einen Augenblick fragen musste, ob wir nicht am Ende im Kreise

herumgegangen und an den Anfang zurückgekommen wären. Ich musste mich in den Arm zwicken, um mich zu vergewissern, dass ich nicht träumte.

Die anderen waren weniger angekränkt von der Blässe des Gedankens. Am wenigsten die Hunde, die dort unten offenbar eine Mahlzeit witterten. Hals über Kopf ging es bergab, und schon nach zwei Stunden hielten wir auf dem holperigen Eis der Bai, gerade vor dem Schiff.

Von allen Schiffen, die ich je gesehen habe, war dieses das verwahrloste. Es machte mehr den Eindruck eines von Gott und der Welt verlassenem Wracks. Das ganze stehende Gut hing lose herunter. Überall baumelten die losen, halb ausgeschorenen Gordings und Gaitaue. Die Bramrahe war in der Mitte durchgebrochen, und es sah aus, als ob der andere Teil im nächsten Augenblick auch herunterkommen wollte. Die Großrahe hing lose herunter wie ein lahmer Flügel. Alles war verwittert und verdorben. Von überall kam eine knarrende, ächzende Musik aus rostigen Lagern und ungeölten Blöcken. Kein Lebewesen war zu entdecken, es sei denn eine Eule, die unbeweglich, mit großen, starren Augen auf dem fast gänzlich zugeschnittenen Gangspill saß.

»Das ist Tom«, sagte Kapitän Jonas, während wir an Bord gingen, »mein alter Schiffskamerad. Und ein verdammt besserer als manche von denen, die keine Federn haben.«

## An Bord des »Walroß«



chon von außen hatte, wie gesagt, das seltsame Fahrzeug einen recht verwahrlosten Eindruck gemacht. Dieser erste Eindruck wurde nur noch verstärkt, als wir an Deck des alten »Walroß« standen. Offenbar war dieses früher auch einmal eingehaust gewesen wie alle Verdecke überwinternder Schiffe im Eismeer, aber das musste wohl schon eine Weile her sein, denn das alles stand im letzten Zustand des Verfalls. Nur da und dort war noch ein Stück der Bretterwand zu sehen, von der zerrissene Leinwandfetzen herunterhingen. Von Bordwand zu Bordwand war das Verdeck überzogen mit einer Schicht von steinhart gefrorenem Schnee, der alles gleichmäßig anfüllte, von der Back bis zu dem erhöhten Achterdeck, und alle Decksaufbauten unter sich begrub. Von allen Wanten und Pardunen hingen lange Eiszapfen, die wie schimmernde Kristalle in der frühen Sonne funkelten. Noch immer war alles still und tot. Kein Lebenszeichen war zu bemerken. Nur die Eule Tom bewegte mechanisch ihren Kopf mit den großen runden Augen.

»Man tau!« sagte Hein Petersen. »Wat sin mut, mut sin! Wat dem einen sin Uhl, is dem annern sin Nachtigall.«

Unser neuer Freund führte uns über eine in den Schnee gehauene Treppe zu der Tür, die nach der Kajüte führte. Eine dumpfe, muffige Luft schlug uns entgegen beim Eintreten. Langsam tasteten wir un-

seren Weg durch den Gang, denn es herrschte ägyptische Finsternis für das vom Schnee geblendete Auge. Erst allmählich traten einzelne Formen und Gestalten aus dem Dunkel heraus, aber etwas Richtiges war noch immer nicht zu erkennen, trotz des unsicheren Lichtes einer trüben, qualmenden Petroleumlampe, die wie ein mattes, verlöschendes Auge in der Finsternis baumelte.

Während wir noch dastanden und uns unschlüssig umsahen, kam von irgendwoher der Klang einer Stimme, die sich anhörte wie das Knarren einer rostigen Türangel.

»Hallo! Hallo! An Deck alle Mann! Steht bei den Booten! Los das Bramfall! Ein bisschen fix da, ehe ich euch Beine mache!«

»Etwas langsamer, Admiral!« antwortete Abraham Lincoln Jonas. »Ist das auch eine Art, die Gentlemen zu begrüßen?«

Der »Admiral« ließ sich indes nicht im geringsten stören durch die Ermahnung, sondern fuhr unentwegt fort in seiner Rede, in demselben eintönigen Tonfall.

»Blo-o-ow! Blo-o-ow! Steht bei den Booten! Halte den Schnabel, du Nigger, ehe ich dir die Wolle auf dem schwarzen Kopfe stäube.« Dann folgte eine Serie der grausigsten Flüche und Verwünschungen, die ich je gehört hatte, dann ein Flattern von Flügeln, ein Rascheln von Federn, ein polterndes Schnabelwegen an einer Eisenstange, und alles war wieder so still wie zuvor.

»s ist Admiral Dewey, mein zweiter Schiffskame-

rad«, sagte der Neger. »Er und die Eule machen ein gutes Paar. Zusammen sind sie vielleicht tausend Jahre alt, oder vielleicht noch mehr. Wenn man ihn so anschaut, so sieht er aus wie jeder andere Papagei auch, aber das ist alles nur Schein. So wie er sitzt, hat er mehr Bosheit gesehen wie wir alle zusammen. Er hat Pulver gerochen und Revolver gehört. Er hat Messer fliegen sehen und das Verdeck rot von Blut. Wenn er erzählen könnte wie die Christenmenschen, anstatt nur zu plappern wie die Heiden, er und Tom dort draußen, die könnten dir wohl ein Garn spinnen, das dein Blut so kalt wie Schellfischblut machen würde. Armer Tom! Armer Admiral Dewey!«

Während er so plapperte, tasteten wir uns immer weiter durch den dunklen Gang. Ich war gespannt, was nun noch weiter kommen würde. Zwei der Schiffskameraden hatten wir nun schon kennengelernt, aber während ich mir überlegte, was es wohl mit dem dritten, Fung Li, auf sich haben mochte, stand auch diese Persönlichkeit in Fleisch und Blut vor uns. Unvermittelt kamen wir in eine kleine Kombüse, wo ein mächtiges Feuer im Herd brannte. Sehr warm und mollig war es in dem kleinen, vom flackernden Schein des Feuers nur unsicher beleuchteten Raum. Alles funkelte von Reinlichkeit. Die Kupferpfannen an der Wand glitzerten wie Spiegel. Vor dem Herd stand Fung Li in blütenweißer Schürze, nicht anders wie der Chefkoch im Savoy-Hotel. Nicht durch eine Bewegung verriet er sein Erstaunen. Nicht eine Miene zuckte in der un-

durchdringlichen Maske seines Chinesengesichts.

»Allright«, sagte er, »*four piecee man chou.*«

Er machte sich mit seinen Pfannen zu schaffen, ohne uns eines weiteren Blickes zu würdigen.

»Er ist gut, so wie er ist«, sagte Abraham Lincoln Jonas im Weitergehen, »er ist nicht etwa das, was man so einen unterhaltsamen Schiffskameraden nennt. Ein sonderbarer Schiffskamerad, in der Tat. Und ein Mensch ist er überhaupt nicht, so wenig wie Tom und Admiral Dewey. Das kommt daher, dass er nicht getauft ist. Nur ein Heide, ein Apparat zum Mittagessenkochen. ›*Four piecee man chou chou*‹, ›*two piecee man chou chou.*‹ Etwas anderes habe ich noch nie von ihm gehört in fünf langen Jahren. Aber einen besseren Koch gibt es nicht zwischen hier und Point Barrow.«

Schon standen wir in der Kapitänskajüte, die durch das Scheinlicht an der Decke taghell erleuchtet war und vor Zeiten einmal recht wohnlich gewesen sein musste. Sie war groß und geräumig und mit so schönen Möbeln ausgestattet, wie man sie in einer Passagierkajüte eines nordatlantischen Schnell dampfers, nimmermehr aber in der Behausung eines Walfischfängerkapitäns vermutet hätte. Um den Tisch, von dessen grünem Überzug nur noch kümmerliche Reste übrig waren, standen an den Boden festgeschraubte bequeme Sessel mit breiten Armlehnen. An der Wand stand auf einem Bücherbrett eine kleine Bibliothek, die offenbar schon eine erhebliche Zeit in verstaubter Vergessenheit ihre Tage verträumte. Die Rückwand der Kajüte, gerade

gegenüber dem Eingang, war fast ganz eingenommen von einem mächtigen Spiegel mit einem kreisrunden Loch in der Mitte, von dem die Sprünge strahlenförmig über die Fläche liefen.

»Es ist Charleys Arbeit«, sagte Abraham Lincoln Jonas. »Er und der Kapitän haben immer auf gespanntem Fuß miteinander gelebt, und eines Tages sind sie auf den Gedanken gekommen, es auszutragen, um zu sehen, wer der Bessere von den beiden sei. Charley war immer ein Tölpel und fixer mit der Zunge als mit dem Revolver. Der erste Schuss ging in den Spiegel, und schade um das schöne Stück. Der zweite hat schon besser gegessen. Nun sind sie beide unter der Luke und längst schon bei David Jonas oder wo sonst der Teufel einen Nothafen hat für unsere Sorte.«

Die Wände mochten einmal blütenweiß gewesen sein in den Zeiten, als man noch mit Farbenquast und Sodawasser an Bord des alten »Walroß« hantierte. Nun aber waren sie mit einer gleichmäßig grauen Schmutzschicht überzogen, wo sie nicht verklebt waren mit bunten Bildern von komischen Figuren aus den amerikanischen Sonntagszeitungen und schönen Frauen aus den Modejournalen nach dem fantastischen Geschmack des Mister Abraham Lincoln Jonas. Sonst herrschte überall eine geniale Unordnung. Auf dem Tisch standen offene Konservenbüchsen, deren Inhalt schon halb verschimmelt war. Auf den Stühlen lagen Fuchs- und Marderfelle unordentlich durcheinander. Von der Decke baumelten Seestiefel, Ölzeug, mottenzerfressene Pelzklei-



der und nasse Strümpfe. Und über allem lag ein dicker widerlicher Geruch von Tran und Schmutz und Verkommenheit.

Noch ehe man Zeit gehabt hatte, das alles in Augenschein zu nehmen, kam der Chineser herein, deckte den Tisch und brachte das Mittagessen. Wieder tat er seine Arbeit mechanisch, wie ein aufgezogener Apparat, und verzog keine Miene und zwinkerte nicht mit den Augen, die leer und doch so vielsagend ins Weite schauten. Aber das Essen, das er brachte, machte in der Tat seiner Kochkunst alle Ehre. Was Büchsen und Konserven und die freie Wildnis des Eismeeres aufbringen konnten, hatte er uns aufgetischt. Ein Diner, wie man sich es nur wünschen konnte. Es begann mit Lachs und Hummer und endete mit konservierten kalifornischen Früchten, die jedoch nicht den Gaumen unseres Eskimofreundes zu kitzeln vermochten. Dafür leerte er eine Zweipfunddose in Öl konservierter Lachse bis zum letzten Atom und schaute sich um nach mehr.

Nach dem Essen holte unser Gastgeber zu unser aller maßlosem Erstaunen ein Grammophon hervor, das er mit beinahe religiöser Andacht mitten auf den Tisch stellte. Nur eine einzige Platte war vorhanden: »*Old folks at home.*«

Und auch diese schon geborsten ... Sie war holprig und voller Sprünge, und wenn der ebenfalls schon mehr als abgenutzte Stift darüber ging, so hörte es sich an, wie wenn einer mit einer Feile über ein rostiges Eisen fährt. Gerade an der Stelle, wo in dem Lied vom Swaeneriver die Rede ist, war

ein Stückchen aus der Scheibe herausgebrochen, und der Stift machte einen Sprung, wie wenn er eben jenen schönen Fluss im Dixilande überspringen wollte. Wir alle hatten bald genug von den Kakoophonien, aber Abraham Lincoln Jonas ließ den Apparat stets von neuem laufen und sank dann immer wieder in seinen Sessel und schloss die Augen in seliger Vergessenheit. »Ah, Musik!« sagte er begeistert. »Es gibt nichts, was ich so liebe wie das! Die ganze Nacht kann ich zuhören!«

So wie er da saß, ein Bild der vollkommensten Zufriedenheit, konnte ich mich bei seinem Anblick doch nicht eines gewissen Schauderns erwehren bei dem Gedanken an das grausame Schicksal, das seine Kameraden befallen haben mochte. Langsam stieg in mir die Erkenntnis auf, dass hinter dieser Maske der Selbstzufriedenheit sich eine Tragödie verbarg. Es war offenbar, dass außer diesen beiden sich kein Mensch mehr an Bord befand. Wo aber waren die anderen? Wo konnten sie sein in dieser Wildnis von Nacht und Eis? Ich machte eine diesbezügliche Bemerkung, auf die der Neger bereitwillig einging.

»Was aus ihnen geworden ist?« sagte er leichthin. »Was wird aus Seeleuten? Sie sind hier verdammt geschäftig gewesen mit den Messern und den Handspeichen, und einige von den Jungens waren ziemlich fix mit dem Revolver. Bill Rilay allein hat vier von ihnen auf dem Gewissen. Was übriggeblieben ist, das hat von einem Tag auf den anderen daran glauben müssen bei der Pest, die voriges Jahr

über uns gekommen ist. So hat sie der Teufel alle geholt. Die einen mit dem Messer, die anderen mit dem Revolver, die anderen in der Kojе und alle zu David Jonas. Ein paar fixe Jungens waren darunter, aber um die meisten ist's nicht schade. Ich und Fung Li haben die Arbeit davon gehabt mit dem Überbordwerfen. Ich bin nicht empfindlich und nicht abergläubischer, als es sich schickt für einen seefahrenden Mann, aber ich sage mir: Tote Matrosen sind schlechte Schiffskameraden. Denkst du nicht auch so?«

Ich war auch dieser Ansicht, was Abraham Lincoln Jonas mit Befriedigung feststellte.

»Und jetzt bin ich reich«, fuhr er fort mit verschmitztem Blinzeln. »Ich als Kapitän und Fung Li als Proviantmeister. Drunten im Raume liegen dreißigtausend Pfund Fischbein, die Beute von zwanzig Walfischen. Das bringt uns in San Franzisko 150 000 Dollar mit Kusshand ein. Dazu die Fuchsfelle und die Walroßzähne. Und das alles in meine Tasche! Euch alle werde ich dann einladen zu einem Austeressen im Cliffhause. Einen geraden Kurs werde ich steuern; vom Pier bis zu Jessy Bannings Bar. Dort werde ich flugs gehen und in sechs Wochen nicht mehr auftauchen. Nur – wenn wir erst schon wieder dort wären!« setzte er nachdenklich hinzu. »Mein armer Kopf hat mir schon wehgetan durch manche lange Nacht, wenn ich darüber nachgedacht habe. Wie soll ich das Schiff navigieren, ich, ein Kapitän ohne Mannschaft? Da kommt ihr nun über den Weg gelaufen wie eine Ente vor einen

Fuchsbau. Und wisst ihr was? Es liegt mir nicht so sehr an meinem Kapitänsposten. Ich mache euch alle zu Teilhabern. Wir werden alle Kapitän sein, und wenn ihr nach San Franzisko kommt oder nach New Bedford, oder wo ihr immer hingehen mögt, so werdet ihr in Autos fahren, und jeder Muttersohn unter euch wird in einer Kutsche fahren wie ein Lord im Parlament.«

Die Aussichten, die er uns da an die Wand malte, hatten etwas Verlockendes an sich, und ich war begierig, die Schätze mit eigenen Augen zu sehen. Unser Gastgeber ließ sich auch nicht zweimal bitten. Bereitwillig hängte er die Petroleumlampe ab und leuchtete uns damit durch dunkle Gänge zu einer Tür in der Zwischenwand, die in die ägyptische Finsternis des eiskalten Zwischendecks führte. Auch die matte, gelbe Lampe warf hier kein irgendwelches Licht. Die Hand vor den Augen konnte man nicht erkennen. Erst nach einer Weile konnte man ausmachen, was es mit den Schätzen auf sich hatte. Sorgfältig verschnürt und gebündelt lagen die langen Barten aus Fischbein in mächtigen Stößen, um die ein ganz feiner, bläulicher Phosphorschein stand. Abraham Lincoln Jonas packte mich unsanft am Arm und schüttelte mich wie einen Staublappen. Das Weiß seiner großen Negeraugen leuchtete im Scheine der trüben Lampe, und seine mächtigen Zähne funkelten förmlich in der Dunkelheit.

»Habe ich recht oder nicht? Hundertfünfzigtausend Dollar! Wir sind alle reich! Reich wie Lords im Parlament, wenn wir erst einmal wieder in Frisco

sind. Aber es ist noch ein langer Weg, und man muss bis dahin ein wenig navigieren. Und was ich dir noch sagen wollte: Halte dein Wetterauge offen für die Böen, die vorausliegen. Im Vertrauen sag' ich dir das; zwischen dir und mir und dieser Laterne. Wir steuern hart am Wind. – Ah, wenn du wüsstest, wie sehr! Und was immer du tust und wo immer du gehst, reserviere ein Schwanzende deines Auges für Fung Li. Du denkst, er ist nur ein Apparat zum Mittagessenkochen? Du meinst, er kann nur sagen: ›*Four piecee man chou chou*‹? Aber ich sage dir, er liegt die langen Nächte wach und sinnt auf Teufelstaten von der Sorte, wie sie sich ein weißer Teufel niemals ausdenken könnte. Und ein schwarzer auch nicht. Er hat lange Messer in seiner Küche und braut ein Teufelszeug in seinen Kesseln, das Tod und Krankheit verbreitet. Habe ich es nicht gesehen in den fünf Jahren? Ich bin keiner von den Ängstlichen, und es liegt mir nichts daran, ob ich ein paar Jahre früher oder später zum Teufel gehe, aber dann soll es wenigstens kein chinesischer sein!«

Plötzlich unterbrach er seine Rede und schaute sich misstrauisch um in der Dunkelheit. Dann fuhr er zögernd fort mit halblauter Stimme: »Du hast wohl schon gehört vom Kapitän MacKay? Auf allen Schiffen reden sie von ihm, und recht tun sie daran, denn er war ein tapferer Mann, und zwischen Frauen und Teufeln hat's nichts gegeben, das ihn bange machen konnte. Aber selbst er hat sich gefürchtet vor Fung Li!«

Noch eine Weile redete er weiter in diesem

Tone, ohne dass seine Worte mir etwas anderes waren als unverständliche Schallwellen an meinem Ohr. Denn meine Gedanken waren ganz bei den hier aufgespeicherten Schätzen. Wie mit Fieberglut brannte es mir in den Adern, wenn ich im Geiste die Inventur von ihnen machte. Mir war zumute wie Hans im Glück mit dem Goldklumpen. Im Augenblick vergaß ich die weite Entfernung und unsere verzweifelte Lage. In meinen Gedanken war ich schon dabei, das alles in bare Dollars umzusehen, als ob wir schon am Pier der Missionsstraße zu San Franzisko lägen und nicht oben bei den Bären und Wölfen, tausend Meilen von nirgendwo, im Niemandslande. Aus meinen Träumen wurde ich erst wieder aufgeschreckt, als plötzlich eine Deckluke aufgerissen wurde und das Gesicht des Chinesen im hellen Lichtstrahl auftauchte.

»Four piecee man coffee.«

★

Und dieses war nicht die einzige Überraschung, die Abraham Lincoln Jonas für uns in Aussicht hatte.

»Fischbein ist etwas sehr Schönes«, meinte er. »Man kann es umsetzen in bares Gold. Aber besser ist es schon, wenn man den richtigen Stoff hat. – Richtiges Gold! Von dem gibt es genug auf der Insel. Frage Kapitän MacKay, frage Fung Li. Die beiden haben es aus dem Flusssande gewaschen durch all die langen Jahre. Irgendwo ist es aufgestapelt hier an Bord. – Aber wo? Weiß ich's? Ich kümmerge mich nicht darum. Nicht ich! Denn ich will wieder nach Hause kommen und nicht am ›Skorbut‹ sterben wie

die anderen. – Ah, wenn ich lesen und schreiben könnte!«

»Und dann –?«

»Dann wüsste ich wenigstens, wo das alles zu finden ist, denn alles ist hübsch aufgezeichnet hier im Logbuch.«

Mit scheuem Blick schaute er sich in der Kajüte um. Er legte die Hand auf den Mund, während er aus einer Schublade ein umfangreiches Buch hervor suchte, das offenbar schon lange nicht mehr benutzt worden war, denn es war mit einer dicken Staubschicht bedeckt. Noch einmal schaute er sich misstrauisch um, während er das Buch auf den Tisch legte. »Vorsicht! Dies ist ein gefährliches Geschäft, bei dem das Ohr nicht wissen darf, was der Mund gesagt hat. Der ›Skorbut‹ wird dich packen in vierzehn Tagen, wenn Fung Li Wind davon bekommt.«

Neugierig, jedoch ohne große Erwartungen, betrachtete ich das Buch. Es war ein ganz gewöhnliches Schiffsjournal, wie tausend andere. Die Eintragungen waren alle sehr genau, in einer sehr sauberen, beinahe zierlichen Handschrift. »Frische Brise, bewegte See.«

Oder:

»Windstille. Keine Walfische. Kap Parry gesichtet.«

So und ähnlich stand es in jedem Schiffstagebuch. Erst im letzten Viertel des Buches wurde es interessanter. Da stand an einer Stelle: »Drei und ein Viertel Unzen.«

Dann wieder: »Vier Unzen.« »Zwei Unzen« usw.

Eine Weile hörten die Eintragungen auf und begannen wieder mit dem Satze:

»Neue Reise nach dem Bärenriver.«

Dann begann wieder die Reihe der Unzen, bis man auf einmal auf einen Satz stieß, der mit dicker Feder anscheinend unwillig hingeworfen war.

»Zu viel für einen Mann!«

Nun kamen immer wieder Reihen von Unzen und dazwischen allerlei lapidare Sätze, aus denen man den Verlauf einer Geschichte erraten konnte.

»Fung Li ist gut genug.«

»Fung Li ist *allright*.«

»Ein feiner Kerl ist Fung Li. Er kann den Mund halten; er ist verschwiegen wie das Grab und unterscheidet ein Goldkorn nicht von einem Kieselstein.«

»Er ist doch schlauer, als ich gedacht hatte!«

»Pest unter der Mannschaft. – Aha! Das sind so von Fung Lis Geschäften!«

»Zu verdammt schlau ist Fung Li, aber nicht schlau genug für Kapitän MacKay.«

»Das Spiel ist aus. Ich hab's so kommen sehen. Es musste so kommen! Der Hundesohn von einem Chinesen – –«

Dies war der letzte Satz im Tagebuch. Noch immer verstand ich nicht alles, was dort drinnen stand, aber schon bei dem Wenigen, was ich verstanden hatte, war mir eine Gänsehaut über den Rücken gelaufen. Ich warf das Buch in den Kasten zurück wie einer, der etwas Unreines aus den Händen wirft, und bemühte mich, fortan nicht mehr an das



zu denken, was ich hier gelesen hatte.

Woche um Woche verging. Aus den Wochen wurden Monate. Schon waren wir wieder mitten in dem wunderbar reichen, farbenfreudigen arktischen Sommertag mit seiner niemals untergehenden Sonne. Das Wasser rann von allen Hügelhängen, und überall in den Gründen leuchteten die Blumen. Der Schnee auf dem Eise schmolz zu glitzernden Tümpeln, da und dort in der Bai zeigten sich breite Risse im Eis, an denen die beutelüsternen Möwen in langen Reihen standen. Draußen im Meere kam der dunkelblaue Streifen des offenen Wassers immer näher. Die gewaltigen Schneemassen, die fast das Verdeck des alten »Walroß« einzudrücken drohten, fingen an, lebendig zu werden. Es rieselte in hundert Bächen an der Schiffsseite herunter. Durch die undichten Risse des unverkockten Verdecks drang das Wasser durch die weißgetünchte Decke und tropfte von da auf den teppichbelegten Fußboden, wo es in ekligen, übelriechenden Tümpeln stand. Es war des Bleibens nicht mehr, weder in der Kajüte noch auch in Fung Lis Kombüse, die sonst immer so warm und mollig gewesen war. So machten wir uns aus einer Persenning ein Zelt am Strande zurecht und zogen mit Sack und Pack nach der neuen Behausung um. Abraham Lincoln Jonas, der die glückliche Gabe besaß, allen Dingen eine gute Seite abzugewinnen, freute sich wie ein Kind über das Picknick, und auch Jack, der Eskimo, fand solches Leben mehr nach seinem Geschmack als das Schlafen in Kojen und das Laufen auf Teppichen. Zu jeder Ta-

ges- und Nachtzeit war er unterwegs und kam jedes Mal wieder reichbeladen zurück mit Gänsen, Enten, Fischen und anderer Beute, nach der man sich nur zu bücken brauchte in diesem Schlaraffenlande.

Soweit war alles schön und gut. Aber der Mensch lebt bekanntlich nicht vom Brot allein, sondern auch von anderen Dingen, die sich immer wieder anmelden, ob man sie auch hundertmal am Tage verscheuchen mag, die sich nicht ausreden lassen mit aller Beredsamkeit. Obwohl uns vorerst gar nichts fehlte und es uns eigentlich besser ging als Millionen von Menschen, die sich mühen und plagen müssen um ein jämmerliches Dasein in der zivilisierten Welt, wollte mir doch das alles je länger je weniger gefallen. Mit dem Fortschreiten des Frühlings erfasste mich eine unerklärliche Unruhe und eine unstillbare Sehnsucht nach der großen Welt, die doch noch immer vorhanden sein müsste, dort draußen, über dem Meere, irgendwo. Alles das, was mir aus den Augen und aus dem Sinn gekommen war über den Abenteuern der letzten Wanderjahre, begann wieder lebendig zu werden und fing an, mich zu beunruhigen, ob ich wollte oder nicht. Einmal mindestens in vierundzwanzig Stunden schreckte ich aus dem Schlafe auf und sah mich wieder in den stillen Straßen unseres kleinen Städtchens, und sah mich über den alten Geschichten von Fahrten und Abenteuern, von denen ich so viel geträumt und von denen ich inzwischen so viel erlebt hatte, fast noch toller und wilder, als sie jemals in den Büchern standen. Und sah die Mutter, wie sie vor

mir stand am letzten Tage vor der Abreise nach Hamburg. »Warte, du Schlingel! Du wirst noch sehen, wo du hinkommst mit deinen Ideen! Wer sich in die Gefahr begibt, der kommt darin um.« Und ich dachte mir, wie es denen zu Hause nun wohl ergehen würde. Ob sich dort viel verändert hätte in der langen, langen Zeit, die wie ein Meer zwischen heute und damals lag.

Nicht anders wie mir erging es Hein. Täglich wurde er tiefsinniger. Stundenlang konnte er vor sich hinstarren und an Plumen und Klüten denken und an ähnliche erfreuliche Dinge, die es einmal in Hamburg gegeben hatte. Eines Tages aber, nachdem er besonders lange und nachdenklich in die tiefstehende Sonne hineingeschaut hatte, bekam er eine seiner sehr seltenen Anwandlungen der Beredsamkeit.

»Nein«, sagte er unvermittelt, »so geit dat nich wider. Ich bin kein Kaptein und werd' es auch nie werden. Es hat nicht jeder einen Kopf dazu, und das Rechnen ist ein bannig böses Geschäft, mit dem ich niemals klar werden kann. Aber Matrose – das bin ich. Ich kann arbeiten und steuern und Segel nähen. Ich kann dir eine Langspleiß machen, die so glatt ist wie ein Aal. – Und das kannst du wohl auch?«

»Ja«, sagte ich.

»Und Abraham hier ist ein Matrose?«

»Gewiss.«

»Und Jack hat auch schon auf Schiffen gefahren.«

»Das hat er wohl.«

»Und da sitzen wir nun schon die lange Zeit auf der Insel und nähren uns von wilden Tieren und schnappen nach Luft wie ein Schellfisch auf dem Trockenen. Und sind Matrosen. Und haben ein Schiff und stehen davor wie eine Katze vor einem Hühnerhof. Das halte aus, wer will; ich mach's nicht länger mit!«

»Und was willst du dagegen tun?«

»Was ich dagegen tun will? – Wozu sind wir Seeleute? Wozu haben wir das Steuern, Reffen und Sp-leißen gelernt? Ich lass' mir mein Lehrgeld zurückbezahlen, wenn es zu weiter nichts gut ist als zum Essen und Trinken hier am Strande, wie jede erste beste hergelaufene Landratte. Wenn's nach mir ginge, so würden wir den Kasten dort drüben auffixen wie eine Jacht. Wir würden die Segel reparieren, wir würden die Stengen und Rahen wieder an ihre Stelle bringen; wenn das Eis aufgebrochen ist, würden wir damit nach Süden steuern und wenn wir richtige Matrosen sind, so kommen wir auch wieder nach Hause.«

Plötzlich unterbrach er seine Rede und wischte sich den Schweiß ab, der ihm dabei auf die Stirn getreten war. Es war die längste, die er je gehalten hatte in seinem ganzen Leben. Was er gesagt hatte, gefiel mir sehr. Im Grunde genommen war es nichts anderes als das, was ich alle die Zeit schon selber gedacht hatte, ohne dass ich gewagt hätte, das alles zu Ende zu denken. Nun aber kam ein anderer und hatte dieselbe Idee und nahm mir die Worte vom Munde weg. Mit beiden Händen wollte ich zugrei-

fen. In meiner Fantasie sah ich mich schon als Schiffskapitän auf offener See. Schon halbwegs in Deutschland!

Am nächsten Morgen machten wir uns beizeiten an die Arbeit. »Man tau!« sagte Hein. »Wat sin mut, mut sin.« Abraham Lincoln Jonas war auch mit Eifer bei der Sache. Im ersten Augenblick war ihm der Gedanke nicht leicht gefallen, dass er nun so sang- und klanglos die Insel verlassen sollte, auf der er so fette Jahre verlebt hatte, aber gleich darauf war ihm eingefallen, dass dort draußen irgendwo in Texas eine farbige Dame lebte, der er einstmals ewige Liebe und Treue geschworen hatte, und der Gedanke beflügelte seine Fantasie so sehr wie seine Arbeitslust. Jack, der Eskimo, war wie gewöhnlich mit allem einverstanden, und Fung Li sagte nur: »*All-right. Four piecee man chou chou.*«

Erst nachdem wir uns richtig darangemacht hatten, den »Kasten« zu überholen und auf seine Seetüchtigkeit zu prüfen, mussten wir herausfinden, welche Titanenarbeit wir übernommen hatten. Der Rumpf war zwar aus kräftigem Eichenholz für die Ewigkeit gebaut, und unten im Raume fand sich nicht mehr Kielwasser, als jedes gute Schiff von Rechts wegen führen darf. Aber die Maschine war völlig eingerostet, der kleine Dampfkessel war fast bis obenhin angefüllt mit Staub und Kesselstein. Da und dort schimmerte das Tageslicht durch faustgroße Löcher, die der Rost durch die Wände gefressen hatte. Es war wirklich ein hoffnungsloser Fall, und es war gut, dass dem so war, denn wenn es

auch die tadelloseste Dampfmaschine und der fehlerloseste Kessel gewesen wäre, so hätte doch keiner von uns genug Maschinenverstand gehabt, um etwas damit anzufangen.

Mit umso größerem Eifer machten wir uns an die Ausbesserung der Takelage. Schon in früheren Zeiten mochte sie nicht gut besorgt worden sein, denn ein Walfischfänger ist kein Kriegsschiff. Was aber damals noch einigermaßen ordentlich und schiffsgemäß war, das war zuletzt noch vollends verlottert unter dem milden und nachsichtigen Kommando des Kapitäns Abraham Lincoln Jonas. Das ganze Gebäude von Masten und Rahen – soweit es überhaupt noch stand – war mit der Zeit zu einem schwankenden, wankenden Etwas geworden, das ächzte und stöhnte und klapperte bei jedem Windstoß und zuweilen auch aufschrie in einer schaurigen Höllenmusik, wenn ein Südwester die grauen Windwolken heranfegte und Schiffskamerad Tom auf der Rahnock mit dem Sturm um die Wette sang. Die Großrahe, die schon bei unserer Ankunft ziemlich flügelahm heruntergehangen hatte, stand nun fast mit der Steuerbordnock auf dem Verdeck, und es bedurfte einer achttägigen Arbeit mit Schlingen und Taljen, bis wir sie wieder in der richtigen Lage hatten. Am Fockmast fehlte die Bramstenge, am Großmast ein Teil der oberen Bramrahe, und achtern war der Besanbaum während des Winters stückweise als Brennmaterial in Fung Lis Herd gewandert. Das war – wie sich später herausstellte – ein besonders fatales Manko, denn es gibt Schiffe –

und dazu gehörte auch das »Walroß« –, die ohne den Besan sich kaum beim Winde steuern lassen. Unmöglich, alles aufzuzählen, was sonst noch fehlte an der Takelage. Glücklicherweise war das Schiff reichlich versehen mit Blöcken, Taljen und feinen Manilatauen, die als Tauleinen in den Walfischbooten dienen sollten und ebenso gut als Brassen und Gardings oben im Tauwerk Verwendung finden konnten.

Zwei volle Monate vergingen über diesen Arbeiten. Mit vieler Mühe gelang es uns, die Pardunen steifzuholen, die noch nach der Methode von Anno dazumal aus armdicken, schwarz geteerten Tauen bestanden. Wo es nötig war, brachten wir neue Blöcke an und scherten neue Taue ein, und am Ende konnten wir mit Befriedigung feststellen, dass der alte Kasten beinahe wieder so aussah wie ein Schiff. Am schwierigsten und gefährlichsten war die Arbeit in der Takelage, die in ihrem verlotterten Zustande bei jedem Windstoß wie eine mächtige Luftschaukel hin und her schwankte. Noch mehr als sonst war man dort oben knapp an Mannschaft, da Jack nicht viel anderes tun konnte, als sich festzuhalten, und Fung Li unter Anrufung aller Götter seiner chinesischen Heimat die Gefolgschaft verweigerte. Dafür hielt sie Hein, der durch stillschweigende Übereinstimmung das Amt des Kapitäns übernommen hatte, mit tausend Arbeiten an Deck beschäftigt. Er ließ sie malen und Farbe waschen, und als er sonst keine Arbeit finden konnte, ließ er sie das Verdeck mit Sand und Steinen schrubbten.

Es war also mit Einbruch des Sommers alles recht ordentlich an Deck und einigermaßen schiffsgemäß. Auch unter Deck war es wieder etwas menschlicher. In der Kajüte sah es nicht mehr wie in einer Rumpelkammer aus, das Feuer brannte im Herde in Fung Lis Kombüse, und wir beeilten uns, unsere Habseligkeiten wieder an Bord zu bringen, solange das Eis noch standhielt. Denn bei aller sommerlichen Wärme war es dort drüben kein idealer Aufenthaltsort. Große Schmeißfliegen von böseartig stechender Abart machten sich von Tag zu Tag unangenehmer bemerkbar. Wo immer die Sonne hinschien, da krabbelten die Sandflöhe, das Geschrei der Möwen und Lummen ließ einen die halbe Nacht kein Auge zumachen. Die schlimmste Plage aber waren – die Moskitos! Wenn man den »Südländern« von seinen Erlebnissen in den Polarregionen berichtet, so muss man immer vorsichtig sein, wenn man auf das Kapitel Moskitos zu sprechen kommt. Denn so viel sie auch sonst zu glauben geneigt sind, hier schütteln sie missbilligend die Köpfe und erklären einen für einen Scharlatan oder bestenfalls für einen Münchhausen. Wer aber einmal einen Sommer in Alaska oder nördlich davon zugebracht hat, der weiß es besser. Ich bin in meinem Leben schon in mancher vielberühmten Moskitohölle gewesen, angefangen bei den Niederungen des Amazonasstromes, aber in keiner von diesen haben die kleinen Quälgeister sich so aufdringlich bemerkbar gemacht wie dort auf der anderen Seite des Polarkreises. Ich habe Hunde gesehen, deren Augen bis zur



Blindheit angeschwollen waren von den Moskitostichen; in anderen Gegenden – ebenfalls innerhalb des Polarkreises –, wie zum Beispiel an der Mündung des mächtigen Mackenzieflusses, ist in den zwei kurzen Sommermonaten alles tierische Leben erstorben aus diesem Grunde. Selbst Bären und Elentiere werden nicht selten zu Tode gequält, wenn sie sich zu weit vorwagen in das Reich dieser kleinen Teufel.

Doch dies nur nebenbei.

Der Juni war gekommen und mit ihm eine wahrhaft sommerliche Hitze. Der dunkelblaue Streifen, der draußen auf dem Meere das offene Wasser anzeigte, kam näher und näher gerückt mit jedem Tage, und in der Bai quoll das Seewasser aus zahllosen Rissen über das brüchige, blauschimmernde Eis. Eines Tages war es vollständig losgebrochen und mit der Flut ins Wasser hinausgetrieben. Über Nacht war die letzte Spur des Winters verschwunden, und es sah aus, als ob man Anker geworfen hätte an irgendeiner solchen Küste, die jahraus, jahrein nichts von Eis und Winternacht wusste. Blau lag das Meer unter dem blauen Himmel. Kein Stück Eis, ja nicht einmal der Widerschein von Eis am Horizonte war zu sehen in der weiten Runde. Eine frische Brise aus Südosten kräuselte das Wasser und ließ überall die Schaumflocken tanzen auf den kurzen Wellenköpfen. Keinen schöneren Anblick konnte ich mir denken als diesen. In der überlaufenden Fantasie der wiedererwachten Hoffnungen, die so lange eingepfercht waren in den Klammern von

Eis und Winternacht, wollte es mir scheinen, als ob in diesem Sommer das große Wunder geschehen und das Eis nach anderen Regionen verschwinden würde, weil es das Schicksal besonders gut und freundlich meinte mit uns und unserer Heimreise.

Und wie ich, so dachten und fühlten auch die anderen, während wir am späten Abend den Anker klarmachten zum Hieven am nächsten Morgen. Alle waren bei bester Stimmung. Mister Jonas tobte seine Freude in einem Cakewalk aus, Hein schaute verklärt vor sich hin im Vorgenuss der Plumen und Klüten, die er demnächst wieder in Hamburg essen würde. Nur der Chinese blieb unbewegt wie zuvor und brachte das Nachtessen mit undurchdringlicher Miene und dem immer gleichen Spruche: »*Four piecee man chou chou.*«

Während der ganzen Nacht waren wir bei der Arbeit und schafften die Vorräte an Bord. Mit der letzten Bootsladung wollten wir die Hunde übersiedeln, die sich einstweilen in fauler Behaglichkeit im Sande sonnten. Plötzlich aber, als wir uns eben zur letzten Fahrt vom Schiff nach dem Strande anschickten, entstand unter ihnen ein furchtbarer Aufruhr. Ein Heulen und Winseln, ein Knurren und Zähnefletschen. Wie auf Kommando sprangen sie alle auf und rannten davon nach einem benachbarten Hügel. Irgend etwas mussten sie dort oben gewittert haben: einen Eisbären, eine Karibuherde, einen marodierenden Fuchs oder was sonst eine Hundeseele in Aufruhr zu bringen vermag. Jedenfalls war es ärgerlich, dass der ungebetene Gast sich gerade in die-

sem Augenblick einstellen musste. Mit rasender Schnelligkeit entfernte sich das Heulen, bis es nur noch als leiser Widerhall von den fernen Hügeln kam. Zornig schüttelte ich die Faust vor dieser Tücke des Objekts. Ich dachte an die kostbare Zeit, die uns verlorenging auf diese ärgerliche Weise. Ich holte das Fernrohr aus der Kajüte und durchsuchte damit die ganze Küste, ohne etwas anderes zu entdecken als grüne Moosflächen an den Hügelhängen und da und dort ein übriggebliebenes Schneefeld, das in der Sonne glitzerte. Außer den zahllosen Möwen und Wildgänsen, die wie immer am blauen Himmel flatterten in ihrer lärmenden Lustigkeit, war weit und breit nichts Lebendes zu sehen, es sei denn ein schwarzer Punkt, der langsam näher kam über den Abhang des letzten Hügels. Bei der großen Entfernung von zwei bis drei Seemeilen konnte man das Ding vorerst noch nicht richtig ausmachen. Wahrscheinlich war es ein Meister Petz, der uns einen Abschiedsbesuch machen wollte nach so vielen anderen in diesem Frühjahr. Jack, der Eskimo, aber, der mit seinen scharfen Augen über jedes Fernrohr erhaschen war, war anderer Ansicht.

»Innuits«, sagte er ruhig. »Innuits keile.«

Ein Mensch!

Ich wollte es ihm ausreden, aber er bestand auf seiner Meinung. Es sei ein Mann, und zwar ein Kabeluna; ein Weißer. Er sehe es an seinem großen Hute. Noch eine Weile standen wir an Deck und schauten über die Bordwand hinweg nach dem fremden Gegenstand, der nur langsam näher kam.

Die Meinungen waren ungefähr gleichmäßig verteilt zwischen Mensch und Eisbär, aber die Hoffnungen gingen alle zu letzterer Annahme, denn wenn es ein Mensch sein sollte, der uns hier einen Besuch abstattete, so bedeutete er sicher nichts Gutes; auf dieser Insel nicht! Auf alle Fälle fanden wir es besser, den fremden Gast auf dem Lande zu erwarten. Eben wollten wir mit dem Boot vom Schiff abstoßen, als Abraham Lincoln Jonas noch einmal kopfüber in die Kajüte untertauchte und gleich darauf wieder an Deck kam mit einer Ladung Winchestergewehre unter beiden Armen.

»Für alle Fälle!« sagte er, indem er die Ladung im Boote verstaute. »Wenn man schon einmal einen Gentleman empfängt, dann gleich ordentlich, sage ich. Und gerade hier auf dieser Teufelsinsel gibt es ein paar Gentlemen, die ziemlich schwerhörig sind, wenn man nicht gerade durch die Mündung von Winchestergewehren mit ihnen spricht.«

Wir kamen glücklich an Land und schürten das Lagerfeuer, sodass es wieder hell aufflackerte in dem weichen Lichte der mitternächtigen Sonne.

Der fremde Besuch, der den ganzen Aufruhr verursacht hatte, war inzwischen schon beträchtlich näher gekommen. Ohne Zweifel war es ein Mann, der sich schwankend und stolpernd wie ein Betrunkener inmitten einer keifenden Hundemeute dem Lager näherte. Er trug lange Gummistiefel und einen mächtigen, weit in die Stirn gedrückten Schlapphut, der das Gesicht vollständig verdeckte. Im Grunde genommen war er nur Hut und Stiefel und

alles in allem das schönste Bild eines Seeräubers, das man je gesehen hat außerhalb von den Geschichten. Einige hundert Schritt vom Lager entfernt blieb er stehen, zog seinen Hut und schwenkte ihn in der Luft.

»Schiff ahoi! – oh! ahoi!« rief er mit solcher Donnerstimme, dass alle Hunde den Schwanz einzogen und erschreckt davonliefen. »Schiff in Not! Signal an der Gaffel! Werft mir eine Tauleine!«

Einen Augenblick starrte ich ihn an. Schon vorher war mir etwas bekannt vorgekommen an dem Burschen. Nun wusste ich es. Die Stimme ließ keinen Zweifel. Es war Alaska-Jim. Wäre der Teufel in eigener Person hier aufgetaucht, so hätte er mir keinen größeren Schrecken einjagen können. Von allen Menschen gab es keinen, den ich gerade in jenem Augenblicke mit weniger Freude begrüßt hätte als diesen. Auch die anderen schienen keineswegs erfreut über seinen Anblick und zeigten keine Neigung, in irgendeiner Weise auf seine »Notsignale« zu reagieren. Alaska-Jim wich indes nicht mehr vom Fleck. Krampfhaft hielt er sich mit der einen Hand an einem Felsblock fest, während er mit der anderen über die Stirn fuhr wie einer, der seinen Augen nicht traut.

»Schiff ahoi!« rief er noch einmal mit der gleichen Donnerstimme. »Was für eine Gesellschaft von Landlummeln seid ihr dort drüben? Seid ihr ein christliches Schiff oder ein gesegnetes Bumboot von der Wasserfront? S. O. S. Schiff in Not! Die Takelage ist über Bord gegangen in einem Taifun, 's ist et-

was nicht in Ordnung mit der Steuerung. Drei Meilen Leeweg zu jeder Meile und drei Faden Wasser im Raume. Werft mir eine Tauleine! Ich kann es verlangen nach den Regeln und Verordnungen der hohen See!«

Noch eine Weile schimpfte er so weiter, aber als er merkte, wie wenig Notiz man von seinen Reden nahm, machte er sich mit einem Ruck von seinem Stützpunkt an dem Felsen frei und kam stolpernd und schwankend zu uns herüber. Gleichgültig schaute ich ihm zu, denn ich glaubte nicht anders, als dass er einmal wieder zu tief ins Glas geschaut hatte nach der Melodie, die er so sehr liebte: »Whisky, Johnny.« Als er aber dicht herangekommen war und der Widerschein des Feuers auf seinem aschfahlen Gesicht spielte, wurde ich eines anderen belehrt. Fast hätte ich es nicht wiedererkannt, so grau und eingefallen war das Gesicht, so tief lagen die Augen. Wie ein lebloses Bündel ließ er sich niederfallen auf einen Haufen Felle und starrte mit weit aufgerissenen Augen in das Feuer, während er mit kurzen, röchelnden Zügen nach Atem rang. Es dauerte eine ganze Weile, bis er wieder sprechen konnte. Dann aber war er auch sogleich wieder der alte, glattzüngige Teufel, als den wir ihn alle nur allzugut kannten.

»Da seid ihr ja wieder alle beisammen«, sagte er zwischen keuchenden Atemzügen. »Wie eine einzige glückliche Familie, sozusagen. Jack und Hein und Johnny. – Da bist du ja auch! Das war ein guter Trick, den ihr mir da gespielt habt! Kappt mir das Ka-

bel am hellen Tage und läuft davon mit der Karte, die ich alle die Zeit gehütet habe wie meinen Augapfel. Und ich der Kapitän! Gut genug für einen Kapitän auf meines Vaters Mistwagen auf der Farm in Missouri. Man wird alt und einfältig. Ich kann das sehen. Trotzdem hättet ihr mir nicht den Wind aus den Segeln genommen, wenn nicht alle die Zeit ein Gegenwind geweht hätte an Bord der ›Bonanza‹, wenn nicht alle Mann gegen mich gewesen wären, von Jim Collins angefangen bis zu dem schmierigen Waschlappen von einem Koch.« Ganz erschöpft unterbrach er seine Rede und schaute eine Weile nachdenklich ins Feuer.

»Es war eine gute Karte«, fing er wieder an mit melancholischer Stimme. »So gut wie ein ›volles Haus‹. Ich habe sie gespielt wie ein Mann für alles, was darin ist, und bin doch am Ende hereingefallen auf den armseligen Bluff von ein paar landlummeligen Grünhörnern. – Well, das Spiel ist aus! Ich bin auf dem Trockenen wie eine ausgemusterte Hulk an einem Leeufer. – Braucht mich nicht so anzusehen! Ich nehm' es euch nicht krumm, was ihr getan habt. Ich hätte auch nichts anderes gemacht an eurem Platze. Da es nun schon einmal so ist, wollen wir von Geschäften reden und miteinander verhandeln.«

»Verhandeln?« fragte ich erstaunt und etwas enttrüftet, denn so wenig ich verstanden hatte von der wirren Rede, so konnte ich doch so viel daraus entnehmen, dass es kein ungünstiger Wind war, der uns diesen Alaska-Jim hierhergeweht hatte.

»Gewiss doch! Verhandeln!« fuhr Jim fort in seiner mühseligen, von trockenen Hustenanfällen unterbrochenen Redeweise. »Ich habe immer noch ein paar Trümpfe in meinem Rockärmel. Ich werde sie noch ausspielen, ehe ich sterbe wie ein Gentleman und ein wahrer Seemann.

Dort drüben liegt das alte ›Walroß‹. Sieht ein bisschen verändert aus. Aber sagt mir nicht, dass es ein anderes Schiff ist! Vier Jahre lang bin ich dort der Zweite im Kommando gewesen, und deshalb kenne ich es wieder, wenn immer ich mein Auge darauf stecke. Und wenn ich nicht mehr sehen könnte, so würde ich es riechen. Ein jedes Schiff hat seinen besonderen Geruch, und ich rieche das alte ›Walroß‹ zehn Meilen gegen den Wind. – Ben Bold wird wohl zuletzt meine Stelle bekleidet haben.«

»Er ist tot und längst schon unter der Luke«, fiel ihm Abraham Lincoln Jonas ins Wort.

»Das brauchst du mir nicht erst zu sagen. Ich hab' es längst schon gesehen an den rostigen Lagern, den quietschenden Braßblöcken und der Schiffsseite, die so schmierig ist wie ein Kartoffelkahn auf dem Sakramentofluss. So etwas wäre nicht möglich gewesen, solange Ben Bold im Kommando war. Er war der Mann, der die Jungens springen machte. Alles war da trim- und schiffsgemäß, jedes Tau an seinem Platz wie auf einem Kriegsschiff und das Verdeck so sauber, dass man davon essen konnte. – Und Kapitän MacKay ist wohl auch schon bei David Jonas, sonst hätte er nach dem rechten gesehen.«



»Sie sind alle tot«, sagte ich, »mit Ausnahme von Fung Li und dem Nigger.«

»Umso besser. Die beiden hat sich der Teufel zum Nachtschisch aufgespart.«

Wieder wurde seine Rede unterbrochen von einem furchtbaren Hustenanfall, der sein aschfahles Gesicht mit einem dunkelblauen Anflug überzog. Zu meinem Schrecken musste ich sehen, dass es Blut war, was aus seinem Munde kam.

»Und Johnny«, fuhr er mühsam fort, indem er sich an mich wandte, »du bist immer ein halbwegs anständiger Junge gewesen und noch der Beste von all den Waschlapen an Bord der ›Bonanza‹. Ich weiß, du wirst einen kranken Seemann nicht im Stich lassen, der hart am letzten Hafen ist, von dem es keine Ausfahrt mehr gibt! Johnny – ich werde einen Haufen gut von dir denken, ich werde dich als einen wahren Seemann ansehen, wenn du mir einen Schluck Whisky verschaffst!«

Solcher Bitte konnte man nicht widerstehen. Aus den Vorräten holte ich ein Fläschchen Rum, das er mit einem Zuge halb leer trank.

»Ah!« sagte er mit einem tiefen Seufzer der Erleichterung. »Das tut gut! Jetzt bin ich wieder ein Mensch! Mein Leben lang habe ich von Whisky gelebt. Es ist gut, wenn er mir nun auch nicht ausgeht auf der letzten Reise zu David Jonas! Und jetzt können wir von Geschäften reden. – Ihr sagt, dass ich an einem Leeufer bin, und da mögt ihr recht haben. Aber gerade so sehr seid ihr's. Ich bin ein alter Seemann und weiß, was ihr vorhabt. Ihr wollt den Kas-

ten nach Hause navigieren. Das wird euch kaum gelingen, so kurz an Händen, wie ihr seid. Außerdem ist die ganze Bai übersät von Klippen und Untiefen, die niemand kennt als ich allein, jetzt, nachdem Ben Bold und Kapitän MacKay zu den Fischen gegangen sind. – Und *well*, ich bin nicht so. Ich biete mich als Lotse an, und einen besseren könnt ihr nicht finden auf dieser Seite des Eismeeres. Aber auch gleich muss es geschehen, denn ich habe keine Zeit zu verlieren. – Seht her!«

Er zog den Hut vom Kopfe, und was man da zu sehen bekam, ließ mich laut aufschreien vor Entsetzen. Eine klaffende, offenbar von einem Axthieb herrührende Wunde hatte die ganze Kopfhaut bloßgelegt, von einem Ende zum anderen.

»Jim Collins hat das fertiggebracht«, sagte er seelenruhig. »Aber ich habe ihm mit Zinsen herausgegeben, ihm und Schanghai-Bill und Tom Bowers. Nun liegen sie alle schon unter dem Eise; die einen mit einem zerschmetterten Schädel, die anderen mit einer Revolverkugel und alle ein Futter für die Fische. Aber das auf dem Kopf ist doch nichts. Gerade nur ein kleines Andenken, wie es alle Tage vorkommt unter seefahrenden Leuten. Das hier ist schlimmer.«

Er zog das mit Blut angelaufene Hemd beiseite und zeigte die kaum sichtbare Spur eines Messerstichs an der rechten Brustseite.

»Gerade durch die Lunge«, sagte er. »Der Waschlappen von einem Koch hat das getan. Ein sauberes Stück Arbeit. Sieht mächtig aus wie eine Reise zu David Jonas. Ich kann das fühlen in allen Kno-

chen. – Well, ich bin nicht empfindlich. In kurzem werde ich in der Hölle sein, und es ist gut so, denn ich werde dort unten ein paar Gentlemen antreffen, mit denen ich noch eine Rechnung auszugleichen habe, aber immerhin – sicher ist sicher –, man kann nicht wissen, ob doch vielleicht etwas Gutes vom Guten herauskommt, das sich bezahlt macht bei David Jonas. Da ihr hier alle an einem Leeufer seid und nicht ein- und ausfindet aus diesem Loche, will ich Mitleid mit euch haben. Ich werde bei euch anmustern als Lotse ohne Heuer und ohne Anteil. Nur mit Whisky müsst ihr mich versorgen. Etwas anderes werde ich wohl nicht mehr brauchen.«

Mit einem tiefen Seufzer endete die Rede. Sie lief natürlich nicht so schnell und flüssig vom Stapel, wie ich sie hier niederschreiben kann. Oft war sie unterbrochen von Erschöpfungspausen und heiseren Hustenanfällen, und stellenweise war sie reichlich gewürzt mit Kraftausdrücken, die mehr bildhaft als schön waren und vor deren Wiedergabe sich die Feder sträubt. Auf alle Fälle war ihm anzumerken, dass es ihm bitter ernst war mit dem, was er sagte. Wir mussten uns beeilen, wenn wir noch etwas profitieren wollten von der Wissenschaft unseres Lotsen. Wir packten ihn ins Boot und schafften ihn an Bord, wo wir uns sogleich ans Ankerhieven machten, ein Geschäft, das uns lange in Anspruch nahm, denn in den letzten fünf Jahren hatte die rostige Kette sich fest verwachsen mit dem zähen Schlamm auf dem Grunde der Bai. Endlich hing der Anker tropfend unter der Back.

Es war an einem hellen, sonnigen Sommermorgen, den ich so bald nicht vergessen werde. Die Sonne schien hell am klaren blauen Himmel, über den nur vereinzelte weiße Windwolken segelten. Die Luft war weich und warm, gerade mit Wind genug, um die Segel voll zu halten. Ich stand am Steuerrad, das ordentlich knarrte über der ungewohnten Bewegung. Auf dem Vorderteil des Achterdecks lag gegen die Bordwand gelehnt Alaska-Jim und waltete seines Amtes als Lotse. Den hochoberhobenen Kopf, der in seiner Leichenblässe etwas Geisterhaftes an sich hatte, hielt er mit starrem Blick auf das Wasser gerichtet, während die lose herunterhängende Linke die Whiskyflasche umklammerte.

»Hart über das Ruder!« kommandierte er mit Donnerstimme. Langsam, ganz langsam folgte das Schiff dem Steuer. Das Großbramsegel, das einzige, das wir noch fahren konnten, begann zu killen, die Klüver standen voll, die Fock fing an, sich zu blähen im Winde, und unversehens konnte man das beobachten, was wir zwar alle immer als selbstverständlich angenommen hatten, an das ich aber trotz allem bisher noch nicht so recht zu glauben vermochte: Nach jahrelanger Gefangenschaft fing das Schiff zum ersten Male wieder an, sich zu bewegen aus eigenen Kräften! Einmal drehte es sich im Kreise. Dann richtete es die Nase resolut nach der Einfahrt der Bai, während wir langsam vorbeiglitten an dem flachen Strande mit allen den Dingen, die uns so bekannt geworden waren in den letzten Monaten.

Es war – wie gesagt – ein wunderschöner Morgen. Der Sonnenschein tanzte lustig auf dem leicht gekräuselten Wasser der Bai, die klaren Bäche hüpfen noch übermütiger als sonst über die Steine, die Vögel schwebten wie weiße Wolken um die Felsenriffe, die einsam aus der blauen Meeresflut herausragten. Überall war Leben, überall Freude und Sonnenschein, als ob das wüste Land im letzten Augenblick noch einmal gutmachen wollte für alles, was es uns hatte erleben lassen an Mord und Tod und Meuterei unter den düsteren Schatten der endlosen Winternacht. –

Ich aber sah und hörte nichts von allen diesen Dingen. Ich schaute nur hinauf zu den Segeln, die sich immer voller im Winde blähten, ich blickte wie im Traume hinüber nach dem Strande, der langsam vorüberglitt, und in meiner Seele war nur noch ein einziger Gedanke: Freiheit! Nach Hause!

»Steuerbord!« rief der Lotse. »Hart über! Hart über! – Kannst du nicht sehen? – Hart über das Ruder, wenn du noch einmal mit heiler Haut zu Muttern kommen willst!«

Ich tat, wie mir geheißen, und indem ich so tat, fiel mein Blick über die Schiffsseite hinweg auf ein scharfes, von weißem Schaum umsäumtes Felsenriff, dessen Tücken wir durch das geschickte Manöver soeben um ein Haarbreit entgangen waren. Ich sah auf der anderen Seite ein weiteres Riff in kaum drei Faden Entfernung.

Nun erst waren meine Augen geöffnet für diese Gefahren. Wohin man blickte, war die Fahrrinne ver-

pestet mit Riffen und Klippen, die alle Tod und Verderben drohten. Es war nicht auszudenken, wie man einen Ausweg finden sollte aus diesem Irrgarten. Alaska-Jim aber blieb kaltblütig wie immer. Keine Miene verriet eine Bewegung in seinem bleichen Gesicht.

»Stetig, mein Junge«, sagte er mit ruhiger Stimme. »Werde mir nicht gegallied wie ein Wal-fisch an der Leine. Immer ruhig Blut! Verlass dich auf mich und das gute alte ›Walroß‹.

Stetig das Ruder! – Backbord ein wenig! – Nun Luv! Luv! Warum nicht schneller? – Lee brassen da vorne, ehe ich euch Beine mache! Holt durch die Luvbrassen. – Fockscht, einer von euch! – Gut gemacht, ›Walroß‹! Keine von euren Fantasiejachten hätte es besser tun können. – Ah, wir sind ein schönes Paar, ich und das ›Walroß‹!

Stetig das Ruder, ehe ich dir mit dem Tauende komme! – 's ist nicht viel um Leben und Tod von seefahrenden Menschen. Die besten von ihnen sind nicht wert, dass ihre Mütter sich die Mühe gemacht haben, sie auf die Welt zu setzen; manchem habe ich selbst einen Freiplatz verschafft in David Jonas' Spind. Und es liegt mir nicht daran, ob ich es getan habe oder nicht. Aber ein Schiff zu verlieren ist eine Todsünde für einen seefahrenden Mann!«

Wieder ging es hart vorbei an einem Riff.

»Stetig! Stetig!« rief Alaska-Jim.

So ging es noch eine ganze Weile »zwischen dem Teufel und der tiefen See«, wie die Seeleute sagen. Eintönig hallten die Kommandos über das Ver-

deck.

»Steuerbord! – Stetig! – Hart Backbord das Ruder!«

Ganz langsam entfernten wir uns von dem gefährlichen Lande. Je weiter wir kamen, je seltener wurden die Riffe. Die Brise summtte ordentlich im Tauwerk. Von Osten kam eine lange Dünung mit kurzen Wellenköpfen, die sich polternd an der Schiffsseite brachen.

»Steuerbord noch ein wenig«, sagte Alaska-Jim. »Recht so! Halte voll und bei. Süd-Süd-Ost, halb Ost. Das wird euch heimbringen, wenn ihr nicht zuvor zu den Fischen geht. Was mich anbelangt, so werde ich bei David Jonas sein, noch ehe der Tag vorüber ist.«

Während der letzten Worte, die er nur noch mühsam hervorstößen vermochte, hatte er sich gerade aufgerichtet und schaute sich wild im Kreise um, während er seine schwankende Gestalt nur mühsam an der Nagelbank festhielt. Ein heftiger Hustenanfall ließ seinen starken Körper erzittern wie einen Baum, an dessen Wurzel man die Axt gelegt hat. Kraftlos sank er wieder zusammen, während ein dunkler Blutstrahl aus seinem Munde quoll. Das Entsetzen packte mich bei dem Anblick. Ohne zu bedenken, was ich tat, ließ ich das Ruder im Stich und rannte auf ihn zu. Im Augenblick schoss das Schiff in den Wind. Die Segel flappten und schlugen donnernd gegen die Masten. Es war, als ob das ganze Fahrzeug in diesem Augenblick aufschrie vor Schmerz und Wut.

Wohl zehn Minuten lang lag der Sterbende lang ausgestreckt auf dem Verdeck, und ich glaubte, dass schon alles vorüber wäre. Da kam auf einmal wieder Leben in den Körper. Mit brechenden Augen starrte er hinauf in die Takelage. »Nun hast du's fertiggebracht, du Landlummel«, sagte er mit verlöschender Stimme, die auch jetzt noch einen grollenden Unterton hatte. »Da haben wir die Bescherung! Der Kasten durchgedreht auf offener See! – Geh auf deinen Posten, ehe ich dir Beine mache! – Sterben ist nichts, aber kein Erdbeben könnt' mich vom Ruder treiben. Himmel und Hölle ist gut genug für die Sonntagsschüler, aber nicht für unsereins! Man lebt rau und stirbt in seinen Stiefeln und kommt unter die Luke zu David Jonas, und dann ist's aus! Aber ein Schiff zu verlieren, ist die größte aller Sünden für einen seefahrenden Mann!«

Nachdem er diese Rede mit Mühe hervorgestammelt hatte, lag er wieder eine Weile regungslos auf dem Verdeck. Er gab nur noch schwache Lebenszeichen von sich. Trotzdem konnte man sehen, wie etwas in seinem Gehirn arbeitete und nach Ausdruck rang.

»Johnny«, sagte er mit leiser, kaum hörbarer Stimme, »komm näher herbei. Halte dein Ohr an meinen Mund. – So. Du warst noch immer der Beste von all den Waschlappen an Bord, und ich will einen Haufen gut von dir denken, wenn du das ausrichtest, was ich dir auftrage. – Ich bin ein wüster Mann gewesen in meinen Tagen. Mein Leben lang habe ich hart beim Winde gesegelt und habe doch



immer gut gelebt als ein echter Glücksritter, und es war keiner unter den Jungs, der ein Glas Whisky lieber getrunken hätte als ich. Ich habe Dollars gemacht, Hand über Faust, aber ich war nicht dumm genug, um sie den Landhaifischen in der Batteriestraße in den Rachen zu werfen. Nicht ich! Jeder Narr kann Geld verdienen, aber das Zusammenhalten, das ist die Kunst! Well, ich bin ein sparsamer Mann gewesen in meinen Tagen. Ich habe einen Dollar zum anderen gelegt in den Banken, da und dort. Mit den Zinsen sind es noch mehr geworden, und heute bin ich einige dreißigtausend Dollars wert, alles in allem. Mit dem, was bei dieser Reise herausgesprungen wäre, wären es vielleicht hunderttausend geworden, und dann hätte ich mich nach der Rückkehr ernsthaft als Gentleman etabliert bei den reichen Leuten in Riverside bei Los Angeles. Damit ist es nun nichts. Und so schlimmer für mich. – Und schau' her. Ich hab' einmal ein Mädchen gekannt auf einer Farm in Missouri. Sie war hübsch wie eine Pfingstrose und hatte dünne, feine Hände wie eine chinesische Puppe und einen Hut wie ein Yankeeeklipper vor dem Winde. Du wirst sie finden und ihr das Buch geben in meiner Rocktasche, über dreißigtausend Dollar. Sie wird sie nötig gebrauchen können. – Aber nein! Es ist fünfundzwanzig Jahre her, seit ich sie nicht mehr gesehen. Sie muss nun hässlich sein wie eine Nachteule und zweimal verheiratet und eine Großmutter von schmierigen Rangen. Es ist besser, du lässt das nach! Mögen sich die Erben darüber raufen und die Advokaten den Gewinn

einstecken. Der Spaß an dem Spiel ist wert den Einsatz!«

Wieder unterbrach ein heftiger Hustenanfall seine Rede, und er lag eine lange Zeit ganz still, während wir mit vieler Mühe das Schiff langsam wieder auf den Kurs brachten. Von Minute zu Minute ging es sichtlich mit ihm zu Ende. Die Macht der Gewohnheit aber hielt sein brechendes Auge noch bei der Beobachtung und Beaufsichtigung des Schiffsmanövers.

»Recht so!« sagte er, als das Fahrzeug wieder voll und bei am Winde lag. »Nur so weiter! Süd--Süd-Ost. Ich gab dir diesen Tipp, weil du es bist und weil ich einen Haufen gut von dir denke. – Well, und so will ich dir noch einen anderen geben, ehe ich Segel mache für die lange Reise. – Nimm dich in acht vor den neuen Schiffskameraden! Der Nigger ist zu dumm, um schlecht zu sein, aber halte dein Wetterauge offen vor diesem Hundesohn von einem Chinesen!«

Nur halb hörte ich auf diese letzten Worte, da eine vorüberbrausende Bö meine ganze Aufmerksamkeit auf die Segel lenkte. Als ich wieder zu ihm hinüberschaute, lag er starr und tot auf dem Verdeck. Ich musste zweimal hinsehen, um mich davon zu überzeugen. Kalt lief es mir über den Rücken bei dem Anblick. Ich schaute krampfhaft hinauf zu den Segeln und nach dem Kompass, um nicht mehr hinsehen zu müssen. Langausgestreckt lag der Tote auf dem Verdeck, mit geballten Fäusten, weit aufgerissenen Augen und einem wahrhaft diabolischen

Grinsen über den weit aufgeworfenen Lippen, die die gelben Zähne zeigten. Am unheimlichsten war es anzusehen, dass er sich auch jetzt im Tode noch immer hin und her bewegte nach den schlingernen Bewegungen des Schiffes.

Am Abend versenkten wir ihn sang- und klanglos ins Meer, auf dieselbe unheilige Weise, mit der er selbst schon so manchen abgefertigt hatte für die große Reise zu David Jonas im Laufe seines abenteuerlichen Lebens.

Uns allen war, als ob mit ihm ein böser Geist – oder wie man auf dem Schiffe sagt: ein Jonas – von uns gewichen wäre. Voll von neuen Hoffnungen braßten wir die Rahen vierkant vor dem Winde, der inzwischen nach Nordosten umgesprungen war. Das gute Schiff legte sich weit über unter dem Druck der Leinwand. Das Wasser rauschte vor dem Bug. Mit vollen Segeln ging es vorwärts, südwärts, heimwärts! Wenigstens glaubten wir so.

## Die Goldkiste

Es gibt Tage im Leben, die man nie vergisst. In meiner Erinnerung gibt es keine, die so lebhaft noch heute vor mir stehen wie jene, da wir, südwärts steuernd, ins blaue Meer hinausfuhren, derweilen die steilen, finster drohenden Küsten der verfluchten Insel sich mehr und mehr mit dem blauschimmernden Mantel der Ferne überzogen und endlich spurlos versanken im unendlichen Meere. Tagelang blieb das Wetter klar und freundlich. Das Meer war blau mit kräuselnden Wellen, der Himmel klar und freundlich, mit gerade genug Wind, um die Segel prall zu halten. Schwerfällig schlingernd zog das alte »Walroß« seine schimmernde Straße. Nicht eben schön war das anzusehen, und elegant war es auch nicht. Aber es ging doch, wenigstens vorwärts, heimwärts – der Freiheit entgegen mit jeder Meile. Es war wieder alles Himmel und Wasser und das weite Meer, das zu allen Zeiten zum Herzen des Seemanns spricht, im glitzernden Sonnenschein unter den ziehenden Wolken, im sternbesäten Nachtdunkel, das sich, unruhig flimmernd, wie flüssiges Silber in den Wellen spiegelte. Von Stunde zu Stunde wuchs meine Hoffnung. Sie flog mit dem Winde nach Süden, sie blähte sich voll Übermut wie die Segel an Rahe und Gaffel.

Und doch konnte ich die Unruhe nicht loswerden. Tausendmal redete ich mir ein, dass doch eigentlich alles weit über Erwarten schön und gut

ging. Stunden- und stundenlang schaute ich über das Wasser, ohne etwas anderes zu sehen als die blaue Fläche, auf der nur da und dort eine weißleuchtende Eisscholle schwamm. Tag um Tag waren wir nun schon so weiter gesegelt bei raumem Winde ohne ein einziges der Hindernisse, über die man bei der Schifffahrt im Eismeer alle Augenblicke stolpert. Die verhängnisvolle Insel lag bereits viele hundert Meilen zurück unter dem grauen Horizont, und gegen Süden war noch immer alles freies Meer und fröhlicher Wind. Das war nicht natürlich. Einmal musste der Augenblick kommen, wo wir bezahlen mussten für all das unverdiente Glück! Unruhig ging ich auf und ab auf dem Verdeck und hörte auf das Summen des Windes und das Ächzen und Stöhnen in der kümmerlichen Takelage unseres Halbwracks, und es war mir, als ob die Schatten einer herannahenden Katastrophe bereits in allen Ecken hockten.

Je mehr ich diesen düsteren Gedanken nachhing, je mehr konzentrierten sie sich alle in einer einzigen Person, und das war niemand als Fung Li, der Chinese. Ich wehrte mich gegen diese Idee. Ich redete mir ein, dass das unsinnig wäre; eine lächerliche Suggestion, die aus einem überhitzten Kopfe kam. Tausendmal musste ich mich zwingen, an andere Dinge zu denken, aber ebensooft waren diese Gedanken wieder im gleichen Fahrwasser. Immer wieder, wenn ich an der Stelle vorbei kam, sah ich den Mann vor mir liegen, der im letzten Todeshauche noch mit einem Fluch den Namen über die Lip-

pen brachte. Ich holte das Tagebuch des Kapitäns hervor und studierte die Krähenfüße auf dem vergilbten Papier. Da stand es mit dicken, zornigen Buchstaben zu allerlegt:

»Der Hundesohn von einem Chinesen!«

Immer wieder – wenn sich die Möglichkeit bot – beobachtete ich den Burschen, wenn ich mich selber unbeobachtet glaubte. Aber nie war eine Bewegung zu erkennen unter der undurchdringlichen Maske seines Mongolengesichtes. Immer war er fleißig, reinlich und dienstbereit; ein Muster von einem Schiffskoch. Oftmals war ich im Begriff, ihn festzunehmen und in Eisen zu legen im Schiffsraum, als Sicherheit für alle Fälle. Dann wieder sagte ich mir, dass ich doch eigentlich keinen Grund und keine Ursache hatte zu solchem Vorgehen und dass wir ohnehin keinen Mann unserer kümmerlichen »Besatzung« entbehren konnten. Es war wohl nur Tinte auf dem Papier, die mich schreckte, nur die wirren Worte eines Sterbenden, denen man keine Bedeutung beizumessen brauchte.

Ich sagte mir das alles mit dem Verstande, aber in meinem Herzen wuchs die Angst vor dem Unwissen mit jedem Tage.

Und ich war nicht der einzige, der diesen problematischen Sohn des Himmels mit misstrauischen Augen betrachtete. Zumal Hein konnte ihn nicht ansehen, ohne das ganze reichhaltige Schimpfwörterrepertoire von Sankt Pauli vor sich hinzumurmeln. »Ein bannig fixer Kerl, der Chinamann«, sagte er nachdenklich, »zu verdammt fix für uns, glaube ich.

– Wenn ich nur wüsste, was er alle Tage dort unten im Raum zu schaffen hat. Etwas Gutes kann's nicht sein, oder ich müsste die Chinesen nicht kennen. Ich wette ein Pfund Tabak, dass sich dort unten ein ›four piecee man chou chou‹ zurechtbraut, von dem wir alle nicht mehr aufwachen werden, wenn wir ihn erst einmal zurückgelotst haben nach der zivilisierten Welt.«

Ähnliches war mir auch schon durch den Kopf gegangen, wenn ich es auch nicht so gerade heraus zu denken oder gar auszusprechen wagte. Etwas war nicht richtig mit dem Burschen. Irgendein Geheimnis hatte er ganz für sich hier an Bord, und es reizte mich, auf dessen Grund zu kommen, schon um unser aller Sicherheit willen. An jedem Abend, nach getaner Arbeit, verschwand er auf beinahe unerklärliche Weise – jedenfalls durch eine nur ihm bekannte Falltür – aus der Kombüse und blieb gewöhnlich eine oder zwei Stunden lang abwesend, ohne dass jemand mit Bestimmtheit sagen konnte, wo er sich in der Zwischenzeit aufgehalten hätte. Wenn man genau hinhörte, konnte man dann ein leises Geräusch wie von rieselndem Wasser aus dem vordersten Teil des Raumes vernehmen. Wochenlang war in jeder Nacht der gleiche Spuk zu beobachten. Abraham Lincoln Jonas, der sich am besten auskannte in den Gewohnheiten seines langjährigen Schiffskameraden, versicherte uns, dass das eine alte Gewohnheit sei, die er schon lange ausübe, sicherlich schon seit dem Tage, da der Kapitän auf so unerklärliche Weise »die Platte geputzt« habe und

die große »Skorbut«-Epidemie über alle Mann gekommen sei. Er sei eben ein Chinese, und wer könne wissen, was alles in so einem Chinesenkopf vor sich gehe? Er bete wohl dort unten zu seinen Göttern und halte Zwiesprache mit den Geistern. Da bleibe man lieber weit davon weg und lasse die Neugier nicht über die Vorsicht siegen. Es sei nicht gesund, sich in so etwas einzumischen.

Ich aber hatte große Lust, mir den Geist aus der Nähe zu betrachten. Ich beredete das Unternehmen mit Hein, der sich ebenfalls nach solcher Begegnung sehnte, und so trafen wir denn mit aller Vorsicht unsere Vorbereitungen für die folgende Nacht. Nach den beobachteten Geräuschen zu schließen, musste der Spuk etwa in der vordersten Ecke an der Steuerbordseite der Vorderluke vor sich gehen. Wenn man also ein genügend großes Sehloch in der dünnen Bretterwand anbringen würde, so könnte man vom Kabelgatt aus alles aufs beste beobachten, ohne dass man selbst gesehen werden konnte.

Das Kabelgatt ist der Raum in der vordersten Spitze des Schiffes, wo Taue, Schlingen, Ketten, Taljen, Eisenkabel und dergleichen aufgehoben werden. Zu passender Zeit gingen wir – Hein und ich – hinunter und legten uns auf die Lauer. Das Guckloch konnte man sich sparen, denn ein großes Stück der Zwischenwand war herausgerissen und ließ eine breite Öffnung, durch die man weit hineinschauen konnte in das Zwischendeck, dessen ägyptische Finsternis nur da und dort unterbrochen war



von matten Lichtstreifen, die durch die Ritzen der undichten Luke schimmerten. – War es nur die Ungeduld, die brennende Erwartung der kommenden Dinge, die mir die Zeit so lang werden ließen dort unten? Mir war, als ob Stunden und Stunden verrannen, ohne dass sich etwas zeigte in der undurchdringlichen Finsternis, ohne dass sich etwas anderes hören ließ als das Ächzen und Knacken in dem morschen Holze und das eintönige Rauschen und Waschen des Wassers an der Schiffsseite. Schon glaubte ich, dass der verschmitzte Sohn des Himmels auf irgendeine Weise Wind bekommen hätte von der Falle und dass das Spiel, heute wenigstens, nicht stattfinden würde, als Hein mich plötzlich recht unsanft in den Arm kniff. Ich schaute auf und wusste, dass nun die »Stunde der Gebete« gekommen war. Irgendwo in der Finsternis war ein rotes Licht aufgetaucht, das sich langsam pendelnd näher bewegte, wie wenn einer im Gehen eine Laterne schwang. Nun konnte man auch schon das Gesicht des Chinesen wahrnehmen, das sich seltsam verzerrt und geisterbleich aus dem Lichtscheine abhob. Weder von der Laterne noch vom übrigen Menschen war das geringste zu sehen. Es war, als ob es nur ein Gesicht – ein geisterhaft unwirkliches Gespenstergesicht – wäre, das hier durch das Dunkel glitt. Mit Gewalt musste ich an mich halten, um nicht sogleich darauf los zu springen, aus purer Angst und Verwirrung. Ganz nahe kam er heran, ohne dass etwas anderes zu sehen gewesen wäre als eben diese grinsende Maske von einem Gesicht.

Nun blieb er stehen und machte sich an etwas zu schaffen. Mehr hören als sehen konnte man, wie er, in kaum fünf bis sechs Schritten Abstand von uns, einige schwere Taue auf das Verdeck warf und dann mit vieler Mühe eine große Persenning von einem offenbar recht umfangreichen Gegenstand wegzog. Im Lichte der Laterne, die er nun voll darauf richtete, konnte man sehen, dass es eine schwere, messingbeschlagene Truhe war von der Art der Seekisten, wie man sie heutzutage noch manchmal im Besitze von alten Seeleuten sehen kann. Er drückte auf einen Knopf, der mächtige Deckel flog auf wie ein Pfeil, und im nächsten Augenblick – ja, nimmer werden mir die Worte ausreichen, um diesen Augenblick zu beschreiben!

Ein heller, merkwürdiger Schein, wie phosphoreszierendes Licht über dunklen Wellen, kam aus der Kiste. Er lag voll auf dem Gesichte des Chinesen, der bei seinem Anblick zurückprallte wie einer, der in weißglühendes Feuer sieht. – Das war nicht mehr der Fung Li, den wir kannten! Der stille, dienstfertige Schiffskoch mit dem ewig gleichen, undurchdringlichen Gesicht. Da war alles Gier und Besessenheit und halber Wahnsinn in des Teufels Fratze; der Widerschein des Feuers, des Phosphors, oder was immer es sein mochte, lag glühend auf seinem Gesicht und ließ es leuchten wie das eines Mephisto auf dem Theater. Mit einem unterdrückten Schrei stürzte er sich auf den Schatz, wühlte darin herum, nahm eine Handvoll, richtete sich auf und ließ sie langsam durch die Finger gleiten und wieder zurück

in die Kisten fallen, während er irrsinnig vor sich hin lachte. Lauter winzige Körner, die in der Dunkelheit funkelten. Trog aller gebotenen Vorsicht konnte ich einen Ausruf des Erstaunens nicht unterdrücken. Es war *Gold*!

So war es also doch kein Irrsinn, den der Sterbende auf dem Verdeck gestammelt hatte, so waren es also doch keine Fieberfantasien eines dem Tode Geweihten, die da im Tagebuch standen. In einem Augenblick wurde mir nun klar, über was ich durch lange Monate vergeblich nachgesonnen hatte. Was konnte es denn anders sein als dieses Narrenseil, das diese Menschen durch endlose Intrigen von Verbrechen zu Verbrechen führte und wieder zu Taten entflammte von beispielloser Kühnheit? Wie Schuppen fiel es mir von den Augen, und im selben Moment erfasste mich selbst der Teufel des Goldes. Ich sprang hinzu. Mit einem Satze schlug ich den Chinesen nieder und wühlte nun selbst in dem Schatze, so irrsinnig wie nur einer. Ich hörte und sah nicht, was ringsum vor sich ging, vor lauter Gier zu wühlen in dem glitzernden Schatze.

Als ich wieder zu mir kam, lag der Chineser an Händen und Füßen gefesselt auf dem schmutzigen Boden des Zwischendecks. Noch immer hatte er sich nicht beruhigt. Er suchte sich zu wehren mit Kratzen und Beißen. In ohnmächtiger Wut schlug er mit dem Kopf gegen den Boden, das Weiß seiner verdrehten Augen leuchtete unheimlich aus dem Dunkel. »Junge, Junge«, sagte Hein, »das ist ein schwerer Junge! Er versteht sich aufs Jiu-Jitsu. Das

Messer hat er auch schon in der Hand gehabt, und wenn ich nicht ein so verdammt fixer Kerl gewesen wäre, so lägen wir beide jetzt an Deck, denn du hast nur Augen gehabt für den Stoff in der Kiste.«

Nur halb hörte ich auf seine Worte. Ich ließ den Chinesen Chinesen sein und machte mich sogleich wieder an die Untersuchung des Schatzes. Ein ordentliches Fieber bemächtigte sich meiner bei dem Gedanken, dass vielleicht andere Goldkisten hier im Zwischendeck verstaubt sein könnten. Ich nahm die Laterne, die, fernab vom Handgemenge, immer noch brennend neben der Kiste stand, und leuchtete in alle Winkel des weiten Raumes. Als ich mich davon überzeugt hatte, dass sonst keine Schatzkiste vorhanden war, ging ich wieder zu der zuerst aufgefundenen zurück. Sie zog mich an mit magnetischer Gewalt. Etwas, was ich bisher noch nie gekannt hatte in meinem ganzen Leben, war über mich gekommen wie ein Ungewitter: Die wilde, die unersättliche Gier nach dem Golde!

Der Deckel der Kiste war wieder weit offen, und Hein saß davor wie einer, der in einem Traum befangen ist. Der goldene Widerschein des Metalls lag auf seinem breiten Gesichte. Das Blut stieg mir in den Kopf bei dem Anblick. Der Gedanke, dass jemand anders mit dem Schatze – mit meinem Schatze spielte, war mir unerträglich. Ich sprang hinzu und schleuderte ihn zur Seite mit einem einzigen Handgriff wie vorher den Chinesen. Er wollte etwas erwidern, da zog ich den Revolver und jagte ihn an Deck unter Androhung sofortiger Erschießung.

Nun war ich allein bei dem Schatz. Es war wieder ganz dunkel in dem weiten Raume und ganz still, bis auf das Fluchen und Stöhnen des gefesselten Chinesen. Aber auch dieses hörte ich nicht über dem Rieseln des Goldes, das durch meine Finger rann. Stundenlang saß ich so über der Truhe und dachte nicht mehr ans Schiff, an unsere gefährliche Lage, an Tod und Gefahren, die uns umlauerten in dieser Wildnis. Es war, als ob der Glanz des Goldes alle anderen Gedanken ausgelöscht hätte in meinem Kopfe.

Als ich endlich wieder an Deck kam, fand ich das alte »Walroß« in merkwürdig verändertem Zustand. Kein Mensch war zu sehen an Deck. Niemand war am Steuer. Der Wind kam direkt von vorne und drückte in die Segel, die bei jedem Überholen des Schiffes donnernd gegen die Masten schlugen. Das einzige sichtbare Lebewesen war Admiral Dewey, der Papagei. Krampfhaft hatte er sich festgekrallt am Fockstag und schrie mit heiserer Stimme das Sprüchlein, das ich schon so gut kannte, dessen Sinn mir aber jetzt erst aufgegangen war: »Alle Mann! Alle Mann! Klar zum Wenden! Vorsicht mit der Kiste! Sie ist so gut wie hunderttausend Dollars! Hunderttausend Dollars!«

Ich sah und hörte das alles und sah und hörte das doch nicht, denn meine Gedanken waren beim Golde und bei der Kiste. Ich merkte auch nicht, wie der Wind zu mollen anfang, wie ein eisiger Hauch über das Wasser gekrochen kam und ringsum im blauen Meere die weißen Eisfelder auftauchten. Ich

nahm ein Papier zur Hand und rechnete mir den Schatz aus in Mark und Pfennig und dann wieder in Dollar. Ich malte mir aus, was ich mir alles davon leisten könnte, und hatte darüber eine solche Freude, als ob ich den Reichtum schon sicher im Hafen von San Franzisko hätte und nicht hier oben im Eismeer, unzählige Meilen von der zivilisierten Welt. – –

Je mehr ich darüber nachdachte, desto tiefer verstrickte ich mich in diese Gedanken und Ideen. So merkte ich gar nicht, wie zwei Männer auf dem Achterdeck auftauchten, die mich fremd ansahen wie völlig Unbekannte, obwohl sie vor wenigen Stunden noch meine Schiffskameraden gewesen waren. Hein und der Neger. Hein hielt sich vorsichtig und anscheinend etwas verlegen im Hintergrund, während der Mister Abraham Lincoln Jonas reichlich sicher und selbstbewusst auftrat.

»Well«, sagte er ohne Umschweife, »das ist hier eine hässliche Sache. Das Eis kommt herein, das Schiff ist durchgedreht, die Mannschaft ist beim Meutern, der Koch in Eisen. Da kennt sich kein Teufel mehr aus. Und kommt alles nur daher, dass wir keinen Kapitän haben und niemand weiß, wer Koch und Kellner ist hier an Bord. Ein Kapitän ohne Schiff ist etwas Schlimmes. Aber verdammt viel schlimmer ist ein Schiff ohne Kapitän. Wir haben deshalb eine Schiffsberatung abgehalten und uns einen gewählt, und das bin ich.«

Mächtig warf er sich in Positur.

»Kapitän Abraham Lincoln Jonas! Ich bin's durch

Wahl und durch das Recht des ersten Besitzers, denn ich habe hier gehaust, ehe einer von euch Bettlern hier an Bord gekommen ist. Ich bin der einzige hier, der etwas versteht von der christlichen Seefahrt, und deshalb gehörte auch mir allein das Gold, nach den Gesetzen der hohen See. Weil ich aber ein farbiger Gentleman von großer Freigebigkeit bin und mein Matrose Hein Petersen hier es nicht anders tut, habe ich bestimmt, dass der Schatz zu gleichen Teilen unter uns drei aufgeteilt werde. Der Eskimo zählt nicht. Den können wir mit einem Seehund abspeisen für seinen Teil.«

Mit einer gewissen Feierlichkeit hatte er die Worte gesprochen, und nun, nachdem er mit der Rede zu Ende war, wandte er sich mit großartiger Gebärde an seinen Kameraden, der die Abmachung mit einem leisen Kopfnicken bestätigte. Ich wusste nicht recht, was ich zu alledem sagen sollte, aber da die beiden es offenbar ernst meinten mit dem, was sie sagten, beschloss ich, vorerst einmal nachzugeben und den Verlauf der Dinge abzuwarten. Es war noch weit von hier bis zur zivilisierten Welt, und manches konnte noch anders werden auf dem Wege.

»Als Kapitän habe ich allein hier zu befehlen«, fuhr der Neger fort, »und die anderen haben Order zu parieren, solange sie hier an Bord sind. Im ganzen Eismeer gibt es keine härtere Nuss als Kapitän Jonas. Das könnt ihr euch merken, wenn ihr noch Wert legt auf eure Gesundheit. – Alle Mann nun hinunter zum Zwischendeck. Aber ein bisschen fix, ehe

ich euch Beine mache mit dem Schießseisen!«

Einen Augenblick starrte ich ihn an in starrer Verwunderung über die Metamorphose des sonst so freundlich-gutmütigen Mister Abraham Lincoln Jonas. Die Frechheit des Burschen überstieg wirklich alles erträgliche Maß. Am liebsten wäre ich ihm an seine schwarze Kehle gesprungen. Da er aber links und rechts einen großen Revolver in seinem Gürtel trug und außerdem mit einem dritten in seiner Hand fuchtelte, blieb mir nichts anderes übrig, als schnell und lebendig, wenn auch zähneknirschend, seinem Befehle nachzukommen.

Drunten im Zwischendeck lag noch immer der Chinese. Stumm und regungslos wie ein Toter lag er auf dem schmutzigen Boden. Niemand kümmerte sich um ihn. In unseren heißen Köpfen gab es nur noch einen einzigen Gedanken:

Die Kiste!

Sogleich machten wir uns an die Arbeit, um sie aus ihrer dunklen Ecke ans Tageslicht zu ziehen. Aber sie war schwer wie Blei, und selbst mit Hilfe von Handspeichen und Brechstangen konnte man sie kaum von der Stelle bewegen. Da brachten wir eine Schlinge im Fockstag an und hängten daran eine Talje, deren Ende wir um das Gangspill nahmen. Fieberhaft wie die Titanen, mit dem Goldteufel im Nacken, arbeiteten wir an dem Geschäft. Stumm und mürrisch marschierten wir um das Gangspill, während mit leisem Klick-Klack die Leine langsam hereinkam und das schwere Ungeheuer im Zwischendeck ruckweise aus der dunklen Ecke her-



ausrutschte. Nun stand es im hellen Tageslicht, direkt unter der Luke.

»Heave high!« kommandierte Kapitän Jonas.

Das Fockstag bog sich bedenklich unter der Last. Die Blöcke kreischten. Die dicken Taue stöhnten über der Arbeit. Langsam, ganz langsam kam die Schatzkiste herauf. Nun schwebte sie über der Luke. Langsam wurde sie heruntergefiert an Deck. Kein Mensch wagte zu atmen bei dem Anblick. Totenstille herrschte an Deck. Nur der Papagei kreischte irgendwo sein altes Lied, das nun einmal wenigstens einen Sinn hatte: »Vorsicht mit der Kiste! Hunderttausend Dollars! Hunderttausend Dollars!«

Jetzt erst, im hellen Tageslicht, konnte man sehen, wie groß die Kiste war und wie viel sie enthalten mochte. Aber die Gier hielt sich nicht bei ihrem Anblick auf. Beim Herausschaffen der einen hatte sich herausgestellt, dass noch weitere im äußersten Hintergrund des Raumes standen, ganz verdeckt unter einem mächtigen Haufen von Tauen, Ketten, leeren Kannen, alten Brettern und einer Schicht von Staub und Spinnweben, die sich in Jahren hier angesammelt haben mochten. Sogleich machten wir uns an die Wegräumung des Plunders. In einer Wolke von Staub, die einen fast ersticken wollte, zerrten wir das Zeug aus der Ecke, sodass die Kisten freilagen. Es waren ganz gewöhnliche Bretterkisten ohne irgendwelche Inschrift, doch waren sie ebenso groß und fast ebenso schwer wie die bereits herausgeschaffte Truhe mit dem Golde. Wieder mit

Hilfe der Talje schafften wir eine der Kisten nach der Mitte des Raumes, wo wir sie unter dem Lichtschein, der durch die offene Luke fiel, gründlich untersuchen konnten. Mit dem Eisen brachen wir einige der Bretter los, konnten jedoch darunter nichts weiter erkennen als eine große Anzahl von kleinen, dicht verlöteten Blechbüchsen, auf deren jeder fein säuberlich aufgedruckt ein Wort stand, bei dem es uns mit einer Gänsehaut überlief, wenn wir an unsere raue und sorglose Behandlung des Gegenstandes dachten:

»Dynamit!«

Um uns von der Richtigkeit der Aufschrift zu überzeugen, öffneten wir vorsichtig eine der Büchsen, wo sich tatsächlich die harten Stangen vorfanden, die in ihrem äußeren Ansehen etwas an Schwefelstangen erinnern. Diese nebst einer anderen Dynamitkiste schafften wir der Sicherheit halber an Deck, mit der Absicht, sie bei erster Gelegenheit über Bord zu werfen. Der ganze Aberglaube des Laien, der mit solchen Sachen nicht umzugehen versteht, hatte uns erfasst beim Lesen des Namens. Die Angst kroch mir kalt den Rücken herauf bei dem Gedanken, dass wir alle die Zeit auf einem solchen Vulkan gelebt hatten, ohne es zu wissen. Die anderen Kisten – es waren noch etwa drei oder vier – hatten einen weniger aufregenden Inhalt. Allerlei Handwerkszeug lag hier in buntem Durcheinander. Schaufeln, Pickäxte, Siebe, merkwürdige rundgeformte Hämmer, wie sie die Geologen brauchen, und einige mächtige, wohlverkorkte Flaschen mit

Quecksilber. Es war offenbar das Handwerkszeug, mit dem Kapitän MacKay seine Goldwäscherei betrieben hatte.

Bis wir mit den Geschäften fertig waren, hatte sich jeder von uns in eine Art Fieber hineingearbeitet. Während des ganzen Tages hatten wir gearbeitet wie die Besessenen, ohne einen Bissen zu essen, ohne uns einen Augenblick der Ruhe zu gönnen. Der Goldteufel hatte es einfach nicht zugelassen. Und auch jetzt, nachdem die dringendsten Geschäfte erledigt waren, dachte keiner an dergleichen. Am schlimmsten war der Neger. Zu der Goldgier, die uns alle gepackt hatte, kam bei ihm noch der Machtkitzel der neuen, sich selbst verliehenen Kapitänswürde. Sobald die letzte Kiste an Deck war, rief er die gesamte »Mannschaft« achteraus auf das Halbdeck, wo er uns mit dünnen Worten seine Ansicht über die Art der Verteilung der Beute mitteilte, derweilen er in gefährlicher Nähe unserer Nasen mit dem Revolver um sich fuchtelte.

»Dieses ist ein Walfischfänger«, sagte er unvermittelt.

»Das wird schon so sein«, antworteten wir.

»Well, und wenn das ein Walfischfänger ist, so muss hier an Bord auch alles ehrlich und schiffsgemäß zugehen, wie es der Brauch ist in unserem Handwerk. Jeder bekommt seine Fangprämie von der Beute, der Besitzer die Hälfte, der Kapitän ein Drittel, der Steuermann ein Viertel und die Vormasthände zusammen den zweihundertsten Teil. Da ich aber durch Wahl und durch den ersten Besitz Eigen-

tümer, Kapitän und Steuermann bin und ihr eine Bande von aufsässigen Meuterern seid, so nehme ich für mich die ganze Kiste und verspreche euch dafür, dass ich bei der Ankunft in San Franzisko weder Augen noch Ohren gehabt haben will für eure Untaten hier oben und euch dadurch aus dem Zuchthaus und vom Galgen retten will. – So, und nun geht nach vorn, wo ihr hingehört, einer von euch geht ans Ruder, und ein bisschen lebhaft, ehe ich euch nachhelfe mit dem Schießseisen!«

Das war nun eine Sprache, die an Unverschämtheit nichts zu wünschen übrig ließ. Der Zorn siegte bei mir über alle Vorsicht. Obwohl er mir noch immer den Revolver gerade unter die Nase hielt, schlug ich ihm diesen aus der Hand und zog blitzschnell einen anderen aus seinem Gürtel. Die Reihe des Kapitänspiels sollte zur Abwechslung nun einmal an mich übergehen. Aber mit Gedankenschnelle hatte der Neger ein weiteres Schießseisen aus seinem waffengespickten Gürtel herausgezogen; in der linken Hand hatte er ein ellenlanges Messer und stürzte damit auf mich los wie ein fauchender Waldaffe aus den finstersten Urwäldern. Im letzten Moment prallte er noch zurück vor der erhobenen Pistole. Die weggeworfene Waffe war inzwischen in Heins Hände übergegangen, und so standen wir uns alle drei gegenüber, mit Mord in den Augen, bis an die Zähne bewaffnet. Nur Jack stand abseits an der Bordwand und rauchte gemächlich seine Pfeife. Was mich anbelangt, so war ich förmlich besessen von Gier nach dem Golde. Alles wollte ich haben

oder gar nichts; die ganze Ladung in der Kiste oder nicht ein Lot. Eine wilde Idee schoss mir durch den Kopf.

»Wenn wir darum losten –?«

Abraham Lincoln Jonas musste denselben Gedanken gehabt haben. Er zog einen Würfel heraus, den er fast immer in der Tasche mit sich herumführte – denn er war ein passionierter Würfelspieler wie alle Neger – und ließ ihn über das Verdeck rollen.

»Sieben ist hoch!« rief er mit leuchtender Miene.

Wieder warf er den Würfel, während er mit den Fingern schnalzte. »Komm sieben! Komm sieben! Komm, meine süße, kleine Sieben! – Willst du wohl kommen, wenn ich es dir befehle? Wenn Kapitän Abraham Lincoln Jonas es so wünscht? – Ah, wieder nichts! Du machst mir Unehre, mein Honig, mein Goldkäfer, du machst mich weinen! Der Teufel hole deine schwarze Seele!«

So löste sich die wilde Szene von Mord und Totschlag plötzlich in ein richtiges Negerwürfelspiel auf, das jedoch keineswegs so harmlos war, wie es aussah. Jeder hatte die Waffen weggelegt und verfolgte mit brennenden Augen das Spiel der Würfel.

Das Aufblitzen eines Schusses, der scharf wie ein Peitschenschlag durch das Zwischendeck hallte, schreckte mich aus meinen Träumen. Jack, der Eskimo, hatte ihn abgegeben. Eben legte er an zu einem weiteren Schusse, und indem ich seiner Zielrichtung folgte, gewahrte ich etwas, was mich aus allen Träumen schüttelte. Nur einen kurzen Augenblick sah ich das Bild, etwa so wie einer unter dem

Aufflackern eines Blitzes oder eines künstlichen Lichtes eine Erscheinung beobachten mag, aber in mein Gedächtnis hat es sich furchtbar eingekrallt, sodass ich es allezeit vor mir sehe. Zwischen einer der Kisten und der Truhe mit dem Golde stand hochaufgerichtet der Chinese. Ganz ruhig stand er da und übernatürlich groß, ins Riesenhafte verzerrt, wenigstens stand er so vor mir in meiner überhitzten Fantasie. Das Gesicht war grässlich verzerrt, mit einem teuflischen Grinsen. In der erhobenen Rechten hielt er eine Stange, erst später erfuhr ich, dass es eine zum Goldgraben benötigte Dynamitstange war, mit der er zum Wurfe ausgeholt hatte.

Nur einen Moment – kaum auf die Länge eines Augenblicks – sah ich das Bild, und dann war es, als ob die ganze Welt unterginge in einem schaurigen Aufschrei. Man hörte ein schrilles Krachen und Brechen, wie wenn alle Masten auf einmal von oben kämen. Der Stoß hatte mich längs auf das Verdeck geworfen mit einer Gewalt, die mir fast die Besinnung raubte. Dumpf nur merkte ich, wie das Fahrzeug mächtig schlingerte und erst nach der einen und dann nach der anderen Seite kenterte. Das Meerwasser rauschte über das Verdeck wie ein brausender Wildbach. Mehr aus instinktivem Selbsterhaltungstrieb, denn aus verstandesmäßigem Handeln hielt ich mich an einem Poller fest, um nicht an der Bordwand zu zerschmettern. Eine heftige Bewegung des Schiffs schlug meinen Kopf gegen den Mast, und dann konnte ich gar nichts mehr denken

-- --

Stunden vergingen, ehe ich wieder zu mir kam. Ich wachte auf mit einem merkwürdigen Summen und Sausen im Kopfe und einem stechenden Schmerz im Körper, der mir bei der geringsten Bewegung wie Messerstiche durch die Eingeweide ging. Ein ekliger Salzgeschmack lag mir in Mund und Nase. In den Ohren war noch immer das Rauschen des Wassers. Nur die Augen waren noch ganz in Ordnung, aber was die zu sehen bekamen, das erfüllte mich mit bleichem Entsetzen, je mehr ich zum Bewusstsein meiner Lage erwachte.

War das noch das alte »Walroß«? Solange ich das Fahrzeug kannte, war es mir nichts anderes gewesen als ein notdürftig zu einem gewissen Grad der Schiffsmäßigkeit hergerichteter Wrack. Nun aber war es das Chaos, das Verderben, nicht viel mehr als ein wilder Trümmerhaufen, der da noch notdürftig – aber wie lange noch? – auf dem Meere schwamm. Der Klüverbaum war wie mit einem Messer durchgeschnitten von der Gewalt der Explosion. Der Fockmast war völlig herausgerissen und über Bord geworfen worden, und an seiner Stelle starrte ein gähnendes Loch in dem Verdeck. Vom Großmast waren nur noch Trümmer vorhanden. Nur der Besanmast war merkwürdigerweise ziemlich unversehrt, abgesehen von der Bramstenge, die zersplittert auf dem Großdeck lag. Vom Chinesen war nichts mehr zu sehen, und auch die Teufelskiste, die all das Unheil verschuldet hatte, war verschwunden. Dafür klaffte eine breite Lücke in der Steuerbordreling. Offenbar hatte sie sich beim Überholen

des Schiffes einen Ausgang geschlagen und war im Meer verschwunden auf Nimmerwiedersehen.

Eine ganze Weile starrte ich verständnislos auf die Bescherung. Ich sah alles mit den Augen, aber mit dem Kopfe konnte ich nicht verarbeiten, was ich gesehen hatte. In dumpfen Brüten betrachtete ich das Bild der Zerstörung, bis es mir vor den Augen flimmerte. Unversehens fiel ich in einen tiefen Schlaf. – –

Als ich wieder aufwachte, musste ich mir erst eine ganze Weile die Augen reiben, um mich zu vergewissern, dass ich nicht träumte. Ich lag in meiner Kojе und schaute in die von mattem Licht der Laterne spärlich erhellte Kajüte. Um den Tisch, auf dem ein dampfender Kaffeeepott stand, saßen Hein, Jack, der Eskimo, und der Mister Abraham Lincoln Jonas und unterhielten sich einträchtig mit halblauter Stimme. Voll Verwunderung starrte ich eine Weile auf das unerwartete Bild. Ich fing an zu grübeln in meinem wirren Kopfe, ohne mir doch einen Vers auf das alles machen zu können. Dann aber kam es über mich wie eine Offenbarung. – Da saßen noch alle gesund und wohlbehalten am Tische, wo sie immer gesessen hatten, und keiner war zu Schaden gekommen bei der Katastrophe! Das war wie ein Wunder. Das konnte nicht sein! – Und also war alles, was ich an diesem Tage erlebt hatte, nur ein Spiel der überhitzten Fantasie. Ich erinnerte mich daran, dass ich mich tags zuvor mit einem bösen Kopfwеh niedergelegt hatte. Das hatte sich inzwischen jedenfalls zu einer bösen Krankheit ausge-



wachsen, und alles, was mich in Schrecken versetzt hatte, das Abenteuer im Zwischendeck, die Geschichte mit dem Chinesen und der Goldkiste, die Dynamitexplosion auf dem Verdeck, die zersplitterten Masten und die zerbrochene Deckwand, war nichts gewesen als nur ein wilder Fiebertraum!

Mir war zumute wie einem, dem man eine zentnerschwere Last vom Rücken genommen hat. In meiner Freude und Erleichterung richtete ich mich halb auf von meinem Lager, obwohl mir ein stechender Schmerz durch alle Glieder fuhr. Die drei am Tisch unterbrachen ihr Gespräch und schauten zu mir herüber.

»Hallo!« rief Abraham Lincoln Jonas, »da bist du ja wieder! Lass mal sehen, ob noch alle Knochen beisammen sind.«

Er kam herüber und schaute mich eine Weile kopfschüttelnd an. Mit einer Behutsamkeit, die einer tüchtigen Krankenschwester Ehre gemacht hätte, befühlte er alle Glieder und schüttelte dann noch mehr mit dem Kopf.

»Ich bin wohl sehr, sehr krank gewesen?« sagte ich mit matter Stimme.

Da schaute er mich verwundert an.

»Krank? Von Rechts wegen solltest du schon längst bei David Jonas sein. Wie der Chineser das Pulver an die Kiste gesetzt hat, da hat er uns alle für ›four piecee man chou chou‹ gegeben. Hein hier hat den Arm gebrochen, Jack hat einen verstauchten Fuß, und selbst mein harter Niggerschädel hat eine handgroße Beule. Aber wie du noch einen einzigen

Knochen beisammen haben kannst, kann ich nicht begreifen! Schon gleich beim ersten Knattern, wie du von einer Schiffsseite zur anderen geflogen und mit dem Kopf gegen die Wand des Kartenhauses gestoßen bist, habe ich mir nicht anders gedacht, als dass es nun aus und vorbei sei mit dem Neffen deiner Tante. Beim zweiten Überholen hat dich das Wasser mitgenommen über Bord, und mit einmal bist du wieder aufgetaucht und wieder mit dem Schädel gegen das Kartenhaus gerannt. – Und da sollst du noch lebendig sein? Es geht nicht mit rechten Dingen zu! Ich wette einen Dollar, dass da noch etwas hinterher kommt. Einmal wirst du doch noch zu David Jonas gehen, wenn du so weiter machst.«

»Und wie steht es mit dem Schiff?« fragte ich ängstlich.

»Das war einmal ein Schiff! Jetzt ist es nur noch ein Bündel Schiffsplanken, das es gut mit uns meinen muss, wenn es noch vierzehn Tage zusammenhält. Überhaupt sieht es für uns alle hier so aus wie eine Reise zu David Jonas.«

»Und die Kiste?«

»Die liegt schon seit drei Tagen auf dem Meeresboden. Nicht ein Goldkorn hat sie zurückgelassen, und es ist gut so, denn solange das Zeug an Bord war, war hier einer des anderen Wolf. Wir lägen heute vielleicht schon sicher und geborgen in einem bequemen Hafen an der Alaskaküste, wenn der verhexte Stoff uns nicht um jedes bisschen Verstand gebracht hätte. Statt dessen treiben wir hier als hilfloses, entmastetes Wrack, das jeden Augen-

blick auseinanderfallen kann. Ist's unsere Schuld? Das Gold hat das alles verursacht. Jetzt liegt es im Meere, und da können sich meinetwegen die Fische darum streiten, zusammen mit Fung Li, oder was von ihm übriggeblieben ist, und Admiral Dewey und Schiffskamerad Tom, der auch gerade auf dem Fockstag gesessen hat, als die Kiste in die Luft geflogen ist.«

Noch eine Weile plapperte er weiter mit seinem Berichte, aus dem ich nur mühsam den Zusammenhang finden konnte in meinem wüsten Kopfe. Obwohl er von dem schaurigen Abenteuer mit so ruhiger Miene berichtete, als ob er von einem Tanzvergnügen erzählte, lief es mir doch abwechselnd kalt und heiß über den Rücken, wie nach und nach das Bild der Katastrophe sich wieder in meinem Kopfe formte. Im Augenblick überfielen mich wieder eisige Fieberschauer, aus denen ich in langen Tagen und Nächten nicht mehr aufwachte.

Es gibt Zeiten, die man am besten überschläft oder, wenn es nicht anders geht, in den besinnungslosen Fieberträumen einer wohltätigen Krankheit überdauert, Zeiten, in denen Vernunft zu Unsinn, Wohltat Plage wird und alles, alles besser ist als das machtlose Hineinstarren in das herannahende Unglück, mit wachen Augen und klarem Verstande. Was könnte es Schlimmeres geben als dieses trübe, geduldige, nervenzerfressende Ausharren auf diesem Wrack, das in jedem Augenblick auseinanderfallen konnte, zerbrochen von dem Arbeiten der Dünung, zerrieben zwischen den Eisschollen des fer-

nen Meeres. Wären wir im offenen Atlantischen oder Pazifischen Meere getrieben, so hätte es wohl keinen Tag gedauert, ehe der auffällige Rumpf des »Walroß« vollends in Stücke gegangen wäre. Aber das Eismeer ist im Allgemeinen ein stilles Gewässer. Zumal in Gegenden, wo sich viel Treibeis befindet, ist es oftmals glatt wie ein Spiegel, ohne die geringste Dünung und bei stillem Wasser ohne die Spur eines Wellenschlags.

Allmählich waren wir mitten in die treibenden Eisfelder hineingeraten. Als ich nach langen Tagen – oder waren es Wochen? – zum ersten Mal wieder an Deck humpeln konnte, da war es mir, als ob die ganze Kälte des Eismeeres mich noch einmal überliefe bei dem Anblick, der sich dort oben bot. Soweit das Auge reichte, zeigte sich kein Tropfen Wasser in der Runde. Bis zum fernsten Horizont war alles ein Trümmerfeld von wild und wirr übereinandergesprengten Eisschollen, die geisterhaft weiß leuchteten unter dem schweren, düsteren, bleigrauen Himmel. Man konnte sich nicht gut ein Bild denken, das melancholischer stimmen konnte als dieses erstarrte Chaos, das kalt und tot wie eine Mondlandschaft sich in unabsehbare Fernen breitete, während die weißen Nebel langsam wie Geister darüber hinzogen. Und von dem Eise wanderte der Blick nach dem »Schiff«. Solange ich das alte »Walroß« kannte, war es eigentlich nie ein stolzes Fahrzeug gewesen. Nun aber machte es einen geradezu barmherzigen Eindruck mit seinen gekappten Masten und den zerschlagenen Decksplanken, die an

eine verlassene Baustelle erinnerten, nicht aber an ein christliches Schiff. Das Ganze hatte eine Schlagseite von etwa dreißig Grad gegen die Oberfläche des Eises. Es war klar, dass es nur zusammengehalten wurde durch den Druck des Eises, das knirschend und mahlend an der Schiffsseite rumorte. Einmal würde es wieder nachlassen. Und was dann wohl kommen sollte? Es bedurfte keiner großen Fantasie, um sich auszumalen, was dann geschehen würde. Wir befanden uns »*between the devil and the deep blue sea*«, wie die Amerikaner sagen. Beim Anblick des Eises mochte man wünschen und beten für endliche Befreiung aus der tödlichen Umklammerung. Und doch musste man wieder zittern vor solchem Ereignis, da es nur den sicheren Untergang bedeuten konnte für alle Mann und für das, was noch von dem Schiff vorhanden war. – –

Weiter ging die Reise in den hellen Tagen und den weißen Nächten, die alle zusammenflossen zu einem einzigen unendlichen Tag, sodass ich heute bei bestem Willen nicht mehr sagen kann, ob es Wochen oder Monate oder doch nur wenige Tage gewesen sind, die wir in langer Hilflosigkeit zubrachten als Gefangene des Eises. Alle Begriffe von Raum und Zeit verschwanden, und nichts war übriggeblieben als das Gefühl der eigenen Hilflosigkeit und die Angst vor dem Morgen. Fast während der ganzen Zeit wehte eine ziemlich starke Brise aus Nordosten, und es war unverkennbar, dass das Eis mit unserem Wrack in großer Schnelligkeit nach Südwesten trieb. Die genaue Stärke der Stromversetzung

konnten wir nicht feststellen, denn dazu fehlten uns die Instrumente. Der Kompass war zwar noch gänzlich unbeschädigt, aber abgesehen davon, dass das Schiff keine eigene Bewegung hatte und deshalb auch keinem Steuer gehorchte, ist dieser treue Führer des Schiffes in jenen Breiten nur ein sehr unzuverlässiger Berater. Theodoliten, Chronometer, Seekarten und dergleichen Dinge befanden sich reichlich und in gutem Zustande an Bord. Sie hätten uns unschätzbare Dienste leisten können bei der Bestimmung unserer Länge und Breite – wenn einer von uns sich auf ihren Gebrauch verstanden hätte. So waren sie uns alle nur wertloser Plunder, der uns bei jedem Anblick unsere Hilflosigkeit umso eindringlicher vor Augen führte. Das einzige, was uns einen bestimmten Anhaltspunkt über die Veränderungen in unserer Lage geben konnte, war die Beschaffenheit des Eises, aus dem der erfahrene Eismeerschiffer zu lesen versteht wie in einem Buche. Offenbar war es kein altes Packeis, in dem wir uns befanden, denn dieses hätte uns längst zerrieben zwischen seinen mächtigen, blauleuchtenden Eisbergen. Es konnte sich nur um ein Feld von Treibeis handeln, das allerdings einen recht bedeutenden Umfang haben musste, denn es war, wie gesagt, weit und breit kein offenes Wasser zu sehen, und auch über dem Horizont zeigte sich überall nur der weiße Eisblink. Hier und da sah man auf dem Eise sogar die Spur von Füchsen und Eisbären, die darauf schließen ließen, dass das Land in nicht allzu großer Entfernung sein konnte.

Wenn das Eis – wie es den Anschein hatte – nach Westen trieb, so war das entschieden das Beste, was uns passieren konnte, denn nur in dieser Richtung konnten wir hoffen, mit einem Walfischfänger zusammenzutreffen. Es war allerdings nur eine sehr schwache Hoffnung; eine von denen, die man sich einredet, weil einem sonst nichts Besseres übrigbleibt. Zudem hatte man bei weiterer Trift in dieser Richtung die wenig tröstliche Gewissheit, dass nach Austritt in das offene Meer das Eis sich schnell lockern würde, der Seegang höher ginge und dem baufälligen Rest des Wracks vollends den Garaus machte.

Anzeichen hierfür stellten sich nur allzubald ein. In der Oberfläche des Eises, die vorher den Eindruck eines festen Landes gemacht hatte, zeigten sich breite Risse und umfangreiche Tümpel, aus denen das Wasser wunderbar blau und verlockend und doch so unglückverheißend zwischen der weißen Eisfläche schimmerte. Überall war Bewegung in den Schollen, die knirschend und mahlend gegeneinanderpressten. Zuweilen knallte es im Eise wie von lauten Kanonenschüssen. An Stelle der flachen Felder schoben sich immer mehr allerlei grotesk geformte Eisberge, die geradezu unwahrscheinlich aussahen, wenn die tiefstehende Sonne den Widerschein der Wellen auf ihre weißleuchtenden Zinnen warf und der mächtige »Eisfuß« smaragdgrün schimmerte unter dem Wasser, das in dem fahlen Lichte tief indigoblau, ja stellenweise tintenschwarz leuchtete. Einer von diesen, der sich immer näher

heranarbeitete, hatte schon seit Tagen unsere ganze Aufmerksamkeit in Anspruch genommen. Er war breiter und massiger als die anderen und sah aus wie eine von den mächtigen, vielgeschichteten Eispressungen, die man zuweilen an steilen Küsten beobachten kann. An der einen Seite bemerkte man in der Tat einen rotbraunen Schimmer, der sich bei eingehender Untersuchung mit dem Fernglase als eine dünne Schicht von Sand und Kies herausstellte. Kein Anblick konnte willkommener sein für unsere eis- und wassermüden Augen. Sobald es die Umstände zuließen, ruderten wir mit einem der Boote hinüber, machten eine Tauleine fest und verholten das Wrack an den Eisrand im Lee des Berges, wo es auch sogleich auseinanderfiel wie ein Kartenhaus.

Erst jetzt kam uns ganz zum Bewusstsein, wie hohl und morsch das Gebäude war, in dem wir alle die Zeit gelebt hatten. Ohne jede vorhergehende Warnung kam der Zusammenbruch, und hätten wir nicht zuvor das Schiff in einen Eisspalt manövriert, so wäre es unter uns weggesackt wie ein Bleiklotz. So aber lagen die Trümmer zum größten Teil zerstreut auf dem Eise und überließen uns die Aufgabe, sie so schnell wie möglich zu bergen an einem einigermaßen sicheren Platz.

Wie dem auch sei: Das Unglück war geschehen, und wie so manches Unglück, das man lange vorausgesehen hat, wirkte auch dieses, nachdem es endlich Tatsache geworden, wie eine Erleichterung. Übermütig wie die Kinder sprangen wir aufs Eis,



und als erst der Sand unter unseren Füßen knirschte, kamen wir uns vor, als ob wir in der Tat das rettende Land erreicht hätten und nicht eine trügerische Eisscholle, die jeden Augenblick in Stücke bersten konnte. Diejenigen aber, die am meisten erfreut waren über diese Wendung der Dinge, waren die Hunde. Mit lautem Freudengeheul stürzten sie sich auf das Eis, wälzten sich im Schnee und beendeten das Fest mit einer glorreichen Rauferei, die sie alle zu einem wirren Knäuel zusammenballte, aus dem man bald nur noch funkelnde Zähne, wirbelnde Füße und fliegende Hundehaare erkennen konnte.

Während der nächsten vierundzwanzig Stunden arbeiteten wir fleißig an der Bergung des Strandgutes, das wir nach einer naheliegenden Eishöhle schafften, nicht anders wie einst der Robinson Crusoe getan hatte mit seinen Schäten. Auf dem höchsten Gipfel der Scholle pflanzten wir mit vieler Mühe die zerbrochene Bramstenge als Flaggenmast auf und heißen daran die umgekehrte Flagge als Notzeichen für etwa vorüberfahrende Schiffe, an die wir noch immer glaubten, obwohl wir uns doch sagen mussten, dass eher eine verlorene Nadel in einem Heuhaufen gefunden werden könnte, als dass irgendein Wesen aus der zivilisierten Welt uns begegnen könnte in dieser welt- und gottverlassenen Meereswildnis.

Nachdem alles so weit war, errichteten wir das Zelt am Rande des offenen Wassers. Mit Hilfe der umherliegenden Schiffsplanken entfachten wir ein

mächtiges Feuer, das weithin leuchtete im weichen Lichte des mitternächtigen Tages, aus den Vorräten, von denen wir für ein Jahr genug hatten, kochten wir eine tüchtige Mahlzeit, und so war alles eigentlich recht wohnlich und behaglich trotz allem, und jeder war bei bester Laune. Wir wären es weniger gewesen, wenn wir gewusst hätten, was uns noch bevorstand in den nächsten Tagen.

Über dem ganzen Horizont im Westen und Südwesten brütete eine dicke Nebelbank, die stündlich höher stieg. Das deutete auf Wind. Zur Sommerzeit weht der Wind unter jenen Himmelsstrichen zu meist aus Nordosten. Nur gelegentlich kommt er aus westlicher Richtung. Dann aber kann man sich auf einen ordentlichen heulenden »Südwest« gefasst machen. Dieser blieb denn auch diesmal nicht aus. Wir hatten kaum unser Zelt im Lee des Eishügels in verhältnismäßig geschützter Lage aufgestellt, als das Unwetter auch schon mit aller Macht herangebraust kam. Sofort setzte es mit aller Kraft ein. Obwohl wir durch hohe Eiswände vor der schlimmsten Wut des Sturmes geschützt waren, verursachte das Klatschen der Zeltwände und das Brechen des Eises einen derartigen Lärm, dass man selbst im Inneren des Zelves bei lautestem Schreien sein eigenes Wort nicht verstehen konnte. Es war der schlimmste Sturm, den ich je erlebt habe auf offener See. Während reichlich vierundzwanzig Stunden war die Luft erfüllt von dem Kreischen und Toben des Unwetters. Ständig zitterte der Boden unter den Füßen. Die Eisschollen brachen auseinander.

der mit betäubendem Knall. Sie stellten sich auf die Kanten in reichlich zehn Meter Höhe. Sie fuhren aufeinander los und zerschmetterten sich gegenseitig wie kämpfende Titanen. Das alles konnte man nur hören und fühlen, denn in dem wütenden Treibschnee war die Hand vor den Augen nicht zu erkennen, und draußen vor dem Zelt war des Bleibens nicht einen Augenblick, da einen die Gewalt des Sturmes ohne weiteres zu Boden warf. Zeitweilig wuchs das Schreien des Orkans zu solcher Stärke, dass man sich selbst im Zelte – es war wie ein Wunder, dass dieses wenigstens immer noch standhielt – nur durch Zeichen verständigen konnte. Selbst Jack, der Eskimo, der doch schon allerlei Unwetter erlebt hatte in seiner rauen Heimat, meinte, dass ihm so etwas noch nicht vorgekommen sei.

Lange saßen wir frierend und zähneklappernd im hintersten Winkel des von dem harten Treibschnee fast vergrabenen Zeldes. Bö um Bö brauste über uns hinweg, und immer, wenn wir meinten, dass es höher nimmer gehen könnte, dass dies das Nonplusultra aller Windstärke sei, kam noch eine andere, die alles Bisherige übertobte.

Aber ebenso plötzlich, wie es gekommen, verlief sich das Unwetter. Als der Wind noch immer heulte und tobte, da war es mir plötzlich, als ob man sein eigenes Wort wieder verstehen könnte, als ob man draußen das Heulen der Hunde vernähme, als ob die Zeltwände nicht mehr so wütend klatschten im Sturme. Bald war es nur noch ein ganz gewöhnlicher Südwester von Windstärke neun. Schon bra-

chen wieder die Sonnenstrahlen durch den Treibschnee. Kaum zehn Minuten später war er ausgestorben zu völliger Windstille. Aber das Krachen und Poltern des Eises waren stärker als je.

Nur zögernd wagten wir uns aus dem Zelt heraus aus Angst vor den neuen Schrecken, die wir nun mitansehen mussten. Es war in der Tat ein furchterweckender Anblick, der wohl imstande war, ein übles Gefühl in einem aufsteigen zu lassen, etwa wie das, das einen überfallen mag, wenn man bei einem Erdbeben den bisher für fest und unerschütterlich gehaltenen Boden unter seinen Füßen schwanken fühlt. Die Scholle, auf der wir uns befanden, die eine besonders schwere, von irgendeinem Lande losgebrochene Masse darstellte, war in verhältnismäßiger Ruhe; ringsum aber war es ein Hexensabbat. Das ganze Meer war in Aufruhr. Überall fuhren die Eisschollen gegeneinander. Hausgroße Eisstücke wälzten sich wie Korke im Wasser, das angefüllt war mit dem dicken Eisbrei zermahlener Schollen. Bei jedem Zusammenstoß – und es waren deren hunderte in einer Minute, gab es einen Knall wie einen Kanonenschuss. Alle Augenblicke stellten sich gewaltige Schollen auf die Kante und fielen ebenso schnell wieder zurück in das Chaos.

Allmählich kam wieder Ruhe in den Aufruhr, und als die Sonne am höchsten stand, war es wieder so still, als ob es niemals einen Sturm gegeben hätte. Das Eis lag dicht zusammengepresst, und in der zweiten Runde war kein Tropfen Meerwasser mehr zu erkennen. Merkwürdigerweise hatte der Sturm

auch eine Unzahl von Vögeln herangeführt. Überall auf dem Eise spazierten Möwen und Eiderenten, und hoch in der Luft gewahrten wir zu unserer Freude einen Zug von Wildgänsen, die sicheren Boten des nahenden Landes. – Aber welchen Landes? War es die Alaskaküste? War es etwa Sibirien oder Wrangelland, oder hatte uns am Ende gar der Sturm wieder zurückgeworfen zu dem verwünschten Strande, den wir eben erst verlassen hatten? Ich dachte darüber nach und konnte keine Antwort finden, während die Tage sich weiter aneinanderreiheten.

Über dem war es immer sommerlicher geworden. Die dicke Schneebank, die der Sturm über dem Zelt aufgehäuft hatte, fing an zu schmelzen und das Zelt mit Wasser zu durchtränken. Von allen anderen Schneebänken rieselte das Schmelzwasser in kleinen Bächen und stand auf dem Eise in hellen Tümpeln, die in der Sonne glitzerten. Die Möwen wurden immer zutraulicher, um nicht zu sagen zudringlicher. Ab und zu sah man eine Schneeule oder einen hoch in den Lüften kreisenden Habicht, alles Anzeichen eines nicht allzu fernen Landes. Allmählich begannen sich auch wieder Rinnen zu öffnen, in denen da und dort der glotzende Kopf eines Seehundes auftauchte. Wir schossen einige, mussten aber zu unserem Missvergnügen merken, dass sie alle sogleich untersanken, wie sie es zur Sommerzeit immer tun, wenn man sie an irgendeiner anderen Stelle als gerade im Kopfe trifft. Ganz auffallend war der Reichtum des Wassers an Garnelen, Würmern

und den als Hauptnahrungsmitteln des Nordlandwales dienenden winzigen Quallen, von denen es stellenweise ganz bedeckt war. Dieses war wohl auch die Hauptanziehungskraft für die immer zahlloser werdenden Möwen, denn es war wohl nicht anzunehmen, dass sie nur hierhergekommen waren, um uns ihre Aufwartung zu machen, zumal wir nicht allzu viel Essbares mit uns führten, und wenn es ein Geschöpf gibt, bei dem die Liebe durch den Magen geht, so ist es die Möwe.

Etwas, was uns täglich mehr auffiel, waren die zahlreichen Spuren von Polarfüchsen, die man überall im Schnee wahrnehmen konnte. Das ließ auf baldige Jagdbeute schließen, denn überall, wo sich draußen auf dem Treibeise Herr Reineke herumtreibt, da ist auch Meister Petz nicht weit. Da er selbst nicht imstande ist, sich größere Beute zu verschaffen, so hängt er sich gewissermaßen an die Fersen des Eisbären, der bei einigermaßen großer Jagdbeute ihm übergenuß von der Mahlzeit übriglässt, wenn er sich mit einem halben Seehund im Magen zum Schlafen ausstreckt, als ob er nie wieder zu fressen brauchte in seinem ganzen Leben. Es dauerte denn auch nicht lange, ehe wir solchen Eisbärbesuch bekamen. Ganz offen und unverfroren kam er über das Eis, ein Zeichen dafür, dass er nicht auf dem festen Lande zu Hause war. Der Landeisbär ist in der Regel ziemlich scheu. Bei dem geringsten verdächtigen Anblick legt er sich flach in den Schnee, der ihm mit seinem weißen Fell die beste Deckung bietet, und nähert sich nur unter Anwen-

derung aller Vorsichtsmaßregeln dem Gegenstand seiner Neugierde. Auf dem Packeis dagegen ist er die Verwegenheit selber. Das große Raubtier, der Mensch, ist dort noch unbekannt, Wölfe gibt es ebenfalls nicht, und vor wem sonst sollte er sich fürchten?

Es war eine Bärin mit ihrem Jungen, die in merkwürdig watschelndem Gange über das Eis kam. Vor einer Rinne stellte sie sich auf die Hinterläufe, ganz so, wie man es zuweilen im zoologischen Garten sehen kann, und äugte neugierig zu unserem Lager herüber, um sich zu vergewissern, mit was für einer Sorte von Möwen oder Seehunden sie es hier zu tun hätte. In ihrer Ruhe ließ sie sich auch nicht stören durch das wütende Gebell der Hunde, die mit Macht an der Leine rissen, mit der sie an einem Eispflock angebunden waren. Vorsichtig – als fürchtete sie sich vor dem kalten Wasser – schickte sie sich an, die Rinne zu durchschwimmen. Die Kälte der vergangenen Nacht hatte dort eine ziemlich dicke Schicht von jungem Eis entstehen lassen, durch die sie mit langausholenden Hieben ihrer Tagen einen Weg bahnte für sich und ihr Bärenbaby. Am diesseitigen Ufer stiegen beide ans Land mit elastischen Sprüngen, die man den plumpen Körpern niemals zutrauen mochte, schüttelten sich einmal wie Pudel, die aus dem Bade kamen, und setzten gemächlich ihren Weg nach dem Lager fort. Kaum drei Schritte von den Hunden entfernt, streckte sie Jack nieder durch einen direkten Herzschuss. Ohne einen Laut sank die Alte zusammen, während das

Junge in seiner komisch-täppischen Weise noch immer näher kam. Mehrmals ging es um den Körper der toten Mutter herum. Es leckte die erkaltende Schnauze und streichelte sie behutsam, nicht anders, wie ein menschliches Kind gehandelt haben würde in ähnlicher Lage. Ohne Widerstand ließ es sich fangen. Es war eine willkommene Erwerbung, denn auf der ganzen Welt gibt es keine possierlicheren und unterhaltsameren Geschöpfe als junge Bären.

Nach einigen Tagen verschwand das umgebende Packeis. Über Nacht war es »abgereist« nach anderen Zonen und hatte uns allein zurückgelassen auf unserer Scholle, wie auf einem Schiff inmitten des grenzenlosen Meeres. So unauffällig war das alles vor sich gegangen, dass wir es erst merkten, als wir morgens aufwachten. Es war in der Tat ein recht ungewohntes Bild, das sich da vor unseren Augen ausbreitete. Wieder einmal, wie schon so oft auf dieser seltsamen Reise, musste ich mir die Augen reiben, um mich zu vergewissern, dass ich nicht träumte. Es war wirklich wieder ganz so, wie wenn man sich an Bord eines Schiffes befände. Das seltsame Fahrzeug schwankte leise in der Dünung, und das blaue, vom Sonnenglanz überflutete Meer lief plätschernd und plaudernd gegen die »Schiffsseite«.

»Junge, Junge«, rief Hein, der eben mit blinzeln- den Augen aus dem Zelte gekrochen kam, »das geht noch über Plumen und Klüten. Robinson Crusoe ist gar nichts gegen uns!«

Wir alle waren derselben Ansicht, wenn wir auch



nur recht wenig Lust verspürten zu solchem Robinsonleben. Sogar der ewig hoffnungsfreudige Mister Jonas war diesmal entrüstet über die Wendung. Einmal nur schaute er sich um. Dann kroch er sofort wieder zurück ins Zelt, von wo im nächsten Augenblick ein geruhssames Schnarchen durch die dünne Leinwand kam. Ich aber kletterte auf den Gipfel des Hügels, wo wir die Flaggenstange aufgestellt hatten. Längst schon hatte der Sturm sie umgeworfen. Mit Mühe und Not stellte ich sie wieder auf, und, indem ich so tat, warf ich einen Blick auf unser kleines Reich. Es war immerhin einige zwei bis drei Quadratkilometer groß, zusammengesetzt aus allerdickstem Packeis, das offenbar schon mehrere Jahre alt war und deshalb aller Voraussicht nach wohl auch noch einige Jahre aushalten konnte. Proviant hatten wir reichlich für viele Monate, die Seehunde, die jetzt auch überall im offenen Wasser auftauchten, konnten für frisches Fleisch sorgen, und an Trinkwasser würde es uns auch nicht fehlen, denn wie jeder Eismeerfahrer weiß, verlieren die oberen Meerreisschichten ihren Salzgehalt, sodass das davon herunterlaufende Schmelzwasser ohne weiteres zu Trink- und Kochzwecken Verwendung finden kann.

Alles das waren Umstände, die unsere Lage nicht ganz so verzweifelt erscheinen ließen, wie es zuerst den Anschein hatte.

Ich versuchte mir noch andere auszudenken, die zur Hebung meiner Zuversicht dienen konnten. Aber es wollte mir nicht recht gelingen. Immer wieder ertappte ich mich dabei, wie ich auf das weite

Meer hinausstarrte, das so blau und verlockend, so glückverheißend und doch wieder so schaurig tot und einsam zu meinen Füßen lag. Was war dagegen unsere kleine Welt? Ein Nichts, das in der Sonne zerschmolz und das im nächsten Sturm auseinanderbrechen konnte, ein Strohalm, an den wir uns alle klammerten mit falschen Hoffnungen auf endliche Errettung, an die wir noch immer wie die Toren glaubten, während es doch in allen Zeichen ringsum nur allzu deutlich zu lesen stand:

Nimmermehr!

Noch eine ganze Weile stand ich auf dem Gipfel des Eishügels und versank immer tiefer in die düsteren Gedanken, als Jack, der Eskimo, der eben auf der Jagd war auf einen Seehund, der sich am Eisrand sonnte, mit allen Zeichen der Aufregung zurückgerannt kam.

»Umiackpack! Umiackpack!« rief er im Laufen.

Ein Schiff!

Keine Bombe, ja nicht einmal die Dynamitstange des ehrenwerten Fung Li hätte eine solch aufpeitschende Wirkung ausüben können in unserer kleinen Welt. Die schlimmsten Langschläfer waren im Nu auf den Beinen und oben auf dem Hügel. Mit dem Fernglas schauten wir gespannt in die angedeutete Richtung. Es war dort in der Tat etwas zu erkennen, das ich aufmerksam musterte mit den Augen eines Mannes, der durch böse Erfahrungen misstrauisch geworden ist gegen die Glücksfälle des Lebens. Nun aber stieg es höher über den Horizont. Mit bloßem Auge war es schon als flimsiges Wölk-

chen über dem blauen Meere zu erkennen. Mit dem Glase sah man deutlich drei Mastspitzen, und an den drei vorderen die oberen Rahsegel einer Bark! Mehrmals setzte ich das Glas ab und rieb mir die Augen, um mich zu vergewissern, dass ich nicht träumte. Es war auch gar zu romanhaft, was sich hier abspielte vor unseren Augen. Aus der tiefsten Nacht der Verzweiflung waren wir plötzlich hinaufgerissen in einen Himmel der Hoffnungen!

Es war alles zu schön, als dass ich es glauben konnte. Niemals, bis zu jenem Tage, habe ich gewusst, wie nahe Hoffnung und Furcht beieinander wohnen können in einem Herzen. Mitten in die Freude mischte sich eine zitternde Angst.

Wenn sie nun doch – –?

Mit fliegender Eile holten wir eine neue Fahne herbei und heißen sie an dem Flaggenmaste. Was wir an Brettern und Planken zusammenraffen konnten, schleppten wir auf die Anhöhe und zündeten ein weithin leuchtendes Feuer an, auf das wir ständig alte Felle und Seehundspeck warfen, um eine dunkle Rauchentwicklung hervorzurufen.

So wie wir da standen, wären wir wohl ein Bild gewesen für einen Maler. Die rußgeschwärzten Menschen auf der weißen Eisscholle, das rote Feuer, die schwarzen Rauchwolken, die sich über die Meeresfläche wälzten, und darüber in der frischen Brise die umgekehrte Flagge als Signal der höchsten Not, das unter Seeleuten Brauch ist.

S. O. S. – *save our souls!*

Das fremde Fahrzeug musste unsere Signale ver-

standen haben. In einem Abstand von wenigen See-  
meilen drehte es bei. Die Segel wurden aufgepeit.  
Die Rauchwolken quollen aus einem kurzen Schorn-  
stein. Langsam drehte sich der Bug nach unserer  
»Insel«. Mit Volldampf kam es gerade auf uns zu.  
Das Herz wollte mir zerspringen vor Freude bei die-  
sem Anblick, und doch mischte sich auch hier wie-  
der mitten in die Freude eine wilde, wahnsinnige  
Angst, dass dieses glückbringende Schiff am Ende  
nun doch noch einmal abdrehen könnte im letzten  
Augenblick, dass man noch eine letzte große Enttäu-  
schung erleben sollte nach so vielen anderen.

Aber unbeirrt kam das fremde Fahrzeug näher.  
Schon konnte man es deutlich ausmachen. Es war  
eine Dreimastbark mit einer Dampfmaschine, ganz  
der Typus der Walfischfänger der dortigen Gegend.  
Am Heck wehte die amerikanische Flagge. Die  
Mannschaft drängte sich an der Reling, während  
das fremde Schiff dicht an dem Eisrand hinfuhr. Auf  
dem Achterdeck stand ein vierschrötiger Mann – of-  
fenbar der Kapitän – der uns aufmerksam mit dem  
Glase musterte.

»Schiff ahoi!« rief er mit wahrer Donnerstimme.

»Ahoi!«

»Was für eine Gesellschaft ist das dort drüben?«

»Gestrandete Schiffsmannschaft, Sir!«

»Hier Walfischfänger ›Wanderer‹ aus San Fran-  
zisko. Ich schicke ein Boot hinüber!«

Langsam setzte das Schiff sich wieder in Bewe-  
gung. Man sah das Arbeiten der Schraube im Was-  
ser, man hörte die scharfen Signale für die Ma-

schine, die Kommandos von der Brücke, die sich in meinen Ohren allesamt zu einem wunderbaren Liede aus der großen weiten Welt, die von da draußen irgendwo zu uns gekommen waren, vereinten. Nachdem der Dampfer am Eise festgemacht hatte, kletterten wir über die Strickleiter, die vom Klüverbaum herunterhing auf die Back und dann an Deck, wo die gesamte Mannschaft uns neugierig umringte. Offenbar waren sie noch alle rechte Grönhörner, denn sonst hätten sie uns nicht so angestarrt mit offenem Munde, wie sie es wirklich taten. Wären sie so lange im Eismeer gewesen wie wir, so hätten sie sich das Wundern inzwischen wohl schon etwas abgewöhnt. Der Kapitän – ein Riesenkerl, der fast so groß war wie Alaska-Jim in eigener Person – kam auf uns zu, gefolgt von einem kleinen, zappelligen Männchen, das sich nachher als der Erste Steuermann entpuppte, obwohl es gar nicht so aussah. Eine Weile betrachtete er uns kritisch.

»Gemischte Gesellschaft!« sagte er nicht eben freundlich. »Scheint mir auch so; mit Ihrer Erlaubnis, Herr«, antwortete diensteifrig der Steuermann.

»Woher kommt ihr?« fragte der Kapitän.

»Von einem Schiff.«

»Dass ihr nicht aus einem Kloster kommt, kann ich mir denken.«

»Walfischfänger ›Walroß‹.«

Ein Murmeln des Erstaunens ging durch die Menge. Sogar der Kapitän konnte seine Bewegung nicht verbergen.

»Wal-roß?« wiederholte er mit offenem Munde.

»Und ist das alles, was davon übriggeblieben ist?«

»Jawohl.«

»Und Kapitän MacKay und Bones und Fung Li?«

»Ah, er war ein sauberer Junge, der Fung Li!« unterbrach ihn das kleine Männchen. »Ich wette einen Dollar, dass er ein bisschen nachgeholfen hat, wo die anderen zu David Jonas gegangen sind.«

Unbeirrt durch die Unterbrechung fuhr der Kapitän weiter in der Ausfragung fort.

»Umso besser für das alte ›Walroß‹. Es war längst schon überfällig zum Absaufen; es und MacKay. Das kommt davon, wenn man nach Schätzen sucht. Ich hab's ihm längst prophezeit. – Und habt ihr nichts gehört von der ›Bonanza?‹«

»Nein«, sagte ich mit fester Stimme.

»Und von Alaska-Jim?«

»Auch das nicht.«

»Da habt ihr nichts verloren«, fuhr er nachdenklich fort, »s ist ebenso gut, dass ihr nichts von ihnen gehört habt. Manch einer hat den Tag schon bereut, wo er ihre Bekanntschaft gemacht hat. – Ah, sie machen ein gutes Paar, Alaska-Jim und Kapitän MacKay! Der Teufel wird seine Freude haben an den beiden!«

Ohne ein weiteres Wort drehte er sich auf dem Absatz um und schritt gewichtig zurück auf das Achterdeck.

Und was soll ich nun noch weiter erzählen von dieser wilden Geschichte? Die lange Reihe unserer Abenteuer war nun endlich zu Ende. Nach unserer Ankunft an Bord wurden wir allesamt als Matrosen

des »Wanderers« gemustert. Die Reise verlief so gerade und so krumm, wie Walfischfängerreisen nun einmal zu verlaufen pflegen, und wir kamen endlich wieder glücklich nach Hause. Von der »Bonanza« habe ich nichts mehr gehört und würde auch nichts mehr von ihr hören wollen, genau so, wie ich sie damals verleugnet habe, als wir zuerst den Fuß an Bord des fremden Schiffes setzten. An dieser Stelle ist ein Schwamm über mein Gedächtnis gegangen, und es ist gut, dass dem so ist.

Und die Kiste –?

Die liegt noch immer auf dem Boden des Meeres, zusammen mit den Fetzen von Fung Lis Leiche. Mag sie da liegen bis zum Sankt-Nimmerleins-Tage. Ich würde keinen Schritt darum tun, weder für sie noch für alle anderen Goldkisten dieser Erde. Nicht einen einzigen Schritt!

ENDE

---

# Mit dem Rucksack nach Indien

---



## Kurt Faber, der deutsche Wanderer

Als Kurt Faber diese Reise ins Morgenland unternahm, stand er, nach vielen bitterbösen Jahren, auf der Höhe des Lebens und des Erfolges. Schon über 25 Jahre lang hatte er sich in allen Erdteilen und auf allen Meeren den Wind ganz gehörig um die Nase wehen lassen. So wild aber auch die Abenteuer gewesen waren, – mit unbeirrbarer Zähigkeit hatte er sich durchgesetzt – und dabei sein empfängliches Gemüt und sein ewig-junges Herz bewahrt.

Seine scharf geschliffenen und doch so taufrischen Reisebriefe an führende Berliner Blätter, nicht minder seine in Buchform erschienenen Reiseberichte hatten seinen Namen in alle deutschen Gaue getragen. Für seine große Lesergemeinde war er zum »Deutschen Wanderer« schlechthin geworden, – zu einem Mann, dessen Name gleichsam ein Programm deutschen Fernwehs und deutschen Selbstbewusstseins bedeutete.

Die Lage Deutschlands nach innen und außen begann im Jahre 1926 – in das diese Indienreise fällt – in ihren entscheidenden Abschnitt zu treten. Die Illusionen der Erfüllungspolitik zerplatzten wie bunt schillernde Seifenblasen, und an ihre Stelle trat schreckliche Ernüchterung. Das Heer der Arbeitslosen vermehrte sich unheimlich und trieb die Massen zur Verzweiflung. Vom Schicksal selbst schien es so bestimmt, dass der Deutsche für alle Zeiten ein Bett-

ler, der Paria der ganzen Welt sein solle.

Diese Weltuntergangsstimmung bildet den Hintergrund auch dieser bunten Reiseschilderung. Doch nicht so, als ob Kurt Faber für seine Person je den Glauben an Deutschlands Wiederaufstieg aufgegeben, oder gar mit den herrschenden Mächten paktiert hätte. Tausendmal nein: sein Feuerkopf kapitulierte nie, und Kampf war sein Lebenselement! Aus dieser kämpferischen Gesinnung heraus hatte er schon lange vor dieser Reise zur nationalsozialistischen Bewegung gefunden.

Und doch zog es ihn immer wieder unwiderstehlich hinaus in die Welt, auf große Fahrt, heraus aus der Enge und mitten hinein in die Wunder der weiten Welt. So auch diesmal. Korrespondent des »Berliner Lokalanzeigers« ist er jetzt, seit einiger Zeit Doktor gar, – aber all das wirft er weit hinter sich, um abermals das lockende Abenteuer dort zu suchen, wo es zu finden ist. Und ob er es zu finden wusste! –

Was er dort in fremden Ländern und bei fremden Völkern mit unbestechlichem Blick und warmem Herzen schaute und erlebte, das behält noch weit über seinen tragischen Tod hinaus seinen hohen Wert, – das packt uns noch ebenso unmittelbar wie am ersten Tag, weil hier ein echter, wahrhafter Deutscher wie ein vertrauter Bruder zu uns spricht.

–

Walther Faber

# Die Straße der Abgebauten

ANFANG IN WIEN – DIE NICHT VORHANDENEN  
BACKHAHNDERLN – ENDLICH UNTERWEGS – HEIMAT IN  
DER FREMDE – POLITIK IM EISENBAHNBWAGEN –  
ANKUNFT IN BELGRAD – NIX DAITSCH – SERBISCHE  
BUMMELZÜGE – DER ALLZUGEWISSENHAFTE SCHAFFNER  
– NISCH – KALIF STORCH AM BOSPORUS-STAMBUL.

Das war am 21. März des Jahres 1926. Es liegt also noch nicht allzuweit zurück in der Weltgeschichte, und ich sehe das alles heute noch vor mir, als ob es gestern gewesen wäre, denn es war ein wichtiger Tag in meinem wechselvollen Leben. Nur der Zufall hatte mich in eines jener guten alten Wirtshäuser geführt, die sich da zwischen steilen, wunderlichen Giebeln in dem engen Gewirbel von Gassen und Gässchen verstecken als pathetische Überbleibsel aus der guten alten Zeit, wo es noch »nur a Kaiserstadt, nur a Wian« gegeben hat. So eine von den Wirtschaften, wo es noch Backhahnderln – richtige Backhahnderln gibt und a Möhlspeis – richtige Möhlspeis und nicht so ein verzuickertes Zeug, wie sie es heute den Zugereisten aus dem Osten vorsetzen. An dem runden Tisch saßen behäbige Bürgersleute in verschossenen Anzügen, die einmal bessere Zeiten gesehen. Gewiss hatte es ihnen heute, wie schon so oft, nicht zum Backhahnderl gelangt. Aber den »Heurigen« konnte man sich noch leisten, wenn er fünfzig Heller kostete, und da-

bei ließ sich gut reden und orakeln von der Aufwertung, die nicht kommen wollte, von den Häusern, die man einstmals besessen, von den Straßen der alten Stadt, die man umtaufte und immer wieder umtaufte, bis sich kein Mensch mehr auskenne, und vom Kaiser, der einmal wiederkommen müsse, wenn alle Stricke reißen.

Und derweilen brummte das Feuer in dem großen Kachelofen und der verspätete Winter wirbelte den Schnee vor dem Fenster, als ob er nachholen wollte, was er versäumt hatte in den letzten Monaten. Und die Katze schnurrte neben dem Ofen und der Dackel des Herrn früheren Hausbesitzers Schapferl streckte alle Viere von sich aus purer Behaglichkeit und kurzum: es war ein Idyll trotz alledem.

O letzter Abend auf deutschem Boden! Ich möchte die Stunden festhalten, damit sie nicht zu schnell vergehen. Aber ehe ich mich's versah, war das Lokal schon leer. Der Wirt stellte die Stühle auf den Tisch und kam auf mich zu, während er die Hände an der Schürze abputzte; »Feierabend, Herr Nachbar. – Drei Schilling. Hobdiähre.«

Da zahlte ich den Obulus, nickte noch einmal zum Abschied dem Kaiser Franzel zu, der von der Wand herunterschaute und ging hinaus auf den Platz, wo eben die zitternden Schläge der Turmuhr am Stefansdom die Mitternachtsstunde verkündeten. Dicht unter dem Dom hielt eine Droschke mit einem verfrorenen Pferd und einem frosterstarrten Kutscher mitten im Schneegestöber. Und ich sagte mir: den musst du patronisieren. Wer weiß, ob es

noch Pferde geben wird, wenn du wieder zurückkommst in dieses benzinschnaubende Deutschland von heute.

Wir fuhren über die Ringstraße, wo die Lichter der Autos rot leuchteten durch die Nacht und durch den Schnee. Wir kamen durch die umgetaufte Jaurèsgasse – gesprochen wie geschrieben – und landeten schließlich am Bahnhof. Es war ein etwas überstürzter Abschied. Ich hatte gerade noch Zeit, meinen Rucksack aus der Gepäckaufgabe zu holen. Er war noch schwer von allerlei unnötigen Dingen. Aber bis Konstantinopel – so dachte ich mir – würde er noch aushalten und dann würde man wohl weiter sehen. Wenig sah ich voraus, dass er in Bälde auf persischen Karawanenwegen wandern, dass er den Himalaya besteigen und unter dem Schatten ceylonesischer Kokospalmen noch immer mein Begleiter sein würde. Aber so geht es zuweilen auf dieser Erde. Indes rumpelte der Zug immer weiter auf der großen Straße, die nach dem Morgenlande führt. –

Einmal – im Glück und im Sommer des Reiches – da war es, als ob sich auf modernen Stahlrossen der Ritt nach dem Ostland noch einmal wiederhole. Das war die Zeit, da die Salonwagen des schnellen Balkanzuges alle besetzt waren mit Ingenieuren, Offizieren, Kaufleuten, Bankdirektoren mit Bündeln von Aktien und Kisten voll Gold, das sich umsetzte in Bergwerke und Eisenbahnen, das sprudelnde Brunnen und üppige Baumwollplantagen hervorzauberte in der dürftigsten Wüste. Das war die Zeit, in der ge-

lehrte Leute die dicksten Bücher schrieben über diesen Weg. Berlin-Bagdad. Der Weg zur Sonne; die neue Heerstraße der Abenteurer. –

Ach, sie ist inzwischen zu einer Straße der Abgebauten geworden. Denn die Zeiten sind schlecht. Manch einer in Deutschland träumt von großen Reisen nach Nord- oder Südamerika, vorausgesetzt, dass er die dazu nötigen 500–600 Mark aufbringen kann. Und wer dazu nicht in der Lage ist – nun ja, es ist nicht jedermanns Sache, mit 10 oder 15 Mark Arbeitslosenunterstützung seinen Angehörigen auf dem Pelze zu sitzen, und also schnürt man sein Bündel und wandert gen Osten, wo man mit guten Beinen zur Not auch ohne Fahrkarte nach fremden Ländern kommt, falls nicht der an den Grenzen lauernde St. Bürokratius einen vorzeitigen Strich durch diese Rechnung macht und den abenteuernden Jüngling per Schub wieder nach der Heimat befördert. Der ganze Osten ist heute übersät mit deutschen Männern und deutschen Rucksäcken. Scharenweise tauchen sie auf in Athen und Konstantinopel, arbeitsuchend tippeln sie einzeln und in Gruppen auf der staubigen Straße, die nach Angora führt, sie tragen ihre Unruhe in die syrische Wüste und in den armenischen Kaukasus, abenteuernd ziehen sie als moderne Marco Polos noch weiter hinein in den bunten Orient und sind der Schrecken aller Konsulate von Teheran bis Kalkutta. Was Wunder, wenn nach allen diesen Glücksrittern auch einmal einen Landsknecht der Feder die Lust nach dem Orient anwandelt und er mit dem Rucksack

nach Osten zieht?

Öde und eintönig war die Reise durch die graue Pufsta, über der der Wind mit den Wolken um die Wette lief. Düstere Männer mit großen Pelzmützen saßen stumm und breit auf den Bänken, während Marktfrauen in bunten Trachten wie knallrote Klat-schrosen zwischen ihren Körben erblühten. Man war eben schon hinterwärts von Temesvar, und da konnte man nichts anderes erwarten. Aber wie man eben dachte, dass es noch immer exotischer werden würde, da füllte sich der Wagen mit Männern ohne Pelzmützen und Bauersfrauen in bunten Kopftüchern, die so schön heimatlich pfälzisch sprachen, dass ich nicht umhin konnte, mich an der Unterhaltung zu beteiligen. – Ja, sie kamen von Werbas. Und ich sei wohl auch aus der Gegend, das höre man schon an der Sprache. – Nein? Aus Deutschland? Das könne doch gar nicht sein. Im Kriege seien viele Deutschländer in der Gegend gewesen und die hätten ganz anders geschwätzt, überhaupt kenne sich da schon kein Mensch mehr aus. Erst hätte man hier sollen magyarisch reden, dann serbisch und alleweil soll es eine Sünde sein, wenn man Deutsch spricht, wie einem der Schnabel gewachsen ist. Heute dürfe man das nur noch mit dem lieben Vieh tun, wenn man nicht riskieren will, dass einem der Wojwode auf den Pelz rückt. Nun mischte sich ein starker Mann mit großen Fäusten, Kanonenstiefeln und einer Stimme wie ein Erdbeben ins Gespräch.

»Ruh', ihr Weibslaut'«

Augenblicklich herrschte Ruhe und der Mann mit den Stiefeln nahm mich alsbald ins Gebet.

Von Deutschland komme ich? Geradewegs? – Ja, und ob man dort auch etwas wisse von dem, was mit unsereinem hier unten passiert? Zum Beispiel gerade hier in der Batschka?

Er schaute zum Fenster hinaus in das graue Land, über dem das erste Grün wie eine Ahnung des Frühlings lag. Dicht an der Bahnlinie bauten Leute an einem Hause. »Das sind die ›Freiwilligen‹«, erklärte der Landsmann. »Freiwillig waren sie im serbischen Heer, oder gaben sich wenigstens nachträglich dafür aus. Freiwillig sind sie zu uns gekommen wie eine Herde von Heuschrecken. Niemand hat sie gerufen, am wenigsten wir in der Batschka. Jeder nahm einem Bauern ein Stück Land, als ob das so sein müsste, und der Minister kam selbst von Belgrad, um zu sehen, dass sie es auch behielten. Dem Deutschen nimmt man's und die anderen setzen sich darauf. So etwas nennt man Agrarreform. Keiner von den Burschen versteht das Geringste von der Landwirtschaft, und zudem sind die Stellen kaum groß genug, um einen vom Verhungern zu retten, selbst wenn er was davon verstünde. Die meisten wären froh, wenn sie den armseligen Kram um ein Butterbrot wieder an den deutschen Vorbesitzer verkaufen könnten. Aber das erlaubt nun wieder nicht der Wojwode und legt der Gemeinde Steuern auf, damit sie die Herrschaften durch den Winter füttern.«

Aber das sei alles nur Politik und nütze ihnen



ebensowenig wie sie den Magyaren genützt habe. Die Schwaben seien nun einmal da und würden immer da sein und er halte es mit den Worten des guten alten Banater Dichters:

*»Denn wo des Schwaben Pflug das Land durchzogen,  
Bleibt deutsch die Erde, und er weicht nicht  
mehr!«*

Während er so sprach, nickten die »Weibsleut« und murmelten beifällig. Nur eine stramme, rotbackige Frau an seiner Seite ließ ihre Augen misstrauisch durch den ganzen Wagen gehen und stieß ihn mehrmals warnend in die Seite, worauf er grimmig zu Boden starrte. – Überdem tauchte der hohe Kirchturm von Neusatz auf. Der Zug hielt an einem schönen, ländlichen Bahnhof, wo alle ausstiegen und eine neue Ladung Schwaben von draußen hereinkam. Weiter ging die Reise über die Donau zur trutzigen Feste Peterwardein, zu deren Füßen noch immer schöne Schwabenhäuser hinter blühenden Kirschbäumen standen.

Nur wenige Stunden Eisenbahnreise von Neusatz liegt die Stadt Belgrad. Je nun, eine Großstadt im modernen Sinne ist sie nicht. Aber wenn man über Nacht zur Hauptstadt eines Zwölfmillionenstaates geworden ist, so bringt das Verpflichtungen mit sich. Zu einem Verkehrsturm hat man es freilich noch nicht gebracht. Dafür aber steht bis in die entferntesten Vororte zwischen baufälligen Hütten an

jeder Straßenecke ein Schutzmann, der für die Regulierung des Straßenverkehrs zu sorgen hat. Kommt nun von ungefähr wirklich einmal ein Mistwagen angefahren, so erhebt er majestätisch seinen Gummiknüppel und gibt die Straße frei für Ochsen, Büffel, oder was sonst als Zugtier dienen mag. Im Innern der Stadt aber ist in den letzten Jahren viel gebaut worden und wirklich so etwas wie großstädtische Eleganz aufgekommen. Das Muster dazu haben sie sich von ihren neuen, in der Kultur weiter vorangeschrittenen Brüdern aus Agram geholt. Was aber ist Agram? Ein kleines Wien. Und also – mögen sie es nun wahr haben wollen oder nicht – also ist Belgrad gleich Wien. Dieselben Menschen, dieselben Bauten – ja, und dieselben stolzen Wiener Kaffeehäuser mit denselben Typen, die ewig Domino spielen, mit den Möhlspeisen, die man zum Nachtschisch bekommt, und den Kellnern, die es so unnachahmlich schön zu sagen wissen: »Hobdiähre!«

Deutsch hörte man überall sprechen. Jeder Kellner kann es, wenn er es auch manchmal erst in Erwartung eines Trinkgeldes wahrhaben will. Auch deutsche Namen fehlen nicht über den Ladenschilddern, die man freilich erst mühsam entziffern muss aus der seltsamen kyrillischen Inschrift. »Haisepic Kpayc«, das heißt z.B. »Heinrich Krause«. Par ordre du moufti heißt es so, denn »nix daitsch« ist die Parole im neuen Staate S.H.S. Auch sonst hält man hier etwas aufs Herkommen. Es ist ja eine alte, jedem Wandersmann zur Genüge bekannte Regel: »Je kleiner der Staat, je größer der Bürokratismus.« So

werden z. B. die Reisenden des Orientzuges auf der ganzen Strecke von Paris bis Konstantinopel nicht nennenswert belästigt, abgesehen von den Kontrollen an den unzähligen Grenzen. Ganz anders aber bei uns: Sehr höfliche Beamte machen die Runde durch den Zug und nehmen in sehr zuvorkommender Weise alle Pässe in Empfang, die dann nach der Ankunft zwecks Abstempelung in ein anderes Stadtviertel getragen und dort persönlich abgeholt werden müssen. Natürlich ist bei der Rückkehr der Zug schon über alle Berge und alsdann hat der glückliche Reisende noch die Ehre, dem aufblühenden Staate S.H.S. eine Wohnsteuer von fünfzig Dinar pro Nacht zu bezahlen für ein Zimmer, das bloß deren dreißig kostet. – Aber warum sollen es die Durchreisenden besser haben als die eigenen Staatsbürger?

Mitten in der Nacht fuhr ich mit dem Bummelzug weiter. Denn erstens ist das billig und zweitens und überhaupt – aber ich werde es nie wieder tun! Das Fahrgeld gibt hier noch weniger als anderswo Anspruch auf einen Sitzplatz. Wer Wert auf einen solchen legt, der muss ihn sich erkämpfen im Wettlauf mit einer schreienden Menge opangobeschuhter Bauern. Aus dem Kampfe war ich nicht als zweiter Sieger hervorgegangen. Ein Glücksfall ließ mich einen guten Platz erwischen, aber schon nahmen zwei Frauen mit drei schreienden Säuglingen mir gegenüber Platz. Ein zwei Zentner schwerer Mann setzte sich auf meinen Schoß und ein anderer stellte einen Korb voll Eier auf meinen Kopf. Da

räumte ich das Feld. Und immer kamen noch mehr Menschen mit Körben und Säcken, mit kleinen Kindern und sonstigen Landesprodukten. Es sah aus wie in einem deutschen Wagen vierter Klasse in der seligen Hamsterzeit. Dazu kam die allen primitiven Menschen eigene Angst vor der frischen Luft. Ein scharfer Gestank – zehnmal schlimmer als im Zwischendeck eines großen Ozeandampfers – lag über allem. Aber ängstlich wachten sie darüber, dass keine Spalte eines Fensters aufgemacht wurde. Auf serbischen Eisenbahnen darf man alles machen. Du darfst rauchen, spucken, schreien, du darfst deine Nase an deines Nächsten Rockärmel putzen. Erlaubt ist, was gefällt auf serbischen Eisenbahnen. Aber sage niemand, dass das Auge des Gesetzes nicht dennoch wacht. Ich wenigstens sollte es herausfinden, noch ehe die Nacht viel älter war. Im Stehen war ich ein wenig eingenickt und stemmte den Fuß gegen eine der Bänke. Schon erschien das finstere Gesicht des Zugführers.

»Fünfzig Dinar!«

»Wie?« sagte ich schlaftrunken.

»Fünfzig Dinar Strafe.«

Fünfzig Dinar? Das war ein Dollar.

Ich sagte nichts und er auch nicht. An der nächsten Station kam er wieder mit einem Polizeibeamten.

»Fünfzig Dinar!« sagte der streng.

Fast hätte er mich eingeschüchtert, wenn mir nicht rechtzeitig ein hinter mir stehender Österreicher, der sich auskannte, noch etwas zugeflüstert

hätte.

»Zahlen's nix!«

Das erklärte ich denn auch rund heraus, worauf die beiden sich aufs Handeln verlegten.

Ob ich nicht wenigstens dreißig Dinar bezahlen wollte?

Nein.

Dann zwanzig.

Nein.

Schließlich einigten wir uns auf zehn, als der Zug eben in Nisch einlief.

Illusion der Städte, die auf den Landkarten stehen! Was gibt es hier anderes als Schlamm und Schweine und verfallene Häuser? Die Stadt – oder wie man das Gebilde nennen mag – liegt etwas abseits von der Bahn, und da es gerade ein Regentag war, musste jeder, den es nach einem Besuch gelüstete, vorerst sich einem Schlammbad unterziehen. Es kam nur darauf an, ob er ein Fußbad oder eine Dusche vorzog. Die letztere wurde denen zuteil, die in den kleinen Panjekutschen fuhren. Aber es war wirklich nicht der Mühe wert. Bemerkenswert war nur die kleine Moschee und das Minarett, die die Nähe des Orients verkündeten.

Und weil ich gerade von Minaretten erzähle, kann ich nicht umhin, die folgende Geschichte zu berichten:

War einst in Konstantinopel ein deutscher Gesandter aus dem Schwabenlande, der sich nie so recht abfinden mochte mit Hammelbraten und solchen Dingen, die sie hier zu Lande essen. Also ver-

schrieb er sich eine Köchin aus Böblingen. Die kochte fortan redlich die Spätzle, und Sonntags machte sie Mauldäschle, zur vollen Zufriedenheit ihres Herrn; aber über Moscheen, Muezzins, Minarette und alle die anderen Erscheinungen der fremden Umwelt machte sie sich so ihre eigenen Gedanken. Eines Tages nun wollte der Gesandte von ihr wissen, wie viel Uhr es wohl wäre.

»s ischt sechs«, sagte die Küchenfee, »der Herr Pfarrer hat's schon ausg'rufe.«

Von Nisch geht es südwärts in dem gleichen unmöglichen wandelnden Möbelwagen, der sich balkanischer Bummelzug nennt, und ehe man sichs versieht, steht man schon wieder an einer Grenze. Denn in diesen östlichen Ländern ist der Grund uneben von lauter Grenzen, und selbst der harmloseste Wanderer kommt nicht zur Ruhe vor den Schikanen, die sich immer wieder in neuer Auflage wiederholen.

Schon immer war es so gewesen, aber heute trifft das mehr zu als je in dieser gehetzten, friedlosen Welt: hat man irgendwo ein Zusammentreffen mit den Organen der Staatsautorität, so ist es, als ob man den Saum des Teufelsmantels berühre. Wer heute nach Ostland reist, der weiß ein Lied davon zu singen. Sechs Länder, zwölf Grenzen, an denen sie sich liebevoll deiner annehmen und sich eingehend erkundigen nach deiner Gesundheit, deinem Vorleben, deinem Impf- und Taufschein und danach, ob du etwas zu verzollen habest, an denen sie dich sorgsam registrieren, notieren und visitieren,

indem sie immer noch einmal in deinem vieldurchwühlten Rucksack wühlen und sich gewissenhaft erkundigen, ob du auch keine Goldstücke ein- und ausführest. Sechs neue Länder, sechs neue Valuten, von denen an jeder ein Stückchen kleben bleibt an den schmierigen Händen geschäftstüchtiger Levantiner, die ihre Buden an den Grenzen wie Mausefallen aufgestellt haben. Sind's Schillinge, sind's Kronen, sind's Dinar, Dollar, Levas? Sie summen dir im Kopf, sie tanzen nachts vor den Augen, und nichts ist bei ihnen gewiss, als der immer neue Verlust bei jedem neuen Handel.

Aber das ist doch alles nur der Vorhof zur Hölle, die einen bei der Ankunft am Goldenen Horn erwartet, und dieses war nun nicht mehr weit. Schwerfällig keuchte der Zug über den schneebedeckten Schipkapass und rumpelte auf der anderen Seite wieder hinunter in ein Land, dessen Hügelhänge weiß waren von Blüten, wie vorher vom Schnee der Berge. Hier war endlich der Frühling, ja beinahe schon der Sommer. Der Sonnenschein lag hell auf den weißen Straßen und an den Bachrändern klappten die Störche. Auf den Bahnsteigen wimmelte es von roten Fezen und von buntgestickten Kopftüchern. In der Ferne ragten die Minarette der stolzen Moschee von Adrianopel in den dunkelblauen Himmel – ja, und da stand eine Gesellschaft von Griechen in den seltsamen Ballettröckchen, und nebandran ein schwarzbärtiger Hodscha mit weißem Turban und schwarzäugige Türkenjungen mit rotem Fez und blauen Pluderhosen, die bakschischhei-

schend die Hände hoben. Hier endlich war Sommer und Sonne, und aus der Ferne begann es schon heraufzusteigen wie eine Ahnung des Ostens, des ewig unergründlichen Orients mit all seinen Wundern und Wunderlichkeiten.

Eine Weile noch schaute ich hinaus in das weite Land, auf das sich schon die Nachtschatten zu senken begannen, und träumte von diesen Dingen mit offenen und dann mit geschlossenen Augen, bis mich auf einmal harte Hände schüttelten und eine raue Stimme mir in den Ohren gellte:

»Stambul!«



# Ein Lehrling im Morgenland

MODERNES MORGENLAND – HOFFNUNGSLOSE  
SPRACHSTUDIEN – DER FREUNDLICHE KOCH – UND  
NOCH EIN FREUND – ICH MACHE DIE BEKANNTSCHAFT  
EINES ZIGEUNERFÜRSTEN – ALLERLEI NACHTQUARTIERE,  
KÄMPFE MIT ST. BÜROKRATIUS – EIN NEUES WORT:  
LNSCHALLAH! BESUCH IM PALAST DER PRINZESSIN – DIE  
BADEWANNE ALS SCHWEINETROG – PRAKTISCHE  
SOZIALISIERUNG – EIN KAPITEL ÜBER DAS REISEN –  
ALLERLEI BEKANNTSCHAFTEN – HUGO, DER  
WANDERVOGEL, ZEIGT MIR DIE STADT – FANTASIEN AUF  
DER GALATABRÜCKE.

Ach, die Zeiten vergehen, aber sie gleichen sich nicht! Alles ist auf den Kopf gestellt, alles hat sich geändert auf dieser Erde. Oder wie kommt es sonst, dass gerade die Länder, die wir einstmals gekannt und geliebt haben, wegen ihres Geschreis und ihrer Zügellosigkeit, wegen ihrer Lumpen und Laster, weil ihnen das alles so schön zu Gesicht gestanden hat in Sommer und Sonne – dass nun ausgerechnet gerade die in preußischer Strammheit machen müssen?

Wer hat, der einmal in Kairo, in Port Said, in Damaskus gewesen, sich nicht mit Händen und Füßen verteidigen müssen gegen das Gewimmel, das da, mehr malerisch als vertrauenerweckend, einen Sturmangriff auf seine Koffer machte, das ihm Briefmarken und Münzen und alte Götter und persische

Teppiche – made in Germany – verkaufen wollte? Wo alles ringsum ein Aufruhr war von roten Fezen und schwarzen Rollhaaren, bis dann endlich der o so sanfte, hilfsbereite, fürstlich großartige Drago-man mit dem gelben Gesicht und den wundervoll schwarzen, mandelförmigen Augen sich seiner an-nahm in seiner Not, nicht immer zu seinem Vorteil. O Sonne, o Farben des Orients! O katzbalgendes Durcheinander der Levante, das wir so oft verfluch-ten und das man doch nicht missen wollte, weil es ein Teil dieses Landes und ein Abglanz dieser Sonne ist. Weil es festzustehen schien für alle Zeiten wie ein Gebot des Koran.

Und war dies in Konstantinopel nicht auch ein-mal so gewesen? So wenigstens las man es in den Berichten der Reisenden, und außerdem konnte man sich das gar nicht anders vorstellen unter die-sem blauen orientalischen Himmel.

Ja, und nun stand ich allein mit meinem Ruck-sack in der weiten Bahnhofshalle, wo noch immer die Lichter brannten im fahlen Morgenlicht, das grau durch die Fenster fiel. Mich fröstelte auf die-sem ersten Stückchen morgenländischen Boden, das ich mir so ganz anders vorgestellt hatte. So bod-enlos allein und verlassen kam ich mir vor in dem fremden Lande. Nur um überhaupt eine Ansprache zu haben, wandte ich mich um irgendeine Auskunft an einen vorübergehenden Bahnbeamten, der gar nicht so aussah wie eine Figur aus Tausendundeiner Nacht, sondern ganz nüchtern uniformiert in einer neutralen Uniform, die man ebenso gut in Paris wie

in London oder sonstwo sehen konnte. Er verstand nur Türkisch und ging achselzuckend weiter, ohne mich nur eines Blickes zu würdigen. Und so taten es alle anderen. Ein rucksackbewehrter Franke – das war schon längst nichts Neues mehr und an so etwas ließ sich nichts verdienen. Das wusste man aus Erfahrung. Ich kam auf den engen Bahnhofsplatz, wo die Kutscher auf den Böcken schiefen und schließlich in eine nichts weniger als großstädtisch ausschauende Straße, wo Schuhputzjungen sich die Kehle heiser schrien und Scharen von Arbeitern mit ihren Suppeneimern hinunter zum Hafen gingen. Das alles hatte man anderswo auch schon gesehen. Nur die Inschriften auf den Ladenschildern schauten reichlich exotisch in einem sinnverwirrenden Durcheinander arabischer Schriftzeichen von den Hauswänden. Das brachte mich einigermaßen außer Fassung. Ich setzte mich auf die Treppe eines Brunnens – später erfuhr ich, dass es ein berühmter, beinahe ein heiliger Brunnen war – und schaute verstört in das Getriebe der engen und übelriechenden Gassen.

Wohin in dieser fremden Welt?

Es war ja wahrlich nicht meine erste Reise in die Fremde. Aber zum ersten Mal in meinem Leben befand ich mich in einem Lande, von dessen Sprache ich kein Wort verstand. Wie Sphinxen starrten mich alle Inschriften an. Hier konnte man kein Hotel von einer Barbierstube unterscheiden. An der gegenüberliegenden Seite der Straße stand so etwas, das man mit einigen Konzessionen vielleicht als Gast-

wirtschaft bezeichnen konnte. Ich ging darauf zu, und schon stand in der Tür ein weißgekleideter Koch, der sich vor mir so tief verneigte, als ob ich der Sultan selber wäre. Es war ein blitzsauberes Lokal mit weißgedeckten Tischen und einem Büfett, auf dem in großen Kupferkesseln die wunderlichsten Speisen standen. Joghurt und Pilau und solche orientalischen Küchegeheimnisse, von denen ich noch nichts wusste. Unaufgefordert brachte mir der Wirt ein gebratenes Huhn, einen Hammelbraten und noch verschiedene andere Dinge, für die meine Wissenschaft nicht ausreichte, und wurde indes nicht müde, sich nach dem Woher und Wohin des Efendi zu erkundigen. Da er nur Türkisch und Griechisch sprach und ich von dem allem nicht ein Wort verstand, war es eine sehr einseitige Unterhaltung, bis sich ein eben hereinkommender Gast hineinmischte.

»Servus, Landsmann!« riet er begeistert. »Ja, das hab' ich gewusst. Hab' ich gestern gesagt dem Efendi, dass wird kommen deutscher Mann mit Rucksack.«

»So -?«

»Ja, was glauben's«, fuhr er fort, indem er mit den langen weißen Fingern durch den schwarzen Haarschopf fuhr, der ihm fast bis zur Schulter herunterhing. »Bin ich hier schon sechs Jahre in Sтамbul, und alle Tage seh' ich andere, die mit Rucksack kommen. Manchmal zwei, manchmal sechs oder sieben. Manchmal Deitsche, manchmal Esterreicher, manchmal Ungarn oder Tscheech, und keiner ka

Geld net.«

Wieder fegte er die schwarzen Haare zurück, die ihm düster über das bleiche Gesicht herunterhingen. – Ja, er sei auch nicht der erste beste Hergelaufene. Er habe den Krieg beim soundsovielten böhmischen Reserve-regiment mitgemacht und sein Bruder sei bei der Kapelle der Hoch- und Deutschmeister gewesen. Sein Vater käme aus Oberösterreich, die Mutter sei eine waschechte Tschechin, und er sei in Ungarn aufgewachsen. Aber wie der Krieg dann so ein böses Ende genommen habe – ja, was willst mache? – da sei er eben für die Gelegenheit ein Jugoslave geworden und mit dem Pass nach Konstantinopel gereist, wo damals die Alliierten waren und das Geld auf der Straße lag.

Und was er denn da getrieben hätte? fragte ich schüchtern.

»Natürlich Kafföhhaus! Mit am Musikkasten kommst überall durch. Dreimal in der Nacht die Marseillaise, sechsmal rule Britannia un a blau-weiß-rots Banderl und dazwischen die neuesten Schlager. Schenne Stadt, Konstantinopel – ja, was glaubst, i bin nämlich zur Zeit a Zigeuner!«

Mit einem Griff in die Brusttasche zog er einen Pack von Ansichtskarten hervor, auf denen unser Freund mit Geige und Schmachtlöcken als Zigeunerfürst abgebildet war; allabendlich auftretende große Attraktion im Café in Pera.

»Da schaut!« meinte stolz der Zigeunerbaron.

Ich schaute allerdings. Dieser kosmopolitische Herr war offenbar der geborene Levantiner, wenn

auch seine Wiege ganz wo anders gestanden hatte. Ich fragte ihn nach der Adresse eines billigen und empfehlenswerten Hotels.

»Ja na«, sagte er mit einem Seitenblick auf meinen Rucksack, »Sechskreuzerhotels gibt's nur draußen in Piri Pascha. In Skutari könnens für fünf Piasster übernachten, aber da gibts viel Beischläfer mit sechs Beinen. Da zahlt sich's besser aus, wenn man auf der Treppen zu der Taximkaserne kampierts.«

Sonst aber, meinte er, sei gleich nebenan das Hotel Mossul, wo man ein türkisches Pfund (etwa 2.-RM.) für ein Zimmer bezahle.

Und also entschied ich mich für das Hotel Mossul. – Je nun, es war nicht eben das erste Hotel am Platze, und der Efendi im Büro, der ein leidliches Französisch sprach, war auch nicht der lebenswürdigste aller Hoteliers. Ob ich mich schon bei der Polizei angemeldet hätte? fragte er mit saurer Miene.

»Nein«, antwortete ich.

»Dann müssen Sie das unbedingt sofort tun, Efendi.«

Mit einem weiteren Seufzer überreichte er mir einen mächtigen vorgedruckten Bogen, aus dessen Umfang allein man schon die alte Wahrheit noch einmal bestätigt fand: »Ein Narr fragt viel, worauf sieben Weise nicht antworten können.« Da zudem die Fragen in arabischen Buchstaben türkisch gedruckt waren, hatten wir gleich eine einstündige Konferenz bis zur Festlegung des Wichtigsten.

»Und vergessen Sie nicht, sich auch gleich abzumelden!« rief mir der Efendi nach, als ich mich end-

lich auf den Weg machte.

»Abmelden?«

»Natürlich«, seufzte der Efendi, »wollen Sie denn immer in Konstantinopel bleiben? Drei bis vier Tage brauchen Sie zur Anmeldung, und wenn Sie nur acht Tage in Konstantinopel bleiben wollen –«

So machte ich mich denn mit einer Seele voll böser Ahnungen auf den Weg zu der Stätte, die dem zugereisten Franken den ersten Begriff gibt von dem, was orientalischer Kismet ist.

Aber nein, ich will das nicht im einzelnen erzählen. Die Feder sträubt sich, wie es in den Romanen heißt. Selbst auf dem Papier möchte ich es nicht noch einmal erleben.

Du hast deine Bogen nach bestem Können ausgefüllt, und gehst mit einer Seele voll Sicherheit zum Efendi auf der Polizeistation. Der runzelt die Stirn und sagt dir in schlechtem Französisch, dass das nicht die richtige Adresse sei. Wieder wanderst du durch die buckligen Straßen von Stambul nach einer anderen Station, zu einem anderen Efendi, der alsbald Allah zum Zeugen anruft, dass auch er nicht die zuständige Stelle sei. Im Zimmer Nummer so und soviel hast du endlich den richtigen Mann gefunden, der deine Personalien fein säuberlich in ein dickes Buch einträgt, in zierlichen arabischen Buchstaben, die dünn wie Spinnweben sind, und der dich dann zum nächsten Efendi schickt, und so gelangst du über noch einige andere Zwischenstationen zum Bei und endlich zum Pascha, der seufzend seine Unterschrift darunter setzt, worauf du dann

die ganze lange Reihe der Efendis, Beis und Paschas noch einmal durchlaufen musst.

Ja, nun weiß ich, was eine Paschawirtschaft ist! Zu allerletzt kam ich auf meinen Wanderungen in ein wirklich feudal aufgemachtes Büro, wo ein Herr, der offenbar etwas zu sagen hatte, einen recht umfangreichen Stempel auf meine – wie heißt man den Wisch? – auf meine »Wessika« drückte und ich glaubte, dass nunmehr die Sache erledigt wäre.

»Inschallah!« meinte er auf meine diesbezügliche Frage.

Ich war eben noch ein Lehrling im Morgenlande. Inzwischen habe ich es noch oft gehört auf türkischen Märkten, persischen Bazaren, in arabischen Kaffeehäusern.

Inschallah! – So Gott will.

Das ist das Zauberwort, um das sich hier alles dreht. Es ist der Schlüssel zum Verständnis des Orients.

Inschallah sagt dir der Schneider, dem du den Auftrag auf einen Anzug erteilt hast, Inschallah wird er sagen, wenn du nach acht Tagen kommst, um ihn abzuholen. Morgen, Inschallah, tröstet dich der Führer in der Karawanserei, wenn du dich nach dem Abreisetermin der Karawane erkundigst. Inschallah, sagt achselzuckend der Kaufmann, dem du einen verfallenen Wechsel präsentierst und geht zu seinem eigenen Schuldner, der seinerseits mit dem gleichen Worte aufwartet. Alle sagen sie es, vom Schah auf dem Pfauenthron bis herunter zum ärmsten Bettler. Alle machen das Wort zum Angel-



punkt ihres Lebens.

Inschallah – wenn Allah es will! Ach, es ist das Schicksal dieses Landes, dass Allah zumeist sehr lange braucht, um sich zu besinnen!

Wie dem auch sei: es war Allahs Wille, dass ich noch einen zweiten Tag in drangvoll fürchterlicher Enge auf dem Polizeipräsidium zu Stambul verlor, ehe die Angelegenheit erledigt war, aber fortan machte ich stets einen großen Umweg um das graue Gebäude. Immerhin war das alles keine verlorene Zeit. Denn wer orientalische Völkerstudien betreiben will, der findet hierfür kein geeigneteres Objekt, als das an- und abmeldende Gewimmel auf der Polizeidirektion in Stambul.

Was je unter östlicher Sonne umhergelaufen ist, vom pelzmützigen Perser bis zum arbeitssuchenden Hamburger Zimmermann unter dem Schatten seines breiten Hutes, ist hier alles vertreten. Gleich am Anfang machte ich die Bekanntschaft von zwei ehemaligen Offizieren von der Sorte, wie man sie heute überall auf der Erde antreffen kann.

Kriegsleutnants, Freikorpssoldaten, die der Höllenspuk dieser tollen Zeit aus der Bahn geworfen hat, in der sie unter normalen Umständen heute vielleicht schon solide, sorgende Familienväter geworden wären, anstatt mit vierzig Jahren hier auf der Jagd nach dem Glück am Rande des Orients umherzuirren. Diese waren aus München und beide ein wandelndes Stück Weltgeschichte der letzten Jahre. Sie waren beim Freikorps im Baltenland und in Oberschlesien gewesen. Sie hatten den Kapp--

Putsch mitgemacht und in der Pfalz gegen die Separatisten gekämpft. Und ja – dann war es auf einmal vorbei mit Krieg und Kriegsgeschrei. Der Friede war ausgebrochen, der ach so laue und langweilige Friede, der den Philistern den Tisch deckte und den Kämpfern den Stuhl vor die Türe setzte. Und so kam man nach Konstantinopel. –

Sechs Wochen – so erzählten sie mir – hätten sie sich hier vergeblich nach etwas umgesehen, aber jetzt habe sich etwas gefunden. Ein Herr, den sie in einem Kaffeehause in Pera antrafen, habe ihnen – gegen eine entsprechende Provision natürlich – seine Vermittlung angeboten und den dreijährigen Pachtvertrag für einen Sultanspalast am Bosphorus vermittelt, dort wollten sie nun einen Kaffeegarten für das Sonntagspublikum einrichten. Sie führen heute hinaus, um sich die Sache anzusehen, und wenn ich mitgehen wollte, wäre es ihnen ein Vergnügen.

Natürlich wollte ich.

Mit einem der kleinen Dampfer, die an der Galatabrücke anlegen, fuhren wir langsam durch die Bai, die überall lebendig war von dem Hin und Her der Boote und dem Kommen und Gehen der Dampfer, die heulend vorüberzogen. Das Meer war glatt, der Himmel war blau, die Türme und Minarette der großen Stadt schwammen alle in einem Meer von Licht. – Ja, das ist das Wetter, bei dem man durch den Bosphorus fahren muss! Der Sonnenschein tanzt auf dem Wasser, schwarze Zypressen am hohen Ufer stehen ernst und still um funkelnd weiße Pa-

läste, die sich im Meere spiegeln. Da und dort liegt ein Dorf im frischen Grün des ersten Frühlings, da und dort steht eine schimmernde Moschee auf einer weit vorspringenden Landzunge, als ob sie mitten auf dem Wasser schwimme. Und überall auf beiden Ufern sieht man immer neue Paläste.

Oder sind es Ruinen?

*»Mir träumte von Marmorbildern,  
Von Gärten, die überm Gestein  
In dämmernden Lauben verwildern,  
Palästen im Mondenschein.«*

Nach ein- bis zweistündiger Fahrt waren wir am Ziel unserer Reise angelangt.

Wahrlich, es war ein idealer Platz für einen Kaffeegarten! Oder, genauer gesagt, er wäre es gewesen, wenn man ihn so wie er war in den Grunewald hätte versetzen können. Durch ein auffallend gut erhaltenes, mit verschnörkelten Wappen seltsam geschmücktes Tor kam man in einen Garten, wo verwilderte Feigenbäume in beinahe mannshohem Unkraut standen und hohe Zypressen gegen den hellen Hintergrund eines weißen Palastes standen, wie auf der Leinwand eines Böcklinschen Gemäldes. Auf einer hohen, von mächtigen Kastanienbäumen eingefassten Terrasse hatte man einen weiten Ausblick auf das dunkelblaue Wasser und auf die Schiffe, die klein wie Spielzeug darüber hinglitten. Dicht unter der Terrasse, dem Meere zugewandt, lag der Palast der türkischen Prinzessin wie ein verwunschenes

Dornröschenschloss. Alles verwildert und verkommen, in schnellem Verfall begriffen. Die Prinzessin Gott weiß wo. Ein Schauer überlief einen bei dem Betrachten dieser Zerstörung.

»Sic transit gloria mundi.«

Wie mag es hier einst lebendig gewesen sein im Glück und im Sommer dieses Reiches, als noch der alte, schlaue Abdul Hamid – »the unspeakable Turk« des ehrenwerten Mister Gladstone – die Fäden spann, als noch Prinzen und Prinzessinnen in Fleisch und Blut hienieden wandelten und großmächtige Diplomatenfräcke in diesen Hallen antichambrierten.

Damals –. Aber seither haben sie das alles »nationalisiert«. Zugunsten der Siechen, Krüppel, Kriegsinvaliden. Doch wo sind diese? Die Bauern der Umgegend haben inzwischen die Nationalisierung auf ihre Weise ausgelegt und langsam mit dem Abbau der Herrlichkeit begonnen. In Erwartung der kommenden Verwertung im Interesse der Allgemeinheit holte sich einstweilen jeder sein Teil, um sicher zu gehen. Nun sieht man Säulenstücke in den Hütten der Umgegend prangen, Schweine fressen aus marmornen Badewannen, und Treppen, die einst zu Palästen führten, dienen als Dach für die Ziegenställe. Und das Übrige zerfällt und verkommt. Der Mörtel fällt von den Decken. Der Boden ist bedeckt mit zerbrochenen Marmorplatten, die einmal Kunstwerke gewesen. Denn die neue Türkei hat nichts übrig für Könige, für königliche Kunst, und schon gar nichts für Konstantinopel. Resolut hat sie ihr Gesicht von

Europa abgewendet in politischen Dingen, um es dann auf dem Gebiete der gesellschaftlichen Kultur umso gewissenhafter zu kopieren. Das Alte, das neben so manchem Überlebten so unendlich viel Schönes und eigen Gewachsenes hervorgebracht hatte, hat man rücksichtslos über Bord geworfen, wie einen wertlosen Ballast, und ist mit fliegenden Fahnen eingeschwenkt in die schlanke Foxtrotlinie dieser allzu modernen Zeit. Wohl keiner hat die Zeichen dieser Zeit besser zu deuten gewusst als jener smarte Unternehmer, der neulich einen der schönsten dieser Paläste aufgekauft hat für ein Luxushotel modernsten Stils. So wird dort nun bald die Jazzband lärmern, wo einst der Sultan im Mondschein wandelte. In jedem Cooks Reisebüro werden wir es demnächst lesen: »Come to see the harem in sunny Constantinople. Throughtickets to Turkey!« Wenn das nicht zieht!

Ein neues Monte Carlo soll gleichfalls dort entstehen, und in der Tat: wo fände sich für rechte Spieler ein besserer Platz als diese Stadt, die schon so oft herumgewirbelt wurde auf der Kugel des Glücks? Wo gäbe es einen geeigneteren Ort sich totzuschießen, als diesen, der selbst schon eine halbe città morta ist! –

Die Nacht war schon hereingebrochen, als wir fertig waren mit der Besichtigung dieses kommenden Kaffeegartens, der mir immer noch als eine schlechte Spekulation erscheinen mochte, trotz allem, was man zu seinen Gunsten vorbrachte. Nachdenklich fuhren wir nach der Stadt zurück. Eintönig

rauschte das Wasser vor dem Bug des kleinen Dampfers. Zu beiden Seiten des Bosporus reihten sich die Lichter wie Perlenketten entlang der Küstenlinie und weit hinauf an den Hügeln, die schwärzer noch als die Nacht in den sinkenden Schatten standen. Die beiden ehemaligen Offiziere kamen indes auf ihre Kriegserlebnisse zu sprechen, und die waren wahrlich der Mühe wert. In Flandern und Polen und Italien hatten sie gestanden, der eine beim Münchener Leibregiment und der andere bei einer fliegenden Division. Beide waren tüchtige Männer, die es auch in Deutschland noch zu einem ehrbaren Beruf gebracht hätten, wenn ihnen nicht das Schicksal den Stuhl vor die Tür gesetzt hätte. Ich hörte ihnen zu und konnte nicht umhin zu denken, wie gleich sich doch die Zeiten und Menschen bleiben im Lauf der Jahrhunderte. Denn also hat Immermann schon vor einem Jahrhundert im 5. Buch seiner »Epigonen« geschrieben:

»Wer wird mit diesen Abenteurern, die jetzt zu Hunderten die Länder durchstreifen, gemeinschaftliche Sache machen, ja nur in ihren Träumereien einen haltbaren Zusammenhang finden? – Und gleichwohl: wer, der Menschen und Dinge mit menschlichen Blicken betrachtet, wird leugnen, dass aus ihren Hirngespinsten doch ein viel zarteres Gefühl, ein sicherer Schwung und ein entschiedenerer Charakter hervorsieht, als aus der Pflichtmäßigkeit der Leute, die jetzt, nachdem die Tage der Gefahren vorüber sind, als die treuesten und beehrtesten Söhne des Vaterlandes umhergehen? Wahrlich, nicht

durch diese ist es errettet worden, wahrlich nicht durch solche wird es je errettet werden! Gar leicht ist es gegenwärtig, ein Patriot zu heißen, denn es kommt nur darauf an, in allerlei zeitgefälligen Bestrebungen sein Licht unter den Scheffel zu setzen, bei Gelegenheit tapfer zu schmausen und eine schwülstige Rede zu halten. Aber wenn das Verderben wieder hereinbricht von Westen und Osten, dann werden wohl die Schmauser und Geburtstagsredner verschwunden sein; dann wird man sich wieder nach den verfolgten Vagabunden umsehen, die dann eine Zeit lang zu Ehren kommen und späterhin abermals an ihren blutigen Sohlen erfahren müssen, wie hart der Boden der Heimat ist.«

Es hat wahrlich noch nie ein Dichter ein wahreres Wort gesprochen, als dieses!

Am anderen Morgen machte ich mich frühzeitig auf den Weg, um die Schönheiten dieser seltsamen Stadt, von der stolzen Hagia Sofia bis zu dem verträumten Sultansgarten, in aller Gründlichkeit auszukosten. Doch ich will nicht versuchen das zu schildern, was tausend Federn vor meiner schon gepriesen haben und tausend nach mir noch tun werden. Gerade zu der Zeit lag der Dampfer »Lützow« des Norddeutschen Lloyd im Hafen mit einer Reisegesellschaft aus Deutschland, die sich den Orient ansehen wollte. Denn das ist heute Mode, wenngleich man sich nicht recht denken kann, warum es noch immer Leute gibt, die so etwas über sich ergehen lassen. Da wird man für teures Geld verfrachtet in Genua und ist seekrank bis Alexandrien, wo der Sch-

nellzug schon bereit steht für die Reise nach Kairo. Es ist zwei Uhr dreißig, wenn man dort ankommt. Nun schnell per Auto nach dem Menahouse. Dort five o'clock und Tanztee. Pyramiden bei Mondschein, Fahrt durch den Bazar, Moschee von ferne. Ankunft um Mitternacht in Alexandrien. Abfahrt ein Uhr dreißig. Ankunft Jaffa, Auto nach Jerusalem, Lunch (beileibe kein Mittagessen) im Savoy Hotel.

Abends Fahrt zum Ölberg. – Mailcoach<sup>1</sup> nach Bethlehem. Schlafwagen nach Damaskus. Moschee, Bazar, Hotel, Mailcoach nach Beirut, Abfahrt Konstantinopel. – Galatabrücke, Hagia Sofia. – Dagewesen! – Ja, gibt es denn einen noch so übergeschnappten englisch-amerikanischen Spleen, den wir nicht kritiklos nachmachen? So rast man durch die Länder und sieht alles und nichts, wie auf einem Film, der flüchtig über die Leinwand huscht. An den ältesten Denkmälern der Kultur wird man vorbeigehtzt durch die plappernde Stimme des Führers, zwischen Lunch und Dinner, zwischen Tango und Charleston sieht man sich das an, ohne je und je eine Stunde der Muße zu haben zum andächtigen Schauen vor diesen erhabensten Stätten menschlicher Leiden und Leidenschaften. Die Weltgeschichte wird hier zum Zeitvertreib. Kaum dass sie noch vor der Madonna della Sedia ein wenig das Tempo mildern zu einem interessierten »wundervoll«.

Es ist freilich so, wie sie drüben sagen: »Die Welt amerikanisiert sich mehr und mehr.« – Doch diese Betrachtungen führen mich immer wieder weitab



von dem Faden meiner kleinen Erlebnisse.

Während dieser wahl- und ziellosen Besichtigungsreisen durch die krummen Gassen der großen Stadt trug ich stets die Karte meines zigeunerhaften Freundes bei mir, bis es mir eines Tages einfiel, doch einmal das famose Weltcafé aufzusuchen, wo er gastierte. Es lag in Pera, oben auf dem Berge und immerhin eine halbe Weltreise von Stambul. Mit einer durch einen Tunnel führenden Drahtseilbahn kann man freilich in wenigen Minuten vom Fuße des Berges an der Galatabrücke bis mitten in das Gassengewinkel jenes Stadtteils kommen. Aber das verschmähte ich und wanderte bergan zwischen hohen Häusern, durch enge Gassen, die man gesehen, beziehungsweise gerochen haben muss, um sie nachzuempfinden in ihrer orientalischen Eigenart. Da stieg man über enge Treppen auf rundem Kopfsteinpflaster, das wohl schon der gute alte Kaiser Konstantin hatte legen lassen, da schaute man in dunkle, fensterlose Höhlen, die Wohnungen vorstellen sollten, da flatterte die bunte Wäsche im fünften und die Ziegen meckerten im sechsten Stockwerk. Jedermann wohnte mehr auf der Straße als im Hause und breitete seine Familiengeheimnisse vor jedermanns Augen aus. Hier saß ein bärtiger Mann auf einem Teppich und trank würdig seinen Kaffee, hier zankten sich zwei Weiber ganz offen und unverschleiert »alla Franka« im tiefsten Negligée, hier hob ein Bettler die Hände. Nun kommt einer hinter einem schwerbeladenen Esel und singt mit wehklagender Stimme seine Schätze aus, nun

kommt eine ultramoderne armenische Dame mit kurzem Rock und Bubikopf über die Treppen getripelt. Nur zuweilen, wenn die Straße einen Bogen macht, steht man an einem Winkel, von wo man weit hinaussehen kann auf die dunkelblaue Bai, auf die Inseln, die blau verdämmernd von ferne herübersehen und auf das weiße Häusermeer, umflutet von einem Meer von Licht. Denn in Konstantinopel ist alles hässlich, was man aus der Nähe betrachtet, und alles feurig und farbentrunken, was man aus einigem Abstände sieht. Und darum eben ist es trotz allem modernen Getue noch heute eine so ganz orientalische Stadt. –

Pera freilich ist ein Klein-Paris, oder möchte es wenigstens sein. In den Schaufenstern sieht man wirklich so etwas wie Eleganz. Auf den Straßen werden von brüllenden Verkäufern die Zeitungen aller Hauptstädte feilgeboten, und allenthalben ist eine babylonische Sprachverwirrung. Türkisch, Deutsch, Französisch, Griechisch, Spanisch usw. bis zu den obskuren Dialekten des hintersten Orients. Am kosmopolitischsten aber ging es zu in dem Kaffeehaus, dessen Adresse mich in diese Gegend geführt hatte.

Die Musik war eben verstummt im letzten schmelzenden Pianissimo, und der Zigeunerbaron kam auf mich zu mit allen Anzeichen der Freude.

»Servus!«

»Servus, Landsmann!« sagte ich.

Durch das Gewühl der Menschen, die alle besondere Anliegen bezüglich des Musikprogramms zu ha-

ben schienen, und denen mein neuer Freund mit fabelhafter Zungenfertigkeit in allen Sprachen antwortete, bahnten wir unseren Weg durch das Lokal.

»Ja«, meinte er, »heutzutage hat man's leicht mit dem Musikprogramm. Die wollen alle nur noch ›Valencia‹ hören.«

Eine recht gemischte Gesellschaft saß an dem runden Tische, an dem wir uns niederließen. Da saß ein schon etwas angegrauter, militärisch aussehender Herr, der während des Krieges Hauptmann war an der Irakfront. Dort hatte er sich – wie das so gerne geschieht – ins orientalische Leben verliebt, zumal auch in die Wasserpfeife, sodass er es nach »Friedensausbruch« zu Hause nicht mehr aushalten mochte und unter Verzicht auf alle Pensionsansprüche nach Konstantinopel kam. Hier lebte er nun schon eine Weile auf Pump, ebenso wie der neben ihm sitzende junge Leutnant, der sich schon seit 14 Tagen die Absätze krumm gelaufen hatte auf dem Wege zum Kriegsministerium; ohne jedoch den Mut zu verlieren, waren sie doch beide von der so häufig anzutreffenden Menschenklasse, die den naiven Glauben durch alle Länder trägt, dass es »demnächst wieder losgehe«. Mindestens um Mosul stand die Sache kritisch, und auch sonst war Konstantinopel bis zum Brechen gefüllt mit Bazargebüchten. Zu diesen kam noch ein nicht gerade besonders heller Sachse, der seinen letzten Heller für eine Fahrkarte von Leipzig nach Konstantinopel ausgegeben hatte, weil er hier sofort Arbeit zu finden hoffte, ein Unterfangen, das ihm niemand übler

nahm als der Wandervogel, der neben ihm saß. Dieser Hugo – weiß der Kuckuck wie er sonst noch heißen haben mag – war ein Mensch, von dem man etwas lernen konnte, denn er hatte etwas gesehen vom Orient. Vor zwei Jahren war er ausgerückt als Führer einer Horde von einigen zwanzig Mann, die zumeist schon in Ungarn kalte Füße bekamen. In Konstantinopel waren sie nur noch zu zweit, und zu zweit hatten sie die Reise fortgesetzt nach Angora, Bagdad, Kairo, bis schließlich der Kamerad in Jerusalem am Fieber starb. Hugo aber war noch immer springlebendig wie am ersten Tag, einer von jenen unverwüstlichen Stehaufmännchen, die mit Gott und aller Welt per Du stehen und allen Dingen die gute Seite abzugewinnen wissen. Türkisch sprach Hugo wie ein Wasserfall und nebenher hatte er ein ganz passables Russisch gelernt. Wie er das fertig gebracht hatte neben allen seinen anderen auf den Landstraßen aufgelesenen Kenntnissen, war nicht recht ersichtlich; aber die Sorte bringt alles fertig. Freilich gibt es außerhalb des roten Russlands heute kaum eine Stadt, in der so viel Gelegenheit geboten wäre zum Erwerben russischer Sprachkenntnisse, als gerade das von zaristischen Flüchtlingen überschwemmte Konstantinopel. Zarigrad nennt der Slawe diese Stadt. Panslawistischer Ausdehnungsdrang hat sie schon im voraus als Stein in der Krone des Mütterchens Russland gesehen, und wenig dachten sich wohl damals die bei Hofe ein- und ausgehenden panslawistischen Kreise, dass sie einmal wirklich ihre Tage am Goldenen Horn beschlie-

ßen würden, aber nicht als Eroberer, wie sie wä-  
ten, sondern als eine Horde landflüchtiger Abenteu-  
rer, die froh sein müssen, wenn sie als unwillig Ge-  
duldete mit tausend Schlichen und Tücken ihr tägli-  
ches Brot von heute auf morgen erhaschen können.  
Nicht nur im eleganten Pera, sondern bis hinunter  
in die letzten Winkel Stambuls, die sonst kaum je  
ein Europäer besuchte, sieht man heute russische  
Cafés, russische Bänkelsänger und Balalaikatänzer,  
russische Stiefelwichser und Bettler in den Straßen.

Hugo kannte sich aus unter den in Konstantino-  
pel hausenden russischen Emigranten und rühmte  
mir so sehr ein in der Nähe gelegenes Emigrantenre-  
staurant, dass ich mich leicht verführen ließ, ihn da-  
hin zu begleiten, obwohl es draußen regnete und  
die Nacht nicht eben einladend aussah. Allein hätte  
ich den Ausschank nimmermehr gefunden, denn er  
lag abseits von der Hauptstraße, in einem Gewirr  
von Gassen und Gängen, die einander im Licht und  
im Wege standen. Hier hätte man allenfalls einen  
Apachenkeller oder eine Opiumhöhle vermuten kön-  
nen, nimmermehr aber einen so fashionablen Be-  
trieb mit weißgedeckten Tischen und befrackten  
Kellnern. Während wir nun dasaßen und uns an rus-  
sischen Leckerbissen gütlich taten, rauschte eine  
vornehme, schwarzgekleidete Dame vorüber, die  
uns herablassend grüßte.

»Das ist die Madame«, sagte Hugo, »eine rich-  
tige Gräfin. Früher hat sie vor den Großfürsten ih-  
ren Hofknix gemacht. Jetzt muss sie es vor den  
Trinkgeldern tun.«

Ob es nun auch wirklich eine ganz echte wäre? wollte ich wissen.

»Die schon«, meinte Hugo, »das weiß ich bestimmt. Für die anderen möchte ich nicht alle bürgen. Hier weiß man nie, wo der Großfürst aufhört und der Spitzbube anfängt. Die Kellner freilich sind alle konzessioniert von der Vereinigung. Das fängt hier alles beim Baron an. Ein anderer wird nicht angestellt.«

»Dass sich Leute für so etwas finden«, fragte ich erstaunt.

»Finden?« rief Hugo, »sie kommen ganz von selbst. Es sind Fürsten hier, die sich Könige dünken würden, wenn sie eine solche Stelle bekämen.«

Schnell füllte sich das Lokal mit abenteuerlichen Gestalten, zumeist Emigranten, die noch etwas zu versetzen hatten und levantinischen Händlern und Geldwechslern, die mit den großen Goldpfunden an den Manschettenknöpfen wo nicht am vornehmsten, so doch am wohlhabendsten ausschauten. Ein alter Herr mit feinem Gesicht und weißen Haaren ging von Tisch zu Tisch und bot wortlos, aber mit einer tiefen Verbeugung Blumen aus einem Körbchen an.

»Er war General der Wrangelarmee und ist erst vor kurzem von Sofia herübergekommen«, sagte Hugo, »Geld hat er keines und fechten kann er nicht für fünf Pfennige. Aber der Trick mit den Blumen ist nicht übel. Ein Wunder, dass es ihm noch niemand nachgemacht hat.«

Im Laufe des Abends wurde es immer lebhafter.

Im Hintergrund lärmte die Balalaika, und ein Kosakentrupp tanzte im Nationalkostüm. – Kosaken? Denen da in den Russen Kitteln konnte man es an den zarten Fingern ansehen, dass sie in Palästen oder zum mindesten doch in vornehmen Bürgerhäusern groß geworden waren. Diese schlanken Mädchen mit den blonden Haaren hatten niemals Not gesehen auf dem Gut im Baltenlande. Der Gesang verstummt. Die Musik schweigt. – Wie sie gierig nach den Piastern greifen, die der lüsterne Levantiner mit dem aufgedunsenen Gesicht und den Froschäugen ihnen eben zugeworfen! – Nein, *das* haben sie sich gewiss nicht träumen lassen, als sie Hals über Kopf aus der Heimat flohen, mit dem Feuer der Brandstätten in den Augen und dem Schreien der Ermordeten in den Ohren! Niemand hat damals an dauernde Verbannung vom Mütterchen Russland gedacht. Für viele dieser hohen Damen war dieses Emigrantendasein vorerst nur ein amüsanter und furchtbar interessantes Abenteuer, mit dem man Eindruck machen würde, wenn später einmal wieder Soireen gegeben würden auf dem Parkett der Kaiserlichen Schlösser zu Petrograd. Aber darüber vergingen unversehens die Jahre. Einer nach dem anderen versanken die Sterne, an die man seine Hoffnung geklammert hatte. – Koltschak, Denikin, Wrangel – aus dem Spaß wurde Ernst. Der letzte Schmuck ins Pfandhaus gewandert. Das Trinkgeld, das man anfangs lächelnd aus den Händen eleganter Kavaliere nahm, rafft man nun gierig vom Boden auf, weil eben der Magen nicht so stolz ist wie die

Augen, und ja – weil man doch in weiter Ferne nichts mehr vor sich sieht, als graues Elend und ein trübes Alter.

Und doch – Nitschewo! Das ist ein russisches Wort, das für den Aristokraten so gut gilt, wie für den letzten Muschik. Man ist lustig, man amüsiert sich, man gewinnt auch diesem Jammerleben die besten Seiten ab. Wie könnte es auch anders sein, hier wo sich russischer Gleichmut und orientalischer Kismet die Hände reichen.

Gegen Mitternacht, als die Balalaika noch einmal loslegte und alles erst recht aufzuwachen schien in dem düsteren Lokale, machte ich mich auf den Heimweg, zusammen mit Hugo, der ebenfalls drunten in Stambul wohnte, wo sonst die Europäer nicht zu hausen pflegen. Es war ein langer Weg, aber er lohnte die Mühe. Der Regen hatte endlich aufgehört und es war eine laue, milde, orientalische Nacht, wie eine von den Tausendundeinen. Mitten auf der Galatabrücke blieben wir stehen und schauten auf das Wasser der weiten Bai, auf die Lichter, die darüber hinglitten und auf die schattenhaften Umrisse der Dampfer, die mein Gefährte kritisch betrachtete. Denn ihm war in diesen Tagen eine Kunde geworden, die er mit einem nassen und einem heiteren Auge begrüßte. Der alte Herr in Deutschland hatte ihm nämlich eine Fahrkarte geschickt und sich auch zugleich mit dem Kapitän von dem Levantedampfer in Verbindung gesetzt, damit er für die Rückreise Sorge trage. So sollte man wirklich dort wieder anfangen, wo man vor zwei Jahren aufge-



hört hatte? Noch einmal Student, wie ein grünes Semester, das eben dem Pennal entronnen? Alles recht schön und gut und sehr nobel vom alten Herrn, aber –. Aber wo blieb dann die schöne große Freiheit der Landstraße? Und der Orient, und der Bazar, und die Kaffeehäuser, und die Wasserpfeifen?

Ich musste lächeln, aber er meinte es bitter ernst.

»Sei du erst einmal zwei Jahre hier im Lande, so wirst du es auch schon merken!«

Ich antwortete nichts darauf, denn am Ende mochte er nicht so unrecht haben. Beinahe fing ich jetzt schon an etwas zu merken. Bisher war mir Konstantinopel nur grauer Himmel und Regenwetter gewesen, eine Ansammlung von baufälligen Häusern und übelriechenden Gassen. In dieser weichen und wohligen Nacht aber, wo von Stambul her die hohen Kuppeln der Moscheen herüberschauten, die Minarette wie schlanke Finger in den Nachthimmel ragten und überall die Lichter sich im Wasser spiegelten, da war es, als ob der Geist der lieben alten Märchen noch einmal zwischen den alten Mauern ging. Man war am Anfang des Fastenmonats Ramasan, in dem der Mohammedaner die Nacht zum Tage macht. Hoch oben in der Luft las man in Flammenschrift die Koransuren, die an dünnen Drähten von Minarett zu Minarett aufgezogen werden.

»Allah hu akbar!«

Von ferne kam der dumpfe Klang der Trommeln, und da und dort sausten Feuerraketen durch die

Luft. Immer mehr versank ich in das Betrachten dieses seltsamen Bildes und war in meinen Gedanken schon Wochen voraus auf meinem Wege, in fernen, morgenländischen Städten, auf heißen Wüstenstraßen inmitten ziehender Kamelkarawanen, am flackernden Feuer vor schwarzen Beduinenzelten, und auf der ganzen Welt gab es nur noch ein Land, das wert war es zu besehen:

Natürlich Persien!

---

## 1. Postkutsche <<<

## Im Lande Armenien

GESCHÄFTSTÜCHTIGE BOOTSLEUTE – »BAKSCHISCH« –  
FAHRT NACH TRAPEZUNT – HOME LIFE IM  
ZWISCHENDECK – SIBIRISCHES ANATOLIEN – TRAPEZUNT  
IM SCHNEE – EINE UNLIEBSAME ÜBERRASCHUNG –  
MADAME NIMMT SICH MEINER AN – EINE GRIECHISCHE  
SCHWÄBIN »AVEC LE RUCKSACK« – SCHLIMME  
PROPHEZEIUNGEN – KARAWANEN IM SCHNEE – NOCH  
EINMAL DIE POLIZEI – DAS ZAUBERWORT – SELTSAME  
TEEVISITE – AUF DER LANDSTRAßE – TÜRKISCHES  
GASTHAUS – SCHWIERIGE UNTERHALTUNG –  
MOHAMMEDANER WIDER WILLEN – UNFREIWillIGES  
FASTEN – DER RAMASAN.

Lange hatte ich es mir überlegt: Angora oder Trapezunt. Das war die Frage. Die neue Stadt des neuen Landes stand groß wie eine Fata Morgana vor meinen Augen. Schon war ich an der Fähre von Skutari gestanden. Aber dann dachte ich noch zu rechter Zeit an die Dürre der anatolischen Landstraßen, an die Öde der Rasthäuser, an das Ungeziefer in den Lokandas und daran, dass die Herrlichkeiten Angoras wohl kaum das alles bezahlen würden, und so marschierte ich an jenem Morgen nach dem Dampfer, der mich nach Trapezunt bringen sollte. Mehr als einer schaute mir nach mit meinem Rucksack, nicht zum wenigsten die Sarafen (Geldwechsler), die aus ihren Buden herausgestürzt kamen auf die frühe Beute. Es gab ein babylonisches Durchein-

ander von allen Sprachen, die je über eine levantische Zunge gekommen. Schlechtes Französisch, zerhacktes Englisch, miserables Deutsch. Und Spanisch, Griechisch, Türkisch, Arabisch, Armenisch. Funkelnde Augen und funkelnde Pfundstücke in schmutzigen Händen. Und auf einmal hatte einer meinen Rucksack gepackt und rannte davon, so schnell ihn die Beine trugen. Ich natürlich hinterher in einer wilden Hetzjagd, die erst an der Anlagestelle der Boote ihr Ende fand. Ohne ein weiteres Wort warf er mein Hab und Gut in einen der Kähne und setzte sich auf die Ruderbank. Nun war es ja ziemlich einerlei, wem von diesen Hafenratten man das Geld für die Überfahrt nach dem Dampfer zukommen ließ. Seitdem sie keinen Fez mehr tragen, sind diese Efendis recht selbstbewusst geworden. Ein türkisches Pfund verlangen sie für die Bootsfahrt, und wenn es nur wenige Ruderschläge wären. Dennoch ärgerte mich der Bursche, der in seiner neugekauften Apachenmütze nicht eben vertrauenerweckend ausschaute. Wenigstens sollte er sehen, dass auch ein Franke noch überflüssige Zeit hatte. Ich setzte mich auf die Kaimauer und schaute noch ein wenig in die aufgehende Sonne und auf das erwachende Leben im Hafen. Da heulte die Sirene des Dampfers. Ich sprang ins Boot.

»Avanti!«

Der Bootsmann legte sich in die Riemen und wir schossen durch das Wasser. Da heulte wieder die Dampfsirene. Mit rasselndem Getöse kam der Anker hoch.

»Avanti, avanti! pronto, signore!«

Da legte der edle Efendi die Hände in den Schoß.

»Bakschisch!«

Ich protestierte, ich schimpfte, ich fluchte, ich wollte ihm die Ruder entreißen, aber drüben war der Anker schon oben an der Back. Langsam wendete sich der Bug dem Bosphorus zu. Da war keine Zeit mehr zu verlieren. Er bekam seinen Bakschisch. Es war der letzte, der durch meine Finger gegangen ist in jener bakschischheischenden Stadt. Aber – weiß Gott – es war nicht das letzte Mal, dass orientalische Klugheit über den mangelnden Geschäftssinn dieses Franken triumphierte!

Langsam fuhr der Dampfer zum Bosphorus hinaus bei glatter See und blauem Himmel, und inzwischen hatte man Zeit, sich ein wenig umzusehen in dieser neuen Welt. Die Schiffe, die in ihrer Kühnheit das Schwarze Meer befahren, sind wohl samt und sonders nicht mit Note 1 in Lloyds Register verzeichnet. Zumeist sind es alte Kasten, die sich sonst nirgendwo mehr hintrauen, und so mag es auch mit der guten alten »Sofia« vom Lloyd Triestino gewesen sein. Damals – in vergangenen besseren Zeiten, als noch die Flagge des Österreichischen Lloyd vom Heck wehte und fesche Wiener Offiziere auf dem Verdeck promenierten, mag es ziemlich schiffsgemäß hergegangen sein an Bord der Sofia. Nun aber ging es etwas reichlich schmuddelig zu. Deck und Zwischendeck waren lebendig wie ein Bienen-schwarm mit seltsamen orientalischen Gestalten.

An den unmöglichsten Stellen hatten sie sich eingeknistet mit ihren Decken und Teppichen. Der Kapitän kam in höchstgelegener Person und verbat sich die Disziplinlosigkeiten. Die Matrosen schimpften und redeten fleißig mit den Händen. Aber das Durcheinander wurde dadurch nur noch größer. Drunten im Zwischendeck roch es nach Knoblauch, Hammelfett und tausend anderen Dingen. Ein dicker Dunst nahm einem fast den Atem. Aber gerade hier schienen sie sich am wohlsten zu befinden. Ganz im düsteren Hintergrund hatte einer einen Kaffeeausschank aufgemacht, der fleißigen Zuspruch fand. Dicht nebeneinander saßen sie hier auf ihren Teppichen und schlürften das edle Getränk aus winzig kleinen Täßchen und rauchten gurgelnde Wasserpfeifen, von deren Spitzen die blauen Flämmchen wie kleine Leuchttürme in dem Dunkel des kahlen Raumes flackerten.

Derweilen wurde das Wetter immer schlechter. Die See ging hoch und warf zischende Spritzer über das Verdeck. Durch Tage und Nächte stampfte der alte Kasten weiter entlang der anatolischen Küste, die mit ihren mächtigen Schneebergen mehr nach Sibirien aussah, als nach Landstrichen, die auf der Höhe von Neapel liegen. Ab und zu hielt der Dampfer weit draußen auf der Reede vor einer kleinen Hafenstadt, die mit ihren hohen, weißen Häusern recht stattlich aussah. Und wirklich: stünde hier statt Moschee und Minarett ein heimatlicher Kirchturm, so könnte man sich ohne Mühe nach einem Kärntner oder steirischen Gebirgsort versetzt glau-

ben, mit dem blauen Wasser vor Augen und den hohen Schneebergen, die den Horizont begrenzen.

Als wir auf der Höhe von Samsun angelangt waren, hatte das Wetter sich zu einem regelrechten Sturm ausgewachsen, mit polternden Sturzseen, die über das Verdeck hereinbrachen und wilden Schneegestöbern, die wie die Gespenster vorüber huschten in den fallenden Schatten der sinkenden Nacht. Aber während noch das Wetter raste, kam einer mit seinem Teppich auf die Back und verrichtete seine Gebete zu Allah. Er achtete nicht auf den Sturm, der sein Gewand nach allen Richtungen flattern ließ, er spürte nicht den Wind, der ihm die Schneeflocken ins Gesicht peitschte, während die Stirn nach den Geboten des Propheten den Teppich berührte und der Mund die dazu gehörige Koransure murmelte.

»Allah hu akbar!«

Am anderen Tage stiegen im dämmernden Morgen die hohen Berge von Trapezunt aus dem Wasser. Etwas anders hatte ich sie mir schon vorgestellt, zum mindesten etwas sommerlicher. In der Ferne türmten sich die Schneegipfel hoch übereinander, und auch an den nächsten Küstenhängen zog sich die weiße Decke fast bis zum Saum des Meeres. Die Stadt selbst zeigte sich recht ansehnlich mit ihren hohen, weißen Häusern, die aussahen, als ob sie eben den steilen Hang hinunter ins Meer rutschen wollten, mitten in die Brandungswellen, deren weiße Gischt haushoch an den schwarzen Felsen hinauf lief.

Noch ehe der Anker niederfiel, war das Meer ringsum belebt von langen, gondelartigen Booten, die bald hoch oben auf den Wellen tanzten, bald tief zwischen Wellentälern vergraben schienen. Es war immerhin ein Wagnis, sich solcher Nusschale anzuvertrauen, aber es ging wider Erwarten gut, und die aufbäumende See setzte uns ganz von selbst auf das Pflaster der kleinen Mole, die halb vergraben war unter den Sturzseen. Der erste, der mich hier in Empfang nahm, war natürlich ein Schutzmann. Denn nirgendwo ist die Polizei so streng und so neugierig wie in Anatolien. Nirgendwo wird so sehr wie dort der ankommende Fremdling auf Herz und Nieren geprüft. Jedes einzelne Gepäckstück, bis zum letzten schmutzigen Hemd, wird sorgsam auseinandergefaltet und ausgebreitet vor dem Auge des Gesetzes. Besonders verdächtig aussehende Individuen – und das waren beinahe alle – müssen sogar die Schuhe ausziehen, damit die hohe Polizei sich von ihrer Ungefährlichkeit überzeuge. Nachdem dann noch das Rockfutter sorgfältig auf etwa vorhandene Waffen abgetastet wurde, ist der Weg endlich frei bis zur nächsten Schikane. –

Jenseits des Zollhäuschens lag die Stadt, oder doch das, was in Anatolien unter diesem Namen geht. Eine enge, mit spitzen Kopfsteinen unordentlich gepflasterte Straße führte steil hinauf in eine wahre Rumpelkammer von baufälligen Häusern und Hütten. Zu sehen war von dem allem nur recht wenig, denn der mit Schnee gemischte Regen kam wie mit Kübeln vom Himmel. Schon manches Unwetter



hatte ich erlebt in meinem Leben, aber solches noch nie. Die Brandung tobte an der Mole, die weiße Gischt spritzte bis in die Gassen. Längst schon war kein trockener Faden mehr an mir. Weit und breit war kein Mensch zu sehen, nicht einmal einer der Hotelportiers, deren Aufdringlichkeit in fremden Städten man so oft verwünscht und die man doch so sehr vermisst, wenn sie nicht da sind. Ich muss es gestehen: mir war zum Weinen übel bei solchem Empfang in einem Lande, von dem ich mit Fug und Recht nur Sommer und Sonne, nur Palmen, Teppiche und Kamele erwartet hatte. Ich ging zurück zur Zollwache und versuchte meine Sprachkünste an einem der Beamten. Ich probierte es mit Französisch. Da schüttelte er den Kopf. Ich redete Englisch. Da zuckte er die Achseln. Ich setzte das Gespräch auf Spanisch fort. Das kam ihm spanisch vor. Keinen besseren Erfolg hatte ich mit Italienisch, Portugiesisch und was ich sonst noch von fremden Sprachen wusste oder zu wissen glaubte. Das machte mich einigermaßen konfus. Ich schaute auf den Regen, den Schnee und in die nassen Gassen.

Wohin in dieser fremden, feindseligen Welt?

Da kam ein kleiner zerlumpter Junge herangestürzt und packte meinen Rucksack.

»Hotel alama!« sagte er, indem er mich einladend anschaute mit seinen schwarzen, funkelnden Augen. Dann rannte er davon mitsamt meinem Rucksack. Ich hinterher. Eine halbe Stunde lang ging die Hetzjagd weiter durch die engen Gassen, in

denen der Regen raste. Endlich hielten wir vor einem weißen, hoch auf dem Berge gelegenen Hause, an dem auf einem Schilde in großen Buchstaben zu lesen stand: »Pension Suisse«. Der Junge zog an einer altmodischen Glocke, die einen Höllenlärm verursachte. Eine türkische Dienerin, die ganz Schleier war, öffnete das Tor zu einem Hof, in dem dunkle Oleander und stattliche Feigenbäume in der triefenden Nässe standen. Sogleich kam Madame, die Besitzerin des Hauses, die mich mit einem großen Aufwand von Gesprächigkeit in den Salon komplimentierte.

Madame sprach fließend Französisch und gab sich auch als Französin aus, wenn es ihr gerade vorteilhaft erschien, denn – *mon Dieu!* – man war im Orient, und da musste man mancherlei tun, wenn man sich in Ehren durchbringen wollte als alleinstehende Frau! Sonst aber war sie eine Griechin; eine Griechin freilich nur durch Heirat, während sie vorher – ja was war sie vorher nur schnell und jetzt wieder, seitdem ihr lieber Mann das Zeitliche gesegnet hatte, jetzt zumal, wo niemand in der Türkei so unpopulär war wie die Griechen? – Ach ja, richtig, das wars! eine Schweizerin! Das klang solide und war neutral. Niemand konnte einem etwas anhaben in diesen unruhigen Zeiten. »Pension Suisse« stand auf dem Schilde. Wer konnte ihm das ansehen, dass die Inhaberin aus dem württembergischen Gäu, so ungefähr aus der Gegend von Biberach, stammte? Das war ohnehin nicht allzuweit von der Grenze. Die Notlüge war nicht allzu groß, und »*caro mio!*«

meinte sie mit resigniertem Augenaufschlag, »das müsste nicht die schlimmste sein, die man begeht auf dieser Welt!«

Während sie noch so schwatzte, war es spät geworden und die Pensionsgäste kamen nach Hause. Es war in der Tat eine kosmopolitische Pension in des Wortes verwegenster Bedeutung, eine unfreiwillige Berlitzschule. An einem Tische saßen ein junger Schweizer, ein Grieche, ein Engländer und ein Franzose. An einem anderen eine Gesellschaft von älteren Herren, die keiner Nation angehörten und alle Sprachen sprachen. Einer dieser letzteren, der der Sprache und dem Aussehen nach ebenso gut ein Franzose wie ein Grieche oder Armenier sein konnte, erkundigte sich nach dem Woher und Wohin.

»Nach Erserum«, sagte ich. »Und von dort weiter nach Persien.«

»Avec le rucksack?«

»Natürlich.«

»Und sonst nichts?«

»Sonst nichts.«

Ein alter, etwas schwerhöriger Herr mischte sich nun ins Gespräch.

»Rucksack – qu'est-ce que c'est ça – ah, le sac au dos. – Und damit wollen Sie über die hohen Berge kommen, wo jetzt zehn Meter Schnee liegt? Und ohne ein Wort türkisch zu können. Und jetzt, mitten im Ramasan, wo man ohnehin tagsüber nichts zu essen bekommt? Sie werden verhungern, Herr, noch ehe der Monat zu Ende ist.« Er sagte das mit viel Überzeugung und fügte dem gleich noch meh-

rere andere düstere Prophezeiungen bei, bis der Diener das Nachtesen brachte, das die Gedanken in freundlichere Bahnen lenkte.

Nach dem Essen erzählte Madame von ihren Abenteuern, und die waren wahrlich der Rede wert. Seit sieben Jahren war sie nicht mehr aus Trapezunt herausgekommen, und dennoch hatte sie hier den ganzen Weltkrieg im kleinen erlebt. Sieg und Niederlage, fremde Besatzung, Wiedereroberung und Vergeltung und zu allerletzt noch den Teufelstanz der Armeniermorde. Einige der Gäste, die auch dabei gewesen waren, mischten sich ins Gespräch, und so wurde es eine eigenartige Unterhaltung, wie diese Menschen ohne alle Erregung und Leidenschaft von Mord und Verrat, von Straßenkämpfen und Straßenmassakern, von Verbannungen und Ausweisungen wie von den selbstverständlichsten und alltäglichsten Dingen redeten. Madame war keine Freundin der Armenier.

»Sie sind eine Nation von Denunzianten«, sagte sie wegwerfend.

»Auf jeden Fall haben sie angefangen mit ihrem Verrat an die Russen«, meinte der Engländer.

»Die Türken sind freilich auch keine Engel«, warf ein anderer ein und fand allgemeine Zustimmung.

Es war ein grausiges Thema, das noch an meinen Nerven zerrte, als ich allein in meinem Zimmer war, wo die Geister der Erschlagenen in allen Ecken hockten. Von dem Fenster hatte man eine weite Aussicht auf die Stadt, die sich mit ihren weißen Häus-

ern am Hügelhang hinzog und auf das nachtschwarze Meer, das wilderregt die funkelnde Brandung gegen die steile Küste warf. Wie dumpfer Kanonendonner kam es von drunten herauf. Die Wolken hatten sich verzogen, und die Sterne funkelten unheimlich groß in der kalten Luft. Kalt war es wie in Sibirien. Und doch waren wir schon im April und auf der Höhe von Neapel. Und doch schauten Oliven- und Feigenbäume über die Mauern, und doch sah man an den Abhängen blühende Pfirsich- und Aprikosenbäume, denen ein blauer Rivierahimmel bedeutend besser zu Gesicht gestanden hätte. Und doch standen hier hohe, schwarze Zypressen, wie ein stummer Protest auf dieses sibirische Wetter. Wie anders war doch dieses Trapezunt als das, das ich mir in meiner Fantasie ausgemalt hatte! Ich schaute auf das wilde Meer und wieder hinüber zu den noch wilder aussehenden Schneebergen, über die der Weg nach Persien führte und dachte an alles das, was man mir an diesem Abend erzählt hatte von den Schrecken des langen Weges, und es kam mir vor, als ob ich eine Reise nach Alaska vorhätte, aber nicht eine nach dem Lande der Teppiche und der Sonne. Und während ich noch so schaute, ertönte auf einmal melodisches Glockengeläute zwischen den hohen Lehmmauern, die die Straße säumten, und im fahlen Lichte der Nacht zog eine Karawane vorüber. Zuerst ein Treiber in langem, blauem Rock und Turban, fantastisch aufgeputzt im unsicheren Lichte der Laterne. Dann die noch fantastischen Gestalten der Kamele, würdig schreitend, mit

gemessenen Schritten im Dunkel der Nacht. Zuweilen hörte man ein Grunzen, zuweilen ein Brüllen und immer wieder das Läuten der Glocken von fern und nah.

Lange schaute ich ihr noch nach, bis die letzte Gestalt von der Nacht verschlungen war und die letzte Glocke in der Ferne verhallte. Dann legte ich mich zufrieden zu Bett.

Ja doch, wir waren auf dem richtigen Wege nach Persien. – –

Am anderen Morgen machte ich mich frühzeitig auf den Weg zu einem Kampfe mit den zuständigen Stellen. Der Wali in Konstantinopel ist nur zuständig für die Ausstellung eines Erlaubnisscheines für die Landung in einem anatolischen Hafenplatz, wo man dann alles weitere mit dem dortigen Wali abmachen musste. Würde der ein Einsehen haben? Das war die große Frage, auf die man mir auf der deutschen Gesandtschaft schon im voraus eine Antwort gegeben hatte. – Ausgeschlossen! Das ganze Hinterland, von Trapezunt bis nach Persien, sei in Gärung infolge des Kurdenaufstandes. Zudem sei das Land Aufmarschgebiet gegen den britischen Jack wegen des drohenden Mossulkonflikts. Seit sechs Monaten sei kein Europäer mehr über diese Straße gegangen, und heute, wo das alles auf Spitz und Knopf stehe, ginge eher ein Kamel durch ein Nadelöhr, als ein Franke über Erserum nach Persien.

Alle diese Reden waren mir schon während der ganzen Reise im Kopf herumgegangen. Nächtelang konnte ich nicht schlafen vor Angst und Aufregung,

und nun, wo es sich um Sein oder Nichtsein aller meiner schönen Pläne handelte, war ich vollends ein Opfer nervöser Überreiztheit. Das mit den sechs Monaten hatte schon seine Richtigkeit. In diesem Zeitraum – so erklärte man mir – seien zwar immer ab und zu unternehmende Persienwanderer in Trapezunt aufgetaucht, aber keiner habe die Erlaubnis zur Weiterreise bekommen. Erst vor wenigen Wochen habe man eine Gesellschaft von fünf deutschen Ingenieuren zurückgewiesen. Alles das waren trübe Aussichten, und so war es in der Tat ein großes Glück im Unglück, dass mich der Junge mit meinem Rucksack zu so lieben Menschen geführt hatte, die sich mit ihrer orientalischen Land- und Menschenkenntnis in Hilfsbereitschaft ordentlich überboten. Zumal André, der etwa zwanzigjährige Sohn der Madame, der ganz ausgezeichnet Türkisch sprach, begleitete mich getreulich auf meinen Wegen und spielte den Dolmetscher bei den verschiedenen Efendis, mit denen ich allein niemals fertig geworden wäre. Es war ein aufreibendes Geschäft. Ein hastiges Umherlaufen im strömenden Regen, der kein Ende nehmen wollte, ein Antichambrieren in den zahllosen Büros. – Doch ich will die lange Geschichte von den Efendis und Paschas nicht noch einmal erzählen. Der Himmel ist hier hoch und Angora ist weit und deshalb geht es auch weniger formell auf den Ämtern zu. Der gute André versäumte nicht, in seinen Reden gelegentlich das Zauberwort einfließen zu lassen: »Aleman.«

Dann hellte sich stets die finstere Amtsmiene

auf, und ein Diener erschien auf der Bildfläche mit einer Tasse Kaffee. – Ja, und nachdem ich zwanzigmal Kaffee getrunken, hatte ich auch den Erlaubnischein für die Reise nach Erserum in der Tasche. Inzwischen waren aber zwei Tage darüber hingegangen, während deren ich reichlich Zeit gehabt hatte, mich in der Stadt umzusehen. Trapezunt ist trotz seiner seit tausend Jahren feststehenden Bedeutung als Ausfuhrhafen für persische Landesprodukte, eine fast noch verschlafenere Stadt als andere Ortschaften des Orients es gewöhnlich zu sein pflegen, zumal jetzt, wo das fortschrittliche Element der Griechen und Armenier vertrieben oder auf andere Weise ausgerottet war. Eine Filiale der Banque Ottomane führt ein armseliges Dasein, ein paar Geldwechsler schlafen hinter ihren Kästen. Straßenpflaster im modernen Sinne ist ein unbekannter Begriff, die elektrische Beleuchtung ist nie richtig über das Versuchsstadium hinausgekommen. Aber selbst diese kümmerliche Herrlichkeit hat ein Kinotheater, in dem eben die Wunder und Schrecken des großen Superfilms »Die Mädchenhändler von Neuyork« über die Leinwand gingen. Dann gibt es noch städtische Anlagen mit verdorrten Bäumen, denen die Ziegen das Lebensmark abgenagt haben, vor allem aber viele Kaffeehäuser, die ja von Konstantinopel bis Trapezunt noch immer die wahre Heimat sind für jeden echten türkischen Mann. –

Das größte und schönste Haus am Platze, das in seinem modernen Villenstil wie eine Beleidigung



wirkte für seine malerisch-romantisch-schlampige Umgebung, war das Bolschewikikonsulat. In Friedenszeiten war es noch Kaiserlich-russisch gewesen, aber Zeiten und Menschen haben sich seither geändert. Zufällig traf ich den früheren russischen Konsul auf der Straße. Er hatte den armenischen Feldzug als Offizier mitgemacht und besaß von der Zeit her noch eine Generalstabskarte der Gegend von Erserum, die er mir zeigen wollte. So gingen wir zusammen nach seiner Behausung. – Schon manche Bohèmebude habe ich in meinem Leben gesehen, aber solche noch nie! Die ehemalige französische Schule diente als Flüchtlingsheim für vertriebene Russen, die nun schon seit Jahren hier hausten und sich inzwischen stattlich vermehrt hatten. In den Gängen tummelten sich unzählige Kinder. Jede Familie bewohnte einen ganz kleinen Bretterverschlag für sich, den sie nach ihrer Fantasie mit Wanddekorationen versah. Der meines freundlichen Gastgebers war reich geschmückt mit Bildern von Koltschak, Wrangel und Denikin und mit bolschewistischen Greuelszenen aus russischen Emigrantenblättern. Madame – eine noch recht jugendlich aussehende Dame mit feschem blondem Bubi-kopf – sprach fließend Deutsch, und kein Wunder, denn sie war die Tochter eines baltischen Barons. Das einzige Möbel im Zimmer war ein windschiefer Ofen, auf dem ein Samowar brummte. Im ganzen waren nur zwei Gläser vorhanden, aber auch damit hielten wir eine recht ausgiebige Teevisite. Monsieur prophezeite den demnächstigen Zusammen-

bruch des bolschewistischen Staates, und Madame schwelgte in Erinnerung seliger Tanzabende auf baltischen Schlössern. Dazwischen tummelten sich Scharen von kleinen Buben und Mädchen. Nachbarsleute, die, nur durch eine dünne Bretterwand getrennt, auf der anderen Seite wohnten, kamen herüber und setzten sich auf Kisten und Betten und machten Konversation wie in einem Petersburger Salon. Und überall war der scharfe Geruch von Armut und Not und frischgewaschener Wäsche und schönem russischem Tee und billigen Zigaretten. Der Konsul a.D., der ein außerordentlich beschlagener Mann war in orientalischen und besonders in armenischen Dingen, ein wandelndes »Who's who in Turkey«, gab mir noch allerlei nützliche Winke, die ich begierig aufsaugte, denn ein wenig gruselte mir doch vor dem langen Wege über das Gebirge. Zum Schluss übergab er mir noch einen Brief für seinen Vetter, ebenfalls einem Emigrantenoffizier, der zur Zeit in Teheran lebte. Diesen Brief trug ich getreulich über alle Berge des armenischen und persischen Landes, aber abgeben konnte ich ihn nur der Witwe, denn er selbst war kurz zuvor ermordet worden. –

Es war also, alles In allem genommen, nicht so sehr weit her mit den Wundern dieser Teppichstadt, und niemand war froher als ich, als ich ihr endlich den Rücken kehren konnte, wohlversorgt mit allerlei schönen Dingen und Ratschlägen der guten Pensionsmama, die durchaus nichts von einer Rechnung wissen wollte.

So machte ich mich mit großen Schritten auf den langen Weg. Es war Sonntag, und da an diesem Tage die Christen nicht arbeiten und die Türken ohnehin alle Tage Sonntag haben, war fast kein Mensch auf der Straße. Zum ersten Mal seit meiner Landung in Anatolien begann der Himmel sich aufzuklären, die mürrischen Wolken waren alle verfliegen, und es war, als ob das Wetter selbst seiner Befriedigung Ausdruck geben wollte über diese Wendung des Geschicks. So schön hatte die Sonne schon lange nicht mehr geschienen. So blau hatte der Himmel schon lange nicht mehr gelacht über den Orangen- und Feigenbäumen, die alle sich zu recken und strecken schienen in der Ahnung des kommenden Frühlings. Das Meer war dunkelblau, und ringsum standen auf felsigem Berghang die weißen Häuser in der hellen Sonne, als ob man nicht hier unten, fern in der Türkei, sondern irgendwo an der dalmatinischen Küste wanderte.

Von Trapezunt nach Erserum fahren Autos in den Sommermonaten. Im Frühjahr aber, wenn die Wege in den Tälern von Wildbächen überschwemmt werden und die Gebirgspässe tief unterm Schnee vergraben liegen, muss man schon mit Schusters Rappen als Reittier vorlieb nehmen, wenn man nicht die Postkutsche benutzen will, die in ihrer holprigen und obendrein noch sehr kostspieligen Primitivität so gar nichts gemein hat mit der alten, schönen Romantik derer, die einstmals Eichendorff begeisterte.

Aber das Laufen fällt einem nicht schwer in die-

sem Lande, auch wenn man lange schon die Meeresküste hinter sich gelassen hat und durch die engen Gebirgstäler den Schneebergen entgegenwandert, die in der Ferne unter dem blauen Himmel stehen. Es ist, als ob man durch die Vortäler der Alpen wanderte. Die hellen Bäche springen von den Felsen, die Vögel singen über blumigen Wiesen, und überall leuchtet und lächelt der Frühling!

Am auffälligsten machen sich die schimmernden Kätzchen der Haselnüsse bemerkbar. Denn dies ist das Land, in dem die Haselnuss Königin ist. Sie wuchern an allen Wegrändern, sie stehen dicht auf den kleinen Inseln des rauschenden Flusses, man sieht sie an den Berghängen in langen, geraden Reihen wie die Obstbäume. In Trapezunt gibt es Fabriken, die sich mit der Entkernung der exportierten Nüsse befassen, und die Schalen sind das bevorzugteste Brennmaterial in den Öfen jener Stadt.

Auf den ersten Blick ist hier alles wie in Deutschland. Und doch so anders! Kein Leben in der Landschaft, keine weißen Häuser hinter grünen Bäumen, keine Glocken, die in den Tälern klingen. Nur kahle Hütten aus braunem Lehm, verfallene Friedhöfe, über denen die Raben krächzen. Kein freundliches Dorf mit stolzen Wirtshäusern, die zur Einkehr laden. Wenn irgendwo auf der Erde der Spruch »Mein Haus, meine Burg« eine Wahrheit ist, so in diesem Lande. Unnahbar wie die Burgen schauen die Häuser zumeist von hohen Felshängen herunter auf die Straße. Nur ab und zu, in Entfernungen von etwa 25 bis 30 Kilometer, trifft man auf so etwas

wie ein Gasthaus für die zahlreichen Karawanen, die die Straße bevölkern.

Das ist der Han. Ein Gasthaus à la Turka ist das freilich; ländlich, schändlich, mit recht wenig Bequemlichkeit, von modernem Komfort gar nicht zu reden. In ihrer nüchternen Ärmlichkeit erinnern sie an die »Tambo« genannten Unterkunftsstätten der bolivianischen Hochländer, die überhaupt viel Ähnlichkeit mit diesen Gegenden haben. Im fahlen Lichte des sinkenden Tages kommt man vorbei an Lehmgebäuden, in denen in langen Reihen die Kamele knien, und gelangt schließlich in eine Hütte, in der ein rotglühender Ofen eine angenehme Wärme, aber auch dicke, beißende Rauchwolken verbreitet, die alles in einem dichten Nebel verhüllen. Man tritt hinein.

»Salem Aleikum.«

Was sagt man aber weiter? Südländer – und man muss doch wohl auch die Türken zu diesen zählen – sind im Allgemeinen nicht blöde, wenn es sich um die Unterhaltung eines Gastes handelt. Und wenn sie auch kein Wort von dessen Sprache verstehen, so gab ihnen doch ein Gott zu sagen, was sie leiden, mit Händen und Füßen und wilden Grimassen. Wer einmal in Neapel oder Palermo gewesen ist, wird das ohne weiteres bestätigen. Dem Türken aber ist diese Gabe versagt, und wessen Gehirn da noch einem leeren Blatte gleicht, auf dem die türkischen Vokabeln erst noch geschrieben werden müssen, der hat kein Ende der Schwierigkeiten. Aber du bist müde, du bist hungrig, du möchtest essen und schla-

fen. Du versuchst es mit einem kleinen Sprachführer. »Was man schwarz auf weiß besitzt, kann man getrost nach Hause tragen«, sagt Mephisto. Du schlägst nach beim Kapitel Gasthof.

»Haben Sie ein möbliertes Zimmer frei?«

Nein, das geht nicht.

»Lassen Sie mir mein Zimmer heizen.«

Auch das nicht.

»Besorgen Sie mir bitte einen Gepäckträger.«

Das klingt reichlich unpassend.

Aber am Ende hat man sich doch verstanden, und du hast dich einigermaßen zurechtgefunden in dieser fremden Welt. Der Hodscha tritt hinaus ins Freie und singt das Abendgebet mit lederner Lunge. Dann kommt das Nachtessen. Mitten auf dem Tisch steht die große Joghurtschüssel, und jeder greift zu mit seinem großen Löffel. Sie tun es mit viel Eifer, denn sie haben viel nachzuholen in diesem Fastenmonat Ramasan, in dem es nur eine Mahlzeit gibt. Auf dem erhöhten Postament im Hintergrund breitest du deine Decke aus und legst dich schlafen und schaust noch eine Weile in das verglimmende Feuer im Ofen und hörst auf das dumpfe Klingen der Glocken einer vorüberziehenden Kamelkarawane.

Und noch ehe du recht eingeschlafen, weckt dich vor Tagesanbruch das Schellengeklingel der aufbrechenden Pferdetruppe. Du packst dein Bündel und wanderst weiter mit nüchternem Magen. Denn wie gesagt: wir sind im Ramasan. Da ist es eine der sieben Todsünden, wenn man am Tage etwas zu sich nimmt. Für Geld und gute Worte gibt es

nichts zu kaufen, auch nicht für den Gjaur.

So wanderst du billig, aber hungrig als fremder Ungläubiger durch die frommen Tage und Nächte des heiligen Monats Ramasan.

## Nächte in Erserum

IM HAN – »SALEM ALEIKUM« – EINE ÜBERRASCHUNG –  
NÄCHTLICHE REISE – MIT DER KARAWANE – ETWAS  
ÜBER DIE KAMELE – BLÜTEN UND RUINEN – ALI BEY,  
DER GASTFREUND – »YOL DA – -!« – ROMANTISCHE  
POSTKUTSCHENFAHRT – GANZ WIE BEI EICHENDORFF –  
EINE SIBIRISCHE GEGEND – BEIBURT, DIE RUINENSTADT  
– EIN KUSS ZU UNZEITEN – DAS BAIRAMFEST – IM  
KAFFEEHAUS – ÜBER DEN KOP DAGH – ERSERUM VON  
FERNE – KONTROLLE IM FESTUNGSTOR – RUINEN  
ÜBERALL – VON KATZEN, MUEZZINS UND MINARETTEN –  
AUCH EINE EISENBAHN – ABSCHIED VON ERSERUM –  
AUF DER STRASSE NACH KARS.

Allerlei Gedanken steigen in einem auf, wenn man in der kalten Sonne dieser verspäteten Frühlingstage über kaukasische Landstraßen wandert. So, denkt man, muss es einmal auch bei uns gewesen sein, damals, als das dampfschnaubende Tier noch nicht die Romantik der Landstraße verdorrte, als schwere Wagen zur Messe fuhren, als die Straßen noch lebendig waren von fahrenden Schülern und wandernden Gesellen, und hohe Herren hoch zu Ross auf Reisen gingen. Das alles findet man heute noch wie einst in diesem eisenbahnlosen Lande. Freilich alles à la Turka. Das ist hier ein buntes Leben von Menschen, die von weither kommen und weithin gehen. Orientalische Menschen, die ausschauen, als ob sie eben erst entlaufen wären



aus einem Märchen von Tausendundeiner Nacht. Man merkt es hier an allen Enden, dass der Himmel hoch und der Ghazi in Angora weit ist in diesem hintersten Winkel der Türkei. Die Wellen der von dort her geleiteten und dekretierten Reformbewegung nach westeuropäischem Muster verebben hier wie die letzten Ringe eines Steinwurfs, und wo sie sich doch ihre Geltung zu verschaffen wussten, da sind sie der Gegenstand des dumpfen passiven Widerstandes der breiten Massen des Volkes; die europäische Kopfbedeckung hat man freilich gewaltsam durchzusetzen gewusst. Dafür tragen sie aber die Mützen umgekehrt und verhüllen sie durch ein schwarzes Tuch, dessen Enden wie Trauerschleier weit über den Rücken herunterhängen. Am äußeren Auftreten der Frauen vollends verspürt man vom neuen Geiste nicht einen Hauch. Selbst die Bettlerinnen an den Straßen verhüllen schamvoll ihre Schönheit vor den Blicken derer, von denen sie Almosen erbitten. Es ist wohl auch besser so. Aber welche Welt trennt sie von ihren Schwestern, die heute – europäischer als die Europäer – mit kurzen Röcken und schicken Bubiköpfen, stolz und dauergewelkt, auf hohen Stöckelschuhen durch die Straßen Stambuls schreiten.

Drei Tage lang war ich nun schon weiter gewandert auf der großen Straße, die immer höher ins Gebirge und immer weiter in die Wildnis hinein führt. Einige Dutzend türkische Vokabeln hatte ich mir inzwischen schon angeeignet, aber das langte nicht hin zu einer Unterhaltung mit neugierigen Landbe-

wohnern, die einem da und dort begegneten und ein freundliches Gespräch anknüpfen wollten. Eines Abends kam ich an ein aus rohen Steinen und Kamelsmist zusammengebautes Rasthaus, hinter dem ein vielfach gewundener Weg über Schneefelder steil bergauf führte. Der Rauch des Herdfeuers stieg gerade in die Höhe zu dem klaren Himmel, den die Abenddämmerung in allen Farben malte. Die Luft war erfüllt von dem Schreien und Brüllen der aufbrechenden Kamele. Eine nach der anderen schwankten die hohen, schwerbeladenen Gestalten durch die enge Gasse, die zwischen den Hütten führte. Als ich vor dem Han angelangt war, hockten noch einige Treiber um ein spärliches Feuer und tranken Kaffee.

»Salem Aleikum«, sagte ich, denn so viel Türkisch hatte ich inzwischen schon gelernt.

»Aleikum Salaam«, antworteten sie wie aus einem Munde. Dann redeten sie weiter auf mich ein in einer Sprache, die mir ebenso spanisch vorkam, wie sie türkisch war. Neugierig befühlten sie meinen Rucksack, schüttelten den Kopf, betrachteten ihn wieder, und auf einmal packte ihn einer und lud ihn auf einen Esel, der sich auch gleich mit der Karawane davon trollte. Das war einigermaßen unerwartet. Da aber die anderen im gleichen Moment aufbrachen und mich zum Mitgehen einluden, vergaß ich alle Müdigkeit des zurückgelegten Weges und marschierte mit, als ob das so sein müsste. Drei Tage lang war ich jedem menschlichen Wesen aus dem Wege gegangen. Nun aber war das Herdentier

im Menschen auch in mir wieder lebendig geworden, und ich war froh, dass ich den Anschluss gefunden hatte.

Schon begann es zu dämmern. Immer länger wurden die Schatten der schwarzen Felsen, mit denen der Abhang förmlich übersät war. Bald war es dunkel Nacht, eine klare, sternfunkelnde Bergnacht.

Nie habe ich einen einigermaßen triftigen Grund dafür gefunden, warum diese Karawanen bei Nacht ihre Straße ziehen, wo doch die Tage so lang sind. In den heißen Wüstengegenden Persiens und Arabiens ist es die Flucht vor der unerträglichen Tageshitze, die gebieterisch dazu treibt, und sicherlich ist es nur das im Orient mehr noch als anderswo geltende Gesetz der Trägheit, das Mensch und Tiere dazu verleitet, diese Gepflogenheit auch im Schnee des Kaukasus fortzusetzen. Ganz gewiss ist es aber auch im Unterbewusstsein ein romantischer Zug, der die Wüstensöhne zum Festhalten an diesem Brauche veranlasst.

Denn nichts gibt es, das romantischer sein könnte, als das Ziehen einer großen Karawane durch die Stille einer morgenländischen Nacht. In endloser Linie schwankt die Reihe der schwergepackten Tiere in gleichmäßigem, wiegendem Gange, der sich niemals beeilt und niemals still steht. So viel erzählt man vom dummen Kamel, und das hat gewiss seine Berechtigung. Wer es aber einmal auf orientalischen Landstraßen in Reih und Glied marschieren sah, in gemessenem Schritt, geziert mit bunten Bändern über den langen Ohren

des hoch erhobenen Kopfes, der hat zu seinem Stauen das schöne Kamel erlebt. Es hört sich seltsam an, aber es ist schon so: was die Kirchtürme bei uns sind, das sind die Kamelkarawanen für den Orient: die Verkünder des Göttlichen in der Landschaft. Das Leitkamel trägt stets eine mächtige Glocke, deren dumpfer Ton weithin zu hören ist. An anderen Kamelhälsen hängen Glocken von anderen Abtönungen, die harmonisch zusammenläuten, wie die Kirchenglocken bei uns zu Hause. Unwirklich, beinahe überirdisch klingt so etwas in solcher Gegend, in Nacht und Wüste. Unwirklich die Gestalten, die das Nachtdunkel noch fantastischer verzerrt. Da und dort trippelt ein Esel, da und dort geht ein Treiber. Ein dunkles Gesicht, ein Turban leuchten im Schein der Laterne. Ein Kamel brüllt mit heiserer Stimme. Sogleich nehmen die anderen den Ruf auf. Ein unmögliches Grunzen und Schreien geht durch die lange Reihe. Der Treiber flucht. Er zitiert Allah und den Bart des Propheten. »Willst du wohl parieren, Sohn eines Christenhundes?« Er sticht das Geschöpf mit der Stange. Wütend schaut es sich um ob der angetanen Beleidigung. Noch einmal geht ein Grunzen durch die Reihe. Dann ist wieder alles ruhig. Man hört nur die gleichmäßigen Schritte der Kamele, das Läuten der Glocken und das wilde Geheul eines fernen Schakals. Man sieht nur die Nacht und die Sterne.

Uralte Poesie der Karawane! Ist dies nicht die Straße, über die schon Xenophon zog mit den Zehntausend? Marschierte nicht schon Alexander über

diese Berge? Sind nicht schon die Weisen aus dem Morgenlande ihre Straße gezogen mit gerade solchen Kamelen und gerade solchen Treibern, die schattenhaft durch Nacht und Dunkel zogen und tagsüber am kümmerlichen Feuer genau solchen Kaffee tranken und genau solche Gespräche führten? Und haben die Kamele damals nicht gerade so gebrüllt und die Treiber gerade so geflucht und miteinander gezankt um dieselben Nichtigkeiten, wie sie das heute noch tun?

Wahrlich, wie der Berg nicht zu Mohammed gegangen, so ist die Zeit hier auch still gestanden und wird immer stille stehen. »Wie im Unendlichen das Selbe sich wiederholend ewig fließt.« Und es bleibt doch nicht das Gleiche. –

Es war eine lange Nacht, diese erste bei der Karawane. Schon nach einer halben Marschstunde marschierten wir durch eine Schneelandschaft, in der unzählige Kamelhufe einen vielgewundenen Pfad bis zur Passhöhe gebahnt hatten. An steilen Hängen ging es vorbei, an Abgründen, die schwarz wie Höhlenschlünde aus der Tiefe schauten. Der Wind pfiff eisig um jede Wegbiegung, – das und der ungewohnte Gestank der Kamele, der eintönige Sing--Sang der Treiber und die Anstrengungen des langen Tagemarsches verursachten eine derartige Übermüdung, dass mir die Augen zufielen und ich nur taumelnd Schritt zu halten vermochte mit der Karawane, die unerbittlich weiter zog. Lange vor Tagesanbruch erreichten wir das Ziel der Reise. Es war eine sibirische Gegend, über der ein kalter Wind me-

lancholisch summte. Mit Schnelligkeit und einer Präzision, die von langer Übung zeugte, wurde das Lager hergerichtet. Die von der Last befreiten Kamele knieten im weiten Kreise um den Futterhaufen, dem sie knurrend und gurgelnd ihre Reverenz erwiesen. Treiber und Führer versammelten sich in einer steinernen Schutzhütte, wo sie sich sogleich an ihre Kochkünste machten, denn wie gesagt: man war im Ramasan, und da durfte nach Sonnenaufgang kein Bissen mehr einen gläubigen Mund verunreinigen. Hier in der Hütte war man wenigstens geschützt vor dem eisigen Winde, aber das war auch das einzige Erfreuliche an diesem Aufenthaltsort. Der Rauch des brennenden Kamelmistes biss in die Augen. Es duftete nach allen Gerüchen des Orients, nur nicht nach denen, von denen man in den Märchen lesen kann. Ein kleiner Junge brachte mir eine Mahlzeit aus Milch, Joghurt und Brotfladen und zuletzt noch ein Glas Tee, das ich nur halb leerte, denn ehe ich mich's versah, war ich fest eingeschlafen auf dem harten Boden. – –

Als ich wieder aufwachte, war es längst schon heller Tag. Es war ganz windstill, und ein strahlend blauer Himmel stand über der weißen Landschaft. Mit einem Satz war ich aus der Hütte der üblen Gerüche und stand draußen im Freien. Wir hatten die höchste Passhöhe erreicht und konnten nun von oben herab wie auf einer Landkarte den ganzen zurückgelegten Weg übersehen. Täler und Schluchten und Straßen und Rasthäuser lagen gebadet in der hellen Sonne. Wie kleine schwarze Schlangen sah

man die heraufkommenden Karawanen, und ganz in der Ferne unter dem Horizonte lag wie ein dicker dunkler Tintenstrich das Schwarze Meer. Nach Osten, in der Wegrichtung aber, sah man nur ein Chaos von Bergen und Schluchten, das einen daran erinnerte, dass man auch auf diesem hohen Gipfel erst am Anfang der Reise stand und Persien noch nirgendwo in Sicht war. –

Vor Anbruch der Nacht reisten wir weiter, mit nüchternem Magen natürlich, wie sich das für einen Gläubigen geziemt. Nur ein Glas heißen Tees durften wir uns leisten, und der war wie ein Gottesgeschenk in dem kalten Winde, der mit sinkender Sonne wieder wie ein Ungeheuer aus den Bergschluchten kam. Die Treiber zogen ihre persischen Lammfellmützen auf und putzten ihre Messer an den langen blauen Röcken ab. Dann machten sie sich daran, die Kamele zu beladen, und das war kein kleines Geschäft. Denn das Kamel liebt den Protest. So oft es auch beladen wird in seinem Leben, so oft begrüßt es diesen Augenblick mit denselben Anzeichen der Entrüstung, wie am allerersten Tage. Knurrend unterbricht es das angenehme Geschäft des Wiederkauens. Langsam wendet es den langen Hals und besieht sich seinen Peiniger mit großen, schwarzen Augen, aus denen Tränen kollern. Dieser schwingt den Stock und verflucht seine Ahnen bis ins letzte Glied. Darauf wütendes Gebrüll des Kamels.

Seltsame, unergründliche Stimme des Wüstenschiffes! Ihm steht die ganze Tonleiter zur Verfü-

gung, zum Ausdruck seiner Gefühle. Es kann knurren, brummen, es kann stöhnen wie ein Mensch, plärren wie ein Schaf und schreien wie ein wildgewordenes Pferd. Kniend empfängt es seine Ladung und schreit dabei schon, wenn man ihm nur einen Strick überwirft, mit dem man die Last befestigen will. Mit steinerweichendem Stöhnen quittiert es den Empfang der Last. Stolpernd steht es auf, und das ist immer der schwerste Moment in seinem Leben. Ein Kamel soll einmal gesagt haben, es könne die Erde tragen, wenn es nicht aufzustehen brauchte. Ist es aber erst einmal so weit, so schreitet es mit langen, zögernden Schritten wesenlos und schattenhaft, protestlos dahin, als ob überhaupt keine Last auf seinem Rücken läge.

Oftmals habe ich diesen Vorgang mit angesehen und jedes Mal ist mir dabei ein Gleichnis aufgestiegen, dessen ich mich nicht erwehren konnte: sind wir nicht auch wie diese Kamele, wir Deutsche? Zuerst, als man anfang uns Lasten aufzubürden, schrien wir aus Leibeskräften. Nun aber, da wir als Daweskamel unter dem Gewicht untragbarer Reparationen dahinstolpern, sind viele schon halb stolz darauf geworden und Monat für Monat lesen wir beinahe schon mit Freude die Berichte des Fronvogts in der Zeitung. Doch das ist Politik.

Die Kamele sind im Gang. Der Schnee knirscht unter den Hufen. Die Treiber gehen nebenher mit langen Schritten, die sie ihren Schützlingen abgesehn. Tagaus, tagein tun sie das ihr Leben lang, dreißig Kilometer pro Tag in Hitze und Kälte, in Nacht



und Sturm. Es ist kein leichter Beruf. »Nach fünf Jahren«, sagt ein türkisches Sprichwort, »ist entweder das Kamel oder der Kameltreiber tot.«

Das Reisen im armenischen Kaukasus hat immer seine Schwierigkeiten. Beim Aufstieg auf den Berg waren es die tiefen Schneefelder, die uns den Weg sauer machten. Hier, beim Abstieg an der sonnigen Südseite brauchte man nur vereinzelte Schneefelder zu passieren. Dafür war aber der ganze Abhang lebendig von unzähligen Bächen, die in lustigen Wasserfällen von allen Seiten herunterstürzten und die Straße zu einer Illusion machten. Es gehörte die ganze Erfahrung eines geübten Kamels dazu, um sich und seine Last im Gleichgewicht zu halten in dem abschüssigen Gelände, das bei jedem Schritt unter den Füßen hinwegrutschte. Dennoch wurde eines der Tiere von seinem Schicksal ereilt und purzelte mitsamt seiner Last, sich vielfach überschlagend, den Hang hinunter in ein enges Tal, wo es in einem kleinen Bache liegen blieb und sich nicht mehr rührte. Wir eilten hinunter und erwarteten nur noch eine Leiche zu sehen. Drunten standen sie alle in einem Kreis und machten ihre Bemerkungen, bis Scheich Mohammed, der Karawanenführer, kam und feststellte, dass das Tier noch kerngesund war und abgesehen von einigen Schrammen keinen Schaden gelitten hatte. Soweit war alles schön und gut. Aber wie es nun wieder aufstellen? Das war die große Frage, die sich alle vorlegten, während sie gewichtig ihre Bärte strichen. Hadsch Ali war dafür, dass man es mit einem Strick am Kopfe versuchen

solle, während Mustafa die Sache beim Schwanze anpacken wollte. Sie versuchten es auf beide Arten, aber es war alles umsonst. Stunden vergingen. Längst war die Nacht angebrochen und noch immer lag das blöde Tier da und grunzte und stöhnte. Es lag vollständig frei. Es hätte ruhig aufstehen können, aber es wollte oder getraute sich nicht. Die Treiber prügeln es mit viel Temperament. Sie schimpften und verfluchten seinen Stammbaum. Sie verwünschten es, dass der Prophet seinen Bart verbrenne, sie nannten es den Sohn eines Christenhundes. Aber es rührte sich nicht. Schon hatte man beschlossen hier zu übernachten und den Tag abzuwarten, als es auf einmal aufsprang und sich schüttelte. Willig kniete es nieder und ließ sich von neuem die Last aufladen. Dann marschierte es davon, als ob nichts passiert wäre. –

Weiter stampften wir über den schlammigen Boden und durch den nassen Schnee. Von allen Seiten hörte man durch die Nacht das Raunen des Windes und das Gurgeln und Rauschen der Wildbäche. Wilder und wilder wurde die Landschaft, ein Irrgarten von Felsen und Schluchten. Mit Tagesanbruch kamen wir in eine Gegend, wo der Frühling schon auf die Berge gezogen war und die Hänge gelb waren von Primeln und blau von Veilchen. Tief im Talgrund sah man blühende Kirsch- und Aprikosenbäume, die weiß wie Schnee und rot wie die Sonne zwischen den schwarzen Felsen leuchteten. Voll Erwartung stieg ich hinab, aber was man zu sehen bekam, das waren Ruinen.

Denn auch diese weltverlassenen Erdenwinkel hat der nimmersatte Krieg nicht verschont. Mehr als das: es gibt auf dieser Erde kein Land, in dem er so furchtbar gehaust hat, wie hier, wo wahrlich die Prophezeiung sich erfüllt hat, dass er keinen Stein mehr auf dem anderen lasse, dass er dem Menschen nichts mehr lasse als die Augen, um sein Unglück zu beweinen.

Furchtbare Tragik des Landes Armenien! Wir alle haben es ja erfahren müssen, wie der Mensch noch immer des Menschen größter Feind gewesen ist, aber das alles war Kinderspiel im Vergleich zu dem, was in diesen Bergen vor sich gegangen ist.

Es ist ein Widerspruch in sich, wenn man noch von Armenien spricht. Heute ist es nur noch ein geografischer Begriff. Im ganzen Lande existiert heute kein einziger Vertreter dieser Rasse mehr. Die Glücklicheren unter ihnen sind geflohen nach Syrien, nach dem Irak, nach Georgien. Die Mehrzahl aber liegt heute unter dem Boden. Die Geschichte kennt keinen Fall einer so vollständigen Ausrottung eines Volkes.

Dennoch ist es verkehrt, wenn man verallgemeinernd von »Armeniergreueln« im Sinne einseitiger türkischer Verfolgung spricht. In diesem Lande ist kein Volksstamm dem anderen etwas schuldig geblieben, und der Armenier selbst hat durch seine besondere Eigenart nicht wenig beigetragen zu dem Schicksal, das ihn ereilte. Im Orient geht eine Fabel um, die in etwas an die von unserem Distelfink erinnert: als der liebe Gott die Menschen erschaffen

hatte und bei ihrem Ansehen feststellte, dass sie ihm leidlich gelungen waren, trat der Teufel an ihn heran mit der Bitte, ob er nun auch etwas schaffen dürfe. »Gewiss«, sagte der liebe Gott. Da nahm der Teufel eine Retorte und mischte darin zwei Griechen, zwei Juden und zwei Levantiner. Das Resultat war ein Armenier. Auch wenn man ihre Charaktereigenschaften nicht so schwarz malt, wie diese türkische Legende, bleibt doch noch genug übrig, um die Feindschaft zu verstehen. Im Kriege nahmen die Armenier offen Partei für die Feinde des türkischen Reiches und ermöglichten durch ihre Haltung erst die Niederlage, die das osmanische Heer gleich zu Anfang des Krieges in jenen Gegenden erlitt. Nach dem Einzug der Russen kühlten sie ihren Mut an ihren Erbfeinden, indem sie türkische Höfe und Moscheen niederbrannten und als Denunzianten ihre Nachbarn dem Feind ans Messer lieferten. Bei ihrer Rückkehr drehten die Türken den Spieß um und verfuhr nach gleichem Muster mit den Armeniern. Das allezeit kriegs- und beutelustige Volk der Kurden mischte sich in die Händel, und es begann ein wildes Morden und Totschlagen, wie es die Geschichte noch nicht gesehen. Kirchen und Moscheen gingen gleichmäßig in Flammen auf. Selbst vor den Gräbern machte der Hass nicht halt. Was übrig blieb, das war eine Trümmerstätte, die das Land im Urzustand zurückließ, wie es die Natur geschaffen. Die Natur selbst, mitleidiger als die Menschen, beginnt die Spuren der Zerstörung zu verwischen. Verfallene Mauern verschwinden unter ei-

nem Teppich von Gras und Blumen, und blühende Pfirsichbäume wachsen aus zerstörten Kirchenportalen. Langsam werden von der Regierung die gesprengten Brücken wiederhergestellt, neue Gebäude erstehen an Stellen, die einmal Städte gewesen. Aber es geht alles sehr langsam. Denn woher das Kapital nehmen in diesem durch elf Kriegsjahre verarmten Lande? Und vor allem: woher die Menschen? Drei Millionen Griechen hat man ausgewiesen aus Anatolien, eine Million Armenier ist nicht mehr, die türkische Bevölkerung selbst ist dezimiert. Platz ist genug und übergenug im Lande, aber sonst fehlt es an allem. So lebt man dahin mit wenig Geld und großen Hoffnungen. Unfassbar groß ist der Geldwert in jener Gegend. – Was ist eine türkische Lira in Konstantinopel? Ein Nichts, das man vertut in einer unbedachten Minute! Aber hier! Ein Ei kostet knapp drei Pfennig nach deutschem Geld, ein Pfund Butter achtzig Pfennig. Wer eine Fünfpfundnote besitzt, ist ein reicher Mann. Aber es ist eine Billigkeit, bei der die Armut Gevatter gestanden hat.

Nach einigen Tagen durchzogen wir ein schönes breites Tal, das in seiner ganzen Erscheinung das genaue Gegenteil war von den wilden Landschaften, aus denen wir eben kamen. Alles war hier freundlich und anmutig. Der Fluss, der bisher als schäumender Wildbach unser Wegbegleiter war, floss träge dahin zwischen grünen Matten, auf denen Kühe weideten. An den Abhängen, die ebenfalls vom Grün des Frühlings bedeckt waren, kletterten

Schaf- und Ziegenherden unter Aufsicht kleiner Hirtenjungen, die ebenso malerisch wie zerlumpt aussahen. Am Flussufer saßen wie bunte Farbenklexe die Weiber, die Wäsche wuschen. Im ganzen Tal aber, so weit man blickte, war die Landschaft weiß vom Blütenschnee der Apfelbäume. Die Straße wurde belebter, und bald tauchte aus dem Talgrunde eine Stadt auf, oder doch das, was man in jenen Gegenden darunter versteht. In der Ferne leuchtete die Kuppel einer Moschee. Schlank wie ein Finger ragte ein Minarett in die Morgenluft. Viel mehr bekam man auch nicht zu sehen, als man mitten in der Stadt stand. Denn sie war natürlich abgebrannt. Nur ein paar verlotterte Buden an einer schmutzigen Straße zeugten von dem, was einmal die Bezirkshauptstadt Gümisch-Hana gewesen war. Etwas abseits, in einem neu entstehenden Stadtteil, standen bereits wieder einige stattliche Villen für die Herren Offiziere und Beamten. Eine neugepflanzte Allee führte zu einem recht stattlichen Hotel, hinter dem ein rührender Versuch zu einem kleinen Walde stand, in dem jedes Bäumchen mit einem Stacheldraht umgeben war, als Schutz gegen marodierende Ziegen.

Hier im Hotel ließ ich mich nieder und war alsbald der Gegenstand allgemeinsten Beachtung. Denn Fremde aus Frankistan sind selten in den armenischen Bergen. Besonders Ali Bey, der Besitzer des Hotels und des halben Landes in der Umgegend, war die Liebenswürdigkeit selbst. Kostenlos bewirtete er mich mit dem Besten, was er im Hause hatte

und wurde dabei nicht müde, mich über Alamania auszufragen, über den Kaiser und Hindenburg und darüber, ob es demnächst bald wieder losgehen würde gegen die verfluchten Engländer. Die Kunde von dem zugereisten Franken hatte sich schnell verbreitet. Und nach und nach hatten sich eine ganze Anzahl Offiziere der Garnison zur Begrüßung eingefunden, denn in Gümisch-Hana ist man dankbar um jedes bisschen Abwechslung. Da meine türkischen Kenntnisse sehr zu wünschen übrig ließen und die anderen nichts anderes sprachen, wollte die Unterhaltung anfangs nicht recht in Fluss kommen. Das wurde anders, als ein höherer Offizier hereinkam, vor dem alle aufstanden und stramm salutierten. Zu meinem Erstaunen kam er auf mich zu und begrüßte mich in tadellosem Deutsch, mit ein wenig Berliner Anklang. Er war in seiner Jugend, noch zu Abdul Hamids Zeiten, zur Ausbildung zu den Gardedragonern nach Berlin kommandiert worden und fühlte sich seither selbst als halber Spreethener. – Berlin! Das sei noch eine Stadt! Und Deutschland! – Jetzt sehe es ja schlimm aus dort drüben. Aber er wisse es besser. Die stellen sich bloß tot. Und eines Tages, da seien sie wieder lebendiger als je, und die Deutschen und die Türken – die würden zusammen doch ausreichen, um aus der ganzen Welt ein Armenien zu machen. Das war die allgemeine Ansicht. Zwischendurch tranken wir unendlich viele Tassen Kaffee, der Offizier erzählte Schnurren aus seiner Berliner Garnisonszeit und schließlich sang er begeistert »Deutschland über alles«, wobei alle ande-

ren mit einstimmten so gut sie konnten.

Inzwischen war es längst dunkel Nacht geworden. Ali Bey, dem vor Begeisterung die Wasserpfeife ausgegangen war, interessierte sich sehr für meine ferneren Reisewege. Das Marschieren mit dem Rucksack erschien ihm als die sonderbarste aller Marotten eines übergeschnapten Franken. Warum ich das wohl täte?

»Zum Vergnügen«, sagte ich.

Da schüttelte er missbilligend den Kopf.

»Efendi«, sagte er mit vorwurfsvoller Miene, »sagen Sie mir bitte etwas, das ich glauben kann. Zum Vergnügen geht man nach Stambul, wo es guten Kaffee und Kinotheater gibt. Aber nach Gümisch-Hana zu Fuß über die Berge, da zerreißt man seine Schuhe und wird mit der Zeit müde, und das ist das Schlimmste, was einem Gläubigen passieren kann. Sie werden sterben, wenn Sie so weiter machen, und dazu möchte ich nicht auch noch helfen. Heute Abend fährt ein Postwagen nach Beiburt. Sie werden mit ihm fahren. Es geht schneller und kostet Sie nichts.«

Das war in der Tat frohe Botschaft. Schon während des ganzen Tages hatte ich die weißen Schneefelder des Wawug Dagħ in der Wegrichtung vor mir liegen sehen und mir schon im voraus die Schrecken ausgemalt, die mir dort noch bevorstanden, die mühsamen Schritte durch den tiefen Schnee. Und nun sollte das alles sich in eine romantische Postkutschenreise verwandeln!

Die »Postkutsche« entsprach dann freilich nicht



ganz den Erwartungen. Es war ein mit vier Pferden bespannter Leiterwagen, auf dem die Säcke wild durcheinander lagen. Ich setzte mich auf einen der Säcke.

»Yol da!« rief der Treiber und ließ die Peitsche knallen.

Fort ging die Reise. – –

In mancher Hinsicht war es ganz wie bei Eichen-dorff. Die Nacht war mild. Ab und zu kam der Mond aus den Wolken und warf ein weißes Licht auf das Meer von Blüten, deren Duft schwer und berauschend über der Landschaft lag. Aber die Säcke waren hart und der Wagen hatte keine Federn. Die vier nebeneinander gespannten Pferde eilten in rasendem Galopp und ließen den Wagen in wilden Luftsprüngen über die Straße eilen, die nur aus Löchern bestand.

Jede zweite Stunde kamen wir zu einem Posthause, wo im Handumdrehen die Pferde ausgeschirrt wurden und vier andere Gäule mit neuer Kraft wieder loslegten. Sehr bald hatten wir das Tal mit seinen Blüten hinter uns gelassen und keuchend trabten die Pferde bergauf zum Wawug Dag. Zusehends wurde es kälter, und ehe noch die Nacht halb vorüber war, hatte der Himmel sich überzogen und es fing sachte an zu schneien. Vor uns hörte man das dumpfe Glockengeläute einer Kamelkarawane. Schon nach wenigen Minuten waren wir mitten unter ihr.

»Yol da ...!« rief der Postillon.

Da fluchten die Treiber. Die Kamele brüllten und

grunzten. Die fantastischen Gestalten der Tiere zogen vorüber wie Nachtgespenster.

»Bum! bum!« läuteten die Glocken. Bei jedem Tier gab es ein Fluchen und Zetern, bis es geruhte, Platz zu machen für die republikanisch türkische Post, deren rote Halbmondfahne dicht neben mir auf dem Wagen flatterte. Es dauerte mehr als eine Stunde, bis wir den Hexensabbath hinter uns hatten, aber noch lange hörten wir in der Ferne das Läuten der Glocken und sahen von weitem die Umrisse der Tiere, die wie ein Gespensterheer den Berg hinaufmarschierten.

Bei Tagesanbruch machten wir längere Rast in einem größeren Hause, das aber auch nur eine größere Lehmhütte war. Da wir noch immer im Ramadan waren und deshalb nichts essen durften, trank jeder ungefähr zehn Tassen Tee. Dann kam ein neues Gespann, das uns mit frischen Kräften weiter in den grauenden Morgen entführte. Es war eiskalt, wohl fünf bis sechs Grad unter Null. Ein messerscharfer Wind fegte die Flocken über die schneebedeckte Hochebene, die flach war wie ein Tisch. Am liebsten wäre ich geblieben, wo ich war, aber in der weiten Runde gab es hier keine Unterkunftsstätte für einen anspruchsvollen Christenmenschen, und so blieb nichts übrig als wieder aufzusteigen und weiterzufahren in Schnee und Kälte dieser sibirisch-anatolischen Landschaft, bis wir nach einigen Stunden gemartert, gerädert und zu Dreiviertel erfroren in der Stadt Beiburt ankamen.

Das erste, was wir von dieser Stadt zu sehen be-

kamen, war eine ausgebrannte Kaserne, die einsam in der Ebene stand. Von dort ging es steil bergab in einen von einer verfallenen Burg überhöhten Talkessel, aus dem zwischen Häusern und Ruinen verschiedene Minarette in den grauen Himmel ragten. Die Nähe der Stadt mit ihren Genüssen wirkte beflügelnd auf das Temperament der Treiber und der Pferde. Der flinke Trab, der vorher schon zu viel war für meine geräderten Glieder, artete aus in einen rasenden Galopp. In wilder Karriere ging es durch die engen, winkligen Gassen, gefolgt von einer Meute verwilderter Hunde. Und jetzt erst, bei näherem Hinsehen, bot sich die Enttäuschung, die sich einem heute überall bietet im Lande Armenien. Man glaubt unter Menschen zu kommen und kommt in eine Wildnis. Man glaubt Häuser zu sehen und steht vor Ruinen. So waren es auch nur Ruinen, die hier die Gassen umsäumten, kümmerliche Ruinen von Häusern, die anscheinend vorher auch nicht allzu viel vorgestellt hatten. Zumeist waren sie abgebrannt bis zu den Grundmauern, und was von Bewohnern übrig war, das guckte irgendwo zwischen verkohlten Balken heraus.

Mit einem Ruck hielten wir vor dem Posthause. Wir stiegen aus, und dann geschah etwas, was ich eigentlich nicht erwartet hatte. Ein kleiner Junge kam auf mich zu, drückte mir beide Hände und gab mir einen Kuss. Ehe ich mich noch vom Erstaunen erholt hatte über diese unerwartet herzliche Begrüßung, waren schon drei bis vier andere herbeigekommen und taten desgleichen. Dann erst fiel mir auf,

wie hier überall einer des anderen Hände drückte, und einer den anderen küsste. Es fiel mir auf, ein wie schöner, sonniger Tag es geworden war nach dem trüben Morgen, und zu allem Überfluss klärten mich auch noch die anderen darüber auf, dass der trübe, traurige Monat Ramasan vorüber war und dass man nun drei Tage lang das große Beiramfest feiere. Bis zum Schluss dieses Festes – denn im Orient hat man immer Zeit – war an eine Weiterreise nach Erserum nicht zu denken, und inzwischen hatte ich reichlich Gelegenheit zur näheren Besichtigung der aufblühenden Stadt Beiburt.

Dabei stellte sich heraus, dass hier doch noch einige Häuser waren, die man nicht ohne weiteres als Ruinen ansprechen konnte. Am Rande eines lustigen Flusses stand sogar ein recht stattliches neues Gebäude, das ursprünglich zur Fabrik bestimmt war, nun aber als Hotel Verwendung fand. Ein landesübliches Hotel natürlich, in dem ich mich einquartierte und billig, aber etwas ländlich in einem richtigen Bett logierte. So etwas war mir schon lange nicht mehr vorgekommen. Leider waren mit dem Beiram die Nachwirkungen des Ramasan noch nicht überwunden. Hatten sie vorher aus Prinzip gefastet, so fasteten sie nunmehr aus Enthusiasmus, weil jede Arbeit – auch die des Kochens – die Festesfreude stört. Für Geld und gute Worte gab es nichts Gekochtes für meinen Magen, der nach christlicher Speise knurrte. So musste man wohl oder übel noch einige Tage weiter echt türkisch von Joghurt und Eiern leben. Aber mancher hat sich schon von schlech-

teren Dingen ernährt.

Alle übrige Zeit verbrachte ich gemäß der Landessitte im Kaffeehaus. Der Türke ist nämlich eine noch unermüdlichere Kaffeehausratte, als selbst der Österreicher. Dort verbringt er den Tag, dort hockt er die halbe Nacht. Kaffee und Tee und einige süße Leckereien, wie jetzt gerade am Beiramfeste, sind seine Lebenselemente. Hier kann er tage- und nächtelang auf den verlausten Polstern sitzen und alles über und über besprechen, von der hohen Politik bis zum letzten Hammelkauf. Schöne Teppiche hängen hier an den Wänden, der Rauch der Zigarette schwebt wohlig im Raume. Mit ein wenig Azetylen haben sie das Ganze aufgepumpt zu wirklich so etwas wie einem strahlenden Lichterglanze, bei dem man zufrieden seine Wasserpfeife rauchen kann. Überall, von Bagdad bis Stambul, findet man die gleichen hohen Bänke mit den Armlehnen, auf denen die Efendis mit unterschlagenen Beinen sitzen und aus winzig kleinen Täßchen ihren Kaffee schlürfen.

In Beiburt freilich, wie überhaupt in ganz Armenien und Nordpersien, macht sich der russische Einfluss insofern bemerkbar, als dort viel mehr Tee als Kaffee getrunken wird und zwar aus kleinen Gläsern, die überall dieselben sind mit den genau gleichen Mustern, in allen Karawansereien, von der indischen Grenze bis nach Anatolien. Irgendwo auf dieser Welt muss es eine ungeheuer große Fabrik geben, die diese alle herstellt, und von deren Aktien möchte ich einige besitzen.

Doch sind dies alles bedauerliche Degenerationserscheinungen. Wer noch streng an den Sitten der Väter hängt, der verachtet den Tee und die Tische und die hornbebrillten Gestalten, die daran sitzen. Er versammelt sich mit gleichgestimmten Seelen in einer besonderen Ecke des Kaffeehauses, die schon von weitem kenntlich ist durch die lange Reihe der ausgezogenen Pantoffeln, die an der Wand stehen. Drinnen sitzen sie alle auf dem Teppich und amüsieren sich auf ihre Weise. Eine schläfrige Unterhaltung ist im Gange. Man hört das Gurgeln der Waspfeifen und das laute, genüssige Kaffeeschlürfen der Efendis. Die blauen Flämmchen auf den Pfeifen leuchten wie Irrlichter im Räume. Und über allem liegt der berauschende Duft des würzigen Kaffees. Des süßen Mokka-kaffees, für den man dort zulande eine feine Zunge hat, und dessen Zubereitung sich nicht von heute auf morgen lernt. In der rauchigen Höhle im Hintergrund hocken kleine Jungen, die ewig Kaffee mahlen auf langen kupfernen Röhren, die aussehen wie tibetanische Gebetsmühlen. Fein wie Mehl kommt der Kaffee aus der Röhre und wird alsdann gekocht in einer kleinen Kupferpfanne mit einem sehr langen Stiel. Noch kochend, voller Schaum, wird er in ein winziges Täßchen geschüttet und gleich getrunken.

Allah, aber das ist ein Kaffee, der wert ist, getrunken zu werden!

Inzwischen ist die Pfeife ausgegangen und wird umständlich mit einer Holzkohle wieder angesteckt. Und so vergeht zwischen Schlürfen von Kaffee und

Anstecken und Ausgehen der Pfeife der gemächliche Tag des orientalischen Menschen. –

Auch ich tat während des dreitägigen Aufenthalts in Beiburt nichts anderes als das Teeglas leeren, das alsdann ein dienstbarer Junge sofort wieder auffüllte. Denn das ist auch eine der Eigentümlichkeiten türkischer Tee- und Kaffeehäuser, ihre Inhaber scheinen überaus menschenfreundliche Seelen zu sein. Mit Engelsgeduld füllen sie jedes leere Glas, das in ihren Gesichtskreis kommt, und wenn sie je einmal nach dem Gelde fragen, so ist es eine derart lächerliche Summe, dass man Gewissensbisse bekommt, wenn man sie bezahlt. Zu allem Überfluss hatte dieses »Hotel« auch noch eine, wenn auch mit keinem Geländer versehene Veranda, auf der man ungestört seinen Gedanken nachhängen konnte in der klaren Bergluft, die an Davos erinnerte, während drunten die Kamele brüllten und die Gassen selbst zwischen diesen Ruinen lebendig waren von den Freuden des Beiramfestes. Gegen Norden lag die noch immer tief im Schnee vergrabene Hochebene in blendendem Sonnenschein, und nach der anderen Richtung hoben sich scharf und schwarz die zerfallenen Mauern der Perserburg vom dunkelblauen Himmel ab. Es war ein Bild, das einen versöhnte mit Hitze und Frost und den langen, steinigen Wegen Anatoliens.

Nach fünf oder sechs Tagen war das Fest endlich vorüber und jeder fing an, wieder seinen gewöhnlichen Geschäften nachzugehen, die allerdings, soweit es die Stadtbewohner anbelangt, auch nur in ei-

nem fortgesetzten dolce far niente zu bestehen schienen, denn die Kaffeehäuser erfreuten sich eines kaum verminderten Zuspruchs. Auf der Landstraße aber wurde es lebendig. Die Esel trippelten auf dem holperigen Pflaster. Die Kamele schritten würdig durch den frühen Tag. Die Treiber fluchten. Da packte auch ich mein Bündel und marschierte weiter auf der großen Straße, die nach Erserum führt. –

Nicht weit hinter der Stadt begann die Straße wieder anzusteigen zu den schneebedeckten Pässen, die über den Kop Dagh führen. Die Berge waren hier noch höher als die der Küstenkette. Die Nächte musste man hungernd und frierend vor dem kümmerlichen Feuer aus Kamelmist in Schutzhütten verbringen, wo der eiskalte Wind durch alle Ritzen pff, und tagsüber ging es immer bergauf und bergab durch Schneefelder, die mir meine drei Jahre im Eismeer ins Gedächtnis riefen. Von dem Gipfel des Kop Dagh hatte man eine weite Aussicht auf die anatolische Hochebene, die kahl und braun in der hellen Sonne lag. Fröhlich stieg ich hinab. Nach der ewigen Kraxelei im Gebirge wollte mir der weitere Weg in diesem flachen Lande wie ein Kinderspiel erscheinen.

Aber die Enttäuschung war groß, als es endlich soweit war. Nichts Langweiligeres konnte es geben als das stumpfe Dahinstampfen in dem tiefen Sande dieser endlosen Straße. Nichts Graueres als diese Landschaft, nichts Trostloseres als diese Dörfer.

Kann es etwas Traurigeres geben, als so ein türki-



sches Köy?

Ah, unsere schönen deutschen Dörfer! Das armseligste Bauernkaff bei uns zu Hause ist eine funkelnde Großstadt im Vergleich mit dieser Kümmerlichkeit. Was ist es nur, das sie unseren Augen so tot und verlassen, so trostlos langweilig erscheinen lässt? Ist es die Armut, die in ihren Gassen hockt, ist es der Mangel an Farbe, der das Auge beleidigt, jetzt, wo das strenge Gesetz mit dem roten Fez auch das letzte Bunt von der Straße verbannt hat?

Jedes dieser Dörfer trägt sozusagen eine Tarnkappe. Grau und braun liegt das weite Land in der grellen Sonne, und man muss schon ganz dicht herankommen an die Lehmwände der Häuser, oder wie man diese Gebilde heißen will, ehe man das Dorf sich aus dem Grau der Landschaft absondern sieht. Ganz kahl steht es da. Kein Baum, kein Strauch, kein freundlicher Garten, keine Blume ist weithin zu sehen. Denn der Orientale ist kein Freund von Zierpflanzen und dergleichen Luxus. Schon in der Bibel steht ja das Gleichnis vom Feigenbaum, der abgehauen wird, sobald er keine Früchte mehr trägt. Und der Türke, als ein der Steppe entstammender Mensch, hat hiefür noch weniger Verständnis als andere Orientalen. »Wo der Türke hintritt«, sagt ein deutsches Sprichwort, »da wächst kein Gras mehr«. Wo immer er hinkam auf seinem Siegeszug, da haben Abholzungen seinen Weg bezeichnet, da hat er mit Hass die Bäume verfolgt. Die Bäume und die Blumen. Vor allem aber die Blumen.

Man braucht sich nur einmal so einen echten tür-

kischen Friedhof anzusehen in seiner schaurigen Verwahrlosung. Weithin dehnt er sich aus vor dem Dorfe. Denn man hat ja Platz in dem Lande. Generation um Generation gräbt hier ihre Gräber und pflanzt ihre Steine, und so wächst er wie die Wüste. Wie im Leben, so halten sie auch im Tode nicht viel auf Äußerlichkeiten. Ein roher, ein behauener Findlingstein, ein kahler Erdhaufen genügt einem toten Türken. Er steht eine Weile, bis Wind und Wetter ihn umgestürzt haben. Zerbrochen bleibt er auf der Erde liegen, bis andere kommen und ihre Gräber graben und das Ganze schließlich mehr einem Schindanger gleicht, als einem anständigen Friedhof.

Im Dorfe selbst ist nur die Sonne lebendig, und der Staub in der Straße und das Gekrächze der Raben, die überall auf den Hausdächern hocken. Langsam schleicht ein vorsintflutlicher Ochsenkarren durch die grundlose Straße. Die Ochsen schlafen im Laufen, der Baschy schläft auf dem Wagen, es schläft der Kaufmann, der auf einem wackligen Stuhle vor seiner Türe in die Sonne blinzelt – ah, diese Welt ist viel zu nichtig, als dass es sich lohne, darum die Augen aufzumachen!

Ja, und es schlafen auch die Ziegen und Hammel in der Straße, die Kamele, die vor den Heuhaufen wiederkäuen, der Bettler selbst, der bakschischheischend die Hände hebt. Hinter seinem Schaufenster thront der graubärtige Bäcker mit verkreuzten Beinen, kassiert die fünf Piaster und schläft gleich wieder ein. – So hast du wenigstens Brot, wenn das Ding auch mehr einem alten Handtuch gleicht.

Durch die Straße kommt eine Gestalt in einem aus Lumpen notdürftig zusammengeflickten Rock, der nur in diesem Lande nicht polizeiwidrig ist. Ist dieser nun ein reicher Mann, Besitzer von einigen tausend Hammeln, oder ist er nur ein Bettler? Wer kann es wissen? Denn wisse: in diesem Lande sind alle reich. Wer keine Bedürfnisse hat, ist immer reich.

Der Abend kommt. Der Hodscha steigt in Ermangelung des Minarets auf eines der flachen Hausdächer und singt sein Gebet mit eintöniger Stimme. Die Nacht folgt frostig auf den heißen Tag. Die Ochsen kehren heim mit den seltsam altertümlichen Pflügen. Nun wird es still. Man hört nur noch das Knurren der Hunde, das Grollen der Kamele, das Plätschern eines Brunnens und das nimmermüde Krächzen der Raben.

So war es heute im anatolischen Dorfe, so war es gestern und vor tausend Jahren, so wird es morgen und immer sein, denn Allah ist groß und allmächtig, und wer wollte sich wohl aufregen über den Wechsel dieser aus ewigen Quellen immer gleichfließenden Zeit?

Die Dorfhunde freilich sind weniger philosophisch veranlagt, und wer da nicht einen ordentlichen Stock auf seine anatolischen Wanderungen mitnimmt, der ist seines Lebens keinen Augenblick sicher. Zumal die Schäferhunde, die groß wie junge Kälber, in ganzen Rudeln auftreten, machen das Reisen auf der Landstraße zu einem gefährlichen Unternehmen. –

Alles, auch eine anatolische Landstraße, hat einmal ein Ende, und so kam denn doch eines Abends Erserum in Sicht, am Fuße einer hohen Bergkette, die im Osten die Ebene begrenzte. Die Sonne war schon am Untergehen, und die Kamelkarawanen hatten in kilometerlangen Zügen eben ihre Reise angetreten. Es war ein Bild, wie man es sich schöner nicht vorstellen kann. Die hohen Kamele, die exotisch aussehenden Treiber mit ihren Lammfellmützen, im Hintergrund die Minarette, die Zinnen einer Burg, die Kuppen vieler Moscheen, die im letzten Sonnenlichte funkelten, das alles sieht aus wie ein Kapitel aus Tausendundeiner Nacht. Unwillkürlich musste ich an die Verse in Freiligraths Gedicht denken:

*»Wär' ich im Bann von Mekkas Toren – –.«*

Allein schon das Tor ist eine Enttäuschung. Warum man gerade diese Armseligkeit mit Wällen und Mauern umgeben hat, weiß ich nicht. Jedenfalls ist Erserum eine stark befestigte Stadt. Auf den Wällen exerzierten Soldaten. Auf einem mit Stacheldraht umzäunten Platz standen Hunderte von Kanonen aller Kaliber, bis zu den schwersten, bunt durcheinander, ohne irgendwelchen Schutz gegen die Unbilden der Witterung. Das Tor war eng und sein Boden hoch angefüllt mit einer Schlamm-schicht, vor der es kein Ausweichen gab. Der Posten hielt es nicht für der Mühe wert, um des zugereisten Franken willen den Schatten seines Schilderhäu-

schens zu verlassen.

»Nerede. Wohin?« rief er mir zu.

»Nach Erserum«, antwortete ich.

»Pase, Efendim«, sagte er mit einer Handbewegung nach der Stadt und schief gleich wieder ein.

Mit großen Schritten ging ich weiter durch die engen Gassen, zwischen Häusern, die zumeist in Schutt und Asche lagen. Wohin man schaute, sah man verfallene Mauern, verbrannte Häuser, deren stehengebliebene Schornsteine sich anklagend zum Himmel reckten. Es war gerade Mittag, und die Gassen waren recht belebt. Es war ein lautes Klappern von Pantoffeln auf dem unebenen Pflaster. Überall gingen Ochsenwagen, die einen Höllenlärm verursachten mit ihren großen Radscheiben, die sich nur unwillig in den Achsen drehten. Pferdehändler ließen ihre Tiere in voller Karriere durch die Gassen rennen und schrien den Preis von oben herunter. Und überall sah man Leute, die Kaffee tranken.

Nach den Strapazen der langen Reise hätte ich etwas gegeben um ein ordentliches Bett, aber so sehr ich mir auch die Augen ausschaute nach einem Hotel, es war nichts dergleichen zu entdecken. So nahm ich mit einem der zahlreichen »Hans« vorlieb, wo ich meine Decken ausbreitete und zwei Tage lang wie ein Murmeltier schlief, abgesehen von gelegentlichen Unterbrechungen, in denen der um meine Gesundheit ernstlich besorgte Wirt mir eine Tasse Kaffee reichte.

Erst am dritten Tage machte ich mich daran, die Sehenswürdigkeiten Erserums in Augenschein zu

nehmen. – Je nun, man darf orientalische Städte nicht nach westeuropäischem Muster beurteilen. Ein bisschen Geschrei, ein bisschen Durcheinander, ein bisschen, nein, ein bisschen sehr viel Schlampelei gehört schon zu dieser östlichen Umwelt, die unsere westlich orientierten Sinne verwirrt, verblüfft und oftmals wie in einem Rausch gefangen nimmt. Denn was gäbe es hier noch, wenn keine Pantoffeln mehr auf dem holprigen Pflaster polterten, wenn es keine Ochsenkarren mehr gäbe, die mit singendem Geräusch ihrer ungeschmierten Räder durch die Straßen schleifen, wenn es keine Ochsen mehr gäbe, denen vorsorgliche Hände einen blauen Perlenkranz um die breite Stirn gebunden zum Schutze gegen den bösen Blick? Was wäre hier noch, wenn etwa eine energische Stadtverwaltung die runden Kopfsteine herausreißen und die Straßen asphaltieren ließe, wenn sie die wilden Hunde vergiftete und in ihrem unheiligen Eifer auch noch mit den vielen Katzen aufräumte, die so zutraulich in jedem Bäckerladen und vor jeder Barbierstube schnurren und des Abends beim Mondenschein über die Hausdächer steigen und mit den Muezzins auf den Minaretten um die Wette singen? – Ah, Allah ist klug und weise, dass er das alles so bald nicht erlauben wird!

Wo ist Armut, wo ist Reichtum in diesem Lande? Wo ist Anfang und Ende von dem allem? Da schleicht einer in Lumpen durch die Straße, auf seinem Rücken trägt er einen Perserteppich, der tausend Mark wert ist unter Brüdern, und den er ausschreit mit weinerlicher Stimme, als ob er Heftpflaster

oder Schuhrüster zu verkaufen hätte. Da kommt man durch eine elende Gasse, in der es nach saurem Hammelfleisch und nach Knoblauch duftet, in der die Armut aus fensterlosen Höhlen starrt und Frau Sorge vor jeder Tür zu sitzen scheint und wo statt dessen doch vor jedem Haus eine Geldwechslerbude steht, die alle von Geldstücken aus aller Herren Länder überquellen. So ist es in Konstantinopel, so ist es in Bagdad, in Saloniki, in Trapezunt und überall in diesem sonderbaren Lande. In Erserum aber ist nur die Armut zu Hause.

Wie könnte es auch anders sein? Wo das ganze armenische Land in Trümmern liegt, konnte auch der Hauptstadt das gleiche Schicksal nicht erspart werden. In der Kriegs- und Nachkriegszeit hat die Stadt mehrmals ihren Besitzer gewechselt. Schon im Jahre 1915 wurde sie von den Russen erobert und blieb in deren Händen bis zum »Frieden« von St. Germain, in dem sie zur Hauptstadt des autonomen Armenierstaates ernannt wurde, den sie, neben so vielen anderen totgeborenen Kindern, am grünen Tisch in London und Versailles geschaffen hatten und der bald darauf wieder zusammenbrach unter dem Ansturm der neuen erstarkten Türkei. Alle – Sieger und Besiegte – haben hier ihre Spuren zurückgelassen und mit der Zeit mehr als die Hälfte der Stadt in Schutt und Asche gelegt. Das betrieb-same Element – und das waren entschieden die Armenier – ist landflüchtig geworden, und was zurückgeblieben ist, das lebt in den Tag hinein, ohne Hoffnungen und Wünsche, weil das Leben nun einmal

gelebt sein muss.

Denn woher sollte der Aufschwung kommen in dieser fern abgelegenen Stadt, die man nur auf langen und beschwerlichen Reisen über hohe Schneeberge, unter Bestehung einer Serie von Abenteuern erreichen kann? In dieser Stadt, in der die Dampfmaschine nur dem Namen nach bekannt ist, in der es noch Feilenhauer und Nagelschmiede wie bei uns Anno dazumal gibt! In der die Sägemühlen noch mit Handbetrieb arbeiten und es sogar – man staune, – nicht einmal ein Kinotheater gibt! Man lebt, man vegetiert, man steht mit den Hühnern auf und geht mit den Hühnern schlafen.

Und doch – wenn ich heute hier sitze und die orientalischen Erinnerungen zusammenkrame aus den hintersten Winkeln meines Gedächtnisses, so finde ich auf allen Wegen von Stambul bis Kalkutta kaum einen Ort, dessen Bilder mir besser in der Erinnerung geblieben sind, wie Erserum, obwohl ich mir heute noch nicht vorstellen kann, was wert wäre des Erinnerns an dieser Sammlung von Erbärmlichkeiten.

Oder doch –.

Es waren wohl die Nächte von Erserum, die es mir angetan haben. Abends, wenn die Sonne blutrot niedersank und die fernen Berge noch einmal dunkelviolet aufleuchteten, wenn der Staub sich gelegt hatte und das Geschrei verstummt war auf dem Markte, dann gab es ein großes Klappern von Pantoffeln. Jeder flüchtet in seinen Bau, seine Ruine, oder wo er sonst in Allahs Hut die Nacht zu verbrin-



gen gedenkt. – Bald ist es ganz still. Ein feiner Duft von Kaffee zieht durch die Gassen. Noch ist der Mond nicht aufgegangen. Es ist so dunkel, dass man die Hand kaum vor den Augen sieht. Nur die Sterne funkeln hell durch die dünne Hochlandluft. Und auf einmal tönt es übernatürlich laut, wie eine Geisterstimme vom hohen Minarett einer nahen Moschee: »Allah hu akbar! Gott ist am größten!«

Nun hallt es wider vom nächsten. Nun antwortet es von allen Seiten.

»Allah hu akbar!«

Von Minarett zu Minarett hallt es rundum, als seien es Stimmen aus einer anderen, besseren Welt, die die Menschen herausreißen aus der Nichtigkeit des Alltags mit seinen kleinen Sorgen.

In langgezogenen, zittrigen Tönen, mit seltsam rauen, gutturalen und doch so eigenartig schönen Stimmen verkündigen sie die Lehre, die sie schon vor tausend Jahren verkündeten über den zerfallenden Häusern dieser verdorrten Stadt.

Eine Viertelstunde lang ist man im Banne dieser Geisterstimmen. Dann wird es still. Noch ein wenig flattern die aufgescheuchten Raben und lassen sich nieder auf den Bäumen, wie böse Geister, die die Gottesstimme bezwungen. Nur noch hie und da hört man das Schreien eines Esels oder das Miauen einer liebestollen Katze. Es ist dunkel und still. Nur ab und zu gewahrt man eine schwankende Laterne, die ein kleiner Junge einem beturbanten Hodscha voranträgt. Spät abends kommt man nach Hause und schaut noch ein wenig auf die Schatten, die in

der stillen Straße liegen, man hört auf das Murmeln der Brunnen und auf das Schreien der Katzen, die im Mondschein über die Hausdächer wandeln. Man schaut noch einmal auf die Uhr – so man eine hat – geht sie à la Turka oder à la Franka? Man weiß nicht genau. Und wer fragte wohl auch danach in dieser Welt, in der die Stunden kommen und gehen und alle gleich sind, wie die Hammel in der Herde. –

Beinahe hätte ich es vergessen: Erserum ist auch Endstation einer Eisenbahnlinie, die von der ehemals russischen Festung Kars herunterführt, und da diese auf eine Strecke von einigen fünfzig Kilometern in meiner persischen Wegrichtung lag, erschien sie mir als eine willkommene Reisegelegenheit. Die Illusionen begannen jedoch zu schwinden, als ich vor dem Miniaturbahnhof dieser Miniatureisenbahn stand und der »Stationsvorsteher« mir den Fahrplan auseinandersetzte. »Der letzte Personenzug«, sagte er, »ist vorgestern abgefahren und nun wird keiner mehr fahren, bis Ende nächster Woche.«

Ich konnte nicht umhin zu bemerken, dass ich solche Betriebsordnung etwas eigentümlich fände, aber der hohe Herr fand alles in der schönsten Ordnung. Missbilligend schüttelte er den Kopf.

»Niemand, Efendi, fährt hier mit der Eisenbahn, denn sie fährt sehr langsam. Drei Tage und Nächte braucht sie bis Kars. Manchmal fällt sie um; dann muss man sie erst wieder aufstellen. Zu Fuß kommt man viel schneller vorwärts.«

So machte ich mich denn zu Fuß auf den Weiter-

weg, nachdem ich mir zuvor noch in einer Bude Äpfel, in einer anderen Brot und Käse und verschiedene andere Dinge gekauft hatte, die meinen Rucksack erheblich herunterzogen. Es war noch früh am Morgen und nur ein paar verwilderte Hunde bellten mir nach, als ich an der hohen Feste Itsch-Kale vorbei durchs Karstor marschierte, auf der großen Straße, die nach Norden führt. Draußen sah ich mich noch einmal um. Vor mir lagen Schneeberge und hinter mir die Stadt im ersten Lichte der Morgensonne. Ein wenig tat es mir doch leid, dass ich alles das hinter mir lassen musste, nachdem ich es noch kaum recht gesehen. Und ein wenig gruselte mir vor dem Wege, der vor mir lag. Dann aber wandte ich mich entschlossen ab und dachte nur noch an den langen, langen Weg. Und an Persien.

# Durchs wilde Kurdistan

KARDASCH, DER HERR DER LANDSTRAßE – PRIMITIVE  
WOHNKULTUR DAS MISTLOCH ALS OFEN – POLITIK IN  
DER ERDHÖHLE – MÄHÄNDIS? HINDENBURG ALS  
KURDENSCHIECH – LANGE WEGE UND HEILIGE UMWEGE  
– DER PFLUG, MIT DEM NOAH PFLÜGTE – AM FUßE DES  
ARARAT – DAS BLOCKHAUS MIT DER FAHNE – ENDLICH  
IN PERSIEN!

So war ich nun glücklich wieder auf der LandstraÙe. Wieder ein Wandersmann, noch einmal ein »Kardasch« für diesen und viele andere Tage. Kardasch – oder Arkadasch. Wer je auf türkischen LandstraÙen gewandert, der weiÙ, was dieses Wort bedeutet.

Was bedeutet es nur?

Ich sehe im Wörterbuche nach: »Kamerad, Reisegefährte.« Ist das alles? O nein! Ein Arkadasch ist ein Ding, ein orientalisches Ding, das es nur auf türkischen LandstraÙen gibt, ein Begriff, den niemand völlig deuten kann. Kommst du in ein Haus oder eine Hütte, und sie nennen dich Kardasch, so bist du sicher und geborgen, tun sie es nicht, so magst du Ausguck halten nach den Böen, die voraus liegen. Kardasch nennt dich freundlich der dir Begegnende, oder er tut es nicht, und dann weiÙt du, was er von dir hält. Denn der Kardasch, das ist der Mann, dem die LandstraÙe gehört, der auf ihr zu Hause ist, er ist selber ein Teil der LandstraÙe. In je-

nen wilden, fernen, eisenbahnlosen Gegenden müssen die Leute oft weite Reisen machen, die sie wochenlang auf der Straße festhalten. Es ist ein mühsames Geschäft im Brande der Sonne und in der Kälte der Berge, und man kommt dabei auf wunderliche Gedanken, die sich einem wie die Kletten an die Rockschoße hängen. Aus diesem Grunde sieht sich jeder zuvor nach einem Kardasch um, der dieselbe Reise macht und mit dem man eine Aussprache haben kann. So sieht man sie immer zu zweit, zu dritt oder in noch größeren Scharen, aber niemals unisolo ihre Straße ziehen. Ein Mensch ohne Kardasch wird einfach nicht für voll genommen, und ich wundere mich darum nicht, dass sie es auch bei mir nicht taten, der ich keinen anderen Kardasch hatte als den Rucksack, den ich mit mir führte.

In der Tat: wenn man in langen Tagen durch fantastische Gebirgsschluchten oder über Höhen wandert, in denen nichts zu sehen ist als das Grün der Landschaft und die Schneeberge, die in der Ferne blitzen, so kommen Stunden, in denen die Einsamkeit sich wie ein Alp auf die Seele legt und man ein Diogenes wird, der die Menschen mit der Laterne sucht. Mit Freuden begrüßt man dann das Herannahen eines Dorfes.

Von türkischen Dörfern und ihren kümmerlichen Herrlichkeiten habe ich schon geschrieben. Gibt es aber Worte genug, um die Jämmerlichkeit der Ansammlung von Erdhöhlen zu beschreiben, in denen in der Einsamkeit der Gebirgstäler hinterwärts von Erserum die Kurden hausen? Diese Men-

schen haben in der Tat alle Rekorde geschlagen in der Genügsamkeit auf dem Gebiete der Wohnkultur. Wäre nicht das Gekläff der Hunde und wäre da nicht der durchdringende Geruch verwester Tierleichen, der einem die Nase füllt, man könnte wahrlich bei Nacht und Nebel über ein solches Dorf hinwegschreiten, ohne es zu merken. Die fensterlosen, halb in der Erde vergrabenen Behausungen gleichen aufs Haar den Erdhöhlen, die sich die Eskimos in ihren Winterquartieren bauen. Beim Herannahen des Fremden begrüßt ihn die ganze Einwohnerschaft, mit der Neugier, die dem Dorfbewohner aller Länder eigen ist. Auch die Weiber kommen ungeziert und unverschleiert herbei und belieben sogar zu schäkern mit denen, die ihnen etwas abkaufen. Ein Ei kostet hier einen Pfennig! Die Milch ist auch nicht viel teurer. Das Brot – oder was dort so unter diesem Namen kursiert – ist eine seltsame Substanz, die anscheinend aus Stroh gebacken und mit Mist gestreckt ist. Aber sie haben dort auch eine Götterspeise, die alle Sünden türkischer Küche wieder gut macht, und die heißt Joghurt.

Wie gesagt: das Erscheinen eines richtigen à la Franka gekleideten Europäers wirkt wie eine Sensation, von der sie monatelang zehren. Es ist nicht anders, als wenn ein Tanzbär auftaucht. Die Jugend, die zumeist barfuß bis zum Halse ist, drängt sich dicht heran und starrt den Fremdling an, wie ein nie gesehenes Wunder. Die Männer, die offenbar auch nie etwas zu tun haben, setzen sich dicht neben dich auf die Bank aus Mist, die vor dem Hause steht,

und beobachten jede deiner Bewegungen, die sie eifrig kommentieren. Sie nehmen dir den Hut ab und setzen ihn auf und fragen, wie viel der wohl koste in Alemannia. Sie untersuchen deinen Rock auf seine Qualität und erkundigen sich nach dem Preise deiner Schuhe. Die Hunde, die Katzen, die Schafe, die Kamele starren dich alle an, bis du endlich zahlst und weitergehst. Der Dorfälteste nimmt das Geldstück in Empfang und betrachtet es misstrauisch von allen Seiten. Mehrmals beißt er darauf mit seinen zwei Zähnen. Mit einer türkischen Pfundnote könnte man verhungern in diesem Lande. Niemand könnte darauf herausgeben. Niemals habe ich Leute gesehen, die so wenig Geld hatten und doch so geldgierig waren wie diese!

Am späten Abend geht dann das Theater noch einmal los, nur dass es einem mehr auf die Nerven fällt, weil man noch müder ist. Wahrlich, es graust einem zuweilen vor den Höhlen, in denen man hier übernachten muss! Wie Menschen in solchem Platze ihr ganzes Leben zubringen und nicht samt und sonders an der Pest zugrunde gehen, ist mir nicht verständlich. Durch einen schmalen Eingang kommt man in einen völlig dunklen Raum, in dem man über Pferde, Schafe und Hunde stolpert. Ein scharfer Mistgeruch nimmt einem fast den Odem weg. Ganz im Hintergrund der Höhle befindet sich das, was man mit viel Kühnheit als das Wohnzimmer bezeichnen könnte; ein völlig kahler Raum, der nur spärlich beleuchtet ist durch den kümmerlichen Lichtstrahl, der durch eine Öffnung in der De-

cke fällt. In der Mitte des Raumes befindet sich der Backofen, der aus einem etwa ein Meter tiefen Loch besteht, in dessen Grunde jenes Brennmaterial schmort, das man in Argentinien *leña de vaca*, Kuhholz, zu deutsch getrockneten Kuhmist, nennt. Bei sinkender Nacht versammeln sich alle Glieder der Familie mit allen Kindern und Kindeskindern in dem Raum, hängen die Füße in den Backofen und trinken eine Tasse Tee nach der anderen. Dann wird der zugereiste Fremdling noch einmal gründlich ausgefragt nach dem Woher und Wohin, nach dem Preise seiner Kleider, nach dem Stande seines Vaters und Großvaters, nach seinem Stande und Ehestande, und dann kommt immer die unvermeidliche Frage: »Mähändis?«

Und das ist auch noch so ein vieldeutiges Wort der türkischen Sprache. Mähändis ist alles und jedes; es ist die Ausrede, die jeder reisende Abenteurer durch das Land trägt, wenn ihm sonst nichts Besseres einfällt. Ein Mähändis ist z. B. ein Ingenieur. Er kann aber auch bloß ein Monteur, ein Mechaniker, ein Schlosser, ein Chauffeur sein. Mähändis ist jeder, der nicht gerade berufsmäßig mit Schafen und Ziegen zu tun hat. Wenn sie dann ihre Neugier endlich befriedigt haben, gleitet das Gespräch so zwanglos hinüber auf das Gebiet der hohen Politik, auf dem sie alle ganz erstaunlich Bescheid wissen. – Ob der Padischah von Deutschland noch immer in Sankt Helena sei? Und wieso es denn gekommen sei, dass der Padischah von England mit seinem Schiff ertrunken sei auf der Reise nach Russ-



land? Und dann kam unweigerlich das Gespräch auf Hindenburg. In den Augen dieser Naturmenschen hatte der deutsche Feldherr sich ausgewachsen zu einer Art überirdischem Wesen. Zu einem Recken, der imstande war, mit einem Faustschlag den größten Franzosenscheich zu Brei zu schlagen, zu einem orientalischen Halbgott voller List und Tücke, der sich nur tot stelle, um eines Tages umso furchtbarer Abrechnung zu halten mit seinen Feinden. Denn an Deutschland glaubten sie alle blind. Eines Tages kam ich ins Gespräch mit einem vornehmen Kurdenscheich, einem großen, blauäugigen, blondhaarigen Manne, der ziemlich geläufig Deutsch sprach, das er als ehemaliger türkischer Offizier auf der Konstantinopeler Kriegsschule gelernt hatte. »Zu Zeiten des guten alten Abdul Hamid – Allah segne seinen Schatten! – war der Kurde frei«, sagte der Scheich, »und reich. Es gab Scheichs, die bis zu zehntausend Schafe hatten. Kein Fremdling durfte ihr Gebiet betreten, der nicht im Zelte mit dem Scheich die Pfeife geraucht oder im anderen Falle mit dessen langer Flinte Bekanntschaft gemacht hätte.« – Guter Abdul Hamid, der wie ein Vater für die Gläubigen war und den Kurden die besten Generalsposten reservierte.

Es ist wahrlich eine endlose Straße, die über die kaukasischen Berge von Kleinasien nach Asien führt! Wie viele Kilometer es sein mögen? Ich weiß es nicht. Wie viele Meilen? Ich habe es vergessen in der Treitmühle der immer gleichen Tage. Jedenfalls aber sind sie von der dehnbaren Sorte, die jener Indianer der argentinischen Pampa meinte, den ich

einmal nach der Entfernung bis zur nächsten Estancia fragte. »Im Trab«, sagte er mit einem gering-schätzigen Blick auf mein Pferd, das so heruntergekommen ausschaute wie sein Reiter, »in einem so langsamen Trab sind's sechs Meilen; aber im Galopp, mit einem guten, fetten Pferde sind es bloß zwei.«

Aber der Türke rechnet nur nach Stunden, und in diesem Lande haben sie entweder andere Stunden oder andere Beine als in anderen Ländern, längere Beine und kürzere Stunden.

Wie schön, wie heimatlich anmutend ist dieses Land mit seinen Blumen, die zwischen den Steinen leuchten, mit den Kühen, die auf grünen Matten träumen, den Wildbächen, die über die Felsen springen! Auf steilen Wegen steigt man wie auf Himmelsleitern hinauf zu wolkenverhangenen Gipfeln, in Schneefelder, die in der Sonne leuchten, in wilde Irrgärten von Felsen und Geröll, von wo man weit hinausblicken kann ins jenseitige Land, über blau verdämmernde Höhen, deren Gipfel in der klaren Bergluft schimmern.

Es ist alles wie bei uns im Gebirge und doch so ganz anders. In vielen Teilen hat das Land eine auffallende Ähnlichkeit mit den patagonischen Mesetas am Fuße der Kordilleren. Hier wie dort fehlt der Wald. Hier wie dort sind es die bizarren Formen der Felsen, die das Licht der Sonne in allen Farben reflektieren, vom tiefsten Schwarz bis zum blutigen Rot. Hier wie dort ist es ein Land der Schafe und Ziegen. Nur – in Patagonien würde man die Sache an-

ders anfassen. In Patagonien sieht man nicht wie hier die Hirtenjungen, die malerisch, aber schmutzig am Bachrand hocken und nur von Zeit zu Zeit mit misstönenden Rufen, wie Eulenschreie, die Herde antreiben. In Patagonien würde es keinem einfallen, wie hier in biblischer Beschaulichkeit hinter einem Esel über die Landstraße zu schreiten. In Patagonien würde die ganze Arbeit, die hier von einigen hundert oder tausend Menschen verrichtet wird, auf einer einzigen Farm von einem Dutzend Schäfern, von ein paar Pferden und Hunden und einigen zehntausend Metern Drahtzaun geleistet werden.

Immer wieder, wenn man durch diese Länder wandert, muss man staunen über die Rückständigkeit in den Arbeitsmethoden dieser Menschen. Geht man auf der Straße, so fällt einem zunächst auf, dass über diese sich ein sehr ausgetretener Pfad in unendlich vielen, völlig unmotivierten Schlangenwindungen hinzieht. Er rührt von den Kamelen her. Einmal, vor undenklichen Zeiten, war hier ein Kamel gegangen auf Umwegen, nach seiner Fantasie. Dann kam ein anderes Kamel und trat stolz in seine Fußstapfen. Dann folgten zahllose andere und taten desgleichen im Laufe der Jahrhunderte und gingen alle denselben Weg, bis keines mehr anders wusste und konnte, bis die Route festgelegt war wie ein Gebot und jeder Umweg geheiligt, wie ein Kapitel aus dem Koran.

Und genau so tun es die Menschen auch. Rede einer von der modernen Türkei! Hier, in diesem hin-

tersten Winkel ist von ihrem Geiste nicht ein Hauch zu spüren. Hier, zu Füßen des Ararat, hat wohl Noah schon mit derselben Sorte Pflug gepflügt, die nur aus einem zugespitzten Holze besteht, mit dem man gerade noch die Oberfläche der Ackerkrume ritzen kann, so sind sie wohl schon im alten Ägypten hinter den Büffeln hergezogen, so haben sie schon mit den Eseln das Wasser geholt aus dem Brunnen der heiligen Stadt. Hier wenigstens hat sich die Geschichte den Luxus erlaubt, ein paar Jahrhunderte zurückzubleiben hinter dem Automobil der modernen Zeit. Wird es immer so bleiben?

Wer kann es wissen?

Wer möchte wagen zu prophezeien in dieser tollen, aus den Fugen geratenen Zeit?

Etwa acht Tagereisen hinter Erserum kam in der Ferne der Schneegipfel des Ararat in Sicht. Bei Sonnenuntergang stand er plötzlich wie eine Erscheinung aus einer anderen Welt hoch über einer Nebelwand, deren Ränder der Widerschein der untergehenden Sonne vergoldete. Nach kaum zehn Minuten war das Bild zerronnen wie eine Fata Morgana. Ich aber marschierte weiter in den fallenden Schatten der Nacht und war einmal wieder seit langem mit mir und aller Welt vollauf zufrieden, denn eben solche Anblicke sind es, die einem alle staubigen Straßen vergessen machen, die alle Mühen und Lasten tausendmal vergelten.

Drei Tage später stand ich dicht am Fuße des Bergriesen. Alle die Zeit hatte sich der Gipfel in mürbische Wolken gehüllt, als ob oben die Sintflut und

unten die Zone der Gerechten wäre. An jenem Morgen aber klärte sich das Wetter plötzlich auf, und in reiner Klarheit hoben sich die beiden Schneegipfel vom dunkelblauen Himmel ab. Im Osten stand wie ein Zuckerhut der Kleine Ararat und gerade gegen Norden das ungeheure, fünftausend Meter hohe Bergmassiv des Großen Ararat, dessen Spitze weiß und schimmernd in der hellen Sonne stand, so recht ein Berg, von dem man eine Taube ausschießen konnte über das von Sünde gereinigte Land. Vor kurzem wurde er seit langer Zeit zum ersten Mal wieder bestiegen.

Kamen da eines Tages zwei Wandervögel durch den Türkischen Kaukasus getippelt. Am Fuße des Ararat blieben sie stehen. Der Schneegipfel funkelte verlockend. – War dort oben nicht einmal die Arche Noah gelandet? War das nicht alles umwoben von den Schauern der frühesten Geschichte?

Fünftausend Meter hoch?

Kleinigkeit!

Und also erstiegen sie den Berg im Brande der Sonne, über weglose Felsen, über schimmernde Schneefelder im Tosen der Stürme, schliefen unbehelligt in den Zelten der aufständischen Kurden, die jedem anderen kaltlächelnd die Gurgel abgeschnitten hätten und kamen mit heiler Haut wieder unten an und wanderten weiter, ohne ein weiteres Wort darüber zu verlieren.

Ja, die großen Taten werden oft von ganz kleinen Leuten begangen, nach denen niemals ein Hahn gekräht hat! – Gegen Süden, auf der anderen

Seite des Weges, erhob sich der Tschoruk Dag, ein weiterer Schneeberg von einigen 3500 Metern, der aber fast gerade so hoch aussah wie der Ararat. So wanderte man zwischen zwei majestätischen Pfeilern durch das Eingangstor zur persischen Grenze, die nur noch eine Tagereise entfernt war. Es war eine überaus liebliche Gegend. Überall sprudelten die Quellen, überall rauschte das Wasser. An den Hängen dehnten sich die Matten in leuchtendem Frühlingsgrün. Aber außer den Viehherden war kaum ein Lebewesen zu sehen. Nur da und dort knallten in den Schluchten die Schüsse des Kurdenaufstandes. Nur ab und zu kam eine Militärpatrouille herangesprengt und kontrollierte den Pass mit misstrauischer Miene. Gegen Mittag war es beinahe unerträglich warm. Die Vögel zwitscherten, die Mücken summten, alles ringsum war Ruhe und Frieden. Nur die Menschen waren einer des anderen Wolf. –

Spät abends ging der Weg steil bergauf an einem von zahllosen Bächen durchzogenen Hang, bis zu einem Blockhaus, von dessen Dach die grün-weiß-rote Flagge Persiens wehte.

Da musste ich erst eine Weile stehenbleiben und mir das flatternde Tuch mit dem Sonnenlöwen aus der Ferne betrachten. So weit war ich gereist, um dieses Land zu sehen! So viele Monate hatte ich davon geträumt.

Was würde es mir bringen? Ich war wirklich gespannt darauf, während ich langsam weiter ging.

Die Tür des Blockhauses öffnete sich und heraus

kam ein Soldat mit langem, krummem Säbel.  
»Halt, Wer da?«

## Stillstand der Zeit

UNERWARTETER EMPFANG – HERR SCHMELZLE AUS  
TIFLIS – RUCKSACKWANDERER NICHTS NEUES – SOGAR  
DIE PERSER HABEN VON IHNEN SCHON DEUTSCH  
GELERNT – WEITER IM SANDSTURME – SELTSAME  
PASSKONTROLLE – IM ORTSGEFÄNGNIS – EIN  
SCHWIERIGER FALL – SCHMELZLE ERSCHEINT ZUR  
RECHTEN ZEIT – SOUPER □ LA PERSANE – DIE FINGER  
ALS GABEL – DER ZUG DER FLÜCHTLINGE – HASSAN BEY  
HÄLT EINE REDE – WEITERITT ALS »GAST DER POLIZEI«  
– BEWACHUNG ODER ÜBERWACHUNG, DAS WAR DIE  
FRAGE – DÖRFER AUS MIST – ANKUNFT IN CHOI – DAS  
PERSISCHE ROTHENBURG – LEBENDIGES MITTELALTER  
DIE ZEIT KEIN WERTOBJEKT – »HOTEL YOK!« – HANS  
UND GRETEL IN PERSIEN – POSTKUTSCHE □ LA  
POMPADOUR – TÄBRIS, EIN MÄRCHEN!

»Wer da?«

Das sagte der Mann auf deutsch. Und doch schaute dazu ein dunkelbraungebranntes Gesicht unter der fremdartigen Gendarmeriemütze hervor. Und doch trug er einen mächtigen krummen Säbel an dem Gürtel, an dessen Schloss der Sonnenlöwe abgebildet war. Hätte jemand mich auf Chinesisch angesprochen, so hätte ich mich nicht im geringsten gewundert, angesichts dieser fremdartigen Umwelt. Aber Deutsch, – ganz ordinäres Deutsch, hier an der persischen Grenze, im Schatten des hohen Ararat – das warf mich mit einem Schlag aus dem



Himmel aller meiner exotischen Illusionen.

Schon stand ich in der Amtsstube, wo noch etwa vier oder fünf weitere Gendarmen in den huschenden Schatten saßen, die um ein kümmerliches Holzkohlenfeuer spielten. Bei meinem Eintritt gab es ein großes Säbelrasseln. Alle standen auf und erkundigten sich nachdem Woher und Wohin. Da sie persisch sprachen, verstand ich kein Wort. Aber der Mann, der mich draußen zuerst angeredet hatte, machte den Dolmetscher. Er heiße Schmelzle – Heinrich Schmelzle, sagte er mit stark schwäbischem Tonfall. Und er komme aus Katharinenfeld.

Wo das wohl liege? Im Ober- oder im Unterland? fragte ich.

»Sechzig Werst<sup>1</sup> hinter Tiflis«, antwortete Herr Schmelzle. Sein Vater habe dort ein Gut von fünfhundert Deßjatinen Acker und fünfzig Deßjatinen Weinberg gehabt. Aber dann seien die Bolschewiken gekommen und hätten alles kurz und klein geschlagen. Die Knechte hätten sich mit dem Vieh davon gemacht und der Volkskommissar habe den Wein getrunken. Schließlich, als nichts mehr zu stehlen übrig geblieben war, hätten sich die Towarischti auch noch aufs Morden verlegt, und dann – ja was willst mache? – Dann sei er eben in Persien unter die Soldaten geraten.

Und wo ich wohl herkäme?

»Von Deutschland«, antwortete ich.

»Ja«, meinte Herr Schmelzle mit grimmigem Streichen seines großen blonden Schnurrbarts, »das

habe ich schon an deinem Rucksack gesehen. Immer von Zeit zu Zeit kommt so einer über die Grenze. Sogar die Perser auf der Wache haben von ihnen schon Deutsch gelernt.«

Während er so redete, hatte ein junger Soldat die Teegläser gefüllt und stand bereit, sie gleich wieder zu füllen. Eine Stunde lang hörte man nur noch das übliche Teeschlürfen orientalischer Visiten, während draußen die Vögel sangen. Gegen Abend warf Herr Schmelzle sein Gewehr über die Schulter und winkte mir zu folgen.

Auf einer schönen, sorgfältig angelegten Straße, die zwischen hohen Bergen bergab führte, marschierten wir weiter hinein nach Persien. Links und rechts standen kahle Berge, deren Spitzen in der Abendsonne glühten. Eine Zeit lang ging es vorbei an einem stillen See, dessen Wasserfläche wie flüssiges Silber zwischen den schwarzen Felsen lag. Viel konnte ich von alledem nicht sehen, denn Herr Schmelzle hatte lange Beine, mit denen ich kaum Schritt zu halten vermochte.

Die Sonne war schon am Untergehen, als wir tief unten im Tale die erste persische »Stadt« gewahrten. Hals über Kopf ging es bergab über eine steile Halde und dann durch einen reißenden Bach, und auf einmal stand man mitten im Orte, ohne es zu merken.

Awadschik heißt diese aufblühende Stadt.

Je nun, sie ist nicht anders als all die anderen »Städte«, die man dort so am Wegrande findet. Lehm und Mist und Sand und Sonne und räudige

Hunde, die den Wanderer begrüßen. Aber an dem Tage, da ich dort anlangte, tat die Natur noch ein übriges zur Belebung des Bildes. Der Sturm heulte, wie er nur im Hochgebirge heulen kann. Der Wind, der eiskalt von den nahen Schneebergen kam, zerrte an den Zweigen der kümmerlichen, wirr zerzausten Bäume, der Staub hüllte alles in eine dicke, gelbe Wolke. Persien zeigte sich wirklich von der schlimmsten Seite. Und nicht anders die Perser. Trotz des scheußlichen Wetters, in dem man wirklich keinen Hund vor die Tür schicken mochte, hatte sich schon wieder die übliche Masse von Neugierigen versammelt, die sich mir als unwillkommene Eskorte anschloss. Ein Beamter kam herbei mit der schicksalschweren Frage: »Haben Sie nichts zu verzollen?« So, wie er ging und stand, mitten im Unwetter, mitten auf der Straße fiel er über meinen Rucksack her und stülpte ihn um, sodass der Inhalt Stück für Stück in alle Winde geweht wurde. Ich versuchte, mein Temperament im Zaum zu halten, aber es fiel mir schwer. Immer dichter drängte sich die gaffende Menge heran, während die Schar der Beamten, die inzwischen auf sechs oder sieben angewachsen war, ein strenges Verhör anstellten. Freilich war es ein Verhör mit Hindernissen, da sie meist nur Persisch sprachen und ich also mit meinen wenigen in den letzten Wochen mühsam erworbenen türkischen Sprachkenntnissen auf dem Trockenen saß.

»Mähändis«, sagte ich voll Verzweiflung.

Aber diesmal versagte das Zauberwort. Unter mi-

litärischer Bedeckung brachten sie mich nach dem Amtsgebäude, wo mir ein Offizier den Pass abnahm und untersuchte. Es war offensichtlich, dass er in seinem Leben noch nie einen deutschen Reichspass gesehen hatte. Umständlich zündete er sich eine Zigarette an. Dann setzte er sich mit verkreuzten Beinen auf den Tisch vor den Telefonapparat, nahm den großen, krummen Säbel auf den Schoß und fing an den Staub aus dem Apparat herauszublasen, damit die Verbindung zustande käme, die Verbindung mit Teheran, denn der Fall war schwierig. Eine Stunde verging. Die anderen Beamten und Gendarmen im Zimmer waren längst wieder eingeschlafen, aber der Apparat versagte immer noch den Dienst. Mit allem Nachdruck zeigte ich auf das Visum des persischen Konsuls in Wien. Groß und breit stand es da zu lesen: »Bon pour se rendre en Perse.«

Er schüttelte den Kopf mit überlegener Amtsmiene. Ich verlor die Geduld und wandte mich zum Gehen. Ein halbes Dutzend Gewehre machten sich schussfertig. Die Szene ward zum Tribunal. Ich war aufs Schlimmste gefasst, als plötzlich Schmelzle, den ich gleich bei unserer Ankunft aus den Augen verloren hatte, wieder auf der Bildfläche erschien in Begleitung eines stattlichen Herrn, der sich als ein kürzlich über die Grenze geflohener Kurdenscheich entpuppte.

»Mit dem kannscht Deutsch schwätze«, sagte Schmelzle.

»Major Hassan Bey«, stellte sich der fremde Herr mit allem Anstand vor. »Kaiserlich osmani-

scher Offizier. – Und Sie kommen eben aus Er-serum?«

»Jawohl.«

»Und so haben Sie nichts Näheres darüber gehört?« fuhr er atemlos fort.

»Von was?«

»Von der Revolution. Er ist ermordet!«

»Ermordet?«

»Mustafa Kemal natürlich!«

Darauf wusste ich keine Antwort zu geben. Mehr als einmal hatte man mir Ähnliches ins Ohr geflüstert auf dem langen Wege von Trapezunt bis hierher, wobei der Wunsch wohl der Vater des Gedankens war. Ich meinte, dass man da wohl erst die Bestätigung dieser erfreulichen Nachricht abwarten müsse, aber Hassan Bey wusste alles aus sicherer Quelle und wartete nur noch auf den passenden Augenblick, um an der Spitze von zehntausend Vertriebenen in die Berge zu marschieren.

Während wir noch so redeten, war der Wali, der Gouverneur, in eigener Person erschienen. Hassan Bey, der in der Tat sehr gut Deutsch gelernt hatte auf der Konstantinopeler Kriegsschule, machte den Dolmetscher und so studierten sie dann gemeinschaftlich in meinem Passe jenes furchtbar schwere Wort, über das schon so manche orientalische Zunge gestolpert war in diesen Wochen: »Berliner Lokalanzeiger«. Die Miene des Wali fing an sich aufzuhellen.

»Doktor – ah, de la presse?« – Ob ich nicht eine Tasse Tee in seiner Wohnung nehmen wollte?

Natürlich wollte ich das.

Wir gingen nach der Wohnung, die an spartanischer Einfachheit nichts zu wünschen übrig ließ. Als einziges Mobiliar enthielt sie einen Perserteppich, der allerdings in Deutschland für gewöhnliche Sterbliche unerschwinglich wäre. Auf diesem ließen wir uns nieder und aßen ein »Souper à la persane«. Und das war wieder eine neue Erfahrung für mich. Der Perser kennt weder Messer noch Gabel auf seinem Tisch. Auch die Vornehmsten essen nach alter Urväter Art mit den Händen. Mit den Händen greifen sie in den Reis, mit den Händen zerpfücken sie das Huhn. Das wirkt auf den ersten Blick überraschend für uns an solche Tischsitten nicht mehr gewöhnte Mitteleuropäer. Aber man findet sich schnell damit ab, und man mag wohl die Frage aufwerfen, ob diese Art des Essens, bei der man stets eine saubere Glas- oder Kristallschale voll Wasser zum Waschen der Hände neben sich stehen hat, nicht doch hygienischer sei als das Speisen mit Messern und Gabeln, die vorher weiß Gott wer im Mund gehabt hat.

Nachts legten wir uns schlafen auf den Teppich, aber es war nur eine sehr problematische Nachtruhe, denn der Wind heulte um das Haus und der Staub flog durch die undichten Fenster. Gegen Morgen ließ der Sturm plötzlich nach, aber dann war es wieder etwas anderes, das einen nicht zur Ruhe kommen ließ. Draußen auf der Gasse war ein Geschrei und ein Getrippel von vielen Füßen. Wieder war eine Schar vertriebener Kurden über die

Berge gekommen. Es war eine traurige Prozession, die da im frostigen Schein der Sterne vorüberzog. Zerlumppte, halbverhungerte Gestalten, die kaum mit dem Notdürftigsten bekleidet waren. Und doch waren sie noch vom Glück begünstigt gegenüber ihren Leidensgenossen, die als Opfer dieser eisigen Sturmnacht tot in den Bergen zurückgeblieben waren. Man redete von hundert, von zweihundert Frauen und Kindern als Opfer dieser einzigen Nacht!

Bei Tagesanbruch war der weite Platz vor der Karawanserei lebendig von fremdartigen Gestalten, die verfroren um die kümmerlichen Feuer saßen. Wie helle Farbenklexe kauerten die Weiber in ihren bunt gewebten Tüchern. Die alten Männer mit langen Bärten und unbeweglichen Gesichtern saßen mit unterschlagenen Beinen in großem Kreise um Hassan Bey, der eine lange Rede an sie richtete. Es ging alles ruhig und gemessen zu. Kein lautes Wort fiel. Kein Beifall, keine Missbilligung, keine Erregung. Und doch waren es Fragen von Leben und Tod, die sie erörterten. Und doch redeten sie von Raub und Plünderung, von Revolution und englischen Subsidien. Wenn ich dagegen an unsere hirnlosen Volksversammlungen denke, in denen geschäftige Bonzen mit großen Mäulern kleine Nichtigkeiten zu Haupt- und Staatsaktionen aufblasen und tollgeredete Menschen einander die Schädel einschlagen für nichts und wieder nichts! Man würde wahrlich etwas geben um nur ein Atom dieser erhabenen orientalischen Nüchternheit.

Eine Atmosphäre tiefer Traurigkeit lag über diesem Bilde. Und doch war der Himmel so blau wie je und die fernen Berge standen blauverdämmernd in einem weichen, warmen Licht, als hätten sie nie ein Menschenleben auf dem Gewissen gehabt, als wäre niemals Krieg und Mord gewesen in dieser friedlosen Welt. –

Gegen Mittag ging die Reise weiter »an Bord eines Pferdes«, wie die Seeleute sagen. Das Pferd hatte der Gouverneur zur Verfügung gestellt und desgleichen zwei berittene Gendarmen, die mich begleiten sollten auf meinen weiteren Wanderungen. Oftmals habe ich darüber nachgedacht. War das nun eine Bewachung meiner wertvollen Person, oder eine Überwachung? Wollte man mir eine Ehreneskorte stellen, oder war man vielleicht doch nicht so ganz überzeugt von meiner Harmlosigkeit, sodass man eine Beobachtung für tunlich ansah an maßgebender Stelle und dass man so zwei Fliegen mit einer Klappe fing, indem man erstens den verdächtigen Fremdling nicht aus den Augen ließ und zweitens noch seinen Dank einsteckte für die lebenswürdige Eskorte?

Ah, tiefe, unergründliche Verschlagenheit orientalischer Seele!

Der Wali kam in eigener Person und verabschiedete sich voller Lebenswürdigkeit. Hassan Bey steckte mir einen Brief zu, der im Namen von fünftausend vertriebenen Kurden an die Teheraner Zeitung Sataré Irán gerichtet war. Ich nahm ihn mit nach Täbris und trug ihn auch nachher noch tage-



lang herum im Bewusstsein meiner Wichtigkeit. Aber noch ehe ich an Ort und Stelle angelangt war, zerriss ich ihn und streute die Fetzen auf die Landstraße. Was kümmerte mich dieser Streit um des Sultans Bart? Was verstand ich davon? Wer in einem Hause zu Gast ist, soll sich dort nicht zum Geschichtenträger hergeben. –

Wenn Gouverneure sprechen, so hat das Wort Gewicht. Noch mehr will es bedeuten, wenn sie eine wohlwollende Bemerkung in den Pass schreiben, denn dann fühlt sich der nächste zu gleichem verpflichtet. Die Empfehlungen wachsen wie Lawinen auf dem Instanzenwege zu immer höheren Rangstufen. Und so kam es auch hier. Überall war ich der Gast der Polizei, und das war gut so, denn ein Hotel gab es im ganzen Lande nicht. In Kurdistan bauen sie ihre Höhlen unter, in Persien über der Erde. Der Inbegriff der Öde und Langweiligkeit ist so ein persisches Dorf. Die Gassen sind so eng, dass zur Not noch ein beladenes Kamel hindurch kann. Zu beiden Seiten der Gasse erheben sich hohe Lehmmauern, die die Häuser und Höfe wie Festungen umschließen. Es ist, als ob sich hier die Menschen voreinander fürchteten. Fast immer liegen diese Gassen ganz kahl und still in der grellen Sonne. Nur ab und zu sieht man eine verschleierte Frauengestalt, die dicht an der Mauer hinuschert über den schmalen Schattenstreifen, den die hochstehende Sonne übrig lässt. Man hört nichts als das Klanken und Knarren der Ziehbrunnen, das Heulen der Schakale in der Ferne und ab und zu das Bim-

men einer vorüberziehenden Karawane. Neben Lehm und Sonne ist der Mist das beherrschende Element im Straßenbilde. Mist geht hier wahrlich über alle List. Er gibt das Brennmaterial für die Öfen, er liefert die Bausteine für die Häuser und dient als Wandverkleidung. Er bedeckt die Straßen mit einem Pflaster, auf dem man sanft wie auf einem Perserteppich geht. Das hat indes auch seine Nachteile. Wird man z.B. von Hunden angefallen – und es gibt in jenen Dörfern eine Sorte, die so groß ist wie ausgewachsene Kälber – so findet man in der weiten Runde nicht einen Stein, mit dem man sich ihrer erwehren könnte. Es ist ein Land, in dem man die Hunde loslässt und die Steine festbindet, in mehr als einer Hinsicht.

Und doch haben auch diese Ansammlungen von Lehm und Mist ihre Schönheiten. Wenngleich die Bewohner des Aserbeidschan noch Türkisch sprechen, so zeigt sich doch ihr ganz anders gearteter Charakter schon im Bilde der Landschaft. »Wo der Türk hintritt«, sagte ich bereits, »wächst kein Gras mehr«. Türken und Tartaren sind echte Steppenvölker, die den freien Blick lieben und deshalb die Bäume hassen. War der Siegeszug der Türken stets gekennzeichnet durch abgeholzte Wälder, so liebt der Perser hingegen Bäume und Wälder über alles.

*»Am grünbelaubten Baume ist für den Blick des Weisen*

*Ein jedes Blatt ein Buch, des Schöpfers Macht zu preisen«*

hat einst Saadi gesungen. Und diese Liebe zu allem Grünen und Bunten ist seinen Landsleuten bis heute erhalten geblieben. An den unmöglichsten Stellen kann man Blumenbeete beobachten in jenem Lande. Der Polizeigewaltige hat zumeist sogar einen Blumenstrauß auf seinem Amtstisch stehen. Die Nähe eines Dorfes wird stets angekündigt durch ein frischgrünes Wäldchen, das sich seltsam üppig abhebt aus der sonst so kahlen Landschaft. Ehe man ins Dorf kommt, reitet man durch das Wäldchen, wo der Sonnenschein auf den weißen Stämmen und den hellgrünen Blättern tanzt. Von den nahen Bergen kommt in unzähligen kleinen Kanälen das murmelnde Wasser, das auf den Terrassen kleine Teiche bildet, denn hier muss jeder Baum besonders bewässert werden. Gegen Abend kommt zumeist der Bergwind und rauscht in den Wipfeln ein heimatlich anmutendes Lied. Die Kühle des Abends lockt die Menschen aus ihren Höhlen. Der Aphor arbeitet mit dem Spaten an seinem Bewässerungsgraben. Die Weiber hocken ver mummt am Bachranda, und tiefes Schweigen legt sich über das Ganze, während oben auf der Galerie des halbverfallenen Minarets der Muezzin das Abendgebet spricht. – – Fünf oder sechs Tage waren wir so schon durch das persische Land geritten, als endlich das Gebirge zurücktrat und der Weg steil bergab führte zu einer weiten, ganz in Grün gebetteten Ebene. In einer größeren Karawanserei tranken wir noch einmal Tee, und dann ging es weiter zwischen

Reis- und Maisfeldern und über grüne Wiesen, auf denen die Kühe mit bockbeinigen Sprüngen davon jagten. Immer breiter und immer belebter wurde die Straße. Zwischen zahlreichen Fußgängern, die mit Bündeln auf dem Rücken in der heißen Sonne gingen, trippelten Esel mit vornehmen Herren, deren lange blaue Rockschöße fast bis zum Boden herunterhingen. Gerade voraus sah man eine mächtige, mittelalterlich anmutende Stadtmauer, die reich mit Türmen und Zinnen versehen war. Vor der Mauer war ein Festungsgraben, und eine Zugbrücke führte ganz wie in einer alten Burg durch das Festungstor. Ich musste mir die Augen reiben, um mich zu vergewissern, dass ich nicht träumte. – Waren wir hier wirklich im zwanzigsten Jahrhundert, im Zeitalter der Eisenbahnen und Automobile, der Maschinengewehre und der schwerkalibrigen Geschütze? Oder hatte ein Zaubermantel uns hinweggeführt in längst vergangene Jahrhunderte? Möglich war ja alles hierzulande.

Persisches Rothenburg. – Ja, aber hier war das weniger Kulisse, Museum, Überbleibsel für die Fremden. Es hatte alles noch Wesen und Inhalt, und die Menschen passten zu den Dingen. Hier stand man in der Tat ein halbes Jahrtausend zurück in der Weltgeschichte. Das wurde mir gleich klar, als ich durch die engen Gassen ritt, gefolgt von einer Herde Neugieriger, die mich wie ein Neuntagewunder anstarrten.

So wie hier – sagte ich mir – muss es bei uns auch einmal ausgesehen haben vor vielen hundert

Jahren. Hier gab es noch Zünfte und Gilden, wie zu Ururgroßvaters Zeiten. Hier hallten die Gassen noch wider von dem Hämmern des Handwerks. Hier sah man Menschen, die noch mit den Händen die Wolle klöppelten, die noch mit der Hand spannen und webten. Man kam durch Gassen, wo sie Nägel schmiedeten für die Hufschmiede und nagelneue handgemachte Kupferpfannen in der Sonne leuchteten. Und vor allem war zu bemerken, dass jedermann viel Zeit übrig hatte. Ich kam über einen Holzhof, wo die Bretter noch mit der Hand gesägt wurden und einige hornbebrillte, halb europäisch gekleidete Herren in einer Gruppe zusammenstanden und von Geschäften sprachen. Als sie meiner ansichtig wurden, kamen sie auf mich zu und begrüßten mich feierlich. Denn ein Fremdling aus Frankistan war auch hier ein seltener Anblick und ein Gesprächsthema für die ganze Stadt. Der Besitzer des Handsägewerkes, der sehr gut Französisch sprach, fragte mich, wo ich hingehen wollte.

»Nach dem Hotel«, antwortete ich.

Da schüttelte er verwundert den Kopf. Und die anderen schüttelten ebenfalls den Kopf, als sie von meinem seltsamen Vorhaben gehört hatten.

»Ein Hotel«, meinte er, »das gibt es hier nicht.«

Und wo man dann als Fremder wohl wohnen sollte? fragte ich.

»Allah ist groß und barmherzig«, fuhr er gemessen fort, »die Häuser der Gläubigen sind besser als ein Hotel.«

Nun wandte er sich wieder an die anderen, die

sich eifrig auf Persisch unterhielten, währenddessen sich eine Gesellschaft von mehr als hundert großen und kleinen Gassenbuben um uns versammelt hatte. Offenbar stritten sie sich darüber, wer wohl die Ehre haben würde, den zugereisten Efendi zu bewirten. Schließlich fiel die Wahl auf keinen Geringeren als den Chef der Geheimpolizei, der mich sogleich unter seine Fittiche nahm und nach seiner Behausung entführte. Er war ein sehr gebildeter Herr, der über europäische Verhältnisse erstaunlich gut Bescheid wusste und auch perfekt Französisch und Englisch sprach, obwohl er niemals über die Provinz Aserbeidschan, geschweige denn über Persien hinausgekommen war. Wir ritten durch den Bazar, in dem die neugierige Menge respektvoll zurückwich beim Anblick des Polizeigewaltigen und waren bald wieder in den stillen Gassen mit den hohen Lehmmauern, zwischen denen man das Fürchten lernen kann. Vor einer dieser Mauern, die fast noch höher und düsterer war als die anderen, blieben wir stehen. Der Efendi klopfte an die Tür, die sich öffnete; ein Diener erschien.

Das also war eines der Geheimnisse, die diese hohen Mauern einschlossen! Persische Gärten sind berühmt. Das Paradies hat von ihnen seinen Namen empfangen. Und dieser war in der Tat ein kleines Paradies. Aus dem grellen Grau und Gelb der Gassen kam man hier unvermittelt in eine Umwelt von tropischer Üppigkeit. Büsche mit breiten, fleischigen Blättern spiegelten sich in einem großen Wasserbecken. An den Mauern standen blühende Oleander.

Der süße Duft des Jasmin lag schwer und beraus-  
schend in der Luft. Der Boden war getäfelt mit bun-  
ten Mosaikplatten, mit denen auch das Wasserbe-  
cken ausgemauert war. Ein Papagei saß schimpfend  
auf einer Stange. Ehe wir in das Haus gingen, zogen  
wir unsere Schuhe aus. Ein Diener wusch uns die  
Füße, ob wir wollten oder nicht. Dann zogen wir die  
Pantoffeln an und gingen in die Wohnung, die eine  
neue Offenbarung war.

Eigentlich bestand sie nur aus einem einzigen  
großen Teppich, der unter Brüdern – doch ich  
wage es nicht auszudenken, wie viel er unter Brü-  
dern wert gewesen sein mochte in Deutschland. Au-  
ßer diesem stand weit und breit nichts im Zimmer,  
außer den Wasserpfeifen, die ein Diener herbei-  
brachte. Auf dem Teppich hockend tranken wir Tee  
und dort wurde uns auch das große »souper à la  
persane« serviert, das im großen und ganzen genau  
so verlief wie damals beim Gouverneur und zwi-  
schendurch noch an verschiedenen anderen Plät-  
zen, sodass ich schon einige Übung hatte. Nach  
dem Essen brachte der Efendi ein märchenhaft sch-  
önes Schachbrett mit eingelegtem Ebenholz und  
Elfenbeinfiguren, mit denen ich während des gan-  
zen Abends beharrlich verlor. Es war ein so lauer  
und milder Abend, wie ich ihn schon lange nicht  
mehr erlebt hatte. Motten und Nachtfalter schwirr-  
ten um das Licht der Petroleumlampe, das weich  
auf dem Teppich lag. Draußen war alles still. Nur zu-  
weilen hörte man das heisere Schreien eines Esels  
und das schlaftrunkene Plappern des Papageis im

Hofe. Nachdem wir lange genug gespielt hatten, kam der Efendi auf die Besonderheiten seines Berufes zu sprechen und auf die seltsamen Menschen, die man zuweilen auf der Polizeiwache in Choi studieren könne. Seit einem halben Jahre – so meinte er – sei der Strom der Durchreisenden versiegt. Dies liege wohl an der türkischen Grenzsperré infolge des Kurdenaufstandes. Vorher sei es anders gewesen. Da sei kaum eine Woche vergangen, in der nicht eine mehr oder minder große Schar von armen Reisenden über die Grenze gekommen wäre. Fast immer seien es Deutsche gewesen, und mancher sonderbare Kauz fand sich darunter. »Aber keine so sonderbar wie diese – ja, nun sehen Sie mal!« – Er ging in ein anderes Zimmer und kam gleich wieder mit einer Postkartenfotografie, die allerdings geeignet war, einiges Aufsehen zu erregen in dieser Umwelt. Ein Pärchen deutscher Wandervögel, wie man sie zu Tausenden in unseren Wäldern sehen kann. Er, ein Bursch von etwa achtzehn oder neunzehn Jahren in vorschriftsmäßiger Kluft, sie ein gretchenhaftes Ding mit kurzem Rock und langem Zopf. Darunter stand es in allen Sprachen: »Zu Fuß um die Welt. – to foot around the world. – tour du monde à pied.«

»Ja«, sagte der Efendi, »das war eine gute Idee von den beiden! Ganz Choi ist zusammengelaufen. Karten haben sie verkauft wie frische Brote im Bazar. Wenn die nicht um die Welt kommen, bringt's niemand fertig.«

Aber sie sind nie um die Welt gekommen. Spä-



ter, in Teheran, hörte ich wieder von dem weiteren Fortgang dieses Hans- und Gretelidylls auf persischen Landstraßen. Gretel geriet auf die schiefe Ebene und wurde auf Kosten des Konsulates wieder abgeschoben nach Deutschland. Hans erkrankte an Typhus in Teheran und lag wochenlang zwischen Tod und Leben im amerikanischen Spital. Dort passte ihm die ganze Richtung nicht, und eines Tages machte er sich, noch am Stocke humpelnd, davon in der Richtung nach Indien. Man hat nie wieder etwas von ihm gehört. –

Die Mitternacht war längst vorüber, als mein Gastgeber sich von mir verabschiedete.

Auch in jener Nacht schlief ich auf dem Teppich und zwar so gut, wie man nur auf einem Perserteppich schlafen kann. Und am anderen Morgen ging die Reise weiter in der Postkutsche.

Wo alles noch nach der Urgroßväter Mode geht, da darf auch die Postkutsche nicht fehlen. Die Kutschen, die von Choi nach Täbris fahren, müssen einmal – vor langen Zeiten – bessere Tage gesehen haben, bis sie ausgemustert wurden von den durch Eisenbahn und Automobil verödeten Straßen Europas und dann die lange Reise nach Persien antraten. In der unseren konnte vor Zeiten die Pompadour gegessen haben oder eine von jenen zierlichen Demoisellen, die wir aus Spitzwegbildern kennen. So stolz sah sie aus mit ihren runden Fenstern und mit den roten Plüschsesseln, die allerdings schon recht verschossen und verschlissen und so wenig appetitlich aussahen, dass ich mir eigentlich gratulieren

konnte, dass man mir einen Sitz auf dem Bock reserviert hatte, während drinnen eine Gesellschaft von wohlbestallten und wohlbeleibten Kaufleuten gurgelnde Wasserpfeifen rauchten und dazu mit den Lammfellmützen nickten.

Mit lustigem Schellengeläute ging es vierspännig hinaus in das weite Land, das sich weithin ausbreitete wie ein bunter Perserteppich in den lachenden, leuchtenden Farben des Frühlings. Die Sonne schien hell, die Lerchen jubilierten in der Luft, und alles in allem war es ganz so, wie es in den Gedichten steht. Aber in Persien ist die Natur zumeist nur Kunst. Überall dort, wo der Mensch nicht hinkommen kann mit seinen Bewässerungsgräben, sieht man tote Steppe und kahle Berghänge, die in der Sonne flimmern. In vieler Beziehung erinnert dieses Land an die vielgepriesenen Gegenden Südkaliforniens, wo ebenfalls die trostlose Wüste oft unvermittelt überzugehen pflegt in Landstriche, die sich ausnehmen wie ein einziger großer Garten. Hier wie dort sieht man üppige Weinberge und saubere Obstgärten, in denen die Olivenbäume in langen Reihen stehen. Überall breiten sich dunkelgrüne Kleefelder, und an den Straßenrändern stehen hohe Pappelbäume, deren grüne Blätter silbern aufblitzen, wenn der Wind durch das Laub fährt. Aber es fehlen hier die weißen Häuser, die freundlichen Zäune. Man sieht nur immer die hohen Lehmmauern, die selbst einem Reiter keinen Überblick in die Schönheiten der Gärten gestatten, die man nur ahnen kann an den mehr oder minder üppigen Baumkronen, von

denen noch die letzte Spitze über die Mauer ragt, die Schönheit der Gärten so wenig wie der Frauen, die schwarzverhüllt, wie Wesen einer anderen Welt, über die Straße huschen, derweilen die Männer ernst und würdevoll vor der Tür sitzen und Tee trinken. Es ist hier ein Land ohne Lachen. Ist es auch ein Land ohne Tränen? Fast möchte man es glauben in der geruhsamen Atmosphäre dieser ausgeglichenen Welt.

In der Hitze des frühen Nachmittags taucht Tābris in der Ferne auf. Zwischen Schneebergen, die den Horizont begrenzen, erstreckt sich die einige dreihunderttausend Einwohner zählende Stadt weit hin in die Ebene. Lange sieht man sie vor sich liegen, aber man muss dicht herankommen, um zu wissen, dass man eine Großstadt vor sich habe. Denn es gibt hier keine Türme, keine Minarette, keine Schornsteine, nichts Himmelstürmendes, was das Herannahen einer Stadt verrät. Die Mauern sind höher als die Häuser, man sieht nur graubraune Lehmwände zu beiden Seiten der Straße, und so muss man schon ein ganzes Stück weit in das Gewirr der Straßen vorgedrungen sein, ehe es einem zum Bewusstsein kommt, dass man sich wirklich zwischen den Häusern einer volkreichen Stadt befindet. Kilometerweit geht man durch diese engen Gassen, ohne etwas anderes zu sehen als die hohen Wände, die wie Gefängnismauern wirken.

Seltsame Stadt! Was immer man in Choi an Seltsamkeiten gewahrte, das sieht man hier in vergrößertem Maßstab wieder. Die vierjährige Russenherr-

schaft während des Krieges hat zwar modernisierend gewirkt. Die alten Stadtmauern sind gefallen, aber die Gassen haben sich darum nicht verbreitert. In vollem Galopp, als ob wir noch in der offenen Steppe wären, rasten wir durch den Irrgarten von Gassen und Gässchen. Die vier nebeneinander gespannten Pferde füllten die Straße aus und trieben eine buntgewürfelte Schar von verschleierte Frauen, bärtigen Mullahs und fliehenden Eseltreibern vor sich her. Räudige Hunde rannten kläffend im aufgewirbelten Staube, eine Schar Lastkamele drückte sich knurrend und grunzend gegen die braune Lehmmauer. Ein Derwisch im Bazar erhob drohend seine Axt, und alles in allem war es so, wie wenn Ali Baba mit den vierzig Räubern seinen Einzug hielt. Durch ein breites Tor ging es, immer noch in ansehnlichem Tempo, hinein in eine weite, geräumige Karawanserei, wo wir mit einem Ruck zum Stillstand kamen und sogleich auch Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit waren.

Eine ganze Schar von würdigen Kaufleuten, die recht erhaben ausschauten in ihren langen, schwarzen Abbas, die sie lose wie Advokatenroben über die Schulter trugen, begrüßte mich feierlich, jeder mit einer tiefen Verbeugung.

»Salem Aleikum.«

»Aleikum Salaam«, antwortete ich.

Dann erkundigten sie sich ausgiebig nach dem Woher und Wohin, und ich gab ihnen Auskunft in meinem unmöglichen Türkisch. Bald kam ein sporenklirrender Offizier, der so stramm und wichtig

salutierte, als ob er mir die Grüße des Schahs von Persien zu übermitteln hätte. Da er Persisch sprach, verstand ich kein Wort, ließ es mir aber ruhig gefallen, dass er mich in eine recht elegante, weiß gepolsterte Kutsche packte und mit mir und meinem Rucksack davon fuhr durch das Gewühl der lärmenden Straßen. Der betreßte Diener auf dem Bock war von magischer Wirkung. Alles flitzte auseinander bei unserem Erscheinen. Die Hamals (Gepäckträger, Tagelöhner) hörten einen Augenblick auf mit Fluchen. Die sonst so wenig schüchternen Eseltreiber drückten sich scheu zur Seite, die Kaufleute im Kahwe-Hane erhoben sich von ihrem Teppich und verneigten sich bis zur Erde. Vor dem Tor eines wappengeschmückten Gebäudes, das aussah wie eine Kaserne, kamen wir zum Stillstand. Durch eine Hecke von salutierenden Soldaten kamen wir in einen großen Hof, der eigentlich mehr ein Garten war.

Der Offizier verabschiedete sich mit viel Grandezza, nicht ohne vorher den Dienern seine Weisungen erteilt zu haben, die nun in ihren langen blauen Röcken geschäftig umherliefen. In der Halle, die zum Hause führte, breiteten sie einen Teppich aus, der tausend Toman wert gewesen sein mochte und stellten darauf die Wasserpfeife, mit der ich nichts anzufangen wusste. Dann zogen sie mir die Schuhe aus und reichten mir ein Täßchen Kaffee, so süß und würzig, wie man ihn nur im Schatten der Moscheen trinken kann. Es war wie ein Märchen.

Nach einer Weile kamen noch mehr Diener und

brachten in einem großen Bündel das Essen, das sie kunstvoll vor mir auf dem Teppich aufbauten. Brotfaden, so groß wie ausgewachsene Pfannkuchen, ein gebratenes Huhn, Tauben, Nüsse, kindskopf-große Melonen und natürlich auch das unvermeidliche Pilau.

Am nächsten Tage, schon um sieben Uhr morgens – denn das ist in Persien die offizielle Besuchszeit – erschien wieder der Offizier in Begleitung von einem Dutzend hoher Würdenträger, die einander in tiefen Verbeugungen überboten. Und gerade hier muss ich ein Wort einlegen zum Lobe der persischen Polizei, die vielleicht nicht immer die tüchtigste, sicher aber die höflichste und aufmerksamste auf dieser Erde ist. Wer als zugereister Franke die persische Grenze überschreitet, der hat auch sofort das Empfinden, dass das Interesse der hohen Staatsautorität ihn auf allen seinen Wegen begleitet. Ob sie ihn mehr be- oder überwachen, bleibe dahingestellt. Jedenfalls sind sie stets die lebenswürdigsten aller Jünger der heiligen Herman-dad. Einen Blumenstrauß findet man auf dem Tisch der düstersten Amtsstube, eine Zigarette, eine Tasse Tee wird einem immer angeboten. Und alle Tage wird man vor einen anderen hohen Würdenträger zitiert, bei dem man immer noch einmal Tee trinken und Zigaretten rauchen muss und zum tausendsten Male zu hören bekommt, dass man der willkommenste der Gäste in Persien wäre. Vielleicht – wahrscheinlich – denken sie das Gegenteil, aber es ist dennoch angenehm zu hören, und nirgends

haben schließlich die Lügen längere Beine als in Persien.

Drei Tage lang ging es so von Amtsstube zu Amtsstube, bis endlich der letzte Khan mich mit einer umfangreichen Verbeugung in die Freiheit entließ.

Die Stadt Täbris ist ein Irrgarten von engen Gassen, die alle einander vollständig gleich sind, denn nirgendwo ist ein Haus zu sehen, das die Straße begrenzt. Nur überall die braunen Lehmmauern ohne Fenster und fast ohne Türen. Und Hunde und Kehrichthaufen und die nimmermüde Sonne am blauen Himmel. Nur ab und zu kommt ein Trupp Packesel, die hoch bepackt, wie wandelnde Warenbündel, auf kleinen Füßen durch Staub und Sonne trippeln. Verschleierte Frauengestalten huschen im Schatten der Mauern hin, wie schuldbeladene Wesen einer anderen Welt. Nun kommt in rasender Fahrt eine Droschke heran. »Abadar! Abadar!« schreit der Kutscher. Achtung! Schön und gut, aber wohin soll einer ausweichen in einer Gasse, die nur für Lastesel bestimmt ist, aber nicht für europäische Droschken, die mit ihren zwei Pferden den Durchgang von Mauer zu Mauer sperren?

In morgenländischen Städten führen indes alle Wege zum Bazar. So still und tot es in den Gassen ist, so lebhaft geht es dort zu. Der Bazar von Täbris ist der größte des Orients. Wer wäre ihm je in Wort oder Bild in seiner ganzen Farbenglut gerecht geworden? In seiner Länge und Breite nimmt er ein großes Stadtviertel ein, dessen Gänge – wie übri-

gens die aller größeren orientalischen Bazare – übermauert sind von kreuzgangartigen Bogen, unter denen alles in einem dämmernden Lichte liegt. In bestimmten Abständen fällt durch Löcher in der Decke ein Lichtstrahl herein. Während draußen die Sonnenglut wie ein Ungeheuer in den schattenlosen Straßen liegt, ist es im Bazar immer kühl, wenngleich die Luft so dick ist, dass man sie schneiden könnte; eine seltsam süßliche Luft, die reich geschwängert ist mit dem Duft von Kaffee, Wasserpfeifentabak, türkischen Lederpantoffeln, ranzigem Hammelfett und noch vielen anderen Dingen. Kurzum: ein morgenländischer Duft. Man muss ihn selbst gerochen haben, um zu wissen, was das ist, um ihn alsdann nie wieder zu vergessen. Links und rechts sieht man in den endlosen Reihen die Buden der Kaufleute, die klein wie Vogelkäfige sind, und dazwischen drängt sich eine nimmermüde Flut von Menschen vom frühen Morgen bis zum späten Abend. Denn das Handeln und Verhandeln mit diesen Bazargestalten ist das große Vergnügen des Orients. Stundenlang kann man dabei im Feilschen um ein Paar Pantoffeln über das Wetter und die schlechten Zeiten reden und den Namen Allahs missbrauchen. Es ist keine Grenze der Beredsamkeit. Zu einem königlichen Vergnügen aber wird das alles, wenn man in die Halle kommt, wo die Teppiche feilgeboten werden.

Hier ist es still und feierlich, fast wie in einer Kirche. Viel höher als über der Gasse wölben sich hier die Kreuzbogen, von deren Deckfenstern das Licht



herunterfällt, das in flüssigen Ringeln auf den Teppichen tanzt, die überall zu hohen Stapeln aufgeschichtet sind. In den Nischen des Raumes sitzen auf kostbaren Teppichen die Kaufleute – ah, die königlichen Kaufleute, die noch viel längere Barte haben und noch viel schönere Turbane als die anderen in den Buden an der Gasse. Vor sich die gurgelnde Wasserpfeife und neben sich die Rechenmaschine. Und natürlich die Teetasse. Du gehst auf einen zu, und er begrüßt dich mit einladender Handbewegung. Du nimmst Platz auf dem Teppich (mit verkreuzten Beinen, so gut du es verstehst, und schon hat ein Junge von einer nahen Schenke neuen Tee gebracht. Zuerst einmal großes Schweigen. Dann beginnt eine gemächliche Unterhaltung über deine Gesundheit und die deines Gastgebers, über deine letzte Reise und über die neuesten Bazargerüchte. Dazwischen werden viele Tassen Tee getrunken, die Bärte werden oftmals gestrichen, die Namen Allahs und des Propheten werden oftmals gebraucht und missbraucht, jedes Mal mit einem schmückenden Beiwort, einem gläubigen Senken des Kopfes und einer Handbewegung nach der Brust. Und so langsam kommt man dann auf die Geschäfte zu sprechen. Du wirst ihm ein Preisangebot machen, und er wird es annehmen oder ablehnen. – Aber nein, solche Schnelligkeit wäre gegen das Gesetz und die Propheten. Zunächst wird er seine Wasserpfeife anstecken, die inzwischen ausgegangen war. Dann wird er einen Diener rufen, der den Teppich im gedämpften Sonnenlichte ausbreitet, der-

weilen er selbst mit sanfter, melodischer Stimme seine Vorzüge preist. Aus Khorasan sei das Stück, ein wahres Wunderwerk der Kunst, gut genug zu einem Gebetsteppich für einen Imamen. Der Prophet selbst – der Herr segne seinen Schatten! – könnte ihn gebrauchen und für zweihundert Toman wäre er so gut wie ein Gastgeschenk.

Du denkst eine Weile nach und nennst etwa ein Viertel der Summe, worauf der Kaufmann den Kopf schüttelt mit mildem, verzeihendem Lächeln. Dann folgt eine lange Pause, während deren dein Auge ziellos wandert zu den Kupferschalen im Laden und zum gemauerten Dach der Halle. Du suchst ganz uninteressiert zu scheinen, aber ehe du dich versiehst, hängt dein brennendes Auge wieder an den Lichtern, die über dem Teppich geistern und du machst schon einige Konzessionen im Preise. – Nun wird wieder Tee getrunken, wieder Allah zum Zeugen angerufen und du steigst schließlich in deinem Angebot auf siebzig, achtzig, hundert Toman, die dein bärtiger Freund als die Ursache zu seinem sofortigen Bankrott bezeichnet, aber dennoch schmunzelnd annimmt. – Oder auch nicht. Dann ist das eben eine willkommene Gelegenheit, um morgen noch einmal Tee zu trinken und noch einmal in dem großen, schönen Genuss dieses königlichen Schachers zu schwelgen. –

Aber ist wirklich der Bazar nur ein Ort zum Handeln und Schachern? Es wäre eine üble Verkennung der Wirklichkeit, es wäre geradezu eine Beleidigung, wenn man das behaupten wollte. Denn es gibt

auf dieser Erde keinen Ort, an dem man sich so gut unterhält und so andauernd amüsiert, wie auf einem persischen Bazar. Man hat dort sogar ein Wort für diesen besonderen Zustand: Basari. Man geht »basari« unter diesen Gewölben: man mischt sich unter die Menge, man freut sich seiner Mitmenschen und lauscht der »chronique scandaleuse«,<sup>2</sup> die von Mund zu Mund fliegt, der Unterhaltung, die nie ein Ende nimmt. Da brüllt ein Geschichtenerzähler die Abenteuer seiner Helden aus vollem Halse, dort schreitet ein Derwisch in härenem Gewand, mit der Axt über der Schulter. Hier sitzt ein Mullah mit verkreuzten Beinen auf einem hohen Schemel und schildert einer entzückten Gemeinde die Leiden der Märtyrer, von denen sie niemals müde werden zu hören. Verschleierte Frauen trippeln vorüber auf ledernen Pantoffeln wie Gestalten aus einer Märchenwelt. Nun kommen Kamele stolz und unnahbar, überschreiten einen Eselstrupp und zermalmen fast einen spindeldürren Mirza, der schreiend über sein Tintenfass stolpert. Man sieht Lammfellmützen und Turbane, so groß wie Storchennester. Hier ist man in der Straße der Schuhmacher, wo es nach Leder riecht und die Luft lebendig ist vom Takte der Hämmer. Und dort sind die Zimmerleute, bei denen die großen Zehen die Hobelbank ersetzen. Dort wieder leuchten rote Schmiedefeuere aus dem Halbdunkel. Und hier sitzt hinter einem mächtigen Tintenfass ein Mirza, der mit seiner Gänsekielfeder in zierlichen Buchstaben die Liebes-

worte aufschreibt, die sanft errötend unter dem Schleier eine Klientin ihm zuflüstert. Und immer und immer ist es kein Ende des Schauens, wenn man an den Kaufläden vorbei kommt, wo von der Decke die Zuckerhüte hängen, die die Kamele über Berge und Wüsten von Gott weiß woher geschleppt haben, die Kamele und Esel, die hier in biblischer Beschaulichkeit verweilen.

Ja, und da ist die Straße, wo man fast sein eigenes Wort nicht mehr hört von dem Takte der Hämmer, dem Singen der Sägen und dem Kreischen der Feilen, die Straße der Sarafan und Goldschmiede, deren Buden überquellen von funkelndem Silber und leuchtendem Gold. Reichtum und Armut zugleich. Denn, wie gesagt, hier sind alle arm und reich. Unergründliche Seele des morgenländischen Menschen! Noch haben wir uns nicht satt gesehen an der so seltsamen Welt, aber schon ist die Sonne gesunken. Schon ruft der Muezzin das Abendgebet vom Minarett der nahen Moschee. Die Läden schließen. Alles trippelt nach Hause, wie eine Schar nachtblinder Hühner, und bald sieht man nur noch verspätete Bettler und verlassene Hunde durch die Hallen schleichen. Denn so will es das Gesetz, das hier alles regelt.

Wir folgen der Sitte und gehen langsam nach Hause. Still ist die Nacht. Die kühle Abendluft zieht durch die menschenleeren Gassen. Es ist, als ob sich alles zusammenkuschelt. Denn der Schlaf ist eine heilige Handlung im Orient. Nur von ferne hört man das Heulen eines Hundes oder das Schreien ei-

nes Esels. Dann hört auch dieses auf. Es ist, als ob die dumme Kreatur um das Tun der Götter wüsste.

Es ist die Stunde des Gebets.

Vom nahen Minarett fällt wieder die Stimme des Rufers wie ein Tropfen aus dem All.

»Allah hu akbar!«

Gott ist am größten!

»Ich bezeuge, dass es keinen Gott gibt außer Gott und keinen Propheten außer Mohammed!«

Fünf Minuten lang ist die Nacht lebendig wie von Geisterstimmen, die sich fortpflanzen durch die Finsternis und fern verhallen in den entlegensten Stadtvierteln.

Kismet des Lebens! Stillstand der Zeit!

Durch die enge Gasse kommt schwankend eine trübe Laterne. Ein Diener in blauem Rock hält sie hoch über dem bärtigen Gesichte eines Mullah, der andächtig im Koran liest. Gläubiger Tor! Er hätte sich mit Fug und Recht auch eine andere Lektüre wählen können, denn wirklich: je länger man in diesem Lande lebt, je mehr kommt man zu der Erkenntnis, dass es hier kein Buch gibt, das so wahr, so treu und aufrichtig wäre wie dieses: Tausendundeine Nacht.

- 
1. Russ. Wegmaß, 1 Werst entspricht etwa 1 km

[<<<](#)

2. Lästergeschichte, Stadtklatsch [<<<](#)

# Die ewige Straße

DER NEUE PERSISCHE GOTT: DAS AUTOMOBIL –  
ALLERLEI WELTWANDERER – EIN VERDÄCHTIGES  
FAHRZEUG – KAISERLICH PERSISCHE POST – EIN  
ABENTEURER – FÜNFHUNDERT KILOMETER IM GALOPP –  
UNGEMÜTLICHE POSTKUTSCHEN – IN DER  
KARAWANSEREI – IM LAND ASERBEIDSCHAN –  
SCHNEEBERGE UND WÜSTENSONNE – EINE  
UNERFREULICHE GEGEND – BETTLERLAND – KASWIN –  
IM HOTEL DE FRANCE – KEIN MENSCH KANN  
FRANZÖSISCH – DER MULLAH ALS REISEGEFÄHRTE –  
WAS MAN EINEM FORDWAGEN ALLES ZUMUTEN KANN.

Es ist wahrlich eine ewige Straße, die da vom Abend- ins Morgenland führt, von Trapezunt nach Teheran und weiter nach Indien. Es ist die »Straße der Zehntausend«, über die schon Xenophon seine verlorenen Scharen führte. Alexander machte Weltgeschichte auf ihrer Spur. Und so ist sie stets die Hochstraße der Weltgeschichte gewesen, wenn immer, gelockt von den Schätzen Indiens, erobernde Abenteurer von Westen kamen, oder wenn zur Abwechslung einmal wieder das Licht im Osten aufging über der Erde. Sie kamen und gingen, aber die Straße ist gleich geblieben und mit ihr die Menschen. Denn im Orient sind tausend Jahre nur wie ein Tag.

*»Fiel Gut und Böses dir im Leben zu,*

*Ward Not und Angst dir oder Glück und Ruh',  
Schreib's nicht dem Weltrad zu, das Weltrad ist  
Noch tausendmal ohnmächtiger als du!«*

Das hat schon Omar der Zeltmacher gesagt.

Ewige Straße über Berge und Wüsten, die schon vor zweitausend Jahren so war, wie sie heute ist, während der Sturm der Zeiten über alle anderen Straßen ging. Da ist kein Stein am Straßenrand, der nicht umweht wäre vom Staube vermoderter Gebeine von Tier und Mensch, die einst hier in Frost und Hitze ihre letzten Koransuren murmelten.

Allah ist groß! Aber die Straße ist älter als Ali und Mohammed.

Und nun – nun soll alles auf einmal anders werden? Die Rasthäuser an den Straßen verfallen, die Kamele sollen nicht mehr in den Höfen der Karawansereien brüllen, die Treiber nicht mehr ihre Gebete im Zwielight des dämmernden Tages verrichten und all die uralte Romantik zermalmt werden unter den Rädern benzinschnaubender Ungetüme?

Ach, es ist ein Rad, das nicht mehr aufzuhalten ist! Der Gott des modernen Persiens ist das Automobil. Sein Gott und sein Teufel. Denn was soll werden, wenn es noch einige fünf oder sechs Jahre lang so weiter geht in dieser Entwicklung? Was wird alsdann noch übrig bleiben von den Nagelschmieden, den Handwebern, den Schuhmachern im Bazar, wenn sie erst einmal gefangen sind im Netze des großen Weltverkehrs? Ein einziges Lastautomobil mit Nägeln wird hunderte von Existenzen aus ihren

Buden im Bazare werfen, in denen ihre Vorfahren schon seit Jahrhunderten als ehrbare, geschickte und in ihrer bescheidenen Art zufriedene Handwerker saßen. Die Entwicklung vom Handwerk zur Industrie, die im fernen Europa im Lauf eines Jahrhunderts soviel Not und soviele Unzufriedenheit geschaffen hat, wird hier im knappen Zeitraume von einem Jahrzehnt vor sich gehen. Niemand wird sich so schnell darauf ein- und umstellen können. Millionen werden aus ihrer tausendjährigen Beschaulichkeit aufgeschreckt und brotlos auf die Straße geworfen werden, eine leichte Beute für die glatten Zungen der Volksverführer. – Und dann werden sich – wie jetzt im Falle China – die europäischen Diplomaten zusammensetzen und sich die Köpfe zerbrechen, worauf wohl die Ausbreitung des Bolschewismus im Osten und fernen Osten zurückzuführen sei.

Doch will ich nach diesen Abschweifungen in das Gebiet der hohen Politik wieder zurückkehren zu dem Wanderer, der – selbst ein Teil dieser endlosen Straße – mit dem Rucksack durch Staub und Sonne ging. Bald sah ich mich selbst auf dieser Straße; ach, um die schönen Bahnhöfe und die bequemen Fahrpläne, die man in Europa kennt! In Persien ist das Reisen noch eine Kunst, wie es zu Urväter Zeiten auch bei uns der Fall war. Es ist ein Abenteuer, das lockend auf der Landstraße steht. Und zwischen Täbris und Teheran liegen siebenhundert Kilometer.

Ein bärtiger Araber mit einem Seelenverkäufer



von einem Fordautomobil trug mir seine Dienste an. Wie viel er verlange für die Reise?

»Fünzig Toman.«

Kopfschüttelnd ging ich weiter. Fünzig Toman waren soviel wie fünfzig Dollars und jedenfalls mehr, als mein Geldbeutel mir erlaubte. Am anderen Tage erschien ein polnischer Jude, der ebenfalls ein Automobil besaß, das er für den halben Preis zur Verfügung stellte. Das schien mir verdächtig. Zuerst möchte ich einmal den Kasten von Angesicht zu Angesicht betrachten. Wir gingen zusammen nach der Karawanserei, wo in einer Ecke, hinter Spinnweben, die jämmerlichste aller Kutschen träumte, die je aus Detroit in Michigan kamen. Der Efendi strich liebevoll über ihren staubigen Rücken.

»Gute Maschine!«

Ob er damit schon einmal nach Teheran gefahren wäre? wollte ich wissen.

»Nein«, sagte er, »ist sie gekommen von Russland vor einem Jahre. Oder beinahe von Russland.«

»Beinahe?«

»Beinahe, Efendi! In Maränd ist der Motor zer-sprungen und man hat sie auf den Kamelen hierher gebracht. Seerr gute Maschine! Übernehme ich Garantie bis Teheran.«

Noch eine Weile redeten wir weiter. Was dem Motor an Tüchtigkeit abging, das ersetzte die glühende Beredsamkeit des Efendi. Ich versprach am Nachmittag wiederzukommen, um den Handel perfekt zu machen, kam aber nicht wieder, denn unterwegs war mein Blick auf ein Schild gefallen, das mei-

nen Gedanken eine andere Richtung gab.

Ja, das war's! Die Kaiserlich Persische Post. Das ging noch nach der Väter Sitte, mit lebendigen Pferdekraften, in einer Kutsche, die Tag und Nacht mit Remontepferden das Land durcheilte. Das war romantisch und billig. Für die sechshundert Kilometer lange Strecke bis zur Stadt Kaswin brauchte man nur fünfzehn Toman zu bezahlen. Noch in derselben Nacht sollte die Reise beginnen. –

Um neun Uhr abends, als das meiste Leben schon erstorben war in den Gassen, saßen wir in der dunklen, rußigen Poststube und tranken Tee. Die Postillione, die mit ihren Lammfellmützen recht fantastisch ausschauten, gingen hin und her, und allmählich erschienen auch die Postkutschen, die ich fast noch kritischer betrachtete, als den Fordkasten in der Karawanserei: – o Lenau! O Eichendorff! O Posthorn im stillen Land! Von alledem war hier nicht die Spur zu bemerken. Es waren ebenso jämmerliche Leiterwagen wie die, die ich noch von Armenien her in so angenehmer Erinnerung hatte. Und die Postsäcke lagen genau so wirr durcheinander. Sehr verdächtig schien es mir auch, dass außer mir kein anderer Fahrgast sich diesem Beförderungsmittel anvertraute. Daran war indes nun nichts mehr zu ändern. Mit meinen fünfzehn Toman hatte ich mich mit Haut und Haaren der Kaiserlich Persischen Post verkauft, und alles übrige musste man in Rechnung stellen. Schwer von bösen Ahnungen bestieg ich den Wagen, wo ich mir ein so weiches Plätzchen suchte, wie das zwischen den

harten Säcken nur immer möglich war. Die vier Pferde zogen an, und mit munterem Schellengeläute ging es vorwärts in die dunkle Nacht, in der Hoffnung, dass der Herr nicht regnen lasse auf die Gerechten. Langsam rumpelte der Wagen durch die engen Bazarstraßen. Es war eine ungewöhnlich schwüle, gewitterdrohende Nacht. Schwere Wolken schoben sich langsam vor dem Vollmond vorüber. Es wetterleuchtete in allen Himmelsrichtungen. Überall knurrten die Hunde in den Gassen, die schwer waren von Düften, die zum Orient gehören und dennoch nicht märchenhaft sind. Da und dort tauchten zerlumpfte Gestalten auf und rannten bakschischheischend mit erhobenen Händen neben dem Wagen her. Ein beturbanter Mullah ging vorüber und begrüßte uns mit einem feierlichen Saalam. Schreiende Derwische standen an den Ecken. Man wusste nicht, ob es der Fluch des Bösen oder der Segen Allahs war, den sie uns zuriefen für die Reise.

Als wir auf der breiten Straße angekommen waren, die ostwärts zur Stadt hinausführte, ließ der Fuhrmann die Peitsche knallen. Die vier Pferde gingen im Trab, dann im Galopp, und das hörte von nun an nicht mehr auf für mehrere Tage und Nächte. Der Mond war inzwischen ganz herausgekommen, die Bäume in den Gärten standen scharf wie Schattenbilder am heiteren Himmel; man hörte Ziegen meckern und Hunde bellen in der warmen und weichen Nachtluft, und das und der Abendwind und die fernen Lichter der entschwindenden Stadt

ließen in mir ein so fröhliches Postkutschengefühl aufkommen, dass ich darüber selbst meinen harten Sitzplatz vergaß.

In der offenen Steppe ging der Trab der Pferde in einen gestreckten Galopp über, die einzige Gangart, bei der ein persischer Postgaul sich in seinem Element befindet. Nach etwa einer Stunde ging es immer noch in derselben wilden Karriere einen steilen Berghang hinunter in ein trockenes Flusstal, dessen Sand weiß im Mondlicht schimmerte. Der Wagen krachte und das linke Vorderrad rollte in den Bach. Sogleich war alle Eile vergessen. Auf offener Straße machten wir ein Feuer und tranken Tee, während sich der Postillon auf die Suche nach dem Rade machte. Die Stunden vergingen, und kein Mensch redete von der Reise und von Zeitversäumnis, bis um Mitternacht der Schaden wieder behoben war und die wilde Jagd von neuem beginnen konnte. –

Drei Tage und drei Nächte ging es so weiter im Galopp. Ohne Aufenthalt, abgesehen von den kurzen Stationen beim Pferdewechsel in der Karawanserei, wo man gerade noch Zeit hatte, um einen heißen Tee zu trinken, worauf es mit vier neuen Pferden im Galopp wieder weiter ging. – Diese Pferde! Man konnte von ihnen wohl sagen, wie einst der alte Fritz von seinen Grenadieren: »Schön sind sie nicht, aber sie beißen.« Immer von Zeit zu Zeit stellen sie sich auf die Hinterläufe und fechten ihre persönlichen Kämpfe miteinander aus. Die Mähnen flattern, die Postkutsche macht die verwegesten

Sprünge und ein wildes Gewieher erfüllt die Nacht. Dann – als wollten sie das Versäumte nachholen, nehmen sie mit der verdoppelten Schnelligkeit den Lauf wieder auf. Es ist ein Reisen, das auch die stärksten Nerven zum Zerspringen bringt. Bald hat man keine Körperstelle mehr, die nicht wund wäre bis auf die Knochen. Bei jedem neuen Luftsprunge des Wagens – und die ganze Fahrt besteht im wesentlichen nur aus solchen – ist einem zumute, als ob der Magen in den Mund springen wollte. Müde ist man von überlangem Wachen. Man möchte schlafen und kann doch nicht einen Augenblick Ruhe finden auf dieser Marterkiste. Je länger die Reise dauert, je mehr erfasst einen das trostlose Gefühl, das so treffend Ausdruck findet in der ergreifenden Bitte jenes alten englischen Liedes von der Seekrankheit: »Mister captain, stop the ship and let me get off and walk!« Aber davon ist keine Rede. Unerbittlich ist die Kaiserlich Persische Post.

Bei Tag ist es noch einigermaßen erträglich, denn mancherlei gibt es zu sehen in dem weiten Lande. Der Himmel ist klar und hell, und überall am Horizonte stehen die Schneeberge. Im Südwesten ist der hohe Demir Dagh mit seinem leuchtenden Gipfel ein treuer Wegbegleiter, im Norden zieht sich die Kette der kaspischen Berge, und dazwischen liegt die Steppe in trostlosem Grau, durchzogen von kahlen Bergketten, um die die Ferne einen dunkelvioletten Schleier webt. Nur ab und zu kommt man durch ein Dorf, oder was man dort so unter diesem Namen versteht. Immer liegt es in ei-

ner Talmulde, am Rande eines mehr oder minder großen Baches, der von den nahen Bergen kommt. Die Häuser sind kaum zu erkennen in ihrer lehmfarbenen Nüchternheit. Aber ringsum ist grünes, blühendes Leben, das mein von den harten Farben der Steppe gemartertes Auge begierig trinkt. Man sieht üppige Weinberge und Obstgärten, in denen die Pflaumen reifen. Aber kaum irgendwo sieht man einen Menschen. Desto zahlreicher sind die Hunde, die kläffend aus allen Winkeln hervorgeschossen kommen, während der Wagen ohne Nachlassen des Tempos durch die engen Gassen rast, wo die Pferde sich an den Hausmauern scheuern. Schon ist man am anderen Ende des Dorfes. Auf der Anhöhe sieht man einen ebenfalls aus Lehm gebauten Wachturm zum Schutze gegen die Räuber. Am Straßenrand lagert eine Karawane im Schatten eines mächtigen Baumes. Überall in der Steppe grasen die abgeschirrten Kamele, deren schlanke Gestalten sich scharf wie Schattenrisse vom abendlichen Himmel abheben. Und plötzlich, fast ohne Warnung, fällt wieder die Nacht über das Land.

Der Tag ist Tod und die Nacht ist Leben auf persischen Landstraßen. Groß und feurig scheinen die Sterne. Es bimmelt auf der Straße. Es trippelt von Eselsfüßen. Man hört die heiseren Rufe der Treiber.

»Yol da ...!« ruft der Postmann.

Alles stiebt auseinander. Die Pferde scheuen. Die Kamele gleiten hoch und bucklig, wie Schiffe mit geblähten Segeln, durch die Finsternis. Es brummt und grunzt allenthalben. Im Scheine der Laterne

taucht für einen Moment der Turban eines Mullahs auf. Noch eine Weile hört man das Läuten der Glocken in der Ferne. Dann wird es wieder still, und man sieht nichts als die Nacht der Sterne.

Und ehe noch der Tag wieder angebrochen, steht man vor einer Karawanserei. Was im türkischen Lande der »Han« ist, das ist in Persien die Karawanserei, aber in sehr stark vergrößertem Maßstab. Das Wort setzt sich zusammen aus zwei Elementen: Karawane und Serail (Schloss: das Karawansenschloss). Es gibt in der Tat keine bessere Bezeichnung für diese gewaltigen Bauwerke, die da wie mächtige Burgen weithin sichtbar im Grau der Steppe an der Straße stehen. Dicht an der Straße erhebt sich ein mächtiges, aus ungebranntem Lehm errichtetes Gebäude von sonderbarer Spitzbogenarchitektur. Das Dach ist zumeist mit kriegerischen Zinnen versehen, und an den Ecken stehen gewaltige Türme, ganz wie in mittelalterlichen deutschen Burgen. Von jeher hat man in Persien die Tüchtigkeit der Regierung des jeweiligen Schahs nach der Anzahl der erbauten Karawansereien und der Köpfe der hingerichteten Straßenräuber beurteilt. Im Sichern der Karawanenstraßen erschöpfte sich die Betätigung der Staatsgewalt. Wer viele Karawanseerien erbaute und viele Räuberköpfe auf den Stadttores aufspießte, der war ein guter Schah, den die Geschichte preist. Die anderen waren nie der Rede wert. An solchem Maßstab gemessen, hat es nie einen Herrscher gegeben, der tüchtiger war als Schah Abbas der Große. Noch heute, nach mehr als

einem halben Jahrtausend, steht man staunend vor den gewaltigen Bauwerken, mit denen er das Land übersäte, von Teheran bis hinunter zum Persischen Golfe. Wie herrlich muss damals das Reisen auf persischen Landstraßen gewesen sein! Jede einzelne Karawanserei war eine Burg für sich mit kühlen Säulenhallen als Unterkunftsräumen und einem weiten, windgeschützten Hof, in dem ein Brunnen plätscherte. Heute ist das meiste zerfallen. Man kämpft in den Torsos, die in ihrer gefallen Größe noch Bewunderung wecken und ist froh, dass wenigstens diese noch vorhanden sind, denn viel Neues ist seither nicht mehr dazugekommen, abgesehen von einigen armen Konstruktionen, die gelegentlich von reumütigen Sündern errichtet werden. Schah Abbas Zeiten werden niemals wiederkehren für dieses Land, und allem was man an Pracht und Märchenhaftigkeit begegnet, muss man stets die Worte voransetzen: Es war einmal. Und dennoch hat auch dieses Landstraßenleben seine Reize, trotz der Wüste, die einen umgibt, trotz der Bilder des Verfalls, die einem auf Schritt und Tritt begegnen. Woran liegt das nur?

Bei Tagesanbruch hält der Postwagen vor dem Tore. Es ist die Stunde, in der die Karawanen ihre Wanderungen unterbrechen, ehe die sengende Sonne noch das weite Land zu einem Backofen macht. Noch ist es nicht Tag oder Nacht. In den dämmernden Schatten des Zwielihts ist es lebendig von dunklen Gestalten. Es grunzt und brüllt im Hofe. Ein trippelnder Eseltrupp geht vorbei an der



langen Reihe der knienden Kamele, die eben mit tiefen Seufzern der Befriedigung die Last abwerfen, die sie die Nacht über gedrückt hat. Schon blitzt der erste Sonnenstrahl durch das Gemäuer. Die Treiber nehmen ihre Gebetsteppiche und gehen hinaus zum Rand der Straße, wo sie dem aufsteigenden Licht entgegen zu feierlich gemessenen Bewegungen die uralten Suren murmeln.

Einer nach dem anderen kehrt zurück zu der Feuerstelle unter dem Torbogen.

»Salem Aleikum!«

Es gibt eine feierliche, allseitige Begrüßung. Ganz ohne Aufforderung bekommt man ein Glas Tee. Kaum ist es halb leer, so nimmt es der Junge wortlos fort und füllt es wieder. So werden aus einem zehn Gläser, falls man Zeit dazu hat. Das Tee-trinken ist ursprünglich keine persische Sitte. Omar und Saadi haben den Wein besungen, und ihre Nachfolger hielten sich an den Kaffee, bis die Russen kamen und mit ihnen der unvermeidliche Samowar. Heute übertreffen die persischen Schüler in ihrer Leidenschaft für Tee und Samowar noch ihre russischen Lehrmeister. Nirgendwo sonst auf dieser Erde gibt es so fanatische Teetrinker wie diese. – Aber was sie essen? Oft habe ich es mich gefragt, ohne darauf eine befriedigende Antwort zu finden, wie auf so manches andere in jenem Lande. Ein Brotfladen mit einem darein gewickelten Stück Käse, eine Gurke mit ein wenig Salz, eine Handvoll Datteln tun die Dienste. Und wie sie damit auskommen bei der endlosen Quälerei auf den weiten We-

gen? Und wann sie eigentlich schlafen, da sie die Nacht über reisen und tagsüber vor dem Feuer sitzen und Tee trinken? Frage nicht! Es gibt noch andere Dinge, die einem Rätsel aufgeben, wenn man ostwärts von Stambul reist. Trotz aller Ungekämtheit sind sie eine malerische Gesellschaft. Meist sind sie von dunkler Hautfarbe. Manche sind kaffeebraun, manche schwarz wie Stiefelwichse. Aber alle tragen sie den langen blauen Überrock, das persische Nationalkostüm, und alle haben sie dieselbe Frisur, die dadurch zustande kommt, dass man die Haare oben auf dem Scheitel, also dort wo andere sie haben oder doch gerne haben möchten, sorgfältig abrasiert, um sie dann zur Seite, über den Ohren, umso üppiger wachsen zu lassen. Und als ob es damit noch nicht genug der Schönheit wäre, haben viele der Natur noch etwas nachgeholfen, indem sie Haar und Bart mit roter Farbe bearbeiten. Oft sieht man von einer nächtlicherweile vorüberziehenden Karawane nichts anderes als den roten Bart des Karawanenführers, der heller als seine Laterne leuchtet.

Doch weiter ging die Reise. – –

Nach vierundzwanzig galoppierten Stunden hatten wir das schöne Land Aserbeidschan mit seinen Schneebergen hinter uns gelassen und fuhren nun durch eine Gegend, die einer Wüste so ähnlich sah wie ein Ei dem anderen. Ganz flach wie ein Tisch war die Ebene. Der Sonnenschein flimmerte auf dem Boden, der von der Trockenheit zerrissen war mit tiefen Rissen und Sprüngen, wie die Furchen ei-

nes uralten Gesichtes. Nur ab und zu sieht man noch ein Dorf, das trostlos in der heißen Sonne liegt. Wenn immer es die Umstände erlaubten, d. h. wenn nicht gerade eine Karawanserei mit einem Vorspann dort auf uns wartete, fuhrten wir mit verdoppelter Geschwindigkeit durch diese Ansammlungen von Erdhöhlen, denn Mann, Weib und Kind leben dort nur vom Betteln. Hält der Wagen vor einer Karawanserei, so ist er sofort umringt von Hunderten von Händen, während ein Chor von weinerlichen Stimmen den Segen Allahs, oder, im Falle der Ablehnung, den Fluch der Hölle auf den Fremdling herabwünscht. Setzt der Wagen sich wieder in Bewegung, so erschallt ein allgemeiner heulender Aufschrei, und alles, von den ältesten Greisen bis zu den kleinsten Kindern, verfolgt das Fahrzeug wie eine Wolke. Die meisten bleiben schnell zurück, aber noch weit draußen in der Steppe läuft dicht neben den Rädern eine Schar von kleinen Kindern, bei denen man nicht weiß, ob man die Ausdauer ihrer Beine oder ihres Mundwerks mehr bewundern muss. Es ist ein widerwärtiges Schauspiel, und man kann bei seinem Anblick nicht umhin zu bemerken, welch anderer Kerl da doch der anatolische Bauer ist. Der hat ganz gewiss auch sein gerütteltes Maß orientalischer Indolenz. Aber wenn ihm einmal der Hunger so wie diesen aus den Augen sehen würde, so würde er – ja, was würde er wohl tun in solchem Falle? – Er würde zum Dieb und Straßenräuber werden, er würde seinem Nächsten kaltblütig die Gurgel abschneiden. Er würde die vorüberziehenden

Postkutschen überfallen, statt sie anzubetteln. –

Immer unerträglicher wurde indes die Reise, und es war darum gut, dass am Morgen des vierten Tages endlich die Stadt Kaswin in der Ferne aufleuchtete, denn länger hätte ich es wirklich nicht mehr ausgehalten. – Durch ein seltsam verschnörkeltes Stadttor fuhren wir in die Stadt hinein, die mit ihren vielen Moscheen auf den ersten Blick gar keinen üblen Eindruck macht. Kaswin ist der Scheitelpunkt vieler wichtiger Straßen, die vom Kaspischen Meer und von Bagdad kommen. Aus diesem Grunde war die Stadt auch seit langem ein Brennpunkt russischer und englischer Intrigen, die um die Herrschaft Persiens gesponnen wurden. Jahrelang war sie von den Russen beherrscht oder doch überwacht worden, und dieses Überwiegen des russischen Einflusses zeigt sich allenthalben im Straßenbilde. Der Bazar tritt hier in seiner Bedeutung schon ganz zurück vor der Zahl der offenen Ladengeschäfte, die mit ihren kyrillischen Inschriften einen ganz russischen Eindruck machen, wenn es auch meist Armenier sind, die vor den Türen lungern. Durch eine weite, von hohen Bäumen beschattete Allee, die sich zur Not schon in einer europäischen Stadt sehen lassen könnte, fuhren wir nach der Karawanserei, wo der Postwagen ausgeschirrt und seiner verdienten Ruhe überlassen wurde. Ich weinte ihm keine Träne nach. So gerädert war ich, dass ich kaum mehr auf den Beinen stehen konnte. Nach alter Gewohnheit wollte ich mich für die Nacht in der Karawanserei einrichten, aber da er-

schien wie ein deus ex machina ein Jüngling in blauer Uniform, der ohne weiteres meinen Rucksack packte und damit fortlief. Ich hinterher. Ich brauchte nicht zu fragen wohin. Es stand groß auf seiner Mütze:

»Hotel de France.«

Es war in der Tat ein Hotel, das nicht übel war, aber es hatte nur den einen Nachteil, dass in ihm kein Mensch Französisch oder sonst irgendwelche westeuropäische Sprache sprach und ich mich nach wie vor mit meinen kümmerlichen persischen Sprachkenntnissen behelfen musste. Aber wenigstens konnte man einmal wieder in einem richtigen Bette schlafen, wenngleich die darin befindlichen Wanzen in dem dafür bezahlten Preis von zwei Toman mit inbegriffen waren.

Am anderen Morgen machte ich mich frühzeitig auf die Suche nach einer Gelegenheit zur Weiterreise nach Teheran. Die Kaiserlich Persische Pferdepost ging nur bis Kaswin, und das war schließlich ebenso gut. Denn wenn sie auch weiter gegangen wäre und ich die Fahrkarte bezahlt gehabt hätte bis Teheran, so hätte ich sie doch nicht weiter mit meiner Kundschaft beehrt. Während des ganzen Vormittags lief ich umher und schaute mir die Augen aus nach einem passenden Automobil. Es gibt in Kaswin derer soviel wie Sand am Meer, Lastautos und andere. Ein Armenier mit einem Fordwagen erbot sich für fünf Toman. Wir wurden handelseinig, und pünktlich um zwölf mittags erschien er vor dem Hotel mit einem recht verwahrlosten Wagen, dessen

Befrachtung er sogleich vornahm. Das Innere des bedauernswerten Autos stopfte er mit schweren Kisten aus. Dann polsterte er das Äußere mit Decken, Matratzen und mächtig aufgeblähten Säcken, die er mit Stricken festband. Je mehr er hineinpackte, je mehr Raum schien zu sein. Bei aller Fantasie aber konnte ich mir nicht vorstellen, wo da noch ein Plätzchen für einen Passagier übrigbleiben sollte. Vor dem Auto stand ein Mullah, dessen Turban allein schon größer war als mein Rucksack. Die Fülle seines Gepäcks beschämte mich in meiner Armut. Zuletzt kam er noch mit einem Vogelkäfig und einem Federbett. Da protestierte ich und verlangte mein Geld zurück.

»Wieso?« meinte der Armenier, »der Wagen ist ja noch halb leer.«

Noch einmal ging er in das Hotel. Zwei Mann schleppten einen schmiedeeisernen Herd herbei, der mir als Sitzplatz neben dem Führer diente. Der Mullah aber strich seinen langen Bart. Dann breitete er sein Federbett auf dem Dache aus, setzte sich mit verkreuzten Beinen darauf und fort raste das Auto durch die Straßen, gefolgt von einer hundertköpfigen Meute, deren klagende Rufe zur heißen Mittags-sonne aufstiegen:

»Bakschisch, Bakschisch ...«

Bald waren wir wieder in der grauen Steppe. Aber die Straße war so gut wie nur irgendeine europäische Landstraße. Ungefähr jede Meile bekam der Mullah auf dem Dache eine Dusche, wenn wir durch einen der Bäche fuhren, die von den Schnee-

bergen herunterkamen. Im Norden standen sie als eine weißleuchtende Kette. Etwas weiter gegen Osten stand einsam wie ein Zuckerhut der mächtige Demawend. Und ehe wir es uns versahen, fuhren wir durch ein hohes, mosaikgetäfeltes Stadttor.

Da waren wir in Teheran.

## In Teheran

SHERLOCK HOLMES IM STADTTOR – NOCH EINMAL  
MÄHÄNDIS – AUCH EIN HOTEL – ICH MACHE DIE  
BEKANNTSCHAFT EINER INTERESSANTEN UND  
WEITGEREISTEN DAME – MIT DER PFERDEBAHN ZUM  
KANONENPLATZ – FLIEGENDE LIEBESBRIEFSTELLER –  
VERSCHÜTTETE MILCH – DIE RECHTGLÄUBIGEN  
GOLDFISCHE – LIEBENSWÜRDIGE TORWÄCHTER –  
ETWAS ÜBER RISA KHAN – AUF DER AVENUE LALEZAR –  
FRANZL DER ABENTEURER – WIR SCHREIBEN ZUSAMMEN  
EINEN BRIEF AN DEN MINISTER – ABREISE NACH ISFAHAN  
– DER DEMAVEND ALS WEGWEISER.

Grau und braun wie alle anderen persischen Städte, lag Teheran in der hellen Sonne. Zusehends wurde die Straße belebter. Man sah die Mirzas in ihren langen blauen Fräcken auf den Eseln reiten, überall sah man Menschen zu Fuß und zu Pferd, und dazwischen schritten bimmelnde Kamelkarawanen. Von der Stadt war vorerst nichts zu sehen als die hohe, lehmbraune Stadtmauer mit ihren runden, kriegerisch ausschauenden Bastionen. Durch ein hohes, getäfeltes Stadttor kamen wir zunächst an eine Polizeiwache, wo ein wirklich sehr eleganter Offizier, der ausgezeichnet Französisch sprach, sich mit der Gewissenhaftigkeit eines Sherlock Holmes nach dem Woher und Wohin erkundigte. Meinen frommen Reisegefährten, den Mullah, ließ er ohne weiteres passieren. Mich und meinen Rucksack betrach-



tete er dafür umso kritischer. Lange redeten wir hin und her, ohne dass seine Amtsmiene sich wesentlich aufgeheitert hätte. Da besann ich mich noch zu rechter Zeit auf das Zauberwort, das mir schon bisher so gute Dienste geleistet hatte.

»Mähändis«, sagte ich voll Verzweiflung.

»Ah, Mähändis!« rief der andere voll Erleichterung, »passez, au revoir, bon voyage!«

Wir fuhren weiter durch die geraden, von hohen, schattigen Bäumen umrahmten Straßen und hielten schließlich vor einem Hause, das sich, genau wie in Kaswin »Hotel de France« nannte.

Je nun, ich mag mich nicht zum Richter aufspielen über persische Hotels. Man trifft ein Grand Hotel, ein Hotel de Paris, ein Hotel de Londres. – Große Namen, große Preise, befrackte Kellner, schwellende Klubsessel auf kostbaren Teppichen und Betten, in denen sich die Wanzen tummeln. Orient und Okzident in stetem Kampf, wobei immer der eine den anderen umbringt und der Gast die Kosten tragen muss in diesem Kampfe. Nicht immer war das Leben schön gewesen auf der Landstraße, aber jetzt, wo ich teures Geld bezahlen musste für den verlogenen Luxus dieser Karawanserei, erfasste mich plötzlich wieder ein Verlangen nach den alten Rasthäusern am Wege, nach dem Feuer unterm Torbogen, dem Brüllen der Kamele und dem weiten Hofe unter den großen, funkelnden Sternen.

Freilich war hier das Leben interessant und reich an Abwechslung. Ich glaube kaum, dass es auf dieser Erde noch andere Gasthäuser geben dürfte,

die ein so buntes Gewimmel von Menschen beherbergen, wie die Hotels in Teheran. Ganz wie in den Gaststätten aufspringender Goldgräberstädte wird hier die Nacht zum Tage gemacht von Unternehmern, Abenteurern und sonst noch allerlei seltsamen Gestalten, die das Geld lose sitzen haben. Nicht die letzten sind dabei die politischen Intriganten, zumeist britischer Nationalität, unter denen Missis Deusbery sich besonders hervortat.

Wenn es je eine charmante Dame gegeben hat, so war es diese. Seit zwanzig Jahren reiste sie durch den Orient. Von Bagdad bis Delhi gab es keinen Platz, den sie nicht kannte und über den sie nicht etwas Interessantes zu berichten wusste. Ein lebendiges Lexikon, ein wandelndes »Who's who« in Persien. Eine *chronique scandaleuse* des gesamten Orients. Von Stambul bis Kabul gab es keinen Gesandten und keinen Legationsrat, dessen schwache Seiten sie nicht kannte, keinen persischen Prinzen, den sie nicht durch und durch studiert hatte, obwohl sie außer englisch keine andere Sprache verstand. Der Höhepunkt ihres Lebens aber lag schon eine Weile zurück, als sie mit dem Deutschen Kronprinzen auf demselben Schiffe von Indien nach Europa fuhr. Seither war sie seine glühende Verehrerin und blieb es auch, trotz aller Kriegspsychose. Wenn einer es wagte, in ihrer Gegenwart eine der hässlichen Kronprinzenlegenden aufzutischen, so fuhr sie ihm in die Parade: »Schweigen Sie still, Sie wissen nicht, was Sie reden. So ein hübscher und eleganter junger Mann!«

Ein weiterer Herr, auf den sie große Stücke hielt, war ein gewisser Dr. Müller, Bruder des Emdenkapitäns. Er wohnte in Bombay und sie trug mir Grüße an ihn auf.

»Ein perfekter Gentleman«, sagte sie, »a good sort of a fellow. Pity he is a German.«

Und wie für das Leben in den Hotels, so gilt es für das, was man zu sehen bekommt in den Straßen dieser Stadt, in der sich Morgen- und Abendland so seltsam begegnen:

»Und wo du's packst, da ist es interessant.«

Sicher hat man hier einmal das Kommen der Pferdebahn als einen Boten der neuen Zeit à la franca begrüßt. Nun klappert sie schon seit vielen Jahren durch die Gassen, und ganz gewiss sind es auch noch dieselben Pferde, die damals ihren Dienst antraten. Sie sind inzwischen nicht jünger geworden, und der in seiner Lammfellmütze recht romantisch aussehende Schaffner muss seine Peitsche in ständiger Bewegung halten, um diese wandelnden Leichen zu neuem Leben zu galvanisieren. Es ist die traurigste aller Pferdebahnen, aber gewiss auch die seltsamste mit den bunten, fremdartigen Gestalten, die da dicht zusammengedrängt auf den Bänken sitzen. Zu Fuß kommt man freilich ganz erheblich schneller vorwärts. Dennoch ist es gerade das richtige Beförderungsmittel für einen, der sich Teheran ansehen möchte. Man gleitet durch das Gewühl der Menschen, das stellenweise ganz beängstigend ist, dort wo die Straßen an den Bazar stoßen; man schaut hinab auf die Händler, die mit heulen-

der Stimme ihre Waren anpreisen, man sieht die Bettler, die bakschischfordernd herbeidrängen. Bettler überall. Wo ringsum das Land von Almosen lebt, darf Teheran auch nicht zurückbleiben. Auf allen Wegen und Beiwegen liegen sie umher, schlafen auf den Haustreppen oder auch mitten in der Gasse, im Brande der Sonne. Am aufdringlichsten sind die Weiber mit ihren oftmals ekelerregenden Entstellungen, die sie gierig zur Schau stellen, während das Gesicht sich immer noch züchtig hinter dem Schleier versteckt.

Neben den Bettlern sind die Schreiber die prominentesten Figuren im Stadtbilde Teherans. Lesen und Schreiben ist eine Kunst, die nur den wenigsten Personen geläufig ist. Wer sich dennoch darauf versteht, hat den Anspruch auf den Titel eines Mirza und ist eine gesuchte Persönlichkeit. Denn die althergebrachte persische Höflichkeit tobt sich am ausgiebigsten auf dem Papiere aus. Die Stände sind hier noch scharf unterschieden, und jeder Stand erfordert nicht nur eine besondere Anrede, sondern auch seinen eigenen Briefstil. Während z. B. ein großer Teppichhändler in blumenreich umrankter Sprache und mit Exzellenz angeredet wird, muss sich ein Pantoffelmacher im Bazar mit einem gewöhnlichen »Aga« begnügen und Allah wird nicht halb so viel angerufen und sein Schatten nicht halb soviel gesegnet, als der seines vornehmen Kollegen. Es sind sehr subtile Unterschiede, die aber geheiligt sind durch tausendjährige Tradition und bei dem geringsten Verstoß den Abbruch der Geschäftsbezie-

hungen zur Folge haben. Da aber kein europäisches Gehirn, auch bei noch so guter Landeskenntnis, diese Dinge richtig auseinanderzuhalten vermag, so ist jeder europäische Geschäftsmann umgeben von einer Wolke von Mirzas, die in ihren langen schwarzen Abbas recht würdevoll aussehen und sich auch dementsprechend fühlen.

Wer keinen Anschluss an ein solches Geschäft gefunden hat oder den Dienst für die Franken verschmäht, der mietet sich eine Bude im Bazar, oder er hockt als fliegender Liebesbriefsteller an den Straßenecken, ein Geschäft, das anscheinend auch seinen Mann ernährt. Es ist ein malerisches Bild, wenn man sie so auf der Straße kauern sieht mit dem Zettel in der hohlen Hand und mit der Gänsekielfeder, die dünn wie Spinngewebe die arabischen Schriftzeichen malt. Auf der Spitze der Nase sitzt die große hörnerne Intelligenzbrille, und darüber hinweg schielt er hinüber zu der vor ihm kauern Jungfrau, die unter dem dicken schwarzen Schleier ihm die Liebesworte zuflüstert, die überall dieselben sind an allen Enden der Erde.

Aber Teheran hat noch ein anderes Gesicht.

»Ein bisschen Französisch, das macht sich so schön.« Nirgendwo gilt dieser Spruch mehr, als am Fuße des Demawend. Wie sie es fertig bringen, diese Sprache so schnell und gründlich zu erlernen, weiß ich nicht. Tatsache ist jedenfalls, dass hier jedermann, der auch nur einigermaßen Anspruch erhebt auf das, was man so Bildung zu nennen pflegt, ein nahezu perfektes Französisch spricht. Man fin-

det Tausende und aber Tausende, die es ebenso gut sprechen wie ein Franzose, obwohl sie nie aus den Grenzen ihres Landes gekommen sind. Man braucht nur über die große Avenue Lalezar, die Tauentzienstraße Teherans, zu gehen und ein wenig die Firmenschilder anzusehen, um einen Begriff zu bekommen von dem Maß westeuropäischer Zivilisation, das überall schon eingedrungen ist in das Straßenbild dieser fernen, eisenbahnlosen Stadt. Da wimmelt es überall von *comptoirs français*, *marchands tailleurs*, *maisons de confiance*. Alles in riesenhaften Inschriften, an denen nur da und dort verschämt in einer Ecke eine Schrift in persischen Buchstaben angebracht ist. Man hat den Eindruck, als ob in Persien jeder etwas gelte, nur der Perser nicht. Wenigstens habe ich mir vergebens die Augen ausgeschaut nach einem »Hotel de la Perse« neben all den Hotels de France, de Paris, de Londres usw. Dabei ist es freilich so, dass die von außen so französischen und englischen Herrschaften von innen meist nur armenisch können. Es ist die tiefe Reverenz vor Pfunden und Dollars, die wir auch einmal kannten, als unsere Zeitungen voll waren von beweglichen Anzeigen, die alle so pathetisch anfangen: »Achtung, Ausländer!«

Das imposanteste in Teheran ist der Kanonenplatz, der breit und weitläufig mitten in der Stadt liegt und etwa die Grenze bildet zwischen dem engen Gassengewirr im Bazarviertel und den breiteren Straßen des anderen Teheran mit westlichen Ambitionen. Es ist ein wirklich schöner Platz, um-

rahmt von stattlichen Gebäuden, von denen das der Kaiserlich Persischen Bank, die in Wirklichkeit nichts als ein Ableger der Kaiserlich Britisch-Indischen Bank ist, am meisten vorstellt.

Auf Bildern, die nur wenige Jahre zurückliegen, sieht man hier Kanonen in langen Reihen stehen. Aber das war einmal. Man hat sich inzwischen pazifiziert. Dort, wo die Mündungen der Geschütze starrten, liegt jetzt ein herrlicher Garten mit Beeten von roten Geranien, die wie Feuerringe in der Sonne leuchten, mit üppigen Rosen, die eben ihre ersten Knospen entfalten. Nach dem heißen Tage kommt der erste kühle Abendwind von den Schneebergen des Elbrus, dessen Gipfel in scheinbar greifbarer Nähe in leuchtender Klarheit am blauen Himmel stehen. Die Musik spielt auf dem Platze. »Machen wir's den Schwalben nach ...« Es ist ganz so wie etwa auf der Kurpromenade in Meran. Und doch so anders! Man sieht nur Männer, die da in langen Roben und hohen Filzhüten würdevoll durch die Kühle des Abends schreiten. – Aber wo sind die Frauen? Es ist, wie es immer ist bei allen Veranstaltungen in diesem Lande: sie sind einfach nicht da.

Und sie sind doch da. Abseits vom großen Getriebe, am Rande des durch einen Stacheldrahtzaun eingefassten Gartens, haben sie sich zu Hunderten festgesetzt, eine Schar von wesenlosen, vom Kopf bis zu den Füßen in schwarze Schleier gehüllten Gestalten. Sie haben es »den Schwalben nachgemacht« und sich nach Belieben auf den Treppentufen und im Rinnstein der Straße niedergelassen. Es

ist eine düstere, geisterhafte Szene. Barbarische Religion, die solchermassen alles Leben und alle Farben von der Straße verbannt im Namen des Gesetzes!

In diesem Zusammenhang komme ich auf etwas zu sprechen, das der Reisende nicht übergehen kann und darf, wenn er vom Orient und insbesondere von Persien spricht. Für jeden Orientalen ist die Religion das, um was sich alles andere dreht. Hat sich daran etwas geändert in diesen letzten Jahren mit ihrer Fülle von drängendem Neuen, das wie ein Windhauch in die Stickluft dieser alten Anschauungen kam? Nach vielen äußeren Erscheinungen, zumal auch auf dem Gebiet der Emanzipation der Frau, die man vor wenigen Jahren hier noch für völlig unmöglich gehalten hätte, sollte man es beinahe glauben. Jedoch – wenn man aus den großen Städten mit ihrem modernisierenden, nivellierenden Einfluss herauskommt auf das Land, so macht man Erfahrungen, die eher alles andere vermuten lassen. Für die übergroße Masse des Volkes stehen die Gebote des Koran, fest wie ein Fels, und man lässt sich ihre Erfüllung etwas kosten. Ich selbst musste das mehr als einmal erfahren. Da war z.B. die Sache mit der Milch, die ich so schnell nicht vergessen werde. Das war in einer Karawanserei an der großen Straße, die von der türkischen Grenze nach Erserum führt. Spät abends kam ich an und war so hungrig, wie nur einer, der während des ganzen Tages noch nichts gegessen und drei Tage lang vorher auch nur von Tee und Schafkäse gelebt hat. Hier



aber stand vor meinen lüsternen Augen ein mächtiger Eimer voll Milch, die ein geflickter Bauer in einem Holzgefäß zu einem Kran (10 Kran = 1 Toman)! je Schüssel verkaufte. Das Geschäft ging nicht schlecht. Ich leistete mir gleich zwei Schüsseln, worauf dann der Bauer selbst Appetit bekam. Schon hatte er die Schüssel am Munde, als ihm plötzlich einfiel, dass ja da ein Gjaur daraus getrunken hatte. Was tat er? Er ging hinaus und schüttete den ganzen Eimer voll Milch auf die Straße. Er tat das nicht mit zorniger Miene, er schwor nicht beim Barte des Propheten, er rief nicht den Zorn Allahs auf das Haupt des Ungläubigen. Ganz gleichmütig kam er zurück, setzte sich mit verkreuzten Beinen auf den Teppich, zündete sich eine Pfeife an und schaute seelenruhig hinaus auf die Straße und auf die verschüttete Milch, die da lag wie das Gesetz es befahlen.

Ein andermal – es war in derselben Gegend, in der sie anscheinend besonders fanatisch sind – kam ich ins Gespräch mit einem Herrn von der Polizei. Er war ein gebildeter Mann, und wir hatten eine angenehme, wenn auch etwas holprige Unterhaltung in hausgemachtem Persisch und Türkisch. Er gab mir zum Abschied die Hand – und als ich mich im Weiterreiten noch einmal umdrehte, war ich Zeuge, wie er sich die Unreinheit der Berührung mit dem Gjaur in einem über die Straße laufenden Bewässerungsgraben abwusch. Und dabei war er – wie gesagt – ein verhältnismäßig gebildeter Mann und von der jüngeren Generation, von der man sagt, dass sie hinaus wäre über solche Dinge.

Und da fällt mir noch eine dritte Begebenheit ein, die ich zwar selbst nicht erlebt habe, für deren Wahrheit aber ein hier ansässiger Deutscher mit seinem Kopfe bürgt: im Hofe eines jeden persischen Hauses befindet sich ein größeres Wasserbassin. Es ist eine schöne und löbliche Einrichtung, die für Kühlung sorgt, und die einem an dürrer, heißen Sommertagen die tröstliche Gewissheit gibt, dass doch noch nicht die ganze Welt ausgedörrt ist. In dem Hofe, von dem ich erzähle, befand sich ein besonders schönes, von Granitsteinen eingefasstes Wasserbecken, in dem zahlreiche Goldfische schwammen. Nun geschah es eines Tages, dass ein Ungläubiger vorbeikam und die Hände darin wusch. Sofort ließen sie den ganzen Teich ab, bis kein Tropfen Wasser mehr darin war. Die Goldfische, die von dem unheiligen Wasser getrunken hatten, schnappten noch eine Weile, ehe sie den verdienten Tod fanden. Dann wurde reines Wasser hereingelassen, in dem sich neugekaufte, rechtgläubige Goldfische tummelten, und Allahs Segen waltete wieder über dem Hause. –

Nur wenig abseits vom Kanonenplatze liegt der Palast des Schahs, zu dem ein schönes, mit bunten Fliesen besetztes Tor führt, flankiert von zwei blankgeputzten Messingkanonen, die in der Sonne funkeln. Als ich eben dort vorbeiging, lungerte im Schatten eine Wache, deren Kommandant, ein sehr kriegerisch drein schauender Kosakenoffizier, gerade auf mich zukam. Ich wunderte mich, was er von mir wollte. – Ah, ich war noch nicht lange ge-

nug in diesem Lande der vollendeten Höflichkeit gewesen! Nur die Hand wollte er mir geben, nur Sa-lem Aleikum wollte er mir sagen. Er sagte das auf Persisch, von dem ich nicht allzu viel verstand. Aber er sagte es so freundlich, dass ich nicht umhin konnte, ihn zu einer Tasse Tee einzuladen in einem benachbarten Restaurant.

Dort zeigte er sich als vollendeter Kavalier und großer Politiker, und da sich ein französisch sprechender Landsmann von ihm uns zugesellte, der bereitwilligst den Dolmetscher spielte, konnte ich auch von seinen Kenntnissen profitieren. Ehe man sich's versah, waren die beiden in einen mächtigen Disput verwickelt.

Der Offizier war natürlich für Risa Chan, schon um des zweierlei Tuches willen. Auf Kemal Pascha – so meinte er – habe man gehofft, aber Risa Chan habe erfüllt. Er sei der Mussolini des Ostens, und wer das nicht wahrhaben wolle, der sei eben kein Perser. Man brauche nur drei Jahre weit zurückzudenken in der Weltgeschichte. Was sei damals Persien gewesen? Ein Niemandsland, in dem jeder tat was ihm gefällig war, in dem Engländer und Bolschewiken sich um die Herrschaft rauften und jeder-mann im Lande etwas galt, mit Ausnahme der Perser. Vor drei Jahren hätte noch jedermann sein Testament gemacht, ehe er seinen sterblichen Leib der Landstraße anvertraute. Der dritte Mensch, dem man draußen begegnete, sei ein Räuber gewesen, und die übrigen hätten zu russischen Kosakensot-nien oder zu den von England bezahlten Diebesban-

den gehört, die man »South Persian Rifles« zu nennen beliebte. Täglich habe es eine neue Revolution gegeben. Und heute? – Heute habe man eine persische Armee mit persischen Soldaten und sichere Landstraßen, auf denen man mit dem Automobil in die hintersten Winkel des Landes fahren könne.

Der andere widersprach heftig. Vor kurzem erst sei einer seiner Verwandten auf der Straße nach Bagdad beraubt und ermordet worden. Hungersnöte gäbe es heute noch. Die meisten Menschen an den Straßen ernährten sich auch heute noch vom edlen Handwerk des Straßenraubes, nur säßen sie heute in den Ämtern als Bürokraten und niemand sei mehr da, um ihnen auf die Finger zu sehen, denn Pahlavi<sup>1</sup> hätte das Parlament unter seinem Stiefel zertreten.

Zu allem Unglück mischte sich nun noch ein Mulah ins Gespräch, der ebenfalls die volle Schale seines Zornes über Pahlavi ausgoss. Er sei ein gottloser Atheist, ein Feind der Geistlichkeit und bei Licht betrachtet nichts anderes als eine Kreatur des Vizekönigs von Indien, der auch das Geld liefere für die schönen neuen Uniformen und die vielgepriesenen Automobilstraßen. Dafür verlange der wohl seinen Preis. Das sei klar. Er müsste denn der erste Engländer sein, der etwas verschenkt habe.

So redeten sie noch lange weiter, während der Samowar brummte und die Wasserpfeife von Mund zu Mund ging. Nur wenig verstand ich von dieser persischen Politik, und ich muss gestehen, dass ich

auch heute noch nicht klüger darin geworden bin.

Wer versteht überhaupt etwas von orientalischer Politik? Mitten in der Stadt Teheran liegt ein großer Garten, der von mächtigen Mauern fast wie eine Festung umgeben ist. Darinnen stehen die Bungalows unter uralten Platanen, und vor dem Tor stehen die riesigen, schwarzbärtigen, beturbanten Gestalten der Sikhs als Leibwache für den britischen Gesandten, der hier fast wie ein Resident regiert. Tausend Fäden der hohen Politik laufen hier zusammen. Zeitweilig ist der Park gefüllt wie eine Karawanserei von politischen Flüchtlingen und sonstigen Parteigängern, die hier mit ihren Zelten und Kamelen residieren, von Abenteurern und Intriganten, die, wie einst Napoleon, herbeikamen, »um sich am Feuer des britischen Herdes niederzusetzen« – oder sich daran die Finger zu verbrennen.

Schon mehr als einmal glaubten sie sich am Ziel. Der Vertrag vom Jahre 1919 errichtete die Schutzherrschaft über das ganze Land. Persien wurde zu einer indischen Satrapie, der Schah zum Maharadschah erniedrigt. So weit war alles nach Wunsch gegangen. Indien reichte fortan bis zum Kaukasus, und durch die Schutzstaaten im Irak und Palästina bis zum Mittelmeer. Dabei wäre es auch geblieben, wenn nicht neben den schönen Gärten in Teheran ein beinahe ebensogroßer anderer Garten wäre, der von den Russen besetzt ist, die heute in ihrer bolschewistischen Einkleidung mindestens ebenso imperialistisch eingestellt sind, wie ihre zaristischen Vorbilder. Was in diesen Nachkriegsjahren

auf persischem Boden vor sich gegangen ist, ist hohe Politik, wenngleich das kriegs- und politikmüde Europa ihm wenig Beachtung schenkte. Der Sieger in diesem Wettlauf der Großmächte war die neugestärkte persische Staatsautorität, der in Risa Chan ein starkes und tatkräftiges Haupt erstand. Als Instrument der Engländer gegen die vom Rescht vorrückenden Russen ist dieser raue Kriegermann, der noch während des Krieges als gewöhnlicher Kosake vor der deutschen Gesandtschaft Wache schob und dem man nachsagt, dass er noch heute, als Herrscher aller Gläubigen, nicht einmal seinen Namen schreiben könne, zur Macht gekommen. Ob er sich dauernd als britischer Stipendiat betätigen wird, oder ob er als geriebener Orientale die Farbe wechseln wird, wenn Allahs Sonne von einem anderen Himmel scheint, ist freilich eine Frage, die zur Zeit noch niemand beantwortet hat.

Doch das sind alles Dinge, die weit abliegen von dem Gang der kleinen Erlebnisse dieses reisenden Franken.–

Wieder stehen wir in der Avenue Lalezar. Sie ist das Wunder des modernen Persien, der Traum aller Chauffeure, die hier in modern aufgemachten Kaffeehäusern, bei schmelzender Musik, in Gesellschaft mehr oder minder schöner Damen sich von den Anstrengungen und Entbehrungen erholen, die persische Autoreisen noch mehr als anderswo im Gefolge haben. Ach, es ist doch nur eine kümmerliche Vorstadteleganz, wenn man freilich auch um das noch dankbar ist. Denn im Reiche der Blinden

ist der Einäugige König. Alle Nationen trifft man auf der Avenue Lalezar, nicht zuletzt die deutschen Landsleute. In allen Lebenslagen sind sie vertreten, vom hochmögenden gräflichen Gesandten bis zum reisenden Handwerksburschen. Von dieser letzteren Abart – sollte man es eigentlich glauben? – trifft man besonders viele. Der Weg von Berlin nach Teheran ist weit und voller Gefahren. Die Schwierigkeiten sind groß, aber größer noch ist die Unternehmungslust des deutschen Wandersmannes. Ohne Geld, ohne Papiere, ohne irgendwelche Kenntniss fremder Sprachen, gerade nur auf sich und den immer bereiten und gefälligen Schutzgeist der Vagabunden vertrauend, marschieren sie über Berge und Wüsten, durch reißende Flüsse, die Tod und Verderben drohen. Sie kommen durch verbotene Städte und ungastliche Landstriche, in denen verbissener Fanatismus sie aus scheelen Augen anschaut, über zahllose Grenzen, an denen grimmige Bürokraten zur Umkehr auffordern. Viele gehen dabei zugrunde, Zahllose kehren wieder um, noch ehe sie den Weg recht begonnen. Aber immer und immer wieder sieht man so einen modernen Odysseus, der zerlumpt und verkommen als Sieger einzieht durch die funkelnden Tore dieser seltsamen Stadt.

Teheran! Der Name ist schwer von Romantik. Und dahinter liegt Indien, das Wunderland, das alle lockt und das kaum einer erreicht, denn dazwischen liegt Afghanistan, ein Land voll lauender Gefahren und südwärts, in der Richtung nach Isfahan, ist es nicht viel anders.

So sehe ich mich heute noch einmal, wie ich damals in dem Kaffeehause an der Avenue Lalezar saß und mir die Sache hin und her überlegte: Kabul oder Isfahan, das war die Frage. Beides hatte seine Vor- und Nachteile. Beides waren dürftige Strecken, voll Sand und Sonne und doch wieder voll leuchtender Straßen, auf denen lockend das Abenteuer stand. Lange dachte ich nach über diese Dinge und wäre sicher auch an dem Abend zu keinem Resultat gekommen, wenn nicht zufällig Herr Franz Michel hinzugekommen wäre.

So wenigstens nannte er sich, wenngleich es mir auch heute noch so vorkommt, als ob dieser Herr Franz Michel zuweilen Wert auf Abwechslung in seinem Aushängeschild legte, und das aus guten Gründen.

Ach, die Zeiten sind doch die Macher der Menschen! Was wäre aus Herrn Franz Michel wohl geworden, wenn nicht der Weltkrieg gekommen wäre? Sicher wäre er heute noch der friedfertige Franzl im Dorfe, dessen Abenteuer nie über die einer Kirchweihrauferei hinausgekommen wären, oder allenfalls ein ergebener Zahlkellner in einem Wiener Café. Aber dann kam der Krieg. Franzl wurde Unteroffizier bei den Hoch- und Deutschmeistern, geriet in russische Gefangenschaft ins ferne Turkestan, von wo er zu passender Zeit davon lief nach dem bisher für alle Ungläubigen streng verschlossenen Lande Afghanistan. Gelegenheit macht Diebe, aber auch Männer. Und so sah sich Franzl bald als Ingenieur in den Artilleriewerkstätten des



Emir, ehe er sich selbst recht bewusst wurde, wie das geschehen. Da er ein aufgeweckter Bursche war, fand er sich bald mit den Sitten des seltsamen Landes ab, lernte persisch sprechen wie ein Buch und wenige Jahre später war er persischer Kavallerieoffizier unter Risa Chan. Dann kam der faule Friede. Die überflüssigen Offiziere – voran natürlich die Ungläubigen – wurden abgebaut, und Franzl, der vorher schlecht und recht gelebt hatte von seinem mehr als unregelmäßig eingehenden Sold und dem, was sich so nebenher stehlen ließ, stand wieder einmal vor dem Nichts in der fremden Stadt. Tagelang schrieb er sich die Finger wund über ergebnen Briefen an persische Prinzen und sonstige Exzellenzen, um sie als Geldgeber für eine von ihm in Aussicht genommene Reparaturwerkstatt für Automobile zu interessieren. – Ach, es ist in Persien nicht anders als anderswo! Die das Geld haben, wissen es festzuhalten, und nur selten findet sich ein Gönner, der einem unternehmenden jungen Mann auf die Beine hilft. Jetzt – so meinte er – sei er am Ende seiner Geduld und seines baren Geldes. Nur noch eine Bonze sei übriggeblieben, den er sich vorknöpfen wolle, wenngleich er wenig Hoffnung habe auf ein befriedigendes Resultat, denn der hohe Herr sei nicht nur ein Prinz – deren gebe es wie Sand am Meer in diesem Lande – sondern auch noch ein Exminister. Man dürfe ihm nur französisch schreiben, und wo hätte er das lernen sollen?

Ich bot ihm meine Hilfe an, und so machten wir uns gleich an die Arbeit, und während nun der Lärm

immer weiter ging in der Wirtschaft, setzten wir einen Brief auf, der imstande gewesen wäre, einen Kriminalrichter in Moabit zum Weinen zu bringen.

Herr Franz Michel steckte den Brief hochofreut ein und sagte, er werde sich früh um sieben Uhr – denn das sei die offizielle Besuchszeit in diesem Lande – höchstselbst damit bei der Exzellenz anmelden lassen. Ich war nun selbst gespannt, wie das ausgehen würde. Aber am anderen Morgen erschien der gute Franzl in dem Hotel mit einem sehr langen Gesicht. Die Exzellenz war tags zuvor in Geschäften verreist. Warten bis zur Rückkehr könne er nicht, denn ganz ohne Geld könne man auch in Persien nicht leben. – Aber er habe inzwischen etwas anderes ausfindig gemacht. Vorhin sei er einem Mullah begegnet, der ein Fordautomobil gekauft habe und nun jemand suche, der es ihm über Isfahan nach Schiras bringe. Fünf Toman Vorschuss habe er schon bekommen und für zwanzig nehme er auch mich mit für die ganze Reise.

Ich rechnete. – Zwanzig Toman. Das waren achtzig Mark. Und Schiras tausend Kilometer entfernt.

»Mensch, ja, ich gehe mit. – Wann soll's losgehen?«

»Heute Abend.«

»Abgemacht.«

Schon in der hellen Mittagshitze hatte ich mich in der Karawanserei eingefunden, wo der eben erst aus Amerika gekommene, von Lack, Politur und Neuigkeit funkelnde Wagen unternehmungslustig unter einem Torbogen stand. Bald kam auch der Mullah,

der mit seinem schwarzen Bart und seinem großen Turban genau so aussah wie jener, den ich von Kaswin her noch so gut in der Erinnerung hatte. Eine Wolke von Dienern war ihm in die Karawanserei gefolgt, die nun wiederum das Auto bepackten nach der Mode, die ich schon kannte. Ich war aber inzwischen schon Perser genug geworden, um mich darüber nicht mehr aufzuregen. Nach einer Weile kam Franzl und ließ den Motor schnurren. Der Mullah kam mit der kupfernen Kanne, die das Gesetz vorgeschrieben. Er schleppte eine Melone herbei, die größer war als sein Turban. Dann sog er noch einmal an seiner Wasserpfeife und verschwand im Wagen. Man sah ihn nicht wieder, bis wir durch die Tore von Isfahan rollten.

Punkt sechs Uhr abends ratterte das Wüstenschiff, will sagen das Automobil, über den Kanonenplatz, gefolgt von einer ansehnlichen Eskorte von Bettlern. Bald waren wir im Bazarviertel, wo wir nur langsam vorwärts kamen durch die engen, von riesigen Mauern umsäumten Gassen, in denen noch immer die Hitze grell und flimmernd stand. Eselkarawanen sperrten uns alle Augenblicke den Weg. Franzl fluchte. Hunde, Katzen und kleine Kinder machten sich überall breit. Derwische brüllten an den Ecken, Mullahs gingen stolz vorüber und überall, wohin man blickte, sah man die schmutzigen Hände der bakschischhungrigen Bettler.

Durch ein schönes Stadttor, das dem völlig glich, durch das ich vor wenigen Tagen von der anderen Seite hereingekommen war, ging es hinaus in das

weite Land, das gleich wieder eine Wüste war. Wir wollen milde sein und es Steppe nennen. Überall nur Sand und Sonne und dürre Gräser. Und doch war es eine schöne Landschaft. Denn in Persien ist der Himmel so blau, und die Berge sind so wunderbar in ihrem wechselnden Farbenspiel, dass man nur ein paar einzige kleine Bäume am Horizont zur Belebung der Landschaft braucht, um alle Entbehrungen einer langen Reise zu vergessen. Und an diesem Abend zeigte sich das Farbenspiel der Steppe besonders lebendig. Am Vormittag war ein heftiges Gewitter niedergegangen. Noch hingen Tropfen wie Perlen an den spärlichen Gräsern, die sich silbern im Winde wiegten. Im Norden, hinter der Stadt, sank groß und rot die Sonne hinab. Mit ihren letzten Strahlen entzündete sie ein feuriges Alpenglühen auf den Schneegipfeln des mächtigen Elbrusgebirges, dessen Massiv finsterer wie die Nacht unmittelbar hinter den Häusern der Hauptstadt aufzusteigen schien. Über den hellen Gipfeln aber stand im Hintergrund der majestätische Demawend wie ein leuchtender Zuckerhut vor einem unwahrscheinlich tiefblauen Himmel.

Ich aber schaute mich nicht einmal mehr um. Ich hörte nur das Surren des Windes, das Brummen des Wagens, der vorwärts raste in die Nacht, die schwarz auf der Straße hockte. Noch vieles hatte ich mir ansehen wollen in Teheran, aber jetzt war mir alles gleichgültig.

Ade, Teheran. Ade, du falsche Stadt, an den Rockschößen einer verlogenen Zivilisation.

Ade, auf Nimmerwiedersehen! Jetzt geht's nach Indien!

---

1. Pahlavi, der von Risa Chan nach seiner Krönung angenommene Name. <<<

## Von Isfahan nach Schiras

NÄCHTLICHE FAHRT – WO DAS KAMEL ÜBER DAS AUTO  
TRIUMPHIERT KISMET – KUM, DIE HEILIGE STADT – EINE  
WILLKOMMENE PANNE – DAS PERSISCHE LOURDES – AUF  
VERBOTENEN PFADEN – ICH ENTGEHE MIT KNAPPER NOT  
EINER STEINIGUNG – UNGESUNDE GEGEND – ISFAHAN,  
DIE PERLE VON PERSIEN – BESUCH IM BAZAR – ALLERLEI  
KAUFGESCHÄFTE – PERSISCHE STUDENTEN – MAN  
KENNT SIE NICHT VON DEN PROFESSOREN – NIRGENDWO  
EINE STUDENTENBUDE – EIN EMPFEHLENSWERTES  
HOTEL – ABENTEUER AUF DER LANDSTRAßE – SCHIRAS,  
DIE ROSENSTADT – SIE STELLT SICH ALS DIE  
HAUPTSTADT DER SANDFLÖHE HERAUS – AN HAFIS'  
GRAB.

Teheran war längst verschwunden unter dem schwarzen Mantel der lauen Nacht und immer noch brummte der Motor, immer noch ging es weiter auf der weißen Straße, wo nur ab und zu ein vorüberziehender Eseltrupp im Lichtkegel des Scheinwerfers auftauchte. Zwei oder dreimal wurden wir aufgehalten durch Kamelkarawanen, vor denen die moderne Technik die Waffen strecken musste. Da half kein Fluchen. Die Nacht widerhallte von Verwünschungen, Bärte wurden verbrannt und Seelen zur ewigen Verdammnis verurteilt, aber es nützte nichts. Grollend musste das schnelligkeitstolle Fahrzeug aus Frankistan den Motor abstellen und ruhig abwarten, bis die nächtliche Heerschar vorüberge-

zogen war. So wenig wie einst der Berg zu Mohammed gegangen, so wenig kann man es auch fertig bringen, einem Lastkamel eine andere Gangart anzugewöhnen als die, die es von Kind an gewohnt, die ihm ererbt und überkommen ist von tausend Generationen anderer Kamele. Langsam schwanken sie vorüber, wie Gespenster der Nacht. Die Tiere brüllen, die Treiber fluchen, und überall hört man das Läuten der Glocken. Vielleicht sind sie nur ein Dutzend, vielleicht sind es mehrere hundert Tiere. Vielleicht ist die Karawane mehrere Kilometer lang. Aber es nützt kein Jammern über den Zeitverlust, wenn man nicht eine Panik gewärtigen will, in der das Teufelsding aus Frankistan unter den Kamelhufen verende. So rächt sich der Orient am Okzident. – Aber man jammert auch nicht.

Was ist die Zeit in diesem Lande?

Der Mullah schnarchte vernehmlich im Wagen. Franzl, der Chauffeur, zündete sich eine Pfeife an und schlief gleich ein. Und so standen wir immer noch auf der Straße, während die Glocken der weiterziehenden Karawane in der Ferne verhallten und wieder das klagende Lied der Schakale in der Wildnis einsetzte. Plötzlich brummte wieder der Motor, und weiter ging die Reise mit vierzig Kilometern in der Stunde.

Um Mitternacht hielten wir Rast in einer Karawanserei, dicht neben einer kleinen Moschee, wo wir ausgiebig Tee tranken. Dann ging es wieder hinein in die Nacht, bis der graue Tag über der grauen Steppe dämmerte. In der Ferne stand eine Stadt.

Wenn man sich in westlichen Ländern einer Stadt zu nähern beginnt, so merkt man es zunächst an den überhandnehmenden Reklameschildern. Dann kommen die Schuttabladeplätze, dann die Schornsteine und die Mietskasernen. In Persien aber hat man noch etwas von dem biblischen Gefühle der Ehrfurcht vor alten Mauern.

»Ziehe deine Schuhe aus, denn der Ort, worauf du stehest, ist heiliges Land.«

Und hier war es in der Tat eine heilige Stadt, deren Umriss sich in der Ferne abzeichneten. Neben Kerbela und Mesched gibt es für einen Schiiten keine heiligere als diese: Kum, die Heilige, am Fuße der Grabmoschee des Imamen. Von weither leuchtete die goldene Kuppel in der Morgensonne. Beim Näherkommen sah man die vier mächtigen Minarette, deren Spitzen wie goldene Speere in der Sonne blitzten. Einen erhabeneren Anblick kann man sich nicht wohl vorstellen und man versteht es, dass gläubige Wallfahrer, die in ihrem Leben nie etwas anderes gekannt haben, als die graue Steppe und die schwarzen Zelte ihres ruhelosen Daseins, nach monatelanger Wanderung vor ihnen in den Staub sinken wie vor etwas Göttlichem.

Ich war dafür, dass wir ein wenig Station machen und uns dieses Wunder etwas näher ansehen wollten. Aber Franzl protestierte heftig. – Was es da wohl zu sehen gebe? Eine Moschee wie alle anderen. Und gar noch die? Eine Grabmoschee? In der ein Imame liegt? »Nicht um alles in der Welt! Einmal bin ich so etwas zu nahe gekommen, drüben im



Harat. Aber nie wieder!«

Er war noch nicht fertig mit seiner Rede, da knackte etwas im Motor und das Auto humpelte wie ein lahmer Vogel zur Reparatur in die nahe Karawanserei. Das war fatal. Franzl fluchte. Der Mullah steckte den Kopf heraus und murmelte etwas Unheiliges. Mir aber war der Unfall zur rechten Zeit gekommen. Zwei oder drei Stunden Aufenthalt genügten auch ohne Bädker<sup>1</sup> zur Besichtigung dieser seltsamen Stadt.

Ein breites, fast trockenes Flussbett, auf dem eben ein Eselmarkt abgehalten wird, trennt uns von dem Orte. Eine alte, in einer sehr merkwürdigen Architektur gehaltene Brücke führt in die Gassen dieses »Lourdes von Persien«, die von Mullahs nur so überquellen. Jeder dritte Mensch scheint hier ein Geistlicher zu sein. Sehr eng, dunkel und schmutzig sind die Gassen, aber um jede Wegbiegung blitzt die goldene Kuppel der Moschee, die einen magisch in ihren Bann zieht. Verführerisch wie ein Gift, denn Franzls Furcht vor diesen verbotenen Früchten war keineswegs so unbegründet. Schiiten sind sehr eifersüchtig und oftmals gewalttätig in der Behütung ihrer Gotteshäuser vor den Blicken der Ungläubigen. Erst zwei Jahre zuvor war in Teheran der amerikanische Konsul von der fanatischen Menge zu Tode gesteinigt worden, weil er gewagt hatte, ein solches Heiligtum zu fotografieren.

Zweifelnd stand ich vor dem Eingang. Ich setzte mich ein wenig auf die marmorne Stufe, die hinauf

in das Heiligtum führte und schaute ein wenig den würdigen, schwarzbärtigen Buchhändlern zu, die stets vor den Moscheen sitzen, und der Bücherwurm in mir wurde lebendig beim Anblick der kostbaren Miniaturen, die da wie Perlen in einem Schutthaufen lagen zwischen dem Wust von wertloser Druckerschwärze. Schön anzusehen, aber teuer und unverkäuflich für einen Ungläubigen. Ein Junge brachte eine Tasse Tee aus einer benachbarten Schenke. Ich schlürfte ihn bedächtig und schaute auf das ein- und ausgehende Gewimmel und schielte ein wenig durch das Portal, das über und über geziert war mit bunten Fliesen, die vielfach verschnörkelte Koranschriften darstellten. Einen Blick warf ich ins Innere des Hofes, der wie ein steinernes Gedicht herausleuchtete in diese Rumpelkammer einer verwahrlosten Stadt.

Und dann wurde plötzlich die Neugierde größer als alle Vorsicht. Schnell ging ich über die Steinfliesen, die ebenso viele Grabsteine waren und stand nun mitten in einem großen, viereckigen Hofe, der rings umrankt war von Säulengängen, während in der Mitte ein Brunnen stand. Hier war es wunderschön kühl, überall leuchtete von den Mauern eine Fülle von Farben. Gerade vor mir stand ein Portal, das schimmernd in einer Überfülle von blauen und weißen Mosaikverzierungen in maurischer Art in der Sonne funkelte. Darüber stand die gewaltige goldene Kuppel der Moschee, die Minarette mit ihren vergoldeten Spitzen, und über dem Eingang hing die Ampel wie etwas Unwirkliches. Weiter abseits,

an der anderen Seite des Hofes, standen andere Minarette und dazwischen ein kleiner, spitzer Tempel mit einem goldenen Dach wie eine chinesische Pagode. In dem Hofe hockten ringsum die Menschen wie bunte Farbenklexe, und überall hörte man das leise Beten der weitgewanderten Pilger.

Lange hatte ich nicht Zeit zum Betrachten. Nur einen Augenblick stand ich da und trank mit gierigen Augen das Bild dieser seltsamen Schönheit. War das nun Täuschung? War es nur die Wirkung der verbotenen Frucht, die mich berauschte? Ich weiß es nicht. Vor wenigen Monaten erst war ich in der berühmten Hagia Sofia in Konstantinopel gewesen, aber die Erinnerung daran verblasste vor der Schönheit, die hier vor mir stand. Ganz versunken war ich in das Bild und achtete es erst nicht, wie es von allen Seiten auf mich losgestürzt kam, wie der weite Hof lebendig wurde von schreienden Menschen und gestikulierenden Mullahs. Die Angst lief mir kalt den Rücken hinunter, als ich es gewahr wurde. Hier sieht es schlimm aus um den Neffen deiner Tante, dachte ich mir. Aber einmal wenigstens ließ mich die Kaltblütigkeit nicht im Stich. Ich tat das Beste, was ich unter den Umständen tun konnte: ich stellte mich dumm und taub. Langsam zog ich mich zum Tor zurück. Dort aber artete der Rückzug in Flucht aus. So schnell mich die Beine trugen, rannte ich hinein in den Irrgarten der engen Gassen. Hinter mir brüllte es wie eine aufgeregte Brandung, Steine flogen um den Kopf, bissige Hunde schnappten nach den Beinen. Glücklicher-

weise waren die Gassen so eng und winkelig, dass die Menge sich zwischen den hohen Mauern staute und mich dadurch vor einer unheiligen Steinigung rettete.

Noch ganz erfüllt von dem Abenteuer, beobachtete ich im Bazar noch ein wenig die Töpfer bei ihrem kunstvollen Handwerk und dabei gingen mir die Worte des alten Omar Khajam durch den Kopf:

*»Dem Töpfer sah einst im Bazar ich zu,  
Wie er den Lehm zerstampfte ohne Ruh.  
Da hört' ich, wie der Lehm ihn leise bat:  
Nur sachte, Bruder, einst war ich wie du!«*

Und es lief mir noch einmal kalt über den Rücken, wenn ich daran dachte, wie leicht er es auch von mir hätte sagen können in dieser Stunde. –

Als ich wieder in der Karawanserei ankam, stand das Auto repariert und tatendurstig im Hofe. Heimlich, damit der Mullah nichts davon gewahr würde, erzählte ich dem Österreicher von dem Abenteuer, der der Ansicht war, dass es nun allerdings höchste Zeit zum Ausreißen sei, wenn wir nicht vor Nacht noch die ganze Geistlichkeit auf dem Halse haben wollten.

Wenige Minuten später fuhren wir davon in der Richtung Isfahan, dicht vorbei an der Moschee in ihrer funkelnden, unwahrscheinlichen Schönheit. Wir kamen vorbei an Gärten, aus denen blutrote Blumen über die Mauern schauten und dann wieder durch lange Friedhöfe, die kahl in der grellen Sonne

lagen. Die Gegend rings um Kum ist wie die aller anderer Grabmoscheen schiitischer Imamen, uneben von lauter Gräbern gottesfürchtiger Perser, die nach ihrem letzten Willen in Sicht des Heiligtums bestattet wurden. Es war gerade Freitag, die schwarzgekleideten Frauen saßen mit Kindern und großen Wasserkrügen um die Gräber und lasen in den Koranbüchern oder taten doch so, als ob sie läsen.

Im Morgengrauen des nächsten Tages kamen wir in die Gegend von Isfahan. Franzl wurde unruhig.

»Das da hier«, sagte er, »das ist die ungesündeste Gegend im ganzen Lande. Schlimmer noch als Khorasan. Die Räuber sind hier Stammgäste. Wenn die Bachtieren aus den Bergen kommen, ist's aus mit der Reise nach Schiras.«

»Und aus mit uns«, meinte ich.

»Nein«, tröstete der Österreicher, »die Sorte ist nicht so schlimm. Die nimmt nur das Geld und meistens wird man auch noch verprügelt. Schlimmer sind schon die Gouverneure.«

»Die Gouverneure –?«

»Wer denn sonst? Die sind die Schlimmsten. In den meisten Dörfern haben sie Wachtposten stehen, damit die Leute beizeit ausreißen können in die Berge, wenn er seinen Mirza schickt um die Steuern einzuziehen.«

Inzwischen fuhren wir mit voller Kraft durch eine Gegend, die einen das Gruseln lehren konnte; so recht ein Land, das nach Räubern ausschaute.

Überall war der Boden hart wie eine Dreschtenne, und nach allen Seiten durchzogen von meterbreiten Rissen. Die kahlen Berge standen wie Backöfen in der glühenden Sonne. Ab und zu kam ein Sandsturm wie ein kleiner Weltuntergang und hüllte alles in Nacht am hellen Tage. Zuweilen schimmerte ein Salzsee in der Ferne. Zuweilen kam man vorbei an einem verfallenen Brunnen, an einer Karawanserei, die kahl in der Wüste lag. Sand und Sonne war die ganze Gegend. Aber auf der Straße wurde es zusehends lebendiger mit all den Gestalten, die in Persien stets das Herannahen einer Stadt verkünden. Die Wüste, die bisher unsere Begleiterin war, hatte plötzlich ein Ende. Von einer Minute zur anderen kamen wir in eine Gegend von strotzender Fruchtbarkeit, mit üppigen Gärten, mit wogenden Getreidefeldern, mit leuchtend blühenden Mohnfeldern, die das hier allgemein beliebte Opium liefern. Durch enge Gassen, die erfüllt waren von dem üblichen Lärm orientalischer Städte, kamen wir schließlich zum Postgebäude, das mitten in einem Blumengarten liegt, der würdig wäre, von einem neuen Saadi besungen zu werden. Dann machten wir uns daran, die Wunder dieser Stadt zu schauen, die so seltsam verborgen liegen unter den Trümmern des Verfalls.

Denn Isfahan ist nur noch ein Schatten von dem, was es einmal gewesen. Vor noch nicht allzulanger Zeit – im achtzehnten Jahrhundert – zählte die Stadt einige 600 000 Einwohner. In jener Zeit, als Schah Abbas seine Paläste baute, rivalisierte sie mit Sambul, mit Kairo und selbst mit Bagdad, der alles

überstrahlenden Hauptstadt des Kalifen. Die langen Platanenalleen, die heute noch stolz ausschauen, waren damals umsäumt von schimmernden Palästen, draußen am Zend-a-Rud führten mächtige Granittreppen hinab zu einem künstlichen See, wo fremde Potentaten in lauen Nächten ihre Feste feierten. Isfahan – das war der Traum aller Muselmänner, die Quelle der Weisheit, zu der die Jugend herbeigeströmt kam, von Stambul bis nach Indien. Damals –.

Aber dazwischen liegen Erdbeben und Anarchie und Bürgerkrieg und fremder Überfall. Wo einmal Glanz und Freude herrschten, sieht man heute eine zwölf Kilometer lange Strecke von zerstörten Häusern, zerfallenen Bazaren, verwilderten Alleen, wo kaum noch einige verlassene Hunde marodieren.

Und dennoch ist Isfahan noch heute die Perle von Persien.

Woran liegt es? Ist es die Schönheit der Gärten? Ist es das Blau des reinen Himmels, das Jahrhunderte des Unglücks nicht zu trüben vermochten? Ist es die verschlissene Pracht der alten Paläste, die da und dort noch stehen?

Diese seltsame Stadt hat etwas von der verschossenen Eleganz eines heruntergekommenen Grands-igneurs. Und doch – und doch! Wie viele Perlen liegen hier noch unter dem Schutt! Wie viel Reichtum versteckt sich hier noch in den stillen Gassen!

Es kostet nicht viel, sich davon zu überzeugen. Man braucht nur einmal durch den Bazar zu gehen. Er ist der größte nicht unter den orientalischen Ba-

zaren. Man vermisst hier das ameisenhafte Leben des Bazars von Täbris. Man sieht nicht wie dort die königlichen Kaufleute, die auf den Teppichen thronen. Aber das Staunen beginnt erst, wenn man in das Viertel kommt, wo der Lärm der Hämmer die Arbeit der Kupfer- und Silberschmiede verkündet. Die Waren, die man bei uns Damaszenerklingen nennt, werden in Isfahan angefertigt und auch im ganzen Orient als solche bezeichnet. Die Schwertschmiede haben freilich ihre beste Zeit gehabt, die Kupferschmiede haben sich im wesentlichen auf die Herstellung von Samowaren geworfen, aber das edle Handwerk der Silber- und Goldschmiede hat anscheinend heute noch einen goldenen Boden, auch in Isfahan. Wenn man durch diese Bazarstraßen geht und seine Blicke schweifen lässt auf die Schätze, die hier aufgetürmt liegen, auf die Gold- und Silbermünzen aller Herren Länder, die einem hier entgegenfunkeln, so erfasst es einen wie ein Rausch, und mehr noch ist man verblüfft, wenn man näher zusieht und die kunstvolle Handschmiedearbeit bewundert, die diese Ornamente geschaffen, mit ihren Blumenmustern, mit schlanken Gazellen, gravitätischen Kranichen, behäbigen Haschischrauchern, mit wilden Drachen und bösen Frauen. Es ist die alte, schöne, zur Kunst emporgearbeitete Handwerkstechnik, die bei uns verschwunden ist mit den letzten Kupferstechern. In Isfahan haben sie heute noch ihren Merian. Es lohnt sich, ihn zu betrachten, ehe ihn morgen die Maschine zermalmt. Und immer weiter gehen wir durch die Gassen, immer neue



Wunder tun sich vor uns auf. Zuckerdosen zum Verlieben, Teekannen von berauschender Schönheit. Man möchte tausend Toman haben, um hier zu kaufen, kaufen. Vor einem göttlichen Teeservice stand ich lange in tiefes Nachdenken gehüllt. – Konnte man sich das leisten? Ich zählte die Groschen. Zwanzig Toman war viel Geld, das man anderwärts nötiger gebrauchen würde. Und dann – es lief mir kalt den Rücken hinunter, wenn ich an die vielen Zollgrenzen dachte, durch die ich es hindurchschmuggeln musste. Aber die Lust war größer als alle Vorsicht. Ich zahlte die zwanzig Toman. Nun brachte noch einer ein Tablett mit einem eingravierten Haschischraucher, das er wohlgefällig vor meinen Augen funkeln ließ. Das konnte ich nicht aushalten und kaufte auch das. Inzwischen hatte sich blitzartig die Kunde von dem leicht zu bearbeitenden Franken im Bazar herumgesprochen, und sogleich war ich umringt von funkelnden Augen und Teekannen. Ich machte mich aus dem Staube. Ich rannte aus dem Bazar, aber alles stürzte Hals über Kopf hinter dem zahlungsfähigen Sahib her. Zu Hause steckte ich meinen Schatz in die tiefsten Tiefen meines Rucksacks. Ich hütete ihn fortan wie einen Augapfel, ich schmuggelte ihn durch alle Grenzen und heute, da ich dieses schreibe, steht er neben mir als ein Bote aus fernen Sonnenländern.

Die persische Regierung hat die Ausfuhr dieser Schätze verboten, und das aus guten Gründen. Das ganze Geschäftsgebaren ist hier noch mehr als anderwärts eingestellt auf den Betrug des Vater Fis-

kus, das ganze Leben ein einziges fortgesetztes Attentat auf den Geldbeutel des blamierten Europäers. In Persien herrscht die Silberwährung. Aus diesem Grunde ist die Ausfuhr dieses Metalls verboten. Was wäre nun näherliegend, als eine Ausfuhr von Talmikunstwerken? Und glaube keiner, dass persische Kaufleute nicht Augen hätten, umso etwas zu sehen. Gerade diese! Abgesehen von den Chinesen hat sie noch keiner übertroffen. Kein Geschäft ist ihnen fremd, kein Gewinn ist ihnen zu groß oder zu klein, keine Kunst ist ihnen verborgen, vom Schwitzen der Goldmünzen bis zum Spekulieren mit den Noten der »Imperial Bank of Persia«.

Denn es gibt keinen besseren Kaufmann als den asiatischen. Gierig, geizig, auf den kleinsten Profit bedacht, und dennoch groß in seiner Art, in seiner Geduld und Schmiegsamkeit, unbegreiflich für uns europäische Menschen. Er rafft das Geld und gebraucht es nicht. Er kleidet sich einfach, er reitet auf seinem Esel, er geht bescheiden über die Straße, mit der Miene eines Heiligen. – Ist es Geiz? Nicht doch! Ist es Bedürfnislosigkeit? Ist es das Kismet, das der Prophet gepredigt? Wer kann es wissen? Wer weiß überhaupt etwas von diesem Lande? Es ist nur das Spiegelbild der tiefen, unergründlichen Asiatenseele, die sich duckt und kuscht und immer wartet, die in diesem letzten traurigen Jahrzehnt die europäischen Kassen von ihren Goldstücken geplündert und sie aufgespeichert hat im Bazar von Isfahan.

Was soll man noch von Isfahan erzählen? Auch

ohne eine Avenue Lalezar ist diese Stadt die Perle von Persien mit ihren grünen Gärten und dem klaren Hochlandhimmel, der sich darüber wölbt. Am meisten zu schätzen weiß der von der Trockenheit iranischer Landstraßen gemarterte Reisende den lustigen Gebirgsfluss, den Send-i-Rud. Denn in Persien ist man dankbar um jedes bisschen Feuchtigkeit. Halbe Tage lang saß ich am Rand des Wassers, das gurgelnd und rauschend vorübereilte. Eine seltsame, wie für die Ewigkeit gebaute Brücke mit 34 Spitzbogen, zu der man gewiss in der ganzen Welt kein Gegenstück findet, führt hinüber zu der Armenierstadt Dschulfa. Sie ist eigentlich das Letzte, was noch übriggeblieben ist als Zeuge jener längst vergangenen großen Zeiten, als Isfahan beinahe die Hauptstadt der Erde war und Gesandtschaften aus aller Herren Länder sich hier in den duftenden Gärten ergingen. Noch Gobineau, der vor siebzig Jahren diese Stadt besuchte, berichtet begeistert von den Palästen, die in langer Reihe die vom Flussufer in die Stadt führende Platanenallee umsäumten und von denen heute kaum mehr die Ruinen zu sehen sind. Nur die Moschee zeigt noch einiges Leben in dieser zu einem Dornröschenschlaf erstarrten Welt. Noch heute ist Isfahan die große Mädrässe, die Hochschule der islamischen Theologie. Es ist äußerst interessant, hier am Ausgang – denn ein Besuch des Innern ist den Ungläubigen verwehrt – das Kommen und Gehen der Studenten und Professoren zu beachten.

»Student sein, wenn die Veilchen blühen – –.«

Keinen größeren Unterschied kann man sich denken, als zwischen einem flotten deutschen Bruder Studio und seinen Kommilitonen auf der Mädresse in Isfahan. Für einen Europäer ist es immer schwierig, orientalische Menschen auseinanderzuhalten. Das Dekor<sup>2</sup> liegt diesen Leuten nicht. Der reichste Kaufmann kleidet sich nicht anders als der letzte Mirza. Studenten und Professoren sind nicht voneinander zu unterscheiden in ihrer farblosen Abba, zumal ihre schwarzen Bärte auch das Alter nicht so ohne weiteres taxieren lassen. Aber Student und Professor – alle scheinen gleichermaßen erfasst zu sein von einer uns Europäern gerade unbegreiflichen Bedürfnislosigkeit. Unter dem Torbogen des Eingangs haben Händler ihre Buden aufgeschlagen. Von diesen erstet der Student – oder ist es der Professor? – einen oder zwei Brotfladen und eine Wassermelone oder eine Handvoll kleiner Maulbeerfrüchte, mit denen er sich nach einer der vielen Teebuden begibt, wo er ein Glas ums andere schlürft für zwei Schahi das Glas und ab und zu an der Wasserpfeife saugt. Nach Sonnenuntergang geht er an den Fluss, wo er bis spät in die Nacht aufs Wasser schaut und die Zeit mit wenig Gedanken verbringt. Wo sie schlafen, habe ich nicht herausgebracht; jedenfalls sah ich mich in ganz Isfahan vergeblich um nach dem, was man auch bei größter Nachsicht noch als eine Studentenbude ansprechen konnte.

Nur wenige Schritte entfernt von der Universität

liegt das einzige Hotel am Platze, oder was dort so unter dem Namen passiert. Die Perser haben ein sehr ausgeprägtes Gefühl für Verwandtschaften. Das ganze Land quillt über von Onkels und Tanten, sodass man auf Reisen, auch in den entlegensten Gegenden, immer irgendwie Vettern und Basen ausfindig macht, bei denen man unterschlüpfen kann. Die übrigen kampieren mit ihren Tieren in den Karawansereien, und Hotels in unserem Sinne sind landfremde Erscheinungen europäischer Degeneration. Dieses Isfahaner Hotel teilte freilich mit europäischen Einrichtungen dieser Art nicht viel mehr als den Namen. Der Wirt, der ganz leidlich Englisch sprach, begrüßte mich am Eingang mit einem feierlichen Salaam und führte mich durch einen großen Garten, vorbei an vielen Bänken, auf denen mit verkreuzten Beinen vornehme Herren saßen, die bei unserem Anblick samt und sonders aufstanden und sich verneigten wie vor dem Schah in eigener Person. Um ein großes Wasserbecken, in dem ringsum die zum Abkühlen hineingestellten Wasserpfeifen wie die Angelruten standen, kamen wir nach dem zu ebener Erde liegenden Zimmer, wo nicht weniger als fünf Bediente der Befehle des großen Sahib – das war ich – gewärtig waren. Der eine packte unaufgefordert meinen Rucksack, leerte ihn aus und legte jedes Stück sorgfältig auf den Tisch. Der andere zog mir die Schuhe aus, ein dritter holte Wasser, ein vierter brachte eine Tasse Tee und der fünfte fächelte mir derweilen Luft zu mit einem umfangreichen Fächer. Es war wirklich ein bisschen

viel auf einmal für meine bürgerliche Ängstlichkeit, aber ich ließ es mir doch gefallen, bis nach Dunkelwerden einer mit einem Windlicht kam, das er wortlos auf den Teppich stellte, worauf sie dann alle verschwanden und mich allein zurückließen in dem großen Zimmer. Eine Weile noch lag ich wach und schaute auf die Wände, die mit bunten Gobelins mit wilden persischen Rittern behangen waren und hörte auf das Schlagen der Nachtigallen im Garten, und meine Meinung von Persien begann sichtlich zu steigen.

Nein, niemand wird ungestraft von fünf Dienern betreut! Die Diener selbst stellten keine Ansprüche. Umso mehr aber der Herr. Die Augen gingen mir über, als ich die Rechnung betrachtete. – Zwanzig Toman für drei Tage, wobei ich noch die Diener selber bezahlte.

Niemals!

Der Hotelsekretär lächelte nachsichtig.

Ich schimpfte, aber er verzog keine Miene, denn außer Persisch verstand er kein Wort.

Wo der Hotelier wäre?

Er zuckte mit den Schultern.

Ein anderer Angestellter, der etwas besser Bescheid wusste in fremden Sprachen, kam herbei und machte den Dolmetscher.

»Der Hotelier – er schläft!« sagte er mit flüsternder Stimme.

»Und sein Kompagnon?«

»Er schläft auch.«

Entrüstet packte ich meine Sachen zusammen.

Ich hatte keine Zeit zu verlieren. Draußen wartete Franzl mit dem Auto, für die Weiterreise nach Schiras. Schon hatte ich meinen Rucksack auf dem Rücken. Da wurde es lebendig im Garten. Jetzt erst hatte ich Gelegenheit zu staunen über die Zahl der hier vertretenen Dienerschaft. Jeder Gast hatte deren mindestens zwei oder drei, und da mehrere hundert Gäste da wären und alle ihre dienstbaren Geister abgeordnet hatten zum Aufhalten des fremden Sahib, war im Nu eine Heerschar versammelt, die den Ausweg verbaute, ohne sich jedoch auf eine Erklärung mit mir einzulassen. Immer weiter wurde ich zurückgetrieben. Es war eine lächerliche Situation für jeden Zuschauer, aber nicht für mich. Draußen brummte das Auto. Franzl kam herbei und mit ihm der Hotelier mit der Abschrift der Rechnung, die ich soeben zerrissen hatte. Sie war inzwischen noch gesalzener geworden. Eine Weile redeten sie Persisch miteinander.

»Was willst machen?« meinte Franzl.

»Verklagen!« sagte ich wütend.

»Bei wem? Der Polizeichef hat jetzt Mittags-schlaf.«

Zeig her! Zwanzig Toman? Da bist du billig weg-gekommen. Mich haben sie ganz anders geschröpft, wie ich zum ersten Mal ins Land gekommen bin.«

Da griff ich in die Tasche und zahlte alles. Das Morgenland hatte wieder einmal über das Abendland gesiegt. Eine Minute später saß ich im Auto, und weiter ging es nach Schiras. –

Über die große Brücke hinweg kamen wir bald

in die Armenierstadt Dschulfa, die schon erheblich europäischer ausschaute als das eigentliche Isfahan mit seinen zerfallenden Palästen. Hinter diesem Ort ging es noch eine Weile durch ein Ruinenfeld, das mehrere Quadratmeilen im Umkreis maß und im Schutt und Verfall noch Zeugnis ablegte für die einstige Größe und den jetzigen Niedergang dieses Landes. Freilich sind Ruinen hier nicht so tragisch zu nehmen. Sie gehören mit zum Landschaftsbild des Orients. Eine morgenländische Stadt ohne Ruinen gibt es nicht. Selbst das stolze Bagdad zur Blütezeit der Kalifen war übersät mit Ruinen. Die Liebe zur Ordnung und Sauberkeit in europäischem Sinne ist bei den Orientalen nur wenig ausgebildet. Er wohnt ebenso komfortabel in einer Ruine wie in einem ordentlichen Hause. Leute der ärmeren Schichten oder auch des Mittelstandes hausen immer nur in kümmerlichen Konstruktionen aus Lehm, die der erste ordentliche Regenguss zu einem Morast macht. Dazu kommt noch die in schiitischen Ländern weitverbreitete Furcht vor den Geistern der Toten. Ist ein Mitglied der Familie gestorben, so macht der Aga zumeist kurzen Prozess. Er steckt sein Geld in den Gürtel, setzt die Frau auf den Esel und sucht sich irgendwo eine neue Heimat. Platz ist ja genug in Persien.–

Bald lagen die Ruinen hinter uns und weiter raste das Auto in der Richtung nach Schiras. Der Weg war noch weit und die Reise voller Abenteuer und absonderlicher Erlebnisse, die ich jedoch mit einem großen Sprunge übergehen muss, um nur bei



einem zu verweilen, weil es so recht geeignet ist, die seltsame Seele des Morgenlandes zu kennzeichnen.

Das war schon ganz in der Nähe von Schiras. Wir rasteten an einem großen, schönen Fluss in der Nähe der Ruinen des alten Persepolis. Es war ein schöner, stiller Abend, in dem nichts zu hören war als das Rauschen des Wassers und das Singen der Vögel in den Büschen am Flussrand. Weit und breit war nichts Lebendiges zu sehen, außer einem schwerbepackten Esel, hinter dem ein fluchender Mann herschritt und das Hinterteil des bedauernswerten Grautieres gründlich bearbeitete mit seinem großen Stock. Je näher er kam, je lauter hörte man ihn fluchen. Mitten auf der Brücke wurde es dem Esel zu dumm. Keine Schläge, keine Fußstritte, keine noch so grausamen Flüche schienen mehr Eindruck zu machen. Störrisch streckte er alle Viere von sich und schien nicht übel Lust zu haben, sich mit einem Sprung in die Tiefe den Leiden und Verfolgungen in diesem irdischen Jammertale zu entziehen. Der Treiber verlegte sich aufs Bitten und Flehen, und als das nichts half, setzte er sich auf den Brückenrand und weinte.

»Was ist's, Aga?« fragte ihn der Österreicher.

Da fasste er sich wieder und erzählte uns eine seltsame Geschichte.

Sein Schwiegervater war vor einigen Wochen gestorben in Saidabad und in seiner Todesstunde hatte er bestimmt, dass er begraben liegen wollte zu Füßen des Imamen Ali, bei der Moschee zu Ker-

bela. Das war natürlich leichter gesagt als getan, denn Kerbela, das große schiitische Heiligtum, liegt unweit Bagdad, tausend Meilen von Schiras. So weit, so gut. Nun aber hatte der unglückliche Schwiegersohn einmal in seiner schwachen Stunde ein Gelübde abgelegt, dass er diese letzte Bitte erfüllen werde, und so half kein Zaudern. Die Leiche wurde einbalsamiert. Er legte sie auf den Esel und führte sie über Berge und Wüsten, durch tausend Gefahren und Abenteuer. Ob er allerdings hinkommen würde, das wusste nur Allah und der Esel, der noch immer keine Miene zum Aufstehen machte. Erst als der Österreicher einen Gummischlauch holte, kam er wieder auf die Beine. Der Aga setzte seinen Stock wieder in Bewegung und ging fluchend weiter. Fluchend verschwand er um eine Wegbiegung. Er fluchte von Saidabad bis Kerbela, aber er brachte seine Fracht zum Ziel, wie das Gesetz es befohlen. –

Wir verbrachten die Nacht bei der Brücke und kamen morgens in aller Frühe nach Schiras.

Es gibt Städte, zu denen man mit vorgefassten Meinungen kommt, von denen man schon ein festes Bild im Kopfe zu haben glaubt, längst ehe man sie gesehen.

Zu diesen gehört auch Schiras. Denn Schiras – das ist die Stadt der Dichter, die Stadt der funkeln- den Weine, der paradiesischen Gärten, die Saadi be- sungen, der kühlen Bäche, an denen einst Hafis ge- sessen und seine unsterblichen Oden gedichtet. Schiras – ein Duft von Rosen schwebt um den Na-

men.

Doch was sind Namen?

Wenn man, von Isfahan kommend, zum ersten Mal die Stadt vor sich liegen sieht, so erscheint sie in der Tat wie eine Illustration zu Saadis Gedichten. Der Weg führt über eine Reihe von kahlen Bergrücken, von denen der letzte steil abfällt zu einem weiten, gut angebauten Tal. In etwas ist man versucht, einen Vergleich zu ziehen mit den Vorbergen im Etschtal, dort wo sie zur Ebene abfallen. Natürlich ist im einzelnen alles ganz anders, aber dennoch ist so vieles im Gesamtbilde, das einen daran erinnert. Die Straße, die sich vielgewunden bergabwärts schlängelt, die Häuser mit den Säulen Veranden, die so stattlich am Berghang stehen, die terrassenförmigen Gärten mit ihren Feigen- und Olivenbäumen, die Reben, die den steilen Abhang hinauf zu klettern scheinen, die Feigenbäume, die ihre breiten Äste mächtig über die Mauern recken.

Tief unten lag die Stadt in den ersten Lichtstrahlen der aufgehenden Sonne unter einem tiefblauen Himmel von fleckenloser Reinheit. Die flachen Dächer standen dicht zusammengedrängt. Da und dort ragten hohe Zypressen wie stumme, ernste Schildwachen über den Gräbern der Großen, die hier ihre Ruhe fanden.

O hätte man nie mehr als das von Schiras gesehen!

Während meine schönheitslüsternen Augen sich noch umsahen nach den Rosen von Schiras, fuhren wir durch eine breite Straße, die aussah wie eine

Vorstadt von Chicago. Benzinkannen rollten im Winde auf der Straße. Autos schnaubten vorüber. Wohin man schaute, sah man Reklameschilder, die von den Hausdächern schrien:

O Schiras, o Saadi, o Traum vom persischen Weimar! In Täbris ist das Stadtbild schon ziemlich verußt, hier ist es verengländert, oder genauer gesagt verangloindianisiert. Wer etwas auf sich hält, schreibt englisch über seine Ladentür, wenn er es auch selbst nicht lesen kann. Noch mehr als anderwärts fühlt sich hier der Engländer zu Hause. Südpersien ist in seinen Augen nichts anderes als eine Allonge von Indien, und auch dem Nichtengländer kommt das so vor, wenn er die hochgewachsenen, schwarzbärtigen Sikhs der britischen Konsulatswache im Schatten ihrer mächtigen Turbane durch die Straßen schreiten sieht. In Persien gibt es keine Stadt von einiger Bedeutung, die nicht mit einem englischen Konsul – und zwar einem Berufskonsul bedacht wäre, obwohl die Zahl der dort ansässigen berufstätigen Engländer nur winzig klein ist. Desto größer ist das Heer der britischen Spione und Agenten, die das Land überschwemmen. In manchen Landstrichen Südpersiens hat man den Eindruck, als ob jeder dritte Mensch, dem man begegnet, im Solde der englischen Gesandtschaft stehe. Im Norden des Landes rollt der Rubel, überall sonst verneigt sich jeder vor den Pfunden. Fein und dicht wie Spinnweben haben die Fangnetze des britischen Imperialismus das Land durchzogen. Eine seiner wichtigsten Zwingburgen ist die »Imperial Bank of

Persia«, die in Wirklichkeit nichts anderes ist als ein Ableger der Kaiserlich Indischen Notenbank, die den Geldverkehr beherrscht. Nicht minder wichtig ist das von England ausgeübte Nachrichtenmonopol, da sämtliche Telegrafienlinien in Händen der Anglo-indischen Telegrafengesellschaft liegen. Nimmt man dazu noch die Beherrschung des Persischen Golfes und des angrenzenden Belutschistan, die Besetzung des Irak, die auch noch den letzten Schlüssel des südlichen Tors zum persischen Hause britannischer Willkür auslieferten, und endlich die neugebaute strategische Eisenbahn, die sich längs der Südgrenze von Afghanistan wie eine Faust bis auf persischen Boden vorstreckt, so kann man sich unschwer einen Begriff machen von dem wackeligen Pfauenthron, der, bedrängt vom russischen Bär und dem britischen Walfisch, eine fragwürdige Größe darstellt zwischen dem Teufel und der tiefen See.

Von Pahlavi hofft ja der heutige Perser eine durchgreifende Änderung in dieser Lage. Sein gestürzter Vorgänger, der Französling Achmed Schah, hat die Boulevards von Paris dem Pfauenthron vorgezogen, und das kann man ihm nicht einmal sehr verdenken. Wird Pahlavi mehr ausrichten? Bisher spricht der Erfolg für ihn. Aber seiner Feinde im eigenen Lager sind Legionen. Zunächst einmal die in ihrer bisherigen Selbstherrlichkeit gekränkten Mullahs, das ganze Schwergewicht der Kirche, die in jenen Ländern noch eine ganz andere, alle Lebensverhältnisse durchdringende Macht darstellt, als in Eu-

ropa. Ferner die auf jahrtausendalte Tradition sich stützende Partei der Höflinge, der ungezählten Prinzen des Kaiserlichen Hauses, die mit Verachtung auf den Emporkömmling herabsehen, wie einst ein waschechter Bourbone auf den »petit corporal« aus Korsika. Gegen alle diese Mächte hatte er bisher nichts einzusetzen als das Schwert des ihm, dem Landsknechtführer, treu ergebenen Heeres. Es ist eine Situation, die einem unwillkürlich jene tragikomische Episode einer portugiesischen Revolution in die Erinnerung bringt:

»Sire«, sagte der abgesetzte republikanische Präsident zum siegreichen Revolutionsgeneral, »Sie vermögen nichts gegen die Macht des Volkes, denn sie ruht auf drei Säulen: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit.« »Sehr wohl«, meinte der General, »meine Macht ruht ebenfalls auf drei Säulen: Infanterie, Artillerie, Kavallerie.«

Nach allem was man sehen kann, scheint indes auch diese Säule schon reichlich geborsten. Fast täglich hatte ich Gelegenheit, mich davon zu überzeugen. Kaum hatte es sich herumgesprochen, dass ein Franke, und dazu noch einer aus Deutschland, im »Hotel« logierte, als, einer nach dem anderen, junge Offiziere herbeikamen, die mit ihrer Meinung über das derzeitige Regime in Persien keineswegs hinter dem Berge hielten. Einer von ihnen – er war ein höherer Offizier – machte noch weniger als die anderen aus seinem Herzen eine Mördergrube.

»Fünfmal am Tage –« so sagte er mit knirschenden Zähnen, »fünfmal am Tage bete ich für seinen

Untergang.«

»Wieso –?« fragte ich erstaunt.

»Wieso? Weil er eine Kreatur des Vizekönigs in Simla ist. Was könnte er anders sein? Wie könnte er anders handeln, als die, die ihn bezahlen? – Früher – ja, da hat es noch eine Freiheitsbewegung gegeben. Vor zehn Jahren, als General Waßmuß noch in Buschin war.«

Das Wort gab dem Gespräch eine andere Wendung, und fortan erzählten sie nur noch von General Waßmuß und seinen Taten. Es war das erste Mal, dass ich den Namen gehört hatte, aber nicht das letzte Mal, und nie habe ich seither einen Perser anders als mit schmunzelnder Miene und mit leuchtenden Augen von dem kleinen deutschen Buchhalter erzählen hören, den das Geschick des Krieges zum General, zum Engländereschreck und persischen Nationalhelden emporgehoben hat.

Von meinem »Hotel« sprach ich soeben. Mit Fug und Recht habe ich es zwischen Anführungszeichen gesetzt. Es war nicht viel besser als eine ordinäre Karawanserei mit einer Garküche, in der die zweifelhaftesten Kavaliers ihr Currie und Reis vertilgten. Nachts lag man auf einer harten Bettstelle in einem kahlen Räume, der von einem Windlicht spärlich erhellt war. Und dann kamen die Sandflöhe. Denn was man immer von den Rosen von Schiras denken mag –, jedenfalls ist diese Stadt die Hauptstadt der Sandflöhe.

Wenn es auf dieser Erde noch einen staubigeren Ort gibt als Schiras zur Sommerszeit, so möchte ich

ihn nicht kennenlernen. Tag und Nacht ist die Luft erfüllt von den alles durchdringenden Staubwolken, auf deren Flügeln die Sandflöhe einherziehen. In den paar modernen Straßen mag dann das Leben noch angehen. Zur Hölle aber wird es in den Gassen der alten Stadt. Hier ist alles Staub und Hitze und kahle Lehmwände. Das ist nun freilich überall so in persischen Städten, aber in Schiras sind die Gassen noch enger, die Mauern noch höher, gefängnisartiger, die Menschen selbst anscheinend noch verwahrloster. Mit die größte Sehenswürdigkeit sind hier die selbst für dieses Land beinahe polizeiwidrig zerlumpten Bettler, die in kurzen Abständen voneinander auf der Straße liegen und ihre kupfernen Schalen emporhalten, während sie für die Ohren des vorübergehenden Sahib ihre Not in alle Winde schreien. Über dem Anschauen dieser wenig erfreulichen Bilder verirrt man sich in dem Gewirr der engen Gassen. Man verläuft sich in Hinterhöfe, in denen es nicht nach den Rosen von Schiras duftet. Man stößt auf Frauen, die entsetzt davoneilen, und stolpert bei seinem überstürzten Rückzug über einen toten Hund auf dem Wege.

Der Bazar ist jedoch eine Sehenswürdigkeit. Er wurde im 18. Jahrhundert erbaut, ist also verhältnismäßig neueren Datums. Das Leben fließt hier langsamer als in anderen persischen Bazaren. Viele Läden sind geschlossen aus Mangel an Käufern, weil hier das Vordringen europäischer Ramschwaren das alteingesessene Gewerbe ruiniert hat. Aber in seiner Konstruktion ist er sicherlich der schönste



des Orients.

Die gedeckten Hallen mit ihren Spitzbögen sind von riesigem Umfang, sodass das Ganze einer großen Kirche gleicht. Hier ist Luft und Licht, und man merkt nichts von der stickigen Bazarluft. Wunderbar kühl ist es selbst an heißesten Sommertagen. Es lässt sich schön Spazierengehen und das Leben beobachten: das Kommen und Gehen vor den Karawansereien, die verschleierte Frauen, die endlos mit den Stoffhändlern markten, die Apotheken, die ausschauen wie mittelalterliche Alchimistenbuden, die Derwische, die heulend ihre Weisheiten verkünden. Ganz Schiras ist dann im Bazar, und da tut es gut daran, denn er ist an solchen Tagen der einzige Platz, der keine Hölle ist.

Dicht neben dem Bazar beginnt das Judenviertel, und das ist auch eine Sehenswürdigkeit, in gewisser Hinsicht. Die Judenviertel sind nämlich stets die ärmsten der orientalischen Städte. In Isfahan macht das Judenviertel einen betrübenden Eindruck. In Schiras ist es schaurig. Ganz enge Gassen, in denen knapp zwei Esel nebeneinander gehen können. Hohe, fensterlose Mauern, die kaum einen Sonnenstrahl hindurchlassen. Auf der Gasse geht es bunt genug zu. Die Männer stehen herum und reden und reden. Die Frauen, die unverschleiert und wenig schüchtern sind, machen sich mit allerlei Gerümpel zu schaffen. Esel tapen über Körbe voll frisch gelegter Eier. Dazwischen wälzen sich kleine Kinder. Am schlimmsten ist der Geruch. Je weiter man eindringt in dieses Quartier, desto schlimmer wird er,

bis man die Nase voll hat und sich mit Grausen zurückzieht aus solchem Rosengarten. –

Das also ist Schiras, die Stadt der Dichter! Auf diesem Boden stand Saadis Rosengarten, der einen Goethe begeistert und in dem andere in so reichlichem Maße gepflückt haben, dass Immermann sich zu den Spottversen veranlasst sah:

*»Von den Früchten, die sie aus dem Rosenhain  
von Schiras stehlen,  
Essen sie zu viel, die Armen, und vomieren dann  
Ghaselen.«*

Einige Meilen entfernt von der Stadt liegt Saadis Grab, umgeben von hohen Mauern und schlanken Zypressen, die wie schwarze Fackeln in der Sonne stehen. Hafis, der Odendichter, liegt inmitten des allgemeinen Friedhofes.

*»Sei das Wort die Braut genannt,  
Bräutigam der Geist;  
Diese Hochzeit hat gekannt,  
Wer den Hafis preist.«*

Kein Geringerer als Goethe hat das gesagt. Uralte Bäume stehen rings um dieses Grab. Es ist einfacher als die anderen, aber wirkungsvoller, und wäre es nur um der seltsamen Grabschrift willen, die er sich selbst geschrieben und die ich teilweise hier wiedergebe in der Übersetzung von Georg Rosen:

»Wo bleibt die frohe Botschaft deines Nahns,  
Die mich entrücken soll dem ird'schen Leben,  
Dass wie ein heil'ger Vogel ich, befreit  
Vom Netz der Welt, zur Höhe möge schweben.

Aus deiner Gnade Wolke sende mir  
Den Regen deiner Gunst, neu zu beleben  
Noch einmal mich, bevor von hier wie Staub  
Auf dein Geheiß in Nichts ich muss entschweben.

Wenn dein ersehnter Fuß einst meinem Grab  
Sich naht, bring Sänger mit und Duft der Reben.  
Berauscht von deinem Dufte will ich dann  
Aus Grabesnacht zum Tanze mich erheben.

O, du mein Götzenbild! Steh' auf und lass  
Deiner Bewegung Anmut mich umschweben.  
Wie Hafis' Seele steig' ich dann empor  
Weit über diese Welt und dieses Leben.«

Eine Weile stand ich und schaute auf die Inschrift und sah, wie die Schatten sich immer dichter sammelten unter den Trauerweiden, und sah, wie die fernen Berge dunkelviolett im Abendrot standen, und mir war, als ob in den fallenden Schatten der sinkenden Nacht nun wirklich alle diese Geister noch einmal aus den Gräbern stiegen: Hafis, Saadi, Omar, der Zeltmacher, und die anderen. Denn sie sind Schiras. Sie werden es immer sein.

---

1. Reiseführer <<<
2. äußerer Anstand, Schicklichkeit <<<

## Den Sternen nach

ALLERLEI REISEPLÄNE – RÄUBERGESCHICHTEN – WAS  
MAN IM BAZAR ERZÄHLT – BUSCHIER ODER BENDER  
ABBAS? – ICH ENTSCHEIDE MICH FÜR BENDER ABBAS –  
ABSCHIED IN DER KARAWANSEREI – KARAWANENBASCHI  
ODER RÄUBERHAUPTMANN? – NACHTLAGER AUF DEM  
STOPPELFELDE – EINE TRAUIGE GEGEND –  
NÄCHTLICHE WANDERUNG – DEN STERNEN NACH –  
MUSIKALISCHE BRUNNEN – DIE DURSTSTRECKE – EINE  
WICHTIGE PERSISCHE VOKABEL – WIR KOMMEN ZU  
EINER BURG – IM LANDE DER PALMEN – ANKUNFT IN  
JAHRUN – DER STADTSCHREIBER MIT DER  
GÄNSEKIELFEDER – »ODOL?« – »NIX ODOL!« – ICH  
SCHWELGE IN TRAUBEN UND MELONEN – FLUCHT AUS  
JAHRUN – VERZWEIFELTE LAGE – EINE ERFREULICHE  
WENDUNG – DER WIDERSPENSTIGE »JA ALI« – ENDLICH  
IN LAR.

Lange hatte ich mir überlegt, welches wohl der schönste Weg nach Indien wäre. Schiras ist ein Knotenpunkt persischer Straßen. Aber sein Gesicht ist nach Süden, gen Bagdad und Arabien gerichtet. Für den, der seine Blicke nach Osten gewendet hat, ist es eine rechte Sackgasse. Mein Traum war Kirman und das dahinterliegende Belutschistan.

Belutschistan! Schon der Name klang abenteuerlich. Oder Afghanistan?

Wohin man blickte, stiegen die Bedenken auf. Belutschistan lag tausend Meilen entfernt und Afgha-

nistan nicht minder. Der Weg war weit und voller Wüsten. Die Sonne brannte heiß, und der Staub in den Straßen war genug, um einem jede Reiselust zu verleiden. Ich saß vor einem jämmerlichen Kahwe Hane und trank den schon von Saadi besungenen Schiraser Wein, in Gesellschaft von einigen deutschen Landsleuten – es gibt deren ein volles Dutzend in Schiras – die ich auszufragen suchte über die Reisemöglichkeiten. Aber sie kannten nur das eine:

Buschier.

Ja, es ist erstaunlich, wie wenig Fantasie die Menschen beim Ausarbeiten ihrer Reiserouten entwickeln! Sie machen es wie die Kamele, von denen immer eins in des anderen Fußstapfen tritt. Und wenn einer einmal auf die Idee kommt, sich eines anderen Weges zu bedienen, so erntet er bei ihnen nur ein mitleidiges Schütteln des Kopfes. So auch in diesem Falle. Buschier ist der Endpunkt der großen Karawanenstraße, die von Teheran zum Persischen Golfe führt. So ist es auch gewissermaßen die Hafenstadt von Schiras, und dass einer anders als über Buschier reisen könnte, ist der großen Masse des verehrten Publikums unfassbar.

Ich ging durch den Bazar und zog Erkundigungen ein über Reisemöglichkeiten nach Kirman.

Da schüttelten sie die Köpfe.

Ich bot einen Batzen Geld für einen landeskundigen Reisebegleiter nach Afghanistan.

Da schauten sie mich an wie einen Besessenen.

Was war da zu tun?

»Buschier!« riefen sie wie aus einem Munde.

»Nein« sagte ich mir, »nach Buschier gehst du nicht, dorthin gehen sie alle. Dann wenigstens doch Bender Abbas.«

Und auch das war leichter gesagt als getan. Drei Tage lang war ich Stammgast in allen Karawanenseerien, ohne doch eine Karawane ausfindig zu machen, die diese Richtung einschlug, denn so ganz allein mit meinem Rucksack getraute ich mich doch nicht auf jene verrufene Landstraße. Nun hat es aber eine eigenartige Bewandtnis um Karawanenseerien, Bazar, und nicht zuletzt um die Bazargerüchte. Die Geschichten fliegen hier so schnell, als ob eine geisterhafte Antenne sie als Rundfunk verbreite. Die Ereignisse auf dem Lande wachsen im Quadrat der Entfernungen, und im Bazar werden sie alle durch ein Vergrößerungsglas betrachtet. Hat z. B. einer irgendwo auf der Straße ein verdächtig aussehendes Subjekt gesehen, so macht er schon beim nächsten Wanderer, dem er begegnet, einen Räuber daraus. Dieser wieder hat bei seiner nächsten Begegnung schon selbst den leibhaftigen Toten am Straßenrand gesehen. So läuft es weiter und wächst wie die Wüste. Die orientalische Fantasie entzündet sich an ihrer eigenen Glut, und bis das Ereignis im Bazar von Schiras landet, ist es schon eine ausgewachsene Räuberbande, die mordend über die Landstraße zieht.

Nun ist freilich die Gegend von Lar, durch die der Weg nach Bender Abbas führt, die verrufenste in Persien. Die Staatsautorität ist dort zu einem

Nichts zusammengeschrumpft, das Gesetz ist nicht länger als ein Flintenlauf, und das Straßenräubern gehört zum guten Ton. Aber die Geschichte von der fünfhundertköpfigen Räuberbande, die sie einander im Bazar erzählten, klang mir doch etwas zu sehr nach der von Ali Baba mit den vierzig Räubern.

Nach langem Suchen machte ich endlich einen Burschen ausfindig, der eine Eselkarawane nach der halbwegs Lar gelegenen Stadt Jahrūn führte. Wir wurden schnell handelseinig. Ich versprach ihm fünf Toman, wovon ich vorsichtigerweise nur die Hälfte anbezahlte, und er stellte dafür einen recht stattlichen Esel zur Verfügung für mich und meinen Rucksack. Niemand war froher als ich über dieses preiswerte Abkommen, das mich nun endlich aus manchen bangen Zweifeln riss. Gewiss: er war kein schöner Bursche, und ich müsste lügen, wenn ich sagen wollte, dass er auch nur vertrauenerweckend ausgesehen hätte. Mit dem Messer im Gürtel und der langen Flinte auf dem Rücken hätte man ihn gern selbst für einen Räuberhauptmann halten können, und ich war nicht ganz sicher, ob er es nicht am Ende auch war. Aber da gab es nun kein Besinnen mehr. Schnell eilte ich nach dem »Hotel« und holte meinen Rucksack. Meine wenigen Noten wechselte ich auf der Filiale der »Imperial Bank« in bare Münze, die meine Taschen überquellen ließ mit silbernen Tomanstücken. Mittags kam ich wieder nach dem Hof der Karawanserei, wo wir zusammen mit den Treibern Tee tranken und das bis zum Abend fortsetzten, derweilen die Esel in den hellen



Tag hineinschrien und kommende und gehende Menschen am Brunnen ihre Tiere tränkten und ihre vorgeschriebenen Waschungen machten. Endlich, als die Schatten schon lang wurden, mussten auch unsere Esel dran glauben. Hoch bepackt trippelten sie mit munterem Schellengeläut durch das Tor und durch die engen Gassen, in denen die Bettler hockten, hinaus auf die weite Straße, die gerade hineinführte in die blauen Berge.

In flottem Tempo marschierte die Karawane. Bald war von Schiras nichts mehr zu sehen als eine gelbe Staubwolke und ringsum die Berge, deren Gipfel paradiesisch schön in der untergehenden Sonne glühten. Bald war es dunkel, und wir zogen weiter im Scheine der Sterne.

Es ist gute Politik der Karawanenleute, wie überhaupt aller erfahrenen Wanderer, dass sie den ersten Marsch einer längeren Reise nur so weit ausdehnen, um am Ende noch in Sicht des Abreiseplatzes kampieren zu können. Und also schlugen wir uns bald seitwärts von der Straße auf ein Stoppelfeld, wo die Kisten und Ballen aufgebaut wurden. Bald brannte das Feuer. Wir tranken Tee und aßen ein wenig von den zähen Brotfladen. Dann legte ich mich auf meine Decken und hüllte mich ein in den weichen Mantel der lauen sternbesäten Nacht. Eine Weile noch lag ich wach und hörte auf das melodische Glockenklingen der weidenden Tiere und auf das Heulen der Schakale in der Ferne. Die süße Freiheit der weiten Steppe ging mir wie ein belebender Balsam durch alle Glieder. Zum ersten Mal seit lan-

gen Wochen war ich wieder einmal zufrieden.

Es war noch dunkle Nacht, als der Lärm der aufbrechenden Karawane zur Weiterreise mahnte. Beim Scheine der Sterne sammelten sich die Tiere. Jedes bekam seine Last aufgestülpt und trottete davon. Frisch ausgeruht wie sie waren, liefen sie gut, und man musste sich sputen, um mit ihnen Schritt zu halten. Anfangs war das schwierig, denn in den huschenden Schatten auf der unebenen Straße stolperte man alle Augenblicke über Steine und Gräben. Bald aber hatte sich das Auge an die Nacht gewöhnt. Deutlich erkannte man das weiße Band der Straße. Links und rechts lag die schweigende Steppe, in der da und dort schwarze, gespensterhafte Dinge standen, die die Nacht zu unmöglichen Gestalten verzerrt hatte. Zuweilen raschelte es irgendwo, und ein flinkes Ding rannte auf schnellen Füßen davon. Zuweilen rannte eine aufgescheuchte Schafherde dumm und blökend über den Weg. Schwarz wie Tintenstriche standen die Hügelhänge unter dem hellen Himmel, an dem die Sterne schienen. Immer waren es dieselben und immer standen sie in derselben Richtung. Halblinks nach vorn, gerade über dem Kamme der Hügel, stand schimmernd der Sirius. Höher und höher stieg er hinauf, und bald, als schon der dämmernde Tag mit den Nachtschatten kämpfte, kam noch wie ein Kändler des Tages die blauleuchtende Venus hinter den Hügel hervor. Wie oft sah ich das Schauspiel in jenen Wochen! Es waren dieselben Sterne, die schon Alexander und Marco Polo die Wege wiesen.

Die Sterne, die nach *Indien* führen!

Und das eben war es, was mich am meisten interessierte. Persien war für mich abgetan, und es war ein unbeschreiblicher Genuss zu wissen, dass nun jeder auch noch so kleine Schritt ein Stückchen näher nach Indien war. Von Schiras nach Bender Abbas sind es immerhin hundert Farsach, also etwa 700 Kilometer Wegstrecke, ungefähr eine Entfernung, die der von Berlin nach Frankfurt entspricht, immerhin ein erheblicher Weg, der einem doppelt so lange vorkommt in der heißen Sonne.

Während der Nacht waren wir durch eine ziemlich unbewohnte Gegend gezogen, aber jetzt bei Tagesanbruch sah man allenthalben Felder und menschliche Wohnungen. Von überall kam das Knarren der Brunnen. Diese bestehen aus weiter nichts als einem Loch, über dem eine auf zwei Lehmpfählen ruhende Stange eine Rolle trägt. Über die Rolle läuft eine Leine mit einem Eimer, den ein Ochse oder ein Esel in unermüdlicher Arbeit heraufzieht. Das heraufgeschaffte Wasser wird in die Gräben gekippt und läuft zu den Kartoffeln, Gurken und sonstigen Pflanzen, denen tagsüber die Sonne das Lebensmark ausgebrannt hat. Es ist wirklich eine mühsame Landwirtschaft, und zur Erhöhung der Stimmung trägt es auch nicht bei, wenn das Ächzen und Knarren der Brunnen wie Schreien und Weinen verdammter Seelen über dem dürren Lande liegt.

Als die Sonne richtig herausgekommen war, ließen wir uns an einem dieser Brunnen nieder zur Tagesrast, – wenn man so etwas eine Rast nennen

kann! Das Reisen mit den Karawanen im südlichen Persien ist der Vater mancher Entbehrungen. Schlimmer ist das Rasten. Denn wenn es irgendwo die Sonne gut meint, so ist es dort! Weh' dem, der dazu verdammt ist, schutzlos in der Sonne den Tag zu verbringen! Er könnte sich ebenso gut auf die glühende Platte eines Ofens setzen. Karawansereien oder sonstige Rasthäuser gibt es nicht an jenen abgelegenen Landstraßen, und so muss sich jeder seinen Schatten selbst mitbringen. Die Fabel von des Esels Schatten konnte nur in solchem Lande entstehen. Alle Rast besteht nur darin, dass man sich an der Seite eines Stapels von Warenballen oder dergleichen so dünn wie möglich macht, bis die höher steigende Sonne auch dieses letzte bisschen Illusion eines Schattens zunichte gemacht hat. Schlaf im herkömmlichen Sinne eines gründlichen Ausruhens kennt der Karawanenmensch unterwegs anscheinend überhaupt nicht, sowenig wie Hunger und Müdigkeit und wundte Füße und lahme Glieder und ähnliche Dinge, die den Menschen auf der Landstraße plagen. Mag man denken wie man will über die große Masse der Perser, das Geschlecht, das da in den Bazaren lungert, gehört gewiss nicht zu den Löwen. Aber diese Karawanenmenschen sind hart wie Eisen und ausdauernder wie ihre Tiere. Ein Menschenleben lang durchziehen sie die endlosen Straßen, bis Wind und Sonne ihre Haut zu Leder gerbt und das letzte Atom von Schwäche und Weichheit aus ihnen herausgebrannt hat. So sind sie im Lauf der Zeiten ein eigenes Geschlecht ge-

worden, dessen Vertreter man auf den ersten Blick aus ihrer Umgebung erkennt. Hässlich und verwitert, kühn in der Gefahr, rücksichtslos im Handeln, aber treuer und zuverlässiger, als irgendjemand anders im Orient.

Schon am nächsten Tage hatte ich Gelegenheit, mich zu meinem Leidwesen von der Unempfindlichkeit von Mensch und Tier auf diesen Landstraßen zu überzeugen. Als die Schatten länger wurden, brachen wir auf und marschierten weiter in der Abendkühle, die freilich auch nur ein relativer Begriff ist. Die Gegend war ziemlich bevölkert. Überall stöhnten und ächzten die Brunnen, und alle Augenblicke kamen andere Eseltrupps, die den Staub der Straßen aufrührten. Wir marschierten die ganze Nacht, und bei Sonnenaufgang kamen wir in eine Gegend, der man eine Ehre angetan hätte, wenn man sie eine Wüste genannt hätte. Es war eine weite, von kahlen Bergen umfasste Ebene, auf der nur da und dort ein Grashalm wuchs. Sonst war alles Sand und Sonne. Nur weit in der Ferne sah man eine Gruppe schwarzer Nomadenzelte. Ein Brunnenloch lag dicht am Wege, aber es war völlig ausgetrocknet, und als wir einen Stein hineinwarfen, um etwa vorhandenen Wassergehalt festzustellen, schwirrte eine Schar wilder Tauben auf. Aber Wasser fand sich nicht. Wir zogen weiter und kamen unterwegs noch an verschiedene andere Brunnen, bei denen wir die gleichen Erfahrungen machten. Es wurde Mittag, und noch immer kam kein Wasser. Die Hitze flimmerte über der Wüste. Die Sonne brannte, wie

sie nur in Persien brennen kann. Senkrecht stand sie über dem Kopfe und in ihrer sengenden Glut kochte die ganze Natur, wie über einer heißen Herdplatte. Aber weiter zog die Karawane ohne Murren. Keiner machte eine Szene wegen des bisschen Durstes. Mir aber klebte die Zunge am Gaumen. Die Hitze stieg mir in den Kopf und die weiße Straße drehte sich wie ein Mühlrad vor meinen Augen.

»Werden wir heute noch Wasser finden, Baschi?« fragte ich den Führer.

»Inschallah«, antwortete er seelenruhig.

Eine weitere Stunde verging und noch immer gab es kein Wasser. »Inschallah«, meinte der Baschi.

Wenn nun aber Allah nicht wollte, was dann? Ich fühlte es in allen Gliedern, dass ich das nicht lange mehr mitmachen konnte. Weit in der Ferne zeigte sich am Fuße eines Hügels ein dunkelgrüner Flecken.

»Ab! Ab!« riefen alle. – Manches persische Wort habe ich aufgeschnappt auf jener Reise, aber keines, das ich so gut behalten habe wie dieses: Ab = Wasser.

Nun konnte ich es nicht mehr aushalten. Ich setzte mich auf den Esel, bearbeitete sein Hinterteil mit dem Stock und galoppierte dem Orte der Verheißung entgegen.

Aber er war weiter weg, als ich gedacht hatte. Stunden vergingen, und er kam nicht näher. Zuweilen konnte man schon deutlich jeden Strauch erkennen, zuweilen war die Erscheinung fast vollständig zerronnen, wie eine Luftspiegelung der Wüste. Die

Sonne war schon untergegangen, als ich den Rand der Oase erreichte. Vor mir lag ein Dorf, wie ich seinesgleichen selbst in Persien noch nicht gesehen hatte. Es war eine vollständige kleine Festung nach mittelalterlichem Modell, mit Toren, Türmen, Wällen mit gedeckten Laufgängen und allem Zubehör, alles kunstvoll errichtet aus dem landesüblichen ungebrannten Lehm. Vor dem Stadttor standen mächtige, breitkronige Bäume, die an unsere Linden erinnerten, und neben dem Weg lief ein Bewässerungsgraben, aus dem ein vielstimmiges Froschkonzert in den stillen Abend stieg. Es war ein trübes, schlammiges, übelriechendes Wasser – aber Wasser war es! Ich fiel förmlich von meinem Esel und schlürfte gierig die unappetitliche Flüssigkeit und fragte nicht danach, ob Pest und Tod darin brüteten. Unter einem der Bäume machte ich es mir dann bequem, während das Stadttor aufging und eine Wallfahrt von Neugierigen herauskam, um den fremden Sahib in Augenschein zu nehmen. Ich nahm all mein Persisch zusammen und machte ihnen begreiflich, dass ich Hunger habe, worauf denn auch bald ein alter Mann erschien mit einem Teegefäße voll der köstlichsten Milch, die ich je getrunken habe. Andere brachten Früchte und Brotfladen, die ich mit möglichstem Anstand verspeiste, während der ganze männliche Teil der Dorfbewohner, vom kleinsten Säugling bis zum würdigsten Greise, um mich saß und mit einer gewissen Feierlichkeit den weiteren Verlauf der Dinge abwartete.

Inzwischen begann langsam auch die Karawane

heranzukommen, und das lenkte die Aufmerksamkeit ein wenig ab. Bis spät in die Nacht hinein dauerte das Palaver. Es war ganz offenbar, dass der Bashi aus meiner Anwesenheit Kapital schlug, um sich einmal ordentlich in Szene zu setzen bei seinen Mitmenschen. Was er ihnen erzählte, wusste ich nicht. Jedenfalls drängten sie sich immer dichter in einem Kreis um ihn zusammen und hingen an seinem Munde, wie nur je an dem eines fantasiebegabten Geschichtenerzählers im Bazar. Zuweilen warfen sie scheue Blicke zu mir herüber, zuweilen schlichen sie sich fort und brachten mir immer neue Leckerbissen, von denen besonders ein braun und knusperig gebratenes Etwas meinen Appetit reizte, bis ich erfuhr, dass es gebratene Frösche waren.

Endlich zogen sich alle wieder hinter ihre Stadtmauern zurück, und es wurde still ringsum. Ich machte mir mein Lager zurecht unter einem der Bäume, wo man recht gut und idyllisch geschlafen hätte, wenn nicht die Moskitos gewesen wären. Lange noch lag ich wach und hörte auf das Schellengeläute der weidenden Tiere, auf das Singen der Frösche und auf das metallische Summen der kleinen Quälgeister. Am anderen Morgen brachen wir mit der Sonne auf und marschierten während des ganzen Tages.

Wir kamen durch eine Gegend, die wie Tag und Nacht sich unterschied von der, die wir tags zuvor durchmessen hatten. Wir waren nun mitten in der Landschaft Farsistan, dem berühmten Schiraser Land, das die Dichter so begeistert besungen ha-



ben. Wir wanderten durch einen hohen Buschwald, der ab und zu unterbrochen wurde von grünen Feldern, die eine rechte Augenweide waren für unsere von Wüste und Sonne beleidigten Augen. In vielfachen Windungen führte der Weg durch ein zerklüftetes Bergland, bald hoch oben zwischen den Felsen, bald unten am Rande eines rauschenden Flusses, dessen Ufer dicht bestanden waren mit wilden Feigen und Oleandern. In dem Wasser sprangen die Fische und in den Büschen sangen die Vögel. In der Nähe eines Dorfes lagerten wir unter uralten Bäumen, unter denen eben die Bewohner dabei waren, ihr Getreide zu dreschen auf eine primitive Weise, die sicher auch Adam schon gekannt hatte. Das abgemähte Getreide stand in großen Schobern auf dem Felde. Von diesen wurde eine Schicht nach der anderen auf dem Boden ausgebreitet, und die Ochsen und Esel, oder was man sonst an vierfüßigen Hausgenossen besaß, in schnellstem Tempo darauf herumgetrieben. Unaufhörlich sauste die Peitsche auf die Tiere, wenn sie versuchten, einen Leckerbissen zu erhaschen. Es war eine wenig humane Arbeitsmethode, aber vielleicht steht es im Koran nicht geschrieben: »Du sollst dem Ochsen, der da drischt, das Maul nicht verbinden.«

Lange nach Sonnenuntergang brachen wir auf und kamen nach einem langen Nachtmarsch ganz unvermittelt ins Land der Palmen. Es war, als ob wir in dieser Nacht einen halben Erdteil durchquert hätten, so anders war die Landschaft. Die Berge traten weit zurück, und wir zogen nun durch eine Ebene,

an deren Ostrand ein grüner Streifen lag, über dem man deutlich die gefiederten Kronen der Palmen vor der aufgehenden Sonne sah. Während des halben Vormittags marschierten wir weiter zwischen überschwemmten Feldern, in denen Scharen von Dorfbewohnern bis über die Knie im Wasser standen und Reisstauden pflanzten. Die Straße wurde immer breiter und belebter. Schwarze, wild aussehende Ziegen, die zehn Meter gegen den Wind stanken, lagerten im Schatten kümmerlicher Tamariskenbäume. Ein Ochsenkarren zog vorüber auf ungefügigen Scheibenrädern, die bei jeder Umdrehung ein ohrenzerreißendes Getöse verursachten. Von weitem hatte diese Palmenlandschaft recht verlockend ausgesehen. Bei näherer Betrachtung verlor sie viel von ihrer Romantik, und als wir endlich bei den ersten Häusern angelangt waren, entpuppte sich alles als eine recht kümmerliche Herrlichkeit von halbverfallenen Lehmmauern und staubigen Kaktushecken. Kein Lebewesen war weit und breit zu sehen, nicht einmal die sonst überall unvermeidlichen Hunde. Wir kamen durch eine ganz enge Gasse, in der die Esel nur hintereinander gehen konnten. Hier roch es nach Fäulnis und Verwesung. Die Palmen standen regungslos, wie gemalt, am dunkelblauen Himmel und warfen scharfe schwarze Muster in den weißen Sand. Durch ein kleines Tor gelangten wir in einen weiten Hof und kampierten in einem Haine von schlanken Dattelpalmen, die wahrhaft majestätisch ausschauten. Die Esel wurden losgelassen, um sich eine Mahlzeit zu suchen, die sie immer finden,

auch in der trostlosesten Wüste, wo das menschliche Auge nichts als Sand und Steine sehen kann. Wir selbst machten es uns nach Möglichkeit bequem in der neuen Umgebung. Das Ruhen im Schatten der Palmen denkt mancher sich sehr romantisch. Und es ist es auch, wenn die Sonne noch nicht allzuhoch gestiegen ist und der kühle Morgenwind in den Fächerkronen rumort. Dann aber wird es immer ungemütlicher. Senkrecht brennt die Sonne auf den heißen Sand. Jedes Fächerblatt zeichnet auf dem Boden den Schatten nur wie einen Strich, dem man unerbittlich nachwandern muss, wenn man nicht bei lebendigem Leibe gebraten werden soll in dem Sande, der von Tieren und Tierchen wimmelt, unter denen die Zecken und die Sandflöhe noch die harmlosesten sind. – Ja, niemand schläft ungestraft unter Palmen! Die Sonne ist der Feind in diesem Lande. Mit ihrem Steigen verdorrt, mit ihrem Sinken belebt sich die Landschaft. Im erwachenden Walde bewegen sich die Blätter. Da und dort beginnen Vögel zu singen. Der Rauch steigt auf zwischen den Dattelpalmen. Ein Hund knurrt leise in einem Garten. Sein Nachbar antwortet in einem anderen. Bald bellt es überall. Die Ochsen gehen über die Straße, und bald ist wieder die ganze Gegend lebendig von dem knarrenden, krächzenden Liede der Brunnen. Dann kommen die Esel von der Weide, und weiter geht die Reise. – –

Nach einigen Tagen tauchte in der Ferne, tief in einem Kessel zwischen hohen Bergen, die Stadt Jahrun auf. Von dort aus sah sie ganz stattlich aus in ih-

rem Palmenhain, der von einem Berg zum anderen die ganze Talsohle füllte. Bald standen wir vor einem schönen Garten, aus dem dicke Trauben über die Mauer hingen und hohe, windverwehte Palmen in der hellen Sonne standen. Einige Minuten später marschierten wir durch ein auffälliges Tor in die stillen Gassen der seltsamen Stadt.

Was soll man von jenem weltverlassenen Platze berichten? Lehmmauern und Dattelpalmen Ruinen zwischen Kehrthäufen. Sand und Sonne, brütende Langeweile und Kaufleute, die auf ihrem Stande im Laden schlafen.

Ah, aber diesmal gab es etwas zu sehen, als der weiße Fremdling in der Karawanserei übernachtete! Im Nu hatten sich fünfzig Menschen im großen Hofe versammelt. Nun waren es hundert, die Augen wie Teetassen machten vor diesem nie gesehenen Wunder. Durch die Menge bahnte sich ein Schriftgelehrter – er war sogar ein Hadschi, der in Mekka gewesen war – den Weg. In der Hand hatte er eine mächtige Rolle Pergamentpapier und hinterm Ohr eine Gänsekielfeder. Gemessen stellte er seine Fragen, während die anderen sich in erwartungsvolles Schweigen hüllten. – Woher ich komme, wohin ich gehe. Und dann wollte er noch wissen, ob ich mit einem Odol gekommen wäre.

»Mit einem was?« fragte ich erstaunt.

»Mit einem Odol.«

Darauf konnte ich mir nun keinen Vers machen. Ich suchte ihm klarzumachen, dass Odol bei uns ein Mundwasser sei. Dass man so etwas zuweilen in der

Zeitung gepriesen sehe als das beste für die Zähne. Ich suchte eine ausweichende Antwort zu geben, aber er bestand hartnäckig auf seiner Frage.

»Odol.«

Ich schüttelte den Kopf. Da kam einer aus der Menge und malte diesen Stein des Anstoßes an die weiße Wand der Karawanserei.

Er war einmal in Schiras gewesen und hatte so etwas gesehen: Ein Automobil.

Ich sagte ihm, dass mein Odol auf Eselsfüßen ginge, worauf er den Kopf schüttelte, seine Pergamentrolle fester unter den Arm nahm und in der Menge verschwand, die mich fortan als Sahib minderer Güte einschätzte. Die anderen aber verschwanden nicht. Die Menge wuchs mit jeder Minute, bis der geplagte Sahib die Geduld verlor und sich mit einem handfesten Knüppel etwas Luft verschaffte.

Aber was soll ich noch weiter von Jahrun erzählen? Ja, es ist doch ein schöner Platz, in dem die herrlichsten Datteln fast umsonst zu haben sind, in dem das Kilo Trauben ungefähr fünf Pfennige kostet nach unserem Gelde und die Wassermelonen so groß wie Wagenräder sind. Manchmal noch, wenn mir in den kommenden Wochen die Zunge am Gaumen klebte auf den langen, langen Wegen durch die sonnverbrannte Steppe, habe ich mich nach ihnen zurückgesehnt, wie nach einer Insel der Seligen. Nach den dicken Melonen und dem fließenden Wasser. Und nach den Trauben von Jahrun.

Nach drei Tagen hatte ich trotz der gebotenen Genüsse genug von solcher Oase, und um die Wahr-

heit zu sagen: die Bewohner jener aufblühenden Stadt hatten auch von mir genug, vor allem die, die mit meinem Stock Bekanntschaft gemacht hatten in der Karawanserei. Nicht einmal einen Esel wollte man mir verkaufen. So lud ich meinen Rucksack auf den zweibeinigen Esel und marschierte weiter, in der Richtung nach Lar.

Hinterwäldlich ist die Gegend von Jahrun. Hinterwäldlicher noch ist das Land, das ostwärts davon liegt. Ganz primitiv sind die altväterlichen Karawanenwege, die fern von aller Kunst nivellierender Ingenieure querfeldein durch sandige Wüsten, über kühle, windgepeitschte Gipfel und durch vertrocknete Flusstäler führen. Hier herrscht noch unbeschränkt die persische Eisenbahn, der Esel. Hier schleicht der Verkehr noch beschaulich über die Straßen, nach dem Grundsatz »Komm' ich heut' nicht, komm' ich morgen«. Geduld ist das große Lösungswort bei allen Handlungen, und wer die nicht hat, der kommt nie an das Ende seiner Aufregungen. Es ist ein richtiges Mañanaland nach südamerikanischem Muster, verstärkt und legitimiert durch orientalischen Kismet. Kommst du heute nicht, kommst du morgen ans Ziel dieser endlosen Reise.

Inschallah!

Allah ist groß. Wer kann es wissen?

Inschallah!

In allen Zonen reist man am besten und schnellsten allein. Hinterwärts von Jahrun aber ist das Alleinreisen der schnellste Weg zum Paradiese, sofern man durch seinen Lebenswandel ein solches verdi-

ent hat. Die Staatsautorität steht hier nur noch auf dem Papier. Es wimmelt allenthalben von Kavaliere[n], die es mit dem Mein und Dein nicht genau nehmen, und wer sich nicht dem Schutze einer größeren gut bewaffneten Karawane anvertraut, der gleicht dem Manne, der seine Nase abschnitt, um sein Gesicht zu ärgern. So wenigstens hatte man mir allenthalben versichert, und nun wanderte ich mit einem Kopf voll Unruhe und einer Seele voll Ungewissheit auf der Straße. Der Himmel wölbte sich wie eine stahlblaue Glocke über der Landschaft. Die Sonne brannte feindselig heiß und hart auf Sand und Steinen der Steppe, die ihre Hitze mit Zinsen wieder zurückwarf. Alles flimmerte mir vor den Augen. Die letzte Hütte war längst hinter mir geblieben, die letzten Palmenkronen hatten sich wie Schattenbilder im Dunste über dem Horizont verloren. Gerade voraus stand ein hoher, runder Wachturm aus Lehm. Sonst war weit und breit nichts zu sehen und nichts zu hören als das Glucksen von ein paar Perlhühnern im spärlichen Grase der Steppe. Als die Sonne tiefer sank, setzte ich mich auf einen heißgebrannten Stein neben meinem Rucksack und versuchte mir auszudenken, was nun eigentlich werden sollte. Mich gelüstete nach den Trauben von Jahr[un], aber nicht nach den bösen Blicken der Mullahs, nach dem Anblick der zweifelhaften Gestalten, die mit langem Messer um die Karawanserei herum-schlichen und der Äxte der Derwische im Bazar. Und wiederum: was mochte voraus liegen auf dem langen Wege nach Bender Abbas? Wie viele wasser-

lose Wegstrecken, wie viel heiße Sonne, fanatische Dorfbewohner, wie manche Wegbiegung, hinter der die Räuber lauern? Alles, was ich im Bazar von Schiras gehört hatte, fiel mir auf einmal wieder ein, und ich schalt mich den größten Narren ob meines Leichtsinns, der mich in diese Klemme gebracht hatte. Noch eine ganze Weile saß ich da und grübelte über diese Dinge und achtete nicht, wie darüber die Sonne immer tiefer sank und der Abend einen Goldregen über die in dunkelvioletten Farben glühenden Berge warf.

Doch plötzlich horchte ich auf.

Ein brummendes Geräusch schlug an mein Ohr. – War es möglich? – Sicher war es eine Täuschung! Nun kam es ganz deutlich von der Stadt her. Nun konnte man es schon mit Augen sehen. Ein schwarzer Punkt in der Steppe, der schnell näher kam. Ein Vogel erhob sich schwirrend zwischen den Steinen. Ein Rudel Gazellen jagte aufgescheucht feldein. – Nun war es ganz nahe. Kein Zweifel: es war ein Automobil!

Ich betrachtete es mit starren Augen wie einer, der einen Geist gesehen. Alles andere hätte ich eher vermutet in dieser Gegend.

Aber da stand es schon vor mir mitsamt seinen Insassen, einem sehr eleganten persischen Offizier und einem würdigen weißbärtigen Hekim, einem Arzt in einer langen braunen Abba. Der Offizier sprach sehr gut französisch und versäumte nicht, diese Kenntniss bei mir an den Mann zu bringen. Von mir hatte er schon gehört, und das war kein



Wunder, denn ohnehin war die ganze Stadt Jahr un voll von Geschichten über den dort aufgetauchten Franken. Er selbst war ein Vermessungsoffizier, dem die Aufgabe geworden war, die Straße nach Lar soweit als möglich mit seiner Fordkiste zu befahren, um sie auf die Möglichkeit eines späteren Ausbaus für den Kraftwagenverkehr zu untersuchen. Wenn ich wollte – so meinte er – könne ich meinen Rucksack aufladen und mitfahren.

Ob ich wollte!

Der Hekim machte Platz. Im nächsten Augenblick saß ich im Wagen, und fort ging es auf Flügeln der Maschine. Es war alles wie ein Märchen. –

Wir waren noch nicht weit gekommen, als der Ford die Gefolgschaft verweigerte und das nicht ohne Grund, denn es ging durch einen mit wildem Geröll erfüllten Engpass, der eine Steigung aufwies, die selbst eine Eselkarawane stutzig gemacht hätte. Glücklicherweise lag ganz in der Nähe ein Dorf, von wo die gesamte männliche Einwohnerschaft herbeigeeilt kam, die denn auch nach einigen vergeblichen Anstrengungen das widerspenstige Benzinroß auf den Berggipfel schaffte. Keinen größeren Spaß konnte es geben für diese Naturmenschen. »Ja, Ali! Ja, Ali-i-i!« riefen sie im Chor und stemmten dazu ihre breiten Schultern gegen das Auto. Die zwei stärksten der Burschen nahm der Offizier beim Kanthaken und setzte sie als unfreiwillige Passagiere auf das Dach des Wagens. Die übrigen bekamen zusammen drei Kran als Belohnung für ihre Mühe, und dann brummte der Motor, während die

Zuschauer wild auseinanderstoben. »Ja Ali« taufte wir fortan unser Fahrzeug, denn es war wahrlich nicht das letztemal, dass wir gezwungen waren, im »Ja Ali«! unsere Schultern gegen den Wagen zu stemmen.

Immer weiter fuhren wir in das Gebirge hinein, und endlich, kurz vor Sonnenuntergang, kamen wir in eine so schöne und anmutige Gegend, wie ich sie in ganz Persien noch nicht gesehen hatte. Die Luft war herrlich kühl. Lustige Bäche liefen über Bergmatten, die wenigstens an den Bachrändern noch frisch und grün ausschauten. Der weite Talkessel und die Hänge, die zu den in der untergehenden Sonne feurigrot glühenden Gipfeln hinauf führten, waren übersät mit mehr als hundert Zelten, zwischen denen die roten Lagerfeuer in den fallenden Schatten des Abends glühten. Von den Bergen kamen die Schafherden, als ob es Wolkenschatten wären, die über die Hänge liefen. Bald war das ganze Tal angefüllt von den Tieren. Wo vor einer Stunde noch nichts war als das Schweigen der Wildnis, hörte man das Brüllen der Rinder, das Blöken der Schafe und die verworrenen Stimmen der Menschen, die sich so zu Hause fühlten, als ob sie immer hier gewesen wären. Ein wahrhaft majestätisch aussehender weißbärtiger Mann – der Bergbaschi – kam zu uns herüber und wies uns mit sanfter Stimme nach der hintersten Ecke des Tales.

Keiner wagte ihm zu widersprechen.

Am Rande eines kleinen Baches, der munter plaudernd talabwärts rauschte, bauten wir unser Lager

auf. Während die mitgeführten Bauern seitab an einem kümmerlichen Feuer ihren Tee kochten, breitete der Hekim für uns einen herrlichen Persertepich aus, auf dem wir eine ordentliche Mahlzeit von Pilau und gebratenen Hühnern, natürlich mit den Händen à la persane, verzehrten. Dann stellten der Offizier und der Hekim ihre Feldbetten auf, während ich mich lang ausgestreckt auf dem Teppich vom Plaudern und Plätschern des Baches in den Schlaf singen ließ.

Die Nacht kam. Langsam erloschen die Feuer. Man hörte nur noch das Stampfen der Tiere und das Läuten der Glocken der grasenden Pferde. Es war eine schöne Nacht. Der Wind wehte kühl im Talgrunde. Groß und hell standen die Sterne über dem friedlichen Bilde. Lange lag ich wach und dachte daran, wie schön diese Menschen doch leben trotz allem, wie reich sie sind in ihrer Armut. – Ja, und ob wir es nicht sind, die das Erstgeburtsrecht ihrer Freiheit verkauft haben um das Linsengericht einer verlogenen Zivilisation. –

Ein großer Teil der Bevölkerung des südlichen Persien gehört zu den Nomaden. Ihre Zahl geht in die Hunderttausende. Nicht nur in ihrer Lebensweise, sondern auch nach ihrer Rasse unterscheiden sie sich von der sesshaften Bevölkerung, unter der sie leben. Sie sind von tatarischer Rasse und sprechen nur die türkische Sprache. Ihre äußere Aufmachung gleicht der unserer Zigeuner; ebenso ihre Behausung, der man sich auf fünfzig Schritte nicht nähern kann, ohne von einer zähnefletschenden

Meute mordgieriger Hunde überfallen zu werden. Die Herrlichkeit besteht aus nicht viel mehr als aus einem aus Ziegenfellen zusammengeähten Dach, das auf Pfählen ruht. Dazu kommen noch einige Ziegenfelle als Bettzeug, ein Milch- und Fleischtopf für die Mahlzeiten, eine lange Tabakspfeife für den Hausherrn – fertig ist des Nomaden Heim. Das Ganze kann man bequem auf einen Esel laden. Nichts Primitiveres kann man sich denken, als das Leben dieser Menschen. Dennoch sind sie teilweise bekannt wegen ihres Reichtums, der in ihren großen Viehherden liegt – ja, und sogar wegen ihrer besonderen Kunst, die sie in ihrer Weltabgeschlossenheit heute noch zu den Trägern alter persischer Kulturgüter macht. Die schönsten Teppiche werden in Nomadenzelten geknüpft, die alten Oden der großen Dichter werden noch in Nomadenzelten gesungen, wo in Teheran das längst schon alles verfoxtrottet ist im Taumel dieser modernen Zeit.

Der Herdrauch der Lagerfeuer scheuchte uns noch vor Sonnenaufgang aus dem Schlafe. Es war empfindlich kalt. Ein feiner Nebel, durch den nur da und dort wie große, verhangene Monde die Lagerfeuer leuchteten, lag über dem Tale. Die Schluchten ringsum widerhallten von dem Blöken und Brüllen der aufbrechenden Herde. Da machten auch wir uns auf den Weiterweg. Aber es war und blieb eine Plage mit unserem widerspenstigen Ja Ali. Unzählige Male blieb er in trockenen Flussbetten stecken oder verfring sich im Flugsand. Über jeden Bergpass musste man ihn hinüberdrücken, an jedem Abhang

stand man Todesängste aus, ob er sich in seiner rasenden Fahrt nicht überschlagen würde. Aber er hielt sich brav, und am dritten Tage tauchte in der Mittagshitze das Ziel unserer Reise, die Stadt Lar auf.

»Al hamdulillah!« Ruhm sei Allah, dem Herrn der drei Welten! riefen alle wie aus einem Munde.

# Perlenland

DAS TEUFELSDING AUS FRANKISTAN – EIN GESPRÄCH  
ÜBER DIE SEELENWANDERUNG – UMGANG MIT  
UNGEZIEFER – SELTSAME BETTGENOSSEN – DIE  
HAUPTSTADT DER SKORPIONE – EINE GEDULDSPROBE –  
AUCH EIN STEMPEL – AUFBRUCH DER KARAWANE – IN  
DEN PERSISCHEN ABRUZZEN – GENDARM ODER RÄUBER?  
– ALLERLEI KOCHKÜNSTE – TEMPEL DES WASSERS –  
DER ZEHNTE MUHARREM – EINE SELTSAME PROZESSION  
– LINGAH, DIE PERLENSTADT – EIN BÄRENFÜHRER –  
OTHELLO ALS FRISEUR – EINE NÜTZLICHE  
BEKANNTSCHAFT – POLITIK IN DER OPIUMHÖHLE –  
ABFAHRT NACH INDIEN.

In meiner Jugend habe ich die Zeppelinbegeisterung miterlebt. Nun ja, sie war nicht größer als jene, die unseren guten, alten Ja Ali umbrandete, als er seinen Einzug in Lar hielt. In einer Karawanserei, die etwas außerhalb des Ortes lag, wurde er untergestellt im weiten Hofe, wo ihn die Esel und Kamele mit scheelen Augen betrachteten. Im Nu hatte es sich in der Stadt herumgesprochen, und sogleich setzte eine Völkerwanderung ein, die dem modernen Wundertier ihre Aufwartung machen wollte. Von der lieben Jugend bis zum ältesten, weißbärtigen Mullah war alles vertreten, was noch zwei Beine hatte in der Stadt. Nie war einem Ford solche Ehrung zuteil geworden. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend umlagerten sie das Teufelsding

aus Frankistan. Immer aufdringlicher drängten sie herbei, bis der Chauffeur sich nicht mehr zu helfen wusste und den Motor brummen ließ, worauf alle wenigstens auf einige Augenblicke in wilder Panik auseinanderstoben. Am anderen Tage kamen die hohen Würdenträger aus der Stadt, zumeist indische Kaufleute mit mächtigen seidenen Turbanen, und luden sich zu einer Vergnügungsfahrt in die Umgebung ein, die sie mit halb ängstlicher, halb heroischer Miene antraten, ganz so wie etwa ein Kommerzienrat bei uns zu Hause bei einem Rundflug. Es war wahrlich ein Anblick für die Götter, wenn das Auto durch den Torweg fuhr, gefolgt von einer Meute von fliegenden Abbas und leuchtenden Turbanen, die kilometerweit mit unglaublicher Schnelligkeit im aufgewirbelten Staub hinter den Rädern herjagten. Bald gaben sie die Jagd auf und kehrten zur Karawanserei zurück, wo alsdann der zuge-reiste Franke immer noch eine zweitklassige Attraktion darstellte, wie ein Mohr in der Zirkusbude, wenngleich es nicht ganz so schlimm war wie in Jah-run. Tagsüber war es freilich so heiß, dass kein Mensch sich unnötig auf die Straße begab. Bei Sonnenuntergang aber, wenn allenthalben das äch-zende Lied der Brunnen eingesetzt hatte, saß die halbe Stadtbevölkerung auf dem Boden oder auf den Bänken vor der Karawanserei und besprach er-regt das unerhörte Ereignis. Ein dandyhaft aufge-putzter indischer Kaufmann verwickelte mich in ein tiefsinniges Gespräch über die Seelenwanderung. Da er nur wenige Worte Englisch sprach, verstand

ich fast nichts von seinen Reden. Glücklicherweise kamen noch andere herbei, von denen jeder noch ein paar weitere Worte wusste, und so kam doch eine leidliche Unterhaltung zustande, zumal sie sich alle meisterhaft darauf verstanden, durch lebhaftes Mienenspiel das Gesagte zu ergänzen. Am zudringlichsten von allen war ein spindeldürrer, opiumrauchendes Subjekt mit tiefliegenden Augen und einem knochigen Totenkopf, das überhaupt nur Urdu<sup>1</sup> sprach und mich täglich viele Stunden lang unterhielt über die Vorzüge des mohammedanischen Glaubens, über die Qualitäten seines neu gekauften Esels, über die horrenden Preise des Haschisch und dergleichen Dinge. Wenn es gar zu arg wurde mit seiner Beredsamkeit, flüchtete ich mich ins Freie und machte einen Spaziergang in die Stadt.

Wie alle persischen Städte ist auch Lar eine uralte Siedlung, die überall die Spuren vergangener besserer Zeiten aufweist. Die einzige Sehenswürdigkeit ist der Meidan (Markt), ein wirklich schöner Stadtplatz, der ringsum von Torbogen umgeben ist, an denen man jetzt nur noch stellenweise das bunte Mosaik sehen kann, das einmal, in vergangenen besseren Zeiten, diese heute so nüchternen Hauswände wie Feenpaläste in der Sonne leuchten ließ. Der umgebende Bazar ist nur ärmlich, im Vergleich zu anderen Städten, aber auf dem Meidan selbst ist ein ununterbrochenes Handeln und Feilschen, ein ständiges Kommen und Gehen von persischen und indischen Gestalten. Mehr und mehr verschwindet



hier schon die Kulla, die unvermeidliche Lammfellmütze der Bewohner des iranischen Hochlandes, und an ihrer Stelle leuchten schwellende Turbane in der Sonne. In einer Ecke des Marktes hat ein Schlangenbeschwörer Platz genommen inmitten einer schaulustigen Menge, die atemlos den Verrenkungen zusieht, die das unheimliche Tier zu den monotonen Klängen des Dudelsackes aufführt. Mehr als hundertmal habe ich solche Possenreißer gesehen in persischen und indischen Städten, ohne je das Publikum dabei begreifen zu können. Nicht müde werden sie beim Schauen. Immer wieder können sie gespannt den Zauber mitansehen, obwohl es für jeden Europäer ein recht einförmiges Schauspiel ist, das man einmal, aber nicht wieder sehen möchte. –

Aber was gibt es sonst noch von Lar zu berichten? Dasselbe Lied, das von allen anderen Plätzen in diesem Lande gilt. Von Hitze und Staub, von knarrenden Brunnen und – und ja, und von kleinen und kleinsten Tieren, die einem das Leben zur Hölle machen. Der Himmel allein weiß, wie viel davon auf iranischer Erde herumkrabbeln! Der Perser ist sehr nachsichtig im Umgang mit solchen Quälgeistern. Hat nicht der Koran das Töten eines lebenden Wesens verboten? Also handelt man danach. Er würde kaltlächelnd einem Wanderer die Gurgel abschneiden auf der Landstraße; aber etwas anderes ist es, einem Floh das Lebenslicht auszublasen. Oft habe ich sie mit Staunen beobachtet, wie sie die lieben Tierchen zu Hunderten fein säuberlich von ihren

Hemden ablasen und sorgfältig neben sich hinsetzen, worauf diese dann froh und munter wieder hinaufkrabbelten. Andere Länder, anderes Ungeziefer. Wenn Schiras die Hauptstadt der Sandflöhe ist, so ist Lar die der Skorpionen. Unfassbar groß ist die Zahl der dort umhermarschierenden Blutsauger, und wenn man bedenkt, dass jeder einzelne von diesen imstande ist, einen Menschen zu erledigen mit seinem Stachel, so muss man sich wundern, dass es noch lebende Wesen in Lar gibt. Überall sind sie die zudringlichsten aller Hausgenossen, die auch nicht vor den größten Intimitäten zurückschrecken. Gleich die erste Nacht in der Karawanserei brachte mir da eine seltsame Überraschung. Ein eigentümlich krabbelndes Gefühl weckte mich aus dem Schlafe. Ich drehte mich auf die andere Seite und nach ein paar Minuten merkte ich es wieder. So ging das Spiel wohl eine halbe Stunde lang, bis ich die Geduld verlor und beim Scheine der Laterne meine Schlafdecke untersuchte. Eine Gänsehaut lief mir über den Rücken, als ich den Bettgenossen erkannte: es war ein mächtiger, wohl drei Zentimeter langer Skorpion!

Nach solchen Erfahrungen war der Wunsch nach baldiger Abreise nur allzu begreiflich. Ich durchstöberte Bazar und Meidan nach einem Karawanenführer, der mich mitnehmen wollte gen Bender Abbas und fand auch endlich einen, der zwischen seinen Eseln am Brunnen auf dem Meidan seine Pfeife rauchte.

»Fardo – morgen, inschallah«, sagte er seelenru-

hig. Niemand war froher als ich.

Aber am nächsten Tage rauchte er immer noch seine Pfeife am selben Platze und sagte Fardo. Am folgenden Tage war es wieder Fardo. Und so ging es weiter durch fünf Tage. Denn wisse: Karawanen reisen immer *morgen*. Du liegst und bratest in der Sonne zwischen den hohen Lehmmauern, die sie dort Dörfer nennen und erkundigst dich nach dem Abreisedatum der Karawane.

»Fardo – morgen«, antwortet der beturbante Herr. Am nächsten Tage ist es dann wieder Fardo – »Fardo, inschallah.« Und so geht es weiter durch lange Tage und Nächte, die an den vom Geschwindigkeitsteufel besessenen europäischen Nerven zerren.

Morgen, so Gott will! Es ist nur ein Jammer, dass er niemals will.

Fern sei es von mir, das Volk der Perser zu lästern, aber soviel *muss* ich mitteilen, als gewissenhafter Chronist: ich habe keinen angetroffen, der nicht ein vollendeter Lügner war. Sie lügen alle. Sie müssen lügen. Der Mann auf der Straße, der Kaufmann im Bazar, der Schah auf dem Throne.

Der Begriff von Treu und Glauben ist ihnen etwas völlig Unfassbares. Du bestellst dir einen Anzug und möchtest ihn fertig haben bis übermorgen. Beim Barte des Propheten schwört dir's der Schneider. Nach acht Tagen kommst du wieder und er hat noch nicht angefangen.

»Fardo, inschallah.«

Du triffst einen Wanderer auf der Straße und

fragst ihn nach der Entfernung bis zur nächsten Wasserstelle. »Eine Farsange« wird er dir sagen und dazu noch einige Segenswünsche: dass dein Haus ein Glückshaus sein möge und Allah deinen Schatten niemals kürzer werden lasse.

Ja, und dann waren es am Ende doch noch sechs oder sieben Farsangen. Er wusste das so gut wie du, aber er wollte dir etwas Schönes sagen und lieber eine gute Lüge als eine böse Wahrheit, sagt ein persisches Sprichwort.

Lügen – auch das ist eine Kunst, und wo verstünden sie besser als hier zu lügen mit Grazie. Göttliche Gabe der Fantasie! Der Himmel wäre hier nicht halb so blau, wenn sie bei der Wahrheit blieben.

Allah, was wäre der Orient ohne Lügen.

Fünf Tage dauerte das Frage- und Antwortspiel auf dem Meidan. Dann wurde es endlich ernst mit dem Aufbruch der Karawane. Die Kaufleute standen aufgeregt gestikulierend im Bazar. Der Meidan glich einem Magazin von Warenballen, und die ganze Stadt widerhallte von dem Glockengeläute der aufbrechenden Tiere. Aber gerade in dem Moment bekam der Baschi Gewissensbisse wegen der Mitnahme eines Ungläubigen. Drei Toman hatte ich ihm bezahlt als Reisegeld. Die gab er mir nun zurück mit den Fingerspitzen, wie etwas Unreines. Dann verabschiedete er sich mit einem feierlichen Salaam. Ich war ganz bestürzt. Ich setzte mich auf einen umherliegenden Warenballen und wenn es mir je um's Weinen war, so war es damals. Denn was nun? Die Gegend hinterwärts von Lar gehört zu

den verrufensten in Persien. Es sind die persischen Abruzzen, in deren Gebirgsschluchten Mensch und Tier gleich wild sind und selbst diese auf der Landstraße aufgewachsenen Wüstensöhne sich nur mit einer großen Karawane unter Bedeckung einer bewaffneten Garde hineinwagen.– Und ich nun mit meinem Rucksack!

Schon war die Spitze der Karawane durch das Tor marschiert, als der Offizier, der mit uns von Jahrun gekommen war, über den Meidan geritten kam. »Vorwärts!« winkte er mir zu, »auf was warten Sie noch?«

»Der Baschi –« sagte ich mit trostloser Miene. »Ich werde ihm gleich den Baschi zeigen!« Er riss das Pferd herum und sprengte der Karawane nach. Nach kaum fünf Minuten kam er wieder. Hinter ihm der Baschi auf seinem Esel. Beide stiegen ab, und der Offizier malte Buchstaben auf ein Papier, das er in der hohlen Hand hielt. Als er damit fertig war, befahl er dem Baschi, dass er seinen Daumen lecke. Dann beschmierte er diesen mit einem Tintenstift und drückte ihn auf das Papier. Fertig war das Siegel, fertig der Kontrakt. Ich habe ihn aufbewahrt, und er liegt vor mir, indem ich dieses schreibe: ein vergilbtes Blättchen Papier mit seltsamen Hieroglyphen und der Daumenmarke darunter, der man es heute noch ansehen kann, mit wie viel Widerwillen sie gemacht wurde. Jedenfalls bewirkte sie, dass der Baschi von da an aufs gewissenhafteste seinen Verpflichtungen nachkam. Wir gingen über den Markt und erstanden eine Portion Datteln und Was-

sermelonen für die Reise. Dann kam er selbst zur Karawanserei mit einem schönen, großen Maskatesel, auf den ich meine Siebensachen packte, worauf wir in schnellem Trab der längst schon im Staub verschwundenen Karawane nacheilten.

Aber die Reise ging nicht nach Bender Abbas, sondern nach der direkt südlich von Lar gelegenen Hafenstadt Lingah am Persischen Golf, von deren Existenz ich bisher – zu meiner Schande sei es gesagt – keine Ahnung gehabt hatte. –

An diese Reise nach Lingah werde ich immer denken. Immer, und wenn ich hundert Jahre alt würde, werde ich sie vor mir sehen, die steinige Landstraße zwischen den schwarzen Bergen, die Turbane, die in der Sonne leuchteten, die Flintenläufe, die im Mondschein funkelten. Denn in jener Gegend ist, wie gesagt, das Gesetz nicht länger als ein Flintenlauf, nicht schärfer als die Klinge eines guten Messers. Da es weder Polizei noch Gendarmerie gibt, hat der Verkehr sich selbst geholfen durch Aufstellung einer Art Volkswehr, die gegen ein geringes Entgelt die Karawanen durch die Berge geleitet. Es sind unternehmend ausschauende Burschen mit hohen Lammfellmützen, die man gut und gern selbst für Räuber halten könnte, und ich war auch nie so ganz sicher, ob sie es mit ihren Pflichten so genau nehmen würden, wenn zufällig die andere Seite ihnen mehr bezahlte. Außer diesen trägt aber auch jeder einzelne Mann, vom Karawanenführer bis zum letzten Eseltreiber, irgendeine Art Schießprügel auf dem Rücken, sodass wir tatsächlich den Eindruck ei-

nes vormarschierenden Heerhaufens machten, in dem die Waffen in der untergehenden Sonne blitzten, während links und rechts die ausgeschwärmten Volkswehrmänner die Felsen nach den Räubern absuchten.

Bald war es ganz dunkel. Nur ein matter Mond leuchtete uns auf dem Wege. Steil ging die Straße bergauf in ein wildes, zerrissenes Bergland, wo das vorher so flotte Tempo nachließ und bald ganz zum Stocken kam. Die Straße, die bisher nach Herzenslust über die ganze Gegend gelaufen war, wurde zu einem engen, zu einem Pass hinaufführenden Saumpfad, der gerade noch so breit war, dass ein Esel nach dem anderen mit viel Prügel hindurchgezwängt werden konnte. Da diese Prozedur bei jedem einzelnen unserer fünf- bis sechshundert Tiere wiederholt werden musste, hatte man einige Stunden Zeit, um dieses fantastische Bild ganz auf sich wirken zu lassen. Und das lohnte wahrlich die Mühe. Auf den Kämmen zu beiden Seiten des Passes tauchten die Gestalten der Wachtposten auf, die uns anriefen. Unten im Tale tönte das Glockengeläute der wartenden Tiere. Aus dem engen Hohlweg des Passes kam das Schimpfen und Fluchen der Treiber, das heisere Schreien der strauchelnden Esel. Wer unversehens dieses Bild vor Augen bekommen und nicht gewusst hätte, dass es sich hier um den Nachtmarsch einer Karawane im hintersten Persien handelte, der mochte wohl an einen Höllenspuk aus anderen Dimensionen glauben.

Um Mitternacht hatten wir endlich die Passhöhe

überwunden und marschierten nun noch zwei oder drei Stunden lang weiter durch einen Talgrund, der flach wie ein Exerzierplatz war. Dann kampierten wir in der offenen Steppe. Die Gepäckstücke wurden achtlos in den Sand geworfen, und jeder streckte die Glieder aus, wo er gerade ging und stand. Es gab an diesem Platze weder Wasser noch Futter für die Tiere, und als bald darauf die Sonne aufging, merkten wir, dass es auch keinen Schatten gab in dieser Wüste, die kahl wie eine Dreschtenne zwischen den feuersprühenden Bergen lag. Wir knabberten ein wenig an dem mitgeführten Vorrat von Datteln. Eine große, herrliche Wassermelone löschte nur halb den Durst, und von Schlaf war überhaupt keine Rede, bis bei Sonnenuntergang die Tiere bepackt wurden und wir weiter zogen auf der traurigen Straße.

So war es an diesem und noch vielen anderen Reisetagen, Immer wird es mir unbegreiflich erscheinen, wie die alten Perser – ausgerechnet gerade diese – zu Feueranbetern wurden, denn in diesem Lande wird jedermann ganz von selbst ein Vergötterer des Wassers. Es ist der Pol, um den sich alles dreht bei solchen Wanderungen. Die bange Frage nach ihm ist es, die fast wie eine Frage nach Leben und Tod um jeden Lagerplatz hängt. Bäche und Quellen sind in jenen Gegenden, wenigstens zur trockenen Jahreszeit, so gut wie unbekannt. Wasser findet der Wanderer nur in Zisternen, die wohlthätige Menschen auf Grund frommer Gelübde am Wegrand errichtet haben. Zuweilen sind sie



groß wie Schwimmbäder, und stets sind sie mit einem spitzen Tempel zum Schutze gegen Sonnenstrahlen und Sandverwehungen geschützt. Unter diesen Tempeln ist das Wasser stets wunderbar kühl, und obgleich es eine Brutstätte von Fröschen, Eidechsen und sonstigem Getier ist, überläuft es mich heute noch mit einem angenehmen Gefühl, wenn ich an die Genüsse denke, die es mir bereitet hat.

In den ersten Reisetagen war das Wasser so rar, dass wir gezwungen waren, es in Schläuchen mitzuführen, die aus Ziegenhaut bestanden, und ich weiß nicht – war es nun wirklich so, oder kam es nur daher, dass der Durst der beste Mundschenk ist, jedenfalls bin ich noch heute der Ansicht, dass nirgendwo das Wasser sich so herrlich frisch und kühl hält, als in dem Fell einer abgehäuteten Ziege.

Je weiter wir aber in die Berge hineinkamen, je vegetationsreicher wurde die Gegend. Stellenweise waren die Hänge mit Buschwald bestanden, stellenweise wieder mit hohem, gelbem Gras, aus dem bei unserem Herannahen flüchtige Gazellen und flinke Perlhühner auf schnellen Füßen davon eilten. Ab und zu kam man an ein Dorf, oder doch das, was dort so unter diesem Namen passiert. Hier ist man sogar erhaben über den kümmerlichen Komfort einer Lehmhütte, wie man sie sonst überall in Persien sieht. Die menschlichen Behausungen bestehen zu meist nur aus einer Art Nest aus Palmblättern, wie es sich schließlich auch jeder Gorilla im Walde zu recht macht. Nur selten findet man einen Genießer,

der sich in seinem häuslichen Luxus bis zu einem auf vier Pfählen ruhenden Dach aus Palmblättern aufschwingt. Bekleidet sind diese Naturmenschen im besten Falle nur mit einem Hemd und einem Turban. So sitzen sie den lieben langen Tag im Schatten der Dattelpalmen, auf denen die reifenden Früchte in großen, roten Klumpen hängen. Hier und da sieht man wohl auch einige Hühner herumlaufen, aber nach allen Erfahrungen, die man macht, muss man mit Fug und Recht bezweifeln, ob sie sich überhaupt im klaren sind über die Nützlichkeit dieser Vögel. Da ich selbst noch nicht Wüstenbewohner genug war, um eine reine Freude an der einförmigen Dattelkost zu empfinden, hielt ich fleißig Umschau nach Eiern, wann immer wir eine menschliche Ansiedelung antrafen. Meist standen sie sprachlos vor solchem Ansinnen. Und wenn sie je einmal eines herbeischafften, so war es ganz gewiss faul. Einmal traf ich eine alte Hexe, mit der ich ein größeres Geschäft zu machen gedachte. Sie saß im Schatten einer Dattelpalme, umgeben von einer ansehnlichen Hühnerschar. Ob sie mir eines davon kochen wollte?

»Ewet Efendim.«

Schnell, ehe sie sich eines anderen besinnen konnte, packte ich eines der Hühner und drehte ihm den Hals um. Aus einem Loche, das mit Palmblättern zugedeckt war, holte sie einen kümmerlichen Begriff von einem Kochtopf hervor, und im Fortgehen sah ich noch, wie sie anfang das Tier zu rupfen. Es war mehr der Kochkunst, als ich ihr zuge-

traut hatte. Nach etwa einer Stunde kam ich wieder und freute mich schon auf die Hühnersuppe. Aber die Enttäuschung war groß. Das Huhn war zwar gerupft und gekocht. Aber das Ausnehmen hatte sie vergessen. Von Salz und solchen Dingen hatte sie offenbar noch nie etwas gehört. Ein wenig nur hatte sie das Ding im Wasser liegen lassen; dann warf sie es in den Sand, als Fraß für den Ungläubigen. Das verleidete mir alle weiteren kulinarischen Experimente und ich begnügte mich mit Datteln für den Rest der Reise. –

In dieser Nacht überschritten wir den letzten, wohl dreitausend Meter hohen Gebirgskamm, der uns noch vom Persischen Golfe trennte. Wir rasteten auf der Passhöhe, auf der ein kühler Wind wehte und wo man zum ersten Mal seit langer Zeit wieder schlafen konnte. An der anderen Seite des Passes sollten wir eine größere Stadt mit Namen Bastak antreffen, und ich freute mich schon auf die frischen Brote, auf die süße Milch und auf die Wassermelonen, die man dort bekommen könnte. Aber es war ein Platz, der noch ärmlicher war als die anderen, und überdies waren es nur noch einige Tage bis zum zehnten Muharrem. Man muss in Persien gewesen sein, um zu wissen, was das bedeutet. Der Muharrem ist der erste Monat des Mondjahres, und der zehnte Tag dieses Monats ist der Jahrestag der Schlacht von Kerbela, in der der Enkel Mohameds, Hussein, der Sohn Alis, im Kampfe fiel und damit die ihm als direktem Nachkommen zustehende Kalifenwürde den Omajiden zufiel. Das ist die Lehre

der in Persien ansässigen Schiiten, die in diesem zehnten Muharrem nicht nur einen religiösen, sondern mehr im Unterbewusstsein auch einen nationalen Trauertag sehen, der die Unterwerfung ihrer eigenen stolzen Kultur unter die Araber versinnbildlicht. Kein anderer Trauertag wird mit solcher Inbrunst gefeiert wie der Muharrem in Persien. In den größeren Städten werden unter dem Namen »Tazie« bekannte Dramen und Mysterienspiele aufgeführt, die die Vorgänge von Kerbela und die tragischen Schicksale der Familie Ali oft so plastisch darstellen, dass die beschwingte orientalische Fantasie der Zuschauer ins Kochen gerät und Lynchjustiz an den gegnerischen Darstellern übt. In kleineren Orten wird der Tag weniger pompös, aber mit ebensoviel Gefühl gefeiert; in solchen Orten wie Bastak natürlich am meisten, weil sie die einzigen Glanzpunkte in der Leere des Daseins sind.

Harum al Raschid, oder wie er hieß, hatte versprochen, mich in zwölf Tagen nach Lingah zu bringen. Aber der Muharrem war stärker als alle seine Vorsätze. In Bastak schickte er seine Esel auf die Weide, logierte sich ein bei einem seiner vielen Bekannten und war fortan für nichts mehr zu sprechen.

Wenn ich je wie ein Hund auf der Straße lag, so war es hier. Kein Gläubiger nahm mich auf in sein Haus. Jeder Mensch ging um mich herum in großem Bogen, wie um etwas Unreines. Mir war, als ob selbst die Hunde mich verächtlich anschauten. Tagsüber saß ich im Schatten an einer Straßenecke und

kaute Datteln, die ich mir in den Hainen aufas und nachts zog ich mich aus Furcht vor Unheil weit zurück nach irgendeinem Brunnen, wo knurrende Hunde um mich schlichen und große Bremsen mit giftigem Stachel mich aus dem Schlafe weckten. Und alle die Zeit kam es aus der Ferne wie der Klang dumpfer Trommeln, wenn die Männer im Takte mit den Fäusten auf die nackte Brust schlugen und dazu ein dumpfes, eintöniges Lied sangen, in dem immer wieder die Worte: Hussein, Hassan, Kerbela vorkamen.

So ging das ungefähr fünf bis sechs Tage lang, und dann kam der zehnte Muharrem und mit ihm die Prozession, deren Anblick ich mir nicht entgehen lassen wollte, trotz der hasserfüllten Blicke der fanatisierten Menge. Voran kam einer mit einer Trommel auf einem Kamel. Dann folgte ein langer Zug von Männern und Knaben, die mit den Fäusten die nackte Brust bearbeiteten und dabei immer noch die alte Leier brüllten, die ich schon so gut kannte:

»Hussein, Hassan, Kerbela!«

Und dann folgte etwas, was man selbst in Persien nicht für möglich gehalten hätte:

Eine Anzahl kräftiger Männer tanzte, etwa wie bei der Springprozession zu Echternach, über die heiße Straße, immer je zwei mit dem Gesicht gegeneinander gewendet. Bis auf große weiße Hosen waren sie ganz nackt und in den Händen trugen sie lange Schwerter, mit denen sie sich andauernd die entsetzlichsten Wunden im Gesicht und am Körper

beibrachten. Bereits waren sie über und über mit Blut bedeckt, aber noch immer wilder und rücksichtsloser arbeiteten sie sich in diesen Rausch der Selbstkasteiung. Immer rasender wurde das Publikum. Wohin man schaute, sah man nackte Arme, die sich zum Himmel reckten, wilde Augen, wahn-sinnverzernte Gesichter, von Fanatismus toll gewordene Menschen, die im Takte die Brust mit den Fäusten bearbeiteten: »Hussein! Hassan! Kerbela!«

Es roch nach Schweiß. Der Blutgeruch stieg in den heißen Tag. Ich machte mich dünn und ließ mich während des ganzen Tages nicht mehr blicken. –

Und am anderen – am elften Muharrem – war die Welt wieder wie umgewandelt. Harum al Raschid kam selbst zu mir in Gesellschaft von einigen lebenswürdigen Herren mit langen Bärten. Wir aßen »Schirini« und andere orientalische Leckerbissen und am Ende noch einen sehr wohlschmeckenden Penir-i-Hormus, einen Dattelkäse, der aus dem Mark der Dattelpalme hergestellt wird. Bis in die Nacht hinein saßen wir dann noch zusammen und tranken Tee und rauchten aus den langen Wasserpfeifen.

Und am nächsten Tage ging die Reise weiter nach Lingah, wo wir einige Tage später wohlbehalten ankamen.

Der letzte Tag war der schwerste der Reise, denn das Wasser war in diesen dürrn Küstenregionen noch rarer als anderwärts. Wieder und wieder sahen wir verheißungsvoll die kleinen Tempel über

den Zisternen auftauchen, aber bei näherem Zusehen sah man nur ein trockenes Loch, umschwärmt von dicken, giftigen Wespen, oft auch ein Zufluchtsort der Schlangen. So mussten wir weiter marschieren mit trockenen Kehlen, denn unsere Wasserschläuche waren bald ebenso leer wie die Brunnen. Die Nacht über waren wir marschiert, und auch der Tag sah uns noch unterwegs, als die Sonne sich schon zum Untergehen neigte. Zuletzt ging es durch lose Sanddünen, in denen kaum ein Fortkommen war. Aber auf einmal, als ich dachte, das würde nie ein Ende nehmen, sah man es blau in der Ferne blitzen. Von irgendwo kam ein dumpfes Donnern und Brausen. Das war die Brandung. Das war das Meer!

In der Ferne baute sich die langersehnte Hafenstadt so überaus stattlich auf, dass ich mir die Augen reiben musste, um mich zu vergewissern, dass ich nicht träumte. – Waren es Wolkenkratzer, die da aus dem Sande der Wüste aufstiegen? Sie wuchsen immer höher, je näher wir kamen. Links und rechts der Straße standen schwarze Beduinenzelte, um die halbverhungerte Hunde, verzauste Ziegen und kleine Kinder in paradiesischer Nacktheit schwärmten. Irgendwo im kahlen Lande standen die hohen Masten einer drahtlosen Station. Dann lag sie dicht vor uns.

Lingah, die Perlenstadt.

Es geht ihr wie so vielen anderen orientalischen Städten. Von *weitem* sieht sie recht stattlich aus. Mit dem allergrößten Erstaunen gewahrt hier das

Auge die mächtigen Mauern, die gewaltigen Türme, die in der brütenden Hitze des heißen Tages stehen. Je näher man kommt, desto schmutziger wird es ringsum, desto mehr kommt neben dem Auge auch die Nase auf ihre Rechnung. – Ach, aber es sind nicht die süßen Düfte von Tausendundeiner Nacht, die da zwischen den engen Mauern aufsteigen. Ehe man sich's versieht, ist man mitten in der Stadt, die in der Tat noch seltsamer aussieht als so viele andere seltsame Städte, die man in Persien zu Gesicht bekommt. Diese Stadt ist eine einzige große Barrikade gegen die Hitze, ein schreiender Protest der gequälten Menschen gegen die Sonne, die hier heißer brennt als in irgendeinem anderen Erdenwinkel, selbst mit Einschluss des berühmten Roten Meeres. Die Lehmmauern sind hier noch höher als anderswo. Sie erreichen die Höhe von vier bis fünf Metern, und da die Straßen nur eben gerade breit genug sind, um einem beladenen Esel Durchgang zu verschaffen, wandert man durch einen Irrgarten von dumpfen Kellergängen, zwischen denen man sich ohne stadtkundigen Führer alsbald hoffnungslos verliert. Jedermann betrachtet hier die Straße als Schuttabladeplatz für seine Abfälle, und da es keine Stadtverwaltung gibt, die so etwas wieder wegschaffen lässt, kann man sich ungefähr eine Vorstellung machen von den Genüssen einer Wanderung durch die heißen Straßen jener fernen und gefährlichen Stadt. Die hohen Türme, die einen beim ersten Anblick so sehr in Erstaunen versetzen, sind weiter nichts als Ventilatoren, dazu bestimmt,



das bisschen Wind aufzufangen, das selbst in diesem Backofen von einem Lande noch vorhanden ist.

Wenn man durch orientalische Städte wandert, so fehlt es einem nicht an Bärenführern. Auch hier in Lingah bot einer seine Dienste an, um die großartige Summe von zwei Annas (zwei Annas = 3 Pfennig). Der Bursche war splitternackt, bis auf einen winzigen Lendenschurz. Seine Aufgabe aber löste er gut; er zeigte mir alles, was es irgendwie zu sehen gab in jener aufblühenden Stadt. Die lange Reise von Schiras hatte das Aussehen des wandernden Sahib nicht verschönert. Ein Barbier hätte sich darum Verdienste erwerben können. Der Wunsch war kaum ausgesprochen, als der dienstefrige Mentor verschwand und gleich wieder zurückkehrte mit dem erstaunlichsten Exemplar von einem Barbier, das ich jemals gesehen. Er war gute sechs Fuß lang und entsprechend breitschultrig gebaut. Schwarz war er wie das Gewissen eines Geldwechslers im Bazar, und auch sonst sah er aus wie Othello auf dem Theater. Freilich vermisste man die schönen Gewänder, abgesehen von einem ungeheuren seidenen Turban, der kühn um den Kopf geschlungen war. Aus den Falten dieses Turbans zog Othello ein Schlachtermesser hervor, das groß genug war, um den Teufel zu erschrecken. Sorgsam probierte er die scharfgeschliffene Kante. Dann machte er sich an die Arbeit, während einige fünfzig Zuschauer sich im Bazargang versammelt hatten, um der Hinrichtung des erschreckten Sahibs beizuwohnen. Aber Othello tat seine Arbeit gut und bedankte sich

noch höflich für die drei Annas.

Nach dieser Episode nahm sich wieder der Bärenführer meiner an und wir gingen zusammen nach dem Bazar, dessen Läden meistens geschlossen waren aus Angst vor der Polizei. Risa Khan, der neue Herr, hatte endlich Ernst gemacht mit der Besetzung abgelegener Gebiete, die auf der Landkarte zum Persischen Reich gehören, und so wurde auch Lingah mit einer Garnison beehrt. Leider hatte man aber vergessen, zugleich das nötige Gehalt anzuweisen, sodass die Soldaten meuterten und Tee, Tabak, Opium und sonstige Dinge, die ein persisches Soldatenherz begehrt, mit ihren neuen Mausergewehren in den Kaufläden requirierten.

Schön ist der Bazar darum doch, wie ein Bild aus einem orientalischen Märchen. Dicht am Meeresstrand ziehen sich die Arkaden hin, bis fast in die See hinein, die ewig murmelnd an ihren Grundmauern zerschellt. In den schattigen Lauben haben sich Händler niedergelassen, die mächtige Fische von oft grotesker Gestalt feilbieten. Der Geruch dieser Fische, der Duft von Tang und Seegras, die salzige Luft, die durch die Gänge geht, sind eine unsagbare Wohltat für den von Dürre und Hitze geplagten Wüstenwanderer. – Und das Meer! So viel Wasser auf einmal! Es ist beinahe ein unfassbarer Anblick für den, der durch lange, lustlose Wochen jeden Tropfen davon als einen kostbaren Schatz in Schläuchen mit sich führte. Noch von früheren besseren Zeiten her – denn heute würden sie sich in Lingah gewiss nicht mehr dazu aufschwingen sieht man

hier ein ziemlich umfangreiches gemauertes Hafenbassin, den Standort der Perlenfischer, die an den Inseln und Untiefen des Persischen Golfes ihrem gefährlichen und manchmal einträglichem Handwerk nachgehen. Wir sind gerade mitten in der Saison und die Vögel sind ausgeflogen. Aber da und dort liegt doch noch eine Dhau mit schlaffen Segeln in der hellen Sonne. Die Ebbe hat einen großen Teil des Strandes trockengelegt. Der Sand ist lebendig von Krabben und großen Muscheln, die zwischen Seegras wuchern. Ich setzte mich auf die Mauer und schaute auf das Glitzern der blauen See, die sich schäumend an den Felsen brach und merkte dabei gar nicht, wie mein nackter Bärenführer mich immer aufdringlicher am Rockärmel zupfte.

»Alaman, Alaman«, sagte er immer wieder. Er sprach ein Gemisch von Persisch und Hindustanisch, von dem ich kaum ein Wort verstand. Da er aber etwas Dringendes auf dem Herzen zu haben schien, folgte ich ihm willig, und bald standen wir im Bazar vor einer Bude, wo ein langer, magerer Mann in einem weiten, bis zu den Zehen reichenden arabischen Hemde an einer Nähmaschine arbeitete. Zu meinem Erstaunen redete er mich in sehr gutem Deutsch an.

»Guten Tag, Landsmann.«

»Guten Tag. – Wo kommst du her?«

»Das sollte man dich wohl eher fragen! Ich bin hier zu Hause. – Hadsch Ali ist mein Name. Meine Mutter kam aus Berlin, mein Vater war ein Rifkabyle aus Tanger, und ich bin persischer Untertan.«

Mit grimmiger Miene wandte er sich an meinen Cicerone und sagte ihm etwas, das ihm Beine machte. Nach einer Minute kam dieser wieder und brachte auf einem Zinnteller zwei Tassen Kaffee. Er verneigte sich bis zur Erde, aber Hadsch Ali ließ sich davon nicht imponieren.

Er streckte die Hand aus mit der unnachahmlichen Geste des Orients.

Bakschisch!

Ich zog einen halben Toman aus der Tasche, aber Hadsch Ali winkte ab, holte aus seinem Gewande einen umfangreichen Geldbeutel hervor, löste umständlich den Schnürbündel und gab ihm drei Annas, sechs Pfennige, für seine Bemühungen. Der Cicerone machte ein süß-saures Gesicht, verneigte sich noch einmal mit einem feierlichen Salaam und verschwand.

In der Folgezeit saß ich noch manche Stunde zu Füßen Hadsch Alis in der Bude, während er auf der Nähmaschine klapperte. Es war wahrlich der Mühe wert ihm zuzuhören. Er war schon dreimal in Mekka gewesen, daher auch der Titel Hadschi, der die Vorübergehenden vor seiner Bude so feierlich salaamen ließ. Vor dem Kriege hatte er ein gutes Auskommen gehabt bei der Hamburger Firma Wenkaus, in deren Händen damals der ganze Perlmutterhandel lag. Die Augen gingen ihm jetzt noch über, wenn er zurückdachte an die großen Bierkisten, bei denen man damals selbst als frommer Hadschi ein Leben wie Gott in Frankreich führte. Aber dann kam der Krieg, und der war so recht etwas für die kriege-

rischen Instinkte eines Mannes, dessen Ahnen mit einem Fuß in Potsdam, mit dem anderen in den Bergen der Rifkabylen<sup>2</sup> standen. Hinfort war er nicht mehr Hadsch Ali, sondern der »Scheidan Alaman«, der deutsche Teufel, der wie ein Feuerbrand landauf landab ging als Engländerschreck. Allerlei wusste er zu berichten von den seltsamen Ereignissen, die da, fernab von allen großen Kriegsschauplätzen, eine Welt der Abenteuer auftraten, wie man sie in diesem unromantischen Zeitalter kaum mehr für möglich gehalten hätte. »Back waters of the world's war« hat sie ein englischer Autor genannt. Es ist erstaunlich, dass man bei uns eigentlich nur wenig von diesen Vorgängen weiß, obwohl sie in ihren an Opfern und Abenteuern, an wilder Romantik so überreichen Geschichte sich wohl an die Seite stellen können mit den Vorgängen in Ostafrika und anderen abgelegenen Kriegsschauplätzen. Die Umstände machen oftmals die Männer. – War da in Buschier jener kleine Buchhalter einer deutschen Firma, der durch die Geschicke des Krieges über Nacht zum General und zu einer Art persischem Nationalhelden wurde. Ich will ihn nochmals nennen:

General Waßmuß.

Wie ein Unwetter ging er durch das Land und entfachte die Flamme des Aufruhrs, organisierte Banden aus den ewig unruhigen Elementen des südlichen Persien. Große, volkreiche Städte wie Schiras, Isfahan, Hamadan, Kirmanschah fielen zeitweise in seine Hand. Er stand vor den Toren Te-

herans. Der Aufruhr klopfte an die Pforten Indiens. Zum ersten Mal seit beinahe tausend Jahren begann sich wieder einmal so etwas wie ein persisches Nationalgefühl zu regen.

Das war natürlich alles so recht etwas für die kriegerischen Instinkte Hadsch Alis, der immer mitten im Getümmel war, bis er schließlich in Gefangenschaft geriet und nach einem traurigen Platze in Hinterindien deportiert wurde, wo er die Leere der Tage mit Opiumrauchen ausfüllte.

Dieser Hadsch Ali war ein passionierter Opiumraucher, was man ihm auf den ersten Blick ansehen konnte an seinen dünnen, muskellosen Armen und dem knochigen, totenkopffartigen Gesicht, das er mit seinen Brüdern im Laster teilte. Nur wenige Stunden des Tages – gerade genug, um sich den Haschisch zu verdienen brachte er hinter seiner Nähmaschine zu. Die ganze übrige Zeit verlebte er in der Opiumhöhle, die, wie alle Wohnräume in dieser Stadt, etwas unter der Erde lag, gerade unter einem der mächtigen Lehmtürme, die zum Auffangen des Windes dienen. Da es in der ganzen Stadt weder ein Hotel noch sonst eine öffentliche Herberge gab, blieb mir schon nichts anderes übrig, als mich selbst unter diese Haschischraucher zu mischen. Sie sahen wirklich alle wie Brüder aus, mit den kahlen Köpfen, den tiefliegenden Augen und den zum Skelett abgemagerten Gliedern. Der Haschisch machte alle gleich. Dicht nebeneinander saßen sie in großem Kreise um das Holzkohlenfeuer, das die vom Ventilator herunterkommende Zugluft immer

von neuem entfachte. Ein glühender Holzspan ging von Hand zu Hand und ließ die Giftnudel am unteren Ende der Pfeife rot aufleuchten, während der Raucher gierig den Rauch in sich hineinfraß, der sich alsdann als bläuliche Wolke verbreitete, aus der nur da und dort ein scheckiger Turban herauschaute. Über allem lag ein süßer, erfrischender Mohngeruch, der einem angenehm die Nase kitzelte, auch wenn man selbst kein Haschischraucher war.

Im übrigen waren sie eine angenehme Gesellschaft und die meisten auch sehr beschlagene Politiker. Für die Deutschen schwärmten sie alle und vollends von Hindenburgs Heldentaten wussten sie die erstaunlichsten Dinge zu berichten. In der Schlacht bei Tannenberg – so erzählte Hadsch Ali, habe er einen englischen General niedergeboxt und sechshundert Franzosen eigenhändig erwischt und in einen Sumpf geworfen. Der Mann aber, der in ihrem Ansehen selbst noch über Hindenburg stand, war Abd el Krim. Vor wenigen Wochen erst hatte er sich den Franzosen ergeben, und mit der unerklärlichen Schnelligkeit, mit der Nachrichten im Orient reisen, war die Kunde auch schon bis nach Lingah gekommen, ohne jedoch allzugroßen Eindruck zu machen. »Der Sultan ist tot, es lebe der Sultan!« Hadsch Ali war schnell mit einer Erklärung bei der Hand. Abd el Krim, so erklärte er uns, sei von seinen eigenen Leuten ausgeliefert worden gegen ein schweres Lösegeld und mit den Worten, die wahrlich würdig waren eines Nachkommen des Propheten: »Hier brin-

gen wir euch Abd el Krim zum Zeichen unserer Freundschaft. Seht zu, dass ihr euch nicht verkauft. Es gibt noch tausend andere Abd el Krims in unserem Lande.«

So plätscherte die Unterhaltung fort während des ganzen Tages, nur unterbrochen von gelegentlichen kleinen Pausen, die der Arbeit gewidmet waren. Sobald aber die Nacht sich auf die Stadt herabsenkte, wurde es leer in der Opiumhöhle. Es wurde leer in der ganzen Stadt. Wer irgendwie noch etwas Möbel oder sonstigen Hausrat zu hüten hatte, der legte sich auf das flache Dach seines Hauses, wo man wenigstens noch ein bisschen Luft schnappen konnte. Die übrigen – und das waren neunundneunzig Prozent der Einwohnerschaft – wanderten mit einer Decke oder einer Matte hinaus an den Strand, wo sie das bisschen Seebrise aus erster Quelle erhaschen konnten. Der Persische Golf ist das heißeste Wasser der Welt. Das Baden in seinen lauwarmen Fluten bringt keinerlei Erfrischung. Die heiße Luft, die bei Tag über der Landschaft zittert, macht sich bei Nacht fast noch drückender bemerkbar, als bei Tage. Auf dem Dach konnte ich es nicht mehr aushalten. So kletterte ich auf den Ventilationsturm hinauf und versuchte es mir dort mit einer Decke bequem zu machen. Es war eine seltsame Aussicht, die man von dort oben hatte. Kein Baum, kein Strauch war in der weiten Runde zu sehen. Die hohen Lehmtürme standen schwarz im weißen Licht des Mondes, der voll am klaren Himmel stand. Es roch nach Haschisch, nach ledernen Pantoffeln und



abgestandenem Hammelfett. Zuweilen hörte man die Wächter im Bazar, die mit krächzender Stimme einander zuriefen. Zuweilen schrie ein übernächti-ger Esel. Zuweilen heulte ein Hund, worauf dann eine Meute von hundert Hunden erwachte und mit einstimmte in den schaurigen Chor. Und plötzlich wurde es wieder ganz still und man hörte nichts als den dumpfen Donner der fernen Brandung und spürte nichts als die Hitze, die feindselig über dem Lande lag.

Nicht ein Auge voll Schlaf konnte ich finden in diesen langen Nächten, bis endlich nach zehn langen Tagen auf der Reede ein Dampfer erschien, der die Erlösung war. Ich rannte nach der Hafenkommandantur, wo man einen verschnörkelten Stempel zu den vielen anderen in meinen Pass setzte und stand gleich am Kai unter dem Gewimmel von orientalischen Gestalten, die da in der Dhau verfrachtet wurden. Bald waren wir vom Lande klar. Das große Segel blähte sich. Die nackten Bootsleute legten sich in die Ruder mit einem eintönigen Singsang, indem sie Ali und die Imamen vielfach um Hilfe anriefen. Schon begann das Bild der Stadt in der flimmernden Hitze des heißen Tages zu zerrinnen. Ade, du Land Persien!

Nun lagen wir langseits der schwarzen Schiffsseite des Dampfers, von dessen Heck die britische Flagge wehte. Schon kletterten die neuen Passagiere mit viel Geschrei die Laufbrücke hinauf. Ich schaute ihnen zu und sah den qualmenden Schornstein und sah die Matrosen auf dem Verdeck und im-

mer wieder fielen mir dabei die Verse ein, die sie auf Segelschiffen beim Heißen der Rahen und beim Ankerhieven zu singen pflegten, als ich noch Matrose war:

»Und segelte wieder vorbei an Uschant, Bestimmt nach Indien.«

---

1. Urdu, die indische Volkssprache. <<<
2. Berberstamm aus Tanger <<<

## An der Piratenküste

EIN WILDER UNTER WILDEN – »SO YOU ARE A  
GLOBE-TROTTER?« – DIE MISSIS BETRACHTET SICH DAS  
MEERWUNDER – BENDER ABBAS – VOR DER ARABISCHEN  
KÜSTE – MASKAT, DIE PIRATENSTADT – MALERISCHE  
POLIZEI – EIN BUMMEL DURCH DIE STADT – WÜRDIGE  
KAFFEEVISITE – SEINE MAJESTÄT, DER SULTAN – ER IST  
VERREIST NACH BOMBAY – DER ALTMÄCHTIGE BRITISCHE  
KONSUL – ZEITGEMÄßE GEDANKEN ÜBER DAS  
SELBSTBESTIMMUNGSRECHT DER KLEINEN NATIONEN –  
ENDLICH IN INDIEN.

Kaum hatte der letzte Passagier seinen Fuß an Bord gesetzt, als auch schon der Anker rasselnd hochkam und die Reise weiterging, in der Richtung nach Indien. Aber so schnell kam keine Ordnung in den aufgescheuchten Bienenschwarm. Denn wenn Orientalen reisen, so nehmen sie immer gleich ihren ganzen Haushalt mit. Jeder für sich ist das freilich kaum der Mühe wert, aber wenn ihrer viele beisammen sind, so reicht es doch aus zu einem Hexensabbath. Es dauerte lange, bis die Matrosen einigermaßen Ordnung geschaffen hatten in diesem Durcheinander von Betten, Vogelkäfigen, kleinen Kindern, Opiumpfeifen und sonstigen Haushaltsgegenständen. Es wurde geflucht und gewettert, wieder wurden Bärte verbrannt, der Name Allahs missbraucht, Seelen zur ewigen Verdammnis gesandt und Mütter und Väter und Vorfahren bis ins

dritte und vierte Glied ob ihres Lebenswandels geschmährt mit der ganzen Glut orientalischer Fantasie, bis bald darauf der Kismet wieder zu seinem angestammten Rechte kam und nur noch das Gurgeln der Wasserpfeifen und das Geräusch vom geschlürften Kaffee die friedliche Stille unter dem Sonnensegel unterbrach.

Nachdem das Wetter sich endlich soweit gelegt hatte, kam der Kapitän selbst nach vorne, um sich den weißen Passagier anzusehen, der da so unvermutet an Bord gekommen war, inmitten des dunkelhäutigen Gewimmels. Woher ich käme? fragte er nicht eben übertrieben höflich.

»Von Schiras«, antwortete ich.

»Und gerade nur so?«

Dies mit einem geringschätzigen Seitenblick auf meinen Rucksack.

»Gerade nur so«, antwortete ich.

»Und wie kamen Sie denn dorthin?«

»Über Isfahan, Teheran, Täbris, Trapezunt, Konstantinopel –«.

»So you 're a globe-trotter?«

»So etwas Ähnliches.«

Über dem waren auch der erste und der zweite Offizier herbeigekommen und mit ihnen eine sehr lange und dürre Missis, die mich durch eine Hornbrille betrachtete.

»Indeed!« sagte sie. Dann drehte sie sich auf ihren hohen Absätzen und verschwand in der Kajüte. »Sie können nach achtern kommen, in die erste Klasse«, sagte der Kapitän, »und das Ding (damit

meinte er meinen Rucksack) können Sie auch mitnehmen.«

Das ließ ich mir nicht zweimal sagen. Ich wusch mir noch einmal Gesicht und Hände und machte Toilette, so gut das möglich, oder vielmehr unmöglich war unter den Umständen. Dann brachte ich das »Ding« nach achtern und lebte einmal wieder als angehender Gentleman.

Indes ging die Reise gemächlich weiter.

Noch immer schaute ich hinüber nach den Mauern und »Türmen« jener seltsamen Stadt, die jetzt aus der Ferne wieder so stattlich aussahen. Langsam versanken sie ins Meer. Das letzte Stück, die letzte Küste dieses persischen Landes, in dem ich so viel Seltsames gesehen hatte in diesen Monaten. – Ah, manchmal, wenn es gar so langsam vorwärtsging mit der Eselkarawane, hatte ich diesen Augenblick herbeigesehnt! Nun war es so weit. Nun ging es auf einem schnelleren Wege nach einem anderen, wenn vielleicht nicht schöneren, so doch sicher komfortableren Lande, und doch – wenns nicht französisch wäre, so möchte ich sagen: »Partir, c'est mourir un peu.«

Weiter dampfte das Schiff durch die schwüle Nacht. Kein Lufthauch regte sich ringsum. Regungslos, wie schweres Öl, lag die See unter dem klaren Sternenhimmel. Unerträglich war die Hitze. Am anderen Morgen ankerten wir vor einer flachen, gelben Küste, die sich nur undeutlich in der Ferne abzeichnete. Dort lag der Hafen von Bender Abbas. Ein miserabler Platz, wie alle anderen an der Küste;

mehrfach hat er in der großen Weltpolitik unserer Zeiten eine bedeutende Rolle gespielt. Einmal, im Glück und im Sommer des Panslawismus, hatte der Zar in Petersburg mit ihm geliebäugelt, als dem möglichen »Warmwasserhafen« Russlands, dann wieder war er der unersättlichen Ländergier Britanniens als mögliche Marinestation erschienen. Inzwischen lebt er kümmerlich weiter als letzter Winkel des großen persischen Reiches. Eine gewisse Rolle spielt er als Durchgangshafen für die Produkte der Gegenden von Fars und Kirman. Aber auch damit ist es nicht weit her. Ein paar Wollballen kommen an Bord. Dann geht es weiter durch die Straße von Hormus, die den wenig beneidenswerten Ruhm besitzt, so ungefähr der Hitzepol der Welt zu sein. Dicht vorbei geht es an der gleichnamigen Insel, die, wie so manches andere in diesem Lande, einmal bessere Tage gesehen hat. Portugiesische Konquistadoren hatten hier vor Jahrhunderten eine Stadt erbaut, die als Umschlagplatz für den persisch-indischen Handel schnell zur Blüte gelangte und wegen ihres Reichtums und des dort entfalteten Luxus weithin berühmt war in allen Teilen des Orients. Man erzählte sich, dass hier die Straßen zum Schutze gegen die Hitze mit seidenen Tüchern überspannt waren. Jetzt ist das alles längst dahin und vergangen, als sei es nie gewesen. Aber es ist, als ob der Geist jener alten Abenteurer noch immer in diesen Meeren hause. Wohin man geht, sind die Küsten des Golfes und des südlichen Indien übersät mit den Ruinen alter Schlösser und Kirchen aus portugiesischer Zeit.

Moderne Geschichtsschreiber haben sich daran gewöhnt, die koloniale Tätigkeit der Spanier und Portugiesen gering einzuschätzen und ihnen die Fähigkeit des Staatengründens abzusprechen. Wie falsch ist das! Wo gibt es in der Geschichte eine Heldenepoche, die größer und schöner gewesen wäre als die jener portugiesischen Abenteurer, die mit schwachen, schlechtausgerüsteten Schiffen hinaus ins Unbekannte segelten, »por mares nunca de ante navegados«!

Und in all der Zeit hungerte das Mutterland und sie selbst, die seinen Ruhm in die fernsten Meere trugen, besaßen kaum jemals mehr als Schwert und Mantel, nach Art der alten Ritter.

*»L'épée au roi  
Mon coeur aux dames  
L'honneur pour moi.«*

Aber auch noch nie hat die Geschichte von einem Volke zu berichten gewusst, dessen ganze Kraft sich erschöpft hat in einer einzigen Generation, von einer Heldenepoche, die wie ein prasselndes Feuerwerk vergangen ist ohne Spur in der Geschichte und sich überlebte in ihren eigenen Zeitgenossen, wie Camoëns, dem Sänger der Lusiaden, der arm und verlassen an seinem Lebensende die bitteren Worte in der Dachstube schrieb:

*»Was könnt' ich hoffen noch, worauf vertrau'n,  
Woran sich einst mein liebend Herz ergötzt,*

*Neid war es und Verdruss und Tod zuletzt,  
Das ist das Ende, darauf kann ich bau'n!«*

Am anderen Tage tauchte im frühen Morgenlichte die Küste von Arabien auf. Es ist der Teil des Landes, den man die Piratenküste nennt. Und ganz so sah er auch aus mit den schwarzen Felsenklippen, die immer höher aus dem Meere herauswuchsen. Wir kamen ganz dicht heran. Vorsichtig fühlte der Dampfer seinen Weg zwischen Klippen, die noch drohender aussahen als selbst die des Golfes von Suez. Mit einer scharfen Wendung nach Süden kamen wir unvermutet in eine schöne, fast landumschlossene Bai, deren Anblick etwas Unwirkliches, Märchenhaftes an sich hatte. Ganz still, wie ein grüner Smaragd, lag die Bai in der finsternen Umfassung von Felsenklippen, die schwarz und drohend aus dem Wasser wuchsen. Ganz im Hintergrund sah man die weißen Häuser einer Stadt, die aussah, als ob sie eben ins Wasser rutschen wolle. Links und rechts von der Stadt standen auf verwegenen Felsvorsprüngen zwei stolze, mit Zinnen gekrönte Burgen, von deren Türmen die mächtigen roten Fahnen Seiner Majestät des Sultans von Oman wehten. Ein Kanonenschuss, der in den Felsen ein vielfaches Echo weckte, hallte von der Burg herüber, und sogleich erschien auch die hohe Polizei, die freilich mehr malerisch als kriegerisch ausschaute mit ihren roten Schärpen über den Lendentüchern. Auch was sonst so aus dem Motorboot heraufstieg, war reichlich operettenhaft und fantastisch, wie man



das billigerweise auch erwarten konnte in diesem interessantesten und exotischsten aller Fürstentümer. Da war einer – er musste wohl so eine Art Minister gewesen sein –, der trotz der tropischen Hitze eine Art Zylinderhut aufhatte, während die breiten Füße barfuß über das Verdeck liefen. Ein anderer – ich habe nachher herausgefunden, dass es der Polizeipräfekt war – hatte einen ganz fashionablen Strohhut auf, während seine Lenden mit einem Schwerte umgürtet waren, das ein gutes Stück hinter ihm herpolterte.

Zugleich mit diesen hohen Würdenträgern kam noch eine Wolke von Stadtbewohnern, die mit ihren langen, spitzen Booten das Schiff umlagerten. Auf ein Signal, des Polizeikommandanten schossen sie dicht heran und kletterten an Bord mit affenartiger Gewandtheit. Die besseren unter ihnen waren mit Hemd und Turban, bekleidet. Die meisten hatten nicht viel mehr als einen Lendenschurz an, und manche gingen barfuß bis zum Halse. Das Verdeck leuchtete auf von bunten Tüchern, braunen Araberrücken und farbenfreudigen Turbanen. Es war ein Anblick, der es einem heiß zum Bewusstsein brachte, dass wir hier an der Piratenküste waren und dass jene aus dem Grunde der Bai hervorschauende Stadt im letzten Jahrhundert gerade die Seeräuber- und Sklavenhändlerstadt par excellence gewesen war. Allerlei Schätze wurden mit viel Geschrei aus den Booten heraufgeschafft: Bananen, Fische, Erdnüsse, Ananas und solche in Liverpool und Chemnitz hergestellte landesübliche Kurios, mit de-

nen in der ganzen Welt die Touristen angeschmiert werden. Da nun aber auf dem ganzen Schiff kein Mensch war, der wie ich einen bedingten Anspruch auf solchen Titel erheben konnte, musste ich die ganze Flut arabischer Beredsamkeit über mich ergehen lassen, bis endlich ein Cicerone sich meiner annahm und mich in seinem Boote verfrachtete, zum großen Erstaunen der ganzen Besatzung.

»Da hinüber?« meinte der Koch, ein dicker Irländer.

»Nicht um eine Zehnpfundnote!«

»Aber warum denn nicht?«

»Eben darum! Nach Maskat geht man nicht. Dort gibt es nichts zu sehen; höchstens ein Piratenmesser.«

Indessen hatte das Boot schon das große, braune Segel gehisst und flog vor einem günstigen Winde der Stadt entgegen, die immer höher aus dem Wasser herauswuchs. Der Bootsführer mit seinem Turban stand am Segel wie eine Gestalt aus Tausendundeiner Nacht. Und dieses Bild, und die weiße Stadt am kahlen Strande und die Burgen auf den Felsen und die Palmen am Strande und die rote Piratenflagge auf den Zinnen waren alle zusammen eine wohlgelungene Illustration zu einem Märchenbuch oder einem recht fantastischen Seeräuberroman.

Knirschend fuhr das Boot auf den Sand. Da waren wir in Maskat.

Am Strande wartete eine Schar von nackten Männern, von denen einer mich ohne weitere Umstände

auf seine breiten Schultern lud und mit mir davon stampfte durch einen übelriechenden Tümpel, in dem es von Kröten und Quallen wimmelte. Am anderen Ende des Tümpels setzte er mich behutsam wieder ab vor einer Versammlung von Honoratioren mit würdigen schwarzen Barten, die mich mit einem feierlichen Salaam begrüßten. Dann machten wir uns alle auf den Weg zur Besichtigung der Stadt.

Die Hitze war fast unerträglich. Der Schweiß rann mir aus allen Poren, während wir durch die engen Gassen stiegen. Aber der Besuch war lohnend. Orientalisch wie sie war, war diese doch eine andere Welt als jene, die auf der anderen Seite des Golfes lag. Die Bauart der Stadt ist weder arabisch noch persisch. Diese hohen, weißen Häuser könnten ebenso gut in Südeuropa stehen. Und in der Tat sind sie auch von dorthier übernommen. Maskat ist einer der ältesten Stützpunkte der portugiesischen Seeherrschaft gewesen und auch ein solcher geblieben bis nach der Eroberung des Mutterlandes durch die Spanier, wodurch die überseeischen Besitzungen zu selbstständigen Republiken wurden und noch eine Weile als solche vegetierten, bis sie als reife Frucht die Beute neu erstehender Seemächte wurden. Mit am längsten hielt sich Maskat, das in seiner vergessenen und abgelegenen Lage nicht einmal dem unersättlichen Magen des länderfressenden John Bull imponieren konnte. Der einzige Feind, der das aus der Not geborene junge Staatswesen bedrohte, waren die Beduinenstämme in den

Oasen des Innern, denen die Anwesenheit der Ungläubigen ein Dorn im Auge war, während zu gleicher Zeit ihr Blick begierig auf die mannigfaltigen Gegenstände einer bescheidenen Zivilisation fiel, die sich in den Augen dieser Wüstensöhne zu unerhörten Schätzen steigerten. Und an einem Fronleichnamstage kam das Ende. Während alle, selbst die Wächter auf den Wällen, andächtig der Prozession zuschauten, widerhallten plötzlich die Gassen von dem Schreien der Eroberer und der Sterbenden, und ehe noch die Nacht ihren Mantel über das grausame Schauspiel deckte, hatte die Stadt ihre Einwohnerschaft gewechselt.

Von dieser Stunde an begann für die Stadt Maskat und das nunmehrige Sultanat Oman die große Romantik des Piratenstaates. Man muss die Öden Felsen jenes trostlosen Landes gesehen haben, um es zu begreifen, dass seine Bewohner sich fortsehen von seinen dürrn Küsten und sich lieber dem Meere anvertrauen. »Navigare necesse est.« Es war für sie eine Frage von Tod und Leben. Wie schon so oft in der Geschichte, so war auch hier die Armut eines Landes der Grundstein zu seiner Größe. Und groß war das Sultanat Oman nach seiner Art. Mit ihren für unsere Begriffe doch etwas gebrechlich anmutenden »Dhaus« segelten seine Schiffer über ferne Meere, bis zur afrikanischen Küste, wo sie einen denkbar schlechten Ruf genossen als sklavenjagende Mordgesellen. Der Sultan hisste seine rote Fahne auf der Insel Sansibar, schickte seine Schiffe plündernd längs der ostafrikanischen Küste und

dann wieder nach Hause, zum Sinken voll geladen mit Verbrechern und Sklaven und Gold. Reichtum über Reichtum begann sich zu häufen an der Sklavenküste. Ein Teil der jenseitigen Küste des Golfes mit dem Hafen Bender Abbas fiel in die Hände des Sultans, der zeitweilig sogar eine eigene Dampferlinie nach Bombay und von dort nach Europa im Gang hatte. Und wo ist das nun alles geblieben? Es ist vorbei, wie so manche andere Romantik. –

Immer noch mit dem gleichen Geleit von würdigen Arabern wanderten wir durch die Stadt. Nach den Lehmmauern des persischen Landes tat es ordentlich wohl, einmal wieder richtige Häuser mit Türen und Fenstern zu sehen. Aber in den Türen lungerte das Elend, und die Armut schaute zu allen Fenstern heraus. Der Bazar war jämmerlich. Ein paar Datteln und Bananen und ein paar unappetitlich aussehende Trauben waren die einzigen feilgebotenen Landesprodukte. Sonst sah man noch einige Juden, die billige Kattunstoffe aus Manchester feilboten. Die ganze Sehenswürdigkeit konnte man in einer kleinen Stunde abtun. Dann stand man wieder draußen in der Wüste, zwischen den kahlen Felsen. In einer aus Palmblättern hergestellten Bude am Bazar setzte ich mich auf die dort ausgebreitete Matte und trank eine Tasse Kaffee, und meine ganze Gefolgschaft, die mich so getreulich durch alle Gassen geleitet hatte, tat desgleichen. Im Nu hatte sich eine Wolke von nackten Gassenbuben um mich versammelt, und bald kamen auch einige Kaufleute herbei, die inzwischen ihre Buden gesch-

lassen hatten. Denn in Maskat hat man immer Zeit. Zwei oder drei unter ihnen, die sehr gut Englisch sprachen, nahmen mich sogleich ins Gebet. – Was ich wohl hier in Maskat wollte? Ausgerechnet in Maskat?

»Ich wollte mir eben die Stadt ansehen.«

»Allah! Hier gibt es nichts zu sehen. Und Geschäfte machen kann man hier auch nicht, und nicht leben und sterben, und die meisten Menschen sind nur da, weil sie nicht fortkönnen, weil sie niemals in ihrem Leben das Reisegeld nach Bombay verdienen können. Und nun kommt einer den ganzen Weg von Europa, um sich diesen Haufen Elend anzusehen!«

Alle schüttelten bedenklich die Köpfe, strichen die langen Bärte, schlürften den Kaffee mit missbilliger Miene und wollten es immer noch einmal wissen.

Nachdem die Sonne etwas tiefer gesunken und der Sand in den Straßen wenigstens nicht mehr so heiß war, dass er den hohen Herren meines inzwischen noch mehr angeschwollenen Gefolges die Pantoffeln verbrannte, setzten wir unseren Umgang fort. Es war ein heißes Geschäft, das schon nach wenigen Minuten keinen trockenen Faden mehr an mir ließ. Aber es lohnte die Mühe, die man sich machte. Wir kamen vorbei an einem schönen, neu-gebauten Bungalow im angloindischen Stil, der in einem Garten stand, wo weißgekleidete Sahibs sich in Liegestühlen räkelten.

»Here, british consul«, sagten die Kaufleute mit

Stimmen, die vor Ehrfurcht erschauerten.

Neben dem Konsulat stand ein weiteres stattliches Gebäude. Das war das Britische Telegrafentamt.

Dann kam das Britische Postamt, das Britische Spital, der Britische Golfplatz, der Britische Tennisclub. Britisch, britisch, britisch alles, wohin man schaute.

Schließlich standen wir vor einem mächtigen, burgartigen Gebäude, das direkt aus dem Meere herauswuchs, im übrigen aber ebenso verkommen aussah wie der Posten, der vor dem Tore stand. Nach der Landseite zu dehnte sich ein Platz mit einer Art öffentlichem Garten, in dem ein paar schwindsüchtige Palmen um das seit langem schon ausgetrocknete Bassin eines Springbrunnens standen.

»Him sultan's palace«, sagte der Führer, mit einer Stimme, die lange nicht so respektvoll klang, wie vorher beim englischen Konsulat.

Das also war der Palast der Sultane, deren Reichtum einst sprichwörtlich gewesen war im ganzen Orient, deren Piratenfahne einst der Schrecken war des Indischen Ozeans, deren Paläste und Schatzkammern überflossen von schwarzem und anderem Gold!

Und ob der Sultan eben zu Hause wäre? fragte ich. »Der Sultan? him never at home.«

Der Lord lässt sich entschuldigen. Er ist verreist nach Bombay. Er kann es sich leisten. Die Staatsgeschäfte gehen von selbst, was noch zu tun übrig-

leibt, tut der Resident seiner britisch-indischen Majestät, und ihm bleibt das glückliche Los eines subventionierten Maharadscha.

Das ist der Lauf der Welt! Schon standen wir wieder unten an der Landungsstelle der Boote. Die Kaufleute verabschiedeten sich mit einem umfangreichen Salaam. Der Cicerone, der mich vom Dampfer hergebracht hatte, packte mich wieder beim Kragen und trug mich über die Wasserpflütze, inmitten eines Schwarms von Gassenbuben, die mich mit funkelnden Augen bakschischheischend ansahen. Bald stand ich wieder an Bord, als eben der Anker hochkam und die baskarischen Matrosen auf ein Machtwort des Kapitäns den fremdartigen Spuk von Talmiseeräubern in die Boote fegten. Langsam fuhren wir zur Bai hinaus. Die weiße Stadt war bald um eine Biegung verschwunden. Aber noch lange, während wir schon draußen auf offener See waren und der Monsumwind im Tauwerk rauschte, sah man in der Ferne die hohe Burg, fremd und unwirklich wie eine Gralsburg, über dem Wasser stehen. Man sah die rote Fahne des Sultans im Winde flattern, während das hohe Haus des allmächtigen Residenten sich hinter der schwarzen Küste versteckte.

Man sah das alles, und dabei kam ein Heer von Gedanken, die sich aufdrängten, ob man wollte oder nicht. – Da haben sie den Krieg für das Recht der kleinen Nationen geführt!

O Wilson! O vierzehn Punkte! O schöne Reden, o heilige Schwüre an Washingtons Grab!

Am nächsten Morgen tauchte im Norden die



Küste von Belutschistan auf.

Belutschistan? Auch das war klein und Britannien groß, und also wanderte es sang- und klanglos in die unersättliche Tasche John Bulls. Nie war dessen Appetit größer als in den Zeiten, da er vom Rechte der kleinen Nationen sprach. Der Weg nach Indien, von Bagdad bis Karachi ist heute gepflastert mit den erschlagenen Resten kleiner Nationen, die keine andere Sünde begingen als die, dass sie auf dem Wege des meerbeherrschenden Britannien lagen.

Nach weiteren vierundzwanzig Stunden Fahrzeit begann das grüne Meerwasser sich grau und schmutzig zu färben. Das Wasser des Indus, das ins Meer hinausdrängte. Und die flache gelbe Küste, die sich da in der Ferne unter dem blassen Himmel abzeichnete –

Das war Indien!

## Ein Blick nach Indien

ANKUNFT IN KARACHI – GANZ WIE IN HAMBURG –  
ANGENEHME POLIZEI – TOMMY ATKINS ALS GASTGEBER  
– ER VERWICKELT MICH IN EIN GESPRÄCH ÜBER POLITIK  
– »WENN BLOß DER KAISER KÄME!« – EIN BUMMEL  
DURCH DIE STADT – OXFORDSTREET IN INDIEN – VON  
KAMELEN, TURBANEN UND UNHEILIGEN KÜHEN –  
MUSTAFA KEMAL, DER ABGOTT – DIE  
SCHLANGENBESCHWÖRER – SELTSAME  
SCHLAFGEMÄCHER.

Nur langsam kamen wir näher zwischen den vielen Sandbänken. Es war noch sehr früh am Tage. Das Feuer eines hohen Leuchtturms blinkte übernünftig durch die Dunstschleier des anbrechenden Tages. Dicht unter einem Hügel, auf dem die dünnen Masten einer drahtlosen Station standen, kamen wir in eine Hafeneinfahrt, die durch eine lange Mole gesichert war gegen die anrollenden Wellen, die sich in haushoher Brandung an ihren Mauern brechen. Wohin man blickte, sah man ein- und auslaufende Schiffe. Am Ufer standen mächtige Silos. In der Ferne qualmten Schornsteine. Es war alles so gar nicht indisch. Auch der Kai, an dem wir anlegten, sah aus wie alle anderen. Man hätte sich ebenso gut in Hamburg an den St.-Pauli-Landungsbrücken vermuten können. Ein Blick auf die Menge aber, die sich zu unserem Empfang auf dem Kai versammelt hatte, versetzte einen schnell wieder in an-

dere Zonen. Dasselbe Bild, das man heute überall in Indien sieht. Häuser, Häfen, Fabriken, die von Europäern erbaut wurden. Und auf Straßen und Plätzen dunkle Gesichter, weiße Gewänder und schwelende Turbane. Zwei Welten, die nebeneinander hergehen, ohne sich zu berühren.

Der erste, der an Bord kam, war natürlich der Offizier der Hafenpolizei, ein noch sehr junger Mensch im hoffnungsvollen Alter von etwa zwanzig Jahren. Denn in Indien macht man schnell Karriere, wenn man Engländer ist. Er nahm sich gar nicht erst die Mühe, meinen Pass anzuschauen. Er warf nur einen Blick auf meinen Rucksack.

»German.«

Ja, bestätigte ich; aber woher er das so schnell wüsste?

»Das weiß man«, meinte er, »ich muss es am besten wissen. Seit einem Jahre kontrolliere ich hier die einkommenden Schiffe und immer ab und zu kommt einer mit einem Rucksack, und immer ist er ein Deutscher, wenn sie sich auch zuweilen für Araber und alles mögliche ausgeben. Vor sechs Wochen kam einer – ein Maler mit Namen Müller – von Konstantinopel über Bagdad und direkt ins Spital von Karachi, wo er neulich gestorben ist. So geht es den meisten, und Ihnen könnte es auch so ergehen. Sie sehen so aus.«

Nach dieser trostreichen Versicherung wollte er noch wissen, ob ich persische Briefmarken für ihn hätte. Damit konnte ich dienen, denn ich hatte in Teheran einen großen Bogen mit einigen zwei- bis

dreihundert Stück für einen Toman gekauft. Der Anblick dieser Schätze rührte den Jüngling von der Polizei in solchem Maße, dass er selbst mit mir nach der einige Kilometer weiter landeinwärts gelegenen Stadt fuhr, wo er für mich Quartier machte bei einem alten Tommy Atkins, der fünfzehn Jahre als Sergeant in der angloindischen Armee gedient hatte und nun seine Tage als Hausvater im Y.M.C.A. beschloss.

In Indien ist jeder Sahib, auch der bescheidenste, eine Art höheres Wesen, und demgemäß waren auch die Gebäulichkeiten dieses Jünglingsvereins eine Affäre, die dem vornehmsten deutschen Klub gut zu Gesicht gestanden hätte. Abends saßen wir auf der schönen Terrasse und schauten hinaus in die schwüle Nacht, in der es wetterleuchtete und sahen die Blumen, die rot in dem Dickicht glühten und die Palmen, deren Kronen sich im Monsumwinde wiegten und den weiten, kahlen Platz, auf dem sportwütige Söhne Britanniens sich selbst in dieser schwülen Luft beim Fußballspiel ereiferten. Und Tommy, der ein großer Politiker war, wurde nicht müde, mir seine Ansichten über den derzeitigen Stand der Weltgeschichte darzulegen. Eigentlich – so meinte er – sei er ein großer Freund von Kaiser Wilhelm. Denn der habe es im Grunde doch nur auf die Franzosen abgesehen gehabt, für die Old England diesmal ganz unnötigerweise seine Haut zu Markt getragen habe. Umgekehrt hätte man es machen sollen! Sein Großvater sei noch bei Waterloo dabei gewesen und sein Urgroßvater bei

Quebec. So sei es immer gewesen. Nie habe man es anders gewusst in seiner Familie.

*»If the French come over,  
May we meet them at Dover.«*

Und nun auf einmal hätte das alles anders sein sollen? Und warum? wozu? Man brauche sich nur ein wenig hier in Indien umzusehen und man wisse wozu. Früher – vor dem Kriege, da habe ein Sahib hier noch etwas gegolten. Jeder Eingeborene habe ihn ehrfürchtig begrüßt, jeder Babu habe einen Umweg um ihn gemacht. Aber heute? Heute sei es umgekehrt. Heute müsse der Sahib einen Umweg um den Babu machen, wenn er nicht zum Gaudi aller Vorübergehenden über den Haufen gerannt werden wolle. Und schuld daran sei nur der Krieg, der sie gelehrt habe auf Sahibs, richtige weiße Sahibs, zu schießen und sie zu verspotten und zu verachten. Und wenn man ihnen jetzt wenigstens die Zähne zeigen würde! Statt dessen verneigt man sich vor jedem fetten Maharadscha, vor jedem hornbebrillten Pundit. Die schönen Posten, die vorher alle ein Privileg der Sahibs waren, gehen scharenweise in die Hände der Babus über, der Englishman ist kaum noch geduldet in seinen eigenen Kolonien. Noch ein paar Jahre so weiter, und er wird nur noch das Vergnügen haben, sie mit seinem Gelde zu finanzieren und mit seiner Flotte beschützen zu dürfen.

Was hier fehlt, das ist weiter gar nichts als ein deutscher Mann mit eiserner Faust und ein paar

preußische Regimenter. Die würden den Babuspuk über Nacht verscheuchen! Die Pundits wären wieder ganz klein, die Maharadschas wären nicht mehr hoffähig bei seiner britischen Majestät, ein Sahib würde wieder ein Sahib sein in Indien.

Also sprach Tommy Atkins auf der Terrasse des Y.M.C.A.-Gebäudes zu Karachi. Es wurde spät über der Unterhaltung. Von fernher schlug eine Turmuhr die Mitternachtsstunde, aber wir achteten es nicht. Unzählige Glühwürmchen leuchteten auf in den Büschen des Gartens. Kein Mensch dachte an's Schlafengehen in solcher Nacht. Denn die Luft war schwül und drückend; so schwül, wie sie derzeit über ganz Indien lag. Es wetterleuchtete in der Ferne, wie es derzeit über ganz Indien wetterleuchtet.

Am anderen Morgen kam schon in aller Frühe der Jüngling von der Polizei, erkundigte sich nach meiner Gesundheit, holte ein Damenbrett hervor, über dem wir den halben Morgen verträdelten und ging dann mit mir in die Stadt, um allerhand Einkäufe zu machen zur Wiederherstellung meiner doch sehr mitgenommenen Toilette. Bei einem jüdischen Altwarenhändler setzte er selbst seine ganze Autorität eines Polizeiorganes ein, um herauszuwirtschaften, was er konnte und verschaffte mir das Gewünschte zu Preisen, die der Händler wehklagend für die Ursache seines demnächstigen Bankrotts erklärte. Dann tranken wir noch einige Whiskys und Soda in einer benachbarten Schenke und beredeten eine Zusammenkunft für den Abend im Hause des

Tommy.

Und nun mag man sagen was man will: sein Interesse für mich war sicher nicht ohne einen beruflichen Beigeschmack. Hielt er mich für einen verkappten Bolschewiken? Oder für einen jener fürchterlichen deutschen Spione, die immer und ewig in englischen Gehirnen spuken? Ich weiß es nicht, aber ich möchte wünschen, dass ich auch einmal in meinem Leben einen auf dienstlichen Pfaden wandernden deutschen Polizeiagenten von gleicher Liebenswürdigkeit anträfe.

»Good bye, Jack, see you again«, sagte er im Fortgehen und überließ mich der Betrachtung der fremden Stadt.

Wer nach Karachi kommt, um Tempel, Türme, Elefanten und Maharadschas zu sehen, der ist bestimmt für eine große Enttäuschung. Denn in dieser Stadt wird das Wort Business groß geschrieben. Alles andere ist nicht der Rede wert. Es ist ein Chicago im kleinen. Vor wenigen Jahrzehnten noch nicht viel mehr als ein armseliges Fischerdorf, ist es heute eine kleine Weltstadt, die sich mit dem stolzen Bombay zu messen beginnt. Rein und gerade sind die Straßen, wie in jeder europäischen oder nordamerikanischen Stadt. Die Häuser sind englische Häuser. Es ist wirklich hier alles wie bei uns. Und doch ist es so anders. Es ist, als ob ein Zauberer das indische Gewimmel plötzlich ausgeschüttet hätte in Regent Street, als ob mit einem Schlage sich alles gewendet hätte und Turbane durch die Friedrichstraße wandelten. Und wallende Gewän-

der und stolze Kamele und heilige Hindukühe.

Sind es nur diese, die in ihren friedlichen Wanderungen auf den gefährlichen Wegen und Beiwegen des großen Verkehrs, unbekümmert um alle Automobile, den geschäftlichen Straßen dieser kommenden Weltstadt trotz allem ein so ländliches Aussehen verleihen? Manches mag man gegen sie einwenden vom Standpunkt der Verkehrsregelung, oftmals mag man daran Anstoß nehmen, dass sie da und dort die Straßen pflastern mit höchst unheiligen Denkmälern ihrer Kunst. Für die Straßenreinigung machen sie sich jedenfalls trotz allem verdient; denn es ergeht ihnen wie manchen Menschen: ihre Lieblingsspeise ist Papier, zumal das Zeitungspapier, um das sie sich oftmals raufen und so den vorübergehenden Gläubigen ein bedauernswertes Vorbild unheiliger Zanksucht geben.

Im Orient, und mehr noch in Indien, ist die Religion alles, und alles andere nichts. Sie nimmt die Gläubigen in Anspruch auf allen Wegen. Sie scheidet die Menschen derselben Rasse, desselben Herkommens in Kasten und Klassen, die unter derselben Sonne fremd aneinander vorübergehen, als ob sie nichts gemeinsam hätten.

Verstehe einer diese Welt, wenn er kann!

Da sieht man auf der Straße den stets stolzen und selbstbewussten Mohammedaner, auf dem Kopf den roten Fez und im Knopfloch das Bildnis des Mustafa Kemal Pascha. – O Ironie der Tatsachen! Würde das Bild lebendig werden, so würde es in heiligem Eifer zuerst nach dem Fez greifen und



sechs Monate schweren Kerker verordnen durch das Unabhängigkeitsgericht. Aber er weiß es nicht, und wenn er es wüsste, so würde er sich nicht darum kümmern. Mustafa Kemal! Der Glanz des Namens leuchtet noch immer über dem Orient. Für ihn ist er nur der Sieger von Anatolien, der Herr, der Ghazi, der Löwe von Ankara, die Hoffnung aller Gläubigen.

Divide et impera!<sup>1</sup> Das eben war von jeher der Trumpf des britischen Eroberers in diesem Lande, dass er den Glaubenseifer der vielfachen Religionen nach Möglichkeit förderte, dass er das soziale Gebäude der Kasten nicht niederriss, wie man es erwarten konnte von ihm als dem »Bringer der Zivilisation«, sondern sich selbst als oberste Kaste darauf setzte. Wird er immer Sieger bleiben in diesem Spiele? Wer kann es wissen? Sicher ist nur, dass das heute, wo auf den Schlachtfeldern des großen Krieges der größte Teil des Prestiges der weißen Rasse verlorenging, unendlich viel schwerer ist als noch vor wenigen Jahren, wo jeder Eingeborene zu zittern pflegte vor der Gottähnlichkeit eines englischen Sahib.

Selbst der flüchtige Beobachter sieht und hört hier manches, das ihm zu denken gibt. So führte mich in jenen Tagen mein leckerer Mund nach einem jener türkisch-arabischen Cafés, wo sie aus Zucker und Milch die herrlichen süßen Speisen machen, deren Geheimnisse unsere heimischen Konditoren noch nicht angefangen haben zu verstehen.

Es war an einem Freitag, und das Lokal war rot von Fezen. Zwischen langen Zügen aus seiner Wasserpfeife fragte mich einer, ob ich schon lange von England fort wäre. Ich sagte ihm, dass ich von Deutschland käme. Das sprach sich herum.

Von Deutschland –?

Seit dem Kriege hatten sie keinen Deutschen mehr gesehen. Im Augenblick hatten mehr als zwanzig ihre Stühle herbeigerückt und fingen an mich auszufragen und machten Augen wie Teetassen und dann wie Wagenräder, als ich ihnen von den großen Kanonen und den gewaltigen Flugzeugen erzählte, die wir leider nicht haben. Da leuchteten alle Augen. Ein Summen ging durch den Saal. – Ah, Deutschland! Ah, der Kaiser, Russland, Hindenburg, Mustafa Kemal Pascha! Noch eine Weile log ich weiter. Aber das Lügen fiel mir schwer. Diese Leute glaubten wenigstens noch an etwas. Wer glaubt noch an etwas bei uns? Langsam ging ich hinaus, und am Ausgang fiel mein Blick auf das Schild, das ich beim Hereinkommen nicht bemerkt hatte:

»IN BOUNDS FOR BRITISH TROOPS.«

Hier war man abseits vom Karachi der Sahibs. Gibt es noch ein Land, in dem die Gegensätze so eng beieinander wohnen? Gibt es noch andere Städte, in denen der Unterschied von arm und reich so grell und unverhüllt zutage tritt? Man braucht nur einen Schritt vom Wege zu tun, aus den Regionen der funkelnden Kaffeehäuser und der Businestempel, und

schon ist man mitten in den Regionen, wo sie Betelnüsse kauen, überall Glutsonne, Geschrei und Gestank. In ihren finsternen Buden thronen die Händler auf opulenten Teppichen, dürre Bettler sitzen am Straßenrande als lebende Skelette, und allenthalben sieht man wohlbeleibte Chinesen, die auf flinker Rikschah durch das Gewühl des Marktes gleiten.

Je weiter man sich in den Gassen verliert, desto indischer wird es ringsum, desto dichter das Gewühl, desto aufgeregter die Menschen, bis schließlich kaum mehr ein Durchkommen ist. Es ist allenthalben ein Schreien und Toben, ein seltsam gemischter Geruch von Knoblauch, Süßfleisch, ranzigem Hammelfett und tausend anderen Dingen, nur nicht von den Speisen Indiens, wie man sie sich gewöhnlich vorzustellen pflegt. Ein Drängen und Schieben von Eselskarren, Ochsenwagen und stattlichen Kamelen, die stolz und unberührt, wie Wesen einer anderen Welt, durch dieses Chaos schreiten. Aus den Buden leuchten Melonen, Bananen, Mangos und weiß Gott was für Früchte, für die unsere Schulweisheit nicht ausreicht, und darüber stehen auf breiten Schildern seltsam verschnörkelte Inschriften, die ebenso gut Chinesisch wie etwas anderes sein könnten. Auf den Fußsteigen sitzen Bettler voll schauriger Geschwüre, die sie gierig zur Schau stellen, und daneben stehen Mülleimer, in denen sich heilige Kühe ihre Leckerbissen suchen. Natürlich gibt es auch Schutzleute, oder wie man immer die dürren, dunkelhäutigen Burschen nennen mag,

die da unter mächtigen Sonnenschirmen an den Straßenecken stehen. Und immer und überall sieht man die Fakire, die Schlangenbeschwörer, die Zauberkünstler.

Was ist es nur um diese Welt der Wunderlichkeiten? Man geht durch die Straßen und verliert sich im Gewimmel. Der Rikschahmann klingelt, die Ochsen brüllen, die Schatten fallen und die Lichter blitzen in den Straßen auf. Die Nacht kommt, die hier noch weniger als anderswo des Menschen Freund ist. Was mag hier alles vorgehen in diesen dumpfen, dunklen Behausungen, die das Tageslicht scheuen und aus denen zur Nachtzeit kein Lichtstrahl in die Gasse fällt? Wie viel mag wohl hier ein Menschenleben gelten? Wie viele Verbrechen mögen hier ungesühnt geschehen, wie viel Unglück mag hier zu Hause sein, wie viele Laster und Leidenschaften, wie viele unsagbare Krankheiten, die wir kaum dem Namen nach kennen! Die Nacht ist schwül und drückender noch als die Hitze des Tages. Aus den düsteren Höhlen hat sich jedermann auf die Straße geflüchtet, die allenthalben als die Verlängerung des Schlafzimmers angesehen wird. Nichts Seltsameres kann man sich denken als eine solche Straße, die still und tot im Lichte der Lampen liegt, während tausende und abertausende von nackten und halbnackten Gestalten dicht zusammengehuselt auf dem Fußsteig schlafen. Denn, wie gesagt, die Gasse ist hier die Verlängerung von jedermanns Schlafzimmer. O nein! Es gibt hier Legionen, für die sie das einzige Schlafzimmer, die einzige Behausung ist.

Kinder der Gasse, die bei sinkender Nacht die Straßen bis in die elegantesten Viertel bevölkern. »Zu Hause« liegen sie auf den Marmortreppen, die zu den Bankpalästen führen, reihenweise kampieren sie vor den Schönheitsinstituten, wo das Bubikopfschneiden hundert Rupien kostet. Sie liegen auf den Bürgersteigen, wo eben die Gäste nach dem letzten Charleston in das Auto steigen.

Hunderttausend liegen so heimat- und obdachlos unter dem dumpfen Himmel der gewitterschwülen Monsumnacht. Die Nacht ist lebendig von unruhigen Blitzen und grollenden Donnern. Schwer fallen vereinzelte Tropfen, die uns nach Hause treiben.

Und am anderen Tage –.

Am anderen Tage ging es weiter hinein ins indische Land mit jenem Verkehrsmittel, das ich bisher so schmerzlich vermisst hatte auf der langen, langen Reise durch Persien. Mit der Eisenbahn!

- 
1. Teile und herrsche! Grundsatz durch Zersplitterung der Gegner über sie zu herrschen <<<

# Die Bakschischbahn

»WASSER FÜR HINDUS UND WASSER FÜR SAHIBS« –  
»GIMMI BACKSCHISCH!« – ÜBER DEN INDUS – UND DAS  
ENDE.

Wie alles in Indien, so ist auch das Fahren auf der Eisenbahn eine Kunst, die man nicht von heute auf morgen lernt. Es ist hier nicht getan mit dem Fahrkartenkaufen, es ist nicht getan mit dem bloßen Fahren im Wagen. Tausend andere sehr wichtige Dinge kommen hier in Betracht, von denen sich die Schulweisheit eines blamierten Europäers nichts träumen lässt. Göttliche Unwissenheit des rucksackbewehrten Sahibs, der sich in alles das hineinstürzte, ohne eine Ahnung zu haben von den Klippen und Fallbrücken am Wege!

Schon gleich die erste Nacht auf der Eisenbahn begann mit einer Sünde wider den Geist des Landes. Es war eine drückend schwüle Nacht, die den Schweiß aus allen Poren trieb. Der Zug hielt auf einer großen Station, wo aus dem Menschengewimmel auf dem Bahnsteig eine beturbante Gestalt auftauchte, die aus einer kupfernen Schale Wasser spendete. Durstig drängte ich mich hinzu. Da wich der Menschenknäuel scheu auseinander. Die Haare standen allen zu Berge. Unerhörtes Unterfangen dieser Sahibzunge, die ihren Durst mit Hinduwasser löschen wollte! Schnell machte ich mich aus dem Staube. Aber während ich mich nun nach einer an-

deren Trinkgelegenheit umsah, stieß ich nur auf Inschriften, die mich drohend anstarrten wie Barrikaden: »Wasser für Hindus«, »Wasser für Mohammedaner«.

Und ehe ich noch den Wasserhahn für die europäischen Sahibs gefunden hatte, piffte der Zug, und weiter ging es hinein in die schwüle, durstige Nacht. Bis heute habe ich den Hahn der Sahibs noch nicht entdeckt. Diese Sorte lebt nämlich von Whisky und Soda.

Mit der Vorsicht beim Wassertrinken ist es indes allein nicht getan. Auch sonst muss der Mensch auf Reisen in Indien sich vorsehen, dass er nicht Schaden nehme an seiner Kaste und seinem Herkommen. Vom orthodoxen Standpunkt des alten Anglo-Inders sind nur die erste und zweite Wagenklasse der Eisenbahn würdig der Benutzung durch einen europäischen Sahib. Aber die Fahrpreise für diese Klassen sind recht hoch, und wer da nicht ein Maharadscha oder ein Teppichhändler ist oder auf Regierungskosten reist, der wird das Geld einfach nicht aufbringen für eine Eisenbahnfahrt in diesem Lande der großen Entfernungen. So hat man denn ein Einsehen gehabt und eine sogenannte Mittelklasse eingerichtet, die zwar nicht viel besser als die dritte ist, auf der man aber wenigstens dem Sahib zu reisen erlaubt. Und diese Klasse ist billig. Für hundert Mark kann man von einem Ende Indiens zum anderen reisen.

Mit solcher Fahrkarte machte ich mich also auch auf die Reise. Denn ich war noch unwissend in In-

dien. Bald lernte ich es besser kennen, und nach einer Nacht auf der Eisenbahn war ich – allerdings zu spät – wie Gil Blas, der die Vögel singen hörte. Denn dieses ist die Bakschischbahn!

Schon der Mann, der die Fahrkarte ausstellte, schaute mich so sonderbar an, nachdem er die Arbeit getan hatte. Verlangend hob er die Hand. »Gimmi Bakschisch.«

Er bekam kein Bakschisch. – Auf dem Bahnsteig empfing mich der Zugführer selbst, ein sehr höflicher Herr. »Wie? Der Sahib wollen Mittelklasse fahren? Bitte, steigen Sie ein in die erste Klasse. Sie ist ganz leer. Kein Mensch fährt je darin, außer denen, die nichts bezahlen, und hie und da einmal der Vizekönig oder ein Maharadscha. Zwanzig Rupien bis Delhi –«. Das Angebot war verlockend. Aber wer konnte wissen, ob nicht einige Stationen später ein anderer freundlicher Herr noch einmal das Bakschisch verlangte? So tat ich, als ob ich nichts gehört hätte, und ging weiter. Die halbe Nacht war noch nicht vorüber, als ich an einer Haltestelle in einen Wagen der zweiten Klasse einstieg, um eine dort befindliche Eisenbahnkarte zu studieren. Wie ein *deus ex machina* stand der Schaffner vor mir »Gimmi Bakschisch«. Er bekam eine Rupie, und ich konnte fortan als zweitklassiger Sahib nach Delhi fahren.

Ist das nun Korruption? Ist es Bestechung? Indische Eisenbahnbeamte sind schlecht bezahlt und müssen einen hellen Ausguck halten nach Möglichkeiten, die einen kleinen Nebenverdienst bieten.



Das Bakschisch ist eine geheiligte Institution des Orients. Wer seine Kosten überschlägt für eine indische Reise und dabei das Bakschisch nicht in Rechnung setzt, der gleicht einem Gläubigen, der den Teppich vergaß im Anblick der Moschee.

Und was wollte ich eben noch von indischen Eisenbahnen erzählen? Die Wege sind lang, und die Hitze ist groß in Indien. Wo einer bei uns drei Stunden lang fährt, muss er dort ebenso viele Tage und Nächte im Eisenbahnwagen braten. Darum macht es sich jeder bequem und richtet sich häuslich ein für eine lange Reise. Manche nehmen ihren ganzen Haushalt mit. Reisschüsseln, Teetöpfe, Berge von Betten.

Dritte Klasse? Mittelklasse? »It's all in a name«, sagt der Engländer. In der einen haben sie noch Polster, für das man wirklich noch etwas draufzahlen wollte, wenn sie es herauswürfen. Sonst ist es aber da wie dort. Ein jeder sieht hier die Eisenbahn als Fortsetzung seines Haushaltes an. Wer indische Sitten studieren will, der braucht sich wirklich nicht nach einem Bungalow zu bemühen. Alles geht ebenso ungestört im Eisenbahnwagen vor sich. Es wird gekocht, gebraten, geschlafen, gegessen, es werden Hühner geschlachtet und Eier gelegt. Menschen sterben und werden geboren.

Menschen? Man braucht hier kein Diogenes zu sein, um Menschen zu suchen. Hier endlich ist ein Land, wo die Originale noch nicht ausgestorben sind. Da sieht man Männer mit schwarzpolierten Zähnen und knallrot gefärbten Barten und Haarsc-

höpfen, die weithin über dem bunten Gewimmel leuchten. Da laufen Frauen mit grauen, strähnigen Haaren und Gesichtern, so schwarz wie chinesische Tusche, Abbilder von Hexen, wie sie schlimmer noch nie unter der Sonne gewandelt. Da geht ein wilder Bergbewohner barfuß bis zum Halse, hier schleicht in der Menge irgendein verkrüppeltes Wesen, das nach' einem bakschischschweren Sahib Ausschau hält. Und wieder sieht man da herrlich schöne Männer mit schwarzen Bärten und wallenden Gewändern, die ausschauen, als ob sie eben erst entlaufen wären aus einem Märchen von Tausendundeiner Nacht.

O Indien! Hättest du keine Burgen, keine Moscheen, keine Gärten voll Duft und Farben, keine Marmorschlösser, die sich in tiefen Seen spiegeln, so würde ich dennoch über Berge und Meere und tausend Gefahren kommen und als ein neuer Marco Polo durch deine Länder ziehen, nur allein um dieses bunten Gewimmels willen!

Weiter eilt der Zug. Nacht ist's. Der Monsum weht. Gewitter stehen grollend am Himmel. Es wetterleuchtet an allen Enden.

Eine große Brücke führte über einen breiten Fluss, dessen jenseitiges Ufer man kaum in den Nachtschatten erkennen konnte. Während wir langsam hinüberfuhren, schaute ich gespannt hinunter auf das schwarze Wasser, in dem sich die Sterne spiegelten. Kein gläubiger Hindu hätte es andächtiger betrachten können als ich.

Es war der Indus.

Oft schon hatte ich im Geiste an seinem Ufer gesessen, wenn drüben in Persien, im Kaukasus der Weg zu lang werden wollte. Nun zog er unter der Brücke hin und rauschte sein ewiges Lied, das schon so viele betört hat.

Und drüben am jenseitigen Ufer lag Indien, der Ganges, der Himalaya; der heiligste Strom, die höchsten Berge. Und neue Wunder und neues Wandern. –

ENDE

---

# Rund um die Erde

---

## Vom Wandern ...

*»Dem will er seine Wunder weisen,  
In Berg und Wald, in Strom und Feld.«*

Es ist wohl nicht ein bloßer Zufall, der diesen Vers aus dem »Taugenichts« vor meine Augen zaubert, gleich zu Anfang dieser wilden Geschichten. In der Tat: wäre er nicht schon vergeben von einem großen Dichter, so würde ich ihn hier als Titel setzen und sehr passend finden:

*»Aus dem Leben eines Taugenichts.«*

Von Leichtsinn und Tiefsinn will ich erzählen, von der nimmer rastenden Unruhe, der gierigen Lust zu erleben, vom Abenteuer, das durch die Länder geht. Vom Wandern ...

*»Das Sträußel am Hute, den Stab in der Hand  
Zieht fröhlich der Wanderer von Lande zu Land.«*

So steht's in den Gedichten. Aber die Wirklichkeit sieht oftmals anders aus. Es ist schon so, wie es bei Eichendorff geschrieben steht:

*»Welt hat eine plumpe Pfote,  
Poesie geht ohne Schuh.«*

Nicht nur Lerchen und Nachtigallen und murmelnde Bäche und klappernde Mühlenräder findet der Wandersmann auf seinem Wege. Er muss auch

Staub schlucken auf der langen Landstraße, er muss auch tiefe Pfützen austreten, wenn es regnet, und wer sich da nicht gleich zu Anfang an die Philosophie des Till Eulenspiegel gewöhnt, der gehe lieber gar nicht erst unter die Wandersleute, wenigstens nicht unter die, bei denen es im Leben nicht langt zu einem Bädeker und nur allzuoft am Hotel bei Mutter Grün ein Stern zu finden ist.

Und die man so oft antrifft unterwegs, die Weggenossen, die Wanderbrüder, die Kollegen auf der Tippelei, die sind auch nicht alle so, wie sie gewöhnlich in den Gedichten stehen, es sei denn, dass man auch dieses dafür gelten lasse:

*»Man sieht's euch an den Federn an,  
Was ihr für Vögel seid.  
Der Vater war ein Pferdedieb,  
Die Mutter hat Soldaten lieb,  
Die Schwester sitzt im Spinnnhaus,  
Euch hängt man an den Galgen!«*

Mit einem Wort: Vagabunden.

Die sind heute Mode geworden bei den Leuten, die Bücher schreiben, von Maxim Gorki bis zu Karl Hauptmann und Waldemar Bonsels. Die reden in so schönen Worten und füllen ihre Notizbücher mit so tiefen Gedanken, dass es eine Blamage ist für die ganze Zunft. Die Ritter der Landstraße, die ich gekannt habe, sind weniger problematische Naturen. Da ist alles trocken und nüchtern und grau und grimmig, wie die Landstraße selbst. »Was gibste,

was haste.« Wo werde ich morgen meinen Magen füllen? Und damit basta. Von diesen will ich erzählen mit einigem Sachverständnis.

»*It's the likes of me, that knows the likes of you*« pflegen die Irländer zu sagen. »Es ist meine Sorte, die die deine kennt.«

Und wie ich nun hier sitze und das alles hervor- krame aus den hintersten Winkeln meines Gedächtnisses, da sehe ich mich selber – mich, das große Grünhorn – mit Sack und Pack auf der langen Land- straße und oft auch keinem anderen Gepäck, als nur die brennende Sehnsucht nach der blauen Ferne und die Lust nach dem bocksbeinigen, wildäugigen Abenteuer. Und oh! Ich gäbe mein halbes Leben, wenn ich noch einmal so wild und verworren, so glorreich dumm und fantastisch, so hemmungs- los unvernünftig wie damals sein könnte!

Man wird gewiss »vernünftiger« und »bedächti- ger« mit den Jahren. Man wägt die Vorteile und schaut auf den Gewinn. Wenn ich heute diese Erleb- nisse noch einmal überdenke mit dem kalten Kopfe eines Mannes »in den besten Jahren«, so will mir das alles reichlich zwecklos und verworren vorkom- men, und wenn ich daran denke, dass die anderen das nun auch zu lesen bekommen und was die wohl dazu sagen würden, so will es mich fast bedünken –

Aber die Jugend ist noch nicht feige, und die Va- gabunden haben ihre eigenen Schutzgeister. Ja, und wenn ich zurückdenke an alle diese Erlebnisse und Abenteuer in allen Ländern und Meeren dieser Erde, und wenn ich mir vergegenwärtige, wie

glimpflich das noch alles abgegangen ist trotz allem, so muss ich schon auf den Gedanken kommen, dass wohl auch so ein kleiner, netter Vagabundenschutzengel einmal Pate gestanden hat an dem Tage, da schon gleich mit Aufruhr und Protest auch dieses Grünhorn das Licht der Welt erblickte. Ich weiß es nicht, aber ich denke mir es so, und darum will ich mich auch nicht zum Richter aufspielen über die anderen, bei denen das wohl auch der Fall gewesen sein mag.

Ihr, die ihr mir einst über den Weg gelaufen seid in den entlegensten Winkeln dieser allzu kleinen Erde, die ihr mir Kameraden wart auf harten Schiffen in fernen Meeren, die ihr mit mir gewandert seid mit zerrissenen Schuhen auf staubigen Landstraßen, die ihr das Rechnen nicht lerntet und es wohl auch niemals lernen werdet, die ihr immer trotz allem auf das große Glück hofftet, das sich einmal finden würde und doch nimmer einen Löffel hattet, wenn es wirklich einmal irgendwo Brei geregnet; ich denke an euch, indem ich dieses schreibe! Denn aus eurem Holze war Columbus geschnitzt, Magellan<sup>1</sup> war von eurer Sorte, Cervantes, der euer Ebenbild geschaffen, war ein Abenteurer, und so war Camoens und Daniel Defoe und all die anderen. Schon der alte Seneca war ein Taugenichts, Diogenes ein Faulpelz, und selbst der große Shakespeare war kein Musterknabe. Rousseau wohnte in einem Hinterhaus und Bakunin<sup>2</sup> in einer Dachstube. Und doch sind Throne und Reiche zerschmolzen in



nichts vor ihren feurigen Worten. Wo immer ein Großer seine Spur hinterlassen im Buche der Geschichte, da hat auch die Unruhe Gevatter gestanden und das Übermaß und die Rastlosigkeit.

Ist doch nicht jeder ein Cervantes oder ein Camoens, und am allerwenigsten die, von denen ich hier berichte, sondern ganz gewöhnliche Menschen, wie Hinz und Kunz und wie wir alle. Eben von den Menschen will ich erzählen und davon, wie es überall so menscht auf dieser Erde. So wie sie sind, will ich sie lieben, wie ich das Leben liebe. Sie sitzen um mich her und schauen mich an mit großen erwartungsvollen Augen und möchten, dass ich von ihnen allen etwas erzähle.

Und das eben geht gegen meine heiligsten Vorsätze! Damals, da habe ich es mir fest vorgenommen: wenn es Gottes Wille ist, dass du je wieder mit heiler Haut zurückkommst in die Welt der vernünftigen Menschen, die da alle Tage satt werden und jede Nacht in einem Bette schlafen, so willst du keinem Menschen etwas erzählen von diesen Geschichten. Dann wissen sie wenigstens nicht, wie dumm du gewesen bist. Doch was sind Vorsätze, auch die heiligsten!

Da summt es in meinem Kopfe, da kribbelt es in den Fingern, da hopst es mir in die Feder, und schon steht es da aus purer, reiner Lust am Erzählen. Die schönen Geschichten sowohl wie die weniger schönen. Doch selbst nicht über diese kann ich die richtige Reue empfinden und es freut mich nur, dass ich hier als Kronzeugen keinen Geringeren als

den frommen Dichter der »Palmblätter« anführen darf:

*»Und war's kein Gottesdienst im Kirchenstuhle  
Und war's kein Tagewerk im Joch der Pflicht,  
Auch in der Ferne hält das Leben Schule,  
Es reut mich nicht!«*

---

1. Die Magellanstraße ist eine Meerenge mit zahlreichen Inseln und Seitenarmen zwischen dem südamerikanischen Festland und südlichen Inseln, vornehmlich der Insel Feuerland. Sie verbindet nördlich Südamerikas Südspitze den Atlantischen mit dem Pazifischen Ozean.  
[<<<](#)
2. russischer Revolutionär und Anarchist (1814–1876) [<<<](#)

## Erstes Kapitel|Allein in Paris

DIE LAUNEN DES LAUSBUBEN. – ES IST, WIE WENN MAN  
EINEM OCHSEN INS HORN PFETZT. – ANKUNFT IN PARIS.  
– ERSTER SCHRITT IN DIE GROßE WELT. – IM  
»KROKODIL«. – GASTON DER VERFÜHRER. –  
INTERMEZZO IN DER APACHENHÖHLE. – IM  
AUSWANDERERHEIM. – »WAS IS DAS FOR Ä  
SCHRABBINCHE«. – EIN GROßER MOMENT! – DIE  
SCHLACHT IM ZWISCHENDECK. – ALLERLEI VERGNÜGEN.  
– DIE VERKANNTTE TEUFELSINSEL. – ENDLICH AMERIKA!

Vielleicht ist es besser so. Ich will die Geschichte nicht von Anfang an erzählen. Es ist auch eine gar so alltägliche Begebenheit.

Da ist ein junger Tunichtgut, der nicht weiß, was er mit sich anfangen will. Und die anderen wissen es auch nicht, wie sehr sie ihm auch schon ins Gewissen geredet haben. »So setze dich einmal her zu mir. Ich habe etwas Ernstes mit dir zu bereden. Hast du schon einmal darüber nachgedacht – aber so benimm dich gefälligst manierlicher und schau mich nicht so an mit deinen verstockten Augen! – hast du schon darüber nachgedacht, was einmal aus dir werden soll? Nein? Dann wäre es aber höchste Zeit! Mir ist nämlich eben ein guter Gedanke gekommen: Wie wäre es denn, wenn du einmal das oder jenes anfingst? Das ist noch eine gute und aussichtsreiche Laufbahn. Nach so und soviel Jahren – lass mal sehen: Dann wärest du gerade so und so alt –

hättest du schon das ganze Studium hinter dir mit allem, was drum und dran hängt. Hättest eine feste und gesicherte Stellung. Wärest ein gemachter Mann. Und könntest es am Ende noch zu dem und dem bringen. Ich weiß, dass du es könntest, wenn du nur wolltest – aber du willst ja gar nicht!«

»Ach ja«, pflegte zuweilen meine Großmutter zu sagen, »es ist ein Elend mit dem Lausbuben. Es ist, wie wenn man einen Ochs ins Horn pfezt.«

Aber der Lausbub war und blieb verstockt. Alle diese Dinge interessierten ihn gar nicht. Wenn aber an lauen Frühjahrstagen der Märzwind die schwarzen Regenwolken vor sich herjagte, wenn die Septembernebel die feinen Fäden über die Ackerkrume webten, wenn draußen auf den Wiesen zwischen den Herbstzeitlosen die Störche sich nach dem Süden versammelten, ja, wenn nur irgendwo ein Eisenbahnzug vorüberdonnerte in die blaue Ferne, da bekam er es zu tun mit der Wanderlust, die von ferneren Meeren und von stolzen Palmen träumte. Und eines Tages – nun ja, es kam einmal der Tag, der der Anfang dieser langen Geschichte war. Es war weder ein interessanter, noch ein lehrreicher, noch ein ruhmreicher Tag, und man tut wohl am besten, wenn man so wenig wie möglich davon erzählt. So beginne denn, du Geschichte der Abenteuer meiner ersten wilden Jugend in – Paris.

Während der ganzen Nacht war ich auf der Reise von Belfort her gerüttelt und geschüttelt worden, wie man nur in einem Wagen der dritten Klasse auf französischen Eisenbahnen geschüttelt

und gerädert werden kann. Endlos schien die Fahrt durch das nachtschwarze Land, bis sich endlich in der Ferne unzählige Lichter wie Perlen aneinander reihten und die schwarzen, schattenhaften Umrisse des Häusermeeres der Großstadt aus dem dämmernden Tageslicht herauswuchsen.

»Paris!« rief draußen die Stimme des Schaffners. Ich musste mir die Augen reiben, um mich zu vergewissern, dass ich nicht träumte. Waren wir wirklich in Paris?

Wie die Unschuld vom Land – die ich ja auch war – taumelte ich durch die weiten Bahnhofshallen und gelangte schließlich in eine breite Straße, die in schnurgerader Richtung bis in endlose Fernen das Häusermeer durchschneidet. Wenn ich mich recht erinnere, war es der Boulevard Sebastopol. Da ich nichts Besseres zu tun hatte, schlenderte ich eine Weile diese Straße entlang. Es war noch früh am Tage. Etwa fünf Uhr morgens. Grau und übernächtlich schauten die hohen, eleganten Gebäude in den dämmernden Morgen. Vor einem Kaffeehaus, in dem die Stühle auf den Tischen standen, lehnte ein befrackter Kellner und gähnte. An einer Straßenecke arbeiteten Leute mit großen Mützen und weiten Hosen und schaufelten Kehricht in den eisernen Müllwagen, an dem in dicken Lettern »*Ville de Paris*« stand. Ein Kamelot kam herangebraust wie ein brüllender Löwe. »*Le Matin! Le Journal!*« schrie er so laut und gellend, wie nur ein Kamelot kann. Ein Bäckerbube ging vorüber mit einem Korb voll frischer Semmeln, der fast so groß war wie er selber.

Unversehens war ich bis hinunter zu den Markthallen gekommen. Dort war man schon emsig bei der Arbeit. Es war ein Kommen und Gehen von Wagen und Pferden, und geschwätzigte Bauern mit langen blauen Kutten und klappernden Holzschuhen waren dabei, die Schätze aufzustapeln, die der Moloch Großstadt im Laufe des Tages verschlingt: üppige Krautköpfe und leuchtende Radieschen, Hasen, Gänse und glitzernde Fische. Eine alte Frau mit weißen Haaren bemühte sich vergebens, einen großen Korb voll Äpfel von einem Karren herunterzuschaffen. »*Allons, mon fils*«, wandte sie sich an mich, indem sie auf den einen Henkel des Korbes deutete.

»Ja, da sieht man's wieder«, meinte sie, als wir den Korb auf dem Boden hatten, »jung ist Herr!«

»Halt«, rief sie mir nach, als ich mich zum Fortgehen wandte, »du sollst ein Andenken von deiner Großmutter haben.« Dann suchte sie mir den schönsten Apfel aus dem Korbe heraus.

Weiter wanderte ich durch die Straßen wie ein echtes Grünhorn, das mit großen, runden Augen die Fremde mit allen ihren Wundern aufsaugt. Da standen alle die großen Paläste, von denen man schon in der Schule gehört hat. Da war die Seine mit der prunkvollen Alexanderbrücke, die sich darüber spannte. Entlang des Ufers hatten fliegende Händler ihre Buden aufgeschlagen und verkauften geröstete Kastanien, Ansichtskarten, *pommes frites* und neumodische Romane von Maurice Barrès. Am jenseitigen Ufer breitete sich das *Champ de Mars*

mit seinen Baumalleen und dem notorischen Eiffelturm. Es hatte einmal eine Zeit gegeben, wo er Mode war bei uns zu Hause im Elsaß. Da trugen die Damen Frisuren *à la tour d'Eiffel*. Da kaufte man keinen Briefbogen, auf dem er nicht vorgedruckt, und kein Nadelkissen, das nicht als Eiffelturm aufgebaut war. Da kamen die Buben in die Schule mit roten Mützen, auf denen ein weißer Eiffelturm aufgestickt war. Die roten Mützen! Die waren einmal mein Traum gewesen, und ich hatte es meinem Vater nie so recht vergessen, dass er mir keine kaufen wollte. Nun stand es plötzlich vor mir, dieses Neuntagewunder, in seiner ganzen Größe.

Der Mann mit den eisgrauen Haaren, der unten am Fahrstuhl als Portier aufgestellt war, war eine Figur, wie eine von Napoleons Grenadieren. Seine Brust war geschmückt mit Medaillen von der Krim, von Mexiko, von Tongking und Madagaskar. Ein wandelndes Zeugnis französischen Imperialismus. Als ich ihn im schlechten Französisch anredete, schaute er mich eine Weile unwirsch von oben bis unten an. »*Sacré nom de dieu*«, brummte er mit grimmigem Schnurrbartstreichen, »kannsch nimmer rede wie dr dr Schnawel g'wachse isch. Ich bin jo o vu Milhüse!«

Da stand ich nun oben auf der obersten Plattform des hohen Turmes und schaute hinab auf das bunte Gewimmel der großen Stadt. Eben war die Sonne aufgegangen und ihre weichen Strahlen brachen sich tausendfältig in den leuchtenden Glaskuppen und den blitzenden Fensterscheiben. Unabseh-

bar breitete sich das Häusermeer, aus dem die Türme und Kuppen wie Inseln und Klippen hervorragten. Weit draußen am Horizont standen dicht nebeneinander die Schornsteine, und unzählige schwarze Rauchfahnen vermischten sich mit dem blauen Dunst, der über der Ferne lag.

Das also war Paris! Die *ville lumière*! Was ich nur hier wollte? Das war mir vorderhand noch ganz schleierhaft. Nur schauen wollte ich. Und etwas erleben! Während des ganzen Tages fuhr ich auf dem Dach des Omnibusses auf den Boulevards umher und schaute herab auf das Getriebe der Menschen, wie sie einander auf dem Straßendamm drängten, und auf die eleganten Kavaliere, die an den Marmortischen unter den Baumkronen ihre Zigaretten rauchten und bei einer Tasse Kaffee oder einem Glase giftgrünen Absinth gelangweilt auf dieses bis zur höchsten Intensität getriebene Leben schauten, als ob alles das, was sich hier abspielte, nur ein toter, wesenloser Film wäre, der vor ihren Augen vorüberflimmerte. Schon begann es dunkel zu werden. Da und dort blitzen Lichter auf; die tausendfachen Lichter der Großstadt, die die Bauernbuben vom Lande locken.

Hastiger wurde das Treiben in den Straßen. Die Autos, die Wagen und all das andere Fahrzeug, rasten vorüber mit sinnverwirrender Schnelligkeit, und die Kamelots schrien lauter wie je: »*La Presse! La Prrresse! La Libre Parole!*«

Mir wurde von alledem so dumm, als ginge mir, nein, nicht ein, sondern ein halbes Dutzend Mühlrät-



der im Kopf herum. »Was ist es denn?« so fragte ich mich, »was ist's mit allen diesen fremden Menschen, die hier vorüberfluten?« Ein jeder weiß, was er zu tun hat, ein jeder weiß, wo er hingehört. Nur du – nur du! – Allein in Paris!

Da ich während des ganzen Tages noch nichts gegessen hatte, verspürte ich einen grausamen Hunger. Aber vergebens schaute ich mir die Augen aus nach einem passenden Lokal. Überall, wohin man blickte: Marmortische, Spiegelscheiben, befrackte Kellner und hohe Preise. Das flanierte und scharmierte auf dem glatten Parkettboden, das räkelte sich in den Sesseln und rauschte in Seidenkleidern. Madamen in Pudelhaaren und großen, wippenden Federhüten und entsetzlich vornehme Herren, wie man sie sonst nur auf den Bildern in den Schneiderwerkstätten zu sehen bekommt. Von marmornen Säulen leuchteten die goldenen Buchstaben. Die Buchstaben und die Zahlen, und was die zu verkünden wussten, das füllte mich mit bleichem Entsetzen.

Fünf Franken für ein Mittagessen! Das konnte sich nicht einmal der Bürgermeister leisten, bei uns zu Hause.

Vor einem Gasthause, das fast noch vornehmer aussah als die anderen, drängten sich die Leute wie vor einem Bienenstock. »Diner 2 francs« stand in großen Buchstaben am Schaufenster. Das ließ sich zur Not noch hören. Ich stand vor einem der runden Tische auf der Terrasse unter den Bäumen und überlegte mir, ob ich mich setzen sollte. Aber,

schon stand der Kellner vor mir.

»Monsieur ...«

Er rückte mit den Stühlen und schaute mich dabei so intim-herablassend-vornehm-wohlwollend an, dass ich nicht umhin konnte, ihm die Ehre anzutun. In der Hand hielt er das Menü, bei dessen Anblick es mir im Kopfe sumnte. Französisch konnte ich ja, aber das hier war Küchenlatein. Wer jetzt gleich wüsste, was ein baiser á l'empire ist! Aber nur jetzt nicht schon das Grünhorn verraten! Nur jetzt nicht zu allem Anfang!

»Geben Sie mir also das da!«

»Parfaitement, monsieur.«

Lautlos wie er gekommen, verschwand er von der Bildfläche und erschien im nächsten Augenblick wieder mit drei leuchtenden Radieschen auf einem mächtigen Porzellanteller. Mit so viel Würde, wie mir das unter den Umständen möglich war, verzehrte ich die leckere Vorspeise, und schon stand er wieder vor mir mit derselben aalglatten Verbeugung und demselben unbeweglichen, wie aus Stein gemeißelten Gesicht.

»Que commandez-vous ensuite?«

Ah, man war höflich in Paris!

»Geben Sie mir das da!«

Diesmal war es eine mikroskopische Portion Kressensalat. So ging es eine ganze Weile weiter, das Frage- und Antwortspiel. Immer wieder zog ich eine Niete in diesem grausamen Lotteriespiel. Ein hors d'oeuvre nach dem anderen erschien auf der Bildfläche. Mir wurde abwechselnd heiß und kalt

bei der Sache. Ich glaubte die Blicke der Gäste an den Nachbartischen zu fühlen. Ich sah die Menschenmenge vorüberfluten in der lärmenden Straße und ich dachte mir: Wenn du nur schon wieder mit einigem Anstand draußen wärst! Der einzige, der die Ruhe nicht verlor, war der Kellner. Immer neue Delikatessen brachte er auf einer Schüssel. Nicht eine Bewegung regte sich in seinem harten Gesicht. Nicht um einen Tonfall änderte sich die Stimme, die so ölig war wie die Pomade auf dem Scheitel.

Endlich hatte ich genug vom »Kommandieren«.

»Die Rechnung!«

Mit einer Miene, die man sich nur durch langjährige Kaffeehauspraxis aneignen kann, zog er den Papierblock heraus und fing an zu rechnen mit dem langen Bleistift.

»Zwei, drei, vier, sechs ... acht Franken fünfzig, Monsieur.«

Ich zahlte ohne mit den Wimpern zu zucken. Es gibt im Leben Situationen, die über die Proteste erhaben sind. Man zahlt, man schweigt, man drückt die Augen zu. An so etwas hat man sich ja gewöhnt heutzutage.

Niemand war glücklicher als ich, als ich wieder versunken war in dem Strom der Straße, nach diesem ersten verunglückten Schritt in die große Welt. Aber hungrig war ich mehr als je, trotz der 8,50 Franken.

Nach langem Suchen fand ich endlich ein Gasthaus, das meinem Geldbeutel einigermaßen angemessen erschien. Es trug einen spaßigen Namen:

»Zum Krokodil«, eine ärmliche Kneipe mit kahlen Wänden, an denen rauchgeschwärzte Reklamebilder hingen. Unter einer riesigen Käseglocke auf dem Schanktisch träumten Würste, Schinken, hartgesottene Eier und andere Herrlichkeiten, und darüber summten die Fliegen. Der einzige Gast im Zimmer war ein kleines Mädchen, das sich beinahe die Zunge abbiss, während es die Zahlen auf die Schiefertafel malte. – Wie still es hier war! Man hörte das Ticken der großen Wanduhr und das Malen des Grifels auf der Tafel.

Eine dicke Wirtsfrau, die sich im Gehen die nasen Hände an der Schürze abtrocknete, kam dienst-eifrig herbeigelaufen. Sie musste mir wohl angesehen haben, dass ich hungrig war. Unaufgefordert setzte sie mir eine Flasche Wein und einen Laib französischen Weißbrots vor. Dann erst fragte sie, was ich essen wollte.

»Gebratene Eier – Frische Pastete – pommes frites – Artischocken – Omelette mit Früchten –«

»Nein.«

»Dann eine Suppe.«

Nachdem ich gegessen hatte, führte sie mich über eine knarrende Treppe hinauf in ein riesengroßes, kahles Zimmer mit einem jener breiten französischen Betten, die so groß sind, dass eine fünfköpfige Familie darin übernachten könnte.

»Das da«, sagte die Alte mit einem Blick auf das einzige Bild im Zimmer, »das ist mein Sohn – ah le pauvre garçon! – er muss jetzt etwa so alt sein wie Sie.«

»Und wo ist er jetzt?«

»Wer weiß? Vor einem halben Jahr ist er fortgelaufen. Wer weiß, wohin? Vielleicht ist er tot.«

Dann ging sie schnell hinaus, ohne sich noch einmal umzusehen.

In jener Nacht habe ich nicht gut geschlafen. Lange wälzte ich mich umher in dem riesengroßen Bett, und in meinem heißen Kopfe rumorten die Bilder und die Gedanken, wie sie nur in einem achtzehnjährigen Kopfe rumoren können. Die fremde Stadt. Die fremden Menschen. Die Straßen und Plätze mit dem geschäftigen Leben und den bunten Lichtern. Und ich dachte mir: Was wohl die und jene jetzt sagen würden? Ob sie schelten würden? Oder ob sie traurig wären? Oder – ja, und was wollte ich nun eigentlich anfangen?

Wie würde es mir ergehen, hier draußen in der kalten, bösen Welt? – Ah, pfui! Wer wird denn jetzt schon jammern! Geht es nicht täglich Tausenden wie dir, dass sie hineinfallen in das wilde Meer des Lebens, ehe sie das Schwimmen gelernt haben? Und haben dir die Leute nicht von jeher gesagt, dass du ein Dickkopf seist, der mit dem Kopf durch die Wand geht? Nun ist die Zeit, wo du es beweisen kannst!

Als ich am nächsten Morgen hinunter in die Wirtsstube kam, war diese bereits gut besetzt. Verdächtig aussehende Kerle mit weiten Hosen und schreiend roten Tuchgürteln saßen an den Tischen. Sie spielten mit schmierigen Karten und blinzelten mit den kleinen Augen, die fast verdeckt waren un-

ter den großen, weit in die Stirn gezogenen Mützen. Richtige Pariser Galgenvögel. Ein Bursch mit einem ausgemergelten Gassenbubengesicht kam auf mich zu.

»He George, t'as une cigarette?«

»George? So heiße ich nicht.«

»Als ob's darauf ankäme! Ich nenne dich George, wenn es mir Spaß macht. Es ist ein so schöner Name wie nur einer. Was mich anbelangt, so heiße ich Gaston. Einfach Gaston.«

Während er noch redete, hatte die Alte schon zwei Gläser mit giftgrün schillerndem Absinth auf den Tisch gestellt.

»C'est ça«, fuhr Gaston fort, als er merkte, mit wie wenig Liebe ich die verdächtige Flüssigkeit betrachtete, »ich sehe wohl, dass du aus der Provinz kommst. Savoyarde, he? Oder von der spanischen Gegend? Oder aus dem Lyonnais? – Aber das macht nichts. Du wirst noch lernen. Halte dich nur an mich. Ich werde dir zeigen, wie man Zigaretten raucht und Absinth trinkt und wie man Eindruck macht bei den Frauenzimmern. Denn ich kenne mich aus. Ich bin keiner von den Hergelaufenen. Echter Pariser – *parisien de Paris!*«

Noch vieles erzählte er mir in seinem Pariser Apachenfranzösisch, von dem ich nicht die Hälfte verstand, und rauchte dazu Zigaretten und stürzte ein Glas Absinth nach dem anderen die durstige Kehle hinunter.

»Und halte dich an mich!« fuhr er eifrig fort, »denn ich bin ein Mann – ich, und du bist nur eine

Handvoll. Ich will dir etwas beibringen, weil du mich dauerst, und je schneller du lernst, umso besser wird es für dich sein. Denn hier ist es nicht so wie bei euch in der Provinz, wo sie tagsüber in den Holzschuhen zwischen den Misthaufen klappern und abends mit den Hühnern schlafen gehen. Die wissen nur von Kühen und Pferden, und wenn sie einmal sterben, so legen sie sich hin und haben nie gelebt. Aber nicht arbeiten und doch leben, das ist die Kunst! Von was meinst du wohl, dass sie leben, die Jungens hier in der Wirtschaft? Da ist Antoine de la grande bouche, der mit dem roten Gürtel und den Händen in der Tasche, der dort hinten bei Josephine steht. In seinem ganzen Leben hat er noch keinen Streich Arbeit getan und ist doch fett wie nur einer. Und Alphonse mit dem schiefen Gesicht und der großen Mütze – keine Nacht vergeht, in der er nicht ein Zehnfrankenstück an den Mann bringt mit den anderen Jungens. Und woher er es wohl hat, möchtest du wohl wissen? Woher hat man's? He! he! Es liegt auf der Straße in Paris, wenn man einen gewitzten Kopf und fixe Finger hat wie ich und Alphonse, um es zu finden. Woher? Man darf nicht alles sagen, was man weiß. Nichts hab' ich gesagt; nicht mehr als dieses Stuhlbein. Wenn man den Mund zumacht, so kommen die Fliegen nicht herein. So spielt man in Paris! So mischt man die Karten in Venedig und bei Hof! Tu du nur was ich dir rate, und ich mache aus dir mit der Zeit noch einen halben Pariser!«

Er machte große Augen, als ich ihm Mitteilung

machte von meinen amerikanischen Reiseplänen.

»Ho la la!« rief er aus, »nach Amerika willst? Ja, hast du denn Geld genug?«

Ich erzählte ihm, dass es wohl noch dazu langen würde, worauf er ohne ein weiteres Wort seine Mütze noch tiefer in den Kopf setzte und mich nach der in der Nähe des Nordbahnhofes gelegenen Agentur der Holland-Amerika-Linie führte. Es war ein pompös aufgemachtes Lokal mit verlockenden Schiffsbildern an den Wänden.

»Haben Sie Papiere?« fragte der Beamte am Schalter.

»Papiere? Nein.« Daran hatte ich gar nicht gedacht.

»Ja, dann könnten wir Sie eigentlich nicht befördern, aber diesmal wollen wir eine Ausnahme machen.«

So zahlte ich denn die Fahrkarte für die Reise nach Neuyork mit dem Dampfer »Potsdam«. Bare 150 Franken in blanken Zwanzigmarkstücken. Es war der größte Teil meiner Barschaft.

»So«, meinte Gaston, als wir wieder draußen auf der Straße standen, »nun bist du schon so gut wie in Amerika. Eigentlich hätte ich auch nicht übel Lust zu einer Reise übers große Wasser. Doch nein! Was rede ich für Unsinn. Keine zehn Gäule könnten mich von hier wegbringen. Es gibt nur ein Paris!«

Während des ganzen Restes des Tages gab sich Gaston redliche Mühe, mir auf seine Weise – natürlich auf meine Kosten – die Sehenswürdigkeiten des Seinebabels zu zeigen. Er schleppte mich von einem



Kino ins andere. Er führte mich in die Tingeltangels und von dort in die Cafékonzerts, wo dicke Komiker und leichtgeschürzte Sängerinnen ihre Kunst zum besten gaben.

»Das ist aber alles noch gar nichts«, meinte er, als wir glücklich wieder zurück im »Krokodil« waren, »bei Nacht muss man Paris sehen! – ich muss jetzt einen Augenblick fortgehen; aber in einer Stunde, wenn's dunkel ist, komme ich wieder, und dann werden wir zusammen hinauf nach dem Montmartre gehen. Da ist Betrieb. Und billig ist alles dort oben! Für ein paar Sous kannst du die ganze Bude auskaufen!«

Dann verschwand er durch die Tür. Ich aber packte schleunigst meine sieben Sachen zusammen und machte mich aus dem Staube. Denn der Knabe Gaston fing an mir fürchterlich zu werden.

In Boulogne sur Mer sollte ich mich einschiffen. Da der Dampfer aber erst in vier Tagen fällig war, erachtete ich es trotz meiner bereits bezahlten Fahrkarte als eine gute Idee, wenn ich einstweilen ein Stück des Weges zu Fuß wanderte. Denn es war eine wunderschöne, sternklare Nacht, die zum Marschieren geradezu einlud. Mit der Straßenbahn fuhr ich bis zur nördlichen Vorstadt von St. Denis. Ein Mann, den ich dort fragte, wo denn der Weg nach Boulogne ginge, schaute mich verwundert von oben bis unten an.

»Nach Boulogne? – le bois de Boulogne? – ja, da sind Sie aber ganz falsch gelaufen, mein Lieber!«

»Nein. Boulogne sur Mer!«

»He??«

Dann verschwand er lautlos in der Dunkelheit.

Auf gut Glück wanderte ich weiter nach Norden auf der breiten Landstraße, die nach Beaumont führt. Es ging durch eine hässliche Gegend voll Ruß und Schmutz und Teer und Armeleuteluft. Düstere Fabrikgebäude und langweilige Mietkasernen. Überall ragten riesige Schornsteine wie Gespenster in die dunkle Nacht. Salzige Gerüche aus einer chemischen Fabrik lagen dick über der Straße und setzten sich beißend in den Augen fest. Dann kamen Gärtnereien mit blanken, vom Mondschein übergossenen Treibhäusern und schmutzige Holzhöfe, wo frischgeschnittene Bretter einen süßen Duft verbreiteten und bissige Hunde in die Nacht hinaus bellten. Dann kam unversehens das flache Land, wo Erdgeruch von den Schollen aufstieg und Mond und Sterne vom weiten Himmel leuchteten. Ah! dachte ich mir, in diesen Tagen habe ich schon allerlei Lichter gesehen, dort hinten in der »Lichtstadt«! Weiße, rote, grüne und blaue Lichter. Lichter, die wechseln und vergehen; Lichter, die tanzen und flimmern; Lichter, die zischen, fauchen und schreien können, und was sonst noch eine Menschenfantasie an Teufelszeug erfinden kann, aber ihr dort oben, die ihr niemals verlöscht, ihr seid doch noch etwas ganz anderes!

Immer schneller schritt ich durch die schwarze Nacht der lockenden Ferne entgegen. Der weiche Atem einer lauen Frühjahrsnacht lag über der Landschaft. Ein leiser Windhauch strich durch die Baum-

kronen. Die Grillen zirpten am Wege, und irgendwo in der Wiese quakten die Frösche. Etwa um Mitternacht kam ich in eine Ortschaft mit einem großen Güterbahnhof, über dem elektrische Bogenlampen surrten. Als ich das Städtchen schon fast hinter mir hatte, traf ich unter dem trüben Schein einer Gaslaterne mit einem Schutzmann zusammen. Ein wohlgenährter Mann, mit einem spitzen, angegrauten Napoleonsbart.

»He, junger Mann«, redete er mich an, »zeig mal deine Papiere«.

Er schien nicht wenig erstaunt, als ich ihm sagte, dass ich keine hätte.

»Was? Keine Papiere?« meinte er mit hochgezogenen Augenbrauen, »wie kann man sich nur so bei Nacht und Nebel herumtreiben ohne einen Ausweis? Du bist doch kein Zigeuner und kein Landstreicher. Da scheint mir irgend etwas faul zu sein. Haben Sie wirklich gar nichts Geschriebenes bei sich? Einen Brief, eine Postkarte, eine unbezahlte Rechnung« – da fiel mir ein, dass ich ja die Bescheinigung der Holland-Amerika-Linie bei mir hatte. Ich gab sie dem Beamten, der sie beim unsicheren Licht der Laterne aufmerksam studierte. Dann schaute er eine ganze Weile wortlos bald mich, bald das Papier an. »Nom de dieu«, meinte er schließlich, »das ist ja ein Billett nach Amerika! Und bezahlte Eisenbahnfahrt nach Boulogne! Ja, warum treibt der Bursche sich dann hier herum? Ho la, la! Das wäre ja noch schöner! Kommen Sie mit! In einer halben Stunde fährt der Expresszug nach Bou-

logne.«

Höchstpersönlich führte er mich nach dem Bahnhof und sah zu, dass ich auch fortfuhr. Eine Weile schaute ich in die Nacht hinaus, während der Zug nach Norden eilte. Aber nicht lange. Denn ich war todmüde.

Als ich am nächsten Morgen erwachte, begann eben der Tag zu grauen. Draußen breitete sich ein flaches Land mit fetten Wiesen, auf denen schwarzweißgetupfte Holsteinkühe weideten. Da und dort klapperte eine Windmühle in den Tag hinein. Flandrisches Land. In der Ferne lag hinter einem Schleier von Kanalnebeln die Stadt Boulogne.

Dort angelangt, machte ich mich sogleich auf die Suche nach dem Auswandererheim der Holland-Amerika-Linie, wohin die Anweisung lautete, die ich in Paris erhalten hatte. Es war aber ein »Heim« von besonderer Sorte, dieses graue, schmutzige Haus mit den weißgemalten Fensterscheiben und der dumpfen Luft, die nach schlechtem Tabak und abgestandenen Speiseresten duftete. Eben war ein neuer Schub von Auswanderern angekommen, und das Haus wimmelte von Menschen. Allerlei Menschen. Russen, Polen, Armenier, Syrier, Araber und sonst noch allerlei merkwürdiges Völkergemisch.

Ein polnischer Jude mit schwarzem Bart und langem schwarzen Kaftan redete mich an.

»Werde Sie auch fahre nach Amerika, Herr Graf?«

»Natürlich!«

»Un werde Se fahre allein, wenn mer frage

darf?«

»Selbstverständlich!«

Da schaute er mich lange und nachdenklich von oben bis unten an und schüttelte dazu den Kopf. »Gott, was for ä Schrabbinche! Was is das for ä Schrabbinche!«

Ein Mann ging umher und verabreichte jedem einen Blechteller und einen Löffel. Ein anderer brachte das Essen. Haufen von Fleisch und Kartoffeln in riesigen Schüsseln. Und dann fielen sie alle darüber her mit Händen und Füßen: die Araber, die Russen, die Syrier und die Zigeuner. Nie wieder habe ich Menschen so essen sehen.

Da der Dampfer erst in drei Tagen fällig war, hatte ich reichlich Zeit, mir das malerisch am Küstenhang gelegene Städtchen anzusehen. Ich trieb mich am Hafen umher, wo die braunen, geflickten Segel der Fischerboote durch den Dunstschleier leuchteten. Ich schaute den wettergebräunten Fischern zu, wie sie ihre glitzernde, zappelnde Beute in die Körbe luden. Am liebsten aber war ich weit, weit draußen, dort, wo der Leuchtturm am Ende des langen Wellenbrechers stand, und schaute auf das weite, unendliche Meer und auf das Toben der Brandung, die zwischen den aufgeschichteten Felsblöcken ein donnerndes Lied von Wind und Wellen und von fernen Ländern sang.

Dort draußen hatte eine alte Frau ihre Bude aufgeschlagen und verkaufte knusprige, appetitlich aussehende pommes frites. Da ich ihr öfter mal etwas abkaufte, wurden wir bald gute Bekannte. Sie hatte

einen Sohn in Amerika gehabt, von dem sie jahrelang nichts gehört hatte. Aber eines Tages war er zurückgekommen. Krank und matt und müde und gebrochen von der schweren Arbeit. Nicht lange danach hatten sie ihn begraben. »Gehen Sie nicht nach Amerika!« beschwor mich die Alte, »es ist ein Land voll Spitzbuben«.

Nach drei Tagen ungeduldigen Wartens kam endlich der große Augenblick, wo alle Bewohner jenes famosen »Auswandererheims« – jeder mit seinem Blechteller, der Blechtasse und einem Strohsack als Matratze – wie's liebe Vieh an Bord des Leichters geschafft wurden, der uns nach dem weit draußen auf der Reede liegenden Dampfer bringen sollte. Bald hatten wir die enge Hafeneinfahrt hinter uns gelassen. Das kleine Fahrzeug schlingerte in der Dünung des Kanals, und in der Ferne versank die französische Küste immer tiefer in den blauen Fluten.

Und ich dachte mir – doch am Ende ist es ja gleichgültig, was ich mir dachte. Höchstwahrscheinlich sind meine Gedanken überhaupt abwesend gewesen; so sehr rumorte es in meinem Kopf; so benommen war ich von dem Gedanken, dass es nun wirklich hinaus in die weite Welt, nach Amerika gehen sollte. Da fasste mich plötzlich jemand mit beiden Händen und schlang ungestüm seinen Arm um meinen Nacken. Es war ein kleiner neapolitanischer Gassenjunge. Ein richtiger funkelnder Bambino. Er rüttelte und schüttelte mich, als ob er sagen wollte: so wach doch auf! So sieh doch zu, was eben hier vorgeht! In seinen großen kohlschwarzen Augen

brannte es wie Feuer, während er mit der Hand nach dem entschwindenden Lande deutete: »Addio! addio, Europa!«

Doch da waren wir schon längsseits des großen Dampfers, dessen gewaltige Masse mit den von Menschen wimmelnden Decksaufbauten sich wie eine schwimmende Stadt vor uns auftürmte. Durch eine breite Luke in der schwarzen Schiffswand wurden wir, wie die wilden Tiere der Menagerie, in einen düsteren, riesiggroßen Raum getrieben, wo rohgezimmerte Tische und Bänke in endlosen Reihen standen und längs der Wände, zu je drei übereinander, die Kojen angebracht waren, auf denen es von Menschen wie von Ameisen wimmelte. Über dem allen aber lag ein dicker Dunst von giftigen Gasen und eine widerlich süßliche, verpestete Luft. Zwischendecksluft.

Ehe ich noch Zeit hatte mich ordentlich umzusehen in dieser fremdartigen Umgebung, heulte draußen die Dampfsirene. Von der Kommandobrücke kam das scharfe, klingende Signal für die Maschine. Ein Zittern ging durch den Riesenleib des Dampfers, während die Schrauben sich langsam in Bewegung setzten. Fort ging die Reise.

Zehn Tage brauchten wir zur Überfahrt nach Amerika. Zehn fürchterliche Tage, von denen man wohl am besten so wenig wie möglich erzählt. Bessere Federn wie die meine haben schon vor mir – besser und anschaulicher als ich es könnte – die Hölle des Zwischendecks geschildert.

Schon gleich am allerersten Tag geriet ich in

eine glorreiche Rauferei, und schuld daran war nichts anderes als jener Blechteller, den man mir, wie allen anderen, bei der Abreise von Boulogne mitgegeben hatte. Ein wunderschöner, nagelneuer Blechteller, dessen funkelnder Glanz wohl ein Zigeunerauge bestechen konnte. »Verwahren Sie den nur gut«, hatte mir einer von den Schiffsstewards gesagt, »die Kerle stehlen wie die Raben.« Ach was, dachte ich, wer wird denn einen Blechteller stehlen? Und ich ließ in meinem Leichtsinn das Wertobjekt ganz unbewacht auf meinem Strohsack in der Kojе liegen. Am Abend war es natürlich verschwunden. »Das haben Sie davon!« lachte voll Schadenfreude der Steward, »nun müssen Sie einen Gulden bezahlen für einen neuen Teller.« Ich bezahlte und versteckte meinen Schatz sorgfältig unter dem Strohsack. Dann legte ich mich in die Kojе und versuchte eine Weile zu schlafen.

Schlafen! Wer konnte denn schlafen in solch stickiger, verpesteter, schwindelerregender Atmosphäre! Stundenlang lag ich auf meiner engen, sargartigen Schlafgelegenheit und starrte mit großen Augen hinaus in den kahlen, düsteren, endlos großen Raum. Die Lampen pendelten nach den schlingernden Bewegungen des Schiffes, und in ihrem matten, verschleierten Licht sah man ein paar elende Gestalten, die, den Kopf auf die Hände gebeugt, wie jämmerliche Kleiderbündel an den langen Tischen saßen. Meine Kojе lag mitten im Araberviertel. Über mir, unter mir, neben mir, überall hausten Araber. Die einen stöhnten und jammerten, weil



sie seekrank waren, und die anderen, die noch nicht von dem Übel erfasst waren, vertrieben sich die Zeit mit dem Singen, oder vielmehr Murmeln eines unsagbar eintönigen arabischen Singsangs. Und andere – nein, ich will es gar nicht weiter ausmalen! Es gibt Menschen, die schlimmer sind als das liebe Vieh. In dieser Höhle konnte ich es nicht länger aushalten. Droben an Deck war wenigstens frische Luft. Ich hüllte mich in meine dünne Baumwolldecke, verkroch mich unter der Back und fror wie ein Schneider. Denn es war eine kalte, frostige Frühljahrsnacht. Dann litt es mich nicht länger auf dem Plätzchen. Die Ungeduld wachte auf wie ein Pudel, der das Wasser von sich schüttelt. Auf und ab schritt ich auf dem Verdeck, nicht anders wie ein alter Quartiermeister in der Kaiserlichen Marine. Ich hörte auf das immer gleiche Rauschen des Wassers vor dem Bug des Schiffes, ich sah das Leuchten der Blinkfeuer entlang der Küste, die schwärzer noch als die Nacht unter dem Horizonte lag. Und meine Gedanken waren unruhiger als das Meer und wilder als der Wind, der darüber wehte.

Als ich am nächsten Morgen wieder hinunter ins Zwischendeck stieg, um eine Tasse Kaffee zu trinken, da sah ich zu meinem maßlosen Ärger, dass zwei Araber – ein Männlein und ein Weiblein – in meiner Koje saßen und seelenruhig ihren Haferbrei aus meinem Essnapf löffelten. Wenn man mich heute auf Ehre und Gewissen fragen würde, ob es auch wirklich mein Essnapf war, den die beiden benutzten, so könnte ich es nicht beschwören. Viel-

leicht war es auch gar nicht meine Kojе, in der sie saßen, aber damals wenigstens war ich überzeugt von der Untat, und ohnehin hatte ich eine Wut auf die Araber. In einem Augenblick hatte ich der arabischen Dame den Teller aus der Hand gerissen und klatschte ihr den ganzen Inhalt ins Gesicht. Dann machte ich mich wie ein brüllender Löwe über den Ehegatten her, packte ihn bei der Gurgel und bearbeitete ihn mit Händen und Füßen.

Was nun folgte, das war ein Hexensabbat. Alles was Araber, Syrier, Armenier und Levantiner hieß, war im Nu auf den Beinen, und ein einziger Schrei der Entrüstung durchbebte das Zwischendeck. Es war, als ob alle Geister der Hölle sich ein Stelldichein gäben. Ich aber – kann ich dafür, dass ich jähzornig bin? – ich erfasste eine mächtige, wohlgefüllte Suppenschüssel, die gerade auf dem Tisch stand, und schleuderte sie in den tobenden Haufen. Hinterher ein steinernes Salzfass und einen Pot voll siedend heißem Kaffee. Dann bewaffnete ich mich mit einer scharfkantigen Bratpfanne und ging zur Offensive über. Eine Weile stand ich mitten im Kampfgetümmel. Löffel und Gabeln flogen vorüber wie die Pfeile. Blechteller trommelten auf meinen harten Schädel, und vor mir wirbelte es von blitzenden Messern, kampfgierigen Fingernägeln und funkeln den Araberaugen. Keinen Pfennig mochte ich mehr für mein Leben geben, als plötzlich unerwartet Hilfe auftauchte.

Die Polen, die in der Nähe einquartiert waren, und die ebenfalls die Araber nicht leiden mochten,

kamen herbeigerannt und stürzten sich in die Schlacht mit großer Übermacht, und es regnete furchtbare Hiebe.

Händeringend erschien der Koch auf der Bildfläche. Die Stewards wetterten und fluchten, aber es gab keine Ruhe, bis der Kapitän mit dem Revolver dafür sorgte. Da ich der Stein des Anstoßes zu der ganzen Rauferei gewesen war, bekam ich ein gewaltiges Donnerwetter zu hören. Dann aber wandte sich der Schiffsgewaltige an die Stewards, fluchte auf Holländisch und sagte ihnen, dass es keine Art sei, »den duitsche Jong« unter die Araber zu stecken. »Schafft ihn nach achtern«, befahl er, »der Hitzkopf macht mir noch das ganze Schiff rebellisch.«

So hatte das Abenteuer doch ein Gutes im Gefolge gehabt. Denn das Achterende des Zwischendecks, wo ich jetzt untergebracht wurde, sah schon bedeutend menschlicher aus. Es war nicht so überfüllt, und die Reisegesellschaft war auch nicht ganz so gemischt, wenn auch noch immer gemischt genug. Da war einer – ein wohlgenährter Herr mit einem ansehnlichen Bäuchlein – der aussah wie ein billiger Hochstapler. Er trug einen hellen, sehr eleganten Sommeranzug und einen schmutzigen Strohhut. An den dicken Fingern trug er goldene, mit kostbaren Steinen besetzte Ringe, und schwarze Fingernägel. Täglich erzählte er ein dutzendmal die Geschichte von seinem Wirtshaus in Czernowitz und von der Art und Weise, wie er dessen Käufer hereingelegt hatte. Er hatte alle Kunden und Vagabunden

der weiten Umgebung eingeladen und ihnen Freibier verzapft, damit sie ein volles Haus vorzauberten.

»Ja, ›smart‹ muss man sein!« sagte er mit einem befriedigten Blick in den kleinen Taschenspiegel, in dem er hundertmal am Tag seine schäbige Eleganz zu mustern pflegte. »Smart! Ha! Das sind sie drüben wohl alle. Und das bin ich auch. Sie sagen zwar, dass man das nicht an einem Tage lerne, aber das kommt gewissermaßen ganz auf die Persönlichkeit an. Ich bin schon amerikanischer als die Amerikaner, noch ehe ich drüben gewesen bin.«

Da war ein anderer, schon älterer Mann, der den ganzen Tag in seiner Kojе lag und sich den Teufel um seine Umgebung scherte. »Lasst mich in Frieden mit eurem Amerika«, pflegte er zu sagen, wenn ihn jemand anredete, »ich kenne den Rummel. Ich bin schon dreimal drüben gewesen.« Einmal fuhr er einem modisch gekleideten Berliner Jüngling ins Wort, der eben den anderen seine amerikanischen Zukunftspläne auseinandersetzte. »Tätetest besser den Schnabel halten«, fuhr er ihn an, »dann wüssten die Leute wenigstens nicht, dass du ein Grönhorn bist. In Amerika musst du zehnmal so viel arbeiten wie in Europa. Und verdammt froh kannst du sein, wenn sie dir überhaupt Arbeit geben, denn wenn die Zeiten schlecht sind, dann werfen sie dich aufs Pflaster, und kein Mensch fragt danach, ob du dich sattessen kannst oder nicht. Denn der Arbeiter in Amerika –«

»Ja, der Arbeiter –« meinte wegwerfend der Ber-

liner.

»Und was bist denn du?«

»Mann, ich bin Kaufmann! Ich werde mir doch die Hände nicht schmutzig machen!«

»Dass du dir nur keine großen Rosinen einbildest«, brummte der Alte, während er sich auf das andere Ohr legte.

Einige Wochen später habe ich den Berliner zufällig in Neuyork angetroffen. Er war Geschirrwascher in einem billigen Hotel an der Bowery und machte sich die Hände alle Tage schmutzig.

Das Ende der Reise kam in Sicht. Schon näherten wir uns der amerikanischen Küste. Das stürmische Wetter, das wir zu Anfang der Überfahrt hatten, war vorüber und die See glatt wie ein Spiegel. Und wie wir nun in südlichere Breiten kamen und die Sonne immer wärmer brannte, da wurde es auf dem Verdeck immer lebendiger. Auf schmutzigen Kleiderbündeln thronten Polen mit riesigen Schirmmützen und hohen Wasserstiefeln, Italiener mit farbigen Hemden und schreiend roten Tuchgürteln, Rumänen, Griechen, Türken, Armenier und fantasztisch aufgeputzte Zigeuner. Alle waren voll Hoffnung und Erwartung, und jeder vertrieb sich die Zeit nach seiner Weise. Die Zigeuner spielten, und die Ungarn tanzten. Da war auch eine Gesellschaft: von sehr sauberen, aber sehr seltsam aufgeputzten Menschen, die sich stets etwas abseits von den anderen hielten. Sie sprachen eine eigenartige Sprache, die mir so fremd und doch wieder so merkwürdig bekannt vorkam. Weiß der Kuckuck, aus wel-

cher Himmelsgegend die hierher geschneit waren. Aber eines Tages, als der Mondschein auf dem Wasser tanzte und der heiße Dampf aus dem Schornstein am klaren Nachthimmel zitterte, da holte einer von ihnen seine Geige hervor, und die anderen sangen dazu im reinsten Deutsch:

*Nach der Heimat möcht' ich wieder,  
Nach dem teuren Vaterhaus.*

Endlich kam der große Augenblick, den wir alle erwarteten. In einer klaren Nacht tauchte gerade voraus das Leuchtfeuer von Montauk auf, und als der Morgen graute, zog sich an Steuerbord die flache, langgestreckte Küste von Long Island hin. Alles, was Augen hatte, starrte und staunte, über die Reeling hinweg, hinüber nach dem fremden Land, dem Ziel ihrer Träume.

Nun war es mit unserer Gemütlichkeit vorbei. Das Verdeck gehörte jetzt wieder einzig den Seeleuten. Die Ladebäume wurden hergerichtet, die Luken aufgerissen und die aus dem unersättlichen Schiffsbauch heraufgeschafften Taue und Taljen mit viel Geschäftigkeit auf dem Verdeck ausgebreitet.

Während wir entlang der Küste fuhren, machte sich alles fertig zur Landung in Amerika. Das war ein Getue und ein Getriebe! Das putzte, schrubbte, bürstete, wusch und kämmte sich! Da wuschen sich Leute, die sich ihr Lebtag noch nicht gewaschen hatten, da kämmten sich andere, die noch nie zuvor einen Kamm gesehen.

Nun tauchten in der Ferne grüne Hügel auf, von denen die weißen Landhäuser leuchteten. Ein flinkes Segelboot brachte den Lotsen an Bord, und dann ging es, vorüber an Sandy Point, gerade hinein in die weit ausgespannte Bai von Neuyork, langsam vorbei an üppigen Feldern und qualmenden Fabriken. Weit im Hintergrund, hinter dem dünnen Schleier der Morgennebel, ragten die Wolkenkratzer wie Gespenster in den Himmel. Überall wurde es lebendig von großen und kleinen Dampfern und Seglern und flinken Motorbooten, die blitzschnell das Wasser durchfurchten. Und inmitten dieses hastigen Lebens stand starr und unbewegt, mit erhobener Fackel, die Statue der Freiheit.

## Zweites Kapitel|Von Kühen, Pferden und anderen Dingen

DIE ANGST VOR ELLIS ISLAND. – EIN VORGESCHMACK DER FREIHEIT. – DIE ERSTE LÜGE. – EIN FREUNDLICHER HERR NIMMT SICH MEINER AN. – IM EMIGRANTENHOTEL. – ALLERLEI ZUKUNFTSPLÄNE. – »DU RING AN MEINEM FINGER!« – EIN SCHLECHTES GESCHÄFT. – WENN DIE GROßSTADT SCHLÄFT. – SCHWIERIGE SPRACHSTUDIEN. – IM ARBEITSBÜRO. – DER MANN MIT DEM SYSTEM. – EIN RETTUNGSENGEL. – ICH WERDE VERKAUFT WIE JOSEPH. – AUF DER FARM. – HANNIBAL AUF DEM MAISFELD. – AUF NACH TEXAS!

Das also war Neuyork. Und das dort drüben, das sich so kunterbunt übereinandertürmte, wie ein wildfantastisches Würfelspiel gewaltiger Riesen, das waren die berühmten Wolkenkratzer. Schwarz ragten die Türme in den abendlichen Himmel, und die protzigen, vergoldeten Kuppeln funkelten in der untergehenden Sonne.

Langsam näherten wir uns den Docks von Hoboken. Die Musik spielte lustige Weisen, derweilen sich jedermann an Bord in seinen feinsten Staat warf. Es war wie ein Festtag. An der Pier war alles schwarz von Menschen. Sie winkten mit den Taschentüchern und schwenkten zahllose kleine Sternenbanner. Und die oben auf dem Promenadendeck antworteten in gleicher Weise. Ja, die dort oben hat-



ten es gut! Sobald das Schiff ordentlich festgemacht war, nahmen sie den eleganten Lederkoffer zur Hand und spazierten über das Gangplank hinunter ins freie Land Amerika. Lauter feine Leute. Sie hatten Geld und ein Scheckbuch und obendrein noch allerlei Verwandte und Bekannte, die sie abholten und für sie sorgten. Wer aber war da in dem ganzen weiten Land Amerika, um für mich zu sorgen? Ich fing an, darüber nachzudenken, und zum ersten Mal in meinem Leben begann so etwas wie ein giftiger Proletarierneid in meinem Kopfe zu rumoren.

Die Sonne kam erst hinter den Bergen hervor, als wir am nächsten Tag von Zollbeamten geweckt wurden, die uns mit vielen Püffen und Flüchen mitsamt unserem Hab und Gut hinunter in eine riesige, scheunenartige Halle trieben. An den Wänden der Halle waren riesige Buchstaben angemalt, unter denen sich die Auswanderer nach dem Alphabet zu Nationen zu ordnen hatten. Dann kamen Beamte, die mit Kreide allerlei Zeichen auf das Gepäck malten. Die Zollrevision. Sie ging mit amerikanischer Fixigkeit vor sich. Warum auch nicht? Was konnte so ein armer Teufel von Zwischendeckpassagier an verzollbaren Kostbarkeiten mit sich führen?

Nachdem auch diese Förmlichkeit erledigt war, ging es noch immer in demselben amerikanischen Zeitmaß weiter auf eine dreistöckige Arche Noah, die uns an Land bringen sollte.

An Land? O nein! Der Weg, der von den Docks von Hoboken ins Land der Verheißung führt, ist noch endlos weit. Denn er führt über Ellis Island,

die Insel der Tränen. Keinen Ort gibt es auf der weiten Erde, der im Lauf der Zeiten so viel Kummer und Not und so viele Tränen gesehen hat, wie diese Insel. In die Legionen geht die Zahl derer, die mit vollen Segeln über das große Wasser gekommen sind, nur um sich hier, angesichts des gelobten Landes, im Gestrüpp der Paragrafen zu verlieren, die Onkel Sam für seine neuen Untertanen aufgerichtet hat.

Auch bei uns begann die Angst vor Ellis Island umzugehen wie ein Gespenst. Die einen zitterten vor der ärztlichen Kontrolle, bei anderen begannen alte europäische Sünden aufzusteigen. Mir selbst war gar nicht geheuer. 25 Dollars musste man bei der Einwanderung als Zehrgeld aufweisen können, sonst wanderte man ohne Gnade wieder zurück nach Europa. Aber woher nehmen und nicht stehen? Je näher wir ans Ziel kamen, desto mehr wuchs die Erregung. Ein lebensgefährliches Gedränge entstand in der engen Pferche.

Doch da waren wir schon längsseits der Insel der Tränen, am Fuße einer breiten hohen Freitreppe, über die es im »*Time is money*«-Tempo gerade hinaufging. Durch ein weites Portal unter einem mächtigen Sternenbanner gelangten wir in eine weite Halle mit merkwürdiger muffiger Luft. Zwischendeckodeur. Viel Zeit blieb jedoch nicht zu Betrachtungen. Immer im gleichen Tempo, mit Kisten und Kasten, mit Kind und Kegel wurde die lange Menschenschlange vorwärts getrieben.

»Weiter, weiter! Nicht stehen bleiben!« fuhr

mich ein Beamter an, als ich einen Augenblick verschnaufen wollte, »so ein neugieriges Grünhorn! Da kannst du es einmal weit bringen hierzulande, wenn du dich an jeder Ecke einmal umsehen willst.«

Ehe ich mich versah, stand ich in einer langen Reihe, in der die Menschen dicht hintereinander standen und ihr Geld zählten. Gerade vor mir stand ein dicker Russe in einem Pelzmantel und zählte einmal ums andere seine Hundertrubelscheine. Wie ich ihn beneidete! Wie ich ihn hasste! Ja, die hier hatten Geld! Das klimperte nur so mit den Batzen. Nur ich –

Endlich stand ich selbst an der Spitze der Polonaise ins Land der Verheißung. Ein großer, glattrasierter, unheimlich amerikanisch aussehender Herr stand hinter einer Schranke.

»Wie viel Geld haben Sie?« fragte er ohne Umschweife.

»Hundert Dollar«, antwortete ich mit einem kühnen Griff nach dem Geldbeutel, denn hier, wo Sein oder Nichtsein die Frage war, kam es auf eine kleine Notlüge wahrscheinlich auch nicht mehr an. Die Lüge aber hatte nur sehr kurze Beine. Der Mann bestand darauf, dass ich meinen Schatz vorzeige, und so kam es dann ans Tageslicht, dass ich nur 16 Dollar Vermögen hatte.

»Hm«, meinte der Beamte, ohne eine Miene seines steinernen Gesichts zu verziehen, »ist das alles?«

»Ja.«

»Und haben Sie keine Verwandten oder Be-

kannte im Land?«

»Nein.«

»Beruf?«

Auf diese Frage war ich vorbereitet. »Wenn er dich fragt, was für einen Beruf du hast, so musst du ihm ein recht handfestes Handwerk angeben«, hatte man mir geraten.

»Schlosser« log ich mit dem Brustton der Überzeugung. Das machte entschieden Eindruck auf den Beamten. Er betrachtete mich um eine Schattierung wohlgefälliger, während er ein paar englische Worte wechselte mit einem hintenstehenden Herrn, der aussah wie ein Pastor. Dann wandte er sich wieder an mich in einem so schönen Deutsch, wie ich es ihm niemals zugetraut hätte: »Na, meinetwegen mach', dass du weiter kommst, aber sieh mal zu, dass du nicht über deine eigenen Füße stolperst.«

Der freundliche Herr, mit dem der Beamte gesprochen hatte, war kein anderer als der Pastor des Deutsch-Lutherischen Emigrantenhauses. Er hatte gegenüber den Behörden die Garantie für mein Wohlverhalten übernommen und er musste nun auch dafür sorgen, dass ich mit heiler Haut hinüberkam nach Neuyork. Wir kamen in einen anderen großen Raum, wo die Leute in langen Reihen auf schmierigen Bänken saßen und ihr Bier direkt aus den Flaschen tranken. Ich fand das unmanierlich, aber ich dachte mir, das gehöre sich wohl für den freien Bürger. Der Herr Pastor bestellte Kaffee und Kuchen und bezahlte alles. Nachdem er noch eine An-

zahl anderer deutscher Grünhörner, darunter auch den Berliner, zusammengebracht hatte, ging es mit dem flinken Motorboot durch das glitzernde Wasser hinüber ins Land der Verheißung.

Im Nu waren wir an der Landungsbrücke von Castle Garden. Vor uns breitete sich der Batteriepark mit den staubigen Baumkronen und den vergilbten Blumenbeeten, und im Hintergrund türmten sich die Wolkenkratzer. Über den Kopf hinweg donnerten die Wagen der Hochbahn, und wie das dumpfe Brausen einer weit entfernten Brandung drang das Murmeln von Millionen Geräuschen ans Ohr. Das war die Stimme von Neuyork.

In einem jener hohen grauen Gebäude am Batteriepark, die in meinen Grünhornaugen schon Wolkenkratzer waren, befand sich das Deutsch-Lutherische Emigrantenheim, und ganz oben im obersten Stockwerk, von wo man eine wunderbare Aussicht hatte auf die weite Bai mit ihren unzähligen Lichtern, lag der große helle Schlafsaal.

Nie werde ich sie vergessen, jene erste Nacht in Neuyork! Lange saß ich auf dem Bett und schaute wie gebannt hinunter auf das fremde Leben. Das elektrische Licht blitzte zwischen den Baumblättern am Batteriepark und über die hohen Eisengerüste, die so fantastisch in das Dunkel hineinragten, brauste alle Augenblicke ein Hochbahnzug wie eine funkelnde, lichtumflutete Schlange. Neben mir lag der Berliner und wurde nicht müde zu schwatzen. Amerika konnte ihm nicht sonderlich imponieren, und Neuyork schon gar nicht, trotz aller Hochbah-

nen. »Bei uns in Berlin ...«

Es sei wohl das gescheiteste, wenn wir beide aufs Land gingen zu einem Farmer. Da verdiene man 15 Dollars im Monat neben der Kost. Das wären 60 Mark, ein Haufen Geld. »Aber Gras mähen, Mist fahren, Kühe melken – da wären wir beide – du und ich – in 14 Tagen tote Männer! Bleiben wir lieber hier in der Stadt. Da machen wir dann zusammen eine Destille auf und einen Bouillonkeller mit Weißbierausschank. Weiße mit Himbeer! Damit ist noch was zu machen. Die Kadetten kommen ganz von selber.«

Weiter kam er nicht mit seinen Betrachtungen, denn ein in einem benachbarten Bett liegender Graubart, der sich schon mehrfach geräuspert hatte, fiel ihm eben nicht sanft ins Wort: »Wenn ihr aber jetzt nicht den Mund haltet, ihr Grönhörner dort drüben, dann sollt ihr etwas erleben! Von wegen Bouillonkeller! Könnt froh sein, wenn ihr nicht eines Tages auf der Straße verreckt in diesem gesegneten Lande!«

Ein Murmeln ging durch den Saal bei diesen Worten. Ein beifälliges Murmeln, wie mir schien.

Ganz früh am anderen Morgen, als eben das erste Tagesgrauen durch den weiten Raum kam, erschien der Hausknecht und weckte uns mit echt lutherischer Grobheit. Er riss die Fenster auf, er rückte mit den Stühlen, er fluchte wie ein Sackträger an den Eastriverdocks, und kurzum: es war kein Bleiben mehr in der Herberge. Missmutig gingen wir alle hinunter in einen großen Raum im Kellerge-

schoß, wo schöne Bilder und Sprüche an den Wänden hingen. Die waren alle ausgewählt nach dem Geschmack und den Bedürfnissen eines armen Auswanderers. Einer aber war darunter, den ich nur mit Kopfschütteln lesen konnte. Das war der von der Schlange: »Du wirst ihr den Kopf zertreten, und sie wird dich in die Ferse stechen.«

Den fand ich einigermaßen unpassend, aber später ist er noch manchmal wieder vor mir aufgetaucht wie ein Orakel.

Auf den langen Tischen lagen bunte Decken von gewürfeltem Muster, ganz wie zu Hause; es gab Kaffee und Milch, soviel man wollte und Schinken und gebackene Eier und Bratkartoffeln schon am frühen Morgen. So weit schien Amerika ein ganz erträgliches Land.

Später nahm der Hausvater jeden einzelnen der Ankömmlinge ins Gebet und erkundigte sich eingehend nach Name, Stand und Herkunft, welche Angaben er dann, Wahrheit und Dichtung, gewissenhaft notierte in einem mächtig großen Buch. Einen großen, stattlichen, militärisch straffen Mann, den man nicht erst zu fragen brauchte, um zu wissen, dass er einmal ein preußischer Offizier gewesen war, schickte er mit einem Zettel nach einem Hotel, wo sie Geschirrspüler brauchten, einen ehemaligen Apotheker orderte er als Gehilfen in einen Kramladen, aus einem Kontoristen machte er einen Friseurgehilfen, einen Zuckerbäcker suchte er bei den Erdarbeitern unterzubringen. »Für Sie hätte ich eine Stelle auf dem Lande«, sagte er zu einem Fabrikar-

beiter. Als die Reihe an mich kam, waren die offenen Stellen schon alle vergeben, wenigstens soweit sie für mich in Betracht kamen. Etwas herablassend musterte er mich durch seine goldumränderten Brillengläser.

»Du sollst erst mal deine Hörner ablaufen«, sagte er nicht eben freundlich, »dann kannst du ja wieder kommen.«

Ich ging hinaus auf die helle Straße und schaute unschlüssig und nicht wenig verstört nach allen Seiten. – Die Hörner sollte ich mir ablaufen? Das hatten mir andere schon vorher gesagt und das war wohl auch richtig, aber – wie machte man so etwas? Wie machte man es, wie stellte man sich an, wenn man sich über Wasser halten wollte in dieser kalten, bösen Welt? Ich setzte mich auf eine Bank im Batteriapark und versuchte nachzudenken über diese tiefen und für mich immerhin sehr zeitgemäßen Fragen. Im Nu war die Fantasie wieder davongelaufen zu den grellen Sonnenflecken, die auf den Sandwegen tanzten, zu der weiten Bai, die blau und verlockend sich ausbreitete im weichen Lichte des frühen Tages und den qualmenden Schornsteinen am Horizont.

Während ich noch da saß und meine Augen weidete an den fremdartigen Bildern des fernen Landes und Amerika mir eigentlich zum ersten Mal so recht gefiel, da kam der böse Geist dieses Landes selbst herbei und setzte sich neben mir auf die Bank. Ein ziemlich schäbig gekleideter Bursche mit unsteten Augen, herabhängendem Schnurrbart und



zittrigen Händen, in denen der Alkohol rumorte. In diese vergrub er den wirren Haarschopf und stöhnte zum Steinerweichen. Dann schaute er eine Weile starr vor sich hin und dann wieder auf den glänzenden Goldring, zu dem seine rauen Hände passten wie der Rabe zu den Pfauenfedern. Plötzlich zog er ihn vom Finger und warf ihn mit zorniger Gebärde mitten in den Weg. Das gab mir einen Stich ins Herz. Manches traute ich dem Lande Amerika zu, aber dass man hier goldene Ringe zum Wegwerfen hatte, das konnte ich vorerst noch nicht glauben. Und also – so schloss ich – war ich hier im Begriff, einem tiefen Drama auf die Spur zu kommen. Ich bückte mich nach dem Ring und gab ihm den Schatz wieder zurück. Nun warf er ihn noch weiter weg mit einem gräulichen Fluche. »Verdammt das Land Amerika!«

Das sagte er auf deutsch und betrachtete mich dabei mit so grimmiger Miene, dass ich nicht wagte, mich noch einmal nach dem Ring zu bücken.

»'s ist mein Verlobungsring«, fuhr er fort, »ein verdammt feines Stück Arbeit! Massiv Gold mit zwei Stempeln. Aber so falsch wie sie selber war! Kannst ihn haben für zehn Dollars. Nur fort mit Schaden, damit ich ihn nicht mehr sehe.«

Ich wusste nicht recht, was ich zu alledem sagen sollte, und so sagte ich vorerst gar nichts, während der andere immer lauter stöhnte.

»Well«, sagte er nach einer Weile, »hast du keine zehn Dollars? Sollst ihn haben für fünf.«

Auch darauf wusste ich noch nichts zu antwor-

ten, also ermäßigte er sein Angebot von fünf auf vier, drei, zwei und zuletzt sogar auf einen Dollar, immer mit entsprechenden Kunstpausen, die mit herzerreißenden Seufzern angefüllt waren. Schließlich wurden wir handelseinig bei fünfzig Cents. Mürbisch steckte er das Geld ein und wankte davon in einem derartigen Zustand der Zerknirschtheit, dass ich mich fast schämte meiner Kaltherzigkeit, die sich nicht entblödete, Kapital zu schlagen aus dem Elend der Mitmenschen. Trotz allem freute ich mich meiner Erwerbung. Von allen Seiten betrachtete ich den Schatz und ließ ihn in der Sonne glänzen. Der Anfang zum Business-Menschen war also gemacht. Rockefeller hatte wohl auch einmal nicht anders angefangen. Nun konnte es mir nicht fehlen in Amerika. Schon hörte ich die Dollarscheine in der Tasche knistern als Saldo des großen Geschäfts. So schnell mich die Beine trugen, rannte ich nach einem der orientalisch-amerikanischen Basare, wo es nach Motten und alten Kleidern duftete und in schmutzigen Buchstaben über der Türe zu lesen stand:

»*Second Hand Store.*«

Der dicke Herr, der da wie ein Pascha zwischen seinen Schätzen thronte, empfing mich nicht eben freundlich, und was er sagte, das stürzte mich aus allen Himmeln. »A finer Ring! a nobler Ring! Werd' ich Ihne gäbe fünf Cents for de Ring.«

Tief gekränkt ging ich weiter durch die lärmenden Straßen. Der Weg zum Glück, zum Reichtum, zu den Dollars war wohl auch hier gepflastert mit Mühen und Enttäuschungen, und wenn man nicht

untergehen wollte in diesem wilden Strudel, so musste man es vorerst machen, wie anderswo auch: Arbeiten!

Das hatte ich noch nie getan in meinem jungen Leben. Damit würde ich indes schon fertig werden, wie die anderen auch. Das wusste ich. Und trotzdem füllte mich der Gedanke mit Abscheu. Von Büffeln, Mustangs und Indianern hatte ich geträumt, von dämmrigen Urwäldern und weiten Prärien unter der hellen Sonne, von einem großen, lustigen Lande, wo das Erlebnis an allen Ecken lauert und mit wilden Augen das Abenteuer durch die Gegend geht. Dass aber auch hier die Dinge so hart beieinander liegen, dass auch hier die Menschen sich alle Abend schlafen legten und morgens wieder aufstanden und tagsüber in irgendeiner Tretmühle verdorrten und überhaupt alles so kahl und nüchtern war wie anderswo auch, das konnte ich nicht ertragen!

So machte ich es denn wie alle anderen und verlegte mich auf das Studium der »New Yorker Staatszeitung«, die täglich in einem gewaltigen Umfang mit langen Reihen von ausgeschriebenen Stellen erscheint. »Die muss man um drei Uhr morgens lesen«, sagten die Kenner der Verhältnisse. »Es sind die frühen Vögel, die die Würmer fangen. Wer da nicht schon gleich beim Erscheinen am Tor steht, der kommt immer zu spät.«

So stand ich in jener Nacht schon um Mitternacht in der langen Reihe und wartete geduldig mit den anderen. Es war eine kalte, raue, unfreundliche Nacht, wie ich sie noch nie zuvor und selten nach-

her erlebt habe. Immer stiller wurde es in den Straßen; so still und unheimlich, wie es nur immer sein kann, wenn zwischen den kahlen Mauern der hastige Atem der Großstadt erstirbt. Matt nur schimmerten die elektrischen Lampen durch die dicken Frühnebel, die eiskalt herunterrieselten zwischen den schwarzen, hohen Wolkenkratzern und wie die Gespenster hockten auf dem nassen Asphaltpflaster.

Immer mehr Menschen kamen herbei und reiheten sich an das Ende der langen Schlange. Hungrige und wohlgenährte, meistens aber hungrige. Schäbige und wohlgekleidete, meistens aber schäbige. Alle aber mit jenem müden Blick, den man nur bei denen finden kann, die um Mitternacht die Arbeit suchen. Und wir standen und warteten mit aufgeschlagenem Rockkragen und den Händen in den Hosentaschen und traten von einem Fuß auf den anderen vor lauter Kälte und Ungeduld, und es wollte und wollte nicht drei Uhr werden. Die einzigen, die etwas vorstellten in dieser Umwelt der Ärmlichkeit, waren die Schutzleute, die schönen, gutgenährten amerikanischen Schutzleute mit den zierlichen Gummiknüppeln, die für Ordnung sorgten.

Noch einige Minuten fehlten bis zur vollen Stunde. Alle spitzten die Ohren wie die Raubtiere bei der Fütterung. Es fiel mir auf, wie viele Raubtiere unser Herrgott doch in seinem Garten hat und wie schlecht sie oft gefüttert werden.

Dann endlich war es so weit. Drei Uhr morgens ist die Geburtsstunde des neuen Tages in Neuyork.

Um diese Stunde flattern – noch nass von der Presse – die ersten Zeitungen über die Straße. Die erste Sensation fliegt brüllend durch die Gassen und hört nicht mehr auf zu brüllen, bis in die späten Nachtstunden. Um diese Stunde ist es auch, wo für die im Hinterhause der Großstadt der Kampf um's Dasein beginnt.

Da stand ich nun mit der großen Zeitung in der Hand und betrachtete mir die da ausgeschriebenen nagelneuen Stellen nicht anders wie einer, der eine leckere Speisekarte mustert.

»Porter gesucht für Saluhn. – Janitor für Boardinghaus. – Mann zum Barreelfixen. – Boy mit Bicycle für Deliverystore. – Zweite Hand an Kandies. – Smarter junger Mann, der auch Schuhe scheinen und Disches waschen kann, für Hotel« usw.

Das war alles deutsch, aber was wohl so eine »zweite Hand an Kandies« zu tun hätte? fragte ich einen umherlungernden Tagedieb. »Was wird er wohl zu tun haben?« sagte er mürrisch, »er muss dem Boß eine Hand reichen beim Mixen; er muss die Boxes muhven; er muss die Tins putzen, die Disches waschen, die Office sweepen –«

Der Rest der Rede ging unter in dem Lärm der Straße.

Zwei Tage, bzw. zwei Nächte lang versuchte ich mein Glück auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege. Dann gab ich es auf in Verzweiflung. Als letzter Rettungsanker blieb nur noch das Stellenbüro von Castle Garden. Das runde, zirkusartige Gebäude, in dem vor Zeiten das Auswanderungsamt

untergebracht war, ist täglich das Ziel von Hunderten und Tausenden armer Teufel. Dicht gedrängt sitzen sie auf den langen Bänken und warten. Lange, geduldige Stunden. Es soll Leute geben, die dort schon seit Jahrzehnten warten.

Ich setzte mich neben einen dicken, wohlgekleideten Mann, der einen sehr soliden Eindruck machte.

»Schon lange von drüben?« fragte er herablassend.

»Drei Tage.«

»So, so.«

Weiter sagte er nichts.

Am Ende des Saales saß auf einem Katheder ein Mann, der mit schnarrender Stimme die einlaufenden Stellen ausrief.

»Geschirrwascher für Hotel!«

Ein Dutzend Hände flogen in die Höhe.

»Hausknecht für Wirtshaus!« Wieder ein paar Dutzend Hände.

»Nachtwächter für Fabrik!«

»Mehrere kräftige, ungelernete Leute für Landarbeit.«

Feierliche Stille. Kein Mensch meldete sich.

»Ja«, sagte der dicke Mann, der neben mir saß, »dafür wird sich wohl keiner finden! Die Sorte verhungert lieber auf dem Straßenpflaster, als dass sie sich bei den Bauern die Hände schmutzig machen. Steifer Hut, Stehkragen und was sonst noch, aber keinen roten Cent in der Tasche. Das ist so die Mode heutzutage. Ich wette einen Dollar, dass die

Hälfte von den Burschen noch nicht das Schlafgeld für die Nacht zusammen hat.«

Dann fing er an zu erzählen von Amerika und den Amerikanern. Allerlei Weisheiten, die ich begierig aufsaugte wie lauterer Evangelium. Sein Vater, sagte er, sei drüben ein Bäckermeister gewesen und er sollte später das Geschäft übernehmen. Aber da es ihm zu wohl geworden war, »machte« er nach Amerika. O ja, es sei ihm nicht immer schlecht gegangen! Zuweilen habe er plenty Geld gemacht. Zuweilen auch nicht. Das sei so üblich hierzulande. Er habe eine Farm gehabt in Minnesota und einen Laden in St. Louis. Aber dann habe er eine amerikanische Frau genommen, und das hätte nicht gut getan. »So eine amerikanische Frau, musst du wissen, ist eine Lady und mit der ist nicht zu spaßen. Du musst ihr morgens das Frühstück ans Bett bringen und abends musst du im Boardinghaus essen, weil sie nicht kochen mag.«

Da war aber einer darunter – ein verwegen dreinschauender Bursche mit schwarzem Haarschopf und kohlschwarzen Augen hinter buschigen Augenbrauen –, der alles besser wusste als die anderen. Amerika, so meinte er, sei nicht schlechter als andere Länder. Die Hauptsache sei das System. »Wer das beizeiten erfasst hat«, so meinte er, »der spart sich viele Umwege und vielen unnützen Ärger. Ich selbst habe zehn Jahre gebraucht, um das herauszufinden. Ob ich es kenne, das Leben! Ich habe Schuhe ›gescheint‹ und Disches gewaschen und mit den Italienern in den Straßen gearbeitet. Ich

habe in Chikago mit Patentmedizin gehandelt und den Farmern in Missouri Bilderbücher aufgeschwatzt mit dem verstorbenen Präsidenten Mac Kinley. Ein Sündengeld konnte man dabei verdienen, aber am Ende habe ich doch wieder die Nickelstücke an den Straßenecken erfochten und in den kalten Winternächten auf den Bänken im Zentralpark geschlafen.

Da sagte ich mir eines Tages: ›Jim, so kann das nicht weitergehen!‹ Ich gab meinem Herzen einen Stoß und bewarb mich um eine Stelle in einer Gießerei. Es war eine kleine, schmutzige Gießerei drüben in New Jersey. Sie wollten mich nicht nehmen, weil sie ohnehin schon mehr Leute hatten, als sie brauchten. Aber ich habe darum gebettelt mit Tränen in den Augen, bis sie mich anstellten für einen Dollar im Tag. Ein lumpiger Dollar! Aber ausgehalten habe ich und meine Zeit abgewartet mit der Geduld eines Heiligen. Vier Monate lang. Neben mir in der Werkstatt arbeitete ein anderer Geselle für anderthalb Dollars täglich. Er war ein großer, gutmütiger Junge, der mir täglich sein halbes Frühstück gab. Ein dutzendmal im Lauf des Tages klopfte ich ihm auf die Schulter: ›Hallo, Billy! How are you?‹ Aber nach Feierabend, wenn ich die Werkstatt auszukehren hatte, da machte ich sein Werkzeug stumpf und pfuschte noch einmal mit der Feile an dem Eisen, das er eben gefeilt hatte. Und eines Tages bekam Billy den Sack, und ich verdiente die anderthalb Dollars. Armer Billy! Ich habe mich oft gewundert, was aus ihm geworden ist. Aber kann ich



dafür? Wenn ich es nicht getan hätte, hätt's ein anderer getan. Das System hat ihn umgebracht.«

»Den Meister«, fuhr er fort, »mochte ich gar nicht leiden. Er konnte nur schimpfen und fluchen. Den ganzen Tag ging es ›hurry up! get a move on you!‹ Ich hasste ihn wie eine Schlange. Aber wenn ich ihn kommen sah, machte ich eine Verbeugung bis zum Boden und lächelte. Und wenn er uns bis 10 Uhr in der Werkstatt hielt, so biss ich die Zähne zusammen und blieb noch länger, wenn er es verlangte. Und wenn die Kameraden murrten, so sagte ich ihnen, dass Mr. Jones ein Gentleman sei und dass ich noch nie einen so guten Meister gehabt hätte. Aber eines Tages hängte ich ihm eine hässliche Geschichte an und verklatschte ihn beim Boß. Und heute bin ich selbst Meister! – Siehst du, das ist das System. Was Ehrlichkeit! Was Rechtschaffenheit! Ammenmärchen für die kleinen Kinder! Plunder für die Narren! Die Hauptsache ist, dass man mit allen vier Füßen auf dem Boden steht.«

Am Nachmittag kam er wieder und klimperte mit den Dollars in der Tasche. »Komm' mit«, sagte er zu mir, »wir wollen eine kleine Reise durch den Hafen machen. Ich will dir zeigen, wo es etwas zu sehen gibt.«

Wir gingen zusammen hinüber nach Hoboken.

Man hat diesen Stadtteil oft die Bremer Vorstadt Neuyorks genannt. Man könnte ihn ebenso gut eine Hamburger Vorstadt nennen. Denn die Stimmung ist ganz Sankt-Pauli. Kneipen, Spelunken, Tanzlokale, billige Kinotheater und landfeine Matrosen. In

den hellerleuchteten Bars waltet eine schimmernde Pracht von leuchtenden Glaskristallen, glitzernden Spiegeln und kitschigen Bildern von Frauenzimmern in allen Stadien der Nacktheit.

Der Mann mit dem weiten Gewissen schleppte mich von einer Bar in die andere. Wir tranken Bier und Whisky und Portwein und Sherry alles durcheinander und er zahlte alles, nicht nur für mich, sondern oftmals auch für das ganze Haus. Er warf mit den Dollars nur so um sich. »Das ist das Leben!« sagte er, indem er mit den dünnen Händen durch den Haarschopf fuhr, der noch viel dünner war.

Offenbar war er darauf aus, alle Vergnügungen Hobokens systematisch durchzukosten. Sein bleiches, bartloses Gesicht war vom Wein gerötet, und in seinen müden Augen hatte der Alkohol ein Feuer entzündet. Mit dem besten Willen kann ich nicht mehr sagen, wo er mich an jenem Abend überall hingeführt hat. In eine Schießhalle, ein Tanzlokal, eine Waffelbude, einen Billardsaal, in ein Panoptikum. Schließlich landeten wir in einer chinesischen Teestube mit geblümter Tapete und staubigen Plüschsofas, auf denen gepuderte, geschminkte und bemalte Frauenzimmer saßen. An der Decke hingen Lampions und Girlanden, chinesische Fächer und anderer Firlefanz. Ein Jüngling in schwarzem Gehrock, schwarzen Locken und einem kreideweißen Gesicht spielte auf einem Klavier. »Kurasche!« ermunterte der Mann mit dem System, »ich zahl' alles!«

Ich aber hatte keine »Kurasche«. Und überhaupt – dieser systematische Mensch war mir unheimlich.

Sobald mein neuer Bekannter außer Sicht war, benutzte ich die Gelegenheit, um mit großen Schritten in die Nacht hinaus zu verschwinden.

Es war draußen schon ganz still. Über den Docks brannten die Bogenlampen und warfen ein weißes Licht auf das Gewirr der Schienen. Fern im Osten, hinter den Schornsteinen von Jersey City, begann eben der Tag zu grauen. Arbeiter eilten geschäftig vorüber mit ihren Frühstückseimern. Die Dampfkräne begannen sich rasselnd in Bewegung zu setzen. Der Pulsschlag der Arbeit durchzitterte das erwachende Neuyork.

Ja, Arbeit! Hier redeten alle nur von Arbeit. Vom Arbeiten und vom Dollarmachen. Aber wie, beim Kuckuck, sollte man es anfangen, um diese Arbeit zu finden? Da lief ich nun schon fünf Tage lang in Neuyork herum, ohne eine Spur davon zu entdecken. Und die Dollars waren inzwischen auch nicht mehr geworden. Oft saß ich auf den schmutzigen Bänken im Arbeitsbüro und wartete mit den anderen. Aber es wollte und wollte sich nichts finden. Die Porter-, Janitor- und Dischwascherstellen wurden stets von anderen weggeschnappt, die natürlich alle viel »smarter« waren als ich, und für eine Stelle auf dem Lande wagte ich mich nicht zu melden, weil ich fürchtete, damit den Spott der ganzen Versammlung herauszufordern.

Ich müsste jedoch lügen, wenn ich behaupten wollte, dass diese Misserfolge mir besonders nahe gegangen wären. Vorderhand war ich ja für einen Dollar im Tag gut aufgehoben im Emigrantenhaus,

und im übrigen – so dachte ich mir – würde sich schon etwas finden. Glücklicher Leichtsinn der Jugend! Täglich machte ich große Streifzüge durch Neuyork. Ich bestaunte die großen wildwestlichen Büffel im Zentralpark und bahnte meinen Weg durch das Gewühl der Börsenjobbers in Wallstreet vor J. Pierpont Morgans Haus. Einmal stand ich oben auf der Brooklyn-Brücke und schaute viele Stunden lang hinunter auf das wimmelnde Leben im Hafen.

»*Time is money.*« Ich war noch nicht Amerikaner genug, um das Wort zu kennen. »Kommt Zeit, kommt Rat.« Bei diesem Gedanken beruhigte ich mich immer wieder, und Amerika hätte mich sicherlich über kurz oder lang *vis-à-vis de rien* gesehen, wenn nicht ein launischer Zufall zu Hilfe gekommen wäre. Als ich eines Tages gedankenlos durch die Greenwichstraße schlenderte, kam ein dicker Mann in Hemdsärmeln und ohne Hut hinter mir her gekeucht.

»Hallo, Landsmann! Suchscht Arweit?« rief er atemlos. Ehe ich wusste, wie mir geschah, hatte er mich schon in eine Kneipe geschleppt, die den in dieser Umgebung etwas fremd anmutenden Namen »Zur Stadt Balingen« trug. Dort traktierte er mich mit säuerlichem, abgestandenem Bier und ließ dazwischen ein wahres Trommelfeuer von Fragen auf mich niederprasseln. »Schon lang in Amerika? Bischt a Schwob? Was hescht g'lehrt? Was kannscht schaffa?«

Ja, das war es eben! Eigentlich hatte ich gar

nichts »gelehrt«, das mir etwas zunutze sein konnte, und mit dem »schaffa« hatte ich es noch nicht versucht.

»Oh!« meinte er, als ich ihm sagte, dass ich am liebsten aufs Land ginge, »da kannscht gleich a Dschob kriege! Was die Farmer sind, die brauchet immer Hand.«

»Ich möchte aber nicht so weit von der Stadt.«

»Nein, ganz nah! mit der Streetcar kannscht jeder Dag in d' City fahra.«

Es war also alles in schönster Ordnung. Der Boß machte sich gleich auf den Weg zu der Kundschaft und schon nach einer halben Stunde kam er wieder zurück mit einem Farmer, der mit seinem langen Ziegenbart und der rasierten Oberlippe aussah wie der leibhaftige Onkel Sam. Eine ganze Weile beschaute er mich misstrauisch von oben bis unten etwa so, wie man eine neu gekaufte Kuh betrachtet.

»Well«, meinte er bedächtig, »I guess, I reckon –«

Und dann besprachen sich die beiden in einem amerikanischen Englisch, von dem ich nur das wenigste verstand. Der liebe Landsmann erzählte dem Farmer, dass ich auf einer Farm aufgewachsen wäre. Ich könnte Wagen fahren und Pferde einschirren. Ich könnte Mais hacken und Kartoffeln häufeln und mit der Heugabel hantieren wie nur einer. Nur Kühe melken könnte ich nicht, denn das besorgten in Europa die Frauen. Der Farmer hörte bedächtig zu und sagte zuweilen: »Allright, very fine –.« Und derweilen saß ich großes Grünhorn dabei und hatte nur eine halbe Ahnung von dem ganzen Komplott.

Es war wie ein Kuhkauf. Der liebe Landsmann bekam einen Fünfdollarschein, und der Farmer nahm mich mit hinüber nach Long-Island-City, wo wir den Schnellzug bestiegen. Bald lag Neuyork weit hinter uns.

Aber hatte er nicht gesagt, die Farm läge am Rande der Stadt und wäre mit der Straßenbahn zu erreichen?

In rasender Fahrt eilte der Zug durch das flache Land, Städte und Dörfer tauchten auf und verschwanden, und immer noch saß der Farmer mir gegenüber und betrachtete mich wieder und wieder und machte keine Miene zum Aussteigen. Wir kamen in eine schöne Gegend mit saftigen Wiesen und hübschen, ganz in Grün gebetteten Dörfern. In der Ferne schimmerte das Meer.

»Amagensett«, rief der Schaffner. Das war die Endstation. Der letzte Ort auf Long Island.

Durch den tiefen Sand einer breiten, von mächtigen Ulmen beschatteten Straße, vorbei an einem Schild, an dem in riesigen Lettern zu lesen stand: »Nach Neuyork 120 Meilen«, marschierten wir nach dem etwas abseits gelegenen Dorfe.

Wie still hier alles war! Nur die Vögel sangen in den Hecken. Der Seewind rauschte in den Baumkronen, und die Grillen zirpten leise am Wegrand. Vom Dorfe her kam ein Wagen mit Milchkannen herange-trabt.

»Hallo, Mr. Mulford«, rief der Farmer auf dem Wagen im Vorüberfahren, »schön Wetter heute!«

Und dann, als er meiner ansichtig wurde, hielt er

unvermittelt den Wagen an.

»Grünhorn?« meinte er, indem er mich mit kritischem Blick von oben bis unten musterte.

Und dann standen sie noch eine gute Stunde mitten auf der Straße beisammen und redeten über das Wetter, über die Getreidepreise, über den neuen Zolltarif, über die Kartoffelkäfer, über das neueste Patenthühnerfutter und wohl auch über mich, so viel ich ausmachen konnte, denn der andere klopfte mir alle Augenblicke wohlwollend auf die Schulter.

Breit und behäbig, wie ein deutsches Pfarrhaus, lag die Farm hinter den uralten Ulmen. Da es gerade Sonntag war, saßen alle Hausbewohner sonntäglich geputzt vor der Tür und hielten Siesta unter den Bäumen oder spielten Mühle auf der Haustreppe. Ein etwa 14 Jahre alter Junge, namens Charley, war eben dabei, mit einem Luftgewehr nach der Scheibe zu schießen. Er traf fast immer ins Schwarze und forderte mich energisch auf, es ihm gleichzutun. Ich aber – wie schon so oft – schoss immer daneben, worüber der andere sich anscheinend unbändig freute. Ja, da hatte er einmal einem blamierten Europäer gezeigt, was ein Yankee kann! Noch heute höre ich das Indianergeheul, mit dem er jeden Fehlschuss begleitete: »*You never headed!*« – Nix getroffen!

\*

Nein, ich kann es nicht über mich bringen, nun auch noch im einzelnen von den kommenden Wochen zu erzählen. Die Geschichte von den zerschun-

denen Knochen, von dem schmerzenden Rücken und den blutigen Händen. Von den grauen, düsteren Morgen und den langen, langen Arbeitsstunden in der glühenden Sonnenhitze. Wer noch nie um 3 Uhr morgens einen bocksbeinigen Maulesel angeschirrt hat, der weiß nicht, was harte Arbeit ist!

Die Hauptarbeit war draußen auf dem Maisfeld, wo eben die jungen Pflanzen aufgegangen waren und man mit dem Pflug zwischen den endlosen Reihen hingehen musste. Eine eintönige, langweilige Arbeit. Die Hitze flimmerte über der Ackerkrume, die Sandkörner tanzten in der heißen Luft und es wollte und wollte nicht Mittag werden. Der alte Hannibal – das war der Gaul – trabte immer geradeaus wie eine wesenlose Maschine. Er hörte nicht auf die Spatzen, die in den Zaunhecken lärmten und nicht auf das Lied der Lerchen in der blauen Sommerluft. Längst schon war er abgestumpft gegen alle äußeren Eindrücke. Arbeit – Arbeit – Dollars machen.

War man mit dem Pflügen fertig, so musste man mit der langen Hacke das Unkraut weghacken, das dicht unter den Stauden wucherte. Und das war noch langweiliger als das Pflügen. Denn wenn man an einem Ende des Feldes mit der Arbeit fertig war, wucherte das Unkraut schon wieder fußhoch am anderen. Eine richtige Tretmühle. Hätte ich Geld gehabt, so wäre ich gleich am ersten Tage auf und davon gelaufen. Aber so hieß es die Zähne zusammenbeißen.

Der Farmer hatte natürlich bald herausgefunden, wie es in Wahrheit um meine landwirtschaftli-



chen Kenntnisse stand. Er machte ein saures Gesicht, aber ich muss ihm nachsagen, dass er sich wie ein Mann in das Unvermeidliche gefunden hat und sich fortan die redlichste Mühe gab, mich in die Geheimnisse der Landwirtschaft einzuweihen, obwohl ich mich oftmals dabei anstellte – nun ja, wie sich nur ein Grünhorn anstellen kann, das sein Leben noch keine harte Arbeit getan hat. Es kamen Tage, an denen ich nichts lernen und begreifen wollte. Tage, an denen ich an mir selbst verzweifelte. »Nicht einmal zum Bauernjungen bist du zu gebrauchen«, pflegte ich mir zu sagen.

Langsam war eine Woche um die andere vergangen. Draußen auf den Feldern begann der Mais sich goldgelb zu färben, und über das hohe Gras auf den Wiesen huschte es wie Silber, wenn der heiße Sommerwind darüber hinstrich. Das war die Zeit der Heuernte. – Die Mähmaschine surrte. Die Blumen verdorrten, und der süße Duft von neugemähtem Heu lag in der Luft. Die Grillen zirpten auf der Wiese, die Frösche quakten in dem nahen Teiche, und die aufgewirbelten Heusamen tanzten in der heißen, flimmernden Atmosphäre. Zuweilen stand ein grollendes Sommergewitter am Himmel und scheuchte die Krähen auf, die aufgeregt schwatzend auf den Bäumen und an den Zaunhecken saßen. »Ein bisschen fix mit eurer Arbeit!« schienen sie zu sagen, »es wird ein Regenwetter geben, und man muss Heu machen, solange die Sonne scheint.«

Als mit dem Fortschreiten der Ernte die Arbeit sich immer mehr häufte, kam ein halbes Dutzend

Landarbeiter auf die Farm. Es waren seltsame Menschen mit roten Haaren und schwarzen, unruhigen Augen. Und sie redeten ein Englisch, von dem ich nur das wenigste verstand. Der Farmer behandelte sie schlecht. Er gab ihnen das Mittagessen im Stall bei den Pferden und überwachte ihre Arbeit nach einer Art Taylor-System. Keinen Augenblick ließ er sie aus den Augen, und wenn einmal einer von ihnen sich etwas viel Zeit nahm, um seine Pfeife zu stopfen, so zog er das Scheckbuch, das er immer bei sich führte, schrieb sein Guthaben aus und schickte ihn ohne ein weiteres Wort zum Teufel.

»Es sind Irländer«, sagte er zu mir, »mit denen darf man sich nicht gemein machen, sonst glauben sie am Ende gar, sie seien so gut wie unsereiner.«

Und die Herren Irländer mochten wohl dasselbe von uns denken. Sie hielten sich stets abseits und redeten nicht mehr als unbedingt notwendig, weder mit mir, noch mit einem anderen von der Farm. An einem Sonntagnachmittag aber kam einer von ihnen an der Farm vorbei und lud mich ein, mit ihm zu gehen. »Es ist heute Sankt-Patriks-Tag«, sagte er, »da gibt's ein großes Fest im Dorfe.« Er führte mich in einen großen Saal, in dem Hunderte von Männern, Frauen und Kindern im bunten Durcheinander saßen, alle mit grünen Schleifen und Kleeblättern geschmückt.

Die Sankt-Patriks-Feier wurde ein großer Erfolg. Aber sie hatte für mich ein böses Nachspiel. Als nämlich der Farmer erfuhr, wo ich gesteckt hatte, wurde er im höchsten Grade ungnädig und sagte

mir, ich könne gefälligst zum Teufel gehen, wenn er noch einmal erfahre, dass ich mich mit dem Pack herumtreibe. Vor allem konnte er den Leuten das Whiskytrinken nicht vergessen, denn er war, wie die meisten Farmer Neuenglands, ein fanatischer Puritaner.

Doch ich will damit nichts Böses gesagt haben über den alten Mr. Mulford. Er behandelte mich gut trotz aller Tyrannei. Er mochte wohl gedacht haben, dass er an dem Grünhorn eine große Stütze in seiner Wirtschaft großziehen könne, denn er verwendete keine geringe Mühe darauf, mir die Vorzüge des Farmerlebens auf Long Island ins rechte Licht zu setzen. Im Winter – so sagte er – da sei es schön. Da gebe es fast nichts zu arbeiten, und im nächsten Sommer wollten wir uns schon so einrichten, dass uns die Arbeit nicht über den Kopf wachse.

In mir aber rumorte die Reiselust, und ich zermartete meinen Kopf mit Plänen, wie ich es wohl am besten anfinge, um mit Anstand wieder fortzukommen.

»Es ist eben nicht mehr viel Arbeit auf der Farm«, sagte ich eines Tages, »wenn der Monat aus ist, werde ich weiter gehen.«

»Oho! Wo willst du denn hin?«

»Nach Westen.«

»So, du hast nicht genug zu tun? Spann man gleich die Pferde an. Wir wollen in den Wald fahren und eine Ladung Holz holen. Morgen werden wir die Zäune ausbessern, übermorgen bauen wir einen

Stall für die Hühner und dann – keine Arbeit! Was! Es gibt immer etwas zu tun, wenn man sich danach umsieht.«

Wir holten das Holz, wir flickten die Zäune und bauten den Stall, und es gab immer noch Arbeit. – Nein, es war nichts mit dieser Ausrede! Ich brachte andere Gründe vor, bis ich eines Tages den Stier bei den Hörnern packte und ganz amerikanisch erklärte, dass ich an dem und dem Tag umso und so viel Uhr nach Neuyork und von dort nach Texas reisen würde.

»Well«, meinte der Farmer mit bedächtigem Streichen seines Ziegenbartes, »geh' du nach Texas. Oder meinetwegen nach dem Nordpol. Es wird eine Zeit kommen, wo du noch einmal an Long Island zurückdenken wirst. Denn Amerika – ja es ist ein feines Land – das feinste Land der Welt – *Gods own country* – aber es ist auch ein interessantes Land – manchmal zu interessant, namentlich für die Grünhörner in Texas.«

## Drittes Kapitel|Nach Texas

WIE MAN POKER SPIELT. – SEINE AMERIKANISCHE TANTE. – GESPRÄCH MIT DONNA ELVIRA. – ANKUNFT IN GALVESTON. – WO DER ERNST DES LEBENS BEGINNT. – IM SPITAL. – MÜßIGE PROPHEZEIUNGEN. – »KANNSCHT NIMMER DEUTSCH SCHWÄTZA?«. – DIE »FARBENLINIE«. – ICH VERSUCHE MICH ALS ZUCKERBÄCKER.

»So, da wären wir!« sagte der Mann vom Emigrantenhaus, als wir vor dem großen Dampfer der Mallorylinie angekommen waren, »nun machen Sie Ihre Sachen gut dort unten. Immer mit dem Kopf durch die Wand! Das ist die beste Methode. Und halten Sie die Augen offen und den Geldbeutel zu, denn Texas – nun, Sie werden ja schon selbst sehen!«

Und ohne ein weiteres Wort war er in dem Menschengewühl an der Pier verschwunden.

Am Abend ging es mit der Flut hinaus ins offene Meer. Langsam, ganz langsam glitten wir durch den Long-Island-Sund zwischen den Häusermeeren von Brooklyn und Manhattan, die mit ihrem Gewühl von Menschen und Fahrzeugen vorüberhuschten wie ein Film. Dann ging es vorbei an Governors Island mit der Freiheitsstatue und an dem großen Menschenkäfig der Ellis-Insel. In der Ferne qualmten die Fabriken. Grüne Hügel umsäumten wie Teppiche die glitzernde Wasserfläche. Dahinter zogen sich andere Hügel hin, die in allen Farben von Blau und Lila schillerten, und darüber lag das Abendrot

wie flüssiges Gold. Als wir in der offenen See ankamen, war es schon dunkel.

Lange stand ich in jener Nacht oben auf der Back und schaute über die Reeling hinweg dem vorüberrauschenden Wasser nach und fing an zu träumen von Büffeln, Prärien und Cowboys. Dann kam ich unversehens auf ganz andere Gedanken, und ich dachte mir: Ach, Texas! Wär' ich zu Hause!

»Success« hieß der Dampfer, der uns nach Texas brachte. Auf den Prospekten der Mallorylinie war er ein Salondampfer. Ein Wunder von Schnelligkeit und Seetüchtigkeit. Das letzte Wort von Eleganz und Bequemlichkeit. Die Matrosen aber behaupteten, er sei ein alter Kasten und reif zum »Absaufen«, damit die Gesellschaft endlich ihre Versicherungsprämie daran verdiene. Nur auf dem Promenadendeck der ersten Klasse, wo die freien Amerikaner mit dem großen Geldbeutel wohnten, war so etwas wie Luxus zu bemerken. Da flanierten die Damen und Herren in blütenweißen Tennisanzügen mit seidenen Sportmützen und breiten Krawatten von unwiderstehlicher Schönheit. Und die alten Dollarjäger lagen derweilen behaglich in ihren Deckstühlen und schauten blasiert über die endlose Wasseroberfläche. Sie rauchten ihre kurzen Maiskolbenpfeifen und spuckten zuweilen im großen Bogen hinunter auf das Großdeck, wo sich die Amerikaner zweiter Klasse ergingen.

Und die Amerikaner zweiter Klasse, lauter raue, wildwestlich aussehende Männer mit eckigen, glattrasierten Gesichtern, saßen vom frühen Morgen

bis weit in die Nacht hinein auf dem Verdeck und auf den Kanten der Luken und spielten Poker. Poker – das war ihre einzige große Passion! Kein Wind und kein Wetter, nicht die sengende Mittagshitze und nicht die Seekrankheit konnten sie davon abhalten.

Schweigend saßen sie über den Karten und beobachteten einander mit misstrauischen Mienen. Zuweilen wuchs die Zahl der Dollarscheine in dem Einsatz zu fantastischer Höhe, und das ganze Schiff kam herbeigelaufen, um das große Ereignis mitzuerleben. Alle betrachteten dann ihre Karten mit funkelnden Augen, aber ohne eine Miene zu verziehen. »*Full house!*« sagte einer und steckte den ganzen Reichtum ein. Alles pokerte. Wer Geld hatte, mischte die Karten, und die übrigen saßen dabei und sahen zu, wie die anderen verloren.

Da war aber auch eine Gesellschaft von schwäbischen Bauern an Bord, die noch nicht lange genug in Amerika waren, um das Pokerspiel zu erlernen. Wenn man sie so abseits von den anderen auf der Back sitzen sah, da nahmen sie sich aus wie eine Abbildung zu dem Gedicht von Freiligrath. Die Männer spazierten gemessen auf und ab und schauten mit ernster Miene über die weite Wasserfläche voraus nach Süden, wo bald die neue Heimat auftauchen würde, von der sie sich so viel versprochen. Und die Frauen strickten Strümpfe und kämmten wohl zehnmal am Tage die blonden Zöpfe der kleinen Kinder, die täglich aufs neue mit großen blanken Augen in die fremde Welt hineinblickten. Einer aber war un-

ter der Gesellschaft – der vierschrötige Sohn eines Böblinger Bierbrauers –, der schon eine beträchtliche amerikanische Erfahrung hinter sich hatte. Er konnte ein Liedlein singen von dem Leben in Amerika, denn es hatte ihn schon tüchtig bei den Ohren genommen. Die alte Geschichte! Vor Zeiten war er übers große Wasser gekommen, um die sagenhaft reiche Tante zu besuchen, die irgendwo in Colorado eine unermesslich große Farm ihr eigen nannte. Die Enttäuschung war groß, als er an Ort und Stelle anlangte und statt des erwarteten Landgutes nur Dornbusch, Schakale und Präriewölfe fand.

Die Erbtante, die eine kleine, weit abseits der Bahn gelegene Hühnerfarm besaß, empfing den Nefen nicht gerade ungnädig. Sie verwahrte für ihn sein väterliches Erbteil, das er von Deutschland mitgebracht hatte, und sorgte im übrigen dafür, dass er nie ohne nützliche Beschäftigung war. Irgendwelchen Lohn erhielt er nicht, und an das anvertraute Geld wollte sie sich nicht mehr erinnern. »Kannst froh sein, dass bei mir z'essa hascht, denn in Amerika hat's böse Leut'.«

So vergingen ein paar Wochen und schließlich ein paar Monate, bis die schwäbische Geduld des Bierbrauers ein Ende hatte. Er verschaffte sich einen Revolver, mit dem er, zu allem entschlossen, vor die listenreiche Tante trat. »Glei gibst mer mei Batza, sonst dreht sich's Rädle!«

Das wirkte.

Doch fast hätte ich über alledem die Hauptper-



son an Bord vergessen. Die stolze Donna Elvira. Sie war in der Tat eine Erscheinung, und ich muss gestehen, dass sie in ihrer exotischen Aufmachung bestrickend wirkte auf meine jugendliche Fantasie. »Sieh' sie dir gut an!« hatte einer der Pokerspieler gesagt, »so sehen die Weiber in Texas aus.« Da betrachtete ich sie mit verdoppeltem Interesse. Sie hatte einen kastanienbraunen Teint, blauschwarze Haare, dichte, gefärbte Augenbrauen und Augen so schwarz wie chinesische Tusche. Dazu zwei Ohringe von funkeln dem Silber, eine seidene Mantilla und einen bunten Fächer, der mit chinesischen Vögeln bemalt war.

Morgens saß sie am Büfett und trank »ice cream soda« und Kaffee mit sehr viel, sehr starkem Wermut und giftgrünem Absinth und rauchte dazu eine Zigarette um die andere. Ihre Fingerspitzen waren schon ganz gelb vom Zigarettendrehen. Abends aber saß sie mitten unter den Pokerspielern und rauchte Zigaretten und verlor mit Grazie. Geld? Ha, Geld spielte keine Rolle bei Dona Elvira!

Allmählich waren wir schon weit nach Süden gekommen. Die Sonne stieg höher und höher an dem dunkelblauen Himmel, fremdartige Seevögel wiegten sich über den Wellen, und die Bonitos und Schweinsfische sprangen übermütig aus dem Wasser vor dem Bug des vorwärtseilenden Schiffes. In einer lauen Nacht voll südlichen Zaubers fuhren wir durch die Floridastraße. Ich war gerade an Deck und schaute dem Glimmen und Glühen im vorübergleitenden Kielwasser zu, als eben Donna Elvira samt

Fächer und seidener Mantilla herangerauscht kam. »Was für eine Nacht!« rief sie aus, indem sie sich mit einem tiefen Seufzer in einen Deckstuhl warf, »*que noche bellessima!* Eine Texasnacht! Eine mexikanische Nacht! – Ah, *gringito!* Du weißt nicht, wie schön die Nächte in Mexiko sind! Wenn auf der Plaza die Musik spielt und die Kaballeros in den Anlagen flanieren! Richtige Kaballeros, die noch etwas anderes können, als nur Tabak kauen und Dollars machen!«

Dann war sie auf einmal gar nicht mehr die große Dame. Ganz vertraulich setzte sie sich neben mich auf die Luke und erzählte allerlei aus ihrem bewegten Leben.

»Ja, die schönen Zeiten sind vorbei!« sagte sie mit einem schmach tenden Blick hinüber nach dem Leuchtfeuer von Key West, das eben über dem Horizont aufzublitzen begann. »Dort drüben habe ich meine schönsten Tage verlebt. Geld wie Heu. Austern, Kaviar, Sekt und was sonst noch. Und einen Diamantring an jedem Finger. Das war damals, als Kuba noch spanisch war. Damals war Key West das große Eldorado für alle Glücksritter. Hübsche Jungen waren darunter, mit Taschen voll Dollars und einer Miene ›Was kost' die Welt!‹. Und immer von Zeit zu Zeit ging bei Nacht und Nebel mit abgeblendeten Lichtern ein Schiff in See, zum Sinken voll mit Kanonenkugeln und mit *gentlemen of fortune*. Ja, Geld! Die Bars an der Wasserfront waren Goldgruben, die Straßenhändler verkauften Glaskugeln für Diamanten, und ich selbst – du kannst mir's glauben

oder nicht – da war kein Tag, an dem ich nicht meine fünfzig Dollar machte!«

»Mit was denn?« fragte ich.

Da schaute sie mich groß an.

»Mit was? – *madre dios* – Was für ein Grünhorn. Aber wir werden alle nicht klüger und besser mit den Jahren!«

Zwei Tage später kam an einem grauen Morgen die flache Küste von Texas in Sicht, und bald darauf liefen wir in der grellen Mittagshitze im Hafen von Galveston ein. Ein dunkelhäutiger, etwas fantastisch aufgeputzter Lotse kam an Bord und führte mit sicherer Hand den Dampfer durch das Gewirr von Klippen und Sandbänken. Langsam und schwerfällig ging es mitten durch das bunte Hafenleben. Die braunen Segel der Fischerboote schlichen träge vorüber. Eilige Motorboote durchpflügten blitzschnell das glitzernde Wasser. Auf den Piers rasselten und schnaubten die Dampfwinden. Mächtige Baumwollballen tanzten in der Luft und verschwanden in dem unersättlichen Rachen der schmutzigen Trampdampfer. Überall auf den Straßen und Plätzen entlang der Landungsbrücken war es schwarz von Negern. In meinem ganzen Leben hatte ich noch nie so viele Neger beisammen gesehen. Vor dem Schuppen der Mallorylinie machte der Dampfer fest, und dann ging es über das Gangplank hinunter in das Land Texas.

\*

Vielleicht ist es gut, dass uns sterblichen Menschen hienieden nicht die Gabe der Propheten verliehen

ist, denn wenn ich die hungrigen Tage der kommenden Wochen und Monate vorausgesehen hätte, so wäre meine Freude über die Ankunft in Texas gewiss um ein Beträchtliches herabgestimmt worden. Ich weiß nicht mehr, wie viel Geld ich bei meiner Landung in Galveston in der Tasche hatte. Sicher waren es nicht mehr als fünf Dollar. Aber das bereitete mir weiter kein Kopfzerbrechen. Ich hatte noch eine Fahrkarte nach der Hauptstadt Austin, und dort würde sich das Weitere schon finden. Mit dieser Gewissheit schlenderte ich durch die breite Hauptstraße, wo sich die Dollarjäger drängten und die funkelnde Pracht der Spiegelscheiben in den Bars in allen Farben des Regenbogens leuchtete. Aber es war alles nur Bluff! Potemkinsche Dörfer aus Holz und Gips über steinernen Ruinen. Sobald man in eine der Seitenstraßen einbog, war kaum etwas anderes zu sehen, als Schutt und Trümmer. Ja selbst in der Hauptstraße standen da und dort, wie Gebilde aus einer anderen Welt, die grauen Ruinen zwischen der schimmernden Eleganz von Wirtshäusern und Kaufläden. Auf Schritt und Tritt stolperte man noch über die Spuren der furchtbaren Katastrophe, die vor noch nicht allzu langer Zeit die Stadt heimgesucht hatte. Noch jetzt erzählten die Leute einander mit schauerndem Erinnern von der gewaltigen Flutwelle, die unversehens über die auf einer flachen Insel gelegene Stadt hinweggebraust war und über fünfzehntausend Menschen mit sich in die Tiefe gerissen hatte, ehe man Zeit hatte, darüber ein Vaterunser zu sagen.

Im übrigen ist Galveston, auch abgesehen von den Flutwellen, ein gefährliches Pflaster, wie ich bald zu meinem Schaden herausfinden sollte. Gleich an dem Pier wurde ich von einem Neger angesprochen. Er war nicht einmal übermäßig schwarz, sondern von einem kastanienbraunen Teint, ähnlich dem der Donna Elvira. Zudem trug er niedrige Lackschuhe, seidene Strümpfe und eine himmelblaue Krawatte. Ich tat mir etwas darauf zugute, dass ein so vornehmer exotischer Herr mich seiner Aufmerksamkeit würdigte.

Wir schlenderten zusammen durch die Straßen, und der Neger wurde nicht müde, mir allerlei zu erzählen, als plötzlich ein vierschrötiger Schutzmann auf uns zu kam. »Move on, you nigger!« fuhr er den anderen an in einem Tonfall von unnachahmlicher Geringschätzung. »Das ist ja eine feine Art, sich mit den Niggers abzugeben!« wandte er sich an mich, der ich mich vergeblich nach meinem neugefundenen Freunde umsah. Im Augenblick hatte sich ein entrüstetes Publikum versammelt, und es hagelte Schimpfworte wie bei einer Wählerversammlung von Tammany Hall.

Das Grünhorn hatte die Farbenlinie überschritten.

In diesen Dingen hörte zu jener Zeit bei den Bewohnern der amerikanischen Südstaaten die Gemütlichkeit auf. Den Nigger mochte er nicht leiden. Zwar ist er ein ebenso großer Menschenfreund wie alle seine anderen Landsleute – aber den Nigger zählte er nicht unter die Menschen. Er würde eher

mit seinen Kühen und Pferden zu Mittag essen, als dass er sich mit einem Nigger an denselben Tisch setzte. Ich aber konnte von Glück sagen, dass ich heil aus der Affäre herauskam.

Am Abend machte ich mich auf die weite Reise nach Austin. In einem jener eleganten, mit Polstersesseln ausgestatteten Pullmanwagen »*for white passengers only*« fuhren wir in die dämmernde Nacht hinein. Es war ein schwüler Abend. Die Farmer nahmen ihre breitkrempigen Cowboyhüte ab und wischten sich mit großen bunten Taschentüchern die dicken Schweißtropfen von der Stirn. Dann erzählten sie einander, dass man heuer wohl eine schlechte Ernte haben werde, dass die Hitze die Maisfelder verbrenne, dass der Käfer in der Baumwolle wäre, dass die Melonen nicht halb so groß würden wie im vorigen Jahr, dass das Schweinefleisch auf dem Markt in Chikago um drei Cent das Pfund gefallen sei und dass überhaupt das Leben in diesem irdischen Jammertal sich von Tag zu Tag verschlimmere. Draußen huschten die Maisfelder und die Baumwollplantagen vorüber. Dürre Steppe und Stacheldrahtzäune. Hitze und Sonne und sandige Einöde. Staubige Straßen zogen schnurgerade hinaus ins Land, das die Ferne mit tausend Farben malte. Langsam verschwand die Sonne hinter dunkelvioletten Hügeln. Am nächsten Morgen in aller Frühe waren wir angelangt.

Das war also Austin. Die Hauptstadt von Texas! Ich hatte sie mir ein bisschen anders vorgestellt. Ein bisschen freundlicher und lebendiger und – nun

ja – ein bisschen großstädtischer. Hier war alles grau und eintönig. Sand und Sonne und dürerer Buschwald. Hitze und Sonne. Sie sprühte von den weißen Steinen des mächtigen Kapitolgebäudes und von den grellen Firmenschildern an den niedrigen, flachen Häusern. In den unendlich breiten Straßen, in denen die hohen Telegrafentangen wie Galgen in die blaue Luft hineinragten, brütete die Lange- weile wie ein grinsendes, gähnendes Gespenst. Kaum ein Mensch war auf der Straße zu sehen.

Gleich an einem der allerersten Häuser stand an einer schmutzigen Hauswand in großen Buchstaben zu lesen: »*Employment agency*« (Stellenvermittlung). Vor der Tür stand ein wohlgenährter Herr mit einem Gesicht wie ein Preiskämpfer.

»Kostet drei Dollar«, antwortete er auf meine Frage.

»Drei Dollar? Soviel habe ich nicht.«

»Ist nicht meine Schuld. Ohne Geld können Sie hier nichts bekommen. Oder meinen Sie, dass ich mein Geschäft für meine Gesundheit führe?«

Weiter wanderte ich durch tiefen Sand und grelle Sonne, bis zu einem kleinen Haus, das draußen in der Vorstadt ganz geduckt hinter staubigen Büschen stand. Dort wohnte der evangelische Pfarrer der deutschen Gemeinde, an den man mir vom Emigrantenhaus ein Empfehlungsschreiben mitgegeben hatte. Der Herr Pastor schien jedoch nicht sonderlich erbaut von meinem Besuch. »Das ist nun schon der dritte seit heute Morgen«, sagte er mit einem tiefen Seufzer, »was nur in die jungen Leute ge-

fahren ist, dass sie alle auf einmal nach Austin kommen! Hier ist nichts los, mein Lieber. Absolut gar nichts. Da können Sie acht Tage herumlaufen, ehe Sie irgendwelche Arbeit bekommen. – Vielleicht besuchen Sie mich nächste Woche noch einmal. Es ist möglich, dass sich bis dahin etwas findet.«

Nächste Woche! Wenn man ohne einen Pfennig in der Tasche durch die Straßen irrt und sich nach Arbeit umschaute, so bekommt man das Wort gar häufig zu hören, und – bei allen Heiligen – es hat dann immer einen besonderen Klang!

Traurig schlich ich davon und wanderte sinnlos durch die Straßen, ohne selbst zu wissen wohin. Es war ja auch so gleichgültig. Mehrmals zählte ich die paar Nickelstücke in der Tasche, ohne dass ihre Anzahl sich dadurch vermehren wollte. – Schon war die Sonne feurig rot hinter den Hausdächern verschwunden und die Nacht begann ihre Schatten vorauszuwerfen, die Nacht, die so wenig Verlockendes hat für den, der bei Mutter Grün logieren muss. Schnell, wie immer in den südlichen Zonen, war es dunkel geworden. Nachtfalter flatterten um die Büsche. In den Straßen begann es lebendig zu werden von Menschen. Sie saßen auf den hohen Schemeln in den Konditoreien und schlürften Eiskaffee und Eiscreamsoda. Sie gingen hochnäsiger vorüber und klimperten mit den Dollars in den Taschen. Alle hatten Geld, alle waren zufrieden. Nur ich – ja, so sah er am Ende aus: Der Ernst des Lebens! Aber wir leben in einer launischen Welt voll wunderlicher Zufälle, die unser Schicksal bestimmen. Als ich an jenem



Abend mit einem Kopf voll weltschmerzlicher Gedanken an einer Straßenecke der Texasstadt stand, kam auf einmal ein dicker Mann mit sonnverbranntem Gesicht unter einem großen grauen Cowboyhut auf mich zu. »*Looking for work?*« redete er mich an.

Verständnislos betrachtete ich ihn von oben bis unten. War der ein Engel, den eine gütige Vorsehung in meiner Not zu mir geschickt hatte, oder wollte er mich auch nur zum Narren halten, wie so viele andere in Texas?

»*Well?*« drängte der andere mit ungeduldiger Miene. »Ich hab' meine Zeit nicht gestohlen! Wollen Sie mitkommen?«

Ob ich mitkommen wollte? Ja, bis ans Ende der Welt, wenn's sein müsste! Am liebsten wäre ich ihm – rau und hässlich wie er war – gleich um den Hals gefallen. Ohne ein weiteres Wort schritt er mit seinen langen Beinen, mit denen ich kaum Schritt halten konnte, durch endlose Straßen, über kahle Hügel und durch ein ausgetrocknetes Flussbett hindurch nach dem Stadtspital, wo ich gegen ein fürstliches Honorar von 15 Dollars eine Stelle als »Yardman« erhielt.



Ach, die Zeiten vergehen, aber sie gleichen sich nicht! Was je in vergangenen Zeiten unsere Seele bewegt, was je in bösen Stunden voll zitternder Unruhe unser Herz mit Sorge und Not und wilder Leidenschaft erfüllte, am Ende steht immer das graue Vergessen. Wie ich hier sitze und aus den hinters-

ten Winkeln meines Gedächtnisses die Erinnerungen an jene Wochen im Texasspital hervorsuche, da taucht aus dieser Atmosphäre von Hitze und Sonne, von Staub und Jodtinktur und Chloroformgerüchen eigentlich nur die Gestalt der Gräfin Esterhazy auf.

Sie stammte aus dem Ungarlande, wo die Grafen und Gräfinnen so billig waren wie anderwärts die Brombeeren. Einstmals war sie an heißen Sommertagen vierspännig über die Pußta gefahren und hatte den Winter an der Riviera verbracht, und nun waltete sie als oberste der Küchenfeen im Texasspital. Das ist der Lauf der Welt. Zur Mittagszeit, wenn die Hitze wie ein Ungeheuer über dem grauen, kaserneartigen Gebäude lag, wenn die Moskitos vor dem Mückennetz schwirrten und der bleierne Schlaf wie ein Gespenst durch die kahlen Räume schlich, da war sie gewöhnlich am lebendigsten. Sie setzte sich auf einen Küchenstuhl neben den hitze-sprühenden Herd, trank eine Tasse Eiskaffee nach der anderen und erzählte jedem, der es wissen wollte, in einem äußerst zungenfertigen, mit französischen Brocken geschmückten Englisch von Pariser Akzent ihre ganze Lebensgeschichte. Dass sie einmal schön gewesen sei wie ein Kinostar, dass sie bei den Magnaten in Temesvar das »Geriss« gehabt, dass sie den Kavalieren auf dem Prater ihr »Weaner Herz« und der goldenen Jugend in der Rue de Rivoli ihren Seelenfrieden geraubt hätte. Entführung, Duell, gebrochene Herzen, Selbstmord und was sonst noch. Und dann ist am Ende alles, alles – Geld und Gut, Schönheit und Reiz mitsamt den Toiletten – in

Monte Carlo geblieben.

Dann hatte sie rasch entschlossen ein neues Blatt in ihrem schon so reichhaltigen Lebensbuch aufgeschlagen und in Galveston einen biedereren Klempnermeister geheiratet – »*Ah le pauvre garçon!*« – er hat kein Glück gehabt. Er ist in der Flut von Galveston zugrunde gegangen – *le pauvre petit bon-homme!* – Und denken Sie sich dieses Unglück! – Er war in einer Lebensversicherung für 7000 Dollars, und man hat bis jetzt noch nicht seine Leiche finden können!«

Nach einigen Tagen wurde ich aus »*Madames*« Reich weggenommen und als Wärter über die Kranken gesetzt. Das war eine Rangerhöhung, die mir 25 Dollars im Monat einbrachte. Aber auch viel Mühe und Arbeit und Verdruss und allerlei sonderbare Erfahrungen.

Die Weißen, die im Spital waren, litten fast alle an der Texaskrankheit. Dem Säuferwahn. Sie sahen Schlangen und Skorpione am hellen Tage und waren überhaupt sehr ungenießbare Patienten. Einer aber war darunter, der sich durch Geduld und Fügsamkeit sehr vorteilhaft von den anderen unterschied. Immer lag er still und ergeben in seinem Bett und lächelte zufrieden vor sich hin, obwohl er jeden Tag weniger wurde und seine Lebensgeister langsam verlöschten wie ein Kerzenlicht. Für alles, was man ihm tat, hatte er einen dankbaren Blick aus seinen großen, schwarzen, fieberglänzenden Augen. Mehrmals in der Woche kam seine Frau, um ihn zu besuchen. Sie kam herein wie die Sonne. Mit

strahlendem Gesicht und lachenden Augen. »How are you, dearie?« pflegte sie den Kranken anzureden. »Oh, du siehst aber schon viel besser aus! Warte nur, du Schelm, du wirst mir noch zu stark und zu gesund, wenn du noch lange hier liegen bleibst!« Dann setzte sie sich neben ihn ans Bett und erzählte ihm unter Lachen und Scherzen allerlei Geschichten, wie sie ihr gerade einfielen. Dass Maggy eine gute Note in der Schule gehabt hätte, dass Charley seinem Teddybär den Kopf abgerissen habe, und dass die Blumen im Garten noch nie so schön geblüht hätten wie in diesem Jahr. Und nachdem die Glocke geläutet hatte, die die Besucher fortriief, da wartete sie draußen im Vorsaal mit bleichem Gesicht und flackernden Augen voll brennender Spannung.

»Was sagen Sie, Herr Doktor? Wird er davonkommen? Wird er leben?« Und der Doktor schaute hart und kalt durch seine goldene Brille. Man könne noch nichts sagen. Man müsse die Krisis abwarten. Das Fieber sei hoch, die Entkräftung groß. Aber immerhin – immerhin. So sagte er dies und das, lauter schöne und tröstliche Dinge, aber das eine, was sie gern hörte, das Wort, das sie ihm vom Munde reißen wollte, das sagte er nicht. Eines Tages aber wandte sie sich in ihrer Verzweiflung an mich.

»Wird er sterben?«

»Ei, warum nicht gar? Wenn man so lange krank war, hat's mit dem Sterben auch keine Eile!«

Am nächsten Morgen war er tot.

Es scheint, dass ich den Beruf des Krankenwär-

ters ebenso verfehlt habe, wie den eines Propheten. Ich bildete mir zwar ein, dass ich meine Sache ganz leidlich machte, aber der Boß war jedenfalls anderer Ansicht. Als mein Monat um war, erklärte er mit dünnen Worten, dass er fernerhin von meinen Diensten keinen Gebrauch mehr zu machen wünsche.

Das war mir eben recht. Noch am selben Tage packte ich meine sieben Sachen und fuhr nach San Antonio, der größten Stadt im Staate Texas.

Der erste Mensch, der mich dort vor dem Bahnhof anredete, war ein rabenschwarzer Neger.

»Hallo, Landsmann«, sagte er mit freundlichem Grinsen.

»What you want?« antwortete ich nicht eben höflich.

Er: »Kannscht nimmer deitsch schwäza?«

Wir gingen zusammen in eine benachbarte Schenke »for coloured people«, d. h. ein Negerlokal. Ich gab ein Glas Bier aus, und dann führte er mich durch alle Straßen und zeigte mir die Sehenswürdigkeiten der Stadt.

San Antonio ist eine merkwürdige Stadt. Ihr Äußeres ist noch stark mexikanisch, das Geschäftsleben amerikanisch, aber das Herz ist deutsch. Sie leistet sich den Luxus von zwei deutschen Zeitungen. Die »Texas-Staatszeitung« und die »Texas Freie Presse«. In jedem Wirtshaus hängen an den Wänden die vergilbten Bilder des alten Kaisers Wilhelm und des Kaisers Franz Josef. Es gibt aber da auch noch andere, weniger loyale Bilder, die über schwarz-rot-goldenen Fahnen die Wände schmü-

cken: Struve, Herwegh, Freiligrath und der alte Hecker mit der Reiherfeder und den Kanonenstiefeln, ganz so wie es im Liede steht:

»Seht, da steht der große Hecker,  
Eine Feder auf dem Hut,  
Seht, da kommt der Volkserwecker,  
Lechzend nach Tyrannenblut.«

Die größte Sehenswürdigkeit San Antonios war jedoch die Alamo, ein alter Gebäudekomplex, halb Burg, halb Kloster, um den die ganze wunderbar verträumte Stimmung des spanischen Amerika lag. Vor vielen Jahren, als Texas noch mexikanisch war und der wilde Sam Houston mit seinen Flibustiern von Kansas herüberkam, um das Land zu »befreien«, gelang es ihm vorübergehend, San Antonio zu besetzen. Als er sich aber vor dem anrückenden Heer des Präsidenten Santa Ana zurückziehen musste, geschah es, dass ein paar hundert dieser Gurgelabschneider, die in der Alamo zurückbleiben mussten, von den ergrimten Mexikanern bis zum letzten Mann niedergemacht wurden. Das Schicksal jener Amerikaner auf der Alamo wird noch heute gefeiert, und auf die Steintafel vor der Burg schrieben sie mit echt amerikanischem Überschwang:

»Die Thermopylen hatten ihren Boten  
Die Alamo hatten keinen.«

Doch ich wollte ja von ganz anderen Dingen er-

zählen.

In der staubigen, sonnigen, endlos langen Buena-vistastraße mietete ich ein Zimmer, das als einziges Mobiliar ein Bett und einen Stuhl enthielt und machte mich dann auf die Suche nach Arbeit. Einen blanken Dollar wagte ich an einen Arbeitsagenten, der damit offenbar unsere gegenseitigen Geschäftsbeziehungen für erledigt hielt. Ein anderer Dollar wanderte in den großen Moloch der vergeblichen Straßenbahnfahrten, die anscheinend in der ganzen Welt das Kreuz der stellenlosen Menschen sind. Dann versuchte ich es mit den vielen Stellenangeboten in den Zeitungen, hinter denen immer so verheißungsvoll zu lesen stand: »German preferred!«, Deutscher bevorzugt.

Ah, wenn ich zurückdenke an jene vergeblichen Wanderungen durch die langen, staubigen, sonnen-durchglühten Straßen von San Antonio! An jene kalten, herzlosen Menschen, die mich so misstrauisch und geringschätzig anschauten wie einen Spitzbuben, oder bestenfalls wie einen Bettler! Es gibt Leute, die da sagen, das Arbeitsuchen sei keine Schande. Vielleicht haben sie nicht unrecht. Am Ende ist es kein Vergehen, wenn einer mit seiner Arbeitskraft hausieren geht, wie andere mit Butter und Käse. Und doch – und doch –

Wer sich in Amerika nach Arbeit umsieht, der tut gut daran, sich mit einem Gastwirt gut zu stellen. Denn er ist eine gar gewichtige Persönlichkeit. Von morgens bis abends steht er zwischen den schreienden Bildern und den blitzenden Spiegelschei-

ben in seinem »Saloon« und bedient mit hemdsärmeliger Geschäftigkeit die Gäste vor der Bar.

Er »mixt« die Cocktails, er plätschert in dem Spülwasser, er gießt das Bier aus den halbgeleerten Gläsern weg. Abends, nachdem es dunkel geworden ist und die Leute von der Arbeit kommen, da drängen sich die »Boys« vor der Bar und »treaten« einander mit teurem Whisky in winzig kleinen Gläsern und werfen mit dem Geld um sich, als ob sie samt und sonders kleine Vanderbilts wären. Derweilen kommt mit fliegenden Fahnen und großem Tam--Tam die Heilsarmee angezogen. Draußen vor der Tür rasselt das Tamburin, und mitten in den Lärm vor der Bar dringt der Chor der dünnen, gebrochenen Fistelstimmen der Hallelujamädchen.

»Down, down. Down, down

*Down in a vicy saloon – –.*«

»Tief, tief. Tief, tief

*Gesunken in ein lasterhaftes Wirtshaus.*«

Ja, er ist eine gewichtige Persönlichkeit, der Herr »Bartender«! Gehasst, gefürchtet und verachtet. Wer wird denn in einen Saloon gehen? – Shocking! Vorn an die Bar, unter den tausend grellen Lichtern, zwischen den verräterischen Spiegelscheiben – nicht um ein Vermögen! Aber durch die »family entrance« im Vorübergehen schnell ein Gläschen Whisky oder auch mehrere. Und dann gleich ein paar Tabletten Pfefferminz, damit zu Hause die Lady nichts merkt!



So kommt es, dass so ein vielgeschmähter Barbesitzer sich mit der Zeit eine große Weltweisheit erwirbt und einem hilflosen Grünhorn noch am ehesten verraten kann, wo Arbeit und Verdienst zu finden ist.

Da war ein Barbesitzer an der Plaza, der es gut mit mir meinte und sich redliche Mühe gab, etwas für mich ausfindig zu machen.

»Well«, sagte er eines Tages, als ich müde und hungrig von einer vergeblichen Reise nach dem Saloon zurückkehrte, »ich hab' ein Job für dich.«

»Was?«

»Ja, bei einem Zuckerbäcker. – Da nimm den Zettel und geh damit zu Nummer so und soviel in der Houstonstraße. Dort fragst du nach der Madam. Sie ist alright.«

Das war gute Nachricht. Müde wie ich war, machte ich mich doch schleunigst auf den Weg. Im Nu stand ich vor der glänzenden Fassade eines hohen Hauses und schaute hinein in ein so vornehmes Lokal, dass ich dreimal an meinem zerknitterten Anzug hinunter schauen musste, ehe ich mir ein Herz zum Eintritt fassen konnte. Hier war alles blitzblank sauber. Die Gläser, die Teller, die Spiegel an den Wänden. An der Decke summten die Ventilatoren. Zwischen Blumen und Palmen standen weiße Marmortische. Vornehme Herren mit weißen Panamahüten und Damen von letzter Eleganz saßen auf hohen Schemeln über langstieligen Gläsern und saugten ihren Eiskaffee aus dünnen Strohhalmen. Im Hintergrund schalt eine alte Dame mit einem

Kellner.

Ob die Madam zu sprechen wäre, fragte ich sie.

»Das bin ich selber.«

Ich gab ihr den Zettel, den sie nur flüchtig ansah, um mich dann umso aufmerksamer zu mustern.

»Gel, Sie sin e Pälzer?«

»A, jo.«

»Guck emol do! Ei, ich bin von Rockehause!«

Kurzum: Sie war zufrieden mit ihrer neuen Erwerbung. Und ich auch. Der Bartender hatte recht gehabt: Die Madam war *allright*.

Aber der Manager, der in dem schmutzigen Hinterhof die Eiscremefabrikation beaufsichtigte, der war nichts weniger wie »*allright*«. Er gehörte zu der Sorte von Deutsch-Amerikanern, die die Worte »mischen« wie der Barwirt einen Cocktail, die das Deutsche vergessen, noch ehe sie ordentlich Englisch gelernt haben, und sich überhaupt amerikanischer gebärden als die Amerikaner. Schon gleich am ersten Tage hielt er mir eine Strafpredigt, die sich gewaschen hatte.

»Du musst viel mehr eine Muhv an dich geben«, fuhr er mich an, »das gleich ich nit, dass man hier so herumsteht. Das ist nicht der Juhs hier in Amerika! Immer *quick smart, hurry up!* Verstanden?«

Ich hatten verstanden, und in den nächsten Tagen bemühte ich mich nach Möglichkeit, »eine Muhv an mich zu geben«, ohne jedoch dabei die nötige Gewandtheit zu entwickeln. Die Arbeit war schwer und anhaltend und erforderte kein geringes Maß von Aufmerksamkeit. Von der Kraft des Dampf-

kessels getrieben, drehten sich fünf mächtige Kupferkessel um ihre Achse. Sie waren alle bis zum Rand gefüllt mit feinsten Eiscrème und Soda. Für jeden Kessel verwandte man die gleiche Mischung. Alle waren gefüllt mit dem gleichen Rohmaterial. Kunst und Wissenschaft der Eiscrémefabrikation kamen erst im weiteren Verlauf des Herganges zur Geltung. Nachdem der Stoff in den Kesseln schon fast gefroren war, warf der Boß eine Handvoll schwarzen Pulvers hinein, die dem Ganzen eine wunderschön braune Färbung verlieh. Das nannte man dann *peach cream* – Pfirsicheis. In einen anderen Kessel warf er eine weitere Messerspitze voll roter Tinktur und machte daraus Erdbeereis. Die gelbe Farbe zauberte Vanilleeis, die rötlich-weiße verwandelte sich in Ananas usw. Nebenher wurden auch noch Candies, Zuckerstangen, Delikateßstörtchen und wunderschöne Pralinés gemacht. Für die Herstellung der Pralinés – doch ich will nicht aus der Schule plaudern!

Die Madam ließ es sich nicht nehmen, überall selbst die Oberaufsicht auszuüben. Mehrmals im Lauf des Tages rauschte sie in ihrer ganzen Korpuslenz durch die Werkstätten, die Lagerräume, den Garten und den Hühnerhof, und es hagelte dabei Verordnungen und Verfügungen wie bei einer Kriegsgesellschaft.

»Lasst mer so das Werkzeug auf dem Bode rumfliege? – Fritz, bass uff, dass die Turkeys nit de Jam<sup>1</sup> wieder fresse.« Die Madam war Millionärin. Ihr Ge-

schäft war das größte in San Antonio. Sie lebte schon 50 Jahre lang in Texas. Aber Englisch sprechen konnte sie nicht, und sie duldete auch kein amerikanisches Wort in ihrer Nähe.

»Wie ich vor fufzig Jahr übers Wasser komme bin«, pflegte sie zu sagen, »da sein die Buffalos noch uff der Gaß rum gelaufe, un die Rattelsnakes haben unter de Better gelege, aber mir sein auf Deutsch damit fertig geworde – da werd' ich jetzt auf meine alte Dag auch nimmer Englisch lerne.«

Was soll ich nun noch weiter erzählen von dem Boß, dem Eiscreme und der Madam?

Ach, die Sitten verwildern schnell, und auch das harmloseste Grünhorn amerikanisiert sich mit der Zeit. In Austin hatten sie mich ohne Federlesen zum Spital hinausgeworfen, nun wollte ich es einmal gerade so machen. Als mein Monat abgelaufen war, stellte ich nach Feierabend ein Ultimatum.

Fünf Dollars mehr im Monat.

»Was? Du bist wohl verrückt!«

Da rollte ich meine blaue Jacke zusammen und fühlte mich dabei schon ganz amerikanisch.

»Madam, ich reise morgen nach Kalifornien!«

---

## 1. Konfitüre <<<

## Viertes Kapitel|Der Kettengang

BEIM BAUMWOLLPFLÜCKEN. – IN DER ÖLMÜHLE. – EINE  
HÖLLENQUAL, DIE DANTE VERGESSEN. – NÄCHTLICHER  
SPUK. – ICH ERLANGE EINE LEBENSSTELLUNG. – WÄRTER  
IM IRRENHAUS. – MR. JONES UND DER ENERGETISCHE  
URSTOFF. – HAMLET AUF DEM KRIEGSPFADE. – WIEDER  
VAGABUND. – DAS GROßE SCHÜTZENFEST. – GÄNZLICH  
ABGEBRANNT. – DAS »KÄNGURUHERICHT«. – IM  
GEFÄNGNIS. – UNGNÄDIGER EMPFANG. – DER  
KETTENGANG. – DAS GRÜNHORN ALS  
KAMMERKÄTZCHEN. – WIEDER IN FREIHEIT. – BESUCH  
IM ZIRKUS. – »JETZT BLEIBT NUR NOCH DIE EISENBAHN!«

Von Lumpen und Vagabunden will ich in diesem Kapitel berichten. Von Hunger und Not und endlosen Nächten in den düsteren Straßen. Vom Kettengang und vom Känguruhgericht.

Es ist ein heikles Thema, und ich sitze nun hier schon eine ganze Weile und denke darüber nach, wie ich alles der Tinte und Feder anvertraue, wie ich wohl das und jenes so zurecht mache, dass es sich nicht gar so sehr – doch nein! Es ist wohl am besten, wenn ich ohne Schminke und Puder alles so erzähle, wie es sich zugetragen hat.

Die Zeiten waren schlecht in Texas, zumal für die Grünhörner. Die Dürre hatte die Maisfelder versengt, und die Spekulanten hatten den Baumwollpreis geworfen. Die Marktnotierung der Baumwolle ist das Barometer der Stimmung in jenem Lande, in

dem »King Cotton«, der König Baumwolle, regiert. Steht der Preis unter 10 Cents, so klopft die Not an alle Türen, und die Bauern leben von Maisbrot und von Wassersuppen, ist er dagegen etwa 15 Cents, so kaufen sie sich silbernes Zaumzeug und Pianos.

Eine solche Periode des Maisbrots und der Wassersuppen brütete nun wieder über dem Lande. Die Arbeit war knapp, die Löhne fielen immer tiefer, und die Zeiten waren traurig, zumal für die Grünhörner, die als »Yardmen«, Zuckerbäcker und Tagelöhner ihren Unterhalt verdienen. Es war ein ständiges Suchen und Haschen nach Arbeit und Verdienst. Ein Leben von der Hand in den Mund, wobei für letzteren gar oft nicht allzu viel übrigblieb. Kampf ums Dasein in einem Gewande von Leichtsinn und Gedankenlosigkeit. Kaum weiß ich es selber, in wie viel Stellen ich mich in jenen Monaten betätigt habe, aber wenn ich es an den Fingern abzähle, so wird wohl das Dutzend voll. Es war, als ob ein böser Geist es darauf abgesehen hätte, mich immer wieder auf die Straße zu setzen. Einmal passte dem Boß meine Arbeit nicht, ein andermal nahm ich dafür bei meinem nächsten Arbeitgeber Rache, indem ich ganz amerikanisch mitten in der Arbeit davonlief. Immer kam etwas dazwischen. Beim Brunnengraben, beim Zäunebauen, beim Kühehüten, beim Heumachen, beim Baumwollpflücken.

Ah, Baumwollpflücken! Das ist ein Martyrium, das ich meinem schlimmsten Feinde nicht gönne. Dieses Spießrutenlaufen unter der Texassonne. Staubig sind die Felder, staubig die Stauden und

heiß wie ein Höllenofen die Sonne. Mit dem ersten Schimmer des Tageslichts geht es hinaus ins Feld, wo man in der flimmernden Hitze die weiße Frucht von den staubigen Stauden pflückt. Nach einer Stunde sind die Hände blutig und zerrissen und voller Stacheln und Dornen. Eine Stunde später geht es wie ein Messer durch die Eingeweide, wenn man versucht, den Rücken gerade zu machen. Um Mittag hat die Sonne die Augen geblendet, und wenn man spät abends nach Sonnenuntergang sein Tagewerk beschaut, so macht man die Entdeckung, dass man noch nicht das Wasser verdient hat, das man bei der Arbeit trinken musste. Wer noch nicht weiß, wie viel ein Pfund Baumwolle ist, der gehe auf ein Texasfeld und prüfe es nach. Alles will gelernt sein. Auch das Baumwollpflücken. Dort, wo ich im Schweiß meines Angesichts meinen Beruf verfehlte, haben die alten, dicken, fetten Negerweiber drei Dollars im Tag verdient. Halb kniend, halb kriechend huschten sie wie die leibhaftigen Teufel durch die langen Reihen und zupften die Baumwolle von den Stauden. Es war, als ob sie Tausendfüßer als Hände hätten. Sie lachten und schwatzten und trieben allerlei Unfug, und dennoch blähte sich der vorgebundene Sack mit Baumwolle. Weiß der Kuckuck, wie sie es machten.

Ich kenne aber ein Inferno, das noch schlimmer ist als die Baumwollfelder. Dantes Hölle unter der Texassonne, das ist die Ölmühle.

Eines Tages, als ich wieder einmal mit wenig Geld und ohne Beschäftigung in den Straßen von

San Antonio herumlief, kam ein Mann auf mich zu und fragte mich, ob ich Lust hätte, für ihn zu arbeiten. Er zahle vier Dollars im Tage.

»Wie viel?«

»Vier Dollars! Und dabei gar keine schwere Arbeit. Nur ein bisschen schmutzig.«

So gingen wir denn zusammen nach der Ölmühle, einem großen grauen Gebäude, in dessen Nähe alles mit einer dünnen, grünlichen Staubschicht überzogen war. Er gab mir eine Schaufel und einen Sack und führte mich dann durch einen düsteren Hof, durch lange Gänge und über knarrende Treppen in einen großen Raum, erfüllt von einer dicken Wolke von grünem Staub, in der man kaum die Hand vor den Augen sehen konnte. Sekundenlang tauchten halbnackte Menschen auf wie die Gespenster und verschwanden dann wieder ebenso plötzlich in dem Nebel. Der Boden zitterte. Die Maschinen surrten, und die Treibriemen sausten an der Decke. Plötzlich stand eines von diesen schattenhaften Wesen vor mir. War es ein Mensch? War es ein Gespenst? Und wenn es ein Mensch war: war es ein Schwarzer oder ein Weißer? Ich weiß es nicht. Grün war es vom Scheitel bis zur Sohle, und nur das Weiß der Augen funkelte unheimlich aus der Hülle.

»Hier, fass' mal den Sack an«, wandte er sich an mich. »Nein, anders herum, du Rindvieh!«, dann schaufelte er das grüne Baumwollmehl in den Sack, wobei bei jeder Schaufel eine Wolke mir gerade ins Gesicht flog. Die Hitze trieb mir den Schweiß aus al-



len Poren. Das grüne Mehl setzte sich in den Haaren fest, und es dauerte nur wenige Minuten, bis ich ein ebenso grünes Wesen war wie der andere. »Oh, das ist doch nichts«, sagte er, »es kommt noch viel schlimmer.« Ich aber hatte an dieser Erfahrung schon gerade genug. Ohne ein weiteres Wort warf ich den Sack hin und eilte über die knarrende Treppe hinunter in den Hof, wo Luft und Sonne war.

»*God damn*«, sagte der Geschäftsführer, »Sie haben's ja nicht lange ausgehalten! Aber das ist alles nichts, wenn man sich erst mal daran gewöhnt hat. Es ist ein Geschäft wie alle anderen, und wenn Sie erst eingearbeitet sind, bekommen Sie fünf Dollars im Tag.«

Fünf Dollars? Nein, nicht um ein Vermögen! Fort eilte ich über den großen Hof. In einem nahen Bach wusch ich mir, so gut es ging, den grünen Staub aus dem Gesicht. Dann eilte ich weiter und schaute mich nicht einmal um, bis ich mir diese Hölle in Grün aus der Ferne besehen konnte.

Doch weil ich nun einmal bei diesen alten Erinnerungen verweile, muss ich noch eine andere Geschichte aus jenen Tagen mitteilen, selbst auf die Gefahr hin, für einen abergläubischen Gespensterseher gehalten zu werden.

Eines Tages, als ich an einer in der Nähe der Stadt gelegenen Milchwirtschaft beschäftigt war, sollte ich eine Ladung Baumwollmehl als Viehfutter von der Ölmühle holen. Da aber bei meiner Ankunft die Mühle bereits geschlossen und der nächste Tag

ein Sonntag war, stellte ich den Wagen bei einem Bekannten ein und kehrte zu Fuß nach der Farm zurück, obwohl die Nacht bereits hereingebrochen war. Jetzt erst, da ich die Strecke zum ersten Mal zu Fuß zurücklegte, merkte ich, dass der Weg sehr lang war. Die breite Straße streckte sich endlos in der Ebene. Hinter den weißen Zäunen knurrten die Hunde. Der Nachtwind rumorte in den Pfefferbäumen, und die hohen Telegrafentangen summten in der Finsternis. Da und dort krächte ein übernachtiger Hahn.

Allmählich verschwanden die Lichter am Wege. Schwarze Dornbüsche standen in der Prärie. Schakale heulten in der Ferne. Die Nacht lag schwer wie ein Ungeheuer über der Landschaft. Lange marschierte ich gedankenlos weiter, bis die Straße immer schlechter wurde und allmählich bis auf ein paar Wagenspuren vollständig aufhörte. Verwundert schaute ich mich um. Die Telegrafentangen waren verschwunden. Kein Stacheldrahtzaun war zu sehen. Dornbusch und Prärie überall, und in der weiten Runde keine Spur menschlicher Tätigkeit, mit Ausnahme eines anheimelnden Lichtes, das weit in der Ferne zwischen den Büschen hervorleuchtete. Ich ging darauf zu, um Erkundigungen über den Weg einzuziehen.

Aber je näher ich kam, desto sonderbarer schien mir das Licht. Ein merkwürdig flackernder Schein, wie das Irrlicht auf einem Sumpfe. Nach einer Weile kam ich an ein Farmhaus; eine jener primitivsten Bretterbuden, wie sie der ärmere Farmer in Texas

bewohnt. Das Zauntor stand weit offen. Die Tür zum Hause war ausgehängt, und durch die offenen Fenster flackerte ein unruhiges Licht. Nirgendwo zeigte sich eine Spur von Leben. Nicht einmal das unvermeidlichste Haustier einer Texasfarm, ein Hund, war zu sehen. Ich rief, ich schrie, ich klatschte in die Hände, aber niemand meldete sich. Das war höchst sonderbar. Aber meine Verwundung verwandelte sich in Erstaunen, als ich mich dem Haus näherte und neugierig zum Fenster hinschaute. Da standen in einem großen, kahlen Raum zwei mächtige, zum größten Teil schon heruntergebrannte Kerzen. Der Nachtwind strich durch die offenen Fenster und hielt die Lichter in flackernder Bewegung. An der Wand hing ein Bibelspruch:

*»I need thee every hour.«*

Ich brauch' dich jede Stunde! Zu Füßen der Kerzen aber lag starr und kalt ein Toter.

Eine Weile stand ich sprachlos. Was sollte der Spuk in der Nacht? Wie kam der Tote hierher? Und wo waren die anderen, die die Bescherung hergerichtet hatten und nun auf und davon geritten waren? Und wie würde es sein, wenn binnen kurzem die Kerzen ganz heruntergebrannt waren, bis der Strohsack auf dem Bett von Flammen erfasst würde und das Haus mitsamt dem Toten verbrenne? Mit einmal kamen alle diese Gedanken über mich. Der Tod, die Nacht und das Grauen erfassten mich zu gleicher Zeit. Ohne mich noch einmal umzukehren, lief ich davon in die Dunkelheit, weiter und weiter

durch die Wildnis. Es war eine hässliche Nacht voll Bilder und Gestalten der überhitzten Fantasie. Die Steine am Wege wuchsen zu Ungeheuern, aus dem Buschwald huschten Gespenster, und das Mondlicht lag wie ein Leichentuch über der Prärie. Der Tod, der Tod überall!

So war über allen diesen Ereignissen mehr als ein Vierteljahr ins Land gegangen, ohne dass es mir gelungen wäre, auf der sozialen Stufenleiter höher hinaufzuklettern, als zu der Klasse von Menschen, die man in der Sprache des Gerichts und der Polizei »Gelegenheitsarbeiter« nennt, bis dann mit einmal mein Geschick eine glorreiche Wendung zu nehmen versprach. Eine festbesoldete Staatsstellung mit Pensionsberechtigung stand in Aussicht. Eine Anzeige im »Herald« suchte einen wohlerzogenen jungen Mann als Wärter in einer Irrenanstalt. Auf mein hochachtungsvolles Bewerbungsschreiben war nun wirklich in einem dicken gewichtigen Umschlag eine Antwort gekommen: Ich solle mich umgehend beim Direktor melden.

Da stand ich nun vor dem grauen, düsteren Gebäude. Ein Diener führte mich über den weiten Hof und durch die langen Gänge in das Büro. Nach einer Weile kam der Direktor, ein stattlicher Herr mit weißen Haaren.

»Wo haben Sie Ihre Zeugnisse?« fragt er ohne Umschweife.

»Die habe ich in meinem Koffer, der noch von Galveston unterwegs ist.«

»Merkwürdig – die Papiere lässt man nicht im

Koffer liegen. Wo haben Sie denn bisher gearbeitet?«

»Drei Jahre lang war ich auf einer Farm in Pennsylvanien beschäftigt, zweiundeinhalb Jahre in einer Spezereihandlung in Neuyork und anderthalb Jahre in einem Speditionsgeschäft in New Orleans.«

»Hm, ja. Sonst noch etwas?«

»Und ein Jahr in einer Maschinenfabrik in Pittsburg, ein halbes Jahr in einem Spital in Austin. Drei Monate lang war ich bei einem Zuckerbäcker in Atlanta, Georgia, beschäftigt, und dann ...«

»*Allright, alright* – das genügt schon! Lassen Sie mal sehen. Das wären drei, zweieinhalb, anderthalb, eins, einhalb – wie alt sind Sie eigentlich? Sie sollten einen alten Mann wie mich nicht belügen.«

Der alte Herr hatte aber ein Einsehen trotz aller meiner Lügen, und ich wurde, vorerst zur Probe, an der Farm angestellt, die zur Anstalt gehörte. Eine Weile ging die Sache ganz leidlich.

Da war Mister Jones, einer der Kranken, die wir auf der Farm beschäftigten. Er hatte ein bleiches, durchgeistigtes Gesicht und große, schwarze, tief-liegende Augen. »Den musst du gut behandeln«, hatte mir der Verwalter der Farm gesagt, »er ist ein feiner Mann und ein kluger Mann. Er hat studiert. Er kann reden wie ein Buch über alle Heiligen im Kalender. Er kann den Mücken die Haare auf dem Kopfe zählen. Aber er ist auch ein gefährlicher Mann. Ganz verdammt gefährlich zuweilen. Am besten ist es, wenn man ihn ganz allein lässt. Und vor allem darfst du nicht vergessen, dass er eine Hand-

habe an seinem Namen hat. Mister Jones musst du ihn nennen. Sonst garantiere ich für nichts mehr.«

Wir wurden bald gute Freunde, Mr. Jones und ich. Wenn in der Mittagspause die Sonne brannte, setzte er sich zu mir unter den Schatten des Ahornbaumes und verwickelte mich in tiefsinnige Gespräche über Kunst, Wissenschaft, Philosophie und noch einiges andere. Der Verwalter hatte recht gehabt: er konnte reden wie ein Buch. Vernünftig, logisch und mit einer Beredsamkeit, die einem Tammanyagitator Ehre gemacht hätte. Einmal dozierte er über Kant und Fichte. Ein andermal ließ er kein gutes Haar an Herbert Spencer.

»Sehen Sie«, sagte er eines Tages zu mir, »das ist nun mein System: die Erde, wie wir sie sehen, die Bäume im Walde, die Steine am Wege, die Menschen, die darauf wandern, das ist alles das Entwicklungsprodukt eines energetischen Urstoffs. Aus dem Nebel, der vor Zeiten das Nichts erfüllte, ist alles Leben erwachsen, und je mehr dieses sich zu Gestalten verdichtete, desto mehr begannen die Verschiedenheiten und die Ungleichheiten in der Welt und unter den Menschen überhand zu nehmen. Darum ist es doch ganz natürlich, dass es das Bestreben aller Wissenschaft sein muss, die Welt und das Wesen alles Seins wieder diesem Urstoff zu nähern. Ist das nicht richtig?«

»Gewiss«, sagte ich, »das ist ganz natürlich.«

»Nicht wahr, das sagen Sie doch auch!« rief er triumphierend aus, »gewiss ist das selbstverständlich! So muss jedermann aus dem Volke sagen! Aber

die Großen im Lande, die wollen nichts davon hören. Darum verfolgen sie die Männer, die solches lehren und machen sie unschädlich auf ihre Weise. Aber die Wahrheit – ja, die Wahrheit! Die lässt sich nicht aufhalten auf ihrem Wege! Sie marschiert voran und macht nirgendwo halt, nicht vor Bergen und Strömen, nicht vor Irrenhäusern und nicht vor Gefängnistoren!«

Wenn er so redete, da wich auch das letzte Tröpfchen Blut aus seinem bleichen Gesicht, und seine schwarzen, irrsinnigen Augen glühten wie zwei feurige Kohlen.

Da war ein junger Mann, den sie in der Küche beschäftigten. Ein schöner Mann von schlanker, stattlicher Gestalt. Dazu ein hübsches Gesicht mit scharfen, ausgeprägten Zügen. Immer trug er eine mexikanische Mantilla, die er lose über die Schultern schlang, sodass er aussah, wie Hamlet auf dem Theater. Dieser Hamlet hatte auch seine Ophelia. Fast jeden Tag, wenn ich nach der Küche kam, um etwas zu besorgen, packte er mich mit einer Hand beim Arm und mit der anderen deutete er theatralisch nach einem Fenster in einem weitabgelegenen Flügel des Gebäudes, in dem die Frauen untergebracht waren.

»Siehst du sie dort? Hinter diesem Fenster, da wohnt sie, mein *sweet heart* – die Geliebte meines Herzens. Ich weiß, dass sie dort wohnt, denn mein Herz sagt es mir! Zwar, gesehen habe ich sie noch nicht. Ich weiß noch nicht, ob sie groß ist oder klein, ob sie schwarz ist oder weiß, oder eine Mexi-

kanerin. Ich weiß nicht, wie sie heißt und woher sie kommt, aber ich weiß, dass sie schön ist wie ein Gott, und dass sie mich liebt mit ihrer ganzen Seele!«

Da war ein anderes, gar gebrechliches Geschöpf, das täglich mehrmals in der größten Sonnenhitze über den schattenlosen Hof spazierte. Das war Miss Nothing – das Fräulein Nichts. Es war ihr schlecht gegangen auf dieser Erde, und das Leben hatte es so mit sich gebracht, dass sie sich viel in Geduld und Entsagungen üben musste, bis sie sich eines Tages einbildete, nichts – absolut nichts zu sein. Rings um sich breitete sie eine undefinierbare, schleierhafte, nebelige Atmosphäre von Nichts. Nur wenn jemand von ungefähr in ihre Nähe kam, geriet sie in große Aufregung. »Lassen Sie mich gehen, mein Herr – um Gottes willen, rühren Sie mich nicht an! Ich bin ja Nichts!«

Das war Miss Nothing. Fürwahr, eine sonderbare Dame! Aber am Ende hat sie den Sinn des Lebens besser erfasst als wir alle, die wir uns ängstigen und grämen in dieser Welt von Nichts und Nichtigkeiten.

Da war ein anderer Patient in der Anstalt, der nichts von dem tiefen Geist der Miss Nothing verspürte und nebenbei in allem und jedem das Gegenstück von Hamlet war. Er hatte ein breites, verschwommenes Gesicht und keine Spur von Hamlets Temperament. Beständig kauerte er in einer Ecke und murmelte vor sich hin. »Da hockt er nun schon seit zwanzig Jahren«, sagte der Wärter, »und wer



weiß? Es können noch einmal zwanzig Jahre darüber hingehen, bis wir ihn los werden, denn er ist gesund wie nur einer. Wir müssen ihn füttern, wir müssen ihn waschen, denn von selbst wird er niemals etwas tun.«

Nach wenigen Wochen nahm meine Tätigkeit ein plötzliches und wenig ruhmreiches Ende. Und schuld daran war niemand anders als Hamlet. Eines Tages, als ich mir herausnahm, mich etwas skeptisch über seine Ophelia zu äußern, geriet er in namenlose Wut. Ohne ein weiteres Wort packte er eine riesige Schüssel voll Mehl und stülpte sie mir über den Kopf. Ich blieb die Antwort nicht schuldig. Hamlet bekam ein blaues Auge und eine blutige Nase. Der Küchenchef telefonierte nach der Verwaltung, und schon nach wenigen Minuten kam der Herr Direktor selber herein, gestieft und gespornt wie Fortinbras in das Dänenschloss. Was mir denn einfiel? Sei das eine Art, mit den Kranken umzugehen? Ich solle sofort aufs Büro kommen und mein Geld in Empfang nehmen. Dann könne ich mich gefälligst zum Teufel scheren.

Traurig, misstrauisch und wirklich niedergeschlagen wanderte ich über die staubige Straße zurück nach San Antonio. Krankenpfleger – ja, das war am Ende doch nicht der richtige Beruf für mich! Ich kam gerade noch recht zum großen Schützenfest. Die ganze Stadt war geschmückt mit schwarzrotgoldenen Fahnen. In den Schaufenstern standen zwischen Blumen und Palmen die Büsten von Bismarck und Moltke, und über die Straßen weg waren Lein-

wandstreifen gespannt, auf denen in großen Buchstaben zu lesen stand: »Willkommen, ihr Schützen!« Eben kam gerade der Festzug um die Ecke. Ein stattlicher Zug mit Musik, Fahnen und allem Zubehör. Voraus ritt eine Schar Polizisten. Dann kamen Musik und Fahnen und dahinter, in endlosen Reihen, die Schützen in grauen Joppen und Federhut. Ganz wie bei uns. Dann wieder Musik und Fahnen, weißgekleidete Ehrenjungfern, und dann – was war denn das? – eine kriegsstarke Kompanie von bayerischem Militär mit dem alten Raupenhelm. Vor den Haustüren standen die jungen Damen und konnten sich nicht genug tun mit Winken und Heilrufen. Plötzlich rannte einer der Soldaten ganz vorschrittswidrig aus Reih und Glied davon auf eine der bestürzten Jungfrauen zu, packte sie um den Hals und gab ihr einen Kuss, den man drei Straßen weit hörte. »Alleweil hot's awer g'schellt!«

Es dauerte fast acht Tage, bis das Schützenfest vorüber war und der graue Alltag allmählich wieder in seine Rechte trat. Das Geld war mir inzwischen noch besser als sonst durch die Finger gegangen, und ich erlebte keinen geringen Schreck, als ich meine Barschaft zusammenzählte. War denn dieser einzige graue Silberdollar mein ganzes Vermögen? Ich suchte und suchte immer wieder. Ich durchsuchte alle Taschen, aber abgesehen von ein paar Nickelstücken wollte sich nichts weiter finden. Es war wirklich höchste Zeit, dass ich mich um eine Existenz bemühte. Ich sparte wie ein Geizhals mit meinen paar Cents, ich rannte alle Türen ein nach

Arbeit und Verdienst, aber alles umsonst. Drei Tage später stand ich auf der Straße, wie schon so mancher vor mir, angesichts des Nichts. Eine ganz ver-teufelte Lage! Du gehst durch die Straßen und weißt nicht wohin. Du siehst mit knurrendem Magen die anderen essen. Die Müdigkeit liegt wie Blei in deinen Gliedern, aber schlafen darfst du nicht. Du siehst die anderen Menschen vorübergehen. Sie drängen sich vor den Bars, sie füllen die Wirtschaften, vor deren Türen die süßen Bratengerüche schweben. Nur du –.

Die Mitternacht war schon vorüber, und es begann still zu werden in der Stadt. Das spärliche Licht der Laternen spiegelte sich in dem Asphalt-pflaster, und eilige Schritte verspäteter Nachtschwärmer verhallten zwischen den Häusern. Ein messerscharfer »Norder« fegte durch die Gassen. Ziellos wanderte ich weiter. Wohin?

Ich setzte mich auf eine Bank in der Plaza und versuchte zu schlafen, aber ich konnte es nicht. Der Nachtwind zog seufzend und klagend durch die Baumkronen. Das Mondlicht schaute neugierig durch das Fiederkleid der Palmen. Ein Uhr schlug es auf der Turmuhr der Kathedrale. – Zwei Uhr. – Drei Uhr. Endlos lange Stunden. Unwillkürlich begann ich nachzudenken über mein vergangenes wildes Leben und erschien mir selbst als das nutzloseste Geschöpf in ganz Amerika.

Da legte sich plötzlich eine schwere Hand auf meine Schulter. »Hallo young fellow!« sagte die gewichtige Stimme eines riesenhaften Schutzmannes,

»das ist hier keine Schlafgelegenheit!« Dann betrachtete er mich von oben bis unten.

»Hast du Geld?«

»Nein.«

»Zeig mal deine Hände!«

Ich hielt ihm eine Hand hin, die er so kritisch betrachtete, wie eine wahrsagende Zigeunerin auf dem Jahrmarkt.

»Well«, meinte er schließlich, »man sieht, dass du ein Arbeitsmann bist. Komm' mal mit!«

Er führte mich zur Polizeiwache, wo sie mir alle Taschen untersuchten und alles abnahmen, was ich bei mir führte: mein Taschentuch, mein Taschenmesser – nur nicht mein Geld. Dann brachten sie mich in einen kahlen Raum mit eisernen Wänden, vergitterten Fenstern und einem Fußboden aus Zement. Unter einer bunten Wolldecke in einer Ecke des Raumes lag ein anderer Arrestant und schnarchte so laut, dass die Eisenstäbe vor dem Fenster zitterten. Ein Beamter warf mir eine Decke zu, etwa so, wie man einem wilden Tiere ein Stück Fleisch in den Bärenzwinger wirft.

»Da, schlaf!«

Der Tag war schon weit vorgeschritten, und ein ganz dünner Sonnenstrahl fiel durch das vergitterte Fenster unter der Decke, als ich am nächsten Morgen aufwachte. Der Schnarcher in der anderen Ecke – ein junger Bengel mit einem spitzen Gassenbubengesicht – war auch schon aufgewacht. »Hallo!« rief er mir zu, »was hast du denn ausgefressen?«

»Gar nichts«, antwortete ich, »der Schutzmann hat mich einfach mitgenommen.«

»Und Geld hast du wohl keins?«

»Nein.«

»Noch niemals vorher hier gewesen?«

»Nein.«

»Zehn Tage.«

Das sagte er mit der Entschiedenheit des Fachmanns, etwa so, wie ein Arzt die Diagnose stellt. Und er ließ sich auch nicht durch alle meine Einwendungen von seinem Urteil abbringen.

»Aber das ist doch kein Grund, um darüber zu weinen! Zehn Tage! Das ist ja gar nichts! Gerade eine kleine, nette Erholung von der Reise. Was würdest du denn sagen, wenn du in meinen Schuhen stecktest? Ich bekomme nämlich sechzig Tage aufgebremmt, obwohl ich an der ganzen Sache so unschuldig bin wie die Mücken hier an der Wand. Mein Kamerad Billy aus Missouri – ich hätte mir's auch denken können, dass er nichts taugt – hat mir die ganze Suppe eingebrockt. Montag nacht wollten wir zusammen ein Ding drehen bei einem Farmer drüben in Castroville. Ich springe gleich hinein in den Hühnerstall und ergattere mir einen von den Welschhähnen. Wie ich mich nun nach den anderen umsehe, da fällt Billy von der Hühnerleiter herunter gerade in den Schweinestall. Das gab einen Höllenspektakel. Die Hühner fangen an zu schreien, die Schweine grunzen und quieken, der Hund reißt an der Kette, und der Farmer kommt mit einem Schießprügel. Ich natürlich auf und davon und ge-

rade einem Schutzmann in die Hände. Und Billy – ha, Billy! Der hat sich beizeiten aus dem Staub gemacht. Nun sage mir einer: wo bleibt da die Gerechtigkeit?«

Im Laufe des Vormittags kam ein Diener und brachte uns nach dem Gerichtsgebäude. Über eine breite Steintreppe ging es hinauf in einen schönen, großen Saal mit hohen Fenstern hinter dicken, grünen Vorhängen, durch die das Licht nur gedämpft hindurchfluten konnte. Ein betretter Gerichtsdiener saß an einem Tisch hinter einem dicken Aktenbündel. Vor ihm, an einem Pult, thronte ein würdiger, alter Herr mit einer schwarzen Mütze auf den grauen Haaren. Das war der Richter. Und zu seinen Füßen – nun, es war nicht eben die Auslese von San Antonio, die sich dort versammelt hatte! Sie waren alle hübsch sortiert, je nach dem Charakter des vermuteten Delikts, die Spitzbuben, die Hühnerdiebe, die Kampfhähne, die Messerstecher, die Trunkenbolde. Mich hatten sie unter die Vagabunden einge-reiht.

Was nun begann, das war summarische Justiz. Rechtsprechung im Automobiltempo. Man nennt das in Amerika ein Känguruhgericht, weil der Richter sich nie länger als ein paar Sekunden bei einem Opfer aufhält, sondern immer nach der Weise des Känguruhs von einem zum anderen springt. In der Tat: Geschwindigkeit ist keine Hexerei! Es laufen gräuliche Ungerechtigkeiten unter, aber es dient zur Vereinfachung der Verwaltung und spart das Geld der Steuerzahler.

Der Herr Richter hatte sich eben die Trunkenbolde vorgenommen.

»Nun, was haben Sie zu sagen?« wandte er sich an einen Menschen, der nach seinem ganzen Äußeren seine leidenschaftliche Vorliebe für den Alkohol nicht wohl leugnen konnte, »Schuldig oder nicht schuldig?«

»Schuldig, euer Gnaden.«

»Drei Tage.«

In solch bündiger Weise fertigte der Gewaltige einen nach dem anderen ab. Die Trinker, die Raufbolde, die Taschendiebe. Alle sagten: *guilty your worship* – schuldig, Euer Gnaden. Und es hagelte Urteile von der Höhe des Pultes. Drei Tage, zehn Tage, sechzig Tage, sechs Monate. Die Vagabunden sparte er sich bis zuletzt auf, weil hier der Fall nicht ganz so einfach lag. Zuerst nahm er sich einen gewerbsmäßigen Landstreicher vor; einen zerlumpten ausgefransten Kerl mit einem fetten Gesicht voll Sommersprossen. Man konnte ihm ansehen, dass er bereits müde zur Welt gekommen war.

»Ich habe gearbeitet«, sagte er trotzig.

»Sechzig Tage«, sagte der Richter.

Nach diesem Exemplar der edlen Zunft kamen noch einige Tagediebe an die Reihe, die alle mit einem kleinen Geschenk von je fünf bis sechzig Tagen beglückt wurden. Zuallerletzt kam die Reihe an mich.

»Was haben Sie zu sagen? – Schuldig?«

»Nein, nicht schuldig!«

»Ah! Was? Sieh' mal einer an! Ja, haben Sie denn

Geld?«

»Nein.«

»Zehn Tage!«

Ich wollte noch etwas darauf erwidern, aber der neben mir stehende Polizeidiener schnitt mir kurz das Wort ab. »Come on!«

Ehe ich wusste, wie mir geschah, stand ich schon in dem schattenlosen Hof des Bezirksgefängnisses vor einem grauen düsteren Gebäude. Knarrend fiel das Schloss hinter mir zu. Da war ich. Ein rothaariger Wärter mit einem mächtigen Schlüsselbund nahm sich meiner an und führte mich durch die langen kahlen Hausgänge. Wie öde und traurig es hier war! Keine Spur von Wohnlichkeit. Eisen, Zement und Mörtel, und über dem allen eine dumpfe, muffige, merkwürdig süßliche Luft. Gefängnisluft. Schließlich gelangten wir in einen großen, düsteren Raum mit eisernen Wänden und einem Fußboden aus Zement. Etwa zwanzig Kerle lagen, in bunte Decken gehüllt, auf dem nackten Boden. »Halloh, Jack, *what are you in for?* – Was hast du ausgefressen?« riefen sie mir wie aus einem Munde zu.

Ich hätte etwas darum gegeben, wenn ich es selbst gewusst hätte.

»Wo kommst du her?« fragte mich ein magerer Bursch mit einer grauen, ungesunden Gefängnisfarbe. Eine Weile musterte er mich kritisch von oben bis unten. Dann spuckte er mit einer Bewegung voll unnachahmlicher Verachtung vor mir auf den Boden. »Pah, schon wieder ein Grünhorn! Seit einem Monat von Sonntagen ist kein dufter Kunde



mehr hier hereingeschneit. Nichts wie verhungertes Pack, zu dumm, ein Butterbrot zu fechten, oder gar ein ordentliches Ding zu drehen! Aber dies hier ist ein verdammt schlechter Platz zum Sattessen! Der Herr Direktor ist ein Magenräuber. Die Hälfte von dem Geld für die Verpflegung wandert in seine eigene Tasche, und an dem, was übrig bleibt, machen sich die Wärter gesund. Ich bin, bei Gott, schon in allen Gefängnissen gewesen, von New Orleans bis San Franzisko, aber dieses hier ist das schlimmste von allen. Das ist es eben, warum in ganz San Antonio kein Grünhorn mehr sicher ist. Weil sie an jedem Prozente verdienen.«

»Ja, so ist es«, stimmten die anderen bei, »das schlechteste Gefängnis in ganz Amerika.«

Ich sollte bald selbst herausfinden, wie recht sie hatten. Die Mahlzeiten waren mehr als kärglich. Morgens und abends gab es eine dünne Scheibe Brot und mittags eine noch dünnere Bohnensuppe. Nach dem »Frühstück« kam ein Wärter und holte die Leute für die Arbeit ab. Alle wurden aneinander gefesselt mit schweren Ketten, die vom Handgelenk zum Fußgelenk und von dort zum Vordermann führen. Das nennt man den *chain*-Gang – den Ketten-gang.

Ich selbst entging nur dank der besonderen Umstände diesem Schicksal. Die Frau des gestrengen Gefängnisverwalters war nämlich eine sehr delikate Dame. Morgens stand sie erst um zehn Uhr auf, und bis sie sich fertig geschminkt und gepudert hatte, war es Zeit für den »Lunch«. Mittags musste sie die

Modezeitschriften durchblättern und die Gesellschaftsneuigkeiten in der Zeitung studieren, und gegen Abend ging sie »shopping«. Solche Lebensweise erforderte natürlich viel Bedienung. Ein Chinese herrschte in der Küche. Ein junges Ding aus dem Weibergefängnis versah das Amt eines Kammerkätzchens, und das Mädchen für alles – das war ich.

Ja, es ist erstaunlich, welche Fülle von schlummernden Talenten in einem Menschen geweckt werden, wenn er erst einmal anfängt, sich darin zu versuchen. Ich musste die Stuben fegen und die Teller waschen. Ich musste die Möbel abstauben und die Blumen vor dem Fenster gießen. Vor allem aber musste ich den ganzen Tag über auf Kitty aufpassen. Kitty war eine große Zibetkatze mit wunderschönem silberglänzendem Fell. Täglich musste sie gewaschen und gekämmt werden, und die Gnädige ließ es sich nicht nehmen, diese Arbeit persönlich zu beaufsichtigen, damit ich auch mit dem nötigen Zartgefühl zu Werke ging.

Ja, Kitty war die Hauptperson im Haushalt! Sie war die Sonne, um die sich alles drehte. Gar keine Nummer dagegen hatte Papa, oder einfach »Pa«, wie sie ihn nannten. Er musste der Lady das Essen ans Bett bringen, er musste das Kind in den Schlaf wiegen, wenn es gar so unruhig war, er musste die Bilder aus den Modejournalen ausschneiden und in eine Mappe heften. Und er fand es auch ganz in der Ordnung, dass dem so war und nicht anders.

Ein weiteres Mitglied des Haushaltes war Fifi, ein junger Galgenstrick von etwa 11-12 Jahren. Er

war ein fast noch größerer Tyrann als Kitty. Wie er sprach, so geschah es, und wie er gebot, so stand es da. Und wenn Papa einmal Miene machte, seine Wünsche nicht zu berücksichtigen, so stampfte er den Boden mit den kleinen Füßen. Einmal geriet er aus irgendeinem Grund in wahnsinnige Wut. Darüber kam er in die Küche und zertrümmerte Teller und Schüsseln im Wert von mindestens zehn Dollars. Aha! dachte ich mir, der Krug geht so lange zum Wasser, bis er bricht! Nun wird Fifi endlich, endlich seine Schläge bekommen! Was wusste ich von transatlantischer Kindererziehung! Mama bekam über die Geschichte einen Nervenschock, »Pa« rannte spornstreichs, ohne Hut und Mantel zu einem Arzt, und Fifi bekam eine Tüte voll Pralines zur Beruhigung der Nerven.

Es war also kein leichtes Auskommen mit Kitty und Fifi. Aber – wie schon gesagt – es war immer noch besser als am Kettengang. Nur spät abends, wenn alle Arbeit getan war, kam ich hinunter zu den anderen in die Zelle. Mir grauste jeden Tag von neuem vor diesem Augenblick, denn was dort drinnen hauste, das war eine so nichtsnutzige, verdorbene Gesellschaft, wie ich sie nur je gesehen habe. Einige waren darunter, denen es so gegangen war wie mir. Man hatte sie erwischt, weil sie kein Geld hatten, und nun mussten sie auch an den Kettengang. Die große Mehrheit war jedoch eine Gesellschaft von grauen, verwelkten, morphiumsüchtigen Gefängnisvögeln. Ein wahrer Abgrund von Schlechtigkeit und Verwahrlosung. Opium, Morphinum, Ko-

kain – es ist wohl am besten, wenn ich gar nichts davon erzähle. Dazu kam, dass sie mich alle hassten, wegen meiner vermeintlichen Vorzugsstellung. Sie nannten mich das Kammerkätzchen der Lady und wurden nicht müde, diese meine Tätigkeit in den gewagtesten Kombinationen auszuspinnen.

Zuweilen aber, wenn sie einander von ihren unsteten Reisen und Wanderungen erzählten, da horchte ich auf. Also: in Amerika konnte man auf der Eisenbahn fahren, ohne einen Pfennig in der Tasche! In den leeren Packwagen, in den Eiskisten der Obstzüge, zwischen den Rädern der Pullmanwagen, bei dunkler Nacht auf dem Tender der Expresszuglokomotive – das musste probiert werden bei nächster Gelegenheit! Schon wanderte die Fantasie unter kalifornischen Palmen und im Geiste hörte ich die Brandung des Stillen Ozeans gegen die Klippen des fernen Gestades brausen.

Wo sind die Tage länger als im Gefängnis? Mir war, als ob ein Jahr vergangen wäre, als ich endlich wieder draußen vor dem schweren Tore stand. So schnell ich konnte, eilte ich davon und machte nicht eher halt, als bis das graue Haus mit all seinem Elend hinter den Giebeln der anderen Häuser verschwunden war. Aber was nun? Ich war in den zehn Tagen nicht reicher geworden. Meine Kleider sahen noch abgerissener aus als zuvor, und der Hunger rumorte gewaltig in den Eingeweiden. Sie hatten mich ohne Frühstück an die Luft gesetzt, weil der Wärter ein kleines Geschäft daran machen wollte. Wie ich nun so plan- und ziellos weiter

durch die Straßen irrte, fiel mein Blick plötzlich auf das Bild eines struppigen Löwen mit weit aufgerissemem Maul, das mich von einer Hauswand anstarrte. Also eine Zirkusreklame! Das war am Ende noch ein Rettungsanker. Ein Zirkus braucht immer Leute.

Auf einem freien Platz am Rande der Stadt, wo mächtige Sternenbanner wehten und neugierige Kinder durch den Lattenzaun schielten, stand der Zirkus. Ein Duft von Schweiß und Sägmehl und billiger Limonade lag schwer wie eine Wolke in der Luft. Zwei Elefanten standen verträumt in einer Ecke und fingen Fliegen mit den langen Rüsseln. Hinter einem dicken Eisengitter sonnte sich ein Löwe. Zwei mottenzerfressene Tiger gaben ihre bösen Launen mit gurgelnden Tönen kund. Affen lärmten in ihrem Käfig. Ein Kakadu kreischte auf einer Stange. Vor dem Eingang eines riesigen, mit Fahnen und Girlanden geschmückten Zeltes stand eine üppige, kastanienbraune Dame und daneben ein dicker Herr mit einem roten, aufgedunsenen Gesicht und vielen Ringen an den Fingern.

Ob er der Direktor wäre?

»Was wollen Sie?«

»Ich suche Arbeit.«

»Kommen Sie morgen, aber punkt 6 Uhr früh, denn dann reisen wir ab. Und sehen Sie zu, dass Sie noch einen Kameraden mitbringen. Wir zahlen einen Dollar den Tag bei freier Station.«

Ich wollte ihn noch um einen Vorschuss bitten, aber da er mich gar so grimmig anschaute, unterließ ich es lieber. Bis zum nächsten Morgen war es

ja zur Not noch auszuhalten.

Lange irrte ich in den Straßen der Stadt umher. Es wurde Mittag und Abend, und dann kam wieder die Nacht, der große Feind der Vagabunden und Arbeitslosen. Eine endlos lange Nacht. Die Dunkelheit flüsterte zwischen den Häusern und ein kalter Nordwind fegte durch die Straßen. Im Osten begann schon der Tag zu grauen, als ich um eine Straßenecke herum gerade dem Schutzmann in die Hände lief, der mich zum ersten Mal festgenommen hatte.

»Heda! Wohin?«

»Ich gehe zur Arbeit.«

»Ja, das kennt man schon! Komm mal mit!«

Wieder ging es zu Polizeiwache, wieder kam ich vors Känguruhgericht und wieder wurde ich von Seiner Gnaden verurteilt. Diesmal aber nur zu einer Haft von 24 Stunden, weil ich nachweisen konnte, dass ich mich um Arbeit bemüht hatte.

Die Kerle im Gefängnis begrüßten mein Wiedererscheinen mit lautem Freudengeheul. »So ein Grünhorn! Ha! Ha! Ja, das kannst du an den Fingern abzählen, dass der Policeman dich wieder erwischt, wenn du dich weiter in der Stadt herumtreibst! Die lassen ein so gutes Ding nicht mehr laufen, und wenn du nicht auf die Walze gehst, kommst du aus dem Kittchen nicht mehr heraus. Jetzt bleibt für dich nichts mehr übrig, als die Eisenbahn!«

Der Zirkus war schon abgereist, als ich am nächsten Morgen an dem Platz ankam. Die schimmernde Pracht von fliegenden Fahnen war verschwunden wie eine tückische Fata Morgana. Zerbrochene Fla-

schen, zerfetzte Papiere, zerrissener Tand und Flitter lagen unordentlich auf dem Sägmehl umher. Ein trüber Morgen malte alles grau in grau. So grau wie meine eigene Stimmung. Vergeblich suchte ich mir auszudenken, was aus alledem noch werden sollte. Nun sollte ich wohl wieder in die Stadt gehen und dort so ziel- und zwecklos in den Straßen herumlaufen? Ich sollte mich um Arbeit bemühen und doch keine finden? Dafür würden sie mich wieder eine Weile ins Gefängnis sperren und dann wieder hinauslassen, in die kalten Straßen. Und das sollte nun so weitergehen? Nein! Genug von diesem Leben! Jetzt kam die Eisenbahn an die Reihe!

Schon stand ich vor dem großen Güterbahnhof, wo die Lokomotiven schnaubten. Die Straße war breit und staubig, und die Sonne des letzten Dezembertages brannte mir im Nacken. Und ich war so hungrig wie nur einer, der seit vierzehn Tagen nichts Ordentliches mehr gegessen hat. Es wurde dunkel, ohne dass ich es beachtete. Mechanisch tappte ich weiter in die Nacht hinein. Vor mir wuchsen die Büsche und Bäume wie die Gespenster aus der Finsternis, weit hinten lag die Stadt, von einem hellen Schein übergossen. Von dorthier kam der Lärm der Menschen wie das Brausen eines fernen Meeres. Von den Dächern flatterten die Fahnen in der Finsternis, und von allen Türmen läuteten die Neujahrsglocken durch das Land.

Ich hab' einmal irgendwo einen Spruch gelesen, der mir immer wieder durch den Kopf geht:

Das neue Jahr hat harte, kalte Augen,  
Hart wie das Schicksal, und das Schicksal spricht:  
»Leben allen, die zum Leben taugen,  
Für den Schwächling ist das Leben nicht!«



## Fünftes Kapitel|Als »Hobo« nach Westen

AUF DER LAUER. – DER HUNGER WIRD IMMER STÄRKER.  
– DIE KUCHEN DER LANDSMÄNNIN. – EIN SCHWARZER  
GENTLEMAN NIMMT SICH MEINER AN. – ER WEIHT MICH  
IN DIE GEHEIMNISSE DES »SCHWARZFAHRENS« EIN. –  
ICH BEKOMME ES MIT DER ANGST ZU TUN. – DIE FAHRT  
AUF DEM WAGENDACH. – SEKRETÄR BEIM  
CHINESENKOCH. – EIN DOLLAR UND DAS »TSCHAU«. –  
EIN KAPITEL ÜBER DIE TRAMPS. – ALLERLEI GELICHTER.  
– DIE HEILSARMEE ALS RETTUNGSANKER. – ANKUNFT IN  
EL PASO. – UNTER DEN DOLLARJÄGERN. – DIE LADY UND  
DER STRUWELPETER. – MORD IN DER SPIELHÖLLE. – EIN  
SONDERBARES STÜCK ARBEIT. – VIVA MEJICOL – DAS  
STIERGEFECHT. – BEIM EISENBAHNBAU. – ICH WERDE  
BOß. – EINE KURZE KARRIERE.

Das ist indes kein echter Glücksritter, der sich durch ein paar trübe Tage die Unternehmungslust rauben lässt. Hunger, Not, Polizeigefängnis – das alles hat nichts Tragisches für den Mann auf der Landstraße. Es kommt über ihn wie ein Hagelwetter. Er duckt sich, solange es dauert. Er schüttelt es ab, wenn es vorüber ist, wie ein Hund das Wasser, wenn er aus dem Bade kommt. Und doch ist es ein böses Erlebnis, wenn man bei Nacht und Nebel mit knurrendem Magen und zerrissenen Schuhen zur Stadt hinausmarschiert.

Langsam wanderte ich westwärts den Schienenstrang entlang, auf einer breiten, sandigen Straße.

Nach einer Weile begann dicht neben der Bahn der große Schlachthof von San Antonio aufzutauchen. Die schattenhaften Umrisse großer Gebäude wuchsen aus der Dunkelheit heraus, riesige Schornsteine hoben sich scharf und bestimmt vom helleren Nachthimmel ab. In dem Viehhof scharrten und stampften die Kühe und muhten in die Nacht hinein, um den Nachtfrost abzuschütteln, der sich allmählich von dem klaren, winterlichen Sternenhimmel herabzusenken begann. Ein schwerer, beißender Geruch von Dung und Fäulnis und Verwesung lag in der Luft.

Das also war die Stelle! Hier, an der Kreuzung der beiden Bahnlinien, wo auf das Signal vom Stellwerk die Züge ihre Fahrt auf geringe Geschwindigkeit herabmindern mussten, da war der Platz, wo die schwarzfahrenden Fahrgäste gewöhnlich den Zug bestiegen. Man brauchte nur am Abhang des Bahndamms auf der Lauer zu liegen und dann in einem unbewachten Augenblick auf einen der vorüberrollenden Wagen aufzuspringen. So hatten sie es mir auseinandergesetzt, die Fachleute im Gefängnis. Nun lag ich schon eine Weile im Graben und horchte gespannt auf die Melodien der Nacht. Auf das Summen des Windes in den Telegrafendrähten, auf das Zirpen der Grillen im Grase, auf das Muhen der Kühe, das Stampfen der Pferde und auf das Klirren und Poltern der rangierenden Züge weit draußen im Güterbahnhof. Plötzlich blitzten rote und grüne Lichter vor dem Stellwerk auf. Der Boden zitterte leise, und wie eine funkelnde, leuchtende

Schlange jagte ein Schnellzug über die Schienen. Er kam heran wie ein Ungewitter. Der Bahndamm zitterte wie bei einem Erdbeben, und es sauste, schnaubte, brüllte und donnerte in der Luft. Schon war es vorüber. Nein, nur ein Wahnsinniger hätte es versuchen können, sich hier einen Freipass zu verschaffen!

Eine halbe Stunde später kam ein Güterzug herangekeucht. Langsam, schwerfällig und gewichtig. Kurz vor der Kreuzung verminderte er seine Fahrt zu einem Schneckentempo, sodass selbst ein Kind beim Aufspringen keine Gefahr gelaufen wäre. – Aber wo? und wie? Die ganze endlose Reihe bestand nur aus verschlossenen und versiegelten Packwagen, die selbst bei größter Fantasie keine Fahrgelegenheit boten, es sei denn, dass man mit dem Dach vorlieb nehme. Schnell war der Spuk vorüber, und nur noch die beiden Endlichter grinsten wie zwei höhnische grüne Augen in der Ferne, bis auch sie von der Nacht verschlungen wurden.

Wieder wartete ich lange Stunden, ohne dass ein neuer Zug in Richtung Kalifornien aufgetaucht wäre. Ein grauer, trüber, tropfender Morgen fand mich immer noch in San Antonio. Ein hässlicher Morgen. Mich erfasste das graue, ungewaschene Gefühl, das beim Grauen des Morgens den zu erfassen pflegt, der die Nacht bei Mutter Grün zugebracht hat. Ich hatte einen hässlichen Geschmack im Munde. Ein schneidender Wind durchschauerte mich bis aufs Mark, und der Magen, der schon seit Tagen sich mit dumpfem Knurren begnügt hatte,

hing nun an zu bellen nach allen Regeln der Kunst. Es war ein Glück, dass in einem nahen Garten ein Feigenbaum stand, an dem noch einige runzlige, vertrocknete Früchte hingen, die man bei der Ernte vergessen hatte. So stieg ich denn wie einst Zebedäus auf den Baum, und noch nie haben mir Feigen so gut geschmeckt wie damals.

Missmutig und vorsichtig um mich schauend wanderte ich zurück nach der Stadt, von der ich am Abend zuvor für immer Abschied genommen hatte. Es wurde Mittag, die Sonne brannte, und der Staub der Straßen wirbelte in der trockenen Luft. Es mag wohl sein, dass mein ganzes Äußere nach Almosen schrie, denn als ich an einem deutschen Bäckerladen vorbeiging, wo allerlei wunderbare Kuchen im Schaufenster standen, da fragte die Bäckerfrau, die gerade vor der Tür stand, ob ich etwas davon haben möchte. Ich sagte natürlich nicht nein, und sie führte mich in die handfest möblierte Wohnstube, wo sie mich mit Kaffee und Kuchen traktierte. Die Tasse füllte sie immer wieder von neuem, und der Teller mit dem Kuchen wurde niemals leer. Indessen erzählte sie mir ihre ganze Lebensgeschichte mitsamt einer Angabe des Stammbaums der Familie bis ins dritte und vierte Glied. – Ah, Deutschland!

Sie sei in der Gegend von Koblenz zu Hause und erst vor sieben Jahren übers große Wasser gekommen. Vor einem Jahr sei ihr Mann unter ein Fuhrwerk geraten und tödlich verunglückt. Ihre drei Töchter seien verheiratet. Die zwei ältesten Söhne führten das Geschäft. Nur der jüngste, der sei ein

Dickkopf und ein Tunichtgut. Er treibe sich überall in der Welt herum, ohne dass man zumeist wüsste wo. Eine Weile habe er in Milwaukee gearbeitet. Dann sei er in Dakota bei der Ernte beschäftigt gewesen und zuletzt wollte er nach Kalifornien, wahrscheinlich weil einem dort die gebratenen Tauben in den Mund fliegen. – Ja, es sei ein Kreuz mit den unruhigen Geistern, die in die Jugend von heutzutage gefahren wären. – Ob ich nicht noch ein Stück von dem Streuselkuchen essen wollte? – Ich wollte schon, und wenn ich mich auch ein bisschen zierte, so aß ich doch ein Stück Kuchen ums andere, und als ich mich zum Fortgehen anschickte, gab sie mir ein Paket mit, in dem Kuchen genug waren, um ein ganzes Mädchenpensionat damit für vierzehn Tage zu versorgen.

Als ich am dämmernden Abend mit meinen Schätzen zurück zu meinem alten Versteck an der Bahnkreuzung beim Schlachthaus kam, da hatte sich dort inzwischen ein anderer blinder Fahrgast eingefunden; ein großer, herkulisch gebauter Neger mit nussbraunem Gesicht und lackglänzenden Augen. Er trug einen langen, speckigen, grünverschossenen Schwalbenschwanzrock, niedrige Oxfordschuhe mit koketten Schleifen und zerrissenen Lackkappen. Dazu einen steifen, staubigen, an der Spitze etwas eingedrückten Hut, einen hohen, schmutzigen Kragen und eine fettglänzende Krawatte, die in besseren Tagen wohl einmal knallrot gewesen sein mochte. Er saß über einem kümmerlichen Feuer und kochte Tee in einer Tomatenbüchse. Al-

les an ihm erinnerte an vergangene Größe in einem Zirkus oder einer Schmiere.

»Hallo, Jack!« rief er mir zu, »wo machst du hin?«

»Nach Westen.«

»Dann wird's aber höchste Zeit. Eben stellen sie drunten den Zug zusammen. In einer halben Stunde wird er hier sein. Aber was – was hat das Baby denn da? Kuchen, bei Gott! 's ist ein Monat von Sonntagen her, seit ich keinen Kuchen mehr gesehen habe. Ha! Ha! Ein Hobo und Kuchen!«

Und dann, als ob ihm jetzt erst der Sinn für das Komische an der Sache aufgegangen wäre, fing er an zu lachen, wie nur ein Nigger lachen kann. »Kuchen! Ha! Ha!« Zuerst lachte er langsam und gewichtig mit einem tiefen Brummbass. Dann ging es über alle Stufen der Tonleiter hinauf bis zum höchsten C der Primadonna auf dem Theater, um dann plötzlich und unvermittelt mit einem Salto mortale wieder hinunterzufallen zur düsteren Grabesstimme.

»Wenn du Kuchen fechten kannst«, sagte er mit Tränen in den Augen, »so verstehst du dich besser aufs Handwerk als ich, und ich bin schon auf der Walze gewesen, als du noch nicht geboren warst. Nun hör mal zu. Ich hab' eine feine Idee! Wir beide – ich und du –, wir wollen zusammen ein Kompagniegeschäft machen. Du wirst die Kuchen fechten, und ich werde auf den Hinterhöfen nach Eiern, Hühnern und Wassermelonen Umschau halten. Droben in El Paso kenne ich eine farbige Dame, die uns durchfüttern wird, bis das Frühjahr kommt. Dann

werden wir langsam weiter machen nach Kalifornien. Wir werden uns viel Zeit nehmen unterwegs, denn wenn man immer wieder drauf losfährt, wie manche von den Jungens, so wird man mit der Zeit müde werden, und das ist das Dümme, was einem passieren kann. Was liegt denn daran, ob du da oder dort bist?»

Solche Philosophie war nun allerdings gar nicht nach meinem Geschmack, aber da der farbige Gentleman offenbar ein Mann war, der sich auskannte, suchte ich möglichst viele Kenntnisse auf dem Gebiet des Schwarzfahrens und anderer Schwarzkünste aus ihm herauszulocken. Er lachte mitleidig, als ich ihm von meinen missglückten Versuchen berichtete.

»Du bist ein großes Grünhorn«, meinte er, »wenn im Zug kein Platz ist, so fährt man eben darunter auf den Stangen zwischen den Rädern – die Jungens nennen das *riding the rods*. Es ist die bequemste Art zu reisen. Und ganz ungefährlich. Du rennst neben dem Zug her und packst eine der Stangen über den Radachsen. Dann fliegst du ganz von selbst darauf. Das ist alles. Ein kleines Kind kann das machen. Aber ein bisschen aufpassen musst du schon, damit du dich nicht etwa auf die Radachsen selber oder gar auf die Bremsstangen setzt, denn dann wirst du alle Sterne im Himmel mitsamt den Kometen sehen, und dein Name wird nichts sein, ehe du Zeit hast, darüber ein Vaterunser zu sagen. Wenn du aber gar –«

Mitten im Satz unterbrach er seine Rede. Mit ei-

nem Fußtritt beförderte er den behelfsmäßigen Tee-kessel in den Graben, und während er den steifen Hut noch fester in den Wollkopf drückte, rannte er den Bahndamm hinauf, dass die Schöße seines langen Rockes nur so flogen. Im Nu lag ich neben ihm auf dem Bahndamm und wartete mit klopfendem Herzen auf den Eilzug, der eben vom Osten herangebraust kam. Es war noch heller Tag, und das niedrige Buschgras neben den Schienen bot nur ein schlechtes Versteck. Schwer wie ein Ungetüm donnerte die Lokomotive über die zitternden Schienen. Der Nigger schnellte in die Höhe wie ein Pfeil und rannte eine Weile in geduckter Haltung wie ein Wiesel neben den vorüberrollenden Wagen her. Plötzlich verschwand er von der Bildfläche, als ob ihn der Boden verschlungen hätte. Einige Augenblicke später tauchte irgendwo zwischen den Rädern ein steifer Hut und darunter ein grinsendes Negergesicht auf. Er winkte mit der Hand. »Come on! Come on!« Mitkommen sollte ich? Dorthin? Nein, das war vorerst zu viel der Zirkuskunst für mich. Verblüfft stand ich da, wie einer, der ein Gespenst gesehen hat. Lange noch, während der Zug in die Prärie hinausrollte, konnte ich ihn sehen, wie er winkte und grinste zwischen den Rädern.

Wieder lag ich stundenlang auf der Lauer und schalt mich ob meiner Ängstlichkeit. Der nächste – der musste gemacht werden! Ging's nicht unter dem Wagen, so könnte man's mit dem Dach probieren. Es kam die Nacht und mit ihr ein anderer Güterzug in westlicher Richtung. Ich packte eine der Lei-



tern, die an der Außenseite eines jeden amerikanischen Packwagens angebracht sind, und kletterte hinauf aufs Dach. In der Hitze des Gefechts verlor ich das Bündel, das alle meine irdischen Habseligkeiten enthielt, aber ich achtete es nicht. An einer scharfen Kante riss ich mir den Finger auf, ohne es mehr zu spüren, als etwa einen Moskitostich. Ganz flach legte ich mich hin und harrete in atemloser Spannung der Dinge, die da kommen sollten. Was würde wohl der nächste Augenblick bringen? Würden sie den Zug festhalten und mich dem rächenden Arm der Gerechtigkeit überliefern? Oder würden sie mich gar von dem Dach des davonrollenden Zuges herunterwerfen, wie man es zuweilen in den Geschichten hört?

Doch es geschah nichts von all dem Schrecklichen, das ich mir ausmalte in meiner Aufregung. Schon hatte der Zug die Kreuzung hinter sich. Schneller und schneller wurde seine Fahrt und bald jagte er mit einer Geschwindigkeit von 30 Meilen durch die wellige Ebene der Prärie.

Nach Westen!

Das Dach war so schmutzig und so rußig, wie nur das Dach eines Güterwagens sein kann. Alle Augenblicke machte er einen kleinen Luftsprung über eine Weiche, und man musste sich krampfhaft festhalten, um nicht von der stark gewölbten Fläche herunterzukugeln. Dann wurden die Bewegungen gleichmäßiger, wie das Schlingern eines Schiffes auf offenem Meere. Weit vorne, vor der langen Reihe der schwankenden Wagendächer qualmte die

Lokomotive und immer von Zeit zu Zeit, wenn der Heizer unten an den Feuern rüttelte, spie sie einen Funkenregen in die sternklare Nacht hinaus. Weit draußen, dicht unter dem westlichen Horizont, lag noch das Tageslicht in einem hellen, dünnen Streifen, aber ringsum in der Prärie hatte die Nacht alles schwarz in schwarz gemalt. Riesige Ahornbäume reckten schwarz und fantastisch ihre Äste in die Finsternis. Die Windmühlen über den Brunnen der Farmhäuser klapperten in die Nacht hinein. Nur da und dort blitzte ein anheimelndes Licht in der Prärie. An den Schildern der vorüberhuschenden Telegrafentangen konnte man die Meilen zählen, wenn auch die Ziffern darauf nicht auszumachen waren. Zwei, drei, fünf, zehn, zwanzig Meilen – Donnerwetter! Wenn das so weiter ging.

Schon fing ich an, mich in den kühnsten Reiseplänen zu wiegen, als mit einemmal dicht hinter der Lokomotive eine Gestalt auftauchte, die groß und breitspurig, in der Hand eine Laterne, und anscheinend völlig gleichgültig gegen die damit verbundene Lebensgefahr, über die schwankende Reihe der Wagendächer gerade auf mich zukam. Schon stand er vor mir; ein handfester Bahnbeamter im blauen Kittel und derben Stiefeln, mit einem brutalen, glattrasierten Gesicht.

»Wohin?« herrschte er mich an.

»Nach Westen.«

»Das kann ich mir schon selber denken, du Einfaltspinsel. – Hast du Geld?«

»Keinen Cent.«

»Dann mach', dass du runter kommst! Und zwar gleich, ehe ich dir nachhelfen muss!«

Zu solchem Selbstmord verspürte ich nun allerdings gar keine Lust. Am Ende, so dachte ich mir, ist er auch nur ein Mann wie du. Die Partie ist gleich. Auf eine kleine Rauferei könnte man es schon ankommen lassen.

»Versuch's mal!«

»Well, well«, meinte beschwichtigend der andere, »kein Grund zur Aufregung! Ich kann ja nichts dafür, dass du kein Geld hast. Was mich anbelangt, so habe ich nichts dagegen, wenn die Jungens mitfahren, solange sie nur Verstand genug haben, sich ordentlich zu verstecken. Aber hier auf dem Dach? Ist das auch eine Art? Ganz neue Mode, wenn die Hobos wie die Maikäfer auf dem Dach sitzen! An der nächsten Haltestelle machst du, dass du von hier oben herunter kommst und steckst deine Nase zwischen die Bretter in einem der Flachwagen dort hinten.«

Ich tat, wie mir geheißen und fuhr nun unbehelligt die ganze Nacht hindurch bis in den hellen Tag hinein.

Der graue Morgen lag über einer Gegend voll Sand und Sonne. Soweit das Auge reichte, dehnte sich eine wellige Prärie, auf der die Grasbüschel nur vereinzelt standen. Bald gelangten wir in einen großen Bahnhof mit Stellwerken, Maschinenhallen und einem ausgedehnten Netz von blanken Schienen. Der Ort, der zu dem Bahnhof gehörte, bestand jedoch aus wenig mehr als einem weiten, sandigen

Platz und einem Stacheldrahtzaun, hinter dem eine Herde langhorniger Texaskühe träumte. Etwas weiter abseits lagen in der grellen Sonne ein paar erdfarbene Lehmhütten, zwischen denen die dicken Schmeißfliegen summt und meckernde Ziegen sich an alten Säcken, Papierfetzen und leeren Konservenbüchsen gütlich taten. Vor jeder Hütte hing über dem Tor ein irdener Wasserkrug, und unter jedem Wasserkrug hockte im Schatten seines gewaltigen zuckerhutförmigen Sombrero ein verschlafener Mexikaner. An sonstigen Wahrzeichen städtischen Lebens stand hier noch ein niedriger, bis über das flache Dach hinaus mit bunten Reklameschildern verzierter Kramladen, ein Saloon, vor dessen Tür geduldige Cowboyponys auf ihre trinkfesten Herren warteten, und daneben eine chinesische Speisewirtschaft mit der verlockenden Inschrift: »meals 35 cents«.

Ja, wer jetzt 35 Cents hätte!

Noch stand ich ganz in diesen verlockenden Gedanken versunken, als ein Chinese in der Tür des Gasthauses erschien und gerade auf mich zukam.

»Können Sie schreiben Brief?« wandte er sich an mich.

»Gewiss!«

»Schön. Sie können schreiben Brief? Sehr gut. Ich Ihnen bezahle einen Dollar ›mex‹ und das ›Tschau‹.«

Wir gingen zusammen in das Haus und durch die große Gaststube zwischen den wachstuchüberzogenen Tischen, an denen schmatzende Eisenbahn-

arbeiter schmausten, in die düstere, übelriechende Küche, wo noch ein anderer Sohn des Himmels seines Amtes waltete. Die beiden vollführten eine Weile einen Spektakel wie eine Schar Papageien. Dann wischte der eine, der mich hergebracht hatte, mit seiner Schürze den Tisch ab und legte ein paar schmutzige Briefbogen darauf. »So«, sagte er, nachdem er mit einigen energischen Handbewegungen die Fliegen fortgescheucht hatte, »*allright, very fine*, Sie werden schreiben, dass ich soll haben Bohnen, Erbsen, Speck und Büchsenfleisch, dass sie nicht sollen sein gut, aber billig. – Sehr billig! – *Muchee cheap!* Sie werden schreiben an Messrs<sup>1</sup> Jones u. Co. in San Antonio, dass ich werde bezahlen zehn Dollars weniger für das Pferd, weil es ist nicht gut.«

Ich nahm alle meine Kenntnisse zusammen und tauchte die kratzende Feder in die vertrocknete Tinte. Vieles von dem Englisch, das ich dem geduldigen Papier in Ah Sings Küche anvertraute, schmeckte nach der Oberrealschule, aber der Sohn des Himmels mochte dennoch wohl auf seine Kosten gekommen sein, denn er hielt mich beschäftigt beim Briefeschreiben bis zum dämmernden Abend. Dann gab er mir mit einem tiefen Seufzer den mexikanischen Dollar, und – was mir unter den gegebenen Umständen fast noch lieber war – das »Tschau«, das er mir versprochen hatte, und als die dunkle Nacht hereingebrochen war, schlenderte ich neugestärkt hinaus auf den Platz und hinüber nach dem Güterbahnhof, wo ich mir bei dem frostigen Licht

der Bogenlampen unter den langen, schwarzen Wagenreihen ein Plätzchen für die Weiterreise nach El Paso aussuchte.

\*

Doch nein, ich will nicht weiter im einzelnen erzählen von den kommenden Wochen und Monaten auf dem Schienenstrang der südlichen Pazifikbahn.

Jedes Land hat seine Vagabunden. Das erbt sich fort wie eine ewige Krankheit, solange es unruhige und abenteuerlustige Menschen gibt. In Amerika aber, diesem Sammelbecken der unruhigen Geister, hat sich eine besonders malerische Abart des Lumpazius Vagabundus herausgebildet: der Tramp.

Der Name ist eindeutig. Man hört es förmlich aus den Buchstaben, wie sich ein Fuß vor den anderen setzt mit schwerfälliger Würde. Aber er ist trügerisch, wie oftmals die Namen. Wenn es etwas gibt, das den amerikanischen Landstreicher in der Seele zuwider ist, so ist es eine lange Fußreise. Keine staubige Landstraße, keine wunden Füße, kein schwer bepackter »Berliner« für Jack im fernen Westen. Nur entlang des Schienenstrangs kann er gedeihen. Die leeren Packwagen – die »box cars« –, die überall umherstehen auf den Schienen, sind seine Heimat. Hier verkriecht er sich vor der prallen Sonne zu einem ausgedehnten Mittagsschlaf, hier breitet er bei sinkender Nacht seine Zeitung – die große amerikanische Zeitung mit dem Riesenformat – als Nachtlager aus und lässt sich von dem Rollen der Räder in den Schlaf singen. So geht es weiter, Nacht für Nacht über die Weiten des unend-

lichen Landes, nach Westen, nach Osten, oder wo einen gerade der Geist hintreiben mag. Vor jeder Station kommt der Bremser mit der Laterne, der die Runde über die Dächer des fahrenden Zuges macht. Unangenehm scharf leuchtet er von oben in das Dunkel des Wagens.

»Hallo, Bo!«

Keine Antwort.

Mit einem Satz ist er unten, mitten in der Schar der geängstigten Lämmer, denn es sind oftmals zehn und mehr Vertreter der Zunft, die sich da in einem einzigen Wagen versammelt haben. Rot liegt der Schein der Laterne über dem Gelichter, das sich in die hintersten Ecken verkrochen hat. Jedem einzelnen leuchtet er scharf ins Gesicht.

»Wo macht ihr hin?«

»Nach Kalifornien.«

»Hm – habt ihr Geld?«

Fünfundzwanzig Cents pro Person wechseln ihre Besitzer, und man ist gut für die nächsten 200 Kilometer bis zur folgenden »Division«, wo die Züge neu zusammengesetzt werden. Wer kein Geld hat oder nichts bezahlen mag, der muss sich schon der Mühe unterziehen, beim Herannahen des Zuges an die Station sich durch einen schnellen Sprung vom Wagen vor der Rache des Personals und den umherlungernenden Bahndetektiven zu retten. Er versteckt sich in dem nahen Busch oder anderen Wagenreihen, um dann beim Abfahren auf denselben Zug wieder aufzuspringen, womöglich im selben Wagen, wo sich dieselbe Szene wiederholt. So vergeht mit Auf-

und Abspringen die ganze lange Nacht. Aber zum Ziel kommt er so gut wie die anderen, denn ein echter Vagabund kommt stets dahin, wo er sich vorgenommen hat.

Doch das ist eine Reisemethode, die gerade noch gut genug ist für einen blutigen Anfänger. Für den Fachmann ist der Schnellzug eben noch gut genug als Fahrgelegenheit, und es ist wahrhaft erstaunlich, wie unendlich viele Möglichkeiten es dort geben kann für einen unternehmenden Schwarzfahrer, der sich auskennt. Auf dem Dach, auf dem Kohlentender, auf der Plattform vor dem Packwagen, auf den Stangen zwischen den Rädern, auf dem sog. Kuhfänger vor der Lokomotive. Ich habe einmal einen kleinen Schuhputzerjungen von der Bowery zu NeuYork angetroffen, der grundsätzlich nur »Treppen fuhr«. Er war so klein, dass er sich unter der zum Pullmanwagen hinaufführenden Treppe verkriechen und dort festhalten konnte. Solche Art des Reisens war nicht ungefährlich, denn wenn er einmal den Halt verlor, so war's um ihn geschehen. Aber das Glück verlässt den Mutigen nicht, und die Vagabunden haben ihre eigenen Schutzgeister.

Ja, wenn man dem deutschen »Kunden« von den Vorteilen erzählen würde, die ein gütiges Geschick seinem amerikanischen Kollegen, dem Tramp oder Hobo, in den Schoß gelegt hat, so würde er blass werden vor Neid. Da ist einer, dem Raum und Zeit keine Hindernisse sind. Der lockende Frühling zieht ihn nach den Neuengland-Staaten, die brennende Sommersonne bescheint ihn auf der kanadischen Pr-



ärie, und die langen Septembernächte mit ihrer kalten, grauen, tropfenden Dämmerung vor Sonnenaufgang treiben ihn hinunter nach Texas oder nach dem sonnigen Kalifornien. Der Abschied fällt ihm nirgends schwer, weil er nirgendwo zu Hause ist, und das Gepäck – nun ja, ein echter Hobo führt nie mehr Gepäck mit sich herum als das, was man in der Westentasche tragen kann. So führt er jahraus, jahrein ein unstetes Leben. Immer unterwegs. Immer auf der Jagd. Ja, nach was denn eigentlich? Wohl nach dem Glück?

Kein härteres Leben kann man sich denken als dieses. Und doch – auch dieses hat seinen Zauber! Wenn ich heute zurückdenke an die Zeiten, da ich selber »Trains gedschumpt« und »Boxcars gebietet« habe und dabei über dem Schreiben ein wenig die Augen zumache, so sehe ich im Geiste wieder die bunten Lichter über den blanken Schienen, ich höre das Rumpeln und Poltern der Wagen, ich höre das Schnauben und Fauchen in den Maschinenhallen, vor denen die Schlackhaufen glutrot brennen, die wilden Expresszüge, die donnernd hineinjagen in die unendliche Ferne des weiten Landes, wo groß und stelzfüßig mit wilden Augen das Abenteuer einherschreitet. Da denke ich nicht mehr an die hungrigen Tage und die schlaflosen Nächte. Ich sehe nicht mehr die Armut, den Schmutz und die Verkommenheit und nicht mehr die bösen Blicke des Zugpersonals. Es ist alles rosig in der Erinnerung. Ah, wenn man noch einmal so ganz und gar unvernünftig sein könnte wie damals!

Es gibt Leute, die nie darüber hinwegkommen. Ihr Leben lang reisen sie auf Kuhfängern und Kohlentendern von einem Ende der Staaten zum anderen, als ob es auf der Welt nichts Wichtigeres zu tun gäbe, bis sie alt und grau werden und eines Tages mit gebrochenem Schädel unter den Rädern liegen. Denn der Krug geht schließlich auch hier so lange zum Wasser, bis er bricht. Die große Masse der Ritter der Eisenbahn besteht jedoch aus ganz jungen Leuten, die abenteuernd durchs Land ziehen, auf der Suche nach Arbeit. Diese nennt man »Hobos«, aus welchem Namen sich dann wieder das Prädikat »Bo« ableitet, das als Anrede für alle Mitglieder der Zunft Verwendung findet. Tramps und Hobos genießen nicht den besten Ruf in Amerika. Zahllos sind die Gesetze, die zur Steuerung dieses »Unfugs« erlassen wurden. Und doch – würde heute der letzte Vagabund vom Schienenstrang verschwinden, so müssten sie morgen ebenso viele Gesetze und Verordnungen ersinnen, um nur wieder zum alten Zustand zurückzukommen. In der Tat: Wie wollte man die Ernten auf den schier unermesslichen Getreidefeldern des Nordwestens bergen, wo wollte man Arbeitskräfte finden für Minen und Eisenbahnbauten im fernen Westen, wenn nicht aus diesem ewig unruhigen, ewig ausgebeuteten Zigeunervolk, das da immer zur rechten Zeit auftaucht, wo immer andere sich anschicken ihr Heu zu machen, solange die Sonne scheint.

»Misery loves company«, pflegen die Engländer zu sagen. Darum reist auch der Tramp nicht gerne

allein. Dicht neben dem großen Güterbahnhof, dort wo das Licht der Bogenlampen nicht mehr hindringen kann, liegt die Dschungel, der Treffpunkt der Tramps. Hier versammeln sich die zerlumpten Gestalten wie die Raben auf dem Zaungitter und kochen ihr Nachtessen aus den umherliegenden Tomatenbüchsen. Es duftet nach fetten Hühnersuppen, gebratenen Süßkartoffeln und saftigen Wassermelonen. Der flammende Feuerschein spielt auf den spitzen Gesichtern.

»Hallo, Jack!« (Jack – das ist ohne weiteres der Name für jedermann, wenn es nicht gerade »Bo« ist.)

»Hallo, yourself!«

»Wo machst du hin?«

»Nach Westen.«

»Nach Westen? Was willst du denn dort? 's ist alles überlaufen von den Jungens, die dorthin machen. Musst dir eine ganz neue Geschichte ausdenken, denn die alten Märchen ziehen nicht mehr. Die Farmer sind hartgesotten.«

»Ich suche ja nur Arbeit.«

»Ja so, das ist etwas anderes. – Und wie sieht's drunten im Osten aus?«

»Miserabel! Sie sind jetzt verdammt scharf drüben in Texas, und die cops sind hinter den Hobos her wie der Teufel auf die arme Seele, weil sie an jedem Prozente verdienen. Nein, Texas ist nicht mehr, was es war, seitdem sie in Austin einen neuen Gouverneur haben. Namentlich vor den Distriktsfarmen muss man sich höllisch in acht nehmen.«

So ungefähr ist der Inhalt der Gespräche, die sich täglich am Lagerfeuer im Dschungel abwickeln. Ein wunderliches Gemisch von Enttäuschung und Illusionen.

Unter dem vielen jungen Volke, das sich so entlang des Schienenstrangs herumtreibt, findet sich, wie gesagt, immer wieder da und dort ein alter, grauköpfiger Sünder, dem die raue Romantik dieses Lebens es angetan hat, sodass er nicht mehr davon lassen kann. Düstere Menschen mit großen, träumerischen Augen und einem schwermütigen Zug in dem sonnverbrannten Gesicht. Woher sie kommen? Wohin sie gehen? Wer weiß es.

Da habe ich einmal einen gekannt, den sie Nevada-Slim nannten, weil er sich meistens in Nevada herumtrieb und weil er lang und dünn war wie eine Hopfenstange. Er hatte ein langes, vertrocknetes Gesicht, das die Sonne zu Leder gegerbt und die Zeit mit ihren Furchen versehen hatte. Dazu ein paar entsetzlich wilde Augen. Ein mürrischer, verdrießlicher Geselle, ein unruhiger Philosoph, der nun schon viele Jahre lang dozierend von Ort zu Ort gezogen war als ein böser Geist, der auf der Welt nichts liebte als seinen beißenden Spott und seine zersetzende Rede. Eines Tages traf ich ihn in einer Dschungel an der Santa-Fe-Bahn. Wir tippelten an jenem Nachmittag ein Stück Weges zusammen über den Bahndamm. Es war ein heißer Nachmittag, und eine schwüle Gewitterstimmung lag in der Luft. Aber Slim dozierte immer weiter. Über Sokrates und Mac Kinley, über Freihandel und Schutz-

zoll, über Gold- und Silberwährung, über das Problem des Geburtenrückgangs, über das Perpetuum mobile und einiges andere.

Nun wollte es der Zufall, dass ich einige Monate später in einer Herberge zu Los Angeles mit einem Kunden zusammentraf, der damals auch zu Slims Füßen gesessen hatte.

»Erinnerst du dich noch an Nevada-Slim?« fragte er mich.

»Der die schönen Reden halten konnte?«

»Armer Slim! Er wird keine Reden mehr halten. Zuletzt hat er doch seinen Mann gefunden. In einer Kneipe in Denver hat er einen Jungen angetroffen, der darauf bestand, dass er ebenso gut recht habe wie er. Weil er aber keinen so langen Kopf hatte wie Slim und obendrein eine schwere Zunge, über die er dreimal in jedem Satz stolperte, kann man es ihm am Ende nicht verdenken, wenn er die Sache an einem Ende anpackte, das ihm handlicher erschien.«

»Und?«

»Well, er holte sein Schießseisen aus der Tasche, und es ist nicht mehr viel übriggeblieben von Slim.«

Ein anderer Typus war Doughnuts, so genannt nach den braunen, knusprigen Kuchen, die die Yankees so gern essen. Doughnuts war schon länger auf der Walze als irgendeiner von den anderen Kunden, obwohl auch unter diesen nicht wenige waren, die schon auf eine Tätigkeit von einer ganzen Reihe von Jahren zurückblicken konnten. Er hatte eine unüberwindliche Abneigung gegen jede geregelte Tätigkeit. Er lebte vom Betteln und allerlei kleinen

Felddiebstählen, und wenn das alles ihm auch nicht eben ein üppiges Dasein ermöglichte, so brachte es doch genug ein, um sich ein behäbiges Doppelkinn, ein ansehnliches Bäuchlein und eine gutbürgerliche Glatze anzuschaffen. Als erfahrener Wandersmann richtete Doughnuts es stets so ein, dass er im Frühsommer, kurz vor der Ernte, in den großen Weizen-distrikten ankam, weil dann die Bauern in Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, das wandernde Volk am liebsten durchfüttern. Wenn aber der erste surrende Laut eines Binders oder einer Mähmaschine über die Felder huschte, so war es Zeit, an die Weiterreise zu denken, denn wenn es etwas gab, was Doughnuts hasste, so war es harte Landarbeit.

Einmal aber hatte sich der Sommer selbst in der Jahreszeit verrechnet. Als Doughnuts nach Kansas kam, war die Ernte schon im Gang, und die Bauern jagten die arbeitsscheuen Vagabunden mit der Mistgabel von der Tür. Der Himmel war grau, die Straße war schmutzig, ein feiner Regen rieselte herunter, und Doughnuts war so hungrig wie nur je ein Märtyrer der Zunft. Aber die Not ist der Vater der guten Gedanken. Als er vor einem freundlichen Farmhaus eine vielversprechend aussehende junge Dame vor der Türe stehen sah, ging er nicht wie sonst sofort auf sie zu mit dem Sprüchlein, das er längst schon auswendig kannte: »Missis, *please give me a drink of water* –.« Er stellte sich vielmehr vor dem Hause auf und fing an von dem Gras zu essen, das am Wege wucherte. Die Missis schaute ihm eine Weile ver-

wundert zu. Dann rieb sie sich die Augen und blickte noch einmal hin. Dann schlug sie die Hände über dem Kopf zusammen: »Goodness, gracious! Der arme Mann! Wie hungrig muss er sein! Kommen Sie doch in den Hinterhof; das Gras ist dort viel höher.« Es nimmt jedoch alles einmal ein Ende. Ich wollte ja davon erzählen, was aus Doughnuts geworden ist. Einige Jahre nach den Ereignissen, von denen ich hier berichte, war ich an einem Wintertag in Tacoma im Staate Washington. Durch das Gewühl der nächtlichen Straßen kam eben mit fliegenden Fahnen und großem Tamtam die Heilsarmee anmarschiert. Vor einem hellerleuchteten Wirtshaus pflanzte sich das Völklein in einem Halbkreis auf, und die Hallelujamädchen fingen an zu singen zum Takt der großen Trommel: »*You must – be born – again ...*«

Es wurde gesungen, gebetet und wieder gesungen. »Bruder Amandus wird uns nun ein Bekenntnis ablegen«, sagte der Kapitän. Bruder Amandus – das war der kleine, dicke Mann mit der großen Trommel. – Er wischte sich die Schweißtropfen von der Stirn, trat in den von wildem Fackellicht erleuchteten Halbkreis und sagte seine Litanei herunter wie ein auswendig gelerntes Vaterunser: »Heute Abend, o Sünderfreunde, stehe ich vor euch, um Zeugnis abzulegen für das Wunder, das die Gnade des Herrn an meiner Seele getan. Oh, ich war tief in Sünden und Verderbnis wie einer von euch. Ich habe gebettelt an den Hinterhöfen, ich habe gestohlen in den Feldern und gehungert auf den Straßen. Ja, das

habe ich! Aber eines Tages kam ich in eine Heilsversammlung, und der Geist des Herrn kam über mich in dieser Stunde. Seit diesem Tage wandert er immer vor mir, wie das Feuer vor den Kindern Israels in der Wüste. Er gibt mir zu essen, wenn ich hungrig bin, und ein Dach, unter dem ich schlafen kann. Und am Ende werde ich in den Himmel kommen, wo ihr allesamt zur Hölle fahrt. Halleluja!«

»Halleluja!« riefen die versammelten Heilssoldaten.

»Aber Menschengrund, Doughnuts!« sagte ich voll Erstaunen.

»Lass mich in Frieden«, antwortete der, »ich habe genug von den Kindereien. Es sieht ein jeder, wie er im Trockenen sitzt.«

Dann packte er seine große Trommel. Das Tamburin begann zu rasseln, und noch lange, während sie weiter die Straße entlang zogen, hörte man den Takt der wilden Musik: »*You must – be born – again* ...«

Doch ich habe über diese Geschichten von Lumpen und Vagabunden und Rittern der Landstraße und des Schienenstrangs meine Erzählung vergessen ...



Die Bahnlinie, die von San Antonio nach El Paso führte, durchkreuzte eine der wüstesten und unfruchtbarsten Landstriche der Vereinigten Staaten. Ein welliges Land mit dürrer Steppe, wo vereinzelt Grasbüschel auf dem losen Treibsand standen. Öde und Einsamkeit überall. Sand und Sonne. Nur da



und dort die armselige Lehmhütte eines Kuhhirten oder eine Herde von spindeldürren, langhornigen Texaskühen hinter Stacheldrahtzäunen.

Tagsüber zittert die Hitze in der staubigen Luft und es herrscht drückende Stille ringsum; wenn aber mit Sonnenuntergang ein frostiger Hauch über die Prärie zieht und der Mond sein kaltes Licht ausgießt, dann erhebt sich die Stimme der Wildnis in einem Chor von tausend winselnden, heulenden, jammernden Coyotes. Nur an den etwa 120 englischen Meilen voneinander gelegenen sogenannten Divisionen der südlichen Pazifikbahn zeigen sich die Anfänge größerer menschlicher Siedlungen. Hier erheben sich inmitten der baumlosen Wildnis die rauchgeschwärzte Maschinenhalle, der Schornstein der Reparaturwerkstätte und um das Gewirr der Schienen die flüchtig gebauten Wohnstätten der Angestellten. Dazu noch ein oder zwei Wirtshäuser, eine Spielhölle, ein Krämerladen und nicht zuletzt ein chinesisches Speisehaus.

Es scheint, als ob die Talente des Chinesen vor allem häuslicher Natur sind. Wohin man auch gehen mag in den amerikanischen Weststaaten, überall findet man ein chinesisches Gasthaus und eine chinesische Wäscherei. Und man muss es ihnen lassen, dass sie Tüchtiges leisten in ihrem Fach; sehr zum Missvergnügen ihrer weißen Konkurrenten, die die gelbe Gefahr nicht schwarz genug an die Wand malen können. Längst hat man schon durch strenge Einwanderungsverbote den gelben Strom unterbunden, aber es tröpfelt immer noch. Die mexikanische

Grenze, obwohl auch sie durch eine Barrikade von Paragrafen gesperrt ist, lässt sich nicht so hermetisch abschließen, wie die pazifische Küste. Schon gleich während meiner ersten Bekanntschaft mit den »Boxcars« der südlichen Pazifikbahn, nicht allzuweit hinter San Antonio, lief mir solch ein unternehmender Sohn des Himmels in die Quere. Er mochte mich für einen Fachmann in dem schwarzen Gewerbe halten, denn nach seinem ganzen Auftreten hatte er offenbar die Absicht, seine Sache vertrauensvoll in meine Hände zu legen.

»Me come China«, sagte er, zu mir in seinem Pidgin-Englisch, »me go El Paso«.

»Me go el Paso, too«, antwortete ich.

»Allright, vely well.«

Er gab mir einen blanken Silberdollar und wir reisten nun zusammen im selben Wagen weiter gen Westen. Soweit wäre alles gut gewesen, wenn nicht der Chinese von einer krankhaften Furcht besessen gewesen wäre, dass er sein Reiseziel verpassen könnte. An jeder Haltestelle rannte er in die Nacht hinein und packte jeden, dem er begegnete, beim Kragen: »El Paso! El Paso!« Es kam, wie es kommen musste. Er rannte einem Bahnpolizisten in die Hände, der für seine umgehende Rückbeförderung über die Grenze sorgte.

Alles will gelernt sein. Auch das Schwarzfahren auf der Eisenbahn. Fast betrachte ich es als eine Entwürdigung der Zunft, dass ich beinahe acht Tage brauchte für die lumpigen 500 Kilometer, die San Antonio von El Paso trennen. Doch nun waren wir

hart am Ziel. Draußen in der Prärie begann es lebendiger zu werden, und die grellen Reklameschilder an den Stacheldrahtzäunen verrieten das Herannahen einer großen Stadt. Als der Tag zur Neige ging, hoben sich fern im Westen die Häuser und Türme vom Abendrot ab. Dann blitzten weiße, rote und grüne Lichter in der Dunkelheit auf. Langsam fuhren wir in einen großen Güterbahnhof ein.

Also El Paso!

Ich reckte und streckte meine geräderten Glieder.

Vorsichtig kletterte ich aus dem Güterwagen heraus. Man hatte mir viel erzählt von Geheimpolizisten, die hier den schwarzfahrenden Hobos auflauern sollten; aber die Luft war anscheinend klar. In der weiten Runde war niemand zu sehen als ein rußiger Heizer, der sich mit einer Ölfackel an der Lokomotive zu schaffen machte. Zwischen schwarzen Lagerschuppen ging ich dem hellen Schein entgegen, der weithin über den Dächern der fremden Stadt sich ausbreitete. Die Nacht war kalt und rau. Ein eisiger Wind pfiff von der Prärie herüber. Ich hatte keinen roten Cent mehr in der Tasche.

Ich tappte durch die dunklen Gassen, in denen sich das erste Leben regte, und als eben der Morgen graute, stand ich wieder einmal vor einem schmutzigen Hause, an dem in verwaschenen Buchstaben die Inschrift prangte, die ich in den letzten Monaten so gründlich hassen gelernt hatte:

Ich glaube, dass zu allen Zeiten und bei jeder ausdenkbaren Form der menschlichen Gesellschaft die Klugen, die Weisen, die Sparsamen, die Vorsichtigen, die Seßhaften und die Geduldigen, aber auch die Gerissenen und die Rücksichtslosen ganz von selbst von der Flut des Lebens hinaufgetragen werden über die Massen der anderen, die da kein Talent haben zu einem *Businessman*. Das war, wie jedermann weiß, von jeher so gewesen und es wird wohl immer so bleiben. Und es ist gut, dass dem so ist.

Eines aber hat mich immer gewurmt als eine soziale Ungerechtigkeit: Wenn schon nicht immer Arbeit und Verdienst vorhanden ist für all die unzähligen Soldaten der großen industriellen Reservearmee – wie lässt es sich da rechtfertigen, dass irgendeiner, der früher aufgestanden ist als die anderen, die ganzen Arbeitsmöglichkeiten eines Ortes für sich monopolisiert, um dadurch einem armen Teufel, der darauf angewiesen ist, den letzten Dollar aus der Tasche zu locken, oder, wenn er auch den nicht hat, ihn kaltblütig hungern zu lassen in den Straßen?

Da stand ich nun wieder, wie schon so oft in Texas, vor einer solchen »*Employment-Office*« und starrte mit all den anderen Arbeitsuchenden auf die vielen offenen Stellen, die hier auf den Tafeln ange malt waren.

Farmhand – dreißig Dollars im Monat.

Fünfhundert Mann für Eisenbahnarbeit – zwei Dollar für den Tag.

Aber der Mann mit dem Preiskämpfergesicht, der über alle diese unbegrenzten Arbeits- und Verdienstmöglichkeiten verfügte, der spielte nur mit seiner goldenen Uhrkette und klimperte mit den Dollars in der Tasche. Breitspurig stand er in der Tür, und nur von Zeit zu Zeit warf er einen verächtlichen Blick auf die graue Ärmlichkeit, die dicht zusammengepfercht auf den schmutzigen Bänken seiner *Office* saß.

Drüben in Arizona, bei der neuen Eisenbahnlinie, gebe es viel Arbeit, meinte einer, der neben mir saß, aber man brauche drei Tage mit dem Güterzug, um dahin zu fahren. Da klingelte das Telefon.

»Hallo ... *very well* ... *allright!*« antwortete es hinter der Glastür, die ins Allerheiligste führte.

»Ein *Officeboy!*« brüllte der Mann mit dem Preiskämpfergesicht in den Saal hinein.

»Warum nicht gleich einen Schulbuben?« murrte der Mann neben mir.

Der andere schaute sich im Kreise um.

»*Well?*« wandte er sich an mich, »feine Sache! Der Boß zahlt die Gebühr.«

»Und was wird es einbringen?«

»Zehn Dollars im Monat bei freier Verpflegung. Mister Vanderbilt hat auch einmal mit so viel angefangen.«

Zehn Dollar! – Das war nicht eben viel.

Schon nach wenigen Minuten kam der Boß hereingestürzt; ein smarter Yankee mit einem schma-

len, glattrasierten Gesicht und grauen, unruhigen Augen. Er warf mir einen Seitenblick zu, während er die Gebühr bezahlte. »Sieht ein bisschen verlottert aus. Nun, wir werden ihn schon auffixen.«

Wir gingen zusammen über die Straße. Er voraus mit kleinen hastigen Schritten und ich hinterdrein wie ein echtes Grünhorn. Ich kam mir reichlich ausgewachsen vor für einen *Officeboy*. Nach einer Weile waren wir vor einem funkelnden Schaufenster angelangt, an dem mit goldenen Lettern geschrieben stand:

James J. Miller,  
Real Estate.

»Da wären wir!« sagte der Boß, während wir durch eine Glastür in ein großes, geräumiges Büro eintraten, wo geschäftige Ventilatoren an der Decke sumzten und hemdsärmliche Menschen über Schreibmaschinen und Kopierpressen saßen. Keiner nahm sich die Mühe, um aufzusehen. Ein neuer *Officeboy*! Das kam und ging wie in einem Taubenschlag ...

Über der Tür hing in einem Käfig ein Papagei. Der mochte seelenverwandt sein mit jenem, der den alten John Silver nach der Schatzinsel begleitete, nur dass er nicht von »*pieces of eight*«, sondern von Dollars kreischte. Einen Augenblick blieb ich stehen und machte Augen wie Teetassen vor diesem Neuntagewunder. Ein entrüstetes Murmeln erhob sich unter der Schar der Herren mit den seidenen Hemdsärmeln. Ein Kollege *Officeboy*, der eben vorübersaute mit einer Aktenmappe, die fast so

groß war wie er selber, fuhr mit dem Finger an die Stirn, und ein langer, magerer Herr, der aussah, als ob er etwas zu sagen hätte in dieser Welt der Dollarjäger, kam auf mich zu mit einer Miene, als ob er mich eben niederboxen wollte. »He! Du! Willst wohl unseren Papagei behexen? Marsch! spring! *Get a move on you!* Zieh deinen Rock aus, sonst kannst du gleich mal wieder gehen.«

Ich tat wie mir geheißen und übte mich im Springen an diesem und allen folgenden Tagen.

Ja, das war ein rauschender Akkord von Arbeit und von Dollarmachen! Ein und aus ging es in der Tür. Hin und her sausten die Boten. Die Schreibmaschinen klapperten, und dazwischen schrillte immer wieder das Telefon mit greller, aufreizender Stimme. Nach vierzehn Tagen war ich schon so smart wie die anderen auch, was ja nicht wunder nehmen konnte, angesichts eines solchen Lehrmeisters. Dieser Mr. James J. Miller war in der Tat ein vollendeter *Businessman*. Sein Kopf war bis zum Zerspringen vollgepfropft mit Kombinationen und mit Zahlen. Er konnte nur denken in Dollars. Hastig marschierte er in seinem Privatgemach auf und ab: ein quecksilberiges Bündel Nerven in seidenen Hemdsärmeln. Er handelte in Häusern und Hausplätzen und machte nebenbei noch in Versicherungen. Ab und zu kam ein Kunde von draußen herein. Irgendein starkknochiger Farmer mit einem großen, grauen Cowboyhut und sonnverbranntem Gesicht, das sich misstrauisch nach allen Seiten umsah. Dann war Mr. Miller zwar stets sehr höflich, aber

doch ohne Begeisterung bei der Sache. Die Verhandlungen gingen sehr ruhig und nüchtern vonstatten. Kam das Geschäft zustande, so malte der Farmer mit ungelenker Hand seine Unterschrift auf den Bogen, und Mr. Miller setzte die seine darunter mit einem Seufzer.

Wie langweilig das alles war! So ein Farmer war ja fast ebenso smart wie Mr. James J. Miller selber.

Zuweilen aber tauchte ein Unschuldslamm aus dem Osten auf, und es gab eine kleine Sensation in dieser Welt der Dollarjäger. Für einen Augenblick stockte das Ticken der Schreibmaschinen und das Kratzen der Federn auf dem Papier. Ein ahnungsvolles Schmunzeln ging über die Gesichter bis hinunter zum jüngsten Officeboy.

Der Mann aus Neuyork ist nämlich im wilden Westen ein ebenso leicht gerupftes Grünhorn, wie der Europäer in Neuyork, der eben übers Wasser gekommen ist; nur nennt man ihn dort einen *Tenderfoot*, einen Zartfuß.

In der Behandlung solcher Zartfüße übertraf Mr. Miller sich selber. Ehe man recht wusste, wie es geschehen, hatte er den Ahnungslosen schon in einem bereitstehenden Klubsessel versenkt. – Wie es ihm wohl gefiele in dieser aufblühenden Stadt? – Ob er eine Zigarette nehme? – Oder ein Gläschen von dem feinen Cocktail? – Dann fingen sie an, von Geschäften zu reden. Von Häusern und Hausplätzen, von Farmen und Ranchos und von der märchenhaften Fruchtbarkeit des Bodens in Neu-Mexiko. Ein wahrer Wirbelwind von Zahlen und von Dollars.



Und dann kam stets das Unvermeidliche: »Boy, bring mir die Gläser herüber – aber *hurry up!*«

Mit diesen Gläsern hatte es seine eigene Bewandtnis. Sie dienten zur praktischen Demonstration des Gesagten. Sie waren angefüllt mit in Spiritus eingemachten kalifornischen Pflaumen. Jede dieser Pflaumen hatte die Größe eines stattlichen Hühnerreis, aber wenn man sie durch das besonders zu diesem Zweck geschliffene Glas im Spiritus beschaute, waren sie so groß wie ausgewachsene Kindsköpfe. Wem mochten bei solchem Anblick die Augen nicht übergehen!

Wenn dann das Geschäft zustande kam, da rieb sich Mr. Miller die Hände mit einer Miene voll Freundlichkeit und Wohlwollen, und beim Abschied begleitete er den Kunden bis zur Tür, wo er sich verneigte bis zur Erde. Denn Mr. James J. Miller konnte grob und höflich sein, je nach Bedarf. Seine Augen konnten Gift und Galle sprühen und im nächsten Moment wieder von Freundlichkeit und Wohlwollen strahlen wie die eines Methodistenpredigers in der Sonntagsschule, je nachdem es die Geschäftslage erforderte. Am freundlichsten aber war Mr. Miller stets, wenn Mr. Smiles in der Tür erschien. Mr. Smiles war das, was man in der Sprache der Deutsch-Amerikaner einen »prominenten Mann« nennt. Ein großer, nicht eben elegant, aber sehr kostbar gekleideter Herr mit dicken, roten, ausgearbeiteten Fingern und halbverwachsenen Fingernägeln. Er funkelte von Diamanten.

Jeden anderen Tag kam Mr. Smiles in die *Office*,

wo Mr. Miller ihm eine Anzahl Dokumente zur Unterschrift vorlegte. Nachdem sie sich beide eine Weile beim Rauchen einer schweren Zigarre über die Aussichten bei den Distriktswahlen unterhalten hatten, verabschiedete sich Mr. Smiles persönlich von jedem einzelnen mit einem warmen Händedruck und im Fortgehen klopfte er mir väterlich-wohlwollend auf die Schulter.

»Das ist der Notar«, sagte mir der Buchhalter.  
»Er kommt hierher, um die Akten zu prüfen.«

»Dazu braucht er aber nicht viel Zeit.«

»Kein Wunder. Das Lesen und Schreiben ist seine starke Seite nicht.«

»Wenn er aber doch Notar ist –«

»Du bist ein Schaf. Das macht hier alles die Politik.«

Fast hätte ich vergessen, zu erwähnen, dass Mr. James J. Millers Wiege auch jenseits des großen Wassers gestanden hat. Damals war er freilich noch ein Herr Jakob Müller. Auch jetzt hielt er noch große Stücke auf die »alte Country« und beliebte oft, sich mit mir in einem Deutsch-Amerikanisch zu unterhalten, von dem ich nachstehend einige Stilproben gebe:

»Das gleich ich nit, wenn man sich auf der Straße herumtreibt, wann die Sonn' sich gesetzt hat.«

Oder: »Boy, ring' die Lady an und sag' ihr, dass ich heut nicht zum Lunch kommen kann.«

Die Lady – das war seine Frau. Sie stammte aus Nürnberg und konnte Deutsch so gut wie ich. Sie

wohnte ziemlich weit draußen in der Vorstadt in einer jener kleinen hässlichen, grell-grün angestrichenen »Cottages« und blätterte den ganzen Tag in den Modejournalen. Das Essen bestellte sie in einem benachbarten Restaurant, und um die häuslichen Arbeiten bemühte sich ein Chinese. Aber sie war nebenbei auch noch eine *Businesslady*. Wenn immer Mr. Miller eine besonders diskrete Angelegenheit zu besorgen hatte, so schickte er mich mit den Akten in die Wohnung, wo die Lady alles fein säuberlich abtippte.

Und eines Tages – doch ich weiß selbst nicht, warum ich diese kleine und herzlich unbedeutende Geschichte gerade hier erzählen muss. Wohl nur deshalb, weil sie durch all die Jahre so schön in meinem Gedächtnis haften geblieben ist.

Eines Tages, als ich wieder dort war, hieß sie mich eine Weile warten, bis sie einen Brief fertig geschrieben hätte, den sie mir mitgeben wolle. Es war ganz still in dem kleinen Zimmer. Nur die Schreibmaschine klapperte, und das kleine Töchterchen – ein richtiges ungezogenes, naseweises Girl mit einem Röckchen, das schon eine Handbreit über dem Knie aufhörte – blätterte in einem Bilderbuch. Mit einem gelangweilten Gesicht warf es das Buch auf den Boden.

»Shoking!«

»*You must not be so naughty, Maggie*«, sagte die Mutter mit verweisender Miene, aber als sie sich bückte, um das Buch aufzuheben, da ging ein Lächeln über ihr Gesicht – ein ganz unamerikani-

sches Lächeln:

»Sieh mal an. Der Struwpeter!«

Vorsichtig blätterte sie weiter in dem Buche. – Ah, da war die Geschichte von dem Nikolaus mit dem Tintenfass und von den zwei Katzen, die vor dem Aschenhaufen weinten! – Und wie sie sich immer weiter in das Buch vertiefte, da war sie auf einmal gar keine *Businesslady* mehr. Schreibmaschine, Modejournale – alles war vergessen, und es war, als ob der Geist des alten Deutschland durch das Zimmer ging.

Er mag wohl recht gehabt haben, der Dichter, als er dem Schwarzwaldmädchen prophezeite:

*»Wie wird das Bild vergang'ner Tage  
Durch eure Träume glänzend weh'n,  
Gleich einer stillen frommen Sage  
Wird es vor eurer Seele steh'n.«*

Immer eifriger blätterte sie in dem Buch. Aber wie sie gerade bei Hans-Guck-in-die-Luft war, da klingelte das Telefon – ein schrilles, aufreizendes, echt amerikanisches Klingeln – vergessen war der Struwpeter – *Business!*

»Hallo ...«

So waren über allen diesen Geschichten allmählich drei Wochen vergangen, ohne dass es einen Tag gegeben hätte, der mich nicht bis spät in die Nacht hinein bei der Arbeit sah. Täglich wurmte es mich mehr, dass hier alle so smart waren und so viel Dollars machten, während ich nur deren zehn

im Monat verdiente. So fasste ich mir denn ein Herz, und machte zu gelegen scheinender Zeit den Boß auf das schreiende Missverhältnis zwischen Arbeit und Verdienst aufmerksam. »Well«, meinte der mit trockener Miene, »du kannst gehen.« Dann griff er in die Tasche und zählte acht blanke Silberdollars auf den Tisch. – Aus war es mit dem Paradies der Dollarjäger. Mit Schimpf und Schande war ich entlassen.

Ich war aber nicht mehr grün genug, um das tragisch zu nehmen. Im Vollgenuss meines neuen Reichtums schlenderte ich durch die Stadt »to see the sights«, wie die Amerikaner sagen.

El Paso war das Eldorado der Spitzbuben. An der Grenze von drei Staaten gelegen, war die Stadt ein idealer Aufenthaltsort für Leute, die aus gewichtigen Gründen Wert darauf legen, von Zeit zu Zeit die Wohltaten der »Exterritorialität« zu genießen. Nirgendwo spazierte das Laster so ungeniert über die Straße wie hier. Andere Städte mögen auch nicht moralischer gewesen sein, aber während sich dort das Laster und Verbrechen in die hintersten Winkel der schmutzigsten Gassen verkroch, hatte es hier sein Quartier in der Hauptstraße aufgeschlagen. Abends, wenn das elektrische Licht über der breiten Houstonstraße leuchtete, begann es in den niedrigen Häusern lebendig zu werden mit roten, grünen und weißen Lampen und Lampions. Wie die Glühwürmer leuchteten sie in der lauen Nacht. Durch die weitoffenen Schaufenster offenbarten sich beim Scheine der roten Lampe die Zimmerein-

richtungen bis zu den intimsten Einzelheiten.

Irgendwo zwischen diesen Häusern stand ein schimmernd weißer, lichtumfluteter Palast. Eine strahlende Herrlichkeit aus Gips und Glas. Vor dem Eingang war ein Kommen und Gehen von verwegen dreinschauenden Menschen. Ein prächtiger »Saloon« mit blitzenden Spiegeln und bunten Bildern in dicken Goldrahmen tat sich vor uns auf. Die breite Bar funkelte von Messing und Marmor. An der Decke hingen schwere Kronleuchter mit farbensprühenden Kristallen. Geviertmetergroße Spucknapfe standen auf dem getäfelten Fußboden. Es war ein großes Geklimper von Dollars. Funkelnde Goldstücke wanderten über die Bar. Im ersten Stock des Gebäudes ging es ruhiger zu. Dort saßen, umhüllt von blauen Tabakswolken, wohl hundert Männer über den Karten. Hemdsärmelig, den Hut auf dem Kopf und das immer bereite Schießseisen im Gürtel. Sie pokerten. Die Silberstücke in dem Einsatz wurden zu Gold und das Gold wuchs zu einem stattlichen Häuflein an. »Full house!« sagte einer und steckte die ganze Geschichte ein.

Die anderen verzogen keine Miene. Neue Karten wurden ausgegeben. Das Spiel ging weiter.

Nicht weit von diesem schimmernden Glaspalast stand eine Soldatenwirtschaft. An den grauen, von einer gleichmäßigen Staubschicht überzogenen Fenstern war ein mächtiger schaumgekrönter Humpen und darunter ein Ei aufgemalt. Der Humpen – so stand hier zu lesen – sollte fünf Cents kosten, und das gesottete Ei bekam man als Dreingabe völ-

lig umsonst. Das war nun wirklich eine neue und eigentümliche Art, die Kundschaft anzuziehen. Neugierig, wie ich nun einmal bin, ging ich hinein, um mich von dem Sachverhalt zu überzeugen.

Es hatte alles seine Richtigkeit. Der Humpen war zwar nicht ganz so groß wie der am Fenster, aber man bekam wirklich sein Ei, und wer da wollte, der konnte auch noch einen Teller voll mexikanische Bohnensuppe essen oder sich an dem langen »free lunch counter« an Käsebroten und eingemachtem Lachs erlaben.

Soweit war alles gut; aber was sich hier an der Bar sammelte, das war nichts weniger als ein erstklassiges Publikum. Soldaten, Erdarbeiter, Vagabunden, Tagediebe, Gewohnheitssäufer, Verbrecherphysiognomien, wie man sie sonst nur in der üblichen Bouillonkellerszene auf der flimmernden Leinwand eines Vorstadtkinos zu sehen bekommt.

»Es ist nichts los in diesem gesegneten Lande«, sagte einer mit einem Seufzer, »bei uns in Chicago sind die Humpen noch einmal so groß, und man bekommt dazu Knackwürste mit Sauerkraut.«

Inzwischen waren zwei Raufbolde aneinandergesessen. Der eine war ein junger Soldat mit einem Sommersprossengesicht und einem ungeheuer großen, impertinent roten Haarschopf, der andere ein dunkler Mexikaner, dessen Augen Dolche schossen. Der Kampf begann mit kecken Herausforderungen und mit Flüchen, vor denen sich die Tinte schämt. Und ehe man wusste, wie es geschehen, hatte der Soldat ein langes Bowiemesser gezogen, und der

Mexikaner stürzte zur Erde. Alle »Jungens« eilten herbei, um sich den »Spaß« zu besehen. »Er ist tot«, sagte einer mit Kennermiene, »gleich ins Herz getroffen, by Jove! Ein sauberes Stück Arbeit!«

Zwischen den Köpfen der anderen hindurch betrachtete ich mir die Bescherung. Da lag er lang ausgestreckt auf dem Boden. Das schmutzige Hemd war rot von Blut. Die offenen Augen starrten gläsern zur Decke. Es war das erstemal in meinem kurzen Leben, dass ich einen Toten so dicht vor mir gesehen hatte.

Nur einen Augenblick hatte die Sensation auf die Gäste gewirkt, dann saßen sie alle wieder über den Whiskygläsern und den Pokerkarten, und keiner dachte mehr an den Toten.

Mir aber wurde ungemütlich zumute in dieser Gesellschaft. Alles begann sich vor mir im Kreise herumdrehen; die Bar, die Bilder und die Bierhumpen mitsamt den Eiern. Lange irrte ich ruhelos in den Straßen umher. Fast während der ganzen Nacht konnte ich keinen Schlaf finden, weil der Tote immer wieder vor mir auftauchte wie ein Gespenst. Ach, ich war doch nur ein großes Kind!

Als aber am nächsten Morgen die Sonne zum Fenster hereinlachte, da war das Abenteuer wieder ganz vergessen; die Welt war auf einmal wieder wunderschön und der Kopf voll uferloser Reisepläne. Tags zuvor hatte ich irgendwo etwas von dem an der Grenze von Guatemala gelegenen mexikanischen Staate Oaxaca gelesen. In Oaxaca wohnten deutsche Kolonisten, die sich mit Kaffeebau be-



schäftigten. In Oaxaca gab es düstere Urwälder, wo Schlangen und Wildkatzen hausten und bunte Kolibris sich auf dem Federkleid der Palmen wiegten. In Oaxaca war das Land des Sonnenscheins. In Oaxaca war der Himmel viel blauer als anderswo. In Oaxaca wuchsen einem die Bananen und Apfelsinen in den Mund hinein. Ja, ich musste unbedingt und sofort nach Oaxaca reisen!

Da stand ich nun auf der großen internationalen Brücke, die über den Rio Grande nach Mexiko führt. Ich hatte mir stets die größten Vorstellungen von diesem Flusse gemacht, denn in den Landkarten ist er so dick eingezeichnet.

Hier war nichts zu sehen, als ein breites, sandiges, fast vollkommen ausgetrocknetes Flussbett, in dem die Mexikaner mit ihren Packeseln hin und her zogen, weil sie das Brückengeld sparen wollten.

Wenn man von El Paso hinüber nach der mexikanischen Grenzstadt Juarez kommt, so ist es, als ob man in eine andere Welt versetzt werde. Dort alles nervöse dollarmachende Hastigkeit, hier ein saumseliges *dolce far niente*.

»*Manana, quien sabe*« – das heißt auf Deutsch: »Komm ich heut' nicht, komm ich morgen.«

Schweigend stehen die flachen einstöckigen Häuser in der grellen Sonne. Nicht ein lebendes Wesen zeigt sich in den Gassen; es sei denn ein knurrender Hund zwischen dem Kechrichthaufen oder ein schäbiger Schutzmann mit Sandalen an den nackten Füßen. Totenstille liegt über der weiten Plaza. Brennende Sonne über staubigem Rasen und welken Blu-

menbeeten. Die heiße Luft zittert um die Türme der Kathedrale. Kein mitleidiges Wölkchen trübt das tiefe Blau des Himmels. In einer Fonda sitzen Arbeiter und essen ihr »*chili con carne*«, ein merkwürdiges Gericht aus wenig Fleisch, viel Öl und sehr viel rotem Paprikapfeffer.

»Yankee?« fragte misstrauisch der Fondero, der mir ein Glas Rotwein brachte. Er schien befriedigt, als er hörte, dass ich nicht aus »*God's own country*« stammte. »Mexiko ist ein feines Land, Kaballero«, sagte er zu mir. »Das feinste Land der Welt und das schönste, Kaballero! Hier sind die Leute noch Menschen, aber die dort drüben – die Yankee – das sind nur Apparate zum Dollarmachen.«

Wohl eine halbe Stunde lang schilderte er mir die Vorzüge Mexikos in einem äußerst zungenfertigen Englisch, gewürzt mit spanischen Brocken und mexikanischen Gebärden. Allmählich mischten sich die anderen ins Gespräch, und es gab eine hitzige Auseinandersetzung, die ebenso spanisch war, wie sie mir vorkam. Nur ein Wort tauchte immer wieder auf in einem Tonfall von Gift und Galle und unnachahmlichem Sarkasmus: »Yankee!« Die Yankees waren offenbar ihre Freunde nicht.

»Und werden Sie heute Nachmittag auch zu Los toros gehen?« wandte sich der Fondero wieder an mich.

»Los toros?«

»Nun zum Stiergefecht! Die ganze Stadt wird dort sein. Sie werden etwas versäumen, Kaballero, wenn Sie nicht hingehen.«

Er deutete auf ein buntes Plakat an der Wand, auf dem zu lesen stand, dass am Nachmittag in der Arena draußen vor der Stadt ein Stiergefecht abgehalten werde. Sechs rasseechte Stiere von der Hazienda des Fürsten Soundso würden auf dem Kampfplatz erscheinen. Der berühmte Matador Don Manuel Morena habe seine Mitwirkung zugesagt und das Eintrittsgeld betrage, je nach dem Platze, von 50 Dollars bis zu 50 Cents.

Fünfundzig Cents sind nicht viel Geld, aber für den, der nur drei Dollar sein eigen nennt, ist es doch eine ganz erhebliche Summe. Lange stand ich unschlüssig auf dem Platz und starrte auf das bunte Leben. – Sollte ich es wagen? Konnte ich es mir erlauben? – Aber ehe ich noch recht wusste wie es geschehen, hatte ich schon die 50 Cent an der Kasse bezahlt und wurde fortgeschoben mit der großen Menge, die in die Arena strömte. Hoch im Olymp auf der obersten Reihe der Bänke war mein Platz. Neben mir saßen ärmlich gekleidete Peone mit bunten Ponchos und zuckerhutartigen Sombreros. Sie rauchten Zigarillos und spuckten auf den Boden. Von Zeit zu Zeit verkürzten sie sich die lange Pause durch einen Höllenlärm mit ihren Holzsandalen. Ich musste an einen alten Vers denken, den ich einmal irgendwo gehört hatte:

*»So sind die Leut' in Mexiko,  
Die Mexikaner sind mal so.«*

Weiter unten drängte sich Kopf an Kopf in riesi-

gem Kreise die Menge, die nach Tausenden zählte. Ein buntes Farbenspiel, wie ich es noch nie gesehen. Bunte Kleider, flatternde Mantillas, wedelnde Fächer und blitzende Augen. Und über dem allen der tiefblaue Himmel des Südens.

Noch ist alles still dort unten in der Arena. Nur die Hitze tanzt über dem gelben Sande.

Doch plötzlich ertönt schmetternde Musik. Berittene Trompeter erscheinen auf der Bildfläche. Dann fantastisch geputzte Pikadores mit langen Lanzen auf tänzelnden Pferden.

Und dann, – dann erscheint Er – der Matador!

Eine Bewegung geht durch die Menge. »Viva Don Manuel!« ruft aus dem Publikum eine Dame in schwarzseidener Mantilla. »Viva Don Manuel!« ertönt es da und dort.

Dann pflanzt sich der Ruf wie ein Sturmwind durch das Theater fort: »Viva Moreno!«

Der Matador – oder, wie man meistens sagt: Der Espada – verbeugt sich höflich und mit Grandeza. Der Chor der Stimmen wird zum Orkan, und wie der Donner eines entfesselten Unwetters braust es hinauf zum blauen Himmel dieses lachenden Landes:

»Viva Mejico!«

Feierlich bewegt sich der Zug rings um die Corrida unter Führung einer Magistratsperson in würdigem Ornate.

Vorbei ist der Zauber.

Von der mit Fahnen bunt geschmückten Tribüne der Ehrengäste wirft jemand einen Schlüssel hinun-

ter. Der Toreador wird aufgeschlossen, und der Leu mit Gebrüll –

Doch ich will nun nicht weiter im einzelnen erzählen. Der Weg von der Corrida bis zur Höhe meines Sitzplatzes war weit, sodass die Vorgänge dort unten sich nicht allzu plastisch vor meinen schlechten Augen abhoben. Und wenn ich bedenke, dass seither schon manches Jahr ins Land gegangen ist, so finde ich es eigentlich ganz begreiflich, wenn die Erinnerungen an jenes längst vergangene Erlebnis vor mir auftauchen wie die Farbenkleckse eines futuristischen Gemäldes.

Was mir am meisten auffiel, das war die verhältnismäßige Kleinheit der Stiere. Während meiner Tätigkeit auf den Farmen in Texas hatte ich selbst schon manches Stiergefecht ausgefochten mit widerspennigen Ochsen und Zuchtbullen, die ich zur Tränke führen musste. Die waren alle viel größer und stärker gewesen als das, was sich dort unten herumtrieb. »Aber die kleinen«, so belehrte mich ein neben mir sitzender Mexikaner, der etwas Englisch sprach, »das sind gerade die wilden.«

Ein Trompetenstoß ruft die Pikadores auf den Kampfplatz – eine Gruppe von Reitern mit langen Lanzen auf kleinen, struppigen, äußerst unansehnlichen Pferden. Ihre Aufgabe ist es, das Temperament des Stieres zum Höchstmaß der Raserei aufzustacheln, was sie mit den stumpfen Spitzen ihrer Lanzen aufs gründlichste besorgen. Blindlings stürzt sich das gehetzte Tier auf seine Widersacher. Schon haben die scharfen Hörner einem Pferd den

Bauch aufgerissen. In großem Bogen fliegt der Reiter auf die Erde. Nur mit knapper Not gelingt es ihm, sich mit einem kecken Sprung über die Schranken in Sicherheit zu bringen, derweil der Stier in den Eingeweiden seines Opfers wühlt. Auch ein Stier ist ein Ungeheuer, wenn er erst einmal Blut gerochen hat. Wütend schaut er sich um nach neuer Beute. Schon hat er einen anderen Reiter zu Boden geworfen. »Bravo el toro!« ruft die begeisterte Menge. Aber von allen Seiten kommen neue Lanzenstiche wie Mückenschwärme. Wütend wühlt er im Sande der Corrida. Zornig schaut er sich um mit wilden, blutunterlaufenen Augen.

Nun ist der Augenblick gekommen, wo die Banderilleros ihre Künste zeigen können. Auf ein weiteres Trompetensignal reiten die Pikadores hinaus, und fantastisch gekleidete Männer treten auf mit roten Tüchern und langen, buntbewimpelten Stäben, Banderillos, die sie dem Stier in den Nacken stoßen. Immer um Haaresbreite vermeiden sie die mordgierigen Hörner des blindlings anrennenden Tieres, während die herbeieilenden Männer mit der roten Capa seine Aufmerksamkeit stets nach einer anderen Richtung lenken.

Nachdem auch sie wieder abgetreten, erscheint auf dem Kampfplatz der Espada. Er kommt herein wie ein Gott. In der Hand ein blitzendes Schwert. Herrlich gekleidet in Samt und Seide nach altspanischer Mode. Schlank, elegant und voll Grandezza. Jeder Zoll ein Hidalgo. Stolz und demutvoll zugleich verneigt er sich vor den Honoratioren auf der Tri-

büne. Er spricht einen graziösen Spruch, mit dem er den zu erlegenden Stier einer bevorzugten Persönlichkeit widmet – dem Präsidenten, dem Alcalde oder auch einer holden Dame.

Dann – als ob ihm plötzlich die Idee gekommen wäre – wirft er die Mütze nach rückwärts und schreitet nach der Mitte der Corrida; in der Rechten das Schwert und in der Linken eine kleine rotseidene Fahne.

Das Schweigen der Erwartung liegt über der Menge.

Da stand er nun starr wie eine Statue an seinem Platze. Das Schwert zum Stoß bereit und die rote Fahne in der weit ausgestreckten Linken. Wie ein schnaubender Schnellzug kam der Stier herangebraust. Blindwütig stürzt er sich auf die rote Flagge. Aber während er eben unter dem linken Arm des Verwegenen durchrannte, stieß dieser ihm mit dem anderen den blanken Stahl zwischen den Rippen hindurch bis in die Eingeweide. Es war ein Schauspiel für die Götter!

Schon manchen tollkühnen Burschen habe ich angetroffen in meinem Leben der Wanderungen und Abenteuer; ich bin dabei gewesen, als verwegene Harpunierer vom schwankenden Boot die zitternde Lanze in den Schlund des wütenden Walfisches stießen, aber nie wieder habe ich etwas gesehen, bei dem Kühnheit und Eleganz sich so schön zusammengefunden haben, wie hier auf dem Sande der Corrida von Juarez.

Kaum war das Tier verendet, als ein prunkvoller

vierspänniger Wagen den Körper aus der Arena wegfuhr. Der Espada aber wanderte stolz wie ein Spanier entlang der Schranken und nahm mit Würde die nicht endenwollenden Huldigungen der Menge entgegen.

»Viva Moreno!«

Er war maßlos eitel; aber er war es mit Grazie.

Nach diesem ersten Stier kamen noch fünf weitere an die Reihe, die alle in der oben beschriebenen Weise erledigt wurden. Immer heißer wurde es in der Corrida. Der Blutgeruch stieg bis hinauf zur Höhe meines Sitzes.

Am Abend ergoss sich der Menschenstrom über die Stadt. Es war ein wunderbarer lauer Abend. Ein leiser Wind spielte mit den Blüten der Bäume. In den Büschen leuchteten die Glühwürmchen. Die Musik spielte auf der Plaza, und alle Welt spazierte unter dem sternbesäten Himmel.

Ja – Mexiko!

Einige Tage später befand ich mich zwar nicht in jenem paradiesischen Lande Oaxaca, von dem ich geträumt hatte, aber noch weit im Inneren des mexikanischen Staates Chihuahua (sprich: Tschiwaua).

Eine Agentur in El Paso hatte mich zusammen mit einem großen Schub Arbeiter hierhergeschickt. Es war eine wüste, weltverlassene Gegend, in der die Schakale, die Präriewölfe und die Klapperschlangen zu Hause waren. Tagsüber brannte die Sonne heiß wie ein Höllenofen über den gelben Sandhügeln, und nachts war es oft so kalt, dass das Wasser in den Eimern gefror. Alle paar Tage gab es



einen Sandsturm, der die Sonne verfinsterte.

Wir wohnten in dünnen Zelten mitten in der Prärie. Nachts lagen wir fröstelnd in dem kalten Sande und tagsüber quälten wir uns mit den bockigen Maultieren. Denn wir arbeiteten an dem Bau einer neuen Eisenbahnlinie.

Dort im wilden Westen, wo die Kraft des Pferdes noch billiger ist als die des Menschen, spielen Picke und Schaufel nur eine untergeordnete Rolle bei derartigen Arbeiten. Das Pferd besorgt alles. Will man einen Hügel abtragen, so bricht man zuerst den Boden auf vermittels eines mächtigen, von acht schweren Gäulen gezogenen Pfluges. Dann kommt der »Skinner« mit einer Riesenschaufel, die von vier nebeneinander angeschirrten Pferden oder Mauleseln fortbewegt wird. Ein einziger Handgriff genügt, um die Schaufel zu füllen, während die Pferde weiterstampfen durch den Sand bis zu der Stelle, wo die Ladung »gedumpt« wird. So entsteht aus Tal und Hügel allmählich der Bahndamm.

Oftmals sind bis zu zwanzig derartige Pferdeschaufeln beschäftigt. Im großen Kreise marschieren sie immer vom Tal zum Hügel und wieder zu Tal. Zehn Stunden lang an einem Tage: eine so öde und geisttötende Arbeit, wie man sich's nur immer denken kann. Die Sonne brennt auf dem gelben Sande. Der Staub der Wüste tanzt in der blauen Atmosphäre. Schwer wie Blei sind die Glieder. Weiter, immer weiter! Nicht zu schnell und nicht zu langsam, aber immer vorwärts in gleichmäßiger Bewegung. Du darfst nicht wagen, einen Augenblick dei-

nen steifen Rücken zu strecken, hier im Lande der Freiheit. Denn dort oben auf dem Hügel hält hoch zu Ross der Aufseher mit dem Notizbuch in der Hand. Solltest du einmal einen Augenblick versagen, du Rädlein an der Maschine, so wird er in vollem Lauf herangesprengt kommen und dir einen Scheck ausschreiben auf das Büro in El Paso. »Da, pack dich!« Gib dir keine Mühe, du Grünhorn. In ein paar Tagen bekommst du doch den Scheck, denn der dort oben, der hat das größte Interesse daran, wenn es hier zugeht wie in einem Taubenschlag. Er bekommt Prozente von der *Employmentoffice*. Und die Kompagnie – die ist die letzte, dich zu halten! Denn du bist beim Monat bezahlt. Gehst du vorher fort, so darf sie dir laut Abmachung ein Viertel deines Lohnes einbehalten. Also wird sie im günstigsten Falle nach 29 Tagen keine Arbeit mehr für dich haben. Außerdem wird sie dir Krankengeld berechnen für ein nicht vorhandenes Spital, sie wird dir Steuern ankreiden, die sie niemals bezahlt hat, und wenn du dann wieder zurückkommst nach El Paso, so wirst du ungefähr gerade noch einen Dollar übrig haben für die Stellenagentur.

Wie lang hier die Tagen waren! Täglich beobachtete ich durch lange Stunden meinen eigenen Schatten auf dem gelben Sande mit den Augen eines Peter Schlemihl. Wollte er denn gar nicht länger werden? Schon fangen die Maulesel an ungeduldig zu werden. Eine vereinzelte misstönende Eselstimme durchzittert die Wüste. Nach einer kurzen Pause ist es schon ein Chor von drei oder vier. Immer lauter

wird das Konzert, um schließlich anzuschwellen zu einer ohrenzerreißenden Serenade aus hundert Eselsschlünden. Dumme blöde Tiere! Grünhörner, die ihr seid! Wie könnt ihr es wagen, eure Stimme zu erheben gegen den Boß!

Schon steht die Sonne tief am Horizont und ihre weichen Strahlen malen den Himmel der Wüste in allen Schattierungen von Rot und Blau. Es ist nun endlich Feierabend. Müde sind die Glieder von der zehnstündigen Wanderung in dem Sande; aber mit der Arbeit ist man noch lange nicht am Ende. Jetzt, wo schon die frostigen Sterne am Himmel stehen, muss man noch die Pferde ausspannen. Dann müssen sie getränkt, gefüttert und geputzt werden, sin-temalen sie doch viel wertvoller sind als die Menschen. Die gleiche Arbeit muss am frühen Morgen, eine Stunde vor Sonnenaufgang, besorgt werden. Macht also zehn und zwei gleich zwölf Stunden Arbeitszeit. Nein, dreizehn! Denn ein böses Geschick will es so, dass des Aufsehers Uhr am Vormittag um eine halbe Stunde vor und am Abend um ebenso viel nachgeht. Wir alle wissen das. Wir murren darüber. Aber wir sagen nichts.

Manchmal wunderte ich mich, was wohl ein deutscher Arbeiter sagen würde, wenn man von ihm in der eigenen Heimat das verlangen würde, was man dem freien Mann drüben jeden Tag zumutete.



Manchmal glaube ich auch an die »Tücke des Objekts«.

Täglich hatte ich alle Qualen der Hölle herabgewünscht auf das Haupt des Unholds mit dem Notizbuch, der dort von der Höhe des Sandhügels auf das Gewürm zu seinen Füßen herunterschaute, und nun – o Land der unbegrenzten Möglichkeiten!

Drei Wochen lang hatte ich schon in dieser Tretmühle gearbeitet und fühlte mich bereits als Veteran unter diesen Menschen, von denen keiner länger als vierzehn Tage aushielt. Eigentlich wunderte ich mich selbst am meisten über meine Seßhaftigkeit. Am ersten Tage wollte ich schon am Abend weglaufen; am zweiten schwor ich heilige Eide, dass ich nicht länger als eine Woche dieses Inferno ertragen würde; am dritten biss ich die Zähne zusammen und machte mich auf einen ganzen Monat gefasst. Nach vierzehn Tagen war ich bereits so stumpfsinnig, dass ich gar nichts mehr dachte. Mir war, als ob es auf der weiten Welt nichts mehr gäbe als diese Tretmühle; als ob Ehre und Seligkeit und meine ganze Zukunft nur abhingen von dieser Plackerei. Nur zuweilen, wenn irgendeiner etwas von Kalifornien erzählte, da packte mich die Ungeduld wie ein Wirbelwind und mir war, als ob ich im nächsten Augenblick davonlaufen müsste. Doch nein: das könnte denen wohl so passen, wenn ich vor der Zeit fortliefe und ihnen ein Viertel meiner heiß verdienten Dollar schenkte!

Da kam eines Abends nach der Arbeit der Oberboß aus dem Hauptlager gerade auf mich zugesprengt.

»Well«, sagte er von der Höhe seines tänzelnden

Pferdes, »Sie können morgen Mr. Mc. Cradys Stelle einnehmen.«

Ohne ein weiteres Wort jagte er wieder davon und überließ mich meiner Verblüffung.

Mr. Mc. Crady – das war ja der mit dem Notizbuch auf dem Sandhügel! Drei Dollar verdiente er im Tag! Hätte mich jemand in diesem Augenblick zum Präsidenten der Vereinigten Staaten ernannt, mein Erstaunen hätte nicht größer sein können. Ich fand mich indes schnell in die Lage. In der Commisaria kaufte ich mir ein Notizbuch, ein Paar Lederhandschuhe und einen großen grauen Cowboyhut, wie ich ihn bei Mr. Mc. Crady gesehen hatte. Ich kam mir reichlich smart vor für ein Grünhorn.

Da stand ich nun oben auf dem Sandhügel unter dem Schatten meines Cowboyhutes, Notizbuch in der Hand, giftgeschwollen wie nur einer. Willst du harte Herren haben, so suche sie bei deinen Sklaven. Bald aber merkte ich jedoch, dass auch ein Herrenleben seine Schattenseite hat. Drunten bei der Arbeit waren die Stunden lang gewesen; hier wurden sie zu Ewigkeiten. Brennend heiß lag die Sonne auf dem Sande. Dicke Staubwolken tanzten um die grauen Kaktusbüsche. Trübe, bleierne Langeweile lag über der Landschaft. Nur mit Mühe konnte ich die Augen offen halten. Die Gruppe von Arbeitern, über die ich hier zum Herrn und Meister gesetzt war, bestand nur aus Mexikanern. Sie ließen sich, je nach Charakter und Fähigkeiten, deutlich in zwei Klassen teilen: die einen waren »no sabe« (ich kann nicht), die anderen »no quiere« (ich will nicht). Zu

der ersten Gruppe gehörte ein kleines vertrocknetes Männchen mit einem lederfarbigen Gesicht, auf dem vereinzelte graue Barthaare wie ein Grasbüschel in der mexikanischen Wüste wuchsen. Dieses Männchen hatte sich seine eigenen pädagogischen Ansichten über den Umgang mit Mauleseln gebildet. Was andere rohe Patrone mit der Peitsche durchsetzten, das suchte er durch Milde und durch gütiges Zureden zu erreichen. Während des ganzen Tages widerhallte die Wüste von seinen Wehklagen: »*Andate mi niño! Vamos mi corazon!* Gehe, mein Kind! Vorwärts, mein Herz – mein Liebling – mein Engel!« Worauf dann der Esel jedes Mal in ein wiederherndes Gelächter ausbrach. Nachdem ich es lange genug mit angesehen, nahm ich ihm die Peitsche aus der Hand und versetzte der Bestie eins über die störrischen Ohren.

»Siehst du, nun läuft er wieder!«

»Señor!«

Das kleine Männchen beschwor alle Heiligen im Kalender. Mit Tränen der Wut und des Schmerzes in den Augen hielt er mir eine spanische Rede, von der ich glücklicherweise nichts verstand. Dann rannte er verzweifelt hinaus in die Wüste und tauchte erst nach drei Tagen wieder auf, um seinen Scheck zu holen.

Die Anhänger der anderen Klasse – *no quiere* – waren wesentlich böartiger. Die waren gerade klug genug, um boshaft zu sein. Sie hassten die »Gringos«, und wo sie ihnen einen Schabernack spielen konnten, da taten sie es mit der ganzen Inbrunst ih-

rer schwarzen Seele. Da war einer – ein dunkelhäutiges Stück Bosheit mit einem mächtigen schwarzen Haarschopf und giftgrünen Augen – der sich hierin besonders auszeichnete.

Dieser Sohn einer Bestie hatte die Gewohnheit, kurz vor dem Ziel seine Pferde zu solcher Eile anzutreiben, dass der am »Dump« stehende »Gringo« nicht Zeit fand, den Apparat zu kippen. Hohnlachend fuhr er dann mit den vier Pferden und der vollen Ladung den Abhang hinunter, während der lose Sand weit über die Markierungspfähle hinausfloss. Gleich kam der Oberboß herbei und fluchte, während drunten ein Gelächter ertönte aus einem Dutzend Mexikanerkehlen.

Einmal aber war das Maß voll. Wie ein brüllender Löwe ging ich auf ihn los.

»Willst du wohl aufpassen?«

»No quiero.«

Wäre ich nun smart gewesen wie die anderen auch, so hätte ich wohl kaltlächelnd das Scheckbuch gezückt und ihm mit dünnen Worten bedeutet, dass man von seinen ferneren Diensten keinen Gebrauch mehr zu machen gedenke. Statt dessen muss ich als gewissenhafter Chronist einen bedauerlichen Mangel an Selbstbeherrschung von seiten des durch die unerwartete Rangerhöhung offenbar vom Cäsarenwahnsinn befallenen Grünhorns feststellen. Mit einem Satz sprang ich dem Wüstling an die Kehle.

Wir stürzten beide den Bahndamm hinunter. Der Sand rollte wie eine Lawine über uns weg; aber

keiner achtete es in der Hitze des Gefechtes. Mit sicherem Instinkt griff der Kaballero nach dem langen Messer, das ich nur mit Mühe seinen Händen entwinden konnte. Von allen Seiten kamen kampfgerige Mexikaner herbeigerannt, die im farbenreichsten Kastilianisch meinen Widersacher zum Kampf gegen den Gringo ermunterten. Vor mir wirbelte es von blitzenden Messern und funkelnden Mexikaneraugen. Doch als der Kampf auf dem Höhepunkt angelangt war, erschien der Oberboß auf der Bildfläche. In voller Kriegsbemalung, Revolver in der Hand, sprengte er in den Kreis der Kampfhähne.

»Hallo! Was zum Teufel? Marsch zur Arbeit mit euch! Nach Feierabend könnt ihr einander umbringen, soviel ihr wollt!«

»Und du«, wandte er sich dann an mich, »well, Sir, Sie sind entlassen!«

Noch in derselben Nacht saß ich im Schnellzug nach El Paso mit der Miene eines Mannes, der mit sich und der Welt ganz außerordentlich zufrieden ist. Eigentlich hatte ich ja noch etwas länger bleiben wollen, um die hundert Dollar voll zu machen – na, denn nicht! Die Welt war auch so ganz wunderschön. Draußen war alles so still und feierlich. Die hellen Sterne standen über dem Buschwald, und der Widerschein der schmalen Mondsichel lag wie ein Streifen von flüssigem Silber über dem Horizont. Bei Tagesgrauen fuhren wir über die Brücke des Rio Grande, dessen breites Bett nun fast bis obenan mit brüllenden Wassermassen gefüllt war, die dick und braun wie Erbsensuppe vorüberrauschten.



Drüben in El Paso löste der Kassierer der Nationalbank meinen Scheck ohne weitere Umstände ein. Sechzig blanke Dollar! Soviel Geld würde nie, niemals ein Ende nehmen! Davon war ich ganz überzeugt. Lange lief ich planlos in der Stadt umher. Es war ein trüber, stürmischer Tag. Der Regen peitschte durch die Straßen, und der Sand der Prärie tanzte vor dem Winde. Draußen auf dem Güterbahnhof stießen polternd und klirrend die Wagen aufeinander, und tatendurstige Lokomotiven standen qualmend auf den Schienen – ah, reisen! Eben rumpelte ein langer Frachtzug hinaus in die Prärie. Nach Westen. Nach Neu-Mexiko. Nach Arizona und dann weiter und immer weiter – hinunter, hinunter ins Land des Sonnenscheins und der Palmen.

---

1. Abkürzung für Mistery: „die Herren“ <<<

## Sechstes Kapitel|Durch Arizona nach Westen

KRIEGSRAT IM DSCHUNGEL. – EIN ABENTEURER. – DIE  
FAHRT IN DER EISKISTE. – SELTSAME SCHLAFGENOSSEN.  
– BEIM POKERSPIEL. – SCHWARZFAHREN AUF DEM  
EXPRESSZUG. – EINE FANTASTISCHE GESCHICHTE. – DER  
ZUG, DER WASSER IM FLIEGEN NAHM! – MITTEN IN DER  
WÜSTE. – ZWISCHEN PALMEN UND SCHNEEBERGEN. –  
UND ENDLICH KALIFORNIEN!

Das Wetter war schnell vorübergebraust, und der Himmel war wieder so klar und wolkenlos wie nur ein Texashimmel sein kann. Noch zitterten in der Ferne ein paar scheidende Sonnenstrahlen und malten den westlichen Himmel mit bunten Farben. Weit draußen am Horizont zogen sich die dunkelvioletten Berge Neu-Mexikos hin mit ihren fantastisch gezackten Spitzen und Kegeln, die sich scharf gegen das Abendrot abhoben. Kerzengerade stieg der Rauch eines Lagerfeuers zum dunklen Himmel, von wo schon vereinzelte Sterne in das Zwielight des sinkenden Tages hineinleuchteten.

Dort am Feuer lag die Dschungel, der Treffpunkt der Tramps am Güterbahnhof von El Paso. Es hatte sich bereits eine ansehnliche Gesellschaft von Wandersleuten zusammengefunden, die in Tomatenbüchsen ihren Tee kochten und dazu den kalten Braten und die Biskuits verspeisten, die sie an mildttäti-

gen Hintertüren in der Nachbarschaft erfochten hatten. Schmutzige, verkommene Gesellen. Spitzige Gassenbuben mit dem Hunger der Bowery in den unsteten Augen; raue Verbrechergesichter mit borsartigen Stoppelbärten, an denen der Ruß von zwanzig Lagerfeuern klebte. Etwas abseits von den anderen kauerte ein seltsamer Mensch mit einem bleichen, bartlosen Gesicht und kohlschwarzen Haaren, die ihm bis zur Schulter herunterhingen. Man hätte ihn schön nennen können, wenn er nicht so klein und buckelig und unansehnlich gewesen wäre.

»Hallo, Jack«, begrüßte mich wie üblich einer der Kunden, »wo machst du hin?«

»Nach Kalifornien.«

»Was willst du dort? Es ist ein Affenland.«

»So?«

»Ja, und nur die Affen sind es, die dort hingehen. Dumme Grünhörner mit dem Kopf voll großer Rosinen; von wegen Palmen und Orangen und warmem Wetter und dem bisschen blauen Himmel. – Alles recht schöne Dinge für die Reichen. Aber was hat denn unsereiner von alledem? Die Palmen kann ich nicht essen, von den Orangen wird man nicht satt, und was nun gar diesen glorreichen blauen Himmel anbelangt – du kannst mir's glauben: der Himmel ist überall grau für den, der kein Geld hat!«

Die anderen stimmten alle eifrig bei. Ja, so sei es! Sie hätten alle die Nase voll von Kalifornien und »machten« nun hinüber nach St. Louis und Kansas City oder hinauf nach Dakota, wo man wenigstens noch leben könne wie ein Amerikaner. Es sei über-

haupt nicht gesund, sich lange hier in der Gegend herumzutreiben. Es wimmelte von »Geheimen«, die den schwarzfahrenden Hobos auflauerten, um ihnen zehn Tage am Kettengang zu verschaffen.

Bald waren wir mitten im schönsten Fachsimpeln. Wir redeten vom S.P., vom U.V., vom N.P., vom »Lake Shore« und der Santa-Fe-Bahn, von den Arten und Unarten der Bremser und Lokomotivführer, von den »flycops«, die an den Bahnhöfen lauern, von durchgehenden Fracht- und günstigen Nachtexpresszügen, von »riding the rods« und von der Methode, wie man am schnellsten und sichersten auf einen Kohlentender »dschumpt«. Lauter Kauderwelsch, das nur für ein Hoboohr verständlich war, für dieses aber umso besser. El Paso – so meinten sie – sei ein besonders schlimmer Platz wegen der »flycops«, die es namentlich auf die Kalifornienfahrer abgesehen hätten. Da täte man gut daran, an einem der Wasserbehälter an der Strecke den Zug zu erwischen.

Den Rat dieser gewiegten Fachleute durfte ich nicht in den Wind schlagen, und also machte ich mich sogleich auf den Weg nach dem Wassertank, obwohl die Nacht schon hereingebrochen war.

Ich war noch nicht weit gekommen, als jemand atemlos hinter mir hergetrippelt kam. Es war niemand anders als der kleine Bucklige mit den langen Haaren. Er wischte sich den Schweiß mit dem Rockärmel von der Stirn, als er mich erreicht hatte.

»Nein«, sagte er ohne Umschweife, »es ist nicht wahr, was sie sagen, von wegen der schlanken Ge-

stalt und dem martialischen Schnurrbart. Der Magnetismus ist's, der den Eindruck macht. Wenn man den hat, so kann man sie alle in die Tasche stecken.«

»Ja, wen denn?«

»Die Frauenzimmer.«

»So? – Schon möglich.«

»Möglich? Nein, by Jove, gewiss ist's! Sieh' zum Beispiel einmal *mich* an! Ich bin nicht das, man so einen stattlichen Kerl nennt. Ich bin nur eine Handvoll, die man in die Tasche stecken könnte. Und doch – soll ich dir etwa in dieser Mondnacht die Geister beschwören von all den Mädchen, die ich unglücklich gemacht habe, dort hinten auf den Farmen von Missouri, oder in den Gasthäusern von Chicago, oder auf dem großen Rummelplatz von Coney Island? Du würdest Augen machen! Denn ich – ich besitze einen persönlichen Magnetismus. Ja, das tue ich! Und damit mache ich Eindruck bei den Frauenzimmern. Sie müssen mir alle dienen, ob sie wollen oder nicht. Ich behandle sie wie die Hunde; ich putze meine Schuhe an ihnen ab; sie müssen vor mir auf dem Kopf stehen, wenn es mir so gefällt. Ja, ich reiße ihnen die Seele aus dem Leibe und den Glauben aus dem Herzen; ich sauge an ihrem Leben wie ein Vampir; ich winde sie aus wie ein nasses Handtuch und hernach, wenn ich ihrer müde bin – dann – dann werfe ich sie weg wie eine ausgepresste Zitrone. So!

Denn ich bin ein Kerl – ich! Es macht mir Freude, die Menschen zu beherrschen und meine

Herrschaft zu missbrauchen.«

Da ich nichts Gescheites zu antworten wusste, trippelte er eine Weile wortlos hinter mir her, um dann unvermittelt das Gespräch auf ein anderes Thema zu lenken:

»Hast du schon einmal gehört von Reibungselektrizität?«

»Von was?«

»Von Reibungselektrizität. Die entsteht, wenn man in einer Mondnacht einer Katze vom Schwanz her über den Rücken streicht.«

Der Kleine wartete gespannt auf eine Antwort, und er schien offenbar enttäuscht, als ich keine Neigung zeigte, auf den interessanten Gesprächsstoff einzugehen.

»Du hältst mich wohl für dümmer als ich bin«, fuhr er in etwas gereiztem Tone fort. »Wenn du dir da nur keine Dummheiten einbildest! Ich weiß manches, von dem du keine Ahnung hast. Ah, wenn ich reden wollte! Ich kenne einen, der sich arm stellt wie eine Kirchenmaus und doch erst gestern mit einem Scheck aus der Nationalbank herausgekommen ist.«

»Woher weißt du das?«

»Ich weiß alles.«

»Nichts weißt du!«

»Allright! Dann weiß ich eben nichts. Nicht mehr als einer der Präriewölfe da draußen. Nichts habe ich gesagt. Wo werd' ich denn! Nur die Narren sagen, was sie denken! Aber, unter uns gesagt – zwischen mir und dir und der Telegrafenstange – sech-

zig Dollar sind's doch gewesen?»

»Und wenn es hundert gewesen wären?»

»Well, ich sage ja nicht, dass es auch so viel gewesen sein können. Ich sage nicht, dass das ein Haufen Geld wäre für uns beide; dass ein paar liebe Freunde hier in der Nähe auf mich warten, und dass mein Schießseisen –«

Was hatte er gesagt? Schießseisen? Das hieß den Spaß doch ein bisschen weit treiben. Schon hatte ich ihn beim Genick und durchsuchte alle seine Taschen. Er ließ mich ruhig gewähren und zeigte sich keineswegs entrüstet über den schwarzen Verdacht. Nicht die geringste Spur einer Waffe war bei ihm zu finden. Aber wie kam der Mensch zu der Drohung? Wollte er mir bloß einen Schabernack spielen, um sich an meiner Angst zu weiden; hatte er in der Geschwindigkeit die Waffe in die Nacht hinausgeworfen? Wer konnte es wissen? Jedenfalls tat man gut daran, ihn vorauslaufen zu lassen.

So schritten wir noch zwei Stunden lang durch die mondüberglänzte Landschaft. Der Nachtwind summte in den Telegrafenstangen, und die Schakale heulten in der Ferne. Mir war nicht ganz geheuer zumute. Die Augen, die der Mensch im Kopfe hatte, wollten mir gar nicht gefallen. Wenn es nicht Magnetismus war, was da drinnen brannte, so war es doch etwas, das einen entschieden nervös machen konnte. Mindestens einmal in fünf Minuten schaute er sich nach mir um. Dann trippelte er wieder weiter wie der Zwerg im Märchen.

Als wir an Ort und Stelle ankamen, war eben ein

Güterzug abgefahren, und wir mussten lange warten, ehe wieder einer auftauchte. Es war eine lange, langweilige Nacht. Melancholisch fielen die dicken Wassertropfen von dem rostigen Behälter hinunter in die Pfützen, die wie Quecksilber im Mondschein glitzerten. Eintönig klang die Windmühle der Pumpe in die Nacht hinein. Im Osten begann der Tag schon zu dämmern, als endlich wieder ein Frachtzug von El Paso herangekeucht kam. Es war nur ein kurzer Zug mit roten Plakaten, auf denen zu lesen stand: »Eilfracht. Durch nach Los Angeles.«

Durch nach Los Angeles! Der Frauentöter, der mir das nächtliche Abenteuer nicht weiter nachzutragen schien, rieb sich vergnügt die Hände. Feine Sache! Ich selbst konnte keinen Grund zur Freude entdecken. Die Packwagen waren alle fest verschlossen und versiegelt; Flachwagen waren keine da. Also keine Fahrgelegenheit, es sei denn, dass man sich zwischen den Rädern einlogierte wie mein schwarzer Freund drunten in San Antonio.

Schon zischte die Lokomotive. Schwerfällig begann sich schon der Zug in Bewegung zu setzen.

»Jetzt in die Eiskisten!« rief der kleine Bucklige. Mit einer Gewandtheit, die ich ihm niemals zuge-  
traut hätte, kletterte er an einem der Wagen hinauf. Schon war er oben auf dem Dach. Eine Luke öffnete sich und schloss sich wieder. Weg war er.

Das also war das Geheimnis!

Schnell wie der Blitz kletterte ich hinter ihm her auf das Wagendach und durch die offene Luke gerade auf den Kopf des anderen. Der schimpfte ge-



waltig und meinte, ich hätte mir auch einen anderen Kasten aussuchen können, wo hier ohnehin kaum Platz für einen Menschen wäre. Daran war indessen nun nichts mehr zu ändern. Wir machten es uns nach Möglichkeit bequem in der engen Behausung und versuchten, noch etwas von dem verlorenen Schlaf nachzuholen, während der Zug weiter nach Westen rollte.

Diese Eiskisten gehören zur Ausrüstung der Spezialwagen, die zur Beförderung der kalifornischen Früchte dienen. Auf dem Wege nach Osten werden sie mit Eis gefüllt, um die Ladung frisch zu halten. Auf der Rückfahrt sind sie eine beliebte und vielbenutzte Fahrgelegenheit für die schwarzfahrenden Hobos.

Als ich wieder aus meinem Halbschlaf aufwachte, schien der helle Tag durch die Ritzen des Wagens. Der Zug hielt an einer großen Station, wo mein seltsamer Reisegefährte sein Glück versuchen wollte. Ich gab ihm einen Silberdollar, und wir trennten uns als beste Freunde.

Weiter rumpelte der Zug. Es wurde Nacht und wieder Tag, und noch immer saß ich in dem Kasten. Der Magen fing an zu knurren und dann zu bellen. Es fiel mir ein, dass ich schon lange nichts mehr gegessen hatte; aber an Essen und Trinken dachte ich nicht. Der Gedanke, dass ich um solcher Kleinigkeit willen die Fahrt unterbrechen könnte, schien mir geradezu grotesk. »Nein, jetzt nur weiter – weiter – nach Westen!« Das Reisefieber war wie ein Unwetter über mich gekommen.

Wie oft dieser Zug noch halten musste! Hier nahm er Wasser, dort Kohlen. Dann hielt er wieder mitten auf der Strecke aus keinem erkennbaren Grunde. Musste das sein? Nun steht er gar schon eine Stunde lang einsam und verlassen auf einem Seitengeleis. Das Zugpersonal unterhält sich gemütlich neben dem Wagen, derweil im nahen Stationsgebäude die Hühner gackern. Ein Schnellzug braust vorüber wie ein Unwetter. Nun setzen auch wir uns wieder gemächlich in Bewegung.

Am Morgen des zweiten Tages hielten wir an einer großen Station so lange, dass die Neugierde über die Vorsicht siegte und ich über die Luke hinaus einen Blick in die Umgegend wagte. Es gab hier in der Tat allerlei zu sehen. In der Ebene dehnte sich eine ansehnliche Stadt mit stattlichen Häusern, in deren Fenstern sich der rote Schein der aufgehenden Sonne spiegelte. Blauer Himmel lag über blauen Bergen und goldener Sonnenschein über der rostbraunen Steppe und kahlen Steinen und grauen Kaktusbüschen. In der Nähe aber, wo die schnurgeraden Bewässerungsgräben die Ebene durchschnitten, leuchteten weiße Farmhäuser zwischen dunklen Obstgärten und goldgelben Maisfeldern. Fette Kühe weideten im hohen Klee. Ein süßer Duft von neugemähtem Heu lag in der Luft.

Eben wollte ich mich wieder in mein Schneckenhaus zurückziehen, als draußen eine mächtige Stimme ertönte:

»He, you there! – get out o’here!« »Mach’ dass du raus kommst!«

Damit hatte die Reise vorerst ein Ende gefunden. Mit traurigem Herzen musste ich sehen, wie der Zug ohne mich weiterfuhr.

Es dauerte eine Weile, ehe meine durch den zweitägigen Aufenthalt in der Eiskiste im vollsten Sinne des Wortes geräderten Glieder es zuließen, dass ich mich in der Gegend umsah. Wo, um Himmels willen, waren wir denn? In Neu-Mexiko, in Arizona, oder gar – nein, das war wohl nicht möglich!

»Tucson« stand an dem Stationsgebäude geschrieben. Auf einer Karte im Fahrplan schaute ich nach. Man lernt nie aus in der Geografie. Hier waren wir also mitten im Herzen von Arizona, einige hundert Meilen westlich von El Paso. Ich konnte mit meinem Pensum zufrieden sein.

Das ist eben die Freude des echten Wandersmannes, dass das Geschick ihn ab und zu an unbekannte Gestade wirft, mit neuen Menschen und neuen Städten, mit denen man sich immer wieder abfinden muss. Wer daran keine Freude hat, der bleibe zu Hause.

Im Grunde genommen sah Tucson nicht viel anders aus, als irgendeines der Präriestädtchen in Texas. Unendlich breite, staubige, ungepflasterte Straßen, umsäumt von niedrigen Häusern und himmelhohen Telegrafentangen. Nur die vielen Chinesen in den Straßen verrieten die Nähe der pazifischen Küste. Sie zogen durch die Straßen und handelten mit Früchten und Fischen. Im Gastgewerbe schienen sie sogar ein Monopol zu besitzen. Wo immer an einem Hause ein Schild zu leiblichen Genüssen

einlud, da prangte auch darüber ein chinesischer Name:

*Ah Sing Chinese Restaurant.*

Oder:

*Fung Li meals 25 cents.*

In einem schmutzigen Hause mit staubigen Fenstern kehrte ich ein, um meinen Hunger zu stillen. Auf dem langen Tische standen die Flaschen mit den Mixed pickles und den scharfen Pfeffersaucen, ohne die es der Amerikaner nicht tut, wie die Orgelpfeifen.

»You like'm fish?« fragte der Chineser in seinem Pidginenglisch.

Ich hatte nichts dagegen, und er brachte mir eine mächtige Portion gebackener Makrelen. Dann bestellte ich einen Pfannkuchen. Dann verspeiste ich drei gebratene Eier. Dann – dann schüttelte der Sohn des Himmels missbilligend seinen langen Zopf: »Amelicanman muchee, muchee hunger«. Ich ließ mich indes dadurch nicht abhalten, einen Rostbraten und hinterher noch einen Apfelkuchen zu bestellen. Jetzt erst schaute ich mich ein wenig in dem Lokale um. Außer mir saß nur noch ein Gast an dem Tisch; ein magerer Mensch mit einem spitzen, glatten rasierten Gesicht in einem etwas fadenscheinigen Anzug. Man hätte ihn für einen Yankee halten können, wenn er nicht gerade in die Wochenausgabe der »Kölnischen Zeitung« vertieft gewesen wäre. Wir kamen ins Gespräch, und er hielt mir einen langen Vortrag über Deutschland und die Deutschen. »Well«, meinte er, »sie sind noch immer die-

selben in der alten Country. Sie reden, reden, reden. Sie begeistern sich für den Dreyfuß, für den General Botha, für den Präsidenten Roosevelt – was weiß ich, für wen sonst noch. Sie schreiben sich die Finger wund über die mecklenburgische Verfassung und über die Ansprüche des Herzogs von Cumberland. Aber was geht's uns an? Wir sind hier in Amerika!«

Nachdem er solchermaßen seinem gepressten Herzen Luft gemacht hatte, erbot er sich, mir die Wunder »dieser aufblühenden Stadt« persönlich zu zeigen. Es gebe hier allerlei Sehenswürdigkeiten: Eine Musikhalle, ein Kino, ein paar feine Bars, eine mexikanische Weinstube, in der sie abends Fandango tanzten. Dazu ein arabisches Kaffeehaus, eine chinesische Opiumhöhle und vor allem den Silberpalast, wo die Jungens sich nachts beim Pokern treffen. Während des ganzen Nachmittags führte er mich in der glühenden Sonne von einem Pläsier zum anderen. Es war keine kleine Anstrengung, aber da er alles bezahlte, hatte ich weiter nichts dagegen. Wie der mit den Dollars um sich warf! Die stammten gewiss nicht aus einem Eisenbahnlager; sonst hätte er sie mehr in Ehren gehalten.

Abends fanden wir uns programmäßig vor dem Silberpalast ein. Es war wieder dieselbe Herrlichkeit aus Gips und Glas, wie damals in der Houstonstraße zu El Paso. Vor der Tür war ein Kommen und Gehen von Menschen; lauter schlanke, sehnige Gestalten mit wetterbraunen, verwegen dreinschauenden Gesichtern, wie man sie auf den Ranchos und in den

Bergwerken des wilden Westens zu sehen bekommt. Zwischen den funkelnden Spiegelscheiben des Salons ging es hinauf in den Pokersaal, wo hinter blauen Tabakwolken die Spieler saßen.

»Full house!« sagte eben wieder einer.

Mir brannte es in den Fingern. Was die konnten, das traute ich mir lange auch noch zu. Einen Dollar konnte man schon dran wenden, des Spaßes halber. Ehe ich recht wusste, wie es geschehen, saß ich schon an einem grünen Tisch mit einer Hand voll Karten. Wenn's dem Esel zu wohl wird, geht er auf dem Eise tanzen.

Fünf Dollars musste ich an der Kasse umwechseln und bekam dafür Spielmarken, die sie »Chips« nennen.

Der Anfang war vielversprechend. Auf drei Asse konnte man schon einen Dollar wetten. Mein Gegenüber – ein Kerl mit langen Fingern und einem Blick, der die Augen aus den Karten herausstechen konnte – setzte seinen Hut noch etwas weiter in den Nacken und strich langsam über sein bartloses Yankee Gesicht. Bedächtig zählte er die vor ihm liegenden Chips und schob sie über das grüne Tuch in den Einsatz.

»Drei Dollars mehr!«

Mir wurde kalt und heiß. Die Art und Weise, wie man hier mit den Dollars um sich warf, nahm mir den Atem weg.

Der andere spielte mit seiner Uhrkette und schaute vor sich hin mit einer Gemütsruhe, die einem auf die Nerven fallen konnte. Der wollte wohl

bluffen!

»Drei Dollars? Hier! Lassen Sie mal sehen.«

Da er bloß drei Buben hatte, steckte ich die Schätze ein.

Das war kein schlechter Anfang, und das Glück blieb mir auch nachher noch hold. Nach einer Stunde hatte ich schon mehr als dreißig Dollars gewonnen. Es gab eine kleine Sensation im Silberpalast. Alle Kenner kamen herbeigelaufen und schüttelten bedenklich das Pokerhaupt: »Goodness gracious! Das war ja ganz gegen die Regel. Kommt so ein Farmerjunge aus Missouri so mir nichts dir nichts hereingeschneit in den Silberpalast und zieht den besten Pokerspielern dieser aufblühenden Stadt die Dollars nur so aus der Tasche. Well, I be damned! – Dabei hat das Grünhorn keine Ahnung von der ganzen Wissenschaft! Ein Pferd müsste lachen, wenn es ihm zuschaut beim Spielen!«

»Hör auf!« sagte der Deutsche, der hinter mir stand. »Jetzt fängt's an ernst zu werden.«

Am liebsten hätte ich ihn niedergeboxt. – Was? – ich – jetzt – aufhören mitten im Glück? Der Barten der brachte ein neues Paket Karten, und das Spiel ging weiter. Es wurde mir zu warm in dem Zimmer und ich zog den Rock aus wie die anderen. Der scharfe Tabakgeruch stieg mir in den Kopf und umnebelte die Sinne. Alles begann sich im Kreise zu drehen vor meinen Augen, aber ich spielte weiter.

Draußen auf der Straße hatte sich inzwischen die Heilsarmee versammelt »to take up the usual collection«. Die Trommel lärmte, der Tambourin ras-

selte, und die dünnen Stimmen der Hallelujamädchen kamen durch das offene Fenster.

Ich gewann und verlor, und gewann wieder, aber der Haufen Spielmarken schmolz zusehends unter meinen Blicken. Eben war ich mit einem »vollen Haus« hereingefallen. Aus war es mit meinen Chips, und ich musste mir neue holen an der Kasse. Diesmal wollte ich mir gleich für zehn Dollar holen und den Schaden mit einem Schlage wieder gutmachen. Ich wollte kühn und desperat spielen, als ein echter Pokermensch. Ich wollte –

Da traf ein frischer Luftzug den heißen Kopf. Der Nachtwind strich durch das offene Fenster und verjagte die dicke Atmosphäre von Whiskydünsten und parfümiertem Zigarettenrauch. Er verjagte auch die Unvernunft wie einen Spuk in der Sommernacht. Ja, das würde denen so passen, wenn ich ihnen noch mehr von meinen sauer verdienten Dollars in den Rachen werfen würde! Stillschweigend machte ich mich davon.

Drunten an der Bar lungerte der Deutsche über einem Glase Bier.

»Schon ganz kapores?« fragte er mit boshafter Miene. »Ganz ausgeplündert. Jeden Cent verloren, natürlich!«

»Nein, nur fünf Dollar«, antwortete ich kleinlaut.

»Was? Fünf – nur fünf Dollar? Mensch, da bist du billig weggekommen mit deinem Lehrgeld! Mir haben sie das Fell ganz anders über die Ohren gezogen, als ich zuerst meine Hand in dem Spiel versucht habe.«



Wir schritten miteinander durch die sternklare Nacht, und der andere meinte, es wäre so recht eine Nacht zum Eisenbahnfahren. Wir könnten es mit dem Nachtexpress nach Los Angeles probieren. Wenn wir Glück hätten, könnten wir am nächsten Morgen schon in Kalifornien sein. Ich war natürlich ganz Zustimmung. Ich konnte gar nicht früh genug nach Kalifornien kommen. Aber mit dem Expresszug?

»Natürlich. Mit was denn sonst?« meinte der andere. »Glaubst du, ich plage mich mit einem rumpeiligen Packwagen wie ein blutiger Anfänger? Kavalierereisen nur im Expresszug«.

Draußen vor dem Stationsgebäude mussten wir lange warten, denn der Zug hatte zwei Stunden Verspätung. Wir hockten am Bahndamm und lauschten auf das Blöken der Schafe in einem nahen Pferch und das Murmeln des Nachtwindes in den hohen Ahornbäumen. Auf einmal flammten vor der Station die Lichter auf. Ein Zittern ging durch den Bahndamm. Heulend kam der Schnellzug herangebraust. Mich erfasste ein wildes Eisenbahnfieber wie damals beim Schlachthof von San Antonio, als ich zum ersten Mal dem Frachtzug auflauerte. Der andere fasste mich beim Arm, als ob er mich wachrütteln wollte.

»Der Kohlentender!«

Dann rannte er in vollem Lauf neben der zischen- den Lokomotive her und ich hinterdrein, wie er mich geheißen hatte. Im nächsten Augenblick saßen wir beide oben auf dem Wassertank des Ten-

ders. Noch immer zischte und fauchte die Lokomotive. Der Schornstein war ein feuerspeiender Vulkan. Die roten Funken tanzten am Himmel. Ja, das war schön! Über den Kohlenberg hinweg konnte man dem Heizer zusehen, wie er gleich einem rasenden Eisenbahnteufel an dem Feuer rüttelte und mit der großen Schaufel dem gefräßigen Ungetüm stets neue Nahrung in den feurigen Rachen warf. Noch tanzten draußen ein paar rote und grüne Lichter über den blanken Schienen. Noch zeigten sich da und dort die schattenhaften Umrisse von Hütten und Häusern. Dann war alles vorbei. Nur noch Sand und Steine tauchten auf in dem geisterhaft weißen Lichtkegel des Scheinwerfers. Telegrafentangen huschten vorüber.

Vorbei – vorbei –

Willst du, o Mensch, einen Hauch verspüren von der Romantik des tätigen Lebens und von dem, was man so die Poesie der Maschine nennen könnte, so reise auf dem Tender der Schnellzugslokomotive.

Es war indes nicht gerade ein idyllischer Aufenthaltsort dort oben. Ruß und Rauch und kleine Kohlenplitter flogen wie die Pfeile umher, und der Qualm der Lokomotive verfinsterte selbst die dunkle Nacht. Man musste schreien in diesem Aufruhr der Elemente, wenn man sich verständigen wollte. Mein Gefährte, der in diesem Hexensabbat anscheinend ganz zu Hause war, fing an, mir allerlei aus seinem buntbewegten Leben zu erzählen. Sein Vater sei Pastor gewesen in Mecklenburg.

»Wie?«

»Pastor –!«

»Ah!«

Er habe es in der Schule bis zur Tertia gebracht. Dann sei er davongelaufen und habe als Schiffsjunge auf einem Hamburger Segelschiff eine Rundreise um Kap Horn nach Südamerika gemacht, auf der es sehr viel Prügel abgesetzt habe. Bei seiner Rückkehr hätten sie ein Lamm geschlachtet, und er sei wieder zur Schule gegangen. Später wäre er gern Schiffsoffizier bei der kaiserlichen Marine geworden, aber die Mutter habe gemeint, das Wasser habe keine Balken, und der Vater hätte gerne einen Landgerichtsrat aus ihm gemacht. So sei er denn nach Amerika ausgewandert. Lieber wäre er ja nach den deutschen Kolonien gegangen, wenn die danach gewesen wären und wenn der dort hausende heilige St. Bürokratius einen armen Teufel ohne Geld überhaupt an Land gelassen hätte.

Oh, es sei ihm nicht immer schlecht ergangen in Amerika! Am Anfang, ja – wie er noch ein krasses Grünhorn war, da habe er sich entsetzlich plagen müssen. Er habe Disches gewaschen in einem Zehncentrestaurant an der Bowery, er sei Kegeljunge gewesen in Coney Island; Porter in einem Hotel, Hausknecht in einer Wirtschaft, Anreißer in einem Zirkus und Vorsänger in einer Methodistenkirche. Alle, alle hätten ihn ausgenutzt bis aufs Blut. Dann sei er aber allmählich smart geworden wie die anderen. Als Agent in einer Schreibmaschinenfabrik habe er plenty Dollars gemacht, worauf er sich mit einem anderen assoziiert, in St. Louis eine Teestube eröff-

net und noch mehr Dollars gemacht habe. Aber dann – ja, das sei eben das Traurige in diesem Lande! Dann kam eine andere Politik, die ihm die Konzession entzogen hätte, und er habe auf einmal wieder am Boden gelegen. In dem kalten Winter habe er Eis gehackt auf dem Michigansee und Bierfässer gefahren für eine Brauerei in Milwaukee. Dann habe er etwas vom Schlosserhandwerk gelernt. Als Dreher habe er Arbeit in einer Fabrik in Pittsburg gefunden und wieder plenty, plenty Dollars gemacht. Aber da sei ihm anscheinend zu wohl geworden. Er habe sich verliebt, ja sogar verlobt mit so einer verzuckerten amerikanischen Miss, und als er sie hernach nicht heiraten wollte, da habe sie ihn verklagt. Der Policeman sei in seine »residence« gekommen und habe alles gepfändet. Nun sei er wieder einmal unten. So gehe es in diesem Lande; immer auf und ab. Up and down. Aber er sei wie die Katze. In Kalifornien werde er arbeiten und sparen wie ein Chinese, bis er ein paar Tausend Dollars zusammengescharrt habe. Damit könne man wohl schon ein Geschäft anfangen in der alten Country. Oder er werde hinüber machen nach Samoa und sich dort eine Farm kaufen. Oder irgend sonst etwas. Nur fort von hier. Nur nicht sterben in diesem Affenlande!

Während er so erzählte, raste der Zug immer weiter. Von Zeit zu Zeit kam der Heizer über den Kohlenhaufen geklettert, um den Wasserschlauch an den Tank anzuschrauben. Er schien nicht im geringsten erstaunt über unsere Anwesenheit. »Hallo,

boys!« sagte er gemütlich, »fine night, is it!« Dann ermahnte er uns, an den Stationen doch ja recht vorsichtig zu sein, damit draußen keiner etwas merke. Glücklicherweise waren diese Stationen nur dünn gesät, und der Zug hielt immer nur einen Augenblick. Dann ging es wieder weiter in atemloser Hast durch das einsame Land und über das schlammige Wasser des mondbeschienenen Colorado hinein nach Kalifornien. Ich war so müde, dass mir die Augen zufielen. Nur mit halbem Ohr hörte ich auf die Geschichte, die mein gesprächiger Gefährte jetzt erzählte. Die wilde Geschichte von dem Zug, der nicht halten wollte und von der Lokomotive, die Wasser nahm »on the fly«.

»Einmal«, so erzählte er, »einmal hab' ich es versucht mit dem Schnellzug der Seeuferlinie, die von Neuyork nach Chikago fährt. Er ist der schnellste der Welt. Er jagt durch die Gegend wie ein Gespenst. Er hält sich nirgendwo auf, um Post oder Passagiere anzunehmen, und Wasser und Heizmaterial nimmt er im Vorbeifahren; im Fliegen. Die Feuer unter dem Kessel werden mit Petroleum aus dem großen Tender gespeist, und für das Wasser haben sie einen Graben, der zwischen den Schienen hinläuft. Man braucht nur von der fahrenden Lokomotive den Schlauch herunterzulassen, um das Wasser aufzufangen. Verdammt feine Einrichtung das!

Well, ich fahre mit dem Zug auf der Blindbagage hinter dem Wassertank und denke an nichts Böses. Es war so etwa um Weihnachten und es war kalt wie am Nordpol. Der Wind pfiß abscheulich vom

See herüber. Auf einmal – Klatsch! Fällt ein Hektoliter Wasser über mich her. Ich friere wie ein Schneider. Nach einer halben Stunde kommt wieder so ein Guß. Pfui Teufel! So geht es weiter mit einer Geschwindigkeit von hundert Kilometern in der Stunde, und für je fünfzig Kilometer eine neue Taufe. Ich sitze da und zittere; einmal vor Kälte und einmal vor Angst vor dem nächsten Wasserguss. Wenn der verfluchte Zug bloß halten würde! Ich denke: es ist aus und vorbei mit dem Neffen deiner Tante. Aber da kommt schon wieder der nächste Guß und vertreibt mir das Denken. Endlich halten wir auf einer großen Station, wo ich gerade noch mit Mühe herausklettern kann wie ein lebendiger Eiszapfen. Ich will meinen Hut fressen, wenn ich wüsste, wie der Spaß weiter gegangen ist. Irgend-eine mitleidige Seele hat mich aufgelesen und nach dem Stadtpital gebracht. Dort haben sie mich wieder langsam aufgetaut, und die Sache hat weiter keine bösen Folgen gehabt, aber noch heute, wenn ich mich an einen Schnellzug heran mache, vergewissere ich mich vorher, ob er nicht Wasser nimmt im Fliegen.«

Über dieser fantastischen Geschichte war ich langsam eingeschlafen. Nicht der wilde Zugwind des vorwärtsstürmenden Eisenkolosses, nicht das Heulen der Lokomotive, nicht der scharfe Stachel der umherfliegenden Kohlensplitter und nicht die lebendigste Darstellung eines Eisenbahnabenteuers hätte mich daran hindern können.

Ein lautes Zwiegespräch zwischen dem Mecklen-

burger und dem Heizer weckte mich auf. Sie waren offenbar in Meinungsverschiedenheiten geraten betreffs der weiteren Fortsetzung unserer Reise auf der Lokomotive. Der Mecklenburger konnte natürlich die Zweckmäßigkeit einer Fahrtunterbrechung nicht einsehen, aber der Heizer bestand darauf, dass wir hier abstiegen, denn bis wir die nächste Station erreichten, sei es heller Tag, und da könnten ihm Schwierigkeiten entstehen, wenn man uns entdeckte. Wir taten also, wie uns geheißen, und er verabschiedete sich von uns mit einem freundlichen »So long, boys!«, während der Zug weiter in die Nacht hineinrollte. Er war ein netter Junge, an den ich heute noch gern zurückdenke, wie überhaupt an jeden, der ohne Grund nicht garstig gewesen ist in dieser Welt der Zänkereien.

Die Nacht fing in der Tat schon an zu verblassen. Der dämmernde Tag färbte alles grau in grau. Ein heller Streifen lag über dem östlichen Himmel. Auf einmal kam feurig rot die Sonne hinter den schwarzen Bergen herausgeschossen.

Wüst und leer war die Gegend. Stein, Geröll und kahle Sanddünen, und in der Ferne fantastische Bergkegel, um die die Morgensonne blaue Schleier wob. Große Felsblöcke am Abhang eines Berges warfen lange Schatten in den gelben Sand. Schwer wie Blei lag die Einsamkeit über der Wüste.

Ganz in der Nähe aber sprudelte lustiges Wasser aus einem artesischen Brunnen; stolze Palmen standen starr und unbeweglich, wie versteinert gegen den roten Himmel, und das kleine Stationsgebäude

war über und über bedeckt mit einem Meer von lachenden, farbensatten Blumen.

Wir machten ein Feuer aus herumliegenden Kisten und Zeitungen und wärmten die Hände über der spärlichen Flamme. Denn der Morgen war frisch, und der frostige Hauch der Wüste kam von den kahlen Bergen. Auf dem Fahrplan studierten wir die Lage. Wir waren nicht mehr allzu weit vom Ziel.

»Nach Los Angeles – 120 Meilen« stand am Stationsgebäude zu lesen.

Nach einigen Stunden kam gemächlich ein Güterzug daher, mit dem wir am hellichten Tage die Reise fortsetzten, denn hier in der Wüste, wo nur die Schakale Zeugen sein können, kümmert sich kein Mensch um blinde Passagiere. Stundenlang fuhren wir durch die heulende Einöde. Kein Baum, kein Strauch, kein Grashalm war in der weiten Runde zu sehen. Nur Sand und Steine und grelle Hitze über schimmernden Salzseen. Die Mittagshitze flimmerte über dem Horizont, und der stahlblaue Himmel lag wie ein brütendes Ungeheuer über der Landschaft. Nur einmal wieder in meinem späteren Leben habe ich ein Land gesehen, das so öde und traurig war wie dieses. Es war die berühmte Wüste Atacama an der Westküste Südamerikas.

Nach einer Weile tauchten gerade voraus Schneeberge auf, die wie zwei gewaltige Pfeiler zu beiden Seiten der Bahnlinie aufragten. Je näher sie kamen, je mehr wurde es auch draußen in der Ebene lebendig. Da und dort sprangen mächtige ar-



tesische Springbrunnen aus den Steinen, und das lustige Wasser in den Gräben zauberte leuchtende Blumen und wehende Palmen in den Sand der Wüste. Immer mehr Farmhäuser tauchten auf zwischen dunklen Obstgärten und hellgrünen Kleefeldern. Singende Sägemühlen standen an murmelnden Bächen. Ein grüner Schimmer huschte über die kahlen Berghänge. Mit einem Male fuhren wir durch eine Gegend, die man recht als ein irdisches Paradies bezeichnen könnte. Da brannte die Sonne vom dunkelblauen Himmel. Da standen nickende Palmen in langen Alleen. Da leuchteten die dicken Orangen aus den dunklen Büschen, als ob das weite Land bedeckt wäre mit unzähligen Weihnachtsbäumen. Freundliche Weingärten wechselten mit weiten Gehöften, wo die roten Oleander blühten und knorrige Feigenbäume ihre breiten Äste über die weißen Mauern reckten. Walnussbäume standen schnurgerade in endlosen Reihen wie die Soldaten. An den Abhängen weideten fette Kühe. Dunkle Wälder umsäumten die Spitzen der Berge, und über dem allem leuchteten die Schneegipfel wie die Zinnen von einem Märchenschloss. Der Duft der Orangenblüten lag schwer und berauschend in der Luft.

Schließlich hielt der Zug auf dem Bahnhof einer Stadt mit Namen San Bernardino. Hier war das Ende der Teilstrecke, und vor Einbruch der Nacht war an ein Weiterkommen mit einem anderen Zug nicht zu denken. Im Schatten eines Haufens von Eisenbahnschwellen hielten wir Mittagsschlaf. Es war ein heißer, staubiger Tag. In der brennenden Mit-

tagshitze arbeiteten ein paar italienische Streckenarbeiter und hielten dazu ihre Zungen in schnatternder Bewegung. Es war nicht eben die Sprache Dantes, die sie gebrauchten. Ganz in der Nähe lag ein Weinberg, den aber ein europäisches Auge auf den ersten Blick eher für alles andere gehalten hätte. Ohne irgendwelche Umzäunung lag er da wie ein offenes Feld, und die Rebstöcke wucherten am Boden wie Unkraut. Mitten darin stand ein Feigenbaum mit köstlichen Früchten. Ich konnte der Versuchung nicht widerstehen. Doch als ich eben beim besten Schmausen war, stand unversehens ein wohlgekleideter Herr vor mir, mit rosiger Gesichtsfarbe, behäbigem Doppelkinn und einem gewissen Etwas, das den Franzosen verriet.

»Ho là là!« rief er aus in der Sprache der großen Nation, »qu'est ce que c'est qu' ça?«

Ich versicherte ihm auf französisch, dass seine Feigen tadellos schmeckten, worauf er mich eine Weile von oben bis unten ansah.

»T'es Français?« fragte er endlich.

»Oui, monsieur«, log ich ohne Bedenken, weil ich vermutete, dass das eine besänftigende Wirkung auf sein Temperament haben könnte.

»Schon lange von drüben?« forschte er weiter.

»Vier Jahre.«

»Diable!«

»Und ein Jahr in Kalifornien.«

»Mille tonneres! Vier Jahre – Sainte vierge! Dann musst du Englisch können wie ein Papagei!«

»Kann ich auch!«

Der andere fasste sich bedächtig an sein Doppelkinn.

»Sag' mal«, fuhr er langsam fort, »kannst du mit Pferd und Wagen umgehen?«

»Gewiss.«

»Und Heu machen?«

»Ja.«

»Schön, du kannst bei mir Arbeit haben. Ich zahle 25 Dollars im Monat und das Logis.«<sup>1</sup> Einen Augenblick stand ich unschlüssig. 25 Dollar war viel Geld, und mit meiner Barschaft war es bald zu Ende. Und die Gegend war auch ganz nett. Warum also nicht? Doch nein! Zuerst muss ich Los Angeles gesehen haben!

In der Geschwindigkeit erzählte ich dem Manne, dass ich einen kranken Onkel in Los Angeles habe, dass besagter Onkel zur Stunde vielleicht schon in den letzten Zügen liege und dass – ich kam nicht weiter mit meiner Rede, denn der Franzose fiel mir ins Wort mit einem Niagara gallischer Beredsamkeit.

»Mach, dass du weiterkommst, Vagabund! Kranker Onkel! Dass er die Pest kriege! Scher dich zum Teufel – espèce d'un gamin!«

Der Mecklenburger lag indes immer noch hinter dem Holzhaufen und blinzelte in die Sonne.

»Du bist ein Kamel«, erklärte er mir ohne Umschweife. »Bist du hier nicht besser aufgehoben, wie dort unten? Was willst du eigentlich in Los Angeles? Es ist ein großer Steinhaufen, wie alle ande-

ren Städte. Da gibt es nichts zu sehen; am wenigsten für einen, der nur noch ein paar Batzen in der Tasche hat. In Los Angeles gibt es viele Hungerleider, die einander die Augen auskratzen um das bisschen Arbeit und Verdienst, und wenn du eine anständige Stellung bekommen willst, so mußt du doch wieder hierhergehen aufs Land.« Er meinte übrigens, wir täten gut daran, uns heute Abend eine Fahrkarte nach Los Angeles zu lösen. Die lumpigen 100 Kilometer lohnten nicht das Schwarzfahren. Darum brauche man noch lange nicht zum Verräter an der Zunft zu werden.

Wir standen auf dem Bahnsteig und warteten. Schnaubend war der Zug zum Stillstand gekommen. Vor mir hielt ein schwerer Pullmanwagen mit der goldenen Inschrift »Atchison, Topeka and Santa Fe.« Er funkelte von Lack und Politur. Der außerordentlich vornehme und bis zur Sündhaftigkeit höfliche Zugführer half mir beim Einsteigen. In einem schwellenden Ledersessel hing ich meinen Gedanken nach. Also: man konnte auch mit der Eisenbahn fahren, ohne sich wie ein Aussätziger vor allen lebenden Wesen zu verbergen! Man konnte einen Schnellzug besteigen, auch ohne dass einem der marternde Nervenkitzel die Seele zerriss! War es denn nur mein Geist gewesen, der in der dunklen Nacht neben der zischenden Lokomotive herrannte? War es ein Spuk, der in diesen Tagen mit mir auf dem Tender und in der Eiskiste über den Schienenstrang der südlichen Pazifikbahn jagte?

Weiter flog der Zug durch das lachende Land.

Städte und Dörfer tauchten auf und verschwanden. Die hohen Berge begannen schon im Abendlicht zu glühen. Die Fahrgäste kramten in ihren Koffern und machten sich zum Aussteigen fertig, während schmachtliche Jünglinge in goldbetreßten Uniformen umherliefen und Eissoda, Kaugummi, Ansichtskarten und die neueste Nummer der »Los Angeles Times« feilboten.

Die Sonne sank hinter den Vorstädten von Los Angeles. Eine helle Landstraße, umsäumt von hohen, staubigen Eukalyptusbäumen, zog sich schnurgerade in die blaue Ferne. Nun kam ein Park mit stolzen Palmen, freundlichen Pfefferbäumen und den seltsamen Araukarien, deren zierliches Fächerkleid ein scharfes Muster gegen den roten Abendhimmel zeichnete. Dann ging es über holprige Weichen, vorbei an kleinen Vorstadthäusern hinter einem Schleier von Blumen.

Schon blitzten da und dort die Lichter auf. Aus den schnell sich verdichtenden Schatten der Nacht ragten die Umrisse der Häuser und Türme und der qualmenden Schornsteine. Immer höher wuchsen sie aus der Finsternis. Fantastische Wolkenkratzer ragten in den hellen Lichtschein über den Häusern. Ein Neuyork im kleinen.

»Los Angeles!« rief der Schaffner.

Langsam schritten wir durch das Menschengewühl der Straßen und lauschten auf das Klingeln der Straßenbahnen, auf das Rollen der Lastwagen, auf das Schnauben der Autos, das Gewirr der Stimmen und all die anderen Geräusche, die so harmo-

nisch zusammenklingen zu jener Symphonie, die wir oft verwünschen und die wir doch so gerne hören – wir, die Großstadtpflanzen. Es war Sonntag, und die Türen zu allen Wirtschaften waren fest verschlossen, aber der Mecklenburger meinte, das brauche man nicht tragisch zu nehmen.

Zu was sonst hätten sie einen Familien-Eingang? Er kenne einen gewissen Mister Katz, der in der Ersten Straße ein Hotel unterhalte, wo man gut aufgehoben sei und auch am Sonntag ein ordentliches Glas Bier bekomme. So machten wir uns denn auf den Weg nach dieser Oase in der Wüste des puritanischen Sonntags.

Wir kamen vor ein ziemlich schäbiges Haus. Nach der Straße war es verschlossen und verrammelt wie alle anderen »Saloons« in der Stadt; aber hinter den heruntergelassenen Rolläden tönte lustiges Stimmengewirr, und eine lärmende Blechmusik schmetterte die »Wacht am Rhein« hinaus in die stille Straße. Unter der kundigen Führung meines Gefährten gelangten wir über knarrende Hintertreppen durch den »Familien-Eingang« in das Lokal. An den Tischen saßen allerlei Leute und tranken Bier von der Marke »Anhäuser Busch« und spielten dazu »Schafkopp«, eine Art »Sechsendsechzig« mit doppelten Karten; das Nationalspiel der Deutsch-Amerikaner. An der Wand hingen zwei schöne, fein miteinander abgestimmte Bilder. Das eine stellte den Eisernen Kanzler vor, und das andere – o du Ironie transatlantischer Dekorationskunst! – auf dem anderen sah man, geschwärzt von demokratischem Ta-

baksqualm, den großen Hecker mit Stulpstiefeln und Räuberhut.

Hinter der Bar saß Herr Katz und studierte den »Kalifornia-Demokrat«. Er war ein wohlbeleibter, schon etwas älthlicher Herr mit tiefliegenden Augen und einer sehr großen Nase. Als ich meine Dollars auf den Tisch zählte – man musste vorausbezahlen – schob er mir ein mit Fettflecken und Eselsohren reich geziertes Fremdenbuch hin. »Es ist so üblich in meinem Haus«, meinte er entschuldigend, »man kann hineinschreiben welchen Namen als man will.« So schrieb ich denn Maier, und der Mecklenburger nannte sich Müller.

Überdem war eine neue Nummer auf das Programm gekommen. Ein unrasierter Italiener klimperte auf einer Gitarre, derweilen seine bessere Hälfte ein italienisches Liedlein zum Besten gab.

Die beiden sahen aus wie die seligen Bänkelsänger auf deutschen Jahrmärkten. Er mit Räuberhut und sie wie die Hexe aus »Hänsel und Gretel«. Nun ging sie herum und sammelte Nickelstücke auf einem rasselnden Tamburin. »Adjüs, Rinaldo!« rief ihnen einer nach, als sie fortgingen, »kiek man weder in!«

Dann nahmen weit im Hintergrund hinter den blauen Tabakswolken die Musikanten wieder ihre Arbeit auf. Eine lärmende, aufreizende Spektakelmusik; und doch – ihr, die ihr euer Lebtage geschwärmt habt für klassische Musik, die ihr Jahr für Jahr geschwelgt in den allererlesensten Genüssen einer hochgepflegten Tonkunst – lasst einmal in der

Fremde einen Hauch der alten Lieder an eure Ohren klingen, so werdet ihr Verdi vergessen, und Richard Wagner wird bei euch eine Götterdämmerung erleben.

Als es drinnen immer wärmer wurde und der Tabakrauch sich in immer dickeren Wolken an der Decke sammelte, da fingen alle an zu singen vom Rhein, vom Wein, vom Wandern und von der Lore am Tore. Das Deutsche Lied wird nirgendwo so andächtig gepflegt wie drüben über dem Wasser.

*»Als wir entfloh'n aus deutschen Gauen,  
Durchglüht von jungem Wanderdrang,  
Um fremder Länder Pracht zu schauen,  
Zu lauschen fremder Sprache Klang,  
Da gab zum Segen in der Ferne  
Die Heimat uns das Deutsche Lied,  
Das nun, gleich einem guten Sterne,  
Mit uns die weite Welt durchzieht.«*

So schrieb einst der deutsch-amerikanische Dichter Konrad Ries. Doch da bin ich wieder unversehens weit abseits von meinen kleinen Erlebnissen und Abenteuern geraten. Wenn ich mich nicht besser an den Weg halte, so werde ich niemals fertig werden mit meiner langen, langen Reise um die Erde.

Ich sitze hier und denke darüber nach, wie ich das alles hübsch der Reihe nach auf das Papier bringe, und die Gedanken flattern dabei über blaue Meere in endlose Fernen. Nach Australien, nach Su-



matra, nach fernen, einsamen Inseln, wo das blaue Meer die wilde Brandung gegen die Korallenriffe wirft, und schlanke Palmen sich im Winde wiegen. Es ist noch eine lange Geschichte.

---

## 1. Mannschaftsunterkunft auf Segelschiffen <<<

## Siebentes Kapitel|Rivierafahrten

DIE STADT DER »STARS«. – WAS MR. VANDERBILT SICH  
ERLAUBT. – WAS ICH MIR AUCH LEISTEN KONNTE. –  
POLITIK AUF DEM STRAßENPFLASTER. – BESUCH BEI DER  
HEILSARMEE. – DIE SCHLACHT AM FABRIKTOR. – AM  
WELLENBRECHER. – DER MENSCH ALS NUMMER. –  
ERDBEBEN IM EISENBAHNWAGEN. – WIEDER  
UNTERWEGS. – IN EINER DEUTSCHEN KOLONIE. – WAS  
DIE MADAM ZU ERZÄHLEN WUSSTE. – DER NEUESTE  
TRAUM: NIEDERKALIFORNIEN!

Los Angeles – das heißt zu deutsch: die Stadt der Engel. Ebenso gut – und mit noch mehr Recht – könnte man sie die Stadt der Sterne nennen. Oder vielmehr der »stars«. Einer nach dem anderen steigen sie dort über den Horizont im Kommen und Gehen der Jahre und wandern über die zappelnde Leinwand in den entlegensten Vorstadtkinos an den Enden der Erde: Tommy Mix, Charly Chaplin, Baby Daniels, Billy, Fatty und wie sie alle hießen. Los Angeles ist Neuyork, Paris, Wildwest und Sibirien zugleich. In Los Angeles wiegen sie sich heute im Tanze bei schmelzender Musik im Palaste der polnischen Barone, in Palmbeach mit den funkelnden Dollarprinzessinnen und sitzen morgen bei den Apachen im Bouillonkeller. In Los Angeles gibt es Cowboys, Detektive, Boxkämpfer, Jimmytänzer, Gentlemanverbrecher und alles, alles was Leben und Inhalt ist für den Kulturmenschen des zwanzigsten Jahrhun-

derts.

Doch das ist alles Höllenspuk aus den Ateliers der Vorstadt Hollywood. Das Los Angeles, das ich in der Erinnerung habe, sieht anders aus. Da sehe ich einen großen blauen Rivierahimmel, blaue Berge, die sich blau aus der blauen Ferne abheben, und helle Schneegipfel, die glitzernd und funkelnd, wie schimmernde Märchenschlösser über dem lachenden Lande stehen. Ich fühle den Wind, der weich und schmeichelnd, wie ewiger Frühling, vom blauen Meere herüberweht, ich sehe die dunklen Orangenbäume, die in geraden, endlos langen Linien wie die Soldaten an den Berghängen stehen, die weiten Gärten, wo hohe Palmen und zierliche Araukarien sich schwarz und scharf vom zitternden Abendrot des klaren Himmels abheben und süß und verwirrend der Duft der Blumen in der regungslosen Stille liegt.

Ja, und da sehe ich wohl auch wieder mich selbst in der ganzen tollpatschigen Würde meiner neunzehn Jahre! Das große Grünhorn, das mit lüsternem Munde und gierigen Augen die Ferne mit all ihren Wundern aufsaugt.

Ich ging durch das mexikanische Viertel, wo die Hitze in den engen Gassen tanzte und man das Echo seiner eigenen Schritte auf dem holprigen Pflaster hörte. Da und dort schwankte ein schwerbeladener Esel vorüber. Da und dort saß an der Straßenecke ein altes Weib und verkaufte Empanadas und das stark gepfefferte »chili con carne«, das ebenso unappetitlich war wie sie selber. Wie war das hässlich! Und doch so furchtbar schön und in-

teressant trotz allem!

Ich ging durch andere Straßen, wo der nahe und der ferne Orient auf lautlosen Pantoffeln schlürfte, wo bezopfte Chinesen auf langen, quer über die Schultern getragenen Stangen die Körbe mit den Fischen und den Krautköpfen balancierten, wo üppige Araber vor ihren Kaffeehäusern träumten, nicht anders wie ein Scheich aus Tausendundeiner Nacht, an blitzsauberen Wäschereien in schmutzigen Häusern, wo geschäftige Söhne des Himmels ihre Zungen so schnell wie das Bügeleisen bewegten.

Ich stand vor einem Basar, der ausschaute wie ein Kapitel aus Hauffs Märchen. Alle Schätze beider Welten waren hier aufgetürmt in wildem Durcheinander und quollen über bis weit hinaus in die Straßen. Messer, Scheren, Taschenspiegel, Smyrnateppiche, japanische Holzschnitte und bemalte Buddhafiguren, die schaurig aus dem dunklen Hintergrund hervorschauten. Und ich dachte mir: so wild und verworren sieht es wohl auch in deinem Kopfe aus.

Ich kam in eine andere Gegend, wo die Droschen nur auf Gummirädern gehen und hohe, unbewegliche Palmen in starrer Unnahbarkeit wie Lakaien die Wegränder säumten. Da stand ein Hotel, das auch wie ein Märchen anmutete. Ein Märchen aus lauter Dollars. Terrassen, Säulen, Marmorstatuen, weite, teppichbedeckte Freitreppen, vor denen die Autos schnaubten. Klubsessel, in denen sich gelangweilte Gentlemen räkelten. Das waren wohl Mr. Gould oder Vanderbilt, die hier den Winter an der

Riviera verbrachten? Das konnte ich mir auch leisten. Die würden hier unter Palmen spazieren gehen?

Das konnte ich auch!

Die würden sich an Kaviar und Austern und den erlesensten Früchten des Landes Kalifornien delektieren?

Ja, und bei alledem konnten sie doch nicht zweimal zu Nacht essen, beim besten Willen nicht!

Und also hatte selbst William K. Vanderbilt nichts vor mir voraus.

Je mehr ich diesen erfreulichen Gedanken nachging, desto besser wollten sie mir gefallen. Stundenlang schlenderte ich ziellos weiter durch die breiten, stillen, vornehmen Straßen mit den weißen Villen, an denen die hellen Rosen und der wilde Jasmin emporkletterten. Eine Weile blieb ich stehen und weidete mich an dem berauschenden Dufte der Blumen und klimperte mit den Dollars in der Tasche. Das gab mir ein gewisses Gefühl der Beruhigung. Im Osten der Vereinigten Staaten sind die Dollars alle nur »Greenbacks«. Die rascheln und knistern wie Papier und geben keine rechte Befriedigung. Der Westen aber kennt nur Silberdollars und die großen, runden, funkelnden »yellow boys« aus reinem Golde. Von diesen letzteren besaß ich nun allerdings keine, – wo sollten sie auch herkommen! Aber ein Silberdollar fühlt sich am Ende gerade so an, und wenn man nur genug davon in der Tasche hat, so kann man sich zur Not schon vorkommen wie John D. Rockefeller in eigener Person.

Los Angeles – und mit ihm das ganze herrliche Südkalifornien ist die Riviera Amerikas. Es ist Nizza, Mentone,<sup>1</sup> San Remo zugleich; der Platz, wo die Söhne und Töchter der Milliardäre und Multimillionäre beim Teetango die Dollars ausgeben, die Papa in Wallstreet gemacht hat.

Und das alles können die Vagabunden auch. Wer große Reisen machen will, der muss entweder viel oder gar nichts besitzen. Beides verleiht die gleiche Unabhängigkeit. Wie Sand am Meer ist zur Winterszeit das Heer der Ritter vom »boxcar«, die hier im süßen 'dolce far niente' die Saison zubringen. Und mit ihnen kommt die ganze fantastisch-hysterische, echt amerikanische Gesellschaft der Gaukelspieler, der Straßenredner, der Wanderapostel, der Wunderdoktoren, der Patentmediziner. Allabendlich stehen sie auf den Seifenkisten beim Scheine der wildflackernden Fackeln, Methodisten, Anarchisten, Mormonen, Temperenzfanatiker, was weiß ich!

An jedem Abend lungerte ich dort an den Straßenecken und begaffte den grellen Mummenschanz mit den anderen. Es war indes nicht getan mit dem Gaffen und mit dem Spaziergehen. »Time is money!« sagt die amerikanische Luft auch in Kalifornien.

Indes: Wer sich einigermaßen auskennt, der braucht nicht zu verhungern in Kalifornien, zumal zur Winterszeit, wenn die Orangen reifen, wenn die letzten an der Sonne gedörrten Feigen an den Bäumen hängen und die heruntergeschlagenen Wal-

nüsse handhoch in den Bewässerungsgräben liegen. Solche Kost ist freilich auf die Dauer nur bekömmlich für Theosophen. Für den Normalmenschen aber verliert selbst der blaueste Himmel seine Farben und die sanfteste Luft ihren Schmelz, wenn er nicht ab und zu ein Stück Fleisch im Topfe sieht.

Die Zeiten waren in der Tat die denkbar schlechtesten. Drüben in den Nord- und Oststaaten war heuer der Winter kalt und lang gewesen, und da hatten sich selbst die bequemsten unter den Rittern der Landstraße und der Eisenbahn auf den Weg gemacht nach dem sonnigen Süden. Es war, als ob die ganze Zunft der Ungewaschenen sich hier ein Stell-dichein gäbe. Es waren ihrer hunderttausend zu viel. Selbst die wohltätigen Farmerfrauen und die freigebigsten Köche in den funkelnden Küchen der Rivierahotels wurden stutzig über die Scharen, die da wie Heuschreckenschwärme das Land heimsuchten. Und Arbeit? Sie lachten einen aus, wenn man danach fragte. Und also blieb auch hier als Rettungsanker nur der »*Employment agent*«.

Es gab deren eine ganze Anzahl in einer schmutzigen Straße, wo die Ärmlichkeit zu Hause war. Vor allen Türen standen die Tafeln, die es mit Riesenschrift in die Welt hinausschrien:

»Fünfhundert Mann für Goldmine Nevada!« oder etwas dergleichen.

Die sich aber hier herumtrieben, schienen nicht allzu viel zu halten von den Goldminen. Für sie war das alles nur Kreide auf der Tafel. Mürrisch standen sie davor und vergruben die Hände in den tiefen Ta-

schen ihrer Arbeitshosen.

»Goldminen! Es macht mich krank, wenn ich davon lese! Zuckerbrot für die Grünhörner! Die Sorte ist nicht umzubringen.«

An einem schmutzigen Hause stand es zu lesen in mächtigen vergoldeten Buchstaben:

»Atlantic Pacific Agency.«

Über eine steile Treppe ging es hinunter in einen großen Raum, in dem nur soviel Licht war, als die kleinen, vergitterten Kellerfenster hindurchlassen wollten. Es roch nach armen Leuten und schmutzigen Kleidern, wie auf einer Pfandleihanstalt bei uns zu Hause. Dicht aneinandergedrängt saßen die Kandidaten auf den harten Bänken und warteten auf Arbeit und hatten eine tödliche Angst, dass sie sich finden würde. Unermüdlich schrieb der Boß die neuen Aufträge auf die Tafel, bald in großen, bald in kleinen Buchstaben, bald mit weißer, bald mit roter Kreide, bald mit vielen Ausrufungszeichen. Mir gingen die Augen über vor den vielen, verlockenden Stellungen mit den hohen Gehältern, aber die da umhersitzenden Habitués hatten nur ein mitleidiges Lächeln über meine Begeisterung.

»Drei Dollars pro Tag im Salton? Muss einer schon ein ganzes Grünhorn sein, um darauf hereinzufallen! Das liegt dort drüben, mitten in der Yumawüste. Dort kannst du Sand und Steine sehen, die Schakale werden dich in den Schlaf singen und nirgendwo auf hundert Meilen in der Runde wirst du einen gesegneten Tropfen Wasser finden. Salton ha! ha! Da müsste ich erst vollends meinen Verstand



versoffen haben, ehe sie mich dorthin bringen!«

Die anderen stimmten eifrig bei. Jawohl, so sei es! Los Angeles sei das Fegefeuer, Salton aber die Hölle.

Und weiter ging die zersetzende Kritik über das Orakel an der Tafel.

»Zwei Dollars Tagelohn für einen ungelernten Arbeiter? Da brauchst du keinen Dollar auszugeben, um das zu wissen! Es ist drüben in der Konservenfabrik. Pat O'Brien ist dort Meister. Er und der Boß sind gute Freunde. Zwei Vögel von gleichen Federn, und beide aus des Teufels Küche, Pat und der Boß! Die geben dir immer eine Stelle, wenn du sie haben willst. Fünf Dollars nehmen sie dir ab als Vermittlungsgebühr, und wenn du lang genug gearbeitet hast, um dir sie abzuverdienen, so setzen sie dich ganz sachte wieder auf die Straße. Das kennt man schon. Du wärst der erste nicht!«

Man konnte indes nicht allzu viel geben auf das Gerede der Ritter von der traurigen Gestalt, die hier herumsaßen. Unschwer konnte man ihnen ansehen, dass sie schon müde auf die Welt gekommen und seither nicht lebendiger geworden waren. Es wunderte mich, warum der Boß, der doch offenbar ein ungewöhnlich handfester Mann war, diese Lästereien seines Gewerbes in dem Lokale duldete. Offenbar benötigte er sie als effektvollen Hintergrund für die Abwicklung seiner Geschäfte. Jedes neue Gesicht entging nicht seinem scharfen Businessauge. Kaum war ich zur Türe hereingekommen, als er auch schon händereibend auf mich zukam. Sogar

ein Lächeln versuchte er seinem harten Gesichte abzurufen.

»God morning, sir – what can I do for you?«

Ich suchte mir auf der Tafel die Stellen aus, die am besten bezahlt waren. Das waren die Waldarbeiter. Der Boß aber meinte, das wäre nichts für mich. Da müsste ich erst noch eine Weile warten. Derweilen wolle er mir eine angenehme Stelle als Laufjunge in einer Bäckerei verschaffen. Tief gekränkt ging ich hinaus und schaute mich nicht einmal um.

Nachdem nun alles so schmäählich versagt hatte, blieb nur noch die Fabrik; jene vielgenannte, vielberühmte Konservenfabrik, die da irgendwo im freien Felde in der Richtung nach Pasadena lag. Ein Deutscher, der sich auskannte in der Gegend, bot sich mir als Begleiter an; ein dürrer, bebrillter Mensch, so lang wie ein Tag ohne Sonne.

Ganz früh am Morgen machten wir uns auf den Weg. Der untergehende Mond guckte eben noch einmal über die dunklen Orangengärten, die hohen Eukalyptusbäume warfen lange scharfe Schatten in den hellen Sand der silberweißen Straßen. Es war alles so still und tot. Zuweilen raschelte es in den Bäumen, wenn ein Windstoß vorüberfuhr, zuweilen zwitscherte irgendwo ein Vogel wie im Traum. Dann legte sich ein dicker Nebel wie eine nasse Decke über Gärten und Felder.

Da stand auch schon die Fabrik mit den hohen Schornsteinen und den kahlen düsteren Gebäuden, die alle ins Riesenhafte verzerrt waren im Grauen des Morgens. Von irgendwoher kam ein bittersüßer

Geruch von verbrannten Knochen und verdorbenem Fleisch oder etwas dergleichen. Wir stellten uns zu den rund zweihundert Menschen, die bereits vor dem Tore warteten. Wir warteten eine und noch eine Stunde, der Nebel verzog sich und die Sonne fing an zu stechen, und wir warteten immer noch. Nirgendwo verstanden sich die Leute so gut aufs Warten wie in Amerika.

Endlich erschien der Portier der Fabrik im Fenster des kleinen Hauses neben dem Tore. Einen Augenblick trat Totenstille ein, nicht anders wie in einem Raubtierkäfig, wo die wilden Tiere auf die Fütterung warten und genau so wie damals in Neuyork. Nun warf der Mann im Fenster eine handvoll Blechmarken unter die Männer, worauf ein blutiger Kampf aller gegen alle um die ausgestreuten Schätze folgte. Es gab blutige Köpfe und blaue Augen.

Ich aber ging angeekelt davon.

Zwei Tage später stand ich zum ersten Mal in meinem Leben am Strande des großen Pazifik.

Dort auf den Landungsbrücken des Hafens von San Pedro. Er soll sich inzwischen zu einem ansehnlichen Umschlagsplatz ausgewachsen haben. Damals jedoch war er nicht viel mehr als ein besseres Fischerdorf. Still und verschlafen lagen die Schoner in der Bai mit schlaffen Segeln. Überall am Strande türmten sich mächtige Bretterstöße, zwischen denen die Eisenbahnwagen träumten. Da und dort brummte eine Sägemühle. In den Wirtshäusern lärmten die Matrosen. Hoch und trocken lagen die

Fischerboote am Strande, wo die großen Netze zum Trocknen ausgespannt waren. Es roch nach Teer und Seegras, eine salzige Brise wehte vom Meer herüber, und es war alles so wie ich es gerne hatte. Nicht sattsehen konnte ich mich an dem blauen Himmel, dem blauen Meere und den glitzernden Wellen, die darauf tanzten, nicht an den weißen Möwen, die kreischend über den Felsen flatterten und nicht an den glatten Seehunden, die glotzend aus dem Wasser tauchten.

Es wurde dunkel, und ich merkte es kaum. Die halbe Nacht saß ich am Strande und schaute auf die hellen Sterne und die leuchtende Brandung, die schäumend und brausend immer wieder aus dem Dunkel aufsprang, und meine Gedanken waren unruhiger als das Meer und wilder als der Wind, der darüber wehte. Mir ahnte manches schon damals. Wäre mir aber in jenen Augenblicken ein Prophet begegnet, der mir ein wenig erzählt hätte, was ich in den nächsten Jahren erleben sollte an allen Ecken und Enden dieses weiten Meeres, – nur ein klein wenig!

Es ist manchmal gut für unseren Seelenfrieden, dass die Propheten nicht mehr hienieden wallen!

Am anderen Morgen in aller Frühe hatte ich endlich wieder das gefunden, was ich seit Wochen vergeblich suchte: Arbeit!

Diese Arbeit hätte ich allerdings schon vorher haben können! Tagaus, tagein war sie das nieversiegende Gesprächsthema der Stammgäste in der »Atlantic-Pacific-Agency«: »Am San Pedro Wellenbre-

cher! Da kann man freilich immer Arbeit bekommen! Und gut bezahlt wird man auch. Aber das ist nur etwas für Selbstmordkandidaten. Ehe du dich versiehst, wirft dich der Kran von der Brücke herunter, und du bist Futter für die Haifische, oder du wirst gepackt zwischen den Steinen und zerdrückt wie ein Pfannkuchen, und nicht ein Knochen von dir wird übrig bleiben für ein christliches Begräbnis.« Solche Rede – geschmückt mit bilderreichen Beiworten, die ich hier nicht gut wiedergeben kann – verfehlte nicht ihren Eindruck. Je mehr ich aber davon hörte, je besser gefiel mir die Sache, und ich beschloss, meine Kunst an diesem vielgeschmähten Wellenbrecher zu versuchen. Das schmeckte nach Abenteuer, und ohnehin bewegten sich meine Gedanken in einer selbstmörderischen Richtung nach all den Misserfolgen der letzten Tage.

In einer Bretterbude saß der Aufseher.

»Was willst du?« fragte er nicht eben höflich.

»Arbeit.«

»Allright.«

Er gab mir eine Blechmarke mit einer Nummer, die er dann sogleich in ein Notizbuch eintrug. Nach Name, Stand, Herkommen, Vorkenntnissen fragte er nicht. Nummer Soundsoviel – das genügte.

Draußen stand ein langer Eisenbahnzug mit Flachwagen, auf denen mächtige Granitblöcke lagen. Oben auf den Felsblöcken saßen die »Todeskandidaten«, ein so freches, vorlautes Gesindel, wie man es nur immer finden mag.

»Jump up, Joe!« rief mir einer zu, als ich eben

hinaufklettern wollte. Ich hatte meinen Namen weg. Denn das war hier alles Joe, Jim, Jack, Charley, Nummer eins, Nummer dreihundertfünfundsiebzig, wie's gerade trifft!

Langsam fuhren wir hinaus ins offene Meer. Schon lag die Küste weit hinter uns in blauer, verschwommener Ferne, und wir fuhren immer noch weiter. Unterwegs klärten mich die anderen darüber auf, dass dieses keine gewöhnliche Arbeit sei. Schon seit Jahren sei man daran und es werde wohl noch Jahre dauern, bis man damit fertig werde. Denn dieser hier im Bau befindliche Wellenbrecher sei der längste der Welt, und wenn er erst einmal fertig sei, so könnten die Schiffe hier alle langseit gehen, und der Hafen von San Pedro wäre der größte der ganzen Erde. Das sagten sie mit einem großen Gefühl der Befriedigung, als ob sie selbst dafür verantwortlich wären. Bis dorthin hatte es aber offenbar noch gute Weile. Vorerst war von der ganzen Herrlichkeit noch nichts zu sehen als eine Art Landungsbrücke, die in mächtigem Bogen weit ins Meer hinausführte. Auf dieser lief eine Eisenbahn, mit der die Granitblöcke herangeführt wurden.

Bald hatten wir die Arbeitsstelle erreicht: den mit einem fahrbaren Dampfkran versehenen Kopf des Wellenbrechers. Mit Hilfe von schweren Stemmeisen machten wir uns daran, die Schlingen unter den Granitblöcken anzubringen.

»Stand clear!« rief der Meister.

Der Dampfkran begann zu puffen. Alles flüchtete Hals über Kopf über die Blöcke weg in den nächsten

Wagen mit einer Geschwindigkeit, die von großer Praxis und bösen Erfahrungen zeugte. Nur ich war nicht fix genug.

»Come on! Come on!« schrien sie aufgeregt von oben. Aber schon rumpelte es unter den Blöcken. Wild fielen sie übereinander; ein Miniaturerdbeben! Mit mächtigem Schwung flog der große Block hinaus in das Meer. Im Anziehen riss er mich mit und schürfte mir die Haut von der Hand. Noch im allerletzten Augenblick fasste ich einen Balken der Landungsbrücke und hing nun zwischen Himmel und Wasser. Der Boß fluchte, und die »Jungens«, die auf den anderen Wagen standen, lachten, dass ihnen die Tränen in die Augen traten.

»Da sollst du mal lieber nachlassen mit der Luftschaukel!« meinte einer von den Burschen, »sonst wird am Ende nicht mehr viel übrig bleiben von dem Neffen deiner Tante!«

Am liebsten hätte ich ihn auf der Stelle ermordet.

Jedenfalls war mir das Abenteuer gewaltig auf die Nerven gefallen. Nicht einen Augenblick länger wollte ich hier meine Knochen zu Markte tragen für lumpige drei Dollars im Tage. Als ich aber erst wieder in Sicherheit war und sie mich alle so höhnisch musterten, da brachte ich doch nicht die nötige Courage auf, um stehenden Fußes »den Sack zu hauen«, wie man bei uns in Deutschland sagt. Während des ganzen Tages wusste ich mir nicht zu helfen vor Angst und Unbehilflichkeit. Ringsum plumpsten und polterten die Blöcke. Wohin man blickte, war al-

les Leben und Bewegung. Wo man zu stehen glaubte, da rutschte der Boden unter den Füßen. Überall sausten die scharfen salzigen Spritzer, und zuweilen schossen mächtige Wasserfontänen über den Wagen. Am nächsten und übernächsten Tag ging es auch nicht viel besser, nur dass man besser aufpassen lernte, denn die Gefahr macht fixe Augen und flinke Füße. Eines Tages kam ein junger Norweger herbeigelaufen, ein strammer Bursch mit blonden Haaren und blauen Augen. Der machte sich – ganz ähnlich wie ich am ersten Tage – zu lange mit der Schlinge zu schaffen. Als der Dampfkran anzog, wurde er mit dem Block ins Meer geschleudert und war im Augenblick verschwunden.

»Damn fool!« sagte der Boß. »Geschieht ihm recht. Warum hat er nicht aufgepasst!« Dann zog er sein Notizbuch heraus und strich die Nummer aus.

Nie wieder habe ich einen Menschen so sang- und klanglos sterben sehen. Ich habe einmal ein Buch gelesen von Theodor Roosevelt mit dem Titel »*The strenuous live*«. Es handelt von Cowboys, Lassos, Revolvern, Pferdedieben und was sonst noch zum Inventar gehört einer rauen Romantik. Nun ja, der Mann hat eben noch nie Felsblöcke ins Meer geworfen am Wellenbrecher von San Pedro!

Langsam ging ein Tag um den anderen vorbei in dieser lebensgefährlichen Knochenmühle und es wären wohl noch mehr Tage daraus geworden, wenn ich nicht mit dem Boß in Meinungsverschiedenheiten geraten wäre über die beste Art der Anbringung einer Schlinge. Jeder bestand hartnäckig auf seinem



Standpunkt, und da wir beide recht haben konnten, geschah was geschehen musste. Er zog sei Notizbuch heraus.

»Well, du kannst gehen!«

Das nahm ich nun keineswegs tragisch. Früher – ja, als ich noch ein ganz großes Grünhorn war, und zum ersten Mal so ein harter Yankee diese verhängnisvollen Worte an mich richtete, da fühlte ich mich gar hilflos und verlassen in dieser kalten bösen Welt, und ich ging tiefgebückt in meinem verletzten Arbeiterstolze. Seither hatten sie mir jedoch das schon so oft gesagt, und ich den anderen auch, dass ich beim besten Willen mir darüber keine Gewissensbisse mehr machen konnte. Denn das war hier des Landes so der Brauch. »Hire and fire«. Das ging wie in einem Taubenschlag. »Ich gehe, du gehst, ich werde gehen –.« So war es bisher gegangen hierzulande und so würde es wohl weitergehen bis an das Ende der amerikanischen Tage. Davon war ich vollkommen überzeugt. Unbekümmert rollte ich meinen blauen Schaffkittel zusammen. Vollauf befriedigt mit mir und der ganzen Welt schaute ich dem kleinen Eisenbahnzug mit den Felsblöcken nach, auf denen die anderen wieder hinausfuhren nach ihrer ozeanischen Arbeitsstätte.

Der Hölle wärest du wieder einmal entronnen! – Adieu – lasst es euch so gut gehen, wie ihr nur immer könnt! Lasst euch weiter die Hände blutig schürfen an dem harten Granit, lasst euch die Füße zermalmen unter den Steinen. Fallt ins Wasser, Jungens, und werdet Futter für die Haifische, was geh-

t's mich an!

Schon saß ich wieder in der elektrischen Schnellbahn und sauste durch das weite Land den hohen Bergen entgegen, die weiß und verlockend wie schimmernde Schlösser aus einer anderen Welt über den blauen Nebeln des frühen Tages standen. Ich zählte die Barschaft in der Lohntüte und fühlte mich reich wie ein König, als ich dort neben einigen Silberdollars auch einen dicken, runden, funkelnden »gelben Jungen« bemerkte.

In der »Atlantic-Pacific-Agency« begrüßte mich der Boß wie einen langvermissten Freund. Ehe ich recht wusste, wie es geschehen, hatte er mir schon drei meiner sauerverdienten Dollars abgenommen als Vermittlungsgebühr für eine Stelle in einer dairy farm – einer Milchwirtschaft. Dort hatten sie noch nicht genug mit dem Vierundzwanzigstundentag, und also mussten wir schon um elf Uhr nachts aufstehen und zur Arbeit antreten. Die Kühe wurden um Mitternacht gemolken, und zu dieser Zeit mussten auch die großen, schweren Kannen gewaschen werden. Dann musste man in den Busch reiten und die Kälber suchen, dann musste man die Pferde anspannen und Futter holen, und wenn man einen Augenblick auf das Mittagessen wartete, so musste man Holz hacken zum Zeitvertreib. Zuweilen, wenn einer der Melker streikte, musste man dreißig bocksbeinige Kühe zweimal am Tage melken, und wer das noch nicht getan hat, der weiß nicht, was schwere Arbeit ist. Abends waren meine Hände so steif, dass ich nicht einmal eine Faust ballen konnte

– ja, und da wundert man sich, warum es arbeits-scheue Menschen gibt!

Nach acht Tagen packte ich meine sieben Sachen und sagte umgekehrt wie einst der Boß zu mir am Wellenbrecher:

»Well, ich werde gehen!«

Und nun sollte ich wohl wieder zur Agentur gehen, und die würden mich für teures Geld zu einem anderen Halsabschneider schicken, und so sollte es nun weitergehen in alle Ewigkeit nach der Weise, die ich nun schon allzugut kannte?

Wie war das langweilig!

Ohnehin war ich kalifornienmüde. Ein ganz neuer Traum beschäftigte die überlaufende Fantasie meiner neunzehn Jahre.

Niederkalifornien! Jene lange mexikanische Halbinsel, die sich schon auf der Landkarte so gar fantastisch ausnimmt. Irgendwo in einem chinesischen Restaurant, dort wo sie die Nudeln mit Stäbchen essen, hatte ich einen schwedischen Matrosen getroffen, der in Santa Rosalia von einem Segelschiff weggelaufen war und fast die ganze Halbinsel zu Fuß durchmessen hatte. Was der zu erzählen wusste! Von Palmen, Blumen und kindskopfgroßen Melonen, von Schakalen, die zwischen den Felsen heulen, von hohen Schneebergen, die über endlosen Wüsten stehen, von heißen Sanddünen an blauen Meeren. Da machte ich Augen wie Teetasen. Alles was er erzählte, nahm ich auf mit gläubigem Erstaunen. In der Tat: Niederkalifornien! Das war's! Schier unfassbar schien es mir, dass ich nun

all die Zeit gelebt hatte, ohne einen Gedanken an dieses Wunderland. Noch um Mitternacht machte ich mich auf den Weg nach diesem fernen Paradiese.

Zwei Monate war ich nun schon in Kalifornien. Der Vollmond stand wieder groß und rund über der Landschaft. Ringsum war alles schwarz und weiß. Der Wind murmelte wieder leise in den Bäumen. Während der ganzen Nacht marschierte ich weiter und am Morgen dachte ich nicht ans Ausruhen. Gegen Mittag, als die Sonne schon recht heiß vom klaren Himmel brannte, kam ich nach einem kleinen, ganz unter dunklen Orangebäumen versteckten Städtchen. Wohin ich blickte, schimmerten die goldgelben Früchte aus dem dunklen Laube, und überall rieselte lustig das Wasser in den Bewässerungsgräben. Es war ein Sonntagnachmittag, aber keiner von den langweiligen puritanischen Sonntagen mit ihrer toten, bleiernen Müdigkeit. Da lärmte auf dem Platze ein lustiges Karussell, auf dem die Kinder jubelten, da standen die Burschen mit ihren Schätzen an den Straßenecken, da leuchteten helle Blumen vor den blanken Fenstern, und merkwürdig: da redeten sie alle deutsch. Und deutsch war auch der Name des Ortes: Annaheim.

In einer Wirtschaft kehrte ich ein, und da ich so abseits von den anderen an einem Tische saß, kam die Wirtin auf mich zu und sprach deutsch, als ob das so sein müsste. Sie fragte mich nach dem Woher und Wohin und was ich wohl triebe in Amerika? Ich wollte bezahlen und fortgehen, aber sie meinte,

ich solle meine paar Batzen nur wieder einstecken. Die könne ich später noch nötig gebrauchen. Heute sei hier so eine Art Kirchweih im Ort. Sie hätten einen großen Kuchen gebacken, und ich solle mal ruhig dableiben und es mir schmecken lassen. Dann wurde sie immer neugieriger und fragte mich, wo ich herkäme und ob ich auch schon einmal nach Hause geschrieben hätte. Das ärgerte mich. Da sie mich aber gar so vertraulich anschaute, erzählte ich ihr alles. Nun fing sie an zu lachen und meinte, ich solle endlich das Vagabundieren an den Nagel hängen. Annaheim sei ein so guter Platz wie die anderen auch. Da solle ich bleiben und eines von den vielen Mädchen heiraten und schon wäre ich ein gemachter Mann. Die anderen hätten es auch nicht anders gemacht. Dann lief sie fort und machte einen mächtigen Lärm mit den Tellern und Schüsseln.

Am Abend kamen die Männer und erzählten von Deutschland, von den Deutschen und von ihrer Militärzeit bei den Preußen. Nachdem sie genug erzählt hatten, fingen sie an zu singen. Die alten Lieder aus Deutschland.

*»Nach der Heimat möcht ich wieder.«*

Das machte mich ganz gerührt, trotz meiner neugebackenen amerikanischen Forscheit.

*»Doch mein Schicksal will es nimmer  
Fern von dir ich wandern muss.«*

Und musste ich das wirklich? Ich fing wirklich an darüber nachzudenken, zum ersten Mal seit vielen vielen Monaten.

In jener Nacht schlief ich in einem so feinen, hellen, sauberen Zimmer, wie ich es schon lange nicht mehr gesehen. In einem so weichen Bett, dass ich mich ordentlich genierte hineinzusteigen. Lange lag ich dort halbwach und träumte mit offenen Augen, so schön und lebhaft, wie nur die Jugend träumen kann. Durch das geöffnete Fenster kam der süße Duft der Orangenblüten. Draußen plätscherte der Brunnen. In der Ferne knurrten die Hunde wie im Traum. Weiß und scharf fiel das Mondlicht auf den Bibelspruch an der gegenüberliegenden Wand. Der war aus den Sprüchen Salomons. Bis heute habe ich ihn nicht vergessen, wenn ich ihn auch nie beherzigt habe:

»Es ist besser eine Handvoll Ruhe, denn beide Fäuste voll Mühe und Haschen nach Wind.«

---

1. französische Küstenstadt, direkt an der Grenze zu Italien <<<

# Achtes Kapitel|Auf, über und unter der Eisenbahn

EINE SCHWIERIGE EISENBAHNSTRECKE. – BESTRAFTES SCHWARZFAHREN. – KONFLIKT MIT DER OBRIGKEIT. – EIN GEMÜTLICHES GEFÄNGNIS. – VON DAMPFSPRITZEN, KIRCHENGLOCKEN UND DER HOHEN POLITIK. – VOR DEM FRIEDENSRICHTER. – »SCHULDIG, EUER GNADEN.« – ANKUNFT IN SAN DIEGO. – ALLERLEI WIRTSHÄUSER. – NACHTLAGER AUF DEM KIRCHHOF. – NÄCHTLICHER SPUK. – AUF DER LOKOMOTIVE. – WIEDER IN LOS ANGELES. – EINE NEUARTIGE REISEMETHODE. – DIE RADACHSE ALS SITZPLATZ. – DIE FAHRT UNTER DEM SCHNELLZUG. –

Doch was sind Vorsätze! Am anderen Tage schlich ich mich früh heimlich davon und war vor der Sonne schon wieder auf dem Wege. Es war soweit alles schön und richtig, was mir die liebe Frau gesagt hatte; auch das, was auf dem Bibelspruch stand, und ich war ganz in der Stimmung, solche Weisheit zu beherzigen. Aber wo blieb dann Niederkalifornien?

Es war schon dunkel, als ich nach einem einsamen Wassertank am Bahngeleise kam, wo die dicken Tropfen melancholisch in einen öligen Tümpel fielen. Eintönig klangte die Pumpe in der stillen Nacht. Während des ganzen Tages war ich unablässig marschiert. Ich war todmüde und schwor mir,

keinen Schritt mehr weiter zu tun in der Richtung nach San Diego, obwohl die Kunden in Los Angeles und alle anderen Kenner der Verhältnisse einstimmig der Meinung waren, dass das Schwarzfahren in dieser Gegend ein Versuch am untauglichen Objekt sei. Es laufe dort eine Zweiglinie der Santa-Fe-Bahn. Da wimmle es allenthalben von »fly cops« und die Sheriffs seien hinter den Hobos her wie die Füchse hinter den Truthähnen auf den Hühnerhöfen, weil sie für jeden eine Prämie bekämen. Die schwierigste Strecke in den ganzen Vereinigten Staaten.

Das war in der Tat keine tröstliche Gewissheit für einen müden Wandersmann. Ich machte mir ein Feuer aus den halbverkohlten Holzscheiten zwischen den umherliegenden Konservenbüchsen in dem Dschungel und hörte mit halbem Ohr auf das Heulen der Coyotes zwischen den Steinen. Ein frostiger Hauch kroch mir kalt über den Rücken, selbst in der schwülen Stille dieser lauen Nacht. Hin und her überlegte ich mir, was da wohl zu tun wäre, als plötzlich ein langer Güterzug von Norden herangerumpelt kam. Er hatte so viele leere boxcars, die zum Fahren einluden, dass ich der Versuchung nicht widerstehen konnte. Sobald der Zug sich wieder in Bewegung gesetzt hatte, sprang ich in den ersten besten Wagen und überließ das weitere dem Schicksal. Dieses ereilte mich gleich an der nächsten Station. Ein spitzbärtiges Yankee Gesicht schaute von draußen herein.

»I say, young feller – mach, dass du da 'raus



kommst!« Stolz schlug er seinen Rock zurück und zeigte mir ein Schild, auf dem es in großen Buchstaben zu lesen stand:

U.S. Deputy Sheriff.

Da hatten wir die Bescherung.

Wir gingen zusammen in ein nahes Wirtshaus, wo der Sheriff je einen Whisky für uns beide bestellte. Es war ein sehr starkes Getränk. Bis ich mit meinem Glase fertig wurde, hatte er schon zwei weitere genehmigt. Über dem war er mit einem anderen Gaste in einen Disput geraten. Sie redeten über Politik, ein Thema, das dort ebenso ausgiebig und vielseitig ist, wie bei uns zu Hause. Während des ganzen Vormittags standen sie an der Bar und hielten ihre Zungen in eifriger Bewegung.

»Jist a agrifyng«, wie sie in Amerika sagen.

Der andere prophezeite eine demokratische »Lawine« für die nächsten Wahlen. Der Sheriff aber hatte nur Hohngelächter als Antwort auf die Drohung. Ganz das Gegenteil würde eintreten. Das ganze Land werde republikanisch wählen. Und dann wollte er auch noch wissen, wie es mit dem letzten demokratischen Antrag betreffs Anschaffung einer Feuerspritze stünde. Da strich der Demokrat bedächtig den Bart und meinte, der Sheriff sei doch Presbyter an der Methodistenkirche in Okean-side, die eine neue Glocke anschaffen wolle. Wenn er sich darum in seiner Eigenschaft als Mitglied des Stadtrats von Eskondido dazu verstehen könnte, den demokratischen Antrag betreffs Anschaffung der Feuerspritze –

Der Sheriff aber wollte nichts mehr hören und verbat sich alle weiteren Anträge mit Nachdruck. Er stehe voll und ganz auf dem Boden seiner Partei und erachte es als seine oberste Pflicht, die finsternen Machenschaften seiner Gegner zu enthüllen und werde die nötigen Schritte ergreifen, damit das schändliche Angebot durch Vermittlung des »San Diego Independant« vor die breiteste Öffentlichkeit gelange. Lieber würde er seine Würde als Presbyter niederlegen, als dass er denken müsste, dass die Glocken seiner Kirche noch einmal klingen könnten von demokratischem Golde und er wolle eher zusehen, dass sein Haus abbrenne bis zu den Grundmauern, als dass es gelöscht werde mit einer demokratischen Feuerspritze.

»So jetzt wisst ihr, was ich von euch denke, Mr. Cassidy! Von euch und eurem Angebot. Das ist, was ich von euch denke!«

Er spuckte auf den Boden, er stürzte noch einen Whisky hinunter, wütend biss er ein Stück Kautabak ab. Dann eilte er hinaus und ritt davon, ohne sich noch einmal umzusehen.

Unnütz zu sagen, dass ich diesen Vorgängen nur mit einem nassen und einem heiteren Auge zusah. Mürrisch saß ich in einer Ecke und hörte nur mit halbem Ohr auf das Gerede. Umso überraschender traf mich die dramatische Wendung. Der Wirt blinzelte mir zu mit solcher Eindeutigkeit, wie es nur Gastwirte fertigbringen. »Lauf! Nimm die Beine unter die Arme! Man muss ein gutes Ding wahrnehmen, wenn es einem über den Weg gelaufen

kommt!«

Das brauchte er mir nicht zweimal zu sagen. Bald marschierte ich wieder auf der langen Landstraße, die nach Süden führte. Es war eine breite und so gut erhaltene Landstraße, wie man sie sonst nur selten zu sehen bekommt in Amerika. Es war drückend heiß. Die Hitze flimmerte über dem weiten Lande, und die Sonne stand so hoch, dass selbst die hohen pappelartigen Eukalyptusbäume nur einen ganz kurzen, harten Schattenfleck in den gelben Sand der Straße warfen.

Nach einer Weile überholte mich ein Farmer, der mich zum Mitfahren einlud. Ich hatte nichts dagegen. Die Mula griff mächtig aus, während die Milchkannen hinten im Wagen ein polterndes, raselndes Getöse aufführten und man bei jedem Stein am Wege einen Luftsprung machte auf dem harten Sitze.

Unversehens waren wir nach dem nächsten Dorf gekommen, und da stand auch schon der Sheriff mitten auf der Straße. Sein Kollege hatte ihn telefonisch von meinem Kommen in Kenntnis gesetzt. Mit seinem großen Schlapphut und dem Revolver in dem Gürtel sah er aus wie Buffalo Bill in eigener Person, doch war er ebenso gastfrei wie der andere. In der Buggy – so nennt man dort die landesüblichen zweirädrigen Kutschen – fuhren wir nach dem etwas abseits auf einem Hügel gelegenen Wohnhause, wo die Missis schon mit dem Diner wartete. Es gab Beefsteak und Tee und eine mächtige Apfelpastete, wie sie die Amerikaner lieben. Nach dem Essen zün-

dete der Sheriff seine Maiskolbenpfeife an, die Misis wiegte sich im Schaukelstuhl, und ich war neugierig was nun kommen würde. Nach einer Weile, als die schlimmste Mittagshitze vorüber war, spannte der Boß die Buggy an und wir fuhren hinunter nach dem Städtchen, wo an einem schmutzigen Hause, kaum entzifferbar, die Inschrift zu lesen stand:

*U.S. Justice of the peace.*

»Well«, sagte der Sheriff, »ich habe an dir getan was recht ist, das mußt du zugeben. Nun sollst du mich auch nicht im Stich lassen. Eine Hand wäscht die andere. Wenn der Alte dort drinnen dich fragt, ob du schuldig oder nicht schuldig bist, so sag nur immer herzhafte: ›Schuldig, Euer Gnaden‹. Es kann dir gar nichts passieren. Er ist ein guter Junge, und ich habe schon alles mit ihm gefixt.«

Drinnen saß der Friedensrichter hinter dem großen Tisch mit den vielen Akten. Neben ihm stand ein kleines vertrocknetes Männchen, das aus einem Bogen etwas vorlas, auf das ich nicht hörte und »Seine Gnaden« noch viel weniger. Es war drückend heiß in dem kleinen Raum. Draußen summten die Mücken vor dem Moskitonetz. Endlich stockte die eintönige Stimme des Männchens. Der Richter setzte die schwarze Mütze auf seinen Kahlkopf und schaute mich an mit jener gewissen, mechanischen Feierlichkeit, die er sich durch lange Übung angeeignet hatte.

»Schuldig oder nicht schuldig?«

»Schuldig, Euer Gnaden«, antwortete ich, ohne

mich einen Augenblick zu besinnen.

Nun rückte »His worship, Seine Gnaden«, die Mütze zurecht und sagte etwas, von dem ich nur die letzten Worte verstand, aber die auch klar und deutlich wie ein Menetekel.

»– – wegen Fahrkartenbetrugs verurteile ich Sie deshalb zu zehn Dollars Strafe oder zehn Tage Gefängnis in San Diego.« – – –?

»Da dies jedoch die erste Übertretung ist und Sie auch sonst – hm ja! ein anständiger junger Mann zu sein scheinen, gebe ich Ihnen Bewährungsfrist für unbestimmte Zeit und hoffe, dass Sie sich das in Zukunft zur Lehre dienen lassen.«

Mit einem Satz war ich draußen. Mir war es abwechselnd kalt und siedend heiß über den Rücken gelaufen in der schwülen Luft des engen Raumes, und nun, da ich wieder auf der hellen Straße stand, tanzte alles vor meinen Augen und drehte sich im Kreise. Der Sheriff, der vor der Tür auf mich gewartet hatte, musste mich mehrmals kräftig schütteln, ehe ich wieder das Gleichgewicht gefunden hatte.

»Allright?« fragte er mit der Miene eines Mannes, der sich seiner Verdienste um die lieben Mitmenschen bewusst ist.

»Allright«, antwortete ich vergnügt.

Da gab er mir einen halben Dollar und entließ mich mit den besten Segenswünschen. Ich solle es mir gut gehen lassen und auch die Adresse nicht vergessen, wenn ich wieder zurückkomme. Er meinte auch, dass seine Kollegen weiter unten in der Richtung nach San Diego alle untadelige Gentle-

men seien, die einem armen Reisenden zu helfen wüssten. Diese Reisemethode schien mir jedoch zu anstrengend für meine inzwischen dünn gewordenen Schuhsohlen und also ging ich auf den Bahnhof und bezahlte meine Reise bis hinunter nach San Diego. Es war eine Blamage für die ganze Zunft.

Dicht am Strande fuhr der Zug, entlang der weißen Sanddünen, auf denen der Sonnenschein tanzte. Das Tosen der Brandung übertönte selbst den Lärm des Zuges, und eine salzige Brise kam frisch, wie das Leben selber, über das weite Meer. Allenthalben lag das Land öde und trocken, wie überall in Kalifornien, wo der Mensch nicht hinkommt mit seinen Brunnenbohrern. Auf einmal aber, als es schon anfang dunkel zu werden, wuchsen Olivenhaine und dunkle Lorbeerbüsche aus der Erde, weiße Häuser versteckten sich hinter Kastanienwäldern, und hohe Pinien standen schwarz am abendlichen Himmel. Tief unten lag die mächtige, von niedrigen Landzungen umschlossene Bai von Coronado mit der Stadt San Diego, die wie ein Schachbrett am Ufer lag.

Bei den Amerikanern – die sich bekanntlich alle gern in Superlativen ausdrücken – genießt San Diego den beneidenswerten Ruf, das mildeste und gesündeste Klima der Welt zu besitzen. Das mag vielleicht zutreffen, jedoch – ah, wenn man von der Gesundheit leben könnte!

Langsam lief der Zug in den Bahnhof ein, der mehr einer deutschen Jahrmarktsbude glich. Auf dem Bahnsteig lungerten dunkle Mexikaner mit

breitkrepfigen Sombreros und breiten Gürteln, die mit lauter Silberdollars besetzt waren. Ein paar Hobos saßen auf der Steintreppe und musterten die ankommenden Reisenden. Draußen standen die Eselkarren in langen Reihen. Weiß schimmerten die kleinen flachen Häuser in den letzten Sonnenstrahlen, die sich in den Fensterscheiben spiegelten. Mitten auf dem Platze träumte einsam und verlassen ein Auto. Das war San Diego. Ich hatte es mir anders vorgestellt.

In einem schmutzigen Hause einer dunklen Seitenstraße fand ich eine mexikanische Fonda (Gasthaus), die nach ihrem ganzen Äußeren einigermaßen in Übereinstimmung schien mit meinem Geldbeutel. Sie waren dort gerade beim Essen, und ich setzte mich auch dazu. Es gab ein Menü von »chili con carne«, das wie höllisches Feuer brannte, Pasteten, die mit Knoblauch gewürzt waren, und von dem roten vino carajo, der die Menschen zu Teufeln macht. Nach dem Essen setzten sich alle Gäste vor die Tür und hielten schläfrige Gespräche. Der Fondero fragte, ob ich nun schlafen wolle, was ich eifrig bejahte. Es war mir eingefallen, dass ich das schon lange nicht mehr getan hatte, sicherlich nicht mehr seit jenem Abenteuer in Annaheim. Seither war ich schon über und unter und in den Eisenbahnzügen gefahren, zweimal war ich den Händen der Obrigkeit entwischt und einmal vor His worship gestanden. Das war zu viel, selbst für meine jungen Nerven!

Das »Zimmer« aber, das er mir zum Schlafen an-

wies, war nicht gerade das letzte Wort von Bequemlichkeit. Es hatte keine Fenster und war zementiert wie eine Gefängniszelle. Überall standen Kisten und Kasten unordentlich umher. Bei einiger Fantasie konnte man sich in die Höhle des Robinson Crusoe versetzt glauben. Ich warf meine Siebensachen in eine Ecke und legte mich in die Hängematte, die hier als Lagerstätte diente. Von Schlafen war jedoch keine Rede. Es war alles in allem ein ungemütlicher Abend. Die offene Tür führte in eine Art Laube, wo die Gäste lärmten. Es war ein Schreien und Schnatzen, ein Schlürfen von Pantoffeln und Klappern von Geschirr, nicht anders wie in einem Affenkäfig. Ein Mexikaner klimperte auf einem Banjo und summite dazu ein eintöniges, nimmer endendes Lied, das offenbar auch den anderen auf die Nerven fiel. Es gab einen Streit, der im wesentlichen auf homerische Weise ausgefochten wurde mit großen Worten und grausamen Flüchen und Verwünschungen, vor denen sich in meiner Höhle die Balken gebogen hätten, wenn welche dagewesen wären. Eine Frau schrie hysterisch, dann bellten die Hunde. Dann kreischte ein Papagei in einem Käfig. Dann kam polternd der Wirt und verbat sich die Störung, und auf einmal krachte die Hängematte, und plumps lag ich auf dem Boden.

Das war zu viel. Ich nahm meine Mütze und ging hinaus in die nachtdunkle Straße. Lange irrte ich planlos umher. Ich kam durch stille Gassen, wo die kleinen Häuser alle geduckt und versteckt hinter Büschen standen, als fürchteten sie sich voreinander.



Ich ging über weite Plätze, wo die Musik spielte und die Fröhlichkeit lustwandelte, ich kam vorbei an großen Hotels, so vornehm und fast noch vornehmer als in Los Angeles, an hellerleuchteten Restaurationen und Kaffeehäusern und sah den Leichtsinn sorglos sitzen an reichgedeckten Tischen. Immer weiter wanderte ich durch die laue Nacht. Endlich kam ich in eine stille Vorstadt, wo alles schon in tiefem Schläfe lag. Kaum ein Licht schimmerte in den engen Gassen. Etwas abseits – mitten in einem Kirchhof – stand eine Klosterkirche in dem alten mexikanisch-kalifornischen Missionsstil. »Das musst du dir ansehen!« sagte ich mir und betrat ohne weitere Umstände die geweihte Stätte. Es war in der Tat ein idyllisches Plätzchen. In dem kleinen Türmchen hing eine große Glocke. Ringsum führten weite Wandelgänge mit hohen Säulen, an denen wilde Rosen wucherten. Mitten im Hofe stand ein mächtiger Orangenbaum mit zahllosen goldenen Früchten. Kein Mensch war weit und breit zu sehen. Eine Weile lustwandelte ich in den weiten Hallen und schaute auf das Mondlicht im Garten. An einer Ecke, wo die Blumen üppig am Mauerwerk wucherten und man eine weite Aussicht hatte über das nachtschwarze Meer, setzte ich mich auf das Gesims und hörte auf das Plätschern des Brunnens und schaute lange auf das weiße Mondlicht über den Fliesen. Plötzlich tauchte am anderen Ende des Ganges ein Mexikaner auf. Lautlos kam er herangehuscht auf seinen Segeltuchpantoffeln, richtig wie ein Gespenst im weißen Mondlicht.

»Buenas noches, señor!«

»Buenas noches!« antwortete ich und war ordentlich stolz auf mein Spanisch.

Dann hielt er mir eine Rede in klingendem Kastilianisch, das laut und fast feierlich widerhallte in den langen Gängen. Dann – als er merkte, wie spanisch mir das alles vorkam – wiederholte er den ganzen Sermon in bedeutend weniger sonorem Englisch, das ebenso gräulich war wie mein damaliges Spanisch und sich anhörte wie ein Hohn auf dieses ritterlich-spanisch-klösterlich-katholisch-fantastisch-kastilianische Milieu.

Er sei der Portier dieses Märchenlandes und als solcher dazu verpflichtet, alle Caballeros auf das Unstatthafte des Aufenthaltes in diesen Hallen aufmerksam zu machen. Ohnehin sei hier keine passende Schlafgelegenheit für einen Christenmenschen. Wenn ich aber mit seinem Hause vorlieb nehmen wolle, so wäre ihm das eine Ehre und ein Vergnügen. Con muchissimo gusto, señor!

Ich war nicht abgeneigt, ihm diese Ehre anzutun, und also gingen wir zusammen nach seiner Hütte, die etwas abseits unter dem Schatten eines riesengroßen Feigenbaumes stand. Es war eine kümmerliche Herrlichkeit aus Lehm und Wellblech. Ein dicker beißender Rauch quoll aus der schwarzen Höhle. Ringsum trockneten große Fischnetze, die einen angenehmen scharfen Seegeruch verbreiteten. Um ein Feuer vor der Hütte kauerten fröstelnde Frauen, von denen man kaum die Nasenspitze unter der umgeschlagenen Mantilla sehen konnte. Alle

standen auf und gaben mir die Hand mit spanischer Grandezza. Ein junges Mädchen servierte einen sehr starken Kaffee mit sehr viel Zucker. Dann tischten sie geröstete Maiskolben und eine große Platte in Öl gebackener Fische auf. Schweigend saßen sie dabei und rauchten Zigaretten, während der Alte mich gewissenhaft ausfragte, nach dem Woher und Wohin. Die Verständigung ging nur schwerfällig vor sich in einem hausgemachten Esperanto, und oft mussten ausgiebige Pantomimen, in denen wir beide Meister waren, die fehlenden Worte ersetzen. Nur zuweilen unterbrach ein Kraftwort im farbenreichsten Kastilisch den holperigen Fluss der Unterhaltung.

»Cosa barbara! Nach Niederkalifornien! Was wollen Sie denn dort?«

Das wusste ich eigentlich selbst nicht recht. Ich meinte, dass es ein interessantes Land wäre.

»Niederkalifornien! Aber Freund, dahin geht man doch nicht! Dahin gehen die Räuber und Ladrones und die anderen Caballeros, die etwas auf dem Gewissen haben, wie eine arme abgeschiedene Seele, die nach dem Fegefeuer geht. Und was soll es dort groß zu erleben geben? In Niederkalifornien scheint die Sonne wie anderswo auch, da stehen die Menschen morgens auf und gehen abends zu Bett wie hier und reiten auf der Mula und arbeiten und essen ihren Asado, wenn sie welchen haben.«

Spät abends gingen wir auseinander. Der Mexikaner gab mir zum Abschied eine Tüte mit gedörrten Feigen.

Die Señora drückte mir herzlich die Hand. »Que dios le ayude!« sagte sie fast feierlich und schaute mich dabei so traurig an mit ihren großen schwarzen Augen, dass ich hätte weinen mögen. Der Mond stand noch immer groß am Himmel, und die Grabsteine warfen lange Schatten in das weiße Land. Ganz oben, auf einem besonders hohen Grabstein, miaute eine Katze. Es war hier alles so seltsam grau-  
sig romantisch, dass ich gar nicht mehr zurückgehen mochte nach meiner üblen Miniaturhöhle mit der Hängematte in der Fonda. Ich setzte mich auf einen Stein und versuchte zu denken. Ich war todmüde, aber wacher waren die Gedanken.

Mich ärgerte das, was ich soeben gehört hatte über das Land meiner Träume. Ja, hätte er mir erzählt, dass dort die Schlangen und Skorpione hausen, dass dort die Bären hinter jedem Busch lauern und wildgeputzte Indianer auf den Kriegspfad gehen, ja dann! Dass aber auch dort die graue Nüchternheit in der grauen Wüste hause, dass dort die Menschen arbeiten, essen und schlafen und abends Zigaretten rauchen und sich in den Wirtshäusern raufen wie anderswo auch, das konnte ich nicht ertragen!

Ich schaute lange vor mich hin und fühlte die kühle Luft, die vom Meere herkam und sah tief unten die großen Segelschiffe, die sich leise vor ihrem Anker wiegten, und sah die roten und grünen Lichter, die sich zitterig im Wasser spiegelten, und das Abbild des funkelnden Sternenhimmels in der weiten Bai und hörte halb im Traum auf die leisen Stim-

men der flüsternden Nacht.

*»Dort unter den Myrtenbäumen  
In heimlich dämmernder Pracht,  
Was sprichst du, wirr wie in Träumen,  
Zu mir, fantastische Nacht?«*

Je länger ich dasaß, desto mehr kam ich ins Grübeln. Ein moralischer Katzenjammer schlich mir kalt über den Rücken. Unendlich verderbt und verkommen, ja fast wie ein Narr kam ich mir vor auf dieser Erde. Mir war eine Rede eingefallen, die mir meine Mutter einmal gehalten hatte. »Wenn du einmal alles das, was du bisher für wichtig gehalten hast, für unwichtig ansiehst und dich mehr mit den unwichtigen Dingen abgibst, so wirst du weniger zu denken haben und es umso weiter bringen.« So fing ich denn an zu denken von den kleinen praktischen, nüchternen Dingen dieser kalten bösen Erde, wenn es auch schwer fiel. Ich versuchte einen Überschlag zu machen von dem amerikanischen Geschäft und war sehr wenig zufrieden mit dem Saldo, der dabei herauskam.

Länger als ein Jahr – sagte ich mir – bist du nun schon in diesem Lande Amerika. Von Meer zu Meer bist du gelaufen wie ein lebendig gewordenes Perpetuum mobile. Mit der Eisenbahn, auf der Landstraße, in den Güter- und Personenwagen, auf, unter und zwischen den Wagen, in den Eiskisten und sonstigen Fahrgelegenheiten. Auf allen Ab- und Beiwegen bist du ihm nachgelaufen, dem Glück, dem

Erleben, dem Abenteuer und wem sonst noch.

Ah, nicht mehr ein Grünhorn sein, nicht davonlaufen vor der rastlosen Unruhe, dem nimmer endenden Gaukelspiele der Fantasie. In der Tat: Niederkalifornien!

Nun war's genug! Genug der Irrfahrten und Abenteuer! Ich will den geraden Weg gehen wie die anderen auch. Ich will nun endlich anfangen vernünftig zu werden. Ich will alles, alles anders machen.

Ja, anders machen! Der Weg zur Hölle ist gepflastert mit guten Vorsätzen.

In der nächsten Nacht – ungefähr zur selben Stunde – hatte ich es mit einem Lokomotivführer des Schnellzugs ausgemacht, dass er mich mitnehme als Kohlenzieher und wir fuhren hinaus in das nachtschwarze Land, Los Angeles zu. Es war derselbe Zug, mit dem ich einige Tage später tief unten zwischen den Rädern fahren sollte. So geht es zuweilen in Amerika! Up and down. Die Arbeit, die ich zu tun hatte, war nicht schwer. Ich brauchte nur zuzusehen, wie der Kohlenhaufen im Tender immer kleiner wurde und gelegentlich noch etwas nachhelfen mit der Schaufel. Aber kalt und windig war es dort oben.

Und es war schön!

Wer sagt, dass eine Lokomotive nichts Lebendiges ist? Der ganze Eisenberg zitterte von Leben und Gier und Eile und Gefräßigkeit. Schaurig quollen die Rauchwolken aus dem kurzen, dicken, kaum über den hohen Kessel hinausragenden Schorn-

stein. Wild stoben die roten Funken am sternhellen Nachthimmel. Wie schwarze Teufel huschten die Männer vor dem Feuer und schaufelten Kohlen in den gierigen Rachen und rüttelten mit langen Stangen in dem weißglühenden Schlunde und schlugen die Türen zu, dass es krachte. Und immer von Zeit zu Zeit, da zischte der Dampf, da heulte die Sirene; ein langes, wildes, aufreizendes Heulen, das keinen Widerspruch und keinen Widerstand duldete. Platz, Platz da, ich komme, ich, die Lokomotive! Und sage einer, die Lokomotive habe kein Leben!

Am frühen Morgen, als die Nebel noch schwer auf dem Lande lagen und die dicken Tropfen von den Lagerschuppen fielen, liefen wir wieder in den Bahnhof von Los Angeles ein. Ich tappte über das Gewirr der Schienen am Güterbahnhof, wo noch die Lampen durch den Nebel schimmerten wie große, verhangene Monde. Ich ging durch die stillen Straßen und war froh, dass ich wieder da war, trotz aller Enttäuschungen. Mir war, als ob ich nach langen Irrfahrten wieder nach Hause käme. Der Mensch ist eben doch ein Gewohnheitstier, selbst wenn er ein Wandersmann ist von Passion. Als dann der Tag ordentlich angebrochen war und die Menschen wieder in den Straßen lärmten, da begann auch gleich wieder das alte Lied der amerikanischen Treitmühle.

Diesmal war das Orangenpflücken die große Saison. Das war gerade die Beschäftigung, die ich suchte. Beschaulich, idyllisch, romantisch. Aber die umherlungernden Kenner der Verhältnisse schlu-

gen, die Hände zusammen über solchen Größenwahn.

»Orangenpflücken! Geradesogut könntest du daran denken, als Gouverneur von Kalifornien zu rennen, wenn demnächst die Wahlen sind. Da musst du erstens einmal zu der Union gehören und zwanzig Dollars Beitrag bezahlen. Du musst deine eigene Leiter mitbringen und alle Früchte mit deiner eigenen Schere abschneiden, denn die kannst du nicht schütteln wie die Pflaumen in Missouri. Du musst sie alle sauber in die Kisten packen und mit Holzwolle versehen und in der Nacht nach Feieraabend musst du die Kisten nach Hause tragen und auf den Wagen verstauen, während du ausruhst. Wer sich aufs Handwerk versteht, kann fünf Dollars im Tag machen und soviel verdienen, dass er nachher einen ganzen Monat lang nicht mehr nüchtern zu werden braucht in Pat O'Briens Bar. Aber Orangenpflücken! Das tut man doch nicht!«

Und sie schüttelten alle missbilligend die sachverständigen Köpfe.

So ist es! Ein jeder Stand, auch der geringste, hat seinen Stolz und seine Unmöglichkeiten. Willst du Steine klopfen, so musst du eine Brille haben. Willst du die Straße kehren, so musst du Protektion besitzen bei der Stadtverwaltung. Willst du Lumpensammler werden, so musst du zuvor den Gewerbeschein beziehen und dir einen Sack anschaffen. Überall ist es im großen und kleinen das gleiche, nimmer endende Wechselspiel zwischen Arbeit und Anlagekapital und nur die, die nicht wissen, wie es zu-



weilen zugeht auf dieser armen Erde, können es so leichtsinnig dahinreden: »Ich will lieber Steine klopfen ...«

Wenn aber alles versagte und sich selbst in der Sphäre der Straßenkehrer keine Betätigungsmöglichkeit mehr bot, was blieb da anders übrig, trotz aller guten Vorsätze?

Die alte Regel, die dem amerikanischen Wandersmann noch immer zur Richtschnur gedient hat in solchen Fällen:

»Hit the road! Go at the bum!«

Die große, helle Landstraße, oder – genauer gesagt – die Eisenbahn.

Und dazu war hier die schönste Gelegenheit. Aus irgendeinem Grunde, der eines der vielen ungelösten Rätsel ist, die mir das Land Amerika aufgegeben, sind die Personenzüge im fernen Westen der Vereinigten Staaten oftmals angefüllt mit großen Trupps reisender Abenteurer, die auf Kosten der Eisenbahngesellschaften von einer Arbeitsstelle zur anderen fahren. Warum sie es tun können, weiß ich nicht, denn von hundert Ritzern der Eisenbahn, die hier das Fahrgeld schinden, sind es im günstigsten Falle drei oder vier, die die Arbeit wirklich antreten. Eine bequemere und billigere Reisemethode lässt sich in der Tat wohl kaum denken. Man geht nach dem Employmentoffice, wo es in riesengroßen Buchstaben an der Tafel steht:

»Fünfhundert Arbeiter für Eisenbahnarbeit nach Arizona. Abfahrt heute!«

Man zahlt seinen Dollar und fährt nach dem

Lande seiner Sehnsucht, nicht anders wie einer, der fünfzig, sechzig oder gar hundert Dollars für die Reise bezahlt hat. Als Garantie muss man freilich sein Gepäck zurücklassen, das in dem Packwagen mitgeführt wird. Ein richtiger Hobo führt, wie schon gesagt, nicht mehr Gepäck mit sich, als was er in der Tasche tragen kann. Da aber das Abliefern irgendeines Vorwandes von einem Bündel unbedingte Voraussetzung für solche kostenlose Beförderung auf der Eisenbahn ist, muss er sich nach einem behelfsmäßigen Ersatz umsehen. Wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg, zumal dort, wo zahlreiche geschäftstüchtige Kinder Israels zu Hause sind. Wo immer diese in der Nähe des Employmentoffice ihre Altwarengeschäfte betreiben, da baumeln zwischen alten Hosen, rostigen Messern und schäbigen Überziehern auch die schmierigen Bündel, die im wesentlichen aus einer mit Papier ausgestopften mottenezfressenden Schlafdecke bestehen.

»Railroadbundles sold here!« steht darüber in großen schreienden Buchstaben.

»Hier werden Eisenbahnbündel verkauft!«

Man kauft sie für fünfzig Cents, man gibt sie ab und lässt sie in die Welt hinausfahren auf Nimmerwiedersehen.

Heute war die Tafel bedeckt mit mächtigen, beinahe mannsgroßen Buchstaben, die es aufreizend in die Welt hinausschrien:

»Nevada! Nevada! Nevada! – Ship today!«

Heute Abreise nach Nevada!

Die Menschen drängten sich in Scharen vor der

Tür, und der Boß machte große Geschäfte. Was die nur auf einmal alle in Nevada wollten? Ein alter Kunde, der dabei saß und mit der abgeklärten Ruhe eines Philosophen seine Pfeife rauchte, klärte mich auf über diesen Punkt.

»Nach Nevada? Bist du aber grün! Keinen von den Jungens könnten sie mit zehn Gäulen nach Nevada bringen!«

»Wohin denn sonst?«

»Nach Frisko natürlich!«

Der Zusammenhang zwischen den beiden Begriffen war mir nicht ohne weiteres klar, aber nach einigen weiteren erstaunten Bemerkungen über den Grad meiner Grünhornhaftigkeit ließ der andere sich zu einer Erklärung herbei.

»Mensch, lass dir dein Schulgeld zurückbezahlen! Kennst du dich denn gar nicht aus in Gods own country? Wenn man von hier nach Nevada fährt, so kommt man doch in Stockton vorbei.«

»Und -?«

»Dann steigt man eben aus und fährt den Fluss hinunter – kostet dich die Reise nach Frisko einen Dollar für den Boß, einen halben für das Bündel und noch fünfundzwanzig Cents für die Fahrt auf dem Dampfer.«

Das war in der Tat ein Patent, das sich sehen lassen konnte.

San Franzisko!

Ich rannte förmlich zum nächsten Händler und kaufte mir ein Bündel. Da mich der Dollar reute, mischte ich mich unter einen eben abgehenden

Trupp und stand bald auf dem Bahnsteig, bereit zur Abfahrt. Der Stationsvorsteher zählte die Häupter seiner Lieben.

»One – two – three – four ...«

Noch einmal fing er an zu zählen.

»... thirtysix – thirtyseven ... God damn! Das stimmt ja gar nicht! – Never mind! Tut nichts!«

Jeder bekam seine Fahrkarte, und fort ging die Reise ...

An jene Reise nach San Franzisko werde ich immer denken.

Wir fuhren in dunkler Nacht durch ein wildzerklüftetes Gebirge, wo der Pfiff der Lokomotive schaurig widerhallte an den hohen Felsen; wir kamen in eine Wüste, die sich gelb und rot in endlose Fernen breitete, vorbei an kahlen Felsen, die doch in allen Farben sprühten im hellen Lichte des Tages. Dann ging es durch das endlos lange kalifornische Tal, wo dürre staubige Steppe mit trostlosen Sanddünen wechselte. Und immer wieder, wo das Wasser sprudelte, da standen fette Kühe auf grüner Weide, da sah man Obstgärten und Weinberge, da standen weiße Häuser, fast verdeckt unter leuchtenden Blumen, da standen Mandel- und Pinien- und große breitästige Feigenbäume, nicht anders wie in Italien. Eine weiche Luft kam blau geflossen, und weit, weit in der Ferne standen schimmernde Schneeberge unter dem dunkelblauen Himmel. Ehe man's gedacht, war es schon wieder Abend. Fast ohne Dämmerung kam die Nacht, und wir rumpelten immer noch weiter durch das endlose Land.

Gegen Mitternacht erreichten wir eine ansehnliche Stadt mit Namen Fresno. Dort hatten wir einen längeren Aufenthalt, und da es eine gar so warme und wollüstige Nacht war, benützte ich die Gelegenheit zu einem Spaziergang in die Umgegend. Der Wind kam weich aus den Weinbergen. Die Grillen zirpten, und die Frösche quakten in den Bewässerungsgräben. Ich fing an zu träumen unter einem hohen Nussbaum und als ich nach der Station zurückkam, war der Zug natürlich schon längst über alle Berge. Ich hätte mich ohrfeigen können. Alle Romantik der lauen Nacht war mit einemmal verschwunden. Ein kaltes hässliches Gefühl kroch mir den Rücken herunter. Während ich noch dasaß und den finsternen Gedanken nachhing, kam von Süden der Nachtexpress herangebraust. Schnaubend fuhr er in das Stationsgebäude ein. In großen, goldenen Buchstaben stand es an den Pullmanwagen.

»Golden State Limited.«

Und zu denken, dass diese schon in wenigen Stunden in San Franzisko sein würden! Der Gedanke war genug, um einen wahnsinnig zu machen. Sich abends schlafen legen in Los Angeles und morgens aufwachen in San Franzisko. Wie fein das sein musste! Und auf einmal kam es über mich mit unwiderstehlicher Gewalt: der oder keiner! Blitzschnell überlegte ich in den paar Minuten. Alle erdenklichen Fahrgelegenheiten, von denen ich gehört und die ich selber schon ausprobiert hatte, zuckten mir durch den Kopf. Blindbagage gab es hier nicht. Kohlentender – die Lumpen hatten Ölfeuerung. Aber

ich wollte, ich musste doch unbedingt nach San Franzisko, und also blieb keine andere Reismethode als die, die stets so viel gepriesen wurde von den anderen Jungens an der Eisenbahn, die ich aber bisher noch nicht ausprobiert hatte auf allen meinen Wanderungen, da sie mir doch gar zu abenteuerlich vorkam. »Riding the rods.«

Das Fahren auf den Radachsen. Die amerikanischen Personenwagen – zumal die Pullmans an den Schnellzügen – sind sehr hoch gebaut, sodass das Gestänge unter dem Wagen eine bequeme Sitzgelegenheit bietet für den blinden Passagier. Die Sache sieht und hört sich gefährlicher an, als sie in Wirklichkeit ist. Wer sich auskennt dort unten, der fährt fast ebenso sicher und geborgen wie der zahlende Passagier im Ledersessel. Wenn trotzdem jahraus, jahrein zahlreiche Unglücksfälle vorkommen, die auf diese Reismethode zurückzuführen sind, so liegt das nur daran, dass sich immer wieder blutige Grönhörner finden, die statt der Stangen die breiter und einladender ausschauenden Bremsblöcke als Sitzgelegenheit benützen, und natürlich bei deren Anziehen unter die Räder geworfen werden.

Das alles hatte ich theoretisch schon begriffen, denn ich hatte oft schon zugesehen, wie es die anderen machten. Nun aber, da ich es selbst ausprobieren wollte, fand ich doch einen erheblichen Unterschied zwischen Theorie und Praxis. Es blieb indes nicht viel Zeit zum Fürchten. Schon piff die Lokomotive. »Nur nicht ängstlich!« sagte ich mir. Und schon saß ich kunstgerecht auf dem abenteuerli-

chen Sitzplatz. Im nächsten Augenblick hätte ich etwas darum gegeben, wenn ich wieder irgendwo anders gewesen wäre. Auf den Hexensabbat war ich allerdings nicht gefasst! Jedes Geräusch, das man oben nur gedämpft vernimmt, wird dort unten zur Höllenmusik, die kleinste Bewegung zum wilden Aufruhr. Da lärmen die Bremsen mit ohrenzerreißendem Schreien, da kracht und stöhnt es in den Fugen des Wagens, da knackt es im Eisen, da fliegen die Staubkörner vor dem messerscharfen Winde, und alles ist gehüllt in eine Wolke von fauchendem, zischendem Dampf. Bald aber kommt mehr System in den Aufruhr. Die Luft wird klar und die Staubwolken fliegen hart am Boden hin. Das Zerren und Schütteln des Wagens geht über in eine rhythmische, eintönige, fast einschläfernde Bewegung, nicht anders wie die Fahrt eines Schiffes.

Da erfasste mich ein großes Gefühl der Sicherheit, trotz meiner abenteuerlichen Lage. So gefiel es mir. So wollte ich immer weiter fahren, wenn's sein musste, bis an das Ende der Erde. Ich ärgerte mich, wenn ich daran dachte, wie viele kostbare Zeit ich schon verloren hatte auf den langweiligen Güterwagen und beschloss, in Zukunft nur noch auf diese Weise zu »jumpen«. Fast eine Stunde lang ging es so weiter in gleicher, eintöniger, sausender Fahrt. »Time is money, time is money –« schien man herauszuhören aus der Musik der Radachsen. Da brüllten die Bremsen. Zischender Dampf hüllte alles in eine weiße Wolke. Mit einem Ruck, der mich fast von meinem Sitze warf, kamen wir zum Stillstand.

Minutenlang wartete der Zug auf der Station. Mir schienen sie Ewigkeiten. Draußen auf dem Kies gingen eilige Schritte. Der Bremser kam herbei und beklopfte alle Radachsen. Neugierig leuchtete er mir ins Gesicht mit der Laterne.

»Hallo, Bo!« sagte er freundlich, »kind o, cold, to night!«

Kalt heut nacht?

Dann ging er weiter ohne ein weiteres Wort.

Im Grauen des Morgens fuhren wir über holprige Weichen in einen großen Bahnhof einer großen Stadt. Das war Oakland. Da lag auch wieder das Meer. Blutrot kam eben die Sonne hinter den Hügeln von Sacramento heraufgestiegen. Wie feiner Goldstaub lag der Morgennebel über dem hellen Wasser. Da und dort standen hohe Inseln in der weiten See, und weit, weit drüben, auf der anderen Seite, da schimmerten Häuser und Türme einer großen, hochgebauten Stadt. – Das war San Franzisko!



## Neuntes Kapitel|In San Franzisko

ENDLICH AM ZIEL. – EINE SELTSAME FAHRGELEGENHEIT.  
– SPAZIERGANG AM GOLDENEN TOR. –  
»KOHLDAMPFSCHIEBEN« UND »PLATTENREIßEN«. –  
NACHTLAGER AUF DEM BRETTSTOß. – UNLIEBSAME  
STÖRUNG. – DIE ÜBERRASCHUNG IM GRABGEWÖLBE. –  
EINE FANTASTISCHE GESCHICHTE. – SELTSAMER  
BROTWERB. – DIE KIRCHE AUF RÄDERN. – AUF DEM  
WOLKENKRATZER. – IM MUSTERLOGIERHAUS. –  
ENGROS-SCHLAFEN. – 2000 FIRST CLASS-ROOMS. – WIE  
ES DORT ZUWEILEN ZUGEHT. – NETTE  
BEKANNTSCHAFTEN. – ZINKENFRITZE. – DIE ABENTEUER  
DES HERRN BARONS. – ICH VERSUCHE MEIN GLÜCK ALS  
ZEITUNGSJUNGE.

Allerlei unruhiges Volk ist im Laufe der Jahre schon nach San Franzisko gekommen. Matrosen, Goldsucher, Vagabunden, Hochstapler. Leute, denen die Abenteuerlust im Blute brannte und der wilde Übermut aus den hellen Augen schaute. Aber von allen diesen ist wohl nie einer mit so großen Rosinen am Goldenen Tor gewandert, als eben jenes Grünhorn, von dem ich hier berichte. Während der ganzen langen Reise von Los Angeles bis hierher hatte ich kein Auge zugemacht vor gieriger Lust zu schauen. Zwei Nächte hatte ich um die Ohren geschlagen, aber nun, da dieses neue wilde Leben auf mich eingestürmt kam, da vergaß ich alle Müdigkeit und saugte mit hungrigen Augen die Schönheit der

Fremde mit jener wilden Unbekümmertheit, die nur die Jugend kennt.

Von Oakland fuhren Fährboote nach dem einige Meilen weiter westlich, auf der anderen Seite der Bai gelegenen San Franzisko. Es waren genaue Nachbildungen der »ferry boats«, ohne die man sich den Neuyorker Hafen nicht gut denken konnte, und alles in allem wohl die merkwürdigsten Fahrzeuge der Erde; jedes von der nüchternen Praktischkeit, wie es eigentlich nur ein Amerikaner erfinden kann. Ein Stück schwimmender Straße, das mit Wagen, Pferden, Autos, Fußgängern und allem Zubehör an einem Ende abgehängt und am anderen wieder zugesetzt wird.

Dicht gedrängt standen und saßen die Menschen, die hinüberfuhren nach ihren jeweiligen Arbeitsstätten und sich derweilen in die Morgenzeitung vertieften, nicht anders wie ihre Leidensgenossen auf der Untergrundbahn in Berlin. Ich aber stand vorne auf der Back und schaute hinunter auf das vorüberrauschende Wasser, auf das blaue Meer, das glitzernde Wasser und die hohen Inseln, die schroff und kahl in der frühen Sonne standen. An manchem vielgerühmten Ort bin ich inzwischen gewesen in einem Leben der Wanderungen und Abenteuer. In Neapel, in Genua, Valparaiso, Sidney, Rio de Janeiro und was sonst noch sich streiten mag um die Palme der Schönheit auf dieser Erde. Aber in meiner Erinnerung lebt immer noch San Franzisko als etwas Besonderes.

Noch heute sehe ich ihn deutlich vor mir, den

weiten Hafen, die Schiffe, die Masten, den hohen Uhrenturm vom Fährhaus, den lachenden Morgen über dem hellen Wasser und die mächtigen Dampfer, die heulend vorüberzogen.

Schon stand ich mitten in Marketstreet, der breiten Hauptstraße, die sich endlos lang und kerzengerade durch das Häusermeer zieht. Langsam ließ ich mich treiben von dem lärmenden Leben. Mir war, als ob das nun alles stehen bleiben und mich ansehen müsste. Schau, schau, da kommt Fabers Kurt aus Deutschland! Aber das dachte gar nicht daran! Das rannte, sauste und polterte vorüber mit geradezu empörender Gleichgültigkeit. Einsamer und verlassenener wie je kam ich mir vor unter den vielen Menschen. Was scherten die sich den Teufel um dich? Was kümmerte es die, wenn du hier unter die Räder kämest? Das würde höchstens so ein smarter Reporter auf dem Polizeibüro erfahren. Am nächsten Morgen würde es in der Zeitung stehen, und die Leute würden es kaum noch lesen, wenn sie auf dem Fährboot nach Hause fahren.

Während des ganzen Tages lief ich überall umher und besah mir San Franzisko gründlich in allen Ecken und Winkeln. Und das ist keine kleine Arbeit. Wenn Rom die Stadt der sieben Hügel ist, so ist San Franzisko die der hundert Berge. Abgesehen von dem dem Meere abgewonnenen Terrain des Hafenviertels geht es ständig bergauf, bergab, mit ermüdender Regelmäßigkeit. Jeder Berg ist mit dem anderen verbunden durch ein Netz von Straßenbahnen »ohne ersichtliche Existenzmittel«, wie es in

der Polizeisprache heißt, sogenannte »cable cars«, die ohne die Anwendung mechanischer Kraft nur durch die eigene Schwerkraft in Bewegung gesetzt werden. Die Fahrt auf den »Kabelwagen« aber kostet Geld, und das war der schwache Punkt auf allen meinen Wanderungen. Also wanderte ich von Berg zu Berg per pedes, nicht anders wie einst Paulus durch die heilige Stadt. Ich kam auf einen hohen Berg, wo weiße, vom grellen Sonnenschein umflossene Paläste sich übereinanderbauten, wo blühende Pfirsiche über alle Mauern schauten, wo die Schiffe in der Bai wie Spielzeug aussahen und weit draußen das blaue Meer wie ein regungsloser Spiegel lag.

Ich stand auf einmal zwischen den armen Häusern oben auf dem Telegrafenhügel, von wo man eine weite Aussicht hat über die große Stadt und alle die anderen Hügel, und ging durch die ganze Länge der Washingtonstraße bis hinunter zum Hafen, wo die Matrosen in den Wirtshäusern lärmten und polternde Lastwagen durch die engen Straßen rollten. Viele Eckensteher aus aller Herren Länder saßen dort an der Pier im ungehemmtesten dolce far niente. Ich setzte mich auch dazu und schaute auf das Plätschern des hellen Wassers gegen die mächtigen, grünbewachsenen Pfeiler und auf das Kommen und Gehen der Boote und auf das Flattern und Kreischen der Möven.

Ah, Möven und Matrosen und qualmender Rauch und schlanke Masten im dämmerigen Morgennebel. Und Schiffe und Schornsteine und lärmende Dampfwinden und polternde Lastwagen. Und ein bisschen

Teergeruch und zuweilen ein Sonnenfleck auf den tanzenden Wellen.

Unversehens fing es an dunkel zu werden, und ich musste mich nach einem Nachtquartier umsehen. Das »Palace Hotel« war es nicht. Aber auch die Boardinghäuser an der Missionsstraße gingen noch stark über meine Verhältnisse. Dort verkehrten die »union men«. Die Maschinisten, die Kranführer, die gewerkschaftlich organisierten Schauerleute und dergleichen Aristokraten. Ein halber Dollar für die Nacht? Das war zu viel. In einem stillen Winkel zählte ich meine Groschen zusammen. Ich durchsuchte alle Taschen, aber es wollte nicht mehr werden. Ein halber Dollar! Nein, man konnte sich den Luxus nicht erlauben, wenn man morgen noch etwas essen wollte! Und also beschloss ich »eine Platte zu reißen«, wie man fachmännisch auf deutsch zu sagen pflegt. Wer sich auskennt, der ist nie in Verlegenheit um einen Platz, wo er sein Haupt hinlege, zumal in Amerika. Überall gibt es Kisten und Ballen und Bretterstöße und leere Packwagen auf den Schienen. Es dauerte denn auch gar nicht lange, bis ich ein Plätzchen erspähte, das wie geschaffen schien für meine Zwecke. Drunten am Kai am Ende der Folsonstraße, wo mächtige Bretterstöße einen angenehm-harzigen Duft verbreiteten und leere Packwagen auf den Schienen standen, erspähte ich hoch oben auf einem Bretterstoß eine sorgfältig mit Stroh ausgefütterte und mit einem Segeltuch bedeckte Nische, die außerordentlich einladend aussah.

Ich legte mich hin, und im Augenblick schoss mir die ganze Müdigkeit der drei durchwachten Nächte in die Glieder. Für mein Leben hätte ich nicht mehr aufstehen mögen. Eine Weile lag ich lang hingestreckt und schaute, schon halb im Traume, auf das Licht der elektrischen Bogenlampen über den Schienen, auf das schlanke Gebäude der Masten und Rahen, das sich unendlich verzerrte in dem unsicheren Lichte, und hörte auf das Nagen der Ratten und das Knurren umherschleichender Hunde. Ich war schon eingeschlafen, als mich auf einmal jemand am Ärmel zupfte. Es war ein kleiner Kerl mit einem bleichen Gesicht unter einer schäbigen Mütze.

»Hallo!«

»Hallo, Jack!«

»Was suchst du hier in meinem Bett?«

Ich tat, als ob ich nichts hörte. Da zupfte er mich noch stärker am Ärmel und packte mich bei meiner Vagabundenehre.

»Bist du ein zünftiger Hobo, oder bist du es nicht? Seit einem Monat schlafe ich da schon, und keiner von den Jungens hat mir den Platz bis jetzt streitig gemacht. Bleib' meinerwegen! Ich kann's nicht ändern. Du bist groß, und ich bin klein. Aber ein Hobo bist du nicht! Nein, nicht eine Handbreit davon. Ein blutiger Schauermann, nicht besser als die da unten in den Kneipen.«

Solche Bezichtigung konnte ich nicht ertragen. Ich räumte ihm den Platz ein, der ihm zukam, worauf sich seine saure Miene sofort in honigsüße Lie-

benswürdigkeit verwandelte. Wir saßen auf den Brettern und schauten in die Nacht. Der andere, der das Bedürfnis empfand, sich zu revanchieren für meine Nachgiebigkeit, klärte mich auf über alle irgendwie in Betracht kommenden Übernachtungsmöglichkeiten in der Gegend. Auf den Brettern – so meinte er – sei nichts mehr zu machen. Jedes einigermaßen ungestörte Plätzchen sei da längst schon belegt. Die umherstehenden »boxcars« und die Fischerboote an der Playa könnten als Notbehelf dienen. Am besten und bequemsten schlafe man immer noch auf den Heuballen am Dock der Missionsstraße. Aber da gäbe es zu viele Ratten. Nachdem er so in das richtige Geleise gekommen war, erzählte er noch von vielen anderen seltsamen Nachtlagern in aller Herren Länder, während die Nacht mir im Kopfe summt und ich Sperrhölzer brauchte, um nur die Augen aufzuhalten. Undeutlich nur schlugen die Worte an mein Ohr, wie fernes Meeresbrausen: Singapore, Valparaiso, Yokohama<sup>1</sup>... dann aber kam die Geschichte von ihm und seinem Kameraden Bill. Die habe ich bis heute noch nicht vergessen.

... »Also: Ich komme nach Genua mit der Viermastbark Comliebank, wo ich Koch war. Es war im Februar, wenn die reichen Leute dort in der Gegend sind. Und der Himmel war so blau, und die Mandelbäume blühten, und die Sonne schien, und die kleinen Mädchen wandelten mit roten Tüchern um den Kopf über die Via Carlo Alberte, und ich

gehe doch nimmer an Bord? Fällt mir nicht ein! Da treffe ich Kamerad Bill bei den Strandläufern dort unten an der Darsena Reale. Der eine war neuseeländischer Matrose und schon länger in Genua als irgendein anderer von den Jungens. Er kannte sich aus und wusste, wie man es anstellte, um nicht zu verhungern in der Gegend. Tagsüber saßen wir am Strande und ließen uns von der Sonne bescheinen und aßen fette Klostersuppen und lasen die Centesimis auf dem Corso Paganini zusammen, lärmten in den Trattorias und tranken den starken Rotwein, von dem man eine halbe Gallone für zehn Centesimi bekommt. Und nachts schliefen wir auf der Plaza Cavour, dicht bei der alten Mole unter einem Torbogen, hinter einem blühenden Kastanienbaum, nicht anders wie der Robinson Crusoe. Denn es war schönes Wetter, und die Sonne wollte nicht aufhören zu scheinen.

Dann aber fing es an zu regnen. Und wenn dort ein Regenwetter kommt, so läuft es nicht erst tagelang am Himmel herum wie hier in der Gegend. Das kommt schnell wie der Dieb in der Nacht und fix, und hast du nicht gesehen, wie die Messer dortzulande. Und hört nimmer auf, und ist bald kein trockenes Plätzchen mehr im Lande. Aber Kamerad Bill war nicht umsonst schon ein ganzes Jahr in Italien gewesen. Wir gingen durch die breite Via Assarotti und kamen durch ein großes Tor und endlich auf einen hohen Berg. Da standen wir auch schon im Kirchhof. Dort liegen sie alle in Schubladen übereinander, und jeder hat ein Denkmal für sich. Am liebs-



ten wäre ich wieder fortgelaufen. Aber Kamerad Bill ging geradezu auf ein großes weißes Mausoleum, auf dem ein weinender Engel aus Marmor stand. Wir gingen hinein und machten die Türe zu. Draußen rauschte und tropfte der Regen immer weiter, und drinnen war es warm und trocken und eigentlich ganz gemütlich. Auf einmal aber – glaubst du, dass es Geister gibt?«

»Nein«, sagte ich.

»Und dass die Toten wieder leben, wenn sie einmal schon gestorben sind?«

»Wer kann das wissen?«

Da schaute er mich an mit großen, gläsernen Augen, in denen eine Welt voll Schrecken stand.

»Aber ich weiß! Bisher hatte ich's auch nicht anders gewusst. Da lebt man und stirbt und kommt eines Tages unter den Boden, und dann ist's aus! So ist es bei uns und unserer Sorte. Aber nicht so bei denen, die unter Marmorengeln liegen! Nicht so bei denen, für die sie Messen lesen, damit ihre Seelen immer lebendig bleiben! Da fing es auf einmal an zu rumoren in den Kästen, und die Geister kamen auf mich zu, und die Knochen klapperten, und Kamerad Bill fing an zu lachen, dass ihm die Tränen in den Augen standen, und ich rannte hinaus in den Regen, so schnell mich die Beine trugen.«

Den Schluss der langen Rede hörte ich nur noch wie ein fernes Echo, und ehe er ganz zu Ende war mit seiner Erzählung, war ich schon fest eingeschlafen, so wie ich dort saß. Wo käme man auch hin in solchem Leben der Unruhe, wenn man es nicht fer-

tig bringen könnte, zuweilen für ein paar glückliche Stunden das alles zu vergessen, nach dem Rezept, das schon Goethe als ein ganz gescheites gepriesen:

*»Schlafe, was willst du mehr?«*

Am anderen Morgen in aller Frühe fand ich richtig Arbeit. Diesmal war es ein ganz besonderes Geschäft. Riesengroß stand die Anzeige in der Zeitung.

*»Dreihundert kräftige Männer gesucht bei guter Bezahlung.«*

Ich eilte nach dem Büro in der Kearneystraße, vor dem sich schon ein ganzes Heerlager von arbeitswilligen Kavalieren versammelt hatte. Jeder wurde ohne weiteres angestellt und bekam eine Blechmarke. Dann ging es in einem Lastauto weit hinaus, zwischen die kümmerlichen Holzhäuser einer entfernten Vorstadt. Schließlich hielten wir vor einer Kirche. Der Boß stieg ab und unterhielt sich lange mit dem Reverend, der im schwarzen Talar auf der Freitreppe stand. Immer wieder nahmen sie Maß mit langen Strecktauen und begutachteten einen Haufen Baumstämme, der neben der Kirche lag. Ich war gespannt auf die weitere Entwicklung der Angelegenheit. Überdem kam ein Trupp feierlich gekleideter Herren, die sich wortlos gruppierten mit dem Zylinderhut in der Hand. Dann kam eine Schar weißgekleideter Mädchen mit Blumen in den offenen Haaren, die sich auf der anderen Seite des Portals aufstellten, mit so viel Ruhe und Feierlichkeit, wie es die Umstände erforderten. Nun sangen sie

alle voll Inbrunst einen Choral:

»Nearer my God to thee – – –«

Die Sache wurde mir immer rätselhafter.

Mehrere Knaben in weißen Chorhemden schleppten einen Teppich herbei, derweilen der Reverend seine Schuhe auszog. Vorsichtig wandelte er über die Freitreppe. Dann kniete er nieder auf den Teppich, sprach ein Gebet, stand wieder auf und breitete segnend seine Hände aus gegen die Kirche, derweilen die ganze Gemeinde in nicht enden wollende Hallelujarufe ausbrach.

Das letzte Halleluja war noch nicht verklungen, als der Boß, der schon lange ungeduldig dagestanden hatte, die Regie des zweiten Akts in diesem Schauspiel übernahm.

»Come on, boys«, sagte er mit einem Blick auf die Baumstämme, »legt mir die Walzen da zurecht!«

Wir taten wie uns geheißen und legten die Baumstämme quer über den weiten Platz.

Und was das alles zu tun hätte mit der Kirche? fragte ich einen neben mir arbeitenden Kollegen.

»Die sollen wir doch fortfahren!«

Und so war es. Wir stellten die Kirche auf die Walzen und rollten sie durch lange Straßen nach einem anderen Platze, der ihr besser zu Gesicht stand. Das klingt wie eine Münchhausiade für ein europäisches Ohr. Nicht so für ein amerikanisches. Kirchen gibt es dort drüben wie Sand am Meer. Eine mittlere Ortschaft von etwa 10 bis 20 000 Einwohnern tut es nicht unter einem Dutzend. Alle wollen sie ihr Gotteshaus haben, die Methodisten, die Bap-

tisten, die Redemptisten, die Zionisten, die Brüder vom heiligen Geist und wie sie alle heißen.

Um zwölf Uhr mittags heulten die Sirenen der benachbarten Fabriken. Da warfen wir alle die Arbeit hin, dort wo wir gingen und standen, wenn es nicht gerade auf den Gerüsten war, und rannten nach den benachbarten »hashhouses«, den Garküchen. Das sind dunkle, düstere Lokale mit einer Luft so dick, dass man sie mit dem Messer schneiden könnte. Auf den ersten Blick ist nichts zu sehen als eine mächtige Preisliste an der Wand.

Hinter einer langen, viereckigen, mit Wachstuch überzogenen Bar steht der Wirt, der fast noch schmutziger ist als das Haus, in dem er wohnt. Vor der Bar sitzen dichtgedrängt die Gäste auf hohen Stühlen. Wie man arbeitet, so isst man auch. Alles wird hinuntergeschlungen mit amerikanischer Schnelligkeit. Kartoffeln, Eier, Schinken, Speck. Sie leben gut, aber sie haben keinen Genuss davon. Hin und her saust der Kellner. In einer Hand trägt er einen Teller mit Beefsteak und Kartoffeln und noch einen mit Sauerkraut und Schweinerippchen, in der anderen Speck mit Ei und eine Hafergrütze mit Milch, in einer dritten, unsichtbaren, ein Irish Stew<sup>2</sup> und eine Bratwurst. Und noch dazu Biergläser, Milchgläser, Kaffeetöpfe und Brotkörbe. So ein amerikanischer Garküchenkellner muss tausend Hände haben! Plötzlich wirft er die ganze Herrlichkeit vor dich hin mit klirrendem Getöse. Eben hat einer neben dir den Stuhl geräumt, und ein anderer nimmt Platz.

Schon kommt der »Omnibus« herangesaust wie ein brüllender Löwe.

»What's yours?«

»Ham and eggs.«

»A ham a-a-and!« Dies mit einer Stimme gleich den Posaunen von Jericho. Von fern antwortet hinter dem Bretterverschlag der Chinesenkoch:

»Wa - wu - wa!«

Schon steht er vor einem anderen.

»Yours?«

»Gebratene Eier.«

»A yellow boy!«

So ging die Abfütterung vor sich in sinnverwirrender Schnelligkeit. Und während man da saß und sein Beefsteak hinunterwürgte, da standen schon immer drei bis vier andere hinter dem Stuhle. Und der »Omnibus« brüllte, und die Teller klirrten, und die bellende Stimme des Chinesen tönte hinter dem Bretterverschlag:

»Ein lahmer Esel! - Zwei gelbe Jungens!«

»Vier tote Katzen - zurück der lahme Esel!«

»Ein Ze-e-e-bra!«

So muss man essen, wenn man arm ist in Amerika.

Allzu viel hatte ich mir nicht gespart bei diesem Handwerk. Da aber Schuhe, Mütze und andere Kleidungsstücke nach einer Ergänzung nur so schrien, musste ich wohl oder übel in die Tasche greifen für solche Zwecke, und am Abend war meine ganze Barschaft auf einen einzigen Dollar zusammengeschmolzen. Es mögen auch bloß fünfzig Cents gewesen

sein. Genau weiß ich es nicht mehr. Unter diesen Umständen war es ein wahres Gottesgeschenk, dass ich noch in derselben Nacht eine andere Arbeit fand zu dem für meine Verhältnisse geradezu fürstlichen Honorar von vierzig Cents die Stunde, beim Ausladen der Säcke auf einem der nach den Hawaii-inseln segelnden Schiffe des Zuckerkönigs Spreckels.

Es war das erstemal, dass ich das Verdeck eines Segelschiffes betrat. Ich sah die weißen Planken und das schimmernde Messing auf der Brücke. Ich blickte hinauf in das schlanke, vielverschlungene Gebäude der Takelage, das scharf und schwarz und endlos hoch dastand im weißen Lichte der elektrischen Lampen. In meinen Ohren klang es wie Meeresrauschen, und ich fühlte es schon damals – ja, es gibt so etwas wie Ahnungen und Bestimmungen! – ich fühlte, wie es mich packen und nicht mehr loslassen würde, das weite Meer, in den kommenden Jahren.

Wir hantierten die anderthalb Zentner schweren Säcke und rollten sie in die große Schlinge des Dampfkrans, und der Aufseher wurde nicht müde mit Treiben und Fluchen während der ganzen langen Nacht. Am Morgen, als der Tag eben zu grauen begann, kam ein alter, nachlässig, fast schäbig gekleideter Mann an Bord. Jeder ging ihm in weitem Bogen aus dem Wege, und wie er nun so dastand und unverwandt in die Luke hinunterstarrte, da schimpfte der Aufseher noch viel lauter, und alle stürzten sich mit doppelten Eifer auf die Säcke. Auf

einmal kam er auf mich zu und redete mich an:

»Bist 'n Dütscher?«

»Ja«, sagte ich.

»Von der Waterkant?«

»Nein, aus dem Elsaß.«

»Dat is ja man 'n ganzes Ende wo anners.«

Schließlich, so meinte er, sei das doch alles wieder ganz eng beisammen, wenn man es von Amerika aus betrachte. Das sagte er in einem so schönen mecklenburgischen Platt, wie man es nur immer bei Fritz Reuter lesen kann. Und ganz so wie Fritz Reuter sah er wohl auch aus mit seinen hellen blauen Augen und dem eckigen Gesicht. Ich wunderte mich derweilen über den Aufseher, der diese ganze Szene nicht zu bemerken schien, während er sonst doch sofort herangeschossen kam wie ein Pfeil, wenn einer sich nur Zeit nahm, um den Rücken zu strecken bei der Arbeit.

Der alte Mann schien fürs Reden eingenommen zu sein an jenem Tage. Er fragte mich nach dem Woher und Wohin und erzählte mir auch etwas aus seinem Leben. In Deutschland hätte er schon als Handwerksbursche getippelt zu einer Zeit, wo wahrscheinlich mein Vater noch nicht auf der Welt gewesen wäre. In Amerika habe er dann auch das und jenes und noch einiges andere getrieben; aber dabei komme nichts heraus. Das sei hier nicht wie in der old country. Da müsse man die Ohren spitzen und den Leuten auf die Füße treten, wenn sie einem im Wege sind. Das sei so üblich hierzulande. So habe er es auch gemacht. Gnädig klopfte er mir auf die

Schulter, und unter den klingenden Dollars in seiner Hosentasche suchte er ein passendes Geldstück, das er mir zum Abschied in die Hand drückte. Als er den Rücken wandte, schaute ich mir das Geldstück an. Es war ein richtiger runder, glänzender gelber Junge! Kaum war er von Bord, so kam auch schon der Aufseher herangeschossen.

»Mensch –!«

»Ja, was denn?«

»Was hat er dir denn gegeben?«

Ich zeigte ihm das Goldstück. Da machte er ein enttäuschtes Gesicht.

»Mehr nicht? Da steht er hier zehn Minuten lang und quasselt und klopft dir auf die Schulter und tut, als ob er uns alle miteinander demnächst zu Generaldirektoren machen würde, und dann – zehn Dollars! Dass er sich nicht schämt, der alte Geizhals! – Und du bist auch der Richtige! Wenn so ein gutes Ding wie das einem über den Weg läuft, so muss man es festhalten an beiden Rockschoßen. Das sage ich!«

»Aber ich weiß doch gar nicht –«

»Natürlich weißt du nicht! Woher sollst du es denn wissen? Das war doch der alte Klaus Spreckels, der Zuckerkönig!«

Da machte ich ein erstauntes, bestürztes und, wie ich fürchte, wohl auch etwas dummes Gesicht. Ein Schauer der Ehrfurcht durchrieselte noch nachträglich meinen Körper, nicht anders wie einen, der in vergangenen besseren Zeiten in Deutschland den Kaiser gesehen. Ich war inzwischen Amerikaner ge-



nug geworden, um an die Heiligkeit des Dollars zu glauben.

Wenn es indes nun auch nichts war mit dem Generaldirektorposten, so war ich doch ganz zufrieden mit dem finanziellen Ergebnis. Zehn Dollars! Das konnte man ja gar nicht an den Mann bringen!

Drei Tage später dachte ich anders über diesen Punkt. Von Gold und Silber war wenig mehr übrig, und drohender denn je stand es vor mir, das graue Gespenst der Treitmühle Amerika. Arbeiten, Dollars-machen.

Zu allem Unglück kam noch der Regen; ein scharfer, peitschender, eiskalter Regen. Die Nebel lagen grau über dem Wasser, und es sah aus, als ob es eben schneien müsste. Tagelang wütete das Wetter, und bei Nacht hörte es nimmer auf. Unaufhörlich rauschte das Wasser. Es floss in Bächen von den Bretterstößen, und das matte Licht der Laternen spiegelte sich melancholisch in dem nassen Pflaster der leeren Straßen. Da war es nichts mehr mit dem Übernachten bei Mutter Grün.

In einer deutschen Wirtschaft saß ich hinter einem Glas sauren Bieres und einer uralten Nummer der »New-Yorker Staatszeitung« und schaute trübselig hinaus in das graue Wetter. Alles in diesem Lokal atmete Solidität und bürgerliche Wohlanständigkeit. Die Gäste spielten Skat oder unterhielten sich lärmend. Alle waren wohlgekleidet und verbreiteten eine Atmosphäre von »respectability«, zu der ich aufblickte wie zu einer anderen Welt. Ich war eben noch ein zu großes Grünhorn, um zu wissen, dass

das größte Elend auf dieser Erde noch immer im Stehkragen einhergegangen ist. Eine Gesellschaft von älteren und – für meine Begriffe – wohlgekleideten Herren besprach eben mit großer Umständlichkeit das alte, nie versiegende Thema aus dem Buche der Lieder:

*»Wie Lieb' und Treu' und Glauben  
Verschwunden aus der Welt,  
Und wie so teuer der Kaffee,  
Und wie so rar das Geld.«*

Nur die Hälfte verstand ich von dem Gerede, denn sie mischten es viel mit solch bilderreichen, mir damals glücklicherweise noch ganz unverständlichen Ausdrücken, wie »Klinken putzen«, »auf die Fahrt steigen«, »Kohldampf schieben« u. a. Aus dem wenigen aber, was ich verstand, wurde mir bald klar, dass es sich hier um eine besondere Abart des »Lumpaci vagabundus« handelte. Ein dicker Herr mit sorgfältig gescheitelten Haaren und einem Gummikragen, den sie den Manschettenemil nannten, führte das große Wort.

Früher – da sei das Leben noch der Mühe wert gewesen! Aber das sei nun alles aus und vorbei seit den letzten Präsidentenwahlen. Überall mangle es an barem Geld. Kein Farmer falle mehr herein auf das Patenthühnerfutter, mit dem man früher so leicht seinen Unterhalt verdienen konnte, und mit den Versicherungen sei schon gar nichts mehr zu machen. Im vorigen Jahre habe er noch ein schönes

Stück Geld verdient mit einem Bilderbuch, das in zweihundertfünfundzwanzig wöchentlichen Lieferungen erschien. Aber damit locke man heute keinen Hund mehr hinter dem Ofen hervor. Der Sekretär bei der deutschen Wohltätigkeitsgesellschaft fange auch schon an, ihn mit scheelen Augen anzusehen. Bares Geld rücke er schon lange nicht mehr heraus. Nur noch Gastmarken. Von denen habe er die ganze Tasche voll, die könne man aber nur mit großem Verlust an den Mann bringen, weil der Markt damit überschwemmt wäre.

Aus allen Taschen suchte er die zerknitterten Scheine und häufte sie vor sich auf dem Tische.

»Willst sie haben?« redete er mich an, als er merkte, dass ich einen Seitenblick darauf warf.

»Hier«, sagte er, indem er mir den ganzen Haufen unter die Nase schob, »mich dauert allemal so ein junges Grünhorn, wenn ich es sehe! Sollst nicht sagen, dass dein Onkel dich übers Ohr gehauen hat. Den ganzen Schwung verkaufe ich dir für nur einen Dollar, weil du es bist!«

Ich machte einen schnellen Überschlag. Das Geschäft war günstig. Der Dollar wechselte seinen Besitzer. Erst im Fortgehen zählte ich meine Schätze. Es waren etwa dreißig Zehncentmarken.

Das Logierhaus in der Missionsstraße, auf das die »Schlafmarken« ausgestellt waren, trug den stolzen Namen »*Model Lodging House*«. Das war aber auch das einzige Musterhafte an dem großen, grauen, vielstöckigen Gebäude, das einem Gefängnisse ähnlicher sah als irgend etwas anderem. Von

innen glich es einem Vogelkäfig. Nicht anders wie in einem riesengroßen Bienenstock waren hier die Stockwerke in Hunderte, ja Tausende von kleinen, durch dünne Bretterverschläge voneinander getrennte Zellen abgeteilt, die gerade Raum genug boten für ein »Bett« und eine weitere Vorrichtung, die man mit viel Fantasie und Kühnheit einen Waschtisch nennen konnte. In den Garküchen aßen sie *en gros*, hier schliefen sie *en gros*. Auch hier war man eine Nummer. Mein Käfig war Nr. 786, das weiß ich heute noch ganz genau. Es ging aber noch viel weiter in die Tausende, wenigstens stand es so auf den Einladungskarten des Instituts:

#### 2000 FIRST CLASS ROOMS.

Der Hausdiener, der wohl in seinen besseren Tagen einmal ein Boxkämpfer, und kein schlechter, gewesen sein musste, brachte mich nach dem mir zugewiesenen Zimmer unter den zweitausend. Er schlug die Tür zu, die nur von außen wieder zu öffnen war, und ich war gefangen in meinem Käfig.

So wie ich war, legte ich mich auf die Pritsche und versuchte zu schlafen, ein Unternehmen, das mir vorerst nicht recht gelingen wollte. Es war in der Tat eine so seltsame Schlafgelegenheit, wie man sie sich nur immer denken konnte. Hoch oben an der Decke brannte die elektrische Bogenlampe und warf ein unsicheres Licht in die zweitausend »rooms«. Je weiter diese vom Zentrum entfernt waren, je weniger bekamen sie ab von dem Lichte der

allgemeinen Sonne, und meiner lag fast an der Peripherie. Desto mehr gab es zu hören. Denn das ist keine Kleinigkeit, wenn von zweitausend Menschen en gros geschlafen wird! Ein Stöhnen, Seufzen, Schnarchen, das sich vereinigt zu einem dumpfen, brummenden Unterton, der sich anhört wie fernes Meeresbrausen. Mir war's, als ob ich eben erst eingeschlafen wäre, als schon der Morgen anbrach, und der war eine neue Offenbarung in diesem Nachtlager an der Missionsstraße.

Mir hat einmal ein Kunde eine Geschichte erzählt von einem Gasthause im dunkelsten London, in Whitechapel, nicht allzuweit von der Oxfordstraße. Dort schliefen sie in Schichten von je acht Stunden. Die Hängematten waren nie ohne Beschäftigung. Waren die einen fertig, so standen die anderen schon parat. Damit sich aber keiner verschlafe und den Wirt um seine zwei Penny prelle, wurde jedes Mal zur festgesetzten Stunde die Leine losgelassen, und alle Schläfer plumpsten auf den Boden, wie Mehlsäcke.

Hier hatten sie ein anderes Mittel, das auch seine Wirkung tat. Punkt sechs Uhr schrillten die Klingeln und hörten nimmer auf. Es gab ein Poltern, Lärmen und Fluchen, dass einem Hören und Sehen verging. Von unsichtbarer Gewalt getrieben, flogen alle Türen auf, und eine eisig kalte Luft drang durch die langen Gänge. Da war auch dem zähesten Langschläfer das Weiterschlafen verleidet. Unten gab es noch eine Tasse schwarzen Kaffee und ein Stück Brot – alles für die zehn Cents! –, dann schlug jeder

seinen schäbigen Rockkragen hoch und ging fröstelnd hinaus in die kalte Straße.

Abends trafen sich dann alle wieder in dem großen, kahlen Wohnzimmer, wo sie stundenlang in einem halbwachen Zustande um den mächtigen, rotglühenden Ofen saßen, während draußen der Regen gegen die Fenster trommelte. Bei solchem Wetter ist man dankbar für jedes bisschen Wärme.

Die Zahl der Gäste schwankte sehr, je nach dem Wetter. War es draußen einigermaßen erträglich, so merkte das zuerst der Mann an der Kasse im »Musterlogierhaus«, regnete es dagegen, so war kaum Platz für all die Obdachsuchenden. Dann drängten sie sich noch dichter als sonst um den heißen Ofen, dann saßen sie nahe beieinander an den langen Tischen, dann schob und drängte sich in den Gängen das graue, ärmliche Gewimmel, wie die Mehlwürmer im Topfe.

Solche Gestalten hatte ich eigentlich noch nie gesehen in allen meinen Wanderungen.

Gewiss: Es war nun schon mehr als ein Jahr verfließen seit jenem verhängnisvollen Tage, da ich bei Nacht und Nebel von zu Hause weggelaufen war auf der Reise nach Paris, und seither waren mir schon allerlei Leute über den Weg gelaufen. Das war jedoch zumeist Quecksilber gewesen, wie ich selber. Menschen, denen die Unruhe im Blut brannte.

Dies aber war nur das Gewürm, das auf tausend Füßen davoneilt, wenn das Licht darauf fällt, das Ungeziefer, das wie die Motten um das Licht der Großstadt flattert, weil gerade dort der Mensch sich vor

dem Menschen so schön verstecken kann und besser als in der wildesten Wildnis. Das war die Sorte, der man in trüben Nächten an allen Ecken begegnete mit ausgestreckten Händen und einer Leichenbittermiene. »Nur zehn Cents für eine Tasse Kaffee, please!« Kaum einer von den zweitausend Gästen, die hier auf den harten Betten schliefen, wandelte auf dem Boden gut-bürgerlicher Gerechtigkeit. Trotzdem würde sich für einen Sherlock Holmes der Aufenthalt hier kaum gelohnt haben. Denn die wirklich tüchtigen Diebe logieren im Palace Hotel oder im Waldorf Astoria.

Am manierlichsten waren hier noch die Deutschen. Es waren samt und sonders Stehkragenproletarier. Während des ganzen Tages saßen sie an den langen Tischen und spielten Sechsendsechzig, wenn sie nicht gerade von den »Kommerzen« redeten. Einer unter ihnen – ein sehr langer, dürrer Mensch mit einem Schwalbenschwanzrock, den sie den Zinkenfritze nannten – schrieb lange Empfehlungsschreiben mit zierlicher Handschrift, die er zum Schluss mit Stempeln versah mit Hilfe eines hartgekochten Eis, das zum Abdruck des Originals diente. Auf alle Arten konnte Zinkenfritze schreiben. Steilschrift, Rundschrift, Kursivschrift, wie's gerade traf und wie man es wünschte: Zeugnisse, Pässe, Empfehlungen, Beglaubigungen, je nach Bedarf, für fünfundzwanzig Cents das Stück oder noch weniger, wenn er eben einen Whisky sehr dringend benötigte.

Es fehlte nie an Kundschaft für sein sauberes Ge-

werbe. Stellungslose Handlungsgehilfen, die die Reihe ihrer Empfehlungsschreiben ergänzen wollten, Hochstapler, die einen Bettelbrief benötigten, Matrosen, die ihre Seefahrtsbücher verloren hatten, alle wurden prompt und diskret bedient nach guten Vorlagen von Zinkenfritze. Täglich saß er viele Stunden lang über der Arbeit und schrieb hochachtungsvolle und ergebene Briefe, nicht anders wie jeder ehrbare Kontorist in irgendeinem Kontor. Nur zuweilen schaute er auf in die dicken Tabaksnebel in dem großen Zimmer und rieb sich die rot angelaufenen Augen.

»Mensch, hätt' ich zu Hause in Deutschland halb so viel gearbeitet –«

Der Stamm seiner Kundschaft waren die Kavaliere, deren Melkkuh der deutsche Hilfsverein in San Franzisko war.

Man muss sich manchmal wundern, was die Leute, die ihr gutes Geld ausgeben für die Unterhaltung eines derartigen Instituts, sich eigentlich dabei denken. Nach meinen Erfahrungen – und ich habe sie in aller Herren Länder beobachtet – sind sie leider nur zu oft Unterhaltungsinstitute für Hochstapler. Der im Ausland ansässige wohlhabende Deutsche ist im Allgemeinen außerordentlich freigebig. Kirche, Schulen, Vereine und alle die anderen für die Erhaltung des Volkstums unumgänglich notwendigen Einrichtungen sind allein von den Mitgliedern der Kolonie zu unterhalten, und so wird jedes einigermaßen zahlungsfähige Mitglied für derartige Ausgaben in einer Weise gebrandschatzt, von der der



Reichsdeutsche sich kaum einen rechten Begriff machen kann. Dazu kommen noch die Hilfsvereine und andere Wohltätigkeitsgesellschaften, die sich auch noch all der mehr oder minder lieben Landsleute annehmen müssen, die sich die Köpfe angerannt haben im fernen Lande.

Die Frage ist nur die, ob dieses viele schöne Geld auch an die richtige Adresse kommt. Das ist gewiss nur selten der Fall. Es gibt ein nach Tausenden zählendes Heer von Schnorrern, die es einzig und allein auf die Kassen derartiger Gesellschaften abgesehen haben, und die es trotz aller Vorsichtsmaßregeln immer wieder verstehen, ein Leben wie die Lilien auf dem Felde zu führen auf Kosten derer, die nicht alle werden. Denn das Schnorren ist offenbar ein Geschäft wie jedes andere. Es will gelernt sein. Wie der Schauspieler seine Rolle, so studiert der Schnorrer seine Mimik der gekränkten Unschuld, der biedereren Treuherzigkeit, der rasenden Verzweiflung, je nach Bedürfnis. Er kennt alle schwachen Seiten der jeweiligen Vereinsvorstände und hat seine Taktik darauf eingestellt. Stets kommt er sauber und anständig gekleidet, und für die nötigen Zeugnisse und Empfehlungen – nun ja, es findet sich überall zur rechten Zeit ein Zinkenfritze.

Kommt aber nun ein wirkliches, in Not geratenes Unschuldslamm vor das Forum eines derartigen, durch böse Erfahrungen mit siebenfachem Mißtrauen gewappneten Kassenverwalters eines Hilfsvereins, so muss es für die Sünden der anderen büßen. Vielleicht hat der arme Teufel schon vierzehn

Tage bei Mutter Grün kampiert, ehe er die Überwindung aufbrachte zu dem schweren Gange. Schmutzig, abgerissen und übernächtigt kommt er daher, mit einem scheuen, verschüchterten Blick in den tiefen Augen, wie ein geprügelter Hund. An seinen Kleidern hängen noch die Spuren der Nachtlager auf den Wollsäcken und Heuhaufen. Es fehlen ihm die schönen Worte, die jenen wie Öl vom Munde fließen. Nur ein paar Brocken kann er mühsam hervorstottern zu seiner Rechtfertigung, und schon trifft ihn ein Blick und ein Donnerwetter, und draußen ist er wieder auf der Straße.

Jedenfalls hätte der damals in San Franzisko bestehende Verein sein Geld nicht besser anlegen können als durch Anstellung eines Detektivs in dem Logierhause der Missionsstraße, wohin sie ihre Gastmarken ausstellten. Ganze Bücher könnte man schreiben von den Kavalieren, die da aus und ein gingen und lustig darauf loslebten auf Kosten der Gesellschaft, als ob das so sein müsste. Einer von diesen steht noch heute so deutlich vor mir, als ob ich ihn erst gestern gesehen hätte. Das war der Baron. Niemals vermochte ich mir ein Bild zu machen von dem Grad seiner Legitimität zu solchem Titel. Und ich habe auch nie gewagt, ihn danach zu fragen. Denn dieses war nicht die Umwelt, in der man sich erkundigte nach Rechtstitel und Vorleben seiner lieben Mitmenschen. Aristokratisch genug sah er jedenfalls aus mit seiner schlanken, hochgewachsenen Gestalt, dem langen blonden Bart und dem scharfgeschnittenen Gesicht. Er hatte eine lang-

same, gemessene Art zu reden, und alles in allem sah er gerade so aus, als ob er eben erst einem Roman der Courths-Mahler entlaufen wäre. Jedenfalls musste er über gute Papiere verfügen, auch ohne die bereitwillige Beihilfe des Zinkenfritzen, denn sonst konnte er doch unmöglich eine so große Nummer haben bei den Herrschaften vom Hilfsverein.

Sie verschafften ihm eine Stelle als Lektor der deutschen Sprache auf der kalifornischen Landesuniversität in Berkley. Dort hielt er es drei Monate aus. Sie brachten ihn als Buchhalter in einem großen deutschen Geschäft unter. Da gab er nur eine kurze Gastrolle. Sie statteten ihn aus mit allem Rüstzeug eines Reisenden in Patentmedizin und Versicherungen. Das passte ihm auch nicht, und also verbrachte er seine Zeit mit Nichtstun und holte an jedem Wochenende seine fünf Dollars, nicht anders wie einer, der sich sechs Tage lang darum gemüht hat im Schweiß seines Angesichts. Das ging so lange, als es gehen konnte. Nach einiger Zeit trat der gesamte Vorstand zu einer Konferenz zusammen, man beredete den Fall mit dem Kapitän eines deutschen Dampfers, und der Baron wurde abgeschoben nach Valparaiso, mit einem Stückchen Geld und einem hübschen Empfehlungsbrief an den dortigen deutschen Hilfsverein. Der Baron war's zufrieden, und der Kassenwart des Vereins rieb sich vergnügt die Hände.

So weit war alles schön und gut. Aber eine Katze soll man nicht in der Mondnacht im Walde aussetzen. Eines Tages, als schon reichlich Gras über die

Sache gewachsen war und die ganze Affäre sich selbst schon im Kopfe des Kassenwarts zu verwischen begann wie ein böser Traum, da ging auf einmal die Tür auf, und herein kam der Baron mit einem äußerst lobenden Empfehlungsschreiben des Vereins in Valparaiso. Da riss ihm die Geduld.

»Unterstützung? Wie? Bedaure sehr! Wir können nichts mehr für Sie tun. Sie sind immerhin ein kräftiger Mann in den besten Jahren. Gehen Sie arbeiten!«

Im Augenblick war der Baron wie erschlagen über solche Zumutung. Dann erhob er sich zur Höhe der Situation. Er richtete sich auf in seiner ganzen Größe und starrte sein bedauernswertes Gegenüber in den Boden mit einem harten Blick, aus dem eine ganze Ahnengalerie von Baronen herausleuchtete.

»Was? Ich? Arbeiten? – Nein, das ist ja lächerlich!«

Sprach's, ging hinaus und wurde dort nie wieder gesehen. Doch das war alles lange vor meinen Zeiten. Nun lebt er schon längst wieder in San Francisco und nährt sich kümmerlich von Essen und Trinken. Er sitzt tagsüber in den düsteren Kneipen in der Washingtonstraße, am Fuße des Telegrafenhügels, wo sie für zehn Cents einen Liter von dem schlechten »dagored« verschenken und man zur Not sich sattessen kann an dem trockenen Schwarzbrot, das es dort als »freelunch« gab, und abends geht er mit aufgeschlagenem Kragen durch die regenschwere Nacht hinunter zum Hafen, auf der Su-

che nach einem *box car*, wenn es nicht reicht zu einem Nachtlager im »Musterlogierhaus«. Er lebt von kleinen Diebstählen und gelegentlichen ehrenvollen Anleihen, die er aufzunehmen pflegt bei den Kunden, denen seine Erzählungen gefallen. Er hungert und friert und leidet tausend Leiden auf dieser armen Erde. Aber gearbeitet hat er nicht. Wo würde er denn!

Aber was wollte ich eben noch erzählen von den Kavalieren im Nachtlager der Missionsstraße? Ah, nichts mehr! Nicht mehr ein Wort von dieser Hölle! Noch heute tut es mir wohl zu wissen, dass sie bald darauf abgebrannt ist im großen Feuer von San Franzisko.

Ohnehin blieb mir nicht viel Zeit zu derartigen Studien, denn inzwischen hatte ich eine Beschäftigung gefunden, die, wenn sie mir auch herzlich wenig einbrachte, mich doch vom frühen Morgen bis spät in die Nacht in Atem hielt auf eine Weise, die nur in Amerika möglich ist. Nach allem Vorhergegangenen war es ja vorauszusehen, dass ich über kurz oder lang einmal dort landen würde, wo die Gassenbuben zu Hause sind, bei jener großen Armee des kleinen Gewimmels, das auf allen Wegen und Stegen, auf der Elektrischen, dem Omnibus, der Untergrundbahn immer wieder vor uns steht mit großen Augen und frühreifen und frühverwelkten Gesichtern. Moskitos der Großstadt, die mit ihren Stimmen den Lärm der Straßen übertönen. »Sun-day--morning He-rald!« In der Tat: Was wäre Amerika ohne seine »Newsboys«, seine Zeitungsjungen? Pa-

ris hat seine Camelots, London seine Straßenaraber. Der »Newsboy« aber hat seine eigene Note!

Die amerikanischen Zeitungen sind sehr groß und sehr billig. Für einen Nickel (fünf Cents) bekommt man ein gutes halbes Pfund Papier voll Mordtaten und Prozessberichten und seitenlangen »Society News«, in denen über das Tun und Lassen der »prominenten« Männer und Frauen und kleinen Kinder des jeweiligen Platzes aufs genaueste Buch geführt wird. Sonntags bekommt man ein ganzes Buch mit vielen Bildern, das man in einer Woche nicht auslesen könnte. Nur ein Bruchteil der fünf Cents bleibt übrig als Anteil des Newsboys. Hundert Stück muss er verkaufen, ehe er einen Dollar in der Tasche hat. Und die wollen verkauft sein!

Es gab in San Franzisko drei große Zeitungen: »Call«, »Chronicle« und »Examiner«. Bei den beiden ersten war nicht anzukommen, denn das war dort alles »Union«. Wie die Alten sangen, so zwitschern auch die Jungen. Bis zu dem Dreikäsehoch waren sie sämtlich organisiert. Und wehe dem, der es wagen wollte, da zu freibeutern!

Blieb also nur der »Examiner«. Um halb 6 Uhr wurde dieser ausgegeben, aber lange vorher, wenn noch die Dunkelheit in allen Ecken hockte und die Müllwagen durch die Straße polterten, saßen wir auf den Steinstufen vor dem mächtigen Gebäude und warteten auf den Augenblick. Drinnen dröhnten die großen Rotationsmaschinen. Es roch nach Leim und Druckerschwärze. Die Autos kamen und gingen. In dem Hof herrschte ein großer, vierschröt-

iger Kerl, der die Nase so hoch trug, als ob er William Randolph Hearst, der amerikanische Zeitungskönig und Besitzer des »Examiner« selber wäre. Dieser wachte über die Verteilung der Zeitungspakete und gab jedem so viel, so wenig, als ihm gerade gefiel. Ich fürchtete mich vor ihm wie vor dem leibhaftigen Bösen. Wer sein Paket hatte, der rannte davon, so schnell ihn die Beine trugen. Und wer am schnellsten rannte, der machte das Geschäft, wer am lautesten schreien konnte, was da zu lesen stand in den fettgedruckten »*head lines*«, der hatte am schnellsten seinen Dollar beisammen. Auf und ab ging es an der Straßenbahn, wohl hundertmal am Tage, und weiter durch die drängende Menschenmenge in den Straßen mit der immer gleichen Parole.

In der Schriftleitung jeder großen amerikanischen Zeitung sitzt ein sehr smarter und sehr fantasievoller Mann, der während des ganzen Tages nichts zu tun hat, als sich in der Erfindung zugkräftiger Schlagzeilen zu üben. Er muss ein Mann der Superlative sein, mit jenem dem Amerikaner angeborenen Sinn für das was »*big*«, d. h. umfänglich ist. Er muss aus einer Mücke einen Elefanten machen und den Elefanten zu einem Mammut aufblasen können. Er muss ein Zauberer sein, der es versteht, wie Moses selbst das Wasser fließen zu machen aus den härtesten Steinen der sensationslosesten Wüste. Der Verleger weiß, was er an ihm hat und bezahlt ihm märchenhafte Gehälter. Und noch besser wie dieser weiß es der Newsboy.

Denn die *head line* ist alles. Sie ist das Zauberwort, das die Nickel aus den Taschen zieht. Es gibt keinen passionierteren Zeitungsleser, oder vielmehr Zeitungsverbraucher, als den Amerikaner. Oft wird er mit einem halben Dutzend fertig auf dem Wege von seiner Wohnung bis zum Geschäft. An der ersten Ecke kauft er die erste Zeitung, liest die *head lines*, wirft sie weg. In der Straßenbahn kauft er eine andere und vertieft sich in den neuesten Prozessbericht.

So geht es fort von Sensation zu Sensation, in mehr oder minder mystischen Redewendungen, die nur für ein amerikanisches Ohr halbwegs verständlich sind.

Für den Newsboy ist aber das alles nur Konjunktur. Sind die *head lines* gut, ist irgendwo ein Ereignis in der Luft, wird drunten im Zuchthaus von San Quentin ein Mörder gehenkt, so gehen die Zeitungen fort wie heiße Semmeln. Sonst aber ist es die schlimmste aller Tretmühlen. Man läuft durch den Lärm der Straßen. Man schreit sich die Lungen aus. Man meint, die Leute *müssten* stehenbleiben und in die Tasche greifen, aber vorbei, vorbei geht das Getriebe.

Jeder dieser harmlosen Piraten des Straßenverkehrs hat seinen durch Gewohnheitsrecht erworbenen, streng abgegrenzten Jagdgrund. Und das hat seine großen Vorteile. Man glaubt nicht, wie klein eine Großstadt ist! Wird man zuerst hineingeworfen in dieses wilde Leben, so ist es einem, als ob hier alles im Werden und Vergehen wäre und nichts



sich gleich bliebe als der ewige Wechsel. Steht man aber erst drei Tage lang an einer Ecke, so sieht man immer wieder dieselben Gesichter, fast immer genau zur selben Minute. Alle sind sie eingeteilt in drei große Klassen: »Call«, »Chronicle«, »Examiner«. Das kann man bei einiger Übung aus ihren Gesichtern ablesen. Sehr bald bringt man sie so weit, dass sie bei »Johnnys« Anblick auch schon in die Tasche greifen und den »Examiner« kaufen; eine reine, gewohnheitsmäßige Reflexbewegung.

Man muss sagen, dass dieses Gesetz der Arbeitsteilung bei aller gassenbubenhaften Undisziplin doch ziemlich streng eingehalten wurde von allen Mitgliedern der Zunft. Ich selbst hatte mich nur einmal dagegen vergangen, und das war auch das Ende meiner Karriere als Zeitungsjunge.

Seit langer Zeit – jawohl zum ersten Male, seit ich in San Franzisko war – hatte der Morgen sich nicht mit grauen Wolken und mit kaltem Regen angemeldet. Das Wetter war so warm, und die Sonne schien so hell, dass ich es einfach nicht über mich brachte, nun gleich wieder zu meiner Treitmühle am Jefferson Square zu eilen. Ehe ich mich's versah, stand ich mitten im Golden Gate Park, auf einem breiten, sandbestreuten Wege, der zwischen hohen, seltsamen Bäumen führte. Auf dem dichten Rasen standen die Pfingstrosen wie Feuergarben, am Wegrand blühten die Oleander, und in der Ferne breitete sich das dunkelblaue Meer wie ein klarer, regungsloser Spiegel. Ich setzte mich auf eine Bank, und es war mir, als ob alle Blumen mich anschauten

mit großen Augen. Die Vögel sangen immer lauter, und die Sonne schien immer wärmer. Da wollte ich nimmer fortgehen. Seit Wochen hatte ich keine Blume, keinen Baum mehr gesehen, wenn man nicht die staubigen Gewächse drunten im Alamo-park dafür gelten lassen wollte, und kaum einen Sonnenblick gehabt in den grauen Himmel zwischen den hohen Häusern. Nichts als Zeitungen und Zeitungsjungen und schreiende ›*head lines*‹ und schnaubende Autos und lärmende Straßenbahnen und eine einzige große Hatz vom frühen Morgen bis in die späte Nacht. Wie war das alles so hässlich!

Und wie ich beim besten Nachdenken war, da lärmten in der Ferne die Dampfsirenen. Vom Hafen her tönte ein dumpfer Schuss, der die Mittagsstunde verkündete, und ich hatte noch nicht eine Zeitung verkauft. Das fiel mir heiß auf die Seele. Ich packte meine Last und rannte in die erste beste Straße hinein, in der Richtung nach dem Presidio:

»Lest vom großen Mord und Selbstmord!«

Ich war noch nicht weit gekommen, als ein vorübergehender »Kollege« mich anhielt und nach meiner Legitimation fragte. Im Nu erschienen noch zwei oder drei handfeste Kerle, denen ich nicht gewachsen war. Es artete schließlich in Handgreiflichkeiten aus – ja, und den Ausgang kann man sich wohl denken!

Solche Disziplinlosigkeit war natürlich auch das Ende meiner Karriere als Newsboy. Beschmutzt und zertreten lagen meine Zeitungen am Boden, zerst-

reut über die halbe Pacific Avenue. Ich nahm mir nicht die Mühe, sie noch einmal anzusehen. Mir war, als ob mir jeder Vorübergehende mein Missgeschick an den Augen ablesen könnte. Also nicht einmal zum Zeitungsjungen bist du zu gebrauchen in Amerika!

Es war, als ob das Wetter selbst zu trauern begann über dem trüben Ereignis. Die Wolken schoben sich schwer vorüber nach dem kurzen Sonnenblick, und der Regen fegte wilder als je durch die Straßen. Mir war zumute wie einem in mehrfacher Hinsicht begossenen Pudel. Gewiss: Es gab wohl einträglichere Berufe als den des Zeitungsjungen. Bei allem Rennen, Laufen und Schreien hatte das nicht mehr eingebracht, als frühmorgens eine Tasse Kaffee mit Doughnuts, mittags und abends eine Zehncentsmahlzeit und einige gebratene Kastanien bei den Straßenhändlern. Und wenn ich nun am Ende den Saldo meiner Bemühungen in diesen langen zehn Tagen und Nächten zog, so blieben ganze drei Dollars übrig. Das war gewiss nicht viel. Jedoch – Rockefeller und Vanderbilt hatten auch nicht anders angefangen, und mit ihnen so viele andere, die heute ihre Dollars nicht mehr zählen könnten, und wenn sie hundert Jahre lebten.

Doch konnte – nach allem, was ich gesehen hatte in diesen zehn Tagen – ihre Gastrolle nur kurz gewesen sein in den Jagdgründen der Newsboys. Und also hatte ich auch etwas gemeinsam mit diesen. Die erste Stufe auf der Leiter zum Dollarkönig war also zurückgelegt! Das war ein guter und

rettender Gedanke, der mich für den Augenblick vollständig beruhigte in meinem verletzten Stolze.

Ich kam hinunter zum Hafen, wo die großen Dampfer regungslos im stillen Wasser lagen und die Masten und Rahen der Segelschiffe sich fast verloren in den grauen Schleiern des regenverhangenen Tages. Ich kam vorbei an lärmenden Schifferkneipen, wo Schiffsmodelle, Negerspeere, Walroßzähne und allerlei anderer fantastischer Putz an der Decke hingen. An dem Pier, am Fuße der Missions- und Folsomstraße, lagen schwarzgeteerte Walfischfänger und rüsteten sich für die lange, lange Reise nach dem Lande der Mitternachtssonne. Das war ein Anblick, wie ich ihn interessanter und abenteuerlicher nicht gesehen hatte auf allen meinen Reisen. Hoch oben am Fockmast war der Mastkorb, von dem sie nach Walfischen ausspähen mochten. In der Takelage kletterten die Matrosen und salbten die Taue mit teerigen Fingern. Lange, dürre Portugiesen und andere abenteuerliche Gestalten machten sich auf dem Verdeck zu schaffen. Kisten und Fässer polterten und rollten über die Planken und verschwanden surrend in der Luke.

Ich setzte mich auf eines der umherstehenden Fässer und versank immer tiefer in das Betrachten des ungewohnten Bildes.

So etwas hatte ich schon einmal gelesen bei Gerstäcker, bei Robert Lovis Stevenson, in den Geschichten von Seeräubern, Schatzinseln, Walfischfängern, damals, als ich noch ein kleiner Junge war. Gelesen und wieder gelesen und weitergesponnen

mit der ganzen überlaufenden Fantasie einer Kinderseele. Und nun stand das alles in Fleisch und Blut hier an der Werft, wie eine lebendige Illustration zu all den wunderschönen Geschichten. Wenn man so etwas auch einmal in Wirklichkeit erleben könnte!

Je länger ich dastand und mit hungrigen Augen die fremde Welt mit allen ihren Wundern aufsaugte, je mehr versank alles andere ringsum zu miserabler Bedeutungslosigkeit. Nur Meer, nur Wasser, und Walfischfänger, und Seeräuber, und ferne Inseln und Abenteuer!

Und am nächsten Morgen –

Doch das ist eine ganz andere Geschichte!<sup>3</sup>

- 
1. Yokohama ist Teil des Ballungsgebiets von Tokio. Sie ist – nach Tokio – die zweitgrößte Stadt Japans und somit die größte Gemeinde des Landes. <<<
  2. Traditionelles Eintopfgericht der irischen Küche, besteht hauptsächlich aus Lammfleisch, Kartoffeln, Zwiebeln und Petersilie. <<<
  3. Drei schwere und abenteuerliche Jahre, 1903–1906, verbrachte Kurt Faber auf dem Walfänger »Bowhead« im nördlichen Eismeer, dargestellt in seinem Buch »Unter Eskimos und Walfischfängern«. <<<

## Zehntes Kapitel|Nach dem Erdbeben

DAMALS UND HEUTE – ABSCHIED VON DEN  
WALFISCHFÄNGERN. – DIE RUINENSTADT. – WILDWEST  
IN MARKETSTREET. – DER KELLER ALS BANKBÜRO. – ICH  
MACHE KARRIERE. – DOLMETSCHER IM EMPLOYMENT  
OFFICE. – DAS UNIVERSALGENIE. – »WER GEHT NACH  
UTAH, NEVADA, ARIZONA?« – EIN SCHWIERIGER FALL. –  
GASTROLLE IN DEN »GOLDEN STATE DININGROOMS«. –  
EIN »IESIGER DSCHAB«. – GESCHIRRWASCHEN ALS  
SPORTLICHE BETÄTIGUNG. – AUF DEM WOLKENKRATZER.  
– SCHWINDLIGE ARBEITEN. – WOHER DIE DOLLARS  
KOMMEN. – ICH BEKOMME ES MIT DEM HEIMWEH ZU  
TUN. – AUF NACH AUSTRALIEN!

Drei Jahre waren inzwischen darüber hingegan-  
gen, und wieder stand ich an der Pier am Fuße der  
Missionsstraße und schaute den Walfischfängern  
zu, die sich zur Ausreise nach dem Eismeer rüste-  
ten. Wieder, wie drei Jahre zuvor, stand ich versun-  
ken in den Anblick dieser fremdartigen Welt. Es war  
alles noch wie damals – nur ich war ein anderer ge-  
worden. Vorbei war der Schimmer der Romantik,  
verflogen im Sturme des Lebens, zerrissen von der  
rauen Wirklichkeit. Da war kein Plätzchen auf die-  
sem Verdeck, über das ich nicht tausendmal gegang-  
en wäre in diesen Jahren, keine der vielen merk-  
würdigen Vorrichtungen, die ich nicht wieder und  
wieder in Tätigkeit gesehen hätte, keines der lan-  
gen Walfischboote, in dem ich nicht gesessen und

gefroren hätte durch endlos lange Stunden bei jedem Wetter. Das luftige Gebilde des Tauwerks, von dem ich damals meine Augen nicht abwenden konnte, hatte sich nun aufgelöst in eine höchst nüchterne Kombination von Fallen, Schoten, Brassens, Nocks und Gordings, die ich alle selbst schon oft geteert hatte mit frosterstarrten Fingern, an denen ich jede Webleine, jede Spleiße, ja fast jedes Kabelgarn kannte.

Über drei Jahre war es her, seit ein böses Geschick oder, sagen wir besser: mein eigener Unverstand, mich hineingeworfen hatte in dieses Seeräuber milieu, und seither war alles in Erfüllung gegangen, was ich damals geträumt hatte – ja, und noch viel mehr dazu! Sturm und Not und Hunger und Skorbut und wilde Walfischjagden auf kleinen, zerbrechlichen Booten. Und Winternacht und Mitternachtsonne, und Eskimos und Schlittenhunde und endlose Streifen durch finstere Urwälder – alles, alles hatte ich inzwischen erlebt, was immer die wildeste Fantasie sich ausdenken kann, und was ich mir damals gewünscht hatte mit der ganzen Unbekümmertheit meiner neunzehn Jahre. In der Tat: Wen der Herr verderben will, dem erfüllt er seine Wünsche.

Ich kannte auch jeden einzelnen der Menschen, die sich dort drüben auf dem Schiffe zu schaffen machten. Ich kannte sie mit allen ihren Launen, wie man an Bord die Menschen kennenlernt. Und es waren nicht wenige darunter, die ich hasste. War das nicht der lange Portugiesen-Sam, der eben auf

mich zukam? – Der wollte wohl gar –?

Ein Schauer überlief mich bei dem Gedanken. Die ganze Kälte des Eismeerres ging mir durch die Adern. Ich lief davon, ohne mich umzusehen, und immer geradeaus nach der inneren Stadt, möglichst weit weg vom Hafen.

Auch San Franzisko hatte sich verändert in diesen Jahren. Vor Jahresfrist war das Erdbeben und darauf das vernichtende Feuer darüber hingegangen, und es war kaum mehr übriggeblieben als ein ungeheurerer Schutthaufen. Soweit das Augen reichte, war nicht viel mehr zu sehen als Schutt und Trümmer und darüber die von der Hitze fantastisch verbogenen Eisengerippe der ehemaligen Wolkenkratzer. Es roch nach Kalk und Mörtel. Eine dicke gelbe Staubwolke lag schwer über dem Trümmerfelde. In den Straßen, die nun alle so entsetzlich breit aussahen, zogen langsam die endlosen Wagenreihen, die Steine, Zement und andere Baumaterialien nach den zahllosen Bauplätzen schafften und auf der anderen Seite der Straßen in ebenso langen Schlangenlinien den Schutt nach dem Hafen transportierten. Dort, wo einst prunkvolle Geschäftsgebäude standen und elegante Läden mit blitzenden Spiegelscheiben zum Kaufen einluden, erhoben sich nun grell angemalte Bretterbuden, in denen die Abenteurer aus aller Herren Länder lärmten, nicht anders als im wildesten Westen. Irgendwo, an einer besonders belebten Ecke, gähnte weithin unter den Trümmern eine große Kelleröffnung, durch die es ein- und ausging wie in einem Bienenstock. Über



der Öffnung wehte ein mächtiges Sternenbanner an einer hohen Fahnenstange. An einem weithin sichtbaren Schilde stand zu lesen:

FIRST NATIONAL BANK – ENTRANCE HERE!

Bei näherem Zusehen waren noch zahllose andere derartige Höhlenwohnungen zu entdecken. Banken, Zeitungsredaktionen, Restaurationen hatten sich alle in ihre Keller zurückgezogen, wo sie nach Möglichkeit den Betrieb so fortsetzten wie gewöhnlich. Über jeder Höhlenwohnung aber wehte eine Fahne als Wahrzeichen des wieder in Gang gesetzten Betriebs. Das brachte eine freundliche und hoffnungsvolle Note, die gar keine traurige Stimmung aufkommen ließ.

Noch nie war in San Franzisko der Optimismus so zu Hause gewesen, wie damals in den Zeiten des Unglücks. Von allen Enden der Erde kam das unruhige Volk der Abenteurer, das überall dabei sein muss, wo etwas los ist, sei es nun eine neue entdeckte Goldmine, oder eine Weltausstellung, oder nur eine Feuersbrunst oder ein Erdbeben; die Schar der beutelustigen Habenichtse, die bei jeder Störung des Gleichgewichts der sozialen Ordnung noch immer aus dem Boden schießen wie das Unkraut unter den Hexenfüßen. Jeder »boxcar«, der aus dem Osten kam, spie neue Scharen aus. Von Australien, von Neuseeland, von Europa selbst kam eine Schiffsladung nach der anderen.

San Franzisko war abgebrannt. Da gab es Dollars

zu verdienen beim Wiederaufbau. Da brauchte man Handwerksleute und musste sie bezahlen! Der Buchhalter kaufte sich eine Säge und nannte sich Zimmermann. Tanzmeister gingen unter die Maurer. Es gab eine große Umgruppierung aller Berufe. Zwischen den Ruinen baute sich ein Zeltlager von nie gesehener Größe auf. Die ganze Welt war lebendig von San-Franzisko-Fahrern; von solchen, die, geschwellt mit tausend Hoffnungen, zum Goldenen Tore zogen, und anderen, die mit leerem Geldbeutel, aber um eine Erfahrung reicher, von dorthier kamen. Denn dieser Wiederaufbau wollte nicht so schnell und reibungslos vonstatten gehen, wie man das damals schon mit amerikanischem Überschwang in die Welt hinausschrie, während noch das Feuer in den Straßen wütete. Erdbeben oder Feuer – das war hier die Frage.

Schon seit Jahresfrist rauchten sich die Advokaten hierüber vor den verschiedenen Gerichtshöfen. Je nach dem Ausfall der verschiedenen Entscheidungen gaben die Banken Kredit auf die zu erwartenden Versicherungssummen oder entzogen ihn wieder. Und dementsprechend war es tot oder lebendig auf den Baustellen. Es war ein Generalstreik mit periodischen Unterbrechungen.

Unter solchen Umständen blühte der Weizen der *Employment Offices*. Wie die Pilze waren sie aus dem Boden geschossen, und mit ihnen die Zahl der »*second hand stores*«, die die Eisenbahnbündel verkauften. So schnell die Leute aus dem Osten herbeikamen, »verschifften« sie sich auch wieder über die

Rocky Mountains. Eine ganze Kolonie dieser sauberen Herrschaften hatte sich am oberen Ende der Marketstreet angesiedelt. Obenan natürlich:

»Murray and Ready!«

Vor drei Jahren, als er noch in einer dumpfen Bude in der Kaliforniastraße hauste, war er schon tonangebend gewesen auf der Börse der Ärmsten der Armen. Vor drei Jahren schon konnte man nicht in die Zeitung sehen, ohne immer und immer wieder auf die Firma zu stoßen, in immer fetteren Buchstaben, mit immer mehr Ausrufungszeichen:

»Murray and Ready!«

Nun war er immer noch da, so lebendig und unternehmend wie je. Denn die Sorte läßt sich auch durch Feuer und Erdbeben nicht imponieren. Nun hauste er in einem glorreich-smarten, aus Gips und Brettern hergestellten Palaste, direkt an Marketstreet. Die Autos brummten vor der Tür. Drei oder vier Telefone klingelten immer zu gleicher Zeit, und mitten durch das wimmelnde Menschengewühl, das sich wie ein Ameisenhaufen weit in die Straße ausdehnte, rannte noch immer so besessen wie damals der kleine Mann mit der Löwenstimme und sagte sein Sprüchlein, das er damals schon konnte und inzwischen sicher millionenmal wiederholt hatte:

»Who wants to go to Utah – Utah – Utah – Nevada – Arizona – who wants to go-o-o!«

»Wer geht nach Utah, Utah, Nevada, Arizona!«

Und stieß am Ende einen Kriegsruf aus, wie es Winnetou selbst nicht besser gekonnt hätte, und klatschte in die Hände und tanzte dazu einen Jim-

my-Foxtrott, und dann kam die Kundschaft gelaufen, ob sie wollte oder nicht.

Ich saß dabei und betrachtete mir den Zauber, und mir war zumute, als ob ich noch immer das Grünhorn, der *Newsboy* von damals wäre.

Eben schrieb ein junger Mann eine neue Stelle an die Tafel: »In-ter-pre-tor«.

Da merkte ich, dass die Zeit doch nicht spurlos an mir vorübergegangen war, und ich besann mich auf die Philosophie, die ich mir zurechtgelegt hatte in den letzten Jahren:

»In Amerika kannst du gar nicht genug lügen.«

Ich ging nach dem Büro, wo eine Art Universalgenie in Hemdärmeln, das offenbar zu noch höheren Dingen berufen schien, soeben ein Telefongespräch abnahm und Notizen auf einem Block machte, während es zu gleicher Zeit der Tippmamsell einen Brief diktierte.

»Well?« fragte er ungeduldig, ohne mich anzusehen und ohne eines seiner verschiedenen Geschäfte zu vernachlässigen.

Ich erkundigte mich nach den Bedingungen der Dolmetscherstelle.

»Drei Dollar pro Tag«, sagte er kurz.

»Allright«, antwortete ich noch kürzer.

»Wie viel Sprachen?«

»Sechs«, log ich ohne Zögern.

»Allright«, antwortete das Universalgenie in Hemdärmeln.

Ich legte das als Zustimmung zu meinem Angebot aus. Ohne weitere Umstände zog ich meinen

Rock aus – denn das gehörte zum guten Ton – und redete auch von Utah, Nevada, Arizona. Gleich das erste Objekt meiner Dolmetscherkünste war ein Chinese. Er redete mich an in einer Sprache, die mir so kraus und verworren vorkam, wie die fünfhundert Bücher der Mandarinenvorordnung des Kaisers Wutschou. Dann setzten wir die Unterhaltung fort im schönsten Pidgin-Englisch, wie ich es im Umgang mit den Eskimos gelernt hatte, und er bekam eine Stelle in einer Wäscherei, bei einem Landsmann. Schon kam eine Gruppe italienischer Saisonarbeiter an die Reihe, und da lag der Fall erheblich schwieriger. Zur Not konnte ich fluchen in der Sprache Dantes, aber in allem übrigen war sie mir ein Buch mit sieben Siegeln, wie die der Söhne des Himmels. Wo jedoch ein Wille ist, da ist auch ein Weg, zumal dann, wenn man durch Mienen und Pantomimen, mehr als durch alle Worte, seinen Wünschen Ausdruck geben kann. Waren die Italiener fort, so erschienen Griechen, Türken, Russen, Polen, Portugiesen auf der Bildfläche. Vierzehn Stunden lang an jedem Werk- und Feiertage war es eine babylonische Sprachverwirrung rings um den bedauernswerten Dolmetscher, der alle diese schwierigen Fälle zu behandeln hatte und mit allen fertig werden musste wie ein delphisches Orakel. Zu was sonst bezahlte man ihm seine drei Dollars für den Tag?

Frühmorgens um sieben wurde das Geschäft geöffnet, und abends um neun Uhr war man immer noch da. Kaum dass man Zeit hatte, mittags in aller Hast ein *sandwich* zu verschlingen in einer nahen

*quicklunch-bar*. Von morgens bis abends klingelten die Telefone, von morgens bis abends drängten und schoben sich die Menschen in dem Halbdunkel des weiten Raumes, von morgens bis abends rannte der Boß auf und ab zwischen den Bänken, auf denen sie stumpf vor sich hinstierten, und klatschte in die Hände und brüllte das alte Lied:

»Utah, Utah, Nevada, Arizona ...«

Von allen smarten Yankees, die mir je zu Gesicht gekommen sind, war dieser der smarteste. Er hatte die Gabe, die Leute zu faszinieren mit bloßen Gebärden. Er konnte ihnen den letzten armen Dollar aus der Tasche locken, er schickte sie nach Utah, Nevada, Arizona, ob sie wollten oder nicht und ob sie auch eine halbe Stunde zuvor eher an eine Reise nach dem Mond gedacht hätten, als an solches Unternehmen.

So musste man Dollars machen!

Und so wie er selbst nur in Dollars dachte und nachts mit offenen Augen wie ein Hase schlief, so verlangte er es auch von seinen Angestellten. Man hätte tausend Beine und noch einmal soviele Zungen haben mögen, um allen seinen Anforderungen gerecht zu werden. Tagsüber summt es mir wie ein Mühlrad im Kopfe, und nachts träumte ich von Utah, Nevada usw. In jeder Nacht, wenn ich meine todmüden Glieder nach Hause schleppte, schwor ich mir tausend Eide, mit keinem Schritt mehr das Narrenhaus zu betreten, aber der Morgen sah mich immer wieder in der Tretmühle. Was blieb mir auch anderes übrig? Das Leben geht streng ins Gericht

mit den leichtsinnigen Menschen.

Eines Tages kam ein baumlanger Bursche mit einer grünen Joppe<sup>1</sup> und einem Gamsbarthut ins Lokal. Der war wohl von hinterwärts von Temesvar, denn er redete ein Kauderwelsch, das wohl noch nicht oft gehört wurde am Goldenen Tor. Da er zudem die Hände tief in den Hosentaschen vergraben hatte, versagte auch das Hilfsmittel der Pantomimen. Zusehends geriet er in Harnisch über die – wie ihm schien – etwas nachlässige Behandlung seines Anliegens. Bald war das ganze Lokal in Aufruhr. Er fluchte und wetterte in einer langen Rede, von der ich kein Wort verstand, deren Sinn ich aber unschwer erraten konnte aus dem rauen Tonfall und dem bösen Blick seiner wilden Augen, die ungefähr folgendes sagten:

»Du Batzi, du trauriger! Geh lieber Steine klopfen! Du bist das Salz nicht wert, das sie dir bezahlen!«

So ungefähr mochte wohl auch der Boß gedacht haben in dem Augenblick. Für was ich denn eigentlich hier sei, fragte er mich; ob er denn zu all seiner anderen vielen Arbeit nun auch noch seine Zunge nach allen Degosprachen drehen müsse, wo ich doch dafür bezahlt sei? Das sei eine etwas starke Zumutung, und er könne mir hinfort nur noch zwei Dollars und fünfzig Cents für den Tag bezahlen.

»Allright«, sagte ich, zog meinen Rock an, ließ mir den Scheck ausstellen beim Buchhalter und war froh, als ich das hässliche Haus in Zukunft wieder

von außen betrachten konnte.

Es gibt jedoch viele hässliche Häuser auf dieser Erde, und wenn man eines verlassen hat, so findet man immer wieder ein anderes, das sich damit messen kann. Ein solches war das Zehncentsrestaurant des Mister Pachmayer aus München, dem ich zunächst meine Dienste zur Verfügung stellte. Schon einmal habe ich auf diesen Blättern von einem recht preiswerten Gasthaus berichtet, in dem man für fünfzehn Cents eine erhebliche Mahlzeit vorgesetzt bekam. Doch das ist nicht nach jedermanns Geldbeutel. Der arme Mann in San Franzisko speist in den Zehncentsrestaurationen, und nicht einmal schlecht. Unglaublich, was man für zehn Cents bekommen kann! Eine Suppe, ein Beefsteak, ein Kotelett, drei gebratene Eier. Dazu Kartoffeln, Gemüse, ein Glas Wein und einen Pudding oder ein mächtiges Stück Kuchen als Nachtisch. Solcher Betrieb arbeitet naturgemäß mit kleinem Nutzen am einzelnen Objekt, nach dem Prinzip: »Die Masse muss es bringen«. Meist sind es Chinesen oder Japaner, die derartige Massenabfütterungsanstalten betreiben, weil nur diese das nötige Phlegma aufbringen. Der Normalmensch der weißen Rasse, der sich auf diesen Erwerbszweig stürzt, ist unfehlbar innerhalb eines Jahres eine Ruine. Tausend Arme und Hände und Augen wie Luchse und Nerven wie Batzenstricke muss man in der Tat besitzen, wenn man die Orientierung nicht verlieren will in diesem Chaos.

Nur meine Gutmütigkeit führte mich in diesen Hexenkessel. Meine Seele dachte nicht an Arbeit.



Langsam schlenderte ich durch die schmutzigen, vom Erdbeben zerrissenen Straßen mit den dicken gelben Staubwolken, durch die die Sonne nur matt hindurchscheinen konnte; ich hörte auf das Mahlen der »crushers« an den Straßenecken und auf das Surren der Dampfhämmer, die die mächtigen Pfähle als Fundamente für die Wolkenkratzer in den Boden trieben. Ich schaute auf das wüste Treiben in den flüchtig zusammengenagelten Wirtshäusern. Vor einer besonders großen, grellweiß angestrichenen Bretterbude staute sich die Menge. In weithin leuchtenden, mindestens zwei Meter hohen Buchstaben stand dort zu lesen an einem mächtigen Schilde über dem flachen Dache:

GOLDEN STATE DINING ROOMS.  
MEALS 10 CENTS.

Ein dicker Mann in Hemdärmeln rannte vor der Tür auf und ab wie ein Besessener. Die dicken Schweißtropfen standen ihm auf der Stirn, und alle Augenblicke fuhr er sich in den schon recht dünnen Haarschopf. Jeden Vorübergehenden redete er an in einer Sprache, die ebenso gut Deutsch wie Englisch sein konnte.

»Was gibt's, Herr Landsmann?« fragte ich im Vorübergehen.

Da packte er mich beim Kragen und zog mich in seine »*dining rooms*«, ob ich wollte oder nicht. Er setzte mir eine Tasse Kaffee vor, dann schleppte der Kellner ein Beefsteak herbei mit zwei gebrat-

nen Eiern. Dann traktierte er mich mit einem Glase Bier und zuletzt noch mit einem Kognak. Dann erst fing er an, von den Geschäften zu reden.

Sein »Dischwascher« – so klagte er mir, sei heute Morgen plötzlich weggelaufen. Ein »Omnibus« habe ebenfalls den Sack gehauen, und unter den Kellnern seien gleichfalls Ansätze zu einer Lohnbewegung vorhanden. Er könne aber doch nicht zu gleicher Zeit Dischwascher, Omnibus, Kellner, Kassierer und Manager sein! Nein, das könne man billigerweise nicht einmal von einem Manne in Amerika verlangen. Zwanzig Jahre sei er nun schon von der »Old Counrty« fort, aber so hätte er sich noch nie multiplizieren müssen in all den langen Jahren. Und ich solle kein Herz von Stein haben und ihm die Disches waschen.

Ich war aber inzwischen Amerikaner genug geworden, um ein gutes Ding wahrzunehmen, wenn es mir über den Weg gelaufen kam.

»Fünf Dollars für den Tag«, sagte ich kaltblütig. Da schaute er mich an mit offenem Munde und starren Augen, wie einer, der einen Geist gesehen. »Fünf Dol-lars! Das bietet einiges! Das kann ich nicht erfordern! – Bei zehn Cents die Mahlzeit! Was denkst du wohl! Soviel bringen mir ja die ganzen dining rooms nicht ein! – Fünf Dollars für so einen leichten, iesigen Dschab! Du brauchst nichts zu tun, als die Disches zu waschen. Der Omnibus tut alles andere.«

Während er noch so sprach, drängten sich immer mehr Gäste in dem Lokale. Es war richtig so

wie bei der Speisung der Fünftausend.

Tränen der Verzweiflung traten ihm in die Augen.

Schließlich konnte ich nicht widerstehen. Meine Seele hatte, wie gesagt, nicht an Arbeit gedacht an jenem Morgen, und am allerwenigsten ans Geschirrspülen in einer Garküche. Wir einigten uns auf drei Dollars, die der Boß als einen Nagel zu seinem Sarg und die Ursache seines unvermeidlichen Bankrotts erklärte, und dann ging es Hals über Kopf an die Arbeit.

Das »Dschab« war indes keineswegs so »iesig«, wie mir der Boß vorausgesagt hatte, und alles in allem musste ich meine drei Dollars hart genug verdienen. Von allen Küchen, die ich je gesehen hatte, war diese die kümmerlichste. Ein finsterer, fensterloser Raum, in dem es von Menschen nur so wimmelte. Erst nachdem das Auge sich einigermaßen an die Dunkelheit gewöhnt hatte, konnte man die einzelnen Teufel ausmachen, die in dieser Hölle hausten.

Vor einem Herde von riesigen Ausmaßen standen zwei gelbe, schlitzäugige Köche und schnatterten unaufhörlich auf chinesisch. Dicht dahinter ragte wie ein Schatten die mächtige Gestalt des Oberkochs, der mit dröhnender Stimme die Orders wiederholte, die von draußen hereinkamen. Diese folgten so schnell wie die Schüsse aus einem Maschinengewehr, und doch fand er dazwischen noch Zeit zum Fluchen. Es kochte, zischte und brodelte an allen Enden. Hin und her sausten die »Omnibus-

se«, die auf großen Tragbahren das gebrauchte Geschirr herbeischleppten. So wie sie kamen, warfen sie die schmutzigen Teller und Schüsseln in einen mächtigen Kessel voll siedend heißen Wassers. Schon war er voll, und das Material türmte sich nebenan zu Haufen.

»Hurry up!« rief der Oberkoch und schaute mich an mit einem Blick, als ob er mich eben niederboxen wollte.

Mit Todesverachtung steckte ich die Hand in das heiße Wasser, um sie ebenso schnell wieder zurückzuziehen. Allerlei hatte ich meinen Händen schon zugemutet in den letzten Jahren. Mit Äxten und Marlinspiken und teerbeschmierten Tauen waren sie umgegangen. Sie hatten bei klirrendem Frost die hartgefrorenen Segel festgemacht und waren darüber hart wie Horn geworden und zweimal so hässlich. Aber mit Wasser von hundert Grad Celsius hatten sie bisher noch nichts zu tun gehabt. Man gewöhnt sich indes an alles. Mit Tränen in den Augen und mit Händen, die so rot waren wie gesottene Krebse, ging ich der mühsamen Arbeit nach. Jeden Teller wusch ich, wie sich's gehört, und stellte ihn auf den Ablauf. Ich bildete mir ein, dass ich meine Sache ganz leidlich machte, aber der Oberkoch war anderer Ansicht. Einen Augenblick ließ er Ordres Ordres sein und kam zu mir herübergelaufen mit abstehenden Ohren und einem bläulich-roten Anflug auf seinem eckigen Preiskämpfergesicht.

»Bist du verrückt?«

Der Omnibus sauste heran mit einer neuen La-

dung.

»Dishes! dishes!« rief er verzweifelt. Händeringend erschien der Boß auf der Bildfläche.

»Das bietet doch einiges!« fuhr er mich an. »Sitzen die Gäste dort draußen und haben keine Disches mehr! Du sollst hier arbeiten und nicht in die Luft gucken. – Weg da!«

Schon hatte er seinen Rock ausgezogen und die Hemdärmel aufgestülpt. Bis über die Ellenbogen griff er hinein in das siedende Wasser. So wie es hineingeworfen wurde, holte er das Geschirr wieder heraus, und mit ebenso atemberaubender Schnelligkeit verschwand der Omnibus damit in dem Lokal. »So arbeitet man in Amerika!« sagte er zu mir. Dann packte er mit den verbrühten Händen einen Eisblock, der eben hereingebracht wurde, und verstaute ihn im Schrank. Dann verschwand er blitzschnell im Lokal und kam wieder zurück und war überall und nirgends während des ganzen Tages.

So gut ich konnte, machte ich es ihm nach, und – seltsam zu sagen – ich fand Gefallen an dem Geschäfte. Es ist immerhin eine besondere Art sportlicher Betätigung, wenn man mit den Gästen um die Wette die Disches wäscht.

Doch nicht ein Wort mehr will ich erzählen von den *dining rooms* des Mister Pachmayer!

Nach drei Tagen schon bezog ich meine neun Dollars und machte hinfort einen Umweg, wenn mich meine Geschäfte durch diesen Teil der Kaliforniastraße führten.

Nach solchen Abenteuern in den Niederungen

des Lebens war der Wunsch nach einer etwas gehobenen Stellung nur allzu begreiflich. Die großen Wolkenkratzer, die da wie die Pilze aus dem Boden wuchsen, hatten mir es angetan, und ich fühlte mich deshalb so stolz wie der Bürgermeister von San Franzisko, als ich eine Stelle fand als Gehilfe bei den Nietern, hoch oben in der Kuppel eines riesigen Neubaus. Wolkenkratzer werden fast ebensoviel in die Tiefe wie in die Höhe gebaut. Ehe noch ein Stein zu dem luftigen Gebäude aus der Erde wächst, sind die »piledrivers« mit dem Einrammen von mächtigen Pfählen beschäftigt. Auf diese wird das viele Meter hohe Fundament aus Beton gesetzt, und darauf erst kommt das vielgeästete, himmelstürmende Eisengerüst als bloßes Gerippe, ohne irgendwelche andere Stützung. Dort oben, auf Kirchturmhöhe, wo wir mit den Hämmern hantierten, da schwankte das ganze Gebäude und wiegte sich im Winde wie die Masten eines Schiffes. Unten, in schwindelnder Tiefe, lag das Gewimmel der Großstadt wie ein Ameisenhaufen, und man konnte nicht umhin, zu denken, was wohl passieren würde, wenn man einen Fehltritt täte auf diesen engen, stets sich verschiebenden Brettern.

Tag und Nacht ging die Arbeit weiter. Bei Tage riskierte man seinen Hals für fündundsiebzig Cents und bei Nacht für einen Dollar die Stunde. Und also arbeitete ich nach Möglichkeit nur bei Nacht. Das war einträglicher. Acht Stunden acht Dollars. Und außerdem war es schöner. Keinen fantastischeren Anblick kann es geben, als das Baugerüst eines Wol-

kenkratzers im Lichte der elektrischen Lampen. Wenn man von dort oben hinunterschaut in das sinnverwirrende Chaos von Eisenstangen, zwischen dem die Schatten huschen, so glaubt man sich in eine Zukunftswelt der Übermenschen versetzt. Denn hier ist nichts mehr Natur, nichts mehr Zufälligkeit. Alles Eisen und Stahl im harten Licht einer künstlichen Sonne. Alles Berechnung und Organisation bis ins kleinste. Keine Stimme der Natur ertönt das Trommeln der Hämmer, das Rasseln der Kräne und das Surren der elektrischen Bohrmaschinen. Nur zuweilen tönte von tief, tief unten im Hafen das Heulen einer Sirene, wie das Echo aus einer anderen Welt, oder von irgendwoher kam das Klingeln einer Straßenbahn, und das klang direkt komisch.

Langsam vergingen acht Tage – oder vielmehr acht Nächte – über dieser Arbeit. Bald war ich reicher, als ich je gewesen war in meinem ganzen Leben, und ich fing an das zu tun, was ich bisher noch nie getan hatte: die Dollars zu zählen!

Mehr Nächte, mehr Dollars! Und nach so und so vielen Nächten – ja, wahrhaftig! Ich fing an zu träumen, und wie immer, wenn das der Fall war, wanderten meine Gedanken nach fernen Ländern. Da wir uns aber zur Zeit in San Franzisko befanden, war Deutschland gerade noch weit genug für solche Wachträume. Ich zählte die Jahre, die verflossen waren seit jener verhängnisvollen Reise nach Paris. Waren es wirklich nicht mehr als fünf? Mir schien, als ob schon ein Jahrhundert darüber hingegangen

wäre! Und wie es nun dort so aussähe? Und was sie so sagten und dachten? Und überhaupt.

Schnell wie ein Wirbelwind war etwas über mich gekommen, dessen ich mich selber schämte in meiner jungen Männlichkeit: Das Heimweh. Und mit dem Heimweh noch etwas anderes, das ebenfalls schmähsch zu kurz gekommen war in den fünf unsteten Jahren der brennenden Unruhe: die Vernunft. Oder wenigstens doch eine Anwandelung vernünftigen und zielbewussten Denkens, und das war immerhin ein Fortschritt. Ich zog den Saldo meines bisherigen Wanderlebens und stellte fest, dass er nicht auf der Aktivseite stand. Mühe und Arbeit und Verdruss war es gewesen und aufreibende Unruhe an jedem neuen Tage. Und wie schön hatten es dagegen alle, die die Nächte in den warmen Federn zubrachten, anstatt auf den Wolkenkratzern, und jeden Morgen vor dem wohlgedeckten Frühstückstisch saßen. Ja, so wollte ich es nun auch einmal haben! Sparen wollte ich, wie einer von den Sackträgern in der Chinesenstadt; jeden Groschen wollte ich auf die hohe Kante legen, bis es reichte zu einem feinen Anzug und einer Fahrkarte im Pullmanwagen nach Neuyork und in der Kajüte erster Klasse nach Europa – ja, bis nach Deutschland!

Und wie ich beim allerbesten Träumen war, da kam ein vornehm gekleideter Herr auf die Arbeitssstelle. Den kannte ich. Ich war ihm schon öfter aus dem Weg gegangen. Diesmal half kein Ausweichen und Leugnen, war ich doch kein organisierter Facharbeiter. Eigens zur Untersuchung meines Falles



war er heraufgekommen. Ich wartete gar nicht erst die weitere Entwicklung ab, sondern ging hinunter in das Büro und ließ mir mein Geld bezahlen. Weiter ging ich, ohne mich noch einmal umzusehen. Das Weinen war mir näher als das Lachen. Fort waren die Dollars, der schöne Anzug, der Pullmanwagen, die Reise nach Deutschland.

Es ist nun einmal das Los des Wandersmannes, dass auch bei den besten Vorsätzen das Schicksal immer von neuem mit grausamen Füßen seine Kreise zertritt.

Es war gewiss nicht nur der bloße Zufall, der mich über diesen wehleidigen Gedanken hinunter nach dem Hafen führte. Ohnehin verbrachte ich dort den größten Teil meiner freien Zeit. Wer einmal Salzwasser gerochen hat, den zieht es immer mit magischer Gewalt in das Milieu von Tauen, Taljen, Teergeruch und dergleichen. Und das war bei mir reichlich der Fall gewesen an jedem Tage der letzten Jahre, wenn ich mir auch tausendmal vorgenommen hatte, in Zukunft nie wieder ein Schiff auch nur von ferne anzusehen.

Der Hafen war voll von großen Segelschiffen, die ums Kap Horn gekommen waren mit Zement und sonstigen Baumaterialien aus Europa. Groß und breit lagen sie an der Pier, die Masten standen scharf am dunkelblauen Himmel, und alles ringsum schien zu erzählen von großen Reisen und von fernem Ländern. Mit einigen Matrosen, die, wie ich, beschäftigungslos am Hafen umherlungerten, geriet ich ins Gespräch. Sie gaben keine Ruhe, bis wir

nicht den letzten Klüverbaum am letzten schmutzigen Küstenschoner begutachtet hatten. Jetzt – so meinten sie – sei eine gute Konjunktur für Matrosen. Wohl die Hälfte der Schiffe, die draußen vor Anker lagen, hätten keinen Mann mehr an Bord. Alle seien »ausgepickt«, und wenn sie je einmal einen neuen anmusterten, so sei es gewiss ein Strandläufer, der es auf die Vorschussrate abgesehen habe.

Einer aber – ein junger Bursche aus Liverpool – nahm mich beiseite und erzählte mir von der englischen Bark »Samoëna«, die draußen im Strome liege, klar zur Abfahrt nach Australien, und das sei doch auch ein ganz schönes Land! Der Kapitän würde schon irgendwo zu finden sein, bei einem der Agenten in der Batterystraße. Da brauchten wir keinen Heuerbaasen und könnten die Vorschussrate allein an den Mann bringen. Das war in der Tat ein Vorschlag, der sich hören ließ. Wir machten uns sogleich auf die Suche zwischen den windschiefen, notdürftig zusammengenagelten Bretterbuden. Nach vielen vergeblichen Bemühungen fanden wir ihn in einem Ausrüstungsgeschäft, wo Ölzeug und Seestiefel an der Decke baumelten und die Luft dick war von Tabakgeruch und Whiskydünsten. In einer finsternen Hinterstube, in der am hellen Tage eine rußige Lampe brannte, lag er auf einem Sofa. Er nahm sich nicht erst die Mühe, uns anzusehen, und von ihm selbst war nicht viel mehr zu entdecken als die grüngemusterten Pantoffel, die auf der Sofalehne lagen.

»Was wollt ihr?« fragte er grob.

»Anmustern!«

»Fünf Pfund im Monat!«

»Allright!«

Er zog seine Stiefel an, während wir draußen warteten. Wir gingen nach dem nahe gelegenen britischen Konsulat, und in einer Viertelstunde war alles abgemacht.

Meine Seele hat an jenem Morgen noch nicht an Australien gedacht, aber das Seltsame des Vorgangs kam mir auch jetzt noch nicht zum Bewusstsein. In jenen glücklichen Zeiten einer leichtsinnigen Jugend dachte ich von einer Reise über den Stillen Ozean nicht so viel und machte darüber auch nicht so viele Umstände wie manch einer bei einer Fahrt – sagen wir von Berlin nach Schöneberg.

Die fünf Pfund schwere Vorschussrate klimperte indes noch in der Tasche, und die musste an den Mann gebracht werden, ehe uns abends das Schiffsboot abholte. Da ging es – soll ich's gestehen? – von einer Kneipe in die andere. Da standen die dicken Schankwirte und die geriebenen Heuerbaase mit lauernden Mienen, da drängten sich die Strandläufer, die schlampigen Frauenzimmer und all die anderen Landhaifische, die auf Jacks Leichtgläubigkeit spekulierten. Da saßen die Matrosen und führten dieselben albernen Gespräche, die ich so oft gehört hatte in den letzten drei Jahren im Mannschaftslogis des »Bowhead« von Sidney, von Singapore, von Antwerpen, von Antofagasta, das klang dumm und zwecklos. Aber man roch die See und man hörte das Donnern der Brandung über dem Lärmen der Men-

schen. Da fühlte ich mich erst einmal wieder zu Hause. Ich war doch schon eine richtige Wasserratte geworden in diesen Jahren.

---

1. einfache Jacke oder auch Hausjacke für Männer <<<

## Elftes Kapitel|Auf dem Pacific

WIEDER SEEMANN. – AN BORD DER »SAMOANA«. –  
VIELVERSPRECHENDER EMPFANG. – MUSIKALISCHES  
ANKERHIEVEN. – DIE WELT VON DER MASTSPITZE. –  
HARTBROT UND »SALZPFERD«. – DIE ERBSENSUPPE ALS  
OASE. – IM PASSAT. – LUSTIGES SEGELN. – EIN KAPITEL  
ÜBER DIE HAIE. – ICH WERDE SCHIFFSJUNGE. – IN DER  
ÄQUATORHÖLLE. – BESUCH AUF HOHER SEE. – DAS  
ANSTÖßIGE HUHN IM TOPFE. – HARMLOSE MEUTEREI. –  
AN DER AUSTRALISCHEN KÜSTE. – SANKT-ELMS-FEUER.  
– STURM. – DAS FEUER VON SYDNEY. – ENDLICH  
AUSTRALIEN.

Zur festgesetzten Stunde standen wir am Pier und warteten auf das Schiffsboot, jeder mit einem großen Seesack an der Seite und keinen Pfennig in der Tasche. Denn anders wäre es ein Verstoß gewesen gegen die Tradition. Der Jüngling aus Liverpool war fürs Weglaufen. Dann könnten wir es morgen bei einem anderen Schiffe, auf einem anderen Konsulate mit einer anderen Vorschussrate versuchen. Die Möglichkeiten seien noch lange nicht erschöpft, und man müsse ein gutes Ding wahrnehmen, wenn es einem über den Weg gelaufen komme. Ich selbst aber wäre um die Welt nicht mehr umgekehrt. Von allen Ländern dieser armen Erde erschien mir in dem Augenblick Australien als das sehenswerteste. O Erde, wie bist du voll von Namen! Heute ist es Australien, morgen Afrika, ein andermal vielleicht

Valparaiso oder Singapore oder Buenos Aires. Die erfüllen dir den Kopf, die erhitzen die Fantasie, die führen dich auf weite Wege und Umwege und sind doch immer nur Namen ... . Namen ... .

Ehe ich recht wusste, wie mir geschah, stand ich schon auf dem Verdeck der »Samoëna«, die weit draußen in der Bai vor Anker lag. Es war das erste mal in meinem Leben, dass ich mich an Bord eines richtigen großen Tiefwasserseglers befand. Ich stand vor der Back und schaute in das Gewirr der Takelage mit den mächtigen Blöcken und den armdicken Tauen an den Fallen und Brassen, zu den hohen Masten und den weit ausholenden Rahen, die mächtig und zierlich zugleich in den blauen Himmel ragten. Ich kannte jedes Tau und jeden Block in dem schlanken Gebäude. Jahrelang hatte ich nun schon gelebt im Schatten solcher Taue und Taljen, aber das war doch alles nur gewissermaßen eine Miniaturwelt gewesen im Vergleich mit dieser.

Wie musterhaft sauber und ordentlich hier alles war! Das Messing funkelte über den weißen Decksaufbauten. Auf der Brücke brüstete sich das frisch gescheuerte Teakholz, und vollends das Verdeck war mit Sand und Steinen so blank geschrubbt, dass einem das Darüberlaufen mit den schmutzigen Schuhen fast wie eine Entweihung vorkam. Das Mannschaftslogis war keine finstere Höhle mit rußiger Lampe und steiler, halsbrecherischer Treppe, wie ich das vom Walfischfänger her gewöhnt war, sondern ein helles, luftiges Deckhaus, mindestens ebenso hell und freundlich wie jene schönen, wun-

derschönen Salonkabinen der Schnelldampfer, die sich so herrlich ausnehmen – auf den Prospekten!

Auf dem Tisch, der fast von einem Ende zum anderen reichte, stand eine mächtige Teekanne, und auf den Bänken saßen barfüßige Matrosen, jeder mit einer Mug in der Hand, aus der er andächtig den Tee, den Kaffee, den Rum schlürfte, oder was es sonst für eine Flüssigkeit gewesen sein mochte. Im Hintergrund saß ein Kerl, so groß wie der Riese Goliath selber und spielte auf einer Ziehharmonika.

»Hallo, kiddy«, rief er, als er meiner ansichtig wurde. Ich überhörte mit Fleiß den Kosenamen und machte mich daran, meine Sachen in einer leeren Kojen zu verstauen. Da stand er auf einmal vor mir in seiner ganzen Länge von sechs Fuß und vier Zoll.

»Mal langsam, du mit deinen landlubbrigen Plattfüßen! Weißt wohl noch nicht, wie ein Junge sich zu benehmen hat an der Back? Wir sind hier Männer, und du bist nur eine Handvoll. Ich bin der Bootsmann Piet Larsen aus Göteborg in Schweden, und wenn ich mit dir rede, so sollst du gefällig ein Reff aus deiner Zunge schütteln und eine schiffsmäßige Antwort geben. Das merk' dir mal, wenn du noch lange leben und glücklich sterben willst hier an Bord!«

Herausfordernd schaute ich ihn an. Er war ein ungeschlachtetes Ungeheuer. Er hatte Fäuste wie Kanonenkugeln. Er war Bootsmann an Bord, und was das zu bedeuten hatte, das wusste ich noch von meinem letzten Schiff. Aber eben dort hatte ich auch die andere Lebensregel erworben: »Lass dir nichts

gefallen –«

Sicher hätte es ein großes Ärgernis gegeben, wenn nicht in dem Augenblick der Kopf des ersten Steuermanns in der Tür erschienen wäre.

»All hands! Man the windlass!«

Das ist ein Kommando, das auch dem abgebrühtesten Seemann – und dem wohl am meisten – eine gewisse Sensation bereitet. Denn das ist allemal der Anfang eines neuen Lebensabschnittes. Denn alles, was nachher kommt an Kommandos für Brassen, Fallen, Schoten, und wäre es für das Kappen der Masten und das Bemannen der Boote, es ist doch nur auf dieses eine zurückzuführen: das Kommando zum Ankerhieven.

»Man the windlass!«

Alle Mann und der Koch waren im Nu auf der Back und marschierten um das Gangspill. Es war eine eintönige Arbeit. Eine Weile hörte man nichts als das Klappern der Speichen und das Trampeln der bloßen Füße auf dem Verdeck. Langsam, ganz langsam, wie eine mächtige Schlange, kam die Kette durch die Klüse.

»Lively, lively, boys!« schrie der Steuermann von der Brücke herüber. »Ist das hier ein Begräbnis, oder ist es ein britisches Schiff mit christlichen Seeleuten?«

Der Bootsmann fing an zu singen mit brummen-dem Seebärenbass, der seiner Fäuste würdig war:

»Sally Brown, ich lieb deine Tochter –«

Worauf sie dann alle einfielen mit rauen, wetterzerzausten Stimmen, denen man anhören



konnte, dass sie ihre Ausbildung am Gangspill erfahren hatten:

»Ho, he, roll' und geh!«

Und dabei ging die Arbeit noch einmal so schnell.

Es war schon ganz dunkel, als wir damit fertig waren. Die Sterne spiegelten sich in dem stillen Wasser. Da und dort stand die schwarze Masse eines Dampfers wie ein Schatten, da und dort lag mitten in der Bai ein stolzer Kap-Horn-Renner mit seiner hohen Takelage, die scharf und schwarz am helleren Himmel stand. Eintönig, fast feierlich, tönten die Schiffsglocken durcheinander, wenn sie die Gläser schlugen. Ringsum, am Fuße der dunklen Hügelhänge, standen die Lichter wie ein heller Kranz, und der Lärm der Großstadt kam herüber wie ein fernes Echo aus einer anderen Welt.

Während der ganzen Nacht lagen wir vor dem kurzgehieften Anker, während das Schiff schwerfällig schlingerte in der Dünung und die Masten gleichmäßig pendelten zwischen den hellen Sternen. Beim Morgengrauen kam der Schlepper, und wieder einmal ging es hinaus durchs Goldene Tor. Es war ein grauer, trüber Morgen. Der Nebel lag über dem Wasser. Er zog wie ein Rauch durch das Tauwerk; er tropfte in dicken Tropfen von den Rahen und Segeln, als hätte er es plötzlich mit der Rührung zu tun bekommen und weinte um unsere Abreise. Überall heulten die Nebelhörner der Dampfer und Fährboote, die unsichtbar vorüberzogen durch dieses graue Nichts.

Ganz plötzlich kamen wir aus der Nebelbank heraus ins freie Meer. Das Goldene Tor lag schon hinter uns und mit ihm die ganze kalifornische Küste, die jenseits des Nebels wie unter einer dicken Decke schlief. Groß und rot stand die Sonne im Osten, über dem Nebel. Ein frischer Nordwestwind kräuselte die Wellen, die wie Silber glänzten in dem hellen Lichte des frühen Tages. Schon hallten die Kommandos über das Schiff. Schon warfen sie polternd die Tauenden auf das Verdeck. Schon drehten sich ächzend und stöhnend die Rahen nach dem Winde. Mich hatten sie nach oben geschickt, um den Royal loszumachen; das oberste aller Segel. So hoch war ich noch nie gekommen, auch nicht auf dem »Bowhead«. Höher und höher kletterte ich hinauf durch diese Welt der Taue und Blöcke, auf schwankenden Strickleitern, die immer schwankender und flimsiger wurden, je weiter man hinaufkam. Die letzte dieser Himmelsleitern war die schwierigste. Sie schwankte in einem Winkel von fünfundvierzig Grad; die Sprossen waren morsch und nur mit Siebenmeilenstiefeln zu erreichen. Auf halbem Wege kriegte ich Angst, und es zuckte mir durch den Kopf: Wärest du doch daheimgeblieben!

Endlich stand ich oben auf der Rahe, mit klopfendem Herzen und keuchendem Atem. Krampfhaft schloss ich beide Augen, um nicht hinunterzuschauen in die schwindelnde Tiefe. Dann aber wagte ich ein Auge daran und dann noch eins. Dann konnte ich sie beide nicht weit genug aufreißen vor Wundern und Staunen. Der Nebel hatte sich verzo-

gen, und überall leuchtete das blaue Meer in der hellen Sonne, überall glitzerten die Wellen in der frischen Brise. Qualmende Dampfer und weiß leuchtende Segler durchpflügten die See nach allen Richtungen. Dicht unter der Küste, dort wo der Wind nicht hinkonnte, lagen Fischerschoner mit schlaffen Segeln, und nach Osten, soweit das Auge reichte, leuchteten die Häuser wie weiße Farbenkleckse aus dem Grün der Gärten.

Schon kletterten die flatternden Segel an den Stagen. Schon rissen sie an den Schoten, die die mächtigen Rahsegel setzen. Schon hieften sie am Gangspill die schweren Falle. Von tief, tief unten kam der Gesang der Matrosen bei der Arbeit. Frischer und salziger wehte die Brise vom Meere und fuhr rauschend in die breiten Segel. Das Schiff begann weit überzuholen unter dem Druck der Leinwand, während die heranrollenden Wellen sich schäumend brachen vor dem scharfen Bug. Es war, als ob das tote Gebäude nun auf einmal selber Leben bekommen habe und sich jauchzend hineinstürze in sein nasses Element.

*»Weiße Flügel, niemals müde,  
Tragen dich fröhlich über die See.«*

Nordwest war der Wind an jenem Tage. Nordwest am zweiten und dritten, und so ging es vierzehn Tage lang immer hart beim Winde nach Südwesten, bis eines Tages der Wind mallte und dann unversehens wie ein wildes Tier von achtern in die

Segel sprang. Das war der wilde, der schöne Nordostpassat.

Und derweilen schlug bei Tag und Nacht die Glocke die Glasen, und die Stunden der Tage und Nächte zerflossen ineinander in jener stillen, selbstverständlichen Gleichförmigkeit, wie man sie nur fern vom Getriebe der großen Welt, an Bord eines Segelschiffes erleben kann. Eintönig zirpten die Grillen in den Schiffswänden, der Wind rauschte im Tauwerk, das Wasser schäumte vor dem Bug mit ermüdender Regelmäßigkeit. Wilde Böen zogen schwarz wie die Nacht am hellen Tage über den Himmel, und in den klaren Nächten schwankten die Sterne zwischen den Mastspitzen.

Und was soll man von alledem erzählen? Es war ein britisches Segelschiff, und das sagt alles. Es gibt keine Nation, die stolzer ist auf ihre Seeleute als die englische. Auch die Behandlung – das muss man zugeben – ist besser als auf anderen Schiffen; besser jedenfalls als unter den blaunasigen Yankeeschiffen, die sonntags die Ankerkette überholen, das Verdeck mit Sand und Steinen schrubbend lassen und dazwischen noch Gottesdienst halten; besser auch ganz gewiss als auf den Walfischfängern, aber – der Name eines jeden englischen Schiffes buchstabiert sich Hunger! In jedem britischen Schiffe hängt groß an der Wand des Mannschaftslogis die Verordnung des »*Board of Trade*«, die die Rationen festsetzt, auf die Seiner Majestät Matrose einen Anspruch hat.

Auf der »Samoëna« – und die galt noch als »gu-

tes Schiff« im Vergleich zu anderen – bestand diese Beköstigung im wesentlichen aus jenem eigenartigen Hochseenahrungsmittel, das der Seemann »Salzpferd« nennt. Täglich um Mittag bekam jeder seine ihm zugeteilte Portion von einem Pfund überreicht. An einem Tage war es »Schweinernes«, am anderen »Rindfleisch«, aber immer war es gleich zäh und salzig und roch nach Fäulnis und Verwesung, zehn Meilen gegen den Wind. Wer ein weniger schlechtes Stück erwischte, konnte von Glück reden, wer ein noch schlechteres zugeteilt bekam, musste sich auch in sein Schicksal finden, und wer ein Stück bekam, in dem das Fleisch vor den Maden nicht mehr zu sehen war, der musste sich den Riemen enger schnallen bis zur nächsten Mahlzeit am nächsten Mittag. Damit nun alles mit rechten Dingen zugeht bei der Verteilung, musste immer einer vor die Tür gehen zu einer Art Pfänderspiel.

»Wem gehört dieses?«

»Charley« usw.

Ja, und das war eines der grimmigsten Spiele, die ich je gespielt habe in meinem Leben. Außer dieser Fleischration gab es nichts Warmes, außer einer verdächtigen, schwarzen, gallenbitteren Brühe, die sie Kaffee nannten. Wer seine Ration auf einmal auffass – und das taten sie beinahe alle, denn man ist hungrig, wenn man jung ist – der musste sich zur Strafe dafür einer vierundzwanzigstündigen Fastenzeit unterziehen. Mittwoch war ein Festtag, denn da gab es Erbsensuppe. Dagegen war der Freitag besonders schwarz angeschrieben im Kalender, weil

es dann an Stelle des Salzfleisches Stockfisch gab, der so hart und trocken war wie Kabelgarn. Davor hatten wir alle einen besonderen Abscheu, und er wurde uns allmählich zum Markstein, wenn wir die Tage zählten, die uns noch vom Ende der Reise trennten.

»Noch so viel mal Stockfisch – –«

Sonntags endlich gab es zur Erhebung des Gemütes einen Plumpudding, der sich wie ein Bleiklumpen anfühlte und bis zum nächsten Sonntag zwischen den Zähnen steckenblieb. Das einzige nicht rationierte Nahrungsmittel an Bord waren die Biskuits. Die waren so hart und spröde wie Ziegelsteine und ein Attentat auf jedes normale Menschengebiss. Wollte man sie genießbar machen, so füllte man sie in einen Sack, den man von außen mit einem eisernen Belegnagel bearbeitete. Die Krumen trug man zur Kombüse, wo sie mitsamt den Würmern und Maden vom Koch zu einem glorreichen Brei aufgekocht wurden. Ich habe vorher und nachher schon bessere Speisen gegessen, aber keine mit größerem Appetit. Denn Hunger ist bekanntlich der beste Koch.

Das Murren über Koch und Küchenzettel ist das Vorrecht eines jeden echten Matrosen, nicht anders wie bei den Soldaten. Auch an Bord der »Samoëna« machten wir keine Ausnahme von der Regel. Wir taten es auf deutsch, schwedisch, norwegisch, dänisch, finnisch, russisch, spanisch, nur nicht in englisch, wenigstens nicht in einem, das sich sehen lassen konnte in Westminster Abbey. Denn der Englän-

der betrachtete sich lieber die See am *weekend* im Seebad von Gravesend und von Scarborough, oder erlebte sie schauernd in den Romanen von Robert Lovis Stevenson oder Jack London.

Aus diesem Grunde waren die britischen Segelschiffe der Zufluchtsort für alle unruhigen Geister. Junges Volk, das sich abenteuernd durch die Welt schlägt ohne viele Gedanken. Das ist heute Farmarbeiter, morgen Pikkolo und Zahlkellner, übermorgen Hausierer in Patentmedizin und dann wieder Matrose. Letzteres erbt sich fort wie eine ewige Krankheit. Denn wer einmal Salzwasser gerochen hat, der dreht seine Nase immer wieder nach dem Winde. Verlockend ist hier auch die gute Bezahlung. Fünf Pfund gleich 100 Goldmark im Monat bei freier Station und keiner Gelegenheit zum Geldausgeben versprechen am Endziel der Reise schon ein paar glorreiche Tage bei Wein, Weib, Whisky und dergleichen Dingen. Jedoch – die Auszahlung erfolgt erst nach der Rückkehr zum Heimathafen in England – und das ist eben der Haken.

Wer wollte dieses Quecksilber zusammenhalten, durch zwei, drei lange Jahre? Kaum ist der Anker geworfen, so sind sie auch schon über der Seite und fort, wie die Zugvögel im Spätsommer. Der Kapitän steckt schmunzelnd die Heuer ein, derweil der Deserteur mit großen Augen und mit hungrigem Magen in der fremden Welt umherirrt, bis ein des Weges kommender Heuerbas mit einer Vorschussrate kommt und einen schönen Platz auf einem anderen »guten Schiff« anbietet.

Da denke ich in diesem Zusammenhang an den alten Tom – den armen, alten, graubärtigen Tom, der einst Schiffskamerad mit mir gewesen auf einer deutschen Bark, drunten am Kap Horn. Es war bereits das fünfundzwanzigste Schiff, auf dem er Dienste genommen, und noch niemals hatte er eine Abrechnung in seiner Hand gehabt in seinem ganzen Leben.

Ja, auch heute noch – und vielleicht mehr als je – geht mit wilden Augen die Unruhe durch die Länder und über die Meere. Auch in unserer Zeit der Motoren und der Dampfmaschinen ist noch Raum für das Abenteuer. Die Back im Mannschaftslogis, die Wände, an denen das Ölzeug und die Seestiefeln baumeln – wenn sie reden könnten, so würden sie wohl manchen Roman erzählen, der wilder und fantastischer wäre als irgendeiner von denen, die man in den Büchern lesen kann. Matrosen erzählen gern und viel, da sie viel freie Zeit haben, mit der sie sonst nicht viel anzufangen wissen. Man weiß ja, wie es zugeht, wenn so ein »oller ehrlicher Seemann« sein Garn spinnt. Er braut sich seinen Grog, er schiebt einen Priem in den Mund, und nachdem er sich mehrmals vernehmlich geräuspert, beginnt das Garn sich bedächtig abzuwickeln, verflochten mit furchtbar nautischen Ausdrücken, bei denen es einen ordentlich mit einer Gänsehaut überläuft. So steht es in den Geschichten. Aber die sind nicht immer ein getreues Abbild dieser kalten, bösen Welt. Seemannsgarne pflegen sich zumeist ganz anders abzuwickeln. Etwa nach diesem Muster:



»Hast du den dicken Jim gekannt?«

»Den mit den Sommersprossen?«

»Nein, den nicht! Jim O'Brien mit den roten Haaren und der gebrochenen Nase, der in Caseys Bar herumlungerte.«

»Der es mit Nelly hatte?«

»Rede mir nicht von Nelly! Die hatte auch noch einen anderen. Und eben darum ist er in Streit geraten mit einer Gesellschaft von Alaskafischern. Es hat blutige Nasen und gebrochene Rippen gegeben und was sonst noch. Und der Richter hat sie eingesperrt für drei Monate.«

»Armer Jim! Er hat immer eine böse Zunge gehabt, und mit dem Messer war er fast noch schneller als mit den Fäusten. Sonst aber war er ein ganz netter Junge.«

»Well, Jim war Schiffskamerad mit mir an Bord der *Glenbank*. Das war vor zehn Jahren. Er war Steuermann und ich Matrose. Und es war ein so feines Schiff, wie man nur sehen wollte. Doppelte Royalrahen und Leeseigel wie ein richtiger Yankeeclipper. Kommt nun eines Tages dort unten, bei den Poumosinseln ein Kanake an Bord und bringt ein Schwein. Sagt Jim zu mir:

›Komm her, Bill! Schlachte das Schwein. Du verstehst dich aufs Handwerk.<

Sage ich: ›No, Sir!<

Sagt Jim: ›Willst du die Arbeit verweigern?<

Sage ich: ›No, Sir!<

Sagt Jim: ›Du wirst tun, was ich dir befehle!<

Sage ich: ›Ich bin Matrose und kein Koch.<

Sagt Jim: ›Ich werde dich in Eisen legen lassen.<

Sage ich: (Folgt eine lange Reihe von Adjektiven, Substantiven, Pronomen, Superlativen und sonstigen Werturteilen, vor denen sich die Feder sträubt.)

Dann, nachdem das seelische Gleichgewicht wieder einigermaßen hergestellt ist, geht das Wechselspiel von Frage und Antwort munter weiter ›Sag ich, sagt Jim<.<

Über solchen und ähnlichen Geschichten waren wir – wie gesagt – allmählich in die Passatregion gekommen. Mächtig fuhr der Nordost in die Segel, und das Schiff jagte durch das blaue Meer mit der stetigen und unverdrossenen Schnelligkeit eines Dampfers.

Wer in seinem Leben noch nie durch den Passat gesegelt, der kennt das Meer nicht mit seinem Zauber. Tag für Tag ist es hier immer dasselbe Bild. Tiefblauer Himmel mit durchsichtigen Windwolken und tiefblaues Meer, auf dem die kräuselnden Wellen wie Silber glänzen. In den Nächten – den traumhaft schönen Tropennächten – der immer klare Sternhimmel und die phosphoreszierende See, die funkelnd und leuchtend, wie zahllose Diamanten, im schäumenden Kielwasser des Schiffes liegt. Dazu der immer gleiche Wind, der brausend durchs Tauwerk zieht und kühl und frisch sich in den Segeln fängt. Wer an Bord eines Dampfers diese Meere durchmisst, der bekommt nur einen höchst unvollkommenen Begriff von den Schönheiten des Passats. Denn hier ist es immer wieder die Maschine, die die Illusion verdirbt; das Mechanische, das sich

den Naturkräften entgegenstellt. Das Segelschiff dagegen ist ganz ein Spiel der Elemente. Hemmungslos gibt es sich hin an Wind und Wellen, als ob es ein Teil des Meeres selber wäre. So wie die Wellen kommen, so schwankt es in der Dünung; es legt sich über im Winde unter dem Druck der Segel. Jedes Tau ist gespannt unter der Last. Die Segel selbst scheinen etwas Lebendiges zu sein, wie mächtige Vögel, die mit den Möven um die Wette fliegen.

Je weiter man hineinkommt in die große Inselflur des Großen Pacific, desto lebendiger wird es ringsum. Kaptauben, Kormorane, langbeinige Fregattvögel flattern kreischend über dem Wasser. Ab und zu lässt sich ein ermüdeter kleiner Landvogel auf einer Rahnock nieder, oder ein mächtiger Albatros fühlt sich bemüßigt, von der Mastspitze Ausguck zu halten. In ganzen Scharen springen die fliegenden Fische vor dem Bug des Schiffes auf und huschen über das blaue Wasser wie kleine Vögel. Es ist alles so – und noch viel schöner –, wie man es in den Geschichten gelesen hat, und es ist einem, als ob im nächsten Augenblick Neptun selber aus dem Meere steigen müsste.

Wie bunt und vielgestaltig ist doch das Meer! Für den Dampferpassagier ist es freilich nichts als eine grenzenlose Wasserwüste, in der die Länder wie die Meilensteine stehen, je näher, je lieber. Anders aber sieht es von der Perspektive eines Segelschiffes aus. Da gibt es immer etwas zu sehen, und sei es nur eine vorüberziehende Wolke oder ein Schatten auf dem Wasser oder der Goldstaub eines

Sonnenuntergangs, der über der Dünung liegt. Zu keiner Zeit fehlt es an Begleitern, hungrigen Mäulern, die die weißen Segel verfolgen wie etwas Verwandtes. In der Nähe des Landes sind es die schreienden Möven, und später, wenn das Meer blauer und tiefer wird, kommt der Hai.

Jeder Seemann ist ein erklärter Feind dieser Bestien. Das Angeln nach ihnen gehört zu seinem Lieblingssport in den Freiwachen. Und wehe dem Burschen, der ihm unter die Finger kommt! Er peinigt ihn mit allen Höllenqualen. Kaum ein anderes Tier hat eine so ungeheure Lebenskraft wie der Hai. Man hat Exemplare gefunden, deren Rückgrat bereits gebrochen und von selbst wieder zusammengewachsen war. Wie dem auch sei: der Widerwille des Seemanns gegen diese Tiere ist nur allzu verständlich. Sie verpesteten das Meer mit lauernden Gefahren, nicht anders wie die Schlangen im Urwalddickicht. Keinen unheimlicheren Anblick kann man sich denken als dieses schleichende Untier, wie es mit weißglänzendem Bauch und dem Gebiss voll scharfer Zähne, wie das böse Gewissen selber, in dem blauen Wasser neben dem Schiffe einherzieht, oder wenn in den warmen Tropennächten das weite, nachtschwarze Meer lebendig wird von grellen, helleuchtenden Phosphorstreifen. Jeder Streifen ein Hai, jedes Leuchten der Tod.

Der Hai ist indes keineswegs das einzige der hungrigen Mäuler der Tiefsee, die sich dem vorübergleitenden Segler als Begleiter anschließen. Da gibt es Delphine und Schweinsfische, die sich vor dem

Bug des Schiffes tummeln. Am beliebtesten aber ist der Bonito, ein stattlicher, etwa anderthalb Meter langer Fisch, dessen überaus zartes Fleisch eine willkommene Abwechslung in den eintönigen Küchenzetteln von Hartbrot und Salzfleisch bringt. Zu seinem Fang hat man sich eine sinnreiche Methode ausgedacht. Mit einer aus einer sehr starken Leine hergestellten Angel setzt man sich auf dem Klüverbaum fest und lässt den am Haken befestigten weißen Leinwandfetzen über dem Wasser auf und ab tanzen, umso die Illusion eines fliegenden Fisches hervorzurufen. Hat man das zappelnde Ungetüm auf der Back, so schlägt es das Verdeck mit wahrhaft teuflisch anmutenden Schlägen, die das ganze Schiff vom Kiel bis zur Mastspitze zum Erzittern bringen.

Langsam begann der Wind abzuflauen. Der Himmel fing an, sich mit einem Dunstschleier zu überziehen. Unmerklich waren wir in die Kalmenzone des Äquators gelangt, die der Seemann als *Mallpassat* bezeichnet, offenbar ein Wort spanischer Herkunft, das mit der Silbe *mal* die schlechten Windverhältnisse jener Meeresstriche, im Gegensatz zu den günstigen Passatregionen, bezeichnet.

Die englischen Seeleute nennen diese Gegend die *dull drums*; ein ungemein bezeichnendes Wort. Kommt man aus dem Passat, dem hellen, lustigen Passat mit seiner fröhlichen Brise und dem immer klaren, kristallblauen Himmel, so ist es, als ob man aus einem hellen Frühlingstage mitten in den Sommer hineinfahre. Drückende Hitze und glühende

Sonne. Dampfend steigt das überhitzte Wasser in die dunstige Atmosphäre und prasselt wieder hernieder in wilden Schauern. Bald wölbt sich wie eine mächtige Glocke ein dunkelblauer Himmel, und das Wasser liegt regungslos darunter wie ein matter Spiegel aus geschmolzenem Blei. Bald wieder brauen wilde Böen am dumpfen, gewitterschwangeren Himmel. Schwarz wie die Nacht steigen sie über den Horizont und kommen blitzschnell herangefegt wie der leibhaftige Böse. Sie brüllen in den Segeln, sie schreien im Tauwerk und peitschen die Wellen zu schäumender Gischt. Unaufhörlich folgen sich die grellen Blitze im Krachen des Donners und werfen ein geisterhaftes Licht auf die weißen Schaumkämme der hohl rennenden See. Nach einer Viertelstunde ist alles vorbei und das Meer wieder so still, als könnte es durch alle Geister der Hölle nicht zum Aufruhr gebracht werden.

Dann kommt der Regen. Das Wort *tropischer Regen* bekommt man oft zu hören, wenn es gelegentlich einmal ordentlich gießt bei uns zu Hause. Wer aber noch nie einen Äquatorialregen auf hoher See erlebt hat, der kann sich schlechterdings keinen Begriff machen von der Gewalt dieser Wolkenbrüche. Nicht in Tropfen, nicht in Strichen, nicht einmal wie mit Kübeln, sondern wie eine einzige Wasserwand kommt die Flut vom Himmel gestürzt, als ob sie Schiff und Wasser in einer neuen Sintflut ersaufen wolle. Das ist dann allemal eine Zeit der Ernte für den Segelschiffmatrosen. Das *frische* Wasser begrüßt er mit Begeisterung, wie die Kinder

Israels das Manna, das vom Himmel regnete. Überall stellt er Pützen und Balljen auf, damit so wenig wie möglich von dem Schatz verlorengelasse, denn was Süßwasser bedeutet, das weiß am besten der Matrose, der damit sparen und haushalten muss an kurzen Rationen durch lange, lange Reisen.

Es kommen Tage, in denen der Wind alle drei Minuten aus einer anderen Richtung pfeift, und andere Tage und oftmals Wochen, wo nicht ein Hauch von Wind über das regungslose Wasser geht. Schlaff hängen die mächtigen Segel an den Rahen und schlagen mit donnerndem Getöse gegen die Masten, wenn das Schiff weit überholt in der langen Dünung. Brennend heiß liegt die Sonne auf dem Verdeck. Das Pech beginnt zu kochen zwischen den Planken, die selbst wie Feuer brennen und nur durch ständiges Aufgießen von Wasser einigermaßen gangbar sind für die bloßen Füße. Kein trübeeres, kein niederdrückenderes Gefühl kann es geben als dieses! Man schaut über die Reling hinweg auf die unendliche Wasserfläche, die sich gleichmäßig hebt und senkt wie unter dem Atem eines Riesen. Dumpf und schwer liegt sie da im matten Scheine des dunstigen Himmels. Die heiße Luft zittert über dem Wasser. Vergeblich blickt man nach allen Richtungen, ob nicht irgendwoher eine Brise oder doch nur ein Luftzug kommen wolle. Zuweilen fährt ein Hauch in die Segel, oder es kräuselt sich irgendwo die See unter einem leisen Luftzug, den der Seemann eine Katzenpfote nennt. Aber ehe man noch richtig gehofft, ist schon wieder alles vorbei und To-

desstille wie zuvor.

Das ist die Zeit, in der selbst die abgehärteten Seeleute anfangen nervös zu werden, und die am allermeisten. Die Zeit, in der sie die Masten am Achterende kratzen und volle Rumflaschen ins Wasser werfen, um den Meergott zu versöhnen. Die Zeit, in der die Langeweile und das Missvergnügen in allen Ecken lauern und die böse Händelsucht wie ein Gespenst über die Deckplanken schreitet. Nichts gibt es in der Tat, das niederdrückender wäre für einen ehrlichen Seemann, als schlaff von Rahe und Gaffel herunterhängende Segel. Man sieht die schwere Leinwand, die immer von neuem mit donnerndem Gepolter gegen die Masten schlägt, man spürt das Rollen des Schiffes von Reling zu Reling, ein Spiel der Dünung, wie ein totes, verlassenes, hilfloses Wrack im endlosen Meere. Da fängt man an zu mau-len und zu rasonieren, wie es noch allezeit das Vorrecht der Seeleute gewesen ist und wie es so schön und bildhaft auch nur diese können.

Nur der Kapitän blieb immer derselbe. Von allen Kapitänen, die ich je gesehen habe, war dieser der merkwürdigste. Und ich bin doch schon unter allerlei Herren gefahren in meinem Leben. Grimmige Seelöwen und Seewölfe, die vor keinem Wetter die Segel strichen, hochmutstolle, arbeitswütige, die sonntags das Verdeck mit Sand und Steinen schrubb-ten ließen, wieder andere, die jeden Morgen für sich selber Messe lasen und zwischendurch in jedem Hafen für dreißig Silberlinge den Schiffsprovi-ant an die Händler verschachteten. Das alles waren



Typen, die immer wieder auftauchen aus dem Wasser der Tiefsee, solange es Menschen und Schiffe gibt. Dieser aber war eine Klasse für sich. Gleich nach der Abfahrt von San Franzisko tauchte er unter in seine Höhle und kam erst auf der anderen Seite der Linie wieder zum Vorschein. Nicht einmal der an jedem Tage um die Mittagsstunde sich wiederholende feierlichste Akt an Bord eines englischen Seglers, die Ausgabe des *lime-juice*, vermochte ihn zu einer Änderung dieser Gepflogenheit zu verleiten.

Zitronensaft – englisch: *lime-juice* – ist das beste Vorbeugungsmittel gegen die große Geißel der Tiefsee, den Skorbut. Aus diesem Grunde muss laut gesetzlicher Bestimmung einem jeden Manne der Besatzung an Bord eines britischen Schiffes zu bestimmter Stunde am Tage ein Glas Zitronenwasser verabfolgt werden. Daher rührt der Name *lime-juicer* für britische Segelschiffe, der unter Seeleuten gang und gäbe ist. Das gänzlich ungezuckerte Zeug schmeckt abscheulich bitter. Wer immer kann, der drückt sich von der Kur, und die persönliche Anwesenheit des Kapitäns ist deshalb unbedingt vorgeschrieben. Aber selbst diese eindeutige Vorschrift vermochte den Herrn und Gebieter an Bord der *Samoëna* nicht von seiner Gewohnheit abzubringen. Unten in der Kajüte füllte er die Gläser und reichte sie dem Steuermann durch das Scheinlicht. Dieses ist für Jim, dieses für Jan, Jack, Charley usw.

Einmal, als wir noch im Nordostpassat waren,

hatte der Kajütsjunge sich den Magen verdorben, und ich musste inzwischen seine Stelle einnehmen. Das betrachtete ich als Eingriff in meine seemännischen Vorrechte. Zum Tellerwaschen, Messerputzen und Fußbodenschrubben war ich nicht an Bord gekommen. Am meisten aber ärgerte mich die Tasse, in der ich ihm jeden Morgen seinen Kaffee an die Koje bringen musste. An der war ein wunderschöner Kranz von Vergissmeinnicht, und darin stand in zierlichen Buchstaben: *Love!* Pfui Teufel!

Tief litt ich unter den mir zgedachten und zuge-  
muteten Demütigungen. Ich wollte das Schiff abbrennen oder doch wenigstens die anstößige Kaffeetasse zerbrechen bei erster Gelegenheit. Indes: Zu etwas ist immer auch das Unglück gut. Schon während der ganzen Reise hatte ich mit einer gewissen Ehrfurcht nach dem geheimnisvollen Reich geblickt, das sich da achterkant des Großmastes ausbreitete.

Was er dort wohl treiben mochte während des ganzen Tages? Und wie es wohl aussehen mochte in dieser Höhle? Ich war deshalb nicht wenig erstaunt, wie sich alles ganz anders darstellte. Hier war alles blitzblank, sauber und jedes Ding an seinem Plätzchen. Vor dem Bullauge hing sogar ein Spitzenvorhang, und auf dem Tisch lag eine wunderschöne Kaffeedecke von gewürfeltem Muster. Der Kapitän lag lang ausgestreckt auf dem Sofa, genau so wie damals, als ich ihn zum ersten und letzten Male gesehen im Hinterzimmer beim Heuerbas in San Franzisko. Und auch diesmal war, genau genommen, nichts weiter von ihm zu sehen als die grünen Pan-

toffeln, die auf der Sofalehne ruhten. Mürrisch brachte ich ihm den Kaffee, mürrisch fegte ich das Zimmer und tat überhaupt das Menschenmögliche, um meine mangelnde Begabung für diesen neuen Beruf ins rechte Licht zu setzen. Der Kapitän aber schien trotz allem zufrieden zu sein mit seiner neuen *Perle*, denn als nach drei Tagen der rechtmäßige Kajütsjunge wieder auf der Bildfläche erschien, da sagte er ihm, er solle sich zum Teufel scheren und ich solle den Posten übernehmen für den Rest der Reise. Das traf mich wie ein Blitzschlag, denn so etwas glaubte ich nicht verdient zu haben nach meinen dreitägigen Bemühungen. Noch am selben Tage schüttete ich die heiße Asche seiner Pfeife auf die wunderschöne Tischdecke und wurde stehenden Fußes aus dem Paradiese verstoßen.

Wenn es einen Matrosen gibt, der den ganzen Abscheu des Seemanns herausfordert, so ist es der Jonas. Der alte, echte Jonas zwar, den der Walfisch verschmähte, hat sich längst zu seinen Vätern versammelt. Aber sein Geist erbt sich fort wie eine ewige Krankheit, solange es Schiffe und Matrosen gibt. Kommt irgendwo ein Jonas an Bord, so ist es aus mit dem Glück, und man marschirt von Verderben zu Verderben mit der Gewalt eines unabänderlichen Schicksals. Aberglauben? Gemach! Was wisst ihr von den Launen der Tiefsee?

Ich glaube fast, dass ich selbst so ein Jonas bin. Wo immer ich mir anmaßte, meinen Fuß auf die Deckplanken zu setzen, da begann auch schon ein Wetter zu brauen. Einmal war es auf einem Wal-

fischfänger. Der blieb drei Jahre lang im Eise stecken. Ein andermal war es auf einem amerikanischen Schoner. Der wurde entmastet an der chilenischen Küste. Wieder ein andermal rannten wir mit einer schmucken deutschen Bark einen englischen Viermaster in den Grund. Und das mitten im Hafen von Falmouth. Und nun hier! Da lagen wir nun schon drei Wochen lang regungslos in der Kalmenzone an der Linie; ein willenloses Spiel der Dünung, nicht anders wie das erste beste Wrack. Immer heißer brannte die Sonne. Das Wasser lief glucksend an der Schiffsseite. Schwerfällig hob und senkte sich die glatte, ölige Fläche und warf das Schiff von Reling zu Reling. Man sah hinein in die dunstige, flimmernde, hitzesprühende Atmosphäre über dem dampfenden Wasser und wunderte sich, ob je wieder ein Windhauch kommen würde aus der brütenden Stille dieser Äquatorhölle. Die Matrosen maulen, der Steuermann ging mit hoher Fahrt auf dem Achterdeck auf und ab, und jeder war der Ansicht, dass so etwas noch nicht vorgekommen wäre seit Menschengedenken.

Es war ein Glück, dass wir uns in unserem Unglück noch mit anderen trösten konnten. Ein ganzer Kongress von aufgehaltenen Seglern hatte sich zusammengefunden. Kein Tag verging, ohne dass irgendwo unter dem Horizonte ein Schiff aufgetaucht wäre mit schlaffen Segeln, ebenso hilflos wie wir selber.

Eines Tages kam ein Fahrzeug in Sicht, über das sämtliche Fachleute die sachverständigen Köpfe

schüttelten. Es war ein breitgebautes Holzschiff, das an die Zeiten von Anno dazumal erinnerte. Auch die Takelage – eine Brigg mit sogenannten *skysails* an den mächtig hohen Masten – nahm sich aus wie ein Kapitel aus den Seeromanen des ollen ehrlichen Kapitän Marryat. Dicht an unserer Seite trieb sie vorüber, sodass der Name deutlich zu lesen war am breit ausladenden Heck: *Pacific Queen – San Francisco*.

Es war ein sogenannter *Trader*, der die Südseeinseln abklapperte auf der Suche nach Kopra. Da sie dort zeitweilig ebensowenig zu tun hatten wie wir selber, benutzten sie die Gelegenheit, uns zu besuchen – zu *gammen* sagt der Seemann. Drüben wurde ein Boot niedergelassen, und unter Führung eines sehr smart aussehenden Yankees kam eine Gesellschaft von braunen, hochgewachsenen Kanaken an Bord, von denen jeder einzelne ein Riese war. Sie grinsten über das ganze Gesicht und zeigten wunderschöne weiße Zähne. Es dauerte eine Weile, bis die Unterhaltung in Fluss kam mit den exotischen Gästen, die da wie Neptun selber aus dem Meere gestiegen kamen, aber dann ging es umso besser in einem glorreichen Pidginenglisch. Als Gastgeschenke brachten sie Bananen und Ananas und als besondere Zugabe ein halbes Schwein. Dieses wurde – wie sich denken lässt – mit Freuden begrüßt als Abwechslung im eintönigen Speisezettel von Salzfleisch, Stockfisch usw. Am zweiten Tage fand es ebenfalls noch Gnade vor den Augen der Feinschmecker. Am dritten fingen sie an zu murren. Als aber

am vierten gar ein Huhn auf dem Tisch erschien, da kam es zur offenen Meuterei:

»Ist das auch ein Essen für Männer?«

Ein Wort gab das andere, und ehe man sich's versah, marschierten sie alle im Gänsemarsch achteraus, voran ein großer, rothaariger Bursche mit Namen Tommy, der von Anfang an das große Wort geführt im Mannschaftslogis. Und ich ging auch mit den Demonstranten, denn mit den Wölfen muss man heulen. Oben auf dem Achterdeck empfing uns der Erste Steuermann.

»Was wollt ihr?« fragte er verwundert.

»Wollen den Kapitän sprechen!«

»Allright.«

Herauf kam der Kapitän mit einem großen bunten Halstuch und den unvermeidlichen grünen Pantoffeln. Erwartungsvoll schaute er sich um.

»Well?«

»Sehen Sie sich das an, Sir!« sagte Tommy mit vor Zorn bebender Stimme, während er ihm die volle Suppenschüssel unter die Nase hielt.

»Denke mir, dass das ein Huhn ist«, antwortete der Kapitän mit seiner dünnen, pfeifenden Stimme.

»Haben wir für Huhn gemustert, Sir?«

»Das nicht gerade.«

»Oder für Schwein?«

»Auch das nicht.«

»Oder für Kokosnüsse, oder für Bananen und sonstiges Kanarienvogelfutter?«

Das war nun eine äußerst kühne Sprache, die sonst nicht üblich ist an Bord der Schiffe in Gegen-

wart des Kapitäns. Dieser aber ließ sich nicht aus der Fassung bringen. Offenbar kannte er seine Pappenheimer.

»Und was soll das wohl alles?« fragte er zögernd.

Einen Augenblick herrschte erwartungsvolles Schweigen. Dann fuhr Tommy in seiner Rede fort:

»Was das soll? Das wird wohl was sollen. Sonst wären wir nicht hierher gekommen. Protest der Mannschaft – beg your pardon, sir! 's ist ein Monat von Sonntagen, seit wir unsere Rationen nicht mehr bekommen haben. Seit einer Woche haben wir kein Salzfleisch und keinen Stockfisch mehr gesehen, Sir, obwohl es doch groß geschrieben steht auf der Speiserolle, die im Mannschaftslogis hängt. Darum haben wir uns die Freiheit genommen, Ihnen im Namen von allen Mann an Bord diese Klage zu unterbreiten und Ihnen zu sagen: Behaltet Eure Hühner und gebt uns, für was wir gemustert haben!«

Nach dieser oratorischen Anstrengung machte er eine komische kratzfüßige Verbeugung, und ohne ein weiteres Wort marschierten alle wieder hinunter aufs Großdeck. Überflüssig zu sagen, dass es fortan keine Hühner mehr gab im Mannschaftslogis der »Samoëna«.

Die Luft war – wie gesagt – geladen mit Zündstoff, und sicher wären auf diesen ersten bald noch weitere Ausbrüche der kochenden Volksseele gefolgt, wäre nicht endlich, endlich doch eine kleine, gottgesandte Brise aufgesprungen, die uns sachte hinübertrug in die Region des Südostpassats. Wieder ging es wochenlang südwärts vor einer fröhli-

chen Brise. An der Steuerbordseite begann die hohe, waldige Norfolkinsel aufzusteigen, und alle fingen an zu wetten, ob wir nun Montag, Dienstag oder Mittwoch die australische Küste in Sicht bekommen würden. Nur Smutje, der Koch – einer von der deutschen Wasserkante – beteiligte sich nicht an dem müßigen Spiele.

»Von wegen australischer Küste!« lachte er wegwerfend. »Könnt froh sein, wenn ihr überhaupt noch hinkommt. Denn dieses ist ein bannig böses Wasser.«

Das »bannig böse Wasser« aber schien sich besser zu machen, als Smutjes Unkenrufe voraussehen ließen. Lustig ging es weiter vor einer frischen Brise. Schon saßen verflogene Landvögel auf den Toppen. Fern im Westen stand der Widerschein des mächtigen Blinkfeuers von Sydney unter dem Horizonte. Da starb der Wind ganz plötzlich aus. Die See war mit einemmal wieder so glatt und glasig wie nur irgendwo unter der Linie, und die Dünung rann unheimlich hoch. Überall wetterleuchtete es in der schwülen Nacht, grelle Blitze tanzten am gewitterbrütenden Himmel. Als dann die Nacht vollends hereinbrach, zeigte sich ein Anblick, den ich nimmer vergessen werde, und wenn ich so alt werde wie Methusalem selber. Auf jeder Mastspitze, auf jeder Rah-nock tanzten bläulich-weiße Flammen wie das Licht über der Spiritusflamme. Wo immer ein fester Punkt hinausragte, ein Block, eine Talje, eine Rah-nock, da standen die bleichen Irrlichter bis hinauf zur obersten Mastspitze, wie die Kerzen eines mäch-



tigen Weihnachtsbaumes. Sankt-Elms-Feuer nennt man diesen auf eine elektrische Überladung der Luft zurückzuführenden Vorgang. Keine spukhaftere Erscheinung kann man sich vorstellen als diese. Nur ungern sieht sie der Seemann, denn sicherer noch als jedes Barometer deuten sie auf das Herannahen eines Sturmes.

Und er kam. Bald war er über uns mit Schreien und Toben. Herausfordernd piff der Wind in der Takelage. Die eben noch so ruhige See war plötzlich lebendig im Aufruhr der Elemente. Wie wilde Tiere kamen die Wellen aus dem Dunkel herausgesprungen mit grell weißen, phosphoreszierenden Schaumkämmen, die im Wüten des Sturmes zu Pulver zerstoßen. Wie mächtige graue Wände türmten sie sich vor der Reling auf, als ob sie im nächsten Augenblick das schwache Gebilde des Menschen zu Atomen zerschmettern wollten.

Das ist die Zeit, in der der Seemann zeigen muss, was in ihm ist! Das ganze Verdeck ist dann lebendig in kochendem Schaum und zischender Gischt. Immer von neuem kommen polternde Sturzseen, die das Schiff in allen Fugen erzittern machen. Alles glüht und funkelt in dunkler Nacht im leuchtenden, glimmenden Phosphorlicht. Was nicht ganz niet- und nagelfest ist an Deck, wird zusammengeschlagen wie ein Kartenhaus. Durch alle Luken dringt die Flut mit unwiderstehlicher Kraft. Jedes Bullauge wird eingeschlagen. Von oben bis unten stürzt das Wasser in das Deckhaus. Schwere Seekisten rutschen polternd von einem Ende des Logis

zum anderen. Das nasse Ölzeug und die Seestiefel an der Wand schwingen melancholisch hin und her und klatschen gegen die Wand bei jedem Überholen des Schiffes. Und immer tagaus, tagein das gleiche Schreien und Heulen des Windes in der Takelage, das Donnern und Poltern der Sturzwellen, das hohle Brausen der rennenden See.

Mehr unter als über dem Wasser liegt das Verdeck. Zur Ermöglichung des Verkehrs sind Strecktaue von einem Ende zum anderen gespannt, an denen man sich vorwärtstasten muss durch den Aufruhr der Elemente, wenn man nicht gewärtig sein will, im nächsten Augenblick ins Meer hinausgefeßt zu werden von einer überkommenden Sturzsee. Nicht einen trockenen Faden hat man am Leibe, nicht einen warmen Bissen bekommt man zu essen in langen Wochen, weil die alles durchdringende Flut auch in Smutjes Reich über den Kochherd gelaufen ist. Frierend hockt die Wache auf dem Achterdeck, im Lee des Kartenhauses und schaut auf das Kommen und Gehen der wilden Böen, die, eine immer schwärzer als die andere, über den Horizont heraufsteigen, und kuschelt sich in Erwartung des Befehls, der im Toben des Sturmes über das Großdeck hallt:

»Klar beim Bramfall!«

Gerade aus Westen kam das Wetter und trieb uns bald aus dem Bereich des großen Blinkfeuers, das schon so verheißungsvoll herübergewinkt hatte. Ein Tag verging um den anderen, und immer weiter wurden wir hinausgetrieben in die hohe See.

Hart beigedreht lag das Schiff, direkt in den Zähnen des Windes. In jeder Woche mindestens einmal mussten wir über Stag gehen. Ächzend flogen die Rahen herum, während der Wind mit Ungestüm von vorne in die Segel fuhr und das mächtige »Ra!« des Kapitäns auf der Kommandobrücke das Schreien des Sturmes übertönte.

Er war es wirklich! Was das schönste und mildeste Passatwetter nicht vermochte, das hatte der erste Hauch des heranwehenden Unwetters fertiggebracht. Bedächtig war er aus seiner Höhle heraufgestiegen, aber nicht mehr in den grünen Pantoffeln und dem scheckigen Halstuche, sondern ganz seemännisch aufgetakelt, in Ölzeug und Südwester. Und wich nicht mehr von seinem Posten in langen Tagen und Nächten und schritt auf und ab auf der Wetterseite des Achterdecks und war auf einmal ganz Kapitän, und die Steuerleute, die sich kurz zuvor noch so gebläht hatten auf dem Achterdeck, wurden ganz klein und hässlich.

Nach etwa einer Woche schlug der Wind plötzlich nach Osten um. Der Kapitän ließ die Bramsegel heißen und das Großsegel beisetzen. Da murrten die Steuerleute und sagten, man solle ihn in Eisen legen. Reiner Selbstmord sei solches Segeln. Inzwischen taten sie doch, was ihnen geheißen, denn das kleine Männchen dort oben hatte einen bösen Blick in seinen Augen, aus dem man unschwer erkennen konnte, dass die Ära der Pantoffeln vorüber war. Wie ein wildes Tier sprang der Sturm in die Segel. Jedes Tau in der Takelage straffte sich zum Zersprin-

gen, als ob es das ganze Gebilde aus den Fugen reißen wollte. Weit überliegend, mit der Leereling hart auf der schäumenden Gischt, jagte das Schiff durch das Wasser. Fast schien es, als ob die Nock der Großrahe die See berühren wollte. Alle Schiffsplancken ächzten und stöhnten unter dem mächtigen Druck. Wie ein Sturmvogel rannte das Schiff vor dem Orkane, und hinterher türmten sich mächtige Wellenberge wie verfolgende Ungeheuer. Das Großdeck war nur noch ein einziger Hexenkessel von zischendem Schaum und fliegender Wasserstaub. Der erste Steuermann fluchte vor sich hin, aber der Kapitän stand unbeweglich neben dem Mann am Ruder und schaute starr in das helle Kompassgehäuse. Mir selbst wurde unheimlich zumute bei dem Anblick, und ich wunderte mich, was wohl werden sollte, wenn der Spuk noch länger andauere. Bisher waren wir »Schip ohn' Kaptein« gewesen; wenn es nicht bald anders komme, könnte er zur Abwechslung einmal »Kaptein ohn' Schip« sein.

»Lenzen« nennt der Seemann das Davonrennen eines Segelschiffes vor dem Sturme. Es ist die gefährlichste Art, einen Sturm »auszureiten«. Hat man sich erst einmal darauf eingelassen, so kann man bei orkanartigem Winde das Schiff nicht mehr beidrehen, sondern nur noch auf Gedeih und Verderb vor dem Wetter herjagen. Bei der schnell rennenden See kommt es darauf an, dass man schneller als diese segelt, da man sonst von den ungeheuren Wellen gepackt und zerschmettert wird. Aus diesem Grunde muss man möglichst viele Segel stehen las-

sen, selbst auf die Gefahr hin, dass sie vom Sturme zerrissen werden. Eine weitere Gefahr ist das unheimliche Schlingern des Fahrzeuges. Liegt das Schiff am Winde, so verleiht ihm der auf den Segeln liegende Druck ein gewisses Gleichgewicht, jagt es dagegen vor dem Sturme, so schlingert es hemmungslos nach allen Launen der See, als ob es die Masten selbst aus seinem Rumpfe rollen wollte.

Tagelang eilte die »Samoëna« vor dem Oststurm. Eines nach dem anderen zerplatzten die Segel mit donnerndem Knall. Funkensprühend schlugen die schweren Schotblöcke gegen die Masten. Die zerrissenen Fetzen blähten sich wie schwarze Nachtvögel und stoben davon in das wütende Wetter. Beängstigend rollte das Schiff von Seite zu Seite, als ob es im nächsten Augenblick in die Wellen tauchen und kopfüber in der Tiefe verschwinden wolle. Bald stand der Widerschein des Blinkfeuers von neuem hell am Himmel. Der Sturm ging über in eine frische Brise. Zwitschernde Landvögel hockten auf den Rahnocken. Seit langem schien wieder einmal die Sonne. Das Wasser glitzerte, und die Möven kreischten. Von der blauen Küste kam ein qualmender Schlepper. Bei völliger Windstille liefen wir durch die enge Einfahrt in den Hafen von Newcastle ein. Da waren wir in Australien.

## Zwölftes Kapitel|Heimwärts im Heizraum

EIN VERLOCKENDES ANGEBOT. – ICH VERSUCHE MEIN  
GLÜCK ALS SCHIFFSHEIZER. – BESUCH IN DER  
UNTERWELT. – DIE WELT UNTER PALMEN. – DIE WELT  
DER SCHIFFSHEIZER. – ORIENTALISCHE  
HANDELSGESCHÄFTE. – ALLERLEI GELDSTÜCKE. –  
PIDGINENGLISCH. – NÄCHTLICHES ABENTEUER. – DER  
VERKANNT CHINESE. – DIE MENSCHENJAGD. – IM  
INDISCHEN OZEAN. – DAS ROTE MEER. – DIE HÖLLE IM  
HEIZRAUM. – TROPENKOLLER. – MANN ÜBER BORD. –  
DIE NACHT IM SUEZKANAL. – ANKUNFT IN MARSEILLE. –  
BESUCH VON BRUDER STRAUBING. – WIR FÜTTERN  
UNSERE GÄSTE UND SIE ERWEISEN SICH ERKENNTLICH. –  
DAS VERGESSENE WEINFASS. – ICH WERDE IN UNGNADE  
ENTLASSEN. – EIN ZWEIFELHAFTES GESCHEHNIS. – DIE  
LANDSMÄNNIN ALS VERFÜHRERIN. – AN DER DEUTSCHEN  
GRENZE. – KONFLIKT MIT DER OBRIGKEIT. – PA-PIE-RE?  
– ENDLICH ZU HAUSE!

Von Australien nach Europa kann ein Postdampfer bequem in einem Monat fahren. Die »Altona« hatte es weniger eilig. In gemächlichem Tempo pflügte sie durch das blaue Tropenmeer auf allen Ab- und Beiwegen Indiens, zwischen flachen Inseln, auf denen die Kokospalmen im Monsun rauschten und weiße Bungalows aus hellgrünen, breitblättrigen Bananenhainen leuchteten. Von einem weltverlassenen Hafen ging es zum anderen in beschaulicherweise. »Komm ich heute nicht, komm ich mor-

gen.« Überall ankerten wir an der Leeseite der Korallenriffe, an denen die dunkelblaue See sich donnernd brach in weißleuchtenden Kämmen, inmitten stiller Lagunen, wo ein moderiger, salziger Geruch über dem erhitzten Wasser lag und ringsum auf dem niedrigen, kaum über die Meeresfläche hinausragenden Strände die hohen, windzerzausten Kokospalmen standen, als ob sie aus dem Meere selbst herausgewachsen wären. Es kamen Leichter vom Lande mit schweren Koprasäcken und nackten, kupferbraunen Kulis. Es kamen Europäer an Bord mit weißen Anzügen und zitronengelben Gesichtern, Chinesen, die Pidginenglisch schnatterten, dunkle, beturbante Malaien, die wie Seeräuber aussahen, und sonst noch allerlei Volk, für das die Schulweisheit nicht ausreicht. Wir kamen vorbei an üppigen orientalischen Hafenplätzen mit vielen kleinen Treppen und engen, seltsam verschnörkelten Straßen, mit Moscheen, Minaretten und mauschelnden Basaren wie in Tausendundeiner Nacht. Ja, das war die weite Südsee, wie ich sie mir nur immer vorgestellt hatte in meinen wildesten Träumen, oder der bunte Orient, der auf lautlosen Pantoffeln schlürfte!

Soll ich von jenen drei Monaten erzählen? Es waren vielleicht nicht die schlimmsten, sicherlich aber die beschwerlichsten meines ganzen Lebens. Noch heute, wenn ich daran zurückdenke, so steigt es vor mir auf wie Ruß und Rauch und weißglühende Hitze vor rasenden Feuern. Zu guter Letzt hatte ich mich nämlich verleiten lassen, mich noch einmal in einem neuen Berufe zu betätigen, nachdem ich

meine Kunst schon in so manchem versucht hatte auf der langen Reise um die Erde. Aus irgendeinem Grunde – oder aus gar keinem Grunde, wie das in solchen Fällen meistens ist – war auf der »Altona«, die in Newcastle dicht neben der »Samoëna« lag, das Desertierungsfieber umgegangen. Alle Mann des Heizer- und Maschinenpersonals waren Knall und Fall davongelaufen nach den Goldminen, zu den Känguruhs, oder was immer sonst als australisches Wunder in ihren armen Köpfen gespukt haben mochte. Nun war an deren Stelle eine recht gemischte Gesellschaft an Bord gekommen: Strandläufer, Gelegenheitsarbeiter und ähnliche Tagediebe von der Sorte, die man in Australien »Sydney Larri-cans« nennt. Der erste Maschinist betrachtete sich kopfschüttelnd die Gesellschaft und meinte, dass der beste unter ihnen den Strick nicht wert sei, mit dem man ihn aufhänge. Und ob ich nicht auch einmal mein Glück als Heizer versuchen wolle? Es sei ein Geschäft wie alle anderen, wenn man sich erst einmal daran gewöhnt habe, und weniger wie die anderen könnte ich doch auch nicht leisten in dem Handwerk.

Das war nun ein Vorschlag, den ich mit einem lustigen und einem traurigen Ohre anhörte. Ich war ja lange genug Matrose gewesen, um auf die Männer von der schwarzen Zunft herunterzusehen mit der ganzen Geringschätzung einer teergeschwärzten Tiefwasserseele. Das Hinuntersteigen in den Heizraum empfand ich als die tiefste aller Degradationen. Aber für sechs Pfund und zehn Schilling – so



sagte ich mir – kannst du deinen Charakter schon ein wenig in die Tasche stecken und deine Hände schmutzig machen. Ich war also mit dem Vorschlag einverstanden und ließ mich, trotz aller Bedenken, auf der »Altona« anheuern.

Der sehr wohlbeleibte und sehr kahlköpfige Maschinist – ich habe noch nie einen ersten Schiffsmaschinisten gesehen, der anders ausgesehen hätte – führte mich selbst über die engen Treppen hinunter in den Maschinensaal. An Bord eines Schiffes hatte ich mich reichlich auskennen gelernt in den letzten Jahren. Überall war ich zu Hause, von der Royalrahe bis hinunter zum Kielboden. Dieses aber war das erstemal, dass ich hinuntersteigen musste in die Eingeweide eines großen Dampfers. So düster war es dort unten, dass das vom Tageslicht geblendete Auge nur undeutliche Umrisse erkennen konnte. Je weiter man hinunterstieg auf den eisernen Stufen der steilen, halsbrecherischen Treppen, desto dunkler wurde es ringsum. Nur da und dort schimmerten undeutlich und unsicher verschleierte Lichter wie gelbe Punkte in der Finsternis. Ein dicker, widerlicher Ölgeruch lag schwer in der Atmosphäre. Es herrschte eine unerträgliche Hitze. Von überall her kam ein dumpfes Brummen und Summen, ein rhythmisches Stoßen und Klinken von Eisen, als ob in dieser Unterwelt der Zyklopen nicht mehr die Menschen, sondern die Dinge lebendig wären.

Langsam, während das Auge sich an die Dunkelheit gewöhnte, wuchs die Welt immer mehr aus der Finsternis. Eine nach der anderen traten die Gestal-

ten aus dem Schatten heraus und formten sich vor den Augen wie die Gespenster. Überall leuchtete Eisen und Kupfer. Überall hingen die Thermometer, die Manometer, die Wasserstandsgläser und all die anderen Dinge, die weiß Gott was für Zwecke dienten und denen man beileibe nicht zu nahe kommen durfte. Da lagen die Zangen und Hämmer auf den eisernen Arbeitstischen; metallisch glänzende Ölflecken auf dem eisernen Fußboden. Überall Eisen und wiederum Eisen und mächtige Maschinen, die feindselig in die Finsternis schauten in ihrer funkelnden Reinlichkeit. Am Ende des Maschinenraums kam man durch eine kleine Tür in den Heizraum. Das war, wie wenn man aus dem Fegfeuer in die Hölle käme.

Eine dicke, undurchsichtige Finsternis, in der die roten Feuerscheine wie mächtige Blitze sich ständig kreuzten in fantastischem Wechsel. In jedem Feuerblitz tauchten halbnackte, von dem Irrlicht zu Riesen verzerrte Menschengestalten auf mit grinsenden Fratzen. Ein Riesenkerl, der bisher regungslos in einer Ecke gestanden, erhob plötzlich seine Stimme zu donnerndem Getöse, das selbst den Lärm der rasenden Feuer übertönte: »Achtung! Schleuse!« Mit einem Ruck flogen alle Türen auf wie so viele Pforten zu dem Rachen der Hölle. Und so viele Teufel stürzten sich über das Unwetter und rüttelten mit langen Stangen an den weißglühenden Eingeweiden und entfachten die Feuer zu immer rasenderer Glut. Und schlugen mit einem Krach alle Türen wieder auf einmal zu. Und augenblicklich war

wieder dieselbe ägyptische Finsternis mit den zuckenden Blitzen und den schaurigen Grimassen. Das Feuer raste wilder wie je, und die Maschinen zitterten heftiger noch als zuvor in gieriger Gefräßigkeit. Ihr, die ihr noch je und je eure Kabinenplätze bei Cooks Reisebüro bestellt, die ihr flaniert und charmiert auf dem weißgescheuerten Promenaden-deck, die ihr euer ›ice cream‹ nascht bei schmelzender Musik im Wintergarten und abends unter dem Sonnensegel den Teetango abhaltet, was wisst ihr wohl von dem Hexensabbat, der dort unter der Wasserlinie die Menschen peinigt mit allen Höllenqualen, die Dante vergessen!

Wie dem auch sei: So sah die Hölle aus an diesem ersten Tage und so war sie an noch vielen anderen, die nachher kamen. Wir fuhren nordwärts in immer wärmere Meere, wo die fliegenden Fische wie zwitschernde Vögel über das dunkelblaue Wasser huschten und überall die unheimlichen, viereckigen Flossen der Haie aus der Tiefe auftauchten; wir kamen nach kleinen, weltverlassenen Hafenplätzen an der queensländischen Küste, wo die Sonne erbarungslos brannte und alles ringsum in eine liederlich-leichtsinnige Umwelt von Whisky und Wellblech getaucht war. Durch die heiße Torresstraße fuhren wir weiter nach Westen, mitten hinein in die nährhafte Welt der Sundainseln, von Celebes nach Java, von Java nach Sumatra. Hin und her ging es zwischen palmenbestandenen Inseln mit Namen, die nach allen Speisen Indiens rochen.

Aber was ist das alles für den Mann im Heiz-

raum? Er sieht nur selten den saphirblauen Himmel, nicht die phosphoreszierenden Wellen in den lauen Nächten, nicht die üppigen Inseln und die tobende Brandung, die silberhell aufspringt aus dem tiefen Blau der Tropenmeere. Je schöner und wärmer die Länder sind, desto heißer ist es drunten im Heizraum. Wir kamen nach blühenden Häfen mit hohen Palmen am Horizonte, mit violetten Hügeln und Hütten in Bambushainen, aber für den Heizer ist das alles schwarz wie die Kohle; ist alles nur Glut und Staub und bleierne Müdigkeit, und das wenige, was übrig bleibt in dieser Tretmühle für die Freuden des Lebens, das buchstabiert sich Whisky.

Manche trinkfeste Menschen hatte ich angetroffen in den letzten wilden Jahren, aber noch keine, denen der Alkohol so durch die Kehle floss, wie diesen! Kaum hatten wir irgendwo angelegt, so rannten sie, nackt und rußig wie sie waren, über die heißen Kais hinweg nach der ersten besten malaiischen Schenke, wo sie ein wirklich gutes Destillat, ähnlich dem Jamaikarum, verzapften. Singend und johlend kamen sie wieder an Bord, und es herrschte blaue Montagsstimmung bis zum nächsten Hafen. Das ganze Leben dieser armen Teufel war eigentlich nur von und für den Alkohol. Von was denn sonst sollten sie sich aufrechterhalten auf die Dauer? Von innen und außen muss man einheizen, wenn man bestehen will in solcher Hölle. Gleich am ersten Tage im Heizraum kam einer auf mich zu mit einer Flasche von konzentriertem Spiritus.

»Have a drink, Jack!«

Wohl oder übel musste ich schon einen Schluck wagen. Das Zeug brannte wie Schwefelsäure und roch wie Haarpomade. Unwillkürlich spuckte ich es wieder aus, sehr zum Missvergnügen meines neuen Freundes. Mit einem Blick starrte er mich zu Boden. Dann ging er fort, ohne mich noch eines weiteren Blickes zu würdigen, weder an jenem noch an irgendeinem folgenden Tage.

In Holländisch-Indien ist es in vieler Hinsicht nicht anders wie in Amerika. Die verschiedenen Städte und Hafenplätze sind alle einander gleich; von einer beleidigenden Gleichförmigkeit und Farblosigkeit, trotz des klaren Himmels, des dunkelblauen Meeres und des üppigen Pflanzenwuchses, der allenthalben förmlich überquillt aus dem reichen Boden. Wer eine gesehen hat, der kennt sie alle. Wenigstens ist das bei den Europäervierteln der Fall. Eine Atmosphäre der Ungeselligkeit liegt über ihnen allen. Weit zerstreut und wohl versteckt hinter dicken Büschen und fleischigen Blattpflanzen, als fürchteten sie sich voreinander, stehen die luftigen Bungalows. Es gibt natürlich große und kleine Bungalows, je nachdem einer Gouverneur oder Ratsschreiber ist. Aber abgesehen von dem Größenunterschied sind sie alle von einem Schema. Immer ist es dasselbe Dach aus Pech, Asbest oder sonstiger Masse, über dem die Hitze flimmert, dieselben Fenster mit den Moskitonetzen. Auf den Veranden stets dieselben Hängematten und Liegestühle, und es sind stets dieselben Menschen, die darin liegen. Es muss wohl irgendwo in Holland

oder in England eine Fabrik existieren, wo solche Behausungen am laufenden Band hergestellt werden, die man fix und fertig herüberschickt und hier aufmontiert unter Palmen. So nüchtern, praktisch, tot und wesenlos sehen sie aus. So wenig passen sie in die Gegend.

Eine Atmosphäre der Langeweile und der bleiernen Müdigkeit liegt auch über den breiten, schnurgeraden, wunderbar schön gehaltenen, von hohen Palmen beschatteten Straßen, auf denen auf lautlosen Gummirädern die Rikschas fahren mit ihren Insassen, die alle gleich gekleidet sind in tadellosem Weiß, sodass man die Menschen nicht voneinander unterscheiden kann, so wenig wie ihre Häuser. Nur an der Größe des Fahrzeugs und an der mehr oder minder selbstbewussten Miene des kupferbraunen Rikschaführers kann man zur Not noch seine Schlüsse ziehen: dieser wohnt in einem großen, jener in einem kleinen Bungalow.

Anders sieht es schon aus in der Eingeborenengstadt, die abseits davon sich wie ein mächtiges Ghetto ausbreitet. Holländisches Regiment ist immer ein mildes. Leben und leben lassen ist die Parole, solange nur Mynheer dabei auf seine Kosten kommt. Im großen und ganzen lässt er dem Leben seinen eigenen Weg. In den engen Gassen, zwischen den Tempeln und Moscheen, den finsternen Basaren und den übelriechenden Speisehäusern wickelt sich das Dasein orientalisch-beschaulich ab, und nur die seltsam anheimelnden Namen auf den Schildern an den Straßenecken erinnern an die

Fremdherrschaft: »Kolenweg«, »Bloemenstraat«, »Handelskai«. Zuweilen steht auch ein Denkmal für Ons Wilhelmin je mitten zwischen hohen Palmen und Hütten aus Bast und Palmblättern. Schier ungreiflich hoch ist der Wert des Geldes in dieser Umwelt. Wer einen Gulden sein eigen nennt, der geht wie ein König unter den anderen.

Aber wer besäße denn einen Gulden! Die gangbare Münze ist das Kupfer. Von diesen gibt es ein ganzes Museum. Runde, dreieckige, viereckige, halbmond- und schlüsselförmige, verbogene und zerhämmerte, mit dickem Grünspan überzogene uralte portugiesische von Macao, die wohl noch aus den Zeiten des Camões stammen. Andere aus Siam und Singapore, aus Arabien und Sansibar in den fantastischsten Gestalten, aber alle mit einem Loch in der Mitte, damit man den ganzen Reichtum hübsch sauber und ordentlich an einer Schnur um den Hals tragen kann. Du schlenderst vorbei an den Basaren mit einer Last von Kupfermünzen, die dir die Taschen eindrücken und kommst dir reich vor wie ein Krösus. Vor einem Basar bleibst du stehen und betrachtest einen der vielen dort feilgebotenen wunderschönen Kakadus.

Was der wohl koste?

Darauf furchtbare Grimassen und Gestikulationen mit allen zehn Fingern.

Du legst eine Kupfermünze auf den Tisch.

Allgemeines Wutgeheul aller Anwesenden.

Du greifst in die Tasche und ziehst noch ein halbes Dutzend anderer Münzen hervor.

Erneuter Massenprotest.

»Muchee more, mistah!«

Du greifst immer tiefer in die Tasche, und der Haufen Kupfermünzen wird immer höher. Scheiben, Schlüssel, Halbmonde türmen sich bereits zu einem ansehnlichen Haufen, aber immer ist er noch nicht zufrieden.

»Muchee, *muchee more*, mistah!«

Zufällig kommt ein kleines Zehncentstück aus der Tasche. Da funkeln die Augen. »*Allright*, mistah!«

Hastig greift er nach dem Geldstück und schiebt zu deinem Haufen von Münzen, Halbmonden, Schlüsseln usw. noch einen weiteren, den du als Kleingeld herausbekommst auf die zehn Cents. So hast du deinen Kakadu am Ende doch noch billig eingekauft. Aber kenne sich der Kuckuck aus in den Rechenmethoden dieses Landes! Ebenso eigenartig wie diese Handelsmünzen ist die Sprache, in der sich diese Geschäfte im Verkehr zwischen Europäern und Eingeborenen abwickeln. Es ist das über den ganzen äußersten Orient und bis zu den anderen Ufern des großen Pacific verbreitete Pidginenglisch. Alles ist auf kurze Formeln gebracht, wie Kinder es zu tun pflegen, wenn sie ihre ersten Sprechstudien machen.

Für diejenigen, die der englischen Sprache mächtig sind, gebe ich eine Probe aus dieser ›Lingua franca‹:

»*Catchee chow chow topside four piece man chop-chop*«, d. h. in Schriftenglisch: »*prepare dinner ups-*



*tairs for four gentlemen, immediately».*

Überall entlang der Küste der Sundainseln machte das Land dank der Jahrhunderte langen holländischen Kolonisationsarbeit den Eindruck einer alten Kultur und gesicherter Verhältnisse. Dies änderte sich jedoch im Quadrate der Entfernungen nach dem Innern. Zumal im Innern der großen Insel Sumatra war die Macht noch vielfach in den Händen einheimischer Sultane. Damals verging kein Jahr, das nicht mit blutigen Kämpfen ausgefüllt gewesen wäre, und es bedurfte einer großen Armee, um alle unruhigen Elemente in Schach zu halten. Der Holländer selbst fand an dem Dienst in seiner Kolonialtruppe keinen besonderen Gefallen. Er überließ den Dienst dem, der in solchen Fällen nie versagte: dem deutschen Michel.

In Strömen hat Busch und Urwald hier das deutsche Blut getrunken; nicht anders wie in Algerien, Marokko, Madagaskar, in Mexiko, in Nordamerika. Immerhin darf man die holländisch-ostindische Schutztruppe nicht in einem Atemzug nennen mit der französischen Fremdenlegion. Der Soldat wird hier menschlicher behandelt, und statt des traditionellen »Sou« bekommt er einen annehmbaren Sold, der es ihm ermöglicht, sich an jedem Zahltag einen glorreichen Rausch zu leisten. Abgesehen davon bekommt er – falls er es erlebt – nach Ablauf der zwölfjährigen Dienstzeit eine ansehnliche Pension und gegebenenfalls auch eine gute Zivilanstellung. Inzwischen sorgen Moskitos und Mikroben, und nicht zuletzt der starke Zuckerrohrschnaps dafür, dass der

Staat nicht allzu viel verliert an diesen Vergünstigungen. Wie es aber trotz allem um die Zufriedenheit der Leute mit ihrem Schicksal stand, das sollte ich bald selbst an einem kleinen Erlebnis erkennen.

Das war im Hafen von Padang auf Sumatra, in einer jener schwülen, gewitterschwangeren Tropennächte, die schwer und regungslos über Land und Wasser liegen. Schwärzer noch als die Nacht standen die Wolken am Himmel. Überall zuckten grelle Blitze, und immer von Zeit zu Zeit rauschte der Regen herunter mit prasselndem Ungestüm, wie es nur die Tropen kennen. Es war etwa um Mitternacht, als alles im tiefsten Schläfe lag und nur ich allein als Wachmann auf dem Verdeck zurückbleiben musste. Trübsinnig stand ich unter der Brücke vor dem Achterdeck und schaute hinaus in die fantastische Tropenlandschaft, die alle Augenblicke scharf und hell aus dem Dunkel aufsprang im grellen Scheine der Blitze und auf die dampfende Feuchtigkeit, die wie ein Nebel durch das Tauwerk zog. Ich sagte mir, dass man bei solchem Wetter wohl keinen Hund vor die Tür schicken möchte, als plötzlich, wie aus dem Boden gewachsen, ein Chinese vor mir stand. In Ausübung meines Amtes als Nachtwächter betrachtete ich mir diese Erscheinung etwas genauer. Dieser Sohn des Himmels schien mir nicht ganz echt zu sein! Der Zopf saß ihm auffallend schief, und die zitronengelbe Gesichtsfarbe war auch nicht waschecht, denn der Regen hatte breite Streifen abgewaschen. Zu allem Überflus redete der exotische Herr mich noch im schönsten Schwei-

zerdeutsch an. »Landsmann ...«

Verdutzt schaute ich ihn an. Da riss er Zopf und Hut herunter und fuhr mit beiden Händen in die langen, wilden Haare. »Landsmann, du *müescht* mir helfe! Wenn du a Mueter hascht un a Heimat, so müescht du mir helfe!«

»Das möchte ich wohl gerne«, antwortete ich, »wenn ich erst wüsste mit was?«

»Mit was? – Ha! ha!« – er lachte laut und verworren vor sich hin.

»'s Mul halta sollscht für zehn Rappa und d'Auga zu mache für fünf Minütle!«

Das sagte er mit so flehender, vor Erregung erhebender Stimme und starrte mich an mit so großen Augen voll irrsinniger Angst, dass ich nicht umhin konnte, so zu tun, wie mir geheißen. Ich machte die Augen indes nicht weit genug zu, um nicht zu sehen, wie er mitten im Toben des wieder losgeplatzten Gewitterregens wie ein Gespenst hin und her huschte auf dem Verdeck und dann plötzlich eine Luke öffnete und im Laderaum verschwand. Dann hörte man nur noch das Rauschen des Regens und das Krachen des Donners. Stundenlang grübelte ich nach über diesen Spuk in der Nacht, bis ich am Ende der Wache selbst zur Überzeugung gekommen war, dass alles nur ein Traum gewesen, wie er zuweilen aus den heißen Fieberdünsten der Tropengewitter aufsteigt.

Am nächsten Morgen in aller Frühe kam die Polizei an Bord. Es gab ein mächtiges Palaver auf dem Achterdeck. Dann schallte die Stimme des Kapitäns

über das Verdeck:

»Wer war hüt Nacht up Wach'?«

»Koal – hab ich mir all dacht! Der Döskopp schläft ja schon am hellen Tag!«

Er wollte seine Rede noch weiter fortsetzen, als eben eine Abteilung malaiischer Soldaten kam unter Führung eines weißen Offiziers, der durch Anbringung eines königlich holländischen Siegels das Schiff in aller Form beschlagnahmte. Was nun folgte, das war ein Anblick, wie ich ihn noch nie gesehen hatte und auch hoffentlich nie wieder zu sehen bekomme. Eine richtige Menschenjagd mit allen Begleitumständen. Wohlweislich hatten sie keine weißen Soldaten hierzu ausgesucht, denn in diesem Falle hätten sie den Bock zum Gärtner gesetzt. Desto reiner und ungetrübter leuchtete die Schadenfreude und die Verfolgungswut aus den grünschillernden Augen der braunen Teufel. Im Kabelgatt, in den Rettungsbooten, in den hintersten Winkeln der dunklen Kohlenbunker schnüffelten sie nach dem Ausreißer. Sie krochen in die Winduzen und die Feuerkisten, sie stiegen hinauf in die Ausgucktonnen, sie zogen die Feuer aus den Kesseln und suchten auch dort seine Spur zu entdecken. Selbst dem glühenden Lagerraum, wo die faulende Kopra die Luft verpestete und Millionen von schwarzen Käfern den Aufenthalt zur Hölle machen, wandten sie ihre Aufmerksamkeit zu.

Mir wurde unheimlich zumute, als ich die Spürhunde dort hinuntersteigen sah. Und richtig! Schon nach wenigen Minuten kam ein fast nackter Mann

zur Oberfläche. Einmal schaute er sich um wie ein gehetztes Wild und sprang kopfüber ins Wasser. Der Offizier, der bisher vom Achterdeck aus die Treibjagd geleitet hatte, sprang nach vorne und feuerte seinen Revolver in das Meer. Die Malaien taten ein gleiches mit ihren Gewehren. Zischend fuhren die Kugeln in das blaue Wasser. Es roch unangenehm nach Pulverdampf. Sie ließen ein Boot zu Wasser, um dem Flüchtling nachzusetzen. Aber er war und blieb verschwunden, als ob das Meer ihn für immer verschluckt hätte in seinem unersättlichen Rachen. Missmutig entfernte der Offizier das Siegel vom Maste, und da wir ohnehin klar zur Abreise waren, verloren wir keine Zeit mit dem Weiterreisen.

Bald standen die hohen Berge Sumatras nur noch wie dunkle, flimsige Wölkchen über dem Horizonte, und nur die schreienden Möven gaben uns eine Weile das Geleite über die weiten, vom sanften Monsun geschwellten Fluten des Indischen Ozeans. Als aber die Nacht wieder hereingebrochen war und ringsum nichts zu sehen war als das phosphoreszierende Kielwasser und die leuchtenden Sterne in der mondlosen Nacht, wer beschreibt da das Erstaunen bei allen Mann, als mit einemmal, nackt wie Adam, der entlaufene Soldat auf der Bildfläche erschien. Die Aufregung der Menschenjagd hatte er sich zunutze gemacht und war an einem überhängenden Korkfender wieder an Bord geklettert, wo er sich bis zum Verziehen des Wetters unter dem Ankerspill verkroch. »Adam« – so nannten wir ihn fernerhin – wurde Smutje anvertraut und machte sich for-

tan nützlich mit Kartoffelschälen.

Ohne weitere Abenteuer fuhren wir durch die tiefblauen Weiten des Indischen Ozeans im kühlen Monsunwind, der frisch wie das Leben selbst durch die Winduzen sogar in die Tiefe des Heizraums fuhr. Durch die Bab-el-Mandeb-Straße kamen wir in den Schrecken aller derer, die vom Schicksal dazu verurteilt sind, ihr Leben im Heiz- und Maschinenraum zuzubringen, ins Rote Meer.

Seit ich hindurchgefahren bin, kann ich es den Kindern Israels nachfühlen, wie sehr ihnen davor graute. Keine Hölle ist heißer als diese! Träg und schwer und mattschimmernd wie Öl liegt das Meer unter einer mächtigen, dunkelblauen Himmelskugel, von der die Sonne erbarmungslos herunterbrennt. Gelber Staub zittert in der flimmernden Luft. Kaum ein Windhauch zieht über das stille Wasser zwischen Wüste und Wüste. Da verkriechen die Passagiere sich unter dem Sonnensegel, das zur Not noch einigen Schutz gewährt vor den sengenden Sonnenstrahlen auf den brennend heißen Deckplancken. Da schlürfen sie eisgekühlten Whisky und Soda und lassen sich befächeln von den elektrischen Ventilatoren. Sie liegen erschöpft auf den Deckstühlen in weißen Flanellkleidern unter mächtigen Tropenhelmen und kommen sich schon fast als Helden vor, wenn sie so in beschaulicher Siesta der Hitze dieses Höllenofens trotzen. Wer aber gedenkt dabei der Leiden des Mannes vor dem Feuer?

Vergebens bemühe ich mich, die Hölle im Heizraum des Dampfers im Roten Meere zu beschrei-

ben. Allein im Gedanken daran erhitzt sich mir der Kopf zu soundsovielen Atmosphären, und die Worte lösen sich auf in zischenden Dampf und flimmernde Hitze, noch ehe sie über die Lippen kommen. Nein, auch die Hitze ist nur ein relativer Begriff! Hat man irgendwo staunend vor einem Thermometer gestanden mit den Schweißtropfen auf der Stirn und der tröstlichen Gewissheit im Herzen: »Höher geht's nimmer!«, so kann man schon anderen Tages einen neuen Rekord erleben, der einem die vergangene Hölle als eitel Kühle und Erfrischung erscheinen lässt. Was die Hitze des Roten Meeres besonders unerträglich macht, das ist das Fehlen des frischen Seewindes. Mochte draußen im Indischen Ozean die Hitze im Heizraum noch so groß sein, man brauchte sich nur unter die Winduze zu stellen, wo der herunterwehende Monsunwind wie Eis über den schweißstriefenden Körper lief. Hier aber war alles zitternde Hitze über dem totenstillen Wasser und höchstens nur ein sandgeschwängelter Glut- hauch, der von der Wüste kommt.

Dann erst bekommt der Heizer zu spüren, warum man ihm sechs Pfund zehn bezahlt. Dann ist es dort unten ein Glutofen, ein türkisches Dampfbad, durchsetzt mit Ruß und Kohlenstaub. Sprühende Hitze, die auf dem blanken Eisen flimmert und schwer und dumpf in allen Ecken hockt, wie ein düsteres, feindseliges, unentrinnbares Etwas. Hin und her schlingerte das Schiff in der Dünung. Bei jeder Bewegung rutscht man aus auf dem glatten Eisenboden und greift ins Leere, in glühende Aschenhaufen

und an sengende Eisenstangen. Bei jedem Überholen schießen mächtige Stichflammen aus den offenen Feuern, wie gelbe, gierige Zungen aus dem Rachen eines Ungeheuers.

Das ist die Umwelt, die den Wahnsinn weckt. Das ist die Hitze, die Mord, Totschlag und Selbstmord in den Köpfen ausbrütet! Wie viele Heizer hat das Rote Meer schon als Tribut gefordert?

Auch die »Altona« kam nicht zollfrei davon.

Immer noch kann ich Jean, den kleinen, vertrockneten Franzosen vor mir sehen, wie er die Feuer fütterte in seiner letzten Stunde. Blutrot lag der Schein der rasenden Glut auf seinem schwächtigen Körper. Jean war ein Sozialist, Anarchist, Syndikalist, oder wie man das wohl nennen mag. Wenn so etwas bei einem Franzosen der Fall ist, so ist er es allemal mit Enthusiasmus und einem gewissen Elan. Wütend packt er die Schleuße, die fast so lang war wie er selber, und rüttelte damit an dem weißglühenden Feuer.

*»En voilà un pour monsieur Millerand!«*

Noch ein Stoß in das Feuer.

*»Celui là pour monsieur Bourgeois, – bon pour Jaurès!«*

So zitierte er der Reihe nach das ganze derzeitige Ministerium der französischen Republik, vom Präsidenten angefangen. Ab und zu führte er mit Hacke und Schaufel einen wilden Derwisch Tanz in der von dem zuckenden Scheine der Flammen durchgeisterten Finsternis auf. Dann wieder brüllte er mit greller, sich überschlagender Stimme die Internatio-



nale.

Plötzlich warf er das Handwerkszeug hin und schaute mich an mit starren, irrsinnigen Augen.

»Ich werde ein Bad nehmen«, sagte er mit unheimlicher Ruhe. »Ein kaltes Bad, wie es die Reichen dort oben alle Tage können. Das wird mir gut tun. Und sag' mir nicht, dass ein Proletarier sich das nicht leisten könne, *sacré nom de Dieu!*«

Mit affenartiger Geschwindigkeit flog er förmlich die engen, steilen Stufen hinauf an Deck und kopfüber in das Meer. Wir haben ihn nicht wieder gesehen. Und zu meiner Schande muss ich sagen: Er war auch vergessen, sobald er in den Wellen verschwunden war. Denn das war hier nichts Besonderes. Das kam auf jeder Reise vor und konnte jeden von uns im nächsten Augenblick packen. Bald waren wir mitten im Suezkanal, der mir – ich muss es gestehen – einen sehr wenig imponierenden Eindruck machte. Ich hatte mir etwas anderes vorgestellt, als diesen engen unscheinbaren Wassergraben zwischen flachen Sandufern. Nichts an der äußeren Erscheinung verrät die Großartigkeit des Bauwerks. Eigentlich sieht er nicht viel anders aus wie ein etwas breit geratener Bewässerungskanal in Arizona. Nur eine in der Abenddämmerung dahinziehende Kamelkarawane, die sich scharf abhebt von dem fahlen Lichte des späten Tages, führt uns zum Bewusstsein, dass wir uns nicht allzuweit vom Heiligen Lande befinden. Träge zogen während des Tages die Schiffe vorüber, und bei Nacht lagen wir irgendwo vertaut an einer Ausweichstelle unter dem

Licht der Bogenlampen, die sich seltsam ausnahmen in dieser Wüste. Auch hier im Kanal verloren wir einen Mann über Bord. Es war »Adam«, der am hellen Tage über Bord sprang und gleich darauf als ein triefendes Bündel an Land kletterte.

Einige Tage später kamen wir im Hafen von Marseille an. An diesen Tag werde ich noch lange denken. Wir fuhren vorbei an hohen, grünen Inseln, durch dunkelblaues Wasser. Überall flatterten die Möven, und überall heulten die ein- und auslaufenden Dampfer. Da stand schwarz und drohend auf einer einsamen Insel das Château d'If, ganz so wie es im Buche steht. Da war die mächtige Hängebrücke hinter dem Schleier der rauchigen, dunstigen Hafenatmosphäre und noch weiter im Hintergrund am Hange der Hügel die große Stadt in leuchtenden Farben, wie ein mächtiges Amphitheater unter dem blauen Rivierahimmel. An einem schmutzigen, weit abseits gelegenen Kai legten wir an, und die Säcke mit der Kopra wanderten auf kleinen Karren in den Schlund einer qualmenden übelriechenden Seifenfabrik. Von allen Fabriken, die ich je gesehen, war diese eine der widerwärtigsten. Fast konnte man sich nicht vorstellen, dass gerade aus diesem Chaos der Gestänke die wunderbar schöne und wohlduftende savon marseillais hervorgeht, die in der Pariser Lebewelt den Stolz des Boudoirs jeder Grisette und Minette bildet.

Abends lief ich geradewegs davon, um mir die Sehenswürdigkeiten der Stadt anzusehen. Ich kam durch gerade, neue Straßen mit düsteren Mietska-

sernen, die aussahen wie anderswo auch. Bald aber kam ich in einen alten Stadtteil, wo die Straßen eng und winklig den Berg hinauf liefen, wo die alten Häuser hart aneinander gepresst waren, aus purer Geselligkeit, und große rote Blumen an den Fensterbrettern leuchteten. Da ging mir auf einmal das Herz auf vor Freude. Ein schönes, heimatliches Gefühl der Geborgenheit kam über mich, selbst jetzt, als ich noch immer ein Stück Wegs von der Heimat entfernt war. Die Matrosen, die Fischweiber schauten mich alle an, als ob sie lauter gute alte Bekannte wären, und mir war, als ob sie alle auf mich zukommen müssten, um mich zu begrüßen. Mir war, als ob die alten Häuser selber anfangen müssten, mit mir zu sprechen, als ob ich meinen heißen Kopf in jeden Brunnen tunken müsste, wie ich es als Kind so oft getan.

Da merkte ich erst, was ich vermisst hatte, ohne es selbst recht beim Namen nennen zu können. So lange hatte ich gelebt in Ländern ohne Seele, in Häusern ohne Farbe, zwischen Menschen, die keine waren, dass ich inzwischen fast schon selbst zu solchem wesenlosen, neuweltlichen Geschöpf geworden war. Hier aber waren Menschen und Dinge aufeinander abgestimmt. Hier ging jeder seinen Geschäften nach mit stiller Emsigkeit, der man anmerken konnte, dass der Großvater es auch nicht anders getan hatte und man es von den Enkeln nicht besser erwartete. Man sah alte Häuser, die Generationen beherbergt und überdauert hatten, ehrwürdige Schlösser und Kirchen, unwetters von den

Schauern der Geschichte, und überall das farbige Bild unseres lieben, alten, unvergleichlichen Europa!

Als ich an jenem Abend wieder zurück an Bord kam, war ich nicht wenig erstaunt, dort einen eleganten jungen Herrn zu bemerken, der zu diesem Milieu passte wie eine Faust auf ein Auge. Er tat sehr bekannt mit allen, und wahrhaftig – es war niemand anders als Adam, der uns auf so geheimnisvolle Weise abhanden gekommen war im Suezkanal. Wie war diese unerwartete Metamorphose vor sich gegangen? Erklärte uns darüber auf in dem ihm eigenen Telegrammstil: Ganz einfach. Komme nach Kairo. Telegrafiere an den alten Herrn, reichen Kaufmann in Zürich. Schickt Kabelgeld. Abfahrt von Alexandrien mit österreichischem Lloydampfer. Im übrigen – so sagte er – habe er schon Übung in der Sache. Das sei nun schon das dritte Mal, dass er der Schutztruppe den Laufpass gebe, und wer weiß, ob es das letzte sei? Die hätten dort in Holland so einen besonders guten Genever, und da sei es dann jedes Mal um ihn geschehen, wenn er dort hinkomme auf Geschäftsreisen. Gnädig verabschiedete er sich von allen und schritt würdig das Gangplank hinunter in das Menschengewimmel der großen Stadt. Kleider machen in der Tat Leute. Aber wer hätte das gedacht, und noch dazu von Adam!

Noch an demselben Abend bekamen wir weiteren Besuch. Es war eine Schar deutscher Handwerksburschen, wie man sie überall in den Hafenplätzen am Mittelländischen Meere antreffen kann.

Es gibt unter diesen nicht wenige, die schon ganz zu Hause sind unter der südlichen Sonne. Nachts schlafen sie bei Mutter Grün in den Anlagen oder bei schlechtem Wetter unter den Vordächern der Lagerschuppen. Tagsüber lungern sie an den Kais umher und halten einen hellen Ausguck nach Schiffen, auf denen es etwas »abzukochen« gibt. Es waren ihrer wohl ein halbes Dutzend, die sich auf der »Altona« zu Gast geladen hatten, und »Smutje« hatte alle Hände voll zu tun, um ihrem Hunger gerecht zu werden. Einer unter ihnen, der in Deutschland einmal Student gewesen war und inzwischen schon fünf Jahre in der französischen Fremdenlegion abgedient hatte, wusste sehr interessant von seinen Abenteuern zu erzählen, während die anderen sich einer nach dem anderen stillschweigend empfahlen. Der letzte nahm auch noch den schönen Trinkwassereimer aus dem Logis mit. Es gab einen regelrechten Aufruhr, als die Missetat offensichtlich wurde. Aber der Legionär machte sich nichts aus den Vorwürfen, die auf ihn niedergingen.

»Da braucht ihr euch keine Sorge zu machen«, sagte er phlegmatisch, »die werden den Kram schon wieder bringen! Für was für eine billige Sorte haltet ihr uns denn eigentlich? Wassereimer? So etwas können wir vor jeder Haustür klauen!«

Er hatte richtig prophezeit. Nach einer halben Stunde kamen alle wieder. Zwei Mann schleppten den Eimer, der bis obenan gefüllt war mit köstlichem Rotwein.

»Sauft, Jungens!« riefen sie ermunternd, »s ist

noch mehr da, wo das herkommt, und man muss ein gutes Ding wahrnehmen, wenn es einem über den Weg läuft!« Und sie waren so gut wie ihr Wort. Jeder schöpfte heraus mit seiner großen Blechmug, und noch ehe man den Boden sehen konnte, stand schon wieder ein neuer, vollgefüllter Eimer daneben, der niemals leer wurde, wie das Öl im Krüge. Schließlich holten wir das ganze Fass, das da allein und vergessen in einem großen Lager zwischen tausend anderen leeren Fässern im Zollhafen lag. Es gab ein Bacchanal, wie man es nur unter trinkwütigen Heizern und Matrosen erleben kann. Wer einmal ermessen will, wie viel ein menschlicher Magen zu leisten vermag, der verteile einmal »*vin à discrétion*« unter Menschen dieser Sorte! Schon nahmen sie sich nicht mehr die Mühe, ihre Mugs zu füllen. Der Reihe nach hängten sie sich mit dem Mund an das Spundloch und ließen sich volllaufen bis zur Grenze des Fassungsvermögens, und als am nächsten Morgen der Maschinist nach vorne kam, da fand er das ganze Logis überschwemmt mit Rotwein und mitten darin liegend seine Mannschaft wie Leichen.

Der einzige, der aus dieser Orgie, zwar keineswegs ganz nüchtern, aber doch noch lebendig und zurechnungsfähig, hervorging, war ich, und daher war auch ich der alleinige Blitzableiter im Entrüstungssturm an maßgebenden Stellen. Aus irgendeinem Grunde, der mir bis heute noch nicht ersichtlich ist, hatte der Kapitän mich schon während der ganzen Reise als einen verkappten *fils de famille* mit großen Geldmitteln angeschaut. Wer konnte also

das Fass angeschafft haben? Niemand anders als Koal! Und wer wurde nun stehenden Fußes abbezahlt und davongejagt? Koal natürlich!

Wie dem auch sei: Ich müsste lügen, wenn ich behaupten wollte, dass mir diese Schande besonders nahe ging, als ich wenige Stunden später aus dem deutschen Konsulat herauskam mit einer Abrechnung von einigen fünfhundert Franken, die alle in blanken Goldstücken in meiner Tasche klimperten.

Unten an der Tür empfing mich eine ältliche und ziemlich verwiterte Dame, die mir vertrauensvoll die Einladungskarte eines Gasthauses in die Hand drückte.

»Zum Bremer Schlüssel.«

Ich hatte kein besonderes Zutrauen zu diesem »erstklassigen Hotel«, und außerdem war ich inzwischen Seemann genug geworden, um mich vorzusehen vor den freundlichen Leuten, die vor den Konsulatstüren herumlungern. Diese aber sprach ein so schönes, anheimelndes Elsässerdeutsch, dass ich nicht umhin konnte, ihr die Ehre anzutun.

Meine bösen Ahnungen wurden indes noch um einiges übertroffen. Die Kneipe lag im finstersten Marseille, in einer dunklen Gasse, die da heißt: »*rue de la pierre qui raye*« und gehörte einem Manne, der es verstand, aus allen Blüten Honig zu saugen. Für die Franzosen hieß seine Spelunke *Le marin marseillais*, für die Italiener *Trattoria Garibaldi*, für die Spanier *Fonda Español*, für die Amerikaner war sie *Washington Hotel*, die Deutschen gingen

in den »Bremer Schlüssel« usw., je nach der mehr oder minder großen Kaufkraft der Valuta. An den breiten, tiefliegenden Fenstern, die wohl seit ihrer Erschaffung kein Waschwasser mehr gesehen hatten, kreuzten sich die Flaggen aller Nationen in schönster Eintracht. Im Innern – soweit Platz war zwischen den dicht gedrängten Tischen und Stühlen – hoben sich allerlei exotische Dinge aus dem Halbdunkel ab: Pfeile und Bogen, fantastischer Kopfsputz aus Afrika, ausgeblasene Straußeneier, ausgestopfte Papageien und schimmelige Antilopenhörner. In einem Käfig saß ein mottenzerfressenes Eichhörnchen. Vor allem aber duftete es nach abgestandenem Bier, giftigem Absinth und billigem Seemannstabak. Der Patron begrüßte mich wie einen langvermissten Freund. »Vo Milhuse bischt?«

Gleich mischten sich noch eine Anzahl Frauen und Frauenzimmer in die Unterhaltung, eine immer gemalter und gepuderter und immer schlampiger als die andere. Von Minute zu Minute wurden sie immer liebenswürdiger, und ich war völlig machtlos, denn der Patron zahlte alles. Endlich ermannte ich mich mit einem Ruck und erklärte, dass ich noch heute Nacht nach Mülhausen fahren würde. Ich mußte noch schnell eine Fahrkarte kaufen. Da schaute die Alte mich an mit einem Blick des allerhöchsten Erstaunens.

»Billett? Fahrsch nit schwarz?«

»Schwarz?«

»Natürlich! Ich fahr' immer schwarz! Vorgestern erst bin ich von Paris gekommen auf die Manier.



Mit einer Bahnsteigkarte bin ich dort eingestiegen, und hier hat mich mein Tochtermann abgeholt.« Die anderen stimmten eifrig zu. Wer würde denn eine Fahrkarte bezahlen? Das sei gut für die Narren und Millionäre. Der arme Mann dagegen fahre nur schwarz auf den Schnellzügen. Das sei Ehrensache.

Das war nun Wasser auf meiner Mühle. Im Schwarzfahren hatte ich inzwischen Erfahrungen gesammelt in aller Herren Länder. Warum nicht auch in Frankreich? Bei besserer Überlegung kam ich jedoch zu der Ansicht, dass das unter den gegebenen Verhältnissen – so nahe der Heimat – doch wohl nicht das Richtige sei.

Wenige Stunden später stand ich mitten im Menschengewimmel an der Gare du Nord. Immer wieder musste ich meine Fahrkarte ansehen. »Belfort« stand darauf. Das war schon beinahe zu Hause. Von dort konnte man bequem in einem Tage nach Mülhausen laufen. In einem Tage! Fast konnte ich es nicht fassen nach all den wirren Fahrten und Irrfahrten auf der langen, langen Reise um die Erde!

Fort fuhr der Schnellzug, als eben die Abenddämmerung kam. Es wurde Nacht und wieder Tag. In buntem Wechsel flogen die Bilder vorüber. Große Städte und lärmende Bahnhöfe. Stille Dörfer, die an blauen Hügelhängen lagen und reifende Weinberge im hellen Sonnenschein. Ich sah das alles und sah es doch nicht mit wachen Augen, denn meine Gedanken waren in Deutschland.

Und als der Bummelzug von Belfort hinüberfuhr, gerade so wie er es immer getan hatte, mit densel-

ben Leuten wie damals vor beinahe sieben Jahren und mir selbst so war, als ob ich alle die Zeit immer darin gegessen hätte und nicht eine Welt von Erlebnissen dazwischen läge, da war es mir, als sei das alles nur ein Traum gewesen.

Unversehens kamen wir über die Grenze.

»Kaiserlich Deutsch ...« stand an dem Gebäude zu lesen, wo alle hindurch mussten, zur hochnotpeinlichen Grenzkontrolle. Schon hatte mich ein Grenzbeamter ins Gebet genommen. Es war nicht eben ein liebenswürdiger Mann, aber wie er so vor mir stand in seiner grünen Uniform in vorschriftsmäßiger strammer Haltung, da wäre ich ihm am liebsten um den Hals gefallen! Als gewissenhafter Chronist muss ich allerdings mitteilen, dass dieses Gefühl der Liebe auf den ersten Blick ein sehr einseitiges war. Dieser sonnverbrannte Abenteurer – so dachte er jedenfalls – konnte doch nur aus der Fremdenlegion kommen! Und wo ich mich wohl so die ganze Zeit über umhergetrieben habe, wie es mit meiner Militärzeit stünde und – Papiere?

Das war nun mein verwundbarster Punkt. Papiere besaß ich keine. An so etwas hatte ich nicht mehr gedacht in sieben Jahren. Ich durchsuchte alle Taschen, zum Zeichen, dass ich wahr gesprochen, und er half noch dabei nach. Dann starrte er mich in den Boden mit einem Blick, der mir die ganze Unverschämtheit zum Bewusstsein brachte, überhaupt geboren zu sein, ohne Papiere darüber bei mir zu tragen.

»Keine Pa-pie-re?«

Das konnte nicht mit rechten Dingen zugehen! Zusammen mit einem anderen jungen Mann, der ebenfalls von weiß Gott woher aus der Fremde gekommen war und sich anmaßte zu leben und zu atmen ohne ausdrückliche Bestätigung seiner Geburt, ging es mit dem nächsten Zuge unter Bewachung eines Grenzjägers nach Mülhausen. Und das war wahrhaftig ein Einzug, der sich würdig an die seinerzeitige Ausfahrt anreihete. Etwas ungemütlich war mir zumute, aber als der Zug durch den schönen Sundgau fuhr, als fern am blauen Himmel auf den Bergen die Burgen standen und alles ringsum heimatlicher wurde mit jedem Kilometer, da verflogen alle bösen Gedanken unter dem Himmel der Heimat. Denn es gibt auf der Welt kein Land, das so schön ist wie unseres. Das will ich auch heute noch glauben trotz allem Gerede derer aus dem gackernenden, schnatternden Geschlechte der Schwätzer und der Alleswisser.

Es dauerte eine Weile, und es bedurfte der persönlichen Mitwirkung des hochmögenden Kreisdirektors, bis der unerhörte Fall des papierlosen Fremdlings zur Zufriedenheit aufgeklärt war. Dann entließ man mich in die goldene Freiheit, sehr zum Missvergnügen des Grenzbeamten, der schon einen Orden im Knopfloch gesehen hatte.

Stundenlang wanderte ich ziellos durch die engen Straßen der alten Stadt und wunderte mich bei jedem Schritte, dass eigentlich alles noch so war wie damals. Nach all den Irrfahrten und Abenteuern der letzten Jahre wäre es mir viel natürlicher vorge-

kommen, wenn irgend etwas unerhört Neues inzwischen hier aus dem Boden gewachsen wäre. Dass aber im Grunde genommen sich gar nichts geändert hatte im Wandel der Zeiten, dass die Weiber noch mit ihren Waschkübeln am Kanal hockten, dass die Epiciers noch immer in ihren langen weißen Kitteln vor der Ladentür standen und die kleinen Kneckes noch immer Klicker und Meckerle in den krummen Gassen spielten, wie wir es einst getan hatten, das kam mir unsagbar komisch vor. Ich kam zu unserem alten Haus, wo fremde Menschen feindselig zum Fenster herausschauten. Ich wagte nicht nahe heranzukommen, aus reiner Angst vor dem rauen Schicksal, damit es nicht zuletzt noch eine Illusion zertrete nach so vielen anderen. Von ferne schaute ich über die stille Straße und erlebte noch einmal alle Träume der Jugend mit dem heißen Blut, das mein Schicksal gewesen. Und dachte an die Toten.

Spät in der Nacht kehrte ich ein im allerersten Hotel, wo die misstrauische Miene des Geschäftsführers sich erst durch ein blankes Zwanzigfrankenstück versüßen ließ. In dem eleganten Schlafzimmer blickte ich zufällig in den großen Wandspiegel und wunderte mich über mich selber. Es war lange her, seit ich in einen ordentlichen Spiegel geschaut hatte, und es war wohl anzunehmen, dass seither sich manches geändert hatte. Dass aber einer so braun gebrannt sein könne von der sengenden Tropensonne und von der Glut der Feuer im Heizraum, dass man davon so rau und zerzaust und unge-

schlecht aussehen konnte, das hatte ich nicht für möglich gehalten. Ich besann mich darauf, dass meine Mutter mich am nächsten Tage abholen würde, und ich dachte mir: Na, die wird Augen machen!

Dann kam ich immer weiter ins Grübeln. Ich setzte mich auf den Rand des Bettes und war mit meinen Gedanken abwechselnd in Texas, Kalifornien, Australien, im Eismeer, im Roten Meer und wo immer das wilde Geschick mich hingeworfen hatte in diesen Jahren. Während der ganzen Nacht wurde ich nicht fertig mit Denken und Grübeln, und als der dämmernde Tag zum Fenster hereinkroch, da war ich immer noch dabei.

Wohl mochte ich Ursache dazu haben. Gar manches, was ich mir einst gewünscht, war nicht in Erfüllung gegangen, die Schätze, von denen ich geträumt, waren zu Schall und Rauch geworden, die schönen Jahre unwiederbringlich verloren. Und doch – wie nun die Gedanken schnell noch einmal zurückeilten über Länder und Meere, da war alles schön und gut, trotz allem. Da war auf einmal der Himmel so blau, selbst dort, wo er grau und düster gewesen. Unter rauschenden Palmen hörte ich noch einmal die Brandung toben und sah das stelzbeinige Abenteuer mit wilden Augen durch die Länder schreiten. Das alles hatte ich gesehen mit meinen eigenen Augen. Das alles war ein Schatz, wert des Bewahrens, so gut wie die anderen, die man in die Kästen legt. Und ich mochte nichts davon missen; nicht einen einzigen Tag!

ENDE

---

# Tage und Nächte in Urwald und Sierra

---

## Die Eintrittskarte ins Paradies

Auf gut Glück, aufs Geratewohl, »auf blauen Dunst«, wie man zu sagen pflegt, bin ich noch einmal in Südamerika gewesen. Und nun sitze ich noch einmal hier, um diese neuesten Fahrten und Irrfahrten noch nachträglich auf dem Papiere festzuhalten, wenn mir das alles auch zunächst nicht so recht aus der Feder will.<sup>1</sup>

Wie kommt das nur? Diese Geschichten sind wohl alle noch zu aktuell, als dass man immer darüber lachen könnte, es ist noch zu viel Gegenwart darin, mit ihren Hoffnungen und Wünschen, mit ihren Leiden und Leidenschaften.

Dennoch habe ich die Feder tief eingetaucht und gehe in meinen Gedanken um einige Jahre zurück in jene schöne Zeit, da bei uns zu Hause eben der Dollar anfang, sich blank und immer blanker zu putzen und sich schließlich auf den Thron setzte als Kaiser von Deutschland, vor dem die höchsten Herren die Honneurs machten und die vornehmsten Damen in einem Hofknicks erstarben, so tief, und tiefer als je vor einem Fürsten von Gottes Gnaden.

Waren das damals nicht herrliche Zeiten? Der Dollar stieg, wie das Wasser nach einem Sommergewitter, und mit ihm stiegen Pfunde und Gulden und Schweizer Franken und tschechische Kronen und brasilianische Milreis. Was Wunder, dass landauf, landab die Sehnsucht lebendig wurde nach jenen un-



erhörten Schlaraffenländern, in denen das Geld alle Tage mehr wert wurde. Was Wunder, dass ein Wettlauf nach den Grenzpfählen einsetzte, ein verzweifeltes Haschen nach fremden Geldsorten für das bischen Reisegeld nach dem gelobten, dem »edelvalutarischen« Land? Denn ein Schiffsbillett nach Brasilien – das war so gut wie eine Eintrittskarte ins Paradies.

So etwas steckt an, selbst bei so vielgewanderten Weltkindern wie Schreiber dieser Zeilen. Von den Dollars freilich wusste ich längst schon aus Erfahrung, dass sie drüben so rund sind, wie bei uns einmal Mark und Pfennig waren, zumal dann, wenn man sie nicht hat, aber der Zauber der Ferne war es, der es mir angetan hatte und mich von weiten Ländern und von großen Reisen träumen ließ. Und wer weiß: Vielleicht wäre es dabei geblieben, vielleicht hätte ich nie meinen Mann gestanden in diesem neuen Wettlauf, wenn ich nicht eines Tages – ja, ich erzähle es gerade, wie es sich zugetragen hat! – wenn ich nicht eines Tages die folgende Anzeige in der Zeitung gelesen hätte:

»Achtung! Ausländer! Ein Siegestaler gegen Dollars zu verkaufen!«

Da wollte mir die ganze Richtung nicht mehr passen, und ich tat, wie einst ein anderer Vielgewanderter, Gottfried Seume, getan hatte, als er sich anwerben ließ zur englischen Legion:

*»Ich ging zum Postamt hin und sprach  
Den Schreibern ins Gesicht:*

*So trag ein ganzes Volk die Schmach,  
Ein ganzer Kerl trägt's nicht!«*

Und so kam es, dass ich nach mancherlei Wanderungen und Abenteuern in Patagonien, im Feuerland, in Chile und noch einigen anderen interessanten, allzu interessanten Ländern eines Tages mit sechs Soles in der Tasche – vielleicht waren es auch vier, genau kann ich das nicht mehr sagen, – neben meinem leinenen Seesack auf dem Kai des peruianischen Hafens Callao stand, nicht anders, wie ich es schon so oft getan hatte in unendlich vielen anderen Häfen in vergangenen Jahren. Es war mitten im Winter. Aber die Sonne brannte heiß vom wolkenlosen Tropenhimmel, die Menschen gingen vorüber mit feindseliger Gleichgültigkeit und die weite Plaza lag vor mir in der flimmernden Hitze so kalt und tot und so öde wie ein leerer Geldbeutel. Da setzte ich mich zunächst einmal auf eine der Kaimauern und fing an mächtig nachzudenken über mich und meine Lage und sonst noch allerlei Dinge, über die ich längst schon hätte nachdenken sollen, wenn ich klug und weise und vorausschauend gewesen wäre.

Das war der wenig erfreuliche Anfang der peruanisch-bolivianisch-brasilianischen Geschichten, von denen ich hier berichte. Die letzte von diesen war eine deutsche, und ich will sie gleich hier an den Anfang setzen. Das war am Tage der Rückkehr, in der ersten Stunde in Hamburg. – Wie wohl es tat, wieder auf deutschem Boden zu gehen! Zufrieden mit mir selbst und der ganzen Welt ging ich die

Mönckebergstraße entlang und freute mich, dass eigentlich noch alles am alten Platze stand, trotz der Schauergeschichten, die ich gehört hatte im Ausland. An den Ecken standen noch immer die alten Weiber und verkauften die neuen Zeitungen und ringsum die Läden quollen nur so über von Würsten, Schinken, Schokolade und sonstigen Herrlichkeiten aller Weltteile. Vor einer Bude blieb ich stehen und kaufte Kirschen aus den Vierlanden, denn nach so etwas hatte ich längst schon Appetit bekommen über dem verzuckerten Zeug von Ananas und faden Bananen.

Was sie kosteten?

»Fünfhundert Mark.«

»Mark-?«

»Jo, Mark.«

»Das Pfund?«

»Det halve Pund!«

... - -?

»Ihnen heben sie wohl eben erst in Amerika losgelassen.«

»Ja.«

»Und dann sind Sie nicht dort geblieben?«

»Warum sollte ich denn?«

»Wo es dort doch *Dol-lars* gibt!«

Eben von den Dollars will ich in diesem Buche erzählen- -

Einen hatte ich mitgebracht. Ich hütete ihn wie meinen Augapfel. Ich wechselte ihn ein zum besten Kurse. Ich reiste damit im Schnellzug durch halb Deutschland, und als ich endlich müde und krank

wieder bei Mutter ankam, da waren mir noch tausend Mark davon übriggeblieben. So hatte die lange Reise von Meer zu Meer sich dennoch einigermaßen bezahlt gemacht.

»It's all in a name,« sagen sie drüben.

---

1. Die Schilderungen meiner ersten Südamerika-Fahrt findet der Leser in dem Buche: *Dem Glücke nach durch Südamerika*. Erinnerungen eines Ruhelosen, von Kurt Faber. 15. Auflage 1926. (Lutz' Memoiren-Bibliothek.) [<<<](#)

## Der Anfang in Peru

AN NORD BEI »MURLA«. – EIN SCHWERER ABSCHIED. –  
ICH BEKOMME DEN BLAUKOLLER. – DAS  
VALUTAGESCHÄFT. – ERSTE BELEHRUNGEN. – NUR  
NICHT ARBEITEN! – KRIEGSRAT IN DER SCHIFFSKÜCHE. –  
GRAUSIGE WANDERUNG ÜBER DAS SCHLACHTFELD. –  
AUGUST FINDET ARBEIT. – EIN NASSER BERUF. –  
FRANÇOIS ZEIGT SICH GEFÄLLIG. – DIE NATION VOM  
LEEREN GELDBEUTEL. – ICH FINDE EINE UNTERKUNFT  
ALS MUSSFRANZOSE. – DIE »KLEINE MENAGERIE«, DER  
SUPERBOCHE UND NOCH MEHR MUSSFRANZOSEN. –  
SCHON WIEDER ARBEITSLOS.

Das war im Sommer des Jahres 1921. Es liegt also noch nicht allzu weit zurück in der Weltgeschichte. In gewisser Hinsicht war es ein historischer Tag, denn an ihm zeigte sich seit sieben langen, lustlosen Jahren zum ersten Mal wieder die deutsche Flagge am Heck eines deutschen Schiffes im peruanischen Hafen von Callao.

Es war die gute alte »Murla« der Bremer Kosmos-Linie, der diese Ehre zuteil wurde. – Je nun, sie war nicht gerade ein »Imperator« in ihren Ausmaßen, aber in all ihrer hausbackenen Bescheidenheit war sie mir doch eine Heimat gewesen in den letzten zehn Tagen von Valparaiso bis Callao. Nach einem abenteuerlichen Ritt quer durch Patagonien nach der Westküste und dem zerreibenden Daseinskampf, der in Chile vielleicht noch schlimmer war

als anderswo, hatte ich endlich wieder gewusst, wo ich hingehörte. – Ja, und wie man eben so langsam angefangen hatte, sich daran zu gewöhnen, war es schon wieder vorbei mit den Fleischtöpfen. Wieder, wie schon so oft zuvor, stand ich mit meinen sieben Sachen an Deck und wartete auf das Boot, das mich hinüberführen sollte in ein fremdes Land, das ich kaum vom Hörensagen kannte.

Eben kam Jan, der Bootsmann, und reichte mir treuherzig die Hand zum Abschied.

»Na, adjüs denn! Holl fast, min Jung, und sieh zu, dass du nicht über Bord fällst, 's ist ein bannig böses Pflaster da drüben. Ich möchte nicht begraben sein in dem Affenland.«

Der Kapitän war anscheinend ungefähr derselben Ansicht, denn auch er machte ein bedenkliches Gesicht.

»Was wollen Sie eigentlich dort drüben? Sie können gerne mitkommen nach Hamburg.«

Einen Augenblick schaute ich ihn zweifelnd an. Wenn je ein Mensch in Versuchung gekommen war, so war ich es damals.

Nach Hamburg! Nach Deutschland–! Das war ein Wort, das sich anhörte wie Ruhe nach all der Unruhe. Es klang mir in den Ohren und zauberte tausend Bilder, die ich gerade jetzt am wenigsten sehen mochte. Ich schaute auf das weite Meer unter dem dunkelblauen Himmel, ich starrte hinüber nach der fremden Stadt, die hart und feindselig herüberschaute, wie ein glühender Backofen unter der brütenden Tropensonne. –

Es kostete mich ein Wort.

Aber ich fand es nicht. Und also begann diese Geschichte der Irrfahrten und Abenteuer im Lande Peru und in noch verschiedenen anderen Ländern.

\*

Von meinen sieben Sachen habe ich gesprochen. Ich weiß nicht, ob es genau so viele waren. Jedenfalls waren sie samt und sonders nicht der Rede wert und hatten bequem Platz in meinem Seesack. Mit kräftigen Ruderschlägen schoss das Boot schnell durch das stille Wasser, das glatt wie Glas unter dem blauen Himmel lag. Schon konnte man deutlich die einzelnen Gestalten auf der Landungsbrücke ausmachen, und ich wurde ein wenig nervös, als ich darunter einige Uniformknöpfe in der Sonne blitzen sah.

Denn ich muss es gestehen: von jeher habe ich ein wenig gelitten unter jenem eigenartigen Gemütszustand, den man in der Sprache der Polizei als »Blaukoller« bezeichnet, jener dem Vagabunden angeborenen Angst vor der Staatsautorität und ihren Organen. Sie war in diesem besonderen Falle nicht ganz unbegründet, denn – wie gewöhnlich – so hatte ich auch diesmal keinen Pass und auch sonst sah es nicht eben erfreulich aus um meine Legitationspapiere. Und ohne diese – so hatte man mir versichert – ginge eher ein Kamel durch ein Nadelöhr, als dass ein Fremder peruanischen Boden beträte, zumal wenn er von Chile kommt. Mit klopfendem Herzen, aber mit herausfordernder Miene, schritt ich über den Pier, auf dem die Schutzleute

und Zollbeamten dicht wie die Heuschrecken saßen. Niemand kümmerte sich um mich, nur hart am Ausgang der Straße wurde ich angesprochen von einem Polizei- oder Zolloffizier, einem ungewöhnlich schönen Mann mit blendend weißer Uniform und leuchtenden Knöpfen. Er warf nur einen flüchtigen Blick auf mich und meinen Seesack.

»Marinero?« fragte er zwischen zwei Zügen aus seiner goldgeränderten Zigarette.

»Marinero,« antwortete ich.

»Pase.«

Dann verschwand er wieder in den Schatten seines Schilderhäuschens, und ich ging mit großen Schritten hinaus in die Freiheit des peruanischen Landes. –

Der erste Anblick war keineswegs überwältigend. Das alte Bild, das sich immer wiederholt in allen Hafenstädten längs der südamerikanischen Westküste: Holz und Wellblech, flache, niedrige Häuser unter flimmernder Sonne, Kehrthäufen mit alten Lumpen und leeren Konservenbüchsen, Hinterhöfe, in denen sich die leeren Flaschen zu Bergen türmen, schreiende Esel auf sandigen Straßen und da und dort irgendeiner mit einer Last auf dem Kopf, der mit singender Stimme irgend etwas zum Verkaufe anpreist.

Gleich das erste Haus war ein Wirtshaus. »Cambio« stand über der Tür zu lesen. Ich besann mich auf die wenigen zerknitterten chilenischen Pesoscheine, die ich noch in der Tasche hatte, und ich dachte mir: »Kannst es gradeso gut dem geben wie



einem anderen Valutageier.« Ich schob den mottenzerfressenen Vorhang zurück, der an Stelle der Tür vor dem Eingang hing, und war nun einigermaßen überrascht von der kosmopolitischen Zusammensetzung des Publikums. In allen Farbenmustern waren sie hier vertreten, vom hellsten Weiß bis zum Zitronengelb und Schokoladenbraun, und einige waren darunter, die schwarz waren wie chinesische Tusche. Ein dicker Geruch von schlechtem Rotwein und billigem Tabak lag schwer in der Luft. Im Halbdunkeln standen die Fässer, die den Gästen als Sitzgelegenheit dienten. Ganz im Hintergrund, mehr zu hören als zu sehen, hatte sich eine Gesellschaft von Italienern niedergelassen, die sich über ihr Lottopspiel beugten, während ein alter Bursche von einigen siebzig Jahren, feierlich wie eine Eule, die Nummer ausrief.

»Ottantotto! Tschinkoantatschinkue! – –«

Das Geschäft ging gut, und die Kellner hatten alle Hände voll zu tun. Aber der Wirt saß unbekümmert auf einem Weinfass und hielt ausgiebige Siesta. Ich zeigte ihm meine Scheine, die er mit den Fingerspitzen anfasste und sogleich wieder zurückgab mit einer Miene tiefster Missachtung.

»No vale nada!«

Sprach's und schlief gleich wieder ein.

Einige umherstehende Gäste machten ihre Bemerkungen zu dem versuchten Geldgeschäft. – »Chilenische Fetzen – gegen gute peruanische Pfunde? *Que esperanza!* Wo denken Sie hin, Caballero! Das hat hier keinen Wert. Das ist kaum noch

gut genug als Tapete für ein peruanisches Zimmer.« Das ganze Lokal mischte sich hohnlachend in das Argument und spann das Thema immer weiter aus in immer kühneren Wendungen, die viel zu verwegen waren für Tinte, Papier und Druckerschwärze. Gewiss wäre es noch lange so weiter gegangen, wenn nicht von draußen ein dicker, schwitzender Herr hereingekommen wäre, mit einer Glatze, die im Halbdunkel des kahlen Raumes wie eine polierte Panzerplatte funkelte.

»Senor, Caballero,« sagte er mit gemessener Summe, »ich werde Ihnen das Zeug da abkaufen zum Kurs von Valparaiso. Denn wir sind Caballeros, wir Peruaner. Ich werde es behalten als Andenken an den Tag von Ancon. Ich werde es mitnehmen, wenn ich demnächst hinüberfahre nach den unerlösten Provinzen!<sup>1</sup> und ich werde es dort hinunterwerfen von dem Morro zu Arica.<sup>2</sup> Ich werde meine Zigarette damit anstecken und überhaupt – *mueran los rotos*<sup>3</sup>«

Nachlässig griff er in die Tasche und zählte sechs Soles auf den Schanktisch. Ich raffte den Schatz zusammen, sagte »*muchas gracias!*« und verschwand schleunigst durch die improvisierte Tür in die sonnenhelle Straße.

Im Augenblick wusste ich nicht genau, um wie viel ich zu kurz gekommen war bei diesem besonderen Hexeneinmaleins der Valuta. Und ich nahm mir auch nicht die Mühe, es auszurechnen. Es kam wirklich nicht mehr darauf an nach so vielem anderen.

Ich setzte mich auf die Kaimauer neben meinen Seesack und schaute lange und nachdenklich auf das glitzernde Wasser und auf das Kommen und Gehen der Boote. Ich musterte die Segelschiffe, die draußen auf der Reede lagen, und wunderte mich, obwohl eines von diesen mich demnächst nach Australien bringen würde. Denn das waren im Augenblick meine geheimsten Wünsche, und eben zu diesem Zweck hatte ich die lange Reise unternommen nach diesem Erdenwinkel. Ich war indes nicht der einzige, der hier in der Sonne saß. Kein Winkel dieser Erde ist so weltabgeschieden, als dass in ihm nicht mit zerlumpten Kleidern und hungrigen Augen die traditionelle Gestalt der gescheiterten Teerjacke einherschreite. Hier saßen ihrer eine ganze Reihe. Einer von ihnen – ein großer fatter Bursche mit wässrigen Augen und einem Sommersprossengesicht –, der auch mich in all meiner Ärmlichkeit als ein zahlungsfähiges Objekt ansehen mochte, kam auf mich zu mit der üblichen Anrede:

»Got a match, Jack?«

Ich gab ihm das gewünschte Streichholz, worauf er um den Preis eines Glases Bier und hierauf um einen Sol für ein Nachtquartier anhielt. Ich hatte Mühe, ihm auseinanderzusetzen, dass ich selbst nichts hatte, und dass, wenn ich nicht bald Arbeit fände – –

Solche Bemerkung verursachte einen Ausbruch der Entrüstung bei der gesamten hier versammelten Strandläuferschar.

»Was? Arbeit? Mensch, du hast dir wohl ir-

gendwo einen Sonnenstich geholt? Arbeiten in Peru? Hat man schon so etwas gehört?«

»Aber warum denn nicht?«

»Warum? Eben darum! So etwas tut man nicht hierzulande! Man richtet sich eben ein. Man schläft in den Beibooten und in den Leichtern am Strande, man liest die Centavos zusammen auf der Plaza, man futtert Reis bei den Chinesen, man schnürt den Gürtel enger, wenn man hungrig ist, man sitzt auf der Bank und wartet bis ein Dummer kommt, man wartet, wartet, wartet, bis man auf irgendeinem Kasten wieder hinausschlüpfen kann aus diesem Loch, aber arbeiten–Mensch! Willst du denn die ganze Zunft blamieren? Zwei Soles zahlen sie hier für ein Tagewerk, und wenn sie ganz gnädig sind, so sind es deren drei, und damit kannst du zur Not noch Kost und Logis bekommen mit Reis und Regenwürmen: bei einem Hundesohn von einem Chinesen. Wenn du lebst wie ein Nigger und nie ein Glas Whisky trinkst, so kannst du dabei in einem Jahr genug sparen, um ein Paar Pantoffel aus Segeltuch zu kaufen. Vom nächsten Neujahr an mußt du dann beizeiten mit dem Sparen wieder anfangen, wenn es zu Silvester für eine Mütze langen soll, und bei der Zeit sind die Pantoffel wieder zerrissen, und es geht wieder von vorne an.– Ja, Arbeiten!«

Er schüttelte sich ordentlich bei dem Gedanken, und die anderen, die dabei standen, schüttelten sich auch. Einer von den Burschen – ein etwa dreißig- bis fünfunddreißigjähriger Mann mit Namen August – war ein deutscher Landsmann und bot

sich mir als Cicerone an für den Rest des Tages. Wir gingen zusammen durch die Stadt, vorbei an schmutzigen Häusern, über schlecht gepflasterte Straßen, weite Plätze unter brütender Sonne und durch ganz enge, getäfelte, an Venedig erinnernde Gänge, die zu beiden Seiten von Wirtshäusern nur so überquollen. Von überall kam der Lärm von schreienden Grammophonen, betrunkenen Matrosen und weinenden Leierkasten, und über allem anderen Lärm ertönten die gellenden Rufe der Lotterieverkäufer.

»Hunderttausend Soles – *Para hoy!*«

Während all dieser Zeit wurde August nicht müde, mir seine amerikanische Leidensgeschichte zu erzählen. Was er vorbrachte, war ziemlich konfus, aber auch das, was man verstehen konnte, war genug, um einen mit blassem Neid zu erfüllen vor solcher Vielseitigkeit. Er war Schiffszimmermann von Beruf und vor zehn Jahren in Punta Arenas von einem »Kosmoskasten« weggelaufen, und seither hatte er sich in mehr Berufen betätigt, als es Hafenstädte an der pazifischen Küste gibt. Bis wir auf der Plaza San Martin waren, hatte er deren schon zwanzig aufgezählt, und noch immer ging es weiter wie eine Sintflut. Als er eben dabei war, von seinen Abenteuern als Gummibaron in den bolivianischen Sümpfen zu berichten, waren wir dort angelangt, wo es den Wandersmann schon immer von selbst hinzieht: zwischen den Docks und Kais, inmitten des lärmenden Lebens am Hafen. Wir gingen vorbei an qualmenden Dampfern und schlanken Schonern, an zwei bewachsenen Brückenpfeilern, auf deren

Köpfen kriegerisch ausschauende Kormorane saßen. August, der offenbar schon länger hier am Strande lag, als er wahrhaben wollte, kannte jedes einzelne Schiff und seine Mannschaft und hielt mir über jedes einen Vortrag. Vor einer hölzernen Dreimastbark, die wohl um die Mitte des vorigen Jahrhunderts schon zur See gefahren war, blieb er stehen und betrachtete sie lange und andächtig.

»Guter alter Kasten!« sagte er wehmütig. »Manche Reise habe ich auf ihm gemacht, immer mit einer Ladung Zucker von Payta und zurück mit Guano von den Inseln. Der Kapitän ist ein fixer Junge aus Schulau an der Elbe. Eine hübsche Stange Geld hat er sich schon verdient mit dem Kokainschmuggel. Auf mich ist er nicht mehr gut zu sprechen, seitdem ich in Guayaquil die Seide an Land brachte und er dafür bestraft wurde von den Zollbehörden, weil der Chinese nicht dicht gehalten hatte. – Aber Smutje, der Koch, ist noch immer mein Freund. Er ist ein Hamburger Jung und passt zu der peruianischen Flagge hier am Heck wie ein Hering zu einer Makrele.«

Während er noch so redete, waren wir schon das Gangplank hinaufgegangen und standen vor der Kombüse, wo Smutje erschien in seiner behäbigen Gestalt, die die ganze Türöffnung ausfüllte.

»Det ward all Tid!« sagte er ungeduldig. »Nächstens muss man euch noch eine Einladungskarte schicken.«

Wir setzten uns an den blanken, weißgescheuerten Küchentisch, wo Smutje uns je einen Emailteller

vorsetzte, den er aus einem großen, dampfenden Kessel bis zum Rande anfüllte mit einem gewissen Etwas, das zwar ganz gut schmeckte, für das ich aber keinen Namen finden konnte, bis mir August erklärte, dass das gehackter Tintenfisch mit Süßkartoffeln war. Solches Gericht hatte ich noch nie gegessen, aber wie gesagt, es schmeckte gut und das, zusammen mit einer großen Mug voll jener dunklen Flüssigkeit, die man in den Mannschaftslogis der Schiffe aller Nationen mit einiger Kühnheit als Tee zu bezeichnen pflegt, trug sehr dazu bei, meine Meinung über das Land Peru und meine Hoffnungen in Bezug auf meine Zukunftsaussichten unter dieser heißen Sonne erheblich heraufzusetzen.

Nachdem wir sattgegessen hatten, holte Smutje eine große Buddel Rum aus dem Schranke, und mit dem heißen Wasser im Teekessel braute er einen steifen Grog, wie man ihn in der solidesten Schifferkneipe am Schaarmarkt oder am Großen Neumarkt in Hamburg auch nicht besser bekommen könnte. Dann sprachen wir von Geschäften. Smutje hatte ein Ding ausfindig gemacht, das uns alle miteinander zu Millionären machen sollte. An der Küste, nordwärts von Callao, lag hoch und trocken am Strande das herrenlose Wrack eines Küstenschooners. Wer hinderte uns daran, es in Besitz zu nehmen? August war ein gelernter Schiffszimmermann, Hein Jürgens, der schon draußen war, verstand etwas von der Schlosserei, und ich könne mich da und dort nützlich machen. In zwei bis drei Monaten hätten wir den Kasten nagelneu hergerichtet, mit ei-

nigen Walzen als Laufbahn und mit einer großen Talje werde man ihn flott machen und schon seien wir alle Reeder und Eigentümer und Kapitän. Man braucht es nur zu wollen. Das eben habe von jeher die reichen Menschen gemacht, dass sie die Gelegenheit beim Schopf ergriffen. So redeten sie eine Weile weiter, und ich hörte nur halb zu, aber wie gesagt – der Grog war »stief« und begann mir ein wenig in den Kopf zu steigen. Das Unternehmen schien nicht ganz aussichtslos. Es schmeckte nach Abenteuern. Es war einmal etwas anderes in der nimmer endenden Tretmühle des ewig gleichen Kampfes ums Dasein. Und warum sollte ich mich nicht an dem Geschäfte beteiligen, ich, der ich nichts zu verlieren hatte als einen leeren Magen?

So kam es, dass wir beide – August und ich – uns auf den Weg machten nach der fernen Arbeitsstätte, als eben die Sonne glutrot hinter den schwarzen Hügeln der Insel San Lorenzo versank. August, der der Ansicht war, dass man, zur Arbeit immer noch früh genug komme, nahm einen Umweg über sämtliche Wirtshäuser am Wege, wo meine Tasche leichter und mein Kopf umso schwerer wurde. Beim letzten Haus hatte sich auch mein letzter Sol in Centavos verflüchtigt, und es blieb uns nun nichts mehr übrig, als tapfer auszuschreiten, wenn wir für die Nacht noch ein Quartier haben wollten. Es war eine klare Nacht. Der Schein des Vollmonds lag taghell über dem Lande, und das war gut so, denn die Nachwirkungen der vielen Getränke lagen mir dumpf im Kopfe und mein neuer Kamerad ging vollends »drei



Strich im Winde«. Die letzten Häuser der Stadt hatten wir schon lange hinter uns gelassen und stampften nun mühsam durch den losen Sand zwischen hohen Dünen, die weiß wie Schnee im Mondlichte leuchteten, während in den Falten die Schatten so schwarz wie Tinte hockten. An einer steilen Stelle blieb August stehen und wühlte mit seinem Stock im Sande. »Pass auf!« rief er plötzlich.

Schon kollerte etwas Rundes den Hang herunter. Ich bückte mich, um es aufzuheben, aber schnell ließ ich es wieder fahren. Es war ein Menschenschädel. »Vorwärts!« rief August. »Wir deutsche Jungs haben keine Angst vor den Toten!«

Wieder blieb er stehen. Wieder wühlte er mit dem Stock im Sande. Nun rollten sie polternd von allen Dünen, wie so viele Kegelkugeln. So viele Kugeln, so viele Köpfe. Mir lief es kalt über den Rücken. Ich wollte umkehren, aber August marschierte weiter mit großen Schritten. »Bange machen gilt nicht! Wir deutsche Jungs ...«

Und immer kollerten noch mehr Schädel von den Dünen. Wohin man sah, schauten sie grinsend aus dem Sand, wohin man ging, trat man auf zerstreute Knochen, die bleich unter dem bleichen Mondlicht lagen. August marschierte taumelnd voraus und ich immer hinterher, derweilen in meinem Kopfe ein Vers aus Dantes Hölle summt:

*»Und wie bei Pola, nahe dem Guarnero,  
Der Welschland schließt und seine Grenzen net-  
zet,*

Erst später erfuhr ich, was es auf sich hatte mit diesem Geisterspuk. Wir waren mitten über den Schauplatz der Schlacht von Chorillos gekommen, die im Januar 1881 die Tore frei machte zur Eroberung Limas und damit den blutigen Krieg entschied, den die Chilenen stolz den pazifischen nennen. So wie sie damals gefallen sind, so liegen sie auch heute noch auf dem blutgetränkten Felde, doch in dem treibenden Sande der Dünen gibt es keine ruhige Stätte für die Toten. Rotos und Cholos<sup>4</sup> liegen hier wild durcheinander, so wie sie sich kurz zuvor im Leben noch bekämpft hatten. Alles andere ist längst schon gestohlen von den Hyänen des Schlachtfeldes. Die letzte Mütze, der letzte Uniformknopf, das Bajonett, das die blutige Arbeit tat. Ringsum ist alles still und tot. Man hört nur das Summen des Windes in den Telegrafendrähten, das Heulen der Schakale zwischen den Dünen und in der Ferne das Donnern der Brandung, die das ewig unruhige Meer gegen die Küste wirft. – Ich bin, weiß Gott, kein Pazifist, aber hierher möchte man doch manchen der befrackten Diplomaten wünschen, ehe er auf glattem Parkett die Minen springen lässt für seine »petite guerre«.

Endlich hatten wir den Spuk hinter uns gelassen und kamen in eine stachelige Baumwollplantage, wo man trotz des hellen Mondlichtes alle Augenblick in das faule Wasser eines Bewässerungsgrabens stolperte. Die Nacht war schon weit vorgeschritten, als

wir endlich am Ziel unserer Reise angelangt waren. Mehr wie halbwegs aus dem Wasser lag hier ein Schoner von der Art, wie man ihn vielfach im Kleinverkehr an der pazifischen Küste sehen kann. Mit dem Heck nach vorne war er gestrandet, mit einer starken Schlagseite nach Backbord. Sonst aber war er noch auffallend gut erhalten, mit beiden Masten und sogar einem Teil des Tauwerks, soweit man sehen konnte in der Dunkelheit, denn der Mond stand schon tief und hüllte die Schattenseite des Fahrzeuges in pechschwarze Nacht. August, der sich auskannte, fasste ein herunterhängendes Tau und schlüpfte durch ein Bullauge. Ich folgte ihm nach und schon stand ich in einem der seltsamsten Schlafräume, die ich je gesehen hatte, und das will schon etwas heißen. In manchen sonderbaren Schlafgelegenheiten hatte ich schon das Dunkel der Nacht überdauert. In Urwäldern und Eiswüsten, in verlassenen Winkeln heimatloser Großstädte und einmal sogar auf hoher See auf einem toten Walfisch, aber noch niemals in einem Raume, der halbwegs auf dem Kopfe stand. An so etwas musste man sich erst gewöhnen. In einer Kojе, die wie ein Schwalbennest an der schiefen Bordwand klebte, streckte ich meine Glieder aus und versuchte etwas zu schlafen. Aber es blieb bei dem Versuch. Der düstere Raum in der ägyptischen Finsternis, das Knacken und Krachen im Holze und draußen das ewige, nimmer endende Spiel der Brandung, die polternd anrannte und rauschend und gurgelnd sich wieder verlief, das alles verursachte ein dumpfes, bedrü-

ckendes Gefühl. Unmerklich fiel ich in einen unruhigen Halbschlaf, aus dem ich plötzlich aufschreckte und plumps! aus der Koje fiel.

Da mochte ich es nicht mehr aushalten in der Höhle. Ich verstaute meinen Zeugsack in einer Ecke und ging an Deck, als eben der junge Tag aus dem Meere heraufgestiegen kam. Es war ein klarer, wolkenloser, glorreich schöner, aber auch ein recht stürmischer Tag mit einem steifen Nordost, der die Gischt der Brandung über das ganze Verdeck hinjagte. Vor dem Ruder stand ein stämmiger Mann mit einem Gesicht wie ein Hamburger Hafenlöwe, offenbar Hein Jürgens, der Schlosser. Wie er es machte, dass er aufrecht stehen konnte auf dem schiefen Verdeck, wusste ich nicht. Jedenfalls fand er dabei noch Zeit und Muße, sich eine Pfeife zu stopfen. Nicht im geringsten schien er erstaunt über meine Anwesenheit. »Da bist du ja!« sagte er gemütlich. »Es wird höchste Zeit. Wir haben schon lange keine Abwechslung mehr gehabt. Der letzte hat's drei Tage lang ausgehalten und das war schon ein Rekord unter fünfundzwanzig.«

Und wie lange denn die anderen dageblieben wären? fragte ich.

»Nun ja,« sagte er, »manche sind einen ganzen Tag geblieben, manche sogar zwei. Die meisten aber hatten schon mit drei oder vier Stunden genug. Denn wenn du hier arbeiten willst, so musst du Schwimmhäute haben, und das ist nicht jedermanns Sache. Heute wird es überhaupt nichts werden mit der Arbeit, ehe nicht der Nordostwind abge-

flaut hat, und das kann vierzehn Tage dauern.«

»Vierzehn Tage?«

»Und manchmal noch viel länger.«

Das war nun allerdings eine Offenbarung, die die Illusionen der vergangenen Nacht erheblich herabsetzte. Ganz so kurz wie ich mir ihn gedacht hatte, war der Weg denn doch nicht zum Kapitän und Reeder. Eine ganze Weile saß ich stumm auf der Luke, an die man sich fest anklammern musste, um nicht hinunterzurutschen zur Leeward, über der die schäumende Gischt der Brandung brodelte. Ich schaute auf die Sturzseen, die polternd über die Back hereinbrachen, ich spürte den feinen Wasserstaub, der scharf und salzig in alle Poren drang. Je länger ich da saß, je kälter und frostiger wurde mir zumute. – Nein, es hatte wohl keinen Zweck. Ich ging hinunter zur Koje, holte meinen Seesack und verschwand ohne Abschied. Denn erstens war mir dieser Weg zum Reichtum zu lang und zu riskant, und zweitens hatte ich keine Schwimmhäute. –

Am hellen Nachmittag kam ich wieder in Callao an. Denselben Weg, den wir kurz zuvor gekommen waren, war ich wieder zurückgegangen, durch die stacheligen Baumwollfelder, durch die hohen Dünen mit ihren grausigen Reliquien, die jetzt am hellen Tage nicht mehr halb so unheimlich aussahen wie zuvor im Mondlicht, aber der Weg schien noch einmal so lang und der lose Sand noch einmal so tief in der Glut des heißen Tages. Endlich war ich wieder in der Stadt und wäre doch lieber wo anders gewesen. Es war keine schöne Gegend, durch die

ich kam. Die Häuser waren schmutzig und die Leute nicht weniger. Schlampige Frauenspersonen standen frech an den Straßenecken. Betrunkene Matrosen schwankten schwer über die Gasse. Wo Matrosen verkehren, da ist es immer lebendig, denn immer ist irgendeine Schiffsmannschaft eben abbezahlt oder angemustert und immer muss irgendwo und irgendwie ein Theater aufgeführt werden, um sie zu angeln. Und immer ist da auch das Heer der Schmarotzer, das sich an ihre Rockschoße hängt, doch ganz so schlimm, wie der Laie es sich vorstellt, ist es nicht mit dem ach so dummen und gutmütigen, ewig ausgebeuteten Seemann.

Nicht einen Schritt mehr wollte ich weitergehen. Ich ging in die erste beste oder schlechteste Wirtschaft und setzte mich in die hinterste und dunkelste Ecke und schaute auf das wilde Leben, das die schrille Stimme eines Phonografen übertönte, ohne etwas anderes zu sehen als ein verworrenes Chaos, das vor meinen Augen flimmerte wie eine Fieberfantasie. Und das war kein Wunder, denn seit meiner Landung auf peruanischem Boden hatte ich kaum mehr geschlafen, und seither hatte ich doch schon allerlei erlebt. Und hungrig war ich auch. Ich fing an zu rechnen. Zu einem ordentlichen Nachtesen reichte es noch und für alles weitere würde wohl der gute, brave, stets hilfsbereite Schutzgeist der Vagabunden sorgen.

Es war schon lange nach Mitternacht, als der Wirt die Stühle auf den Tisch stellte und ich mich hinausschlich in die frostige Nacht.

Ach, das Leben ist immer nur ein Rechenexempel! Lange hatte ich es mir überlegt. Sollte ich die Nacht in einem Bett verbringen und morgens keinen Kaffee trinken? Oder sollte ich es nicht lieber umgekehrt machen? Ich entschied mich für letzteres. Ein knurrender Magen ist ein aufdringlicher Begleiter, aber für die müden Glieder findet sich immer noch ein Plätzchen in solch südlichem Lande, wo ohnehin jedermann die Gasse als eine Verlängerung seines Schlafzimmers ansieht.

Im spärlichen Licht der Laternen fand ich bald einen leeren Packwagen, der einladend auf den Schienen stand. Ich stieg hinein und schlief wie ein Sack bis zum dämmernden Morgen.

Mit steifen Gliedern machte ich mich auf den Weg nach einer Kaffeestube, deren hell erleuchtete Fenster durch das neblige Halbdunkel schimmerten. Gerade noch fünfzig Centavos hatte ich in der Tasche. Manch einer hat sich schon nach einem Strick umgesehen mit doppelt so viel. Aber das war sicher kein gelernter Wandersmann.

In dem kleinen Lokale, wo eilige Hafenarbeiter beim letzten Lichte der elektrischen Lampen ihren Imbiss einnahmen, gab ich, wie gesagt, meinen letzten Centavo aus für Kaffee und Kuchen und war nun wirklich neugierig, was weiter werden sollte. Ich klagte mein Leid einem neben mir sitzenden jungen französischen Matrosen, der, wie er mir gleich mitteilte, Francois mit Vornamen hieß. Seinen Familiennamen habe ich nie erfahren und bezweifle auch, ob er gleich den richtigen gefunden hätte,

wenn man ihn danach fragte.

»Et toi un Al-sa-cien!« rief er aus in seinem sonderbaren Gemisch von Französisch und Spanisch.

»Und dann kannst du hier keine Stelle finden?«

»Wie sollte ich denn?« sagte ich trostlos.

»Ich werde dir gleich den Weg dazu zeigen.«

Wir gingen nach dem Hafen, bis zum großen Gebäude der Verwaltung, von dessen Dach eine mächtige Trikolore wehte.

»Voilà!« sagte Francois, »da sind wir. Gehe hinauf und frag' nach Monsieur Boursot.«

Einen Augenblick blieb ich stehen. Ich schaute hinauf zu dem blau-weiß-roten Tuche, das herausfordernd im Winde wehte. Ich dachte daran, dass ich es vor noch nicht allzu langer Zeit auf einer Rheinbrücke flattern sah, und es wurde mir unbehaglich zumute. Ich wandte mich zum Gehen, aber Francois fasste mich bei den Rockschoßen.

»Ho la, la!« rief er entrüstet. »Bist du aber grün! Warte, ich gehe mit, wenn du willst, und mich haben sie doch schon mehr wie dreimal hinausgeworfen.«

»Wenn ich aber doch kein Franzose bin-«

»Als ob's darauf ankäme! Franzos, Deutscher, Engländer, Chinese, Cholo – *qu'est ce qu'ca m'fiche!* – Franzos! *nom d'un chien*. Wir sind hier alle eine einzige Nation vom leeren Geldbeutel und vom hungrigen Magen, und alle anderen sind unsere Feinde. Oder meinst du, dass deine Landsleute dir etwas geben? Dir nicht, wenn du keinen vollen Geldbeutel hast!«



Das Argument war einleuchtend. Noch einen Augenblick blieb ich stehen, mit den Händen tief in den leeren Taschen. Dann ging ich schnell die Treppe hinauf.

In dem großen, sehr anspruchsvoll aufgemachten Privatkontor, wo das Bild des *pere de la victoire* (Clemenceau) neben dem der Jungfrau von Orleans von den Wänden herabschaute, saßen drei Herren am grünen Tisch. Der eine – ein dicker Mann mit braunem Vollbart – war ein Belgier. Man konnte ihm den Antiboche schon von den Augen ablesen. Der andere war ein kleiner, quecksilberiger Südfranzose, und schließlich saß da noch ein großer, stattlicher Herr mit dem roten Band der Ehrenlegion im Knopfloch. Man brauchte nicht erst zu fragen, um zu wissen, dass er *Monsieur le directeur general* und französischer Konsul war.

»Eh bien,« sagte er mit einem ungeduldigen Blick auf die große Wanduhr. Ich gab meinem Herzen einen Stoß und fing an, ihm den Fall auseinanderzusetzen.

»Parfaitement,« meinte der Belgier, aber Monsieur mit der Ehrenlegion war nicht so schnell zufriedengestellt. Ganz unangenehm wurde er mit seinen Fragen über Stand und Herkunft und über meine wirkliche und vermeintliche Tätigkeit vor, während und nach dem Kriege. Endlich schien er zu einem Entschluss gekommen zu sein. Fragend schaute er die beiden anderen an, und da sie beide zustimmend nickten, war die Sache bald perfekt. So kam ich zu einer Stelle als *employe* der Großen Na-

tion. Es war nicht gerade eine ruhmreiche Geschichte, aber wer noch nie hungrig und arbeitslos in fremden Straßen gelegen, der sitze darüber zu Gericht. –

Die Stelle, die ich mir auf solche Weise erschlichen hatte, war recht angenehm. Die Arbeit bestand im wesentlichen im Spazierengehen. Freilich war das Honorar auch dementsprechend. Mit meinen vier Soles pro Tag konnte ich mich gerade über Wasser halten, bis eines Tages meine Aussichten sprunghaft zu steigen begannen wie eine Valutaaktie bei uns zu Hause. Unvermutet wurde ich zum Portier ernannt über das Tor eines großen Hofes im Arsenal, wo ein Neubau aufgeführt wurde. Von allen den vielen Berufen, die ich je ausgeübt habe, ist der eines Portiers derjenige, für den ich mich am wenigsten eignete. Denn erstens, zweitens, und überhaupt – Pünktlichkeit war meine starke Seite nie, und auch sonst fehlen mir – wie ich auch heute noch glaube – verschiedene grundlegende Eigenschaften zum Ritter ohne Furcht und Tadel vor einem Hoftor. Zudem war das Tor eine Illusion. Denn die Mauer war voller Löcher, durch die es aus- und einging wie in einem Taubenschlag. Wenn man einen hinausjagte, kamen drei andere zu einem anderen Loch wieder herein. Schließlich gab ich es auf in Verzweiflung und zog mich grollend zurück in den Schatten meiner Amtsstube. Schwer litt ich unter meiner Machtlosigkeit. Ich kann es nunmehr begreifen, warum Portiers fast immer Menschenfeinde sind. Ich selbst war auf dem besten Wege

dazu. Stundenlang konnte ich auf demselben Flecke sitzen und in den hellen Hof hineinstarren. Nicht weit von meiner Hütte stand ein stattlicher Baum mit kleinen, birnenartigen Früchten, die man dort Guayavas nennt. Diese hatten die Aufmerksamkeit der ganzen Nachbarschaft auf sich gezogen. Alle Augenblicke erschien in irgendeiner Mauerlücke ein dunkles Chologesicht und verdrehte die großen, lackglänzenden Augen, derweilen der Mund vor Lüsternheit wässerte.

»Mistah!«

Ich warf ihn hinaus. Schon kam ein anderer.

»Mistah! All right.«

Dieser kam mit einem Zehncentavosstück. Da wusste ich Bescheid. Einmal wenigstens zeigte ich mich auf der Höhe der Situation. Das Leben, das eben noch so fade und zwecklos erschienen war, hatte auf einmal wieder Inhalt bekommen. Ich stieg auf den Baum und schüttelte einen ganzen Vorrat, den ich neben meiner Behausung aufstapelte und noch am selben Abend schlank verkaufte an die Arbeiter, die nach Feierabend durch das Tor kamen. An jenem Abend und an noch verschiedenen anderen, die meine Taschen überquellen ließen mit Centavosstücken. Nur wenig litt ich unter Gewissensbissen über diesen Missbrauch meiner Amtsgewalt, und das Wenige, was übriggeblieben war, zerstreuete Francois, der nur bedauerte, dass er nicht dabei sein konnte.

»Das da,« sagte er, »das werden sie alles aufs Reparationskonto schreiben.«

Mehr als fünf oder zehn Centavos pro Mann waren jedoch aus keinem herauszubekommen. Denn woher nehmen und nicht stehlen? In diesem an Naturschätzen so reichen Lande Peru herrscht die Armut wie in kaum einem anderen Lande. Kein unterwürfigeres, bedürfnisloseres Geschöpf kann man sich denken, als den dortigen Mann aus dem Volke, den *Cholo*, eine seltsame Mischung von weißem, Neger- und Indianerblut, mit einer ganz kleinen Beimischung aus dem himmlischen Reiche. Gewiss, der Arbeitsmann des benachbarten Chile ist auch kein Millionär. Zumeist nennt er kein ganzes Hemd sein eigen, und wenn er es besäße, so würde er es so schnell wie möglich in *vino tinto* umsetzen. Aber er ist trotz allem stolz und unbändig, von wildem Freiheitsdrang und heißer Vaterlandsliebe, ein stets auf Erlebnisse bedachter Abenteurer, der einem aus einer Tasche den Geldbeutel stiehlt und ihn wieder in die andere hineinsteckt, aus purer Lust am Schenken. Und vor allem: er ist über die Maßen selbstbewusst und stolz auf seine Klasse.

»*Soy roto chileno!*«

Wie anders der *Cholo*! Eine müde Resignation liegt über ihm und seinem Lande. Ein Zug von Pessimismus und Unterwürfigkeit, deren Ursprung zurückführen mag in die Jahrhunderte, da die Inkas als Herren über Leben und Tod jedes Einzelnen geboten. Dieses Volk hat nie die Freiheit gekannt; nicht unter den Inkas, nicht unter Pizarro und am allerwenigsten in der heutigen Republik, wo sich eine dünne Oberschicht von reichen Familien der Staats-

maschine bemächtigt hat. Denn die hohen Staatsgeschäfte werden dort seit über hundert Jahren *en famille* ausgeübt. Von einigen Notabeln.<sup>5</sup> In diesem in der Theorie und nach dem Wortlaut der Verfassung so überaus demokratischen Lande ist der Begriff der menschlichen Gesellschaft sehr eng gezogen. Es gibt nur eine »Gesellschaft«, die mit ihren Wünschen und Ansprüchen für die Öffentlichkeit allein vorhanden ist und über deren Tun und Lassen alle Zeitungen in langen Spalten endlos berichten in blumenreichster Sprache. Man lese zum Beispiel nur diese Mitteilung aus der in Lima erscheinenden Zeitung »La Prensa«:

»Vermählung. – Die tugendhafte und engelgleiche Seniorita Fulano hat sich heute für immer mit dem perfekten Gentleman Sutano vereinigt. In Anbetracht der hohen Qualitäten eines so sympathischen Paares kann es nicht ausbleiben, dass über ihrem Herde alle Tage der Stern des Glückes strahle, umweht von dem christlichen Hauche einer reinen und jungfräulichen Liebe im Herzen der geistreichen Frau. Dass diese Sonne des Glückes immer scheinen möge aus dem blauen Himmel über ihr, ist der heißeste Wunsch derer, die sich voll Freuden und Entzücken unterzeichnen als ihre Freunde.«

In jedem anderen, nicht südamerikanischen Lande hätte das Papier revoltiert gegen solchen Schwulst. Nicht so in Peru. So etwas steht so und ähnlich seitenlang in der Zeitung an jedem neuen Tage. Und was das sonderbarste ist: es wird auch ge-

lesen! Freilich nicht von dem Cholo, denn das Lesen und Schreiben ist dessen starke Seite nicht.

Doch das sind alles Betrachtungen, die mich weit abführen von dem Gange meiner kleinen Erlebnisse. –

Nach einigen Wochen nahm meine Beamtentätigkeit ein plötzliches und wenig erfreuliches Ende, und schuld daran war wieder einmal die hohe Politik. Das große »Centennario«, die Jahrhundertfeier der Peruanischen Republik, war in nächste Nähe gerückt, und schon zeigten sich auf der Reede die Kriegsschiffe der fremden Nationen, die von den Enden der Erde gekommen waren, um ihre Aufwartung zu machen. Einer nach dem anderen kamen die grauen Kolosse und ankerten im Hafen. Landfeine Matrosen aus fremden Ländern begannen über die Straßen zu steigen, und den Gastwirten, Heuerbasen und sonstigen Hafenratten lief das Wasser im Munde zusammen, wenn sie den Rebbach errechneten, der hier zu machen war. In allen Arten war hier die Beute vertreten. Englische Tommies mit unwahrscheinlich weiten Hosen, amerikanische Marinesoldaten mit weißen Tellermützen, die ihnen in etwas das Aussehen von Zuckerbäckern verliehen. Am populärsten jedoch waren die Matrosen des französischen Kreuzers »Jules Michelet« mit ihren weißen Mützen und roten Quasten. Denn ein bisschen Französisch, das macht sich so schön, auch in Peru. Wer aber beschreibt mein Erstaunen, als ich eines Abends – es war wohl schon mehr gegen Mitternacht – eine Schar dieser bemühten und

bequasteten Jünglinge Arm in Arm über die Straße schwanken sah, während die stillen Häuser von dem schönen Liede widerhallten:

»Siegreich wollen wir –  
Ich derfs nit sagen!«

Der Fall war interessant genug für eine nähere Untersuchung. Ich ging auf sie zu und erkundigte mich nach dem Woher und Wohin und nach dem Zusammenhang dieser doch recht seltsamen Dinge. In etwas war mir ja die Erkenntnis schon aufgedämert.

»Sin ihr ebbe von Milhüse,« fragte ich in meinem schönsten Elsässer Deutsch. Nein, von Mülhausen kamen sie nicht, aber von Buchweiler, von Sennheim und von Wattweiler. Und sehr erfreut waren sie, einen Landsmann zu treffen in so fernem Lande. Obwohl sie bereits des Guten zu viel getan hatten, gingen wir dennoch in eine benachbarte Kneipe, wo sie nicht müde wurden, von ihren Abenteuern an Bord des »Jules Michelet« zu erzählen, wohin man sie gebracht hatte, um aller Welt kund zu tun, welch gute und waschechte Franzosen doch die Elsässer waren, und wie schön sie Französisch sprächen. Aber das Leben an Bord des »Jules Michelet« war anscheinend doch nicht ganz so herrlich gewesen, trotz der schönen weißen Mütze mit der roten Quaste. Im Elsaß – so sagten sie – sei das Leben jetzt nur noch eine halbe Freude, aber auf dem »Jules Michelet« sei es die Hölle. Eine Hölle mit dem

*contre maitre* als Teufel und mit harten, wassergekochten Bohnen, die man täglich dreimal zu essen bekomme. Am Weihnachtsabend wollten sie ihnen nicht einmal ein Bäumchen gönnen, weil das eine Bochesitte wäre. Darauf wollten sie Weihnachtslieder singen.

»*Silence! pas d'chansons Boches!*«

Da stimmten sie aus Trotz »Heil dir im Siegerkranz« an, ein Unterfangen, das wider Erwarten glücklich ablief, da der *contre maître* das Lied für die englische Nationalhymne hielt und der erste Offizier sie zum Lohne dafür mit einer Flasche Schnaps beschenkte.

Während wir noch dasaßen und von alten Zeiten plauderten, kamen noch weitere elsässische Matrosen herein und setzten sich zu uns. Es war in einer deutschen Wirtschaft, in der hauptsächlich Deutsche verkehrten. Einer von diesen, der eben von den Bergwerken heruntergekommen war und deshalb das Geld lose sitzen hatte, hielt das ganze Haus frei. So wurde die Stimmung immer angeregter und die Lieder immer lauter. Sie fingen an mit dem »Brunnen vor dem Tore«; dann kamen Soldatenlieder an die Reihe.

»*Drum Mädchen weine nicht,  
Sei auch nicht traurig,  
Grad weil ein Infanterist  
Ins Feld muss ziehn.* –«

Auf einmal, als die Orgie auf ihrem Höhepunkt



angelangt war, sprang einer von den »Franzosen« auf den Tisch, schüttelte das lange Haar aus dem weingeröteten Gesicht und schwenkte die weiße Mütze:

»Jetzt hän mir alles gsunge. Jetzt singe mer au noch Deutschland über alles.«

Und so taten sie. Stehend sangen sie mit großer Andacht das Lied zu Ende, und die umherstehenden Peruaner standen auch auf und summten mit, weil sie in ihrer franzosenfreundlichen Einfalt sich einbildeten, es sei die Marseillaise.

So war es alles in allem ein recht erhebender Abend. Welches unangenehme Nachspiel er gehabt haben mochte für die sangeslustigen Matrosen weiß ich nicht. Ich weiß nur, dass er üble Folgen hatte für einen anderen derzeitigen Mussfranzosen mit Namen Kurt Faber.

Am anderen Tage begab es sich nämlich, dass ich gedankenlos durch die Hauptstraße von Lima schlenderte, gerade dort, wo ein gewisser Monsieur Boursot – eben jener kleine Südfranzose vom grünen Tisch im Büro der Hafenverwaltung – einen Kramladen mit allerlei Spielwaren und kleineren Haushaltsgegenständen betrieb. Es war ein bekanntes, fashionables Geschäft und hieß »*La petite ménagerie*« – die kleine Menagerie –. Ich war eben vorübergegangen, als der junge Mann des Geschäfts atemlos hinter mir hergelaufen kam.

»Monsieur Faber! Monsieur Fabe-e-er!«

... – –?

»Monsieur Boursot wünscht Sie zu sprechen!«

Monsieur Boursot? Was konnte der von mir wollen? Zögernd und mit einem bösen Gewissen folgte ich ihm in den Laden, wo Monsieur mich schon an der Schwelle empfing.

»*Est ce que vous êtes Français ou Boche?*«

»Monsieur Boursot-«

»Nichts da! Keine Ausflüchte! *Français ou Boche?*«

»Wenn Sie mich einmal zu Wort kommen ließen –«

»Ah, *nom d'un chien!* Sie haben lange genug geredet. Ich weiß genug. – *Espèce d'un imposteur!* Ich habe es aus Ihrem eigenen Munde. Sie sind ein Boche!«

»Monsieur Boursot-«

»Nix, Monsieur Boursot! Wagen Sie es, mich anzureden, mich einen *Franzosen!* Sie sind ein Boche, Boche, Boche! – *Tonnerre de Dieu!* Sie sind ein *super – boche!*«

»Und Sie Monsieur Boursot-«

»Kein Wort weiter! Hinaus aus meinem Laden! Boche!«

»Langsam, Monsieur Boursot! Ich gehe auch so schon. Aber ich wollte es mal doch sagen: *Vous êtes le plus gros chameau de la petite ménagerie.*«

Unnütz zu sagen, dass es am anderen Tage zu Ende war mit meiner Stellung als *employé* der Hafenverwaltung. Mir war das nicht unlieb, denn meine Haupteinnahmequelle, der Guayavabaum, war inzwischen restlos geplündert, und was übrig geblieben war von meinem fortlaufenden Gehalt verlockte

nicht zu einer Lebensstellung, auch bei bescheidenen Ansprüchen.

Der Kassierer händigte mir meinen noch fälligen Wochenlohn aus und versäumte nicht, ihn mit einigen nicht eben wohlwollenden französischen Segenssprüchen zu begleiten. Aber ich trug nicht schwer unter der Schande. Ich ging nach dem Hafen und betrachtete die große Schar der arbeitslosen Kavaliere, die da mehr malerisch als vertrauenerweckend auf der Mole saßen, und sah das glitzernde Wasser im hellen Sonnenschein und die unternehmenden Schiffe, die qualmend vorüberzogen, und die Möwen, die mit ihnen flogen, und träumte einmal wieder den alten Traum von großen Reisen und von fernen Meeren und war mit mir und aller Welt vollauf zufrieden. Aller Anfang ist schwer.

Der Anfang in Peru war gemacht!

---

1. Taena und Arica <<<
2. Morro von Arica, der Berg, von dem die siegreichen Chilenen angeblich die gefangenen Peruaner hinunterstürzten. <<<
3. Spottname für die Chilenen <<<
4. volkstümliche Bezeichnung für Peruaner <<<
5. Angehörigen der sozialen Oberschicht <<<

# Von Puppen, Bären und Kirchtürmen

WAS NUN? – EIN KAPITEL ÜBER GELERNT UND  
UNGELERNT LEUTE. – SELTSAMES NACHTQUARTIER. –  
BARFUß-JIM ERZÄHLT EINE GESCHICHTE. – EIN GROßES  
GESCHÄFT. – ICH MALE DEN KIRCHTURM. – SEINE  
EMINENZ, DER BISCHOF IST MIT MIR NICHT ZUFRIEDEN. –  
UNGEAHNTE MÖGLICHKEITEN. – ICH VERSUCHE MICH  
ALS WAHRER JAKOB. – VON PUPPEN UND TEDDYBÄREN.  
– ARMER PEPITO!

Der Anfang in Peru war gemacht, und das war immerhin ein Trost in diesen traurigen Zeiten, wo die Tage tatenlos vergingen und Hunger und Not und die Angst vor dem Morgen mir allenthalben entgegenkam aus allen grauen Gassen. Da war freilich kein Tag, der mir nicht eine schöne Stelle vorgegaukelt hatte, aber wenn man zufassen wollte, da war sie zerronnen in nichts, und oh! nun soll ich wohl noch einmal die Geschichte wiederholen, die ich so oft schon erlebt und erzählt habe in aller Herren Ländern? Die trübe, traurige Geschichte von langen Wanderungen und bösen Enttäuschungen, von kleinen Menschen, die sich zappelnd wehren am Wegrande, während kalt und gleichgültig der große Wagen der Weltgeschichte über sie hinweggeht. Ach, es ist eine gar so alltägliche Geschichte für den, der sie liest oder hört, aber sie ist Leben und Tod, und immer nur allzu neu und interessant für den, der sie erleben muss an jedem neuen Tage.

Das Geld war fort, fast bis auf den letzten Centavo, und auf Tausende Kilometer im Umkreis war niemand, der mir auch nur einen Pfennig Kredit eingeräumt hätte.

»Bleibe noch der Konsul,« höre ich sagen.

Gewiss: aber wie sagten schon die Römer?

»*Videant consules!*«

So ein Herr ist gepanzert mit Misstrauen und vorsichtig in seiner Hilfe. Und das aus guten Gründen, denn wenn er alle lieben Landsleute unterstützen wollte, so würde sich das schnell herumsprechen in ganz Südamerika. Es gäbe eine Wallfahrt zu seiner Tür, und bald müsste er selbst die Unterstützung eines Konsuls in Anspruch nehmen, um sich vor dem Armenhaus zu sichern. Und doch –

Wenn ein Engel käme und würde mich an eine maßgebende Stelle in Deutschland setzen, so würde ich zuerst das Konsulatswesen an Haupt und Gliedern reformieren, so würde ich Maßregeln ergreifen, um die reißende Flut des Blutes zu dämmen, das heute wie einst vor unseren Augen ins Ausland fließt.

Das Wandern ist ja heute eine Modesache im deutschen Vaterland. Auf allen Wegen sieht man Wandervögel, Zupfgeigen und was immer dazu gehört. Es klingt und singt an allen Enden. Man errichtet Herbergen und Arbeitsstätten, und es ist gut, dass man es tut. Wer aber kümmert sich um den wahren Wandersmann, dem kein Land zu weit, kein Meer zu groß ist, immer unterwegs und nimmer zufrieden. Ist er nicht auch ein Deutscher? Und ist

nicht gerade er ein besonders typischer Vertreter des ewig unruhigen, ewig unzufriedenen Geistes unseres Volkes? Ein direkter Nachkomme jener besonderen Abart des deutschen Michels, des abenteuerlichen Simplizius Simplizissimus, der tatendurstig durch die Länder zog, aus purer Lust am Abenteuer, aus Lust am Erleben. Und findet man ihn nicht auf allen Wegen und Umwegen in aller Herren Ländern; oftmals schmutzig, oftmals zerlumpt und abgerissen, aber immer tatendurstig, in mehr als einer Hinsicht ein Sinnbild des faustischen Menschen: »Im Weiterschreiten find' er Qual und Glück, er unbefriedigt jeden Augenblick.« –

Ah, wenn andere Völker solches Aktivum hätten! Wie würden sie es einsetzen als einen Faktor in ihrer Rechnung! Wie würden sie es zusammenfassen zu einem Stoßtrupp ihrer Macht und Größe. Wir aber lassen diese überschäumende Volkskraft verkommen auf amerikanischen Landstraßen, verhungern in fremden Städten, verderben in ausländischen Tretmühlen, sterben im Wüstensand in feindlichen Fremdenlegionen, und manche unserer lieben Landsleute im Ausland liefern ihn der fremden Polizei ans Messer und tun sich noch etwas darauf zugute.

Wahrlich, es ist niemand so verlassen, wie der deutsche Wandersmann in der Fremde! Aber so war es immer gewesen, solange es Deutsche im Ausland gegeben hat. – Was aber geschieht heute mit den zwanzig Millionen: Mit den zwanzig Millionen, die *wirklich* zu viel sind im deutschen Vaterland? Mit

den armen Abgebauten, den früheren Studenten, Offizieren, die man heute auf allen Landstraßen in Südamerika findet? Leute, an die der Staat ein Vermögen von Erziehungsgeldern auf Universitäten und sonstigen hohen Schulen gehängt hat, und die zu sammeln und zu erhalten die erste Pflicht sein müsste aller derer, die es angeht, wenn anders nicht die Erfahrungen mit den Achtundvierzigern sich wiederholen sollten.

Statt dessen –

Ich muss zur Illustration dieses »Statt dessens« etwas aus eigener Erfahrung berichten: Das war in einer großen amerikanischen Stadt. Natürlich waren die Zeiten schlecht. Natürlich hatte ich kein Geld und drohend erhob sich die Frage: Was nun? Gab es irgendwo Häuser oder Zäune anzustreichen? Suchte jemand einen Matrosen, einen Hafenarbeiter, einen Hausierer? War irgendwo ein Jahrmarktsrummel, auf dem es etwas zu verdienen gab? Wie war das alles so erbärmlich! Ich besann mich darauf, dass ich doch auch noch etwas anderes gelernt hatte und dass vielleicht auch einmal in dieser Richtung eine rettende Planke zu finden wäre. Das war natürlich eine recht seltsame Idee. Aber man hat zuweilen solche schwachen Stunden.

Eine halbe Stunde später stand ich vor dem hohen Konsul. Er schaute mich von oben bis unten an und sagte mir, er wolle sehen, was er für mich tun könne. Er selbst habe ein großes Unternehmen und Landgut und könne mir eine Stelle verschaffen, wenn ich etwas gelernt hätte. Was ich denn wäre,

von Beruf?

»Doktor der Staatswissenschaften.«

»Hm. So. Sonst nichts –«

»Nein.«

»Können Sie Spanisch?«

»Ja. Und Englisch, Französisch ...«

»So –«

Eine Weile schaute er sinnend auf die Lehne seines Klubsessels. Dann stand er auf, ging einige Schritte auf und ab, blieb wieder vor mir stehen und schaute mich an mit einer Miene des allertiefsten Mitleids.

»Das ist schwierig. Was fängt man mit Ihnen an? Haben Sie denn gar – nichts – gelernt?«

Nichts gelernt! Das ist das böse Wort, über das drüben jeder mit einer höheren Schulbildung versehene Anfänger stolpert. Ein tüchtiger, ein gelernter Mann ist zum Beispiel einer, der drei Jahre bei Schulzens im Kontor war und hochachtungsvolle Mahnbriefe zu schreiben versteht, ein Mann, der zum Beispiel ordentlich die Fässer übereinanderstellen kann in einer Bierbrauerei. Bist du ein gelernter Barbier, ein Zimmermann, so bist du ein tüchtiger Mann; bist du aber ein Kaufmann, so bist du ein Laufmann, warst du Student, Assessor, so bist du ein Nichts, warst du ein Offizier, so bist du ein Tage dieb. Man wirft dir ein Almosen hin, wenn du hungrig bist – vielleicht, aber das, um dessentwillen du die weite Reise unternommen hast, Arbeit, tüchtige, anständige Arbeit gibt man dir nicht. Man duckt und kuschelt dich, wo man kann, und findet eine Art



Sport in solchem Tun. – Ja, und wenn dann so ein armes Menschenkind zuletzt zerrieben wird von der harten, ungewohnten Arbeit, wenn seine Kleider verdreckt und verlaust sind, ohne die Möglichkeit der Anschaffung von Ersatz, und das und tausend andere an sich lächerliche Kleinigkeiten ihn hinabziehen in den Sumpf und ewig dort festhalten, dann gibt es gewisse »deutsche« Kreise, die sich in den Sesseln räkeln im Klub von Buenos Aires, die sich nicht genug tun können an moralischer Entrüstung über die »schlechte Qualität der derzeitigen Einwanderer«. Und es sind genug in der alten Heimat, die das kritiklos nachbeten. – –

Doch was wollte ich eben noch erzählen? Dieser Ausflug ins allgemeine Gebiet der sozialen Frage und der Auswandererfürsorge hat mich unversehens weit entführt von der Erzählung meiner eigenen kleinen Erlebnisse, und so muss ich wohl oder übel wieder zurückkehren zu dem Zeitpunkte, wo ich mich verlassen habe, selbst so ein armer, unruhiger, ausgeplündelter Vertreter der zwanzig Millionen, die wir zu viel haben in Deutschland. Missmutig ging ich noch einmal über die weite Plaza, auf der ich längst schon jeden Stein vom anderen kannte, und jedes Blättchen der Palmen, die da kümmerlich vegetierten in der heißen Sonne.

Natürlich war es eine Plaza Grau! Wie konnte es anders sein in Peru? Es ist eine eigenartige Erscheinung, dass die sonst so fantasiebegabten Südamerikaner so wenig von dieser Eigenschaft verraten in der Benennung der Straßen und Plätze ihrer Städte.

In Argentinien gruppiert sich jedes kleinste Pueblo unweigerlich um die Plaza San Martin, in Brasilien besorgt das die Praça Ypirenga, in Chile und Peru gibt es keinen noch so unbedeutenden Ort ohne das Denkmal eines Seehelden in allen erdenklichen Positionen. Nur mit dem Unterschied, dass er hier den Admiral Grau und dort den Kapitän Prat darstellt. Was hat es nun auf sich mit Prat und Grau? Grau war der Mann, der mit seinem Panzerschiffe den chilenischen Kreuzer Esmeralda versenkte, dessen Kommandant, der Kapitän Prat, mit Ehren unterging bei wehenden Flaggen. So kamen beide – Sieger und Besiegter – zu ihrem Denkmale und zu ihrer Plaza.

Wie dem auch sei: abgesehen von den Namen gleichen sich die Plazas wie die Hammel in der Herde. Aber die Plaza Grau hat doch noch eine besondere Note. Wohl nirgendwo auf dieser Erde – selbst nicht in Liverpool und Buenos Aires – gibt es eine Stadt, die so viele gestrandete Seeleute beherbergt, wie Callao. Sie ist geradezu die Hauptstadt, das Emporium der Strandläufer. Es ist schwer zu sagen, was diesen Platz besonders anziehend macht für diese besondere Abart des Lumpazivagabundus. Ist es der blaue Himmel unter der strahlenden Tropensonne? Ist es das Fehlen aller ernsthaften Niederschläge, die einen unter anderen Himmelsstrichen nächtlicherweile überraschen könnten wie der Teufel beim Gebet, wenn man eine »Platte reißt« in einer Tür-Nische oder in einem Beiboot am Strande? Oder ist es nur deshalb, weil die Milde

der Natur abgefärbt hat auf die Polizei in diesem freien Lande, wo alles erlaubt ist, was gefällt und der Begriff des Polizeiwidrigen so dehnbar ist wie das Gewissen eines *intendente* auf der *municipalidad*? Wer kann es wissen? Jedenfalls sind sie in ganzen Heerscharen vertreten und geben der Plaza Relief und Charakter. Sie sitzen auf den Bänken und strecken ihre Glieder in der warmen Sonne, sie liegen über den Kaimauern und schauen nach den Schiffen, die von San Lorenzo herüberkommen, sie lungern in den Wirtschaften, sie folgen als echte Landhaie dem Kielwasser der abgemusterten Matrosen, denen sie ein Streichholz, eine Pfeife Tabak und dann ein Glas Pisco abbetteln, und da ist kein Tag im Jahre, der sie nicht drei Strich im Winde unter Alkohol sieht.

Manche von diesen haben geradezu einen Welt-ruf erlangt unter den Matrosen der südamerikanischen Westküste, zumal der König der Strandläufer – den sie *barfooted* Jimmy nannten. Barfuß-Jim, der schon seit Menschengedenken auf der obersten Treppe, unter dem Portal der Kathedrale, zu nächtigen pflegte. Schon in Buenos Aires und Valparaiso hatte ich von ihm gehört, und ihn mir eigentlich ganz so vorgestellt, wie ich ihn jetzt vor mir sah: ein kleiner, buckliger, mehr malerisch als vertrauenerweckend aussehender Bursche mit einem großen, grauen, verfilzten Bart und hornhäutigen Barfüßen, und alles in allem eine der vollkommensten menschlichen Ruinen, die mir je begegnet sind. Er sprach mit einer dünnen, piepsigen, bemitleidenswert

schwachen Stimme, aber in sehr gewählten Sätzen, denn – *noblesse oblige* – Barfuß-Jim hatte schon bessere Zeiten erlebt. Er war Schiffskapitän gewesen, ehe er sein Patent verloren hatte.

Wie das kam?

Wie kommt so etwas im Leben!

Es ist indes kein Mensch so miserabel, so ganz hilflos und verlassen, als dass er nicht auch einmal einem Mitmenschen behilflich sein könnte. Und Barfuß-Jim kam gerade im rechten Augenblick wie ein rettender Engel an dem Tage, von dem ich hier erzähle. Es war spät in der Nacht, und ein kalter, klebriger Nebel lag dick auf der Plaza. Ich setzte mich auf eine Bank und fror wie ein Schneider. Da kam aus Nacht und Nebel eine murmelnde Gestalt, die vor mir stehenblieb. Es war niemand anders als Barfuß-Jim.

»Hallo sonny,« sagte er gnädig.

»Hallo!«

»Hast du ein Streichholz?«

»Nein.«

»Und ein Nachtquartier auch nicht? Ganz und gar gestrandet, wie ich kalkuliere?«

»Jawohl.«

»Dann komm mit!«

Wir gingen zusammen durch den dicken Nebel hinunter zum Strand, wo wir in der ägyptischen Finsternis alle Augenblicke über Fischergeräte stolperten und uns in ausgespannte Netze verstrickten. Die überall umherliegenden zerbrochenen Flaschen waren ein Attentat auf die Stiefel. Wie es Jimmy

machte, dass er seine Barfüße heil hindurch balancierte, weiß ich nicht. Jedenfalls kannte er den Liegeplatz jeder einzelnen. Zeit genug zu solchem Studium hatte er ja gehabt in den zwanzig oder dreißig Jahren, die er hier schon am Strande lag. Wir gingen in einer Vertiefung längs einem stinkenden Abzugskanal, in dem die Speisereste von einigen Generationen verfaulten. Schließlich standen wir vor einer Tür, die Jimmy ohne Umstände aufstieß. Dann ging er geradeaus weiter wie einer, der sich auskennt in der Umgegend. Es war hier noch dunkler als draußen in der trüben, nebelverhangenen Nacht. Dennoch brauchte man kein Sherlock Holmes zu sein, um zu merken, dass man in einer Küche war, denn es roch recht aufdringlich nach abgestandenen Speisen und schlampigen Chinesenköchen.

Wieder standen wir vor einer Tür, die Jimmy aufstieß mit der gleichen Kühnheit wie die vorhergehende, und schon waren wir in einem weiten Raum mit grünen Tischen und Klubsesseln, die kaum zu erkennen waren im matten Lichte einer abgeblendeten Lampe.

»Das ist der Klub,« sagte Jimmy. »Es ist heute keine Sitzung, Da habe ich mich hier eingeladen. Seit zwanzig Jahren bin ich schon Ehrenmitglied sozusagen.«

Ohne weitere Umstände rückte er je einen Klubsessel zurecht für uns beide und fing an, mich zu unterhalten auf seine Weise.

»Ja,« sagte er, »das ist gerade so eine Nacht wie

damals, als ich erster Offizier war an Bord der ›Oro-  
ma‹ und ein Argument hatte mit Mister Vanderbilt.  
– Mister William K. Vanderbilt! Habe ich dir das  
schon einmal erzählt?«

»Nein.«

»Ah, das war eine Geschichte! Ich stehe auf der  
Brücke und herauf kommt Mister Vanderbilt. ›Jim,‹  
sagt er, oder vielmehr Herr Jim, ›wollen Sie mit mir  
im Salon einen Whisky trinken?‹ – ›Nein,‹ sage ich,  
›ich bin im Dienst.‹ – Sagt Mister Vanderbilt: ›Tun  
Sie mir den Gefallen, Herr Jim, und trinken Sie mit  
mir.‹ – ›Nein,‹ sag' ich, ›ich bin hier auf der Brücke  
im Dienst.‹ – Worauf Mister Vanderbilt: ›Bitte, Herr  
Jim.‹ – Worauf ich –«

So ging es weiter in endlosen Variationen. –  
»Sag' ich – sagt Mister Vanderbilt.« Den Rest hörte  
ich nicht mehr, denn ehe er noch viel weiter gekom-  
men war in der interessanten Geschichte, war ich  
fest eingeschlafen in meinem schönen weichen  
Klubsessel.

Am anderen Morgen machte ich mich wieder auf  
den Weg, vor der Sonne. Es war ein trüber Morgen,  
der ganz zu meiner Stimmung passte. – –

Doch diese Geschichte würde viel zu lang, wenn  
ich in dieser Weise weiter erzählen wollte von den  
großen Mühen und den kleinen Geschäften der  
nächsten vierzehn Tage. In Peru spielen sie noch  
mehr Lotterie wie anderswo. Kein Tag vergeht ohne  
Ziehung, keinen Schritt kann man über die Straße  
machen, ohne dass es einem in den Ohren gellt:  
»Hunderttausend Soles – *para hoy!*« Alle spielen,

und es gibt wohl auch manche, die gewinnen. Sicherlich sind es nicht die, die mit den Losen auf den Straßen hausieren und sich die Seele matt und die Kehle heiser schreien, wie Schreiber dieser Zeilen. Es war die traurigste aller Tretmühlen, in denen ich mich je versucht habe, und noch heute, wenn ich daran zurückdenke, scheint es mir das beste, wenn ich das ohne ein weiteres Wort übergehe.

Es war nur ein Glück, dass in jenen Tagen die kommende große Jahrhundertfeier ihre Schatten vorauswarf. Wenn die braven Bürgersleute sich amüsieren, fällt zumeist auch etwas ab für die, die am Rande der bürgerlichen Gesellschaft ihr Leben vom Augenblicke erhaschen. Es wird gezimmert und gemalt, man baut Tribünen, errichtet Fahnenstangen, die Häuser bekommen einen festlichen Anstrich, die Löhne steigen, und auf einmal sind sie alle da, die fantastischen, aufs Nichts gestellten Vertreter des großen Heeres der Heimatlosen, das Kipling besungen:

*»The ends of the earth are our portion  
The ocean at large is our share,  
There was never a skirmish to windward,  
But the beaderless legion was there!«*

Es tat sich was in Lima und Callao, und die Ausichten stiegen sprunghaft. Häuser hatte ich schon angemalt in aller Herren Ländern, und da musste es doch mit Wunderdingen zugehen, wenn ich auch hier nicht den Weg zum alten Handwerk fand, jetzt,

wo hier jeder dritte Mensch mit einem Farbtopf herum lief. Und in der Tat kannte ich mich schon am nächsten Tage kaum wieder in meiner Eigenschaft als Unternehmer, der im Auftrage seiner Eminenz des Bischofs der alten Iglesia Madriz einen neuen Anstrich geben sollte. Allein hätte ich mir so etwas niemals zugetraut; aber da war ein junger Yankee mit Namen Charley. Der hatte sich den Sekretär des Bischofs vorgenommen und ihm Berge und Wunder erzählt von seiner mit eigenem Apparat und eigener Mannschaft direkt aus Gottesland gekommenen konkurrenzlosen Anstreicherkolonne. Und der Herr Sekretär hatte alles wörtlich genommen. Denn in Peru ist es heute nicht anders wie anderswo. Vor den Amerikanern und vor den Dollars ziehen sie alle den Hut, bis zu den Bischöfen und den geistlichen Räten.

So machten wir uns an die Arbeit; Charley und ich und ein irländischer Gastwirt mit Namen O'Brien, der bis zur ersten Abzahlung die Farben und einige recht auffällige Leitern als seinen Anteil an dem Geschäfte einbrachte, denn selbst mochte er keine Leiter besteigen und das aus guten Gründen, denn er wog gut und gern zwei und einen halben Zentner.

So waren wir allem Anschein nach wieder einmal auf der sonnigen Seite in diesem Karussell des Lebens. Vor meinen Augen öffneten sich Horizonte von ungeahnten Möglichkeiten. Mit wahrem Feuereifer ging ich von Kneipe zu Kneipe, von Bank zu Bank an der Plaza und trommelte alle Strandläufer



zusammen als amerikanische Mannschaft für das große Geschäft. Abends hatten wir sie alle zusammen in O'Briens Bar, wo jeder einen Whisky bekam. Es war nicht eben ein erfreulicher Anblick. Eine müdere Gesellschaft hatte sich jedenfalls noch nie zusammengefunden als Kirchenmaler.

Am anderen Morgen, als es wirklich zur Arbeit gehen sollte, war nur noch die Hälfte da, und von dieser trennte sich noch einmal die Hälfte ab, als man ihnen einen Farbpott in die Hand drückte. Am schlimmsten benahm sich ein dicker Däne mit einem wahren Urwald von einem Barte. »Arbeiten?« sagte er mit einer Stimme, die förmlich zitterte ob der Schmach, die man ihm antun wollte. »Arbeiten? Das habe ich zu Hause nicht getan. Wo werde ich damit hier anfangen in diesem Affenlande?«

Er gab dem Pott einen Tritt, sodass sein Inhalt weit hinauf spritzte an der schmutzigen Hauswand, und schritt davon, jeder Zoll ein beleidigter Gentleman.

Den noch übrigbleibenden Rest der Mannschaft teilte Charley in kluger Voraussicht der kommenden Dinge in zwei Schichten, denn wenn abends Zahltag war für die einen, überließen sie sich solchem Bacchanal, dass sie am nächsten Tag zu nichts mehr zu gebrauchen waren, worauf dann automatisch die nächste Schicht in Tätigkeit trat. So wurde Schicht um Schicht die alte Iglesia Madriz an der Plaza San Martin zu Callao langsam mit einem neuen Anstrich versehen. – –

Dennoch war es ein schlechtes Geschäft, dessen

Einnahmen sich trotz des großen Umsatzes Null für Null multiplizierten und das schließlich ein vorzeitiges Ende in Unfrieden nahm. Das war an dem Tage, da ich das Kreuz auf der Turmspitze strich. Fünf Pfund sollte ich dafür extra bekommen, und wahrlich, es war wenig genug für die Akrobatenkünste auf dem morschen Gebälk, das stellenweise zu Staub zerfiel unter jedem Fußtritt. Mehr schlecht als recht, wie ich gerne zugeben will, beendete ich die Arbeit. Ich war der Ansicht, dass ich ein schweres Tagewerk vollbracht hatte, aber der bischöfliche Sekretär – je nun, ich hatte nicht erwartet, dass er mir das päpstliche Komturkreuz verleihen würde, aber dass er sich so wenig achtungsvoll aussprach über meine Leistungen, empfand ich als die bitterste aller Kränkungen, und als er mir als Schlussfolgerung seiner verschiedenen Ausstellungen eröffnete, dass er mir statt der versprochenen fünf Pfund nur deren drei zahlen könne, gab mir ein Gott zu sagen was ich litt. Ich sagte etwas von den Wucherern im Weinberge. Er aber zahlte die drei Pfunde und tat mir nicht einmal den Gefallen, sich zu ärgern.

Wir leben indes in einer sonderbaren Welt, die neue Erwerbsmöglichkeiten enthüllt an jedem neuen Tage, wenn sie auch nicht alle so unerwartet sind, wie die, die mir am nächsten Morgen über den Weg gelaufen kam. Wie stets, wenn ich nichts zu tun hatte, ging ich am Hafen hin, zusammen mit Francis, dem Matrosen. Ziemlich gleichgültig schlenderten wir durch das bunte Leben, als plötzlich

Francis, der früher einmal Clown in einem Zirkus gewesen war und deshalb Augen für so etwas hatte, ganz betroffen stehen blieb: »*Ho là là! Mais ça, c'est du cirque!*« Wir eilten herbei, um uns den Zauber aus der Nähe anzusehen. Da lagen sie wirklich alle ausgebreitet am Kai, die Puppen, die Luftschaukeln, die Karussellpferde und all der andere Firlefanz, der vor Zeiten, ach, so lang! – ein Märchen, eine Zauberwelt auch für uns gewesen war. Immer neue Schätze wurden aus den Leichtern herausgeschafft, unter Aufsicht von dünnen Yankees in Gamaschen, Reithosen, Gummimänteln, Sportmützen und mit kurzen Pfeifen in den smarten Gesichtern. Es war allenthalben ein großes Durcheinander und eine babylonische Sprachverwirrung, weil die einen eine Sprache redeten, die den anderen Spanisch vorkam. Ein dicker, glattrasierter Mann, dem die Schweißtropfen auf der Stirn standen, versuchte seine spanischen Brocken an den Mann zu bringen.

»*It's hell, when you got to talk this language!*« sagte er zu sich selbst mit tiefem Seufzer. »Es ist schlimm, wenn man so eine Sprache sprechen muss!«

Wieder war meine Gelegenheit gekommen.

»*How is chances for a job, boss?*« wandte ich mich an ihn in meinem schönsten Yankee-Englisch.

Einen Augenblick schaute er mich ungläubig an.

»Kannst du Spanisch?«

»Jawohl.«

»Dann zieh' mal gleich deinen Rock aus, *jump in!* Spring hinein! Mach' ihnen die Hölle heiß, ehe ich

wahnsinnig werde!«

Ich tat wie mir geheißen, und im Augenblick war ich Herr und Meister über eine Arbeiterkolonne.

Es war kein beschauliches Geschäft, in das ich da so unerwartet hineingesprungen war. Niemand arbeitet mit solchem Überschwang wie Zirkus- und Schaubudenmenschen, wenn es die Lage erfordert. So machten wir auch hier einen Vierundzwanzigstundentag. Den Plunder, der sich am Kai aufgehäuft hatte, luden wir in Lastautos und schafften ihn nach Lima. Über Nacht entstand der Rummelplatz mitten im Zoologischen Garten. Zwischen Büschen und Schlinggewächsen, zwischen seltsamen Vögeln und exotischen Blumen, unter himmelhohen Königspalmen, wo die Löwen aus purer Langeweile in den Tag hinein brüllten, bauten wir die Schießstände, die Jahrmarktsbuden, die Luftschaukeln und all den anderen Humbug, vor dem die dunkelhäutigen Cholos die Augen aufrissen.

Nach zweimal vierundzwanzig Stunden stand die große Zauberstadt im Glanze ihrer strahlenden Schönheit, und von Rechts wegen wäre nun meine kurzlebige Karriere zu Ende gekommen, ebenso wie die der Cholos, die da vor der Bude des Zahlmeisters standen und auf ihre drei oder vier Soles warteten. Aber der Boß, dem ich bekümmert meine Resignation einreichte, hatte offenbar noch größeres vor mit meinen Talenten. Wir gingen nach dem »midway« einer von Buden umsäumten Straße, die ganz wie eine Jahrmarktstraße bei uns ausgesehen hätte, wenn nicht die hohen Palmen gewesen wären, die

zu beiden Seiten standen. Wir hielten vor einer großen Bude, aus der von langen Galerien unzählige Puppen und Teddybären herunterschauten. Das war das große Puppenrad, der Angelpunkt, der Clou der ganzen Veranstaltung.

»Da sind wir,« sagte der Boß, »geh' hinein und sag's ihnen!«

»Aber was soll ich denn sagen?« fragte ich ratlos.

»Was? Woher soll ich das wissen? Sag' ihnen, dass das hier ein Heiratsbüro ist, sag' ihnen, dass die Teddybären aus den Rocky Mountains kommen, sag' ihnen, dass Miss Vanderbilt hier einen Foxtrott tanzen wird. Ganz einerlei, was du ihnen sagst. Nur laut musst du es sagen. Es kann gar nicht laut genug sein. Und wenn Billy dort drüben von der schmierigen Konkurrenz sich bemerklich macht, so musst du eben noch lauter schreien. Und wer am lauesten schreit, der macht das Geschäft.«

Und so begann die Tretmühle.

Wenn ich zurückdenke an die Zeiten, da ich selber vor Jahrmarktsbuden gestanden habe, mit brennenden Augen und hungrigem Herzen! Wie anders war es damals! Ist's die Welt, die seither anders geworden ist, oder sind's die Menschen? Ach, die Welt wird kälter mit jedem Tage, und was wir einst gekannt, geliebt und vergöttert haben mit der ganzen Inbrunst einer Kinderseele, das ist heute alles nur noch Schein und Trug und Äußerlichkeit.

Wenn ich an die Puppen von damals denke! Die Puppen, die morgens aufstanden und abends schlafen gingen, die Puppen, die in Puppenstuben wohn-

ten und in Puppenküchen kochten, die Puppen, die große Wäsche abhielten und einander Kaffeewisiten abstatteten, die mit uns Kindern lachen und weinen konnten und uns jede Freude und jedes Leid von den Augen ablasen. Die Puppen von damals! Die sind nicht mehr. Denn die Harmlosigkeit ist aus der Welt gewichen. Die Fantasie ist nicht mehr bei der altklugen Jugend von heute, und vor allem nicht mehr die große, schöne Kunst, zu spielen. –

Die Puppen von heutzutage sind ganz anders wie die, die wir gekannt. Viel vornehmer, viel gesetzter, viel teurer. Große Damen, die man nicht rau anfassen darf, ohne dass sie Schaden nehmen an ihrer Gesundheit. Die tragen seidene Kleider und glanzleiderne Schuhe, die haben ondulierte Haare und vornehme Schleier über den leblosen Gesichtern mit den großen, schwarzen, putzigen Augen. Spielen! Wer würde wagen zu spielen mit so etwas! Höchstens sind sie gut als Aussatz für ein Teeservice oder als Kissen für die Hutnadeln der vornehmen Damen.

Und erst die Puppenspieler! Auch an denen ist nicht mehr allzu viel übriggeblieben vom »wahren Jakob«, der gleichfalls ein Stück unserer Kindheitserinnerungen ist. Hemdsärmelig standen sie in den Buden, jeder Zoll ein amerikanischer Gentleman. Geschrei machten sie genug, und dennoch waren sie so stumm wie die Fische, denn kaum einer von ihnen konnte mehr als zwei spanische Worte: »*muñecas*,« (=Puppen) und »*cinco reales*«. War es da ein Wunder, dass das hochgeehrte Publikum sich

vor meinem Zelte staute, wo man ihm wenigstens einen verständlichen Unsinn vorplapperte?

»*A cinco reales, señores...*«

So ging es unaufhörlich von drei Uhr mittags an durch die ganze lange, lichtumflutete Nacht, bis um drei Uhr morgens die schweren Tautropfen von den Palmen fielen und die letzten betrunkenen Gestalten zum Tor hinaus wankten. Denn das ist gerade die Kunst. Man muss *einen* so weit interessieren, dass er sich zum Stehenbleiben veranlasst sieht. Ganz gewiss kommen dann zwei andere, um sich nach dem Grunde des Stehenbleibens zu erkundigen. Nun kommen neun, die durch die drei angezogen werden, und einundachtzig durch die neun. Es wächst der Strom in geometrischen Proportionen. Nun stehen sie Kopf an Kopf, nun hast du sie hier. Nun schreie, brülle, dreh' das Rad, mach' irgend etwas, um sie festzuhalten. Es gibt keinen größeren Tyrannen wie das Publikum.

»*Aquí estan las lindas muchachas americanas...*«

»Hier find die schönen amerikanischen Mädchen, die nicht schreien, die nicht weinen, die Damen der Dollars, jede einzelne eine gute Parti-i-ie! Hier ist Miss Wilson aus Washington, hier Miss Ben Bold aus Missouri...«Und immer gerade wenn ich im besten Tun war und die Puppen der Reihe nach aufpflanzte vor den schaulustigen Augen und die Soles so langsam aus den Taschen kamen, da kam von drüben Billys Stimme. Billy war eine alte Hand in diesem Geschäft. Er hatte eine Stimme wie ein Löwe und sprach Spanisch wie ein Wasserfall. Ich hasste

ihn wie eine Schlange. Man musste es mit angesehen haben, wie sich seine Stimme plötzlich erhob wie ein Erdbeben über dem verworrenen Lärm des Jahrmarktrummels und alles von Taumel ergriffen hinüberstürzte zu seinem Zelte:

»Hier, hier, hier ist Miss Pickpocket, die große Hochstaplerin von Chikago!«

Das war so gut wie ein Theater. Leider aber nicht für mich und die mir anvertraute Kasse. »So musst du noch lauter schreien!« hatte der Boß gesagt. Aber da hatte man gut schreien. Sie kamen nicht wieder. In Stunden und Stunden kamen sie nicht, obwohl ich wie ein Papagei mein Sprüchlein immer wieder sagte, obwohl ich lange Reden hielt mit glatten Worten, ohne etwas dabei zu denken, wie ein Minister auf einem Festbankett. Immer größer wurde der Menschenstrom mit dem Fortschreiten des Tages. Er floss vorbei und staute sich wieder. Man meinte, man *müsste* ihn festhalten, aber vorbei, vorbei ging das Getriebe. Zuweilen, wenn es so gar nicht gehen wollte mit dem Geschäft, dann versagte sogar die ewig plappernde Zunge ihre Dienste.

Unsicher schweiften die Augen über das Meer von Köpfen, das da unruhig brandend und ein wenig schwabbelig durch den weiten Garten wogte. Ich hörte das Schreien der Jazzband, das ewige Gedudel der vielfachen Musik, ich schaute in die flimmernde Hitze, die brütend wie ein Ungeheuer über allem lag. Alles ging mir wirr im Kopfe, und ich fing an mich selbst zu schelten: Was willst du hier, du



Narr?

Und dann blieb unversehens einer stehen und gleich kamen wieder die drei und die neun und die einundachtzig, und die Pfunde sprangen wieder über den Tisch und alles Denken hatte ein Ende. Denn wie sagt doch Shakespeare?

»Public means, that public manners breed!«

Bald gab es in ganz Lima keinen Menschen mehr, der nicht mindestens einmal an meiner Bude vorbeidefilirt wäre, keinen, der mich nicht kannte. Wenn immer ich über die »Plaza de Annas« ging, kamen auch die kleinen Jungen zutraulich auf mich zu: »Como te vas, Pepito!« »Wie geht's, Pepito?«

Armer Pepito! Es war ihm trotz aller erzwungenen Lustigkeit nicht gar so lustig zumute. Immer habe ich eine Passion gehabt für Messen und Jahrmärkte und all den grellen Firlefanz, der sich in Buden spreizt und auf den Landstraßen verkommt. Es ist ein angeborenes Faible, für das ich nichts kann, aber seitdem ich selbst einen so intimen Umgang mit Puppen und Bären gepflegt habe, ist diese unbedingte Freude doch erheblich angekränktelt von der Blässe des Gedankens. Wenn ich heute einem Wahren Jakob zusehe, so ist es mir immer, als ob ich einen trüben Ausdruck in seinem Gesichte sehe, wenn das Herz vor Müdigkeit zu versinken droht, während der Mund immer weiter plappert, wenn er in einer Pause zwischen zwei Spässen vielleicht an Frau und Kinder denkt, vielleicht an den Braten, den er nicht hat. Armer Wahrer Jakob! Du mußt dich redlich plagen um dein Dasein! Pepito hat's

auch einmal gemusst. –

Man muss indes die Feste feiern, wie sie fallen. Ein ordentliches südamerikanisches Fest dauert gewöhnlich acht Tage. Ist es da ein Wunder, wenn eine Jahrhundertfeier sechs Wochen in Anspruch nimmt? Sechs Wochen lang wurde illuminiert, bankettiert, paradiert. Neue Reden wurden gehalten an jedem neuen Tage, Delegationen kamen aus aller Herren Ländern, und es war kein Ende der Denkmalseinweihungen. Die große, grüne, mit sechs stolzen Pferden bespannte, an die Zeit der Pompadour erinnernde Staatskutsche rasselte unermüdlich durch die Straßen, umschwärmt von einem Tross Kürassiere in blitzender Montur, in roten Hosen, Stulpstiefeln und kriegereischen Buschhelmen, die irgendeiner Sondergesandtschaft das Geleite gaben, jedes Mal stürmisch begrüßt von der Menge, die sich in den Straßen staute. Heute war es *vive la France*, morgen *viva España*! In der nächsten Stunde ließen sie den Mikado<sup>1</sup> hochleben.

Ja, und dann kam eines Tages, zu gleicher Zeit mit der des chinesischen Reiches, noch eine andere Sondergesandtschaft zugereist. Die musste ich mir ansehen. Eigens zu der Gelegenheit ging ich in die Stadt. Sie kam wie die anderen in der großen, schönen Staatskutsche von Anno dazumal, begleitet von den französisch ausschauenden Kürassieren. Am Eingang des Regierungspalastes präsentierten die Soldaten. Die Musik spielte »Deutschland über alles«. – Das mag ihr schwer gefallen sein! – In der

Tür des Palastes standen ein paar wohlgenährte Deputierte, glatzköpfige Senatoren, würdig ausschauende Minister und Bischöfe, die nach Weihrauch dufteten. Es wurde eine Rede gehalten, von der man zuweilen ein Wort verstand. Man hörte kein »Hoch«, kein »viva«. Das Ganze verlief ziemlich unbemerkt, und es war auch wohl besser so. Ich hörte die Clairons, die auf der Plaza de Armas ertönten, ich sah die Soldaten, die auf französisch präsentierten, ich sah den Spuk der welschen<sup>2</sup> Kürassiere, die wir – ach, so gut! – aus den Bildern von Wörth und Reichshofen kennen und musste an Deutschland denken und ging nach Hause. – – –

Inzwischen waren die Hauptfesttage herangekommen, und für diese hatte der Boß besondere Anstrengungen gemacht. In den Abendstunden, wenn die Menschenflut ihren höchsten Stand erreichte, spielten wir Lotterie, und das war wahrlich ein Beruf, der seinen Mann ernährte. Wie schon gesagt, konnte er kein Spanisch. Dennoch – oder vielleicht gerade deshalb – unterhielt er sich ganz ausgezeichnet mit der Menge, nach dem Prinzip: »Laut musst du es ihnen sagen. Es kann gar nicht laut genug sein.« Zu Anfang der großen Lotterie holte er sich Verstärkung durch einige besonders stimmkräftige Yankees aus den anderen Buden, die sich nun alle auf die Brüstung des Zeltcs stellten und das erstaunte Publikum mit einem markerschütternden Indianergeheul begrüßten. Hierauf apostrophierte es der Boß in einer Fantasiesprache, die ebenso gut

chinesisch wie spanisch sein konnte. Darauf neues Indianergeheul, in das die unten versammelte Menge begeistert einstimmte, bis die direkt hinter dem Zelt befindlichen Löwen aus ihrer Siesta in ihrem Käfig aufwachten und mit einstimmten in das vielstimmige Konzert, das sie dennoch nicht überbrüllen konnten. Plötzlich hob der Boß die Hand. Totenstille herrschte im Kreise.

»Sag's ihnen, Charley!«

So stieg ich auf die Brüstung und verkündete die neue Entschließung.

»Diesmal, Senjores, gibt es eine Puppe zu fünf Reales die Nummer.«

Es war wie bei der Verkündigung des heiligen Geistes. Das Wort war noch nicht recht aus dem Munde, und schon setzte der Sturm auf die Bude ein.

»A cinco reales el numero ...«

Schneller konnte man die Billette nicht verschenken, als sie hier verkauft wurden für teure fünfzig Centavos. So wie sie ausgegeben wurden, waren sie auch schon wieder ausgelost und neue Zettel flatterten über die Menge.

»A cinco reales el numero ...«

Und immer wieder schrie der Boß mit seiner gelenden Summe, immer lauter lärmte die Menge, immer wilder brüllten die Löwen. Es regnete Pfunde und Soles. Man mochte vier Hände und noch einmal so viele Augen haben, um all den Segen einzuheimen. Die Puppen selbst, die vorher so vornehm im Hintergrund gestanden hatten, schienen mit einem-

mal lebendig zu werden, und es war, als ob ihre Augen leuchteten über dem großen Business. Alles kann man aus der Bestie Publikum herausholen, wenn man nur versteht, sie zu amüsieren. Niemand verstand sich besser darauf wie der Boß, der das Interesse wachzuhalten wusste in immer neuen und immer kühneren Kombinationen. Das Gedränge wurde lebensgefährlich, als er die Nummern verdoppelte und mehrere Puppen auf einmal ausspielte. Der große Moment aber kam erst, als ich auf die Brüstung trat und mit Bedacht und Würde die überraschendste der Kombinationen verkündete.

»Señores!«

»Silencio! Hört den Gringo!«<sup>3</sup>

»Heute Abend, Senjores, ist der Patron bei guter Laune und das muss man wahrnehmen, denn so etwas kommt nicht alle Tage vor. Ich weiß es, denn ich kenne ihn schon lange. Und weil heute der glorreiche Jahrhunderttag ist, weil das Geschäft schlecht geht, weil er die Puppen nicht mit zurücknehmen will nach Amerika und er sie überhaupt nicht mehr sehen mag— *eh bueno, señores!* Aus allen diesen Gründen verschenkt er euch den ganzen Plunder und gibt noch jedem Gewinner als Dreingabe ein ganzes peruanisches Pfund.«

Ein Murmeln des Erstaunens ging durch die Menge.

»Una libra?«

»Si señores!« sagte ich mit der Miene eines Mannes, der ein Königreich zu verschenken hat.

»Una libra –« wiederholten sie unten kopfschüttelnd. »Sind die Gringos verrückt geworden?« Das Wort pflanzte sich fort von Mund zu Mund. Wie ein Wildfeuer ging es über den ganzen Rummelplatz. In Scharen strömten sie herbei vom Karussell, von der Jazzband, der Schiffschaukel. Bald standen sie wie die Mauern. Jeder nahm gleich drei oder vier Lose auf einmal. Der Boß aber gab für das »verschenkte« Pfund Lose aus für deren zwei und so kam er doch noch recht gut auf seine Kosten, denn die Wohltätigkeit beginnt bekanntlich zu Hause. Nachdem der Trick mit dem einen Pfund so gut gelungen war, steigerte sich das Geschenk auf zwei, auf vier, auf zehn Pfund, ohne dem Nutzen Abbruch zu tun. Je höher die Zahl, je wilder wurde der Andrang der Menschen. Aus der Puppenbude war im Handumdrehen eine Spielhölle geworden, vor der der Veitstanz der Pfunde bis zum dämmernden Morgen dauerte.

Es war wahrlich eine Nacht, an die ich immer denken werde!

Der Rausch der Pfunde erfasste auch mich, wenn ich auf den Kasten sah, der jeden Augenblick bis obenan mit Geldscheinen gefüllt war, die dann der Boß mit einer großen Miene der Selbstverständlichkeit in alle Taschen steckte. Mehr als einmal gab er mir auch so eine Handvoll Scheine, als ob es so viele Papierfetzen gewesen wären.

»Here you are, Charley – –«

Immer wieder wurde der Kasten geleert und immer wieder war er voll im Handumdrehen, wie ir-

gend so ein verhextes Ding, von dem man im Märchen lesen kann. Und niemand schien sich sonderlich darum zu kümmern, ob er leer war oder voll. Einmal, als dieses Kommen und Gehen der Pfunde noch den Reiz der Neuheit für mich hatte, konnte ich nicht umhin, sie zu zählen. Da drohte der Boß mit sofortiger Entlassung.

»Nicht zählen!« schrie er entsetzt, »das könnte gerade noch fehlen! Du verdirbst uns das Glück für die ganze Saison.«

Nie wieder bin ich unter Menschen gewesen, die das Geld so gierig gesucht und doch so sehr verachtet haben. Hundert und zweihundert Pfund waren die Reineinnahmen einer einzigen Nacht. – Wo sie geblieben sind? Es ging alles davon für Wein, Weib, und vor allem im Pokerspiel. In diesem waren sie unermüdlich. Oftmals, wenn ich mich nach getaner Arbeit mitten zwischen den Puppen niedergelegt hatte für ein paar Stunden Schlaf, die ich so sehr nötig hatte, da sah ich noch im Einschlafen, wie sie hinter dem Vorhang des Zelttes auf der Kiste saßen und mit halblauter Stimme ihrem Spiele nachgingen.

»Three kings! – full house!«

Und wenn ich Mittags aufgeweckt wurde von den Sonnenstrahlen, die durch die Ritzen der undichten Bude hereinfließen, da waren sie immer noch dabei, obwohl die übernächtigen Augen wie Feuer brannten und die müden Hände kaum mehr die Karten zu halten vermochten. So kam es, dass der eine alles und die anderen gar nichts und am Ende keiner mehr etwas hatte, denn so geht es im-

mer beim Spiel auf irgendeine Art und Weise. Ich selbst aber war sparsam wie ein Neger. Ich tat etwas, was ich noch nie getan hatte in meinem ganzen Leben: ich fing an, das Geld zu zählen. Ein Pfund legte ich zum anderen, und je mehr ihrer wurden, je mehr erfasste mich eine Art Millionenrausch. Die Pfunde setzten sich in Meilen um und wanderten bis an die Enden der Erde. Mehr Pfunde, mehr Meilen. Unbegrenzte Reisemöglichkeiten taten sich auf.

Jedoch –

Man spielt nicht ungestraft mit amerikanischen Puppen. Diese wenigstens waren so schön wie sie giftig waren; ganz rein *american made*, ohne die verurtheilten Anilinfarben, die die Hunnen fabrizieren. – Und was soll ich sagen? Kleine Ursache, große Wirkung. Ein winziger Riss im Finger war genug für dieses amerikanische Gift. Allmählich schwoll er an zu einem unförmigen Etwas. Anderen Tages war die Hand ebenso dick. Das Gift hämmerte mir im Blute. Es summte im Kopfe. Wild ging alles vor mir im Kreise, die Menschen, die Zelte, die Palmen im Garten, während ich mechanisch das Sprüchlein immer weiter plapperte:

»A cinco reales, señores ...«

Dann war auf einmal alles dunkle Nacht, und als ich wieder zu mir kam, da lag ich in einem schönen weißen Bett im Spital. –

Soweit war alles schön und gut. In einem ordentlichen Bett hatte ich schon lange nicht mehr gelegen, und ein paar Tage der Siesta mochten mir wohl-



tun nach all den Abenteuern und Aufregungen. Aber aus den Tagen wurden Wochen, in denen die Pfunde dahinschwanden, fast so schnell wie sie gekommen. Aus war es mit den schönen Reiseplänen. Aus mit den Pfunden im Kasten.

Aber es ist ein schlechter Wind, der niemand zuliebe bläst. Zu etwas war auch dieses Unglück gut. Hätte ich nie eine Blutvergiftung gehabt, so hätte ich niemals Lima gesehen. Nun, da ich als armer Invaliden durch die Straßen schlich, die ich vor wenigen Tagen noch achtlos durchheilt hatte als wilder, vielgehetzter Abenteurer, wurde mir erst bewusst, an wie vielen Dingen ich vorbeigegangen war, ohne sie zu sehen. Denn die Mutter aller Entdeckungen und Wahrnehmungen war doch immer noch die Zeit. –

Wenn man sich daran macht, die Sehenswürdigkeiten einer südamerikanischen Stadt in Augenschein zu nehmen, so zieht es einen mit magischer Gewalt immer wieder nach der Plaza. In Lima ist das nicht anders wie anderswo. Wer die Plaza de Armas gesehen hat, hat Lima gesehen und wer Lima gesehen hat, weiß noch nichts von Peru. Von allen Plazas, die ich je gesehen habe, ist die Plaza de Armas am Rio Rimac die schönste. Lima war jahrhundertlang die Hauptstadt Südamerikas, *la ciudad de los reyes*, die Residenz der allmächtigen spanischen Vizekönige, und demgemäß geht es auch noch wie ein Hauch der vergangenen besseren Zeiten durch die engen, verträumten Gassen. Wo aber wäre das mehr der Fall, als auf der Plaza de Armas? Vornehm

verschlafen, wie sie damals gewesen sein mochte, sieht sie auch heute noch aus. Abgesehen von den Abendstunden, in denen sich die bessere Gesellschaft hier in der kühlen Luft ergeht, die von den nahen Bergen herunter kommt, liegt immer eine Siestimmung über dem Ganzen. Durch die Stämme der hohen Palmen, die regungslos in der Sonne stehen, sieht man die alte Kathedrale mit den beiden Türmen, um deren Spitzen die heiße Luft wie eine dunkelblaue Glocke liegt. Man sieht die vornehmen Häuser mit ihren geschnitzten, vielfach verschnörkelten Holzbalkonen, man sieht an der einen Seite den Regierungspalast, der trotz seiner einstöckigen Niedrigkeit einen imponierenden Eindruck macht mit seinen reichen Ornamenten, die altspanische Baukunst in spielerischer Laune darüber ausgestreut hat, und vor dem Palast die Marmorplatte, die den Ort bezeichnet, wo Franz Pizarro das Zeichen des Kreuzes mit seinem eigenen Blute machte, als er niedergeschlagen wurde von den Waffen seiner Mörder. Man sieht das alles, und würde sich gar nicht wundern, wenn plötzlich der Geist eines alten spanischen Ritters mit Helm und Degen um die Ecke käme. Es passte so gut in dieses ritterlich-klösterlich-spanisch-andalusische Milieu.

Und Lima besteht aus vielen kleinen Plazas de Armas. Lima, die Stadt der Könige, der Traum aller Abenteurer, ein Stück der alten Zeit, eine Insel der Seligen im hysterischen Weltgetriebe, wenn man so will. Es gibt zwar auch hier elektrische Straßenbahnen, die Autos sausen über das Asphaltpflaster der

Calle Espaderas – es ist die einzige modern gepflasterte – aber im übrigen ist alles noch so, wie es die Spanier verlassen haben. Viele Kirchen, prunkvolle Kathedralen, Pfaffen, Mönche, Nonnen, schwarzgekleidete Frauen aus dem Volke mit schwarzen Mantillas, die morgens früh zur Messe rennen. Das alles war wohl auch nicht anders gewesen zur Zeit der Vizekönige.

So ziemlich jeder dritte Tag ist ein Feiertag. Heute ist es die Santa Rosa, morgen der heilige Thomas, in der nächsten Woche kommen Peter und Paul an die Reihe, und so geht es weiter in alle Ewigkeit, von Fest zu Fest, von Feiertag zu Feiertag. Dann sieht man noch mehr Priester, Mönche, Nonnen auf der Straße, dann laufen die Leute noch mehr zur Messe und die Glocken läuten unermüdlich von allen Kirchtürmen, von denen es nicht weniger als siebenundsiebzig in Lima gibt. Aber es sind nicht die Glocken, die wir lieben und die unsere Dichter besangen.

*Und wie der Klang im Ohr vergehet,  
Der mächtig tönend ihr entschallt –*

Die Glocken von Lima! O Friedlich Schiller! Aufreizende Lärminstrumente sind es, die mit seelenloser Gleichmäßigkeit in den Tag hinein bimmeln mit einem stumpfen Ton, der sich anhört, wie wenn jemand mit einem Löffel an einen Kochtopf schlägt.

Genau so eigenartig wie die Glocken sind auch die Straßen dieser altertümlichen Stadt. Eng beiein-

ander stehende niedrige Häuser mit flachen Dächern, holperiges Pflaster – ah, diese runden, spitzen, zackigen, vom Meeresstrande aufgelesenen fußmarternden Pflastersteine des Limapflasters! Am schönsten – ich möchte sagen am limensischtsten – sind diese Straßen zur heißen Mittagsstunde, wenn alle Türen fest verrammelt sind gegen die Hitze und niemand sich im Freien blicken lässt, als die unvermeidlichen Fruchtverkäufer, die mit ihren Waren auf dem Kopf langsam durch die Stille des heißen Tages geschritten kommen und dabei wie heulende Derwische ihre Schätze mit kläglich weinendem Gewinsel anpreisen. Und wohl mögen sie Ursache dazu haben, denn in all den langen Wochen, die ich in Lima zugebracht habe, habe ich nie jemand gesehen, der ihnen etwas abgekauft hätte.

Diese schöne alte Stadt wäre jedoch zu vollkommen, wenn sie nicht auch ihre fortschrittlichen Anwendungen hätte, die sie nach dem hier allein maßgebenden Vorbild in die Tat umgesetzt hat in der Anlage von Boulevards, bei deren Anblick man sich fragen muss: wozu? Einige sind ganz leidlich, während die meisten trüb und traurig daliegen unter der grellen Sonne, deren Strahlen kaum abgewehrt werden von den kümmerlichen Bäumchen, denen die umherirrenden Ziegen immer wieder das Lebensmark abknappern. Ringsum liegen leere Hausplätze; ein Tummelplatz verwilderter Hunde. Lima wäre schöner, wenn es keine Boulevards hätte.

In Lima führen indes alle Wege immer wieder zurück nach der Plaza de Armas und insbesondere

nach dem großen Regierungspalast, wo derzeit seine Exzellenz, der Präsident Don Augusto B. Leguia regiert nach einer Methode, die er den spanischen Vizekönigen abgesehen hat. Alles »*par ordre du moufti*« friedlich, schiedlich, brüderlich republikanisch. »Und willst du nicht mein Bruder sein, so schlag ich dir den Schädel ein.« Senat und Deputiertenkammer sind nur noch Dekorationsstücke, Don Augusto allein verkörpert die Staatsgewalt, ausführende und gesetzgebende in einer Person. *L'état cest moi*. Und dort, wo es geboten scheint, ist er auch die Justiz. Wehe dem, der es wagt, seine Gottähnlichkeit in Zweifel zu ziehen! Über kurz oder lang wird er draußen auf der Insel San Lorenzo oder sonst einem düsteren Platze seine Sünden bereuen, denn Don Augusto versteht keinen Spaß. Spaß muss indes sein, selbst auf Kosten der Diktatoren. Als vor noch nicht langer Zeit eine Revolution drohte, machte er kurzen Prozess, indem er die ganze politische Opposition – verschiedene Senatoren, zahlreiche Deputierte und sogar einen Expräsidenten – auf einem konfiszierten Kosmosdampfer nach Australien abschob. Es war eine fein ausgeklügelte Rechnung, die jedoch ein Loch hatte. Unbegreiflicherweise hatte Don Augusto vergessen, den zu deportierenden Staatsverbrechern auch das Bankkonto zu beschlagnahmen. Er ließ sie ruhig so viel Geld abheben, wie sie immer wollten, und da sich einige der reichsten Leute Perus unter der Reisegesellschaft befanden und der Kapitän – ein hungriger Franzose – nicht taub war gegen das Klingen des

Goldes, stellte er sich noch dazu blind auf beiden Augen, als sie eine harmlose Meuterei auf hoher See improvisierten und statt zu den Antipoden<sup>4</sup> wieder zurück nach Südamerika segelten. Sie landeten schließlich in Costa Rica, und heute sind sie längst wieder alle in ihrer peruanischen Heimat, denn auch Don Augusto in all seiner Allmacht hängt keinen, ehe er ihn hat. Wie steht es doch geschrieben in jenem englischen Liede?

»But the cat came back –«

Auch sonst ist Don Augusto ein Mann, der sich zu helfen weiß. Hierfür nur ein Beispiel: »La Prensa« nennt sich die größte in Lima erscheinende Zeitung. Sie ist fromm und regierungstreu und ganz abgestimmt auf die Losung: »Viva Leguia!« Das war nicht immer so gewesen. Noch vor kurzem hatte sich in ihren Spalten ein Rest von Opposition geregt, bis eines Tages ein Leutnant mit zehn Mann angerückt kam und die Zeitung im Namen der Regierung beschlagnahmte. Der willkürlich abgeschätzte Gegenwert des Unternehmens wurde den Besitzern in der Bank zur Verfügung gestellt, und heute gibt es, wie gesagt, kein regierungsfrommeres Blatt als die »Prensa«.

Und seither herrscht Ruhe im Staate Peru.

Unter solchen Umständen – sollte man meinen – könnte man sich füglich auch die Mühe der Wahlen ersparen. Dennoch braucht man sie als Spielzeug für die politischen Kinder, als Blitzableiter der Leidenschaften. Gerade eben fand in Callao eine Depu-

tiertenwahl statt, die insofern ein Unikum darstellte, als niemand wählte und kein Mensch den Namen des Kandidaten kannte. Dennoch wurde eine Wahlversammlung abgehalten, in die mich der Zufall selbst hineinführte, als ich eines Tages traurig und misshütet durch die Straßen ging. Schon von weitem hörte man einen infernalischen Lärm und eine wüste, ungereimte Musik. Vorüber schwankte ein wilder Haufen von unsagbar zerlumpten Gestalten, die sich heiser brüllten im Vorübertorkeln.

»Viva Leguia!«

Halb widerwillig folgte ich dem Spuk. Schnell ging es weiter durch viele Gassen, bis wir endlich zum Stillstand kamen vor einem kleinen, schmutzigen Hause. Die Musik spielte einen ohrenzerreißenden Tusch, und alles drängte in ein sehr kleines, niedriges Lokal, in dem es nach Tschitscha<sup>5</sup> und Pisko<sup>6</sup> duftete. Hinter einem Tisch, kaum sichtbar durch die Wolken von Tabaksrauch und Fuseldunst, stand der Kandidat und hielt eine Rede:

»Compañeros! Amigos! Peruanos!« rief er mit einer Stimme, die sich vielfach überschlug in dem kleinen Zimmer.

»Viva!« riefen die anderen in trunkener Begeisterung.

»Soy borracho!– ich bin betrunken!«

»Viva!«

»Sehr betrunken!«

»Viva!«

»Betrunken, meine Freunde, von Begeisterung

für unsere große Sache!«

»Viva!«

»Und – *carajo!* – Tod den Chilenen!«

»Viva! Viva! Mueran los rotos!«

Schweißstriefend setzte er sich hin und trank ein großes Glas Pisko, während die Musik spielte, bis der *excellentísimo señor* sich einen neuen Satz ausgedacht hatte. Sobald dies der Fall war, erhob er sich wieder von seinem Sitz und streckte die Hand aus mit einer Gebärde, die jedem Napoleon Ehre gemacht hätte:

»*Para la música!* – Still die Musik!«

Das Neue, das er hervorbrachte, war aber im wesentlichen eine Wiederholung dessen, was er schon vorher gesagt hatte, und so ging es in endloser Folge weiter bis fast zum dämmernden Morgen. *Viva Leguia, muera Chile!* Bis sie alle nicht mehr weiter konnten aus reiner physischer Erschöpfung und Arm in Arm in seliger Zufriedenheit nach Hause wankten. Lange ehe der Zauber zu Ende war, machte ich mich aus dem Staube. Ich atmete auf, als ich draußen die kühle Nachtluft verspürte. Eine Weile stand ich wie betäubt in dem grellen Lichtschein, der frech in die Gasse fiel. Als ich noch stand, kam aus dem Dunkel der Nacht ein Mann, der mich in ein garstiges politisches Gespräch verwickelte. Wir standen noch mindestens eine Stunde zusammen und redeten recht vernünftig, denn er war in dieser Umgegend außer mir der einzige, der nicht betrunken war.

»Señor,« sagte er nachdenklich, »dieses ist eine



böse Welt mit vielen Teufeln, aber die schlimmsten von allen sind die Politiker, zumal hier in Peru. Wer es ändern wird? Vielleicht die Gringos, vielleicht die Bolschewisten. Ich weiß es nicht, und ich kümmere mich auch nicht darum, denn unsereins kommt doch immer zu kurz bei dem Geschäft. »*Somos libre, seamoslo siempre*« steht in unserer Nationalhymne. Sie lernen das gut in den Schulen. Es ist das einzige, was sie lernen. Aber was – *palabras!* Worte! Heute ist es die Familie Benavides, die sich in den Ministersesseln breit macht, morgen Moreno, übermorgen San Fuentes. Sie kommen und gehen, ehe man sich's versieht, und alle setzen in jedem Jahre eine Null an ihr Bankkonto, wie ein Mastschwein ein Pfund Fleisch. So war es bis vor kurzem. Da sind wir dann endlich übereingekommen – wir, das peruanische Volk – und haben der Sache ein Ende gemacht. Wenn sich hundert um den Staatssäckel raufen, so kommt uns das teurer zu stehen, als wenn *einer* sich daran gesund macht, der aber ordentlich. Es ist billiger und es bleibt manchmal sogar noch etwas übrig, womit man zum Beispiel eine Straße pflastern kann. Darum *viva Leguia!*«

Ohne ein weiteres Wort verschwand er im Dunkel der Nacht, während drinnen die Musik einsetzte und das wüste Geschrei von neuem durch das offene Fenster kam:

*Viva Leguia!*

Ich aber ging weiter und dachte mir mein Teil. Viele Stunden lang ging ich durch die verworrenen Straßen in der lauen Nacht. Ich kam an den Strand,

gegen den das Meer anließ in stetem Ansturm, so unerbittlich wie ein Schicksal, so unruhig wie eine Menschenseele. Ich schaute in die Nacht und auf das Wasser und mochte gar nichts mehr denken. Was kümmerte mich das Schicksal der Gesellschaft und was die Politik? Ein Arbeitsloser ist stets ein Radikaler, und ein hungriger Magen ist immer ein Anarchist.

---

1. Ein Titel des japanischen Kaisers, übersetzt: „erlauchtes Tor“) <<<
2. fremdländisch, besonders romanisch, südländisch <<<
3. Spottname für Engländer, Amerikaner, Deutsche, Skandinavier <<<
4. Bewohner bzw. Weltgegenden, die auf der anderen Seite der Erde sind <<<
5. Maisbier <<<
6. südamerikanischer Schnaps, Destillat aus Traubenmost <<<

## Bei Mister Wu

SCHLECHTE ZEITEN. – NUR EIN BÖSER FINGER! – UND DOCH... – MISTER WU ALS RETTUNGSENGEL. – EIN KAPITEL ÜBER DIE GELBE FRAGE. – SELTSAME KUNDSCHAFT. – DIE ABENTEUER DES KAPPREBELLEN. – WIE MAN EIN HOCHSTAPLER WIRD. – KLEWITZ' GLÜCK UND ENDE. – »MAN WEIß NICHT, WO DAS NOCH ZINSEN TRÄGT.« – ENDLICH EIN LICHTSTRAHL! – UND NOCH EIN WEITERER. – EIN KÜSTENBUMMEL. – ANKUNFT IN MOLLENDÓ.

Ganz draußen, am äußersten Ende von Callao, wo die Häuser klein und immer kleiner werden und die salzige Seeluft sich seltsam vermengt mit dem Duft von Knoblauch und solchen Dingen, wohnte damals, und wohl auch heute noch – denn die Sorte ist unsterblich – Mister Wu. So wenigstens nannten sie ihn. Sein wirklicher Name, den er in China zurückgelassen hatte, mochte wesentlich länger und blumenreicher gewesen sein, aber was liegt daran in dieser namenlosen Unterwelt?

Von allen Menschen, die mir je begegnet sind, war Mister Wu der einzige, der stets und zu aller Zeit restlos zufrieden war. Warum sollte er nicht? Die Geschäfte gingen gut, die Kasse war alle Abend wohl gefüllt und an lieben Landsleuten fehlte es ihm wahrlich nicht in der nahen und weiten Umgegend. Im Lande Peru, wo die Farbenlinie so sehr verschwommen ist, wo Schwarz und Weiß und Braun

so einträchtig gemischt sind in allen Ständen, kommt es auf die gelbe Nuance auch nicht mehr an. Die »gelbe Gefahr«, die an der Pazifikküste des nördlichen Kontinents für ehrgeizige Politiker so oft das Steckenpferd ist, auf dem sie vorwärts zu reiten hoffen in die Gefilde der Ministermöglichkeiten, ist in Peru noch nicht einmal ein Gesprächsthema. Weit offen ist das Tor für die westliche Einwanderung. Leise und unauffällig kommen sie herein und reißen einen Erwerbszweig nach dem anderen an sich. Eine »*pénétration pacifique*« im wahrsten Sinne des Wortes. In Lima und Callao gibt es bereits ganze Stadtviertel, die sich ausnehmen wie eine Kolonie des Himmlischen Reiches. Die oft recht verwahrlosten Fincas (Finca = kleines Landgut) der Umgegend mit ihren halbverfallenen Bewässerungsanlagen wechseln den Besitzer und blühen auf unter fleißigen Chinesenhänden. Noch sind die großen Handelsgeschäfte zum weitaus größten Teile in einheimischen oder europäischen Händen. Aber wie lange noch? Immer mehr sieht man in der Tür ein verschmitztes Japanergesicht und darüber eine Inschrift wie diese:

»Sociedad Japonesa de Importación.«

Sie gedeihen erstaunlich, sie wachsen mit jedem Tage, sie breiten sich aus wie Ölflecken, und wenn es weitergeht in diesem Tempo, so ist es nur eine Frage der Zeit, ob das Land einmal chinesisch oder japanisch sein wird.

Was Wunder, dass Mister Wu zufrieden ist?

Wenn er nun auch sehr mit sich zufrieden war,

so hatte ich nicht weniger Grund zur Zufriedenheit mit Mister Wu, denn in jenen düsteren Wochen, wo sich kein Hund auf der Straße um mich kümmerte, war Mister Wu stets ein hilfsbereiter Freund, der sich meiner annahm ohne jeden Vorbedacht und ohne irgendwelche Aussicht auf Gewinn. Warum er es tat, weiß ich bis heute noch nicht, denn es lag sonst nicht in seiner eiskalten Wucherernatur, aber kenne sich einer aus bei einem Chinesen!

Das war damals, als die Hand nicht besser werden wollte.

Eine böse Hand mag manchem als ein Ding erscheinen, das zu unbedeutend ist, als dass man darüber Tinte und Druckerschwärze verschwende. Und doch – das Leben ist zusammengesetzt aus kleinen Ursachen und großen Wirkungen, und da kann unter Umständen ein wunder Finger einen ganzen Körper ruinieren und eine Seele verderben.

Was ist es um einen wunden Finger? Er ist sogar wie eine verlorene Hand, wenn er auch diese immobilisiert, zumal dann, wenn du halt- und heimatlos, ohne Versicherung und Krankenkasse umherirrst in den heißen Straßen fremder Städte. Es wäre dir wahrlich besser, du hättest ein Bein gebrochen, du wärest am Typhus erkrankt oder littest an einem Malariaanfall. Dann müssten sie dich wenigstens im Spital verpflegen. So aber glaubt dir kein Mensch deine Krankheit, außer denen, die dir Arbeit geben sollen. Sie stoßen dich alle von der Tür. Die einen, weil sie dich nicht brauchen können, die anderen, weil sie nichts mit dir zu tun haben wollen, und du

schwebst hilflos in der Luft mit dieser Tücke des Geschicks. Ein böser Finger hat schon manchen hinabgestoßen in die Nacht der Verzweiflung! Denn das Leben ist viel komplizierter, als es sich die meisten vorstellen, die es nie erlebt haben, und das Schicksal hängt oft an einem kleinen Finger.

Es war ein Glück, dass ich ein erfahrener Mann war mit der glücklichen Abenteuererphilosophie, dass alles einmal ein Ende nehme, denn sonst hätte ich mit Fug und Recht verzweifeln müssen, wie von Tag zu Tag der Finger immer gleichblieb und die sauer verdienten Pfunde immer weniger wurden. Alle Mühe, die ich mir gab um Arbeit und Verdienst, war vergebens. Von allen Türen schickten sie mich fort, die lieben Landsleute nicht am letzten. Und der einzige, der mir die Stange hielt, war eben Mister Wu.

Tiefe, unergründliche Chinesenseele! Wer schaute je durch die undurchdringliche Maske eines Mongolengesichtes? Was weiß ich von den Beweggründen des Mister Wu? Und wiederum: Was können sie anderes gewesen sein, als Mitleid und Hilfsbereitschaft, obwohl mir das damals so unmöglich vorkam wie heute, wenn ich daran zurückdenke.

Als ich zum ersten Mal in sein Gasthaus kam und man mir eine Nudelsuppe vorsetzte, in der ein halbes Huhn schwamm, und dazu noch einen Löffel voll Sirup und eine mächtige Wassermelone und für alle diese Genüsse nur dreißig Centavos abnahm, da fand ich das recht billig, und ich wurde fortan

Stammgast bei Mister Wu. Es waren nicht nur die Hühner, die mich dazu veranlassten, sondern das ganze Milieu. Hier war ein Stück China auf peruianischer Erde. Die wachstuchüberzogenen Tische, die sich bogen unter den fremdartigen Gerichten, die Decke mit den Fächern, die Wände mit den seltsam verschnörkelten Inschriften, die bezopften Gestalten, die mit den Holzpantinen auf den Bodenmatten klapperten, das schnatternde Geräusch verworrener Stimmen im Hintergründe und über der Türdecke die bunte Papierlaterne, die ein unsicheres Licht in die schmutzige Straße warf – das alles mochte wohl auch nicht anders sein am Yangts-e-kiang, am Honan oder hinterwärts von Kanton. An den Tischen saßen dichtgedrängt die Söhne des Himmlischen Reiches und aßen gebratene Eidechsen, geröstete Kürbiskerne und dergleichen Leckerbissen und hielten ihre Zungen in ebenso fabelhaft schneller Bewegung wie die kleinen Essstäbchen – denn Messer und Gabel waren unbekannte Instrumente in dieser Umwelt.

Vierzehn Tage lang bezahlte ich pünktlich meine Rechnung. Dann fing es an zu hapern mit meiner Zahlungsfähigkeit. Nach weiteren acht Tagen hatte ich keinen Centavo mehr, und ich wäre vielleicht verhungert in den Straßen von Lima, wenn der verschmitzte Himmelssohn nicht beide Augen zuge-drückt hätte.

»Vely well,« sagte er in seinem chinesischen Pidgin-Englisch, das er mit großer Zungenfertigkeit sprach.

Dafür verschaffte ich ihm Kundschaft bei den Gringos, die ich kannte. Es war wahrlich eine seltsame Kundschaft, und einige darunter waren so seltsam, dass ich nicht umhin kann, sie hier zu erwähnen. Keine von diesen erscheinen mir so charakteristisch und so bezeichnend für die Zeit, in der wir leben, wie die beiden Burschen, denen ich eines Tages drunten am Hafen begegnete. Sie saßen auf der Kaimauer und ließen sich von der Sonne bescheinen. Das war an sich nichts Auffälliges, denn schließlich waren sie nur zwei mehr unter der großen Schar der Sonnenbrüder. Aber sie gewannen an Interesse bei näherer Betrachtung. Der Lodenhut, die Lodenjoppe, die Rucksäcke, vor denen die Lancheros (Lanchero = Hafenarbeiter.) die Augen aufrissten, das alles wäre nicht weiter aufgefallen unter einer Schar von deutschen Wandervögeln, aber hier unter der peruanischen Sonne war das doch etwas ungewöhnlich. Sicher – so dachte ich mir – bist du hier ein paar armen lieben Landsleuten auf die Spur gekommen, grasgrünen Grünhörnern, die es dankbar begrüßen würden, wenn du ihnen raten und helfen würdest mit deiner großen südamerikanischen Erfahrung. Also machte ich mich an sie heran. Der eine von den beiden war ein blutjunger Mensch, fast noch ein Kind von siebzehn Jahren, eines von den armen elternlosen Geschöpfen, die in Landerziehungsheimen aufwachsen und von den lieben Verwandten baldigst abgeschoben werden ins Ausland. Dieser besondere wurde möglichst weit fortgeschickt zu einem Bruder in Patagonien, wo er aber



niemals landete, da er schon in Buenos Aires das Reisegeld vertan hatte. Statt dessen landete er in Lima, was den lieben Verwandten wohl ebenso recht sein mochte. Der andere war ein stämmiger Bursch von einigen dreiundzwanzig bis fünfundzwanzig Jahren. Kriegsleutnant, Freikorps soldat, Baltikumkämpfer, Kapprebell. Einer von den vielen, denen Krieg und Abenteuer zur zweiten Natur geworden ist und die nun ruhelos die Welt durchziehen als moderne Glückssoldaten, immer auf der Suche nach dem Abenteuer, nach Sold und Brot, wo wieder einmal Weltgeschichte gemacht wird.

Es war in der Tat interessante Gesellschaft. Wohl eine Stunde lang saßen wir in der Sonne, während der Dicke erzählte. – Ja, er war erst ein halbes Jahr im Lande, aber was er in diesem kurzen Zeitraum erlebt hatte, das stellte beinahe schon mich mit all meinen Abenteuern in Schatten. In Pernambuco, in Bahia, in Rio de Janeiro, in Sao Paulo, in Buenos Aires war er gewesen. Die weite Pampa, den wilden Gran Chaco und die Kordilleren hatte er durchquert von Rosaria nach Tucuman und Oruro. Von La Paz war er über den Titicacasee und Molendo nach Callao gekommen. Und das alles ohne einen Pfennig Geld, ohne Pässe und Papiere. Und das alles in seinem grünen Lodenanzug und ohne irgendwelche belangreiche Sprachkenntnisse. Denn außer einigen spanischen und englischen Brocken sprach er nichts als Deutsch.

Was indes ein Deutscher tut, tut er immer systematisch, und sei es auch ein so unsystematisches

Geschäft wie das Vagabundieren.

Über die von ihm eingeschlagene Reiseroute hatte er sich schon in Deutschland genau informiert aus einem kurz zuvor erschienenen Buche. – Wie hieß es doch? – »Dem Glücke nach durch Südamerika.« – Ob ich es auch kenne?

»Ja –« sagte ich nachdenklich.

Und wahrlich, ich musste darüber nachdenken! Hatte ich das doch wirklich alles vergessen über den Puppen, Kirchtürmen und all den anderen Erlebnissen. Nun kam es wieder wie eine Stimme aus einer anderen Welt. Eine Stimme, die mich lustig machte trotz meiner traurigen Lage. Einmal – so sagte ich mir – wird das alles hinter dir liegen wie ein böser Traum. Einmal wirst du wieder auf einem ordentlichen Stuhl vor einem richtigen Tische sitzen und auch diese Geschichten niederschreiben. Andere werden darüber lachen und du selbst wirst alles nicht mehr so tragisch finden, keine Not und Enttäuschung der bösen Zeiten und nicht einmal diese dumme Geschichte mit dem Finger. Ich dachte an das alles, und es überkam mich dabei ein großes, schönes Gefühl der Beruhigung, bis ich zufällig mit der Hand in die leere Tasche fuhr und alle Not und alles Unglück wieder vor mir aufstieg wie ein drohendes Gewitter.

Während wir dann in Mister Wus Speisehaus saßen und meine neuen Freunde sich noch ungeschickter wie ich selbst in den chinesischen Tischsitzen versuchten, wurde der ältere von den beiden nicht müde, sich zu erkundigen nach der Ergiebig-

keit der peruanischen Jagdgründe. Wie das hier Wohl sei mit den Kommerzien? Ob es sehr überlaufen wäre? Ob es einen deutschen Hilfsverein gebe und ob man einigermaßen sein Auskommen habe mit der Polizei? Er jedenfalls habe bisher die allerbesten Erfahrungen gemacht in dem einen Tage. Die Geschäfte an der Plaza de Armas in Lima habe er gründlich abgegrast. Der deutsche Konsul habe ein Pfund geschwitzt und der Bischof habe ein weiteres herausgerückt. Dabei sei ihm leider ein kleines Malheur passiert. Als er nämlich im Vorzimmer vom Bischof sitze, kommt gerade auch der Konsul herein. So etwas spreche sich schneller herum als man denke und verderbe einem das Geschäft. Da müsse man schnell handeln, ehe es zu spät sei. Gleich nach dem Essen wolle er wieder auf die Fahrt steigen und sich die verschiedenen Bonzen vorknöpfen, trotz der großen Hitze.

Und ob er schon einmal an Arbeit gedacht hätte? fragte ich zwischendurch.

Da schaute er mich recht erstaunt an.

»Ar-beit? Ja, einmal habe ich gearbeitet, wie ich zuerst von drüben kam, für dreieinhalb Milreis pro Tag beim Unkrauthacken in einer Kakaopflanzung in Bahia, die einem lieben Freunde unserer Familie gehörte. Ein andermal habe ich die Straße gekehrt in Pernambuco für zweieinhalb Milreis. In Rio, in Santos, in Sao Paulo habe ich mich für liebe Landsleute geschunden zu Löhnen, die die Wäsche nicht bezahlten, die ich dabei verdarb. Alle Tage habe ich von Reis und Bohnen gelebt, in Hütten, in denen ein

Hund nicht schlafen möchte bei uns zu Hause. Alle Tage habe ich mir die Seele matt und die Hände wund gearbeitet und nur Spott und Missachtung dafür geerntet, weil ich jung und dumm war und nichts wusste vom Lande. Und die schlimmsten waren die lieben Landsleute. Am tollsten trieb es einer auf einer Estancia in der Provinz Entre Rios. Der kam um Mittag auf die Arbeitsstelle geritten mit einem rohen Stück Fleisch, wie ein Wärter in den Löwenkäfig. Und als ich noch um etwas Salz bat und um ein Streichholz zum Feueranmachen, da konnte er sich nicht genug tun im Schimpfen und Fluchen auf die Anmaßung der Deutschen. Da sagte ich mir: Jetzt ist's genug. Wenn man viel arbeitet in Amerika, so kommt man unter die Räder. Nur lügen muss man. In Amerika kannst du gar nicht genug lügen. Du musst es machen wie die anderen, die sich als Fliegeroffiziere und Unterseebootkommandanten ausgeben, und wenn du nur recht ordentlich lügst, so wird es dir nie an barem Gelde fehlen. Ich tat, wie ich mir es vorgenommen, und seither hat es mir nie gefehlt an barem Geld und wird mir auch in Zukunft nicht fehlen, denn jeder gibt mir Empfehlungsschreiben, um mich loszuwerden.« Nicht ohne Stolz zeigte er mir die lange Liste, die sich schon zu einem Buche ausgewachsen hatte. Langsam blätterte ich sie durch, ohne ein Wort zu sagen. Aber ich dachte mir mein Teil.

Aber da war hier noch ein anderer Stammgast, der mich zu noch größerem Nachdenken veranlasste. Ein gewisser Herr Klewitz, der damals an der

peruanischen Küste eine Gastrolle gab. Wie ein Komet war er aufgetaucht als Kajütenpassagier, mit Frack und Smoking, in der ganzen Würde seiner neunzehn Jahre. Im Hotel Maury, wo sonst nur die Gesandtschaften verkehren, war er abgestiegen, denn das beste war gerade noch gut genug für Klewitz. Eigentlich hatte er es nur auf einen kurzen Aufenthalt abgesehen, ein Jagdausflug gewissermaßen, und nebenher zu informatorischen Zwecken geschäftlicher Art, im Auftrage seines Onkels, denn bei der heutigen Lage des Geldmarkts! – Und allmählich sickerte es durch: *Der Neffe von Stinnes!* Es gab eine Sensation in der ganzen deutschen Geschäftswelt.

»Darf ich Sie einladen, Herr Klewitz?« »Werden Sie mein Gast sein, Herr Klewitz?« »Eine kleine Geldverlegenheit? – Aber mit dem allergrößten Vergnügen, Herr Klewitz!« Eine Weile schwamm Herr Klewitz oben wie ein Fettauge auf der Suppe. Herr Klewitz ging ein und aus im Klub, Herr Klewitz war beim Pferderennen, Herr Klewitz wurde dem Präsidenten vorgestellt. Dann überschlug sich die Konjunktur. Die kleinen Geldverlegenheiten wurden immer größer und hartnäckiger. Die tausend Pfund, um die er gekabelt hatte, wollten nicht ankommen. Herr Klewitz war entrüstet. Dreimal wiederholte er das Telegramm auf Kosten der Bank: »Tausend Pfund noch nicht angekommen. Bitte nachforschen.« Und als die Wochen vergingen und die Pfunde nicht kamen und die Nachforschungen sehr unerfreulich ausfielen, da war es aus mit Onkel

Stinnes, und Herr Klewitz verlegte den Schauplatz seiner Tätigkeit nach Callao. Er speiste bei Mister Wu und schlief für einen halben Sol in der Heilsarmee. Frack und Smoking waren schon lange ins Pfandhaus gewandert auf Nimmerwiedersehen. Freunde und Gönner hatten sich von ihm zurückgezogen, aber seine eiserne Ruhe hatte ihn nicht verlassen. Nach wie vor war er der Grandseigneur, nach wie vor redete er von Aktien, Obligationen und Genussscheinen und machte diskrete Andeutungen von reichen Verwandten und Bekannten. Nach wie vor besuchte er die Pferderennen. Einmal geschah es, dass in einer Auseinandersetzung mit einem ungeduldigen Gläubiger seine goldene Brille in Scherben ging. Sogleich machte er sich auf den Weg, um eine neue zu kaufen und nahm mich als Dolmetscher mit, da er selbst nicht genug Spanisch konnte. Der Verkäufer legte allerlei Brillen vor in allen Preislagen. Die teuerste war eine goldene und kostete anderthalb Pfund. Nach dieser griff Klewitz. Als er aber sein Geld nachzählte, musste er feststellen, dass sein letzter Centavo draufgehen würde. Dennoch setzte er sie auf und betrachtete sich aufmerksam im Spiegel.

»Klewitz, lass das nach!« sagte ich voll Entsetzen, »du machst dich unglücklich! Du wirst nachher nichts zu essen haben. Kauf dir eine von den billigen. Die sind auch ganz hübsch.«

Aber Klewitz behielt die Brille und zahlte, ohne mit den Wimpern zu zucken.

»Man weiß nicht, wo das noch Zinsen trägt.«

Wenige Tage nach diesem Zwischenfall war Klewitz spurlos verschwunden nach anderen Zonen. –

Und was wollte ich eben noch erzählen? Ach, niemand war in Callao, der sich sehnsüchtiger fortwünschte nach den äußersten Enden der Erde! Einmal erschien im Hafen ein norwegisches Segelschiff, eine stattliche Viermastbark, die nach Australien fahren sollte. Groß und stolz lag sie am Pier. Alle Tage ging ich an den Platz und betrachtete das blanke Verdeck, die mächtigen Rahen, das vielgestaltige Tauwerk, das von großen Reisen und von fernem Ländern erzählte, und es überkam mich die alte Sehnsucht nach dem Wasser wie eine Ente, wenn sie den Tümpel riecht.

Ich sprach mit dem Kapitän, kurz vor der Abreise, und vielleicht wäre alles anders gekommen, wenn nicht – ja, sollte es denn in alle Ewigkeit so weiter gehen mit dieser Tücke von einer bösen Hand!

Mit sinkendem Mut und mit neidischen Blicken musste ich zusehen, wie am anderen Morgen der qualmende Schlepper kam und das stolze Schiff hinausschleppte in die hohe See und die lockende Ferne.

Es war gut für meinen Seelenfrieden, dass sich an jenem Tage ein mildtätiger Landsmann fand, der gewillt war, über mein zeitweiliges körperliches Gebrechen hinwegzusehen und mir eine leichte Arbeit in seinem Lager gab, die er mir nach vierzehn Tagen, ganz außer allem Verhältnis zu meinen recht bescheidenen Leistungen, mit zehn blanken Pfun-

den bezahlte. Selbst auf die Gefahr hin, das Missfallen dieses braven Mannes zu erregen, muss ich ihn hier nennen. Es war der Vertreter der Firma Gilde-meister. Er ist der einzige Deutsche in Peru, dem ich etwas zu danken habe.

Mit so viel Geld war ich ein reicher Mann, gewissermaßen, und da ich nun auch wieder meine zehn Finger hatte, begann die Unternehmungslust zu wachsen wie ein Wildfeuer. Die Pfunde in der Tasche setzten sich in Meilen um. Die verwegenen Reiseplane spukten im Kopfe, und es war nur eine Frage des Wohin. Da war es nach altem Abenteuererbrauch der Zufall, der die Richtung bestimmte.

Die große Fiesta war endgültig vorüber, denn schließlich kann auch ein Centennario nicht ewig dauern. Einmal hat die Herrlichkeit ein Ende, und dann kommen schlimme Zeiten für das wandernde Volk; für die Puppenspieler, die Possenreißer, die Glücksritter, die Abenteuerer und sonstigen problematischen Caballeros, die da in den letzten Monaten aus allen Windrichtungen herbeigekommen waren, um Heu zu machen, so lang die Sonne scheint. Marsch, weiter, sagt das unerbittliche Schicksal – *méndese mudar!* – Wenn man nur immer gleich wüsste wohin.–

Nun saßen sie alle schon während des ganzen Abends in der Kneipe und redeten von großen Reisen. Von Australien, von Panama, von Kuba, von Nordamerika.

Da war aber einer – ein forscher Kerl aus Berlin mit einem verwegenen Gesicht und großem, blon-



dem Schnurrbart-, der eben erst von Brasilien gekommen war. Durch die Staaten Sao Paulo und Matto Grosso war er gekommen. Im wildesten Bolivien – fern von der Eisenbahn – war er seine Straße gezogen mit einem Reitochsen »mitten mang die Schlangen«, wie er sich ausdrückte. Als Schmetterlingsjäger im Urwald. Was der nun zu erzählen wusste von Tigern, Skorpionen und wilden Indianern, das gefiel mir sehr. Bis in die späte Nacht hörte ich ihm zu und sog jedes Wort in mich ein wie lauterer Evangelium, und je mehr ich ihm zuhörte, je mehr versank aller Lärm der Kneipe in nichts und vor mir sah ich funkelnde Pantheraugen und tückische Wilde im dämmernden Urwalddschungel. Und das hatte ich mir durchgehen lassen durch all die Jahre? In Patagonien, im Feuerland, in Alaska und Kalifornien, im nördlichen und im südlichen Eismeer war ich gewesen, aber dass ich solches Land noch nicht gesehen hatte, war entschieden ein Manko. Fortan gab es keine Zweifel mehr über die Reiseroute. –

Es war noch früh am Morgen, als ich mich anschickte, den Staub der holprigen Straßen Limas von den Füßen zu schütteln. Ein grauer, trüber, peruanischer Wintermorgen. Ein ganz feiner Regen rieselte vom grauen Himmel. Die Nässe spiegelte sich auf dem Asphaltpflaster der Plaza de Armas, über die eben die schwarzgekleideten Frauen aus dem Volke, eingehüllt in schwarze Mantillas, zur Frühmesse huschten. Vor dem großen Rummelplatz am Zoologischen Garten blieb ich eine Weile stehen

und warf noch einen letzten Blick auf die einstige Stätte meiner Wirksamkeit. Das ist der Lauf der Welt! Wo waren sie hin, die schimmernden, lichtumfluteten Paläste, vor denen sich vor kurzem noch die schaulustige Menge drängte; das indische Feenhaus, der Zauberpalast, die Jazzband und die vielbesuchte »*casa de locos*«, deren Wunder und Schrecken ich eine Zeit lang selbst dem staunenden Publikum auseinandergesetzt hatte.

Und da stand wirklich noch immer das große Puppenrad mit den Puppen, die so vornehm, kalt und unnahbar wie je, wie richtige Ladies von den Regalen herunterschauten.

»*A cinco reales, senores ...*«

Die Macht der Gewohnheit wiederholte den Spruch, den mein Mund so oft geplappert hatte, und es war mir dabei, als ob die Soles wieder über den Spieltisch sprangen, als ob die großen Puppenaugen so groß wie Teetassen würden und die roten Backen in Gedanken an das große Business sich zu Feuer entzündeten.

Ah, *money, money, money* --

Und wo war das nun alles geblieben?

Vorbei!

Zerstampft und zertreten lag der Plunder auf dem Wege, grau und übernächtlich schaute er von den Regalen, die Fahnen wehten lustlos im Winde, und alles war so grau und nüchtern, wie der Alltag nun einmal ist in dieser grauen, nüchternen Welt. –

Eine halbe Stunde später war ich wieder in Cal-lao. Der Nebel hatte sich verzogen und es war ein

schöner Morgen geworden. Im Lichte der frühen Sonne hatte sogar diese Rumpelkammer von einer Stadt etwas Lustiges und Anheimelndes an sich. Ringsum wogte das lärmende Leben des Hafens, das Poltern der Lastwagen, das Fauchen der Lokomotiven. Hin und her sausten die Motorboote über das glitzernde Wasser. Schwarzgeteerte Fischer-schoner wiegten sich träge vor ihrem Anker mit ihren gestickten Segeln, die lose von der Gaffel hingen. Es roch nach Teer und Tang und Fischen. Lustig tanzte der Sonnenschein über den hüpfenden Wellen. Blau lag der Himmel über dem blauen Meere. Ich stand am Kai und wartete auf das Boot des norwegischen Dampfers, der mich nach Molendo bringen sollte. Nach dem vielen Unglück der letzten Wochen war ich zum ersten Mal wieder restlos zufrieden mit mir und meiner Lage. Aber auch ein Glück kommt selten allein. Während ich noch dastand und wartete, kam ein Herr herbei, der mich freudig überrascht begrüßte. – Fast hätte ich ihn nicht wiedererkannt in seiner fabelhaften Eleganz. Es war der Boß vom Rummelplatz.

»Hallo!« sagte er, indem er mir vertraulich auf die Schulter klopfte, »*shake hands, old boy!* Pech gehabt, was? Blutvergiftung. Hab' gedacht, du wärst schon lange gestorben. – *Glad to m-eet you!* – Da sieht man's wieder: Ochsen und Elefanten können einen Zirkusmenschen nicht unterkriegen.«

Während er noch so sprach, hatte er schon in seine Hosentasche gegriffen, wo er die Pfunde immer so lose sitzen hatte. Ohne sie nur anzusehen,

gab er mir eine Handvoll Geld mit dem Sprüchlein, das er auf dem Rummelplatz zu sagen pflegte: »Here you are, Charley.«

Während dessen hatten die Lancheros schon seine Koffer in das Motorboot gepackt. Mit einem Satz sprang er auch hinein, und fort ging es nach dem großen weißen Dampfer, der mit qualmendem Schornstein zur Abreise nach Nordamerika bereit lag. Ich zählte das Geld, das er mir gegeben hatte, und fand darunter drei blanke englische Pfunde. –

Einen Augenblick stand ich sprachlos da und starrte erst auf das Geld, dann auf den davonfahrenden Boß wie auf eine Erscheinung.

Drei Pfunde! Damit konnte man gut und gern dreihundert Meilen weiter reisen.

»Vamos! Ein bisschen fix!« unterbrach der eben des Wegs kommende Dampfermatrose meine Betrachtungen, »der Patron wartet schon drunten in der Lancha.« Ehe ich es richtig bedacht, hatte das Boot mich schon hinaus entführt an Bord des großen norwegischen Frachtdampfers, der in der Bai vor Anker lag. Und dort hatte ich nun weiter nichts zu tun, als den Leuten zuzusehen, wie sie die Ladung löschten. Wenn man es auch schon tausendmal vorher gesehen, so muss man sich doch immer wieder von neuem wundern über die ungeheuren Quantitäten, die so ein unersättlicher Schiffsbauch zu bergen vermag. Und das war hier alles made in Germany. Das Schiff war gechartert von der Firma Gildemeister, und es war nur deutsche Ware, die da von den Dampfwinden in die längst seit liegenden

Leichter geschafft wurde. Kisten und Kasten mit Messern und Porzellanwaren, Maschinen, Werkzeugen, Autos, ganzen Zuckermühlen, fertig zum Aufmontieren im Kamp, alles gegen blanke Pfunde und dicke Dollars.

»*Ricos los alemanos!*« sagte bewundernd einer von den Arbeitern, während er in der Pause seine Reissuppe löffelte.

»*Ricos,*« bestätigte ich mit dem Brustton der Überzeugung.

»*Muy picaros!*« meinte ein anderer mit listigem Augenzwinkern.

»*Muy picaros!*« bestätigte ich. Aber ich dachte mir mein Teil. Dass wir vielleicht das tüchtigste, das klügste, das fleißigste, aber ganz gewiss auch das dümme Volk der Erde sind, dem man seit Menschengedenken noch in jedem Jahrhundert seine Ersparnisse abgenommen hat und das auch diesmal nur sich anstrengt *pour le roi de Prusse*— aber wie lange noch?

*Bis jenes Blatt der Schande,  
Das feig ihr unterschreibt,  
Zerstört vom Riesenbrande  
In alle Winde stiebt!*

Während des ganzen Nachmittags stand ich an Deck und schaute über die unruhige Bai und wurde nicht fertig mit Grübeln. Es war ein genau so dunstiger, drückend schwüler Tag wie jener, an dem ich zuerst diese Küste erblickt hatte. Seither war schon

ein Vierteljahr darüber hingegangen, und das war schon beinahe ein Rekord der Seßhaftigkeit. Nun war es genug! Das Leben war hier recht unromantisch gewesen, trotz allem. Nur Mühe und Arbeit und drückende Not und fressende Unruhe und Zumutungen und Demütigungen und alles das, was man sonst noch mit in den Kauf nehmen muss, wenn man arm ist und in fremden Ländern reist. Aber ein wenig musste ich doch lachen, als ich über die flachen Dächer hinweg den hohen Turm der Iglesia Madriz erblickte, der einmal der Schauplatz meiner Taten gewesen war, und weiter in der Ferne, unweit der blauen Hügel, den Zoologischen Garten von Lima, der mich auch bei der Arbeit gesehen hatte. Denn irgendwo muss der Spaß zur Geltung kommen, auch bei den unerfreulichsten Abenteuern. Es wäre traurig, wenn's anders wäre. Und wenn man nur einmal irgendwo etwas recht Bockbeiniges erlebt hat, so kommt es einem dennoch so vor, als ob man ein Stück Heimat zurückließe, auch in der kältesten Fremde. – –

Am anderen Morgen in aller Frühe, als die Nebel noch schwer auf dem Wasser lagen und die Masten und Rahen sich nur unsicher vom Dämmerlicht abhoben, gingen wir in See. Langsam ging es vorbei an der steilen Insel San Lorenzo. Immer schon, wenn abends das weite Meer in den wechselnden Farben der untergehenden Sonne glühte, während draußen schon die Nachtschatten um die finsternen Berge lagerten und langsam und träge, mit schlaffen Segeln, die Fischerboote mit ihrer Beute von

dorthier kamen, war in mir das Verlangen aufgestiegen, auch einmal den Fuß auf jenes wilde Land zu setzen. – Ah, aber es gibt Dinge, die man lieber nur aus der Ferne betrachtet! Kein Baum, kein Strauch war hier zu sehen. Nur Sand und Steine. Grelle Felskuppen und kahle Sanddünen in ihrer ganzen Trostlosigkeit. Der heilige St. Lorenz würde sich gewiss noch heute im Grabe herumdrehen, wenn er mit eigenen Augen sehen müsste, welch ungastlichen Erdenwinkel man nach ihm benannt hat. Irgendwo in einer Talmulde am Strande stehen ein paar Wellblechbaracken in der Sonnenhitze, und mit diesen hat es eine eigene Bewandtnis. San Lorenzo ist nämlich für den Peruaner die Insel der Tränen, der Popanz für alle politischen Bösewichter. Alles, was da wagt, gegen den Stachel der leguistischen Diktatur zu löken, wandert unwiderruflich in die Baracken von San Lorenzo. Generale, Deputierte, Zeitungsverleger, sogar Expräsidenten sind die erlauchten Gäste. Denn Don Augusto versteht keinen Spaß.

Im tiefen Blau des frühen Tages blieb San Lorenzo hinter uns wie ein wüster Traum. Langsam begann es in der blauen Fläche des sonnebeschieneenen Meeres zu versinken, und die unendliche Weite des Stillen Ozeans fing an, sich mit viel Temperament bemerkbar zu machen. Weit holte das Schiff über in der langen Dünung. Wild rauschte der Wind in dem Tauwerk, und die überkommenden Seen brachen sich sprühend und schäumend an der Bordwand.

Als einziges arbeitsloses Geschöpf an Bord hatte

ich nun weiter nichts zu tun, als auf dem großen, geräumigen Verdeck auf und ab zu spazieren und den Gedanken nachzuhängen. Den Gedanken und den Träumen.

Ah, einmal nicht mehr in langen Nächten den Leuten den Possenreißer und den Puppenspieler vormachen, einmal nicht mehr der gaffenden Menge die Wunder der *casa de lecos* preisen, nicht mehr Häuser und Kirchtürme anstreichen, nicht mehr den Baumwollplunder für echte europäische Wollstoffe anbieten auf dem Jahrmarkt dieser nährischen Welt! Ja, und nicht mehr an den Docks den Schiffen nachsehen und in langen, lustlosen Tagen die Füße wundlaufen nach dem bisschen Arbeit und Verdienst, das sich immer gerade dann nicht findet, wenn man es am nötigsten gebraucht. Wieder einmal denken können von heute auf morgen, ohne die ewige Ungewissheit und die rastlose Unruhe, die alles verwirrt! Hier möchte ich leben und an jedem neuen Tage dem Farbenspiel der Sonne, dem Spiel des Windes mit den Wellen zusehen und gar nichts denken. Und dann könnte meinetwegen die Reise so weiter gehen von hier bis Hamburg und wieder zurück. Abends saß ich auf der Back mit den Matrosen, die sich redlich bemühten, mir die Anfangsgründe der norwegischen Sprache beizubringen. Manche Vokabel ist da durch meinen Kopf gegangen, aber nur eine habe ich behalten: Fiskeballen – Fischklöße. Wer diese kennt, hat schon erhebliche Fortschritte gemacht im Norwegischen; denn Fiskeballen spielen anscheinend dortzulande die Rolle



wie in Chile die Bohnen, in Brasilien der Reis mit Bohnen und bei uns die Kartoffeln.

Ehe man's gedacht – denn die schönen Zeiten gehen stets am schnellsten vorüber – kam in der dämmerigen Ferne Mollendo in Sicht, und da hieß es das Bündel packen und sich fertig machen zur Reise nach Bolivien.

Nicht eben verlockend sah die Gegend hier aus. Alles tot und kahl. Nicht ein Grashalm in der weiten Runde. Nur schwarze Felsen und weiße Sandflächen, wie Schneefelder, die an den Berghängen liegen. Donnernd bricht sich die Brandung an den schwarzen Klippen. Wären es nicht die gewaltigen, nebelverhangenen Berghänge, die hier unmittelbar von der Meeresküste schroff ansteigen zu ungeheurer Höhe, so könnte man sich unschwer an eine der kahlen, schneebedeckten Inseln im Nördlichen Eismeer zurückversetzt glauben.

Die Reede von Mollendo ist denkbar schlecht, und demgemäß gingen wir weit draußen vor Anker, dicht neben einem Kosmosdampfer von gewaltigen Ausmaßen; das heißt er *war* einmal ein Kosmosdampfer, wie die pockennarbigen, mehr oder minder wollköpfigen und schwarzhäutigen Halunken von Zollbeamten und Hafenarbeitern, die da an Bord kamen, uns gebührend aufklärten mit boshafem Grinsen. Ja, *viva el Peru!* Nun wehte die rotweißrote Flagge vom Heck der glorreichen Kriegsbeute. Er trug einen ausländischen Namen, sie bemalten ihn mit ausländischen Farben, und, oh!, was sie nicht alles mit ihm tun wollten! Schon sahen sie

die Flagge ihrer Überseelinien in Europa wehen. Aber es erging ihnen wie der Magd mit dem Milchtopf in der Fabel. Die Finanzierung dieser Dampferlinie war doch nicht so leicht, wie man sich in der ersten Begeisterung gedacht hatte, und auch sonst fanden sie manches Haar in der Suppe. Ein Dock und die nötigen Hafeneinrichtungen für Schiffe von solchem Ausmaß sind im ganzen Lande nicht vorhanden, und so liegt der unglückselige Kasten, der eigentlich der Stolz des Landes hätte sein sollen, schon seit Jahren untätig auf der Reede von Mollendo, verwünscht vom ganzen Lande als pfundefressender Moloch. Der Traum der peruanischen Handelsmarine ist ausgeträumt. In Anbetracht der gefährlichen Gewässer muss das Schiff stets unter Dampf gehalten werden, und eine volle Mannschaft muss sich an Bord die Zeit vertreiben mit Putzen, Schrubben, Malen und Rostklopfen in Erwartung der großen Reise, die niemals kommt. Es wird eben nichts so heiß gegessen, wie es gekocht wird. Und unrecht Gut –

Es ist das Schicksal des Weltenbummlers, dass er immer wieder aus den Nestern herausfliegt, in denen er eben warm zu werden beginnt. Aus wenigen fiel mir das Herausfliegen so schwer, wie aus diesem. Als wir ankamen, begann die schnelle Nacht der Tropen sich schon vom Himmel zu senken. Bald war es so dunkel, dass man das Ausbooten bis auf den nächsten Tag verschieben musste.

So saß ich fast während der ganzen Nacht auf dem Verdeck des schwerfällig schlingernden Schiff-

fes und hörte auf das Summen des Windes, das Klirren der Ketten im Tauwerk und auf das Schlagen der Glasen, das von den anderen Schiffen über das stille Wasser kam. Von fernher kam das Donnern der Brandung, das grelle Phosphorleuchten des Wassers, das haushoch an den Klippen aufspritzte. Hoch oben auf der Uferbank sah man ein paar armselige Lichter und dahinter türmten sich die Berge wie drohende Gespenster. Die Nacht war mild und lau, und dennoch fröstelte mich ein wenig bei dem unfreundlichen Anblick.

Als ich am anderen Morgen eben von Bord gehen wollte, klopfte mir der Kapitän wohlwollend auf die Schulter. »Na,« sagte er mit einem listigen Zwinkern in den blanken Augen seines SeebärenGesichts, »brechen Sie sich nur kein Bein da drüben. Und besuchen Sie mich, wenn Sie gelegentlich mal nach Bremen kommen. Die Adresse ist leicht zu behalten: Kapitän Schumann.« – Schuh-Mann. Es war in der Tat leicht zu behalten, denn er war wirklich ein Mann, und die Schuhe waren sehr elegant. Und das war mehr, als man von meinen sagen konnte.

Das An-Land-Fahren in Mollendo ist ein Unternehmen, das allemal etwas Abenteuerlich-Atemberaubendes an sich hat. Es gehört schon die ganze lebenslange Erfahrung eines ausgekochten Westküstenlancheros dazu, um bei der hohen Dünung das Boot zwischen den zahllosen Klippen hindurchzulotsen. Eine einzige Linie von Schaum und Gischt der brausenden Brandung zieht sich scheinbar ununterbrochen entlang der Küste. Mit wildem Wüten zer-

schellt die Dünung an der Küste und spritzt haushoch auf an den schwarzen Felsen. Vergeblich fragt man sich, wo in diesem Aufruhr der Elemente ein Durchgang zu finden sei, in dem das Boot nicht zu Atomen zerbreche. Aber gerade hinein schießt das Fahrzeug in diesen Hexenkessel, und ehe man es richtig bedacht, liegt man schon fest und sicher in der ganz kleinen »Caleta«, zwischen kahlen, schwarzen Felsen, längsseit des Steinkais, über den die Schaumflocken der Brandung spritzen. Nichts Böses ahnend ergreift man auf Geheiß des Lancheros das Tau eines in das Boot heruntergelassenen Fahrstuhls, und schon wirbelt man durch die Luft, um dann im nächsten Augenblick *piano, pianissimo* auf peruanischem Boden zu landen, nicht anders wie einer von den Heuballen, die da vor dem Zollschuppen aufgestapelt liegen.

Noch ist man nicht in Mollendo. Es bedarf noch einer Wanderung über eine steile Straße mit spitzem, fußmarterndem Pflaster, das sich in jedem Tiroler Wallfahrtsort sehen lassen könnte. Nachdem man noch am Ende der Wallfahrt einem peinlichen Verhör unterzogen wurde von der hochmögenden Polizei, wird man endlich losgelassen auf dieses *Maravillo »to see the sights«*, wie die Amerikaner sagen.

In der Tat: Mollendo!

Schon vom Meere aus hat es einen wenig angenehmen Eindruck gemacht in seiner trüben, traurigen Herrlichkeit aus Holz und Wellblech inmitten der trostlosen Wüste. Es gewinnt auch nicht bei

näherer Betrachtung. Verfallen und verwahrlost ist hier alles. Enge, übelriechende Straßen. An den Ecken zahnlose Weiber, die Kuchen feilbieten, so zäh und altbacken wie sie selber. Schmutzige Kinder auf schmierigen Haustreppen. Auf dem Markte räudige Hunde und struppige, halbverhungerte Katzen, die sich zwischen den Gemüseständen balgen. In einem schimmernden, farbenprächtigen Basar, der aussieht wie ein Kapitel aus »Tausendundeine Nacht«, thront ein üppiger Araber zwischen den Schätzen beider Welten, den Scheren, den Taschenspiegeln, den falschen Smyrnateppichen, die bis weit in die Straße hinaus überquellen. Irgendwo auf dem Markt hat ein verschmitzter Sohn des Himmels ein fliegendes Wirtshaus aufgemacht, mit chinesischem bemalten Fächern an der staubigen Bretterwand, mit Tellern und Tassen, die einmal weiß gewesen, und trockenen Kaffeekekchen, an denen die Hunde schnuppern.

Gibt es wohl auf dieser Erde noch einen verwahrlosteren Ort wie diesen? Einmal bin ich mit großen Erwartungen nach Neapel gereist. Wissbegierig, schönheitslüstern bin ich dort in die engen Gassen geraten, wo zwischen den grauen Mauern die schmutzige Wäsche flattert, wo im siebten Stock der hohen Häuser die Ziegen meckern, wo es nach Pest und Fäulnis und Makkaroni duftet und schmutzige Lazzaroni in den Haustüren hungern. Von dort habe ich die Erkenntnis mitgenommen, dass das wohl nicht mehr zu überbieten sei. Aber Mollendo – – –

Jedoch – man muss auch dem Teufel Kredit ge-

ben für das, was ihm zusteht. Auch dieser verwahrloste Erdenwinkel hat seine Schönheiten. Man braucht nur den Wind zu spüren, der hier, frisch wie das Leben selber, durch die Gassen fegt; man braucht nur leise zu lauschen auf das Spiel der Brandung zwischen den Felsenklippen.

Drei Schritte nur braucht man aus den engen Gassen zu tun, und schon ist man mitten in der salzigen Luft. Wenige Plätze habe ich gesehen, wo das ewige Wechselspiel von Land und Meer so selten großartig ist wie dort am Strande von Mollendo. Lange saß ich auf den Klippen, zwischen den seltsamen Muscheltieren und schaute auf das dunkelblaue Meer und den dunkelblauen Himmel. Ich spürte den Lufthauch der salzigen Gischt, die tosend über die Felsen rannte. Es wurde dunkel und ich merkte es nicht. Die Brandung leuchtete weithin wie eine funkelnde Schlange aus unzähligen Diamanten. Ich hörte die Möwen, die kreischend durch das Nachtdunkel flatterten. Ich spürte den Wind, der die Wolken wie Schatten über den hellen Sternenhimmel jagte. Ich hörte die Musik des Meeres und sah den Zauber der Ferne und konnte mich nicht davon losreißen, bis der blasse Morgen hinter den Bergen heraufdämmerte.

*Ich liebe die weißen, losen,  
Ich liebe die Wolken, den Wind,  
Weil sie den Heimatlosen  
Schwestern und Engel sind!*



## Zum Titicacasee

DIE HÖCHSTE EISENBAHN BEI WELT. – UND DIE  
TEUERSTE. – ANKUNFT IN AREQUIPA. – – EIN  
HOCHGELEGENES PARADIES. – HEILIGER BÜROKRATIUS! –  
AM TITICACASEE. – NÄCHTLICHE SCHIFFFAHRT. – AUF  
DEN SPUREN DER INKAS. – ABENTEUER IM  
EISENBAHNWAGEN. – TIAHUANACO, DIE RÄTSELSTADT. –  
– UND ENDLICH LA PAZ.

In den ersten Morgenstunden ging die Reise weiter nach Bolivien. Die Eisenbahnlinie, die von Molendo ins Innere führt, ist in mehrfacher Hinsicht interessant. Einmal war sie lange Zeit die höchste Linie der Welt, bis die später gebaute Eisenbahn von Arica nach La Paz ihr den Rang streitig machte. Eine Höchstleistung hat sie aber noch immer aufzuweisen: sie ist die teuerste Eisenbahn der Welt, und das will immerhin schon etwas heißen in dieser Zeit der teuren Fahrpreise. In der Seele tut es einem weh, wenn man die sauer verdienten Pfunde mit vollen Händen so wieder hinauswerfen muss. Indes, man drückt die Augen zu; man zahlt und schweigt. An so etwas hat man sich ja schon gewöhnt in diesen Zeiten. Und nicht nur auf dem Gebiet der Eisenbahnen.

Langsam und schwerfällig faucht der Zug aus der düsteren, kellerartigen Bahnhofshalle. Eine Weile fährt man – immer entlang der glitzernden Fläche des unendlichen Meeres – um einen kahlen



Berghang und kommt bald in ein freundliches Flusstal, wo helle Zuckerrohrfelder in der Sonne leuchten und fette Kühe und Schafe auf saftigen Wiesen träumen. Bald aber ist es aus und vorbei mit den menschlichen Siedlungen. Kein Baum, kein Haus ist zu sehen in der weiten Runde. Nur Schutt und Geröll, schwarze Klippen, Sand und Sonne. In endlosen Schlangenwindungen keucht der Zug bergauf und immer noch bergauf an den schroffen Berghängen. Bald wird die Gegend freundlicher; die kahlen Felsen verstecken sich hinter kleinen, mit gelben Blüten bedeckten Büschen, an die Stelle der Sandflächen treten weite Strecken mit hohem, gelbem Gras, das in der Sonne wie Silber glänzt, wenn der Wind darüber hinweht. Da und dort sieht man einen Ochsen oder eine weidende Schafherde, fast versteckt in dem wogenden Grasmeele. Wir sind nun schon fast in Höhe der Zugspitze, aber immer noch sieht man weit, weit draußen unter dem Horizont das dunkelblaue Meer und den breiten, silberweißen Brandungstreifen entlang der Küste.

Schließlich gelangt man auf eine kahle, fast vegetationslose Ebene, die sich flach wie ein Pfannkuchen nach allen Richtungen erstreckt. Es ist schon spät am Nachmittag. Die Sonne scheint warm und weich wie an einem richtigen deutschen Spätsommertag, wenn draußen an den Berghängen die Trauben reifen. Rein und klar ist die Luft; kristallhell, wie nur die Bergluft sein kann. Noch ist der Abend nicht gekommen, aber schon brechen sich die Lichtstrahlen des Tages und malen die Ferne in lebendigen

Farben. Fern im Osten, in der Richtung nach Arequipa, stehen mächtige Schneeberge unter dem dunkelblauen Himmel.

Cachendo heißt die Station, die mitten in der kahlen Pampa steht, eine kümmerliche Herrlichkeit aus Holz und Wellblech. Ringsum ist alles Sand und Geröll und nur da und dort wilde Haufen von Felsen, die lange, schwarze Schatten in die blendend helle, vom Sonnenschein überflimmerte Landschaft werfen. Weit in der Ferne, in der Richtung nach Arequipa, steht man zerrissene Berge, deren Felswände blutrot leuchten in der untergehenden Sonne, und noch weit im Hintergrund ragen wie duftige Märchengebilde die Umrisse mächtiger Vulkankegel in den Hochkordilleren. Es war ein Anblick, wie man ihn in anderen Gebirgslandschaften vergeblich suchen würde: die Schneeberge, die unvermittelt ansteigen aus der vegetationslosen Wüste, und vor den Augen in der Ebene der wandernde Sand, die schwarzen Lavablöcke, das bedrückende Gefühl der Einsamkeit und der Unendlichkeit des Raumes. Alles ist tot und still und das einzige Lebende nur der Schienenstrang, der sich schnurgerade in die Unendlichkeit erstreckt.

Leben nur in den Farben! Unzählige Schattierungen immer wechselnder Farben. In der Nähe waren sie hart und scharf, und in der Ferne, an den Berghängen flossen sie ineinander über zu zartem Hauch, der bald purpurrot, bald dunkelviolett in der Sonne glühte, bis weit hinauf zu den Gipfeln, die weiß und klar herausleuchteten aus dem Dunkel-

blau des Himmels. So weit das Auge reichte, war die sonst durchaus flache Pampa bedeckt mit Dünen aus kristallhartem Sand, den der Wind zu halbmondförmigen Gebilden zusammengefeigt hatte. Von Pflanzenwuchs ist – wie gesagt – auch nicht ein Grashalm zu entdecken. Der letzte Kaktus ist hier verdorrt unter der brennenden Sonne und dem ewig heulenden Winde. Und doch fehlt es auch in dieser Wüste nicht an Menschen.

Neben der kleinen Bahnstation saßen in langen Reihen die verwitterten Indianerweiber und verkauften Hühnerbraten und Eier; die Eier zu fünf Cents und die Hühner zu einem Real, gleich zehn Cents das Stück. Von diesen konnte ich nicht genug essen, bis mich einer über deren Qualitäten gebührend aufklärte. »Hühner? *Qué esperanza!* Das sind doch Eidechsen!«

Weiter geht es durch Täler und Schluchten, vorbei an steilen, schneebedeckten Berghängen. Still, still ist es ringsum. Über Tälern und Höhen ruht das andachtsvolle Schweigen der lautlosen, unverfälschten Natur. In einem weiten Talkessel beginnt das Leben wieder zu erwachen. Man sieht rauschende Flüsse und hüpfende Gebirgsbäche. Überall rennt und rieselt das helle Bergwasser. Büsche, Bäume und riesengroße Kakteen wachsen aus den Steinen. Es kommen Häuser und Hütten, Kleefelder und Orangengärten. Altmodische Ochsenwagen ziehen träge ihre Straße unter uralten Feigenbäumen, deren breite Blätter leise zittern in der grellen Sonne. Schon sind wir in Arequipa.

Es fängt an dunkel zu werden. Schwarz hockt die Finsternis in den engen Gassen. Die Nacht ist über die Täler hereingebrochen, aber oben auf dem Gipfel der umgebenden Schneeberge steht noch immer ein leuchtendes Alpenglüh.

Wenn man von Lima – dem dumpfen, nebelverhangenen, hitzesprühenden Lima – nach dieser Stadt des murmelnden Bergwassers und der leuchtenden Blumen kommt, ist man hier in einer anderen Welt. In diesem mehr als zweitausend Meter hoch über dem Meere gelegenen Paradiese strahlt der Himmel immer rein und wolkenlos und dunkelblau durch die klare Bergluft. Langsam und beschaulich und noch um eine Schattierung träger fließt hier das Leben dahin. Die Preise sind billig, der Lohn niedriger und das Leben leichter in dieser großen Kleinstadt.

Als wir in Arequipa ankamen, war es schon dunkle Nacht, und die Sonne war noch nicht recht aufgegangen, als wir am nächsten Tage abreisten. Es blieb also nicht allzu viel Gelegenheit zum Bewundern der Sehenswürdigkeiten.

Und doch –

Wenn ich heute an Arequipa zurückdenke, so erscheint es mir als eine der schönsten Städte, die ich je gesehen habe. Todmüde war ich, als ich ankam. Die Nacht zuvor hatte ich auf dem Felsen gesessen und das Wasser bewundert. Und nun, da ich in dieser fremden Stadt angelangt war, dachte ich erst recht nicht ans Schlafen. Zielloos wanderte ich durch alle Gassen und Gässchen. Ich sah die Bäume, die

breit und knorrig ihre Aste über die Hofmauern reckten, ich sah das flinke Wasser in zahllosen Gräben und kam endlich auf die Plaza mit ihrer stolzen Kathedrale und den schattigen Laubengängen, in denen das Mondlicht spazieren ging. Ich setzte mich auf eine der Bänke unter einem berauschend schönen Jasminbusch. Ich hörte der Platzmusik zu, bis sie aufhörte, ich sah dem mondänen Gewimmel zu, das da flanierte und scharmierte auf den bunten, getäfelten Wegen, bis auch dieses sich verlor, bis die Stundenschläge der Kathedrale dumpf und verloren über den Stadtplatz hallten und das helle Licht des immer höher steigenden Mondes alles ringsum in ein seltsam fantastisches Bild von Schwarz und Weiß verwandelte. Endlich war ich doch eingeschlafen und erst wieder aufgewacht von dem frostigen Hauch des jungen Tages, der eben in strahlender Schönheit über die Berge gestiegen kam.

Und niemand hatte mich bestohlen. Kein Schutzmann hatte mich belästigt. Glückliches Arequipa!

Weiter geht die Reise – –

In vielverschlungenen Windungen mit übertrieben vielen Kurven – denn die Erbauer dieser Linie wurden seinerzeit nach Meilen bezahlt – arbeitet der keuchende Zug seinen Weg aufwärts in immer höhere Regionen von immer wilderer Romantik. Zuweilen geht es aufwärts an steilen Hügelhängen, zuweilen durch einen langen Canon, in dessen Grunde das schäumende Wasser des Rio Chile vorüberbraust.

Diese Landschaft hat nichts gemein mit anderen

Gebirgslandschaften, weder in den Alpen noch in anderen Teilen der Kordilleren. Vielleicht gibt es in Tibet so etwas Ähnliches. Von allen Zonen und Kulturstufen sieht man hier in wildem Durcheinander verschiedene Musterkarten, und alles verzerrt und übertrieben ins Großartige. Mächtige Schneeberge steigen hier unvermittelt auf aus den Sanddünen der Wüste. Duftende Orangengärten erblühen plötzlich mitten in der öden Einsamkeit, wo sonst in der weiten Runde nichts zu sehen ist als ein Chaos von Steinen und Geröll. Nach einer Stunde sieht man noch immer tief unten die Stadt mit ihren weißen Häusern im grellen Sonnenlicht und ringsum die grüne Ebene wie ein leuchtender Smaragd inmitten der kahlen, vegetationslosen Wildnis. Zu beiden Seiten stehen zwei mächtige Schneeberge, der über sechstausend Meter hohe Misti und sein fast ebenso hoher Kamerad, der Pichu Pichu, wie Torwächter vor dem Eingang zu dieser seltsamen Oase. Bald steigt im Norden die schneebedeckte Masse des über siebentausend Meter hohen Ampato auf, und bald sieht man Gipfel auf Gipfel, die sich immer höher übereinander türmen. Im Westen sieht man den glitzernden Sand der Pampa und weit in der Ferne die Wolken, die über der Küste hängen.

Höher und höher steigt der Zug um scharfe Kurven. Stationen gibt es nur alle vierzig oder fünfzig Kilometer. Und dann ist es meistens auch nur eine Blockhütte. Auf viele Kilometer sieht man nichts als wildes, schieferartig übereinandergeschichtetes Gestein, das sich zu düsteren Schluchten zusammen-

schließt, in denen der keuchende Atem der Lokomotive ein schauriges Echo weckt. Je höher man hinaufkommt, je roter werden die Steine, je dunkler wird das Blau des Himmels. Und wenn man endlich in Regionen angelangt ist, wo man nur noch steinige Wüste erwartet, kommt man unvermutet in ein welliges Hochland, wo hohes, gelbliches Gras sich weithin erstreckt, bis in die blau verdämmernde Ferne. Hie und da sieht man die Lehmhütte eines Indianers, hie und da eine Schaf- oder Lama-herde. Im übrigen aber scheint alles so ursprünglich und unberührt wie am ersten Tage. Immer wieder, wenn ich über die Grasflächen hinweg sah, die sich wie Wellen bewegten im Spiele des Windes, musste ich an Patagonien denken und daran, was wohl die Farmer dort unten zu solcher Schafweide sagen würden. Die Ähnlichkeit mit Patagonien wurde noch erhöht durch die vielen Lagunen, über die Wildgänse in zahllosen Scharen flatterten. Bei Cincero Alto erreicht die Bahn ihren höchsten Punkt mit rund fünftausend Metern. Von dort geht es in scharfen Kurven schnell talabwärts. Bald fuhren wir durch das große, breit ausladende Tal von Cuzco, wo schon die alten Inkas ihre Paläste bauten. Die Zeiten von damals sind lange vorbei, aber immer noch ist es eine verhältnismäßig hochkultivierte und dichtbevölkerte Gegend. Überall sieht man die Lamakarawanen auf den Straßen trippeln. Stattliche Dörfer mit braunen, strohbedeckten Lehmhütten erheben sich da und dort zwischen den winterlich-kahlen Sturzäckern, über denen die dünnen Ne-

bel wie feine Schleier liegen. Bei dunkler Nacht kamen wir in Puno am Titicacasee an. Es war eine bitterkalte Nacht. Der Mondschein lag frostig über dem Wasser, und schwarze, fantastische Vögel, die ausschauten wie große Raben, lärmten schaurig auf den hohen Bäumen hinter der Kirchhofsmauer.

Vom Lande aus führt eine Brücke unmittelbar an den Anlegeplatz des Dampfers, und man brauchte nun weiter nichts zu tun, als einzusteigen und weiterzufahren nach dem Lande Bolivien, wenn – ja, wenn wir noch in der guten alten Zeit der Freiheit lebten. Aber damit ist es bekanntlich schon seit Jahren vorbei.

Ah, wenn ich an die Zeiten von damals denke, da man noch nichts von Grippe und Bolschewismus wusste, da man noch frei wie ein Vogel von Land zu Land ziehen konnte und nicht vor jedem Comisario am Grenzpfahl erbleichen musste, weil vielleicht ein Kuckuck zu viel oder zu wenig auf dem Papier war!

Wo sind sie hin, die Zeiten der Freiheit?

Vorbei, vorbei! Versunken, verschlammt in der immer steigenden Flut des Bürokratismus, die alles ersäuft!

Da wird man wie die Hammel der Herde in einen Stall getrieben, in dem es raschelt und knistert von Papier. Papier mit roten und schwarzen Buchstaben. Papier mit blauen und schwarzen und roten und grünen Stempeln. Sie fragen dich nach dem Woher und Wohin; sie erkundigen sich nach deiner Gesundheit; sie erforschen deine Verwandtschaft bis



ins dritte und vierte Glied. Sie messen und wiegen und fotografieren dich; sie machen Fingerabdrücke wie im Vorhof eines Gefängnisses. – O du armer, geplagter Staatsbürger von heute! Wie machen sie dich klein und hässlich! Wie stehst du hilflos da in dieser Welt der Paragrafen, bis du dann endlich nach wiedererlangter Freiheit dem gepressten Herzen Luft machen kannst mit den Worten des Karl Moor:<sup>1</sup> »Mich ekelte vor diesem tintenklecksenden Jahrhundert!«

Doch nun war endlich alles fertig zur Abfahrt. Das Schiff – ein stattlicher Schraubendampfer, der auch in einem Seehafen eine gute Figur machen würde – machte von der Brücke los, und langsam ging es hinaus in den See, wenn das noch der richtige Name ist für jenes mächtige Binnengewässer, das sich da, beinahe auf der Höhe des Montblanc, fast in endlose Fernen ausbreitet.

Es war, wie gesagt, eine kalte Nacht. Eisig wehte der Wind von den Hügelketten, die tintenschwarz das nördliche Ufer umsäumten. Groß und rund stand der Vollmond am klaren Himmel. Kalt und frostig, wie flüssiges Silber, lag der zitternde Widerschein auf dem schwarzen Wasser. Nirgendwo auf dem kahlen Verdeck gab es ein Plätzchen, das Schutz geboten hätte gegen die Wut des Windes, und alles in allem war es wohl eine der ungemütlichsten Nächte meines Lebens. Die einzigen, die da einigermaßen gewappnet an Bord kamen, waren die Indianerweiber, die vorsichtigerweise gleich mit

Decken und Matratzen aufmarschierten, mit denen sie sich auf der Luke häuslich niederließen. Neugierig betrachtete ich die Gesellschaft.

Wie hatte man doch vor kurzem noch in Deutschland gesungen?

*»Du, du bist die schönste Fee  
Am Titicacasee.«*

Da hatte man sie nun richtig vor Augen, aus nächster Nähe. Wenn ich gerecht sein will in der Feststellung des Grades ihrer Feenhaftigkeit, so muss ich wohl sagen, wie man bei uns zu Hause zu sagen pflegt bei weniger schön geratenen Mädchen, zumal dann, wenn sie den ersten Mai des Lebens schon hinter sich haben: »Schön ist sie ja gerade nicht, aber interessant!«

Interessant sind sie wohl mit ihren breiten, scharf gezeichneten, von kohlschwarzen Haaren umrahmten Indianergesichtern, mit dem roten Rock, dem roten Poncho, dem Zylinderhut aus Stroh und der langen Tabakspfeife in dem breiten, von einer unerhört großen Nase überschatteten Munde. Während der ganzen Reise saßen sie unbeweglich auf ihren Matratzen, umhüllt von dem roten Poncho, und schauten vor sich hin mit leerem Blick, als ob es auf der ganzen Welt keine Schiffe, keine Menschen und gar nichts gäbe. – – –

\*

Und immer weiter ging die Fahrt über die glitzernde Wasserfläche, zwischen den kahlen Küsten

und den hohen, schwarzen Inseln, die ab und zu wie Gespenster aus dem Wasser auftauchten. Es ist ein Jammer, dass der fahrplanmäßige Dampfer nur nachts fährt, sodass man von dem See nicht allzu viel zu sehen bekommt. Erst in der zweiten Hälfte der Reise dämmert langsam der Tag, und man kann sich ein wenig umsehen im grauen Morgenlicht, das über dem grauen Lande liegt. Und was man zu sehen bekommt, ist auf den ersten Blick eine rechte Enttäuschung.

Alles ist kalt und rau ringsum. Eine graubraune Steppe, die kahl und tot unter dem blassen Himmel liegt. Nur da und dort sieht man ein knorriges, zerzaustes Etwas, das einen Baum vorstellen könnte, nur da und dort steht eine Hütte aus Lehm, die sich in ihrer Erdfarbe kaum vom Boden abhebt. An den Hügelhängen sind spärliche Kartoffel- und Gerstenacker terrassenförmig angelegt, rings umgeben von roh aufgeschichteten Steinmauern, zum Schutze gegen die Wut des nimmer aufgehörenden Windes. Unendlich mühsam muss hier der Ackerbau sein. Im westlichen Teile sind die Ufer flach und seicht und dicht bestanden mit hohem Schilf, das sich recht romantisch ausnahm, wenn der Mond auf die Halme schien, die sich im Winde bewegten. Weiter nach Osten wird die Küste immer höher und schroffer. Im dämmernden Morgen fuhren wir zwischen den berühmten Residenzen der Inkas, der Sonnen- und der Mondinsel hindurch. Trotzdem die Inka-Herrlichkeit schon lange vorbei ist, ist es für jeden Indianer auch heute noch ein

Vorzug, wenn er an dieser heiligen Stätte wohnen darf. Doch ist nur die Mondinsel dicht besiedelt und sorgfältig kultiviert mit terrassenförmig angelegten Feldern, die fast bis zum Gipfel reichen. Die größere und noch heiligere Sonneninsel ist zu steil und zerrissen für irgendwelchen Ackerbau. Sie besteht aus einem einzigen, etwa dreihundert Meter hoch aus dem See herausragenden Bergrücken, auf dem noch überall die Ruinen der Inkapaläste zu erkennen sind. Stellenweise ist sie bedeckt mit Büschen, deren leuchtend rote Blüten man als *flor del Inca*, bezeichnet. Was immer damals an Glanz und Freude auf diesen Inseln war, heute ist es schon lange vorbei. In unseren Zeiten sind sie schon vielfach Inseln der Tränen geworden, als sicherer Verbannungsort für renitente Politiker und sonstige unbequeme Persönlichkeiten, die die Kreise der jeweiligen Machthaber stören.

Eine Stunde lang hielt der Dampfer vor einer der Inseln, bis die Wachtposten abgelöst waren. Dann ging es weiter bei hellem Tageslicht, und während nun der kalte Wind mit dem Wasser spielte, während die Wellen glitzerten in der frühen Sonne, die eben groß und feurig heraufgestiegen kam hinter den gewaltigen Schneebergen im Osten, die leuchtend über den brütenden Nebeln standen, wurde es schöner von Minute zu Minute. Am Strande sah man die Feuer brennen vor den Hütten, und überall auf dem blauen Wasser sah man die seltsamen Boote der Eingeborenen, die von ferne bunt und farbenprächtigt aussahen wie venezianische Gondeln.

Totoras nennt sie der Indianer. In jener Gegend, wo Seefahrt nottut und es kein Holz zum Schiffbau gibt, hat man sich zu helfen gewusst mit der Konstruktion von Fahrzeugen, die ganz aus Schilfbündeln zusammengesetzt sind. Sie sind unendlich plump und haben weder Bug noch Heck. Das aus demselben Material hergestellte breite Segel lässt das Fahrzeug mit schneckenhafter Langsamkeit über das Wasser gleiten. Die Idee, dass man sich in solchem Ding den Tücken des Unwetters aussetze, erscheint einem auf den ersten Blick wie eine Gotteslästerung. Und dennoch vertraut sich ihm der Indianer unbedenklich mit Kind und Kegel, mit Kühen, Hühnern und seiner ganzen Habe an. Vor anderen Schiffen haben diese Fahrzeuge den Vorzug, dass sie auch beim stärksten Sturme nicht kentern können. Außerdem liefert jedes der aus Schilfbündeln bestehenden Bestandteile ein unsinkbares Rettungsfloß, mit dem man das Land erreichen kann, wenn man nicht vorher erstarrt ist von der eisigen Kälte des Wassers.

Nach einigen Stunden Fahrt verengerte sich der See zu einem Kanal. Nicht weit entfernt, im Grunde einer engen Bucht, lag ein kleiner Hafen mit Landungsbrücke und Lagerschuppen.

Hell und klar schien die Sonne über dem Lande Bolivien.

Mit Ausnahme derjenigen von Chile sind alle Grenzen der südamerikanischen Staaten willkürlich und zufällig entstanden, ohne irgendwelche geographische oder sonstige Begründung. Nur die Titicacag-

renze zwischen Peru und Bolivien macht hier eine Ausnahme. Sie ist zugleich eine Sprachgrenze. Während auf peruanischem Boden noch überall das Kitchua vorherrscht, das seinerzeit auch die Sprache der Inkas war, spricht der Indianer der bolivianischen Seite zumeist das Aymará. Für Gringoohren ist freilich das eine so unverständlich wie das andere, nur klingt das Aymará, bedeutend rauer und die Menschen scheinen womöglich noch manischer und apathischer, ob sie auch da wie dort ihr Koka kauen und ihr Tschitscha trinken.

Von dem bolivianischen Hafen Guaqui führt eine Eisenbahnlinie nach der Landeshauptstadt La Paz. Der Zug, der hier direkt an der Landungsbrücke auf die Passagiere wartete, führte einige richtige Pullmann-Wagen, aber nachdem ich mich nach dem Preis erkundigt hatte, nahm ich doch lieber mit einem Wagen *de tercera*, vorlieb. Die Fahrt kostete ganze zweieinhalb Bolivianos bis La Paz. Allerdings war es auch mit der gebotenen Bequemlichkeit nicht weit her. Es musste wohl ein Markttag gewesen sein. Anders war das lebensgefährliche Gedränge nicht zu erklären. Ein Schaffner mit eiserne Nerven hatte auf die Dauer dem Ansturm unterliegen müssen. Ein mit Eierkörben und Kartoffelsäcken gefüllter deutscher Vierterklassewagen zur seligen deutschen Hamsterzeit wäre ein Tanzplatz dagegen gewesen. Als ich in den Wagen kam, war er bereits dicht gefüllt mit unzähligen buntleuchtenden Ponchos, aus denen gerade noch die braunen Nasenspitzen oder ein Stück der schwarzen Haarsc-

höpfe von ebensovielen Indianern herausschauten. Es war undenkbar, dass da noch mehr Menschen Platz hätten. Aber während ich noch einen Überschlag über die Leistungsfähigkeit des Wagens machte, kamen immer neue Gäste von draußen hereingeströmt. Wenn die bolivianischen Indianer auf Reisen gehen, so nehmen sie stets ihren ganzen Hausrat mit. So wird der Eisenbahnzug zum Möbelwagen, der sich bis zur Decke anhäuft mit Ponchos, Matratzen, Kochtöpfen, Tabakspfeifen, mit Kisten voll Eiern, Säcken voll Äpfel, Kartoffeln und Chunos, mit Hunden, Katzen, kleinen Kindern und sonstigen Landesprodukten. In dem Gedränge musste man um sein Leben fürchten, aber noch immer wäre die Flut noch weiter hereingeströmt, wenn nicht zur rechten Zeit eine sehr umfangreiche Dame hereingekommen wäre mit langen, schön geflochtenen Zöpfen und mit einem Gesicht, das so braun war wie ein Kupferkessel. Aus den ängstlichen Blicken ihrer kohlschwarzen Augen konnte man unschwer erkennen, dass sie noch nie zuvor in einem Eisenbahnzug gefahren war. Und dementsprechend stellte sie sich auch an. Gerade im Eingang des langen Durchgangswagens baute sie ihre Habe auf. Zu unterst drei große, rot leuchtende Matratzen, darauf eine Lage Ponchos, eine Kiste, in der sie ihre Kostbarkeiten mitschleppte, eine Tabakspfeife, einen Topf zum Tschitschakochen und ganz oben auf den Haufen setzte sie sich selbst mit verkreuzten Beinen, wie ein tibetanischer Buddha. Neben ihr nahm ein bissiger Wolfshund Platz, und auf ihren Schultern

saß ein grüner Papagei. Die draußen stehenden Gäste protestierten entrüstet gegen den versperrten Durchgang. Heftig redeten sie auf sie ein mit guten und bösen Worten, je nach Laune und Temperament. Wer die Señora nahm gar keine Notiz davon. Nun kam der Schaffner.

»Das geht nicht, Señora. Sie müssen Platz machen!« Die Señora rührte sich nicht.

»Tenga juicio! Seien Sie vernünftig, Señora. Die anderen Caballeros wollen auch noch hinein.«

Aber die Señora blieb verstockt und unvernünftig.

Nun wurde der Schaffner energisch und machte Miene, ihr den Plunder unter den Füßen wegzuziehen. Da knurrte der Wolfshund, und der Papagei sträubte das Gefieder.

Das gesamte Reisepublikum verlegte sich nun aufs Bitten und Zureden, aber es nützte nichts. Die Señora blieb unbeweglich auf ihrem Platze. Kein Zug rührte sich in ihrem dunklen Gesicht. Nur ihre kohlschwarzen Augen wurden immer größer und füllten sich mit dicken Tränen. Das Theater hätte sich gewiss noch lange hinausgezogen, wenn nicht ein wohlgekleideter Mestize als Vermittler aufgetreten wäre und auf sie eingeredet hätte in ihrer landesüblichen Indianersprache.

Das Palaver dauerte eine Zeit lang, und als es fertig war, wandte sich der Herr in wohlgesetzter Rede an das umgebende Publikum.

»Señores,« sagte er in klingendem Kastilisch, »diese Señora ist eine würdige Dame aus dem



Volke. Sie ist eine treue und brave Bürgerin. Sie hat dem Vaterlande fünf junge Bolivianos geschenkt. Ihr ganzes Leben ist nur Mühe und Arbeit gewesen. Aber in einer Eisenbahn ist sie noch nie gefahren. Und auf einer Bank sitzen kann sie nicht— *no, señores!*—Sie würde schwindelig werden und die Seekrankheit bekommen. Sie würde hinunterfallen, Señores, und sich den Hals brechen, und ihre Familie wäre der Mutter beraubt. Darum haben Sie Mitleid, Caballeros, machen Sie in Gottes Namen einen Umweg, aber verbittern Sie ihr nicht ihre alten Tage!«

Es war eine schöne Rede und sie war nicht umsonst gesprochen. Fortan machte jeder einen Umweg und niemand kümmerte sich mehr um die Señora. —

Sobald der Zug sich in Bewegung setzte, hatten sich die Geister wieder beruhigt und jedermann beschäftigte sich mit Kokakauen. Bald war die Luft so dick und muffig, dass man sie hätte mit dem Messer schneiden können. Mit Mühe und Not hatte ich mir einen Weg nach der Plattform hinausgearbeitet, und da auch dort die Menschen wie die Mauern standen, landete ich schließlich auf dem Rande des Daches, wo ich wenigstens ungeschoren war, wenn auch der Wind tüchtig um die Ohren pff. Außer mir saßen noch einige andere auf dem luftigen Sitzplatz, darunter auch der Mestize, der die schöne Rede gehalten hatte. Noch immer ging es durch ein graubraunes Hochland, in dem vereinzelte Dörfer wie Lehmklumpen standen. In ihrer graubraunen Nüchternheit hätte man sie kaum von der umliegen-

den Steppe erkannt, wenn nicht stets eine ganz unverhältnismäßig große, grellweiß angestrichene Kirche in ihrer Mitte gestanden hätte.

Aber man lernt nie aus in der Weltgeschichte! Schon nach einer Stunde Fahrt tauchten unweit der Bahnlinie die Ruinen der prähistorischen Stadt Tiahuanaco auf. In Amerika ist man sonst nicht gewohnt, nach Altertümern zu forschen, und doch stehen hier die Überreste einer Stadt, die nach sachverständigen Schätzungen etwa zehn- bis zwölftausend Jahre alt sein mögen. Die ältesten Baudenkmäler, die wir auf dieser Erde kennen. Eine Ruinenstadt, die in ihrer Ausdehnung größer ist als Herculaneum und Pompeji, und die schon in Trümmern lag, als jene noch nicht aufgebaut waren. Längst schon ist das Dunkel gewichen, das über den Ausgrabungen von Ägypten und Kleinasien liegt, aber vor Tiahuanaco steht der Forscher noch vor einem Rätsel, wie am ersten Tage. Über Vermutungen und Spekulationen kommt er nicht hinaus, denn nicht ein einziger verstaubter Papyrus, nicht eine einzige verständliche Hieroglyphe gibt Kunde von den Wünschen und Absichten der Erbauer. Jahrtausende bevor die Inkas ins Land kamen, haben die Ruinen schon gestanden als stumme Zeugen vom gewaltigen Wollen eines Volkes. An einer Stelle sieht man einen durch eine mächtige Steinmauer am Rutschen verhinderten Berg. An anderer Stelle steht eine Mauer aus Steinblöcken von einer Größe, die es einem unfassbar erscheinen lässt, wie man sie je übereinander schichten konnte mit den damaligen

primitiven Werkzeugen. Und überall in dem, was heute eine Wüste ist, ragen Tore, Treppen, Monolithe, in Stein gemeißelte menschliche Figuren, ganze Riesen, die aus einem einzigen Stein gehauen sind. Grübelnd steht man vor solchen Denkmälern. – Woher sie kommen? Wie es wohl damals hier ausgesehen haben mochte? – Damals vor zehntausend Jahren? Es ist alles tot und vorbei; der Lärm der Arbeit und der Jubel der Freude, und außer den toten Rätseln aus Stein ist nichts mehr zu sehen als die grelle Sonne auf der Steppe, und nichts mehr zu hören als das Summen des Windes, der klagend zwischen den Steinen geht.

*»Längst schläft der Harfe froher Klang  
Und Tyrus Lust verschied;  
Und Tamburin und Flöt' und Sang  
Singt nur ein Klagelied.«*

Doch das ist alles oberflächliches Wissen, das ich von meinem neuen Freunde, dem mestizischen Caballero, erfahren, während wir uns krampfhaft festhielten auf dem Dachrand des schwankenden Zuges, derweilen der vorüberfliegende Rauch und Ruß und die scharfen Kohlensplitter uns bald so schwarz machten wie die Schornsteinfeger.

Aber so reist man in Bolivien.

Langsam leerte sich wieder der Zug. Das hügelige Land begann immer mehr abzuflachen, die Dörfer in den Talfalten wurden immer seltener, und bis wir oben auf der Hochfläche angelangt waren, brei-

tete sich die Wüste flach wie eine Dreschtenne nach allen Seiten. Hier war alles starr und tot. Lebendig war nur der flimmernde Sonnenschein und der summende Wind in den Telegrafendrähten. Braun und grau und stellenweise grell weiß dehnte sich die Steppe nach allen Seiten. Grenzenlos schweifte der Blick nach allen Himmelsrichtungen. Nur im Osten blieb er haften an den funkelnden Schneegipfeln der Sierra Real, hoch über den Nebelbänken, die aus den Yungas aufstiegen. Das war das berühmte bolivianische Altiplano.

Ganz unerwartet leuchteten Schornsteine und Lagerschuppen aus der Wüste auf. Überall standen leere Wagen und qualmende Lokomotiven. Über holperige Weichen fuhr der Zug in einen stattlichen Bahnhof, und ich glaubte, wir wären schon in La Paz. Aber es war nur ein Bahnhof und sonst nichts in der weiten Runde. Der Knotenpunkt Vizcaya, wo die alte Mollendolinie sich mit der neugebauten aus dem chilenischen Hafenplatz Arica trifft. Nach längerem Aufenthalt fuhren wir weiter, und ich war recht gespannt auf die kommenden Dinge, denn in einer Stunde – so sagte man mir – würden wir in La Paz sein.

Die Stunde verging, und La Paz war noch immer nicht da. Und auch nirgendwo die Anzeichen einer kommenden Stadt. Immer nur die gleiche Wüste, die sich flach und scheinbar ununterbrochen gegen Osten ausbreitete, wo die beiden gewaltigen Schneeriesen des Illampu und Illimani immer höher aus der Ebene herauswuchsen. Ringsum wurde es

indessen immer lebendiger. Immer zahlreicher wurden die Lama- und Eselkarawanen, die längs des Zuges hergingen, aber so viele ihrer auch waren, sie verflüchtigten sich alle wie eine Fata Morgana und verschwanden plötzlich und unvermittelt, als ob die Wüste sie aufgefressen hätte in ihrem Rachen.

Noch einmal hielt der Zug längere Zeit an einer kleinen Station, die nur aus einem Wellblechschuppen bestand. Ich benützte die Gelegenheit, um draußen ein wenig Luft zu schnappen. Da prallte ich förmlich zurück vor einem Abgrund, der jäh hinabführte in ein wohl tausend Meter tiefer gelegenes Tal am Rande mächtiger Schneeberge, in dessen Grunde eine Stadt wie ein Spielzeug lag.

Das war La Paz!

---

## 1. Gestalt aus Schillers „Räubern“ [<<<](#)

## Eldorado der Abenteurer

LA PAZ, DER GROßE ESELSKORRAL. – VÖLKERSCHAU AUF  
DEM MARKTPLATZ. – DIE PLAZA MURILLO. – VON  
SCHNEIDIGEN LEUTNANTS UND ELEGANTEN SEÑORITAS.  
– EINE GESUNDE STADT – FÜR DIE GESUNDEN. – AUF  
DER SUCHE NACH ARBEIT. – BESUCH IN DER  
UNIVERSALAKADEMIE. – SELTSAMER BROTERWERB. –  
TANZEN DURCH UNTERRICHTSBRIEFE. – ORURO, DIE  
STADT DER ABENTEUERER. – POLITIK. – IM KRAMLADEN. –  
ANKUNFT IN COCHABAMBA.

In mancher Hinsicht erinnert die Lage von La Paz an die von Stuttgart, nur dass der Kessel sehr viel weiter und tiefer ist. Bis vor wenigen Jahren hatte die Stadt selbst keine Bahnverbindung. Der Zug hielt am Rande der Barranca, und jeder musste zu Fuß oder per Mulo die Reise fortsetzen. Jetzt ist dem Übel abgeholfen durch eine vielverschlungene Linie, die in unendlich langen Windungen talabwärts bis in die Stadt hinein führt. Auf diese Weise hat man Gelegenheit, gleich zu allem Anfang La Paz von allen Seiten zu bewundern. Je weiter man hinunterkommt, je bunter scheint das Bild. Die Hauswände sind freilich aus den farblosen »Adobe«, den ungebrannten Lehmziegeln, die man überall im Lande als Baumaterial findet. Aber die Dächer sind zumeist aus leuchtend roten Falzziegeln, und diese machen sich recht lebendig neben dem weißschäumenden Gebirgsflüsschen, an dessen Rand wie

bunte Farbenflecke unzählige Weiber sitzen und waschen.

Der Zug hält in einem großen, schönen Bahnhof, und da es noch früh am Tage ist, hat man reichlich Zeit, sich die Sehenswürdigkeiten zu betrachten.

Wo gäbe es eine Stadt, die sehenswürdiger wäre, wie diese? Bolivien ist gewiss ein armes, in der Entwicklung weit zurückgebliebenes Land, und das sieht man auch seiner Hauptstadt an. So schöne alte Gebäude wie in Lima und Arequipa wird man hier vergeblich suchen. Es ist alles ziemlich ärmlich und wenig anmaßend, und dafür hat die Stadt auch ihren Namen in ganz Südamerika. »Was wollen Sie in La Paz?« hatte man mich schon in Lima gefragt. »Es ist ein großer Eselskorral.«

Aber gerade das ist das Schöne an La Paz. Häuser und Denkmäler kann man überall sehen. Aber die Hauptstädte, in denen Eselkarawanen gehen, sind selten. Hier endlich ist eine Stadt, die keine Verkehrstürme braucht, in der das Auto noch eine Seltenheit, eine Stadt, in der der Verkehr noch kein Problem und die Umlaufgeschwindigkeit noch nicht amerikanisch ist.

Hier endlich ist eine Stadt, die noch in Beschaulichkeit ihre Tage verträumt, fern vom Foxtrott dieser hysterischen Zeit. –Wer weiß hier etwas von einem Asphaltpflaster? Noch immer geht man über dieselben runden Feldsteine, über die vorzeiten schon Bolivar geritten war, noch immer sind es zu beiden Seiten der engen Gassen dieselben niedrigen, altspanischen Häuser, die in verschlafener

Langweiligkeit herabschauen auf die Karawanen von Eseln und Lamas, die langsam vorübertrippeln in biblischer Beschaulichkeit.

Und erst die Indianer! Es gibt gewiss auch andere südamerikanische Städte, in denen sie zahlreich sind wie Sand am Meer. In keiner aber – selbst nicht in Asuncion in Paraguay – fühlen sie sich so zu Hause, wie hier. Denn La Paz ist eine Völkerschau des Kordillerenlandes. Geht man durch die enge Calle Junin hinunter nach dem Markt, wo die Heimat des »Indio« ist, so kommt man in eine seltsame Welt fantastischer Gestalten. Weit und breit ist kein zivilisiert gekleideter Mensch mit weißem Gesicht zu sehen. Wohin man schaut, sieht man nur Indianer in grellen Ponchos, kurzen Hosen aus groben, hausgewebten Stoffen, bloßen Füßen, die hart wie Horn sind und von Schmutz starren, mit schwarzen, straffen Haaren und Gesichtern, die so hart sind wie ihre Fußsohlen. Immer gewaltiger wird der Menschenstrom. Es ist allenthalben ein Summen von Stimmen und ein Klappern von Holzpantinen auf dem rauen Pflaster. In langen Reihen sitzen auf dem Boden die Weiber wie riesige Farbenkleckse, auf dem Rücken das Baby und vor ihnen weit ausgebreitet die Schätze aller Zonen, von den heimatlich anmutenden Äpfeln bis zu den Bananen, die aus den nahen Yungas kommen. Und diese sowohl wie die grellen Farben der Stoffe und die roten Falzziegel, die von den Dächern leuchten, und das Gsumm und Geklapper auf der Straße und die Raben, die am Brunnenrande hocken, wo anders



kann man es noch sehen, als vielleicht in Bagdad, in Isphahan, oder sonst irgendeinem fernen Orte, wo Kalif Storch zu Hause war und der kleine Muck im Märchen.

Es war allenthalben ein geniales Durcheinander. Jeder ließ sich dort nieder, wo es ihm eben Spaß machte, jeder trat auf des anderen Füße, als ob das so sein müsste. Und dazwischen gingen mit langen Hälsen die Lamas, die in kleinen Säckchen die Erze von den Zinnminen brachten. In allen Höfen standen sie zu Hunderten und schauten geringschätzig herab auf den vorübergehenden Gringo, der sich wunderte, dass solche Fabeltiere noch ihre Existenzberechtigung haben in unserem Zeitalter der Automobile. Weiter gehen wir durch das Gewimmel, und immer mehr Esel, immer mehr Lamas, immer mehr Indianer bekommen wir zu sehen.

Das ist Bolivien. Das ist La Paz.

Es ist indes nicht ganz La Paz. Das Reich des Ponchos endet in der oberen Stadt, und dann fängt die Plaza Murillo an. – Die Plaza Murillo! Sie ist ein Klein-Paris, ein Klein-Buenos Aires, ein Klein--Neuyork, aber ein sehr kleines. Sie ist der Tummelplatz, auf dem sich allabendlich das andere Bolivien ergeht, die zwei oder drei Prozent Weißer und Mestizen, die ein angenehmes Leben führen in den öffentlichen Ämtern, die Advokaten, die Deputierten, die Politiker, die abwechselnd liberal und republikanisch, aber immer mit gleich harter Faust über das bunte Gewimmel herrschen, das da in den Niederungen der Stadt, wie in denen des Lebens vege-

tiert. Dazu alles, was sich an Gringos herumtreibt, vom reichsten bis zum ärmsten. Denn in Bolivien gilt jeder etwas, nur nicht der Bolivianer. Streng ist die Etikette auf der Plaza Murillo. Wer einen Poncho trägt, der wird verstoßen aus dem Paradiese, aber der Besitz eines Kragens – und sei er der schmutzigste und fadenscheinigste – ist eine Eintrittskarte.

Nun ja, einen Kragen hatte ich noch, und also konnte ich mir ungestört den Zauber ansehen, der sich da im frostigen Licht der Sterne unter dem kalten Hochlandhimmel entfaltet. Rein äußerlich war es dasselbe Bild, das man allabendlich an zehntausend südamerikanischen Plazas beobachten kann, wenn einige hundert oder tausend junge und nicht mehr junge Menschen beiderlei Geschlechts, feierlich wie so viele Eulen, zum Klange einer lärmenden Musik um den Stadtplatz schreiten. Und doch war es wieder anders. Es war Buenos Aires, mit einem Einschlag Potsdamer Platz in vornovemberischen Zeiten. Hier, wie damals bei uns, sind die Herren Leutnants noch die Löwen der Gesellschaft. Schlank und schneidig, in blauer Uniform, den grauen Umhang keck über der Schulter, ganz nach dem Muster der Potsdamer Wachtparade. Und jetzt spielt die Musik auch noch den Fridericus Rex! Wenn man als Reichsdeutscher das so unvermittelt zu sehen bekommt, muss man sich wirklich die Augen reiben, um sich zu vergewissern, dass man nicht träume.

Wie man weiß, ist das Heer der benachbarten

chilenischen Republik schon vor Jahrzehnten gründlich modernisiert und germanisiert worden durch die Militärmission des Generals Körner. Diese Erfolge haben die bolivianische Regierung nicht schlafen lassen, und sie verschrieb sich ebenfalls eine deutsche Mission unter dem Obersten Hans Kundt, der noch viel gründlicher verfuhr wie sein Vorgänger in Chile und das ganze preußische Reglement bis zum letzten Uniformknopf einführte, sodass heute rein äußerlich nicht der geringste Unterschied mehr besteht zwischen einem ehemaligen preußischen Leutnant und seinem bolivianischen Kollegen, zumal man hier auch auffallend viele schlanke und blonde Gestalten findet. Während des Krieges erlitt die Tätigkeit der Mission eine Unterbrechung, aber heute sind sie wieder zurück, trotz des Verbotes im »Friedensvertrag«, woraus man ersehen kann, dass sogar die Maschen des enggesponnenen Netzes von Versailles noch Gelegenheit zum Durchschlüpfen bieten. – –

An jenem ersten Abend saß ich auf dieser Plaza und auf noch mehreren anderen, obwohl ich wirklich Besseres zu tun gehabt hätte. – Was ist es nur um das Betrachten von fremden Städten und Ländern? Man kann darüber Zeit und Stunde und seine eigene Not vergessen, wenn sie einem noch so sehr auf den Fingern brennt. Drei Tage lang lief ich umher in allen Winkeln der seltsamen Stadt, und das ist in La Paz kein leichtes Unternehmen, denn das Pflaster ist schlecht und uneben, und es ist kaum eine Straße, die nicht bergauf oder bergab führe.

Schon in einem gewöhnlichen Klima ist so etwas nicht erfreulich, aber in dieser Stadt, die als höchste der Erde beinahe auf Montblanc-Höhe liegt, wird die geringste Steigung schon zur Qual. Die berüchtigte Puna, die Bergkrankheit, herrscht hier souverän. Wessen Herz nicht ganz taktfest ist, der wird ihr Raub, wenn er sich auch nur den geringsten körperlichen Anstrengungen unterzieht. Für die anderen aber, die nicht in dieser glücklichen Lage sind, wird das Laufen in den Straßen sehr oft zur Qual. Oft ertappt man sich dabei, wie man vor einer geringen Steigung, die man in anderen Höhen überhaupt nicht beachtet hätte, plötzlich stehen bleibt mit zitternden Beinen, mit fliegenden Pulsen und einem merkwürdigen Summen im Kopfe. Es ist, als ob einem plötzlich die ganze Innenseite nach außen gekehrt werden sollte. Ein ekliger Geschmack liegt auf der Zunge, und das Herz schlägt hörbar bis zum Halse hinauf. Je nach dem Zustand seines Herzens wird ein vom Tiefland heraufkommender Mensch in mehr oder minder starkem Maße von der Puna ergriffen, aber niemand entrinnt ihr ganz, so wenig wie der Seekrankheit. Im übrigen aber soll das Klima von La Paz ein hervorragend gesundes sein – für die Gesunden. Es bleibt nun nur noch die Doktorfrage, warum die Gesunden erst gesund werden sollen. – – –

Drei Tage lang – wie gesagt – hatte ich mich in La Paz mit dem Betrachten der Sehenswürdigkeiten beschäftigt. Nun erhob sich umso drohender die Frage: Was nun?

Wenn man abenteuernd und ohne viel Geld die Welt durchzieht, so können unter Umständen Empfehlungsschreiben an einflussreiche Leute von Nutzen sein. Ich besaß ein solches, von dem ich mir etwas versprach – *sancta simplicitas*! Ich hätte es besser wissen können. Das Schreiben war in Lima ausgestellt an einen reichen Minenbesitzer, der zudem ein elsässischer Landsmann war. Das eine und das andere war vielversprechend, und also wanderte ich schwer von Hoffnungen nach dem eleganten Hause, wo ein höflicher Diener mich über einen Smyrnateppich führte. Aber der Herr war kein Elsässer. Die Großmutter seiner Frau – damit ich es richtig sage: die Tante seiner Schwiegermutter stammte aus Mülhausen im Elsaß. Er selbst war ein waschechter Pariser. Aber höflich. Trotz meines wenig gepflegten Äußeren lud er mich zu einem recht gemütlichen *Five o'clock* ein. Monsieur war äußerst liebenswürdig, und Madame war scharmant.

Wie es mir wohl gefiele in La Paz?

»*J'en suis ravi, madame!*«

»Und Sie gedenken sich hier niederzulassen?«

»Wenn irgend möglich –«

»Ah, tun Sie das! Es ist eine gute Idee. Unsere Kolonie ist hier so klein. Und dann – wissen Sie – *c'est tellement chic!*«

»In Geschäften?« fragte Monsieur.

»Wenn irgend möglich, Monsieur. Geld habe ich keines.«

»Wie? Was? – Kein Geld? – *Vraiment!* – Und wie wollen Sie da Geschäfte machen?«

»On cherchera du travail.«

Die Wirkung der Worte war verblüffend. Hätte ich die Absicht geäußert, zum nächsten Termin als Präsidentschaftskandidat der Republik zu kandidieren, sie hätte nicht größer sein können. Beide schauten mich eine Weile sprachlos an. Monsieur fand zuerst die Sprache wieder.

»Arbeiten?« sagte er mit einer Stimme, in der noch das Erstaunen nachzitterte. »Das ist doch nicht Ihr Ernst, Monsieur.«

»Warum nicht?«

»Eben darum! Es ist keine Beschäftigung für einen Caballero. So etwas tun nur die Indianer und allenfalls noch die Cholos. Es ist der schnellste Weg zum Selbstmord, Monsieur. Sie werden Hunger sterben, wenn Sie arbeiten.«

Nach dieser Rede kam die scharmante Teevisite etwas plötzlich zum Abbruch. Nachher nahm der Direktor mich noch einmal ins Gebet, während er aufgeregt auf und ab ging in seinem großen Arbeitszimmer, wo zahllose Bücher von den Regalen schauten.

»Arbeiten? – *Nom d'un chien!* – Kommt einer von – Frankreich, um zu *arbeiten* in Bolivien! – *Tonnerre de Dieu!* – Das ist der beste Witz, den ich gehört habe seit langem.«

»Wenn man aber schon einmal da ist –« wagte ich einzuwenden.

»Wenn man da ist? Nun, so ist man eben da und richtet sich ein. Man ist Kaufmann, man ist Konsul, Ingenieur, Bergwerksdirektor. Man eröffnet ein Hotel, man gründet eine Aktiengesellschaft, man ist

Goldsucher und Abenteurer, man ist Jäger in den Yungas, man lebt vom Betteln und Stehlen meinetwegen. Aber arbeiten wie ein Indianer, mit bloßen Füßen und einer Kokaprise im Munde – *Ho là, là!* So etwas ist noch nicht dagewesen, seit ich in Bolivien bin, und ich hab' doch schon allerlei gesehen!«

Wie ein Wasserfall war die Rede über mich hergefallen, und nun, da sie zu Ende war, wusste ich nichts darauf zu erwidern. Die Wahrheit war zu offensichtlich.

»Früher,« fuhr der Franzose gewichtig fort, »war es eine Kleinigkeit, hier jemand unterzubringen. Aber heute haben wir alle selbst nichts zu leben, seit dem großen Kriege, von dem die Dummköpfe sagen, dass wir ihn gewonnen hätten. – Der Krieg?

*Je m'en fiche!*<sup>1</sup> Franzosen, Deutsche, Engländer, Amerikaner – das ist für mich alles ein und dasselbe. Hauptsache ist, dass man etwas verdienen kann. Aber wer kann denn heute noch etwas verdienen? Die Kupferminen stehen still, seitdem die Boches nichts mehr kaufen können, und mit dem Zinn ist es auch nicht viel besser. Überall ist eine schreckliche Krise. Da kann man sich nicht früh genug aus dem Staube machen. Tun Sie mir den Gefallen, Monsieur, und kommen Sie morgen wieder. Ich werde Ihnen einen Pass geben nach Arica und eine Empfehlung an meinen dortigen Geschäftsfreund und für die französische Dampferlinie, *Au revoir, monsieur.*«

Aber ich kam nicht wieder.

Nachdenklich ging ich durch die Straßen. Die lange Rede hatte mich doch stutzig gemacht, wenn sie mir auch nichts anderes mitteilte, als was ich mir vorher schon gedacht hatte, wenn ich die düsternen Gestalten am Wegrand ihre Mahlzeit verzehren sah, die nur aus einer Handvoll gerösteter Maiskörner bestand. – Nein, mit diesen könntest du nicht konkurrieren, und wenn du bei Gustaf Nagel in die Schule gegangen wärest. Und also – so sagte ich mir – musst du scharfen Ausguck halten nach einem fetten Bissen.

Aber wie und wo?

Nachdem Texas zivilisiert und Kalifornien verphilistert, nachdem Buenos Aires nicht mehr revolutionär und Australien gewerkschaftlich organisiert ist, ist neben dem lieben Lande Patagonien Bolivien noch die einzige Heimat des Abenteurers. Denn – ich wiederhole es – in Bolivien gilt jedermann, mit Ausnahme des Bolivianers. Sobald einer die Grenze überschritten hat, steigt er eine Stufe auf der sozialen Leiter. Der Schlosser wird im Handumdrehen ein Maschinenbauer, der Techniker ein Ingenieur, Bäcker werden Lokomotivführer, Schneider versuchen sich als Goldgräber und Tagelöhner als Spekulanten. Fabelhaft die Karrieren in Bolivien! Einen hab' ich gekannt, der eben von Deutschland kam als windiger Barbier, und nun schon ärztliche Konsultationen erteilte als gewiegter Fachmann *de la Universidad de Berlin*.

So ungefähr – sagte ich mir – musst du es auch machen. Nur fehlte vorerst noch das Sprungbrett



dazu. Während ich noch nachdachte über diese Dinge, kam ich in einer engen Straße an einer Wirtschaft vorbei, die einen englischen Namen trug: »*The hole in the wall.*« Aus dem wilden Lärm verworrener Stimmen, der von drinnen kam, glaubte ich eine bekannte zu vernehmen. Ich ging hinein, und richtig! Es war niemand anders als Charley, mein alter Associé<sup>2</sup> beim Kirchenmalen drunten in Callao. Nicht im geringsten wunderte ich mich, ihn hier anzutreffen, im Eldorado der Abenteurer. Er passte dazu wie die Ente zum Wasser. Was er aber inzwischen erlebt hatte, war etwas reichlich für die wenigen Wochen. Der Knabe Charley entwickelte wirklich eine Vielseitigkeit, die Aufsehen erregen musste, selbst in dieser Umwelt.

Als er zuerst den Fuß auf bolivianischen Erdboden setzte, war eben die neue Revolution beendet, die die Regierung Saavedra ans Ruder brachte. Da brauchte man viele neue Beamte, und Charley bekam ein Amt als Sekretär eines Subpräfekten. Das ging, solange es gehen musste. Dann etablierte er sich als Lehrer der Boxkunst, und nun war er dabei, sein letztes Geld zu vertun, weil er am anderen Tage nach den Yungas aufbrechen wollte mit einem Deutschen, der mit Jaguarfellen handelte. Im Laufe des Abends machte er mich bekannt mit einem Manne, der ebenfalls vor der Bar herumlungerte. Von diesem hatte ich schon gehört und gelesen. Denn der Name stand jeden Tag in der Zeitung. Das las man in vielen Lichtreklamen. Das stand alle

Abende auf der Leinwand, in den Pausen im Kino. »Lernt Sprachen bei Professor Eschelmann. – Perfektes Boxen bei Eschelmann. – Die Tanzkunst lernt man schnell und gründlich in der Universalakademie Eschelmann.« Nun stand sie vor mir, diese vielgenannte, vielzitierte Persönlichkeit. Ein junger, schmächtiger Mensch von einigen zwanzig bis fünfundzwanzig Jahren. Professor von eigenen Gnaden. Wenn er im Unterricht halb so tüchtig war wie im Whiskytrinken und im Würfelspielen, war seine Akademie in der Tat empfehlenswert.

Nach einer Weile – es war schon gegen Mitternacht – machte Professor Eschelmann den Vorschlag, seine Akademie in Augenschein zu nehmen. Es sei doch wirklich die einzigste wahre Sehenswürdigkeit dieser gesegneten Stadt. Wir gingen durch die stillen Straßen im spärlichen Licht der Laternen und kamen schließlich nach dem Hotel Royal. Professor Eschelmann öffnete die Tür und wir kamen durch viele Gänge an eine Zimmertür, an der in Maschinenschrift die Verordnungen der Akademie angeschlagen waren, nebst einem Reglement über die Verpflichtungen der Herren Studierenden gegenüber den Professoren des Lehrkörpers. Mit großen Erwartungen traten wir in das Zimmer, das ausschaute wie eine reguläre Studentenbude bei uns zu Hause. »A Kaschte un a Nescht,« wie man bei uns im Elsaß sagt. Professor Eschelmann nahm Platz auf einem Stuhl, und wir anderen ließen uns nieder auf dem Tisch, auf dem Bettrand, oder wo sonst eine Sitzgelegenheit war. Aus einem ver-

schwiegenen Winkel holte der Professor eine Flasche Cherry-Brandy hervor, und es sah aus, als ob das Gelage hier ohne Unterbrechung eine Fortsetzung finden sollte.

»Wollen wir nicht lieber erst die Akademie besichtigen?« fragte ich zögernd, »das ist doch mal die Hauptsache, und dafür sind wir hergekommen.«

Nun war die Reihe des Erstaunens an Professor Eschelmann.

»Die Akademie? Was soll es da wohl zu sehen geben? *Das ist hier doch die Universalakademie!*«

Dies mit einer umfangreichen Handbewegung durch das ganze Zimmer.

Nach solcher Aufklärung erübrigte sich in der Tat die weitere Besichtigung, und das Fest konnte seinen Fortgang nehmen bis in den frühen Morgen. Als die übrigen sich verlaufen hatten, gingen wir beide – Eschelmann und ich – noch eine Weile durch die stille Stadt, während die frostigen Sterne langsam verblassten und der trübe Morgen über die Plaza Murillo kroch und Professor Eschelmann nicht müde wurde, von seinen Abenteuern zu erzählen. Und die waren wahrlich der Mühe wert. Er war ein Deutschamerikaner und hatte sich schon in vielen Ländern betätigt in den erdenklichsten Berufen. Gefallen hatte es ihm aber nur in Südamerika. Das sei das einzig wahre Land für einen smarten jungen Mann. Denn wo sonst konnte man in sich so viele Talente entdecken? Ganz gewiss nicht im Yankee-lande und in Deutschland schon gar nicht. In Venezuela sei er Lokomotivführer gewesen, in Kolum-

bien Majordomo auf einer Plantage, Kassierer in einem Kino und Cowboy in einem Zirkus. Aber dabei käme nichts heraus. Nur wenn man für sich selbst arbeite, komme man auf seine Kosten. Das habe er sich schon vor zwei Jahren gesagt und seither immer danach gehandelt. In Bogota habe er sich als Sprachlehrer niedergelassen und in Guayaquil als Versicherungsagent. In Quito habe er mit Patentmedizin gehandelt, in Lima habe er eine Teestube und auf dem Cerro de Pasco eine kleine Spielhölle für die Bergleute eröffnet. Nirgendwo habe jedoch das Geschäft so geblüht wie hier in La Paz mit der Universalakademie. Er müsste zehn Hände haben, um die ganze Kundschaft zu bedienen. Dennoch habe er die Sache satt. Man müsse zu viel arbeiten. Vierzehn Stunden am Tag, und das sei nicht sein Fall. Nun habe er sich etwas Neues ausgedacht – Tanzen durch Unterrichtsbriefe! Das Tanzen sei jetzt die große Mode. Die ältesten Esel fingen es wieder an und da müsse es doch mit dem Teufel zugehen, wenn das nicht ein Feld der Betätigung wäre für einen smarten jungen Mann. Wir setzten uns auf einen Brückenbogen, unter dem der Bergbach gurgelnd hindurchlief, und im Scheine der eben aufgehenden Sonne betrachteten wir ein umfangreiches, sauber mit der Maschine geschriebenes Manuskript, in dem Shimmy, Foxtrott und alles andere sorgsam beschrieben und jede besondere Fußstellung bildhaft dargestellt war.

»Das ist das einzig Wahre!« sagte Professor Eschelman mit einem liebevollen Blick auf die vie-

len Bogen. »Ich brauche nur zu Hause sitzen und die Daumen zu drehen. Die Dollars kommen ganz von selbst. Nebenher werden wir einen Kurs für die allerneuesten einführen, die nicht im Buche stehen.«

»Wir?«

»Nun freilich! Du sollst mir dabei helfen. Wir werden Kompaniegeschäft machen.«

Das sagte er mit einer großen Miene der Selbstverständlichkeit. Aber dennoch sah ich mich nicht in der Lage, von diesem Angebot Gebrauch zu machen. Manches traute ich mir zu, aber zum Tanzmeister war ich doch wohl ein verfehlter Beruf. Nach meinem Vorleben und meinen Anlagen war ich das. Ich erzählte ihm von meinen Reiseplänen im bolivianisch-brasilianischen Urwald. Von Jaguaren, Wilden, Riesenschlangen, von Schmetterlingen und Orchideen und von dem vielen Geld, das man dort unten – vielleicht! – verdienen könnte.

»Daran habe ich auch schon gedacht,« sagte Professor Eschelmann, »aber ich komme nicht dazu. Halb La Paz ist mir Geld schuldig und zwischen dem und den Schulden, die ich habe, komme ich in Monaten nicht zu einer Abrechnung. Aber einmal werde ich ihnen doch den Krempel hinwerfen. Wenn man so alle Tage weiß, wo man hingehört, wenn man alle Tage weiß, wo man etwas zu essen bekommt, wenn man in jeder Nacht sich in dasselbe Bett legt – ist das auch ein Leben? Unsereins muss etwas haben, das ihn beschäftigt, so etwas recht Bocksbeiniges, das ihm den Weg versperrt. Und wenn heute al-

les zusammenkracht und man nicht weiß, was morgen kommt, dann ist einem gerade am wohlsten.«

Noch eine Weile redete er so weiter. Ich hörte ihm zu und hörte es gern. Denn nichts hört man lieber als das, was man alle die Zeit schon selber gedacht hat. Noch eine Weile bummelten wir weiter durch die Straßen. Wir gingen in eine Wirtschaft, um noch einen zu heben und trennten uns schließlich als große Freunde. Aber gesehen haben wir uns nie wieder. –

Wenn alles zusammenkracht. – Ungefähr soweit war es einmal wieder. Aber ich müsste lügen, wenn ich sagen wollte, dass mir das sehr lustig vorkam.

Eine gute halbe Woche hatte ich nun schon in La Paz zugebracht und keinen Centavo verdient, und dabei war ich doch erst am Anfang der großen Reise. Die Pfunde waren zu Bolivianos geworden und die Bolivianos wurden immer weniger. Die Reise nach Cochabamba allein kostete soundso viele Bolivianos. Und die sollte ich in barem Gelde dem Moloch Eisenbahn opfern?

Ausgeschlossen!

Und also besann ich mich darauf, dass in Bolivien ein richtiger »Gringo« mehr gilt, als ein Dutzend Landeskinder. Man muss nur anständig Englisch sprechen können. »Sie lispeln Englisch, wenn sie lügen,« steht ja schon im Prolog zu Goethes Faust geschrieben. So machte ich mich denn voll Zuversicht auf den Weg nach dem Privatkontor in dem prunkvollen Gebäude des »*Bolivian Central Railway*«, wo der Generaldirektor seine Pfeife

rauchte.

»What d'you want, Jack?« fragte der.

»Einen Pass nach Cochabamba.«

»Gewiss. Natürlich, *Just wait a minute.*«

Fünf Minuten später stieg ich die große Freitreppe hinunter mit einem Billett erster Klasse nach Cochabamba.

O du glückliches Land Bolivien!

So war also auch diese Episode erledigt.

*Adios La Paz!* Ich musste lachen, als es an jenem Abend wieder einmal zum Tor hinaus ging, nach anderen Gegenden. Ein altes Liedlein summt mir im Kopfe:

»Er sieht manche Stätte, er kennt manchen Ort.

Doch fort muss er wieder, muss weiter fort.«

Und muss er es denn wirklich? Hat's ja gar nicht nötig! Der Zug geht vom Bahnhof aus, der mitten in der Stadt liegt.

Aber so fasziniert war ich von der Schönheit des Abends, dass ich es nicht über mich bringen konnte, gleich wieder in einen heißen Eisenbahnwagen zu steigen. Zu Fuß ging ich bergauf auf der breiten, vielgewundenen Landstraße, zwischen den kleinen Häusern und den niedrigen Gartenmauern, und dieser Spaziergang war einer der schönsten, die ich je gemacht habe. Die schnelle Nacht der Tropen begann schon herabzufallen aus dem wolkenlosen Himmel. Ein feiner Dunst hing bleich an den Berghängen bis weit hinauf zu dem mächtigen Schnee-

gipfel des Illimani, der funkelnd in allen Farben stand. Tief unten, im Boden des gewaltigen Loches lag die fremde Stadt, über der sich Licht an Licht entzündete. Es war finstere Nacht, als ich oben auf dem Altiplano ankam. Öde und Einsamkeit. Drückendes Schweigen ringsum. Der Wind summte wieder so trüb und eintönig wie damals zwischen den Telegrafendrähten.

In schnurgerader Richtung ging es weiter nach Oruro. Gibt es auf der Welt noch eine einsamere, eintönigere Eisenbahnstrecke wie diese? Keine Stadt, kein Dorf, kein Marktflecken liegt am Wege. Soweit das Auge reicht, sieht es nur endlose Ebene, kahle Sanddünen, wildes Geröll und weiße Salzseen im schimmernden Mondlichte. Fern im Süden ziehen sich schwarze Hügelketten durch das flache Land. Bei Tagesanbruch tauchen Wellblechschuppen zwischen kahlen Bergen auf. Man sieht Schornsteine und Lagerschuppen. Fabriken und Werkstätten lärmten in den Tag hinein. Dann kommen grell angestrichene Geschäftshäuser, riesengroße Reklamebuchstaben und immer mehr Wellblech. In der Ferne leuchtet ein Kinotheater. Schon sind wir in Oruro. Man geht durch die schmutzigen Straßen und betrachtet sich die Sehenswürdigkeiten. Es ist in der Tat eine ansehnliche Stadt mit vielen Banken und großen Geschäftshäusern, aber das ist alles wackelig und unsolide in mehr als einer Hinsicht. Ein Kongress von Eseln und Lamas. Ein zufällig zusammengeknähtes Sammelsurium von Wellblechbaracken, von grellen Reklameschildern, die frech in der



hellen Sonne stehen. Und das alles umrahmt von kahlen Hügeln, die starr und tot herabschauen in beleidigender Nüchternheit. Man sieht es auf den ersten Blick: Nur der allmächtige Dollar konnte die Menschen in solcher Einöde festhalten.

Lange Zeit war es auch ein Paradies der Dollarjäger, hier zwischen Kupfer-, Zinn- und Silberminen, die die reichsten und ergiebigsten der Erde sind. Aber der Krieg hat dem allem ein Ende gemacht. Und mehr noch der Vertrag von Versailles, der die Welt fein säuberlich in zwei Teile zerrissen: In Käufer, die nicht kaufen können, und Verkäufer, bei denen kein Mensch mehr kaufen will. Die einen ersticken in der Wolle, während die anderen in Lumpen laufen; die einen sitzen und warten auf den Kupferbarren, wie einst der König Midas auf seinen Goldsäcken, während es woanders an allen Ecken und Enden an diesem Metalle fehlt. Es ist alles aus dem Geleise. Die Brücken von Land zu Land sind abgebrochen, und auf ihren Trümmern spukt der Teufel Valuta.

Das alles sind Informationen, die mir der Besitzer eines deutschen Kaufladens zuteil werden ließ. Das und noch viel mehr. Händeringend rechnete er mir aus, wie viel wohl heute – im Oktober 1921 – eine Tonne Kupfer cif Hamburg in Papiermark kosten würde und wer das wohl zahlen könne. Und wer es wohl in Italien, in Österreich zahle? Kein Mensch habe heute mehr Geld, und die Yankees, die übergenug davon hätten, hatten selbst so viel Kupfer, dass sie gerne etwas davon ausführen möchten, wenn es

ihnen jemand abnehme. So sei alles außer Rand und Band und niemand habe den Krieg so sehr verloren, wie die Bolivianer. In Oruro lebten sie nur noch vom Verlust, in La Paz gehe das Geschäft noch so kümmerlich, weil eine Pleite immer die andere neutralisiere, aber in der großen Mine Chuquicuamata habe man die ganze Belegschaft von zehntausend Mann auf die Straße gesetzt, und dabei gäbe es nicht einmal eine Straße dort oben.

»Aber es ist gut so. Je schlimmer das Durcheinander, je besser für uns. Man bricht nicht umsonst ein Rad aus dem Räderwerk der Weltwirtschaft. Denn dann stehen die anderen auch still. Wir hier wissen das längst und bekommen es am eigenen Leibe zu spüren. Wann aber werden es die Deutschen in Deutschland begreifen und daraus Nutzen ziehen? Wahrscheinlich nie. Denn es gibt verschiedene Arten der Dummheit. Eine Ochsendummheit, eine Eselsdummheit, eine Kamels- und Lamadummheit. Aber dann gibt es noch eine, die größer ist als alle anderen: Das ist die deutsche Dummheit. Die kennt keine Rücksichten und hört auf keine Erfahrung. Und wenn man ihr nur jeden Tag einen Fußtritt versetzt, so ist sie stets bereit, sich zu versöhnen und zu verbrüdern, auch mit den niedrigsten der Nationen. So ein dummes Volk wie wir hat es noch nie gegeben!«

Also sprach der Herr im Kramladen, und ich konnte ihm nicht einmal so unrecht geben. – –

Und immer weiter geht es hinein ins bolivianische Land. In Oruro verlässt man die Hauptstrecke

der La Paz–Antofagastabahn und fährt nun über himmelhohe Berge – denn in diesem Lande geht alles bergauf, bergab – nach dem lieblichen, blumengeschmückten Tal von Cochabamba, das weitab von der großen Heerstraße, umkränzt von hohen Schneebergen, ein beschauliches Dasein führt.

Es war schon dunkle Nacht, als der Zug dort ankam; eine laue und milde Nacht, wie man sie oben auf dem Altiplano nimmer erlebt. Der Wind zog leise durch die engen Straßen.

Fern im Osten, über den hohen Bergen, die sich finsterer noch wie die Nacht aus dem Dunkel abhoben, da wetterleuchtete es am Nachthimmel. Da stand der Widerschein der wilden Tropengewitter mit ihren grellen Blitzen.

Lange betrachtete ich die hohen schwarzen Berge in ihrer schaurigen Einsamkeit. Fast wurde mir unheimlich zumute, wenn ich mir bedachte, dass es in den nächsten Wochen und Monaten nun – fern von der Eisenbahn – immer weiter gehen sollte durch dieses wildeste Bolivien. Hätte ich aber gewusst, ja hätte ich nur etwas geahnt von dem, was einem dort über den Weg läuft, von den reißenden Flüssen und den himmelhohen Bergen, von Sümpfen und Fröschen, von Jaguaren und Klapperschlangen, von giftigen Ameisen in den dicken Buschwäldern, von mühsamen Wanderungen auf den endlosen Durststrecken und oh! von den Mos-ki-tos! Ich glaube, ich hätte in diesem Augenblicke etwas getan, was ich in meinem Leben noch nicht fertiggebracht hatte: Ich wäre umgekehrt!

- 
1. (franz.) Das ist mir egal <<<
  2. Teilhaber, Partner <<<

## Länder der Tschitscha

PRIMITIVE EISENBAHNFABRT. – DON ALONSO WIRD  
POETISCH. – EINKEHR BEI DONA THEOPHILA. – EIN  
MAGERES NACHTMAHL. – MARSCH IN DER MONDNACHT.  
– NÄCHTLICHES ABENTEUER. – DIE ORGIE IN DER  
LEHMHÜTTE. – ALPINE LANDSCHAFT. – ICH GELANGE IN  
DEN BESITZ EINES GELDSACKS. – SCHWIERIGE  
HANDELSGESCHÄFTE. – POBRE ANGELITO! – DAS GROßE  
TSCHITSCHAFEST. – INDIANISCHE MUSIK. –  
NACHTLAGER AUF DEM MUSIKPAVILLON. – ICH WERDE  
ZUM COMPADRE ERNANNT. – EILIGE FLUCHT. – HAY  
CHICHA!

Von allen bolivianischen Städten ist Cochabamba die schönste. Zumal der Reisende, der eben erst von dem unwirtlichen Altiplano herunterkommt, glaubt sich in ein Paradies versetzt, wenn er unversehens in diese Umwelt von wogenden Feldern und üppigen Obstgärten kommt, umgeben von hohen Bergen, die blau in der Ferne verdämmern. In vieler Beziehung wird man an Arequipa erinnert. Beide Städte liegen auf der gleichen Meereshöhe von zirka fünfundzwanzighundert Metern und haben beide die intensive Sonne und die frische Bergluft, die immer noch dicht genug ist, um einen vor der Puna zu bewahren, die in La Paz das Leben so oft zur Qual macht. Die Eisenbahn nach Cochabamba besteht seit wenigen Jahren, aber trotz dieses ziemlich problematischen Anschlusses

an die große Welt und ihren Verkehr hat die Stadt noch heute etwas von der verträumten, altspanischen Atmosphäre, die sich in so schöner Reinheit – und tausendmal besser als im Mutterlande – auf die Plätze vererbt hat, die fern von Autos und Eisenbahnen, im innersten Südamerika ihr beschauliches Dasein verträumen. Kleine Häuser und große Kathedralen. Enge, stille Gassen mit buckligem Pflaster, über das eben eine Eselkarawane klappert, oder der müde Gaul eines Fruchthändlers, der seine Ware mit weinender Stimme aussingt. Und stille Häuser und übernächtigte Menschen im tiefsten Negligé. Und brütende Sonne und brennende Hitze, und über allem ein tiefblauer Himmel von fleckenloser Reinheit.

Gerade einen Tag brauchte ich, um die Wunder dieser fremden Stadt in Augenschein zu nehmen. Dann machte ich mich auf die Weiterreise. Es gibt Leute, denen die Ruhe Unruhe und die Unruhe Erholung ist. Und ich glaube, ich gehöre auch dazu.

Cochabamba liegt in einem großen, breit ausholenden Tal, durch das sich auf sechzig Kilometer Länge, in der Richtung nach Santa Cruz, eine Schmalspurbahn erstreckt. Das ist nicht eben weit, aber »*every little bit helps*« heißt es in dem amerikanischen Liede, und also vertraue ich mich dieser mehr als fragwürdigen Fahrgelegenheit an. Sie ist in der Tat das letzte Wort an Primitivität einer Eisenbahn. Zur Personenbeförderung dienen offene Flachwagen, wo dunkelhäutige Indianer dicht aneinandergedrängt auf rohgezimmerten Bänken hocken

im Vertrauen, dass der Herr nicht regnen lässt auf die Gerechten. Sollte es trotzdem regnen, so findet man sich eben in sein Schicksal in Erwartung der lieben Sonne, die doch schließlich einmal wieder hervorkommen muss. Das umgebende Land, das jetzt noch kahl und winterlich dalag, machte einen lieblichen Eindruck nach den dürren Wüsten und den grellen Salzseen auf dem Altiplano. Überall sah man Häuser und Marktflecken, und die längs der Bahnlinie führende Straße war lebendig mit Menschen. Auffällig wirkte es, dass jeder ein oder mehrere Ferkel vor sich her trieb. Denn in jenem Lande führen die Menschen ihre Schweine spazieren wie anderwärts die Hunde.

Gegen Mittag kamen wir in dem Dorf Arami, dem Endpunkt der Bahnlinie, an. Von hier aus musste es unerbittlich auf Schusters Rappen weitergehen, und damit man gleich einen richtigen Begriff bekommt von dem, was einem bevorsteht, zieht sich hier ein mühseliger Berghang quer zu der Marschrichtung nach Santa Cruz. Missmutig betrachtete ich mir die Bescherung, denn bisher hatte ich stets geglaubt, dass der Weg von hier so langsam bergab führe, bis man allmählich ins Land der Palmen und Bananen komme.

Hier also begann der lange Weg nach dem Rio Paraguay. Er ist tausend und einige Kilometer lang, und von dem, was dazwischen liegt, hatte ich nur eine sehr unbestimmte Ahnung. Viel mehr als eine heulende Wildnis konnte es nicht sein. Aber das eben war das Schöne. Ich schulterte mein Bündel

und machte mich auf den Weg. Es war um die Mittagstunde, und der steinige Berghang glühte wie ein Backofen in der Sonne. Aber ich sah keine Sonne und spürte keine Hitze. Ich dachte nur an die zu fressenden Kilometer, ich sah nur das Abenteuer, das gaukelnd über den Bergen stand. Stundenlang stieg ich weiter an dem Bergrücken, der wohl tausend Meter über der Talsohle stand und eine weite Aussicht eröffnete auf das umgebende Land. Eine Weile musste ich stehen bleiben, um den Anblick zu genießen, während Land und Himmel immer feuriger glühten in den Farben des Abends.

*»O Lust vom Berg zu schauen  
Weit über Wald und Strom,  
Hoch über sich den blauen  
Tiefklaren Himmelsdom.«*

Die Häuser und Kirchen der Dörfer standen winzig klein, wie Spielzeuge in der Ebene und immer noch ging es bergauf ohne Unterlass. Nach einer Weile überholte ich einen alten Indianer, der, wie ein biblischer Heiliger, in gemütlicher Beschaulichkeit seinen Esel vor sich her trieb. Er schien offenbar erfreut über die Reisegesellschaft und unterhielt mich im Gehen in einer Sprache, bei der das Spanisch sich wie Kitschua anhörte und das Kitschua einem spanisch vorkam. Immerhin konnte ich ausmachen, dass sein Gespräch sich um die verschiedenen Qualitäten der in den einzelnen Gegen-



den des Landes gebrauten Tschitscha drehte. Spät am Nachmittag hatten wir die Höhe erreicht, wo mein Reisegefährte, der offenbar ein Naturschwärmer war, sich auf einen Stein setzte und lange und andächtig dem Spiel der Farben im brechenden Lichte des Abends zusah. Es war in der Tat ein Schauspiel wert des Genießens. Tief unten in der Talsohle lagen schon die Schatten der Nacht, und ringsum auf den hohen Bergspitzen, die sich vom dunkelblauen Abendhimmel abhoben, da glühte und funkelte es in feurigem Rot und leuchtendem Blau.

Nachdem wir eine Weile dagesessen und gedankenlos in die untergehende Sonne geschaut hatten, setzten wir unseren Weg fort in das weite Land, das eben noch von den letzten Sonnenstrahlen berührt wurde.

Eigentlich hatte ich es mir anders vorgestellt. Ein wenig romantischer und lustiger, mit wehenden Palmen und bunten Schmetterlingen, direkt hinter dem hohen Berge, der überhaupt nur da stand als Schutz gegen Wind und Wetter der Hochebene, damit die Jaguare, von denen ich träumte, keine nassen Füße bekamen. Aber ach, es ist etwas Grausames um die Gabe der Fantasie! Hier war nichts zu sehen als dürre, graubraune Hochebene unter dem weiten Himmel. Nirgendwo war ein Lama zu sehen und von Menschen und ihren Spuren war nichts zu bemerken als ein paar Lehmhütten in der offenen Pampa und irgendwo ein roter Farbenklecks, der sich als ein Indianer entpuppte hinter einem vor-sündflutlichen hölzernen Pflug, der kaum den Bo-

den ritzte. Don Alonso – so hieß der Indianer, der mir Gesellschaft leistete – strahlte über das ganze Gesicht, als er die Hütten bemerkte. Dort unten wohne Dona Theophila, seine Comadre, die die beste Tschitscha im ganzen Lande braue. Auch sonst verstehe sie sich aufs Kochen und für ein Nachtquartier wolle er schon sorgen. Die Aussicht auf solche Genüsse beflügelte unsere Schritte. Verlockend winkte die kleine weiße Fahne aus dem Fenster, die es weithin verkündete:

»Hay chicha!«

Es war dunkle Nacht, als wir vor der Hütte anlangten, wo uns ein halbes Dutzend Wolfshunde einen ungnädigen Empfang bereiteten. Und die Señora war auch nicht viel gnädiger wie ihre Hunde. Erst auf längeres Zureden meines Reisegefährten hatte sie ein Einsehen und lud uns in das Innere der Hütte, das aus kahlen Lehmwänden und einem Fußboden aus gestampftem Lehm bestand. Das Dach war eine Illusion, durch die der Mond hindurchschien. Und es war gut, dass dem so war, denn so hatte wenigstens der dicke, beißende Rauch einen Weg, durch den er hindurchschlüpfen konnte. Das einzige Mobiliar im Hause war ein mächtig großer Tschitschakessel. Vor diesem saßen die beiden ponchoumhüllten Gestalten und tranken immer ein Glas um das andere und unterhielten sich dazu in ihrer sonderbaren Kitschuasprache, derweilen der flackernde Schein des Feuers auf ihren kupferbraunen Gesichtern spielte. Und dann tranken sie immer noch mehr Tschitscha, denn die ist ihnen Leben

und Inhalt, und ohne sie können sie nicht auskommen, so wenig wie ein Böblinger Bauer ohne Most. Nachdem ich es eine Stunde lang mitangesehen hatte, wurde ich ungeduldig und fragte nach Kost und Logis. »*Hay chicha!*« antworteten sie wie aus einem Munde. Das empfand ich als die grimmigste aller Verhöhnungen. Seit dem frühen Morgen hatte ich nichts mehr gegessen und mein Magen knurrte wie draußen die Wolfshunde. Nur um mich loszuwerden, nannten sie mir die Adresse eines Gasthauses, das eine Viertellegua weiter ostwärts am Wege liegen sollte. Natürlich glaubte ich alles aufs Wort. Ich nahm mein Bündel und ging in die Nacht hinaus, die still und tot und geisterhaft weiß unter dem frostigen Mondlicht lag.

Aber der Weg war länger, als man mir gesagt hatte. Kilometer auf Kilometer ging vorbei. Aus der Viertellegua wurde eine ganze und noch immer war keine menschliche Behausung zu sehen in der weiten Runde. Ich merkte den Betrug und grämte mich darüber mehr als nötig. Der Mond verschwand hinter den Hügeln und es wurde so dunkel wie in einem Fass. Die Nacht war lebendig von krächzenden Raben und schwirrenden Fledermäusen. Aber ich achtete kaum noch darauf. Stumpfsinnig tappte ich durch die tiefe Finsternis, und meine Gedanken waren finsterer als die umgebende Nacht.

Endlich – es war wohl schon eine halbe Ewigkeit darüber hingegangen – tauchten schwarz und schattenhaft die Lehmhütten zu beiden Seiten des Weges auf. Da und dort reckten sich die breiten Äste

der Feigenbäume, wie große, huschende Gespenster, über die Mauern hinweg in die breite Straße. Still und regungslos war die Nacht. Wie ausgestorben lag das Dorf am Wegrand. Die Kühe murrten zuweilen, und die Esel scharrten verschlafen in den Höfen. Nicht einmal die Hunde bellten. Nur weit draußen, fast im letzten Hause des Ortes, schimmerte ein anheimelndes Licht und lustiger, wenn auch etwas verworrener Gesang kam durch die offene Tür der Hütte.

*»Arroz con leche; me quiero casar,  
Con una señorita de este lugar.«*

Dorthin lenkte ich meine Schritte, denn ich sagte mir mit dem alten Spruche:

*»Wo man singt, da lass dich ruhig nieder.  
Böse Menschen haben keine Lieder.«*

Es war aber nicht eben eine einladende Behausung mit ihren kahlen vier Wänden und dem geflickten, windschiefen Dach, durch das die Sterne kalt und frostig hereinschauten. Genau in der Mitte des Raumes stand auf dem aus gestampftem Lehm hergestellten und mit der Zeit schon etwas rissig gewordenen Fußboden ein mit Indianerfiguren buntbemalter Topf von geradezu unmöglichen Ausmaßen. Auf den eingebauten Lehmbanken, die sich ringsum an den Wänden hinzogen, saßen rote Ponchos mit darauf gestülpten hohen, zuckerhutarti-

gen Sombreros, richtig wie die Vogelscheuchen auf den Saatäckern. Ein scharfer, säuerlicher Geruch von Tschitscha lag schwer wie eine Wolke in dem Lokal.

»*Buenas noches, señores!*« sagte ich mit Aufbietung meiner ganzen Höflichkeit. Allgemeines Gemurmur war die Antwort.

Ich fragte, ob ich hier übernachten könnte, und sie schienen nicht abgeneigt, meiner Bitte zu willfahren, wenn ich auch vorerst noch nicht Kopf und Fuß machen konnte aus den verworrenen Gesten der Indianer, die da mit ihren schwarzen Haarschöpfen aus dem Einerlei von Ponchos und Sombreros hervorzuschauen begannen, und aus dem großen Palaver in Kitschua, das nun folgte. Die Sängerin von vorhin, die offenbar etwas mehr Lebensart besaß als die anderen, wandte sich an mich in einem ganz leidlichen Spanisch. Am anderen Ende des Dorfes – so meinte sie – unterhalte sie ein richtiggehendes Hotel. Federbetten seien dort vorhanden; Beefsteak mit Ei könne sie braten. Über ein kleines, wenn erst der Boden im Tschitschakrüge sichtbar wäre, würde es ihr ein Vergnügen bereiten, mich mit den dort gebotenen Genüssen bekanntzumachen. Bis dahin hieß es sich gedulden, denn es war immer noch etwa ein Hektoliter Tschitscha im Krüge.

Immer lauter und ungereimter wurde indes der Gesang. Immer wilder das Toben. Todmüde, wie ich war, legte ich mich in einer Ecke auf die harte Bank und war bald fest eingeschlafen, trotz der sauren

Tschitscha-Atmosphäre, trotz der rauen Nachtluft, die scharf wie Messer durch die offene Tür hereinge-  
gezogen kam.

Ja, damals! Da hatte man noch nichts gewusst von Fiebern und Schrecken, die einem die Nachtruhe verscheuchen; da konnte man sich, wenn's sein musste, einer Rolle von Stacheldraht als Kopfkissen bedienen und im Nu die kalte, böse Welt mit ihren Tücken und Bosheiten vergessen, getreu dem Grundsatz, den schon Goethe als einen ganz gescheiten gepriesen:

»Schlafe, was willst du mehr!«

Der nächste Morgen war kalt und rau. Die Gäste waren längst ausgeflogen, und nur der leere Tschitschakrug, der kalt und übernächtigt noch immer in der Mitte des Raumes stand, erinnerte noch an die Orgie vom vergangenen Abend. Gar zu gern hätte ich mir eine Tasse Kaffee gekocht, aber da war weder Feuer, noch Kochgeschirr, noch sonst etwas in der Herberge, und also machte ich mich auf die Weiterreise auf der endlosen Straße, zwischen den braunen Sturzäckern, über denen noch die weißen Morgennebel lagen.

Und im Weitergehen kamen mir allerlei sonderbare Gedanken und Vergleiche: So wie hier – so sagte ich mir – muss es vor Zeiten auch ausgesehen haben im Heiligen Lande. Das kahle Land, das harte Licht, der grelle Sonnenschein, der auf dem Staub der Straße flimmerte, dieselben saumseligen Menschen in ihren bunten Kleidern von schreiendem Rot, die knorrigen, windzerzausten Bäume am We-

grand, die Esel, die träge vorüberziehen, ja selbst die Rebekkas, die mit dem irdenen Krug auf dem Kopfe beschaulich daherkommen, wenn nicht vom Brunnen, so doch vom Tschitschafass.

Jedoch – es steht geschrieben, dass sie einen damals von der Straße hereinholten und freigebig bewirteten mit Feigen, Datteln und köstlichen Weinen. Davon ist hier so gar nichts zu merken. Missmutig schauen sie dich an, und aus dem tückischen Licht ihrer grünschillernden Augen ist unschwer zu erkennen, dass sie alle Pesten des Landes Bolivien auf den vorüberziehenden Gringo wünschen. »Bargeld lacht«, ist ihre Devise. Umsonst ist der Tod in Bolivien.

Mühselig und beladen ziehst du deine Straße. Die Zunge hängt dir zum Munde heraus, und die Kehle ist rau wie eine Kratzbürste. Dicht am Wege steht ein Haus, eine Hütte oder ein sonstiges ruinenhaftes Gebilde, das dortzulande als menschliche Behausung dient.

»Agua?«

»Nix agua! Hay chicha!«

So musst du also wieder – zum wie vielen Male? – in die Tasche greifen nach einem Zehncentavostück für einen Schöpflöffel voll von dem trüben, widerlich sauren Gebräu, das du hinunterstürzest mit Todesverachtung, die einer besseren Sache würdig wäre. Denn der Durst kennt keinen Geschmack und keine Empfindlichkeiten und schon gar keine Rücksichten auf den Geldbeutel.

Lange wanderte ich weiter auf der staubigen

Straße, die sich in endlosen Windungen an kahlen Hügelhängen immer höher schraubte. Mir war, als ob es in alle Ewigkeit so weitergehen sollte mit dieser Tretmühle, als plötzlich und unvermittelt von der Spitze eines Hügels – er mochte wohl viertausend Meter über dem Meeresspiegel liegen – ein ganz anderes Landschaftsbild sichtbar wurde. Das hügelige Hochland, das sich scheinbar unbegrenzt nach Osten ausbreitete, fiel unvermittelt ab zu einem wohl tausend Meter tiefer liegenden Tale, von wo es sich auf der anderen Seite wieder steil erhob zu himmelstürmenden Bergen, an deren Abhängen die Kühe grasten, und roh aus Lehm und Steinen gebaute Indianerbehausungen, wie bei uns zu Hause die Sennhütten, am Rande der Buschwälder standen. Überall, soweit das Auge reichte, ein Chaos von Bergen und Tälern. Weiße Wolken, die am blauen Himmel segelten, und lustiges, kristallhelles Wasser, das in den Talschluchten rauschte. Steil führte der Weg bergab an einem Berghang, an dem es zusehends lebendig wurde von Büschen und Bäumen, von Blumen im Waldesdickicht und von Vögeln, die in den Zweigen lärmten. Da vergaß ich Hunger und Müdigkeit, den Weg und das Wandern. An einer Wegbiegung, wo ein klarer Quell aus der Bergwand kam, setzte ich mich am Waldrand auf die moosigen Steine und lauschte auf das Raunen und Flüstern des Windes in den Zweigen, auf das Zwitschern der Vögel und das Murmeln und Plätschern des unruhigen Wassers. »Vom Wasser haben wir's gelernt, vom Wasser – – –«



Tief im Grunde lag in einem weiten Talkessel ein Dorf, fast vergraben unter der Blütenpracht der Pfirsichbäume. Auf der Plaza, wo die Glocke der »Kathedrale« eintönig in den sinkenden Abend hineinbimmelte, stand ein Araber mit dicken Fingerringen, mit einer Krawattennadel so groß wie ein Taubenei und einem strähnigen, widerspenstigen Haarschopf, den die dickaufgetragene Pomade nur mühsam im Zaume hielt, und wachte über die Schätze, die da vor ihm auf dem Pflaster zum Verkauf ausgebreitet lagen. Neben ihm hockte eine indianische Señora und verkaufte große, schöne, braungebackene Tortillas, bei deren Anblick mein knurrender Magen sich daran erinnerte, dass er schon seit langem ohne Mahlzeit auskommen musste. Ich stürzte mich förmlich auf die Herrlichkeiten, und die Señora machte große Augen über den Appetit des Gringos. In einer schmutzigen, abgelegenen Straße lag der »Tambo«, eine Unterkunftstätte für Mensch und Vieh, wie man sie in allen bolivianischen Ortschaften findet. Der Wirt, der mich offenbar als besonders zahlungsfähiges Objekt anschaute, führte mich sogleich in die Staatsstube, wo ein mottenzerfressenes Sofa vor einem wackeligen Tische stand und flinke Mäuse hinter abgerissenen Tapeten huschten. Bald brachte er mir ein mächtiges Beefsteak mit gerösteten Kartoffeln und gebackenen Eiern, die einen nur so anlachten. – Ja, und es gab hier sogar ein Bett, ein richtiges Bett, auf dem ich meine müden Glieder ausstreckte und mich von dem Rascheln der Mäuse und dem Schreien der

Esel auf dem Hofe gar bald in den Schlaf singen ließ.

Am nächsten Morgen zahlte ich mit einem Zehnbolivianoschein, mit dem der Wirt verschwand und sich vorerst nicht mehr blicken ließ. Erst nach einigen Stunden kam er wieder zurück mit einem ganzen Sack von Fünfcéntavosstücken, den er vor mir auf dem Tisch ausschüttete. Ich wollte protestieren, aber er hatte mich bald eines Besseren belehrt.

»*Eh bueno*, was ist dabei? Mit einem Fünfbolivianoschein können Sie verhungern hier in der Gegend, denn da kann kein Mensch darauf herausgeben. Sie können von Glück reden, dass ich das noch für Sie besorge.«

So füllte ich mir denn die Taschen bis zur Grenze des Fassungsvermögens mit den »Medios«.<sup>1</sup> Ordentlich reich kam ich mir vor mit den klingenden Schätzen, die mir die Taschen herunterzogen. Schon gleich am anderen Ende des Dorfes kam ein Indianer des Weges, der es auf meine Reichtümer abgesehen hatte. Eier wollte er mir verkaufen, und da sie nur ein Medio kosten sollten, war ich geneigt, auf den Handel einzugehen.

»Gib mir zehn zu fünfzig Cents.«

»No, señor!«

»Wie viel denn?«

»Ein Medio – fünf Cents das Stück.«

»Nun also! Ein Medio das Stück, und fünf mal zehn –.«

»No, señor!«

... – –? »Das sind wieder solche Fallbrücken, die einem die Gringos stellen. Darauf lass ich mich nicht ein, no, señor! Ein Ei verkaufe ich für einen Medio oder gar nicht.«

Also wurden wir handelseinig und machten das Geschäft! Zug um Zug – ein Medio – ein Ei und so weiter, bis die Transaktion beendet war. Es geht eben nichts über die Gewissenhaftigkeit.

Bald ging der Weg wieder ebenso steil bergauf, wie er tags zuvor bergab geführt hatte, denn in jenem Lande geht alles ständig bergauf, bergab, und man ist schlimm daran, wenn man sich nicht beizeiten die Philosophie des Till Eulenspiegel zu eigen macht, der sich bei dem Ersteigen eines Berges bekanntlich vor Freude nicht zu lassen wusste im Vorgefühl der Genüsse, die seiner beim Abstieg warteten.

Wieder lag das Land kahl und tot im harten Lichte der heißen Sonne; ein Spiel des Windes, der klagend darüber hin zog. Nur in den Falten der Bergänge, wo der Wind nicht hin konnte, standen mächtige Bäume und wuchernde Schlinggewächse von fast tropischer Üppigkeit. Immer höher führte der Weg, immer weiter öffnete sich der Blick in die blaue Ferne, auf das wild sich übereinander türmende Chaos der Berggipfel des bolivianischen Landes.

Noch war ich nicht auf halber Höhe angelangt, als ein Reisegefährte sich zu mir gesellte. Ziemlich verstört und atemlos kam er hinter mir her gekuchelt, und was er mir dann zu erzählen wusste,

das war auch noch ziemlich ungereimt. Ausgiebig erkundigte er sich nach dem Woher und Wohin, und die Auskunft, die ich ihm darauf geben konnte, schien ihn keineswegs vollauf zu befriedigen. Eine Weile schaute er mich vorwurfsvoll an, mit offenem Munde.

»Von La Paz kommst du? Von Lima? Und vorher? Von irgendwo? – Und nun willst du nach Totorá, nach Santa Cruz, nach dem großen Urwald. Und dann immer noch weiter, nirgendwohin? Und das alles so mir nichts, dir nichts, wie ein armes, verlassenes Engelein zwischen Himmel und Erde? O *pobre, pobre angelito!*«

Er machte eine Kunstpause und fuhr dann vorwurfsvoll, bedächtig fort in seiner Rede:

»So kommst du also von nirgendwo und gehst nirgendwo hin? –ja, *amigo*, das sind keine Sachen für einen Christenmenschen!«

Eine Weile marschierten wir wortlos nebeneinander her durch den Staub der Straße, der in dem grellen Sonnenlicht tanzte. Bald waren wir auf der Höhe angelangt, wo bis in scheinbar endlose Weiten die zahlreichen Gipfel des bolivianischen Berglandes in allen Schattierungen von Grün und Blau herüberleuchteten, wo die Schatten schwarz in den Tälern lagen und die brechenden Strahlen der untergehenden Sonne die Ferne entzündeten.

Eine Weile hielten wir Rast auf der Höhe, um von der mühsamen Bergwanderung auszuruhen, indes mein neuer *Compañero* sich ganz in die Betrachtung der umgebenden Landschaft vertiefte.

»Ah, Bolivien!« rief er aus mit einer umfassenden Handbewegung, »ein schönes Land! Schade, dass die Bolivianer von so etwas nichts verstehen! Denn das kann hier nur Tschitscha trinken und Koka kauen. Ich aber bin ein Mann der Kunst. Ich verstehe mich auf die Farben. Alle Heiligen, die sie hier in der Gegend haben, sind von mir gemalt. Dafür müssen sie mich gut bezahlen, und Tschitscha gib's zu trinken, so viel man will. Und das ist auch etwas wert.«

Wieder widmete er sich eine Weile andächtig dem Beschauen der Landschaft, um dann unvermittelt in seiner Rede fortzufahren. Mit großer Miene deutete er nach Osten, wo sich ein Meer von Berggipfeln ausbreitete, soweit das Auge reichte.

»Schau dir sie an!« rief er aus, »über die alle musst du nun hinübersteigen; über jeden einzelnen an jedem neuen Tage, bis ganz dort draußen, wo man nichts mehr sehen kann, und dann kommen immer wieder neue Berge für viele, viele Tagereisen. Und wenn du am letzten angelangt bist, so werden dich die Wilden fressen.«

Schweigend setzten wir den Weg talabwärts fort durch das wilde Land. Tief aus dem Talgrunde leuchteten die roten Falzziegel des Städtchens Totora.

Der Gedanke an die viele Tschitscha, die es dort unten gab, beflügelte die Schritte meines neu gefundenen Freundes. Er schlug ein Tempo an, das ich seinen alten, klapperigen Gliedern niemals zuge-  
traut hätte und das meine ganze Energie erforderte, wenn ich mit ihm Schritt halten wollte. Die

vielfachen Windungen der schönen Straße schnitt er kurzerhand ab. Rücksichtslos ging es bergab über Steine und Geröll, bis wir an eine hinter Büschen halb versteckte Hütte gelangten, aus der ein eintöniger Sing-Sang ins Freie kam. Wir traten hinzu und betrachteten uns die Bescherung, und das war schon der Mühe wert. Irgendeine Festlichkeit war hier im Gange. Etwa ein Dutzend Indianer, die so unverfälscht waren, dass John Fenimore Cooper seine Freude an ihnen gehabt hätte, liefen im Gänsemarsch im Kreise herum, jeder mit einer Flöte, der er unermüdlich immer dieselben Töne entlockte. Unter dem vorspringenden Dach der Hütte saß ein Indianer, der dazu die große Trommel schlug. Der alte Herr mochte neunundneunzig Jahre alt sein, wenn er nicht hundert war. Doch hatte er einen mächtigen Haarschopf, der in langen weißen Strähnen über seine ledernen Gesichtszüge hing. Eine halbe Stunde lang schaute ich dem Zauber zu, ohne auf den Grund des Pläsirs zu kommen. Alles ging eifrig und geschäftsmäßig, ohne die geringsten Anzeichen einer Festesfreude. Die einzige Abwechslung verschaffte eine sehr dicke Señora, die uns jede fünf Minuten ein neues Glas Tschitscha brachte. Diese fing an, mir in den Kopf zu steigen, und ich fand es an der Zeit, mich zu verabschieden. Mein neuer Reisegefährte wollte aber nichts davon wissen, trotz der ewigen Treue, die er mir noch vor einer halben Stunde geschworen hatte. »Bist du von Sinnen, Angelito? Fortgehen? Hier, wo es die beste Tschitscha in ganz Totorá gibt –«

So machte ich mich denn allein auf den Weg und stolperte bergabwärts über den steinigen Pfad, während mir die eintönige Musik des sonderbaren Tanzes immer noch in den Ohren lag. Ich habe nie herausgefunden, wie sie ihn nennen, aber ich bin überzeugt, dass er inzwischen auch schon, seinen Platz eingenommen hat, neben Shimmy und Foxtrott, in der Welt, in der man sich langweilt.

Bald war ich mitten in der Stadt.

Totora ist ein kleines La Paz. Es liegt in genau solchem Loche und es hat enge Straßen, die über genau solche Buckel führen. Aber es ist ein sehr kleines La Paz. Alles in allem mögen es vielleicht viertausend Einwohner sein, und unter diesen gibt es – wenn es hoch kommt – vielleicht ein Dutzend wirkliche Weiße. Hier herrscht der Indianer souverän. Und die Tschitscha. Aus jedem dritten Hause hängt ein weißes Fähnchen heraus, das es einem einladend zuwinkt:

»Hay chicha!«

Aber meine Seele war krank und meine Zunge lechzte nach Wasser. Nun gibt es in Totora eine Wasserleitung und sogar öffentliche Brunnen, die aber leider alle außer Betrieb waren. Wohl oder übel musste ich hinuntersteigen in das tiefeingeschnittene Bett eines Flusses, der mitten durch die Stadt läuft. Es war ziemlich trocken, und das Wasser lief nur spärlich. Aber während ich es gierig schlürfte, kam eine aufgeregte Indianerfrau von oben herunter gestürzt mit einem Krug und einer Tasse in der Hand.

»Hay chicha!«

Lange ging ich in der Stadt umher und betrachtete mir die Sehenswürdigkeiten. – Wenn es eine Stadt gibt, die verlotterter ist wie Totorá, so möchte ich sie kennen lernen. So etwas Ruinenhaftes ist mir noch nicht vor die Augen gekommen. Natürlich gibt es in Totorá auch eine Plaza und auf dieser einen Musikpavillon. Es wäre ein Verstoß gegen die heiligste aller Sitten, wenn es anders wäre. Wenn sie nämlich in Südamerika eine Stadt anlegen, so errichten sie zuerst einen Musikpavillon, um diesen eine Plaza, und dann baut sich um diesen Kern allmählich eine Stadt.

Ich hatte es glücklich getroffen mit meiner Ankunft in Totorá. Oder unglücklich, wenn man so will, denn schließlich war es doch nicht meine Schuld, dass gerade an diesem Tage der Schutzheilige der Stadt seinen Festtag hatte. Und der konnte sich wirklich nicht beklagen über mangelnde Verehrung. Der hier entfaltete groteske Mummenschanz aus christlichen Gebräuchen und indianischen Sitten und Unsitten ließ mir die Augen übergehen vor Wundern und Staunen. Durch die Straßen bewegte sich eine Prozession, deren gleichen man noch nie gesehen hat in anderen Ländern. Eine wilde Menschenmasse, bestehend aus Küstern, Pfarrern, Chorknaben, rennt in voller Karriere durch alle Straßen, hinterher ein Schwarm von Indianern in tschitschaseliger Stimmung, und oh! Die Musik! Es war dasselbe Trommel- und Flötenkonzert, das ich schon oben in der Hütte gehört hatte, nur noch tausend-



mal stärker und aufreizender in seiner Eintönigkeit.

Am Abend war großes Feuerwerk auf der Plaza, zu dem sich alle Indianer aus hundert Kilometern im Umkreis eingefunden hatten. Alle hatten sich in ihren schönsten Staat geworfen zu der Gelegenheit, das heißt, sie hatten ihre schönen hausgewebten Ponchos zu Hause gelassen und dafür die traurigsten Lumpen europäischer Herkunft angezogen, die ihnen irgendein arabischer Händler aufgeschwatzt hatte. Aber das Feuerwerk war schön, mit einer Riesenflamme, mit fabelhaften Fröschen und Feuerrädern, die durch die kalte Nachtluft schwirrten. Wohin man blickte, sah man dunkle Gestalten, die mit grotesker Kühnheit durch die Flammen sprangen. Die heiße Glut zog sengend über den Stadtplatz, der Widerschein des Feuers lag blutrot auf allen Gesichtern, und aus dem Hintergrund kam dumpf und eintönig das Echo der unermüdlichen Musik.

Alles schwamm in Wonne und Seligkeit. Nur einer, nur der reisende Gringo nicht. Noch nie in meinem Leben war ich so ganz und gar todmüde wie damals. Alle Aufregungen und Anstrengungen der langen Reise von Cochabamba bis hierher waren mir auf einmal in die Glieder gefahren. Krampfhaft musste ich mich zusammennehmen, damit ich nicht da einschlief, wo ich eben ging und stand. Mehrmals wäre es dennoch dazu gekommen, wenn nicht ein vorübersausender Feuerfrosch mich unsanft aufgeschreckt hätte. Gerne hätte ich den doppelten Preis bezahlt für ein Nachtlogis, aber alle Gasthäuser und Tambos waren geschlossen, derweilen die

Besitzer die große Fiesta genossen.

Als sich endlich, so gegen zehn Uhr abends, der Schwarm zu verlaufen begann, kaufte ich mir von einer Händlerin eine mächtig große Tortilla, die ich auf einmal auffass, obwohl sie trocken war wie Maissbrod. Dann schleppte ich mich mit der letzten Kraft zum Bach und trank noch einen tüchtigen Schluck Wasser. Inzwischen hatte sich die Plaza geleert und nichts war mehr vom Feste zu sehen als die rauchenden Reste des gesunkenen Feuers. Behutsam kletterte ich in den Musikpavillon, wo ich mich längs hinlegte und auch gleich einschlief, trotzdem es eine kalte, frostige Nacht war, trotzdem in der Straße die Hunde heulten und der Wind ein klagendes Lied zwischen den Gitterstangen summt.

Zwölf Stunden Schlaf hatte ich unbedingt nötig nach den vorangegangenen Anstrengungen, und gewiss wäre es auch dazu gekommen, wenn mich nicht um drei Uhr morgens das Trommel- und Flötenkonzert wie ein Nachtgespenst aus dem Schlaf geschreckt hätte, womit die Fiesta ihre neue Auflage erlebte.

Traurig und misshütig – denn ich hatte nur halb ausgeschlafen – ging ich durch die Straßen und betrachtete mir den neuen Zauber, als ich auf einmal meinen Freund von gestern vor mir sah. Schon von weitem hatte er mich erkannt und stürmte förmlich auf mich zu.

Ich sollte einmal stehen bleiben und zuhören. Er hätte mir etwas Interessantes mitzuteilen. Und wahrlich, es war interessant!

Also: Als er gestern Abend nach Hause kam, da hätte seine Frau ein kleines Bebe gehabt. So ein wunderschönes kleines Bebe, in das man sich gleich jetzt schon verlieben könnte.

Und –?

Und nun brauche er unbedingt einen Compadre, wozu ich mich ganz hervorragend eignen würde.

Die Wendung traf mich einigermaßen überraschend. Überall in Südamerika treiben sie großen Kultus mit Cuñados, Compadres und solchen Würden und Verwandtschaftsgraden. Und es wäre die tödlichste aller Beleidigungen, wenn man solch angebotenes Ehrenamt ablehnte, ohne die triftigsten Gründe. Was blieb da anderes übrig, als mitzugehen und abzuwarten, bis die Fäden dieses Komplotts sich auf historischem Wege entwirrten?

Willig und ohne ein Wort des Protestes ging ich mit ihm nach seinem Hause, das sich von außen recht stattlich ausnahm. Im Innern aber zeigte sich nur ein kahler Raum mit Wänden, die verklebt waren mit Bildern aus uralten Zeitschriften und mit einem Fußboden aus gestampftem Lehm, auf dem zahlreiche fertige und halbfertige Heiligenbilder in genialer Unordnung umherstanden. Ganz im düsteren Hintergrund saß die Señora in einen knallroten Poncho gehüllt, und neben ihr lag der Chiquito, umgeben von einem Schwarm bewundernder Comadres. Ein saurer Tschitschaduft lag in der Luft. Alle waren in bester Stimmung, und in Anbetracht des wichtigen Ereignisses bedaure ich mitteilen zu müssen, dass manche von ihnen nicht mehr ganz nücht-

ern waren. Bei meinem Eintritt kamen sie alle auf mich zu und gaben mir der Reihe nach die Hand. Manche versuchten ihre comadriscche Liebe noch mit einem Kuss zu bekräftigen, wogegen ich mich aber energisch wehrte.

Während des halben Vormittags saß ich dabei und lauerte auf eine Gelegenheit zum Auskneifen, die sich jedoch nicht bieten wollte, und so war es schließlich eben so gut, dass der glückliche Vater mich zu einer landesüblichen Tschitschareise zu guten Freunden und getreuen Nachbarn einlud. Die Leute, die wir besuchten, mochten zu den oberen Zehntausend in Totorä gehören. Die Häuser waren teilweise stattlich und recht gut eingerichtet mit wertvollem Mobiliar. Aber was immer es dort gab, einen Tisch sah man nirgends. Dagegen unendlich viele Stühle, die längs den Wänden standen und in der Mitte einen Raum freiließen, wie ein Tanzplatz in Häusern, die nur familiär, aber nicht für Familien da sind. In jedem Hause wiederholte sich dieselbe Szene. Wir saßen stumm auf den Stühlen und nickten mit dem Kopfe. Der Patron sagte etwas in Kitschua. Darauf nickten wir wieder mit dem Kopfe, tranken eine Tschitscha und setzten gleich wieder die Reise fort, zu anderen Menschen und anderer Tschitscha.

In der grellen Mittagshitze kamen wir wieder nach Hause, wo sie eben dabei waren, das Mittagessen aufzutragen, das aus geröstetem Mais, gefüllten Kürbissen und sehr viel Tschitscha bestand. Ich ließ mir das alles gut schmecken und wartete, bis die an-

deren sich in den Schatten zurückzogen, um eine geruhssame Siesta zu schlafen. Dann schnappte ich mein Bündel und schlich lautlos in die helle Straße hinaus. Als ich mich außer Sicht glaubte, fing ich an zu laufen in einem Tempo, das die halbwilden Hunde auf meine Fersen hetzte und die stillen Gas-sen widerhallen ließ von dem Heulen der Bestien. Die letzten kümmerlichen Hütten waren bald hinter mir geblieben. Steil führte der Weg bergan auf einer engen, vielgewundenen Straße, die lebhaft an die Bergpfade unserer Vogesen erinnerte. Auf einer flachen Felsplatte hielt ich Rast und betrachtete noch einmal die sonderbare Stadt mit den roten, eng zusammengepressten Dächern, ich hörte auf die eintönige Musik, die klagend aus der Tiefe heraufkam, ich sah vor den Häusern die weißen Fähnchen, die hell in der Sonne leuchteten, als ein Symbol dieses sonderbaren Landes:

»Hay chicha!«

---

#### 1. Fünfcntavosstücke <<<

## In den Yungas

EIN SCHÖNES LAND. – DER FLUSS ALS LANDSTRAßE. –  
DAS REICH DES »MEDIO«. – DIE KARAWANENSTRAßE. –  
VON ESELN, INDIANERN UND KOLABLÄTTERN. – EINE  
DURSTIGE REISEBEKANNTSCHAFT. – DON SYLVESTRO  
VERSCHWINDET MIT MEINER BRIEFTASCHE. – EIN  
MARSCH DURCH DIE DURSTSTRECKE. – ICH TREFFE  
EINEN GRINGO. – DIE LADY UND DER TANZMEISTER. –  
ALLERLEI WINKE FÜR DIE WEITERREISE. – AUF NACH  
SANTA CRUZ!

Wenn man von Totorá ostwärts wandert, so kommt man allmählich in einen Landstrich von wilder Schönheit. Die mächtigen Plateaus der Hochkordilleren zerreißen hier nach allen Richtungen, sie lösen sich auf in ein romantisches, von zahlreichen Schluchten zersetztes Waldgebirge, das dunkelgrün unter dem dunkelblauen Himmel liegt und immer wieder die Farbe wechselt, wenn die Wolkenschatten darüber hinziehen. Da und dort ragt eine schlanke Palme hoch über den Buschwald, da und dort leuchtet aus dem Talgrunde ein hellgrün schimmerndes Maisfeld. Und überall rauschen kristallhelle Bäche über wilde Felsenklippen. Im Dämmerdunkel der Wälder sieht man leuchtende Blumen und schillernde Schmetterlinge. Es gibt Hirsche und Bären und Jaguare und Pumas. Alle Tage geht die Reise bergauf und bergab, bald durch reißende Bergflüsse, bald durch einen Irrgarten von wildfan-

tastischen Kakteen und dann wieder auf windgepeitschte Cuestas, wo bunte Alpenblumen auf saftigen Bergmatten stehen und man endlos weit hinaus sehen kann in das weite Land, in dem die Waldgipfel wie Meereswellen laufen bis in die blau verdämmernde Ferne, die immer noch nicht der Anfang vom Ende der langen Reise ist.

Ah, wo anders gäbe es noch ein Land der Abenteuer, das so schön und vollkommen wäre wie dieses!

Es mag Länder geben, die noch wilder und zerklüfteter sind, aber keine, in denen der Weg so beharrlich bergauf und bergab führt, wie dort in den bolivianischen Yungas. Der Weg – man kann ihn nicht gut verlieren, denn es gibt nur diesen in der weiten Umgegend. Die große Karawanenstraße, die ostwärts führt, in der Richtung nach der Stadt Santa Cruz de la Sierra. Von allen Straßen, die ich je gegangen bin, ist diese die sonderbarste. Stellenweise, wo es einmal auf eine kurze Strecke in der Ebene weiter geht, hat sie einen halben Kilometer Breite von den Spuren unzähliger Tragtiere, stellenweise sind diese wieder fast völlig verwischt von dem treibenden Flugsande. Dann wieder geht es steil hinauf oder hinab über steile Felsen, in die der Verkehr sich Treppen geschlagen hat, auf denen Esel und Maulesel nur im Gänsemarsch marschieren können wie auf einer Himmelsleiter, und dann auch nur bei trockenem Wetter, weil sie sonst gar leicht hinabstürzen würden in die todbringende Tiefe. Man wandert im kühlen Winde über weite

Bergmatten und ist wenige Stunden später schon wieder in einem dumpfen Tal, wo lärmend wie die Raben bei uns zu Hause die grünen Papageien aufliegen aus dieser üppigen Vegetation einer schon halb tropisch anmutenden Umwelt. Dort unten wird dann zumeist der Fluss zum Wege. Selbst in der trockenen Jahreszeit fehlt es dort nicht an Wasser. Es hüpfte über alle Steine, es sprudelt silberhell über unzählige Felsenwände. Es ist ein schöner und anheimelnder Anblick, aber für den armen Fußgänger wäre weniger davon nicht eben unerwünscht. Für ihn sind indes die bolivianischen Straßen nicht eingerichtet. Wer immer dort seines Weges zieht, der führt auch irgendein Reit- oder Packtier mit sich. Wer das nicht besitzt – und ich war der einzige, dem ich so begegnet bin –, für den ist das Wandern in solch reißenden Gebirgsflüssen zwar ein sehr erfrischendes, aber doch recht zeitraubendes Vergnügen. Füllt der Fluss das ganze Tal aus, so mag es noch angehen. Aber solches Wandern wird zu einer schweren Geduldsprobe, sobald – wie fast immer – der Fluss oder Bach in endlosen Schlangenwindungen das Tal von einem Ende zum anderen durchkreuzt. Viele Stunden verliert man alsdann an jedem Tage allein mit dem An- und Ausziehen der Schuhe, denn nur eine hartgebrannte Indianersohle vermöchte mit bloßen Füßen über den trockenen Sand zu schreiten, der in der heißen Sonne wie eine Ofenplatte glüht.

»Cuestas« nennt man in dortiger Gegend die Bergkämme, die sich wie gleichmäßige Wellen von



ungeheurer Größe quer zu der Marschrichtung in nordsüdlicher Richtung hinziehen. Immer sind die Hänge dicht bewaldet, zum Teil mit prächtigem Hochwald, auf dessen moosigem Boden die Sonnenflecke tanzen. Es ist ganz wie in einem deutschen Walde. Von jeder Kammhöhe hat man immer wieder dieselbe unermessliche Aussicht nach allen Windrichtungen, schaut noch einmal zurück auf die Wegstrecke, die man soeben durchmessen, auf Büsche und Steine und flüsternde Wälder. So weit das Auge reicht, sieht man nur Wälder und immer wieder Wälder. Man blickt nach Osten, in der Wegerichtung nach Santa Cruz, wo sich höher und höher im wilden Chaos die schwarzen Berge übereinander türmen, bis weit, weit hinaus in die blaue, dunstverschleierte Ferne. Es überkommt einen ein gelindes Gruseln bei dem Anblick. Aber es ist ein angenehmes Gruseln. Man setzt sich eine Weile auf einen Stein und trinkt sich voll an der Grenzenlosigkeit dieses Landes, und wieder einmal kommt es einem zum Bewusstsein, wie groß diese Erde und welcher schöner Sport doch trotz allem das Wandern ist.

Und wieder geht es bergab über Stock und Stein, durch dichte Wälder mit knorrigen Bäumen, die uns an unsere heimischen Eichen erinnern. Bald hat man die kalten, windzerzausten Höhen hinter sich gelassen. Man kommt in Gegenden, wo der Frühling schon ins Land gezogen ist und siehe da: die »Eichen« bedecken sich mit großen gelben Blüten. Anfangs sieht man sie nur vereinzelt, aber noch ehe man ganz im Tale ist, marschiert man durch ein

wogendes, duftendes Meer von Blüten. So erlebt man Frühling und Sommer hier immer von neuem an jedem neuen Tage.

Wenn man von einem jener Bergkämme über die Wälder hinwegblickt und die schweigende Einsamkeit so ganz auf sich einwirken lässt, so hat man den Eindruck, als ob hier auf tausend Kilometer im Umkreis keine Menschenseele haue. Und doch ist es in Anbetracht der Verhältnisse eine ziemlich gut besiedelte Gegend. Wenn man sich einigermaßen daran hält, so kann man selbst auf Schusters Rappen an jedem Abend ein Indianerdorf erreichen, wo es einem nicht an Nahrungsmitteln fehlt. Entlang der Flüsse, wo die Gestaltung der Täler ihre primitiven Bewässerungsbauten erlaubt, haben sie sich angesiedelt. Schon von ferne leuchtet das saftige Grün der jungen Getreidefelder. Blühende Pfirsichbäume schauen über die alten Lehmmauern der Höfe am Wegrand. Fette Schweine von nie gesehener Größe schreiten stolz und behäbig über die Straße, und von jeder zweiten Hütte weht die weiße Fahne, die es verlockend verkündet: »Hay chicha«

Das ist das Reich des »Medio«.

Der Medio – fünf Centavos – ist die Einheit, nach der sie rechnen. Schier unbegreiflich hoch ist der Geldwert in jenem Lande. Die flachen, runden Brote, die sie vor den Haustüren feilbieten, kosten einen Medio. Drei Eier ebensoviel, ein Huhn acht Medio. Mit zwanzig Bolivianos kann man bequem durchs ganze Land reisen. Ich selbst habe nur de-

ren zehn gebraucht. Hier ist in der Tat ein Überfluss an allem, was des Lebens Notdurft ausmacht, an Hühnern, Gänsen, Enten, Schweinen. Wer aber wollte diese Schätze über die himmelhohen Berge nach Cochabamba, nach La Paz oder Oruro bringen? Es bliebe bei der Ankunft wenig übrig von der Herrlichkeit, und die Leute müssen es darum wohl halten mit dem guten alten deutschen Sprichwort: »Bauer nicht hergeben, selber essen macht fett!« Unter diesen Umständen ist aber auch nichts so rar in der Gegend wie das bare Geld.

Auch der Verkehr ist auf jener Straße – die ja die einzige Verbindungslinie zwischen dem bolivianischen Altiplano und dem Lande Santa Cruz ist – nicht ganz unbedeutend. Fern von Autos und Eisenbahnen, ist in jenem Lande sogar der Wagen ein völlig unbekanntes Beförderungsmittel. Alles wandert auf dem Rücken der Packtiere. Kein Tag vergeht, ohne dass man eine lange Karawane des Wegs kommen sieht, die sich langsam und beschaulich an den Berghängen hin windet. Das Lama wird dort nicht mehr als Packtier benutzt. Maultiere und Esel müssen mit ihrem Rücken dafür herhalten. Und was solcher Eselsrücken zu leisten vermag, das muss man gesehen haben auf bolivianischen Wegen. In jenem Lande sind Tiere und Menschen mit besonderen Gaben der Kraft und Ausdauer ausgestattet. – Oder hat man schon wo anders einen Esel gesehen, der in vierzehn Tagen ein Klavier von dem Gewicht seiner eigenen Schwere über Sandstrecken und Felsklippen, durch reißende Flüsse über ein Dutzend

Berge von Jungfrauhöhe geschleppt hat und doch gesund und munter und voller Tatendurst am Ende angekommen ist? Und jemals solche Menschen, die mit der Unermüdlichkeit einer Maschine hinter den Tieren einherschreiten, ohne Frühstück, Mittag- und Nachtessen und nur einer Handvoll Kokablättern oder allenfalls ein paar gerösteten Maiskörnern als Nahrung? Stumpf und gleichgültig, wie Wesen aus einer anderen Welt, marschieren sie über die staubige Straße im Schatten des hohen, breitkrempeigen Sombrero.

Nur einen traf ich, der zugänglich und gesprächig war, und der war mein Unglück. Ich traf ihn zuerst am Fuße einer besonders hohen und steilen Cuesta, hinter einem Trupp von fünf oder sechs kleinen Eseln, die bis über die langen Ohren beladen waren mit Mehlsäcken.

»*Buenas dias, caballero,*« sagte er.

»*Buenas dias,*« sagte ich und wollte weitergehen. Doch da setzte er zu meinem Erstaunen das Gespräch fort in einem schlechten, aber sehr zungenfertigen Spanisch, untermischt mit vielen Kitschabrocken, die diese hausgemachte Lingua mir noch unverständlicher machten. Dennoch hörte ich ihm gerne zu, denn es war lange her, seit ich mit Menschen etwas anderes gewechselt hatte als böse Blicke und unverständliche Zeichensprache. Für dieses zugeknöpfte Land war der Mann in der Tat erstaunlich gesprächig und offenherzig. Er heiße Don Sylvestro, sagte er, und stamme aus Cochabamba. Er sei also gewissermaßen auch ein Ausländer in

dieser Gegend und freue sich ungemein, einen Leidensgefährten anzutreffen. Er reise auch nach Santa Cruz, und wenn es mir recht sei, so wollten wir den Rest des Weges zusammen fortsetzen. Mir war das natürlich recht, denn Don Sylvestro schien ein umgänglicher Herr zu sein, und außerdem konnte ich einen landeskundigen Führer nur gebrauchen in jeder Hinsicht. Sogleich schlossen wir ein Abkommen. Er wolle für die leiblichen Bedürfnisse sorgen und ich solle die Tschitscha bezahlen. – *Sancta simplicitas!* Ich hätte es auch besser wissen können nach den vorangegangenen Erfahrungen. Manchen tüchtigen Tschitschatrinker hatte ich schon angetroffen in den letzten Wochen, aber noch keinen so tüchtig wie Don Sylvestro. Er konnte sie riechen durch das dickste Gestrüpp. Mindestens einmal in jeder Stunde schlug er sich seitwärts in die Büsche nach einer Hütte oder Höhle, wo ein altes Weib hinter dem Krüge saß. Bis wir oben auf der Cuesta angelangt waren, hatten wir bereits siebenmal Tschitscha getrunken. Ich wollte protestieren, aber er erinnerte mich an mein Versprechen, ich wollte weglaufen, aber er hängte sich an meine Ferse. So stiegen wir langsam bergab und tranken noch mehrmals Tschitscha, bis wir bei dunkler Nacht in ein Dorf kamen, wo mein durstiger Reisegefährte gleich einen ganzen Krug bestellte und auch getreulich leerte, ehe die Nacht viel älter war. Dann holte er sich eine Handvoll Kokablätter aus der Satteltasche und schlief gleich ein. Da in der Lehmhütte des Tambo kein Platz mehr war, hat-

ten wir unser Lager auf dem Hofe aufgeschlagen, mitten unter den Eseln und Mauleseln, die an den Maisstauden knabberten. Der Wind war kühl und frisch, die Sterne standen klar am Himmel. Alles in allem war es eine recht ungemütliche Nacht, und ich war froh, wie Don Sylvestro schon lange vor Tagesanbruch die Esel zusammentrieb, eine Handvoll Koka in den Mund steckte und weiter marschierte.

Nach dem, was ich tags zuvor erlebt hatte, hatte ich gute Lust, ihm die Freundschaft zu kündigen. Da es aber ein heißer Tag zu werden versprach und nach den Aussagen der Eingeborenen der kommende Tagemarsch besonders lang und beschwerlich sein sollte, fand ich es doch recht angenehm, wenn – wie tags zuvor – einer seiner Esel zu seinem anderen Gepäck auch noch mein Bündel trage. Im letzten Augenblick – ja, es gibt so etwas wie Ahnungen! – entschloss ich mich doch zu meinem eigenen zweibeinigen Maultier als Packesel und gab dem Esel nur meinen Rock zu tragen. Es war Glück im Unglück. Auch an diesem Tage ging es wieder über eine hohe Cuesta, die steil und unwirtlich und so unbewohnt war, dass selbst der Spürsinn meines neuen Freundes nur einmal eine Gelegenheit zum Tschitschatrinken ausfindig machen konnte. Der Weg war so schlecht und unsicher, dass ich mir im stillen gratulierte zu meinem landeskundigen Führer, denn allein hätte ich nur mit größtem Zeitverlust die rechte Spur gefunden. So aber marschierten wir mit vollkommener Sicherheit durch den Irrgarten von Steinen und Geröll und erreichten end-

lich die Kammhöhe in der glühenden Mittagshitze. Diese Cuesta war noch höher als alle anderen, die wir bisher überschritten hatten. Die Aussicht war noch schöner und freier und die Luft noch kühler und frischer, trotz der brennenden Sonne. Von Bäumen gab es nur noch vereinzelte, windzerzauste Exemplare. Zwischen grauen Steinen wuchsen leuchtende Alpenblumen, und alles in allem war es eine Gegend, die etwas Paradiesisches an sich hatte nach der drückenden Hitze in der dumpfen Urwalddschungel. Es gehörte nicht viel Fantasie dazu, um sich zurückversetzt zu glauben nach den grünen Bergmatten in den heimatlichen Hochgebirgen. Müde wie ich war von dem langen Marsche, konnte ich es nicht über mich bringen, nun gleich wieder weiter zu wandern. Aber Don Sylvestro nahm sich nicht die Zeit zu einer fünf Minuten langen Siesta. Denn das ist dort nicht landesüblich. Die »Tropa« muss marschieren. Schnell marschiert sie nie, aber stetig und andauernd, ohne eine Minute Pause, wie ein aufgezogenes Uhrwerk vom dämmernden Tag bis zur untergehenden Sonne. So auch Don Sylvestro und seine Esel. Da er indes versprach, das Tempo etwas zu mäßigen, glaubte ich dennoch eine kleine Pause für mich herauschlagen zu können. Wohlig streckte ich meine müden Glieder in dem hohen Grase und schaute eine Weile dem davonziehenden Trupp nach, wie er auf vielgewundenen Pfaden durch das Steinmeer bergabwärts stolperte und schließlich verschlungen wurde von der schwarzen Dschungel. Nun wäre es freilich Zeit ge-

wesen, dass ich selber an den Weitermarsch gedacht hätte. Aber dazu konnte ich mich nicht aufraffen. Noch immer lag ich auf derselben Stelle und schaute auf den Sonnenschein, der rings auf den Steinen flimmerte, und auf das übermütige Spiel der kleinen, kolibriartigen Vögel, die bunt und farbenprächtigt wie Schmetterlinge schillerten im blendenden Lichte des hellen Sonnentages. – Aber Don Sylvestro hatte nicht Wort gehalten. Sondern im Gegenteil, er musste in der Zwischenzeit ein Tempo eingeschlagen haben, das ihm der Teufel eingegeben hatte. Ein ganz unbolivianisches Tempo. Ich stolperte über die Steine, ich kam wieder in den Wald, ich eilte im schnellsten Tempo über viele Leguas des schlechten Weges. Deutlich sah ich noch immer vor mir die frischen Spuren des Trupps, aber von Don Sylvestro war weit und breit nichts zu sehen.

Die Gegend war hier etwas anders als die bisher durchzogene. Der Berg fiel nicht ab in ein tiefes, reich bewässertes Tal, wie man das bisher gewohnt war, sondern verlief sich auf halber Höhe in eine weite, mit dichtem Wald bestandene Hochebene. Solche Gegenden trifft man öfters in jenen Teilen Boliviens und sie sind – zum wenigsten in der Trockenzeit – berüchtigt als Durststrecken. Der Durst musste hier in der Luft liegen, denn alsbald brannte der Gaumen und die Zunge hing mir zum Munde heraus wie einem gehetzten Jagdhunde. Schnell hatte ich Don Sylvestro und alles andere vergessen. Nur noch an Wasser konnte ich denken und nur



noch das Verlangen danach war es, das mich vorwärts trieb. Aber der Weg wurde schlechter mit jedem Kilometer. An Stelle der Steine war loser Sand getreten, in den man bei jedem Schritt bis über die Knöchel einsank. Stellenweise war er hoch aufgeschichtet wie die Dünen am Meeresstrand, und da war kaum ein Durchkommen. Der Wald degenerierte mehr und mehr zu staubigem, dornigem Busch, über den nur da und dort mächtige Bäume von bizarrer Gestalt und gewaltiger Größe, aber fast ohne Laubwerk hoch hinausragten, bis weit hinein in den hellen Sonnenhimmel. Drückend lag die Einsamkeit über diesem Lande. Und dennoch war es überall lebendig im Busch. Man sah zwitschernde Vögel und schillernde Schmetterlinge. Große Vögel, so schwarz wie die Raben, saßen auf den Zweigen und gurrten wie die Tauben. Einmal schoss eine Horde von quiekenden kleinen Ferkeln quer über die Straße. Irgendwo musste also Wasser vorhanden sein. – Aber wo? Und wie dazu kommen? Das eben waren die Tantalusqualen. In jenem seltsamen Lande kann ein Fremdling sehr wohl tagelang neben dem Wasser herlaufen und dennoch verdursteten.

Mühsam wanderte ich weiter durch viele Stunden. Es wurde Nacht, und noch immer hatte der Busch kein Ende. Eine schwüle Nacht, die keine Kühlung brachte. Links und rechts stand der Busch wie eine schwarze Mauer, und überall auf der Straße und hinauf bis in die höchsten Bäume war es lebendig von Millionen blauleuchtender Glühwürmchen,

die durch das Dunkel geisterten. Ich glaubte, dass der Spuk niemals ein Ende nehmen würde, als plötzlich der Busch in eine offene Pampa überging, durch die mit vielen Windungen in fauler Behaglichkeit ein Fluss hinzog unter dem blassen Lichte des neuen Mondes. So schnell war noch niemand hinuntergeeilt zum Ufer, und ich bezweifle, ob je ein durstiger Maulesel mehr auf einmal von dem köstlichen Nass zu sich genommen hat, wie Schreiber dieser Zeilen. –

Am anderen Ufer des Flusses stand ein ansehnliches Dorf, in dessen Mitte ein Tambo lag. Er war dicht besetzt, und die Esel brüllten laut in der lauen Nacht. Zwei oder drei andere Trupps hatten sich hier versammelt, aber Don Sylvestro mit seinen Eseln war nirgendwo zu sehen. Es wurde Mitternacht und er kam nicht. An sich war mir das keineswegs unlieb, aber um der Jacke willen, die er mitgenommen, hätte ich Tränen weinen mögen. Selbst das war an sich kein Schaden in einem so wenig hoffärtigen Lande wie Ostbolivien, wo schließlich alles Jacke wie Hose ist. Aber die Briefftasche, die darin stak! Und die Papiere, die Briefe und alles das was einem zwar hier von keinem Nutzen war, aber doch wohl in anderen zivilisierteren Ländern, wohin man doch einmal wieder zurückkehren wollte. Jetzt erst fiel mir auf, was ich alles in der Briefftasche hatte, und es lief mir eiskalt über den Rücken, als ich das Inventar machte. Und alles das gestohlen von einem halbwilden Analphabeten, der nichts damit anzufangen wusste! Glücklicherweise hatte ich meine paar

Batzen woanders, sodass ich wenigstens in dieser Hinsicht noch Glück im Unglück hatte. Der Gedanke tröstete mich nicht wenig, und so setzte ich am anderen Tage beim ersten Morgenlicht in aller Seelenruhe die Reise fort. Der Weg führte nun über eine flache, nur mit kümmerlichen Grasbüscheln bestandene Pampa, über der der Wind melancholisch summte. Doch war sie keineswegs unbewohnt. Da und dort sah man ein kümmerliches Maisfeld, eine Ziegenherde, eine Lehmhütte, auf deren Dache finstere Raben hockten. Die graue Einsamkeit der Landschaft muss wohl schuld daran gewesen sein, dass ich während des ganzen Tages das Philosophieren nicht los wurde. Die raue Seltsamkeit dieses Landes begann mir auf die Nerven zu fallen. Im Weitergehen spukte im Kopfe immer wieder dieselbe Frage: Warum? Warum musst du dich so grausam plagen inmitten von Not und Gefahr dieser unendlichen Wildnis? Warum musst du die Kilometer und Leguas<sup>1</sup> fressen nach – ja, richtig! Nach Santa Cruz! Und überhaupt –

Das alles kam mir auf einmal vor als die dümmste aller Zwecklosigkeiten, um derentwillen ich mich hatte ohrfeigen mögen, während ich noch immer weiter wanderte in die sinkende Nacht über der eintönigen Pampa. – Wenn man doch bloß einmal einen Gringo antreffen würde! Seit meiner Abreise von Cochabamba hatte ich keinen mehr gesehen. –

Der Gedanke war noch nicht recht ausgedacht,

als er auch schon in glorreiche Erfüllung ging. Vor dem Hoftor eines ganz einsam in der Pampa stehenden Tambo stand ein junger Mann mit langen blonden Haaren und neben ihm eine junge Dame mit ebenso strohblonden Haaren, die so lang, aber auch so kurz waren wie die ihres Gefährten. Es war der erste Bubikopf, den ich zu bewundern Gelegenheit hatte. Im übrigen brauchte man sie nicht erst zu fragen, um zu wissen, dass sie eine Miss Amerika war.

Menschen sind in jenen Gegenden noch ein Erlebnis, und also betrachteten mich die beiden nicht minder neugierig wie ich sie.

»Do you speak English?« fragte Mister Amerika.

»Natürlich.« antwortete ich.

Damit war das Eis gebrochen, und sie luden mich ein zum Nachtessen, eine Aufforderung, die sie nicht zu wiederholen brauchten, denn außer einigen gerösteten Maiskolben hatte ich den ganzen Tag noch nichts gegessen. Während nun der Mozo schnell noch ein Huhn schlachtete und rupfte und wir alle noch mehr Holz zusammentrugen für das Feuer, hatte ich Zeit und Gelegenheit, mich ein wenig umzusehen unter dieser Karawane. Die beiden waren offenbar rechte Lebenskünstler, die es verstanden, auch Busch und Urwald eine gute Seite abzugewinnen. Sie hatten einen eingeborenen Führer, einen Mozo, der ihnen alle schwere Arbeit abnahm, sie hatten schöne und komfortable Feldbetten, allerlei Konserven und fabelhaft viel Zuckerrohrschnaps. Auch sonst schleppten sie auf vier starken Eseln noch allerhand Zeug mit sich in Kisten und Säcken,

deren Inhalt völlig unerklärlich war für mich, der schon übergenuß des Reisegepäcks an seinem Rucksack hatte. Nachdem alles so weit war mit den Vorbereitungen, setzten wir uns an den Tisch vor der Hütte zu einer richtigen zivilisierten Mahlzeit, wie ich sie seit langem nur noch in meinen Träumen kannte. Und während wir nun den Hühnerbraten mit viel Schnaps hinunterspülten, erzählte Mister Amerika – er war aus Texas und von deutschen Eltern – von seinen Abenteuern. Tanzmeister war er von Beruf. Ich meinte, dass das doch wohl nicht das richtige Gewerbe sei für diese Gegend. Da schaute er mich erstaunt an.

»Wo denkst du hin? Das beste Land der Welt für unseren Beruf! Droben in den Staaten treten sie einander auf die Füße. Da kann man die Straße pflastern mit Tanzmeistern. Aber hier! Ist dir außer uns schon einmal einer begegnet von hier bis La Paz?«

»Nein,« sagte ich voll Überzeugung.

»Und also,« fuhr der andere fort, »muss es doch ein gutes Land sein für die Tanzmeister. Wenn nur das Volk etwas mehr Sinn hätte für die Kunst! Aber nicht einmal einen ordentlichen Tango können sie tanzen. Und der stammt doch aus der Gegend. Seit zwei Jahren sind wir schon unterwegs. Die ganze Westküste haben wir abgeklappert. Immer einen Monat Tanzen und drei auf der Walz. Von Bogotá bis Antofagasta. In Quito und Guayaquil, in Lima und La Paz, in Arequipa sind wir gewesen. In Sucre haben die Universitätsprofessoren bei uns ihre Stunden genommen. Aber die besten Zeiten sind vorbei.

Der Rahm ist abgeschöpft. Es gibt zu viele windige Franzosen und billige italienische Signorinas, die das tun für ein Butterbrot.«

Ja, und dann fasste er den großen Entschluss und setzte Segel nach »*mares nunca de antes navegados*« von Tanzmeistern. Nach dem gelobten Lande Santa Cruz. Aber die Enttäuschung war groß. Alles twosteppte und foxtrottete bereits, als er dort ankam. Mühsam nur vermochte er sich über Wasser zu halten mit seinen Künsten, und wären nicht einige wohlhabende deutsche Kaufleute gewesen, die ihm das Geld für eine Ausrüstung zur Rückreise schenkten, so wäre er jämmerlich zugrunde gegangen in dem Schlaraffenlande.

Noch manches erzählten die beiden von ihren Abenteuern. Zwischendurch tauschten wir gegenseitig Informationen aus über den noch zurückzulegenden Weg.

»Morgen,« sagte der Tanzmeister, »wirst du unterwegs einen dicken Bonzen antreffen. Der ist kein Geringerer als der amerikanische Botschafter, der in Santa Cruz war, um sich die Petroleummöglichkeiten anzuschauen. So ein gutes Ding darf man sich nicht durchgehen lassen. Er ist von Detroit in Michigan, und wenn du ihm sagst, dass du auch von dorthier kommst, so wird er dir fünf Dollars geben. Uns wollte er hundert geben, wenn wir wieder zurückgingen nach den Staaten. Aber da müsste ich erst meinen Verstand verloren haben, ehe ich so etwas tue.«

»Warum?« fragte ich etwas erstaunt.

»Nicht ehe sie die Vierzehnte Verfassungsänderung widerrufen haben.«

»– –?«

»Nun ja,« fuhr er elegisch fort, »so steht es mit uns. Wir haben kein Haus und keine Heimat. Wir haben keine Freunde, keine Verwandte, keine Kinder. Wo wir unseren Hut hinhängen, da sind wir zu Hause. Was haben wir also in der Welt außer dem Whisky? – Drei Jahre hab' ich's ohne ihn ausgehalten. Aber nun ist's genug. Nicht dass das Glück sich Whisky buchstabiert. Aber die Freiheit tut's!«

So redeten wir weiter während der halben Nacht und waren schnell miteinander bekannt als Kinder der Landstraße und schauten in die unruhigen Flammen, die rot aufflackerten zum sternhellen Himmel unter dem Südlichen Kreuz. Die Missis holte ihre Mandoline und sang spanische Kantaten und wunderliche Niggerlieder. Sie fing an bei den »*Old folks at home*« und hörte auf mit einem Liede, dessen Kehrreim mir heute, nach drei Jahren, noch immer im Ohre klingt:

»*For I never trouble trouble.*

*Till trouble troubles me* –«

Das war sehr einfache Poesie, aber ein wie tiefer Sinn lag darin, zumal für die, die sich auf bolivianischen Landstraßen herumtreiben!

---

1. eine Legua = 4237 m <<<

## Das Land Santa Cruz

GESPRÄCH MIT DEM AMERIKANISCHEN BOTSCHAFTER. –  
ANKUNFT IN SAMAIPATA. – »SERVUS, LANDSMANN!«  
– BESCHAULICHE ARBEIT. – HOHE POLITIK. – DER  
»KAISER VON BELGIEN« UND DAS VERKANNTES  
ELSAß-LOTHRINGEN. – HOCHWÜRDEN BEENDET DEN  
STREIT. – WENN MAN ORANGEN KAUFTE. – ENDLICH  
SANTA CRUZ! – DIE HAUPTSTADT DER GUMMIBARONE. –  
ALLERLEI ABENTEUER. – ICH KAUFTE MIR EINEN  
REITOCHSEN. – NACHTMARSCH IM TROPENGEWITTER. –  
MUCHOS BARBAROS!

anderen Tage machte ich mich auf den Weg vor der Sonne und ich hatte auch alle Ursache dazu, denn die Tagereise, die vor mir lag, war lang und führte über eine Cuesta, die höher war wie alle anderen und mit ihrem Kammgipfel bis in die Wolken ragte. Einige zehn Leguas gleich fünfzig Kilometer sollten es sein bis zum nächsten Dorfe, und die wollten marschiert sein auf dem schlechten Wege. Langsam marschierte ich durch den tiefen Sand der Straße, die mindestens einmal in jeder Stunde durch einen Wildbach führte. Heiß und sengend brannte schon die Sonne, obwohl sie eben erst hinter der hohen Cuesta vorgekommen war, die schwarz und drohend vor mir stand. Um eine Wegbiegung tauchte ein Reiter auf, dem man an seinem weißen Anzug und dem Tropenhelm schon von weitem den Gringo ansah. Wer konnte das anders sein



als Seine Exzellenz, der amerikanische Botschafter in La Paz? Gönnerhaft schaute er herab von der Höhe seines lammfrommen Maultieres, und sein breites, glattrasiertes Gesicht strahlte von Frömmigkeit wie das eines Methodistenpfarrers. Bewaffnet war er bis an die Zähne, ganz im Gegensatz zu seinem Landsmann, dem Tanzmeister, der keine andere Waffe mit sich führte, als die Blume, die er im Knopfloch trug. Hinter ihm trottete ein Gefolge von wohlbepackten Mauleseln, damit Seine Exzellenz die *hotcakes* nicht beim Frühstück vermisste, damit es an *ham* und *eggs* nicht fehle, damit man abends sein *corned beef and cabbage* und sein *porkchop* habe. Am Schwanzende trottete verdrossen der Führer auf seinem Maultier.

»Good morning,« sagte Seine Exzellenz.

»Good morning,« antwortete ich.

Dabei gingen mir tausend Gedanken durch den Kopf. Fünf Dollars wäre er wert, hatte der Tanzmeister gesagt. Das wären gerade etwa zwölf bis dreizehn Bolivianos, und das war viel in diesem Lande. – Und von Detroit in Michigan war er? Noch nie in meinem Leben war ich dort gewesen. Vielleicht täte Texas auch die Dienste. Oder San Franzisko oder so etwas Ähnliches. Aber Amerika –!

»Wo, zum Teufel, kommen denn Sie her?« fragte Seine Exzellenz.

»Germany!«

»German? Now, das hätte ich mir schon denken können! Eine sehr unternehmende Nation, die Germans. Santa Cruz ist voll davon. Und wenn einer

nach dem Mond geht, so wird er sicher auch eine ganze Kolonie davon finden.«

Nun lenkte er das Gespräch auf ein anderes Thema.

»*Lovely morning, is'nt it?*«

»*Lovely morning, indeed,*« sagte ich und ging weiter. Du hast gut reden auf deinem Maultier, dachte ich mir.

Der Weg nach dem Mekka meiner Träume, Santa Cruz, war nun nicht mehr allzu weit. Etwa vier Tagereisen. Vorher sollte man aber noch eine andere größere Stadt mit Namen Samaipata antreffen. Als eine kleine Weltstadt war sie mir geschildert worden, wenn sie sich auch nachher etwas bescheidener entpuppte, als eine Illustration zu dem Sprichwort, dass im Reiche der Blinden der Einäugige König ist. In einer pechschwarzen, mondlosen Nacht, in der es ringsum wetterleuchtete von Gewittern, geriet ich in eine Ansammlung von Lehmhütten, zwischen denen eine Schar von halbwilden Hunden ein steinerweichendes Konzert vollführte. Irgendwo vor einer Hütte brannte ein trübes Licht, hinter dem einer der in allen Gegenden Südamerikas so verbreiteten arabischen Halsabschneider auf den Schätzen seines Basares thronte.

Wie weit es noch nach Samaipata wäre?

»Ja, Amigo, Sie sind ja in Samaipata.«

Müde und enttäuscht setzte ich mich auf eine umherstehende Kiste und versuchte meinen Kummer zu ertränken in einem großen Glase Zuckerrohrschnaps. Der Fondero wurde indes nicht müde

mich auszufragen mit der ganzen Neugierigkeit seines Gewerbes. Woher ich komme, wohin ich gehe, ob ich verheiratet wäre, was ich in meinem Rucksack habe, ob ich damit Handel treibe, und tausend andere Fragen. – Nein, Hotels gäbe es keine in dieser aufblühenden Stadt, aber in seinem Nachbarhause wohne ein Gringo, ein Deutscher. Der würde mir gewiss ein Unterkommen gewähren für die Nacht.

So machte ich mich denn auf den Weg und fand ihn endlich in seiner Hütte, zwischen Hunden, Hühnern, Schweinen und kleinen ungewaschenen Kindern. Vor heller Begeisterung fiel er mir fast um den Hals mit einem kräftigen »Servus, Landsmann!« Denn er war ein Österreicher. Auf mich, so sagte er, hätte er gerade gewartet, denn er habe heute einen Kontrakt unterzeichnet für einen Neubau, und da könne er viele Arbeitskräfte anstellen. An Essen und Trinken solle es mir nicht fehlen und schon gar nicht an barem Geld.

Am anderen Morgen machten wir uns an die Arbeit.

Natürlich war es ein Musikpavillon, an dem wir bauten. Was sonst sollte es zu bauen geben in solcher Stadt? Ganz allein stand er in der grellen Sonne auf der endlos weiten Plaza, die wie eine kümmerliche Viehweide aussah mit ihren braungebrannten Gräsern und den Resten eines Stacheldrahtzaunes, der sie einmal eingefasst hatte. Nicht immer, so erklärte mir der Österreicher, sei das so gewesen. Noch vor zwei Jahren habe es hier

stattliche Anlagen gegeben mit vielen liebevoll gepflegten Blumenbeeten. Aber dann hätten sie die Dorfbewohner als Weide für die Schweine benutzt. Die Ziegen hätten die Blumen gefressen und als letzter Rest vergangener Hoffärtigkeiten war nur noch der Musikpavillon übriggeblieben. Auch dessen Bau war schon seit einem Jahr im Gange, mit langen Pausen, die auf den chronischen Geldmangel der Stadtverwaltung zurückzuführen waren. Nun aber stand die Krönung dieser Schöpfung in nächster Aussicht. Von morgens bis abends umstanden die Honoratioren des Städtchens den Bauplatz und schauten uns zu bei der Arbeit und machten in Lokalpolitik und auch in hoher und höchster Weltpolitik, von der sie recht eigenartige Vorstellungen hatten. Da ich vor noch nicht langer Zeit aus Deutschland gekommen war, erregte ich eine Art Sensation. Ein Trommelfeuer von Fragen musste ich aushalten während des ganzen Tages.

Ah, und ist es wahr, dass sie dort Mäuse gegessen haben? Und Hunde und Katzen und kleine Kinder? Und dass sie Margarine aus Leichenfett fabrizierten, und wie das wohl schmecke? – Aber er sieht nicht verhungert aus, *caramba!* – Und ob der Kaiser von Belgien eine größere Armee gehabt hätte wie der von Deutschland? Aber der Bürgermeister – ein stattlicher Herr, der immer komplett und elegant angezogen war, trotz der großen Hitze – kannte sich aus und belehrte die anderen.

»Belgien? Wo denken Sie hin, Caballeros! Belgien ist ein kleines Land von armen Bauern am Mittellän-

dischen Meere. Die überfiel der Kaiser mit seiner Flotte, weil er die dort entdeckten Goldminen wollte. Aber dann besiegten ihn die Belgier in einer großen Seeschlacht. Und der Präsident von Frankreich hat in der Schlacht von Verdun den deutschen Kronprinzen vom Pferde gehauen und gefangengenommen. – Und Elsaß-Lothringen – ein Land? Nein, Señores, das ist ein Stadtteil von Paris!«

Noch lange hätte er so weitergeredet, wenn nicht ein Kaplan sich in das Argument gemischt hätte.

Paris – das sei die Stadt der Gottlosen und Abtrünnigen, die nicht an die Heiligen und die Hostie glauben, England ein Land der Ketzer, in Amerika glaubten sie nur an den Dollar, und neben Spanien sei Deutschland das einzige anständige Land.

Sprach's und schritt davon ohne ein weiteres Wort. *Roma locuta, causa finita..* Fortan redeten sie nicht mehr über Politik, wenigstens nicht solange Hochwürden in der Nähe war. –

Denn in Samaipata gilt noch nicht die Klage aus der Frommen Helene: »Ach, man hört auch hier schon wieder nicht mehr auf die Geistlichkeit!« Kirchliche Feiertage gibt es mehr wie Werktag. Und das ist weiter kein Unglück, denn ob Werk- oder Feiertag, es tut ohnehin kein Mensch etwas. Die meisten dieser Feiertage kommen auf das Konto der Schutzheiligen in den Hütten, die nur dann Wert und Wirkung bekommen, wenn sie die offizielle Weihung in der Kirche erhalten haben. So sieht man denn alltäglich Männlein und Weiblein

und was sonst Beine im Dorfe hat, in feierlicher Prozession zur Kirche ziehen. Voran die lärmende Musik und ganz an der Spitze der Heilige in seiner kahlen, noch ungeweihten Nüchternheit. Eine Weile ist es drinnen lebendig von Musik, und schon erscheint der Heilige wieder mit Schleier und Blumen.

Aber die Fiesta ist damit noch lange nicht vorbei. Die Musik zieht lärmend durch die Gassen und musiziert drei Tage und Nächte lang fast ununterbrochen, während die ganze Einwohnerschaft des Dorfes vor der Türe sitzt und Tschitscha trinkt auf Kosten des Patrons. So ist das Leben in Samaipata im Grunde genommen nur ein einziger Rausch von Tschitscha und Musik.

Was soll ich weiter von Samaipata erzählen? Ach, es ist am Ende doch nur ein trauriger Erdenwinkel! Tot, müde, alt, ruinenhaft verfallen ist hier alles, von der letzten Lehmhütte bis zu dem leeren Laufbrunnen auf der Plaza. Hitze, Sonne, Staub und brütende Langeweile in den leeren Gassen. Hunde, die sich die *hors d'oeuvre* in den Hinterhöfen sichern, und kümmerliche, halb verhungerte Schweine, die in den Kechrichthaufen wühlen. Denk' ich an Samaipata, so steigen mir in der Erinnerung noch jetzt die Düfte auf, die noch kein Dichter besungen.

Und doch – welches Land! Blauer Himmel und strahlender Sonnenschein. Weiche, schmeichelnde, italienische Luft, die sanft und wohlgefällig, wie der Frühling selber, über Täler und Höhen zieht. Da könnte man wohl – wenn man nur Zeit dazu hätte –

tagaus, tagein am Wegrand hocken und der lieben Sonne zusehen, wie in der hellen Bergluft ihre Strahlen sich tausendfach brechen und wie sie allabendlich hinter den dunkelblauen Bergen versinkt in einem sprühenden Regen von leuchtendem Gold. Zeit und Stunde, Leben und Tod könnte man vergessen hier über dem Spiele der Farben.

*Ich möchte hingehen wie das Abendrot,  
Und wie der Tag in seinen letzten Gluten.*

Welcher Boden! Reichtum und Überfluss könnten hier sein; das gelobte Land, von dem die Kinder Israels träumten, wenn – ja, wenn es keine Indianer und keine Tschitscha gäbe. Da kam vor einigen Jahren ein Italiener in die Gegend; ein Mann mit viel Unternehmungsgeist und wenig Dollars. Abseits von den anderen, in einem öden Tal, baute er seine Hütte. Damals war dort nichts zu sehen als staubiger Dornbusch auf steinigem Boden. Heute lacht es einem nur so entgegen von Feigen, Mandeln und Orangen aus den dunklen Bäumen zwischen dem glitzernden Wasser in den weitgedehnten Bewässerungsgräben. Kastanien, Mandarinen, aber auch Äpfel, Birnen, Pflaumen, die Früchte beider Zonen gedeihen hier bunt durcheinander in gleicher Üppigkeit. Kindskopfgroße Melonen und Kürbisse, so groß wie Wagenräder, leuchten goldgelb aus dem wogenden Meere der reifenden Maisfelder. Vor dem freundlichen weißgetünchten Hause ziehen sich Weinlauben, wo dicke, schwarze Portugieser-

trauben einladend herunterschauen aus dem dichten Blätterdach, das da und dort blutrot schimmelt im Abendrot. – Ganz ein kleines Oberitalien unter amerikanischer Sonne.

Und wie hier, könnte es überall sein in den Weiten dieser endlosen Wälder, die nun schon seit undenkbaren Zeiten in dämmernder Wildheit der Axt harren. Überall schreit das Land nach Menschen, Menschen. –

Freilich, Menschen müssen es schon sein, und keine sauren Tschitschaköpfe, wie man sie dortzulande findet. Arbeitsame italienische oder spanische Bauern mit harten Fäusten und wenig Ansprüchen an das bisschen Leben. Oder – aber das wird jawohl immer eine Illusion bleiben! – wenn es Schwaben oder Rheinländer wären, oder Pfälzer Weinbauern! Wie würden da gar bald die weißen Häuschen aus den dunklen Obstgärten leuchten, wie würde der Sonnenschein über den Maisfeldern tanzen und Äpfel und Apfelsinen in schönster Eintracht an den murmelnden Bergwassern wachsen. Zu hungern braucht hier keiner, und für bares Geld wäre auch gesorgt, denn drunten in der Ebene, in der nur vier Tagereisen entfernten Stadt Santa Cruz, gibt es viele reiche deutsche Kaufleute, die willig ein tüchtiges Stück Geld hergeben würden für einen ordentlichen Apfel, für eine Flasche Landwein oder gar eine richtiggehende deutsche Kartoffel! Und wenn nun gar – doch nein! Ich komme ins Träumen und Fantasierem. Ich wollte doch von meinem derzeitigen Arbeitgeber, dem Österreicher, erzählen, und der ist



ein wesentlich prosaischeres Kapitel.

Drei Tage lang stand ich im Dienste jenes Ehrenmannes, und je mehr ich es überdachte, je mehr wurde mir klar, dass ich nimmermehr einen Heller bekommen würde für meine Bemühungen am Pavillon. Denn »wo nichts ist«, sagt das Sprichwort, »hat der Kaiser das Recht verloren«. Hätte man ihn auf den Kopf gestellt, so wäre sicherlich kein Medio aus seinen Taschen herausgefallen. Überhaupt war er so ziemlich das unglücklichste Geschöpf in ganz Samaipata, und das hatte seine ganz bestimmten Gründe.

»Cherchez la femme!<sup>1</sup>«

Er war eine wandelnde und warnende Illustration zu dem unter den Deutschen Südamerikas so oft erörterten Kapitel: »Seine hiesige Frau.« In einer schwachen Stunde hatte er sich verleiten lassen, eine ortsansässige Bella zu heiraten, zusammen mit einem ungeheuren Anhang von Vettern, Basen, Tanten, *cuñados*, *compadres* und was sonst noch zu einem richtigen südamerikanischen Ehestand gehört. Die saßen nun alle von morgens bis abends in seinem Lehmhaus, spielten Karten, aßen *dulce con leche* und lebten sorglos wie die Lilien auf dem Felde auf Kosten des Gringo. Alle führten das Kommando in seinem Hause. Nur er selbst litt unter einem bedauerlichen Mangel an Autorität. Zu allem Überflus hielt sie ihn auch noch auf kurzen Rationen. Mittags gab es eine dicke Fariñasuppe, abends noch einmal, und dann hieß es den Schmachtrie-

men enger ziehen bis zum kommenden Tage. Oftmals wunderte ich mich, wie ein sonst so fescher und aufgeweckter Österreicher sich so weit hatte ducken lassen. Das war wohl mit den Jahren so gekommen. Tropfenweise hatten sie sich Rechte um Rechte angemäßt, ohne dass es ihm selbst zum Bewusstsein gekommen wäre. Sie hatten ihm die Hölle heiß gemacht, ihm, dem einzigen Gringo auf Hunderte von Meilen in der Runde, bis er willenlos sein Schicksal hinnahm als eine gottgewollte Abhängigkeit.

Der Krug geht jedoch so lange zum Wasser, bis er bricht. Am Abend des dritten Tages meiner Anwesenheit fiel es der Señora ein, uns gar nichts zum Nachtessen zu geben. Das war das *comble*! Irgendein Gevatter feierte heute sein *cumpleaños*. Da hatte sie das Haus voll Besuch und keine Zeit zu kochen für die Gringos. Schon saßen wir stundenlang auf der Bank vor dem Hause mit knurrendem Magen und knirschenden Zähnen und warteten auf das Belieben der Señora. Es wurde dunkler und immer dunkler. Schon funkelten die Sterne – die großen flimmernden Sterne des Hochlandes – am Nachthimmel. Drinnen rumorten und schwatzten die Geburtstagsgäste. Sie rauchten Zigaretten, sie löffelten das *dulce con leche*, und kein Mensch dachte an die geduldigen Gringos vor der Türe. In mir begann es zu kochen, und ich war der Ansicht, dass man zur Wahrung der Gringo-Ehre einmal mit Gewalt Remedur schaffen müsse, aber der »Hausherr« seufzte nur resigniert und war fürs Schlafengehen.

Noch waren wir uns nicht schlüssig geworden über die zu ergreifenden Maßnahmen, als eine schwer gepackte Maultierkarawane die Straße entlang getrottet kam unter Führung eines von einem mächtigen Panamahut beschatteten Europäers, den mein »Gastgeber« schon von weitem ausmachte als einen ihm bekannten jungen Deutschen, der im Auftrage einer deutschen Firma in Santa Cruz mit Tuchmustern und dergleichen über Land zog.

»Servus, Landsmann!«

Es gab eine umfangreiche Begrüßung und langes Palaver, das sich bis in die Mitternachtsstunde ausdehnte. Nach Deutschland wanderten die Gedanken und vergaßen darüber für ein paar glückliche Stunden die *cuñados* und *compadres*, die drinnen immer lauter lärmten, und das ganze traurige Leben im Lande Bolivien. Am nächsten Morgen in aller Frühe – so sagte der »Musterreiter« – wolle er weiterreisen nach Santa Cruz. Er stelle mir sogar ein Pferd zur Verfügung, wenn ich mit ihm gehen wollte. Für Gesellschaft sei man immer dankbar, denn das Reisen sei im Grunde ein langweiliges Geschäft in diesen Gegenden. Das Angebot kam wie ein Gottesgeschenk. »Ein Königreich für ein Pferd!« Man soll doch auch den Tag nicht vor dem Abend schelten, selbst wenn einmal die Señora die Suppe nicht ausschenkt.

Am nächsten Morgen, als die Hähne verschlafen auf den Bäumen und den Hausdächern krächten und die Schatten der Nacht noch in allen Ecken hockten, machten wir uns auf die Weiterreise.

Die Karawane war inzwischen erheblich angeschwollen. Ein kleiner, etwa zehnjähriger Indianerjunge, der weiß Gott woher geschneit kam, tippelte hinter uns her, ohne dass ihn jemand gefragt hätte, als ob das so sein müsse. Der »Mozo«, der als Führer und Eseltreiber diente, hatte seine Señora mitgebracht, nebst deren drei Monate altem Sprößling, den sie auf ihren Armen, hoch zu Ross, über Berge und Täler durch alle Schluchten und Abgründe des wilden Gebirges, tragen wollte, um ihn der Verwandtschaft in Santa Cruz zu zeigen. Denn Bolivien ist ein merkwürdiges Land. Der Musterreiter machte ein saures Gesicht beim Anblick der Bescherung. Denn mit den Mozos ist es nicht anders wie mit den Stützen, den Fräuleins, den Dienstmädchen und anderen Perlen bei uns zu Hause. Sie sind zerbrechliche Geschöpfe und wollen vorsichtig behandelt sein ...

In flottem Tempo ging es vorwärts, und als der helle Tag rot und feurig hinter den Buschwäldern im Osten heraufgezogen kam, lag Samaipata schon weit hinter uns.



Wenn man von Samaipata weiterwandert in der Richtung nach Santa Cruz, so kommt man in eine Gegend, die sich in vieler Beziehung unterscheidet von der, die man bisher durchwandert hat. Sie ist wilder, zerklüfteter, romantischer. Nicht als ob das vorher nicht auch schon der Fall gewesen wäre. Schon gleich hinter Cochabamba beginnt sich das hohe Altiplano zu zersplittern in zahllose Bergstö-

cke und Gebirgszüge. Aber es ist trotz allem noch eine gewisse Regelmäßigkeit in dem Chaos, und man hat an jedem neuen Tage sein Reiseprogramm vorgeschrieben in Gestalt eines hohen schwarzen Bergmassivs, nach dessen Überwindung man sich drunten im jenseitigen Tal an Eiern und Tschitscha gütlich tun kann. Hier aber ist das anders. Alle Ordnung löst sich in ein sinnverwirrendes Durcheinander von Klüften, Schluchten, Bergkegeln und Felswänden auf. Auf und ab führt der Weg, vorbei an schwindelnden Abgründen und wieder hinunter in finstere, dichtbewaldete Täler, in denen die Wildbäche rauschen. Dann steht man wieder ganz plötzlich und unvermittelt vor einer viele hundert Meter hohen Felswand, die man mühsam umgehen muss auf endlosen Umwegen. Die Dornen und Hecken des grauen Buschwaldes liegen hinter uns. Der Pflanzenwuchs wird frischer, üppiger, tropischer mit jedem Tage. Da stehen merkwürdige, wild verwachsene knorrige Bäume, die ihre Äste gespensterhaft über die Straße recken; schlanke Laubbäume mit silberweißen Stämmen und hohe Palmen scharf und schwarz in der sinkenden Sonne. Dicht verwachsen ist das Unterholz mit wuchernden Lianen und allerlei anderen dicken, fleischigen, breitblättrigen Schlingpflanzen.

Blumen schauen aus dem Dickicht; große, helle, leuchtende Blumen in allen Farben des Regenbogens. Es schreit und grunzt und zirpt und quiekt im Dämmerdunkel der Dschungel. Kleine, flinke, buntgefleckte Kolibris schwirren munter von Zweig zu

Zweig. Große, hässliche, rabenartige Vögel mit schwarzem, stahlblau schimmerndem Gefieder und riesigen Nasen wiegen sich gravitatisch auf den Ästen, und immer noch zeigt sich anderes Federvieh.

Wald, Wald überall! In Tälern und auf Höhen, in Schluchten und Abgründen, und kaum irgendwo die Spur einer menschlichen Ansiedlung. Wald, Busch und Wasser, das in den Tälern rauscht und kristallhell über die Felsen springt, und über dem allen die Schauer der Wildnis in ihrer drückenden Schwere. – Weit bin ich herumgekommen in einem Leben der Wanderungen und Abenteuer, aber selten nur habe ich ein Land gesehen, so wild, so romantisch und doch so lieblich wie dieses! ...

So einsam und menschenleer nun auch das umgebende Land ist, so belebt ist die Straße, auf der man wandert. Man merkt es an allen Anzeichen, dass man sich einer Stadt oder doch einer größeren Ansiedlung nähert. Immer von Zeit zu Zeit begegnet man einem größeren Trupp von Maultieren und Packeseln, der langsam und bedächtig seine Straße zieht; hinterher ein finsterer Indianer in rotem Poncho mit langem, schwarzem Haarschopf und tückischen Augen. Gleichmütig trotten sie über die harte, steinige Straße bis zur nächsten Hütte, wo es Tschitscha gibt.

Doch da sind wir glücklich wieder beim »Thema« angelangt! Wer von seinen Erlebnissen in Bolivien berichtet, der kommt in großen Kreisen immer wieder zur Tschitscha zurück. Droben auf dem Altiplano war sie ein raues, saures Gebräu von einer

glorreich berausenden Wirkung; hier ist es ein bläulichweißes, widerlich-süßes, milchähnliches Getränk, das durch eine gewisse Unwägbarkeit im Geschmack an Haarpomade erinnert. Mein derzeitiger deutscher Reisegefährte war ein erklärter Liebhaber dieser Tschitscha. Kaum hatten wir eine Hütte hinter uns gelassen, so lechzte er schon wieder nach dem Gewässer in der folgenden, wie er denn überhaupt nur lobende Worte hatte für alle Dinge und Personen dieses »cruzenischen« Landes. Total »verhiesigt« war er bereits, trotzdem er erst vor wenig mehr als Jahresfrist den Staub der Straßen von Berlin-Schöneberg von seinen Füßen geschüttelt hatte.

Am Nachmittag des zweiten Reisetages von Samaipata kamen wir an ein mächtiges schwarzes Bergmassiv, das sich quer zur Marschrichtung erstreckte. – Die berühmte *cuesta negra*. Durch dunkle Wälder arbeiteten wir uns bergauf auf steilen, steinigten Wegen, wo kaum die Maulesel Fuß fassen konnten. Es war später Abend, als wir auf dem Kamme ankamen. Der Mozo war für das Übernachten an Ort und Stelle, zumal dort eine Hütte stand, in der Tschitscha feilgeboten wurde. Aber der deutsche Musterreiter war anderer Ansicht, und so ging es denn wieder hinein in den Buschwald, in dem schon die Nachtschatten spukten. Es wurde dunkler und dunkler; eine finstere, mondlose Nacht. Bald war kein Weg, kein Steg mehr zu sehen. Mühsam tasteten wir uns weiter bergabwärts, zwischen hohen, weißleuchtenden Baumstämmen. Der Mozo

hatte das Baby in seine Obhut genommen, und wie er das arme Würmchen glücklich über alle Gefahren hinweglotste, das ist eines der vielen ungelösten Rätsel, die mir das Land Bolivien aufgegeben hat.

Endlich – es mochte wohl schon gegen Mitternacht gewesen sein – gelangten wir in ein enges, von hohen Bergen dicht umschlossenes Tal, wo es auf ebenen Wegen weiterging durch einen majestätischen Hochwald, in dem zahllose Glühwürmchen das Dunkel durchgeisterten. Dann kamen Hütten, Hundegebell und Hähnekrähen. Der Patron der Hütte, wo wir einkehrten, schien nicht eben erbaut über den Besuch der Mahalla, die ihn zur mitternächtigen Stunde überfiel. Eier – so sagte er – habe er nicht vorrätig, und für einen Braten brauchten wir uns den Mund nicht lecker zu machen, denn die Hühner pflegten alle weit drinnen im Busch auf den Bäumen zu nächtigen. Noch standen wir beisammen und berieten über die Sachlage, als eben eine dicke, runde, fette, ganz ungeheuer große Ente des Weges gewatschelt kam. Im Nu hatte der Mozo sie beim Kragen. Im Nu war sie gerupft und geputzt. Schon schmorte sie im Kochtopf. Der Spaß kostete fünfzig Centavos ...

Die *cuesta negra* ist gewissermaßen das letzte Aufbäumen des Hochgebirges vor seinem Abfall in die Ebene, die plötzlich durch eine Lichtung im Dickicht tief unten sichtbar wird.

Die Ebene! Das große, unendliche Flachland, das sich unermesslich ausbreitet über das östliche Boli-



vien, bis zum Paraguay, nach Brasilien, nach dem wilden Matto Grosso und immer noch weiter! Lange stand ich wie festgewurzelt an der Stelle und mir wurde gar fröhlich und hoffnungsvoll zumute bei dem Anblick. Nicht satt sehen konnte ich mich an dem Bilde. Keine Täler, keine Cuestas, keine steinigen Pfade an steilen Abgründen mehr! Nach all dem Wirrwarr von Berg und Tal, von Schluchten und Klüften musste es doch ein Kinderspiel sein, über dieses Flachland zu eilen; nach dem Paraguay, nach Brasilien, nach São Paulo, nach Santos – nach Hause! – Wenn ich gewusst hätte!

Noch am selben Tage ging es spät abends Hals über Kopf in Schutt und Geröll auf steil abschüssigen Pfaden hinunter und immer weiter hinunter. Schon standen wir am Rande der Ebene.

Es ist eine andere Welt, in der man nun wandert. Zwar ist auch hier das ewige Einerlei des endlosen Waldes; aber es ist anders. Andere Bäume, andere Palmen, andere Schlinggewächse. Höher, mächtiger, majestätischer, aber zugleich auch finsterer und unheimlicher. Aus dem Dickicht tönt die wilde, ungereimte Musik des Urwaldes. Wie anders ist es doch hier, als in der stillen Feierlichkeit eines deutschen Hochwaldes. Das schreit und grunzt und quiekt und blökt in der Dschungel. Sind's Affen, sind's Vögel, die den Lärm auf dem Gewissen haben? Kenn' sich der Teufel aus in diesem sinnverwirrenden Chaos der Töne!

Da ist ein Vogel – oder ist es ein Affe? – der immer von Zeit zu Zeit ganz plötzlich und unvermit-

telt seinen Ruf ertönen lässt, der sich anhört wie das Schnarren einer Kuckucksuhr. Da ist ein anderes Wesen – weiß der Kuckuck ob es auf zwei oder vier Beinen oder auf vier Händen läuft – das ab und zu seine Stimme ertönen lässt gleich einer heulenden Dampfsirene; eine schaurige, misstönende Stimme, die dem Neuling das Blut in den Adern gerinnen lässt. Für einen Augenblick verstummt dann selbst das Brüllen der Affen und das Lärmen der Papageien, um dann mit umso mehr Temperament wieder einzusetzen. Welch seltsame Kostgänger hat doch die Natur! Man möchte sie alle kennen, man möchte alles wissen, und steht doch nur immer wieder vor dem Abgrund seiner eigenen Unwissenheit!

Zuweilen – in Abständen von Leguas – kommt man an Rodungen vorbei, wo unternehmende Kulturpioniere den jungen Boden bebauen. – Primitive Landwirtschaft! Nichts von Düngung, nichts von Fruchtfolge und dergleichen Schikanen! Da werden die größten und dicksten Bäume abgeschlagen. Der Busch wird niedergebrannt und auf Ruß und Asche, zwischen Stummeln und halbverkohlten Baumstämmen auf oberflächlich beackertem Boden der Reis gesät und die Maiskörner gesteckt. Und wie sie wachsen! Gibt es auf der weiten Erde noch einen Boden, der fruchtbarer wäre, wie der dieses cruzenischen Landes? Reis, Mais, Manioka, Bananen wachsen hier im Überfluss. Sie mästen die wunderbarssten Schweine. Sie bauen ihren eigenen Zucker. Der Kaffee wächst wild in den Wäldern. Hühner, Gänse, Enten und anderes Federvieh hungern in Scharen

um die Hütten. Ein lächerlich kleiner Flecken Landes genügt hier schon, um eine ansehnliche Familie mit allem Nötigen im Überfluss zu versorgen.

Weiter in der Richtung nach der Stadt Santa Cruz, wo die Farmen schon älter und ausgebauter sind, sind die Apfelsinen zu Hause. Über und über sind die Bäume bedeckt mit den großen, goldgelb schimmernden Früchten. Wunderschöne, kindskopfgroße Früchte liegen achtlos auf der Erde; eine Beute der Schweine. Vor einer Hütte, die um eine Schattierung anspruchsvoller aussah wie die anderen, war ein wahrer Berg von Apfelsinen aufgetürmt. Der Anblick war zu viel für mich, und ich fragte deshalb die alte, verwitterte Doña des Hauses, ob sie mir etwas verkaufen wollte von ihren Schätzen. Verwundert betrachtete sie mich aus einem Augenwinkel wie eine Offenbarung aus einer anderen Welt. Da war einer, der wollte Apfelsinen kaufen! »Und wie viele wünschen der Caballero?«

»Für einen Medio – fünf Centavos.«

Da schickte sie den kleinen, halbnackten Jungen, der bisher an ihrem Rockschoße gehangen hatte, fort, damit er den Auftrag besorge.

»Apúrate, Manuelito!«

Er verschwand im Hause und erschien bald wieder mit einem großen Korb voll Apfelsinen, die die Señora sorgfältig vor mir aufzählte.

»Dos, quatro, seis ... quatorce ...«

»Hören Sie auf!«

Und immer zählte sie noch weiter, unbekümmert um meinen Protest. Als sie bei Nummer fünf-

undzwanzig angelangt war, war sie am Boden des Korbes angelangt und schickte den Jungen fort, dass er noch mehr hole. Fassungslos schaute ich dem Beginnen zu. Ich kam mir vor wie ein kleiner Junge, der auf der Straße den Leitungshahn aufgedreht hatte und nun das Schließen nicht mehr fertigbringt. Oder wie der Zauberlehrling in dem Gedichte: »Die ich rief, die Geister ...«

»Aber wie? – was? Für einen Medio möchte ich haben!«

»Como no! Natürlich! Das ist so der Preis. Für einen Medio kann man hier einen ganzen Schweinestall satt bekommen. – Aber Apfelsinen kaufen? Warum tun der Caballero dieses?«

Wohl oder übel musste ich einen Teil der erstandenen Schätze zurücklassen. Was ich konnte, stopfte ich in mein Bündel und setzte dann befriedigt die Reise fort. Eins war gewiss: Verhungern würde ich nicht im Lande Santa Cruz.

Neugestärkt ging ich weiter.

Der Musterreiter war vorausgeritten mit seiner Karawane, und ich ging allein auf der langen Landstraße. Der hohe Wald war zu einem Busch geworden, der grau und staubig in der grellen Sonne stand. Stellenweise dehnte sich offene Pampa mit Viehherden, die scheu davonrannten. Da und dort stand eine Hütte, die sich mit ihrem Dache aus Palmblättern kaum von der Landschaft abhob. Schnurgerade ging der Weg durch das schattenlose Land. Immer wieder zogen sich quer über die Straße die sumpfigen Wasserpfützen, über denen

die Moskitos summten. Eintönig quakten die Frösche in der regungslosen Stille. – Mich fröstelte selbst in der brütenden Hitze dieses tropischen Tages!

Von ferne grüßten die Türme der großen Kathedrale wie ein Märchen aus einer anderen Welt. In der Hitze des heißen Nachmittags waren sie schon aufgetaucht weit draußen am Ende der endlosen Straße, und nun schienen sie noch nicht näher gekommen, obwohl die Nacht schon aus den Wäldern kam und das unsichere Licht der Dämmerung sich wie ein Schleier über die Ferne legte. Weiter und weiter tappte ich durch die sinkende Nacht.

Wie lang sind die Wege in Bolivien!

Bald hatte die Nacht alle Formen und Gestalten verschluckt in ihrem schwarzen Rachen. Immer zahlreicher tauchten hinter den Büschen die niedrigen, mit breiten Palmblättern bedeckten Hütten auf, vor denen die unruhigen Feuer brannten und die dunklen Orangenbäume mit ihren leuchtenden Früchten im zuckenden Scheine der Flammen wie Weihnachtsbäume standen. Melancholisch bellten die Hunde und die Schweine grunzten zufrieden im Dickicht. Nur die Grillen verursachten einen betäubenden Lärm in der lauen Nacht. So ist es. Die Tiere sind stets zufrieden, aber die Menschen und die Grillen finden nirgendwo Ruh.

Schon verzweigte sich die große Landstraße in die Gassen und Gässchen der Vorstadt, wo hohe Büsche mit leuchtenden Blumen über die Mauern ragten und ein süßer Duft auf der Straße lag. Alles war

still und tot. Nur ab und zu sah man eine vorüberhuschende Gestalt im unsicheren Licht der trüben Öllampen. Es war, als ob im nächsten Augenblick ein Nachtwächter mit Horn und Laterne um die Ecke kommen müsste.

»Hört, ihr Herren, und lasst euch sagen – –«

Eine südamerikanische Eigentümlichkeit, die in Santa Cruz noch besonders ausgeprägt erscheint, ist das Kampieren auf der Straße. Jedermann scheint das Stück des Bürgersteigs vor seinem Hause als eine Art Allonge zu seinem Schlafzimmer anzusehen, und so blockieren sie den Weg mit Stühlen und Korbesseln, auf denen sie im tiefsten Negligé die Schwüle des Abends verträumen.

»*Buenas noches, caballeros.*«

»*Buenas noches*« kommt es schläfrig zurück.

Dann starren sie dich an wie ein Wesen aus einer anderen Welt. Fremde Menschen sind offenbar keine Alltäglichkeit in diesen glücklichen Gefilden.

Wo es nach der Plaza geht?

»*Quien sabe?*«

Dann folgt ein eifriges Getuschel und Gekicher, derweilen du weiter schreitest durch lange, dunkle Gassen und immer nachdenklicher den Kopf schüttest. – Eine südamerikanische Stadt ohne Plaza? Das wäre doch das Neueste vom Neuen!

Langsam aber kommt man aus der dämmernden Beschaulichkeit der Vorstadt heraus in das Zentrum. Man sieht wirklich Leute auf der Straße und in den Bolichen an den Ecken wimmelt es geradezu von zwei, drei oder gar noch mehr Personen.

Und auf einmal steht man auf der Plaza; einer stolzen, geräumigen Plaza, wie sie sich die meisten südamerikanischen Städte nur in ihren Träumen leisten können. Kathedrale, Denkmal, stattliche Regierungspaläste, prunkvolle Hotels, eine »Municipalidad« und dicht daneben ein licht- und farbensprühendes Kinotheater. Tom Mix und Charley Chaplin und Baby Daniels und Asta Nielsen am Rande der Wildnis. Denn das gehört sich so. Wozu sind wir auch zivilisiert? Hell schimmert das elektrische Licht durch die Baumkronen. Auf den weiten, getäfelten Wegen wimmelt es von bunten Kleidern und schwarzen Mantillas, von funkelnden Ringen und blitzenden Steinen. Es riecht nach Parfüm. Laut und herausfordernd lärmt die Musik in der lauen, regungslosen Nacht.

»Das ist die Liebe, die dumme Liebe – – –.«

Müde wie ich war, versuchte ich in den umliegenden Hotels und Gasthäusern ein Unterkommen für die Nacht zu finden, aber überall in diesen Zeiten, und ob man auch wanderte an die Enden der Erde, verfolgt einen das Gespenst der Wohnungsnot.

»Pieza? cama?«

»Nada, nada, señor! Ocupado!« »Alles besetzt.«

Und also musste ich bei Mutter Grün logieren.

Das war nun keineswegs eine neue Erfahrung. Auf allerlei Plätzen hatte ich schon übernachtet in den letzten Tagen und Wochen. Aber es ist doch etwas anderes, wenn einem so etwas passiert inmitten der großen Stadt, wo alle anderen gut bürger-

lich in einem Bette schlafen und selbst der Ärmste irgendeine Art von Häuslichkeit sein eigen nennt. Dann erfasst selbst den abgebrühtesten Ritter der Landstraße ein Gefühl von hoffnungsloser Verlassenheit und die graue Müdigkeit beginnt den Rücken herab zu kriechen wie ein lastendes Gespenst. Mürrisch setzte ich mich auf eine der Bänke neben ein moschusduftendes Liebespäarchen und hörte auf die immer gleiche Leier der lärmenden Musik.

»Das ist die Liebe ...«

Unaufhörlich flutete der Menschenstrom vorüber auf dem breiten Wege rings um die Plaza. Es wurde geliebt, getuschelt und getändelt.

Ach, wie war das widerwärtig!

Langsam begann der Schwarm sich zu verlaufen. Die Musik verstummte, und bald war nichts mehr zu hören als das Zirpen der Grillen über der leeren Plaza. Dröhnend schlug die Turmuhr die zehnte Stunde.

Wie lang war die Nacht!

Halb und halb war ich schon eingeschlafen auf meiner Bank, als im Lichtkreis der Laterne ein Kerl auftauchte, der mir bekannt vorkam. Ganz südamerikanisch war er gekleidet, mit weißem Leinenanzug und buntem Pañuelo, wie es dort die Leute aus dem Volke tragen, aber das spitze Gassenbubengesicht unter der verschossenen Matrosenmütze hatte ich gewiss schon irgendwo einmal gesehen. Der mochte wohl das gleiche von mir denken, denn als er schon vorüber war, drehte er sich plötzlich um.



»Hallo!«

»Que se sirve, señor?«

»Hab' dich mal nicht so! Das habe ich dir doch auf die ganze Länge der Plaza angesehen, dass du gerade von der Küste kommst. – Und gesehen haben wir uns dort unten auch. Vielleicht auf der Plaza Prat in Valparaiso, vielleicht bei Vater Kühne in Callao, vielleicht bei Rost in Antofagasta.«

Langsam begann es mir zu dämmern. In Antofagasta ...

»Und nun bist du wohl ganz kapores?« fuhr der andere fort, »keinen Centavo? He? – Nein, nur keine Geschichten! Wenn du hier sitzen bleibst, so werden dich die Grillen in den Schlaf singen und morgens wirst du auf dem Polizeihof bei den Vigilanten aufwachen. Tätest besser daran, mit mir zu kommen. Ich habe ein Haus, eine Señora, drei Kinder und allen Zubehör. Da ist immer noch Platz für einen Kollegen.«

Und ehe ich noch recht wusste, wie mir geschah, wanderte ich an der Seite dieses bekannten Unbekannten durch die dunklen Gassen. Enger wurden die Straßen und spärlicher die Beleuchtung, und immer stapften wir noch weiter. »Ja, ja,« meinte mein neugefundener »Kollege«. »Ich weiß, wie es so zugeht im Leben! Ich habe Klinken geputzt und Platten gerissen und Kohldampf geschoben wie nur einer. Dabei muss man viel arbeiten und hat vielen Ärger. Aber nichts arbeiten und doch leben, das ist die Kunst! Und dafür gibt es kein besseres Land als Santa Cruz. Der Kaffee wächst einem

in den Mund und die Kinder spielen Fangball mit den Orangen. Eine Señora habe ich mir auch zugelegt, mit drei kleinen Kindern. Die führen das Geschäft, die verdienen das Geld, die kochen das Essen, die flicken meine Kleider, und ich bin wie ein Pascha. So gefällt es mir; und so solltest du es auch machen. Warum der Ärger, warum die Arbeit? Man lebt nur einmal im Leben.«

Während wir noch so sprachen, standen wir vor einem schmutzigen Kaufladen, wo Tuchballen, Sardinenbüchsen, Heringsfässer und alle Früchte des Landes Santa Cruz in bunter Unordnung durcheinander lagen. Durch einen dunklen Hausgang kamen wir in einen Hof, wo mein Gastgeber mir aus Schaffellen ein Lager zurecht machte.

Soweit war es ein ganz erträgliches Nachtquartier. Der wilde Jasmin, der den Brunnen fast überdeckte, erfüllte die Atmosphäre mit einem wunderbar süßen Duft, der sich angenehm mischte mit dem würzigen Geruch einer weißen, geißblattartigen Blüte, die an den Mauern wucherte. Weiß schimmerte das Mondlicht durch das dunkle Laub eines riesengroßen, mit Früchten schwer beladenen Orangenbaumes. Sonst aber war es nicht gerade die Umwelt, die zum Schlafen einlud. – Ein Hof? Es war eine Menagerie! Da blökten die Schafe, da meckerten die Ziegen, da grunzten die Schweine, da summten die Moskitos. Irgendein unbeschreibliches Tier, halb Hund, halb Wolf, lag knurrend in der Mitte des Hofes, wie der Zerberus vor der Hölle, und verwandte keinen Blick seiner fun-

kelnden Raubtieraugen von dem verdächtigen Fremdling. Bei der geringsten Bewegung kam es knurrend herangeschossen. Ich kam mir vor wie Alice im Wunderland. Lange wälzte ich mich hin und her auf dem schmutzigen Schaffell, ohne auch nur eine Minute Schlaf zu finden in der endlosen Nacht. Schließlich kletterte ich über die Mauer des Hinterhofes hinweg in eine enge, übelriechende Gasse, als eben der erste blasse Schimmer des hereinbrechenden Tages über die flachen Hausdächer gekrochen kam.

Während des ganzen Morgens lief ich ziellos umher in der Hitze der heißen Straßen und besah mir eingehend die Stadt. Und das war schon der Mühe wert. Wer einmal sich zurückversetzen möchte in die Zeiten von Anno dazumal, da noch keine dampf- und benzinschnaubenden Tiere die beschauliche Ruhe unserer Urgroßväter störten, der komme nach Santa Cruz de la Sierra. Nichts von Autos, nichts von Eisenbahnen. Nur Packesel und Maultiere und schwerfällige Ochsenkarren mit riesengroßen Wagenrädern, die mit eintönig singendem Geräusch wie Mühlsteine durch den tiefen Sand der Straßen pflügen. An allen Straßenkreuzungen sind starke Pfähle quer über die Straße eingerammt, damit der Fußgänger sich darauf von einem Bürgerteig zum anderen balancieren kann, falls in der Regenzeit die Straßen unter Wasser stehen. Still ist es hier am Morgen und Abend und in der Mittagshitze regt sich kein Mensch von der Stelle. Es ist hier offenbar ein Platz, wo sie spät aufstehen und früh

schlafen gehen und obendrein noch lange Siesta schlafen.

Und doch hat auch diese Stadt der anspruchslosen Beschaulichkeit schon einmal eine große Zeit erlebt. Das war vor etwa zehn bis fünfzehn Jahren, als hier der Gummi König war. Da rollten die Ochsenwagen bei Tag und Nacht in endlosen Reihen durch die Straßen, da lärmten die »Gomeros« und sonst noch allerlei abenteuerndes Volk aus aller Herren Ländern in den Wirtschaften und Tanzlokalen, und die goldenen Pfundstücke rollten über die Ladentische, wie anderwärts die Pfennige. Damals – da war noch etwas zu holen! Aber es ist nun einmal das Geschick von uns Nachgeborenen, dass wir überall um eine Nasenlänge zu spät kommen. Die Gummikonjunktur ist längst vorüber, seitdem der Wettbewerb der großen malaiischen Plantagen den Preis auf einen Tiefstand heruntergedrückt hat, der die Unkosten für das planlose Sammeln in den bolivianischen und brasilianischen Urwäldern nicht mehr lohnt. Schnell wie es gekommen, war es auch wieder vorbei mit dem wilden Leben. Die Raddampfer rosten in den Flusshäfen des Rio Beni, die große Straße nach Paraguay, die noch vor wenigen Jahren vom Lärm der Karawanen widerhallte, liegt still und verödet da, und alles ist wieder in die altgewohnte schläfrige Atmosphäre zurückgesunken, als ob es nie eine Gummikonjunktur gegeben. Eine Welt für sich, gleich einer Insel im Meere; eine Oase in der endlosen Waldwüste; Hunderte von Kilometern von dem äußersten Punkte der letzten Eisenbahnlinie.

Hier ist alles anders wie anderswo. Jede Stadt, und sei sie die sonderbarste, hat irgendwo ein Gegenstück auf dieser Erde. Aber Santa Cruz de la Sierra hat keines. Hier gibt es eine Universität und einen Bischof, hier gibt es ein Postamt, in dem man sogar zweimal in der Woche Briefmarken bekommen kann, und eine Telegrafeneitung, die zuweilen funktioniert, wenn nicht eben die wilden Ochsen in der Pampa ihr Mütchen daran gekühlt haben. Hier entwickelt sich allabendlich auf der Plaza bei schmelzender Musik ein mondänes Treiben von der letzten, beziehungsweise vorletzten Eleganz, und dennoch gibt es kein Straßenpflaster, an Autos gar nicht zu denken. Ja, nicht einmal eine Wasserleitung ist vorhanden. Auch das Graben von Brunnen ist schwierig und kostspielig in diesem sandigen Gelände, und also ist man auf das Regenwasser angewiesen, das in Zisternen gesammelt wird. In dieser Stadt, die von den Früchten der Tropen nur so überquillt, ist seltsamerweise das Trinkwasser ein Luxusartikel, der von Straßenhändlern verkauft und teuer bezahlt wird.

Auch Santa Cruz hat seine Calle Florida. Sie ist nicht so elegant wie jene berühmte Straße in Buenos Aires, aber sie ist mindestens ebenso malerisch. Man schlendert über den hohen, mit Ziegelsteinen gepflasterten Gehsteig und schaut hinunter auf das Gewimmel in der Straße, die zu beiden Seiten überfüllt ist mit den Schätzen des Landes Santa Cruz. Orangen sind zwar nicht mehr ganz so billig wie draußen, aber dennoch erstand ich bei einer dicken Se-

ñora so viele für einen Medio, dass ich mir ein laufendes Konto einrichten konnte, von dem ich nach Bedarf abhob. Und neben den Orangen liegen Bananen, Mangos, Chirimoyas, Ananas und noch viele andere Früchte, für die meine Kenntnisse nicht ausreichen.

In der Straße ist es immer lebendig von seltsam fremdartigen und manchmal wildromantischen Gestalten. Stolze Indianer mit hohen Hüten und grelleuchtenden Ponchos, gebückte Cholos, die ihr ganzes Hab und Gut in einem Taschentuche mit sich tragen, und dann wieder unternehmend aussehende Gauchos und bunt aufgeputzte Arrieros auf wilden Pferden. In einem fort ist es ein Kommen und Gehen von Wagenzügen und von Maultierkarawanen, die schellenklingelnd vorüberziehen. Und überall flattern im Winde die weißen Fahnen, die es lockend verkünden: »*Hay chicha!*« Es ist alles wie ein Kapitel aus Tausendundeiner Nacht.

Es ist eine angenehme Eigenschaft der Hausdächer von Santa Cruz, dass sie über den ganzen Gehsteig hinwegreichen und einem so Gelegenheit geben, die Auslagen der Geschäfte in schattiger Bequemlichkeit zu betrachten. Alles, was ein zivilisiertes Herz nur wünschen mag, ist hier vertreten, von Stiefeln und Tuchballen bis zum feinsten Parfüm und den edelsten Weinen. Und alles das, bis zur letzten Fensterscheibe, unter Mühen und Gefahren, durch Sümpfe und Urwälder, über himmelhohe Berge auf schwindligen Wegen auf dem Rücken der Maultiere hierher geschafft. Man muss sich wun-

dern, wie das alles bezahlt wird, seitdem der Gummi nicht mehr rentiert, denn, reich wie das Land Santa Cruz ist, so hat man doch in den Jahrhunderten europäischer Besetzung kaum einen Anfang zur Ausbeutung seiner Bodenschätze gemacht. In dem Lande vom doppelten Umfang des Deutschen Reiches gibt es nur wenige Dampfmaschinen. Ackerbau wird nur im kleinen betrieben für den eigenen Gebrauch der Ansiedler. Im übrigen ist alles wilder Urwald und endlose Pampa, auf der das wilde Rindvieh sich zu Hunderttausenden herumtreibt. Das einzige Ausfuhrprodukt ist der auf den Zuckerplantagen gewonnene Alkohol, der in Blechbüchsen gefüllt und von Mauleseln nach Cochabamba geschafft wird.

Die Mehrzahl der Bewohner dieses Landes sind keine Indianer, sondern reinblütige Spanier, die sich etwas auf ihre Rasse zugute tun. »Cruceños« nennen sie sich und fühlen sich als solche in erster Linie und nicht als Bolivianer. Die Töchter dieses Landes, die »Cruceñas«, gelten auch im übrigen Bolivien als besondere Schönheiten. – Nun ja, über den Geschmack lässt sich nicht streiten. Auf alle Fälle sind sie eine problematische Rasse, über deren endgültige politische Zugehörigkeit das letzte Wort noch nicht gesprochen ist. Wahrscheinlich werden sie einmal dem Staate zufallen, der ihnen die erste Eisenbahn baut, denn davon hängt alles ab. Darauf ist auch die nicht wegzuleugnende Trägheit der Bewohner zurückzuführen. Denn was nützt aller Fleiß und aller Unternehmungsgeist, wenn er immer wie-

der an der Klippe der schlechten Verkehrsverhältnisse zerschellt? Reichtum für alle könnte hier wie ein artesischer Brunnen in der verdurstenden Wüste aufspringen, wenn – ja wenn –

Noch nie habe ich soviel von Eisenbahnen reden hören wie dort in der Waldwüste, fern von der Eisenbahn. In allen Häusern, allen Wirtschaften reden sie nur Eisenbahn. So haben es schon ihre Väter und Großväter gehalten und so werden es wohl auch noch ihre Enkel tun, es sei denn, dass Mister John Rockefeller oder sonst ein nordamerikanischer Petroleumkönig sich dafür interessiere. Und das Thermometer solcher Hoffnungen war jetzt gerade wieder zur Siedehitze gestiegen, seitdem der amerikanische Botschafter in eigener Person in die Gegend gekommen war.

Vorerst aber ist der ganze Handel jenes weltabgeschiedenen Landes eine Domäne der Deutschen. Als Deutscher fühlt man sich heimatlich berührt von den zahlreichen Müller, Schulze und so weiter, die auf den Firmenschildern stehen. Eine einzige deutsche Firma – das Haus Zeller & Villinger – besitzt mehr als eine Million Hektar Land mit zahlreichen Zuckerplantagen, Reismühlen und Alkoholfabriken. »Deutsch« und »reich« sind in jener Gegend noch gleichbedeutende Begriffe. Ziemlich groß ist auch die Zahl der deutschen Handwerker, die im Lauf der Zeit über das Gebirge »gewalzt« kamen und es dort zu Wohlstand und Ansehen brachten.

So fand auch ich verschiedentlich einträgliche Arbeit, sodass ich mir schon nach wenigen Wochen



einen tüchtigen Reisebatzen verdient hatte. Eines Tages machte ich die Bekanntschaft eines ehrsamten Schneidermeisters. Er war entschieden der angesehenste und eleganteste Künstler am Platze und baute Gesellschaftsanzüge für die Advokaten und Uniformen für die Offiziere, ganz nach Vorschrift der Potsdamer Wachtparade. »Sastreria Alemana« stand auf dem Schilde und bis auf die Straße hinaus drang das Gemauschel, bald auf schwäbisch, bald auf jiddisch. – »Was moinet Sie! I bin do nit vo Böblingen!« – »Werd ich Ihne mache a äußerster Preis! Solle Sie habe kulante Konditione!«

Nur der Wissenschaft halber ging ich hinein, um einen Knopf zu kaufen. »Ha no, das ischt a so a Sach,« meinte der kleine Schwab. Dann holte er aus dem Ladentisch eine Flasche hervor, die, offenbar für derartige Zwecke bereit lag, und füllte für jeden ein großes Glas mit dem starken Zuckerrohrschnaps. Überdem kam seine Frau herein. »Jetzt kann i nimmer!« sagte sie, indem sie die nassen Hände an der Schürze abwischte. Ich sollte heute Mittag dableiben und ihnen etwas erzählen von Reutlingen, Metzingen, Betzingen und so weiter. Und sie hätten heute Spätzle zum Mittagessen.

Ja, das brauchte sie mir nicht zweimal zu sagen!

Der Mann aus Galizien, der sich bisher im Hintergründe gehalten und den strittigen Tuchballen gestreichelt hatte, mischte sich nun auch ins Gespräch.

»Und woher mag der Herr nu kommen?«

»Von Cochabamba.«

»Cochabamba! A feiner Platz! A nobler Platz! Be-

sonders für die Tuchbranche! – Und wo werden Sie jetzt hingehen?«

»Nach Brasilien.«

Eine Weile versank er in tiefes Nachdenken. »So, so – ja, ja – un derf mer frage: *warum* reist der Herr nach Brasilien?«

Darauf konnte ich nun keine genügende Antwort geben, denn wenn ich es mir genau überlegte, so wusste ich es selbst nicht recht. Der Mann aus Galizien schien auch gar keine Antwort zu erwarten. Leise nur schüttelte er die pechschwarzen Haare.

»Sind Sie nicht der einzige, der ist gegangen nach Brasilien oder gekommen von da. Sind Sie aber der einzige, wo ist gekommen allein. Immer sind sie drei oder vier *compañeros*, immer sind sie daitsche Leut und nie können sie sagen, warum sie sind unterwegs auf der Straße. – Gott, was sind for Menschen die daitsche Leut!«

Da ich für den Augenblick nichts Passendes darauf zu antworten wusste, hüllte ich mich eine Weile in nachdenkliches Schweigen, während der andere weiter argumentierte mit der Beredsamkeit eines alttestamentlichen Heiligen.

Santa Cruz! Das sei das einzig wahre Land der Zukunft. Mit dem Gummi sei es ja nichts mehr heutzutage. Umso schlimmer für uns alle. Aber nun fange es mit dem Petroleum an. Nun kommen die Amerikaner. Nun kommt die Eisenbahn. Dagegen Brasilien! Nur die Dummen gehen nach Brasilien. – »Werde Sie komme durch einen großen Wald voll Tiger und Klapperschlangen. Werde Sie sehen Men-

schenfresser. Werde Sie verdürsten in den Sandstrecken. Wird jetzt kommen die Regenzeit, und wenn Sie nicht haben a Tier für zum Tragen durch die Sümpfe, werde Sie nicht komme ans andere Ende. – Werd' ich Ihne verkäfe a Ochs.«

Auf dieser Höhe des Gesprächs kam ein Kunde herein und lenkte die Unterhaltung auf ein anderes Gebiet. Aber es hatte schon seine Richtigkeit mit den Spätzle. Wohl gesättigt und vollauf befriedigt mit der Welt und den Menschen wanderte ich am Nachmittag durch die heißen Straßen. Es war ja alles so schön und gut. Der Himmel hing voller Abenteuer, und was er mir da erzählte von Tigern und Klapperschlangen – ja, hätte er von Autos und Eisenbahnen berichtet! Dann vielleicht! Vielleicht hätte ich es mir noch einmal überlegt. Ein Reittier musste ich allerdings haben für die lange Reise. Das war klar. Und also machte ich mich auf die Suche nach dem mir so bereitwillig angebotenen Ochsen.

Da stand er in einem Korral mitten unter anderen Ochsen, Eseln und sonstigen Reit- und Lasttieren und mitten drin mein Freund von heute Morgen. »Werd' ich Ihnen mache a Freundschaftspreis,« sagte er zu mir, »werd' ich Ihnen verkäfe der Ochs mit der Montura für fünfzig Bolivianos. So gut wie geschenkt.«

Das war in der Tat billig. Schnell wurden wir handelseinig und ich zog stolz davon mit meinem Schatze.

Wer aber Vieh besitzt, der ist auch der Sklave seines Viehes. Alles drehte sich jetzt nur noch um den

Ochsen und sein Wohlbefinden. Für ihn musste ich fortan auch noch Pension bezahlen in dem Tambo. Er würde mich – ah, das sah ich schon kommen! – er würde mich mit seinem gesegneten Appetit um Hab und Gut bringen, wenn ich mich nicht bald wieder auf die Strümpfe machte nach den wilden Gegenden, wo man nichts von Bolivianos und Centavos weiß und Menschen und Ochsen wie die Lilien auf dem Felde leben. Ich beschloss also, schon am nächsten Tage weiterzureisen, obwohl mir die Müdigkeit noch wie Blei in allen Gliedern lag.

Eine Hoffärtigkeit kommt selten allein. Da ich mir schon einen Ochsen als Tragtier geleistet hatte, geizte ich am nächsten Tage auch nicht mit der Anschaffung von allerlei Dingen, von denen mir eingefallen war, dass sie mir auf der Reise von Nutzen sein könnten. Dann machten wir uns auf den Weg – ich und der Ochs – obwohl über den vielen Geschäften der Tag sich schon zu neigen begann. Ordentlich reich kam ich mir vor beim Anblick meiner Schätze. Leichtsinnig war mir zumute, und allerlei Lieder summten mir im Kopfe.

*»Wenn wir marschieren  
Zum deutschen Tor hinaus –«*

Ich war noch nicht weit gekommen, als plötzlich eine laute Stimme hinter mir ertönte:

*»Herr Landsmann! Herr Landsmann!«*

Es war niemand anders als mein israelitischer Geschäftsfreund von gestern. Ehe ich wusste wie

mir geschah, hatte er mich schon mitsamt dem Ochsen in den Hinterhof eines schmutzigen Hauses gelotst, wo Hunde, Katzen und kleine Kinder unordentlich durcheinandersaßen und große schwarze Vögel in den Feigenbäumen nisteten. Eine alte, zahnlose Großmutter, die neben einem bunten Papagei unter der Laube saß, war gerade beim Kaffeekochen. Nun musste sie noch eine Extraportion kochen. Sie musste Eier herbeischaffen, Beefsteaks braten und zwischen Tuchballen, Nähmaschinen, Kinderwagen und Taschenspiegeln hielten wir eine glorreiche Mahlzeit. »Das wird so sein Ihre Henkersmahlzeit,« meinte der »Landsmann«, »dort drinnen im Walde werden Sie nur noch leben von gebratenen Fröschen und allerlei Wurzeln. Gott, was for a Sach!«

Derweilen füllte er meine Tasche mit Orangen und zum Abschied schenkte er mir noch eine große Flasche Zuckerrohrschnaps.

Bald lagen die letzten Häuser der Stadt schon hinter mir. Schnurgerade zog sich die breite Straße nach dem Rio Grande, über dem finstere Gewitter grollten. Die Hitze tanzte über den Staubwirbeln, die der Abendwind vor sich her fegte. Immer wieder betrachtete ich meine Herrlichkeiten: den Proviant, die Schlafdecken, die neuen Kochgeschirre und den Ochsen, der schwer und würdevoll vor mir hertrötete. Ja, nun konnte es mir nicht fehlen! Dessen war ich gewiss.

Gleich hinter den letzten Häusern der Stadt hörte auch das bisschen Zivilisation wieder auf. Die

Straße wurde immer breiter und verlor sich schließlich in einem Irrgarten von Wagenspuren, die sich weithin nach allen Richtungen zogen. Denn in jenem Lande fährt jeder seine eigene Straße, und die Ochsen gehen manchmal wunderliche Wege. Nach allen Richtungen erstreckte sich das Land flach wie ein Teller, eine völlig baumlose Pampa, über der der Wind melancholisch summte. Gegen Norden war der Himmel gerötet von einem aufflackernden Step-  
penbrände, aber im Osten, in der Richtung nach dem Flusse, stand – wie schon gesagt – ein grollendes Gewitter, das mehr wie alles andere zur Eile mahnte, denn wenn dort drüben im großen Walde erst einmal die Regenzeit ausgebrochen war – so hatte man mir erzählt –, war überhaupt kein Durchkommen mehr. Die kurze Dämmerung war schnell vorbei, und bald war es so dunkel, dass man Weg und Steg nicht mehr erkannte und ich alles weitere der besseren Einsicht des Ochsen überließ, der dann auch sicher und unverzagt drauflos stampfte, unbekümmert um die Herden von halbwilden Kühen und Pferden, die ab und zu mit großem Getöse aus dem Dunkel aufsprangen. Nach einer Weile kam ich in einen dicken Buschwald. Entsetzlich schwül und drückend war hier die Luft. Der Regen fiel in dicken Tropfen. Bald schüttete es wie mit Kübeln. Ein richtiges Tropengewitter. Unaufhörlich grollten die Donner. Überall schlugen die Blitze in den Busch mit betäubenden Schlägen. Solche Blitze hatte ich noch nie gesehen. Sie zerrissen die Dunkelheit in allen Richtungen, sie tanzten am Himmel wie

Feuerräder. In Gedankenschnelle folgten sie aufeinander und beleuchteten mit grellweißem Licht die Straße, die im Nu zu einem rauschenden Bach geworden war. Es war als ob ein Dutzend Gewitter sich hier ein Stelldichein gegeben hätte.

Der einzige, der die Ruhe nicht verlor in dem Hexensabbat, war der Ochse. Unverdrossen tappte er weiter durch Schlamm und Wasser: Nur zuweilen schaute er sich um mit großen, und wie mir schien, vorwurfsvollen Augen. Es soll ja zuweilen vorkommen, dass die Ochsen klüger sind wie die Menschen. –

Das Gewitter ging in einen hartnäckigen Regen über, der erst gegen Morgen nachließ. Alles in allem war es eine recht unerfreuliche Nacht, und ich war froh, wie endlich das graue Tageslicht über dem Walde dämmerte, der nun allerdings kein Busch mehr war, sondern ein majestätischer Hochwald, aus dessen Dschungel die Feuchtigkeit dampfend in dicken Wolken aufstieg. Ich wunderte mich, wo ich hingeraten wäre in der Dunkelheit, als ich plötzlich einen anheimelnden Hahnenschrei vernahm. Nun antwortete es von allen Seiten mit Flügelschlagen und Hähnekrähen. Hunde fingen an zu bellen. Schon sah man die Dächer der Hütten hinter dichten Bananenhainen. Unversehens stand ich vor einer großen Hütte, die nur aus vier Pfählen und einem Dach aus Palmblättern bestand. Unter dem Dach brannte ein Feuer, um das sich eine mindestens zwanzigköpfige Familie in paradiesischer Nacktheit gruppierte. Ein grauer Papagei auf einer

Stange begrüßte mich mit lautem Geschrei. Das machte die anderen aufmerksam. Sofort standen sie alle auf und räumten mir den Ehrenplatz ein. Jeder begrüßte mich mit einem feierlichen »*Buenos dias*,« jeder gab mir besonders die Hand, und das war kein kleines Geschäft bei der großen Familie. Dann setzten sie sich wieder alle in den Kreis und fingen an mich auszuhorchen nach allen Regeln der Kunst.

Ja, sagten sie, das sei die richtige Straße nach dem Rio Grande. Es sei nur noch eine Legua bis zum Fluss. – Aber was ich dort wollte? Durch den Wald wollte ich nach Osten.

»Durch den Wald?« riefen alle im höchsten Diskant des Erstaunens.

»Warum denn nicht?«

»*Muchos bárbaros!*« antworteten sie wie aus einem Munde. Das war ein Lamento, das ich nachher noch oft zu hören bekam, sodass ich schließlich nicht mehr viel darauf gab. Nun aber, wo ich es zum ersten Mal hörte, machte es doch Eindruck, zumal man mir in Santa Cruz schon so ähnliches erzählt hatte.

»Wilde?« fragte ich neugierig.

»Aber gewiss, Caballero!« antwortete der Hausvater, ein alter, gebrechlicher Mann mit dünnem weißen Bart und noch dünnerer Stimme, »dort drüben ist ein unheiliges Land. Es gibt dort nur Schlangen und Jaguare. Und wo es Menschen gibt, da sind es nur solche, die nicht an die Heiligen und die Hostie glauben. Die sind schlimmer wie die Schlangen. Sie schießen mit vergifteten Pfeilen und fressen



ihre Opfer auf mit Haut und Haaren, sodass nicht einmal ein Knochen übrig bleibt für ein christliches Begräbnis. – Ah *muchos bárbaros!*«

Und wieder stimmten alle unisono in den Klageruf ein, den ich später noch so oft zu hören bekam:

»*Muchos, muchos bárbaros!*«

Ich aber packte meinen Ochsen und ging mit großen Schritten in den dampfenden Morgen hinaus. Ich hatte Lust, mir diese Wilden aus der Nähe zu betrachten.

---

1. französische Redewendung: »Mach die Frau ausfindig!«, gemeint ist: »Da steckt eine Frau dahinter!« [<<<](#)

## Im Urwald

AM UFER DES RIO GRANDE. – INDIANISCHE  
KUNSTSTÜCKE. – DER BAUMSTAMM ALS FÄHRE. – EIN  
UNERSETZLICHER VERLUST. – PASSSCHIKANEN IM  
URWALD. – MAN MUSS SICH ZU HELFEN WISSEN. – VON  
AFFEN, SCHLANGEN UND SCHMETTERLINGEN. – ES  
REGNET. – DIE TIGER KOMMEN. – UND DIE FRÖSCHE. –  
UND DIE SCHLANGEN. – MINIATURGORILLAS. – KONZERT  
IM URWALD. – DIE VERKANNTES RIESENSCHLANGE. – DIE  
STADT SAN JOSÉ. – EIN HALBES DUTZEND  
WANDERVÖGEL. – ICH ERLANGE EINE STELLE ALS MAÎTRE  
DE PLAISIR. – WIEDER UNTERWEGS. – WAFFEN? – NICHT  
EINMAL EIN TASCHENMESSER! – VON ZECKEN,  
SKORPIONEN, SANDFLÖHEN UND SONSTIGEN  
QUÄLGEISTERN. – ENDLICH IN PUERTO SUAREZ. – UND  
DANN BRASILIEN.

Schon nach einer Stunde hörte der Wald plötzlich auf, und unvermutet stand ich vor einem mächtigen Fluss, der in der ungefähren Breite des Rheines in seinem Mittellauf talabwärts floss. Überaus großartig war er anzusehen mit seinen gelben Fluten, die wirbelnd vorüberzogen. Das Brausen des Wassers schlug dumpf an das Ohr, wie eine Stimme der Wildnis aus den Wäldern am jenseitigen Ufer, den Jagdgründen der Wilden, von denen man mir in diesen Tagen so viel erzählt hatte. Lange stand ich unschlüssig am Ufer und betrachtete das Schauspiel. Je länger je mehr begann ich den Mut zu ver-

lieren. Weit und breit war kein Boot, kein Kanu oder sonst eine Beförderungsmöglichkeit zu entdecken. Nur hie und da sah man einen Haufen Schlingpflanzen oder einen entwurzelten Baumstamm, der langsam vorüberglitt. Wie aber machte man es, um ein solches Wasser zu überschreiten, ohne den sicheren Tod zu gewärtigen?

Während ich noch darüber nachdachte, kamen zwei Indianer, die sich sogleich zum Übersetzen anschickten. Nachdem sie ihre Kleidung – es war wirklich nicht der Mühe wert – ausgezogen und zu einem Bündel zusammengeschürzt hatten, zogen sie aus einer Erdmulde unter einem überhängenden Busch einen offenbar für solche Zwecke zurechtgemachten Baumstamm hervor, an den sie sich klammerten und mit dem sie sich, nur mit leichten Schwimmbewegungen nachhelfend, in diagonalen Richtung von der Strömung zum anderen Ufer hinübertreiben ließen. Es war ein schönes, wenn auch etwas atemraubendes Kunststück, und ich war gespannt, wie ich selbst auf diesem Gebiet abschneiden würde. Wenn ich es je in meinem Leben mit der Angst zu tun gehabt hatte, so war es hier. Aber was blieb mir anderes übrig? Irgendein Kunstgriff musste bei der Sache sein, denn so ohne weiteres lotste man ein solches Fahrzeug nicht durch die Strudel und Schnellen eines angeschwollenen Flusses. Das war klar. Allein getraute ich mir das Unternehmen schon zu, aber wie es mit dem Ochsen werden würde, das war die große Frage, die sich jetzt entscheiden musste. Noch eine ganze Anzahl der zu-

rechtgestutzten Bäume lag unter dem Busch in der Mulde. Vorsichtig zog ich einen hervor, um seine Tragfähigkeit zu probieren. Aber noch ehe er richtig im Wasser lag, wurde er auch schon von der Strömung mitgerissen. Mit ihm ich und mein Ochse. Der Boden schwand mir unter den Füßen, noch ehe ich recht wusste, wie es geschehen war. In diesem Augenblick war mir zumute, als ob die ganze Welt verschwunden und nichts mehr übrig geblieben wäre als das Stück Holz, an das ich mich krampfhaft klammerte. Für alles andere hatte ich das Auge verloren. Nur gelbes, schmutziges Wasser, das rauschend und brausend an meinen Ohren vorüberauste, und ein leeres, unbestimmtes Gefühl von rasender Geschwindigkeit. Plötzlich war es mir, als ob mich ein grausames Etwas bei den Füßen nähme und mit unwiderstehlicher Gewalt in die Tiefe zöge. Es war der Strudel, der mich erfasst hatte und ebenso schnell wieder ausspie. Mehrmals wiederholte sich der Vorgang, und jedes Mal glaubte ich meinen letzten Augenblick gekommen, bis plötzlich, beim Verlaufen des letzten Strudels, die Füße am Sande hinscharrten. Ich war gespannt, welch neuer Schrecken nun kommen würde. Alles andere war mir glaubhafter, als dass ich nach all den überstandenen Todesgefahren nun wirklich unversehrt am anderen Ufer stand. Noch halb im Taumel wankte ich das hier flach anlaufende Ufer hinauf, wo ich mich auf einen umgefallenen Baumstamm niederließ und laut vor mich hinlachte vor lauter Verstörttheit. Das Brausen des Wassers lag mir noch immer

in den Ohren. Die Todesangst rumorte mir im Kopfe. Die ganze Welt drehte sich vor meinen Augen im Kreise. Es mochten wohl einige Minuten vergangen sein, ehe ich wieder richtig zur Besinnung kam. Da standen die beiden Indianer vor mir und deuteten aufgeregt den Fluss hinunter.

»Toro, toro!«

Mein Ochs! Den hatte ich wirklich ganz vergessen über all den anderen Abenteuern! Ich sprang auf den Baumstamm und schaute flussabwärts in der angedeuteten Richtung. Aber so sehr ich auch meine Augen anstrengte, es war weiter nichts zu erkennen als ein kleiner dunkler Punkt, der schon in weiter Ferne inmitten der gelben Fluten talabwärts glitt. Mein erster Gedanke war, dem Ausreißer nachzusetzen, aber die Indianer meinten, das hätte keinen Zweck, denn erstens seien die Ufer mit weglosem Urwald bestanden, und dann sei auch hundert gegen eins zu wetten, dass das Tier inzwischen längst schon die Last abgeschüttelt habe. Was aber nütze ein Packtier ohne Gepäck? Es sei nur ein unnützer Fresser.

Alles das war sehr einleuchtend, und dennoch konnte ich es nicht fassen. Mit einer Gänsehaut überlief es mich, als ich in Gedanken schnell noch einmal das Inventar machte von alledem, was ich verloren hatte in dieser verhängnisvollen Viertelstunde. Wie schön hatte ich noch tags zuvor meinen Proviant zusammengekauft: Kaffee, Zucker, Reis usw.! Alles weg! Und Kleider und Schuhe. Ich besaß nichts mehr davon, als das, was ich auf dem

Leibe trug. Zu meinem Glück hatte ich wenigstens noch die wenigen Bolivianos, die mir noch übriggeblieben waren. Nicht einmal mehr eine Waffe hatte ich! Und was wollte ich nun so hilflos allein in diesem weltverlassenen Urwald, der weithin berüchtigt und gemieden war wegen seiner wilden Tiere und Menschen?

Und dennoch: zurück? Das wäre ein Verstoß gegen alles Herkommen! Lange überlegte ich das alles hin und her, aber noch ehe ich recht wusste, warum ich es tat, war ich von meinem Sitzplatz aufgestanden und marschierte geradeswegs in den Wald hinein.

Der »Weg« war nichts weiter als ein unscheinbarer Pfad, von dem man nicht sagen konnte, ob es Menschen oder Tiere waren, die für seine Entstehung verantwortlich zeichneten. Und wo mochte er hinführen? Nicht einmal diese Frage legte ich mir vor, während ich über modrige Pfützen und gefallene Baumstämme immer weiter in den Wald hineinflief. Zu benommen war ich noch von dem bösen Schicksalsschlag, als dass ich überhaupt fähig gewesen wäre, etwas zu denken. Mochte kommen, was da wollte, schlimmer konnte es nicht werden, und wenn einmal alle Stricke am Reißen waren, dann würde zur rechten Zeit ein einziger Augenblick doch alles wieder ins Geleise bringen. Das wusste ich aus langer Erfahrung aus aller Herren Ländern. Wer nie auf Glück und Zufall vertraut, der taugt nicht zum Abenteurer.

Und doch war es ein gefährliches Unternehmen

voll lauender Gefahren. Im innersten Afrika dürfte es kaum einen Urwald geben, der wilder und ursprünglicher wäre wie der, dessen Durchquerung ich mir jetzt in den Kopf gesetzt hatte. Vom Rio Grande bis zum Rio Paraguay, der die brasilianische Grenze bildet, sind es einige fünfhundert Kilometer durch eine von der Kultur noch kaum irgendwie beleckte Urwaldwildnis; ein Paradies der Schlangen und Jaguare, dünn bevölkert von umherziehenden, fast noch im Steinzeitalter lebenden Nomaden, die mit vergifteten Pfeilen dem Wanderer auflauern. Selbst den eingeborenen Bolivianern sind diese Landstriche nicht geheuer. »*Muchos bárbaros!*« sagen sie, wenn sie darauf zu sprechen kommen, und gehen lieber wo anders hin. Während der Zeit der großen Gummikonjunktur hat die bolivianische Regierung einen Weg durch den Wald hauen lassen, der ununterbrochen nach Osten bis zum Rio Paraguay führt und so eine wenigstens theoretische Verbindung mit dem brasilianischen Nachbarlande bildet. Gegen Angriffe der Wilden ist er anfangs durch Forts gesichert, die in Entfernungen von je etwa vierzig bis fünfzig Kilometern angelegt sind.

Das erste dieser Forts sollte nur wenige Kilometer vom Flussufer entfernt sein, sodass ich es bequem noch vor Einbruch der Nacht erreichen konnte. Im Gehen aber war mir der Weg länger vorgekommen, als er wirklich war. Das Ungewohnte der Umgebung fing an, wie etwas körperlich Schweres auf mich zu drücken. Der Wald war hier ungewöhnlich reich an mächtigen Palmen, die sich hoch

oben mit ihren Kronen berührten und unten alles in Dämmerung hüllten. Gespannt horchte ich auf das Rascheln und Schreien in der dichten Dschungel. Ich schaute den Affen zu, die in den Baumkronen lärmten. Jedes Knistern im Dickicht ließ mich zusammenfahren. Das Gerede von den Wilden hatte mich doch nervös gemacht. Mehr als einmal glaubte meine überhitzte Fantasie eine menschliche Gestalt im Busch zu bemerken, die sich dann als Affe, Ratte, Wildkatze, als Papagei und Nashornvogel oder sonst irgendwelches Getier entpuppte, für das meine Schulweisheit nicht ausreichte. Schon hatte ich mich in dieser Hinsicht einigermaßen beruhigt, als plötzlich dicht vor mir ein Mensch aus dem Dickicht kam. Ein Wilder, ohne Zweifel! Wild genug sah er aus mit den zerlumpten Kleidern und dem Strohhut, der eigentlich nur noch aus einer mächtigen Krempe bestand. Waffenlos wie ich war, wäre ich am liebsten davongelaufen, aber dann kamen mir doch wieder Zweifel an seiner Echtheit, da ja nach allem, was ich gehört hatte, die wirklichen Wilden dieser Gegend in paradiesischer Nacktheit einherliefen. Vollständig beruhigt war ich aber erst, als der andere auf mich zukam und sich mir mit einem Anstand und einer Würde vorstellte, die einem spanischen Grande zur Ehre gereicht hätten.

Er sei Sergeant und Kommandant des Forts, das hier gleich hinter der nächsten Wegbiegung läge. Es sei ihm ein Vergnügen, wenn er mich dort hinbegleiten dürfte. Unnütz zu sagen, mit welcher Bereitwilligkeit ich ihm dieses Vergnügen gewährte. Aber



das »Fort« war dennoch eine Enttäuschung. Der Name hatte mich irregeführt. Unwillkürlich hatte ich mir dabei so eine Vorstellung von Wällen, Türmen, Festungsgräben, Palisadenzäunen und solchen Dingen gemacht, von denen man einmal in den Indianergeschichten gelesen hatte. Von alledem war aber hier gar keine Rede – der Weg führte durch eine etwa zwei bis drei Hektar große Lichtung, die man offenbar erst vor kurzem geschlagen hatte, denn die gefälltten Bäume lagen überall durcheinander, zum Teil schon halb verkohlt von dem Feuer, mit dem man die Rodung vom Unterholz gesäubert hatte. Am Waldrand standen zwei armselige Hütten aus Bast und Palmblättern. Wir gingen in eine der Hütten, wo die Frau des Sergeanten sogleich mit einer Tasse Kaffee aufwartete, während der Herr des Hauses immer eine Zigarette an der anderen anzündete. So saßen wir eine ganze Weile, ohne viel zu reden. Langsam kam die Nacht aus dem Urwald gekrochen. Das Feuer leuchtete immer röter vor der Hütte. Das Chaos der verkohlten Baumstümpfe lag gespenstisch im Zwielficht, und ringsum stand der Wald in finstere Schatten gehüllt. Es war, als ob das Wunder der neuen Nacht alle Stimmen der sonst so geschwätzigen Wildnis zum Schweigen gebracht hätte. Alles ringsum war Stille und Regungslosigkeit. Nur leise knisterte das Feuer, das kerzengerade hinausstieg zum wolkenlosen Himmel, an dem eben die ersten Sterne groß und feurig heraufzogen. Eigentlich wäre es eine ideale Nacht geworden, wenn nicht gerade mit sinkender Sonne die Moskitos her-

angesummt wären. Erst kamen sie einzeln, mit hellem, metallischem Schwirren, dann waren es Heerscharen und schließlich Wolken, deren Surren zusammenklang zu einem dumpfen Liede, das aufreizender wirkte als die schaurigste Musik. Jeder einzelne der kleinen Teufel war für sich schon eine Plage, aber wie man es Nacht für Nacht in solcher Hölle auf die Dauer aushalten konnte, das war mir unerklärlich. Doch ist auch das offenbar eine Sache der Gewohnheit, denn meine Gastgeber schienen durch diese Plage nicht im geringsten belästigt zu werden. Während die Frau ein Gericht aus Trockenfleisch und Manioka kochte, wurde der Sergeant nicht müde, die Vorzüge dieser Wildnis zu schildern. Er sei schon sieben Jahre an diesem Platze, und wenn er irgend etwas dazu tun könne, so würde er dafür sorgen, dass er nicht wieder versetzt würde. Denn hier sei er der Herr. Was aber wäre er in La Paz? Ein Nichts. Weniger als ein Nichts. Ein Soldat nur wie alle anderen. Und außerdem sei dieses gerade das richtige Land für einen unternehmungslustigen jungen Mann. Weit und breit sei es verrufen, und das sei gerade der Vorteil. Nur um überhaupt Ansiedler heranzuziehen, schenke die Regierung einem jeden fünf Leguas (fünfundzwanzig Quadratkilometer) Land. Man brauche nichts zu tun, als dort seine Hütte zu bauen und abzuwarten, bis nun der Augenblick gekommen sei, das heißt, bis einmal die Eisenbahn gebaut werde, und dann wäre man ohne weiteres Millionär. »Wenn man nicht vorher von den Wilden gefressen

wird,« ließ sich die Frau aus dem Hintergrund vernehmen. »La Paz! Schönes La Paz! Werde ich es noch einmal sehen? Ah, *madre dios*, das Leben ist zu kurz, als dass man es in dieser Wildnis wegwerfen soll.«

Der Sergeant, der dieses Lied offenbar schon gewohnt war, lachte sie aus und meinte, sie solle uns noch einen Kaffee servieren.

Während sie noch so redeten, kamen die »Soldaten« von der Arbeit aus der Rodung. Es waren ihrer drei oder vier, die man gut und gern auch als Wilde ansprechen mochte, so ungekämmt, wie sie aussahen, und so spärlich, wie sie bekleidet waren. Sie machten sich vor ihrer Hütte zu schaffen. Die einen holten Holz und Wasser, während die anderen das Essen zubereiteten. Aber am seltsamsten war dieses: wo immer sie gingen und standen, nahmen sie ihr Gewehr mit sich, »*Caramba*« meinte der Sergeant, den ich darüber befragte, »wo wären sie heute, wenn sie das nicht täten? Ich für meinen Teil gehe keine drei Schritte vom Haus ohne meinen Schießprügel. Es ist nicht gesund, wenn man es unterlässt, und Vorsicht ist immer meine starke Seite gewesen. Sonst würde ich nicht für den Urwald taugen.«

Noch eine Weile redete er so weiter; es war eine sehr lehrreiche Unterhaltung mit vielen Aufschlüssen über Land und Leute, aus denen ich den größten Nutzen hätte ziehen können, wenn ich nicht so entsetzlich müde gewesen wäre. So aber hörte ich das alles nur undeutlich und verschwommen, wie

aus weiter Ferne. Bald hörte ich gar nichts mehr und war fest eingeschlafen, so wie ich dasaß vor meiner Kaffeetasse.

Der Tag war schon weit vorgeschritten, als ich am anderen Morgen aufwachte. Der Sergeant war bereits beim Frühstück, und er brauchte mich nicht zweimal zur Teilnahme einzuladen. Während wir nun Kaffee tranken, erzählte ich ihm von meinen Reiseplänen. Da wurde er energisch.

»Haben Sie eine Erlaubnis?«

»Erlaubnis – von wem?«

»Vom Kommandanten in Santa Cruz natürlich! Das ist hier Militärgebiet, das niemand passieren darf ohne Erlaubnis der Kommandantur und ohne militärische Bedeckung.«

»Wenn ich aber das alles auf meine eigene Kappe nehme –«

»Hier gibt es nur eine Kappe, und das ist die militärische.«

Ich meinte darauf, dass ich mir schon getraute, es mit einem Wilden aufzunehmen, wenn je mir einer über den Weg käme. Aber dazu schüttelte er erst recht den Kopf.

»Es gibt allerlei Wilde,« sagte er nachdenklich, »weiße und braune. Ich für mein Teil ziehe die braunen vor. Ich zweifle nicht, dass es auch Caballeros darunter gibt, gute und schlechte, wilde und zahme, aber gerade in diese Gegend kommt zuweilen eine Sorte Caballeros, die es mit dem Mein und Dein nicht so genau nehmen. Verfolgte Räuber, gehetzte Mörder, die hier durchziehen wie eine arme, abge-

schiedene Seele, die nach dem Fegefeuer geht. Denn dieses ist hier die Straße der Spitzbuben. Nein, ich werde Ihnen die Genehmigung zur Durchreise nicht erteilen. Mit Ihrer Erlaubnis tue ich das nicht!«

Umständlich zündete er sich eine Zigarette an, während ich wortlos in das Feuer starrte. Alle meine schönen Pläne lagen vor mir wie ein Trümmerhaufen. Was nun? Ein guter Gedanke schoss mir durch den Kopf wie eine Ahnung, an die ich selbst noch nicht zu glauben wagte. – Wenn es gelänge!

Da war doch irgendwo ein maschinengeschriebenes Schreiben – es war das einzige, das ich noch besaß, nachdem der Sylvestro mit den anderen davongegangen – mit dem bolivianischen Wappen als Briefkopf. Ich überreichte es ihm, und er betrachtete es kritisch, indem er es zuerst umgekehrt in der Hand hielt. Meine Vermutung war richtig. Er konnte nicht lesen. Sorgfältig untersuchte er das Wappen, das vor seiner Kritik standhielt.

»Aber die Unterschrift ist nicht die unseres Kommandanten.« »Es kommt doch direkt vom großen Hauptquartier in La Paz.«

Bei solcher Eröffnung erfror er sofort zu militärischer Haltung.

»Bueno,« sagte er salutierend, »es wird alles besorgt werden.«

Und noch ehe eine Stunde vergangen war, standen ein gesatteltes Maultier und ein Soldat als Bedeckung vor der Tür der Hütte. Gegen einige fünf

oder sechs meiner schon allzu wenigen Bolivianos überließ er mir noch eine ansehnliche Quantität von Reis, Zucker und Kaffee als Proviant, und dann ritt ich seelenvergnügt in den neuen Tag hinein. Fabelhaft, wie sich hier alles zum besten gewandt hatte, fürwahr ein verheißungsvoller Anfang! Ich war nicht wenig stolz auf meine Köpenikiade. Hätte ich nur wenige Wochen vorausgeahnt, ich hätte wahrlich gewünscht, sie wäre nie zustande gekommen!

So aber war ich bis zum Zerbersten angefüllt mit Optimismus. Ohne Zeitverlust machte ich mich auf den Weg nach dem etwa fünfzig Kilometer weiter östlich gelegenen nächsten Fort und war bald wieder im dichtesten Urwald. Das Maultier erwies sich als ein gutes Reittier, und gar erst der als Bedeckung beigegebene Soldat war nichts mehr und nichts weniger als ein Wunder. Auf den ersten Blick hatte man ihn gern für einen Wilden halten mögen, denn er trug nur eine Art Badehose, und auch die stand ihm nicht gut zu Gesicht. Da er im übrigen nicht den Eindruck eines Riesen machte, ließ ich die Mula in einen angenehmen Trab fallen, damit er den Anschluss nicht verliere. Das fasste er als eine ihm angetane Beleidigung auf.

»Déle! déle no más« rief er ungeduldig.

Da schlug ich einen schärferen Trab an.

»Déle no más!«

Nun ging ich zu einem Galopp über, den ich fast während des ganzen Rittes beibehielt, ohne dass der Soldat jemals woanders gewesen wäre, als dicht

hinter den Hufen des Maultiers. Das quer über die beiden Schultern gelegte Gewehr hielt er mit beiden Armen fest, während er mit eigentümlich wiegenden, springenden Sätzen den schwächtigen Körper vorwärtsschnellte. Es war eine Leistung, die ihm keiner der weltberühmten Schnellläufer nachgemacht hätte. Und doch schien er am Ende des Fünzigkilometermarsches ebenso frisch wie am Anfang. Ich konnte während der nächsten Tage feststellen, dass diese Leistung keineswegs vereinzelt, sondern im Gegenteil das normale Pensum der dortigen Soldaten war.

Längs des ganzen Weges erstreckte sich der Urwald in seiner ewigen Einförmigkeit. Es war das erstemal, dass ich einen richtigen tropischen Urwald zu Gesicht bekam, und ich muss gestehen, dass ich mir etwas anderes vorgestellt hatte. Wie anders ist es hier als in der stillen Feierlichkeit eines deutschen Hochwaldes! Dort ist alles Ruhe, hier alles Aufruhr und Durcheinander; ein wilder Kampfplatz der Naturgewalten, auf dem das Leben ewig wächst und ewig stirbt und vermodert. Und nirgendwo Ordnung. Fast sieht man ebenso viele gefallene wie wachsende Stämme, und wo etwas recht morsch und vermodert ist, da grünt es auch schon üppiger, als irgendwo anders. Selbst am hellen Tage ist es dunkel in diesem Dickicht. Nur hie und da tanzt ein Sonnenfleck auf einem fleischigen Blatte, nur da und dort läuft ein Lichtstrahl an dem weißen Stamm einer Palme herunter. Schwül ist die Luft, und dennoch kommt sie eisig kalt, wie eine dumpfe,

modrige Kelleratmosphäre aus der Dschungel. Und immer gibt es etwas zu hören. Da schwirrt ein Vogel im Busch, da läuft eine Ente mit lautem quak quak über den Weg. Jetzt raschelt und grunzt und quiekt es irgendwo. Hier gaukeln Schmetterlinge und Kolibris wie bunte Farbenflecke durch die Luft. Hier sitzt ein grotesker Vogel mit einer mächtigen Nase, der sich gravitatisch auf den Zweigen wiegt. Nun erhebt sich irgendwo ein mächtiges Papageien-geschrei in den Baumkronen. Nun zetern die Affen. Nun hallt es wider aus allen Winkeln der Dschungel, ein ohrenzerreißendes Konzert der zwei- und vier-beinigen Sänger und Brüller.

Bei sinkender Nacht kamen wir zum nächsten Fort, das in seiner Anlage fast noch armseliger war als jenes, das wir am Morgen verlassen hatten. Der Boden war hier offenbar recht kümmerlich. Der Urwald, der in der Gegend des Flusses in überwältigender Üppigkeit stand, war hier zu einem dürftigen Busch zusammengeschrumpft und stellenweise hatte er sich in eine parkartige Landschaft aufgelöst, nur spärlich bestanden mit vereinzelt mächtigen Bäumen, die mit ihren breiten Kronen an unsere heimischen Eichen erinnerten. Ein kleiner Fluss, fast mehr ein Bach, zog träge durch das flache Land. Überall blieb er stehen und bildete Teiche, Tümpel und Sümpfe, in denen die Frösche ein ohrenbetäubendes Konzert veranstalteten. Längs der Ufer stand hohes, schilfartiges Gras, das in der Sonne wie Silber glänzte, wenn der Wind darüber hinfuhr. Im übrigen war der Boden kahl und rissig



wie eine Dreschtenne. Das Fort selbst bestand aus zwei großen Hütten, in denen außer einigen irdenen Töpfen weiter nichts zu erkennen war als ein Dach aus Palmblättern und ein Fußboden aus gestampftem Lehm. Drei oder vier Soldaten nebst ihren Weibern hausten an diesem Platze, und so waren wir denn an jenem Abend eine recht angeregte Gesellschaft. Die Weiber servierten »Charqui«, eine Art Trockenfleisch, das in großen schwarzen Fetzen aufgetragen wird, die aussehen wie Schuhsohlen, die aber sehr nahrhaft sind und, wenn man Hunger hat, keineswegs schlecht schmecken. Als Revanche für die dargebotenen Genüsse wartete ich mit meinem Kaffee- und Zuckervorrat auf, der als Abwechslung in der Kost große Anerkennung fand, denn für gewöhnlich ist eine Art Urwaldtee mit einem anisarartigen Beigeschmack ihr einziges Getränk.

Bis spät in die Nacht hinein saßen wir zusammen, und die Soldaten wurden nicht müde, von ihrem beschaulich abenteuerlichen Leben als Wächter in der Wildnis zu erzählen. Mit den Wilden – so sagten sie – hatte es wohl seine Richtigkeit. Es gäbe deren eine ganze Menge in der Gegend, und es gäbe recht boshafte Burschen darunter, denen es auf eine Mordtat mehr oder weniger wirklich nicht ankomme. Wenn sie der Durchreisende auch nur selten zu Gesicht bekäme, so seien sie doch immer gegenwärtig und schlichen im Busch nebenher wie ein Jaguar auf der Lauer. Einen ungeschützten Reisenden würden sie unweigerlich überfallen und mit ihren vergifteten Pfeilen im Nu erledigen. Etwas an-

deres sei es, wenn man mit militärischer Bedeckung ginge. Dann brauche man nichts zu befürchten, denn sie hätten miteinander ein Schutz- und Trutzbündnis abgeschlossen, das im wesentlichen auf dem Grundsatz beruhe: »Tu mir nichts, ich tu dir auch nichts.« Das sei das allerbeste unter den gegebenen Umständen. Denn wenn sie es sich wirklich einmal in den Kopf setzen wollten, alle Forts zu überfallen und jedem Soldaten die Gurgel abzuschneiden, wer könnte sie daran hindern? Es ginge jetzt schon gegen Ende des Monats, und wer hätte da noch eine Patrone? Die Gewehre liefere die Regierung, aber die Patronen gingen auf Rechnung des Soldaten und würden an jedem ersten des Monats ausgeteilt. Da könne man wenigstens zu Anfang des Monats auf die Jagd gehen und sich einen Braten leisten. Gegen Ende sei dann wieder Schmalhans Küchenmeister. Andererseits aber hätten auch die Wilden aus langer Erfahrung gelernt, dass es nicht gesund sei, sich am Eigentum des bolivianischen Staates und an den Soldaten zu vergreifen. Es erfolge dann sofort eine Strafexpedition, die ihre Lager zerstöre, ihre Hütten verbrenne und ihre Frauen und Kinder ermorde, wenn sie der Männer nicht habhaft werde.

Es war schon spät in der Nacht, als wir uns schlafen legten.

Ich hüllte mich in meine Decken und streckte mich auf dem harten Lehm Boden aus. Da kamen die Sandflöhe in ganzen Legionen. Ich legte mich ins Freie unter einen der großen Bäume, wo es ange-  
b-

lich keine von diesen Quälgeistern geben sollte. Aber da kamen die Moskitos herangesummt in hungrigen Heerscharen. Ja, niemand wandelt ungestraft unter Palmen! Ich hockte mich vor das Feuer vor der Hütte und machte einen mächtigen Rauch, um die Plage zu verscheuchen, aber es war alles nur eine Illusion. Immer wieder hörte ich das metallene Summen dicht neben dem Ohre, immer wieder erwischte ich einen der Blutsauger auf der Haut. Wie soll ich es beschreiben? Nur wer schon einmal ohne Moskitonetz, Hängematte und sonstige Schutzmittel als armes, hilfloses Hascherl eine Nacht unter den Moskitos zugebracht hat, kann sich eine richtige Vorstellung von so etwas machen, und die anderen werden es nie begreifen!

Je weiter die Nacht fortschritt, desto toller wurde die Plage. Es summte und brummte immer schlimmer, und das, zusammen mit dem ewig eintönigen, aufreizenden Singen der Frösche im Sumpfe brachte mein Blut zum Kochen und meine Nerven zum Zerreißen, bis endlich der siegende Tag den Nachtspek verscheuchte.

Beim Tagesgrauen machten wir uns auf den Weg nach dem nächsten Fort. Die Gegend musste hier noch unsicherer sein als die bisher durchmessene, denn nun hatte man sogar nicht weniger als drei Soldaten zur Bedeckung meiner wertvollen Persönlichkeit mitgegeben. Das war recht beruhigend. Da es aber schon gegen Ende des Monats ging und keiner mehr Patronen hatte für sein Gewehr, so würde es im Ernstfälle wohl auf dasselbe herausgekommen

sein, ob es deren einer oder drei waren.

Auf dieser Etappe war der Weg stellenweise sehr eng, und die Büsche standen so nahe beieinander, dass man sich dicht auf den Rücken seines Reittieres hinunterbeugen musste, um überhaupt ein Durchkommen zu ermöglichen. Der Boden selbst aber war hier meist eben und hartgetreten wie Asphalt, sodass die Mula ordentlich ausgreifen konnte. Allmählich wurde er dann immer breiter und der Wald immer niedriger und verkrüppelter, und gerade hier zeigte sich ein Naturwunder, wie es wohl nur in jener weltverlassenen Urwaldwildnis vorkommen mag. Auf meilenlange Strecken war die Straße mit einer dichten weißen Decke überzogen, die aussah wie eine Schneesicht. Noch erstaunlicher war es, wie das alles unter den Hufen des Maultiers plötzlich aufwirbelte gleich einem dichten Schneegestöber von mächtigen Flocken. Jeder einzelne dieser Flocken aber war ein Schmetterling. Es waren Milliarden und aber Milliarden von Weißlingen aus dem Urwalddickicht, die sich in der Sonnenhitze an den Wasserpfüten des Weges versammelt hatten. So seltsam war der Anblick dieses unwahrscheinlichen Schneegestöbers, dass ich mich an der Nase zupfen musste, um mich zu vergewissern, dass ich nicht träumte.

Die Waldwüsten im Innern Boliviens und am Amazonas sind bei den Fachleuten berühmt wegen der Menge und des Artenreichtums der Schmetterlinge und, nebenbei bemerkt, auch der Orchideen. Es gibt in jenen Gegenden eigene Schmetterlings-

und Orchideenjäger, die im Auftrage wissenschaftlicher Institute oder auf eigene Rechnung das Gewerbe betreiben. Auf dieser nüchternen, allzu modernen Erde dürfte es kaum einen Beruf geben, der gefährlicher wäre als dieser, denn es handelt sich bei diesen Jagden um ganz seltene Arten, bei denen jedes Stück der Beute in pfadlosen Urwäldern, aus fieberbrütenden Sümpfen, aus den Klauen wilder Tiere und noch wilderer Menschen herausgerissen werden muss. Die meisten dieser verwegenen Abenteurer kommen eines Tages an Fieber um, wenn sie nicht den vergifteten Pfeilen der Wilden zum Opfer fallen. Dennoch finden sich immer wieder Leute, die ihr Glück auf diesem Gebiete versuchen. Die Einnahmen sind gar zu verlockend. Für ein Exemplar einer einigermaßen seltenen Schmetterlingsart werden drei bis fünf Dollars bezahlt, während man für ganz ausgefallene, nur in jenen Wäldern vorkommende Arten verlangen kann, was man will. Jeder Fantasiepreis wird von den betreffenden Instituten willig bezahlt, zumal in Nordamerika, wo zur Zeit eine wahre Schmetterlingsmanie zu herrschen scheint. Bei alledem handelt es sich natürlich nicht um die unschuldigen Geschöpfe, die einem auf der Straße um die Ohren flattern, sondern um seltene Einzelercheinungen, die weit ab vom Wege im Innersten der Dschungel hausen und nur durch ein raffiniertes System von Lockspeisen und Lichteffekten herbeigelockt werden können. –

So vergingen diese ersten beiden Tage im Walde. Es folgten noch viele andere. Doch ich will

diese lange Geschichte kurz machen. Eintönig wie der Urwald selbst, ist das Wandern in seinem Schatten; ein recht unromantisches Dahintrotten und Gezwicktwerden von Moskitos. Und doch – wenn ich an jene Tage und Nächte im Urwald zurückdenke, so sehe ich Bilder vor mir, die ich nicht mehr vergessen konnte und die auch heute, nach mehr als drei Jahren, so deutlich vor mir stehen, als ob ich sie gestern gesehen hätte.

So geschah es einmal, dass wir im Gehen – der Soldat und ich, das Maultier hatte inzwischen schlapp gemacht – von der Nacht überrascht wurden.

Diese Nacht im tropischen Urwald werde ich so bald nicht wieder vergessen. Ganz unvermittelt war sie hereingebrochen, als ob eine unsichtbare Kraft plötzlich ein schwarzes Tuch über Busch und Bäume gebreitet hätte. Bis das Auge sich an die Dunkelheit gewöhnt hatte, war es so finster, dass man kaum die Hand vor den Augen erkennen konnte. Und dennoch war alles ringsum lebendig von tanzenden, funkelnden Lichtern. Wo immer man hinschaute, leuchtete es im Dickicht von funkelnden Glühwürmchen. Nicht nur in der Dschungel selbst, sondern auch auf der Straße war alles lebendig von ihnen. Quer über den Weg hatten die Spinnen unzählige Fäden von Baum zu Baum gezogen, an denen die Leuchtkäfer dicht nebeneinander wie die Perlen hingen. Das gab eine venezianische Nacht von grotesker Wildheit. Und doch waren das nicht die einzigen Lichter. Was einen noch mehr ersta-

unte und geradezu mit Schrecken erfüllte, das war der unheimlich helle Phosphorschein, der überall an den gefallenen und vermoderten Bäumen hinhuschte. Je weiter die Nacht vorschritt, desto heller wurde der Schein, und bald war es, als ob der ganze Wald in Flammen stünde. Unwillkürlich musste ich schneller gehen, um das unheimliche Gefühl loszuwerden, das kalt in mir aufzusteigen begann. Der Soldat aber, dem das nichts Neues war, blieb völlig gleichgültig gegen das Naturschauspiel und schien nur darauf bedacht, dass im Gehen seine Zigarette nicht ausging. Nur zuweilen, wenn es im Busch dumpf knurrte, blieb er stehen und fasste mechanisch nach seinem ungeladenen Gewehr.

»Tigre!« Jaguar!

Auch das trug nicht zur Beruhigung meiner Nerven bei. Ich habe in den kommenden Wochen noch manchen Jaguar angetroffen und dabei die Erfahrung gemacht, dass sie nicht annähernd so schlimm sind wie ihr Ruf, aber damals hatte ich vor ihnen noch einen gewaltigen Respekt, und der sowohl wie die Nähe der Wilden und die ganze fantastische Umwelt und die lauernden Gefahren, die in der Dschungel drohten, begannen mir den Kopf zu verwirren, und wer weiß, was in jener Nacht noch geschehen wäre, wenn nicht endlich die Hütten des nächsten »Forts« aus dem Nachtdunkel aufgetaucht wären.

Und ein andermal – ein andermal kam der Regen. Der Winter selbst hatte sich in der Jahreszeit geirrt. Es war programmwidrig, es war gegen die Natur, dass jetzt schon die Regenzeit hereinbrach.

Aber es regnete, und wenn es im bolivianischen Urwald regnet, so schüttet es wie mit Kübeln. Der Wald wird zum Sumpf und die Straße zum Fluss. Und dann kommen die Frösche, riesenhafte, unmögliche Frösche. Im Allgemeinen – das muss ich gestehen – habe ich eine Vorliebe für Frösche. Wenn bei uns an warmen Sommerabenden die Sonne hinter den Bergen verschwindet, wenn die Dämmerung ihre Farben ausgießt und die ganze Natur in seliger Andacht den Atem anhält, da kann es in der Tat nichts Melodischeres geben als so ein Froschkonzert in der Wiese. Aber anders ist es mit diesen bolivianischen Fröschen! Das ist kein ehrsam, gut bürgerliches Quaken wie bei uns zu Hause. Das ist ein schrilles, aufreizendes Schreien und Singen mit einem eigentümlich rasselnden Unterton, der an eine Dampfmaschine erinnert. Wie Wimmern und Weinen klingt es aus der Ferne, und manchmal wie Hohngelächter. Unzählige Arten gibt es von diesen Untieren. Einige sind klein wie Laubfrösche, andere haben die Größe einer ausgewachsenen Ratte. Diese letzteren sitzen auf den Bäumen. Beim Herannahen des Wanderers springen sie mit einem Satz ins Wasser hinunter. Es sieht aus, als ob ein nasser Lumpen vom Baum herabgeworfen würde. Aber kaum sind sie unten angelangt, so werfen sie sich in Positur, blähen sich auf und brüllen laut wie Ochsen, während sie einen mit schweren, weit hervorstehenden Glotzaugen anstarren. Man könnte sich nicht gut ein Lebewesen vorstellen, das unmöglicher und übernatürlicher aussähe wie dieses! Die



Frösche Boliviens! Sie sind mir später noch manchmal erschienen in meinen wüstesten Träumen!

Und doch – was waren alle diese gegen die Pest der Moskitos, die in schwarzen Wolken den grauen Regenhimmel noch mehr verdüsterten? Möge der Laie mich einen Aufschneider nennen, aber jedem moskitogeprüften Tropenwanderer rufe ich zum Zeugen dafür an, dass die reißendsten Löwen keine schlimmeren Bestien sind.

Ja, gibt es auf dieser Erde, sogar mit Einschluss der Hölle, noch eine Sorte von Plagegeistern, die schlimmer wären wie diese? Sie kommen herangeschwirrt wie das böse Gewissen. Sie tanzen auf deiner Haut mit ihren dünnen Beinen. Sie saugen dein Lebensmark mit den langen Rüsseln. Machtlos musst du zusehen, wie der Bauch der kleinen Höllencreaturen sich mit deinem Blute füllt. Und wenn du eine tots schlägst, so kommen tausend dafür wieder. Es ist das reine Hexeneinmaleins. Wahrlich, das sind die wahren Wilden des Urwaldes! Schlimmer als alle Schlangen und alle Jaguare in der Dschungel. Typhus, Malaria und alle ekligen Sumpffieber der Tropen tanzen um dich her und vollführen eine aufreizende Musik, die eine Sinfonie des Teufels ist.

Das letzte Fort lag bereits hinter mir. Bergaufwärts führte der Weg. Er wurde härter und trockener, und bald stieß mein Fuß an etwas, das ich seit Wochen nicht mehr gesehen hatte: einen Stein! Bald wurden es deren mehr. Aufwärts ging der Weg an einem steilen Hügelhang. Es war eine hübsche Gegend, die mich mit einem Schlage weit wegzuver-

setzen schien von den Sümpfen mit ihren Kreaturen. Überall rieselte das Wasser. Murmelnde Bäche hüpfen über graue Granitfelsen, und grüne Papageien saßen lärmend und schwatzend in den hohen Bäumen. Immer höher wurden die Bäume, je weiter man in den Wald hineinkam. Bald war der Wald ebenso üppig und majestätisch wie der, den ich in der Flussniederung von Santa Cruz gesehen hatte. Ringsum im Dämmerlicht stand regungslos das Wunder der mächtigen Bäume, das wildverschlungene, unentwirrbare Chaos der Lianen, die berückende Schönheit der Orchideen, die aus dem kalten Grunde der Dschungel leuchteten. Besonders viele Affen waren hier zu Hause. Ganze Herden von Brüllaffen vollführten ein ohrenzerreißendes Gezeiter in den Palmenkronen. Andere kamen auf den Hinterhänden aus der Dschungel gerannt, gerade auf mich zu mit kurzem, heiserem Bellen wie Miniaturgorillas. Mit ihrem schwarzen, zottigen Fell sahen sie aus wie kleine Waschbären, und ihre grinsenden Affenfratzen, die in ihrem Leben wahrscheinlich noch nie einen Menschen gesehen und fürchten gelernt hatten, hatten etwas spukhaft Unwirkliches an sich. Doch waren es nicht diese, die mir auf die Nerven gingen. Ganz zufällig war mein Blick an einigen besonders grellen Farbflecken auf halber Höhe eines dicken Baumes haften geblieben. Die Erscheinung hatte nichts sehr Auffälliges, und ich hätte sie auch weiter nicht beachtet, wenn sich da nicht etwas bewegt hätte. Die Sache interessierte mich, und da ich schlechte Augen habe, trat

ich näher, um mir den Spuk genauer zu betrachten. Im nächsten Augenblick hätte ich etwas darum gegeben, wenn ich weniger neugierig gewesen wäre. Die Farbenflecke, die aus der Ferne so anziehend ausgesehen hatten, gehörten zum Leib einer Riesenschlange, die in großen Windungen um einen mächtigen Ast geschlungen war. Im Augenblick war ich wie versteinert. Ich vergaß alle Furcht und Gegenwehr über dem seltsamen Anblick. Wäre das Tier zum Angriff übergegangen, so hätte es die leichteste Beute gehabt. Aber es dachte nicht daran. Es schien sich in einem Zustand absoluter Weltverlorenheit zu befinden. Der schwere Kopf glotzte ausdruckslos ins Weite, und der glatte, offenbar ganz dem Geschäfte des Verdauens hingeebene Körper bewegte sich ganz langsam auf dem Aste hin und her. Das Tier mochte eine Länge von einigen sieben bis acht Metern haben, aber in meinen von der Fantasie erhitzten und von der Angst verzerrten Sinnen hatte es die Länge eines ausgewachsenen Eisenbahnzugs, einen Kopf wie ein Haus und Augen wie Teetassen und Zähne wie ein Mammut. Ganz vorsichtig zog ich mich zurück, um das Tier nicht zu reizen, aber sobald ich mich in sicherer Entfernung glaubte, rannte ich weiter, so schnell mich die Beine trugen.

Ich habe später noch mehrere Riesenschlangen angetroffen, aber vor keiner mehr habe ich mich gefürchtet. Unter den Bestien des Urwalds gehören sie zu den harmloseren. Wenn sie hungrig sind, können sie freilich recht gefährlich werden, aber sobald

der Magen gefüllt ist, verkriechen sie sich in der Dschungel, wo sie sich wochenlang nur dem Geschäft des Verdauens hingeben und während dieser Zeit für ihre äußere Umwelt geradezu abgestorben sind. Unendlich viel gefährlicher sind die kleinen Giftschlangen, von denen stellenweise der Wald geradezu wimmelt.

Es war indessen schon spät geworden, und die Nacht kam pechschwarz aus der Dschungel. Eine schöne Nacht. Der Regen hatte aufgehört, und zwischen den gefiederten Palmenkronen, die regungslos am Himmel standen, konnte man vereinzelt Sterne sehen. Bald war es stockdunkel. Eine Stelle, wo ein gefallener Baum mit schönem trockenem Holze quer über die Straße lag, schien mir für ein Nachtquartier mit einem ordentlichen Feuer zum Fernhalten der Bestien geeignet, denn ganz so wie Tarzan fühlte ich mich nicht zu Hause unter den Tieren des Urwalds.

Das Holz musste mit Pech gestrichen sein oder doch mit irgendeinem Harz, das mit dem Feuer auf gutem Fuße stand. Das Streichholz hatte es noch kaum berührt, als die Flamme züngelnd über den Stamm hinlief. Puffend und knisternd breitete sie sich aus. Brüllend wuchs sie immer höher. Es war, als ob der ganze Wald in Flammen aufgehen wollte. Wie der Zauberlehrling kam ich mir bei dem Anblick vor. Eben erst hatte ich mit Angst und Misstrauen eines meiner schon recht zusammengeschmolzenen Streichhölzer geopfert, in der schwachen Hoffnung auf ein kleines, aufmunterndes Feuerchen, und nun

Wenn sich das Feuer auch nicht weiter ausbreitete – denn offenbar bestand nur dieser Baum aus dem guten Brennmaterial – so wuchs es doch immer mächtiger in die Höhe. Der ganze Wald war taghell erleuchtet. Der Widerschein lief züngelnd an den weißen Stämmen in die Höhe und irrlichterte zwischen den Baumkronen. Eine sengende Hitze lag über der Lichtung. Die Wildnis ringsum wachte auf und protestierte heftig gegen die Störung. Es brüllte, grunzte und zeterte in allen Tonarten. Der Lichtschein hatte alles Getier herbeigelockt. Dicke Eidechsen liefen über den Weg. Im Dickicht raschelten die Wildschweine. Nah und fern hörte man das dumpfe Hm! Hm! der Jaguare. Mehrmals war es mir, als ob ich im Lichtschein des Feuers die Umrisse ihrer schlanken Leiber gleich Silhouetten riesiger Katzen durch das Dickicht schleichen sähe.

Wahrlich, es war eine entsetzliche Nacht!

Soweit es immer die Hitze erlaubte, verkroch ich mich in die Nähe des Feuers. Ich schloss die Augen, um nichts sehen zu müssen, aber dann war es die überreizte Fantasie, die mir noch viel schrecklichere Gespenster vorzauberte. Nicht einmal ein Taschenmesser hatte ich, um mich gegen die Bestien zu wehren, falls sie wirklich zum Angriff vorgehen sollten. Nur das Feuer war mein Schutz, und dieses selber war mir unheimlich in seiner sengenden Glut und seiner unnatürlichen Wildheit. Es war mit einem Wort eine unerquickliche Nacht, und ich glaubte eine halbe Ewigkeit durchlebt zu haben, als

sich endlich die Geister beruhigten und der kommende Tag durch das Dickicht schlich.

Beim ersten Lichtschimmer machte ich mich auf den Weitermarsch und war bald auf einer freien Anhöhe angelangt, von wo man eine weite Aussicht auf das umgebende Land hatte. Ich schaute auf die hohen Palmen, die starr und stumm im Lichte der aufgehenden Sonne dastanden. Ich schaute zurück auf die Waldwüste, die sich flach und endlos in schauriger Einsamkeit ausbreitete. Dampfende Nebel zerflossen im Dämmerlichte. Von fernher kam das Singen der Frösche. Noch einmal, während ich mich zum Weitergehen anschickte, glaubte ich das wilde, vielstimmige Konzert von Jaguaren, Fröschen, Eidechsen und Moskitos zu hören, und es war mir wie ein wüster Traum.

»*Muchos bárbaros!*«

In der Tat! Ich hatte sie gesehen dort unten! Auf zwei, vier und sechs Beinen waren sie um mich hergeschwirrt, auf den Bäuchen waren sie herangekrochen, um mir das Leben zur Hölle zu machen. Nun war's genug!

Adios!

Mich seht ihr nicht wieder!

Nun wurde der Weg von Stunde zu Stunde immer besser und der Wald mit seinen mächtigen Farnkräutern, an denen die dicken Wassertropfen wie so viele Diamanten in der Sonne glitzerten, immer schöner. Einmal traf ich sogar eine Hütte, die dicht an der Straße stand. Unter dem weit vorspringenden Palmblatttdache saß eine Indianerfrau, eine

alte, zahnlose Dame an der schattigen Seite der Fünzig, die eben dabei war, irgendein unbeschreibliches Tier der Wildnis zum Nachtessen zuzubereiten. Bedächtig zog sie den schwarzen Pelz von dem tiefroten, ins Grünliche schillernden Fleisch und warf dann jedes der abgezogenen Stücke in einen mit Wasser gefüllten Eimer, dass es nur so platschte. Ihre Einladung zum Essen lehnte ich ab, denn wenn das Tier so war, wie es aussah, so war es zäh wie Treibriemen und schmeckte wie Pomade.

Vor Einbruch der Nacht kam ich dann endlich nach einer Ansiedlung, die tatsächlich schon etwas von der Kultur beleckt schien, oder wie man's so nimmt: im Reiche der Blinden ist der Einäugige König. Da standen mehrere mit Palmblättern bedeckte Hütten am Waldrand und etwas abseits eine weite Umzäunung, hinter der die Kühe standen. Ochsenkarren, Wagenspuren, aufgehängte Rindshäute, unordentlich umherliegendes Geschirr, Kuhhörner und Knochen, an denen die Hunde schnupperten, deuteten auf menschliche Tätigkeit. Es roch nach Mist und Landwirtschaft. Schwärme von dicken, schwarzen Fliegen brummten wie Motore in der zitternden Luft des heißen Tages, und dazwischens klang immer noch, wenn auch nicht annähernd so stark wie unten im Sumpfe, das helle metallische Summen der Moskitos. Alles in allem war es trotz aller Kulturbelecktheit nicht eben ein angenehmer Aufenthaltsort.

Ich ging in eine der Hütten zu den Weibern, die über dem beißenden Rauche eines kümmerlichen

Feuers stumpfsinnig vor sich hinträumten. Todmüde war ich von der langen Reise und den vielen Aufregungen der letzten Wochen. Gerne hätte ich eine Tasse Kaffee getrunken, wenn ich welchen gehabt hätte. Aber der Vorrat war erschöpft. Nicht eine Bohne war übriggeblieben. Hier saß ich mit bangem Herzen und trübem Sinne, *vis-à-vis de rien* in des Wortes verwegenster Bedeutung. Die Weiber versicherten mir, dass sie da auch nicht helfen könnten. Nicht eine einzige Maniokawurzel hätten sie in der Hütte, und Fleisch hätten sie seit Wochen nicht mehr gesehen. Die Männer seien schon vor Tagen auf die Jagd gegangen, und wer könne wissen, wann sie wieder kämen. – *Que lo vamos hacer?* Was ist da zu machen? Das ist nun einmal so in der Wildnis. Dann stopften sie wieder mit der größten Seelenruhe ihre Pfeifen.

Bei Anbruch der Nacht kehrten dann wirklich die Männer von ihrem Jagdausfluge zurück. Neben einigen Spießhirschen und Schildkröten trugen sie an einer Stange einen mächtigen Jaguar, über den sich die Frauen mit großem Eifer her machten. Mehrere Stunden brauchten sie zum Zerlegen und Zubereiten. Dann gruppierten wir uns malerisch vor der Hütte, jeder mit einem langen Messer. Und als es dann Nacht wurde und das Feuer in der Dunkelheit hoch aufloderte, als der Braten in der Asche schmorte und sich ringsum die großen, stillen Bäume des Urwalds im zuckenden Scheine der unruhigen Flammen wie etwas Lebendiges bewegten, da war es eigentlich ganz gemütlich. Ich gab den Leuten et-



was Reis, den ich noch übrig hatte, und dafür revanchierten sie sich mit einem riesengroßen Jaguarkotelette. Nun hatte ich zwar in meinem Leben schon allerlei gegessen, aber Jaguar noch nicht, und »was der Bauer nicht kennt, das frisst er nicht«, sagt ein altes Sprichwort. Trotz dem großen Hunger weigerte ich mich standhaft, etwas von der Delikatesse anzunehmen, sehr zum Missvergnügen meiner Gastgeber. Jaguar, sagten sie, sei bei ihnen ein Festessen, und es sei eine Auszeichnung für einen Gast, wenn er daran teilnehmen dürfe. Doch wollten sie keinerlei Zwang auf mich ausüben. Sie würden auch allein damit fertig. Es sei auch ganz delikater Spießhirschbraten da, wenn ich diesen etwa vorziehe. Ich war so frei, das zu tun, und sie brachten mir ein mächtiges Lendenstück, das ich ländlich, sittlich, nach Urwaldmode gar bald mit Hilfe des langen Messers und den fünf Fingern als Gabel vertilgt hatte, während die anderen mit schmatzendem Behagen dem Raubtier zu Leibe gingen.

»Fein, was?« sagte ein neben mir sitzender alter Bursch mit dünnem weißem Bart, und schnitt mir noch ein Stück ab.

»Aber Spießhirsch!« –

»No señor! Que esperanza! Das war doch auch Jaguarbraten!«

Im Augenblick war ich etwas bestürzt über die Eröffnung, aber wenn die Bestie Blut geleckt hat – Nun erst recht nahm ich mir ein Jaguarkotelette. Es sah aus und schmeckte auch ungefähr wie Schweinebraten. Andere Länder, andere Kochkünste, und

nie kommt man ans Ende seiner Erfahrungen auf diesem Gebiete.

Nachdem der erste Appetit gestillt war, nahmen sie mich gründlich ins Gebet über das Woher und Wohin.

»Und wo,« so sagte wieder der alte Mann mit einer gewissen Feierlichkeit, während er sich das lange Messer an den Hosen abwischte, »wo gedenken der Caballero jetzt hinzureisen?«

»Nach Osten,« antwortete ich ohne Besinnen, denn es war ja nicht das erstemal, dass dieses Verhör mit mir vorgenommen wurde.

»Nach Osten? Durch den Wald?«

Der alte Mann machte große Augen. Langsam fuhr er mit seiner knochigen Hand durch die dünnen weißen Haare. Dann kratzte er sich bedenklich hinter den Ohren, dann schüttelte er missbilligend den Kopf, dann schüttelten alle anderen, die umher saßen, ebenfalls den Kopf, dann brachen sie alle *unisono* in den Klagruf aus, den ich nun schon so oft gehört hatte in jenen Wochen:

»*Muchos, muchos, bárbaros!*«

Und dann: »*Mucho agua!*« Viel Wasser.

Ich wollte mehr davon erzählt haben, und sie ließen sich auch gerne dazu ermuntern; aber was sie zu berichten wussten, klang wenig erfreulich. Es war noch immer das alte Lied von Sümpfen, Fröschen und Moskitos, denen ich mich eben erst glücklich entronnen wähnte.

Als ich mich am anderen Morgen schon vor Sonnenaufgang auf die Weiterreise machte, verabreich-

ten sie mir ein mächtiges Stück Käse als Wegzehrung und ein Holzgefäß voll frischgemolkener Milch. Es war das köstlichste Getränk, das ich je getrunken habe.

Bald war ich wieder allein im Walde. Noch immer war es halb dunkel. Die Glühwürmchen leuchteten noch im Dickicht. Zwischen den höchsten Bäumen, die schlank wie Schiffsmasten in den Himmel ragten, kam der Tag heraufgedämmt. Mich fröstelte in der kühlen Morgenluft. Und nach den Prophezeiungen vom gestrigen Abend fröstelte mich auch ein wenig bei dem Gedanken an all die Abenteuer, die ich noch erleben sollte auf dem weiteren Wege durch diese ewig währende Wildnis.

\*

Und nun folgt ein Abschnitt, den ich mit dem komplizierten und wenig schönen Namen Motocusito überschreiben möchte. Ich weiß selbst nicht warum. Ich weiß nicht einmal, was es ist und was es bedeutet. Und dennoch kann ich nicht anders. Wenn ich heute zurückdenke an jene nun glücklicherweise schon längst vergangenen Wochen, so klingt mir dieses dumpfe Wort ganz von selbst in den Ohren, wie ein trauriges Klagelied aus heißen Tropenländern. Wie brütende Hitze, wie brennende Sonne und summende Moskitos.

Motocusito! Was ist es eigentlich? Kommst du nach einem Ort, oder was sonst so in jener Gegend noch als Ortschaft passiert, so heißt er sicherlich Motocusito, erkundigst du dich nach dem Namen einer unbekannten Palme, so wird man sie dir als eine

Motocusito vorstellen. Schaust du in einen Kochtopf, in dem irgendein unbeschreibliches Etwas brodelt, so kannst du zehn gegen eins wetten, dass es ein Motocusito ist.

Doch wo war ich stehengeblieben? Mitten im Walde, bei der gastlichen Hütte mit dem Jaguarbraten. – Wieder begann es in Strömen zu regnen. An vielen Stellen war die Wasserfläche bedeckt mit schwimmenden Wiesen bunter Blumen – lockende Pracht! Nur das nimmer endende Quaken der Frösche verriet die Täuschung. Noch immer gab es Frösche und Moskitos. Noch immer drohten die Wilden im Walde. Nur eben das Motocusito war ganz anders. Von menschlichen Ansiedlungen war auch nichts zu sehen außer einigen kümmerlichen Hütten, bis eines Tages auf einem offenen Plateau zwischen niedrigem Buschwald eine größere Ansammlung von Hütten auftauchte. Was wird es sein? dachte ich mir. Irgend so ein Motocusito. Aber siehe da: die Häuser wurden immer zahlreicher. Ein stolzer Kirchturm bohrte sich in den heißen Himmel. Schon ging ich durch die ersten Straßen des Städtchens San José.

San José ist keine Weltstadt. Wenn es hoch kommt, dürfte der Platz einige achthundert bis tausend Einwohner beherbergen, und auch diese sind kümmerlich genug untergebracht. Wenn man aber wochenlang unter Affen und Moskitos gelebt hat, so ist man nicht mehr wählerisch. Das Treppensteigen braucht einem in San José nicht schwer zu fallen, denn im ganzen Orte gibt es kein Haus, dessen

Dach ein einigermaßen ausgewachsener Mann nicht bequem vom Boden berühren könnte. Die Dächer selbst springen weit vor und bieten so wenigstens etwas Schatten in diesem schattenlosen Orte. Über jeder Tür hängt eine bauchige »tinaja« (Tonkrug) mit eiskaltem Wasser, das in diesem Zustand aus einem wohltätigen Brunnen kommt, weil es der liebe Gott so eingerichtet hat, dass auch die schlimmsten Plätze irgend etwas Gutes aufzuweisen haben. Denn sonst ist wirklich nichts zu loben in San José. Es ist alles nur Sonne und Staub und Lehmhütten, die sich in ihrer graugelben Farblosigkeit kaum noch abheben von dem rissigen Erdreich der unheimlich großen Plaza, auf der ein paar wind-schiefe Palmen in der grellen Sonne stehen. Unnütz zu sagen, dass an der einen Seite der Plaza sich auch eine Kathedrale erhebt, die mit ihren zwei Türmen recht monumental, ja beinahe grotesk wirkt in dieser kümmerlichen Umgebung. Sie stammt noch aus der Zeit, da der berühmte Jesuitenstaat von Paraguay seinen Machtbereich bis in diese Gegend ausdehnte. In San José gibt es auch einige Europäer, und natürlich sind es Deutsche, denn wer sonst käme auf den Gedanken, etwas zu suchen in solcher Gegend. Es gibt dort drei Filialen der deutschen Handelshäuser in Santa Cruz, die den Handel des gesamten bolivianischen Tieflandes souverän kontrollieren bis zur brasilianischen Grenze. Außerdem wohnte hier ein sehr behäbiger Doktor der Philosophie aus dem Schwabenlande, der im besten Haus an der Plaza wie ein Pascha residierte. Gegen-

wärtig hatte er Einquartierung von einer Horde Wandervögel – ja, von Wandervögeln, frisch importiert aus Deutschland! Eines Tages waren sie angerückt; sechs stramme Burschen, jeder mit einem rechtschaffenen Rucksack. Außerdem hatten sie noch einen Esel, der das übrige Gepäck nachschleppen sollte. Zwanzig Pfund Gepäck kamen gut und gern auf jeden einzelnen, und außerdem trug noch jeder ein Mausergewehr. Ihr Kommandant – auch das hatten sie! – war ein ehemaliger Kriegsleutnant und hielt ganz leidlich Disziplin. Für mich waren sie wie die ersten Schwalben, die den Sommer machen, denn sie kamen von Brasilien und waren also der lebendige Beweis dafür, dass so etwas möglich war, und solchen Beweis hatte ich nötig, denn der Glaube daran war etwas wankend geworden in den letzten grausamen Wochen. Authentische Informationen waren selten auf diesem Wege. Selten traf man einen, der ein vernünftiges Spanisch sprach, und wenn das der Fall war, so war aus ihm doch nicht viel mehr herauszubekommen als das immerwährende »*muchos bárbaros!*« Hier aber war eine Gesellschaft von lieben Landsleuten, die einen gewiss auf das genaueste informieren konnte über alle Einzelheiten der kommenden Wegstrecke. Ich spitzte die Ohren wie ein amerikanischer Reporter, wenn er John D. Rockefeller interviewt. Aber siehe da: es war auch hier wieder die alte Geschichte von wilden Tieren und Menschenfressern, von Überschwemmungen und Durststrecken. Fast drei Monate hatten sie gebraucht von der brasilianischen

Grenze bis hierher, und das war kein Wunder bei den Lasten, die sie mit sich schleppten. Ich machte eine dahingehende Bemerkung, aber da lachten sie mich aus. Zumal ein kleiner Berliner mit einem großen Lästermaul konnte sich nicht genügtun im Schwarzmalen und im Herabsetzen meiner allerdings recht dürftigen Ausrüstung.

»Mit die Klamotten?« sagte er mit einem Seitenblick auf mein allerdings nicht sehr inhaltreiches Bündel, »und das hier in der Wildnis, bei den Tigern und Menschenfressern? Und ohne Schießprügel und nicht einmal ein ordentliches Messer zum Halsabschneiden? Mensch, dich werden sie aufgefressen haben, ehe du viel älter geworden bist! Du wirst eine Mahlzeit für die Tiger werden oder ein Braten für die Indianerküche.«

So redete er noch lange weiter, und die anderen stimmten ihm in allem bei, wenn sie sich auch nicht ganz so drastisch ausdrückten. Dafür revanchierte ich mich, indem ich ihnen die Schrecken der Wegstrecke nach Santa Cruz in den schwärzesten Farben malte. Ach, ich brauchte dafür meine Fantasie nicht zu Hilfe zu nehmen. Die nackte Wahrheit war wirklich schlimm genug.

Am anderen Morgen machte sich die Karawane auf den Weiterweg, trotzdem ein schweres Gewitter über dem Walde heraufgezogen kam. Es war schon ein Anblick, wie sie so davonzogen. Echt deutsch. Der Esel hatte am wenigsten zu tragen. Von der Mannschaft, bei der fast jeder schon wunde und geschwollene Füße hatte, trug jeder ei-

nen Rucksack von beträchtlichen Dimensionen neben einem Mausergewehr. Ich schaute auf mein eigenes kleines Bündel und es kam mir nun erst recht zum Bewusstsein, wie arm ich eigentlich war. Dennoch beneidete ich sie nicht um den Plunder. Sondern im Gegenteil! Das ist es eben, warum unter tausend Menschen neunhundertneunundneunzig am Wege liegenbleiben, im Urwald wie anderswo: Weil sie sich zu sehr mit Gepäck belasten. Die einen mit Kenntnissen, die anderen mit Wissenschaft, mit Vorsicht und Klugheit, mit kalter Berechnung, mit nüchterner Besonnenheit und mit sonst allerlei kleinen gegebenen Tatsachen, die ebenso viele Fallstricke sind für allen Tatendurst und jede Leidenschaft. Der Tod aller Toten ist das Gepäck. –

Wie dem auch sei: Da standen sie zum Abmarsch bereit.

»Bataillon – marsch!« kommandierte der Leutnant.

Die Kolonne setzte sich in Bewegung und war bald verschwunden im tobenden Regengesturm des gleich darauf losbrechenden Tropengewitters. Noch heute, indem ich dies niederschreibe, wundere ich mich, was aus ihnen geworden ist. Vor wenigen Tagen war ich mit knapper Not jener Hölle entronnen. Das Wasser war mir damals schon stellenweise bis an den Hals gegangen, und seither hatte es dort drüben nicht aufgehört zu regnen. Ein günstiges Horoskop konnte ich ihnen also nicht stellen. Dennoch zweifle ich keinen Augenblick, dass sie zu gegebener Zeit, nass und müde doch sicher am an-



deren Ende angekommen sind. Ich habe einen viel zu blinden Glauben an den Stern der Abenteurer und den Schutzgeist der Vagabunden, als dass ich mir etwas anderes vorstellen könnte. Zumal an den der Deutschen. »Deutsch sein,« hat einmal jemand gesagt, »heißt eine Sache um ihrer selbst willen betreiben.« Es ist trotz allem ein wahres Wort. Denn ist es nicht merkwürdig: wird irgendwo Gold gefunden im fernsten Erdenwinkel, so sieht man sofort die Engländer in Scharen auftauchen. Das Petroleum zieht den Yankee an, und müsste er es aus dem Rachen eines Löwen holen. Ist aber noch irgendwo ein ganz ferner, weltverlassener Erdenwinkel, in dem von der Gotteswelt nichts zu holen ist als Gefahren und Abenteuer und nichts zu genießen als der Zauber der Ferne, so wird man nur Deutsche dort finden! Afrika zum Beispiel wurde fast allein von Deutschen entdeckt. Ein Rohlf, ein Schweinfurt, ein Emin-Pascha haben dort ihre Haut zu Markt getragen mit beispielloser Kühnheit unter unerhörten Gefahren. Aber die Früchte erntete ein Cecil Rhodes, ein Livingstone und der große Zeitungsscharlatan Henry Morton Stanley. War es nicht immer so gewesen? Der abenteuerliche Simplizius Simplizissimus geht auch heute nach dreihundert Jahren noch um. Das Urbild des deutschen Michels, wie er sich von seiner kriegerischen, ganz unphiliströsen Seite zeigt: ein Landsknecht des Glücks für tausend Herren und tausend Dinge. Immer tapfer, immer unternehmend und immer betrogen. Und doch – o möge er niemals aussterben im deutschen Lande!

Doch ich komme hier ins Predigen.

Auch im Urwald braucht man Geld. Bei meiner Ankunft in San José hatte ich nur noch wenige Bolivianos, die ich hüten musste wie meinen Augapfel, wenn ich damit auskommen wollte bis ans Ende der Reise, und da traf es sich gut, dass in dem Dorfe ein Schweizer mit Namen Habegger wohnte, der gegen geringes Entgelt einen »*maître de plaisir*« dringend benötigte. Denn er war blind. Blind sein ist überall ein Unglück. Aber blind an solchem Platze! Kaum irgendwo auf der Erde gibt es einen Menschen, an den ich zurückdenke mit heißerem Mitleid. Materiell ging es ihm nicht schlecht. Er hatte ein hübsches kleines Häuschen und eine dunkelhäutige Señora, die ihm den Hausstand besorgte. So fehlte es ihm eigentlich an nichts. Aber die Langeweile, die ihn auf fraß! Irgendwo in seiner Hütte hatte er einen Stoß von alten Gartenlauben und einigen schweizer Zeitschriften, aus denen ich ihm täglich viele Stunden lang vorlas von den alten Geschichten, die er immer wieder mit Begierde hörte, obwohl er sie längst schon auswendig kannte. Und wenn wir lange genug gelesen hatten, so rückte er näher heran mit dem Stuhle und erzählte aus seiner buntbewegten Vergangenheit einen Roman, wie ihn sich so wild und verwegen nur das Leben ausdenken kann. Und zumeist, wenn er im besten Erzählen war, unterbrach ihn die keifende Stimme der Alten, die ihn schimpfend zu Bett schickte.

Er musste ein Hüne gewesen sein in seinen gesunden Tagen. Er war auch jetzt noch eine Gestalt

zum Bäumeausreißen, aber das Unglück hatte ihn zum Spielball launischer Indianerweiber gemacht an einem einzigen Tag. – –

Nach einigen fünf oder sechs Tagen kündigte ich meine schöne Stelle und wanderte weiter auf dem langen Wege nach Brasilien.

Ich tat das mit einem nassen und einem heiteren Auge, denn nach den vorangegangenen Erfahrungen musste ich auf vieles gefasst sein, und das, was ich von den Leuten gehört hatte, war nur dazu angehtan, meine geringen Erwartungen noch weiter herabzusetzen. Von San José bis zum Rio Paraguay sind es noch einige sechzig Leguas, also dreihundert Kilometer in der Luftlinie, und das in vielen Windungen, durch Sumpf und Schlamm auf Schusters Rappen war keine erfreuliche Aussicht. Der einzige angenehme Gedanke war der, dass es die letzte Wegstrecke war in diesem nimmer endenden Walde und dass alsdann ein besseres Land komme am anderen Ende. So dachte ich mir wenigstens. Aber man denkt sich manches.

Auf jeden Fall kam es so, wie es auf Reisen in Bolivien immer zu gehen pflegt. Es kam alles ganz anders. Der Weg, vor dem ich mich gefürchtet hatte wie vor dem leibhaftigen Bösen, war schlecht und nass und schlammig, aber dennoch ein Kinderspiel im Vergleich zu dem, was ich hinter mir hatte. Aber die Gegend war womöglich noch wilder, noch öder und menschenleerer als zuvor, und die umherschweifenden Wilden noch zahlreicher und bössartiger. Wo immer man hinkam, vernahm man von ih-

nen Schandtaten. Bald hatten sie einen Ochsenwagen geplündert, bald eine einsame Farm verwüstet oder einen Wanderer überfallen und umgebracht. Jedenfalls sah man niemand, der anders als bis an die Zähne bewaffnet durch das Land marschierte. Nur ich hatte nicht einmal ein ordentliches Taschenmesser. Aber – sei es, dass sie sich vor mir fürchteten oder dass sie in mir eine verwandte Seele sahen – jedenfalls habe ich nicht einen einzigen Wilden zu Gesicht bekommen auf der ganzen langen Reise. In dieser Hinsicht hatte sich meine Nervosität völlig gelegt. Während ich anfangs bei jedem Geräusche ängstlich in den Busch starrte nach funkelnden Augen und vergifteten Pfeilen, wanderte ich nunmehr nur mit dem Gefühl der göttlichen Sicherheit durch die lauernden Gefahren dieser heulenden Wildnis. Nur ein Gespenst hatte ich nicht zu bannen vermocht, auch nach ausgiebigster Gewöhnung: Hier war man in der Tat »mittenmang die Schlangen«, und mit diesen vermochte ich mich nicht abzufinden. Am auffälligsten ist eine Art Riesenschlange, die äußerst gefahrdrohend aussieht mit ihrer getigerten Haut und den starren Augen, die aber keinem Menschen etwas zuleide tut. Von was sie lebt, weiß ich nicht. Jedenfalls habe ich sie nie anders gesehen als im Zustand sattester Behaglichkeit und intensivster Verdauung. Bei den Schlangen ist es nicht anders wie bei den Menschen. Die kleinen sind die gefährlichsten. Sie liegen auf der Straße in der grellen Sonne, und da die Natur sie mit einem Schutzkleide versehen hat, das sie auf die nächste

Entfernung – wenigstens für kurzsichtige Augen – als ein Stück des Erdreiches erscheinen lässt, kann für den ahnungslosen Wanderer gar leicht der Bibelspruch zur Wahrheit werden: »Du wirst ihr den Kopf zertreten und sie wird dich in die Ferse stechen.« Ein solcher Schlangenbiss aber unter solchen Umständen hätte unweigerlich einen qualvollen Tod bedeutet. Nur der große, gute, nie versagende Schutzgeist der Vagabunden hat mich vor solchem Schicksal bewahrt. Ein Wunder ist es jedenfalls gewesen, denn wieder und wieder habe ich dicht neben meinem Fuß das eigentümlich raselnde Geräusch einer aufgeschreckten Klapperschlange vernommen. Zumal bei sinkender Nacht, wenn die größte Hitze aus dem Sand der Straße gewichen ist, kommen sie in Legionen aus der Dschungel gekrochen wie eine schleichende Pest. Anfangs – als ich noch ganz dumm war in diesen Dingen – pflegte ich mit Vorliebe in der Dämmerung zu marschieren, aber ich lernte bald die grelle Mittags-sonne dem Zischen und Rasseln in der kühlen Abendluft vorzuziehen.

Doch was rede ich von diesen?

Wenn man einem nordeuropäischen Menschen vom tropischen Urwald erzählt, so möchte er von Tigern und Schlangen hören. Und doch sind diese zu- meist nur die harmlosesten unter den Quälgeistern, die einem dort das Leben zur Hölle machen. Unsag- bar viel schlimmer ist das Gewürm und Geschmeiß, das in den Lüften summt und auf dem Boden krab- belt. Von den Moskitos habe ich schon berichtet

und ich will kein Wort weiter von ihnen erzählen. Sie sind ein Kreuz unter vielen. Wer zählt die Völker, nennt die Namen aller der Quälgeister, die da aus Busch und Urwald herausgesummt und gekrochen kommen, die da in Sümpfen hocken und im Sande wimmeln in der sonndurchglühten Steppe? Im Wasser und auf dem Lande ist man nirgendwo sicher vor ihnen. Da gibt es in den Flüssen einen Raubfisch, der schlimmer ist wie der blutdürstigste Tiger. In Schwärmen tun sie sich zusammen, und wehe dem Wesen aus Fleisch und Blut – Mensch oder Tier –, das ihnen zwischen die Zähne kommt! Im Nu ist es nur noch ein kahles, abgenagtes Skelett. Wollen die Eingeborenen ihre Herden durch solchen Fluss treiben, so suchen sie sich zunächst eine besonders magere und unansehnliche Kuh als Angriffsobjekt. Sobald dieses im Wasser ist, fallen die Bestien darüber her und zerreißen es in Stücke. Lange zieht die blutige Spur flussabwärts, die nun alle anderen Raubfische wie ein Magnet anzieht, derweilen der Rest der Herde sicher und unbehelligt ans andere Ufer schwimmt. Fast noch schlimmer wie diese ist ein anderer Fisch – oder ist es ein Skorpion? –, den sie die »Raya« nennen. Am Flussufer vergräbt er sich im Schlamm, sodass nur der giftige Stachel herausschaut. Ein einziger Stich aus solchem Stachel kann einen monatelang zum Invaliden machen.

Doch das sind noch die geringsten der Quälgeister. Da gibt es an gewissen Bäumen eine Sorte von ganz kleinen, ganz harmlos aussehenden roten

Ameisen. »Pala Santo« nennt man sie. Ihr Biss ist so schlimm wie der einer Schlange und wird von Mensch und Tier mehr gefürchtet als dieser. Dann sind da die Zecken, die Wanzen, die Sandflöhe. Da gibt es in bestimmten Gegenden eine Sorte von Schnaken, die wie Staub so klein sind, aber in ihren vereinten Anstrengungen von ungezählten Millionen tausendmal schlimmer und lästiger als alle Moskitos. »Jejemos« nennt man sie. Aber die Krone unter ihnen allen verdient ein auf dem Boden kriechendes Scheusal, das sie »Garagatos« nennen. Eine fast kreisrunde, dunkelbraun gefärbte Zecke, die allgegenwärtig ist, wo immer man sich in den Sand setzt. Während die anderen Teufel in Luft und Sand einfach beißen und damit fertig sind mit ihren Schandtaten, kriechen diese erst unter die Haut und versetzen ihrem Opfer dann einen Biss, der das Blut herausströmen macht. Noch heute, indem ich dieses schreibe, sehe ich die Narben dieser Wunden und spüre in Gedanken die Zeckenbisse, und in meiner Erinnerung sind sie mörderischer als alle Tiger und Schlangen im Lande Bolivien. Da sie nur auf dem Boden kriechen, braucht man sich, wenigstens während der Nachtruhe, von ihnen nicht stören zu lassen, wenn man eine Hängematte hat. Eine solche Hängematte ist nun freilich recht schön und nützlich, wenn man eine besitzt. Wer aber keine hat – und ich war der einzige, dem ich so begegnet bin – für den wird das Leben und Wandern in dortiger Gegend zu einer einzigen fortgesetzten Tortur. Tagsüber ist es ein mühseliges Wandern in Sumpf und

Wald, in Sand und Sonne, und die langen Nächte sitzt er stumpf vor dem Feuer, umsummt und umkrabbelt von tausend Quälgeistern, die ihm den Schlaf verleiden, die ihn beißen und zwicken und es ihm mit giftigen Stichen immer wieder zum Bewusstsein bringen, dass niemand ungestraft unter Palmen wandelt. –

Dennoch ist dieser Weg interessant, und trotz aller Entbehrungen reut es mich nicht, dass ich ihn gegangen bin. Während man im berühmigten »Monte Grande«, auf der anderen Seite von San José, nur durch einen einheitlichen Wald von ermüdender Einförmigkeit kommt, hat man hier ein neues Landschaftsbild vor sich an jedem neuen Tage. Einmal kommt man durch das Dämmerdunkel eines dichten Waldes, in dem zu beiden Seiten die Dschungel wie eine schwarze Mauer steht, dann kommt man wieder durch eine leicht gewellte, mit hohen Palmen bestandene Savanne, wo das lange Gras mit silbernem Glanze im Winde weht, dann wieder durch einen fröschequakenden Sumpf, dann tappt man auf endlose Strecken durch tiefen Sand zwischen grauen, staubigen Buschwäldern unter einer brütenden Sonne, und plötzlich wandert man durch ein liebliches Hügelland, zwischen Büschen und Blumen, die hell aufblühen in feurigem Rot und blendendem Weiß. Man schaut in die Ferne in ein blaues Bergland mit steilabstürzenden Barrancas, die blutrot leuchten unter dem dunkelblauen Himmel. Es ist alles wie ein einziger Garten, versorgt und gepflegt von dem großen Gärtnermeister Na-



tur.

Es ist unfassbar, dass in diesem so fruchtbaren und so unendlich dünn besiedelten Lande der Hunger zu Hause sein könnte. Und doch ist es so. Abgesehen von den wilden Indianern, die man dort nicht als Menschen betrachtet und auch bei Sicht niederschießt, nicht anders wie etwa einen Jaguar, gibt es in jenem Lande von der vielfachen Größe des Deutschen Reiches nur einige tausend »zivilisierte« Einwohner, und selbst diese führen, so weit ich sehen konnte, eine überaus kümmerliche Existenz. Zumeist sind es »Cruceños«, deren hervorragendste Eigenschaft neben ihrem Stolz ihre Faulheit ist. Beschaulich verdämmern sie ihr Leben im *dolce far niente*. Sie bauen ein wenig Reis, ein wenig Yuka und im übrigen sitzen sie unter dem Dach ihrer Hütte, die zumeist aus nicht viel anderem besteht, oder unter dem Schatten eines Orangenbaumes und trinken Kaffee oder kauen Erdnüsse. Nur die ganz unternehmenden haben noch eine kleine Zuckerrohr--Plantage mit einer primitiven Mühle beim Hause. Viele machen sich nicht einmal die Mühe dieser kümmerlichen Landwirtschaft und nähren sich gleich den Wilden fast einzig von dem Mark der wildwachsenden Totaïpalme, aus dem sie eine Art Brot backen. So oder so ist aber meistens der Hunger ihr bester Koch. Zwischen Leben und Sterben sind sie fast immer. Was der Hunger nicht will, das holen die Wilden.

Und doch ist auch dieses ein Land der Zukunft, wie ich zu erfahren Gelegenheit hatte, als ich am

Ufer eines seichten Flusses einen Wagenzug antraf, der hier ausgespannt hatte für eine längere Rast. Die Ochsen weideten weithin in der Pampa und die Arrieros saßen um das Feuer, dessen Rauch kerzen-gerade aufstieg zum klaren Himmel des windstillen Abends. Einer von ihnen war ein Gringo. Ich war nicht im geringsten erstaunt zu erfahren, dass er ein Deutscher war. Das war eine Selbstverständlichkeit in dieser Gegend. Es war ein wohl sechs Fuß langer Mensch mit nur einem Auge und einer von einem Messerstich tief gefurchten Stirn, über die das aschblonde Haar in langen Strähnen herunterhing. Wild wie er aussah, war er doch sehr umgänglich und gesprächig, und in der einen Nacht am Feuer habe ich von ihm viel erfahren über jenes seltsame Land. Genau wie ich selbst, war er, vor fünf Jahren, ins Land gekommen als mittelloser Abenteurer und seither war er ständig auf der Landstraße als Leiter und Aufseher der Wagenkolonnen des Hauses Zeller & Villinger in Santa Cruz. Ich meinte, dass das doch ein recht zweifelhaftes Vergnügen sei in der gegenwärtigen Jahreszeit. Aber er schüttelte den Kopf. Jetzt wäre es gerade am besten. Nur wenig feucht und eben Moskitos genug, um ein wenig Abwechslung zu bringen in das Einerlei der Reise. »In der Regenzeit kannst du schwimmen von hier bis Santa Cruz, und die Sonne bekommt man nicht mehr zu sehen vor lauter Moskitos. Die Menschen und Karren werden alsdann auf Pelotas (Kuhhäuten) über die Flüsse befördert und die können von Glück reden, die dann noch ans andere Ufer kommen. In

der trockenen Jahreszeit hängt dir die Zunge zum Hals heraus auf dem ganzen langen Wege und man kann froh sein, wenn man an jedem dritten Tage einen Tümpel erwischt, in dem die toten Kühe herumswimmen. Das ist eben das schlimme in diesem Lande, dass man immer entweder verdurstet oder ertrinkt.«

Trotz allem, meinte er, möchte er mit keinem anderen Lande mehr tauschen, denn so ein Land wie Santa Cruz gäbe es nirgendwo wieder auf dem weiten Erdenrunde. Jeder könne hier kostenlos Land bekommen, so viel er wolle. Und wo könne man das sonst noch? Er selbst habe ein Gebiet von zehn Quadratleguas (fünfzig Quadratkilometer) aufgenommen. Alles erstklassiges Weideland. Das Rindvieh bekäme man hier um ein Butterbrot. Ein paar hundert Stück täten schon die Dienste. Es werden dann von selbst immer mehr bei dem guten Futter, und bis dann die Bahn gebaut werde vom Rio Paraguay herüber – und das müsste doch einmal kommen –, sei er ein reicher Mann. Denn so sei es mit dem Kolonisieren: Glück und Mut gehörten hier zusammen. »Überall in São Paulo und Santa Catharina sieht man die Leute sich die Zungen lecken nach den guten Zeiten und den schönen Möglichkeiten, die vor fünfzig Jahren waren. Aber warum sind sie nicht dort gewesen vor fünfzig Jahren? In fünfzig Jahren werden hier auch die Leute von den großen Aussichten reden, die heute sind. Aber vorerst kümmert sich niemand darum. Es fehlt ihnen der Mut und die Geduld, und wenn sie nicht zweimal in der

Woche ins Kino gehen können, so gehen sie lieber woanders hin.«

Aufmerksam hörte ich ihm zu. Was er sagte, war nur allzu richtig, und ich wäre schon bereit gewesen, mein Glück und meine Zukunft mit diesem Lande zu verketten. Wenn nur die Moskitos etwas seltener gewesen wären, wenn es keine Stechfliegen und keine Jejemos gegeben hätte, wenn die Skorpione weniger aufdringlich wären, wenn diese unausstehlichen Garagatos nicht im Sande hausten.

—

So aber wanderte ich weiter und segnete jeden Kilometer, der mich der Grenze entgegenführte.

Und was wollte ich noch weiter erzählen von der langen Reise durch das Land Chiquitos? Auch sie nahm doch einmal ein Ende, obwohl es mir manchmal als eine Unmöglichkeit vorgekommen war. An einer Stelle der Straße, mitten im dicksten Walde sah ich Pfähle, die nicht durch Zufall hierhergekommen sein konnten. Ich musste sie mir zweimal ansehen, ehe ich es glaubte. Es waren wahrhaftig Telegrafentangen! Freilich nur sehr krumm und windschief und nur da und dort in großen Lücken. Von einem Draht war weit und breit nichts zu bemerken. Der wurde andauernd gestohlen und zu Zäunen verwandt von den Indianern, derweilen die Ochsen an den Stangen selbst ihre Hörer wetzten. Sie mochten darüber dieselbe Ansicht haben wie jener australische Eingeborene: »Weißer Mann viel dumm. Macht Draht zu hoch, läuft Kuh unten durch.« So hatte man es schließlich aufgegeben mit

dem Telegrafieren. Dennoch berührte das alles unendlich wohltätig als ein Zeichen beginnender Zivilisation. Auch sonst mehrten sich die Anzeichen einer vordringenden Besiedelung. Dort, wo lichter Busch oder offene Pampa war, konnte man große Herden von langhornigen Rindern sehen, und es verging kein Tag, an dem man nicht an irgendeiner primitiven Farm vorbeikam, wo man mit herrlicher frischer Kuhmilch bewirtet wurde. Aber der Weg wurde mit jedem Tage schlechter. An Stelle des Sandes trat zäher Lehm, der einen zur Raserei bringen konnte. Dort, wo er feucht war, sank man bei jedem Schritt tief ein in die zähe Masse, aus der man den Fuß nur mit allergrößter Anstrengung wieder herausziehen konnte, wobei es knallte wie ein Flintenschuss. Dort aber, wo der Boden bereits getrocknet war, wurde er auch sofort hart und rissig, und es war, als ob man über scharfe Glasscherben wanderte. Suchte man vorwärts zu kommen durch Umgehung in dem nebenanliegenden Busch, so watete man dort durch seichtes, stinkendes Wasser, und das ohnehin schon recht freudlose Leben wurde einem zur Hölle gemacht durch allerlei dornige Gewächse, die schon Wilhelm Busch besungen hat.

*»Dort steht die bittere Aloe,  
Setzt man sich drauf, so tut es weh.«*

Lang und voller Tücken war der Weg gewesen von Cochabamba bis hierher, aber nun, auf den letzten zwei Leguas – zehn Kilometern, – die mich

noch vom Ziele trennten, glaubte ich es nicht mehr zu schaffen. Zwei Tage war ich schon unterwegs, ohne viel vorwärts zu kommen. Ich hätte weinen mögen aus purer Verzweiflung.

Aber endlich war ich doch in Puerto Suarez. Die ganze Nacht war ich weitergetappt im Mondlicht, und als der Morgen dämmerte, da begrüßte ihn Hahnengeschrei von überall aus dem Busch, überall begannen sich die Dächer von Hütten und Häusern aus der Dämmerung abzusondern. Bald darauf stand ich mitten in dem Orte, der so lange meine Fantasie gefangengenommen und den ich nun auch endlich erreicht hatte auf endlosem Wege. Müde wie ich war, schaute ich mich doch mit großen Augen um nach den Sehenswürdigkeiten dieser exotischen Stadt. Nach den vielfachen Enttäuschungen dieser langen Reise war ich auf wenig gefasst. Höchstenfalls eine etwas erweiterte Auflage von irgend so einem dumpfen Motocusito unter einer sengenden Sonne. Aber einmal wenigstens erlebte ich eine angenehme Enttäuschung. Was sich hier dem Auge darbot, war ein richtiges kleines Städtchen mit vielen Lehm- und Bretterhäusern, zwischen denen man bei einiger Fantasie sogar so etwas wie eine Straße erkennen konnte. Trotzdem die Sonne schon ziemlich hoch stand, waren die Straßen wie ausgestorben. Unversehens stand ich auf einer hohen Uferbank, von wo man weit hinausschauen konnte auf eine grenzenlose Wasserfläche. Das war der langersehnte Rio Paraguay, der hier einen flachen See bildet, der ziemlich weit hineinragt ins bo-

livianische Land. Es gehört nicht viel Fantasie dazu, um sich hier an den Ufern des Meeres zu glauben, und ich war gerade in der Stimmung, mich solchen Fantasien restlos hinzugeben. Mühsam schleppte ich mich nach einer Bank vor einem recht stattlich aussehenden Hause, und als ich mich dort niederließ, da war mir, als ob die ganze Müdigkeit der langen Reise mir plötzlich in alle Glieder gefahren wäre. Ein süßes Gefühl des Nichtstuns, des Gar-nichtsdenkens kam über mich, während ich blinzelnd über das glitzernde Wasser schaute. Ich war schon eingeschlafen, als ein großer, stattlicher Offizier mich unsanft wieder wachrüttelte.

»Hallo!« sagte er mit rauer Stimme. Verständnislos schaute ich ihn an.

»Was treiben Sie hier? – Mann, Sie sehen ja aus wie der Tod!«

Auch darauf wusste ich nichts zu antworten. Ein Wunder wäre es ja nicht gewesen.

»Wo kommen Sie her?«

»Von Cochabamba.«

»Von Co-cha-bam-ba?«

Sprachlos schaute er mich eine Weile an, während er seinen großen Tschako vor sich hinhielt. »Von Cochabamba! Das kann man Ihnen ansehen. – Und ein Gringo ist es auch noch!«

»Aleman!« sagte ich.

Viel hätte nicht gefehlt, und er wäre mir um den Hals gefallen bei dieser Eröffnung.

»Aleman!« rief er voll Begeisterung, indem er sich mächtig in die Brust warf. »Ich bin sehr ger-

*manófilo*. Während des ganzen Krieges war ich das und bin es bis heute geblieben. Unser General ist auch ein Deutscher – ja, ein Deutscher kann von mir alles kriegen.«

Über diesen Reden war noch ein anderer Offizier gekommen, und die beiden betrachteten mich noch eine Weile sehr eingehend.

»Von Cochabamba ist er gekommen – gerade so wie er da ist, mit einem Sack auf dem Buckel. So was bringen nur die *Alemanos* fertig!«

»Aber er sieht wirklich so aus wie ein Toter auf Urlaub,« meinte der andere.

Schließlich brachten sie mich in die Kantine, wo ein Soldat mir eine mächtige Kanne Mate brachte, ein riesengroßes Beefsteak und einen Laib schönes weißes Brot, das schon lange meine Sehnsucht gewesen und an dem die beiden immer noch anwesenden Offiziere zu ihrem Erstaunen wahrnehmen mussten, dass der »Tote« denn doch noch einen recht gesegneten Appetit entwickelte. Über dem Essen aber waren mir die Augen zugefallen. Ehe ich mich's versah, lag ich in einem schönen Feldbett in einem sauberen Raum, wo es keine Zecken und Moskitos gab, wo keine Schlangen und keine Jaguars in der Dschungel drohten, wo keine Frösche wie ein verheißendes Unglück in der Ferne quakten, und schlief drei Tage und drei Nächte ohne Unterlass, denn ich hatte viel nachzuholen.

Nach einigen Tagen fuhr ich mit dem kleinen Dampfer eines in Puerto Suarez ansässigen Türken hinüber nach dem Lande Brasilien. Noch immer



hatte ich nicht ausgeschlafen. Nur mit Mühe konnte ich mich auf den Beinen halten. Aber es war eine angenehme Müdigkeit, die mir da kalt über den Rücken lief, während die Schraube im schlammigen Wasser wühlte und das Schiff seine Nase gen Osten wandte, wo die blauen Berge des Matto Grosso über dem dunstigen Lande standen.

Ich dachte zurück an alles das, was ich erlebt hatte in Busch und Urwald und mir war wie einem Genesenden nach langer Krankheit, wie einem Erwachenden nach einem wüsten Traum.

Ach, ich wusste nicht, dass auf dieses alles noch ein Ende mit Schrecken kommen sollte.

## Fieber

ENDLICH IN BRASILIEN. – BELGRAD AM RIO PARAGUAY. –  
DER SALADERO. – SCHWERE ARBEIT. – DIE VERKANNTEN  
SCHWEINE. – DIE MALARIA MACHT SICH BEMERKLICH. –  
IM SPITAL. – TRAUIGES VOKABULARIUM. – SELTSAMES  
ERLEBNIS. – DIE »MADRE SUPERIORA« MAG DEN KETZER  
NICHT LEIDEN. – SIE SCHREIBT MICH GESUND. –  
ALLERLEI TROSTSPRÜCHE. – EINE PFERDEKUR. – LIEBE  
LANDSLEUTE. – »CASCABEL« ERSCHEINT AUF DER  
BILDFLÄCHE. – DER MANN MIT DER HORNBRILLE. –  
PASE! – IM GEFÄNGNIS. – NUMMER  
EINHUNDERTZWEIUNDVIERZIG. – MEIN FREUND, DER  
MÖRDER. – EIN FIDELES GEFÄNGNIS. – EINE  
SCHRECKLICHE OFFENBARUNG.

In diesem und dem folgenden Kapitel muss ich von recht traurigen Dingen erzählen, und wenn es ganz nach meinen Wünschen ginge, so würde ich mit Siebenmeilenstiefeln darüber hinweg setzen. Damals wenigstens pflegte ich mir an jedem neuen Tage zusagen: Wenn es Gottes Wille ist, dass du je wieder lebendig und einigermaßen ungeschoren aus dieser Hölle kommst, so wirst du keinem Menschen etwas davon erzählen, denn dann brauchst du es auch im Geiste nicht noch einmal zu erleben. Es gibt so viel Lustiges auf dieser Erde. Warum soll man sich bei dem Traurigen aufhalten?

Da man aber nach einem A auch B sagen muss und dieses nun einmal die Fortsetzung der langen

Erzählung ist, will ich es getreulich berichten, wenn auch das alles noch so verworren wie damals in meinem Kopfe summt, hinter einem dicken Schleier von Fieberfantasien. –

Der Dampfer des Türken war zwar langsam, aber mit der Zeit kam er doch vorwärts, und so pflügte er bald durch das gelbe, reißende Wasser des Rio Paraguay und landete schließlich an der Brücke des Hafens von Corumbá, zwischen vielen anderen Dampfern. In der heißen Mittagssonne ging ich an Land und wandelte eine Weile ziellos durch die Straßen, die sich alle an einer hohen Uferbank hinziehen. In dieser Hinsicht hat die Stadt eine auffallende Ähnlichkeit mit dem Donauufer von Belgrad. Wenn sie nun auch nicht annähernd so groß ist wie diese, so ist sie doch für dortige Verhältnisse eine recht ansehnliche Stadt mit vielen stattlichen Geschäftshäusern, funkelnden Cafés, lichtüberfluteten Kinotheatern, mit Bars und Shimmydielen und allen solchen Dingen, die Leben und Inhalt des modernen Menschen sind. Für mich, der ich aus dem Lande der Motocusitos kam, war sie jedenfalls der Inbegriff aller Großstädte. Eine Weile war ich wie berauscht von diesen Anzeichen der wiedergefundenen Zivilisation. Bald aber merkte ich wieder, dass der Mensch des Menschen größter Feind ist, dass man nur deshalb zivilisiert ist, um seine Mitmenschen besser ärgern zu können, und dass es in dieser Umwelt nur eine Sünde gibt: Kein Geld zu haben. Und das war bei mir leider wieder einmal in vollstem Maße der Fall. Zweihundert Reis war

meine ganze Barschaft, und die – soll ich es gestehen? – investierte ich in einer Portion Eis bei einem fliegenden Händler. Hunger hatte ich keinen und die Kühlung konnte nur von Vorteil sein für das trockene Gefühl im Munde und für das Blut, das wie das höllische Feuer brannte. Was war es nur, das mir wie Blei in allen Gliedern lag? Stumpfsinnig tappte ich vorbei an einem Lokal, in dem eine Jazzband lärmte.

Wohin unter dieser heißen Sonne?

Zu meinem Glück – ich will es einmal so nennen – traf ich einen arbeitslos am Hafen umherlungern- den Kavalier, der mich auf eine Erwerbsmöglichkeit aufmerksam machte. Draußen auf dem etwa eine Legua von der Stadt weg gelegenen »Saladero« könne man immer eine Stelle finden zu fünf Milreis pro Tag, und zu essen gebe es auch genug, da man dort an einem Tage mehr Fleisch wegwerfe, als die ganze Stadt in einer Woche verzehre. Das war frohe Botschaft. Sogleich machte ich mich auf den Weg nach jenem glückverheißenden Platze. Keine Ahnung hatte ich davon, was eigentlich ein Saladero war. Dem Namen nach musste es etwas Salziges sein. Sei es was es mochte, alles war besser wie das Herumliegen auf der Straße. Die Sonne brannte immer noch heiß vom wolkenlosen Himmel, als ich mich auf den Weg machte. Bald waren die letzten Häuser zurückgeblieben und ringsum war alles Busch und Pampa wie in der schlimmsten Wildnis. Mühsam schleppte ich meine müden Glieder durch den tiefen Sand der schlechten Straße. Es war die

längste Legua, die ich je gesehen habe. Die Sonne sank und noch immer war nichts Bemerkenswerthes zu entdecken. Schon begann ich an der Glaubwürdigkeit meines neuen Freundes zu zweifeln, als auf einmal seitab über den Buschwald große Schornsteine aus dem Dämmerdunkel heraus wuchsen. Auf einer freien Pampa standen große Wellblechschuppen, und rund um diese standen viele hundert Ochsen hinter hohen Zäunen. Ein scharfer Geruch von Blut und Dung lag schwer in der Luft. Fern und nah heulten unzählige Hunde.

Das war der Saladero.

Natürlich fand ich dort eine Stelle. Wer hätte sie nicht gefunden? Aber wer hätte sie je gesucht? Doch nur diese, die anders nicht mehr ein und aus wussten. Der Saladero – das war die letzte, die äußerste, die *última esperanza*!

Im tropischen Südamerika, zumal in Brasilien, ist neben Reis und Bohnen »Charqui«, das Trockenfleisch, ein Nationalgericht. In den Handel kommt es in langen, schwarzen, lederartigen Streifen, die ein Attentat sind auf die gesündesten Zähne. Das Zeug sieht aus wie Stiefelsohlen, und wer es zum ersten Mal sieht, der würde nie auf den Gedanken kommen, dass es sich hier um ein Nahrungsmittel handle. Wer aber erst ein wenig akklimatisiert ist, der wird ohne weiteres zugeben, dass dieser seltsame Stoff doch ein recht wohlschmeckendes Nahrungsmittel ist für einen hungrigen Magen, und dass diese Art der Konservierung des Fleisches für den Hausgebrauch die einzig mögliche ist in solch

heißen Ländern.

Solches Charqui wurde auf dem Saladero hergestellt. Soll ich von seinem Werdegang erzählen? Vom Brüllen und Stampfen, vom Leben und Sterben des Viehs, vom scharfen Blutgeruch, der über dem Ganzen lag? Ich könnte es nicht, und wenn ich wollte. Es ging alles nach einem fein ausgeklügelten System. Die Ochsen hingen schon als Rindfleisch vom Haken, noch ehe sie richtig verendet waren unter dem Beile des Schlächters. Denn nirgendwo arbeitet der Mensch mit so viel Liebe und Verständnis, als wenn's ans Morden geht. Fabelhaft war die Verschwendung, die hier getrieben wurde. Im Matto Grosso ist zum Beispiel ein Rindsherz kein Fleisch und ebensowenig eine Rindsleber, ein Rindshirn, eine Rindsniere und dergleichen Dinge, die der Stolz und die Zierde unserer deutschen Metzgerländen sind. Alles das wird mit den übrigen Eingeweiden hinausgeworfen in den Hof, als Speise für die Hunde, die hier gedeihen wie das Unkraut unter den Hexenfüßen.

An diese Hunde im Hofe werde ich immer denken. Sie waren so fett und rund wie die Schweine. Nein, nicht wie diese, sondern wie irgendwelche lächerliche, nie gesehene Wesen mit runden Beinen und verquollenen Augen. Gierig fielen sie über jede neue Ladung her, bis sie schließlich regungslos niedersanken aus purer Überfressenheit. Und immer, wenn ein besonderer Leckerbissen kam, fielen sie alle übereinander her und rauchten sich, dass die Fetzen flogen, als ob es nicht übergenuß der Mahlzeit

für alle gewesen wäre. Nachts vertrieben sie sich die Zeit mit Heulen. Eine hundertstimmige Sere-nade, die die Luft erzittern machte, derweilen im Lichte der elektrischen Lampen das Morden immer weiter ging. Nicht ein Auge habe ich zugemacht in jenen Nächten. Wie die anderen schlafen konnten, weiß ich nicht, doch regierte wohl auch hier die alles besiegende Macht der Gewohnheit.

Wenn das Fleisch genügend zubereitet ist, wird es in lange Streifen geschnitten und draußen im Freien zum Trocknen aufgehängt, wie die Wäsche bei uns zu Hause. Wenn es schwarz getrocknet ist in der Tropensonne, wird es heruntergenommen und abwechselnd mit Salzschichten aufgetürmt. Keine schwerere Arbeit kann es geben, als die auf dem salzigen Haufen in der sengenden Hitze. Als sie mich zum ersten Mal dort hinaus schickten, da fing es an mir vor den Augen zu flimmern, da drehte sich die Welt im Kreise, da lief es mir kalt über den Rücken. Da wusste ich erst, was mir schon die ganze Zeit im Kopfe gesummt hatte: das Fieber!

»Es ist die Tropische,« sagte der Aufseher. »Da sterben die meisten daran.« Dann schickten sie mich fort mit solch tröstlicher Aussicht und mit den zwanzig Milreis, die ich mir in den vier Tagen so sauer verdient hatte.

Der Weg von der Stadt zum Saladero war lang gewesen. Der von dort zur Stadt war eine Ewigkeit. Immer wieder blieb ich am Straßenrande sitzen und schaute fröstelnd in die heiße Sonne. Es war dunkle Nacht, als die ersten Häuser auftauchten.

Mühsam schleppte ich mich noch hinunter bis zum Flusse, aber dann war es auch zu Ende mit meiner Kraft. Ich setzte mich auf einen der umherliegenden Warenballen und schauerte zusammen unter dem frostigen Gefühl, das mir eisig kalt über den Rücken lief, obwohl es eine laue, schwüle Nacht war, in der es an allen Ecken wetterleuchtete von fernen Gewittern. Krank und verloren kam ich mir vor wie der Verlassenste auf dieser Erde.

Wenn man Fieber hat, so verliert man stets auch den Begriff der Zeit, und so kann ich bei bestem Willen nicht mehr sagen, wie lange ich dort gelegen haben mochte, als ein freundlicher Herr mich ansprach, und dann, als er keine zusammenhängende Antwort herausbrachte, fortging und gleich wieder kam in einem Auto. Er und der Chauffeur nahmen mich bei Kopf und Füßen und schafften mich hinein. Fort ging die Reise. Und ich ließ mir alles gefallen. Es gab in jener Stunde nichts zwischen Himmel und Erde, das mir nicht gleichgültig gewesen wäre.

Ehe ich noch recht wusste, wie mir geschah, lag ich schon in einem schönen weißen Spitalbett, in dem ich wohlig meine Glieder streckte. Dunkel und still war es in dem weiten Raume, in dem nichts zu hören war als das Ticken der großen Wanduhr, und nichts zu sehen als das matte, verhängte Licht über den langen Reihen der eisernen Bettstellen. Es war kein schöner Aufenthaltsort, und doch war ich froh, dass ich hier war und nicht auf der Straße. Und dankbar war ich auch. Nur mit einer gewissen Einschränkung kann ich daher von der unbedingten



Schlechtigkeit der Mitmenschen reden. Ich wenigstens habe überall auch gute Menschen angetroffen. Ich könnte ein Buch darüber schreiben, wenn ich damit anfangen wollte.

Es gibt indes auch noch andere, und dazu gehörte auch die oberste Krankenschwester des Spitals, von dem ich hier berichte. Die allgewaltige, allgegenwärtige »*madre superiora*«. Von allen Frauen, die ich je gesehen habe, war sie die längste. Sie maß gut und gern sieben Fuß von der Spitze ihrer Haube bis zu den Absätzen ihrer Sandalen. Dabei war sie gut proportioniert. Nur der Mund fiel etwas aus der Rolle. Er war erstaunlich groß, breit, mit dicken, wulstigen Lippen und langen, gelben Zähnen. Vor der Brust trug sie ein großes Kreuz, das sie jedes Mal küsste, wenn sie mit abgewandtem Blick an meinem Bett vorüberhuschte. Wieder und wieder machte sie das Zeichen des Kreuzes und die Patienten in den Betten folgten ihrem Beispiel und gleich war der ganze Saal erfüllt von dem eintönigen Murmeln der Gebete. Denn der hier lag – konnte man es fassen? –, war ein *heredero* – ein Ketzer!

Nur in den ersten zwei Tagen zeigte sie diese Bestürzung. Dann musste sie sich irgendwo Instruktionen geholt haben für ihr weiteres Verhalten, das alsbald ins Gegenteil umschlug. Ohne Scheu kam sie nun auf mich zu mit einem widerlich schadenfrohen Lächeln, das den breiten Mund noch weiter verzog und die gelben Zähne noch länger machte als sie ohnehin schon waren. Wortlos legte sie ein gedrucktes Bild mit einem blutigen Herz und einem

lateinischen Spruch auf die Bettdecke. Statt des Mittagessens brachte sie mir ein Gebetbuch und bei Einbruch der Nacht ein Muttergottesbild. Ich protestierte, aber sie antwortete nur mit demselben stereotypen Lächeln, das sie nie verließ. Der Doktor kam und verordnete Chinin. Da gab sie mir fünf Pillen auf einmal und freute sich des Erfolgs. Überflüssig zu sagen, dass sie mich knapp hielt an Rationen. Sie waren in der Tat nicht der Rede wert, und so war es gewissermaßen Glück im Unglück, dass während der meisten Zeit das Fieber den Appetit verscheuchte. Unnütz, ferner zu erwähnen, dass diese ihre Ketzerfurcht auch abfärbte auf die übrigen Patienten, schon deshalb, weil sie meinetwegen an jedem Abend ein Extrabrevier beten mussten. Unter diesen gab es allerlei Gestalten von jeder nur denkbaren Couleur, zitronen-, oliven-, kaffeefarbige, und manche unter den Gesichtern waren schwarz wie Stiefelwichse. Da sie Portugiesisch sprachen, spitzte ich meine Ohren bei jedem Wort der mir fremden Sprache. Die erste Vokabel, die ich lernte, war: *santa casa* (Spital). Und das war wahrlich kein verheißendes Wort einer neuen Sprache in einem neuen Lande!

Acht Tage verbrachte ich in dieser allzuheiligen Santa Casa abwechselnd mit fieberndem Kopfe und knurrendem Magen und wurde alle Tage weniger, da ich das meiste schon zugesetzt hatte auf dem langen Wege in Bolivien. Es ist indes keine Zeit so schlimm, als dass nicht irgendwo einmal ein Lichtblick hindurchscheine. Von einem solchen muss ich hier

erzählen, obwohl es nicht eben eine appetitliche Geschichte ist. Eines Tages begab es sich, dass ich mich zurückgezogen hatte auf einen Ort, den man nur zu besonderen Zwecken aufzusuchen pflegt. Wieder einmal hatte der Hunger das Fieber abgelöst. Mein Magen grollte bedenklich, denn während des ganzen Tages hatte er noch nichts zu essen bekommen als eine dünne Haferschleimsuppe, die nur gewürzt war mit dem sauren Lächeln der *madre superiora*. Da horchte ich auf. Etwas schlich durch die halboffene Tür. Herein kam ein Huhn. Ohne mich im geringsten zu beachten, schritt es nach einer dunklen Ecke. Eine Weile scharrte es zwischen alten Zeitungen. Gespannt sah ich ihm zu. Ich wagte nicht zu atmen.

Wenn es möglich wäre ...

Es war möglich! Nach einiger Zeit erhob es sich gackernd und schritt stolz davon. Auf dem Platze lag ein großes, leuchtendes Ei.

Ich merkte mir Ort und Stunde, und siehe da! Am anderen Tage kam es wieder, und wer weiß? Vielleicht hätte ich noch lange Zeit mein Ei zum Frühstück gehabt, wenn die *madre superiora* mich nicht gesund geschrieben hätte an jenem Tage.

Ach, wenn man die Menschen gesund schreiben könnte! Wenn es einem zustatten gekommen wäre, so mir in jener Stunde. Kaum war das Tor hinter mir ins Schloss gefallen, da begann es mir auch schon wieder kalt den Rücken hinauf zu kriechen. Bis ich in der Stadt war, hatte ich den schönsten Schüttelfrost. Gerade hatte ich noch Willen genug, um eine

Wirtschaft ausfindig zu machen, die meinem Geldbeutel entsprach. Ich zahlte das Geld, das ich so nötig brauchte, für ein Mittagessen, das ich nicht essen konnte. Ich setzte mich auf eines der vielen umherstehenden Fässer und hörte nur halb auf das Gerede der zum Teil recht abenteuerlich aussehenden Gäste, die da umherstanden und Bemerkungen machten über meine Krankheit. »Es ist die Tertiana,« meinte einer, »die gehört mit zum Lande. Ehe man die nicht gehabt hat, ist man kein richtiger Matogrossenser.«

»Aber er ist ein Gringo,« sagte ein anderer, »die bekommen das immer stärker als unsereiner. Viele sterben daran.«

»Viele? Die meisten!«

So redeten sie lange weiter und machten ihre trostreichen Bemerkungen, auf die ich immer weniger hörte, je mehr das Fieber rumorte.

Einer kam mit einem großen Glase Zuckerrohrschnaps, dem ein milchweißer Stoff von anisartigem Geschmack beigemischt war.

»Hier, Tertiana,« sagte er zu mir, »nimm das. Es ist das Beste für das Fieber.«

Er hielt mir das Glas an den Mund, und ich trank es aus mit einem Zug. Allzu viel Vertrauen hatte ich nicht in diese Pferdekur, aber man klammert sich an jeden Rettungsring bei über vierzig Grad Fieber.

Und siehe da! Nach fünf Minuten war der Anfall vorbei. –

Es ist indes recht traurig bestellt um ein Dasein, in dem bei kaltem Kopfe die drückende Sorge um

den kommenden Morgen noch schlimmer ist als das Rasen des Fiebers. – Was wollte ich noch mit meinen zehn Milreis, die mir übriggeblieben waren? Das konnte mich zur Not noch zwei Tage lang über Wasser halten. Und dann –? Kein Geld, *keine Papiere* und alle Tage zu bestimmter Stunde ein fälliger Fieberanfall. Es waren wahrlich keine erheben- den Aussichten!

Nur die Menschen, die niemals richtig in Not waren, können immer und unter allen Umständen das Betteln und Stehlen als etwas Unehrenhaftes ansehen. Mit solchem Stolze, der sich hinter dem Ofen brüstet, kommt man nicht immer aus im Leben. Ein Bettler, der sich umtut, ist jedenfalls aus besserem Holz geschnitzt als die, die sich an den Wegrand setzen und warten, bis der Tod sie beim Kragen nimmt. Er hat den Mut zu leben, und das haben die wenigsten Menschen, wenn sie erst einmal aus ihrer gewohnten Bahn herausgekommen sind.

In Corumbá, wohnen einige liebe Landsleute, und was war natürlicher, als dass ich mich an diese wandte? Was war natürlicher, als dass sie mich unverrichteter Dinge von der Türe schickten? Aber was tut man nicht alles in der Not? Chamäleonartig verwandelte ich mich in einen Engländer, dann in einen Spanier – ohne bessere Erfolge. Schließlich erbarmte sich meiner ein Yankee, dem ich mich gleichfalls als Landsmann vorgestellt hatte. Er war der Leiter des dicht am Flussufer gelegenen Elektrizitätswerks, wo er mir bei gutem Lohn eine leichte Arbeit gab, die so unbedeutend war, dass es nicht

darauf ankam, wenn sie gelegentlich unterbrochen wurde von Pausen, die das Fieber vorschrieb. So ging es acht Tage lang ganz leidlich, bis eines Tages eine recht unerwartete und unerfreuliche Wendung eintrat in meinem Schicksal.

Immer, und wenn ich tausend Jahre lebe, werde ich mich jenes Tages erinnern. Es war an einem dumpfen, gewitterschwülen Vormittag. Barfüßig und barhäuptig arbeiteten wir im Wasser an der Umwicklung eines Kabels, das von dem Werk in den Fluss führte. Mit großen Schritten kam ein Gendarm die hohe Uferbank heruntergelaufen. Ein unwahrscheinlich langer, dürrer Mulatte mit einem mageren, von Pockennarben entsetzlich entstellten Gesicht. »Cascabel«, die Klapperschlange, nannte ihn der Volksmund. Täglich passierte er hier auf seinen Rundgängen, ohne dass jemand von ihm besondere Notiz genommen hätte. Diesmal aber kam er direkt auf mich zu und verhaftete mich im Namen des Staates Matto Grosso. So wie ich da ging und stand nahm er mich mit. Es war eine peinliche Überraschung. Da er aber über sechs Fuß lang und überdies bewaffnet war, folgte ich ihm ohne Widerstand, umso mehr, als ich an ein Missverständnis glaubte, das sich sogleich wieder aufklären musste. Ich hätte es eigentlich besser wissen müssen nach meinen vorangegangenen Erfahrungen mit der südamerikanischen Justiz.

So gingen wir denn selbender nach der Polizeidirektion, wo wir durch viele Gänge in ein elegantes Büro gelangten vor einen kleinen Herrn mit einer

großen Hornbrille. Es war in der Tat nicht viel mehr an ihm als diese Hornbrille, und hinter ihr die grauen, kalten Augen, die mich drohend anschauten. Nirgendwo ist die Justiz so summarisch wie im Matto Grosso. Er stellte keine Fragen, er erkundigte sich nicht nach Name, Stand und Herkunft, er nahm sich nicht die Mühe des Verhörs oder gar der Aufnahme eines hochnotpeinlichen Protokolls. Denn so ein mattogrossensischer Polizeikommissar ist so allwissend, wie er allmächtig ist. Ein Blick von ihm genügt, um die Menschen ins Zuchthaus zu bringen.

»Pase«, sagte er mit napoleonischer Handbewegung.

So brachten sie mich ins Gefängnis.

Der Mann am Tor salutierte. Mit schnarrender Stimme rief er die Wache heraus. Der Wärter kam mit dem Schlüsselbund. – Nun ja, ein Gefängnis ist kein Hotel. Aber ein bisschen mehr Komfort hätte man mit Fug und Recht schon erwarten können, selbst an solchem Platze. Eine Bank, einen Wasserkrug und die traditionelle Pritsche. Aber davon war hier nichts zu sehen. Nur kahle Lehmwände und ein nackter, mit Ziegelsteinen gepflasterter Fußboden. Ich setzte mich auf den Boden und schaute mit stumpfen Blicken auf die Spinnen, die an den kahlen Wänden hinausliefen, und auf den Lichtstreifen vor der Tür. Ich hörte auf das Zirpen einer Grille, die irgendwo zwischen den Dachbalken nistete und mit ihrem eintönigen Lied die umgebende Stille und Einsamkeit nur noch drückender machte.

Lange hing ich den Gedanken nach, die düsterer waren wie das Dämmerdunkel in der Zelle. – Eigentlich lag das alles in der Natur der Sache. Denn waren wir nicht in Amerika, wo die Freiheit mit Dollars gemessen wird und der aber vogelfrei ist, der keine hat? Und gar erst hier im Matto Grosso, wo der Himmel hoch und Rio de Janeiro weit ist, mitsamt den Senatoren und Deputierten und dem ganzen Possenspiel des Parlaments. Hier herrscht unbeschränkt der Gouverneur und unter ihm der »*delegado da policia*«. Wer nie in der Praxis mit solchem brasilianischen Polizeidelegierten zu tun gehabt hat, der kann sich nur einen sehr unvollkommenen Begriff machen von dessen Machtvollkommenheit. Jedenfalls ist er eine Persönlichkeit, der gegenüber der liebe Gott doch nur ein recht unbedeutendes Wesen ist. Je weiter man sich von der Küste entfernt in die abgelegenen Provinzen, je höher wächst er in seiner und anderer Leute Achtung, bis er im Matto Grosso, in Goyaz und dergleichen Ländern einer Art Cäsarenwahnsinn verfällt. Wehe dem, der dort als ein Wesen ohne Geld und ohne Einfluss die Aufmerksamkeit der Polizei auf sich zieht! *Par ordre du moufti* wandert er unweigerlich ins Gefängnis oder an den Galgen. Als »verdächtiges Individuum« schmachtet er für den kurzen Rest seines Lebens in den amazonischen Sümpfen, weil seine Nase dem Präfekten nicht gefiel. Hat man nicht jahrzehntelang gewettert gegen die sibirischen Verschickungen? Steht nicht irgendwo ein Verbot der Sklaverei in der Kongo-Akte? Im Matto Grosso wird beides



nach wie vor betrieben. Notorisch war es hier lange Zeit die berühmte Doña Maria, die Tante des matogrossensischen Staatspräsidenten, die mit Hilfe der Polizei wahre Treibjagden abhalten ließ, sobald sie Arbeiter benötigte für ihre Plantagen in den Sümpfen von Cuyabá. Cuyabá war der Tod. Das Sumpffieber wurde mit allen fertig, und was übrig blieb, erledigte die Peitsche der Aufseher. So hatte sie immer Bedarf an Arbeitskräften, denn die Abnützung war groß. Doña Maria ist tot. Sie soll ein unheiliges Ende genommen haben. Aber es gibt noch andere derartige Dons und Doñas. Ich könnte da Wunderdinge berichten aus eigener Erfahrung.

Vorerst saß ich indes noch tatenlos in meiner Zelle und schaute düster auf den großen, grauen, menschenleeren Hof, in dem sich nichts bewegte. Zögernd vergingen die Stunden. Die Nacht kam und ich fiel in einen bleischweren Schlaf, aus dem ich erst wieder aufwachte, als am anderen Morgen die Sonne schon hoch am Himmel stand. Zum mindesten war darauf zu schließen aus einem hellen Sonnenfleck, der durch eine Ritze des schadhafte Daches sogar in diese dunkle Höhle fiel. Der lange Schlaf hatte mich sehr erfrischt. Auch das Fieber war vorerst vorbei. Aber mein Kopf war wirrer als je. Ich schaute mich um in der trostlosen Zelle. Ich blickte durch den engen Türspalt hinaus auf den kahlen Hof und konnte mir keinen Vers machen auf das, was um mich war. Zwischen gestern und heute lag das Fieber, und darüber führte keine Brücke. Wohl erinnerte ich mich an alle Einzelheiten; an Ca-

scabel, an den Wärter mit dem Schlüsselbunde, an den Mann mit der Hornbrille auf der Polizeidirektion. Aber bei bestem Willen konnte ich den Zusammenhang nicht mehr finden, so sehr ich auch meinen armen Kopf darum anstrengte.

Endlich, als ich schon fast wieder eingenickt war, kam jemand mit schweren Schritten über den Hof, fingerte am Schloss und riss die Türe auf. In der Hitze des hellen Tages, die wie ein Meer in meine dunkle Höhle geflutet kam, stand, wie am Abend zuvor, der Wärter mit dem Schlüsselbund, und neben ihm ein weißgekleideter Herr, offenbar ein Polizeioffizier. Der schaute mich einen Augenblick an mit einem abwesenden Gesichtsausdruck.

»Nummer hundertzweiundvierzig,« sagte er auf Portugiesisch.

»Nummer hundertzweiundvierzig!« wiederholte der Wärter in derselben Sprache, aber sehr viel energischer. »Aufstehen, wenn der Kapitän spricht! Appell!«

Ehe ich noch dem Befehl nachkommen konnte, waren sie schon weitergegangen. Das Schloss knarrte an der nächsten Türe.

»Guardia! Appell! Nummer hundertdreiundvierzig!«

So ging es weiter von Tür zu Tür während einer halben Stunde. Sonderbarerweise wurden die Türen nicht mehr geschlossen. Alles strömte ins Freie, und der Hof begann sich zu bevölkern mit allerlei Gestalten von der Sorte, der man nicht gern allein zwischen Tag und Dunkel begegnet. Was immer sie

hierher gebracht hatte und was man mit ihnen vorhatte, konnte ich nicht erraten. Jedenfalls schienen sie sich keine grauen Haare wachsen zu lassen über ihr Schicksal, denn so wie sie dasaßen und lagen, machten sie den Eindruck einer einzigen glücklichen Familie. Die einen lagen umher in fauler Behaglichkeit und hielten Siesta unter dem Schatten eines vorspringenden Daches. Andere wuschen sich am Brunnen, andere spielten mit schmierigen Karten. Nach einer Weile wurden zwei mächtige Kessel, der eine voll Reis, der andere voll schwarzer Bohnen, in der Mitte des Hofes aufgestellt, hinter denen der Wärter mit einem großen Schöpflöffel stand.

»José Gonzalez!« rief er mit Donnerstimme.

»Hier!« antwortete José und bekam je einen Löffel voll Reis und Bohnen in seinen Napf. Dann kam Manuel an die Reihe, dann Carlos, dann Enrique, und so ging es weiter bis zum letzten Mann. Oder doch nicht bis zum letzten! Je weiter er in seiner Liste hinunterkam, je kleiner wurden die Rationen, und bis er bei mir angelangt war, war nichts mehr zu sehen als der blanke Boden der Kessel. Aber ich war ja gar nicht auf der Liste! Und wenn ich darauf gewesen wäre, so hätte ich außer meinen zehn Fingern auch keinen Gegenstand gehabt, um damit Reis und Bohnen zu essen. Der Anblick der vielen schmausenden und schmatzenden Menschen erweckte in mir einen Wolfshunger. Der Duft der Speisen stieg süß und verlockend in meine Nase und erinnerte mich daran, dass ich seit vielen Tagen

nichts Ordentliches mehr gegessen hatte. Es war gewiss nur eine kümmerliche Armeleutsspeise, die man hier ausschenkte, aber meinem leeren Magen war sie ein vollwertiger Leckerbissen. Ob nicht auch hier für mich etwas übrig wäre, wandte ich mich an einen der Essenträger, der nun auch beim Speisen war und sich nicht die Zeit nahm, von seinem Napfe aufzusehen.

»Da musst du warten, bis du auf die Liste kommst.«

»Und wann wird das wohl sein?«

»Paciencia! Vielleicht morgen.«

»Morgen-?«

»Vielleicht auch erst übermorgen, je nachdem sie bestimmen in der Comisaria. Das geht hier immer der Reihe nach. Wer am längsten hier ist, bekommt am meisten. Wenn du ein Jahr abgesehen hast, kannst du schon satt werden. Bis dorthin musst du den Riemen enger schnallen. Da ist nun einmal nichts zu machen. Geduld! *Paciencia!* Das ist hier kein Hotel. Ein Gefängnis! Ein mattogrossisches Gefängnis, *por dios!*«

In knapp zehn Minuten war die ganze Mahlzeit zu Ende, und jeder legte sich auf ein schattiges Plätzchen und hielt ausgiebige Siesta, denn für die nächsten vierundzwanzig Stunden war keine weitere Abfütterung zu erwarten. Stunde um Stunde verrann, ohne dass sich etwas regte im Hofe. Es war wahrlich ein trüber, trauriger Nachmittag! Die Sonne brannte senkrecht vom wolkenlosen Himmel. Die Hitze flimmerte über den flachen Dächern,

die sengende Tropenglut lag schwer wie ein Ungeheuer auf dem Lande. Außer dem Summen der Moskitos und gelegentlichem Eselsgeschrei vernahm man stundenlang keinen Laut in der regungslosen Stille.

Je weiter der Tag fortschritt, je verzweifelter wurde meine Stimmung. Ich saß in einer Ecke des Hofes und verstrickte mich in immer melancholischere Gedanken, als auf einmal ein Mann – was sage ich? – ein Herr vor mir stand, der nach seiner eleganten Kleidung zu dieser schäbigen Umwelt passte wie ein Pfau auf einen Hühnerhof. Im ersten Augenblick hielt ich ihn für einen Gefängnisbeamten und fand die Gelegenheit günstig, um meine Beschwerden vorzubringen. Aber er belehrte mich gleich eines anderen.

»Senhor!« sagte er mit gemessener Stimme. »Sie befinden sich in einem Irrtum. In einem sehr bedauerlichen Irrtum. Ich bin auch einer von der Familie, leider Gottes. Aber darum weiß ich doch die Gesellschaft eines vollkommenen Caballero zu schätzen, und wenn Sie mit mir herüberkommen und für heute Abend in meinem Hause vorliebnehmen wollten, so wäre mir das ein Vergnügen.«

Einen Augenblick schaute ich ihn an. Ich wusste nicht recht, was ich zu alledem sagen sollte. Da er aber gar so freundlich war, ging ich mit ihm. Mit der verbindlichen Höflichkeit eines vollkommenen Kavaliers führte er mich über den Hof bis zur Türe einer Halle, die von außen nicht besser aussah als alle anderen. Umso größer war die Überraschung, als Don

Alonso – so hieß er – die Türe öffnete und mit einer verbindlichen Verbeugung zum Eintreten einlud.

Hier war man in der Tat meilenweit von der spartanischen Einfachheit eines Gefängnisses. Alles atmete Wohlstand und wohlige Behaglichkeit. Frisch getüncht und frisch gestrichen. An den Wänden sah man Bilder und Spiegel. Diskrete Vorhänge verhüllten die vergitterten Fenster. Auf dem sauber getäfelten Fußboden standen Tische und Stühle und schwellende Klubsessel. Ich setzte mich auf einen von diesen und betrachtete den Don Alonso, der sich inzwischen eine Zigarette anzündete und wortlos zu Ende rauchte. Da er vorerst nicht zum Reden aufgelegt war, hatte ich die schönste Gelegenheit, ihn aufmerksam zu betrachten. Er war ein großer, schlanker, auffallend elegant gekleideter Mann von jener eigentümlichen orientalischen Rasse, die man in Südamerika als Turkos bezeichnet, unter welchem Sammelnamen man alle syrischen Araber und Levantiner versteht. Zumeist sind es Leute, denen nicht recht zu trauen ist, und dieser sah noch etwas verdächtiger aus als die anderen seiner Rasse.

Eigentlich sei dies ein recht angenehmer Aufenthaltsort für einen armen Gefangenen, sagte ich, nur um etwas gesagt zu haben.

»Gewiss doch,« antwortete Don Alonso mit einem leisen Lächeln. »Wenn man dreißig Jahre hier sitzen soll, ist es schon der Mühe wert, dass man sich wohnlich einrichtet. Gut gewohnt ist halb gelebt.«

»Dreißig Jahre?«

»Keinen Tag weniger, wenn nicht meine Advokaten noch etwas abhandeln.«

»Und warum das?« wagte ich zu fragen.

»Ah, warum? Der wäre glücklich, der da wüsste, warum! Eben weil es dem Polizeidelegierten so gefallen hat. Ich habe eine Wirtschaft betrieben in der Rua Ricachuelo und ebenso noch einen Kramladen an der Praça Commercao. Und eines Tages kommt Don Felipe nach meinem Laden und behauptet, es wäre seiner. Das war schon ein starkes Stück, denn er war ein hergelaufener Hungerleider, der nie etwas anderes besessen hat als das, was er auf dem Leibe trug. Aber er war ein Portugiese und ein Freund des Polizeidelegierten, und das ist so viel wert wie ein großer Geldbeutel hierzulande. – Bueno, ich werfe Don Felipe auf die Straße, und er kommt gleich wieder mit drei Schutzleuten. Mein Revolver geht los, und das war das letzte, was man je gesehen hat von Don Felipe. Du lieber Gott, so etwas passiert alle Tage ein dutzendmal im Matto Grosso! Wär's ein anderer gewesen, so hätte kein Hahn danach gekräht. Aber dieser war ein Schwager des Präfekten und hatte einen Schwarm von *cuñados* und *compadres*, der bis nach Rio reichte. Es ist nicht gesund, wenn man sich mit solchen Leuten abgibt. Mich hat es dreißig Jahre Gefängnis gekostet.«

»Und werden Sie das auch absitzen?« fragte ich begierig.

»Die dreißig Jahre? Ich denke doch nicht daran!«

»Wenn Sie doch dazu verurteilt sind.«

»Das ist alles nur Papier, Caballero! Der Delegierte ist doch auch ein Christenmensch, der mit sich reden lässt, wenn die Advokaten mit dem Geldbeutel klingeln. Don Felipe ist tot, und ich dünke, ein lebendiger Don Alonso mit einem Bankkonto ist doch mehr wert als ein toter Hungerleider. Verlassen Sie sich darauf, Caballero! Ich bin dreißig Jahre im Lande. Ich kenne mich aus in der Politik.« Umständlich zündete er eine neue Zigarette an, während er die Beine immer länger aus dem Klubsessel herausstreckte. Dann schaute er eine ganze Weile den Rauchringeln nach mit einer großen Miene der Selbstzufriedenheit.

»Können Sie Schach spielen?« fragte er unvermittelt.

»Ja,« antwortete ich.

Wir spielten an jenem Abend und während der nächsten drei Tage noch manche Partie Schach, ich und mein Freund, der Mörder. Ich spielte schlecht und er ganz erbärmlich, da aber pünktlich zu jeder Mahlzeit ein salutierender Polizeisoldat auf der Bildfläche erschien und auf Kosten des Don Alonso für jeden von uns ein leckeres Essen aus dem Hotel brachte, hatte ich im Grunde genommen nichts gegen solche Gefängnisstrafe und machte mir auch weiter keine Gedanken um mein Schicksal, bis eines Morgens ein dicker Herr in weißer Uniform auftauchte, dessen Erscheinen wie das eines Löwen unter einer Schar geängstigter Lämmer wirkte.

»*Delegado da policia!*« ging es von Mund zu Mund.



Der Delegado schaute sich um mit wahrhaft napoleonischer Miene. In der Hand hatte er eine Liste, aus der er ein halbes Dutzend Namen, beziehungsweise Nummern aufrief.

»Nummer hundertzweiundvierzig!«

Nur allzu bereitwillig trat ich vor, denn ich dachte nicht anders, als dass man mich nunmehr entlassen würde nach erkanntem Irrtum. Aber mein Freund, der Mörder, belehrte mich eines anderen.

»Entlassen? *Deportieren* wird man Sie, Caballero! Auf Lebenszeit deportieren nach den Sümpfen in der Gegend von Cuyabá. Nach dem brasilianischen Sibirien. Wenn Sie erst einmal dort sind, so gibt es keine Rettung mehr. Noch nie ist einer lebendig von dort zurückgekommen!«

Einen Augenblick starrte ich ihn sprachlos an. Was ich hörte, konnte ich noch nicht fassen. Noch immer weigerte sich der Kopf, das zu verstehen, was die Ohren hörten. Noch immer verstand ich nichts von diesem Netzwerk des Teufels, in das ich ohne Scheu und Schuld hineingetölpelt war. Aber man ließ mir auch keine Zeit zum Nachdenken. Was immer aus den anderen wurde, deren Nummern man aufgerufen hatte, weiß ich nicht. Jedenfalls schafften sie vorerst nur die beiden anwesenden Gringos fort, das heißt mich und einen langen Yankee, der schon zwei Monate in diesem Loch von einem Gefängnis zugebracht hatte und nun sehr erfreut war über diese Wendung in seinem Geschick, denn sie hatten ihm erzählt, dass sie uns nach São Paulo schaffen wollten. Die gleiche Hoffnung hatten

sie auch mir gemacht, aber ich wusste es besser. Immerhin war es ein Strohalm der Hoffnung, an den ich mich klammerte wider besseres Wissen. – War es denn wahr, was man mit uns vorhatte? Konnte es wahr sein? Oder war es am Ende nicht doch eine Fieberfantasie, ein grausiger Höllenspuk, aus dem man aufwachen würde wie aus einem wüsten Traum?

Schon nach wenigen Minuten führten sie uns fort aus dem Gefängnis. Sie mussten uns in der Tat für sehr schwere Jungen halten, denn für uns beide leisteten sie sich eine Bedeckung von vier Polizisten, obenan Cascabel. Wir gingen durch die Straßen der Stadt, die still und tot dalagen in der grellen Mittagshitze. Alle Türen waren verschlossen, alle Fenster verrammelt gegen den Angriff der Hitze. Alles war Hitze, Sonne, Stille. Nur die verwilderten Hunde bellten unaufhörlich ein schauriges, misstönendes Bellen, das aufreizend wirkte auf die aufgeregten Nerven.

Drunten am Hafen mussten wir stundenlang warten. Es waren die vier traurigsten Stunden meines Lebens. Wenn ich je das Gefühl der Verzweiflung, der absoluten Hoffnungslosigkeit gekannt habe, so war es hier. Ringsum saßen die Soldaten wie vier Bulldoggen auf dem Sande, der wie ein Backofen unter der brütenden Sonne glühte. Eine Stunde verging und noch eine. Die Augen fielen mir zu vor Müdigkeit. Am liebsten hätte ich mich hingelegt, um nichts zu denken und zu fühlen, und dennoch fühlte ich es in allen Fingerspitzen, dass etwas ge-

tan werden musste. Es fiel mir ein, dass ich irgendwo ein Bündel Kleider liegen hatte, die ich mitnehmen könnte, und ich machte den Soldaten den Vorschlag, sie zu holen. Da sagten sie: »Paciencia«

Ich sagte, ich wolle das Geld abholen, das ich im Elektrizitätswerk noch gut hatte. »Paciencia,«

Plötzlich bemerkte ich unter den Vorübergehenden einen Mann, den ich kannte. Ein Deutscher, der Inhaber eines Exportgeschäftes. Wer konnte gerufener kommen als dieser. Er war ein Mann von Einfluss, ein prominenter Mann, wie man in Amerika zu sagen pflegt. Ein Wort von ihm vermochte mehr als alle meine Klagen. Und er war doch schließlich und endlich ein Landsmann. Aber es gibt allerlei Landsleute! Zigarettenrauchend ging er vorüber. Zigarettenrauchend schaute er mich an und ging weiter, ohne auf meine Worte zu hören. Einige Tage später sollte ich erfahren, was es mit diesem lieben Landsmann auf sich hatte.

Wenige Minuten später standen wir auf dem kleinen Flussdampfer. – Wo sollte die Reise hingehen? Zitternd vor Furcht und Hoffnung wandte ich mich an einen der Matrosen. Die Antwort traf mich wie ein Keulenschlag:

»Cuyabá!«

## Deportiert

NACH CUYABÁ! – KEINE RETTUNG. – FLUSSFAHRT AUF  
DEM PARAGUAY. – VON GÄNSEN UND KROKODILEN. –  
FLUCHT IN DEN URWALD. – DIE HETZJAGD. –  
UNBEQUEME AMEISEN. – BANGE ERWARTUNG. –  
ENDLICH ALLEIN! – DON POLYCARPO, DER MULATTE. –  
SEINE WEIßE FRAU. – DIE CABALLEROS LÄNGS DES  
FLUSSES. – EINE UNRUHIGE NACHT. – WIE BEI TARZAN.  
– AUS DEM REGEN IN DIE TRAUFE. – EIN SCHIFF! – DON  
POLYCARPO GEHT AUF BESUCH. – ICH »BEWACHE« DAS  
KANU. – DIE GELEGENHEIT IST GÜNSTIG. – DER  
VERMISSTE GRINGO. – WIEDERSEHEN BEIM LAGERFEUER.  
– ENDLICH FREI. – EIN LANGER SCHLAF. – WIEDER IN  
CORUMBÁ.

Wir hatten kaum den Fuß an Bord gesetzt, als die rasselnden Dampfwinden den Anker hoben und das altmodische Heckrad platschend das gelbe Wasser aufwühlte. Langsam ging es hinaus in den wilden Strom und flussaufwärts, vorbei an den Häusern der Stadt, die langsam vorüberglitten. In der Ferne sah man noch den Anlegeplatz der Dampfer. Winzig kleine Menschen standen dort, und unter ihnen konnte man noch immer die vier Schutzleute erkennen, die uns hergebracht hatten und mit schussbereiten Gewehren unser Entweichen verhindern sollten. Noch immer konnte ich es nicht fassen, was man mit mir vorhatte. Deportation! Nach den Sümpfen von Cuyabá! Nur dorthin nicht! Denn das war

das Ende. Das war der Tod! Wieder und wieder maß ich mit den Augen die Entfernung bis zum Ufer. Aber der Fluss war breit, wohl noch einmal so breit wie der Rhein in seinem Mittellauf. Das Wasser war reißend und voller Raubfische, für die der Paraguayflu berüchtigt ist. Auf dem Sonnendeck spazierte der Kommissar, der den Revolver lose sitzen hatte. Dennoch: Wäre ich gesund und frisch gewesen, ich hätte es probiert.

Aber was wollte ich mit meinem von Krankheit und Not und den Entbehrungen der letzten Monate verzehrten Körper, der kaum mehr auf den zitternden Beinen stehen, geschweige denn einen reißenden Strom durchschwimmen konnte?

Ich schaute über die Bordwand hinweg in das gelbe Wasser, das wirbelnd vorüberzog, und auf die dunkle Küste unter der hellen Sonne. Und unversehens flossen Wasser und Sonne und Küste ineinander und lösten sich auf in wilden Fieberschauern.

Drei, vier Tage ging die Reise weiter, immer flussaufwärts zwischen endlosen Urwäldern, die schwarz und drohend von den niedrigen Uferbänken herauswuchsen bis ins Wasser hinein. Kein Haus, kaum eine Htte war zu sehen auf dem langen Wege. Nur Wald und immer wieder Wald und nur ab und zu eine kleine Lichtung mit am Ufer aufgestapeltem Brennholz, an dem der Dampfer seinen Vorrat ergänzte. Weiter flussaufwärts wurde die Gegend womöglich noch wilder. Die Ufer waren hier überall umsäumt mit einem Gürtel von schleimigen, breitbltterigen Sumpfpflanzen, ähnlich den Seero-

sen. Sie waren ein beliebter Aufenthaltsort der Krokodile, von denen es unzählige gab. Zumal bei sinkender Nacht, wenn eben die erste Abenddämmerung aus dem Walde gekrochen kam, erfüllten sie die Luft mit heiserem Brüllen, das schaurig klang und so recht zu der Gegend passte, die sie bewohnten. Noch aufreizender aber klang das anmaßende Geschrei der Gänse, die in ganzen Wolken auf gewissen Bäumen saßen und ebenfalls die sinkende Nacht mit einem Liede begrüßten, das vielleicht als ein Lobgesang auf den Schöpfer gedacht war, sich aber jedenfalls nicht so anhörte. An jenes Gänsegeschrei werde ich denken, solange ich lebe. Es wird in meinen Ohren fortklingen als eine schaurige Begleitmusik zu meinem schlimmsten Abenteuer.

Das alles erzähle ich leicht. Aber erlebt und gesehen habe ich es mit brennendem Kopfe und fieberglänzenden Augen, mit wilder Verzweiflung und trotziger Hoffnung, die immer tiefer sank mit jeder Meile, die es weiter in die Wildnis ging. Mehr als einmal, wenn der Dampfer am Ufer anlegte, um Holz zu fassen, glaubte ich die Gelegenheit zum Entweichen gekommen. Aber immer stand auf dem Verdeck der Kommissar mit seinem losen Revolver und dem finsternen Kreolengesicht.

Nur einmal ließ er sich dazu herbei, ein Wort an mich zu richten, und das auch nur indirekt.

An einem dunklen, mondlosen Abend spazierte er auf dem Verdeck mit dem türkischen Besitzer des Dampfers. Die beiden blieben vor mir stehen und unterhielten sich mit halblauter Stimme. Der

Kommissar leuchtete mir ins Gesicht mit einer hellen Taschenlaterne.

»Das hier ist ein ganz Gefährlicher,« sagte er wichtig, »er kommt von der Straße der Spitzbuben.«

»*La via de los picaros?*« wiederholte der Türke.

»Gewiss doch,« antwortete der Kommissar, »von Peru, durch die bolivianischen Sümpfe. Von dorthier kommen immer die schwersten Nummern. Wer sollte auch da hingehen, wenn er nicht mindestens eine Mordtat auf dem Gewissen hätte?«

»Aber bewiesen hat man ihm nichts?« fragte der Türke.

»Bewiesen!« lachte der Kommissar. »Braucht's da noch Beweise? Ich bin zwanzig Jahre hier im Amt und habe noch nie ein weißes Schaf gesehen, das aus den bolivianischen Sümpfen gekommen wäre. Und erst der da – der scheint einer von den ganz Durchtriebenen zu sein; ein *sujete de malas antecedentes*, ein verdächtiger Charakter, Senhor. Heute würde er sich noch in Corumbá herumtreiben, wenn ihn seine eigenen Landsleute nicht bei mir angezeigt hätten.«

»Die eigenen Landsleute?«

»Gewiss. Don Guillermo, der Bierbrauer, und Don Ricardo, der den Kaufladen an der Plaza betreibt. Kuriose Menschen, diese Deutschen! Von der Sorte würde ein jeder sich gern ein Auge ausreißen, wenn der andere dadurch zwei verliert.«

»*Atención!*« herrschte er mich an und leuchtete mir noch einmal ins Gesicht mit der Laterne.

Dann gingen sie plaudernd und lachend wieder fort und ließen mich zurück in dem Dunkel, in dem ich Gelegenheit hatte, darüber nachzudenken, was für böse Streiche oft Bosheit und böse Umstände spielen und was für ein lächerlich vergängliches Ding doch schließlich und endlich die Freiheit und das Leben ist. Der nächste Tag verging, und meine Hoffnung war auf den Nullpunkt herabgesunken, als wir in einer finsternen, regendrohenden Nacht wieder an einem Platze anlegten, um Holz zu laden. Es war eine drückend schwüle Nacht. Die Donner grollten leise über dem Walde, und es wetterleuchtete in der Ferne. Vereinzelte schwere Tropfen fielen klatschend auf das Verdeck. »Jetzt oder nie,« sagte ich mir. Zum ersten Male seit drei Tagen war der Kopf ganz fieberfrei und ungewöhnlich klar, wie es manchmal in den Köpfen auszusehen pflegt, wenn sie sich aus langen Zweifeln hindurchgerungen haben zu festen Entschlüssen. Alles sah ich deutlich vor mir, wie ich es auch heute noch sehe nach drei langen Jahren. Das kleine Schiff, das Verdeck im Scheine der Lampe, die schwarzen Gestalten der Matrosen am Ufer, die einander die schweren Holzscheite zureichten. Von dem Kommissar war nirgendwo etwas zu sehen. Er schien dem Wetter nicht zu trauen und hatte es deshalb vorgezogen, seinen Pflichten als Wachtmann von der Koje aus zu genügen.

Jetzt oder nie – das fühlte ich – war die Gelegenheit. So unauffällig wie möglich schlich ich mich nach achtern bis zum Heck, wo ich mich an dem



breiten Rade vorsichtig ins Wasser hinabließ. Für einen guten Schwimmer wie mich waren es nur einige Stöße bis zum Lande. Aber auch diese wurden mir sauer genug. Als bald geriet ich in das Labyrinth der dicken, klebrigen Blattpflanzen in schmutzigem Wasser, das eiskalt aus dem sumpfigen Grunde aufstieg. Mir war, als ob irgendeine Kraft mich hinabzöge mit unwiderstehlicher Gewalt. Ich dachte an die Krokodile, die hier hausten, und vergaß alle Vorsicht über dieser neuen Angst. Dennoch schien niemand meine Flucht bemerkt zu haben, als ich wieder festen Boden unter den Füßen hatte und mit großen Schritten in das schützende Dickicht hineinrannte. Vielleicht hätte man bis zum nächsten Morgen mein Verschwinden nicht bemerkt, wenn nicht mein Leidensgefährte, der Yankee, Wind von der Sache bekommen hätte und nun gleichfalls die Gelegenheit zum Auskneifen gekommen glaubte. Ohne irgendwelche Vorsichtsmaßregeln sprang er vom Verdeck ins Wasser und an Land. Im Augenblick gab es einen Aufruhr an Bord. Alles schrie und rannte durcheinander. Kommandos hallten durch die stille Nacht. Deutlich hörte man die bellende Stimme des Comisario, der fluchend und wetternd auf dem Verdeck auf und ab rannte. Man hörte die Schüsse, die scharf wie Peitschenschläge über das Wasser kamen.

Ich rannte nur immer tiefer in den Wald hinein, und das war keine kleine Arbeit. Tropische Urwälder sind etwas anderes als unsere heimischen Forsten. Das ist ein unentwirrbares Chaos von Dornen

und Dickicht, von schleimigen Schlingpflanzen, von lebenden und gefallenen Bäumen. Da bleibt man hängen an einem Dornbusch, dort stolpert man über einen Stumpf, nun tritt man mit bloßen Füßen in stachelige Kakteen oder sonst irgendein beißendes, brennendes oder schlüpfriges Etwas. So wie ich ging und stand, war ich fortgelaufen, ohne Rock und Schuhe, und im Augenblick war auch das Hemd zerfetzt von den Dornen des Waldes. Aber was lag daran? War nicht die Freiheit so viel wert wie ein Hemd? Dicht hinter mir glaubte ich den keuchenden Atem eines Verfolgers zu vernehmen, aber ich gab das Rennen nicht auf, bis ich so sehr im Gestrüpp verloren war, dass ich keinen Schritt mehr vorwärts und rückwärts machen konnte. Atemlos hielt ich in der heißen Stickluft, die mir den Schweiß zu allen Poren heraustrieb. Ringsum war alles schwarze, undurchdringliche Nacht, nur belebt von unzähligen Glühwürmchen, die als bläulich-weiße Fünkchen durch das Dunkel geisterten. Vom Ufer kam noch immer der Lärm der Schiffsleute wie aus weiter Ferne. Plötzlich zuckte ich zusammen, als ich dicht neben mir eine menschliche Stimme vernahm.

»Kusch dich! Mach dich dünn! Sie werden hier sein in einer Minute.«

Es war der Yankee, der mir auf dem Fuße gefolgt war. Man konnte in der Tat nichts Klügeres tun, als »sich dünn zu machen«, denn ein Weitergehen war völlig zwecklos zu solcher Nachtstunde in diesem Irrgarten von einem Urwald. Dicht aneinanderge-

drückt, wie zwei verfolgte Rehe, hockten wir auf einem gefallenen Baumstamm und warteten das weitere ab. Man hatte drüben die Verfolgung noch nicht aufgegeben. Es war noch immer ein mächtiges Geschrei, und der Comisario fluchte wie ein Sackträger an den Docks von Buenos Aires. Langsam kam der Spektakel näher. Sie hatten sich offenbar in einzelne Gruppen eingeteilt, die einander zuriefen, während sie weiter in den Wald eindrangen. Einige schossen mit den Gewehren blindlings in den Busch hinein, und andere wurden nicht müde, unsere Namen zu rufen, oder wenigstens die, die sie uns zugelegt hatten.

Das kam mir so spaßig vor, dass ich lachen musste trotz allem. Eine der Gruppen zog ganz dicht an unserem Versteck vorüber, sodass man den Schein ihrer Laterne zwischen den breiten Blättern schimmern sah. Deutlich konnte man jedes gesprochene Wort vernehmen. Hätten sie die Wegrichtung um einen Schritt geändert, so wären sie über uns gelaufen. Ich drückte mich flach auf den Boden, um nicht gesehen zu werden. Aber an dieser Stelle war ein Nest von jenen roten Matto-Grosso-Ameisen, die so harmlos aussehen und doch mit ihrem giftigen Biss Wunden beibringen, an deren Folgen man wochenlang zu leiden hat. Hier war der Boden übersät mit dieser Höllenbrut. Bei jedem Biss hätte ich aufspringen und davonlaufen, hätte ich laut aufschreien mögen vor Schmerzen. Aber alle großen und kleinen Bestien der Wildnis waren hier nicht so grausam wie die Menschen.

Es ging indes alles glücklich vorüber. Noch etwa eine halbe Stunde dauerte der Aufruhr im Urwald. Dann wurde alles still. Die tiefe Stimme der Dampfsirene tutete dreimal zum Abschied. Man hörte deutlich, wie sie die Leine einholten und die Landungsplanke an Bord schoben. Der Yankee war außer sich vor Freude.

»Fort sind sie!« rief er begeistert. »Ich werde ihnen zum Abschied winken. Es wäre unhöflich, wenn wir es unterließen.«

Schon wollte er aufspringen, um ans Ufer zu laufen, und ich hatte alle Mühe, ihn zurückzuhalten. »Langsam,« sagte ich, »ehe ich das Rad nicht im Wasser höre, bringt mich niemand hinaus.«

Noch eine Viertelstunde lagen wir im Busch und lauschten atemlos auf das geringste Geräusch, aber nichts ließ sich vernehmen als das verschlafene Flügelschlagen der Wildgänse und das eintönige Zirpen von tausend Zikaden. Es sah wirklich so aus, als ob der Dampfer sich stillschweigend davongemacht hätte. Das lange Warten zwischen Furcht und Hoffnung war unerträglich. Wenn es nach meinem Gefühl gegangen wäre, wäre ich aufgesprungen und aus der dumpfen Schwüle des Dickichts hinausgelaufen in den Rachen der Gefahr. Der Amerikaner jedenfalls konnte es nicht mehr aushalten. Langsam erhob er sich und kroch nach der Lichtung, um das Gelände zu erkunden. Er hatte einen brennendroten Haarschopf, den ich noch eine Weile im Busch aufleuchten sah trotz der herrschenden Dunkelheit. Es war das Letzte, was ich von ihm zu sehen bekam,

denn kurze Zeit darauf hörte man Geschrei und Schüsse. Was weiter aus ihm geworden ist – ob Tod oder neue Gefangenschaft –, weiß ich nicht. In seinem Interesse will ich hoffen, dass es das erstere war.

Es schien, als ob der Comisario sich mit dieser Beute begnügte, denn gleich darauf hörte man das Arbeiten des Schaufelrades im Wasser, das sich immer weiter entfernte. Nun wagte auch ich mich an den Rand des Waldes, von wo man einen Blick auf den Fluss werfen konnte. Ein Stein fiel mir vom Herzen, als ich die Laterne weit draußen auf dem Strome sah. Nun erst getraute ich mich ganz hinaus auf die Lichtung, wo vor einer landesüblichen Basthütte ein mächtiges Feuer brannte. Die Hütte selbst bestand nur aus einem Dach von Palmblättern, das auf vier Pfählen ruhte. Vor dem Feuer saß eine weiße Frau mit einer ungesund gelben Gesichtsfarbe, und neben ihr stand ein baumlanger Mann mit einem zitronenfarbigen, jedoch nicht gerade unsympathisch anmutenden Mulattengesicht. Er schien keineswegs erstaunt über meine Erscheinung. Im Gegenteil schien er mich erwartet zu haben.

»Buenas noches, caballero,« sagte er auf Spanisch. »Buenas noches,« antwortete ich.

Wir setzten uns ans Feuer, wo die Frau uns sogleich mit einer Tasse Kaffee aufwartete, die überaus erfrischend auf meine Lebensgeister wirkte.

Don Polycarpo nannte sich mein Gastgeber, der offenbar der Mann der weißen Dame war, die er

ziemlich kurz behandelte. Er schien sich aufrichtig zu freuen über mein Auftauchen. »So haben Sie denen dort drunten den Laufpass gegeben!« sagte er mit listigem Augenzwinkern. »Da haben Sie recht getan, Caballero. Und eine Wut hat er gehabt, der Comisario! Es war so gut wie ein Theater. Viel hätte nicht gefehlt, und er hätte mich mitgenommen als Ersatz, denn auf mich ist er nicht gut zu sprechen. Ich bin nämlich auch auf diese Weise hierhergekommen. Wie sonst käme ich in diesen gottverlassenen Wald? Man hat so seine Freunde drunten in Corumbá. Man kommt in ein Argument. Ein Wort gibt das andere, und einige von den Jungens sind sehr fix mit dem Messer, wenn sie mit der Zunge nicht mehr weiter können. Es kommt zu einem Totschlag, und man verschwindet im Wald, bis Gras darüber gewachsen ist. So ging es mit mir und mit allen Caballeros, die hier längs den Flussufern im Busche sitzen. Aber darum sind wir doch keine Unmenschen, Caballero, und ich bin überzeugt, dass wir gut miteinander auskommen werden, wie eine einzige glückliche Familie sozusagen.«

Noch eine Weile redete er so weiter, ohne dass ich viel davon verstehen konnte mit meinem heißen Kopf, in dem schon wieder das Fieber summte. Als er endlich fertig war mit seiner Rede, machte ich mir einen Platz zurecht unter dem Dach der Hütte und versuchte zu schlafen, obwohl die Aufregung des vorangegangenen Abenteuers mir noch immer heiß durch alle Adern lief. Auch die seltsam exotische Umwelt trug nicht zur Beruhigung meiner Ner-

ven bei. Zumal die buntschillernde, etwa drei Meter lange Schlange, die unter dem Dachgebälk hauste und mich stetig anlotzte mit ihrem starren Basiliskenblick, hatte etwas Unheimliches an sich. Später habe ich herausgefunden, dass diese Schlangen in jenen Gegenden völlig ungefährliche Hausgenossen fast aller Hütten sind. Damals jedoch waren sie in meinen Augen recht verdächtige Schlafgefährten. Müde, wie ich war, schloss ich doch kein Auge während der ganzen Nacht. Bis zum dämmernden Morgen lag ich in der Hütte und hörte auf das Summen der Moskitos und auf das raue Krächzen der Nachtvögel im Walde. Ich sah auf das Feuer, das knisternd und puffend immer tiefer sank, ich sah die schwarze Dschungel mit den hohen Palmen, an denen der Widerschein der Flammen züngelnd hinauf-lief, dann musste ich immer und immer wieder wie ein hypnotisiertes Kaninchen einen Blick auf die Schlange werfen, wenn zuweilen in ihre Ecke der Schein des Feuers fiel und sie sich langsam fortbewegte, derweilen es im Gebälk knackte, und kurzum: ich müsste lügen, wenn ich jene Nacht als eine angenehme bezeichnen wollte.

Mehrere Wochen blieb ich der Gast des Don Polycarpo. Oder sein Diener? Oder sein Sklave? Dieser glatte Caballero war keineswegs so gutherzig, wie er sich den Anschein gab. Er war sogar recht profitlich und geldgierig, und so sah er offenbar in mir zuvörderst eine billige Arbeitskraft, die ein günstiger Wind ihm zugeweht hatte. Er selbst war ein Gewaltmensch, ein Arbeitstier, eine Art Tarzan, der spie-

lend fertig wurde mit allen Widerwärtigkeiten des Waldes. Und von mir verlangte er, dass ich ein doppelter Tarzan wäre. Wir fällten Bäume am anderen Ufer und schafften sie mit dem Kanu über den Fluss, und während der Nacht –? Ja, wenn mir vorher jemand gesagt hätte, es könne einer drei Wochen lang ohne Schlaf auskommen, so hätte ich ihn einen Lügner genannt! Hier war dieses Unmögliche jedoch Ereignis geworden. Es mag wohl sein – es muss wohl so gewesen sein –, dass ich gelegentlich ein Stündchen Schlaf aufschnappte; erinnern tue ich mich jedenfalls nicht mehr daran. Nur an lange, lange Nächte mit brennenden Augen, die schlafen wollten und nicht konnten, weil die Moskitos und die sonstigen Höllenkreaturen des Urwaldes es nicht erlaubten. Mit der sinkenden Nacht kamen sie aus dem Walde herangeflogen mit hellem, metallischem Summen und traktierten einen mit schmelzenden Stichen, die den tiefsten Schläfer aus seinen Träumen aufschrecken konnten. Der Erdboden aber war bedeckt mit Zecken, Skorpionen und Sandflöhen. Weder ein Moskitonetz noch eine Hängematte hatte ich zur Verfügung. Wie also sollte ich mich wehren gegen die Quälgeister? Ich wusste es nicht. Ich wusste überhaupt nichts mehr. Tagsüber lief ich mir die Füße wund und arbeitete die Hände blutig, und nachts brütete ich in dumpfer Verzweiflung neben dem Feuer. Wie lange sollte das noch dauern? Wo sollte das enden? Ich wusste es nicht, und Don Polycarpo wollte mir keine Auskunft geben. Auf alle meine Fragen hatte er als Antwort nur



sein stetes Lächeln. Ein merkwürdig süßes, verschlagenes Lächeln, das einen an Hamlets Worte erinnerte:

*»Schreibtafel her! Ich will mir's niederschreiben,  
Dass einer lächeln kann und immer wieder  
lächeln  
Und doch ein Schurke ist!«*

Ich will indes nicht ein weiteres Wort von jenen traurigen Wochen erzählen. Mit gierigen Augen starrte ich bei Tag und Nacht auf den breiten Fluss, der in dieser weglosen Wildnis der einzige Weg zur Freiheit war und zur zivilisierten Welt. Einmal musste ja irgendwo ein Schiff auftauchen, und dann wollte ich mein Heil versuchen mit List oder Gewalt. Aber es kam kein Schiff, so oft ich auch eins zu sehen glaubte in meiner überhitzten Fantasie. Immer wieder löste es sich auf in Nichts in der brütenden Sonne über dem heißen Walde. Immer wieder war es das gleiche Bild in seinem aufreizenden Einerlei. Das gelbe, schlammige Wasser, der Wald wie eine schwarze, undurchdringliche Mauer, und bei sinkender Nacht das vielstimmige Konzert der Krokodile, das zu einem ohrenbetäubenden Geschrei anschwell, als eines Tages der Vollmond eine breite glitzernde Straße durch das Wasser zog und die scharfen, schwarzen Schatten der Bäume über den Fluss hingleiten ließ.

Aber eines Tages – nachdem ich die Hoffnung schon fast aufgegeben hatte – kam dennoch ein

Fahrzeug in Sicht. An einer Biegung des Flusses, etwa eine spanische Meile flussaufwärts, wurde es zuerst gesichtet. Von unserer erhöhten Uferbank, die eine weite Aussicht über den vielgewundenen Strom gestattete, war es leicht auszumachen als eine der »Chatas« (Barken), in denen sich die aus der Gegend von Cuyabá kommenden türkischen Händler flussabwärts treiben lassen. Da sie gewöhnlich überflüssigen Proviant, Tabak, Kaffee und dergleichen mit sich führen, sind sie gern gesehen von den wenigen Ansiedlern am Flussufer, deren einzige Verbindung mit der zivilisierten Welt sie darstellen. Auch mein harter Meister, dem es in seinem Haushalte – wenn man bei seiner Hüttenexistenz überhaupt von so etwas reden konnte – am Nötigsten fehlte, interessierte sich sehr für das auftauchende Fahrzeug. Im Nu hatten wir das große Kanu zu Wasser gebracht und paddelten mit aller Kraft gegen die reißende Strömung, um das Schiff zu überholen, das in der Mitte des Stromes flussabwärts glitt. Es war ein breites Gebilde, auf dem vorn eine Hütte stand, während das Achterteil mit einem Haufen von lose durcheinandergeworfenem Brennholz angefüllt war. Einige zerlumppte, dunkelhäutige Halbblutindianer, die auf dem Deck umherlungerten, fingen die ihnen zugeworfene Bootsleine auf und zogen uns vollends längsseit. Mit einem Satz sprang der Mulatte an Bord.

»*Asegura a canoa!*« rief er mir zu. »Gib acht auf das Kanu!«

Mit einem weiteren Satz verschwand er im In-

nern der Kabine, wohin ihm sogleich auch alle anderen nachfolgten. Ich war allein, während die anderen drinnen in der Kabine schnatterten mit der Zungenfertigkeit, die den Brasilianern eigen ist. Einige Minuten vergingen, ohne dass sie wieder herauskamen. Die Flasche mit dem Zuckerohrschnaps machte die Runde. Die Gelegenheit zum Weglaufen war so günstig, wie sie nur sein konnte unter den Umständen. Mit einem raschen Entschluss gab ich dem Boot einen Stoß, sodass es davonschoss in der wirbelnden Flut, in der die schwere Barke nur langsam folgen konnte. Ich selbst verkroch mich so tief wie möglich unter dem Brennholz auf der Barke. Es war alles das Werk eines Augenblicks, aber ich fühlte, dass es ein entscheidender Augenblick war, bei dem es um Kopf und Kragen ging. Ich lag in meinem Versteck und wagte kaum zu atmen. Mein Herz schlug so laut, dass ich es hätte anhalten mögen aus Furcht vor Verrat. So verging eine gute Viertelstunde, ohne dass sich etwas veränderte in der Lage. Mehrmals kam einer von den Kerlen heraus und schaute sich um, ohne etwas zu bemerken von dem verschwundenen Kanu. Nach einer Weile kam Don Polycarpo selbst zum Vorschein. Deutlich konnte ich ihn sehen aus meinem Versteck, wie er zigarettenrauchend vor der Tür der Kabine stand, neben ihm der Besitzer der Barke, ein kleiner, buckliger Türke mit einem dunklen, von Pockennarben entstellten Gesicht. Plötzlich wandte sich einer der Leute an ihn mit allen Zeichen großer Erregung.

»*Senhor, a canoa!*« rief er aufgeregt, indem er

mit dem Finger stromabwärts deutete.

»A canoa! A canoa!« wiederholten ein halbes Dutzend Stimmen.

Der Mulatte fluchte und wettete und zitierte alle Heiligen im Kalender. Mit drei Sätzen sprang er achteraus, machte das Beiboot los, und im nächsten Augenblick trieb er es mit mächtigen Ruderschlägen vorwärts, auf der Jagd nach seinem davontreibenden Fahrzeug. Das alles hörte ich mehr, als ich es sah, denn aus Furcht und Erwartung gingen mir alle Sinne wirr im Kopfe. Wie ein Vogel Strauß, der den Kopf in den Sand steckt vor den Verfolgern, presste ich den meinen krampfhaft in den hintersten Winkel des Verstecks.

Unterdessen verging eine gute Stunde, in der die kurze Dämmerung der Tropen hereinbrach und draußen im Gestrüpp längs den Uferbänken das übliche Krokodilkonzert begann. Die Leute an Bord der Barke verfolgten aufmerksam die Vorgänge auf dem Wasser und begleiteten alle Manöver des ehrenwerten Don Polycarpo mit einem schadenfrohen Lachen. Sie schienen das Ganze mehr als einen guten Scherz aufzufassen und versäumten nicht, durch höhnende Zurufe für die nötige Begleitmusik zu sorgen. Denn wer den Schaden hat, braucht auch im brasilianischbolivianischen Urwalde nicht für den Spott zu sorgen. Als Mann von Lebenserfahrung sorgte er denn auch dafür, dass er ihnen nicht noch mehr Gelegenheit dafür bieten würde. Sobald er sein Kanu, eingefangen hatte, lieferte er das Beiboot der Barke ab und paddelte sang- und klanglos

weiter nach seiner Hütte.

Nach der Stunde angespannter Erwartung hätte ich laut aufschreien mögen vor Freude und Erleichterung. Aber krampfhaft hielt ich meine Zunge im Zaume. Noch eine volle Stunde hielt ich aus in dem Versteck, ehe ich mich sicher genug fühlte, um mich als blinder Passagier vorzustellen. Als ich herauskam, war es dunkle Nacht mit einem abnehmenden Monde, dessen Widerschein weiß auf dem Wasser lag. In einem großen, eisernen Behälter auf dem Verdeck des Fahrzeuges brannte mit dunkelroter Flamme ein loderndes Feuer, um das die Leute der Schiffsmannschaft saßen, die mit ihren mächtigen Schlapphüten einen abenteuerlichen Eindruck machten. Einer von den Burschen klimperte auf einem Banjo, während die anderen schläfrige Gespräche führten, derweilen die Matetasse von Mund zu Mund ging. Ich fasste ein Herz und ging auf sie zu, ohne mit den Wimpern zu zucken, obwohl mir die Angst heiß in den Kopf stieg, als ich in den Lichtkreis des Feuers trat.

Die Burschen schauten mich an wie einen, der eben aus dem Grabe aufgestiegen ist. Zuerst rissen sie Mund und Nasen auf. Dann brachen sie in ein unbändiges Gelächter aus. Der Türke war der erste, der die Sprache wiederfand.

»Nehmen Sie Platz, Caballero,« sagte er mit einer einladenden Handbewegung auf eine umherstehende Konservenkiste. »Sie werden müde sein nach dem Abenteuer. – Ja, das war ein guter Spaß an Don Polycarpo! – Und ich sage nicht, dass ich ihm das

nicht gönne. Nicht ich! Ich kenne ihn und sein Renommee seit zehn Jahren. Er hat mehr Mordtaten auf dem Gewissen als irgendein anderer von den Caballeros, die hier längs des Flusses wohnen, und das will viel heißen! Er ist gespickt wie ein Stachelschwein mit Messern, Revolvern und solchen Dingen, und wenn er Sie erwischte hätte, Caballero, so hätte ich nicht dabei sein mögen, um das Ende zu sehen.«

Über dem Reden hatte er die Tasse von neuem gefüllt mit dem kochenden Wasser, das über dem Feuer brodelte. Mechanisch schlürfte ich den Mate aus der dünnen Röhre, ohne auch nur ein Wort zu antworten. Ich war viel zu konfus, um auch nur einen einzigen zusammenhängenden Gedanken zu fassen. Desto lebendiger und gesprächiger waren die anderen, vor allem der Türke. »Senhor, Caballero,« sagte er, gemessen, »Sie haben Glück gehabt. Manchen armen Jungen habe ich gesehen, den sie hinaufgeschleppt haben nach den Sümpfen, aber Sie sind der erste, der wieder zurückgekommen ist, denn das ist dort oben alles ein Futter für die Moskitos und für Doña Maria.«

»Doña Maria –?«

»Für wen denn sonst? Das weiß doch jedes Kind im Matto Grosso! Doña Maria ist die Tante des Staatspräsidenten oder war sie es? Die Alte ist tot. Nun ist's wohl die Tochter, oder wer sonst.«

Die letzten Worte hörte ich nur wie ein fernes Echo. Ich war viel zu müde für jede Geschichte, auch die grausigste. Nur schlafen wollte ich, nach

den vielen schlaflosen Nächten mich hinlegen auf dem Verdeck, hier draußen auf dem Flusse, wo die Luft frischer wehte und keine Moskitos waren. Wohl dreimal vierundzwanzig Stunden lang schlief ich fast ununterbrochen. Nur zuweilen wachte ich auf und schaute blinzelnd auf das weite Wasser im blendenden Sonnenschein oder in eine sternbesäte Nacht, die sich im Flusse spiegelte.

Endlich sah man in der grellen Sonne am hohen Ufer die weißen Häuser von Corumbá. Sie schienen mir ein lieber und vertrauter Anblick. In dieser Stadt hatte ich die schlimmsten Stunden meines Lebens verlebt, und nun sah ich sie wieder, nun war ich wieder hier, zerlumpt, zerrissen, krank und verstört, ein Flüchtiger vor den Gesetzen.

Und doch –

Man war nun keine Nummer 142 mehr. Es war nicht mehr das stumpfe Hindämmern einer hoffnungslosen Sklaverei. Man konnte wieder kämpfen um sein Leben, man hatte wieder so etwas wie eine Bewegungsmöglichkeit. Und schließlich gibt es doch auf dieser Erde nur ein einziges Gut, das wert ist, es zu haben:

DIE FREIHEIT!

## Im Matte Grosso

NÄCHTLICHE WANDERUNG. – NACHTLAGER IM  
ELEKTRIZITÄTSWERK. – DIE ANGST VOR DO $\square$  A MARIA. –  
MORDGEDANKEN. – ABSCHIED VON CORUMB $\square$ . –  
CASCABEL ERSCHEINT UND VERSCHWINDET. – AUF DEM  
RIO PARAGUAY. – DER LANGE WEG. – SELTSAMER  
BROTERWERB. – ICH VERSUCHE MICH ALS  
HUNDEFÄNGER, – ENDLICH IN S $\square$ O PAULO. – DAS  
GASTHAUS DES SENHOR GONZALEZ. – DER VERKANNT  
LIEBESBRIEF. – SCHRIFTSTELLEREI MIT HINDERNISSEN. –  
UND ZULETZT NOCH DER TYPHUS.

Immer werde ich das Bild meines eigenen, abgerissenen, verkommenen Ichs vor mir sehen, wie es dort auf dem Rio Paraguay auf dem Verdeck der Barke stand und über die Reling hinweg nach der Stadt hinüber schaute, die unter der hellen Sonne wie ein Backofen glühte. Schön sah es nicht aus, dieses Ich, und ich müsste lügen, wenn ich sagen wollte, dass es auch nur halbwegs anständig daherkam. Die Hände waren wund, die Füße geschwollen, der Kopf voll summenden Fiebers. Was wollte ich in dieser fremden Stadt, ein Flüchtling vor den Gesetzen? Wohin ich blickte zwischen die weißen Häuser, glaubte ich die Spitze eines Schutzmannhelmes in der Sonne blinken zu sehen. Nicht um ein Königreich hätte ich hier den Fuß an Land gesetzt bei hellem Tageslicht. Erst als die Nacht vollends hereingebrochen war, kletterte ich an dem Tau über drei,



vier andere Barken hinweg an Land. Der Sprung auf den scharfen Kies ließ mich rückwärts ins Wasser fallen. Ich hätte laut aufschreien mögen, aber ich verbiss den Schmerz. Ich schaute einen Augenblick über den Fluss, wo die Schiffe wie Schatten lagen und überall die Sterne sich im stillen Wasser spiegelten. Auf einem dicht nebenan liegenden großen englischen Dampfer spielte einer auf einer Ziehharmonika einen alten Gassenhauer, den man vor Zeiten im Yankeelande bis zur Bewusstlosigkeit gehört hatte: »Good bye. darling, I must leave you ...«

Ich horchte auf und fand das nicht ganz passend und humpelte weiter den Strand hinauf in die stillen Straßen, wo nur da und dort die trüben Laterne unsicher brannten. Sie konnten nicht trübe genug brennen für meinen Geschmack. Ich drückte mich in die Schatten der Häuser und schreckte auf vor jeder Gestalt, die die Straße entlang kam, vor jeder Stimme in den Häusern, vor jedem verschlafenen Hundegebell.

Wohin in dieser fremden, feindseligen Stadt?

Drunten im Elektrizitätswerk, der Yankee, war noch der anständigste unter diesen Spitzbuben gewesen. Dort hatte ich noch einen kleinen Batzen Geld zugute. Mein Zeugsack, den man mich nicht mitnehmen ließ, war auch noch dort, und nichts brauchte ich im Augenblicke nötiger wie diesen. So machte ich mich auf den Weg mit aller Vorsicht.

Dicht entlang des Strandes, wo es nach alten Abfällen duftete und man in der Dunkelheit über zerbrochene Flaschen, verfaulte Lumpen und wegge-

worfene Konservenbüchsen stolperte, schlich ich mich langsam vorwärts. Der Yankee saß auf der Bank vor der Maschinenhalle und rauchte seine Pfeife nach seiner Gewohnheit. Er sprang auf und schaute mich an wie einer, der einen Geist erblickt.

»Ich will meinen Hut fressen, wenn das nicht Charley ist! – Ich dachte, Sie wären längst schon bei Doña Maria in Cuyabá!«

»Woher wissen Sie –« fragte ich erstaunt.

»Woher ich weiß? In dieser gesegneten Stadt passiert nichts, das nicht jeder eine halbe Stunde nachher schon weiß. Cascabel hat es mir gesagt, der Comisario hat es telefoniert und Don Guillermo, Ihr lieber Landsmann von der Bierbrauerei, hat es mir am nächsten Tage noch einmal schmunzelnd bestätigt. – Ah, es wird keine angenehme Überraschung für Don Guillermo sein, wenn er hört, dass Sie wieder zurück sind von Doña Marias Plantage! – Von Doña Maria! Ich habe das kommen sehen, alle die Tage. Ich hätte Sie warnen können, aber wo werde ich denn! Matto Grosso ist groß, der Delegierte hat lange Arme, und es ist nicht gut, wenn man sich in die Politik einmischt. Mehr als zehn Jahre schon sitze ich hier am Wasser und habe manchen Jungen gesehen, den sie dort hinaufgeschickt haben, aber Sie sind der erste, der wieder zurückgekommen ist. – Schlag mich tot! Don Guillermo wird keine Freude haben, wenn er davon hört!«

Während er noch so weiter plapperte, waren wir schon in das Maschinenhaus gekommen, wo eine dunkelhäutige Doña eben das Nachtessen brachte.

Es gab natürlich Reis und Bohnen neben anderen Dingen, die verlockend rochen, von denen ich aber um die Welt nichts hätte essen können. Trotzdem ich drei Tage und drei Nächte lang geschlafen hatte, war ich noch immer so müde, dass ich kaum einen Löffel hätte festhalten können, wenn man ihn mir in die Hand gegeben hätte. Ich legte mich hin in einer einsamen Ecke des weiten Raumes und hörte auf das Summen der Motoren und das Klanken und Knarren der Lager. Ich spürte den kühlen Luftzug, der von den Schwungrädern kam. Ich sah die Leute, die bei ihrer Arbeit hin und her huschten auf dem glatten Getäfel im Halbdunkel des Raumes. Ich sah die Maschinen, die blank und weiß und feindselig dastanden im hellen Lichte. Ich schaute in ihre weißglühenden Eingeweide, deren Widerschein wie Wetterleuchten durch den Saal lief, wenn immer einer die Türen aufriss, um neue Holzstöße in den gierigen Rachen zu werfen. Und bald sah und hörte ich gar nichts mehr, bis am anderen Morgen die helle Sonne durch die hohen Fenster schien. Der Betriebsleiter selbst schüttelte mich nicht eben sanft aus dem Schlafe. Er zahlte mir meine rückständigen Batzen aus und noch ein Stückchen mehr, als er mir schuldig war. Ich suchte meinen Zeugsack und fühlte mich wie neugeboren, als ich wenigstens wieder Schuhe an den Füßen und ein anständiges Hemd auf dem Leibe hatte, denn das war mir schon lange nicht mehr vorgekommen.

»Nun müssen Sie sich aber dünn machen,« sagte der Yankee zum Abschied, »so dünn wie nur irgend

möglich. Hier im Matto Grosso kann man sich nie dünn genug machen. Heute Mittag fährt der Dampfer flussabwärts nach Esperanza. – Auf Wiedersehen! Oder nein! Lieber nicht! Wir kämen beide zu Doña Maria, wenn der Präfekt uns hier zusammen sähe.«

So nahm ich meine Sachen und ging hinaus in den hellen Morgen, über dem die Hitze bleiern lag. Aber ich dachte nicht daran, mich »dünn zu machen«. Ich humpelte durch die Gassen und hörte nicht auf den Lärm, der an meine Ohren schlug, und je weiter ich kam, je mehr verstrickte ich mich in finstere Gedanken einer wilden Verzweiflung und geriet immer mehr in einen desperaten Gemütszustand, der etwas Verwandtes haben mochte mit dem der grollenden, knurrenden Köter, die hier allenthalben die Straßen unsicher machten.

Und ganz so kam ich mir auch vor. Ein rechtloses, vogelfreies Etwas, an dem jeder seine Launen auslassen konnte und um das kein Mensch in ganz Brasilien sich kümmern würde, wenn ihm irgend etwas zustieße. Ich zählte meine Barschaft und machte dabei ein immer längeres Gesicht, als ich mir ausrechnete, wie gänzlich unzulänglich sie war für alles das, was ich damit auszuführen gedachte. – Fünfzig Milreis! Damit konnte ich zur Not einige acht oder zehn Tage mein Leben fristen, vielleicht – wenn mir nicht vorher noch etwas Schlimmeres passierte, hier, wo mir der Boden unter den Füßen brannte. Damit konnte ich allenfalls bis nach Esperanza fahren, wo der lange Weg durch den Matto

Grosso begann. Aber der Matto Grosso ist groß und der Weg nach São Paulo über zweitausend Kilometer lang, und dort wie hier gab es wohl auch Polizeidelegierte, die einen zu Doña Maria schickten und tausend andere Fallbrücken für einen armen Teufel in diesem Lande, wo es keine größere Sünde gibt als die: kein Geld zu haben. Was lag also daran, ob ich hier war oder dort? Mochten sie es hier tun, wenn sie wollten, aber lebendig sollte mich niemand mehr in jene Hölle bringen.

Ja, und da waren doch auch noch die lieben Landsleute, mit denen ich eine kleine Rechnung hatte! Die lieben Landsleute, die mich der Polizei ans Messer geliefert hatten aus reiner Lust am Denunzieren, weil eben zu aller Zeit und in allen Zonen der Deutsche noch immer des Deutschen größter Feind war. Diesen wahrlich hatte ich es nicht zu verdanken, wenn ich heute lebendig und mit einigermaßen heiler Haut hier herumliefe. Je mehr ich daran dachte, je wilder kochte mir das Blut. Ich vergaß alle Vorsicht und machte mich auf die Suche nach diesen liebenswürdigen Kreaturen. Zu ihrem und wohl auch zu meinem Glück war keiner aufzufinden. Es musste wohl so sein, wie der Yankee im Elektrizitätswerk behauptete: die Wände hatten Ohren in dieser aufblühenden Stadt. Der hohe Herrscher – es wurmt mich heute noch, dass ich seinen Namen vergessen habe – war verreist, Don Guillermo, der Bierbrauer, lag im Spital. Er war krank. Ich hoffte das Beste und wünsche es ihm auch heute noch, wie er mir es wünschte. Ich aber stand

da wie einer, der aus allen Wolken gefallen ist. Die Müdigkeit fuhr mir wie ein Bleigewicht in alle Glieder, nun, da ich auch noch Schiffbruch gelitten hatte mit diesen finsternen, unheiligen Plänen. Den ganzen weiten Weg, den ich eigens zu diesen Zwecken hier heraufgekommen war in der Mittagshitze, schleppte ich mich wieder zurück bis zum Hafen, wo eben die Sonne blutrot hinter dem glatten Wasserspiegel des breiten Flusses versank. Die Masten und Schornsteine standen scharf und schwarz gegen den roten Abendhimmel, und da und dort zitterten schon ein paar Lichter über dem Wasser. Im Fluss lag ein Passagierdampfer, der mit Einbruch der Nacht nach Esperanza fahren sollte. Am Strande lag das Motorboot, das die Passagiere aufnehmen sollte. Ich wollte darauf zugehen, als ich noch rechtzeitig die lange, dürre Gestalt Cascabels in den fallenden Schatten des sinkenden Tages bemerkte. So wartete ich noch einige Minuten, bis die Nacht vollends hereingebrochen war, erwischte noch rechtzeitig das Boot, das eben vom Lande abstieß und war bald an Bord des Dampfers, wo ich dem Kassierer meine ganze Barschaft aushändigte und dafür drei Milreis zurückbekam. Knarrend und ächzend setzte sich die Maschine in Bewegung, das Wasser fing an zu rauschen vor dem Schiffsbug, langsam glitten wir stromabwärts. Noch heute sehe ich das vor mir. Es war ein wunderschöner, sternheller Abend mit dem ganzen Zauber der Tropen. Aber aus guten Gründen zog ich es vor, ihn vorerst noch drunten in der Passagierkajüte zu genießen. Ich

hatte ohnehin genug und übergenuß von dem Anblick dieser Landschaft. Zuweilen aber konnte ich nicht umhin, durch das Portfenster über das Wasser hinwegzusehen nach den weißen Häusern der Stadt, die feindseliger wie je herüber schaute. Starr und wie fasziniert schaute ich nach der Landungsbrücke, wo ich noch immer Cascabel zu sehen glaubte, boshaft grinsend wie immer und finster und übernatürlich groß wie eine Vision des Todes.

—

Wir fuhren die ganze Nacht, und bei Tagesanbruch kamen wir in Esperanza an, das sich als ein noch armseliges Nest herausstellte als ich vermutet hatte. Kaum ein Dutzend ordentliche Häuser sonderten sich aus dem Nachtdunkel ab, und was man dahinter zu sehen bekam als ersten Blick auf die weite Waldwüste des Matto Grosso, war auch nicht verlockend. Ein wenig kalt lief es mir dabei über den Rücken, ob ich mich auch dagegen wehrte. Der Matto Grosso ist groß. Bis São Paulo waren es zweitausend Kilometer, und ich hatte nur drei Milreis in der Tasche. —

Nachdenklich ging ich an Land, nachdenklich stieg ich die hohe Uferbank hinauf. Und dann — —

Aber nein, die Geschichte dieser weiteren Irrfahrten und Abenteuer ist viel zu lang, als daß ich sie hier auch noch erzählen könnte.

\*

Als ich zuerst den Fuß auf brasilianischen Boden setzte, sagte ich mir: nun mußt du Portugiesisch lernen. So fing ich denn an zu studieren. Ach, es

war eine recht überflüssige Mühe! Denn die portugiesische Sprache besteht eigentlich nur aus einem einzigen Wort, neben dem alle anderen zur blassen Bedeutungslosigkeit herabsinken: *Amanhá* = *morgen*.

Das ist die einzige Vokabel, die wert ist zu lernen. Wenn man diese kann, so kann man Portugiesisch. Alle anderen gruppieren sich um sie wie die gehorsamen Sterne um eine Sonne.

Und man kann dann auch Brasilianisch. Und wo wäre mehr Gelegenheit geboten zum Erlernen dieser Vokabel, als auf dem langen Wege durch den weiten Matto Grosso? Doch wie gesagt: ich will kein Wort davon erzählen. Das letzte Gewerbe, in dem ich mich versucht habe auf der langen Reise als hungriger, landflüchtiger Abenteurer, war recht apart, und zu meiner Schande muss ich gestehen, dass es auch ganz meinen damaligen Neigungen entsprach. Schon längst war ich zu der Ansicht gekommen, dass das Land Brasilien zu viele Hunde beherbergt, und dass man sich nur ein Verdienst erwerben würde, wenn man etwas aufräumte unter diesem überreichlichen Segen. In den abgelegenen Urwaldortschaften, wo die Fleischrationen nicht knapp sind und jedermann den Teil der Dorfstraße vor seiner Hütte als seinen ureigensten Schuttabla-deplatz ansieht, kann man schon ein paar Hunde gebrauchen als Sanitätspolizei. Diesen bekommt die Kost ganz leidlich. Sie vermehren sich wie die Kaninchen. Es kommt zu einer Übervölkerung. Für die Hälfte ist es nicht mehr genug der Mahlzeit. Es



kommt zu furchtbaren Schlachten und bald ist nichts mehr übrig als ein Schwarm von zerzausten Kötern, die unstet umherschleichen mit abstehenden Haaren und unruhigen Augen, die flackernd aus tiefen Höhlen hervorschauen. Und wenn ein fremder Wandersmann die Straßen entlang zieht, so sehen sie in ihm ein willkommenes *ors d'œuvre* zu ihrer knappen Mahlzeit. Die Hunde im Matto Grosso haben mir mehr zu schaffen gemacht als die Bestien des Urwalds.

So kam ich eines Tages – schon im Staate São Paulo – in ein kleines Städtchen am Rio Tieté, das schon die ersten Kinderschuhe ausgetreten hatte und anfang etwas zu halten auf das Dekorum. Sie hatten schon eine Plaza, ein Kino und natürlich auch einen Musikpavillon. Nun sollte es den marodierenden Hunden an den Kragen gehen. Der Stadtrat hatte den Beschluss gefasst, und der Bürgermeister, als *poder ejecutivo*, sollte die Ausführung ins Werk setzen. Also war ein Ukas<sup>1</sup> ergangen, demzufolge an einem bestimmten Nachmittag jeder seine vierbeinigen Freunde, auf die er noch einigen Wert lege, im Hause festhalte. Die anderen sollten in die glücklichen Jagdgründe befördert werden. Das war nun leichter gesagt als getan, denn wer sollte das Amt übernehmen, wo doch jeder glaubte, dass der andere überflüssige Hunde habe? In dieser entscheidungsvollen Stunde begegnete ich dem Comisario auf der Straße.

»Senhor,« sagte er, »Fremde sind hier verdäch-

tig. Wenn Sie das Amt übernehmen wollen, bekommen Sie zehn Milreis.«

Ich sagte: »*Amanhá*.«

Aber die bequeme Vokabel war für heute wenigstens einmal außer Kurs gesetzt. »*Embora!*« sagte er grob, indem er mir das Säckchen voll giftiger Kuchen in die Hand drückte.

So machte ich mich denn auf den Weg und streute die Kuchen. Es war kein schönes Geschäft. Aber zehn Milreis waren nicht zu verachten, und manch einer hat schon ganz andere Mordtaten auf sein Gewissen geladen für noch viel weniger.

Wie gesagt: ganz wohl fühlte ich mich nicht in meiner Rolle als rächende Nemesis. Und auch sonst schien man meine Tätigkeit nicht sonderlich zu schätzen. Es mag wohl sein, dass an jenem Nachmittag jemand hell wach war im Dorfe. Gesehen habe ich ihn jedenfalls nicht. Nur Hitze und Sonne und Staub und räudige Köter und da und dort eine magere Ziege, die sich an zerrissenen Säcken oder einer alten Nummer des »*Estado de São Paulo*« gütlich tat. Als der Abend dämmerte, kam der Comissario und gab mir meine zehn Milreis nebst einer Fahrkarte nach Campinas. Das letztere war fast noch notwendiger wie die zehn Milreis, denn als ich einige Tage später zufällig in die Zeitung sah, stand da von einem kleinen Aufruhr in einem hinterwäldlichen Städtchen und von einem Apotheker, der die Stadt um dreitausend Milreis Schadenersatz verklagte, weil man ihm seine wertvollen Jagdhunde vergiftet hätte.

Zu dieser Zeit befand ich mich indes schon wohl und geborgen in der Stadt São Paulo. Freilich darf man dabei diese beiden Adjektive nur in Anführungszeichen setzen. Ohne einen Pfennig lief ich planlos durch das Straßengewühl der großen fremden Stadt, und mir war, als ob es mir jeder ansehen würde, dass ich eben aus dem Matto Grosso gekommen wäre. Ein Wunder wär's nicht gewesen, denn ich schaute danach aus. Vor dem deutschen Generalkonsulat stand ich eine Weile zögernd und unschlüssig. Schon stand ich vor dem Beamten, der mich mit dem ganzen Misstrauen eines Konsulatsbeamten musterte.

Ob Briefe für mich da wären?

Er kam mit einem ganzen Stoß.

»Faber – Doktor Kurt Faber?«

»Ja.«

»Ausweis?«

Ich zuckte die Achseln.

»Ja, da kann doch jeder kommen –«

Ich wollte etwas erwidern, aber ich fand keine Worte. So viele Monate hatte nun diese Komödie der Irrungen schon gedauert. Sollte das auch jetzt noch weiter gehen?

Der Herr Generalkonsul selbst erschien auf der Bildfläche. – Nun ja, ich habe schon manches gesagt und geschrieben über die Konsuln, aber diesen muss man passieren lassen mit allen Ehren.

Wenn sie alle so wären!

Noch am selben Abend – und in der Tat auch für die nächsten vierzehn Tage oder drei Wochen –

quartierte ich mich in einem Portugiesischen Gasthause in der Nähe der »estacão Luz«, des großen Zentralbahnhofs ein. Nun ja, es war nicht eben das »Hotel Suizo«. Es war weder eine erstklassige noch eine zweitklassige – war es eine drittklassige Unterkunft? Kost und Logis bekam man hier für sechs Milreis, also rund drei Mark pro Tag, und das ist nicht eben viel, weder hier noch in São Paulo. Alle Tage gab es zweimal Reis mit Bohnen, nur Sonntags bekam man dreimal dieses Gericht und dazu noch eine mächtige Schüssel voll Schweinsohren, die mit schwarzen Bohnen zusammengemischt und in kochendem Zustande serviert werden. »Fejoada« nennt man dieses Sonntagsgericht. Jeder Portugiese und jeder Brasilianer gerät in festliche Stimmung, wenn er solche »Fejoada« nur von weitem riecht. Dazu gab es natürlich Reis, Sonntags wie Werktags, und immer wieder die schwarzen Bohnen. – Und nun mag man sagen was man will über Rassenkreuzungen. Ich persönlich glaube, dass diese Schwarzweißmischung in der Nahrung auch mit einen Teil verantwortlich ist für die interessante Vielfarbigkeit des brasilianischen Volkes.

Wie dem auch sei: Wenn je das Wort vom Tintenkuli eine Berechtigung hatte, so passte es auf jenen Gringo im Restaurant des edlen Don Gonzalez. Denn was sind Vorsätze, was sind Schwüre, auch die heiligsten? Alles das Grausame, was ich erlebt hatte auf dem weiten Wege von Peru bis hierher, und von dem ich mir geschworen hatte, dass ich es nie wieder, auch nur in Gedanken noch einmal

durchleben oder gar darüber schreiben wollte, flog nun mit fiebernder Hast auf das Papier für das Publikum der dortigen deutschen Zeitung. – Fürs Publikum? Ums bare Geld allein war es mir zu tun, denn nach dem Schreiben stand mir wahrlich nicht der Kopf. Mehr Seiten, mehr Milreis, sagte ich mir, während ich mich im alten Handwerk übte. Und ich musste viele Seiten voll schreiben, ehe ich meinen Tagesunterhalt verdient hatte. Dabei – ich zweifle sehr, ob jemals jemand unter erschwerenderen Umständen solchem Handwerk obgelegen hat. Am Ende eines langen Tisches, in der hintersten, dunkelsten Ecke der Wirtsstube hatte ich mich mit meinen Utensilien niedergelassen und konnte auch einigermaßen meine Gedanken zusammennehmen, trotz des Höllenlärms, der das Lokal erfüllte, trotz der scharfen Alkohol- und Tabakdünste, die mir in die Nase stiegen. Am zweiten Tage ging es auch noch leidlich, am dritten wurde die Lage beinahe unhaltbar. Am anderen Ende des Tisches saß um eine mächtige Karaffe voll Rotwein eine Gesellschaft von Portugiesen, die eifrig miteinander tuschelten und dabei immer zu mir herüber sahen. Ein langer Bursch mit einem mageren, gelben, ungesunden Gesicht, mit kohlschwarzen Haaren und ebensolchen Augen rückte auf der Bank an mich heran und schaute kopfschüttelnd auf die vielen beschriebenen Bogen.

»Senhor,« sagte er mit weicher, mitleidiger Stimme. »Geben Sie sich keine Mühe. Sie hat gewiss schon einen anderen. – Und in Europa ist sie? Das

ist weit weg, Senhor, und dazwischen liegt das große Wasser. Das können Sie nicht überbrücken mit noch so vielen Bogen Papier. – So viele Bogen! Warum tun der Senhor dieses? Es gibt doch genug in São Paulo. An jedem Finger kann man eine haben. – Was!«

Aber der Senhor hörte nicht auf die gut gemeinten Ratschläge. Er schrieb und schrieb am Morgen, Mittag und Abend, und die anderen schüttelten immer mehr die Köpfe und zogen an dem langen, mit Brotkrumen und Rotweinflecken reichlich bedeckten Tischtuch und schauten mir über die Schulter wie kleine Kinder und machten dazu ihre Bemerkungen.

»Ah, aber er kann schreiben! Ein Wort wie das andere! Wenn ich so schreiben könnte, hätte ich schon längst das kleine, nette Pöstchen bei der Stadtverwaltung, das mir mein *compadre* angeboten hat. Nicht einen Tag länger würde ich in diesem Ausschank wohnen; nicht ich!«

»Was er nur alles zu schreiben hat! Mir würde in meinem Leben nicht so viel einfallen, um zu einer *novia* zu sagen.«

»Als ob's darauf ankäme!« meinte ein anderer. »Es sind die Augen, mit denen man Eindruck macht bei den Frauenzimmern.«

»Halten Sie ein, Senhor! Hören Sie auf einen alten Mann! Es ist alles umsonst. In meinem Leben habe ich noch keine Senhora gesehen, die einen Brief ganz fertig gelesen hätte.«

So redeten sie weiter und erhitzten sich ordent-

lich an ihren eigenen Worten, bis ich bei sinkender Nacht meine Sachen zusammenpackte und nach der Rua Libero Badaró eilte, wo mir der Redakteur mit einem Seufzer meinen Tagesverdienst aushändigte.

So ging es an jenem und noch verschiedenen anderen Tagen, bis mir eines Abends, als ich wieder auf dem Weg war nach dem Mammon, etwas Kaltes den Rücken hinunterlief. Ich setzte mich auf eine Haustreppe in einer stillen Straße und verbrachte dort die halbe Nacht mit klappernden Zähnen. Wie lang sind die Nächte des Fiebers! Und war es wirklich nur die liebe alte Malaria, die mich noch einmal besuchte? Ein drückendes Kopfweh raubte mir fast die Besinnung. – Das war wohl noch etwas anderes.

Was war es nur?

Ja, das hatte nun gerade noch gefehlt, nach all den anderen Miseren, die sich an meine Rockschöße gehängt hatten in Urwald und Wüste:

Der Typhus.

- 
1. Ein Ukas war im Zarentum Russland und im Russischen Kaiserreich ein Erlass der zaristischen und kaiserlichen Regierung bzw. der orthodoxen Kirchenführung mit Gesetzeskraft.

<<<

## Die Hölle von Punta Cajú

DIE WELT BEI VIERZIG GRAD FIEBER. – AUS DEM REGEN  
IN DIE TRAUFE. – AUCH EIN SPITAL. – STERBEN EN GROS.  
– SYSTEM COUP. – DER SCHATZ UNTER DEM  
STROHSACK. – DIE POPULÄRE PAPIERMARK. – TRAUERGE  
NÄCHTE. – NOCH EIN SPITAL. – NEUES REISEFIEBER. –  
ALLERLEI EINWANDERER. – DIE REVOLUTION ALS  
RETTUNGSENGEL. – HEIMWÄRTS! – GEFUNKTE  
INFLATION. – DER UMGANG MIT VALUTAHYÄNEN. –  
ENDLICH IN DEUTSCHLAND.

Über Rio de Janeiro ist schon viel Schönes und  
Gutes geschrieben worden. Von dunklem Meer und  
dunklem Tropenhimmel, von weißen Häusern unter  
hohen Palmen, von leuchtenden Gärten, in denen  
die letzte Eleganz lustwandelt im berausenden  
Duft der Blumen, von wilder Brandung, die fun-  
kelnd und leuchtend gegen schroffe Felsen anläuft.  
Rio de Janeiro – das ist das Schönste, das Vollkom-  
menste, was diese arme Erde an Landschaftsbildern  
bietet, kein anderer Platz, auf den die Natur ihre Sch-  
önheiten in solch verschwenderischer Fülle ausge-  
schüttet hat. – Nicht wahr, so lautet das alte Lied  
der Rioreisenden? Und es mag den Tatsachen entspre-  
chen. Mag sein, dass diese Schönheiten noch weit  
hinausgehen über das, was menschliche Zungen  
und Federn mit ihren armen Mitteln auszudrücken  
vermögen. Ich bin sogar sicher, dass dem so ist.  
Und doch – wenn ich in schwachen Stunden gele-



gentlich einmal an meine eigenen Tage und Monate in Rio de Janeiro zurückdenke, so steigt es in meiner Nase auf von Jod- und Chloroformgerüchen und durch einen Schleier von Fieberfantasien sehe ich nur immer die Hölle von Punta Cajú.

So deutlich sehe ich sie vor mir, als ob ich ihr eben erst entronnen wäre. Wie ich dahin gekommen? Ich möchte es eben so gern wissen, aber das werde ich mir wohl niemals wieder zusammenreimen können, denn die Welt sieht sonderbar aus bei vierzig Grad Fieber. Ich weiß nur noch von einer langen Eisenbahnfahrt, die niemals ein Ende nehmen wollte, von einem wüsten Spital und einem freundlichen Konsul in Santos, von einem Schiff, mit dem ich nach Hause fahren sollte und das mich wieder ausschiffte in Rio de Janeiro, und dann wieder von einem Krankenhaus – aber was soll ich erzählen von diesen verworrenen Geschichten?

Eines Abends, als das Fieber mir leise im Kopfe rumorte und alles ringsum in düsterem Halbdunkel lag, versammelte sich eine Gesellschaft von Ärzten in weißen Kitteln neben meinem Bett. Eine Weile steckten sie beratend die Köpfe zusammen.

»*Tem fevre typhoïda*,« sagte der Direktor.

Auf seinen Wink kamen zwei handfeste uniformierte Kerle, packten mich nicht eben sanft bei Kopf und Füßen, legten mich auf eine Tragbahre, und fort ging es in rasender Fahrt im Krankenauto. Denn in gewissen brasilianischen Krankenhäusern werden Patienten nur aufgenommen unter der Bedingung, dass ihre Krankheit nicht tödlich und nicht

ansteckend ist. Die übrigen schaffen sie fort ins Seuchenspital an der Punta Cajú.

Lange fuhren wir so durch die Straßen der Stadt. Keine Ahnung hatte ich, wohin es gehen sollte, aber dass es nicht zum Besseren führen würde, das wusste ich, auch ohne dass es mir jemand gesagt hatte. Schon waren wir an Ort und Stelle. Schon rumpelte der Wagen durch das offene Tor, über dem es zwar nicht stand, aus Rücksicht auf die Gäste, über dem es aber wohl hätte stehen können, wie über der Tür zu jener anderen Hölle: »*Lasciate ogni speranza!*«

Im Scheine der Laterne las der Wärter den mitgebrachten Zettel. Dann ging es durch eine der endlos langen Reihen zwischen zahllosen Betten, die dicht nebeneinander im Halbdunkel des mächtigen Raumes standen. Alle waren besetzt, und da und dort, wo wir vorbeikamen, schreckte einer auf und schlug um sich in Fieberfantasien. Erst ganz am Ende der langen Reihe fand sich ein leeres Bett mit einem Strohsack, auf dem kurz zuvor erst einer gestorben war. Ich legte mich hin, und es war gut, dass das wieder aufflackernde Fieber mich vorerst jeder weiteren Betrachtung über meine traurige Lage enthob. – –

Damit ich es gleich vorwegnehme: Vier Wochen habe ich zugebracht in der Hölle von Punta Cajú; traurige, trostlose Wochen, die mir zusammen so lang vorkommen, wie alle übrigen in meinem ganzen Leben.

Es geht mir wider meine Gefühle, aber ich kann

nicht umhin, diesen düsteren Platz mit einigen Worten zu beschreiben. Fast ringsum vom Wasser umgeben, auf einer weit in die Bai vorspringenden Landzunge, ist er eine Kolonie, eine Stadt im kleinen. Mehrere Hügel erheben sich auf der Landzunge, und auf jedem steht ein mächtiger flacher Pavillon wie ein indischer Bungalow. Um jeden dieser Pavillons zieht sich eine breite überdeckte Galerie, die tagsüber dicht bevölkert ist von den Patienten in ihren hellen Spitalanzügen. Nur der letzte, etwas abgelegene Pavillon lag meistens tot und verlassen da. Dort waren die Leprakranken zu Hause. Von dort führte kein Weg mehr zurück zu der großen, lebendigen Welt, drunten in der Großstadt. Und auch bei uns war es beinahe eine gleiche Chance, ob einer wieder vom Berge herunter kommen würde oder nicht.

Im Laufe des Vormittags pflegte der Doktor zu erscheinen. Er hatte in zwei Stunden einige fünfhundert Patienten zu betreuen, und da war es kein Wunder, dass die ärztliche Kunst hier etwas summarisch gehandhabt wurde. Auf und ab ging er in den langen Reihen zwischen den Betten und verteilte Aspirin und dergleichen Dinge zur Beruhigung der Nerven. Da und dort stellte er den eingetretenen Tod fest, worauf der Betreffende dann von den Wärtern auf einen bereitstehenden Karren geladen und ohne irgendwelche Umstände hinausbefördert und in eine Grube voll ungelöschtem Kalk geworfen wurde. Ich bin in meinem Leben schon in Orten gewesen, wo sie *en gros* gegessen oder geschlafen ha-

ben, hier aber wurde *en gros* gestorben, und der Tod selbst hatte seine Schrecken verloren über der Alltäglichkeit.

Nur bei mir blieb der Doktor stets einen Augenblick stehen und schaute mich vorwurfsvoll an. – »Was, Hund, du röchelst noch?«

Aber für etwas ist wohl auch der Starrsinn gut. Wenn es schon einmal zu Ende geht, sagte ich mir, dann wenigstens nicht an diesem Platze. Nur nicht sterben in diesem Affenlande. Das wiederholte ich mir wohl fünfzigmal an jedem Tage, genau so, wie es die modernen Wunderdoktoren tun. Und siehe da! Die Wirklichkeit entfernte sich immer weiter von der Erwartung des Doktors und dem Reglement der Anstalt. Nach acht Tagen war ich schon so weit, dass ich mühsam auf den Beinen stehen und die drei Schritte aus dem düsteren Saale hinaus auf die Terrasse machen konnte. Das war auf alle Fälle ein riesengroßer Fortschritt. Denn dort draußen war Licht und Sonne, und wo gäbe es einen besseren Arzt wie diese! Man hatte seine Unterhaltung, und das ist auch etwas wert, zumal in solcher Lage. Denn das Elend liebt die Gesellschaft. Es war gewiss nur eine wenig erfreuliche Gesellschaft, die sich da auf der Terrasse sonnte. Gewiss war es hier ein Kongress aller Krankheiten, bis zu den giftigsten, die jemals eine Tropensonne ausgebrütet. Aber wie der Tod selbst, so war auch die Krankheit etwas Selbstverständliches in dieser Umwelt. Was immer noch so einigermaßen auf den Beinen stehen konnte, das pflegte sich auf dem sonnigen Teile der Veranda zu

versammeln und sich die Zeit zu vertreiben mit Zigarettenrauchen, Kartenspielen – und mit Spekulieren.

Es war gerade die Zeit, da unsere alte deutsche Reichsmark stärker zu gleiten anfang auf der großen Rutschbahn, die ins Nichts der Billionen führte. Ein wenig langsam und ruckweise ging es damals noch, aber gerade schnell genug zur Beflügelung der Fantasie an den Enden der Erde bei allen denen, die immer und ewig auf dem Ausguck sind nach Mitteln und Wegen, durch die man reich wird im Handumdrehen. Zu jener Zeit gab es in ganz Rio de Janeiro kaum einen Kellner oder Barbier, der nicht zu Hause seine Tausendmarkscheine in der Schublade hatte. Im Spital auf der Punta Cajú hatte jeder seinen Schatz unter dem Strohsack liegen. Die Mark war diesen Deutschland, und es war erstaunlich zu sehen, wie blind sie alle an Deutschland glaubten. Die ungeheure deutschfeindliche Propaganda, die fünf Jahre lang hemmungslos auf sie niedergeprasselt war, hatte in diesen primitiven Köpfen gerade das Gegenteil von dem hervorgerufen, was sie eigentlich beabsichtigte. In ihren Augen war Deutschland noch immer das große, mächtige, im Felde unbesiegte Land. Von Versailles wussten sie nichts, und die, die davon gehört hatten, glaubten nicht daran und hielten das alles für eine ganz besonders raffinierte Falle, die er eines Tages zuklappen würde – der Kaiser!

Darum suchten sie sich beizeiten zu decken gegen diese unausbleibliche Entwicklung und hamster-

ten Reichsmark, wo immer sie ihrer habhaft werden konnten. Und da ich hier der einzige Deutsche war, kamen sie oft und sagten mir ihre politische Meinung. – Ja, sie seien alle immer *muito proallemão* gewesen, mit Ausnahme von den Geldsäcken auf der Avenida Rio Branco. Denn das wisse doch ein jeder: *Allemanho* sei immer ein anständiges Land gewesen, wo die Minister keine Diebe sind – ja, und eines Tages werde der Kaiser auch nach Rio de Janeiro kommen und die Deputierten fortjagen, die von den Steuern der armen Leute leben.

So hielten sie lange und temperamentvolle politische Gespräche, denen ich zumeist nicht zuhörte, während ich die Augen müde wandern ließ über den dunkelblauen Himmel, über das glitzernde Wasser unter der hellen Sonne und über die Palmen am jenseitigen Ufer. Von fernher kam das dumpfe Tuten der ein- und auslaufenden Dampfer, das mich zuweilen wundern ließ, ob ich trotz allem doch noch einmal mit ihnen hinausfahren würde. Langsam versank die Sonne hinter der hohen, felsigen *Ilha do Governador*, ringsum glühten die Berge in dunkelvioletten Farben, die Sonnenstrahlen lagen fast wagrecht auf dem Wasser, und die roten Segel der Fischerboote am Strande flammten auf wie Feuerfarben in dem letzten Strahl der scheidenden Sonne.

Sobald die Sonne vollends untergegangen war, erhoben die Spatzen auf dem Dache ein eifriges Gezitscher, das etwa fünf Minuten lang andauerte, bis das letzte blasse Tageslicht vom Horizont gewi-

chen war. Dann wurde es still. Die kühle Nachtluft trieb alle zurück in die Halle. Jeder legte sich auf sein Bett, und bald hörte man nur noch die unregelmäßigen Atemzüge der schlafenden Menschen.

Die Nacht ist keines Menschen Freund, zumal nicht der Kranken. Wenn ich an die langen Nächte auf der Punta Cajú denke, so überkommt es mich heute noch mit einem leisen Schauer. Solche Nacht war länger als ein Dutzend andere. Ein Gesunder hätte nicht schlafen können in dieser Luft, die dick war von Bazillen und von scharfen Spitalgerüchen, die sich schwer auf die Lunge legten. Oben an der Decke brannten ein paar spärliche Lichter und ließen alles in einem dämmerigen Halbdunkel erscheinen, das diesen Ort noch trauriger und unheimlicher erscheinen ließ als er ohnehin schon war. Bei Tag war es erträglich gewesen, aber jetzt in der Dunkelheit, wo jeder Zeit hatte zum Nachdenken über sich und seine Krankheit, steckte einer den anderen an mit Seufzen und Stöhnen. Und manche brüllten ordentlich darauf los mit der Ungehemmtheit dieser halbwilden Naturmenschen.

»Doctor! Por Dëus!«

Aber der Doktor kam nicht. Dafür aber kamen die Infermaros, die Krankenwärter, die gern ihre Ruhe haben wollten, und gaben ihnen Morphiumeinspritzungen, bis sie still waren. Und am nächsten Morgen hatten dann die Kärner etwas zu tun.

Irgendwo in diesem unendlich großen Räume hing eine Wanduhr, und diese hasste ich wie meinen persönlichen Feind. Tiefdröhnend und zögernd

fielen die Stundenschläge in die Stille und ließen jedes Mal die ganze Gesellschaft aufschrecken. – Wie? War es denn möglich? Erst neun Uhr abends? War das denn möglich?

Wie lang war diese Nacht!

Endlos zogen sich die Stunden. Zögernd und widerwillig gingen sie vorüber, und noch ehe die Mitternacht gekommen war, hatten die wilden Gedanken sich selbst aneinander erhitzt zu einem summen Fieber.

*»Allein der Schlaf, da dich die Träume schrecken,  
Und mehr die schlaflos lange, bange Nacht,  
Darin sie aus dem Hirn hinaus sich wagen!  
Sie halten grausig neben dir die Wacht  
Und reden Worte, welche Wahnsinn wecken; –  
Hinweg, hinweg! Wer gab euch solche Macht!«*

Und endlich, nachdem man es schon kaum mehr für möglich gehalten hatte, schlich der erste blasse Schein des dämmernden Tages durch den Raum, die Spatzen zwitscherten wieder auf dem Dache, Licht und Sonne stiegen wieder aus dem Meere, und diese sind doch die einzigen Freunde der Kranken.

So vergingen langsam etwa dreißig Tage und Nächte. Sie waren so gut wie dreißig Jahre. Doch ich will kein Wort weiter davon erzählen. Es gibt so viel Lustiges auf dieser Welt. Warum soll man sich bei dem Traurigen aufhalten?

Leicht ist es, in ein Krankenhaus zu gelangen;



aber das Wiederhinauskommen, das ist die Kunst, zumal dann, wenn die Finger keine Feder halten können und man nicht einmal die zweihundert Reis als Briefporto hat. Die Infermaros waren jedenfalls die letzten, die einem so etwas auslegen würden. Die einzige Rettung war das Telefon.

Ob man nach dem deutschen Konsulat telefonieren dürfte?

»*Amanhá*«

So hieß es dreißigmal »*amanhá*« in dreißig Tagen. Aber schließlich fand sich doch noch eine Hintertür aus dieser Hölle. Wie es gegangen ist, weiß ich selbst nicht mehr recht. Irgendeine mitleidige Seele schenkte mir ein paar alte Kleider und das Fahrgeld für die Straßenbahn. Heimlich machte ich mich aus dem Staube.

Es war ein langer Weg bis zum Konsulat, und vielleicht wäre ich niemals ans Ziel gekommen, wenn sich nicht jemand meiner angenommen hätte an einer Umsteigestation in einer Allee von himmelhohen Palmen, wo ich auf den nächsten Wagen wartete und auf einmal Palmen, Häuser, Himmel und alles in einem Nebel zu verschwimmen begann. Nachdem der Doktor vier Wochen lang an mir vorbeigelaufen war, schickte mich der Konsul endlich zu einem richtigen Arzte. Der schüttelte bedenklich den Kopf.

»Sie haben die Ruhr«, sagte er trocken.

Die Nachricht war nicht erfreulich, aber ich mußte lügen, wenn ich sagen wollte, dass ich sie mir sehr zu Herzen nahm. Es gab in jener Stunde

nichts, das mich besonders interessiert hätte. Nur schlafen wollte ich. Und was die neue Krankheit anbelangte, so kam es wirklich auf eine mehr oder weniger nicht mehr an. So wurde wenigstens die Kollektion voll von all den Übeln, die ich aus dem Urwald mitgebracht hatte.

Und nun beginnt eine neue Geschichte von neuen Krankheiten und Krankenhäusern, die ich mit einem großen Sprung übergehe. So sind die Menschen. Die einen gehen zugrunde an einem Hühnerauge, die anderen kann man mit Keulen nicht totschiessen, und die meisten sterben, weil sie nicht leben wollen.

Einige Zeit später ging ich, zwar noch mit zitterigen Beinen, bleich und mager, halb aufgefressen von den Krankheiten und von den Abenteuern des Urwalds, aber sonst bei bester Stimmung, durch die Straßen von Rio de Janeiro, die jetzt auf einmal so ganz anders ausschauten. – Ja, es war ein göttlich schöner Tag mit blauem Himmel und blauem Meere. Von irgendwo kam der scharfe Duft von Seefischen, die Palmen rauschten im Winde, der frisch wie das Leben selbst vom Meere herüber kam – und oh! Es ist schon wert, dass man geplagt werde von Krankheiten und Pestilenzen, nur um des Gefühles der wiederkehrenden Gesundheit willen, das süß und berauschend, wie eine Ahnung des Frühlings im Blute gärt. Vor wenigen Tagen noch war ich recht klein und hässlich gewesen. Vor wenigen Wochen noch, als ich dort oben lag auf der Punta Cajú, da hatte ich es mir hundertmal wiederholt an jedem

Tage und tausendmal in den endlos langen Nächten: Wenn es Gottes Wille ist, dass du je wieder nach Hause kommst, so wirst du auch hübsch zu Hause bleiben. So wirst du dich alle Tage sattessen und jede Nacht in einem richtigen Bette zubringen. Du wirst dich einer vernünftigen und gesitteten Lebensweise befleißigen, und Urwald und Wüste und alle die anderen Schimären werden weit hinter dir liegen wie ein wüster Traum. Das war vor wenigen Wochen, auf der Punta Cajú. –

Ah, aber hier war der Hafen! Hier brandete das Leben aus fernen Ländern. Hier redete es in allen Zungen. Hier flatterten die Wimpel der Schiffe, die großen Dampfer zogen heulend vorüber nach fernen Ländern, die Sonne schien hell, und das Wasser selbst, das gegen die Kaimauer plätscherte, schien zu erzählen von großen Reisen und von fremden Gestaden. Und wieder wie in vergangenen Zeiten stand ich versunken in die Betrachtung des Bildes von Meer und Menschen, und auf einmal war mir wieder kein Land zu weit, kein Meer zu groß, kein Urwald zu wild. – Wirklich, es waren erst ein paar Tropfen gesunden Blutes, aber auch die kochten schon wieder über von neuer Wanderlust.

Aber was soll ich nun noch erzählen?

Es war damals gerade die Zeit, als zum großen alliierten und proalliierten Missvergnügen die mit Hilfe der Reedereiabfindungssumme der Regierung erbauten funkelnagelneuen deutschen Handeldampfer an der brasilianischen Küste zu erscheinen begannen. Ihrer sechs lagen damals allein im Hafen

von Rio. Die beginnende Geldentwertung machte sie Hahn im Korb und füllte ihre Räume, während die anderen leer abziehen mussten, um mit sauren Gesichtern darüber nachzudenken, warum sie eigentlich den Krieg gewonnen hatten. Aber zur selben Zeit kam noch etwas von drüben, das einem nur allzu deutlich das andere Gesicht der Inflation offenbarte: der allmählich immer stärker einsetzende Strom der Auswanderer.

Für einen wirklich tüchtigen und zielbewussten Auswanderer, der nichts sucht als eigenen Grund und Boden, auf dem er frei und unabhängig leben will, kann es in der Tat kein besseres und aussichtsreicheres Ziel geben als die weiten Gebiete des südlichen Brasilien. Das Land ist billig, in den Regierungskolonien sogar umsonst zu haben. Der Boden ist fast überall fruchtbar, und wenn einer genügsam und sparsam ist und sich einigermaßen umtut so wird er es mit der Zeit zu bescheidenem Wohlstand und einem unabhängigen Dasein bringen inmitten ausgedehnter Kolonien seiner deutschen Landsleute, die ihm die Fremde wieder zur Heimat machen. Tausende und Abertausende derartiger Leute sind seit den Tagen des Zusammenbruchs übers Wasser gekommen und still und bescheiden irgendwohin in den Urwald gezogen, wo sie seither im Schweiß ihres Angesichts mit Axt und Hacke ihr Brot verdienen und mit unsäglichem Geduld aus den Trümmern ihrer zusammengebrochenen Existenz eine neue zimmern für sich und ihre Kinder. Es sind stille Leute, die nicht viel von sich reden machen.

Aber es kommen auch andere, die besser zu Hause geblieben wären. Das Auswanderungsfieber ist nämlich eine Krankheit wie alle anderen, sehr gefährlich und ansteckender wie die Grippe, und das Schlimme ist, dass es oft gerade die erfasst, von denen man so etwas am wenigsten vermutet hätte. Leute, die kaum genug Kraft und Energie aufbringen für den Kampf ums Dasein in den gesicherten Verhältnissen der alten Heimat, brechen plötzlich alle Brücken ab, versilbern ihr Hab und Gut um einen Spottpreis und setzen Segel nach fernen Ländern. Wunder wie kühn kommen sie sich dabei vor. Aber wenn nach der Ankunft in der »neuen Heimat« erst einmal das große Hexeneinmaleins der Valuta die Papiermark in Milreis verwandelt hat und man herausfindet, wie wenig man sich für so etwas kaufen kann, wenn sie mit ihren Siebensachen allein stehen in der kalten, bösen Welt, in der sie sich nun umtun sollen, dann kommt die Ernüchterung umso plötzlicher. Drüben – da hatten sie es sich ausgemalt in glühenden Farben. Da hatte sich ihre Fantasie erhitzt an Bildern von revolvergespickten Theaterhelden, von Gauchos, die sie im Kino gesehen. Wenn es so wäre! Vielleicht hätten sie sich damit abgefunden. Dass aber auch hier unter den glühenden Strahlen der Tropensonne die Dinge eng beieinander wohnen, dass die Menschen essen und schlafen und tagsüber verdorren in den Fabriken und auf den Kontorschemeln und eigentlich alles so ist wie anderswo auch, das können sie nicht ertragen.

Und wenn dann nach einigen vergeblichen Be-

mühungen ihre Unzulänglichkeit für den Kampf ums Dasein in der Fremde nur allzu offensichtlich ist, dann laufen sie aufs Konsulat, dann belagern sie die Büros der Hilfsvereine, dann gehen sie hinunter zum Hafen, wo die deutschen Schiffe liegen und werfen sich weinend zu Füßen des Kapitäns, damit er sie wieder mitnehme als »Überarbeiter« nach Deutschland. Aber die Gelegenheit hierzu ist nicht so leicht gefunden wie jenes Schiffsbillett, das man vor zwei oder drei Monaten noch andächtig bestaunt hatte als eine Eintrittskarte ins Paradies. –

Und neben diesen kam noch eine andere Sorte von deutschen Einwanderern, die nicht zum Ruhme ihres Mutterlandes beitrugen. Shimmytanzend, zigarettenrauchend. Novemberkavaliere. Seltsame Gestalten, wie sie nur heranwachsen konnten in diesen sieben mageren Jahren von Krieg, Revolution und Inflation. Im Kriege hatte des Vaters Stock gefehlt, und in den trüben, traurigen Nachkriegszeiten hatten sie im wesentlichen nur gestempelt. Der Vater Staat hatte bisher für sie gesorgt, und nun trugen sie den naiven Glauben an die Fortdauer dieses komfortablen Zustandes auch noch über das Wasser. In Deutschland hatte man ihrer jungen Männlichkeit mit Papiermarkunterstützungen unter die Arme gegriffen. In Amerika aber gab es Dollars. Die wurden alle Tage mehr wert, und natürlich würde man dort in Dollars bekommen, was man zu Hause in Papiermark ausgezahlt bekam. Aber siehe, es gab gar keine Arbeitslosenunterstützung.

Das war ihnen unfassbar.

Keine Unterstützung? Und wie, Herr, denken Sie wohl, dass wir leben sollen in dieser kapitalistischen Weltordnung?

Gehen Sie arbeiten.

Ar-bei-ten? Das war ihnen unfassbar. Arbeit – was wussten sie davon? Ein bisschen Umherlungern in den überfüllten staatlichen Nachkriegsbetrieben, wo einer auf des anderen Füße trat, ein bisschen Betriebsrat spielen und dann wieder stempeln und daneben kleine Schiebergeschäfte mit Zigaretten, Schokolade oder sonst irgendeinem freibleibenden Artikel, der alle Tage teurer wurde. Aber der Kampf ums Dasein, der Ernst des Lebens, der zu anderen Zeiten schon den jüngsten Schulentlassenen vom Lehrmeister eingebläut wurde, der noch je und je im Strome des Lebens den Mann zum Schwimmen oder Sinken bringt, davon wussten sie bisher gar nichts. Jetzt erfuhren sie es alle mit einem Male, und nun war es tragikomisch anzusehen, wie diese Ausgeburten eines falschverstandenen Staatssozialismus umherschwirrten im fremden Lande gleich einem aufgeschreckten Schwarm von nachtblinden Hühnern.

Es war kein schöner Anblick. Aber man darf das auch nicht allzu tragisch nehmen. Wenn es einen Menschen gibt, der es versteht, sich fremden Verhältnissen anzupassen, so ist es der Deutsche, und so werden auch alle diese Enttäuschten irgendwo einen Unterschlupf finden oder gefunden haben. Aber inzwischen hat das alles viel böses Blut gemacht zwischen den zugereisten »Neudeutschen«

und den schon länger ansässigen Landsleuten, die zuweilen die Hände über dem Kopf zusammenschlugen vor solchem Gebaren.

»Kinder, was ist aus unserem Deutschland geworden!«

Wie dem auch war: in diesem unruhigen Schwarm von Ein- und Rückwanderern war keiner mehr auf baldige Heimreise bedacht wie Schreiber dieser Zeilen. Und keiner hatte es nötiger. Drei Großkrankheiten, von denen jede einzelne genügt hätte, um einen Menschen umzubringen, gehen auch an einem so wenig verwöhnten Weltwanderer nicht spurlos vorüber. Auf Monate hinaus war ich unfähig für jede ernstliche Arbeit, und wenn ich hier nicht noch zu guter Letzt verhungern wollte in den Straßen, musste ich fleißig Umschau halten nach einem entgegenkommenden Kapitän, der beide Augen zudrückte.

Ich stand auf dem Verdeck des Dampfers der Stinnes-Linie, der so nahe und doch so fern der Heimat war. Es war wieder einmal nichts gewesen. Für mich nicht und für so viele andere amerikamüde Landsleute, die da auf der Luke saßen und trübe und traurig vor sich hinstarrten. Ich setzte mich auch ein wenig zu ihnen, denn wenn man schon einmal Unglück gehabt hat, so findet man immer einen gewissen Trost in der Unterhaltung mit anderen, denen es auch nicht besser ergangen ist.

»Vielleicht ist es besser so,« meinte ein älterer, langbärtiger Herr, »man hat drüben so wenig wie hier.«



Und er hatte Grund und Ursache zu der Bemerkung, denn er war ein emeritierter Pfarrer, der seinen Haushalt verkauft, auf seine Pension verzichtet hatte und mit sieben kleinen Kindern nach Brasilien gekommen war. Auf gut Glück war er gekommen; »auf blauen Dunst«, wie man dort zu sagen pflegt.

Da war ferner eine noch junge Frau, der man ansehen konnte, dass sie einmal eine elegante Dame gewesen war, die gewohnt war, etwas auf sich zu halten; eine passende Illustration zu dem alten englischen Gasseliede: »*She has seen better days.*« Nun aber kam sie recht ärmlich daher in einem faden-scheinigen Rock, der ihr nicht passte, mit wirren Haaren, mit magerem, ausgebranntem Gesicht und fieberglänzenden Augen. Erst ein halbes Jahr lang war sie in Brasilien, aber inzwischen hatte sie genug erlebt, um einen mehrbändigen Roman auszufüllen. Von Anfang an war sie gegen das Abenteuer gewesen, aber was will man machen, wenn die Männer das Auswanderungsfieber bekommen? Um ein Butterbrot verkauften sie das schöne Geschäft in Hannover und fort ging es nach Rio de Janeiro, wo schon im Einwandererlager auf der Blumeninsel der Agent einer Kaffeeplantage an sie herantrat. Was der zu erzählen und zu versprechen wusste, war eigentlich recht erfreulich. Leichte Arbeit, große Bezahlung, ein eigenes Haus, ein Schwein, eine Hühnerherde, alle Tage Bohnenkaffee – wirklich echten Bohnenkaffee – und überhaupt – Kaffeeplantagen! Davon hatte man schon in Deutschland geträumt. Der ganze Trupp der Einwanderer machte sich auf

den Weg nach der Plantage.

Man bekam in der Tat ein Haus, wenn es auch weder Tür noch Fenster noch einen Fußboden hatte, man bekam Proviant, wenn er auch nur aus Reis und Bohnen bestand, man bekam das versprochene Schwein, die Hühner auf Kredit. Es gab in der Tat wirklich echten Bohnenkaffee so viel man wollte. Aber das Unkrauthacken in der heißen Sonne war eine schwerere Arbeit als die hinter dem Ladentisch in Hannover. Und nach einem Monat ritt der Fazendero durch die Plantage und fand, dass die Arbeit nicht richtig getan war. Dafür wurde als Strafe das Schwein wieder weggenommen. Acht Tage später war er noch immer nicht zufrieden und nahm die Hühner weg. Wieder nach acht Tagen konfiszierte er einen der aus Deutschland mitgebrachten schönen großen Koffer mit Weißzeug als Strafe für ungenügende Arbeitsleistung. In der nächsten Woche kam der zweite, in der übernächsten der dritte Koffer an die Reihe, und als sie schließlich als Lohn für ihre Arbeit nichts mehr hatten als das, was sie auf dem Leibe trugen, da rafften sie sich endlich auf und machten sich auf den Rückweg nach Rio. Aber noch ehe sie das Gebiet der Plantage verlassen hatten, kam zwischen den Kaffeebäumen der Shylock von einem Fazendero dahergeritten, zusammen mit dem Distriktskommissar und einigen Vigilanten, die sie auf der Stelle verhafteten und abtransportierten nach einem weit im Urwald abgelegenen, erst in der Rodung befindlichen Teil der Fazenda, wo sie ihre Schulden für den in der Venda

empfangenen Proviant abdieneu sollten, ein Unternehmen, das an sich niemals zum Ziele führen konnte, da sie ja immer wieder Reis und Bohnen essen und von neuem abarbeiten mussten. – Sie hatten mehr Glück wie mancher andere. Nach einiger Zeit gelang es ihnen zu entfliehen. Nach langen Irrfahrten durch fieberbrütende Wälder kamen sie endlich nach São Paulo, wo das Konsulat sich ihrer annahm. Seither lag der Mann schwer krank im Spital, wo auch die Frau als Wärterin angestellt wurde, obwohl ihr selbst das Fieber in den Augen stand. Mehr aber noch als dieses las man darin die dumpfe, stumme Verzweiflung, die irre Ratlosigkeit, die vor den eigenen Gedanken erschrickt. Wenn es ihr wirklich gelang, nach Deutschland zurückzukehren – was erwartete sie dort, nun, da sie alle Schiffe hinter sich verbrannt hatte? Was konnte ihr Brasilien bieten? Nichts, weniger als nichts. Das Auswandererfieber hatte sie aufgezehrt.

Aber Kaffeeplantagen! Früher hat man solches Spiel mit den Negern getrieben. Jetzt sind die Deutschen gerade noch gut genug als Freiwild für die Menschenhyänen in fremden Ländern. –

Ja, und da saß noch einer auf der Luke, der auch zu denen gehörte, die sich einmal Berge und Wunder versprochen hatten von dem Wunderlande Brasilien. In Deutschland war er Maurermeister gewesen, er hatte ein schönes Geschäft und eine eigene kleine Villa in einem Vorort von Berlin, wo er sozialdemokratischer Stadtverordneter war. Und wenn er auch all die Jahre her den Mund recht voll genom-

men, wenn er gegen die Verruchtheit des kaiserlichen Systems gewettert hatte, so war das doch alles nicht so wörtlich gemeint. Er hatte wirklich sein Auskommen in der alten Heimat gehabt und hätte es heute noch, wenn das Auswandererfieber nicht über ihn gekommen wäre. Nun lag seine Familie begraben, irgendwo weit drinnen in der hintersten Wildnis von Minas Geraes, wohin sie die Agenten der Landschwindler verlockt hatten, und er selbst, ein kranker und gebrochener Mann, verlangte nur noch nach Deutschland, für das er vorher vielleicht nie ein gutes Wort gehabt hatte.

Und während wir noch dasaßen und trübe und traurig in die helle Sonne schauten, kam noch ein anderer Landsmann, ein stämmiger Bursche, der wenig passte zu unserer Gesellschaft von kranken und halbkranken Spitalknospen. Er war bei den Arbeitern beschäftigt, die eben die Ladung übernahmen, und wie diese war er in das übliche Bordkostüm gekleidet, nämlich in Hemd, Hose und einem Pañuelo, sonst nichts. Er stellte sich vor und schlug dabei die Hacken der bloßen Füße zusammen.

»Langsdorf – Oberleutnant a. D. von Langsdorf.«

»Müller,« antwortete ich, ohne mich zu besinnen.

Herr von Langsdorf verzog sein von Schweiß und Ruß der Arbeit nicht eben verschöntes Gesicht.

»Müller –äh! So heißen alle Landsleute hierzulande, wenn man sie fragt. Oder auch Schulze, Schmitt oder Meier. Aber wie heißen Sie nun wirklich?«

»Müller,« antwortete ich noch einmal.

»Lassen wir's bei Müller,« fuhr er fort, »es ist ein Name so gut wie ein anderer in diesen Zeiten, wo es so wenig standesgemäß zugeht. Fünf Jahre im Feld im Dienste Seiner Majestät – und nun schon ein Jahr lang Handlanger für jeden Hans und Kunz hier in dem Affenland. Das ist kein Katzensprung.«

Und ob er nun wieder nach Deutschland zurück wolle? fragte der Mann aus Minas Geraes. Da starrte ihn der Herr Oberleutnant a. D. zu Boden, als ob er noch auf dem Kasernenhof stünde. »Zu Eberten – –?«

Es war ein Glück, dass in diesem Augenblick ein neuer Leichter von drüben kam. »F-ier dol!« rief der Schiffsoffizier dem Mann an der Dampfwinde zu. Der Vorarbeiter fluchte etwas auf Portugiesisch und alle weiteren Argumente gingen unter im Rausche der Arbeit. – –

Das waren, wie gesagt, Erlebnisse und Beobachtungen bei einem Schiffsbesuch. Ich könnte nun noch von weiteren Besuchen berichten auf Schiffen, die alle ohne mich fortfuhren. Und vielleicht hätte ich noch lange dort am Strande gelegen, wenn sich nicht der Konsul meiner angenommen hätte. Er hatte mich dem Kapitän eines deutschen Dampfers empfohlen, dessen Namen ich nicht nennen werde aus begreiflichen Gründen.

Am fünften Juli, im Laufe des Vormittags sollte der Dampfer abfahren. Aber dieser fünfte Juli dämmerte als kritischer Tag erster Ordnung. Bei Tagesanbruch knatterten die Maschinengewehre in der Stadt. Über die Bai herüber kamen dumpfe Kanonen-

schläge. Niemand wusste genau, was vorgefallen war. Die Stadt war voll wilder Gerüchte. Erst später stellte sich heraus, dass das Fort von Copacabana unter dem Kommando des Sohnes des ehemaligen Bundespräsidenten, Marschall Hermes da Fonseca, revoltiert und sich auch ein Teil der Kriegsschule der Bewegung angeschlossen hatte. Mochten sie meinetwegen ihre *guerelles de Brésil* unter sich ausmachen. Für mich jedenfalls kamen diese Abenteuer äußerst ungelegen.

Der Weg zum Hafen war weit und die Luft war stellenweise ungesund von umherfliegenden Kugeln. Ganz still und tot lagen die Straßen der Vorstädte. Nur ab und zu setzte eine Patrouille in vollem Galopp vorüber, nur ab und zu hörte man den bald schwächer, bald stärker werdenden Kanonendonner, der die Fensterscheiben klirren machte. Vor jedem Postamt stand ein Wachtposten. Vor den wichtigeren Regierungsgebäuden lagerten ganze Bataillone mit zusammengestellten Gewehren und mit Maschinengewehren, deren Mündung drohend auf die Straße gerichtet war. Die Läden waren alle geschlossen. Nicht ein einziges Auto war zu sehen auf der weiten Avenida Rio Branco, die still und unheimlich dalag in ihrer ungewohnten Leere. Aber in Brasilien sind die Geschäftsleute auf Revolutionen eingerichtet. Sobald der Belagerungszustand erklärt ist, lassen sie die Rolladen herunter und öffnen eine in diesen angebrachte kleine Türe, durch die dann im großen und ganzen das »*business as usual*« vor sich geht.

Das alles sah und hörte ich nur halb, während ich weiter eilte. Denn meine Gedanken waren ganz beim Dampfer. – Wenn er schon fortgefahren wäre ohne mich! – Wenn er am Ende der Revolution den Rücken gekehrt hätte und an Rio vorbeigelaufen wäre? Es war nicht zum Ausdenken.

Ein Stein fiel mir vom Herzen, als ich groß und breit den Dampfer mit der deutschen Flagge am Kai liegen sah. Eben heulte dumpf die Sirene. Eben waren sie dabei, das Fallreep hoch zu ziehen. Keine Sekunde war ich zu früh gekommen. Im letzten Augenblick stieg ich noch hinauf. Kein Mensch kümmerte sich um mich in der Verwirrung. Kein Zoll-, kein Hafenbeamter fragte nach einem Ausweis. Der am Eingang stehende Offizier drückte beide Augen zu, wie man mir versprochen hatte. Scharf und glockenhell klang das Signal des Maschinentelegrafen. Das Verdeck fing an zu zittern unter dem Arbeiten der Turbinen. Dreimal noch klang zum Abschied die dumpfe Stimme der Sirene, während wir langsam ins offene Meer hinausglitten. Ich drückte mich in einen stillen Winkel des Verdecks aus dem Bereich der arbeitenden Männer und schaute wie im Traum auf das blaue Wasser und den blauen Himmel. Ich sah die hohen Palmen, die sich in der Seebrise bewegten, ich sah die silberhelle Brandung, die ewig unruhig wie eine Menschenseele gegen den hohen Zuckerhutberg anlief, in der Ferne sah ich noch immer die düsteren Gebäude auf der Punta Cajú, aber selbst diese vermochten keine Schatten mehr zu werfen auf das große schöne Gefühl der Ruhe, das

über mich kam nach all diesen Irrwegen von Leiden und Leidenschaften. Denn jetzt gab es fürs erste kein Seuchenspital, keinen Urwald mehr. Jetzt ging es nach Hause!

Und nun? Nun ist diese lange, lange Geschichte endlich auch am Ende angekommen.

Mit Befriedigung konnte man feststellen, dass unser deutsches Schiff mit einer vollen Liste von einigen zweitausend Passagieren auslief, während der gleichzeitig abfahrende englische Dampfer der Royal Mail nur einige Dutzend beherbergte. Denn deutsch und billig, fabelhaft billig waren damals gleichbedeutende Begriffe. Und wenn das auch nicht immer und unter allen Umständen der Fall war, so tat doch die Suggestion das übrige. Wie ein Wildfeuer hatte sich die Mär von dem Schlaraffenlande des Inflationsdeutschland über die ganze Erde verbreitet. Von allen Weltenden hatten sie sich auf den Weg gemacht; eine wild fantastische, bunt zusammengewürfelte Gesellschaft von der Sorte derer, die überall dabei sein müssen, wo es etwas zu erben gibt. Deutschland konnte sich wahrlich gratulieren zu dem Bevölkerungszuwachs, der ihm hier an Bord unseres Dampfers entgegen schwamm.

Abenteurer? Aber dazu gehörten immerhin einige Qualitäten, die man diesen nicht zusprechen konnte.

Hyänen – das war das Wort! Hyänen, die irgendwo Beute gerochen hatten und nun herbeigeschlichen kamen in ihrer borstigen Hässlichkeit, mit



flackernden Augen, die in ihren Höhlen brannten. Geier, die Beute gewittert haben; dunkle Araber, schwarzgelockte Levantiner, geschäftstüchtige polnische Juden, richtig die Sorte, die Mephisto meinte:

*»Denn dieses feile Volk sieht einen Weg nur offen,  
So lang die Ordnung steht, hat's nichts zu hoffen.«*

Aber der Kuckuck mochte wissen, wie diese östlichen Herrschaften sich gerade auf dem Verdeck dieses Amerikadampfers zusammengefunden hatten.

Ja, und dann gab es noch eine andere Sorte von ganz kleinen Spekulanten von der Klasse derer, die man in der Pfalz als »Handkäsrentiers« zu bezeichnen pflegt. Zum Teil gingen sie noch barfuß über das Verdeck, wie zu Hause auf ihrem Rancho in der Pampa, ehe die Kunde von dem neuen Schlaraffenlande in ihre Hütte gedrungen war. – Hundert Mark sollte dort der Papierpeso gelten – und dann tausend und immer noch mehr! Da öffneten sich in der Tat unbegrenzte Möglichkeiten. Da konnte man es endlich einmal den Reichen nachmachen, die alle Jahre ihre Europareise machten. Hundert Milreis war keine große Summe. Damit konnte man sich in Rio zur Not drei Tage lang amüsieren, aber in Deutschland lebte man damit in Saus und Braus durch eine ganze Saison, solange das Hexeneinmaleins in Geltung war. – Und sogar der lumpige Paraguay-Peso fing an Edelvaluta zu werden dort drüben!

Alle Tage wurde der gefunkte Kursbericht an der

Tafel angeschlagen und alle Tage erweckte er einen neuen Sturm der Begeisterung bei der dicht umhergedrängten Schar der Valutageier, die über Nacht zu Millionären, Milliarden wurden. –

Der Dollar war in der Tat inzwischen avanciert zum Kaiser von Deutschland. Und ebenso sonnten sich Pesos, Pesetas und Milreis in dem Glanze ihrer kleinen Majestät auf deutschem Boden und auf deutschen Schiffen. Hexenzauber, der alle Türen öffnete und alle Herzen korrumpierte. Manchen tüchtigen Dieb habe ich gesehen in meinen Zeiten, aber noch niemals eine so vollendete und organisierte Verwechslung aller Begriffe von Mein und Dein, wie an Bord jenes Dampfers. Je länger die Reise sich hinzog, je kleiner wurden die den Passagieren zugemessenen Rationen, je länger wurde aber auch die Reihe der dunkelhäutigen Kavaliers, die da – wohl hundert Mann stark – mit ihren Schüsseln vor der Küche im Zwischendeck standen und um bare Pesos und Pesetas den ihnen und anderen bereits zugemessenen Proviant noch einmal kauften.

»Mister – Beefsteak!«

Und Mister bekam sein Beefsteak, schön garniert mit Zwiebeln und appetitlich in der Butter gebraten, die ihm und den anderen von den Rationen abging. Die Preise waren dementsprechend. Eine Portion Bratkartoffeln kostete zwei Pesos, eine Tasse Fleischbrühe zwei Pesetas, gleich eine Goldmark und dreißig Pfennig. Die Pesos raschelten, die Pesetas wechselten ihren Besitzer, und der Koch schmunzelte alle Tage vergnügter. Sicher ist er ein

reicher Mann geworden auf dieser einen Reise. Er und noch verschiedene andere, nicht zuletzt jener rothaarige Bootsmann, der nicht genug schimpfen konnte über die »hergelaufene Bagasch« und doch sich täglich manchen Peso in die Tasche schieben ließ zur Beschaffung von Deckstühlen, die er und seine Helfer tags zuvor beiseite geschafft hatten.

Aber so geht es zuweilen zu bei der christlichen Seefahrt. –

Langsam nahte auch das Ende dieser Reise. An einem warmen Sommerabend kam das Feuer von Helgoland in Sicht. Drüben blitzte es auf von Borkum und Wangeroog. In der grauen Morgendämmerung hatten wir Cuxhaven passiert und fuhren nun langsam elbaufwärts entlang der flachen Küste von Schleswig-Holstein, die so grau und düster dalag, wie sie wohl damals ausgesehen haben mochte, als der Dichter von ihr Abschied nahm:

*Wir scheiden jetzt, bis dieser Zeit Beschwerde  
Ein anderer Tag, ein besserer gesühnt,  
Denn Raum ist auf der heimatlichen Erde  
Für Fremde nur und was den Fremden dient.*

War das Deutschland?

Und wie wir weiter stromaufwärts fuhren, da tauchten aus dem blauenden Morgennebel die kleinen Häuser von Waltershof und Finkenwärder auf. Auf der anderen Seite lag Blankenese zwischen den grünen Hügeln, vor denen der Kapitän die Flagge dreimal senkte, während eine Schar von Kindern

vor einem kleinen Hause mit dem Taschentuch winkte. Und ringsum wurde es immer lebendiger von ein- und auslaufenden Schiffen, von stolzen Dampfern und von flinken Motorbooten, von heimatlich anmutenden Fischerbooten, die beschaulich vorüberzogen. Und wie eben die siegreiche Sonne durch Nacht und Nebel hindurchgedrungen war, da stand über dem Dunst der Hafenatmosphäre der alte schöne Turm der Michaeliskirche.

Da wusste ich es wieder, trotz allem: Ja, es war immer noch unser Land! Die Luft verkündete es mit jedem Atemzug, die Möwen, die im Winde flatterten, das graue Meer am grünen Strande, die leuchtende Sonne über dem hellen Lande, das dahinter lag wie ein einziger großer Garten. Und wenn die Menschen es je vergaßen in düsteren Stunden, so würden die Steine davon reden, die unsere Vorfahren aufgebaut haben im Glauben an ihre und unsere Bestimmung.

Wir waren dennoch in Deutschland.

ENDE

---

# Tausend und ein Abenteuer

---

## Zum Geleit

**A**lle Länder hat er durchstreift, alle Meere befahren – vom Nördlichen Eismeer bis nach Patagonien und zum sturmgepeitschten Kap Horn, – von Chiles Salpeterwüste bis zum Palmenparadies der Südseeinseln. Warum? »Frage das Meer und den Wind und die Wolken.« Die Wunder der großen weiten Welt hatten es ihm angetan und wirbelten ihn drei volle Jahrzehnte um und um in tollem Reigen. – Ja, warum? – so fragen wir. Die Antwort lässt sich nur erahnen: er war ein ganzer Kerl, dem das Herz lachte in der Gefahr. Das war das eine. Er war ein Deutscher, ein echter Deutscher, dem das Herz laut pochte vor Fernweh und Wundersucht, – das war das andere. Ein echt nordischer Mensch war er, den das wild gärende Wikingerblut immer wieder aus Enge und Beschränktheit hinausstieß in Not und Gefahr, – aber auch in Ganzheit, Größe und Erfüllung.

Und draußen in der Welt, in tausend Gefahren und Abenteuern blieb er innerlich rein und stark, und immer tiefer und unbestechlicher lernte er es, den Menschen und Dingen auf den Grund zu blicken: er wuchs an seinem Erlebnis, – das Wandern wurde ihm zur Aufgabe, zur Pflicht! Und immer tiefer verwurzelte er sich in Volk und in der Heimat. Dort draußen lernte er, mit wahren Fanatismus deutsch sehen und denken, und immer häufiger kehrte er zu uns zurück, um sich Kraft zu holen aus der Heimatscholle. Dies bezeugt allein schon

dieses letzte Werk. Ein tragischer Schleier liegt auf diesem Buch! – Es war in den letzten Augusttagen des Jahres 1929: soeben hatte er in der geliebten Pfälzer Heimat das Manuskript beendet, und schon steckte in seiner Brusttasche die Schiffskarte nach New York, – als ihn der Reichsparteitag zur Heerschau nach Nürnberg rief. Er folgte dem Appell. – Noch einmal sah er mit tiefster Ergriffenheit die Tausende der Getreuen in straffer Zucht vorbeimarschieren. Er konnte sich nicht losreißen, so schrieb er unserer Mutter, hier marschierte das kommende Deutschland! Was scherte es ihn, dass für die geplante Fahrt nach Nordalberta das Jahr schon bedenklich zur Rüste ging? Zwei Wochen später bot sich ja abermals Gelegenheit zur Überfahrt! In Winnipeg schrieb er das ergreifende Vorwort, das die Ahnung baldigen Todes unwittert. Ein seltsam verklärter Spätherbst war ihm beschieden zur Paddelbootfahrt auf den halberforschten Gewässern des Peace- und Hay River. – Dann aber brach das Verhängnis jäh herein auf den kühnen Mann. – Einsam verhauchte er seine nimmermüde Seele in Schnee und Eis, nur wenige Wegstunden entfernt vom rettenden Ufer des Großen Sklavensees. Über seinem Grabe steht der Glaube an Deutschlands Wiederaufstehen. Er durfte die Erfüllung nicht erleben, – doch im Geiste hat er sie nicht nur geglaubt und gehofft, sondern schon klar geschaut. – –

Danzig, im September 1936.

*Dr. Walther Faber*

»Denn zu bewundern und zu schauen ...«

**T**ausend und ein Abenteuer – – –

Vielleicht waren es auch nur neunhundert, vielleicht fünfhundert, vielleicht nur eine Handvoll. Aber so viel oder so wenig ihrer gewesen sind, so will ich sie lieben.

Ja, wer auf Abenteuer ausgeht, der wird sie auch finden, manchmal mehr, als ihm lieb ist! Von anderen habe ich schon in vielen Büchern berichtet, und wenn ich mich nun hinsetze, um von diesen letzten zu erzählen, die mir im Lauf des vergangenen Jahres über den Weg gelaufen sind, in Afrika, in Australien, in der Südsee, in Japan, in der Mandschurei, in Sibirien und Moskau, so bleibe ich auf einmal mitten im vollen Menschenleben stecken. Es geht nicht ganz in einen Band, wenn er sich nicht zu einem Ungetüm auswachsen soll.

Ein Jahr lang war die Welt wieder mein ... Ein Jahr lang war ich wieder Weltwanderer, wieder Soldat im Heere der Heimatlosen, die unstedt umherschweifen, Landsknechte des Glücks und der Unruhe.

Und warum?

Frage das Meer und den Wind und die Wolken. – Einmal las ich in Kiplings Balladen den Stoßseufzer eines Soldaten, den ich hier wiedergebe in schlechtem Deutsch:

*»Denn zu bewundern und zu schaun,*



*Zu wandern, auf ein Nichts gestellt,  
Was Gutes bracht's mir nie im Traum –  
Könnt's doch nicht lassen um die Welt!«*

So etwas wird zur Gewohnheit. Es ist ein Gift wie manches andere, ein schaffender Teufel, der aus biederem, zu allen Bürgertugenden geborenen Menschen zuweilen Geschöpfe macht, die widerhaarig und unleidlich sind, Tiere, die man tanzen lehrte mit vielen Schlägen und schmalen Bissen, hoffnungslose Fantasten, gehetzt von Dämonen der Unrast. –

»Nicht doch«, sagt Zarathustra zum sterbenden Seiltänzer, »du hast die Gefahr zu deinem Berufe gemacht; so will ich dich mit meinen Händen begraben!«

Winnipeg (Kanada), im September 1929.

*Kurt Faber*

# 1|Fahrt nach Südwest

NOCH EINMAL IN ANTWERPEN / DIE »OLLE MIT DIE VIER  
MEISJES« / SIE BELIEBT MICH NICHT ZU KENNEN /  
WIEDER UNTERWEGS / OLLE AFRIKANER / VON  
FARMLÖWEN UND ANDEREN DINGEN / DESDEMONA IM  
ZWISCHENDECK / ENDLICH IN AFRIKA

Der Anfang war vielversprechend. Ein nasser, kalter, unfreundlicher Tag. Die Nässe spiegelte sich im Asphaltpflaster und dicke Nordseenebel hingen um die hohen Häuser. Ab und zu kam eine Regenschauer auf Flügeln des eiskalten Windes, der pfeifend um die Ecke fegte. – Wahrlich ein Wetter, in dem man keinen Hund auf die Straße schicken mochte.

Noch einmal in Antwerpen! Zum letztenmal – wann war es doch? – vor vielen, vielen Jahren, so ungefähr Anno 1913, da fuhren wir nach langer Reise mit dem Segelschiff die Scheide hinauf in richtigem seemännischem Stil. Damals – da kamen die Herren Heuerbaase<sup>1</sup> schon in Vlissingen mit der Schnaps-pulle an Bord und klopfen jedem väterlich wohlwollend auf die Schulter und verkauften uns echt englische Anzüge, die nachher auch danach waren, und die beutelüsternen Gastwirte an der Lange Straat luden einen mit freundlichen Worten ein, und man war der Held in jeder Hafenkneipe, selbst ein Stück des Lebens, das da durch die Gassen flutete, so wild und lärmend wie die Brandung, die gegen die Hafen-

mole tobte.

Damals –

Aber welche Welt lag dazwischen! Und wie viel Weltgeschichte gerade hier! Zwar ist noch immer alles so, wie es war. Noch sind es dieselben Straßen, dieselben hohen Häuser, deren Stockwerke sich wunderlich übereinandertürmen, die dünnen, wetterharten Gestalten mit den breiten Schirmmützen und den großen Halstüchern, ohne die man sich eine europäische Hafenstadt nicht recht vorstellen kann. Man verliert sich in den engen Gassen, wo es nach Motten und alten Kleidern riecht, wo aus dunklen Läden eine vielgestaltige Herrlichkeit bis in die Straße überquillt und man alles zum Verkauf ausbietet, von einem getragenen Überzieher bis zu der eigenen Seele. Ja, und da sind noch immer dieselben fahrenden Händler, um deren Buden ein süßer Duft von pommes frites und Brüsseler Waffeln schwebt. Die feinen Nebel ziehen zwischen den Schiffsmasten auf der Schelde, von überall kommt das Schnauben der Krane und der geschäftige Lärm der Docks. – So heimlich die Namen der Wirtshäuser, die am Wege stehen! »In 't Antje«, »de Scheldeviend«.

Ein schöner, alter Platz mit buckligem Pflaster kam mir besonders bekannt vor, trotz der vielen Jahre. Stand es da noch immer über der Tür des alten Hauses: »In 't Mientje«. Das war doch »die Olle mit die vier Meisjes«, die täglich mit ihren Karten nach dem Segelschiffhafen zu kommen pflegte. Die musste ich mit meiner Kundschaft beehren, grade nur um der alten Zeiten willen. – Es war wirklich

noch alles so wie einst. Der Laden noch so sauber geputzt und die Tische noch so blank gescheuert. Und rote Vorhänge an den Fenstern und auf der Theke ein mächtiger flandrischer Käse, der unter einer Glasglocke träumte. Und die Katze schnurrte vor dem Kachelofen ganz so wie damals, als ob nicht Generationen von Katzen seither gekommen und gegangen wären. – Ah, aber die Menschen waren anders! Das Meisje setzte das Weinglas grob auf den Tisch. Es war wohl schon das Meisje des Meisjes von damals, und das keifende Weib, das da im Hintergrund schimpfte – wer weiß? Es wurde einem übel, wenn man nur daran dachte! Aber da kamen von draußen ein paar Matrosen herein, und das Meisje blickte auf einmal wieder so freundlich und liebreizend wie das vor beinahe fünfzehn Jahren, und die dicke Madame lächelte so freundlich, wie das nur möglich war bei ihren Jahren, derweilen der Wirt ein Geldstück in den Musikkasten warf, der lärmend loslegte.

Inzwischen fing es an dunkel zu werden. Die Nacht kroch aus allen Ecken. Da und dort blitzten die Lichter in den fallenden Schatten. Nur der Turm der Kathedrale ragte noch stolz hinein in ein Meer von Licht. Die Glocken schlugen wirr durcheinander, genau so, wie sie es damals taten. –

Am anderen Morgen regnete es noch immer. Der ganze Himmel weinte, und das war gut so, denn so gab es wenigstens doch etwas in Antwerpen, das Rührung zeigte über meine Abreise. Im übrigen war es höchste Zeit, als ich mit meinen Siebensachen

vor dem Dampfer »Toledo« ankam. »Man tau«, sagte der Mann, der sich eben anschickte das Fallreep hochzuziehen, »et ward all Tid!« Und schon warfen sie die Leinen los. Schon arbeiteten die Maschinen. –

Und wenn man es tausendmal gesehen und miterlebt hat, so erfasst einen doch immer wieder dasselbe seltsame Gefühl bei der Abreise eines Dampfers. Freilich ist die Welt nicht mehr so wie zu Kolumbus' Zeiten. Schiffe kommen und gehen alle Tage zwischen Ländern und Meeren, ohne dass ein Hahn danach kräht, ohne dass auch nur eine mitfühlende Musik ein »Muss i denn, muss i denn zum Städtele naus« spielt. Es geht alles so sang- und klanglos, so empörend nüchtern und geschäftsmäßig zu, und doch ist das Abschiednehmen noch um kein Jota leichter geworden für die, die da am Kai noch ein letztes Wort, einen letzten Blick zu erhaschen suchen, ein wenig mitrennen mit dem davongleitenden Schiff, bis die winkenden Taschentücher sich im Grau des Herbsttages verlieren. So viel Betrieb, so viel gemachte Lustigkeit, so viel krampfhaftes »*keep smiling*«, <sup>2</sup> das nicht echt ist! Nirgendwo wird jahraus, jahrein so viel und so gut Theater gespielt wie an den Kais der Dampferlinien. –



Auf Schiffen ist es heutzutage nicht anders wie auf der Eisenbahn: das beste Publikum fährt in der letzten Klasse. Freilich – was wissen die Leute, die heute in den ach so komfortabel eingerichteten drit-

ten Klassen unserer modernen Überseedampfer fahren, von der Hölle des Zwischendecks, die noch vor gar nicht langer Zeit in allgemeiner Geltung war, jenen schwimmenden Menschenmenagerien, in denen die lebende Fracht wie gepökelte Heringe auf dumpfen Pritschen im Halbdunkel eines kahlen Schiffsraumes lag, wo Atem und Dunst von zahllosen Menschen wie eine Wolke um die düster brennenden Petroleumlampen hing, wo es nach faulen Strohsäcken, sauren Speiseresten und sonstigen schönen Dingen duftete, wo man seinen Blechteller vor den lauernden Zigeuneraugen verstecken musste und wo überhaupt einer des anderen Wolf war während der ganzen langen Reise. Und doch hatte auch das seine großen Reize, zumal in lauen Mondscheinnächten, wenn die See ringsum so glatt war wie ein Spiegel und nichts lebendig, als der Rauch, der qualmend zum Himmel stieg. Wenn dann bei sinkender Nacht die drückende Sonne vom Verdeck gewichen war und so etwas wie Kühle durch das Tauwerk zog und ein Matrose seine »Quetschmaschine« und die Zigeuner ihre Geigen hervorholten und alles ringsum sich im Kreise bewegte, da war man einmal wieder für ein paar glückliche Stunden versöhnt mit der christlichen Seefahrt.

Ach, aber die Zeiten sind inzwischen kalt und kälter geworden! Kein Platz mehr für raue Romantik in dieser nüchternen Welt. Und doch –

Es müsste einer blind sein und ohne Fantasie, wenn ihn nicht auch heute noch das wehmütig

bange Gefühl erfasste beim Ansehen dieser Fracht von Hoffnungen und Illusionen, die sich den Himmel versprechen und oft die Hölle finden.

Himmel und Hölle, diesmal in Südwest.

Was ist es nur um dieses Land, dass es nach wie vor die deutsche Wanderlust weckt? Was wünschen, was hoffen, was versprechen sich alle diese Menschen, die ein tolles Schicksal aus den verschiedensten Lebenslagen zusammengewürfelt hat?

Da sind zunächst die alten Afrikaner, die da nach langen Jahren der Trennung wieder zurück zur altgewohnten Sonne fliegen wie die Motten zum Licht. Der »olle Afrikaner« auf Reisen ist ein Studium für sich. Meist ist er leicht zu kennen; ein Abbild seines Landes. Lang, dürr, ausgetrocknet in mehr als einer Hinsicht zwingt er einem geradezu den Gedanken auf: dieser Mensch kann nur aus Afrika kommen! Von anderer Gesellschaft hält er nicht viel. Der Mensch fängt bei ihm erst beim Südwestafrikaner an. Gleich bei der Abfahrt von Hamburg sieht er sich nach seinesgleichen um und sagt einen Dauerskat bis Swakopmund an. Zwischendurch werden alte Erinnerungen von der »Pad« und vom Feldzug aufgefrischt und ein Jägerlatein verzapft, vor dem die Löwen in Busch und Namib schamrot werden würden, wenn sie es hörten. Und dann gleitet das Gespräch unmerklich auf das Gebiet der Farmlöwen, und das ist auch ein Thema, über das man Bände reden kann. Schon immer war Südwest das Land der verlorenen Söhne, nach dem man böse Buben abschob, wenn zufolge Beschluss des Familien-

rats ihres Bleibens in Deutschland nicht mehr länger sein konnte. Südwest war da gerade weit genug, und die Farmer im neuen Lande, denen sie zur Erlernung des Handwerks als »Farmlöwen« zugeteilt wurden, hatten ihre liebe Mühe, ihren Ärger und manchmal ihr Pläsier an ihnen. Auch heute erzählt man sich die Geschichte von jenem gräflichen Farmlöwen, der immer schon vorzeitig zu Ende war mit seinen Monatsapanagen. Dann verwandte er seine letzten Groschen zu einem dringenden Telegramm an seine lieben Verwandten in Deutschland: »Komme mit dem nächsten Dampfer.« Der erhoffte Erfolg blieb nie aus.

Heute, nachdem die Grenzen wieder geöffnet sind, kommen wieder Farmlöwen, aber es ist eine andere Sorte. Nicht mehr der Leichtsinn, die Sorglosigkeit, die Sektgelage, der glorreich gefüllte väterliche Geldbeutel. Nüchtern und illusionslos ist man geworden, voll von moderner Sachlichkeit. Aber nicht alle, besonders nicht die zukünftigen Farmlöwinnen. Da war eine an Bord der »Toledo« – Exwandervogel, Rohköstlerin, Steinerianerin im Nebenberuf und im übrigen Tom Mix ins Weibliche übersetzt, mit einem Cowboyhut und Wasserstiefeln, als ob man drüben so etwas brauchen könnte. Und eine andere – ach Gott, welche Schicksale enden auf Auswandererschiffen! – Dame in den sogenannten besten Jahren. Schon etwas beleibt, schon etwas angegraut, schon etwas ungeschickt auf den Beinen. Früher Schauspielerin, sogar berühmte Schauspielerin in England. Großes Haus. Viele Ver-



ehrer. Krieg, Internierung, Inflation. Armut in Berlin. Pellkartoffeln zum Nachtessen. – Nichts für Madame! Verkauft den letzten Möbelplunder mitsamt den bisher so eifersüchtig gehüteten Souvenirs aus besseren Tagen, die Kotillongeschenke des Lords, die Tanzorden der Großfürsten. Auf nach Windhuk *vis-à-vis de rien*.<sup>3</sup> – Aber warum nicht? Was ein rechter Schauspieler ist, dem wird es nimmer fehlen an den Enden der Erde.

Ja, das Auswandern nach Südwest ist heute eine ernste Angelegenheit, der letzte Strohalm, an den sich mancher klammert, nachdem alle anderen versagten. Die Ungewissheit geht um auf dem Schiffe, und so ist es gut, dass es zur Ablenkung der Gemüter ab und zu etwas zu sehen gibt.

An einem wunderschönen, sommerlich blauen Morgen tauchten die Bergspitzen von Madeira aus den Fluten auf.

Es gibt Orte, die man schon um ihres Namens willen liebt. Madeira – hört sich das nicht an wie weicher Wind und sanfte Harfenklänge, wie blaues Meer und blauer Himmel und Sonne und Farben und süßer Wein, bei dessen Anblick allein schon die Welt des Südens aus dem Glase steigt?

Und wenn man denkt, dass dieses Zauberwort nichts anderes heißt als Holz, einfach Holz. – Ja, das klingt sehr nüchtern, und mit Fug und Recht möchten wir bezweifeln, ob dieses Zauberland noch den gleichen Nimbus hätte, wenn man fürderhin etwa sagen müsste: »Kommerzienrats haben heuer die

Saison auf Holz verbracht.«

Und doch – Holz oder nicht; diese Inseln sind schön, wenn man zuerst in zarten Umrissen die hohen Berge aus der blauen Flut aufsteigen sieht, die einen eben erst noch in der Nordsee, im Kanal, in der ††† Biskaya mit allen Schrecken der Seekrankheit geplagt hat. Hier endlich ist Sommer und Sonne.

Die Berge schimmern grün in der Ferne. Die weiße Brandung bricht sich an der steilen Küste. Es ist so recht eine Landschaft, die Dichter begeistern könnte, und wenn wir es nicht ganz genau wüssten, dass er nie über das Schwabenland hinausgekommen war, so könnte man wohl auf den Gedanken kommen, dass Mörike im Anschauen dieser Küsten die Verse schrieb:

»Du bist Orplid, mein Land,  
Das ferne leuchtet!  
Vom Meere dampfet dein besonnter Strand.«

Oh, hätte man nie mehr als das von Madeira gesehen! Aber es ist hier nicht anders als in anderen südlichen Plätzen, wenn bei näherer Betrachtung der betörende Glanz der Farben zerrinnt und Menschliches, allzu Menschliches nackt und bloß im grellen Lichte steht.

Man wandert über die Mole von Funchal, die schwarz ist von Kavalieren, die den Werktag zum Sonntag machen. Sie stehen auf der Praca und spucken; sie sitzen im Café und lesen mit Andacht den

Correio do Funchal. Überall ist es lebendig von schwarzgelockten Gassenbuben, die einem die Schuhe putzen wollen, von gefälligen Leuten, die einem ihre Dienste als Bärenführer anbieten.

Die beste Weinkneipe, den schönsten Aussichtspunkt, das Grabmal des Kaisers Karl. Es gibt nichts zwischen Himmel und Erde, das sie einem nicht willig zeigen würden gegen eine kleine Vergütung. Und dann sind da die Fuhrleute mit ihren wunderlichen Ochenschlitten, auf denen man sich unter rotem Baldachin zur Not wie ein König vorkommen kann. Man wandert durch diese fremde Welt in engen Gassen, die zu beiden Seiten von Wirtshäusern überquellen, Gassen, in denen es nicht nur nach Madeirawein riecht, und es ergreift einen ein peinliches Gefühl der Unwirklichkeit, als ob man nicht mehr sein eigenes Selbst wäre, sondern ein wesenloses, unwirkliches Objekt der Fremdenindustrie, ein wandelndes Pfund Sterling, eine begehrteste Mark, ein allmächtiger Dollar, nach dem diese seltsame Stadt mit tausend Polypenarmen greift.

Eine ganz enge Gasse führte steil bergauf zwischen hohen Mauern, hinter denen man die Schönheit der Gärten nur ahnen konnte. Bald wurde es lichter ringsum. Zuckerrohrfelder wiegten sich leise im Winde. Weiße Landhäuser standen in hellen Bananenhainen. Der Duft der Blumen lag schwer und berauschend in der Luft. Der Abend stand rot über dem Meere, und an den Hügelhängen entzündete sich ein Kranz von Lichtern. Wie still es hier war! Wie weit entfernt vom Lärm der Gasse und der plap-

pernden Stimme der Fremdenführer!

Ein dünnes Stimmchen lässt sich klagend und bit-  
tend dicht neben mir vernehmen.

Galgenstrick, der du dich trinkgeldlüstern an  
meine Ferse geheftet! Aber wer vermochte je den  
großen, schwarzen Glutaugen eines südländischen  
Bambino<sup>4</sup> zu widerstehen? Sie schauen dich an, als  
ob sie Generalpardon erflehten für alle sündhaften  
Lazzaroni,<sup>5</sup> für jede Lüge eines Fremdenführers.  
Und sie tun es auch.

O Sonne von Madeira! O süße Unmoral dieser  
schwülen Luft! Später – wenn es Gottes Wille ist –  
werde ich noch einmal zu diesen Ufern kommen,  
aber nicht als landflüchtiges Objekt der Fremdenin-  
dustrie, sondern als seßhafter Wintergast. Und  
werde alsdann mit den anderen im Kaffeehaus sit-  
zen und im Correio do Funchal lesen, ich werde mit  
Don Silva da Costa auf den Weinfässern sitzen und  
die Politik erörtern und werde dem bunten Gewim-  
mel auf dem Markte zuschauen und mich verirren  
in dem Hexeneinmaleins von Pfunden, Dollars und  
Eskudos,<sup>6</sup> das hier in Geltung ist. Und werde mit of-  
fenen Augen zusehen, wie sie mir mit Grazie die fal-  
schen Fünffranksstücke andrehen, und mich nicht  
einmal darüber ärgern, weil es gerade so und nicht  
anders sein muss in Sommer und Sonne dieses la-  
chenden Landes. –

Aber wie mancher ist schon an diesen Inseln vor-  
beigefahren, nach Südafrika, nach Südamerika, und  
fortan haben sie jahrelang in seinem Gedächtnis

fortgelebt als wahre Inseln der Seligen, denn hier hatte er die letzten Stunden ungetrübter Freude erlebt, ehe das wilde, raue Leben, das hemdsärmelige Auswandererschicksal ihn beim Schopfe nahm und nicht mehr zur Besinnung kommen ließ in manchen Jahren. So mag es auch manchem gehen, der damals an Bord der »Toledo« die Ausreise antrat.

Wir fuhren längs der afrikanischen Küste, und es war afrikanisch heiß. Die See war glatt und still wie Öl. Die Hitze kroch durch alle Sonnensegel. Einige Tage später wurde es kühler. Ein feiner Dunst stieg aus dem Wasser. Weit in der Ferne, im unsicheren Licht über dem Horizont tauchte eine flache, kahle, gelbe Küste auf, die unsere landhungrigen Augen gierig verschlangen. Einige, die in der Geografie Bescheid zu wissen glaubten, meinten, sie gehöre zum belgischen Kongo, andere rieten auf Portugiesisch-Angola, aber der Bootsmann, der dazukam, machte dem Argument ein Ende.

»Das da«, sagte er mit grimmigem Schnurrbartstreichen, »das ist immer noch *Deutsch-Südwestafrika!*«

- 
1. Anwerber der Schiffsmannschaft <<<
  2. »Immer lächeln«, Schlagwort zur Bezeichnung einer grundsätzlich optimistischen Lebenseinstellung <<<
  3. dem reinen Nichts gegenüber <<<
  4. kleines Kind <<<
  5. Bettler <<<

6. portugiesische Münze = RM. -,15 [<<<](#)

## 2|Jim macht Dampf

ANKUNFT IN WALFISCHBAI / SÜDWEST IM  
MORGENGRAUEN / DIE ANGST VOR DEM  
IMMIGRATIONSOFFIZIER / ER LÄSST MIT SICH REDEN /  
DER STAATSGEFÄHRLICHE WEIHNACHTSBAUM /  
SANDWICHMANN IM WÜSTENSAND / BEAMTENLACHSE /  
VORSTADT VON HAMBURG / JAKOBUS IN DER  
KAISER-WILHELM-STRASSE / SPUK IN DER NAMIB /  
MAN FEIERT SIEGESFEST / JIM MACHT DAMPF / ES  
BEKOMMT DER LOKOMOTIVE SCHLECHT / ENDLICH IN  
WINDHUK

So waren wir endlich in Südwest! Aus dem Grau des dämmernden Tages sondert sich die Küste ab. Schön im landläufigen Sinne ist sie keineswegs, und man müsste lügen, wenn man behaupten wollte, dass sie auch nur einigermaßen einladend aussähe. Und sie gewinnt auch nicht bei näherer Betrachtung. Wie mancher mag hier schon an Deck gestanden haben mit süßsaurer Miene im Angesicht des Landes, das er sich zur neuen Heimat auserwählt hatte, derweilen es ihm ein wenig kalt über den Rücken lief beim Anblick der gelben Sanddünen, die kahl und tot in der grellen Sonne stehen. Nicht jeder konnte sich, wie einst Peter Moor, zu dem Gedanken aufschwingen, dass das nur eine von der weisen Natur errichtete Kulisse sei, damit die Löwen keine nassen Füße bekommen.

Der Schlepper führt uns hinein in die Bucht von

Walfischbai, und das ist keine kleine Kunst, denn obwohl es eine sehr geräumige Bai ist, ist sie doch übersät mit wandernden Sandbarren, von deren Gefährlichkeit manches halb versandete Wrack ein be-  
redtes Zeugnis ablegt. Seit einigen Jahren hat sie einen ernsthaften Anlauf zu einem ordentlichen Hafen genommen. Es wurden Kaianlagen errichtet, an denen die Schiffe langseits gehen können, und dicht am Wasser erhebt sich das recht stattliche, aber unschöne Haus der »Cold Storage«, die Gefrierfleisch-anstalt, als einzig nennenswertes Gebäude in der weiten Umgebung. Wenn es nun auch nicht viel zu sehen gibt, so bekommt man umso mehr zu rie-  
chen; ein furchtbar penetranter Gestank, der wie eine Wolke über die Bai herüberkommt von den Blechbuden der Walfischstation, wo sie eben dabei sind, die Meeresungeheuer auszukochen.

Aber viel Zeit bleibt nicht zu solchen Beobach-  
tungen, denn schon ist der englische Immigrations-  
offizier an Bord, und das würgt einem ein wenig in  
der Kehle in diesem deutschen Koloniallande.

Rede einer vom deutschen Bürokratismus! Er ist  
gewiss nicht immer erfreulich – das wäre auch zu  
viel verlangt! – aber man weiß, woran man mit ihm  
ist. Nicht so beim englischen, der unendlich lang-  
sam und schwerfällig arbeitet. Er hüllt sich in zwei-  
deutige Redensarten wie ein delphisches Orakel. Er  
wiegt seine Opfer ein in falsche Hoffnungen. »*I am  
sorry – I shall see what I can do for you –.*«<sup>1</sup> Und  
dann tun sie am Ende gar nichts, und das mit dem



Bedauern ist auch nur so ein echt englisches Wort, bei dem sich jeder etwas anderes denken kann.

So auch der Immigrationsoffizier. Er kommt nicht allein. Mit ihm kommen ein Kollege und ein deutscher Dolmetscher. Letzterer tut die ganze Arbeit. Er redet mit den Leuten. Er fragt sie aus nach dem Woher und Wohin. Er erkundigt sich nach ihrem Vorleben, ihrer Gesundheit, ob sie getauft, geimpft, ob sie schon einmal im Zuchthaus waren, und was sonst noch so an seltsamen Fragen im Formulare steht. Und alle die Zeit sitzen die beiden angelsächsischen Edelmenschen, die natürlich kein Wort Deutsch verstehen, dafür aber ein doppelt so hohes Gehalt beziehen, dabei und nicken gewichtig mit dem Kopfe.

Und gleich hier macht man eine lehrreiche Beobachtung: schon immer hat man sich darüber gewundert, woher es kommt, dass dieses mit Glücksgütern doch keineswegs überreichlich gesegnete Land einen so unwiderstehlichen Reiz auszuüben vermag auf alle, die einmal dort gewesen. – Nun wohl, hier offenbart sich uns das Geheimnis aus dem Munde des Dolmetschers bei jedem neuen Namen der Liste:

»Tag, Frau Müller! Auch wieder in Südwest? – Nanu, Herr Krause! Schlanker sind Sie man auch nicht geworden! – Sieh da, Herr Schulze! Na, ich sage ja nur, die Olle wartet schon in Tsumeb!«

Ja, so ist's! Da kommt es einem zum Bewusstsein gleich am ersten Tage, noch ehe man das Land betreten:

Südwest ist ein einziges großes Dorf, vom Oranje bis zum Kunene ...

Was bin ich, wenn ich nach Hamburg komme? Eine Null, ein Nichts, eine ärgerliche Bewegung im Wege. Hier aber ist ein großes heimatliches Land, in dem man Mensch ist und es sein darf, in dem jeder des anderen Vermögen und seine Bankschulden kennt, und seine Fehler und Gebrechen und seine Liebschaften und seine Leidenschaften, so gut und besser als er selber, in dem alles Menschliche umrankt ist von einer Legende von Buschklatsch.

Aber schon liegen wir langseits am Kai, wo die vielen Mohren, die hierzulande nicht schokoladenbraun wie anderswo, sondern schwarz wie Stiefelwichse sind, das ganz besondere Interesse unserer europäischen Neulinge erregen. Mancher mochte es sich wohl etwas anders vorgestellt haben unter dieser heißen afrikanischen Sonne.

*»Kleider sind hier wenig Sitte,  
Höchstens trägt man einen Hut  
Oder einen Schurz der Mitte.  
Man ist schwarz, und damit gut.«*

Aber gerade der Aufwand von eigenartigen Toiletten ist es, der diesem schwarzen Gewimmel von Walfischbai seine besondere Note verleiht. Die meisten machen freilich einen ziemlich »z'sammg'stupften« Eindruck, doch kann man auch ganz löbliche Anläufe zu wirklicher Eleganz beobachten, wie z. B. bei jener farbigen Dame mit dem roten Sonnen-

schirm und dem Kapotthut von Anno Dazumal und bei dem Kavalier mit der fabelhaften Bügelfalte, der mit den anderen den Güterwagen vor sich herschiebt. Am Fallreep wird man von einer Menge begrüßt, die uns in einem mehr malerischen als verständlichen Deutsch ihre Dienste anbietet. Und auch das ist eine Überraschung für den europäischen Neuling, die zuweilen mit Schrecken gemischt sein mag wie bei jenem Trupp deutscher Auswanderer in Südbrasilien, die einen Neger antrafen, der tadellos plattdeutsch sprach, obgleich sein Gesicht tiefschwarz war. Da staunten die biedereren Einwanderer. »Wie kommt denn das, dass du so gut deutsch kannst?« fragten sie den farbigen Gentleman. »Ja,« antwortet der, »das kommt nun mal so. Das Klima bringt das mit sich. Wartet nur einmal zehn Jahre lang und ihr werdet mindestens ebenso schwarz sein wie ich.«

Nun endlich ist das Schiff seiner Ladung ledig. Hier stehen wir herum, eine Fracht von alten Afrikanern und solchen, die es noch werden wollen, von alten Farmern und kommenden Farmlöwen und was sonst noch so von einem Schiff an Land gesetzt werden kann an Hoffnungen und Illusionen und gescheiterten Existenzen.

Wer heute nach Südwest auswandern will, der muss bei der Ankunft in Walfischbai fünfzig Pfund gleich tausend Mark Landungsgeld aufweisen können, und das zusammen mit den Reisekosten ist ein Batzen Geld, in dessen Besitz die meisten es sich zweimal überlegen würden, ehe sie sich zur Auswan-

derung entschließen. Aber es muss schon so sein, dass der Auswanderungskommissar beide Augen zu-drückt, denn wie anders kann man es sich erklären, dass einige jener hoffnungsvollen Jünglinge schon im Zollschuppen von Walfischbai sich das Geld zur Reise nach Windhuk borgen mussten? In anderen Dingen, bei denen man es nicht für möglich halten sollte, ist man jedoch von größter Strenge. – Es kam da auch ein älteres Ehepaar, das in Anbetracht des kommenden Festes einen ganz hübschen kleinen Weihnachtsbaum in einem Topfe mitgebracht hatte. Der Beamte besah sich das *corpus delicti* von oben bis unten, schüttelte den Kopf, schaute in der Tabelle nach. – Lebende Pflanzen, Einfuhr verboten. Konfiszierte das staatsgefährliche Ding und versiegelte es, wie das Gesetz es befahl. –

Zehn Stunden dauerten diese Orgien des Bürokratismus, und man hatte währenddessen Zeit, die Sehenswürdigkeiten jener aufblühenden Stadt in Augenschein zu nehmen, die man freilich bequem in einer halben Stunde abtun kann. Da ist die Walfischstation, zu der man erwartungsvoll seine Schritte lenkt, um dann auf halbem Wege umzukehren, hoffnungslos besiegt durch den Pesthauch, der wie aus einem Vorhof zur Hölle von dorthier kommt; da ist ein Hotel mit einem großen Namen und kleinen Akkomodationen, ein Café Royal, dessen Herrlichkeiten auf weißer Tafel in großen Lettern von einem Sandwichmann<sup>2</sup> auf dem Kai spazieren getragen werden. Da ist eine Reihe von kümmerlichen engli-

schen Normalhäuschen, die trostlos in der heißen Sonne stehen. Irgendwo erblickt man, sorgfältig eingehüllt in ein altes Zementfass, ein schwindsüchtiges Tamariskenhäuschen, dem man es ansehen kann, wie sauer ihm seine Würde als alleiniger Vertreter des grünen Pflanzenreiches wird. Wohin man schaut, ist es eine Symphonie von Blechkannen und leeren Whiskyflaschen, welche letztere hier sogar als Einfassung dienen für das, was man mit einiger Kühnheit als Gartenbeete zu bezeichnen beliebt.

Es ist Mittag. Die Sonne steht im Zenit. Der Wind kommt vom Meere. Die Brise summt zwischen den Wellblechbuden. Die Konservenbüchsen kollern lustig in den Straßen. Der kühle Abend erst treibt die Menschen aus den Häusern. Da und dort bemerkt man dann ein Gewimmel von zwei oder drei Menschen, die eiligst zum Whisky oder zu den »Movies«<sup>3</sup> gehen. Denn auch diese Armseligkeit hat ein Kinotheater. –

Das ist die Walfischbai, das ist das Tor zu diesem neuen Lande. Es ist wie jenes andere, über dem geschrieben stand: »*Lasciate ogni speranza.*«<sup>4</sup>

Alles geht indes einmal vorüber: auch zehn Stunden in Walfischbai. Endlich hat das Züglein sich ermannt und fährt schnaubend davon, nach Swakopmund, immer dicht am Strande hin, zwischen jenen beiden ewigen Dingen: dem Meer und der Wüste. Kahl und tot ist die Gegend und doch von seltsamer Schönheit, jetzt wo die Sonne sich blutigrot zum Meere neigt und der Abend einen Goldstaub über

Meer und Wüste wirft. Es ist, als ob die Natur mit lebendigen Farben wieder gutmachen wollte, was sie an sonstigem Leben versäumt hat. Dunkelviolette Schatten huschen über die blaue Meeresfläche. Weiß und wild tobt die Brandung an der gelben Sandküste. Da und dort wälzt sich wohligh ein See-löwe, da und dort sieht man eine Schar Kormorane oder einen Zug von Flamingos in zartem Rosa der sinkenden Sonne entgegenfliegen. Da und dort brennt das Feuer vor einem Kaffernpontok,<sup>5</sup> und überall am Strande sieht man das seltsame Zeug, das das ewig unruhige Meer herangespült hat, am seltsamsten unter diesem die kleinen Grundhaie, die ganz Maul sind und vom Volksmund »Beamtenlachse« getauft wurden.

In großem Bogen fährt das Bähnlein erst rings um den Ort herum, bis es endlich vor einem Bahnhof hält, der mit deutscher Solidität mitten im Sand der Wüste erbaut wurde. Draußen empfängt uns die seltsamste aller Straßenbahnen, die nach dem etwas abseits gelegenen Städtchen fährt. Was immer an Fahrgästen angekommen ist, wird mit Kisten und Koffern auf einen von zwei lustigen Mauleseln gezogenen Flachwagen gepackt, auf dessen Bänken in drangvoller Enge das Publikum sitzt, in der Hoffnung, dass der Herr nicht regnen lasse auf die Gerechten. Und er tut es auch nicht; denn in Swakopmund regnet es *nie*.

Petrus, der schwarze Zugführer, lässt die Peitsche knallen, Jakobus, sein womöglich noch schwär-

zerer Assistent, ruft die Namen der Hotels aus, Johannes, ebenso schwarz, springt ab und stellt die Weichen. Die Sonne ist schon untergegangen, und die Abendschatten liegen lang in den Straßen. Aber noch sehen wir genug der Dinge, die uns staunen machen und zugleich ein schönes, süßes Gefühl der Heimatlichkeit an diesem fernen Strande in uns wecken. In flottem Tempo geht es durch die Kaiser-Wilhelm-Straße. Nun biegen wir ein in die Moltke--Straße und halten schließlich vor dem Hotel Fürst Bismarck. Weiterhin bemerken wir ein Hotel Kaiserhof, einen »Krug zum grünen Kranze«, und so geht es weiter. Wohin man schaut, sieht man nur deutsche Inschriften an den Häusern und an den Straßenecken. Wo man hinhört, spricht man deutsch. Noch immer ist Swakopmund, wie einst, die Vorstadt von Hamburg.

Vor dem Strandhotel, das aussieht wie jedes andere in Deutschland auch, nimmt Markus, der schwarze Hausknecht, unseren Koffer in Empfang, Lukas bemächtigt sich der Stiefel, Nikodemus richtet ein Bad. Wo immer drei oder vier von diesen zu sehen sind, da ist gleich auch die ganze heilige Familie versammelt.

Am anderen Morgen sind wir frühzeitig auf den Beinen und schauen den Ovamboleuten zu, die den Sand der breiten Straßen so sauber rechen, dass es einem ordentlich wie eine Entweihung scheint, wenn man mit plumpen Füßen dieses Vorbild deutscher Ordnungsliebe zerstört. Denn mehr als je legt Swakopmund Wert auf seine äußere Erscheinung.

Der Traum eines Seehafens ist ausgeträumt; dafür fühlt man sich nun als kommenden Badeort, und das mit vollem Recht. Wenn es irgendwo auf dieser Erde noch einen Seestrand gibt, der vollkommener wäre als der von Swakopmund, so möchte ich wissen, wo er ist. Was immer zu den Erfordernissen eines solchen gehört, ist hier in geradezu idealer Weise vereinigt. Ein flacher, weicher, sandiger Strand, eine mächtige Dünung, die ewig donnernd dagegen anrollt, dazu in den Sommermonaten ein immer blauer Himmel von fleckenloser Reinheit und vor allem diese köstliche Ruhe, dieses seltsam anheimelnde kleinstädtische Milieu, das allein schon eine Medizin für zerzauste Nerven ist. In den Sommermonaten sind die Hotels überfüllt mit Gästen, die der Gluthitze des Innern entfliehen. Aber auch jetzt, wo die »Saison« noch nicht begonnen hat, sieht man die hier zur Schule gehenden Farmersbuben, die braun verbrannt und geradezu herausfordernd gesund aussehen. Die Jungens machen einen Diener, die Mädchen begrüßen uns mit einem Knicks. – Wo sonst passiert einem noch so etwas auf dieser Erde?

Wir gehen hinunter zum Strande, wo die Gärten stehen, die mit rührender Geduld den Kampf mit Meer und Wüste zu bestehen haben. Weiße Margriten und blutrote Geranien umsäumen die alte, längst versandete Mole, die heute als Badestrand eine Auferstehung feiert.

Nein, Swakopmund ist nicht tot! An diesem seltsamen Städtchen ist alles Kampf und Sieg und Nie-



derlage und neue Auferstehung, so recht ein Musterbeispiel dafür, was deutsche Kulturpioniere zu schaffen vermögen, die unverzagt auch das Hoffnungsloseste überwandten.

*»Wie rauscht das Meer um deine weißen Küsten  
und singt ein Lied von alter Hansamacht!«*

Längst schon ist die Sonne gesunken. Weiß schäumend bricht die Brandung aus dem nachtschwarzen Meere. Stetig blitzt das Licht vom Leuchtturme. Nur ab und zu schreit ein Pinguin, nur ab und zu kreischen die Kormorane, die sich auf dem Brückenkopfe eingenistet haben.

O süße, erhabene Ruhe dieser Märchenstadt zwischen Meer und Wüste! Wie lange noch? Wie lange wird es dauern, bis ein geschäftstüchtiger Impresario auch dieses Idyll entdeckt und in verwässerten Aktien zu einer Limitedcompany emporgepufft haben wird? Dann wird es aus sein mit dem niedlichen Strandcafé zwischen den roten Geranien, dann werden keine »Hühnersteige« mehr über die Sandstraßen führen, keine Mädchen mehr knicksend den Vorübergehenden begrüßen. Es wird alles Zement und Asphalt und Pikkolos und Zahlkellner und Golfklubs und mondäne Toiletten sein. Der Benzingerstank wird die Pinguine vertreiben und das Heulen des Saxophons das Meeresrauschen übertönen. Die Hausplätze an diesem Strande wird man alsdann per Quadratmeter handeln, und geschäftige Landa-  
genten werden ihre Zukunft in schreienden Zeitung-

sanzeigen preisen.

Aber das Swakopmund, das wir lieben, diese anheimelnde Vorstadt von Hamburg am südlichen Strande, wird dann für uns in Wahrheit eine tote Stadt sein.



Je größer die Entfernungen, desto langsamer die Zugverbindungen. Das ist eine Regel, von der die südwestafrikanischen Eisenbahnen wahrlich keine Ausnahme bilden. In der glühenden Mittagshitze sitzen wir auf dem Bahnsteig von Swakopmund, wo Tickets und Kaartjes verkauft werden, und ringsum das »Nix deutsch« von allen Wänden schreit. Nur englisch und »afrikaans« die Inschriften, einerlei, ob es einer versteht oder nicht. Puffend und fauchend steht die Lokomotive, beinahe so, als ob sie es eilig hätte. Noch einen Blick erhaschen wir von dem blauen Meere, noch eine Nasevoll von der weichen Seebrise, die frisch und lebendig von dorthor kommt, ehe es hineingeht in den Glutofen der Wüste, die feindselig unter der hellen Sonne steht.

*»Wüstensand und Sonnenbrand,  
Das war alles, was ich fand.  
Als ich ging so ganz allein  
Tief nach Afrika hinein.«*

Sand und Sonne ist hier alles. Schweigende Einsamkeit und trostlose Dürre. Die Sonnenstrahlen fallen senkrecht in den Sand, und die kahlen Bergkuppen in der Ferne werfen sie zurück in flimmernden

Wellen. Es ist eine Gegend, die auffallend viel Ähnlichkeit hat mit den Salpeterwüsten des nördlichen Chile, auf der Strecke, die von Antofagasta nach Bolivien führt. Genau wie dort, so steigt auch hier die Bahnlinie schnell bergan, ohne dass man im äußeren Landschaftsbilde viel davon gewahr wird, wenngleich das Schnauben der hinten und vorne angekoppelten Maschinen etwas davon ahnen lässt. Nur ab und zu sieht man ein Bahnwärterhäuschen, das trostlos in der heißen Sonne steht. Das Wellblechdach funkelt weithin in der Wüste, eine Ziege knabbert an einer alten Zeitung, ein paar Kaffern liegen faul in der Sonne. Sonst ist nichts zu sehen als der Sand und nichts zu hören als der Wind, der eintönig in den Telegrafendrähten summt. Heutzutage sind es Buren, die hier als Streckenwärter fungieren und sich offenbar auch ziemlich wohlfühlen inmitten einer Schar von Jongs und Meisjes, von denen pünktlich in jedem Jahre aufs neue eines das Licht der Wüste erblickt. Wie man aber früher einmal deutsche Menschen finden konnte, die um ein geringes Entgelt sich dazu bereit finden ließen, die schönsten Jahre ihres Lebens in diesem beschaulichen Martyrium zu verbringen, das ist uns heute noch nicht verständlich.

Aber noch etwas anderes sieht man hier in der Wüste stehen, unweit Swakopmund, dort, wo die ersten Dünen beginnen. – Was ist es nur? Ein Automobil, eine Dampfwalze, ein ultramoderner Tank? Es ist ein eigenes Ding und eine große Hoffnung liegt mit ihm begraben, hier im Sande. Im Aufstands-

jahre 1904, als die Eisenbahn noch nicht ging, erschien es einem Berliner Geheimrat als das einzig wahre Transportmittel zum Nachschub für die kämpfenden Truppen. So wanderte es vom grünen Tisch direkt in die Namib. Aber in der ersten Düne blieb es stecken und da steckt es heute noch. Fortan aber hieß und heißt es nur noch der »Martin Luther«. (Hier stehe ich, ich kann nicht anders.)

Aber einmal nimmt auch die Wüste ein Ende und mit ihr der Sand und die Salzbüsche. Unmerklich zieht sich ein brauner Schimmer über die Hügel. Gelbes Steppengras wuchert am Bahndamm. Schon tauchen vereinzelte Kameldornbäume auf. Von Stunde zu Stunde wird es schöner. Wohin man schaut, sieht man die schwarzen, seltsam verzerrten Dornbuschbäume. Das gelbe Gras wiegt sich im Winde. Die hohen Khanberge, die unseren Lauf schon eine Zeit lang im Süden begleiteten, leuchten plötzlich rot auf in der sinkenden Sonne. Ein feiner Goldstaub liegt über der Steppe. Tiefdunkelblau leuchtet der Himmel, und ringsum ist es ein Sprühen und Leuchten von Farben, die einem ein blasierter Europäer niemals glauben würde, wenn es wirklich gelänge, sie so, wie sie sind, auf die Leinwand zu bringen. Das ist der Zauber der Steppe. Das sind die Farben von Südwest!

Schon ist es ganz dunkel. Man sieht nur die Nacht und die Sterne und die Schatten der Dornbüsche, die gespensterhaft in der Landschaft stehen. Von fernher blitzen ein paar Lichter, die einem ordentlich deplaziert vorkommen in dieser endlos

scheinenden Wildnis. Ehe wir's uns versehen, fahren wir in den Bahnhof von Usakas ein, von wo die Otawibahn nach dem Norden abzweigt. Es herrscht ziemlicher Betrieb auf dem Bahnsteig. Die ganze Bevölkerung hat sich, nach uraltem Brauche der Kleinstadtbewohner, zur Begrüßung des Zuges versammelt. Eine babylonische Sprachverwirrung von Deutsch, Englisch, Afrikaans und Herero beleidigt die Ohren. Zumal die Engländer treten sehr in die Erscheinung an diesem Eisenbahnknotenpunkt, denn selbstverständlich haben sie alle fetten Posten im Bahndienst für sich reserviert, in Südwest wie überall sonst in dem großen Reiche, das längst aus einer machtpolitischen Einheit herabgesunken ist zu einem Zweckverband zur Beschaffung von Sinekuren<sup>6</sup> für die Söhne Britanniens. Ob einer dabei auch was versteht von seinem Amte und es genau nimmt mit seinem Dienste, ist eine Konsideration, die erst in zweiter Linie kommt. Hauptsache ist, dass er zur Edelfrasse gehört.

Und nun muss ich in diesem Zusammenhange meine Feder tief eintauchen, um von Dingen und Vorgängen zu berichten, die mir der europäische Mensch – trotz aller Wundergläubigkeit für afrikanische Abenteuer – so ohne weiteres gar nicht glauben wird.

Schon in Usakas war mir die große Zahl freudig erregter junger Männer und Mädchen aufgefallen, die mit großen, roten Blumen im Knopfloch den Zug bestiegen.

»Hallo, Jim«, rief einer dem Lokomotivführer zu, »mach' Dampf! Wir kommen zu spät auf den Maskenball.«

Jim tat, wie ihm geheißen. Er machte Dampf. Der Zug schwankte wie ein Schiff bei hohem See-gang, und währenddem wurde es allenthalben lebendig von Clowns, Dominos, Don Quichotes, Sancho Pansas und dergleichen Gestalten, deren Daseinsberechtigung uns nicht recht einleuchten mochte in Anbetracht der noch etwas entfernten Karnevalszeit. Die Clowns – das waren verkleidete Eisenbahnbeamte und der größte Clown saß auf der Lokomotive.

Jim machte noch mehr Dampf. Die Lokomotive selbst wurde angesteckt von der allgemeinen Festesfreude. – Heisa! Heut war ja der elfte November! *Armisticeday*, Waffenstillstandstag. Gedächtnistag für zehn Millionen Tote. Das musste gefeiert werden. In einer Kurve bockte die Maschine. Die Steigung war doch etwas zu stark für ihren schon in der Vorfreude des Festes erschöpften Atem. Wieder und wieder fuhr sie mit dem Zuge zurück und rannte gegen das Hindernis wie ein bockiger Maulesel, dem man das Springen beibringen will. Glücklicherweise war es eine herrlich schöne, milde Mondnacht. So stiegen wir alle aus und betrachteten uns das Sekundärbahnidyll von außen.

»Zwei zu eins, dass ihr nie da hinaufkommt«, sagte ein langer Engländer.

»Gemacht!« sagte Jim und wieder brauste die Lokomotive gegen den Berghang. Aber Jim verlor die

Wette.

»Drei zu eins!« rief es im Chor. Jim nahm auch diese Wette an.

So ging es weiter. Die Wetten wuchsen, aber als sie zehn zu eins auf dem Misserfolg standen, entschloss man sich, den Zug auseinanderzunehmen und stückweise nach Karibib zu fahren. Dort angelangt, verschwand das gesamte Zugpersonal, um zunächst einmal in einem nahen Wirtshause Waffenstillstand zu feiern. Das dauerte drei Stunden, währenddessen nichts zu hören war als das Klanken der großen Windpumpe am Bahnhof und das Zirpen der Grillen in der Stille der Nacht. Als sie wiederkamen, waren sie samt und sonders drei Strich im Wind und gerade in der Stimmung, ihre frohe Festeslaune an der Lokomotive auszutoben. Aber es war ein kurzer Spaß. Schon nach zwei oder drei weiteren Stationen blieb der Zug stehen, trotzdem sie alle Ventile öffneten und aus Leibeskräften an dem Feuer rüttelten. Eine Stunde verging und noch eine. Längst war der Tag schon wieder angebrochen, aber die Maschine rührte sich nicht. Die Reisenden stiegen aus, steckten mit afrikanischer Gemächlichkeit ihre Pfeifen an und berieten, was da nun zu tun wäre. Einige stiegen auf die Plattform der Lokomotive, guckten ins Feuer und gingen kopfschüttelnd wieder fort. Andere schlüpfen zwischen die Räder und betrachteten das widerspenstige Ding von unten, ohne jedoch zu einem besseren Resultat zu kommen. Zuletzt kam noch ein deutscher Schlosser herbei, der sich auskannte. – Freilich, wie konnte man selbst ei-

ner afrikanischen Maschine irgendwelche Arbeit zumuten, wenn aus durchgebrannten Kesselrohren das Wasser auf den Bahndamm lief! Per Telefon – das wenigstens war nicht defekt – bestellte man eine andere Maschine, die denn auch nach geraumer Zeit endlich angefahren kam und diesem afrikanischen Eisenbahnidyll ein Ende machte. Der Zug wurde zur nächsten Station geschoben, wo man die infolge des Waffenstillstandstages so glorreich verwundete Lokomotive auf ein Seitengleis schob, mitsamt den beiden noch immer nicht ganz ernüchterten Führern, die übers ganze Gesicht strahlten in Erwartung der Bezahlung für die vielen Überstunden.

»Oh, it was good sport! What fun we had!«<sup>7</sup>

»Nichts Neues!« sagten die Mitreisenden mit gleichgültigem Achselzucken. »Kein Grund zur Aufregung. Man ist eben in Afrika, in Südwestafrika. Das ist der Schuttabladeplatz für allen Plunder, menschlichen und anderen, aus der südafrikanischen Union. Nicht wert, dass man sich darüber aufregt.«

Es ist jedoch ein schlechter Wind, der niemand zuliebe bläst.

Wären wir bei Nacht und Nebel von Karibib weitergefahren, so hätte ich nie geahnt, welch liebliches Land zwischen dort und Windhuk liegt; lieblich nicht im herkömmlichen Sinne, sondern so wie man es bei Steppenländern haben will, mit dem be rauschenden Eindruck der unermesslichen Weiten und den glühenden Farben, die darauf liegen. Noch stand alles verstaubt und dürr, in Erwartung der Re-



genzeit, die in einigen Wochen fällig sein musste. Das gelbe Gras zog weithin über die Hügel. Überall glucksten die Perlhühner, ein Rudel Kuduantilopen schaute gemächlich und nicht ein bisschen scheu dem Teufelsding aus Frankistan nach, das heulend und fauchend durch seine Steppe zog. Ab und zu sah man eine Herde Bockies im Busch. Von menschlichen Wohnungen kaum irgendwo eine Spur. Noch nicht einmal eingezäunt ist dieses Land des weiten Raumes und der großen Entfernungen.

Okahandja stand auf der Tafel einer größeren Station. Es ist ein Name, der allen Deutschen geläufig ist oder doch sein sollte, denn dieser Platz hat viel deutsches Blut getrunken. Hier war es, wo der mächtige Häuptling Samuel Maharero seine Werft hatte, von der eines Tages das Stichwort ausging zur Ermordung der Farmer. Hunderte von braven deutschen Kulturpionieren mussten damals ihr Leben lassen, aber freilich – wären es Engländer gewesen, hätte man sich in der Heimat darüber aufgeregt, wären es Buren gewesen, so hätte man ihnen Heldengedichte gewidmet, wären es Armenier gewesen, so hätte man für sie gesammelt. So aber redete man von der Streusandbüchse und von Hottentottenkralen und kam sich wunder wie gescheit dabei vor, bis dann die anderen den Braten rochen, und heute – ja heute –!

Im Busch stehen ein paar kümmerliche Pontoks. Um das Feuer lungern die ehemaligen Herren dieses Landes, die einst wie Könige mit ihren Rindern von Wasserstelle zu Wasserstelle zogen. Große,

stattliche Männer in billigen europäischen Lumpen. Die Weiber gar sind eine Erscheinung in ihrer hohen, turbanartigen Kopfbedeckung und den langen, aufgeplusterten Röcken, die wie ein stummer Protest wirken auf das Ideal der modernen schlanken Linie.

Vorbei der Glanz des Hererovolkes.

Vorbei auch der kurze Traum der deutschen Herrschaft. Und doch ist hier der Grund uneben von Gräbern, die es laut verkünden, selbst wenn es die Menschen nicht mehr wahrhaben wollten:

*»Ich aber kann des Landes nicht, des eignen,  
Schmerzerfüllte Frage missverstehen,  
Ich kann die stillen Gräber nicht verleugnen,  
Wie tief sie auch im Unkraut heut vergehen.«*

Um aber auf die Geschichte zurückzukommen: am späten Nachmittag fahren wir mit der Kleinigkeit von zwölf Stunden Verspätung in den Bahnhof von Windhuk ein.

- 
1. Es tut mir leid – ich will sehen, was ich für Sie tun kann <<<
  2. Träger von Reklameplakaten, die auf Brust und Rücken befestigt sind <<<
  3. Kinovorstellung <<<
  4. lässt alle Hoffnung fahren <<<
  5. bienenkorb förmige Wohnhütte der Kaffern <<<

6. müheloses, einträgliches Amt <<<
7. Oh, das war eine feine Sache! Was hatten wir für einen Spaß! <<<

### 3|Mooiprat

VON WINDHUK ZU WINDHOEK / BABYLONISCHE  
SPRACHVERWIRRUNG / KLEIN-PARIS IN SÜDWEST /  
ALLES FÜRS AUTO / DER TINTENPALAST / DAS  
SCHWIMMBAD ALS WELTWUNDER / EIN ANGENEHMER  
BESUCH / MOOIPRAT / EINE HAUPT- UND  
STAATSAKTION / IM GEFÄNGNIS / DIE ANSTÖßIGEN  
BOHNEN / ALLERLEI GALGENVÖGEL / DER  
HUNGERSTREIK / RÖMISCH-HOLLÄNDISCHES UNRECHT  
/ BILLY, DER WÄRTER, WIRD NERVÖS / EIN GUTES  
GESCHÄFT / BESUCH IM GEFÄNGNIS / DER MAGISTRAT  
WIRD ENERGISCH / ENDLICH FREI

Mooiprat – das ist ein Wort, ein burisches Wort, das wohl in weitesten Kreisen ganz unbekannt sein dürfte. Und um die Wahrheit zu sagen: ich selbst bin in den wenigen Monaten meiner afrikanischen Gastrolle doch nicht genug Afrikaner geworden, um Sinn und Wesen dieses vieldeutigen Ausspruchs so ganz in seiner Tiefe zu erfassen. Dennoch setze ich ihn hier an die Spitze dieses Kapitels. Man wird besser verstehen warum, wenn ich damit zu Ende bin.

–

Langsam und selbstbewusst, als ob gar nichts Böses passiert wäre, fährt der Zug in den großen, geräumigen, mit deutscher Solidität erbauten Bahnhof der kleinen Hauptstadt ein. Windhuk steht auf dem Bahnhofsschild.

Oder nein: Wind hoek steht da, denn die Zeiten

haben sich geändert und zwischen Huk und Hoek liegt ein Berg von Enttäuschungen, ein Meer von Blut und Tränen.

Auf dem Bahnhof herrscht wirklich so etwas wie großstädtisches Leben. Man sieht viele Engländer und noch mehr Buren, die sich als Engländer geben, und kein Ende von Kaffern, die in Kleinstadtmanier auf dem Bahnsteig herumlungern und unter hinreißend schönen Hotelmützen die Namen der Gasthöfe ausrufen, so gut sie es verstehen: »Stadt Windhuk – Kaiserkrone – Großes Herzog – Rheinisches Hof.«

Vor dem Bahnhof warten die Autos in langer Reihe. Anders ist diese Stadt als das Bild, das wir uns bisher davon machten. – Windhuk! Liegt nicht in dem Namen schon etwas von der afrikanischen Wildnis? Hört sich das nicht an wie knarrende Ochsenwagen, wie heulende Schakale an staubiger Pad? Statt dessen sausen wir im Auto über eine wohlplanierte Straße zwischen funkelnden Spiegelscheiben, aus denen uns die neuesten Kreationen Pariser Modekünstler entgegenlachen. Statt dessen sieht man schöne Frauen mit schicken Bubiköpfen und Autos und immer wieder Autos. Denn dieses ist der Gott des neuen Südafrika, es ist das Ding, an dessen Anschaffung ein jeder denkt, noch ehe er das Nötigste zusammen hat für einen kümmerlichen Haushalt. In diesem Klein-Paris von Südwestafrika ist das Auto ein alltäglicher Gebrauchsgegenstand. Am Auto hängt, zum Auto drängt hier alles. Es ist das Ding, das das Gesprächsthema liefert, wenn die Far-

mer vom Lande kommen und im Hotel »Großes Herzog« viel Whisky mit wenig Soda trinken. Der Mensch fängt hierzulande erst beim Auto an wie anderwärts beim Scheckbuch. Es ist hier nicht anders als überall sonst in den heranwachsenden Städten der neuen Länder. Viel Benzin und nicht viel sonst. Man fährt durch die breite Kaiserstraße und betrachtet sich die Herrlichkeit, und wenn man eben denkt, nun müsste Windhuk doch bald kommen, so ist man schon auf dem weiten Ausspannplatze, der einstmals von dem Gebrüll der Zugochsen widerhallte, und nur wenige Schritte weiter steht man schon wieder in der grenzenlosen Einsamkeit der afrikanischen Steppe. Für den, der eben erst von dem so ganz und gar deutschen Swakopmund kommt, ist Windhuk auf den ersten Blick eine unerfreuliche Überraschung durch die vielen englischen Ladeninschriften, die sich in der Hauptstraße breitmachen. Fast jedes Ladenschild ist zweisprachig deutsch und englisch, obwohl die Besitzer fast durchweg noch die alten aus deutscher Zeit sind, wobei freilich nicht verschwiegen werden darf, dass einige darunter waren, die mit beneidenswerter Elastizität den Anschluss an die neue Zeit zu finden wussten. So wurde z. B. ein Neumann über Nacht zu einem Mr. Newman, ein Herr Stein schrieb sich plötzlich mit einem Ypsilon. Aber das ist menschlich. Solche Leute soll es auch anderwärts geben. Dem gesteigerten Zuzug kapländischer Juden – den getreuesten Trabanten des englischen Imperialismus in Südafrika – folgte die Errichtung einer Syna-

goge, deren Entstehen vom Administrator Werth als bedeutendste Kulturtat seit Errichtung des Mandats gefeiert wurde; er muss es ja wissen.

Und doch ist es noch immer das alte Windhuk, das deutsche Städtchen in der afrikanischen Steppe. Auch heute, wo die Bußfertigkeit und Selbstanklage der Deutschen in aller Welt wahre Orgien feiert, wird es wohl noch erlaubt sein, so viel zu unserem Lobe zu sagen: Was wir tun, das tun wir im Allgemeinen gründlich.

Man braucht sich nur einmal Windhuk oder Swakopmund anzusehen mit den stattlichen Häusern und den großzügigen Stadtanlagen und daneben irgendein gleichgroßes englisches Kolonialstädtchen mit seinen gleichförmigen, roh zusammengehaue- nen Holz- und Blechhütten, mit seinen Whiskybars und Geldwechselbuden, die man Banken zu nennen beliebt, und der ganzen tödlichen Langeweile, die darauf ruht.

Und nun gar Windhuk, Windhuk die Lustige, Übermütige, das einstige Paradies der deutschen Tunichtgute! Schon die Lage ist einzig schön und eine unvergessliche Erinnerung für jeden, der einmal bei sinkender Nacht von den Höhen hinter dem Orte hinüberschaute zu den wildzerrissenen Khauasbergen, die im Abendlichte glühen, und hinunter zur Stadt und Steppe, über die das schwindende Tageslicht ein feuriges Farbenmeer gießt. Mit welcher Liebe hat der deutsche Siedler an dieser seiner neuen Heimatstadt gehangen! Wie verschwenderisch hat der deutsche Steuerzahler sie

ausgestattet, ohne die Spur eines händlerischen Gedankens, ob sich das jemals verzinse! Deutschland mit seiner Seele wollten sie dorthin tragen und Windhuk sollte es widerspiegeln. Da war z. B. ein Baurat, der es darauf abgesehen hatte, deutschen Burgruinen auch in Afrika ein Heimatrecht zu verschaffen. Und er tat es! Wohl das größte Wunder, das einen schon von weitem in Windhuk begrüßt, sind die drei Bergschlösser, die da auf trotzigem Felsengipfeln den Eingang zum Tal nach Klein-Windhuk sperren. Richtige Burgen mit hohen Türmen, verfallenen Mauern, Zinnen, Treppen und wunderschönen, altdeutsch eingerichteten Gemächern, in denen es vor Zeiten eine Lust war, zu trinken.

Nicht weit von den Burgen steht das vom selben Baumeister errichtete imposante Regierungsgebäude, das Schutztruppenlatein einst den Tintenpalast taufte, ein Name, der ihm heute noch anhängt, trotz der Schreibmaschinen. Weiter unten, aber immer noch die Stadt überhöhend, die evangelische Kirche, als eine Oase in der Wüste dieses Landes des Wellblechs. Eine Eigentümlichkeit von Windhuk sind die aus den Kalkfelsen hervorspringenden heißen Quellen, deren Wasser einst hier einen sumpfigen Urwald von tropischer Üppigkeit entstehen ließ. Heute ist auch das zivilisiert. Das Wasser wurde gefangen in dem von den deutschen Militärbehörden errichteten Schwimmbad, das eines der sieben Weltwunder von Deutsch-Südwestafrika ist. Man steht davor und schaut hinauf zu dem mitleidlos blauen Himmel, zu den staubigen Kasuarinen, zu



den Sandwolken, die der heiße Steppenwind herüberfegt, und man kann es nicht glauben, dass noch irgendwo auf dieser Erde so viel Wasser beisammen sein könnte. Wir gehen durch den schönen Tropengarten und bestaunen die hohen Dattelpalmen und die roten und weißen Oleanderblüten, deren Duft süß und berauschend über den Sandwegen schwebt, zusammen mit dem von zahlreichen anderen farbenfreudigen Blumen, zu deren Kenntnis wir leider noch nicht weit genug vorgedrungen sind aus dem Gebiete der afrikanischen Botanik. Hier gibt es einen Zoologischen Garten mit Luchsen und Leoparden, mit Panther und Pavianen, deren Stimmen hinaufklingen bis in die vornehme Gegend, wo die Mandarine<sup>1</sup> in der Leutweinstraße wohnen.

An jedem Käfig steht eine Bemerkung: *Presented by ...*<sup>2</sup> *Presented by Mister Müller. Presented by Mister Schulze.* Man liest die Namen, die Inschriften und aus dem Dickicht des Gartens steigt wieder der Spuk dieser unmöglichen Zeit. *Presented by Mister Mooiprat ...*

Wäre diese Stadt deutsch geblieben, so würde heute ganz Afrika zusammenlaufen, um sie zu bewundern. Statt dessen – statt dessen ist alles in den Anfängen steckengeblieben. Statt dessen ist sie auf dem besten Wege zu der bodenlosen Trostlosigkeit einer englischkolonialen Wellblechstadt, zu einem burischen »Dorp« im Achterveld mit seinen Autogaren, Benzingestank und Whisky und Soda und ein bisschen Getue, das sich Sport nennt.

Ich stand auf der Anhöhe, neben dem »Reiter von Südwest«, in dessen Sockel in Erz gegossen die Namen derer stehen, die einst mit ihrem Blute dieses Land zuerst zu einem Weißmannslande machten. Es war Nacht und die Grillen zirpten unanständig laut. Drunten blitzten die Lichter der Stadt.

Seltsame Stadt!

In dieser Stadt von knapp 5000 Einwohnern gibt es siebenhundert Autos – oder gab es damals, vor einem Jahre. Die Götter mögen wissen, wie viele es heute sind!

In dieser Stadt drucken sie Zeitungen in drei Sprachen.

In dieser Stadt kommt auf jeden zehnten Einwohner ein Polizist und auf jeden hundertsten ein Gerichtsvollzieher.

In dieser Stadt gibt es dreiunddreißig Advokaten und zwei Bischöfe.

In diesen Mauern steigt wie nirgendwo sonst die hohe Politik herab in die Sphäre der gewöhnlichen Sterblichen. Sie wird eine persönliche Angelegenheit von Nachbar Müller und Schulze, sie umgibt sich mit Buschklotsch, sie setzt sich wohligh mitten hinein in die *chronique scandaleuse*,<sup>3</sup> die mit lästerner Zunge durch die Gassen geht, und wer sich da nicht sehr in acht nimmt, den packt sie beim Schopf und macht ihn zu einer politischen Sensation, ob er will oder nicht.

Bedachtsamkeit war nun freilich noch nie meine Tugend, und warum, wenn ich mir mit kaltem Blute

die Sache heute überlege – warum sollte es denn mir besser ergangen sein wie allen anderen? Damals freilich, als mit wichtiger Amtsmiene der Gerichtsvollzieher in den »Westfälischen Hof« kam, da dachte ich anders.

In englischen Ländern sind sogar die Gerichtsvollzieher höflich. »*Good morning, Sir*«, sagte er mit einer Verbeugung.

»*Good morning*«, antwortete ich.

»Sind Sie Mister Faber?«

»Jawohl.«

»Freut mich, Ihre Bekanntschaft zu machen. Ich bin nämlich der Gerichtsvollzieher – *I'm so sorry* – und habe das Vergnügen Ihnen etwas zu überbringen. Vielleicht haben Sie die Güte das durchzulesen. Es wird Sie interessieren.«

Damit überreichte er mir eine blaue Aktenmappe und empfahl sich höflich, wie er gekommen, und überließ mich der Lektüre.

Es war in der Tat eine interessante Lektüre, so etwas in der Art derer, die man gelegentlich von Finanzämtern zugestellt bekommt. Viele Papierbogen, breite Aktenränder, wichtige Stempel, lange Ausführungen in der so seltsam verklausulierten englischen Gerichtssprache, die nur die Advokaten verstehen können, und die nicht einmal richtig. Und darunter ein paar unbeholfene Unterschriften.

Biljoen – Smith –? Aber ja, das waren doch die Hanswürste auf der Lokomotive, die Don Quichoten des Waffenstillstandstages, die sich nun bitter beklagten über diesen Mister Faber, der sich anderen

Tages über sie lustig gemacht hatte in den Spalten der Windhuker »Allgemeinen Zeitung«. So etwas schreibt man nicht. So etwas denkt man nur in einem freien Lande. Und anderenfalls ist es »*de-fa--ma-tion of character*«<sup>4</sup> und ein Verbrechen, das nach Strafe schreit.

Nach – ja, ich musste genau hinsehen. Ich musste die Augen reiben und mich noch einmal überzeugen, um es zu glauben – nach fünfhundert Pfund Schadenersatz. – Wie war das? Hatte man sich vielleicht in der Zahl der Nullen geirrt? Doch da stand es deutlich noch einmal in Buchstaben: Fünfhundert Pfund Sterling. Und das waren gerade *zehntausend Mark!*

Ein Kompliment auf meine Zahlungsfähigkeit! Aber Komplimente machen nicht fett. Ich ging zum Schriftleiter der Zeitung, der sehr bestürzt in seiner Bude saß, denn auch er hatte eine Klage auf zehntausend Mark zugestellt bekommen. Ich besuchte den Verleger, der ebenfalls zehntausend Mark bezahlen sollte.

Was da wohl zu tun wäre? fragte ich.

»Was da zu tun ist?« sagte der. »Man nimmt eben alles de- und wehmütig zurück in der Zeitung. Es glaubt's ja doch keiner.«

»Wenn man aber doch im Recht ist –«

»Als ob es darauf ankäme! Glauben Sie denn, ich lasse mir die Druckaufträge von der Regierung sperren?«

Am anderen Tage rieben sich alle Engländer und

Buren in Südwest die Hände vor Vergnügen über die Erklärung in der deutschen Zeitung.

Aber freilich – Mister Fabers Unterschrift war nicht darunter. – Also war es nur eine halbe Freude, und also bekam Mister Faber von neuem den Besuch des Gerichtsvollziehers, der ihm ein weiteres Schriftstück überreichte mit der Bitte um Empfangsbestätigung.

»Will you kindly sign here –«<sup>5</sup>

Nun kannte ich mich selbst nicht mehr aus. Hatte ich den König von England umgebracht oder einen Lokomotivführer einen Narren genannt? Denn diese Vorladung war vor den *High Court*, das oberste Gericht, wo man die Staatsverbrechen zu behandeln pflegt und wo altväterliche Perücken dem profanen Publikum den Ernst der Stunde zum Bewusstsein bringen. His Worship, Seine Gnaden, der Richter, war ein Deutscher aus der Kapkolonie, aber es war alles »Nix Deutsch« bei der Verhandlung.

Ob ich mir das nun überlegt habe und alles zurücknehmen wolle?

»Nein, Euer Gnaden.«

Seine Gnaden putzte die Brille. »Dann müssen wir das vertagen«, meinte er. »Das Gericht geht jetzt in Ferien und tritt erst in vier Monaten wieder zusammen.«

»Allright«, sagte ich. »Allright«, sagte auch der Richter, »aber inzwischen müssen Sie zweihundertfünfzig Pfund (5000 Mark) Kautions stellen.«

»Die habe ich nicht.«

»Oh, ich weiß, dass Sie das nicht haben. Aber gewiss haben Sie Freunde, die dafür garantieren können –«

»Tut mir leid, Euer Gnaden. Ich habe auch keine Freunde.«

»Dann muss ich Sie verhaften lassen. – I'm so sorry«.

Und so geschah es am nächsten Tage. Derselbe höfliche und würdige Gerichtsvollzieher, der mich schon zweimal zuvor mit seinem Besuch beehrt hatte, verhaftete mich auf der Straße und nahm mich mit ins Gefängnis.

Je nun, es ist alles eine Sache der Gewohnheit, und dieses war – ich muss es gestehen – auch nicht meine erste Begegnung mit dem Gefängnis. Einmal, als ganz junger Bursch wegen Vagabundierens in Texas, ein andermal wegen Schwarzfahrens in Kalifornien, ein andermal als »Bolschewik« in Chile, dann wieder einmal in Mato Grosso<sup>6</sup> im innersten Brasilien aus Gründen, die ich heute noch nicht kenne – ich könnte, wie einst Silvio Pellico, ein Buch »*Le mie prigione*«<sup>7</sup> schreiben, und es gäbe ein interessantes Buch.

Ein bisschen überlief es mich aber doch mit einer Gänsehaut, ein sinkendes Gefühl der Trostlosigkeit erfasste mich, als der Wärter die Wache herausrief und als das Tor sich öffnete in der grauen Mauer, an der mit großen Buchstaben zu lesen stand: »H. M. Goal.«<sup>8</sup>

Es ist ein besonderes Gefängnis, das auch seinen Einzug in die deutsche Literatur gehalten hat als Schauplatz für mehrere Kapitel in dem Buch von Hans Grimm »Volk ohne Raum«. Der Gefängnisdirektor schaute mich kaum an. Mürrisch trug er den Namen in ein großes Buch, das schon von manchem verworrenen Schicksal zeugen mochte, und dann war ich frei mich umzusehen in dieser neuen Umwelt. Sie war nicht erfreulich – das wäre auch zu viel verlangt für ein Gefängnis –, aber, um der Wahrheit die Ehre zu geben: ich habe schon schlimmere erlebt und gesehen.

Es war noch früh am Vormittag, und alle Insassen waren auswärts bei der Arbeit. Unter einem primitiven Bretterverschlag auf dem Hofe ging der Koch seinen Künsten nach.

»Hallo, was hast du ausgefressen?« fragte er mich auf deutsch.

»Das weiß ich nicht«, antwortete ich mürrisch und wahrheitsgemäß.

»Ja, das kennt man! Schon manchen hab' ich kommen sehen in den zehn Monaten, die ich hier abbrumme, und keiner hat etwas gewusst. Alle unschuldig wie die Tauben. – Und wie lange sollst du wohl hier bleiben?«

»Wenn ich das wüsste –« sagte ich trostlos.

»Du weißt nicht? Keine Ahnung? – Das sind immer die, die am längsten bleiben.«

Misstrauisch schaute er mich von der Seite an. Da er aber gar so neugierig und ich froh um irgendeine Aussprache war, erzählte ich ihm alles, wie es

sich zugetragen. Er nickte mit dem Kopfe, als ich fertig war.

»So ist das nun mal hierzulande. Das kommt alles vom Mooiprat.«

»Mooiprat –«

»Ja, da sieht man, dass du noch nicht lange in Südafrika bist. Mooiprat ist eben Mooiprat. Das ist burisch und heißt auf deutsch Schönreden. Es kann aber auch Schlechtreden heißen, je nachdem. Wir haben sogar einmal einen Mr. Mooiprat als Administrator gehabt. Das ist nämlich jetzt so bei uns in England: da reden alle viel und alle nichts und passen höllisch auf auf das, was sie sagen. Nur die Deutschen plappern heraus, was sie im Kopf und auf der Zunge haben und stolpern dann über Paragraphen und fangen sich in den Maschen der Gesetze, die so viele Fallstricke sind für die Dummen. Kurz nach dem Kriege war das ganze Gefängnis hier voll von solchen Dummen, die sich in ihrer deutschen Einfalt einbildeten, dass die Sprache noch für etwas anderes da wäre als für den Mooiprat. Zehn Jahre Zuchthaus war damals die Normaldosis für einen Deutschen, und bei manchen taten sie es nicht unter einem Todesurteil, gerade nur um das Blaubuch zu füllen.«

»Blaubuch –?«

»Nun ja, das brauchten sie doch, um uns die Kolonien abzuluchsen. – Aber das habt ihr wohl wieder vergessen in Deutschland? Geht euch nichts an? Aber dich wird's angehen, ehe du wieder herauskommst aus dem verdamnten Loch. – Und hast du



vielleicht eine Zigarette für mich?»

Während er noch so redete, kamen auch die anderen Gefangenen von der Arbeit und setzten sich an den Tisch im Hof in Erwartung der Mahlzeit. Es war so gut wie ein Picknick. In Windhuk geht die Farbenlinie bis in die Gefängnisse. Auch hinter Mauern ist der weiße Mann ein Übermensch, eine Art Ersatzgentleman, den man streng getrennt von dem farbigen Volke hält. Es waren ihrer etwa ein Dutzend, die hier über ihre afrikanischen Delikte nachdenken mussten. Der eine hatte Diamanten geschmuggelt in Lüderitzbucht, der andere den Eingeborenen Schnaps verkauft, ein englischer Edelmensch, der auch herübergekommen war, um in *sacred trust of civilisation*<sup>9</sup> das von Deutschland so schlecht verwaltete Land zu retten, hatte als Postbeamter seine Kasse mit der seines Amtes verwechselt. Ein buri-scher Rechtsanwalt musste sechs Monate lang über ein gerütteltes Maß von Schandtaten nachdenken.

»Ja, so ist das mit dem römisch-holländischen Unrecht,« meinte der, als er meine Geschichte hörte, »die Dummen fangen sich in seinem Netze, wo die, die sich auskennen, vierspännig hindurchfahren. Lieber eine Mordanklage als eine Damagesache (Beleidigungssache)! Es gibt Leute, die reisen darauf hierzulande. Man benimmt sich möglichst zweifelhaft und gibt den Leuten etwas zu reden. Und liegt dann auf der Lauer, ob einer – aber nur einer mit viel Geld – etwas verlauten lasse, was er nicht beweisen kann, dann her mit der Beleidigung!

gungs- oder Damageklage. Verdammt nahrhaftes Handwerk! Darauf werde ich mich verlegen, wenn ich wieder draußen bin.«

»Wenn einer dumm genug ist, darauf hereinzufallen«, meinte ich. »Aber mir kann doch nichts passieren.«

»Wieso?« sagte der Advokat.

»Wo man doch seine Zeugen hat. Wo sie doch wirklich alle betrunken waren.«

»Als ob's darauf ankäme! Darum haben sie doch Ihren Fall vors Obergericht gebracht, weil das auf vier Monate in Ferien geht. Und wenn die herum sind, dann werden es fünf und sechs und sieben, bis Sie darankommen. – Kein übler Trick, das! Da wird Ihnen nichts anderes übrigbleiben als die zweihundertundfünfzig Pfund zu zahlen, und obendrein wird man Ihnen noch vorhalten, dass Sie nichts beweisen konnten. – So, da haben Sie nun Ihr Lehrgeld! Und verdammt billig sind Sie dabei noch weggekommen unter der glorreichen britischen Flagge.

»*Right or wrong, my country.*«<sup>10</sup> Die brechen jedes Gesetz und schwören jeden Meineid, wenn es sich um ihre Interessen handelt. Und meine Landsleute, die Buren, die können es heute schon so gut wie ihre Meister.«

Ich antwortete nicht. Die Rede stimmte mich bedenklich. Zweihundertfünfzig Pfund, mehr als fünftausend Mark! Woher nehmen und nicht stehlen? Und selbst wenn man sie hätte – nein, solche »Recht«sprechung!

Ich stand im Hofe, mitten in der grellen Sonne, und hing brütend den düsteren Gedanken nach. Neben mir bereitete mein neuer Freund, der Diamantenschmuggler, den ärmlichen Gefängnisfraß. Es wurde dunkel. Er rief mich zum Esten.

Bohnen –

Das internationale Menü, das an den Enden der Erde zum Gefängnis gehört wie das Schloss und die Mauern. Ebenso gut hätte man mir eine Ration Steine vorsetzen können.

»Ja,« sagte der Advokat, »so geht es allen, wenn sie anfangs kommen; aber Bohnen sind ein nahrhaftes Gericht und verdammt viel besser als gar nichts.«

Überdem war das letzte bisschen Licht aus dem weiten Hofe gewichen. Die Mauern standen schwärzer als die Nacht im unsicheren Scheine der Laternen. Irgendwo tönte eine schrille Klingel, das Schnurren und Rumpeln von aufgerissenen Toren. Es war wie in einer Menagerie. Der Wärter kam mit einem Schlüsselbund und brachte mich nach der Zelle, einer düsteren Angelegenheit aus Eisen und Zement und gerade groß genug, um einen anständigen Karnickelstall zu beherbergen. Auf dem Steinboden lag eine schmutzige Matratze. Sonst war nichts zu sehen als die großen Nietköpfe an der eisernen Wand und hoch oben, außer Reichweite, das vergitterte Fenster, durch das ein spärliches Laternenlicht auf die Spinnweben fiel, die vorurteilslose Tiere sogar in dieser freudlosen Umwelt gesponnen hatten. Es war noch früh in der Nacht, aber ebenso

gut hätte es Mitternacht sein können, so intensiv, so bleiern schwer war die Stille. Nur ab und zu hallten schwere Schritte durch den kahlen Gang, zuweilen knarrte ein Schloss. Irgendwo bimmelte eine Glocke und hörte nimmer auf. So vergingen die Stunden, deren jede wie eine kleine Ewigkeit war.

Wie lang sind die Nächte im Gefängnis!

Am anderen Morgen gab es wieder Bohnen. Und eine schwarze Brühe, die man Kaffee zu nennen liebte. Und der schnoddrige Advokat, der seine Bemerkungen machte. Der Tag wurde heiß wie alle anderen. Die Sonne lag grell im Hofe. Der Magen knurrte ein wenig, aber es wurde wieder Abend, und ich hatte immer noch nichts gegessen. Da kam Billy, der Oberwärter im Gefängnis, mit der schicksalsschweren Frage, die ich in den nächsten Tagen noch oft genug zu hören bekam:

»Why don't you eat?«<sup>11</sup>

Besonders eindringlich kam die Frage aus diesem Munde, denn Billy war ein ausgesprochen kulinarischer Typ von zwei und einem halben Zentner Lebendgewicht, die schon ihre Ansprüche stellten. Aber im übrigen war er der beste Mensch in und außerhalb der Gefängnisse und voller Sympathie für seine hungernden Zeitgenossen. Kopfschüttelnd betrachtete er mich von oben bis unten. Kopfschüttelnd holte er den großen Schlüsselbund und brachte mich nach der Zelle. – »Well,« sagte er, »wir haben neulich hier einen gehabt, der am nächsten Tage gehenkt wurde, und der hat nicht halb so

sauer dreingesehen wie Sie.«

Aber was soll ich da weiter erzählen? Es war eine Tragikomödie und wurde schließlich zu einer recht ärgerlichen Geschichte. Wäre mir acht Tage vorher, ja nur in dem Augenblick, da ich zuerst durch das Gefängnistor ging, ein Prophet erschienen und hätte mir einen Hungerstreik geweissagt, ich hätte ihn ausgelacht. Nun aber war ich mitten drin und wusste selbst nicht, wie es kam. Wer viel auf Landstraßen gelegen hat, wer, wie ich, drei Jahre bei den Eskimos lebte, der hat auch Übung im Hungern, der lacht über ein dreitägiges Fasten.

Aber vom vierten oder fünften Tag an geht es bergab mit den guten Vorsätzen, und wer da nicht einen Kopf von Eisen hat, der führt das Experiment nicht durch. Nicht, dass man Hunger hätte! Der verliert sich in den ersten Tagen vollständig. Aber es ist eine nervenfressende Angelegenheit in mehr als einer Hinsicht, sogar für die, die es, mit ansehen müssen. – In diesem Falle besonders auch für Billy, den Wärter. An jedem Vormittag zur selben Stunde stieg seine gewaltige Leibesfülle über den schattenlosen Hof und blieb kopfschüttelnd vor mir stehen.

»Well, how are you this morning?«<sup>12</sup>

»So –? Allright<sup>13</sup> sagen Sie? All-right? Das verstehe wer will. Ich kann ja gewiss auch allerhand vertragen und habe es auch getan in meinem Leben, aber nichts essen – Hu! Was hat man denn sonst von seinem Dasein? Einmal habe ich auf Anraten des Arztes vierundzwanzig Stunden lang gefas-

tet, weil ich nämlich so fett bin. – Vier-und-zwanzig Stunden! Aber, lieber Gott, das kann sich kein Mensch vorstellen, was ich da gelitten habe! – Well, nun will ich aber selbst mal zu Mittag essen!«

So verging ein Tag um den anderen einigermaßen erträglich. Nicht aber die Nächte. Nicht aber die langen, dunklen Stunden, in denen die wirren Gedanken aus dem Kopfe stiegen und auf den überspannten Nerven tanzten. Zwölf Stunden, zwölf Ewigkeiten, und da war keine unter ihnen, in denen ich mich nicht einen Narren schimpfte ob des Abenteuers, in das ich mich eingelassen hatte. Da war keine, die mir nicht jahrelange Gefängnishaft vorgaukelte, wenn ich jetzt nicht durchhielt. Anders als bei anderen Leuten malt sich die Welt in einem Kopfe, der mit einem hungrigen Magen zusammenhängt. Jede alltägliche Angelegenheit magnifiziert sich zu einer Katastrophe. Gespenster steigen auf. Die ganze Umwelt wird zu einem großen Fragezeichen.

Es war ein Glück, dass es wenigstens bei Tage nicht an Abwechslung fehlte.

Hungerstreike sprechen sich schnell herum, vor allem in Afrika, wo die *chronique scandaleuse* besonders lange Beine hat. Im Augenblick war die Kunde davon vom Kap bis Kairo gewandert. Sie hatte sich ins Büro Reuter verlaufen und stand in allen Zeitungen an den Enden der Erde. Für die Dauer eines Tages war ich ein berühmter Mann.

Ah, wenn man davon leben könnte! Wenn der Ruhm auch satt machen würde! Wenn diese Dru-

ckerschwärze die ärgerliche Angelegenheit endlich aus der Welt schaffen könnte! Schon waren fünf Tage vergangen und noch immer stand sie auf demselben Punkte wie am ersten. Sollte das nun noch fünf Tage lang so weiter gehen? Mir graute ein wenig davor, und ich begann unsicher zu werden in meinen Vorsätzen. Ohnehin hatte ich kein Talent zu einem Michael Kohlhaas. An jenem Tage erschien unerwartet der Gefängnisarzt, ein sehr magerer Mann, der aussah, als ob er selbst erst einen achttägigen Hungerstreik hinter sich hätte. Aber Augen hatte er, die hart waren wie Stahlspitzen.

»Wo ist das Subjekt?« wandte er sich an den Gefängniswärter.

»Hier,« sagte der, »und er scheint recht ausgepumpt, Sir.«

»Seit wann hat er nichts mehr gegessen?«

»Fünf Tage, Sir.«

»Gut, dann hat er ja Übung. Kann es noch zweimal so lang aushalten. Kleinigkeit. Stellen Sie ihm bei jeder Mahlzeit das Essen hin, und wenn er absolut sterben will – *allright!* Ich habe nichts dagegen.«

Sprach's und ging weiter, ohne mit den Wimpern zu zucken. Aber am anderen Tage kam er wieder in Begleitung des Magistrats, einer sehr aufgeblasenen Person, die wie ein Pfau über den Gefängnishof schritt.

»Das ist Poppe, auch so einer von den Vögeln, die uns vom Kapland zugeflogen sind«, flüsterte mir der Koch zu. »Kann man's ihm ansehen, dass sein Vater noch Tagelöhner in Mecklenburg war?«

»Noch nichts gegessen?« fragte Mister Poppe mit strengster Amtsmiene. »Und warum nicht?«

»Weil ich eben keinen Hunger habe.«

»Keinen Hunger – so? Und wie hoch, sagten Sie, war die Kautions?«

»Zweihundertfünfzig.«

»Zweihundert täten es wohl auch.«

Ich schüttelte nur den Kopf.

Am anderen Morgen kam er wieder.

»Wie wär's mit hundertfünfzig?«

Dann am nächsten.

»Und hundert?«

Noch immer schüttelte ich den Kopf. Aber im stillen rieb ich die Hände. – Fünfzig Pfund pro Tag! Das war kein schlechtes Geschäft. Aber lang konnte das nicht so weiter gehen. Einmal muss man jawohl essen, und sechstägiges Fasten greift auch die stärksten Nerven an. Es war Sonntag, ein trüber, hässlicher Sonntag, trotz der Sonne, die hell wie immer in den schattenlosen Hof herunter schien. Hunger verspürte ich keinen. Den hatte ich mir schon abgewöhnt. Aber ein wenig Fieber. Und ein seltsam schwindliges Gefühl und einen unerträglich dumpfen Druck im Kopf. Das leiseste Geräusch ging mir auf die Nerven. Hier aber herrschte ein Lärm, der selbst einen Verkehrsschutzmann nervös gemacht hätte. Die ganze Rotte Korah<sup>14</sup> der eingeborenen Gefangenen war zu Hause geblieben und vertrieb sich die Zeit mit einer Orgie von Frömmigkeit. Ein katholischer Pater war aus Klein-Windhuk gekommen,



und nun widerhallte das Haus von Hymnen, die zum Himmel stiegen in einem furchtbaren Falsetto; eine schaurige Kakophonie, deren Anhören allein sechs Wochen Gefängnis aufwog; ein verworrener Lärm von christlichem Eifer und heidnischem Temperament, der aus allen Flügeln des Gefängnisses zu gleicher Zeit kam und nimmer aufhörte, bis bei dunkler Nacht die schrillen Glocken gellten und bald nur noch die schweren Schritte und die eintönigen Rufe der Ronden in den langen, kahlen Gängen widerhallten.

Tagsüber hatte es mir nicht an Besuch gefehlt. In Begleitung eines evangelischen Pastors, der sich vom ersten Tage an mit großer Besorgtheit meiner angenommen hatte, erschien auch ein sehr schlanker, sehr dunkler, etwas pädagogisch aussehender Herr, dessen Bild ich einmal irgendwo gesehen haben mochte, soviel ich mich erinnerte. Es war kein anderer als Hans Grimm, der Verfasser des Buches »Volk ohne Raum«, der wie niemand sonst die Misere unserer zusammengebrochenen Kolonialpolitik zu schildern vermochte, und mit ihr die ganze tragikomische Verkettung von deutscher Dummheit und burisch-angelsächsischer Verschlagenheit, für die ich selbst eben ein so betrübliches Beispiel dokumentierte. – Freilich kam gleich nach ihm der deutsche Konsul und mit ihm eine andere Welt. –

So ging der Tag ganz leidlich herum. Aber die Nacht – die sechste des Hungerstreiks – war sicher die längste meines Lebens. Gerade nur um mich auch auf andere Gedanken zu bringen, hatte der

Wärter mir ein kleines Buch überreicht. Ich schaute hinein. – Essays von Carlyle – die waren gerade die richtige Kost für einen, der acht Tage lang nichts gegessen hat! Ich warf den Wisch in eine Ecke. Ich versuchte zu schlafen. Ich rannte auf und ab in dem engen Raume wie ein Tier im Käfig. Schließlich verfiel ich in einen dumpfen Halbschlaf, aus dem ich erst wieder aufschreckte, als sich polternd die Tür öffnete und ein ganz fremder, offenbar sehr hoher Gerichtsbeamter auf der Bildfläche auftauchte.

Manchmal können Engländer auch recht höflich und leutselig sein. Dieser überbot sich sogar in solcher Kunst. Er ließ sich einen Stuhl bringen und setzte sich neben die schmutzige Matratze. Ein Dutzend Fragen stellte er auf einmal und schaute mich dabei an mit einem Gesicht, aus dem eine Welt voll Wohlwollen strahlte. – Wie ich geschlafen hätte? Wie ich mich fühle heute Morgen? Ob es nun nicht bald Zeit wäre, die lächerliche Sache aus der Welt zu schaffen?

»Gewiss,« sagte ich, »höchste Zeit!«

»Ganz meine Meinung. Und auch die des Mister Viljoen oder wie er heißt und der Advokaten der Gegenseite.«

»Und –«.

»Nun ja, es ist wohl alles mehr ein Missverständnis; *don't you see?* Es liegt ihnen nichts an barem Geld, zumal Sie ja doch nichts bezahlen können. – So wollen sie gern darauf verzichten, und wenn Sie nun eben hier noch unterschreiben wollten –«

Einen Augenblick sah ich ihn an. Ich schaute auf

das weiße Papier und die schwarzen Buchstaben, die vor meinen Augen tanzten. Krampfhaft fasste ich die Feder, aber die Finger zitterten ein wenig. Man ist kein Kalligraf, wenn man acht Tage lang nichts gegessen hat. Zu meinem Glück war ich es nicht. Denn wie sagt Mephisto?

*»Ist doch ein jedes Blättchen gut.  
Du unterzeichnest dich mit einem Tröpfchen  
Blut!«*

War es doch der Text einer kleinen Zeitungsnotiz, in dem ich alle Behauptungen reumütig zurücknahm.

»Nun?« meinte der allzu freundliche Herr. »Lieber nicht, *your worship*«

Er nahm seinen Hut, putzte ein Stäubchen von seinem Rock, als ob er die ganze Gefängnisatmosphäre von sich schütteln wollte. Einmal noch schaute er streng zurück.

»*You'll be sorry for this*. Sie werden das bereuen!«

Dann fiel das schwere Tor wieder hinter ihm ins Schloss. –

Aber es verging keine halbe Stunde, ehe er wieder zurückkam und mit ihm der deutsche Konsul.

»*Allright*«, sagte er, »Sie können nun gehen. Die Sache ist abgesetzt vom Obergericht und kann nun jeden Tag beim Magistrat verhandelt werden. Inzwischen stellt Mister Konsul fünfzig Pfund Kaution.«

»*Allright*«, sagte ich, als ob nichts passiert wäre.

Aber ein wenig zitterte ich doch, als mich draußen das helle Licht und die Sonne der Freiheit wie wilde Tiere überfielen. Der brave, dicke Gefängnischef klopfte mir wohlwollend auf die Schulter.

»Hm,« sagte er mit strahlender Miene, »ich weiß, wer heute ein tüchtiges Mittagessen haben wird!«

Aber damit ich das gleich vorausnehme: es war nichts mit dem großen Mittagessen, denn den Hunger hatte ich mir inzwischen schon abgewöhnt. Es wurde auch nichts aus der so hoch und heilig versprochenen Gerichtsverhandlung. Und von den fünfzig Pfund Kautions haben sie mir fünfundzwanzig für Gerichtskosten abgeknöpft, als ich schon wieder in einem anderen Lande weilte.

- 
1. hoher chinesischer Würdenträger, hier in ironischem Sinn: Beamter <<<
  2. Geschenk von ... <<<
  3. Lästergeschichte, Stadtklatsch <<<
  4. böswillige Verleumdung <<<
  5. Wollen Sie bitte hier unterschreiben? <<<
  6. Bundesstaat im Landesinneren Brasiliens <<<
  7. Mein Gefängnisleben <<<
  8. Königlich-Englisches Gefängnis <<<
  9. Der erhabene Schutz der Zivilisation <<<
  10. Recht oder Unrecht, ich stehe zu meinem Vaterland! – Ein den Engländern als politischer Wahlspruch beigelegter Satz <<<
  11. Warum essen Sie nicht? <<<

- 12. Nun, wie geht es Ihnen heute Morgen? <<<
- 13. Alles in Ordnung <<<
- 14. zügellose Horde <<<

## 4|Auf Koffipad

KURT FABER, DER HUNGERKÜNSTLER / AUF PAD / DAS  
MODERNE SCHIFF DER WÜSTE / EIN KAPITEL ÜBER DIE  
FRAUEN / BESUCH AUF DER FARM / EIN MOOI PLAATSJE  
/ IN DER KALAHARI / BEGEGNUNG MIT BUREN / AUCH  
EIN AUTO / KAFFEE BEI OOM PAUL / BEI DEN WASSERN  
BABYLONS / IM HARTEBEESTHAUS / OOM PIET ERZÄHLT  
EINE GESCHICHTE / DIE »SWARE ZIEKTE« UND DAS  
»AFRIKAANSE GENEESMITTEL« / EIN SCHWIERIGER FALL  
/ IM BASTARDLAND / SCHUTZTRUPPENLATEIN / EINE  
SELTSAME GESCHICHTE

Es hilft nichts, dass man sich dagegen wehrt.  
Noch je und je war der Mensch ein Sklave des Mi-  
lieus, in dem er lebte. Noch je und je hat solches Mi-  
lieu in den Gehirnen Verwirrung angerichtet und  
sich endlich widergespiegelt in den subtilen Mitteln  
der Sprache. So ist im Laufe der Jahrhunderte die  
stolze niederländische Sprache unter dem Einfluss  
der afrikanischen Sonne verdorrt zu einem beque-  
men Wellblechholländisch, Afrikaans genannt; eine  
Sprache, die sich herrlich dazu eignet, die Bockies  
in den Kraal zu jagen und den Ochsengespannen  
das Fürchten beizubringen, aber sonst –

Und wenn das schon die Holländer tun, warum  
sollen dann die Deutschen zurückbleiben?

*»Wenn einer spricht die Sprache wert,  
Die seine Mutter ihn gelehrt,*

*Das ist gar keine Sache!  
Nein, wer den deutschen Laut verfälscht,  
Wer möglichst gräulich kauderwelscht,  
Der, der beherrscht am besten  
Die Sprache von Südwesten!«*

So sang der Dichter schon zu deutscher Zeit. Und warum soll es dann besser geworden sein in diesen Mandatstagen? Und warum – so frage ich mich – warum soll ich mich so weit bloßstellen in den Augen aller Landeskundigen, dass ich mich eines anderen Idioms bediene? Und also werde ich für die Folge meine weiteren Eindrücke in südwestafrikanischer Sprache niederschreiben.

O heilige Einfalt, die etwa in der heißen Sonne eine Ziege über den Ausspannplatz laufen sähe und bei deren Anblick nicht von einem Bockie spräche! Man würde solchen Menschen einfach nicht für voll nehmen, man würde ihn in die hinterste Klasse einreihen, zu den hoffnungslosesten Grünhörnern, er bekäme etwas zu hören über solch bedauerlichen Mangel an Anpassungsfähigkeit! Und darum werde ich mich nicht noch weiter wehren gegen den Geist dieses Landes. Ich werde ein Auge zudrücken und dann noch eines. Ich werde mich versündigen an allen guten Geistern der deutschen Sprache und werde fürderhin von Bockies und Beestern sprechen. Ich werde mein Baüe anziehen und auf Pad gehen und diesem Powian von einem Bambusen eins mit dem Schambol geben, wenn er nicht Hakahana macht. Ab und zu – miskie – werde ich dann im Sch-

tor einen Suppi genehmigen, in der Fläche die Har-tebeesters und die Wildebeesters jagen und alles das zuletzt noch niederschreiben, weil eben das »Pampier« geduldig ist. –

Das Intermezzo im Gefängnis war vorbei, aber nicht vergessen. Meinen afrikanischen Namen hatte ich weg. Wo immer ich mich blicken ließ in einem Wirtshause – ich wollte sagen in einer Bar –, da schmunzelten die Leute ein wenig.

»Ah, der Hungerkünstler!« So war es gut, dass schon am ersten Tage ein alter Afrikaner mich ein-lud, einmal mit ihm »auf Pad« zu gehen. – Auf Pad? Ist das eigentlich noch der richtige Ausdruck für so etwas? Wer denkt bei dem Worte nicht an die lange Schlange der Ochsenwagen, die in der tiefen Spur beschaulich zwischen den Dornbüschen schaukelt? An Staub und Hitze und brüllende Ochsen und Kaf-fern, die mit langen Peitschen knallen, und an eine üppige Matratze im Wagen, auf der der Ouwbaas liegt. Und abends ein loderndes Feuer unter funkeln-den Steinen, und ringsum die verworrenen Stim-men der Wildnis, die zu uns mit ewig neuer Sprache sprechen.

Und ist es nun das? Von aller Romantik afrikani-scher Landstraßen nichts anderes mehr als dieses benzinschnaubende, kilometerfressende Ungetüm. – Ach, es hilft nichts, dass wir uns dem Zeitgeist ent-gegenstemmen. Das Auto ist doch das moderne Schiff der Wüste. –

Windhuk liegt schon hinter uns. Nun fahren wir zwischen den Gärten von Klein-Windhuk, wo die



reifenden Trauben aus dem dunklen Blätterwerk der Weinberge leuchten. Da und dort sieht man stattliche Feigenbäume, da und dort die weißen Oleanderblüten, die für einen Augenblick den Benzingeruch vertreiben. Schlanke Eukalyptusbäume stehen staubig am Wegrand. Unser Führer und Gastgeber gibt uns ausführliche Auskunft über die lieben Männer und die bösen Frauen, die hier in der Gegend hausen. Bald haben wir den Ort hinter uns gelassen, und der schnurrende Motor führt uns hinaus in die endlose afrikanische Steppe, die überall so grau und dürr erscheint, wenn man sie aus der Nähe betrachtet, und so voller Farben, wenn man den Blick in die Ferne wendet. Wie still es hier ist! Nur da und dort glucksen ein paar Perlhühner, nur da und dort liegen ein paar langhornige Ochsen im Schatten eines Kameldornbaumes. Hier huscht ein mausartiges Geschöpf mit einem buschigen Schwanz wie ein Eichhörnchen über die Straße, eine Herde Ziegen, ich wollte sagen Bockies, steht stumm und störrisch auf der Pad, die sie erst im letzten Augenblick freigeben.

In der Ferne taucht mitten aus der grenzenlosen Einsamkeit des Buschlandes das schimmernde Wellblechdach eines Farmhauses auf.

»Schreiben Sie auch Romane?« fragte mein Gastgeber.

»Nein«, sagte ich.

»Schade,« meinte der Afrikaner, »dort drüben könnten sie ein Motiv dafür finden. Der Mann ließ sich eine Braut aus Deutschland kommen, die dann

auch prompt eintraf, zusammen mit ihrer Schwester, und wie das nun zuweilen so kommt – wie nun Braut Nummer eins nach Deutschland fährt, um sich die Aussteuer anzuschaffen, verlobt er sich mit der Schwester. Das war nicht schön, werden Sie sagen. Aber wie nun Braut Nummer zwei zum gleichen Zweck übers Wasser geht, lernt sie einen jungen Kerl kennen und gibt dem Gewesenen den Laufpass. – Ja, die Frauen! Die waren früher dünn gesät wie die Regentage hierzulande! Einige behelfen sich mit Bastardfrauen, andere blieben zeitlebens Junggesellen oder sie gingen nach Swakopmund und wählten sich etwas aus unter denen, die von wohlthätigen Gesellschaften in Deutschland als Weihnachtspaket herübergeschickt wurden.«

Dicht beim Farmhause biegt die Pad links ab in eine bergige Gegend, wo die Farmen ziemlich dicht beieinander stehen und man Gelegenheit hat zum Absteigen und zu einer Tasse Kaffee, verbunden mit einem »mooi Pratje«, das der Afrikaner so sehr liebt.

Es war ein schönes Haus, das wir vor uns sahen. Das Auto pflügte durch den tiefen Sand des Schwarzen oder Weißen Nossob. Genau weiß ich es nicht mehr. Ringsum in der Steppe weideten die Ochsen – werde ich es denn nie lernen? – die Beesters. »Morrow!« sagte der Hausherr, der vor der Gartentür stand. »Morrow!« antworteten wir. Darauf traten wir gleich ein ohne Umstände, gemäß dem ungeschriebenen Gesetz der großen, selbstverständlichen afrikanischen Gastfreundlichkeit und im Um-

schauen hatten wir Gelegenheit zu beobachten, wie ganz europäisch komfortabel diese Hinterwäldler doch eingerichtet sind. Die Hausfrau, eine rundliche Dame von schwäbischem Typ, begrüßte uns herzlich, wie lang vermisste liebe Verwandte, und während nun die Kuckucksuhr tickte und die Katze auf der Haustreppe schnurrte und wir Männer einen »Katholischen« tranken, ging die Frau in die Küche – nein, so war es nicht – da kam ein Rauch aus der Kombüse, derweilen die Missis die Kost klar machte und wir die neue Windhuker Stadtchronik durchsprachen.

Dann deckte die Frau – ich wollte sagen die Missis – den Tisch in der Weinlaube im Garten mit leckeren Spätzle und duftendem Sauerbraten, bei dem wir uns weiter auf deutsch-afrikanisch unterhielten. – Drüben in Neudamm, da habe es heuer schon viel – was sage ich? – da habe es *stief* geregnet. In Voigtskirch seien alle Dämme vollgelaufen, und Nachbar Müller habe auf seinem Platze schon annähernd 100 Millimeter Regen gehabt. – Ja, so sei es. Denn wisse: wenn zwei oder drei Südwestafrikaner zusammensitzen, da reden sie erstens vom Regen, zweitens noch mehr vom Regen und drittens holen sie nach, was sie vom Regen vergessen haben. Man redet doch am meisten von dem, was man nicht hat. Über dem hat man schon längst die Pfeife angezündet, und der Hausvater erzählt in seiner bedächtigen Art von den wilden, schönen Zeiten von Anno dazumal.

Er war dabeigewesen, wie François die Feste

Hoorekrens stürmte. Er hatte Leutwein erlebt und die ersten wilden Jahre, in denen man mit den Stiefeln ins Bett stieg und zu Pferde ins Wirtshaus hineinritt. Die Zeit, in der man an der Bar um Reitpferde und Ochsenwagen knobelte und Hotelrechnungen in Diamanten bezahlte – ah, damals! Da war das Gesetz kaum länger als ein Flintenlauf, und heute wohnen sechsunddreißig Advokaten in Windhuk!

Und nun kommt endlich auch einmal die Frau zu Wort und zeigt uns die großen Kohlköpfe im Garten, die Pfirsiche und Aprikosen, die Tomaten und Maulbeeren und alles das, was hier Schwabenfleiß aus dem Nichts der Wildnis geschaffen in stetem Kampf um jeden Tropfen Wasser, um jeden Brocken Erde, gegen tausend Feinde, unter denen die Menschen nicht die geringsten waren.

*»Die Schätze drunten, voll von Goldgewicht,  
Zieh' deinen Pflug und ackre sie ans Licht!«*

Es ist ein Stück Menschheitsgeschichte, das wir vernehmen aus dem Munde der einfachen Frau. Wir hören es an, und heiß steigt es in uns auf, das Gefühl der Empörung: Und das wollen sie uns nehmen!

Weiter ging die Reise ostwärts durch die Ebene, über der in dem fallenden Schatten der Nacht ein Wetterleuchten zuckte. Bei Dunkelheit kamen wir zu einer Hütte, in der wir übernachteten, und am anderen Morgen waren wir in einem anderen Land.

Das graue Einerlei der Steppe, die wir bisher durchzogen hatten, hatte sich geändert und ein anderes Einerlei fing an. In der Ferne zeigten sich hohe, gleichförmige Sanddünen, die sich wie ungeheure Wellen durch die Landschaft zogen und blutrot in der aufgehenden Sonne leuchteten. Das war die berühmte, die berüchtigte Kalahari. Eine eigentliche Wüste ist sie nicht. Die Dünen sind ziemlich dicht mit hohen Dornbüschen besetzt, während in dem weißen Sand der Täler, der von dem Rot der Dünen so seltsam absticht, die allerschönsten Blumen wachsen. Wir waren noch nicht weit gekommen, als wir mitten in einem trockenen Flussbett ein Ding wahrnahmen, aus dem wir vorerst nicht klug werden konnten. Isaak hielt es für ein Hartebeest, der Farmer für einen gestrandeten Ochsenwagen. Als wir herankamen, offenbarte es sich als ein schon halb im Treibsand versunkenes Fordautomobil, das offenbar einem Selbstmord zum Opfer gefallen war, und das konnte man ihm wahrlich nicht verübeln. Einen jämmerlicheren Kasten gab es sicher nicht zwischen Kap und Kairo. Es lief noch auf vier Rädern, wenn auch ohne Gummi. Wieso aber der Eigentümer es fertiggebracht hatte, diese Leiche noch bis hierher zu galvanisieren, konnte man sich beim besten Willen nicht vorstellen, denn es bestand nur noch aus Stücken, die kunstvoll zusammengebunden waren mit ledernen Ochsenriemen, Stücken von Stacheldrahtzäunen und was sonst noch eben zu finden ist, wenn man eine *Panne* erleidet auf afrikanischer Pad. Wir stiegen aus und besahen uns

kopfschüttelnd die Bescherung, und während wir noch dabei waren, erschien der Besitzer des Wracks, ein alter, verwitterter, langbärtiger Bur, der aussah wie der wiedererstandene Oom Paul.<sup>1</sup>

»Tag Oom«, sagte der Farmer.

»Tag Nef«, antwortete der Bur. »Tag Mijneheern.«

»Dat is man kwaai«, fuhr der Farmer fort.

»Kwaai«, sagte Oom Paul, während er seine Pfeife anzündete.

»Und was ist da nun zu machen?«

»Ja – was ist da zu machen?« meinte der Oom zwischen langen Zügen an seiner Pfeife, »Ons weet niet.«

Inzwischen waren wir zu der Uferbank hinaufgegangen, wo die ganze Familie recht behaglich und anscheinend ganz unbekümmert unter einem Karmeldornbaum lagerte. Es war eine zahlreiche Familie, bei deren Anblick man sich vergebens die Frage vorlegte, wie sie nur alle unterkamen in ihrem modernen Treckwagen. Jedenfalls verstanden sie sich einzurichten und vom Lande zu leben. Auf dem Feuer hing ein rußiger Kochtopf, in dem es lustig brodelte. Etwas abseits lag ein frisch geschossenes Hartebeest, an dem die Hunde schnupperten. Die Hausfrau, eine würdige Dame mit einem Kapotthut, der zu Urgroßmutterns Zeiten einmal Mode war, saß auf einem Schakalfell und las im Kerkbode. Neben ihr lagen ein goldgerändertes Gesangbuch und eine Tabakspfeife. Das eine von den Meisjes rupfte ein

Perlhuhn, das andere machte die Honneurs beim Kaffee, die Männer setzten ihre Pfeifen in verdoppelte Tätigkeit. Bald war ringsum alles ein Duft und eine Tabakswolke, und allmählich kam so etwas wie eine Konversation in Gang. Langsam und gemächlich, denn in Afrika hat man immer Zeit.

»Ja, dat is man so –« sagte der Farmer.

»Et is baai Jammer, en nie nodig nie«, klagte der Baas. Aber was sei da zu machen? Man müsse eben abwarten. Und wenn das nicht hilft, dann will ons skrywe an Sy Edle Gestrenge, die Administrator mit 'n Teken van groot Waardering en Konfiderasie aan Mevrouw Werth in Windhuk für een nieuwen Treckwagen. Denn »ons Mense« wird man doch nicht sitzen lassen, hier in Ons Land, wohin man uns gerufen hat nach dem großen Oorlog.

Von Prieska sei er, in der Kapkolonie, ganz am Rande der Karu. Dort sei nichts mehr los. Dürre und Heuschrecken und fast gar kein Wild. Aber hier gebe es noch Hartebeester und Wildebeester. Da brauche man nur zu schießen. Ein »Mooi Plaatsje« habe er sich schon gesichert in der Gegend von Oka-handja, alles auf Staatskosten. Jetzt komme er vorerst mit einem ganz kleinen Teil seiner Familie, gewissermaßen als Vortrekker. Aber binnen kurzem werde ganz Prieska und das ganze Kapland kommen. – Ja Südwest!

Langsam schlief die Unterhaltung ein, während die Sonne immer höher stieg und wir alle immer enger zusammenrücken mussten in dem kürzer werdenden Schatten des Kameldornbaumes. Endlich

verabschiedeten wir uns allerseits mit dem schönen Gruß, den die Buren gebrauchen:

»All's for die Best!«

Wir übernachteten im Busch und fuhren bei Tagesanbruch weiter durch die Dünen, vorbei an Sandfeldern, die von roten Lilien übersät waren, und an hohen, felsigen Uferbänken, auf denen die Paviane kreischten. Es ist ein seltsames Land, aber noch seltsamer sind die Menschen, die dort wohnen.

Es ist nicht meine Absicht, ein *Who's who* der Kalahari zu schreiben. Die Abhandlung würde etwas umfangreich geraten, denn hier hat jedermann seine Geschichte, ob er nun einmal ein Baron, ein Gardeoffizier, ein verbummelter Student oder ein biederer Schutztruppler gewesen ist. In neuerer Zeit ist diese Gegend im ganzen Schutzgebiet bekannt geworden durch die Anbohrung von artesischem Wasser. In diesem Lande gräbt man nach Wasser wie anderwärts nach Gold. Und wenn man es endlich gefunden hat, so kommt es in den wenigsten Fällen den Deutschen zugute. »Wer das Kreuz hat, der segnet sich.«

Es ist alles ein Jagdgrund für die neuen Herrenmenschen, die Buren.

Seltsame Gestalten, die da als neue Vortrekker über die Grenze gewechselt kamen, um dem Deutschen das Brot vom Munde wegzuschnappen! Weiße Kaffern nennt sie der Hottentotte. Ihr Leben lang leben sie im Hartebeesthaus und verlegen sich aufs Gebären von Kindern, die zahlreich sind wie der Sand der Steppe. Einen Stich gibt es einem ins



Herz, wenn man sieht, was sie anfangen mit dem teuren, auf Regierungskosten erbohrten Wasser. Ein kleines Paradies würde ein Deutscher sich in der Wildnis damit schaffen. Sie aber lassen es nutzlos abfließen und verdunsten in einem Wasserloch, »damit die Beesters Wasser kriegen«.

Kulturträger, in der Tat!

Aber amüsant und eigenartig sind sie darum doch.

Bald erreichten wir die Ansiedlung einer solchen »artesischen Burenfamilie«, die in biblischer Beschaulichkeit an den erbohrten Wasserlöchern saß. Sie war zahlreich wie der Samen Abrahams. Denn wenn Buren siedeln, so bringen sie immer gleich die ganze Verwandtschaft mit allen Töchtern und Schwiegertöchtern und so und so vielen »Achterwoners« und »Beiwoners« mit, die dann in vielen Generationen alle auf der »Stoe« (Veranda) ihres Hartebeesthauses sitzen und Maispapp löffeln oder Kaffee trinken. Wir setzten uns auch dazu und hatten ein Pratje mit Oom Pieter, der uns erzählte von den Wildebeestern, die in der letzten Nacht durch den Zaun gebrochen waren, und von der »swaren Ziekte« seiner Frau, mit der er gar nicht fertig werde. Sonst habe doch immer das »allgemeine afrikaanse Geneesmiddel« (Rhizinusöl) geholfen.

Aber diesmal habe er es schon mit Coopers Schaf dip, mit einem Mittel gegen die Lahmseuche und einem solchen gegen die Rinderpest versucht, aber alles umsonst. Zweimal schon habe er ihr im Namen der Dreieinigkeit den Magen mit Gänsefett

beschmiert. Wenn es eine Kuh gewesen wäre, so wäre sie schon lange gesund geworden oder verreckt. Aber da kenne sich einer aus mit den Weibern!

Langsam strich er sich seinen langen weißen Bart. Schwerfällig erhob er sich auf den steifen Beinen. Er wollte uns noch das große Kalahariwunder, das Wasser, zeigen. Wir gingen hinunter zum Flussufer und staunten vor dem artesischen Brunnen, wo das Wasser hoch aus der Erde aufschoss und in dickem Strom davonlief. Einen wunderschönen Garten hätte man damit anlegen können, ein Paradies in dieser dünnen Erde, ein kleines Kalifornien im Kalaharisande, aber da floss es ungenützt dahin und versickerte im trockenen Flussbett.

Was das wohl gekostet habe? fragte der Farmer.

»Ons weet niet«, meinte Oom Piet. »Ons heft die Rekening noch niet kriegen.«

»Die wirst du auch nicht kriegen,« sagte der Farmer, »die ist nur für die Deutschen.«

»Ja, die Duitsers,« sagte treuherzig Oom Piet, »die sall det woll kriegen. Mar ons Mense –.«

»Jawohl,« sagte der Farmer, »das wissen wir schon. – All's for die Best.«

Dann verabschiedeten wir uns mit vielen frommen Segenswünschen. –

Und ein andermal waren wir anderswo »auf Pad«. Südwärts im Bastardlande.

Es ist ein schönes Stück Land, nach dem die Farmer ringsum die Hälse recken, zu gut für die »verfluchten Halbkaffer«, die da in ihren Pontoks dem

lieben Gott den Tag abstehten, ohne irgendwelche Neigung zu dienstbarer Arbeit auf den Farmen der Weißen. Mitten im Schutzgebiet liegen ihre Ländereien, gleichsam als Pfahl im Fleische des Landes, eine Insel des Rückschritts, die sich mit afrikanischer Beharrlichkeit dem Automobil der modernen Zeit entgegenstemmt. Es gibt nicht wenige im Lande, die mit ihnen lieber heute als morgen aufräumen möchten, aber das ist leichter gesagt als getan, denn auch die verwegenste Advokatenrabulistik wird ihr Recht auf dieses Land nicht bestreiten wollen, und auch der böswilligste Geschichtsschreiber wird nicht leugnen können, dass sie hier vor allen anderen Siedlern saßen.

Lange vor Lüderitz kamen sie vom Kapland herüber. Mit ihnen ihre Sünden und Laster, das gärende Mischlingsblut und ihre korrupte kapholländische Sprache. Buren und Hottentotten – das gibt eine seltsame Mischung. Von beiden haben sie die Fehler. Dennoch spricht es für ihr diplomatisches Geschick und für die Lebensfähigkeit des Völkchens, dass sie sich so lange zu halten vermochten, mitten zwischen streitenden Herero- und Hottentottenstämmen. Als die deutsche Regierung die Schutzherrschaft übernahm, fand sie hier schon einen wohlorganisierten Bastardfreistaat vor, mit einem als erblicher Fürst regierenden Kapitän, dem ein vom Volke gewählter Rat von Großleuten zur Seite stand. Dieser Zustand hielt sich im großen und ganzen während der Dauer der deutschen Schutzherrschaft. In ihrer Bastardfreundlichkeit

ging die Regierung sogar soweit, dass sie den ausgedienten Schutztrupplern die Töchter jenes Stammes offiziell als Heiratskandidatinnen empfahl, und der Bastard hatte nichts dagegen. Während kriegerische Völker ringsum im Kampf um ihre Unabhängigkeit verbluteten, verlegten sich die Bastards aufs Lavieren und aufs Geldverdienen durch Frachtfahrten für die Truppen. Ungeahnter Wohlstand kam über das Völkchen. Die Großleute machten es wie Rittergutsbesitzer. Pontok und Vieh in der Steppe überließen sie der Beaufsichtigung ihrer Dienstleute und bauten sich Häuser in ihrer Hauptstadt Rehoboth, wo sie ihre Zeit mit Kaffeetrinken und Politisieren zubrachten.

Es war zu viel und zu feine Politik, die sie da ausheckten. Bei Ausbruch des Krieges glaubten auch sie ihre Stunde zu erleben. England war Freiheit, dessen war man gewiss. Zudem standen alle waffenfähigen deutschen Männer an den verschiedensten Kampffronten. Die blühenden Farmen lagen schutzlos da. Eine nie wiederkehrende Gelegenheit! Es wurde nach Herzenslust gemordet, geplündert, Vieh gestohlen. Aber der Dank von England blieb aus. Vor den Augen der neuen Herren schmolzen die Großmachtsträume des kleinen Volkes wie Butter vor der Sonne. Aus ist es nun mit Kapitän, Rat und Großleuten. Kein Kaffee, keine Politik mehr in Rehoboth. Man hat's nicht mehr dazu. Die Großleute sitzen wieder in ihrem Pontok im Busch und sinnend grollend auf neue Pläne, die sich diesmal gegen das perfide Albion richten. Vor anderthalb Jah-

ren machte sich die Unzufriedenheit Luft in einem regelrechten Bastardaufstande, der aber im Keime erstickt wurde durch jene schreckenerregenden Dinger, mit denen man heute allgemein die rückständigen Steuern einzuziehen pflegt in entlegenen und aufsässigen Gebieten des britischen Weltreiches: bombenwerfende Flugzeuge. Aber auch in jener kritischen Stunde zeigte sich das angeborene diplomatische Geschick der Bastards. Sie übergaben alle Gewehre einem ihrer Großmänner, der sie hinter Schloss und Riegel aufbewahrte. Dann besannen sie sich auf ihre Eigenschaft als kleine Nation und wandten sich beschwerdeführend – an den Völkerbund.

Das ist die romantische Geschichte des kleinen Volkes mit den großen Rosinen. Rehoboth, die stolze Hauptstadt, war nie viel gewesen. Jetzt ist sie nur noch ein Schatten von dem wenigen. – Ein Schatten? Ach, es gibt hier keinen Schatten unter der Mittagssonne, die glühend über dem Städtchen steht! Der große Platz mit den Kameldornbäumen liegt kahl unter dem dunkelblauen Himmel. Wir sitzen in der einzigen Wirtschaft am Platze und trinken ein Bier, das warm ist wie Spülwasser. Ein Hottentottenweib hebt bettelnd die Hände. Aus weißen Häusern schauen leere Fensterhöhlen wie erloschene Augen. Knarrend schleicht ein Ochsenwagen vorüber. In einer Türnische sitzt ein kaffeebrauner Großmann wie ein geflickter Lumpenkönig und träumt von vergangenen besseren Zeiten und denkt vielleicht nach über die zeitgemäße Abwandlung

des Sprichworts: »Wer von England isst, der geht daran zugrunde.«

Nun ist der Spuk wieder vorbei. Nun sind wir wieder draußen in der Steppe, irgendwo im Bastardlande. Es ist Nacht, eine von den schönen, klaren, sternbesäten Nächten, die einem dieses Land so lieb machen, trotz allem. Die Grillen zirpen. Von fernher kommt das Heulen der Schakale. Irgendwo quiekt und quakt es im Busch mit den verworrenen Stimmen der Wildnis. Die knorrigen Äste des Dornbaumes bewegen sich wie etwas Lebendiges im roten Scheine des Feuers. Das ist das Milieu für ein bisschen Schutztruppenlatein. Wenn Afrikaner erzählen, so lügen sie noch mehr als andere Menschen. Die Sonne bringt das so mit sich. Aber sie lügen mit Grazie und Fantasie, und auch wenn man alles Gelogene abzieht, bleibt zumeist noch ein erstaunliches Garn zu spinnen.

Warum haben wir dummen Jungens von früher uns eigentlich immer für die Indianer begeistert? O Gott! Die Abenteuer unserer Schutztruppen, die Fahrten und Irrfahrten unserer ersten afrikanischen Kolonisten, die schreien nach einem Karl May!

Da war die Geschichte, die ich so schnell nicht vergessen werde, die Geschichte von der Reiterpatrouille, die im Sande der Namib sich in Durstquallen von einer vertrockneten Wasserstelle zur anderen schleppte, bis schließlich nichts mehr von ihnen übrig blieb als drei Kreuze im Sande.

*»Heut morgen in der Senke,*

Gab's kaum genug fürs Zelt;  
Wer weiß, die nächste Tränke  
Liegt nicht in dieser Welt!

Ich hebe zum Gebete  
Die Hand zum Himmelszelt,  
Geb' Gott, dass sie mich töte,  
Die Kugel, die mich fällt!«

Ein anderer erzählte die Geschichte des Heldene-  
pos von Hohe Warte:

»Das war Anno 1904, wie eben der Hereroauf-  
stand ausbrach und die Farmer niedergemetzelt  
wurden wie sonst die Hammel. Was sich noch ret-  
ten konnte, das flüchtete mit Frauen und Kindern  
nach der Schanze. Vierzehn Tage lang hielten sie  
stand gegen zehntausend Kaffern. Nachts standen  
die Männer auf Posten und tagsüber nahmen die  
Frauen die Gewehre, und so ging das fort, bis Ersatz  
von Windhuk kam.« Ich horchte auf: Hohe Warte?  
Noch nie davon gehört. In keinem Schullesebuch  
stand so etwas. Ja, wenn es Spartaner gewesen wä-  
ren, so hätte man wohl ein paar Hexameter darüber  
auswendig gelernt. Da das aber nur Deutsche wa-  
ren –

»Und da ist noch so eine Geschichte aus der Zeit  
des Aufstandes«, sagte ein anderer. »Ich komme  
von der Truppe ab, verreite mich im Busch, komme  
aber schließlich im letzten Augenblick noch auf die  
richtige Pad. Der Kamerad, der mit mir war, blieb  
achteraus und wurde drei Tage später tot im Busch

gefunden. Hereroweiber hatten ihm die Augen ausgestochen. Nun ja, man war in Afrika und im Aufstand. Da kann man nicht große Umstände machen. An der nächsten Werft holten die Kameraden die Weiber heraus und erschossen sie wie die Hunde. Aber dann wurde die Sache ruchbar in Berlin. Ein Abgeordneter brachte sie im Reichstag vor. Zwei Kameraden wurden vom Kriegsgericht zum Tode verurteilt und nachher zu neun Jahren Zuchthaus benadigt.«

Und warum sie das wohl taten? fragte einer.

»Eben weil wir das dümmste Volk der Erde waren«, meinte der Schutztruppler.

»Und weil wir es noch sind!« sagte ein anderer und stocherte in dem Feuer, dass es prasselnd aufflammte zum schwarzen Nachthimmel, von dem groß und feurig die Sterne herniedersahen auf das verlorene Land.

- 
1. Paul Krüger, Präsident der Südafrikanischen Republik <<<



## 5|Gesiebte Wüste

SOMMER IN SÜDWEST / »WASSER TUT'S, FREILICH!« /  
WIR »MACHEN EINEN PLAN« / MITTEN IN DER NAMIB /  
WENN MAN HARTLOOP MACHT / LÜDERITZBUCHT, DIE  
STADT DER VERPASSTEN GELEGENHEITEN / EIN HUT  
VOLL DIAMANTEN / WO DER SAND GEZÄHLT IST /  
»LÜDERIZ LIMITIERT« / DIE WÜSTE ALS KURSZETTEL /  
BEI DEN SANDMACHERN / EIN SCHWERES HANDWERK /  
RATIONALISIERTE WÜSTE / MITTEN IM SANDSTURM /  
VIERSPÄNNIGE FAHRT / DIE ROSE VON KOLMANNSKOP

Am Weihnachtsabend brachte das Christkind den ersten Regen. Man muss in Südwest gewesen sein, um zu wissen, was das bedeutet. Ein halbes Jahr lang und länger liegt das Land im grellen Sonnenbrande, in einer Dürre, die man erlebt haben muss, um sie zu begreifen. Der Sand glüht in der Sonne, die Berge stehen wie Backofen in der flimmernden Hitze, die Klippen brennen wie heiße Herdplatten in der Mittagshitze. Tag um Tag, Woche um Woche vergeht unter einer Sonne, die feindselig herniederblickt von einem Himmel, der mit jedem kommenden Tage von neuem dunkelblau wie polierter Stahl über der Steppe steht, ohne jeden Schatten einer Wolke, ohne einen Tropfen für das verschmachtende Land. Kahl und trocken liegen die Riviere, die Sandhosen wirbeln vor dem Winde, der heiß wie ein Höllenodem über die Wüste zieht. Man sieht den Buschwald mit seinen mächtigen Kamel-

dornbäumen und wundert sich, wo die wohl die Courage hernehmen zu wachsen in solcher Dürre, die leeren Flussläufe, die wie ein Märchen anmuten aus längst vergangenen Zeiten, in denen es wirklich doch einmal geregnet haben sollte, und immer wieder ist man unter der Suggestion der Sonnenstrahlen, die sicherlich – so dünkt einen – bis in die Tiefen der Erde alle Lebenskeime versengt haben auf ewige Zeiten.

Und buchstäblich von einem Tag auf den anderen wird alles anders.

»Wasser tut's freilich!«

Auf einmal laufen die Riviere, auf einmal singen die Vögel, auf einmal grünt und blüht das Feld unter schwarzen, runden Wolken, die glückverheißend über die Steppe ziehen. Landschaften, die man acht Tage zuvor in ihrer Dürre erlebte, sind nicht wiederzuerkennen in ihrem neuen Kleide.

Der Sand, die Steine, die Klippen selbst überziehen sich mit Blumen, die in mächtigen Feldern weiß und gelb über die Steppe leuchten. Die spröden Kamedornbäume treiben gelbe Blüten, selbst die stacheligen Kakteen, denen man so viel Lebensfreudigkeit niemals zugetraut hätte, blühen auf mit seltsamen Kelchen von fantastischen Farben, und über allem liegt ein würziger Erdgeruch, der süß und be rauschend in die Nase steigt. Das ist die Zeit, in der der Südwestafrikaner »einen Plan« zu machen pflegt. Und also »machten wir einen Plan« und reisten nach den Diamantenfeldern in Lüderitzbucht. –

Wenn man von Keetmannshoop westwärts fährt

zur Küste, so ist man auf einmal wieder ganz in Deutschland. Jedermann im Zuge spricht deutsch und nimmt das gleiche mit der allergrößten Selbstverständlichkeit auch von seinen Mitreisenden an. Und in jener Nacht redeten sie noch etwas lauter und lärmender als gewöhnlich, denn es war die Neujahrsnacht.

Der Morgen graute über einer Landschaft, die nicht viel anders war als jene, die tags zuvor in ihrer graugelben Einförmigkeit das Auge gekränkt, beleidigt und doch wieder auf ihre Art berauscht hatte durch das Farbenspiel der Ferne und den Blick in unendliche Weiten. Nur ist hier alles noch etwas düsterer und kahler. Es ist schon die beginnende Namib mit ihren spärlichen Gräsern und den wunderlichen Salzbüschen an den Hängen der hohen Tafelberge. Strichweise, wo es der Regen gut gemeint hatte, zieht sich ein grüner Schimmer über die Ebene, in der man da und dort etwas Weißes gewahrt, das plötzlich eine Staubwolke aufwirft und sich in der Ferne als ein davongaloppierendes Rudel Springböcke herausstellt.

Stundenlang fährt man durch dieses echt afrikanische Land, bis einem plötzlich draußen im Gelände etwas auffällt, das die Augen beleidigt. – Was ist es nur? Ein Spiel der Natur? Ein Buschmannsleger? Eine verlassene Hererowerft? Verfallene Bauwerke ausgestorbener Höhlenbewohner? »Was das wohl ist?« sagte einer, der neben mir saß. »Da sind Sie an die richtige Adresse gekommen, wenn Sie mich das fragen. Drei Jahre habe ich dort hinter Sta-

cheldraht gegessen und dreitausend andere Deutsche mit mir. Drei volle Jahre. Wissen Sie, was das heißt? Drei Jahre zusammengepfercht wie die Schafe, eingebuddelt in Lehmputz wie die Kaffern und auf der Gotteswelt nichts zu tun als Pläne machen und Tabak rauchen, so man welchen hatte, und Bur und Engelsmann zu begaffen, die draußen vor dem Zaun den Gentleman mimten. Und wissen Sie, was die Stacheldrahtkrankheit ist? Nein, woher sollen Sie es denn wissen? Da bekommt man den Koller. Die Wut, die einem so schon immer am Halse würgte, kocht auf einmal über. Man fängt an zu toben. Man sucht sich eine Lücke in dem elektrisch geladenen Zaun. Man macht *Hartloop*, man wird wieder erwischt von den Kaffern, die sich die Fangprämie verdienen wollen, wenn man nicht vorher schon irgendwo in der Namib verdurstet ist. – Das ist zehn Jahre her. Aber glauben Sie nicht, dass wir heute auch noch hinter einem Stacheldrahtzaun sitzen, hinter so einem recht dicken, elektrisch geladenen, wir Deutsche in Südwest und sonstwo in der Welt? Und dass es uns noch immer schlecht bekommt, wenn wir zuweilen *Hartloop* machen?« Herausfordernd schaute er mich an, aber antworten konnte ich ihm nicht. Die Antwort war zu offensichtlich.

Bald war der letzte Rest der Steppe verschwunden, und der Zug fuhr bergab zwischen Klippen und Sanddünen durch eine Gegend, der man eine Schmeichelei sagen würde, wenn man sie eine Wüste nannte. Alles ist hier Sand und Sonne und heulen-

der Wind und Flugsand, der vor ihm über die Dünen fegt. Aber plötzlich, wenn man eben meint, das würde nie ein Ende nehmen, bemerkt man die Masten einer mächtigen Starkstromleitung, die von irgendwo nach irgendwo mittendurch die Wüste führt. Und auf einmal sieht man mitten in den Dünen die Wellblechdächer einer großen Fabrik: Kolmannskuppe, das Lager der Diamantenunion.

Wir hielten am etwas abseits gelegenen Bahnhof, wo uns die Detektive der »Consolidated Diamond«<sup>1</sup> misstrauisch musterten. Denn es ist hier verbotenes Land. Eher ginge ein Kamel durch ein Nadelöhr, als dass ein Unbefugter seinen Fuß setze auf diesen diamantbesäten Sand.

So fuhren wir weiter durch die Wüste, in der Namen auftauchten, die sich anhören wie ein Kapitel aus dem Kurszettel. Wohin man schaut, sind sie dabei, die Wüste durch Siebe zu schütten. Irgendwo steht ein ungeheurer Abfallhaufen von Bierflaschen und Konservenbüchsen und dicht daneben ein kleiner, kahler Kirchhof, bei dessen Anblick es einem durch den Kopf geht »Nicht hier!«

Ja, und auf einmal fegt ein frischer Wind in die stickige Atmosphäre des Eisenbahnwagens, dicht vor uns liegt das Meer, und schon fahren wir in den Bahnhof von Lüderitzbucht ein. Wir gehen durch die Stadt und betrachten uns die Sehenswürdigkeiten. – Je nun, man hat sie schnell abgetan. Sand und Klippen und ein scharfer Wind, der klagend durch die Gassen geht. Die brütende Langeweile eines eng-

lischen Sonntags liegt über dem Städtchen. Aber das ist auch das einzige Englische, was einem vorerst auffällt. Überall sieht man deutsche Inschriften an den Geschäften, überall Häuser, die gebaut wurden mit deutscher Gründlichkeit, teilweise richtige Mietskasernen, die aussehen, als ob sie eben erst von einer Straßenecke in Berlin-Friedenau nach Luderitzbucht eingewandert wären. Freilich fehlen die ach so herrlich schönen Vorgärten und Balkonblumen, denn die zerzaust der Wind und die Sonne. Es sieht alles ein wenig kahl und neu aus. Und doch ist es eine Stadt, die schon eine Vergangenheit hinter sich hat, eine Geschichte, aus der ich ein Kapitel zu hören bekam aus dem Munde eines biedereren Malermeisters in einer Kneipe am Hafen, noch ehe ich eine Stunde in diesen Mauern weilte. Die aufregende Geschichte von dem Hut voll Diamanten.

Aufs Geratewohl, wie das damals so üblich war, war er mit einem Kutter südwärts gesegelt, um zu sehen, was da zu finden wäre. Bei dunkler Nacht – denn das Geschäft vertrug nicht immer das Tageslicht – waren sie in einer Bai gelandet, um Schutz zu suchen vor einem Südweststurm. Und wie sie nun beim Feuer sitzen, sieht einer einen sechskarätigen Diamant im Sande blitzen. Keiner machte in der Nacht ein Auge zu. Im Morgengrauen schickten sie die Ovambos aus, damit sie den Schatz auflesen, immer eine Streichholzschachtel voll gegen eine Stange Tabak. Und die Diamanten kamen, bis der Hut halb voll war, und er wäre auch ganz voll geworden, wenn nicht Wassermangel sie zur Rückkehr

nach Lüderitzbucht gezwungen hätte. Und dann – nun ja, man kam von einer weiten Reise und hatte eine Stärkung nötig, und so hat man zuerst einmal die Diamanten aus den Kopf gehauen in Gesellschaft von guten Kameraden und schönen Frauen. Vielleicht hat man dabei des Guten etwas zu viel getan, vielleicht hat man sich da in einer lustigen Stunde veranlasst gesehen, etwas auszulaudern, von dem das Ohr nicht wissen durfte, was der Mund gesprochen – als man nämlich zurückkehrte, um mehr von den schönen Dingen zu holen, war das Gelände schon abgesteckt und ein Schürfschein auf andere ausgestellt, und es gab Krach mit der Polizei. – »Ja, und wenn das anders gekommen wäre, so wäre ich heute der Diamantenkönig.«

Denn dieses ist die Stadt der verpassten Gelegenheiten! Es gibt hier kaum einen, der nicht ein »Hätte ich« oder »Wäre ich« aus den Lippen hätte, der nicht den Traum der Millionen zerrinnen sah in diesen letzten zwanzig Jahren.

Wie muss das damals so anders gewesen sein, als man noch an den Wirtstischen um Diamanten knobelte, als Hausknechte in Hausplätzen spekulierten und weggelaufene Matrosen Diamantenkompagnien gründeten. Damals, als die Männer noch im wesentlichen unter sich waren und das Lächeln einer Barmaid nicht unter einem sechskarätigen Diamanten zu erzwingen war. Und nicht viel weniger zahlten sie für einen Kamm oder eine Zahnbürste, so jemand überhaupt auf den Gedanken gekommen wäre, so etwas zu benutzen in jener wilden Zeit, da

das Glück in rauen Stiefeln über diese raue Küste ging.

Und heute? Heute sind die Kämme in Lüderitzbucht so billig wie anderwärts in lausigen Zeiten, und die Barmaids lächeln für einen Sixpence, und der Sand wird mit Maschinen geschaufelt, und das Arbeiten auf den Feldern ist eine pensionsberechtigende Angelegenheit.

Es ist alles organisiert, rationalisiert, mehr noch wie anderwärts, ein Fabrikhof der Wildnis, eine Insel zwischen Meer und Wüste. Und weil es noch nicht genug ist mit den Grenzen, die die Natur gezogen hat, hat auch der Mensch noch ringsum seine Verbotstafeln aufgestellt und somit den glücklichen Landstrich zu einer Art Gefängnis gemacht für die, die ihn bewohnen. Denn weit mehr als die Menschen zählen die Diamanten und mehr als diese der Profit der Aktionäre. Wer an einem Sonntag in die Namib hinausreiten will – aber wer wollte denn das? – der muss sich zuvor bei der Polizei einen Erlaubnisschein holen, wer mit einem Segelboot ins Meer hinausfährt, der steht unter dem lauernden Auge des Gesetzes, wenn er irgendwo landen wollte am wüsten Strande. In jener Gegend ist der Sand gezählt und die Sonne verpachtet. Alles ist wertvoll, nur die Menschen nicht.

Und doch – Wenn ich zurückdenke an die vielen absonderlichen Weltwinkel, in die mich im Laufe der Jahre ein abenteuerliches Geschick verschlagen hat, so steht Lüderitzbucht trotz allem vor meinen Augen als einer der schönsten. – Woran liegt das



nur? Sicher sind es nicht die paar Häuser, die leeren Gassen, die geschäftigen Kneipen.

Ah, aber das Meer, und mehr noch als dieses die Sonne, die darauf liegt! Wo die Natur nur Tod und Dürre verbreitet, da sind zumeist die Farben umso lebendiger, und wo wären sie tiefer und berückender, von feurigerer Glut, als an einem Sommerabend in Lüderitzbucht, wenn der Himmel übernatürlich klar, in fleckenloser Reinheit erstrahlt, wenn die Sanddünen rot aufleuchten in der untergehenden Sonne und ringsum die schwarzen Felsen umsäumt sind vom Brandungsschaum der Wellen, die wie wilde Tiere herausspringen aus der Wasserwüste, über der schon die Nachtschatten liegen. Auch dieses ist eine graue Stadt am grauen Meer und eine, in die man sich verlieben könnte.

Es ist still. Nur die Möwen schreien. Nur der Donner der Brandung kommt fernher, eine Stimme von anderen Gestaden. Am Strande liegen die Fischerboote mit schlaffen Segeln. Der Widerschein der Lichter liegt zitternd auf dem Wasser. Von irgendwoher kam der klagende Laut einer Ziehharmonika. Langsam kroch der Vollmond hinter den Bergen hervor und warf ein weißes Licht auf die hohen Masten einer stolzen Viermastbark, die draußen in der Bai vor Anker lag. Angra Peguenha, die Kleine Bai, nannte sie ihr Entdecker Bartolomäus Diaz. Angra Pequena! Noch einmal ging ihr Name durch Deutschland wie das Fanal einer neuen Zeit, als der Bremer Kaufmann Lüderitz im Jahre 1884 hier die erste deutsche Flagge in Übersee aufpflanzte.

»Erwach', mein Volk, mit neuen Sinnen.  
Blick in des Schicksals gold'nes Buch,  
Lies in den Sternen dir den Spruch:  
Du sollst die Welt gewinnen!«

Von Diaz steht noch das Kreuz auf der Landspitze, von Lüderitz spricht hier kein Denkmal, kein Stein.

Wäre er ein Engländer gewesen, würde sein Name heute vielleicht in allen deutschen Schulbüchern stehen. Da er aber nur ein Deutscher war, hat ihn das dankbare Vaterland vergessen. Hat es doch auch Karl Peters einen Mordbrenner geschimpft. –

Es war spät geworden über dem Schauen. Mich fröstelte ein wenig in dem frischen Winde. Nachdenklich ging ich nach Hause durch eine stille Gasse, in der man im unsicheren Licht der Laternen gerade noch die Inschrift auf dem Firmenschild einer Limitedkompany lesen konnte:

»Lüderitz Limited.«

Der Name kam mir vor wie ein Symbol, ein Sinnbild unserer matten, entabenteuerten Zeit.

»Lüderitz limitiert.«

Wenn man nach Lüderitzbucht kommt, so will man Diamanten sehen. Denn sie sind das Ding, um das sich dort alles dreht. Aber um ihnen die Reverenz zu erweisen, muss man zunächst einen langen und dornenvollen Instanzenweg gehen, bis man endlich von dem Direktor (mit 500 Pfund Sterling Monatsgehalt) den Erlaubnisschein erhält, mit diesen

und jenen Vorbehalten natürlich, denn die Diamanten sind kitzliche Dinger.

So stehen wir am frühen Morgen vor dem gewaltigen Elektrizitätswerk, dem größten in Südafrika, das von hier aus die gesamten Felder mit Kraft versorgt. Das große Auto der Kompanie – so eine Art *mailcoach*<sup>2</sup> – führt uns schnell landeinwärts in die Wüste, die hier noch trostloser wirkt, als sie uns selbst von der Eisenbahn aus erschienen war. Nach einer Stunde taucht Kolmannskop auf, ein stattliches »*mining camp*«,<sup>3</sup> verweht vom Sande, der weiß auf den Dächern liegt, sodass man von weitem den Eindruck einer tief verschneiten Ortschaft hat. Aber die sengende Sonne belehrt uns, dass das eine Täuschung ist. Mit der Pünktlichkeit eines Uhrwerks treffen wir vor dem Büro des Betriebsleiters ein, der uns sogleich herumführt zwischen den Sehenswürdigkeiten dieser Wüstenstadt, durch Werkstätten und Lagerschuppen, durch lange Hallen, in denen die Feuer brennen und man fast sein eigenes Wort nicht hört über dem Lärm der Schmiedehämmer.

Eine Hölle im kleinen ist das Leben des Arbeiters auf den »Feldern«. Das kommt uns so recht zum Bewusstsein an diesem sturmgepeitschten Tage, wo der Südwest wie ein wildes Tier vom Meere aufspringt und uns die Sandwolken in die Augen schleudert, während uns die elektrische Draisine auf der schmalspurigen Feldbahn nach den dreißig Kilometer südlich gelegenen Werken an der Elisabeth-

bucht führt. Es ist nichts weniger als eine angenehme Fahrt. Die Kraft des Sturmes wächst von Minute zu Minute. Winzige Steinsplitter kommen scharf wie Messer aus dem Nichts geflogen. Der salzige Sand setzt sich in Mund und Ohren fest, und ringsum ist alles gehüllt in düstere Schatten, wie ich sie sonst nur bei Schneestürmen im Eismeer sah. Und doch sieht man auch bei diesem unmenschlichen Wetter noch überall die Kolonnen der »Sandmacher« in Tätigkeit. Die hochgewachsenen Ovambos mit verbundenen Gesichtern und dazwischen der »weiße« Aufseher, dessen von der Wüste dunkelbraun gebranntes Gesicht ganz Sandbrille ist. Denn in diesem Lande werden die Kinder schon mit Sandbrillen geboren. Kolonnen um Kolonnen tauchen aus dem Sandsturm auf und verschwinden wieder im Sande. Zuweilen sieht man die Blechdächer menschlicher Niederlassungen, die auf der Minenkarte Namen tragen, die schönere Gegend vor das Auge zaubern: Zillertal, Heidelberg usw. Hier aber ist alles nur Sand und Sonne und Wind und Durst und Diamanten. –

Diamanten! Früher – in den ersten schönen, romantischen Zeiten – da pflegte man hinauszugehen und sie mit der Hand aufzulesen, wenn man ein Auge dafür hatte. Heute haben die Limitedcompanies ihre schwere Hand auf die Felder gelegt, das Diamantensuchen auf eigene Faust wurde offiziell zu einem Diebstahl gemacht, der schlimmer bestraft wird als ein Mord, und überdies ist alles an der Oberfläche bereits schon so sehr abgesucht,

dass man heute eher nach einer verlorenen Nadel auf einem Heuspeicher suchen könnte als nach Diamanten in der Namib. Aber unter der Oberfläche ist der Sand noch so reich wie je. Und da das Geld bekanntlich zum Gelde will, sind kapitalkräftige Gesellschaften nunmehr daran gegangen, durch die Kolonnen der »Sandmacher« die ganze Wüste systematisch durch das Sieb zu schütten. Es ist ein seltsamer Spuk in der Wüste, ein hartes, entbehrungsvolles Gewerbe, aber es gibt auf dieser Welt keine Plage, der der Mensch sich nicht willig unterzöge, solange sie nur nach Dollars schmeckt. Mancher deutsche Farmer, der oben im Lande durch den Krieg um Hab und Gut gekommen war, hat hier als Sandmann sich wieder die nötigen Barmittel zu neuer Existenz erschuft. Aber auch mit solcher Möglichkeit ist es nun schon beinahe vorbei, seitdem man angefangen hat, auch die Wüste zu rationalisieren mit mächtigen, menschenmordenden Maschinen.

Wie ein Wunder tun diese sich vor uns auf in den großen, steinernen Gebäuden an der Elisabethbucht, dicht am Rande des sturmgepeitschten Meeres, das brüllend dagegen anläuft. Der Betriebsleiter führt uns umher in den hohen, maschinendurchzitterten Hallen, in denen auch ein technisch so gänzlich unbegabter Mensch wie ich Verständnis aufbringt zum Nachdenken über die Raffiniertheit der Menschen, die die Nächte wach liegen beim Ausklügeln von Maschinen, die ihre Mitmenschen um Brot und Arbeit bringen. Nichts mehr von Sandmachern

bei solchem System. Der Sand wird draußen mit Baggern in die Feldbahn geschaufelt, von dieser über laufende Bänder auf ein sinnreich ausgeklügeltes System von Sieben geschüttet und schließlich durch überlaufendes Wasser ins Meer geschwemmt. Die Wüste siebt sich ganz von selbst. In den letzten Sieben bleibt ein Rückstand von feinem Kies, in dessen Zentrum sich schwarze Steine angesammelt haben. Wie etwas Wertloses wird er in eine Kiste geschüttet. Aber siehe, nun kommen die Ovambos und fischen mit feinen Pinzetten etwas Leuchtendes daraus heraus.

Diamanten!

Wir sehen zu, versuchen es auch ein wenig und berauschen uns an solchem Sport.

Der Mann im Büro zeigt uns die Tagesausbeute.

Wir sehen hin und die Enttäuschung steigt in uns auf. Das also war es, von dem man so viel Aufhebens machte, um dessentwillen man Tag und Nacht diesen ganzen Spuk von Maschinen laufen ließ.

Eine Handvoll Diamanten. –

Mit der Draisine ging es wieder zurück nach Kolmannskop, in einem Sandsturm, den unsereins als einen Orkan ansprechen würde, der aber den dortigen Wüstenbewohnern eine Alltäglichkeit ist. Von Minute zu Minute wächst der Sturm; von Minute zu Minute wird es unsichtiger. Neben der Bahnlinie stationierte Ovambos, die mit ihren verbundenen Gesichtern wie Spukgestalten ausschauten, hatten alle Hände voll zu tun, um die verwehten Gleise freizuschaukeln. Als wir an Ort und Stelle ankamen, hatte

der Sand alles wie mit einem Zuckerguss überzogen. Kein Mensch war auf der Straße zu sehen. Man hörte nur das Heulen des Windes und das zitternde Arbeiten der Maschinen. Nichts Lebendes war zu sehen. Nur in einer geschützten Ecke machte ein Oleander den rührend schüchternen Versuch zu blühen, trotz Sturm und Wetter. Hinter einem Fenster stand ein leuchtender Rosenstock, und der schien mir ein größeres Wunder als alle Diamanten.

In einer sehr anmaßenden vierspännigen Kutsche fuhren wir endlich wieder zurück durch die Dünen nach Lüderitzbucht; der Weg war weit und voller Klippen. Die Augen fielen mir zu vor Müdigkeit. Aber noch lange sah ich es vor mir wie etwas Unwirkliches: die Menschen und die Maschinen, den Spuk im Sande, die gesiebte Wüste, die Diamanten in der Pfanne.

Und die Rose von Kolmannskop.



Und was soll ich nun noch weiter erzählen von diesem Kapitel?

Die Tage in Südwest waren gezählt. Der Boden wurde mir zu heiß, in mehr als einer Hinsicht. Auch in Lüderitzbucht gab es Leute, die ein ganz außerordentliches Interesse an mir und meinem jeweiligen Aufenthaltsort an den Tag legten. Dafür aber stellte sich der Magistrat in Windhuk, der ja die Kaution eingezogen und dafür eine sofortige Verhandlung zugesagt hatte, andauernd taub und blind, reagierte auf keine Zuschrift, und ja – es war schon so, wie mir der verkrachte Advokat im Gefängnis gesagt

hatte: »*Right or wrong, my country!* Die brechen jedes Gesetz und schwören jeden Meineid, wenn es sich um ihre nationalen Interessen handelt. Von denen kann unsereins noch etwas lernen.«

»Kurt Faber«, sagte ich mir, »dies ist hinfort kein angenehmes Land mehr für dich. So lange bist du hier herumgereist in- und außerhalb des Gefängnisses als das Urbild eines *undesirable*, eines lästigen, unerwünschten Ausländers, den man verfolgt und ausspioniert auf allen Wegen und Beiwegen und lieber heute als morgen über alle Berge wünscht. Tue ihnen und dir selbst den Gefallen einer Luftveränderung, wenn es nun schon nicht anders geht.«

Aber wohin?

Angola! Ja, das war's! Ein großes, schönes, apartes Land, das schon auf der Landkarte so verlockend ausschaute.

Und also kam es, dass die Wörmannlinie noch einmal sieben Pfund an mir verdiente für die Reise nach Loanda.

- 
1. Name einer englischen diamantenschürfenden Gesellschaft <<<
  2. Postkutsche <<<
  3. Arbeitslager bei einer Diamantenschürfstelle <<<



## 6|Intermezzo in Angola

VOR SAO PAULO DE LOANDA / EIN SELTSAMER  
SPEISEZETTEL / DER GOTT IM KAFFEEHAUS /  
»AMANHA!« / DAS GROßE ZUCHTHAUS / AUCH EIN  
MIRAMAR / AFRIKANISCHES CAYENNE / MEIN FREUND,  
DER ZIGEUNER / AUCH EIN AUTO / SELBST ZIGEUNER  
GEHEN MIT DER ZEIT / VERSTOßENE KINDER / SIE  
FALLEN DEM KONSUL AUF DIE NERVEN / ENDLICH  
UNTERWEGS / AUTO IM URWALD / RAST AM CUANZA /  
WANDER- UND WUNDERGEWERBE / WAS EINE  
CHININPILLE TUN KANN / DONNA MERCEDES ZEIGT IHR  
TALENT / IM LIBOLLOHOCHLAND / BEI DEUTSCHEN  
LANDSLEUTEN / »SCHWARZE WARE«, EIN  
EINTRÄGLICHES HANDWERK

Beim ersten Schimmer des hereinbrechenden Tages warf die »Usambara« Anker in der Bai von Loanda. Es ist eine offene, ungeschützte Bai, der man es ansehen kann, wie wild sie sich zuweilen gebärdet, wenn der Westwind weht. An jenem Morgen aber war sie glatt wie Glas und still wie ein Friedhof und ringsum war nichts lebendig als die heiße Luft, die darüber flimmerte. Gelb und kahl wie eine heiße Herdplatte lag das Land unter dem dicken Dunste, der an Moskitos gemahnte. Von dorthier kam eine Flotte von langen, schwarzen, glorreich romantisch ausschauenden Einbaumkanus, deren noch schwärzere Besitzer Bananen und Fische feilboten und auch nicht abgeneigt waren, den weißen Senhor

nach der Stadt zu fahren auf seine Rechnung und Gefahr. Aber noch rechtzeitig kam die Motorpinasse, die mich daran erinnerte, was ich meiner Würde als weißer Bwana schuldig war.

Wenig dachte ich damals daran, dass ich binnen kurzem tausend Kilometer zwischen Löwen und Flusspferden in solchem Seelenverkäufer – doch das ist eine andere Geschichte. –

Die Hafenanlagen von Loanda machen einen recht bescheidenen Eindruck in Anbetracht der Tatsache, dass die jetzigen Besitzer schon einige vierhundert Jahre Zeit gehabt haben zu ihrer Errichtung. Aber die Stadt selbst ist eine ganz angenehme Überraschung. Von der steinernen Landungsbrücke, wo ein Zollbeamter faul in der Sonne hockt, kommt man auf einen schönen, sauber gehaltenen, von Bäumen beschatteten Platz, eingefasst von hohen Häusern, bei deren Anblick man sich nach Portugal oder Süditalien versetzt glaubt. Es ist Sonntag und alles Leben ist ausgestorben im Hafen. Nur weit in der Ferne schreit ein Esel. Irgendwo kreischt ein kränkliches Grammophon. Ein Neger, der so schwarz ist wie seine Stiefelwichse, besteht energisch auf der Verschönerung meines äußeren Menschen. Dann, als alles nichts fruchtet, packt er meine paar Habseligkeiten, ladet sie auf den Kopf und schreitet vor mir her als Cicerone<sup>1</sup> zum nächsten Hotel. Schnell rücken die Gassen enger zusammen. Es riecht nach Knoblauch und solchen Dingen. An einer Straßenecke ist das Volksfest im Gange,

das der Südländer mehr als alles andere liebt: ein *leilão*, eine öffentliche Versteigerung. Trotz der Hitze – es ist ungefähr 40 Grad im Schatten – sitzen sie dichtgedrängt auf dem vermoderten Plunder und lauschen der kreischenden Stimme des Auktionators, der die Herrlichkeiten feilbietet: alte Möbel, mottenzerfressene Teppiche, schwindsüchtige Kanarienvögel, abgetakelte Heilige. Es riecht nach Moten und Naphthalin.<sup>2</sup>

»*Cem escudos!*«<sup>3</sup> ruft der Auktionator mit einer Stimme, als ob er ein Regiment vor sich stehen hätte.

»*Doucientos!*«<sup>4</sup> ruft ein anderer. Die Preise steigen wie das Thermometer hierzulande. Der lächerlichste Plunder geht für Fantasiepreise ab. Ist es nur das heiße Blut, das sich entzündet unter dieser heißen Sonne? Ist es eine Flucht in die Sachwerte wie einst bei uns in der seligen Inflationszeit? Wer kann es wissen, wer wollte darüber nachdenken bei vierzig Grad im Schatten!

Im Hotel empfängt uns ein sehr vornehmer Herr von kaffeebraunem Teint, der uns zum Speisesaal führt. Zum Mittagessen gibt es grüne Meergrasuppe, gehackten Tintenfisch, Beefsteak, garniert mit Saubohnen. Aber sie verschenken dazu einen Portwein, der alle Sünden der portugiesischen Küche wieder vergessen macht. Und nach dem Mittagessen –

Nun ja, was tut man wohl in São Paulo de Loanda? Man geht natürlich ins Kaffeehaus! Manche

Kaffeehäuser habe ich gesehen, in manchen Ländern, aber solche wie die in São Paulo de Loanda noch nie. Weit in die Straße bauen sie sich hinein, mit hohen, luftigen Hallen, steingetafelten Fußböden und fabelhaften Korbsesseln, in denen man über Welt und Menschen nachdenken kann. Alles ladet hier ein zur Ruhe und Beschaulichkeit. Und es bedarf nicht einmal der Einladung. Das ganze Leben dieser glücklichen Stadt ist ein einziges großes *dolce far niente*.<sup>5</sup> Es ist Sonntag heute, und die Kaffeehäuser sind gefüllt. Aber am Werktag ist es auch nicht anders. Von morgens bis abends sind die Sessel besetzt von Kavalieren, die – Künstler des Müßigganges – in lässiger Eleganz dem Rauch der Zigaretten nachschauen. Von morgens bis abends klappern die Dominosteine, von morgens bis abends ist eine zwitschernde Unterhaltung über Dinge, die den Kopf nicht erhitzen und das Blut nicht in Wallung bringen – – über was? Ach Gott, das Meer ist groß, und Portugal ist weit. Die hohen Wellen der Politik verebben nur leise an diesem fernen Strande, geschäftlich ist ohnehin nichts los, man wird nicht reicher oder ärmer, ob man arbeitet oder nicht. So übergibt man sich ganz der Omnipotenz des Kaffeehauses und lebt in den Tag hinein, weil das Leben nun einmal gelebt sein muss.

Alle Tage Sonntag!

Und wie, wenn nun Dom Silva da Costa schon dreimal gemahnt hat wegen der goldenen Uhr, die man der Senhora zum Namenstag schenkte, wenn

Ferreira die seit Monaten nicht beglichene Bäckerrechnung reklamierte, wenn Dom Manoel, der Schneider, nicht mehr warten wollte und alles ringsum stachelig ist mit ungelösten Problemen – o Gott! Man wird doch nicht sein wie ein übergeschnappter Ingles oder ein lächerlicher Allemão, der sich graue Haare über so etwas wachsen lässt! Denn wie es auch komme unter dieser Sonne, man hat ein Zauberwort, das über alles hinweghilft: *Amanhã!* –

*Amanhã!* – morgen ist auch ein Tag. Das ist die Parole dieses Landes, in dem einer von des anderen Schulden lebt. Und ob auch Costa und Manoel und Ferreira miteinander Briefe wechseln, in denen sie mit dem Rechtsanwalt drohen, so sitzen sie doch morgens, mittags und abends zusammen mit demselben Rechtsanwalt im Kaffeehaus, und die Dominsteine klappern, und die Sonne scheint dazu, und der Himmel ist heiter.

Alle Tage Sonntag.

Der Abend kommt. Die Sonne sinkt langsam ins dunkelblaue Meer, das die Brandungstreifen entlang der Küsten wie Silberbänder säumen. Still stehen die Palmen, kaum bewegt vom leisen Abendwind. Noch immer springt keine Brise auf, die Erlösung vom heißen Tage verspricht. Nun tönt die Gebetsglocke der Kathedrale mit aufreizendem Lärm, wie wenn einer mit einem Löffel gegen einen Kochtopf schlägt. Überall wird es lebendig von trippelnden Füßen, die zur Kirche eilen. Ganz lang liegen schon die Schatten in der Straße. Je länger sie

werden, desto bunter und vielgestaltiger krabbelt es aus den Häusern und hängt um die Haus- und Gartentüren in allen Farbennuancen, vom tiefsten, lackglänzenden Schwarz über Kaffee- und Schokoladefarben zum vollkommenen Weiß. Alles ist fröhlich und lustig untereinander gemischt, sehr zum Erstaunen des Wanderers, der eben erst aus Südwestafrika kommt, wo jeder Farbige streng auf die »Werft« verwiesen ist und jeder Verkehr mit ihm als unrein gilt. Aber da möge einer eher ein Stuhlbein über die Unsterblichkeit der Seele belehren als einen Portugiesen über den Begriff der Rassen-schande. –

Der Tag ist vorbei. Fast ohne Dämmerung ist die tropische Nacht hereingebrochen. Groß und feurig stehen die Sterne über der Stadt, die mit einem tiefen Atemzug der Erlösung das Dunkel zu begründen scheint.

Der Tag ist Tod, und die Nacht ist Leben in São Paulo de Loanda.

Noch immer wie in der schlimmsten Mittags-sonne steht der Verkehrsschutzmann an der Straßenecke; schwarz, barfuß, mit kurzen Hosen und einem Gummiknüppel. Er ist ein Stück großstädtischen Größenwahns, den man dieser sonst so vollkommenen Hauptstadt schon verzeihen muss. Viel Schaden kann er nicht anrichten, denn meistens ist er im Banne des landesüblichen *dolce far niente*, schläft die landesübliche Siesta, genau so wie die große Uhr auf der Kathedrale, die Bartolomäus Diaz zum letzten Male aufgezogen. Und es ist gut, dass

es seither niemand wiederholte. Denn was liegt an der Zeit? Was kümmern uns die Stunden in Angola? Sie kommen und gehen und lehren uns alle die eine Lektion, die so schwer begreiflich ist für uns geplagte Mitteleuropäer: Alle Tage Sonntag.

Ja, auch in São Paulo de Loanda kennt man heute schon Henry Ford und seine »Blechliese«, wenngleich man sie wohl vermissen könnte in diesen engen, steilen Gassen, zwischen den schönen, alten Häusern und Denkmälern, die vor dem Benzin-geruch die Nase rümpfen.

Wie anders die Kutscher, die da in langen Reihen unter den staubigen Pfefferbäumen an der Praça stehen und warten und nichts tun, die ohne Einladung vorgefahren kommen und den *excellantissimo senhor* mit einer so königlich wohlwollend leutselig herablassenden Miene zu einer Rundfahrt auffordern, dass man nicht umhin kann, ihnen die Ehre anzutun. Und solche Rundfahrt lohnt die Mühe, zumal sie nicht anstrengend ist. Die beiden Pferde gehen in einem verschlafenen Zuckeltrab, aus dem sie nur zuweilen aufgeweckt werden durch einen sanften Peitschenhieb. Umso lebendiger ist die Zunge des Kutschers, die nicht müde wird, uns die Wunder dieser Stadt auszumalen mit der ganzen Farbenfreudigkeit einer südländischen Fantasie. Loanda ist eine von den Städten, deren Straßen immer bergauf und bergab gehen. In dieser und vieler anderer Hinsicht hat sie Ähnlichkeit mit Funchal auf Madeira, nur dass hier die Farben noch feuriger sind und die Glut der Tropen noch heißer brennt. Vierhundert Jahre

portugiesischer Herrschaft schauen herab von alten, wunderlichen Hausgiebeln, seltsam verschnörkelten Türen und Toren und hohen Standbildern von wilden Konquistadoren, als Wahrzeichen der mahnenden Worte, die einst Camoëns seinem Volk zurief:

*»Bewahr', o Herr, dass Spanier, Deutsche, Briten,  
Dass Welsche sagen in des Stolzes Wahn,  
Dem Portugiesen zieme nicht gebieten  
Und das Gehorchen stünd' ihm besser an!«*

Aber auf einmal hält die Kutsche mit einem Ruck. Wir sind angelangt vor der größten, vor der Sehenswürdigkeit von Loanda. Mit der Peitsche weist der Kutscher auf einen weißen Gebäudekomplex, der unter uns in der Abendsonne schimmert. Senkrecht steigt er aus dem blauen Meere auf, stolz anzusehen, etwa wie das Schloss von Miramar an der Adria. Aber ach, es ist ein Miramar, dessen Anblick schon manchen mit Schauern des Entsetzens erfüllte und noch erfüllt; ein *Château d'If* auf afrikanischer Erde. Das große Zuchthaus von Loanda, mit dem zu Hause in Portugal die Mütter ihre Kinder schrecken. Denn noch heute ist Loanda, und bis zu einem gewissen Grade ganz Angola, das, was es immer war in diesen vier vergangenen Jahrhunderten: das Land, zu dem man nur hinging, wenn man musste, zu dem die Menschen ihre Schritte lenkten wie die Selbstmörder zum Strick, wenn ihnen gar nichts mehr übrig blieb in diesem Leben, eine tote



Stadt unter glühender Sonne, zwischen fieberbrütenden Sümpfen, in deren Gassen gähmend die Langweile hockte; die letzte, die äußerste, die *ultimo esperança*, zu der man die Verbrecher hinschickte, wenn man schlimmer strafen wollte als der Tod. Jetzt erst, beim Anblick des weiß schimmernden und doch so düsteren Gebäudes, wurde uns manches klar, auf das wir uns keinen rechten Vers machen konnten in dieser seltsamen Stadt.

Die vornehmen Senhores in den Cafés –

Verbannte, Verschickte sind es, die einmal im Leben ihre ungeschickten Finger zu tief hineinsteckt hatten in den heißen Brei der portugiesischen Politik und nun in Erwartung eines kommenden Umsturzes ihre Tage verbringen bei halbem Sold und viel Kaffee und alle Tage Bacalao (Stockfisch) in Gesellschaft einer schwarzen Senhora, die die Wäsche besorgt und auch bei anderen Wünschen und Bedürfnissen tröstend und helfend zur Seite steht.

Die Arbeiterkolonnen in den Straßen –

Zuchthäusler aus Portugal, die für den Rest ihres verpfuschten Lebens Steine schleppen und Erdarbeiten verrichten, zusammen mit ihren schwarzen und braunen Kollegen.

*Lasciate ogni speranza.*

Dunkel und schwül ist die Nacht, leer sind die Gassen. Aus den langen Häuserreihen schimmert kein Licht. Von überall her ertönt der heisere, Antwort heischende Wachruf der Posten am Hafen. Eine gespenstige Umwelt, ein unheimliches Milieu,

eine Art afrikanisches Cayenne, bis morgen wieder die Sonne scheint und die Kaffeehäuser ihre Türen öffnen und die Dominosteine wieder klappern. –

\*

Aber wie nun wieder wegkommen aus diesem Weltwinkel? Zwei Tage lang weilte ich schon in den Mauern dieser aufblühenden Stadt. Achtundvierzig Stunden, und da war keine, in der ich mir nicht diese Frage vorgelegt hätte. Vielleicht wäre das auch noch lange so weitergegangen, wenn ich nicht einem Engländer begegnet wäre, der mich auf die richtige Spur brachte.

»Well«, sagte der, »ich funktioniere hier im Nebenberuf auch als amerikanischer Konsul, und da sind heute Morgen zwei Burschen in meinem Büro aufgetaucht, die ungefähr denselben Weg wie Sie haben und wohl auch ganz gut mit Ihnen auskommen sollten.«

»Meinen Sie wirklich?«

»Ja, die sind nämlich Zigeuner.«

»Zigeuner?«

»Gewiss doch! Richtige Zigeuner mit pechschwarzen Haaren und Zupfgeigen und Läusen und einer dunkelbraunen Frauensperson, die Kartenschlagen und Sterne deuten kann. – Aber Businessmen: Fordauto, Schreibmaschine und ein Saxophon haben sie sich auch schon angeschafft. Die passen in die Welt, und amüsant sind sie auch. Ich ginge gleich mit, wenn ich nicht hier festgenagelt wäre.«

Und wo diese interessanten Herrschaften zu finden wären? fragte ich.

»Das kann man bei Zigeunern nicht ohne weiteres sagen«, meinte der Engländer, »die haben unbeständige Gewohnheiten und die Polizei hat da meist auch ein Wort mitzureden. Gestern Nacht kampierten sie drüben beim Fort auf der Landzunge.«

So machte ich mich denn auf den Weg nach der Landzunge. Mit Zigeunern zu reisen, das schien mir recht apart, wenn auch etwas aufregend und anstrengend, und dann – ein Auto war schließlich so gut wie das andere.

Das Lager war leicht genug zu finden, denn es stand allein auf weiter Flur, dicht am flachen Strande, an dem die Brandung in nimmermüdem Anlauf zerschellte. Ganz in der Nähe stand ein Negerdorf mit Stroh- und Basthütten und schwarzen Einbaumkanus, auf denen nackte Kinder spielten; eine liederliche, zigeunerhafte Umwelt. Und liederlich war auch das Lager. Es hatte schon seine Richtigkeit mit dem Automobil, wenngleich es kein Ford war, sondern ein ziemlich großer Lastwagen von »General Motors«, <sup>6</sup> der fast so stattlich aussah wie jener von Mynheer Oom Piet, den ich vor kurzem erst in der Kalahari bewunderte. Und da waren auch die Zigeuner. Man brauchte sie nicht zweimal anzusehen, um sich dessen zu vergewissern. Male-  
risch hockten sie ums Feuer, so wie es im Buche steht.

*»Hielt der eine für sich allein  
In den Händen die Fiedel,*

*Spielte, umglüht vom Abendschein,  
Sich ein feuriges Liedel.«*

Ganz so war's doch nicht, denn es war ein Saxophon, und im übrigen saß die ganze Gesellschaft beim Mittagessen um den rußigen Kochtopf, während der unruhige Schein der Flammen auf ihren dunklen Gesichtern zuckte. Etwas abseits vom Feuer kauerte ein Mann mit langem, schneeweißem Bart, den offenbar der Tod vergessen hatte, und nickte unaufhörlich mit dem müden Kopfe. Die übrige Familie bestand aus einem Mann, einer Frau und einer vorerst noch unübersehbaren Schar von kleinen und halbstarken Kindern. Der Mann – einen Herrn mochte man ihn heißen – war nach der letzten Yankeemode gekleidet und trug eine mächtige, pechschwarze Haartolle. Von der Frau war wenig zu sehen, denn die Strähnen ihres vornüberhängenden Bubikopfes bedeckten das meiste, irgendwelche Trachten trugen sie nicht. Aber Zigeuner waren es doch, das konnte man sehen auf den ersten Blick – ja, und man konnte es riechen!

Schon von weitem hatten sie mich kommen sehen. Zwei unangenehm aussehende Wolfshunde mit flackrigen Augen wurden von den Kindern zurückgehalten und mit Schlägen bedacht. Die Frau – sie wäre wirklich hübsch gewesen, wenn sie sich gewaschen hätte – offerierte mit Grazie eine Tasse Kaffee, während ich dem Herrn des »Hauses« meinen Fall vortrug. Dieser sprach ein ganz perfektes Englisch mit amerikanischem Akzent. Nur wenn er

sich gelegentlich mit seiner Frau zankte, verfiel er unwillkürlich in die Zigeunersprache.

Worauf dann diese mit vorwurfsvoller Miene:

»O, Donald!«

Zu solch schottischem Namen war er jedenfalls gekommen wie seine Hunde zu den Schlägen. – Ja, sagte Donald, er habe nichts dagegen, wenn ich mitreise nach dem Innern, denn sie seien ohnehin schon zu viele für das Auto und da käme es auf einen mehr auch nicht an. Er selbst reise dann weiter nach Südwestafrika, lieber heute als morgen, aber leider seien die Aussichten nicht am besten.

»Und warum das?« fragte ich.

»Ja, sehen Sie, das ist so«, fuhr er fort, »Laonda, oder wie das Kaff hier heißt, ist ein guter Platz, ein ganz verdammt guter Platz für unser Geschäft, und gar nicht abgegrast. Da könnte man mit Kind und Kegel ein halbes Jahr lang als original-amerikanische Jazzband in den vielen Kaffeehäusern auftreten. Mercedes hier, was meine Frau ist, versteht sich fabelhaft aufs Handlesen und Kartenschlagen, aber was nutzt das alles, wenn der Policeman uns hier draußen festhält?«

»Desto besser«, sagte ich, »dann können wir gleich morgen fahren.«

»Das möchte ich auch«, fuhr der Zigeuner fort, »aber da ist noch Verschiedenes zu bedenken. Erstens haben wir kein Benzin, das man freilich im Notfall irgendwo klauen könnte. Zweitens hat der Gerichtsvollzieher einen Kuckuck auf das Auto geklebt, weil wir den Gewerbeschein von 200 Escudos

nicht bezahlen konnten.«

»Vielleicht, wenn der Konsul –« warf ich ein.

»Der Konsul«, sagte Donald mit düsterer Miene.

»Der Konsul!« zischte Mercedes, und ihre Augen schossen Dolche. Nur der alte Mann nickte noch immer, als ob ihn alles nichts anginge.

»Allright«, sagte ich, »ich will es mal selbst mit ihm versuchen.«

Eine Stunde später war ich in dem Haus, über dem die amerikanische Flagge weht, im Büro beim Konsul, dessen Zigeunerliebe inzwischen schon recht erkaltet war.

»Sir«, sagte er mit zitternder Stimme, »der Himmel bewahre mich vor dem Gesindel! Seit gestern habe ich keine ruhige Stunde mehr. Keine Minute vergeht, ohne dass nicht irgend so ein Wesen vor meiner Tür herumlungert. Der ist ein armer Reisender, der um eine milde Gabe bittet, der ein großer Künstler in noch größerer Notlage, die eine junge Frau, die von ihrem Mann verstoßen wurde, jener ein junger Mann, den seine Frau verlassen hatte, und unter den vielen verstoßenen Kindern kennt man sich schon gar nicht mehr aus. Pünktlich in jeder halben Stunde kommt ein anderer. Und dabei hockt das ganze Pack Abend für Abend ums Feuer vor dem Zigeunerwagen und amüsiert sich auf meine Kosten. Fünfzig Pfund bezahle ich auf der Stelle, wenn ich sie wieder los werde.«

»Das können Sie billiger haben, Herr Konsul«, unterbrach ich ihn. »Es kostet nur einen Gewerbeschein, den der edle Herr – wie heißt er? – nicht be-

zahlen kann.«

»Und wie viel wäre das?«

»Zweihundert Eskudos.«

»Anderthalb Pfund. Wird gleich gemacht.« Er nahm das Telefon vom Tisch und sprach eifrig hinein. »*Allright* Das wäre besorgt. Der Polizeipräsident wird die Bande ausweisen, wenn sie morgen noch da ist.«

»*Allright*«, sagte auch ich. Zigeuner oder nicht; da war ein Auto und eine billige Reisegelegenheit, die sich so schnell nicht wieder bieten würde. Ich ging nach dem Gasthaus, packte meine wenigen Sachen und stand bald wieder vor dem Lagerplatz, wo alles in hellem Aufruhr war. Mister Donald schimpfte aus vollem Halse mit einem portugiesischen Polizisten, Donna Mercedes weinte, die Kinder schrien, die Hunde bellten. Nur der alte Mann saß noch immer auf demselben Platze und nickte mit dem Kopfe. Der Polizist sprach nur Portugiesisch, Mr. Donald nur Englisch, und so war es ein wahres Glück, dass ich dazu kam und den Dolmetscher spielte.

Ja, es war alles nur ein Missverständnis. Weit davon entfernt, sie von neuem zu drangsaliieren, war der edle *Senhor sargente da policia* nur gekommen, um das Pfandsiegel abzunehmen und den *Senhores Americanos* eine glückliche Reise zu wünschen und einen Gruß auszurichten von Seiner Exzellenz dem *prefecto da policia*, der entschieden der Ansicht sei, dass man in der Kühle der Nacht am allerbesten fahre, und zwar unbedingt noch in dieser, weil es in

der nächsten sicher ganz furchtbar regnen würde.

Mr. Donald war auch ganz dieser Ansicht. Er rief seine zahlreiche Familie zusammen. Der umherliegende Plunder wurde ins Auto geworfen, und da kurze Haare bekanntlich bald gebürstet sind, waren sie in fünf Minuten reisefertig. Sogar mehrere Kannen Benzin kamen plötzlich zum Vorschein.

»Boa noite!« rief der Sergeant dem davonfahrenden Auto nach.

»Boa noite!« riefen wir, »und eine Empfehlung an Seine Exzellenz den Senhor Polizeipräsident.«

Noch eine Weile fuhren wir entlang dem Strande, gegen den die silberhelle Brandung mit dumpfem Brausen aus dem nachtschwarzen Meere aufsprang. Dann bogen wir in enge Gassen über das holperige Pflaster menschenleerer Märkte, wo nirgendwo ein Licht brannte und nichts zu hören war als die heisere Stimme eines Hundes, der verschlafen bellte, oder die hallenden Schritte einer Polizeipatrouille. Ich wunderte mich, wie der Zigeuner den Weg fand, aber ohne einmal zu fragen oder zu zaudern steuerte er den Wagen mit dem Ortsinstinkt seiner Rasse durch das Straßengewirr und hinaus auf eine breite Landstraße, die schnurgerade in ein schwarzes Bergland führte. Freilich war es fast taghell unter dem Lichte des Vollmonds, der groß und rund am wolkenlosen Himmel stand. Bald zog ein dicker Dunst über die Landschaft. Schon waren wir mitten im großen Busch, der Afrika ist vom Kongo bis zum Kap.

Es war eine schwüle Nacht mit einem verhänge-



nen Himmel, von dem der Vollmond nur matt herunterschien. Zu beiden Seiten der Straße stand die Dschungel schwarz wie ein Höllenrachen. Zumeist kroch der Busch niedrig am Boden, aber stellenweise standen Gruppen von Palmen, schlank wie Schiffsmasten, stellenweise wieder mächtige Bäume mit gewaltigen, kegelförmig aufgebauchten Stämmen und breiten Ästen, die fantastisch in die Nacht hinausragten. Ab und zu huschte ein Negerdorf und ein Bananenhain vorbei. Ab und zu grunzte und quiekte etwas im Busch. Alle Augenblicke eilte irgend etwas Flinkes über den Weg, und einmal, als der Zigeuner den Scheinwerfer seitwärts in den Busch drehte, da traf er voll in die funkelnden Augen eines fauchenden Leoparden.

Ja, das war das Afrika, von dem ich immer träumte! Alles war hier wild und unwirklich, voll von raunenden Geheimnissen, eingehüllt in den weichen Mantel der lauen Nacht. Schnell, wie immer in den Tropen, löste der Tag das Dunkel ab, aber kein Sonnenstrahl drang durch die hängenden Wolken. Der Busch war zum Urwald angewachsen, ein kalter Hauch kam aus der Dschungel, in die kein Lichtstrahl drang. Von allen Seiten kamen sprudelnde Bäche, die mit dicken Knüppeldämmen überbrückt waren.

Und nun mag man über portugiesische Verwaltungsmethoden denken, wie man will – ich kenne sie nicht und mag mir deshalb kein Urteil darüber anmaßen –, aber das eine weiß ich: die Portugiesen sind Meister in der Wegebaukunst. Von einem Win-

kel zum anderen ist das weite Land Angola durchzogen von einem Netz von Automobilstraßen, um die es manches europäische Land mit Fug und Recht beneiden könnte, eine wahre Beschämung für das benachbarte Südwestafrika, das nach zehnjähriger Mandatsmisswirtschaft die Landstraßen im wesentlichen noch in dem Zustande aufzuweisen hat, wie es sie zur deutschen Zeit der Ochsenwagen übernahm. Freilich geht das alles ein wenig *par ordre du moufti*, ländlich, schändlich, afrikanisch. Ein Ukas des Distriktschefs zitiert den betreffenden Häuptling, dass er mit seiner Dorfgemeinde an den Straßenrand ziehe, wo ihr eine Wegstrecke für Reparaturarbeiten angewiesen wird. Dafür bekommen sie dann regelmäßig ihre Ration Buschkost, aber nie einen baren Heller Lohnung. So marschiert in Portugiesisch-Afrika der Lauf der Zivilisation,

»die herein aus den Gefilden  
rief den ungesell'gen Wilden.«

So fährt man im Auto durch den Urwald, der drei Schritte abseits vom Wege noch so ursprünglich ist wie der, den Stanley vorgefunden. Der Wald und die Menschen, deren primitive Basthütten ungefähr das Anspruchsloseste sind, was man auf dem Gebiete der Wohnkultur erwarten kann. Meist sind es Weiber und Kinder, die auf der Straße arbeiten, während die Männer zu Hause dem Müßiggang obliegen. Die Kinder stehen da mit schauerlich aufgetriebenen Bäuchen, barfuß bis zum Halse, die Wei-

ber mit einem Lendenschurz und einem Piganini, das sich am Rücken festklammert und niemals seinen Halt verliert, ob die Mama nun mit der Hacke arbeitet oder als schwarze Rebekka mit dem Wasserkruge auf dem Kopf durch die afrikanische Sonne schreitet. Es ist ein Anblick, der mehr romantisch als ästhetisch wirkt. Auch der Geruch, der von ihnen ausströmt, ist nicht immer ein Duft von betäubenden Tropenblumen. Aber wer eine empfindliche Nase hat, der geht lieber gar nicht erst in den Urwald.

Im übrigen sind sie höfliche und devote Wilde. Beim Herannahen des Autos heben sie grüßend die Hand oder, falls sie einen solchen haben, ziehen sie den Hut mit tiefer Verbeugung wie vor den Lakaien einer Hofkutsche.

Denn es herrscht Ordnung im Urwald.

Je länger wir fuhren, desto mehr bewunderte ich Mr. Donald. Gewiss, es gab da keine Seitenstraßen, in denen man irr gehen konnte, aber dass einer, der so fremd wie ich selbst in Angola war, so sicher und selbstbewusst durch Nacht und Wildnis fahren konnte ohne einen Augenblick zu zaudern und zu überlegen, das war doch eine Offenbarung. Mir selbst wurde ein wenig unheimlich zumute in diesem Busch.

Aber plötzlich kam eine Lichtung. Schon fuhren wir durch eine Dorfstraße zwischen grauen Negerhütten, deren spitze Dachkegel fantastisch in den heißen Himmel ragten. Es war ein lebhaftes Dorf, fast schon eine kleine Stadt zu nennen. Kleine Kin-

der und bissige Hunde verfolgten das Auto. Die Männer standen faul in den Türen ihrer Lehmhütten, und überall sah man die Weiber, die in großen, hölzernen Mörsern das Hirsemehl stampften.

Bald hielten wir am Ufer eines mächtigen, hoch angeschwollenen Flusses, dessen gelbes Wasser mit dumpfem Brausen zwischen den dunklen Waldüfern vorüberglitt. Das war der Cuanza, einer der größten und wasserreichsten Ströme Afrikas, ja der ganzen Welt, von dessen Existenz wir bisher – zu unserer Schande mussten wir es sagen – noch keine Ahnung gehabt hatten. Lange stand ich am Ufer und versank immer tiefer in das Betrachten der Landschaft. Es war ein Bild, wie man es sich afrikanischer nicht vorstellen konnte. Am Strande lagen große Dschunken mit hohen Masten und festgemachten Segeln. Zwischen beiden Ufern war ein ständiges Kommen und Gehen von langen, schwarzen, ganz niedrigen Einbäumen, in denen die aufrecht stehenden Schiffer aussahen wie spukhafte Gestalten, die auf dem Wasser wandelten. Und überall entlang der Ufer warteten die Trägerkolonnen mit ihren abgeworfenen Lasten und den menschlichen Lasttieren, die faul in der Sonne lagen.

Inzwischen hatte sich das ganze Dorf um unser Auto versammelt. Mit der unbegreiflichen Schnelligkeit, mit der Nachrichten in Afrika zu reisen pflegen, hatte sich schon lange vor uns die Kunde von unserem Kommen herumgesprochen als von den seltsamen Senhores Americanos, denen keine Kunst zu verborgen, keine Krankheit zu geheimnisvoll für

ein Heilmittel sei. Es war, wie wenn ein verheißener Messias, aber nicht ein Zigeuner eingezogen wäre. Mit lüsternen Mienen und funkelnden, lackglänzenden Augen umlagerten sie das Auto, eine schwarze Masse, von der ein übler Geruch aufstieg. Alles war vertreten, was irgendeinen Wunsch hatte. Gesunde und Kranke, solche, die nur noch Haut und Knochen waren, und andere, deren Glieder bis zur Unkenntlichkeit geschwollen waren durch irgendeine unerhörte Krankheit. Andere wurden von ihren Angehörigen herbeigeschleppt wie lebende Leichen, müde und blass, so weit man das von einem Neger sagen kann, und abgestorben gegen alle äußeren Eindrücke. Einer, der schrecklich anzusehen war mit seinen von der Elephantiasis angeschwollenen Beinen, kam auf mich zugehumpelt und schaute mich an mit Augen, aus denen eine Welt von Vertrauen leuchtete. – Was tun? Da half nur noch das System Coué. Ich gab ihm eine Chininpille, die er mit Todesverachtung zerbiss und hinunterschluckte. Dann – nein, es war keine Täuschung! – dann ging er sehr viel gelenkiger davon, als er gekommen war, denn soviel geht auf Konto der Einbildung bei unseren Krankheiten. Nach diesem kamen andere und zogen alle hochbeglückt ab, jeder mit einer Chininpille. Inzwischen hatte auch Donna Mercedes ihr Gewerbe aufgenommen, aber nur gegen bar oder Lebensmittel. Hühner und Eier wurden in Körben herbeigeschleppt, ein kleines Ferkel war auch schon im Auto. Aus Hand und Asche wurde geweißt mit wenig Worten, großen Gebärden, ganz

ohne Dolmetscher und anscheinend dennoch zur vollen beiderseitigen Befriedigung, obwohl keiner ein Wort von des anderen Sprache verstand. Denn solches ist die Kunst der Zigeuner. Immer größer wurde der Auflauf, immer zudringlicher die Neugier. Männer mit bunten Lendentüchern, die sie eben erst beim Händler gekauft hatten, Frauen mit Kapuzen, aus denen die Piganini herausschauten, ein Häuptling, der in nichts gekleidet war als in seine Würde und ein tadellos gebügeltes Frackhemd – alle wollten der Wunder teilhaftig werden. Mr. Donald rieb sich die Hände, Donna Mercedes strahlte über dem großen Busineß, die vielen Kinder hatten sich über die Gegend verbreitet, um Ausschau zu halten nach etwas, das die Mühe lohnte, der alte Mann nickte noch immer, wie er in Loanda genickt hatte, und alles war bei bester Laune. Nur ich selbst betrachtete mit Kummer diese neue Lage.

Da waren wir nun, und wann wir wieder fortkommen würden, das mochten die Götter wissen, denn ehe da nicht der Rahm abgeschöpft, die Milch ausgetrunken und überhaupt die letzte verlorene Möglichkeit an diesem Strande ausgekehrt und ausgekämmt worden war bis in den letzten Winkel, war an ein Weiterreisen nicht zu denken; sie müssten denn keine Zigeuner sein.

Der Tag verging. Der rote Ball der untergehenden Sonne stand schon unter den Baumkronen des Urwaldes. Die Schatten lagen lang in der Gasse. Der breite Fluss lag im Dämmerlicht und die ersten Moskitos kamen herangeschwärmt mit metallischem

Summen. Die Nacht konnte nett werden! – Wer gut schlafen kann, erspart sich viel Ärger. Ich nahm meine Decken und machte mich auf die Suche nach einem einigermaßen erträglichen Nachtlager, als ich plötzlich in der Ferne etwas zu vernehmen glaubte, das angenehm wie Musik in meinen Ohren klang. Es war in der Tat das Summen eines herannahenden Automobils. Schon hielt es vor dem Gebäude eines portugiesischen Händlers, der eine Art Restauration betrieb, wo man Stockfisch und dergleichen portugiesische Nationalgerichte für teures Geld bekommen konnte. Der einzige Passagier war ein stattlicher, sehr eleganter Herr, der gelangweilt eine Zigarette um die andere rauchte in dem düsteren, fliegenumsummten Lokal.

Ob der *excellentissimo senhor* allein zu reisen beliebt? fragte ich mit aufkeimender Hoffnung.

»Si, Senhor.«

Und ob er sich dazu bereit fände, einen gestrandeten Caballero mitzunehmen.

»Aber natürlich. Mit dem größten Vergnügen. Betrachten Sie es als Ihr Auto.«

Dies mit einer so großen Gebärde, wie sie nur ein Portugiese fertig bringen kann.

Am anderen Morgen machten wir uns schon vor Sonnenaufgang auf den Weg. Die Zigeuner, die an so etwas gewöhnt sind, machten es kurz mit dem Abschiednehmen. Dann machten wir uns an den Flussübergang, der bei dem hohen Wasserstand eine einigermaßen atemberaubende Angelegenheit war. Für die Autos hat man eine Fähre zurechtge-

macht, die an Primitivität nichts zu wünschen übriglässt. Sie besteht aus einem von Ufer zu Ufer gespannten Kabel, an dem die Fähre hinübergeschoben wird vermitteltst eines Rades, das durch »Muskelmotoren« in Bewegung gesetzt wird. Freilich sind es Menschen, die über Pferdekkräfte verfügen; herkulisch gebaute Neger, denen nur ein wenig Übung am *punching ball* fehlt, um Dempsey und all die anderen Götter des Fleisches vom Stuhl zu stoßen und fortan ein Leben in Ruhm und Dollars zu führen als neueste Exponenten unserer modernen Kultur. –

Zwei Stunden dauert der Flussübergang. Dann stürzt sich der Wagen wieder hinein in den Busch, wo zu beiden Seiten der Straße das hohe Elefantengras wie eine grüne Mauer steht. Bald ändert sich das Bild der Landschaft. Blaue Berge tauchen in der Ferne auf, oft gekrönt von bizarren Felsklippen, die an heimische Burgruinen erinnern. In vielen Windungen führt die Straße bergauf in immer höhere Regionen, in denen aus den Tiefen des Urwaldes die Basthütten der werdenden Plantagen heraus schauen. Was immer eine Tropenlandschaft hervorzubringen vermag, wächst hier in üppiger Fülle. Wälder von Ölpalmen, Bananenhaine, die breitblättrig am Wegrand stehen. Es riecht überall nach Brand und Moder. Der Mensch geht dem Urwald zu Leibe. Zwischen verkohlten Baumstümpfen stehen schon die hellgrünen Maisfelder inmitten der dunklen Hänge des ungebrochenen Urwalds. Noch immer höher führt der Weg zwischen Wäldern und Wasser-



fällen, während tief unten die heiße Ebene im Dunste verdämmert. Es ist eine Gegend, die ganz auffallend an die Bergländer von Ceylon erinnert. Auch Usambara ließe sich mit ihr vergleichen. Gegen Mittag rasteten wir bei einem großen Hause, das ganz nach Landessitte aus Lehm gebaut war und ein Dach aus getrockneten Palmblättern hatte. Umso größer war mein Erstaunen, als eine deutsche Hausfrau herauskam und mich in unverfälschtem Schwäbisch anredete. Sie lud uns ein und bewirtete uns mit der großen, schönen afrikanischen Gastfreundlichkeit, die ich noch von Südwestafrika in so guter Erinnerung hatte. Wir tranken Kaffee an dem Tische mit der bunten Decke und vergaßen darüber, dass wir in der Wildnis waren. Die kleinen blonden Buben, die in dieser Gegend mehr Löwen als weiße Menschen zu sehen bekamen, schauten uns scheu aus der Ferne zu und die Frau erzählte uns allerhand, während sie hin- und hereilte bei ihren häuslichen Geschäften. – Ja, hier im Libollohochland habe sich seit dem Krieg eine ganze Kolonie von deutschen Ansiedlern niedergelassen. Ihr nächster Nachbar sei der Herr von Soundso. Weiter landeinwärts wohne der Graf X, der Freiherr Y. Eine ganze adlige Ecke. Zum Teil seien es alte Ostafrikaner, aber auch sonst kämen so allerlei Leute von drüben, gute und weniger gute. Denn in Deutschland sei kein Raum, irgendwo müsse man doch hin, und gerade hier im Hochland sei das Klima gut, das Land fruchtbar und man bekäme so viel davon, wie man haben wolle von der portugiesischen Regie-

rung. Das bare Geld sei zwar das Rarste, was man zu sehen bekomme in diesem Dasein, aber man habe ein Dach über dem Kopf, ein paar hundert Hektar Land, zu denen man in Deutschland nie käme und wenn erst einmal die Kaffeebäume groß wären, dann solle es wohl auch nicht am Geld fehlen.

Ob ich mir einmal die Plantage ansehen wolle?

»Gewiss doch.«

Wir brauchten nicht weit zu gehen. Sie lag direkt hinter dem Hause. Eine Lücke im Busch, eine Wunde des Urwalds, sonst nichts. Überall lagen kreuz und quer die gefällten Stämme. Überall ragten die halbverkohlten Baumstummel aus dem jungen Grün der üppig wieder aufschießenden Vegetation. Ein scharfer Brandgeruch lag in der Luft. Zwischen drin arbeitete eine Kolonne von Schwarzen unter Führung eines langen Mulatten, dessen pockennarbiges Gesicht unter einem breitrempigen Hut hervorschaute, ganz das Ebenbild eines Sklavenbändigers von Anno dazumal. Auch da müsse man Lehrgeld zahlen, meinte die Frau mit einem müden Blick. Anfangs habe man es mit Baumwolle versucht und teure Maschinen von Deutschland herübergebracht, die nun nutzlos in dem Schuppen verrosteten. Jetzt glaube jeder nur noch an den Kaffee, und die großen Rosinen vom Schnellreichwerden hätten sich die meisten auch schon abgewöhnt. Lieber klein, aber sicher. Aber leicht sei das nicht mit dem Haufen Kinder, dem vielen Personal und dem Mann meistens auswärts auf der Jagd und beim Frachtfah-

ren.

Das alles erzählte die einfache Frau mit dem nüchternen Wesen und dem jungen, frühzeitig hart gewordenen Gesicht, in dem Arbeit und Sorgen und tausend Enttäuschungen ihre Spuren eingegraben hatten. Bei alledem blieben wir länger als beabsichtigt. Die Sonne stand schon tief, als wir weiter fuhren. Mein lebenswürdiger Gastgeber im Auto, der portugiesische Kavalier, der natürlich kein Wort von der Unterhaltung verstanden hatte, zeigte dennoch große Freude über das angenehme Intermezzo.

»Gute Kolonisten, diese Deutschen«, sagte er. »Besonders die Kinder machen uns Freude, denn die werden einmal sehr gute Portugiesen werden.«

Weiter ging die Reise. Flüchtig zog das Hochland an uns vorüber in seiner berauschenden Schönheit.

Dann blieben die Ansiedelungen zurück, und ringsum war alles wieder nur Busch und Urwald und Baumsavanne und Negerdörfer. Diese Wildnis ist stumm, von einer tiefen, schweren Melancholie, ganz im Gegensatz zu dem so viel dürreren Südwestafrika, wo es trotzdem überall irgendwie zwitschert und singt und gurrts von wilden Tauben, wo einem auch in der größten Wildnis die Springböcke, Strauße und Hartebeester die Zeit vertreiben. Hier aber gibt es anscheinend gar keinen nennenswerten Wildbestand. Kein brüllender Löwe, keine stampfende Elefantenherde, die wir zu sehen hofften. Das einzig Wilde in dieser Gegend ist der Mensch. Bei einem Portugiesen – er war schwarz

wie Stiefelwichse, aber hier zählt alles als Portugiese, solange es drei Worte in der Sprache des Camoëns sprechen kann – hielten wir an und erkundigten uns nach der Entfernung zur nächsten Façenda. »Dreiundsiebzig Kilometer«, sagte er ohne Umschweife. So ist dieses Land der großen Nachbarschaften! Hundert zu hundert Kilometer liegen die Ansiedelungen auseinander, und dazwischen liegt nichts, ein Niemandsland, das fürs Holen zu haben ist.

Schon wird es wieder dunkel, aber noch ist die Reise nicht zu Ende. Fünfhundert Kilometer haben wir schon gefressen, fünfhundert mehr müssen wir noch machen, bis wir am Ziele sind. So entartet die Welt! Früher hatte man immer Zeit in Afrika. Nun, da man dieses Teufelsding eingeführt hat, glaubt man sich bei Tag und Nacht zu Tode rädern zu müssen auf den durchgesessenen Polstern des wild gewordenen Benzinrosses. – Weiter geht die Reise. Der Urwald steht fantastisch im Lichtkegel des Scheinwerfers. Die Affen schimpfen auf den Bäumen, das hohe Elefantengras rauscht im Luftzug des vorübersausenden Waldteufels. Vorwärts! Zeit ist Geld! *Business*, Dollars machen ist heute die Parole auch im innersten Urwald.

Ein wenig war ich doch noch eingeschlafen und wurde erst wieder wach, als das Auto in vorsichtig schwankender Gangart über eine baufällige Brücke fuhr, unter der ein wilder Bergbach rauschte. Die Sterne funkelten, und es war bitter kalt. Im Osten stand das erste Tageslicht als blasser Streifen über

dem Horizont. Der Tag dämmerte über einer Landschaft, die nichts mehr gemein hatte mit der, die wir bisher durchschnaubt hatten. Fast konnte man sich wieder nach Südwestafrika versetzt glauben. Weite Grasflächen, nur da und dort unterbrochen von Baumgruppen, zogen sich in endlos blaue Fernen. Ein Rudel wilder Strauße lief flüchtig über die Straße, und in einiger Entfernung zogen sogar mehrere Ochsenwagen. Bald darauf kam etwas in Sicht, vor dem ich mir erst einmal die Augen reiben musste, um mich zu vergewissern, dass es so etwas noch gibt, »*Caminho de ferro*«, sagte der Wagenführer.

Es war in der Tat die große Eisenbahnlinie, die von Lobitobai über das Hochland von Angola nach dem Kongo führt. Silva Porta hieß die Station und das angrenzende Dorf, zu dem der Weg führte. Wir waren am Ziel, und eigentlich hätten wir einen tiefen Schlaf verdient. Aber nein! Diese Gegend war zu schön, als dass man darüber gleich wieder einschlafen konnte, die Luft so kühl, dass man alle Müdigkeit vergaß. Eine Weile noch machte ich einen Rundgang über grüne Wiesen, in denen die lieben, schönen Blumen blühten, die wir aus Deutschland kennen, vorbei an Gärten, in denen hohe Zedern standen, ganz wie die Tannen bei uns zu Hause, und sah die blauen Hügel, die in etwas an die Gegend von Unterfranken erinnerten, und im Gehen kamen mir so allerlei Gedanken: Wieso kommt es, dass diese riesigen, durchaus gesunden und fruchtbaren Hochländer von Angola, die mindestens so

gut und besser sind als die von Rhodesia und am Kenia, bisher so gar keine Anziehungskraft auszuüben vermochten auf europäische, zumal deutsche Auswanderer? Da rennen sie in die unmöglichsten und abgelegensten Gegenden, in moskitobrütende Sümpfe, eine sichere Beute des Fiebers, und hier liegt ein herrliches, heimatlich anmutendes Land unter milder Sonne unbeachtet und vergessen. Und dabei bekommt man das Land umsonst von der Regierung!

Am Abend saß ich im Hotel, dem einzigen, besten und schlechtesten am Platze, und aß Stockfisch mit Bohnen, das übliche portugiesische Menü und trank dazu einen Wein, der wohl im Urwald gewachsen war, und der Wirt saß mit mir am Tisch und erkundigte sich sehr genau nach dem Woher und Wohin, denn Fremde sind kein alltägliches Ereignis in Silva Porto.

Und wer denn der elegante, liebenswürdige Herr sei, mit dessen Auto ich hierher gekommen war? wollte ich wissen.

»Dom Pedro?«

»Ja, so hörte ich ihn nennen.«

»Dom Pedro«, wiederholte der Wirt, »der hat so seine eigenen Geschäfte; seine ganz besonderen Geschäfte.«

»So -?« sagte ich.

»Freilich«, fuhr der Wirt fort, »denn sehen Sie, das ist so in Angola: mit dem Hotelbetrieb ist nichts zu verdienen, Händler gibt es auch mehr als genug. Mit anständiger Arbeit kann man sich nicht ernäh-

ren. Am besten haben's noch die Präfekten, denn denen geht viel durch die Finger und manches bleibt daran hängen; aber dazu muss man geboren sein. Da ist dann das zweitbeste, dass man mit den Präfekten so gut steht wie Dom Pedro. Da kann man dann ungestört mit schwarzer Ware handeln.«

»Mit schwarzer Ware?«

»Nun ja, man geht in die Dörfer mit ein paar Schnapsflaschen, großen Versprechungen und einem Steuerzettel, das übrige kommt dann ganz von selbst. Im Handumdrehen hat man eine ganze Schiffsladung für die Kakaoplantagen auf São Thomé. Ein ganz reelles Geschäft. Nichts daran auszusetzen. – Ah, aber ein halbes Jahr lang möchte ich doch in den Schuhen Pedros stecken und hier mit schwarzer Ware handeln. Dann wäre ich gesund, dann hätte ich ein Hotel in Lissabon statt der Kneipe in diesem Affenlande.«

---

1. Führer <<<
2. Naphtha ist der technische Name für Rohbenzin, das aus der Destillation von Rohöl gewonnen wird und aus Kohlenwasserstoffen besteht. <<<
3. 100 Eskudos <<<
4. 200 Eskudos! <<<
5. Süßes Nichtstun <<<
6. amerikanische Automobilfabrik <<<

## 7|Das Land der dunklen Ehrenmänner

IM DUNKELSTEN AFRIKA / LUMPEN VON FORMAT /  
ROMANTIK DES EISENBAHNBAUS / BUSCHVAGABUNDEN  
/ IM URWALDLADEN / EIN NAHRHAFTES HANDWERK /  
BEIM BAHNBAU / DER »MOLOCH LAGER« / PAT  
ERZÄHLT EINE GESCHICHTE / EINE »GANZ VERDAMMT  
SCHÖNE REISE« / EINE UNGEMÜTLICHE STADT / AUF  
INS NAHE RHODESIEN! / AUF NEGERPFADEN / ALLERLEI  
HANDELSGESCHÄFTE / EIN NEGERTANZ / ALLES FÜRS  
SALZ / DIE ANGST VOR DEN LEOPARDEN /  
NÄCHTLICHER ZWIST / DER LÖWE ALS FRIEDENSSTIFTER  
/ SCHWIERIGES REISEN / »HAIA SAFARI!« /  
ZWEIBEINIGE PFERDE / EINE SCHLIMME NACHT /  
MEUTEREI / VERZWEIFELTE LAGE

Wenn man durch Angola ostwärts nach den Quellflüssen des Kongo wandert, ungefähr dorthin, wo Afrika anfängt am dunkelsten zu werden, so kommt man auch in das Land der dunklen Ehrenmänner. Es gibt ihrer nicht wenige, die dort zwischen Tag und Dunkel eine Gastrolle geben und dann wieder spurlos verschwinden, meist ohne eine Adresse zu hinterlassen, und das aus guten Gründen; flüchtige Gestalten, deren Gewissen schwarz ist wie ein Urwalddschungel und denen kein Land zu dunkel, um Taten und Untaten eines verfehlten Lebens zu verhüllen. Denn der Arm des Gesetzes ist länger geworden in diesen Jahren. Heute geht man nicht mehr nach Amerika, wenn man etwas auf dem Kerbholz



hat. Man muss sich schon in den afrikanischen Busch bemühen und in Stanleys Stiefeln wandern.

Aber wie lange noch? Binnen weniger Jahre wird man im Schlafwagen von Kapstadt nach Kairo fahren können, noch ein oder zwei Jahre und man wird vor dem Frühstück in Daressalam den Expresszug besteigen, man wird dinieren am Tanganjikasee, übernachten in Katanga und am nächsten Morgen in Lobitobai an der Benguellaküste ankommen, wie wenn man eben aus dem Berlin-Pariser Schnellzug stiege. Und dort, wo man noch verschont ist von der Eisenbahn, da wird man sicher über kurz oder lang vom Auto heimgesucht. – Ach, das Afrika, das wir zu kennen glaubten, das wir einst geliebt, gefürchtet, von dem wir geträumt in unseren Kindertagen, es ist nicht mehr! Der Weltverkehr hat es in seinen Netzen gefangen und die Staatsautorität darüber ihren Teufelsmantel gebreitet.

Und doch, und doch –

Auch diese neue sachliche Zeit hat eine neue Romantik geboren, die wilder und fantastischer ist als die der alten Forscher, abenteuerlicher als die der Trapper und Jäger der amerikanischen Prärien, wenngleich sie noch keinen Cooper und keinen Karl May gefunden hat, um in ihr Horn zu blasen. Wenn es irgendwo auf dieser Erde noch Menschen gibt, die kühner, verwegener sind als jene, die heute als Prospektoren oder beim Eisenbahnbau, auf Vorposten der Zivilisation, den afrikanischen Busch durchziehen, so möchte ich wohl wissen, wo sie sind. Es ist eine Sorte, die jeden Respekt vor der Wildnis,

aber auch vor allem anderen verloren hat. Vagabunden, dunkle Ehrenmänner, Lumpen vielleicht, aber Lumpen von Format. Eine Art Konquistadoren in der Westentasche. Da ist einer z. B. in Europa Schneider gewesen und entdeckt plötzlich in Afrika sein Talent zum Brückenbauer. Man probiert es. Geht es schief, so hält man Ausguck nach etwas anderem und übernimmt vielleicht einen Kontrakt zum Holzschlagen oder Backsteinmachen oder bei den Streckenarbeitern. Immer aber ist man dabei ein großer Bwana und Herr über Hunderte von Schwarzen, die einen bedienen wie zu Hause keinen Kommerzienrat. Geld verdient man reichlich, und die Pfunde hat man lose in der Tasche sitzen. – Ja, die Pfunde! Abends, wenn mit den ersten Schatten die Frösche ihr Konzert im Sumpf beginnen, wenn die Sonne hinter der scharf gezackten Linie des Buschwalds versunken, wenn plötzlich die Nacht hereingebrochen ist ohne einen Hauch erlösender Kühle nach dem schwülen Tage, wenn die Moskitos summen und die Grillen ihr nimmer endendes Lied im Grase singen – was tut man mit solch langer, langer Nacht? Man liegt im Liegestuhl und schaut müde in das verlöschende Feuer, man trinkt viel Whisky mit wenig Soda, man spielt Poker und verspielt sein Hab und Gut in einer Nacht, der Whisky steigt einem in den Kopf, man legt sich irgendwo hin auf den Boden, wo das Fieber lauert. Und vierzehn Tage später steht noch ein Kreuz am neuen Bahndamm. Oder man wird vom Boß an die Luft gesetzt. Dann pilgert man eben eine Weile

durch Busch und Urwald zu einem anderen Bahnbau. Eines Tages traf ich so einen, der, nur mit einem Stecken bewaffnet, durch Angola ging.

»Wo geht die Reise hin?« fragte ich ihn.

»Ich mache nach Uganda«, antwortete er seelenruhig.

O Stanley! O Wissmann! O Emin Pascha! Wie haben sich die Zeiten geändert!

Anderwärts baut man Bahnen nach den Bedürfnissen des Verkehrs. In Afrika ist es im Gegenteil der Bahnbau, der den Verkehr und seine Bedürfnisse erst schafft aus dem Nichts, wie ein lebenspendender Kanal, an dessen Ufern die Bäume aus der Erde wachsen, auch in der dürrsten Wüste. Genau so entstehen hier über Nacht die Städte und Dörfer in ihrer Wellblechherrlichkeit am Rande des Buschwaldes. Es ist, als ob sie selbst noch nicht an ihr Dasein glaubten, als ob sie sich umschaute nach dem Wind, der sie hier zusammengetrieben und im nächsten Augenblick wieder auseinanderjagen könnte in seiner Laune.

Man muss sie gesehen haben, um sie ganz zu verstehen, jene aufblühenden Städte und Dörfer längs der neuen Angola-Kongobahn. Hier fließt das Leben langsam, *à la Portuguesa*. Die Straßen sind sehr breit und die Häuser sehr niedrig; groß und plump sind die Telegrafentangen, und lebendig ist nur der Wind, der in ihnen summt. Es ist Mittag, und kein Mensch ist auf der Straße; denn der Mittagschlaf ist hier eine heilige Handlung, die vom späten Morgen bis zum frühen Abend dauert. Vor dem Ho-

tel steht Dom Fulano de Tal, der Besitzer, und schaut blinzelnd hinaus auf den »Largo Gago Coutinho«, auf dem die Langeweile hockt wie ein gähnendes Gespenst. Die Ziegen sind eben dabei, den jungen Zierbäumen, die gestern erst gepflanzt wurden von der hohen *comissão do fomento*, das Lebensmark abzuknabbern. Irgendwo schreit ein Esel, irgendwo jammert ein liebestoller Kater. – Was man wohl heute wieder für einen Küchenzettel macht für die *excellentissimos senhores* von der Administration?

*Bacalão* natürlich! *Bacalão* (Stockfisch) mit Kartoffeln, *Bacalão* mit grünen Bohnen, *Bacalão* mit weißen Bohnen, *Bacalão* mit Ei, mit Spargel, Makkaroni, Reis und Kohlrüben, mit Schlagsahne an Sonn- und Feiertagen – man ist hier nicht verlegen um den Küchenzettel und nicht ein bisschen schüchtern mit den Preisen, die groß sind wie das Savoyhotel in Lissabon.

So viele Hotels, so viele Halsabschneider.

Aber dieses Thema wäre nicht erschöpft, wenn man zuvor nicht wenigstens noch ein Wort hinzufügen wollte über die dunkelsten der Ehrenmänner, die unter dieser Sonne gedeihen. Das sind die *senhores*, die hinter den Ladentischen der *casas de commercio* stehen. In Angola allein wird heute noch Kolonialpolitik nach der klassischen Methode getrieben, d. h. man lässt das Land nach Möglichkeit im Urzustand und sieht zu, wie man am besten und ohne großen Aufwand den Rahm abschöpft. Das lässt sich am einfachsten dadurch erreichen, dass

man dem Eingeborenen europäische Bedürfnisse aufschwätzt, die man ihm dann zu möglichst hohen Preisen verkauft. So ist das Handelshaus der Exponent der kolonialen Betätigung. Oft sind es stattliche Gebäude. Die Neger kampieren vor der Tür und schielen mit lüsternen Augen nach den Herrlichkeiten, die drinnen aufgebaut sind: rote Wollmützen, bunter Kattun aus Chemnitz, Glasperlen aus Liverpool, Medaillons mit Heiligenbildern, lockende Spiegel, stilvoll gefasst in Rahmen mit eingedruckten Vergissmeinnicht, die süß nach Pomade riechen. Alles billig, das Billigste vom Billigen, über dem der Boß hinter dem Ladentisch thront wie ein Gebieter über beide Welten. Vor ihm steht die Kiste mit den »Pratas«, ringsum drängt sich das Volk und verbreitet einen dicken Negerdunst, der einem den Atem nimmt, wenn man ihn nicht gewohnt ist. Die Wachsballen, die Säcke mit den Erdnüssen wandern über die Waage und verschwinden in düstere Lager Räume. Vor dem Ladentisch steht ein Plantagenarbeiter und schüttelt den Kopf über einem Ballen Kattun. Sein ganzer Verdienst ist nur ein Eskudo (15 Pfennig) für ein schweres Tagewerk, und das hier lostet deren zwanzig pro Meter. Was tun? Die ganze Familie schüttelt den Kopf, betrachtet den Schatz noch einmal, befühlt ihn mit lüsterner Miene, geht hinaus zu gemeinschaftlichem Rate und kommt wieder. Und immer noch klappern die Pratas in der Kiste. Es ist das blecherne Klappern einer Inflationsmünze, aber in den Augen der Neger sind es Silberstücke, so gut wie Taler, für die man eine

Kugel Wachs oder einen Sack Erdnüsse hundert Kilometer weit auf dem Kopf durch den Urwald trägt. – Ja, es ist ein rentables Geschäft, aber man muss ein Herz von Stein haben, um dabei zu florieren. Aber freilich, zum Vergnügen ist kein Mensch in Kamacupa! Einmal, wenn erst das dicke Hauptbuch voll ist mit Zahlen, dann wird man seine sieben Sachen zusammenpacken und mit hundert Kontos auf der Bank das angolesische Fegefeuer vertauschen mit dem Himmel von Lissabon. Dort wird man sich ernsthaft als Gentleman etablieren. Man wird alle Tage ins Kaffeehaus gehen und Politik und ein wenig Revolution machen und Domino spielen mit Dom Ferreica da Costa, und Angola wird in weiter Ferne liegen wie ein wüster Traum: das Geschäft, der Ladentisch, die Glasperlen, die Pratas, die Neger und ihr Gestank und selbst die dicke, schwarze, mollige Senhora mitsamt den gelben und braunen Piganinis, mit denen man einst den Weg der portugiesischen Kolonialmacht bestreut auf angolesischer Erde.

So sind die Zeiten und die Menschen noch heute im inneren Angola. Wird das noch lange so bleiben, wird es anders werden, wenn erst einmal die große Eisenbahn fertiggestellt ist? Zu damaliger Zeit (Frühjahr 1928) war sie im Rohbau beendet bis zur Grenze des Kongostaates, aber für den Verkehr eröffnet war sie erst bis zu dem großen Lager am oberen Cuanza, von wo aus die Bauzüge abgefertigt wurden. Ein echt afrikanisches Zeltlager mit echt afrikanischen Bewohnern, die weißen nicht minder

wie die schwarzen. Mehr als die Hälfte waren Deutsche, die als Handwerker, Lokomotivführer und Unternehmer mit kleinen Kontrakten ein nicht ungefährdetes Dasein führten. Die Kreuze über den Gräbern der am Schwarzwasserfieber Gestorbenen redeten davon eine beredte Sprache. In den zwei Jahren seines Daseins hatte der Moloch Lager schon mehr Menschen verschlungen, als die normale Besetzung erforderte. Man gewöhnt sich indes an alles. Bei allzu großer Alltäglichkeit verliert selbst der Tod seine Tragik und wird zur Selbstverständlichkeit, für die man bezahlt wird mit einem Pfund pro Tag. Allerlei Menschen waren hier am Cuanza zusammengefeigt worden durch den Wirbelwind dieser tolen Zeit: Freikorpsoldaten, Fremdenlegionäre, Kapp-Putsch-Rebellen. Aber der interessanteste war Pat, der Irländer. Pat war schon länger im afrikanischen Busch, als irgendeiner von uns auf dieser lieben Erde lebte. Und er sah danach aus. Unendlich lang, unendlich dürr, ohne ein Atom richtiges Fleisch. Nur Knochen und Stricke als Muskeln, eine Haut, die zu Leder gegerbt worden war an unzähligen Lagerfeuern, und endlich ein Paar ganz große, stahlgraue Augen, die unheimlich lebendig aus dem starren Gesicht hervorblitzten. Eines Abends erzählte er mir mit lässiger Miene, wie etwas Alltägliches, die Geschichte von seiner Reise nach dem Njassaland.

»Well, das war vor dreißig Jahren, als ich und Bill in den damals noch nagelneuen Kupferminen von Broken Hill arbeiteten. Damals – da war es hier

noch Afrika! – da verdiente man jedes Mal ein Pfund, wo man heute einen lumpigen Schilling hingeworfen bekommt. Reich wäre ich geworden und hätte heute eine Villa und ein Auto, wenn ich ausgehalten hätte. Aber wie das nun so geht – Abwechslung muss sein. So hauten wir den Sack, ich, Kamerad Bill und noch drei andere Burschen, und machten nach dem Njassaland.«

»Vor dreißig Jahren?«

»Jawohl, das war vor Stanley und allen anderen.«

»Und war euch da nicht ein bisschen bange?«

»Wieso? Wir waren gut ausgerüstet. Jeder hatte einen Nigger mit sich mit einem Sack Salz als Handelsgut. Dazu hatten wir zwölf Flaschen Whisky. Die sofften wir gleich am ersten Tage aus. – Well, und dann gingen wir aus Negerpfaden in den Urwald und bis an den großen See und lebten von Hühnern und Eiern und ganz verdammt gutem Negerbier und waren überall die großen Bwanas in den Dörfern. Aber zwei von den Jungens starben am Fieber, Kamerad Bill wurde von einem Leoparden gefressen, ich selbst sah aus wie eine Leiche auf Urlaub, als ich wieder in Broken Hill ankam, aber eine schöne Reise war es doch, eine ganz verdammt schöne Reise!«

In dieser selben Nacht ging die Reise weiter mit dem Bauzug, der Steine nach der Spitze beförderte. Mit den Steinen reiste eine lebendige Fracht von etwa zweihundert schwarzen Arbeitern unter Führung eines jungen Deutschen. Dieser Jüngling konnte nach seinem Aussehen unmöglich viel mehr



als zwanzig Lenze zählen, und doch hatte er schon eine bewegte Vergangenheit hinter sich. Angefangen hatte er beim Freikorps in Oberschlesien, dann ging es nach Marokko zur spanischen Legion, von dort als Deserteur und blinder Passagier nach Südamerika, später Südwestafrika und endlich Angola, wo es ihm besser als irgendwo sonst gefiel, und das konnte man ihm nachfühlen, denn was konnte es Romantischeres geben, als so unter dem sprühenden Funkenregen der Lokomotive in die gewitterschwüle, wetterleuchtende Nacht hineinzufahren, derweilen links und rechts der Urwald wie eine schwarze Mauer stand!

Der Tag kam, aber noch immer war nichts zu sehen als die keuchende Lokomotive, die kauern den Neger auf den Wagen und immer und immer der unendliche Wald. Ab und zu sah man die niedrigen Grashütten der Bahnarbeiter, ab und zu huschte irgend etwas Lebendiges über die Strecke: eine Schar Affen, eine flinke Antilope oder ein langbeiniger Leopard, worauf dann der Zug still stand und jeder mann auf die Jagd ging. Ein Leopard, der auf eine ziemlich lange Strecke etwa fünfzig Meter voraus einen Wettlauf mit der Lokomotive aufnahm, imponierte mir besonders. Unter solch harmlosen Vergnügen kamen wir endlich am Endpunkte der Eisenbahn an.

»Villa Luz« stand auf dem Stationsschild.

An dieses Villa Luz werde ich immer denken, solange ich lebe; ich werde es in Erinnerung behalten als einen der trübsinnigsten, freudlosesten Plätze,

denen ich je begegnet bin. Ein trauriges Nest am Rande des Urwalds und doch wieder ganz eine Talmistadt mit PräENSIONEN und PräENSIONCHEN und so etwas wie einer Großstadtreklame, zu der auf hundert Meilen im Umkreis die Neger des Urwalds herbeigeströmt kommen. Es war gerade Karnevalszeit, als ich ankam, und wenn in Villa Luz Karneval ist, so geht es dort weniger prunkvoll, weniger elegant und weniger dezent als in Lissabon zu. Dafür aber lauter und lärmender, mit gelegentlichen Messerstechereien und sonstigen hinterwäldlerischen Späßen. Acht Tage lang hockten sie im einzigen Wirtshaus am Platze, ohne dass man je wissen konnte, wo der Mensch anfing und die Maske aufhörte. Acht traurige, ungeduldige Tage, denn vor dem Aschermittwoch war niemand auf der Polizeistation, und ohne deren Brief und Siegel geht keiner in den Urwald. –

Aber einmal nehmen auch acht Tage in Villa Luz ein Ende. Meine Mohren hockten vor der Polizeistation, und der hochmögende Chef der Polizei las ihnen höchstpersönlich die Kriegsartikel vor. Dann setzte er mit großem Schwung seine Unterschrift unter das Dokument des Kontrakts, den er mir mit einer tiefen Verbeugung überreichte. Neugierig las ich den Namen:

»Dom Cavalho da Moskitos.«

Das war nicht eben vielversprechend für einen Anfang im tropischen Urwald.

Aber jetzt war keine Zeit mehr zu Betrachtungen. Ich zählte meine Karawane.

»Marsch!«

»*Bom viagem!*« rief der Polizeichef.

»*Obrigado, senhor*«, antwortete ich und versuchte dabei ein kühnes Gesicht zu machen, was mir jedoch nur teilweise gelang. Denn ganz geheuer war mir doch nicht zumute, während wir aus dem Ort hinausmarschierten auf der schlechten Straße, die sich bald verlor in einen engen Negerpfad, der sich vielgewunden durch den Busch schlängelte. Ein wenig schalt ich mich einen Narren, und das mit Recht. Seit Wochen und Monaten war es mir schon im Kopf herumgegangen und hatte sich immer mehr festgesetzt, je weiter ich reiste im Lande Angola:

Rhodesien!

Das war ein Land, das man gesehen haben musste nach so vielen anderen! Aber der Weg war lang und gefährlich in Busch und Urwald, voll wilder Tiere und Menschen, in einer Wildnis, in der die Flüsse nur punktiert auf der Landkarte laufen und auf Tausenden von Meilen das Land noch so ist, wie es zu Stanleys Zeiten war. Dort durchzugehen, allein, nur mit einem Rucksack und dazu noch jetzt in der Regenzeit? So gut wie ein Selbstmord! Das war die Ansicht aller Kenner des Landes. Aber es ist eine alte Wahrheit, dass die Landeskenner gewöhnlich am wenigsten von ihrem Lande wissen. Und im übrigen war ich keineswegs allein. Ich kam mir ungeheuer gut ausgerüstet vor, ungefähr so wie Livingstone oder Stanley, beim Anblick meiner fünf Träger, von denen drei je einen Sack Salz als Handelsgut tru-

gen. Safarizauber, wenn auch ein recht kümmerlicher und ersatzmäßiger, denn für die ganze Herrlichkeit – Gepäck und Lohn – hatte ich nur drei Pfund bezahlt.

Es war spät geworden über der Abreise von Villa Luz, und wir mussten uns beeilen, wenn wir noch vor Anbruch der Nacht nach dem nächsten Orte, Mujico, kommen wollten. Die gerade Entfernung war nicht allzuweit, nur einige fünfzehn bis zwanzig Kilometer, aber solche Zahl beweist nur den Abstand zwischen Theorie und Praxis, der in Afrika noch größer als anderswo ist. Negerpfade sind erhaben über die gerade Linie, denn warum den kürzesten Weg gehen, wenn es auch Umwege gibt? Einmal, vor tausend Jahren vielleicht, ging ein Neger diesen Weg nach seiner Fantasie. Ein anderer trat in seine Spur und so weiter und weiter, bis jeder Umweg geheiligt war. Gefallene Bäume machten nach und nach immer größere Umwege nötig, bis der Pfad zur heutigen Schlangenlinie wurde. Dennoch sind es in ihrer Art gute Straßen, mit einem Boden, der hart ist wie gepflastert und scharf abgeschnitten von der Dschungel, die zu beiden Seiten als eine grüne Mauer steht und oft wie ein Dom den Pfad überwölbt. Um die Mittagsstunden ist es hier heiß wie im türkischen Dampfbad, aber bei Einbruch der Nacht kommt ein eiskalter Hauch aus dem Dickicht. Bei Reisen im afrikanischen Busch ist nichts so ärgerlich wie die Nacht, die einen unterwegs überrascht. Denn sie kommt nicht langsam und bedächtig wie in anderen Zonen, sondern blitz-

schnell wie ein Raubtier in der Dschungel. Man sieht die Sonne langsam zum Horizont herabsinken. Eben hat man sie noch bestaunt in ihrer feurigen Glut, die alle Farben der Landschaft noch einmal aufleuchten ließ in tausendfacher Schönheit. Dann kriechen plötzlich wie die Gespenster die Schatten aus dem Busch. Und auf einmal ist es pechschwarze Nacht.

So war es auch diesmal. Der Pfad war vom Walde verschlungen und der Wald von der Nacht. Man stolperte über Baumstämme, man trat in eklige Pfützen, man schnitt sich die Hände blutig an den scharfen Halmen des hohen Elefantengrases. Wohin man schaute, leuchtende Millionen Glühwürmchen mit verwirrendem Feuer. Von fernher schimmerte ein helles Licht. Aber als wir herankamen, stellte es sich als brennender Waldkomplex heraus, wo ein Neger sein Land rodete. Alles in allem waren es die längsten zwanzig Kilometer, die ich je unter die Füße genommen habe. Aber auf einmal, als ich schon gar nicht mehr daran glauben wollte, öffnete sich der Busch, und im Licht der trüben Laterne lag die *casa de commercio*,<sup>1</sup> das Handelshaus von Mujico.

Soweit waren wir, aber dennoch nirgendwo, und die Ausrüstung, auf die ich tags zuvor noch so stolz gewesen war, hatte sich auch schon als zu kümmerlich herausgestellt auf dem kurzen Wege von Villa Luz bis hierher. Der Kaufmann schüttelte auch bedenklich den Kopf über meine schäbige Karawane

und erging sich in düsteren Prophezeiungen. Der Weg sei lang bis nach Rhodesien. Er selbst sei noch nie dort gewesen, wüsste auch nicht genau, wo es liege, so wenig wie irgendein anderer aus der Gegend. Jedenfalls müsse ich noch mehr Proviant, mehr Salz und noch einmal so viele Träger haben. Er wolle mir das alles zum halben Preise verkaufen, weil ich es sei und weil er Mitleid mit mir habe. So kaufte ich das, was mir fehlte und wozu ich mich beschwatzen ließ, und war ordentlich stolz auf mein Heer. – Ach, es war ein kurzer Stolz und eine kurze Freude! Wenige Tage nur sollten vergehen, ehe ich erfahren muhte, wie es auch anders und ohne das ging, wenn es müsste. –

Am anderen Morgen machte ich mich frühzeitig auf den Weiterweg. Der Aufbruch war kein leichtes Geschäft. Zum soundsovielten Male hatte ich die Häupter meiner Karawane gezählt. Bald waren es acht, bald zehn Mann. Noch nie in meinem Leben war ich Baas über so viele Menschen gewesen. Ich holte die Liste hervor, auf der sie alle registriert waren mit ihren sonderbaren Namen. Endlich hatte ich alle Nummern verglichen mit all den lieben Gesichtern, die ich nie auseinanderhalten konnte bis zum Ende der Reise, soweit sie dann überhaupt noch da waren, soweit sie nicht aufsässig geworden und Hartloop gemacht hatten. Doch ich will dieser Geschichte nicht vorgreifen. – –

Es war noch immer sehr früh am Morgen, als wir auf vielgewundenem Negerpfad in langem Gänsemarsch hinauszogen in den Busch. Die Sonne

schaute eben über die Waldwipfel, und ihre Strahlen brachen sich millionenfach in den Tautropfen, die schwer von den hohen Gräsern hingen. Es war eine schöne Gegend mit waldigen Berghängen, die in vielfachen Schattierungen von Grün den Tälern zuneigten. Im Tale selbst rauschte ein lustiger Fluss, und das und die murmelnden Bäche und das Singen der Vögel und die frische, belebende Bergluft ließen ein fröhliches, heimatliches Gefühl aufkommen, als ob man nicht im afrikanischen Busch wäre, sondern in einem deutschen Waldgebirge.

Bald hatte der Busch alle Aussicht verschluckt, und der Pfad führte in unendlichen, ganz unmotivierten Windungen durch den Wald, der als eine grüne, undurchdringliche Wand zu beiden Seiten stand. Nichts Eintönigeres gibt es als den afrikanischen Busch. Immer sind es die gleichen Bäume, immer ist es das gleiche hohe Elefantengras, das einem ermüdend den Weg versperrt. Kaum ein Laut ist von nah und fern zu vernehmen, es sei denn das Schreien eines Geiers oder das Gurren einer wilden Taube. Es ist, als ob man allein unter allen Menschenwesen durch diese Waldwüste wandere. Und doch war allem Anschein nach die Gegend ziemlich dicht besiedelt. Alle Augenblicke wurden wir seitwärts in den Busch gedrängt durch Trupps, die mit Ladungen von Wachs, Erdnüssen und getrockneten Fischen vorüberzogen. Einige gingen *unisono* barfuß bis zum Halse, aber mit langen, haarscharf geschliffenen Lanzen. Dann wieder kamen Weiber mit

Krügen auf dem Kopfe und Piganinis auf dem Rücken. Einmal kam einer des Weges mit einem schönen, fetten Huhn.

»Wie heißt das in deinem Lande?« fragte der Karawanenführer.

»Huhn«, sagte ich.

»Hunya!« riefen alle voll Vergnügen.

»Diese Hunya ist zu verkaufen für zwei Prata.«

Zwei Prata – das war gerade ein Eskudo, fünfzehn Pfennig! Die »Hunya« wechselte ihren Besitzer, und ich gab noch eine Prata als Trinkgeld.

»Das solltest du nicht tun«, sagte der Karawanenführer mit vorwurfsvoller Miene.

»Warum nicht? Es ist immer noch billig.«

»Ja, aber in Afrika reisen die Nachrichten schnell. Da weiß immer jeder alles, und wenn wir ins nächste Dorf kommen, so hat es sich herumgesprochen, und wir werden keine Hunya mehr bekommen unter zehn Pratas.«

Weiter reisten wir während des ganzen Tages, ohne je etwas anderes zu sehen als Busch und Gras. Erst gegen Abend begann es hell zu werden ringsum. Wir kamen durch Felder von hochgewachsener Hirse, Mussanga genannt, und ganz plötzlich standen wir mitten in einem großen Negerdorf.

Es war das erste Negerdorf, das ich so gesehen hatte, und es bot Grund genug zu erstaunten Betrachtungen. Nie hätte ich so etwas im dichten Busch vermutet! Hier war alles solide gebaut mit einer gewissen Kunstfertigkeit. Die Häuser aus Lehm mit Bastdächern, und neben jedem Haus ein aus



kunstvollem Flechtwerk hergestelltes rundes, bienenkorbartiges Nebengebäude, das auf Pfählen ruhte und als Vorratskammer diente. Überall sah man Hühner und Schweine und Ziegen, man sah Maisfelder, die mitten in die Dorfgassen hineinwucherten. Noch ehe wir uns richtig niedergelassen hatten, wurde es plötzlich lebendig im Orte. Was an Frauen und Kindern vorhanden war, hatte sich zu einer langen Prozession formiert und kam singend und händeklatschend näher. Die Weiber hatten ihren feinsten Staat angelegt mit zahllosen Kupferringen an Füßen und Handgelenken. Die Kinder waren in nichts gekleidet als in ihre Ängstlichkeit, taten aber auch ihr Bestes. Nun standen sie in langer Reihe vor dem weißen Bwana und sangen ein langes Lied, während die Hände den Takt dazu klatschten.

Wie sie sich freuten, dass der Bwana zu ihnen gekommen sei, was für eine Ehre das sei, für das ganze Dorf. Und oh, oh, oh, gewiss habe der hohe Bwana auch Munkwa (Salz) für sie mitgebracht!

Nun kamen sie noch näher und knieten auf dem Boden und sangen lauter und wilder und rasselten mit den beringten Füßen, und die Augen funkelten, und sie bekamen eine tüchtige Portion Salz.

Denn Salz ist Gold in jenem Lande. Wer ohne Salz dort über Land reist, der gleicht einem Manne, der seinen Kopf vergessen hat.

Die Sonne sank. Die Feuer brannten vor der Hütte. Der Rauch zog fein und leicht über die Maisfelder. Um die Feuer unter den runden Vorratshüt-

ten saßen die Männer und hämmerten an den Baumfasern, die sie zu Tauen verarbeiteten. Von überall kam ein dumpfes Dröhnen, dort wo die Weiber in ihren Holzgefäßen die Mussanga stampften. Die Nacht stand still mit großen, funkelnden Sternen über Busch und Hütten wie der Abendfrieden über einem deutschen Dorfe. –

Am anderen Tage machten wir uns noch vor der Sonne auf den Weg, immer auf demselben endlosen Negerpfad, der stellenweise fast bis zur Unkenntlichkeit überwuchert war von dem scharfen Elefantengras, das jede bloße Körperstelle wie mit Messern schnitt. Im Gegensatz zum vorhergehenden Tage marschierten alle Träger dicht aufgeschlossen, und bange, erwartungsvolle Stille lag über der Kolonne. Denn die Gegend ist verrufen wegen ihrer Leoparden und sonstigen Raubzeugs. Buschneger sind zumeist besessen von einer uns Europäer oftmals grotesk anmutenden Angst vor wilden Tieren. Doch diese ist nicht unbegründet. Es ist ein Unterschied, ob man mit einem guten Gewehr oder nur mit Pfeil und Bogen durch den Busch wandert, aus dem jeden Augenblick auf drei Meter Abstand ein leichtfüßiges Ungeheuer sich seinen Braten holen kann. Glücklicherweise blieben wir verschont von solchen Überraschungen und kamen abends im nächsten Dorfe an, das nicht viel anders als das tags zuvor verlassene ausschaute. Wieder wurden wir feierlich begrüßt von der Salzprozession, wieder brannten die Feuer, und vor allen Hütten dröhnte es von der Arbeit der Weiber, die die Mussanga

stampften. Aber der abendliche Dorffriede wurde bedenklich gestört durch zwei Weiber, die sich keifend in den Haaren hatten. Der Streit gewann schnell an Umfang. Das ganze Dorf mischte sich in die Sache, und es war ein ohrenbetäubendes Geschrei. Aber plötzlich änderte sich die Szene.

»Dumba!« (Löwe!) ging es von Mund zu Mund. Alles stürzte Hals über Kopf in die Hütte und verrammelte sie mit Balken. Im Augenblick war es totensstill. Man hörte nur das Meckern der Ziegen in ihrem Stall. Dann ein dumpfes, heiseres Brüllen weit in der Ferne. Dann kam es noch einmal aus größerer Nähe. Dann wurden alle anderen Geräusche erstickt unter einem krachenden Donner, und ein Platzregen ging hernieder, wie man ihn nur in Afrika kennt.

Am anderen Morgen war nichts mehr zu sehen vom Löwen und seinen Spuren, und wir setzten getrost, aber immer noch etwas ängstlich, unsere Wanderung in der Wildnis fort.

Weiter ging die Wanderung und mit ihr alle Wunder und Schrecken, die einem Afrikareisenden nicht erspart werden, wenngleich sie anderer Natur sind als die, von denen sich der Laie eine Vorstellung macht.

In keinem Lande und unter keinen Umständen ist es eine reine Freude, wenn man Herr ist über viel Personal.

Viele Diener, viele Diebe.

Im Urwald aber wird so etwas zum Martyrium. Du kennst nicht die Sprache, du kennst nicht die Sit-

ten dieser Menschen. Du wanderst fremd durch diese fremde Welt wie ein neugeborenes Kind. Für jede Wegstrecke, für jede Handreichung fast bist du auf die Hilfe dieser Kreaturen angewiesen und mußt doch zu jeder Stunde das kühne, unbekümmerte Gesicht des großen Bwana Sahib aufsetzen, der alles weiß und kann, mußt Meutereien ersticken mit eiserner Stirn, mußt nachts mit offenem Auge schlafen, wenn du am frühen Morgen noch etwas von deinem Proviant vorfinden willst.

»Haia Safari!«

Wie Hohn klingt das in meinen Ohren, wenn ich noch einmal die Schar jener klugen, allzu klugen Jungens vor meinem geistigen Auge vorüberziehen lasse. Da war z. B. Ogutu – so wenigstens beliebte er sich zu nennen für die Gelegenheit. – Er verdiente es, dass man ihm an jedem Morgen einen Tritt in den Bauch und fünfundzwanzig mit der Nilpferdpeitsche gab, aber er war der einzige, der etwas portugiesisch sprach, und so musste man sich mit ihm abfinden. – Im Urwald lernt man, die Faust in der Tasche zu ballen!

Aber einmal hat alles ein Ende, sogar ein Negerpfad. Unversehens machte sich wieder so etwas wie Kultur in der Landschaft bemerkbar. Eine breite Straße, umsäumt von sauberen Hütten, eine Schar von mit europäischem Plunder behängten Eingeborenen, die uns schreiend das Geleit gaben. Schon standen wir vor dem Gebäude der portugiesischen Station Locusse. Sie ist der am weitesten in den Urwald hinein vorgeschobene Posten der portugiesi-

schen Herrschaft in Angola.

Die Portugiesen pflegen ihre kolonialen Beamten nicht zu verwöhnen. Nichts von Whisky und Soda, von Tennisplätzen und von solchen Dingen. Als Neger unter Negern pflegt der *Chefe de Posto* zu hause in einem strohgedeckten Hause, das noch nicht einmal Schutz gegen Moskitos bietet. *Bacalão* (Stockfisch) und Bohnen sind seine tägliche Mahlzeit, und sein einziges Vergnügen ist die schwarze *Senhora*, diese meist in der Mehrzahl. In solchem Menschen lebt irgendwo doch noch etwas von der Art der alten Konquistadoren, die einst Camoëns besungen. Ganz allein herrscht er in seinem Reiche und sieht auf Ordnung und hält sie auch und leistet oft erstaunliche Dinge, ganz ohne Mittel. – So auch der *excellentissimo senhor* von Locusse, mit dem und dessen schwarzer *Senhora* ich abends am weißgedeckten Tische vor der Petroleumlampe saß, während die Fledermäuse durchs Zimmer schwirrten.

Ah, es war alles wie ein Traum!

Am anderen Tage begann die Quälerei von neuem. Diesmal reiste ich in Begleitung des hochmögenden *Chefe de Posto in persona*, der unten am Lungo Bungo zu tun hatte. Er hatte für sich und mich je eine von Negern getragene Hängematte (*Tipoya* genannt) zurechtmachen lassen; denn – so sagte er – in diesem Lande seien die Neger die Pferde, und kein Christenmensch gehe zu Fuß. Im übrigen war er erhaben über jeden Luxus. Weder ein Zelt, noch ein Feldbett, noch ein Moskitonetz führte er mit sich. Und so etwas sollte man einmal

einem englischen Kolonialbeamten zumuten! Auf alle Fälle war das Reisen in der Tipoya bequemer als die vorhergehenden Methoden, wenngleich man sich für den Anfang ein wenig deplaziert vorkam zwischen den scheinend schwarzen Rücken der menschlichen Lasttiere, aber man gewöhnt sich an alles und am schnellsten an die Allüren des Herrenmenschen.

Der Tag begann gut, aber ein Grauen überkommt mich noch heute, wenn ich an den Abend denke. Gegen Mittag waren wir aus dem Wald herausgekommen und wanderten durch eine schilfige, weithin überschwemmte Gegend. Trotzdem wir mitten in der Regenzeit waren, hatte das Wetter es bisher auffallend gut mit uns gemeint. Jetzt aber schien es das Versäumte nachholen zu wollen. Am östlichen Horizont kam ein Gewitter heraufgezogen, so schwarz wie ein Weltuntergang. Eines jener afrikanischen Tropengewitter, denen niemand mit schwachen Worten gerecht werden kann. Wie ein Höllenrachen zog es herauf; eine schwarze Wand, zerrissen von dem grellen Spiel fantastischer Blitze, deren Anblick die stärksten Herzen mit staunendem Grauen erfüllte. Ehe wir's uns versahen, kam die Sintflut. Am hellen Tage konnte man nicht drei Schritte voraussehen. Mitten im Regen kampierten wir auf freiem Felde, am Rande eines Baches, den wir nicht zu überschreiten vermochten. – Wohin in diesen Wasserfluten? Der Neger, als echtes Naturkind, ist im Allgemeinen nicht in Verlegenheit, wenn es sich darum handelt, ein Unterkommen zu finden.

Im stärksten Regen wird er sich binnen einer halben Stunde eine komfortable Hütte bauen, solange nur irgendwo ein paar Baumäste und ein wenig Gras aufzutreiben ist. Das größte Unwetter wird ihn nie daran hindern, auch ohne Streichhölzer ein Feuer anzuzünden. Bald standen die Hütten, und die Feuer brannten, aber immer neue, gewaltige Regengüsse löschten sie sofort wieder aus, und in den »Hütten« stand das Wasser noch tiefer als draußen im Freien. Die Donner rollten und krachten ohne Unterlass.

War das eine Nacht!

Aber es sollte noch schlimmer kommen. Gegen Morgen, als schon das erste Tageslicht durch die Baumkronen schimmerte, vernahm man ein dumpfes, seltsames Brausen. Schnell kam es näher, und ehe man noch wusste, wie es geschehen, war das Lager überschwemmt von dem Wasser des abwärtskommenden Flusses. Kisten und Kasten schwammen im Wasser. Eine reißende Strömung trug alles mit sich, was nicht von Baumwurzeln und dergleichen festgehalten wurde. Fast so schnell, wie sie gekommen, verlief sich die Flut, aber die Bescherung, die sie zurückgelassen, war genug, um einem ein Gefühl zu verursachen, so grau wie der Tag, der darüber dämmerte. Mehr als die Hälfte aller Vorräte war vom Strome weggetrieben, und was übriggeblieben, das war ein unappetitliches Durcheinander von Brot, Seife, Reis, Salz und solchen Dingen. Ratlos stand ich davor. – Was nun?

Der *Chefe de Posto* war fürs Umkehren, und ich

war beinahe auch dieser Ansicht. Aber gleich besann ich mich eines Besseren. Umkehren? In meinem Leben war ich noch nie umgekehrt, und da sollte ich nun im Urwald damit anfangen? Aber wie nun weiterkommen? Wie den Bach überschreiten, dessen braune Wassermassen noch immer brausend und gurgelnd vorüberzogen?

»Faz ponte!« Brücke machen! kommandierte der Portugiese. Sogleich zerstreute sich ein Teil der Neger im Busch und fällte Bäume, während ein anderer Teil sich daran machte, mit ihren kleinen, wunderlichen Äxten die Stämme von ihrer Faser zu schälen, die in diesem rohen Zustand als Strick verwendet wurde, mit dessen Hilfe man Baumstamm an Baumstamm band, bis der Steg fertig war, auf dem einer nach dem anderen mit seiner Last zum anderen Ufer balancierte. Es war eine Pionierleistung allerersten Ranges. Der Regen hatte inzwischen aufgehört. In den spärlichen Sonnenstrahlen trocknete ich meine Habseligkeiten, und nun erst fand ich heraus, wie viel mich die Nacht gekostet hatte. Mit neun Trägern war ich gekommen, nun konnte ich mit deren vier für die Tipoya fertig werden. Den anderen weinte ich keine Träne nach.

Um Mittag brachen wir auf, der Chefe nach seinem Posten, ich zum Lungo Bungo. Keiner sprach ein Wort. Aber wenn je einem Menschen unangenehm zumute war, so mir in jener Stunde. Es war ein mühseliges Marschieren. Die Sonne brannte, weiße Nebel stiegen aus der dunstigen Landschaft. Immer wieder musste ich an den langen Weg nach



Rhodesien denken, an die tausend und mehr Kilometer durch Busch und Sumpf und an den wenigen Plunder, den ich mit mir führte. Einen Augenblick blieb ich stehen und lachte laut vor mich hin; ein wildes, freudloses Lachen. –

Aber es ist kein Unglück so groß, als dass es nicht noch schlimmer kommen könnte.

Bei dunkler Nacht kamen wir in einem kleinen Negerdorf an, wo mir alle Müdigkeit der vergangenen Tage auf einmal in die Glieder schoss. Ich legte mich unter einen Baum und schlief sogleich ein, ohne wie sonst den Proviant oder was davon übriggeblieben war, in Sicherheit zu bringen. Als ich aufwachte, stand die Sonne hoch am Himmel. – Mein erster Blick war nach meinem einzigen Sack Salz, den ich aus der Katastrophe gerettet hatte. – Meine schlimmsten Erwartungen wurden bestätigt. Meine Trägerspitzbuben hatten in der Nacht die Gelegenheit wahrgenommen und sich eine tüchtige Mahlzeit geleistet. Um reichlich zehn Pfund war er leichter geworden. Ogutu, der Koch, hockte daneben, als ob er das beste Gewissen hätte

»Was soll das heißen?« fragte ich zornig.

»Wir haben Hunger«, antwortete er trotzig.

»So, Hunger habt ihr? Dann werdet ihr heute noch mehr hungern müssen. – Ruf mir die Träger.«

»Die Träger, Herr, sind sehr müde.«

Ich packte einen Stock und ging auf ihn los. Er lief davon und kam bald wieder mit den vier Trägern, deren langsamen Bewegungen man noch die gute Mahlzeit der vergangenen Nacht ansehen

konnte. Störrisch schauten sie mich an. Störrisch maulten sie etwas, das Ogutu bereitwilligst übersetzte:

»Wir sind müde.«

»Und könnt ihr heute arbeiten?«

»Nein.«

»Und morgen?«

»Vielleicht.«

Ein wenig heiß lief es mir über den Rücken bei den Antworten, ein kaltes Gefühl der Verzweiflung erfasste mich, wenn ich in ihre störrischen Augen schaute. – Meuterei? Hier im Busch? Nur jetzt die Nerven nicht verlieren, sonst war alles verloren! Ich fasste den Stock noch fester. »Ruhe!« donnerte ich sie an. »Und kein Wort mehr, ehe der Chef de Posto gesprochen hat.« So ruhig, wie ich das unter den Umständen vermochte, zog ich irgendeinen alten Brief heraus, den ich mit gemessener Stimme verlas, während Ogutu übersetzte.

Also, keinen Lohn sollte es geben bei Kontraktbruch, fünfundzwanzig mit der Nilpferdpeitsche acht Tage lang an jedem Morgen in Locusse, und der Himmel wusste wie viel Zwangsarbeit beim Straßenbau. Langsam las ich das, langsam übersetzte Ogutu. Dann wurde es still.

»Habt ihr's euch überlegt?«

Noch immer keine Antwort. Es war unheimlich. Ein sinkendes, schwindeliges Gefühl der Hoffnungslosigkeit kam über mich. Aber noch war ich Schauspieler genug.

»So werde ich allein weitergehen und dem

Chefe de Posto berichten.« Ich packte meinen Rucksack und wandte mich dem Walde zu. Da luden sie ihre Lasten auf und trabten hinterher, als ob sich das von selbst verstünde. Ich aber ging weiter und schaute nicht rechts und nicht links und sah nicht den hellen Sonnentag und hörte nicht die Vögel, die in den Bäumen zwitscherten.

Für diesmal waren wir noch einmal um eine Handbreit an der Gefahr vorbeigekommen. Wer garantierte für morgen und übermorgen und all die vielen anderen Tage auf dem endlosen Wege? Wer konnte da überhaupt noch etwas wissen? Wie sollte man sich hier durchsetzen? Wie wollte ich Länder entdecken und Meutereien ersticken, ich hier in der Wildnis, mit nichts als einem Stecken? – Ah – wie?

*»Kein Pfad mehr, Abgrund rings und Todesstille –  
So wolltest du's! Vom Pfade wich dein Wille.  
Nun, Wanderer, gilt's! Nun blicke kalt und klar.  
Verloren bist du, glaubst du – an Gefahr!«*

---

## 1. Handelshaus <<<

## 8|Tausend Kilometer im Kanu

AM LUNGO BUNGO / EINE NEGERSTADT / BESUCH  
BEIM HÄUPTLING / DAS GROßE PALAVER /  
KOMPLIZIERTE HANDELSGESCHÄFTE / EIN OCHSE  
GLEICH ZWEI FRAUEN GLEICH EINEM KANU / DAS  
VERLOCKENDE DUMBAWASSER / HEIMAT DER JAZZBAND  
/ SCHLANGEN ALS BETTGENOSSEN / EINE SCHLIMME  
NACHT / ENDLICH UNTERWEGS / BÖSE AHNUNGEN /  
EINBÄUME UND LEOPARDEN / MOSKITOS / DIE ANGST  
VOR DEN FLUSSPFERDEN / LÖWEN MELDEN SICH AN /  
WIEDER UNTER MENSCHEN / EINE AMPHIBIALE  
LANDSCHAFT / NEGERETIKETTE / AUF DEM SAMBESI /  
DAS ELENDE LIEBT DIE GESELLSCHAFT / VIS- $\square$ -VIS DE  
RIEN / MALARIA UND ANDERE QUÄLGEISTER / EIN  
LICHTSTRAHL IM DUNKEL

Noch zwei Tage lang marschierten wir weiter durch die graue Eintönigkeit des afrikanischen Urwalds. Da sahen wir plötzlich etwas Helles durch das Blättergewirr schimmern. Schnell wurde es größer. Bald öffnete sich der Wald, und wir gingen nun dicht an der hohen Uferbank des mächtigen Lungo Bungo hin. Die Ungeduld war über mir noch mehr wie sonst an jenem Tage, aber dennoch setzte ich mich ein wenig hin und lauschte auf das Brausen des Wassers und betrachtete eine Weile die Wälder, deren Silhouetten schwarz und scharf gezackt, wie aus Papier geschnitten, sich vom düsteren Himmel am anderen Ufer abhoben. Da waren wir endlich am

Lungo Bungo.

Und doch noch nirgendwo!

Weiter marschierten wir, immer entlang dem Flusse, auf einem Pfad, der immer schlechter und sumpfiger wurde und oftmals unterbrochen von schmutzigen Tümpeln, aus denen quakend die Frösche hüpfen, und niedergetretenen Schilfflächen, in denen sich die Flusspferde gewälzt hatten. Mehrfach kamen wir durch kleine Dörfer, und endlich tauchten in der Ferne die spitzen Strohdächer des Negerdorfes, fast möchte man sagen der Negerstadt Tipoya auf. Weithin dehnte sie sich aus über einen flachen Hügel, wo eine stattliche Rinderherde weidete. Überall vor den Hütten waren die Weiber eifrig beim Mussangastampfen, und alles ringsum machte einen recht wohlhabenden Eindruck. Nackte Kinder mit aufgetriebenen Bäuchen liefen neugierig hinter uns her. Magere Kaffernköter mit flackerigen Wolfsaugen schnappten nach unseren Beinen. Wir gingen nach der etwas abgelegenen Residenz seiner Majestät des Häuptlings, wo wir unter dem Schatten eines riesenhaften Baumes der Dinge harreten, die da kommen sollten. Der Häuptling, der, wie alle anderen, auch nur in einem strohbedeckten Lehmhause residierte, ließ sich indes vorerst nicht stören in seinem Mittagsschlaf. Erst ein Teller voll Salz ermunterte ihn so weit, dass er sich herbeiließ, aus der Hütte herauszukommen, um unter dem Baume ein Palaver zu beginnen, das beängstigende Dimensionen anzunehmen drohte, denn inzwischen hatte sich die ganze Dorfbevölkerung vollzählig ein-

gefunden. Er war ein großer, stattlicher, nicht unschöner Mann, dessen Bewegungen und Handlungen in der Tat etwas Hoheitsvolles an sich hatten. Leider sprach er kein Wort Portugiesisch, sodass mein Erzschorke von einem Koch wieder einmal das große Wort führen durfte. Es beliebte ihm offenbar, meine Wünsche und Bedürfnisse in mehr bilderreicher als wahrheitsgetreuer Sprache auseinanderzusetzen, denn seine Rede wurde oft unterbrochen durch laute Protestrufe, dann wieder stürmisches Händeklatschen der versammelten Honoratioren, die alle einen aktiven Anteil an diesen Verhandlungen hatten. Endlich war die Rede zu Ende, und der Häuptling wandte sich an mich, während sich die anderen in erwartungsvolles Schweigen hüllten.

»Also ein Kanu willst du kaufen –«

»Jawohl. – Und was soll das kosten?«

»Hm, ja –« Er kratzte sich hinter den Ohren –

»Das ist nicht so einfach. Wir haben nämlich kein Kanu. Die beiden letzten sind von den Flusspferden zerstört worden, und wenn du eins haben willst, so müssen wir es erst machen.«

»Und wie lange wird man dazu gebrauchen?«

Er zählte lange und andächtig an den Fingern.

»Zehn Tage.«

Ich runzelte die Stirne vor dieser unerfreulichen Auskunft. Zehn Tage in diesem Moskitonest! Das war mehr, als man ertragen konnte. Ich verlegte mich weiter aufs Parlamentieren, und er versprach ein übriges zu tun und Boten auszuschicken in sein Land, ob nicht vielleicht sonstwo etwas Schwimmba-

res aufzutreiben wäre. Spät in der Nacht kam in der Tat eine Gesellschaft von Eingeborenen mit einem wirklich recht brauchbaren Einbaumkanu, und alle Honoratioren versammelten sich sogleich unter dem Baum zu einem neuen endgültigen Palaver über den Kaufpreis.

Was das kostet? fragte ich.

»Das kostet ebensoviel wie ein Ochse«, sagte der Häuptling mit toderntem Gesicht.

»Und wie viel kostet wohl der?«

Da schüttelte er den Kopf und die dabeisitzenden Großleute taten desgleichen aus reiner Ratlosigkeit, bis dann einer die Ansicht aussprach, dass ein Ochse wohl zwei Weiber wert wäre, was die anderen mit energischem Kopfnicken bestätigten. Freilich hatte ich auch keine Frau und also war guter Rat teuer.

»Zwei Frauen sind drei Häuser«, meinte einer. Aber andere wollten dieses Werturteil nicht gelten lassen. Der Kopf wurde allen heiß über soviel Mathematik. Das Palaver löste sich auf in ohrenbetäubendem Geschrei, bis der Häuptling Ruhe gebot und mein Galgenstrick von einem Koch noch einmal das Wort ergriff zu einer Rede, die damit endete, dass er eine alte Schlafdecke, eine Blechdose, einen wie Silber glänzenden Löffel und fünfzig angolesische Escudos (RM. 7,50) als äußersten Preis anbot. Das Angebot war verlockend. Noch eine Weile wurde darüber argumentiert unter dem milde lächelnden Monde, bis dann endlich die Versammlung ohne endgültigen Entschluss verlegt wurde auf einen spä-

teren Termin.

Am anderen Tage sah ich Ogutu im eifrigen Gespräch mit dem Häuptling.

»Ist er einverstanden?« fragte ich.

»Ja«, meinte der Koch, »aber er möchte auch etwas von dem Dumbawasser haben.«

»Dumbawasser? – Das führe ich nicht.«

»Doch«, sagte Ogutu, verschwand einen Augenblick und kam gleich wieder mit dem fraglichen Objekt.

Für etwas ist auch die Eitelkeit gut! Am Tage der Abreise von Deutschland hatte ich es mir auf dem Bahnhof von Köln gekauft als Andenken und als Hilfsmittel beim Rasieren: ein Fläschchen Kölnisch Wasser, das in einer mit einem Löwenkopfe verzierten Schachtel lag. Dumba aber heißt Löwe in der dortigen Eingeborenen-sprache. – Ja, nun war alles klar.

»Sage dem Herrn, dass Dumbawasser sehr teuer ist.«

»Er möchte aber nur mal dran riechen.«

»Und wird er dann auch das Kanu verkaufen?«

»Gewiss.«

Ich konnte mir also erlauben, freigebig zu sein mit meinem Dumbawasser. Der Häuptling bekam einen Spritzer auf die ausgestreckten Hände, die er selig entzückt an die Nase hielt. Dann wurde die Prozedur bei jedem der Großleute wiederholt. Alle waren gleichmäßig erfreut, alle schnalzten mit der Zunge. Mit mächtigem Händeklatschen kam der Kaufabschluss zustande, und wir gingen alle zum



Strande, um das Kaufobjekt zu besichtigen. Es war in der Tat ein sehr stattliches Kanu, aber dennoch sank mir ein wenig das Herz beim Anblick dieses Einbaumes, der mich umso viele hundert Kilometer weiter tragen sollte durch Sümpfe und Stromschnellen und weiß Gott welch andere Gefahren.

In jener Nacht habe ich nicht gut geschlafen. Es war eine der wunderbar klaren Vollmondnächte, die den Negern das Tanzbein kitzeln. Von fernher kam der Klang der dumpfen Trommeln. In allen Hütten wurde es lebendig. Ein wildes Heer zog über den Hügel, kam näher und näher und gruppierte sich unter dem großen Baume. Alte Männer in bunten Gewändern, Jünglinge, fantastisch beschmiert mit roten und weißen Farbenklexen, andere mit Federn aufgeputzt, mit Kuhschwänzen, Ziegenhörnern und was sonst eine Negerfantasia sich ausdenken kann.

Und unaufhörlich rasten die Trommeln in immer gleichen Takten.

Nun stürzten die jungen Männer in langen Linien gegeneinander vor mit wilden Grimassen. Blitzschnell wichen sie zurück, formierten sich in anderen Linien und wiederholten das gleiche Spiel. Nun kamen die Frauen und umkreisten den Platz mit schaurigem Geschrei wie liebestolle Katzen. Und über alles warf der Mond ein geisterhaft weißes Licht, und die Trommeln rasten immer lauter und wilder, während die Glut dieser wirklich originellen Jazzbandtänzer sich am eigenen Feuer entzündete die ganze lange Nacht hindurch. Ich verkroch mich in meine Hütte und versuchte zu schlafen. Da hörte

ich etwas rascheln, dicht neben dem Kopfe. Ich zündete ein Streichholz an und schaute nach. Es war in der Tat eine Schlange! Nun war es vorbei mit dem Schlaf bei solchem Bettgenossen. Ich ging hinaus und setzte mich auf den bloßen Erdboden, wo die Moskitos summten.

Nein, es war keine geruhsame Nacht. –

Neger sind Frühaufsteher, auch wenn sie nachts zuvor noch so sehr ihre wilden Orgien gefeiert haben. –

Die Sonne war noch nicht aufgegangen, und über den fernen Hügeln zeigte sich das erste blasse Licht der kurzen tropischen Dämmerung, als wir hinunter zum Flussufer gingen. Wir, sage ich, denn die ganze Dorfbevölkerung, soweit sie nur auf zwei Beinen stehen konnte, bestand daraus, mir das Abschiedsgeleite zu geben. Der Pfad, der zum Fluss führte, war nur gemacht für nackte Negerfüße, nicht aber für einen mit Schuhen und Strümpfen bewaffneten weißen Bwana. Im Dämmerdunkel trat man alle Augenblicke in eine stinkende Pfütze, aus der schleimige Frösche quakend davonhüpften. Der Tau im hohen Gras klebte kalt an den Kleidern. Endlich waren wir am Ziel, bei meinem teuer erstandenen Einbaumkanu. Vier kräftige Männer verstaute meine Siebensachen im Boot und legten ihre langen Paddel zurecht. Ich hatte nur mit deren zwei als Bootsmannschaft gerechnet. Aber wie nun argumentieren über den Fall mit den umstehenden Stammeshäuptern, mit denen ich nur mit Händen und Füßen reden konnte? Mein Koch und Dolmetscher hatte

tags zuvor »Hartloop gemacht«, wie die Buren sagen, und ich war nun so gut wie ein Stummer in diesem Lande. So ließ ich alles geschehen, wie es musste, und es war gut, dass ich es tat, denn ich sollte bald erfahren, wie nötig ich alle vier gebrauchte.

Nachdem wir uns mit unseren Sachen auch selbst im Kanu verstaubt hatten, kam der große Abschiedsmoment. Nach Negersitte klatschten wir zum Gruß dreimal in die Hände. Darauf antworteten unsere Freunde am Lande auf die gleiche Weise und stimmten einen lauten Singsang an, der ungefähr folgendermaßen klang:

»Ja, ja, Sambesi, ja, anga, ja.«

Mit kräftigen Stößen schoss das Kanu in den Fluss hinein, und wurde schnell von der Strömung davongetragen. Aber noch lange, während das Dorf schon um eine Biegung verschwunden war, hörte man den Takt des eintönigen Gesanges.

Wie seltsam das war! Einmal, vor vielen Jahren, hatte ich fast das gleiche schon einmal erlebt, aber damals war ringsum Eis und Schnee, das Kanu war aus Walroßhaut, und es waren Eskimos, die uns ein Abschiedslied sangen.

Wie ist die Welt so klein!

So ganz geheuer war mir doch nicht zumute, während wir nun flussabwärts fuhren. Die Grenze von Nordrhodesien liegt nicht allzuweit von Tipoya. Aber was würde man dort vorfinden? Höchstwahr-

scheinlich dieselbe Wildnis, die man hier sah. Irrendwo weiter flussabwärts, schon am Sambesi, lag die englische Militärstation Mungo. Aber wie weit? Man kann einem Neger alles beibringen, nur nicht den Begriff der Zeit und Entfernung. Die Angaben schwankten zwischen zehn und dreißig Tagereisen. Aber zehn oder dreißig, für mich blieb nur die unerfreuliche Gewissheit, dass mir selbst bei großer Sparsamkeit nur noch für deren fünf oder sechs Proviant übrigblieb, und was nachher kommen würde, das wagte ich kaum auszudenken.

Es war ein erhebendes Gefühl, zu sehen, wie die waldigen Uferbänke vorüberglitten, jede Meile ein Markstein, ein Schritt näher der zivilisierten Welt. Wir reisten während des ganzen Tages, ohne je etwas anderes zu sehen als die schwarzen Urwalddschungeln, in denen die wilden Tauben gurrten. Sonst war alles still und tot. Kein Kanu zeigte sich auf dem Fluss. Nirgendwo die Spur einer menschlichen Siedlung. Vor Sonnenuntergang landeten wir an einer flachen, von dichtem Schilf umgebenen Landzunge, wo einige verlassene Hütten standen, die zum Schutz vor Überschwemmungen auf Pfählen errichtet waren. Im Nu hatten wir ein Lager *a la barbare* errichtet. Der Kochjunge rupfte die mitgebrachten Hühner, die anderen zerstreuten sich im Wald, um Brennholz herbeizuschaffen. Bald schmorte es im Kochtopf, ein rotes Feuer flackerte hoch auf zum abendlichen Himmel. Afrika war wieder einmal wunderschön. Aber es wurde anders mit dem Fortschreiten der Nacht. Kaum waren die letz-

ten Sonnenstrahlen hinter den schwarzen Baumwipfeln des Urwaldes verschwunden, als auch schon mit hellem, metallischem Summen die ersten Moskitos uns ihre Aufwartung machten. Zuerst vereinzelt, dann immer mehr, dann Wolken der kleinen Quälgeister. Nun erst kam mir ganz zum Bewusstsein, was ich verloren hatte in jener Nacht, als der abkommende Fluss sich über meine schöne afrikanische Ausrüstung hermachte. Keine Zeltplane, kein Feldbett, kein Moskitonetz mehr! Schutzlos war man den Angriffen der giftgeladenen Quälgeister ausgesetzt, die schlimmer sind als alle anderen Bestien des Urwalds. Kein Feuer, kein Rauch vermochte sie ganz zu vertreiben. Stunde um Stunde lag ich wach und hörte aus das Quaken der Frösche und aus das Grunzen der Flusspferde im Schilfe. Mir war, als ob eine Ewigkeit vergangen wäre, als endlich der blasse Tag über dem Walde dämmerte.

Ach, und es war nur die erste von vielen anderen schlaflosen Nächten am Lungo Bungo.

Waren die Nächte eintönig und dumpf, so konnte man sich wenigstens bei Tag nicht über Mangel an Abwechslung beklagen. Schon der zweite Reisetag war recht aufregend und abenteuerlich. Wir waren kaum vom Lande abgestoßen, als uns die Flusspferde den Weg versperrten. Quer über der Fahrrinne lagen sie wie ungeheure Felsblöcke und sonnten sich, ohne ein Glied zu rühren. Sobald aber das Kanu eine Bewegung machte, da wurden auch sie lebendig. Mit einer Schnelligkeit, die man diesen plumpen Fleischklötzen niemals zugetraut hätte, be-

wegten sie sich im Wasser und stießen dabei ein mehrfach wiederholtes dumpfes Grunzen aus, das zuletzt in ein lautes, behäbiges »Bah!« ausging, wobei sie die mächtigen Mäuler groß wie Scheunentore aufrissen. Man konnte ihnen nachfühlen, wie wohl sie sich fühlten in ihrem Element. Man hatte auch nicht den Eindruck, als ob sie Böses vorhätten mit dem Kanu. Nur Neugierde, nur spielerische Lust am Ungewohnten. Aber auch das kann lebensgefährlich werden bei einem Flusspferd. Aus diesem Grunde hielten wir uns im Schilf dicht am Ufer, denn keiner von uns hatte ein brauchbares Gewehr, um ihnen zu Leibe zu rücken. Doch hier am Flussrand war es noch weniger geheuer.

»Dumba! Dumba!« riefen die Jungens, und richtig sah man allenthalben frische Löwenspuren im Sande. Es war eine schlimme Entdeckung, denn auch vom Fluss her rückten uns die Flusspferde stark zu Leibe. Man hörte sie wie mächtige Mühlen im Wasser unter dem hohen Schilfe plätschern. Aber Negernerven halten manches aus, und so navigierten wir während des ganzen Tages zwischen Löwen und Flusspferden, bis am Abend die gefährliche Stelle überwunden war.

Aber wir waren noch nicht am Ende unserer Abenteuer.–

Die Flüsse im inneren Afrika haben wenig gemein mit dem, was wir uns in Deutschland unter diesem Begriffe vorstellen. Stellenweise fließen sie eng zusammengepresst in wilden Stromschnellen zwischen Bergen und Felspforten, stellenweise –

meistens – laufen sie durch weite Täler und Ebenen ungehemmt zwischen meilenbreiten Schilfstrecken, die sie in der Regenzeit weithin überschwemmen. Es gehört schon die ganze Sachkenntnis eines eingeborenen Flusspiloten dazu, um zu wissen, wo Anfang und Ende ist in solchem Irrgarten von Sumpf und Fluss.

Unter diesen Strömen ist der Lungo Bungo sicher einer der unbändigsten. Schon auf halbem Weg zum Sambesi verliert er sich fast völlig in den berüchtigten Malolosümpfen. Soweit das Auge reicht, sieht man dort nur Schilf und weite Felder voll hochgewachsener Papyrusstauden, in denen die Reiher nisten. Nur da und dort steht eine Gruppe von mächtigen Palmen als eine schattenhafte, unwirtliche Erscheinung, wie eine Insel aus anderen Welten über dem Meer von Schilf und Wasser. Nirgendwo findet sich eine Stelle, wo das Kanu anlegen könnte, und wo man eine solche zu erspähen glaubt, ist es bei näherem Zusehen nur ein schwammiges, schilfiges Etwas, aus dem beim Anlaufen das kalte Wasser in eklen Blasen aufsteigt und ein Schwarm von seltsamen Vögeln mit misstönendem Geschrei davonschwirrt.

Wehe dem, der in solcher Gegend vom Regen überrascht wird. Aber es war ohnehin unser Schicksal, dass wir von schlechten Geistern begleitet waren auf jener Reise, und so wunderte ich mich keineswegs, als die Wolken sich plötzlich schwarz über dem Horizont ballten und bald darauf die Sintflut herniederging. Ein heulender Wind begleitete das

Unwetter, das Schilf bog sich im Sturme, aber die stark bewachsenen Sumpfflächen ließen glücklicherweise keinen Seegang aufkommen in der Wasserlinie. Dafür trieb es der Regen umso schlimmer. Wie ein dicker Vorhang legten sich die herabrauschenden Wassermassen vor die Landschaft. Um ein Überfluten des Kanus zu verhindern, brachten wir es in dickes Schilf unter einer Palmengruppe, um wenigstens vor dem Schlimmsten geschützt zu sein. Hier hockten wir in der Nässe und zitterten vor Kälte trotz des schwülen Tropentages und hörten auf das Singen der Frösche, das von fern und nah in allen Tonarten kam, und glaubten in unserem Elend, dass das niemals enden würde, als sich auf einmal die Wollen zerteilten und die Tropensonne wieder so heiß herniederbrannte, als ob es nie geregnet hätte.

Während des ganzen Tages drangen wir vorwärts durch Schilf und Rohr der Sümpfe, und es war, als ob das niemals ein Ende nehmen würde, als wir am späten Abend im Scheine der untergehenden Sonne eine Erscheinung gewahrten, die wir hier am allerwenigsten vermutet hatten. Es war tatsächlich ein Mensch, der da mit seinem Einbaumkanu über das Wasser kam. Vom Kanu, das wie eine Nusschale war, war nichts zu sehen, und so sah er aus wie einer, der über das Wasser wandelte. Im Augenblick war er herangekommen und überreichte uns ein Bündel schöner, weißglänzender Fische, die wir mit einer Handvoll Salz bezahlten. Er erbot sich ferner, den Lotsen für uns zu spielen, und führte



uns richtig nach einer trockenen, mit mächtigen Bäumen bestandenen Insel. Es war dunkle Nacht, als wir dort ankamen. Ein Feuer brannte vor einer Hütte, und wir versäumten nicht, uns um dasselbe hinzuhocken. Denn wir waren alle bis auf die Knochen durchgefroren von Wind und Nässe des langen Tages. Die Fische schmeckten herrlich und ebenso die von den Bewohnern herbeigebrachten Süßkartoffeln, die wir noch in der Asche schmorten. Dennoch war es eine schlimmere Nacht als alle anderen zuvor, denn die Moskitos hingen in Wolken über dem Platze, und oben in den Baumkronen vollführten Scharen von schwarzen Geiern ein schauriges Konzert.

So fiel uns der Abschied nicht schwer, als wir mit Tagesanbruch die Reise fortsetzten.

Das Schlimmste der Malolosümpfe lag nun hinter uns, aber noch immer trug die Gegend einen amphibialen Charakter. Noch immer wusste man nicht recht, wo Land und wo Wasser war, und Mensch und Tier, die hier hausten, schienen sich nicht sehr darum zu kümmern. In beiden Elementen waren sie gleichermaßen zu Hause. In Schilf und Rohr nisteten die Reiher und unzählige andere Vögel, in den Sümpfen, die sich an den Waldrändern hinzogen, ästeten große Rudel von Hirschen und Antilopen, die bis zum Bauch im Wasser standen, und es schien, dass es ihnen gerade so am besten gefiel. Selbst mitten im Strome sah man gelegentlich ein Wildschwein oder ein ähnlich missgestaltetes Wasserferkel aus dem Schilfe hervorbrechen.

Weiter flussabwärts nahmen Land und Wasser wieder bestimmtere Formen an, und die Dörfer der Eingeborenen rückten wieder näher an das Flussufer heran. Zum Teil waren es ganz stattliche Ansiedlungen, und der Empfang, der einem dort wurde, war nicht ohne Feierlichkeit. Immer steht in der Mitte des Ortes ein mächtiger Baum, unter dem die allgemeinen Palaver abgehalten werden. In seinem Schatten pflegten wir uns niederzulassen mit gekreuzten Beinen. Nach einer Weile kamen dann die Ältesten des Dorfes und ließen sich gleichfalls nieder in einem Abstand von etwa zwanzig Metern. Dann klatschten sie zur Begrüßung mehrmals in die Hände, und wir antworteten auf die gleiche Weise. Dann kamen die jüngeren Männer, ließen sich in noch größerer Entfernung auf der anderen Seite nieder und klatschten gleichfalls in die Hände. Zuletzt kamen Frauen und Kinder in langer Prozession, mit Kupferringen an Fuß- und Handgelenken und Leopardenzähnen als Medaillons, und begrüßten die Ankömmlinge mit lautem Gesang unter allgemeinem Händeklatschen. Dann wurde ein wenig Salz ausgeteilt und noch einmal in die Hände geklatscht.

Das alles ist nicht ohne Würde und ein Zeichen eines gewissen Grades von gesellschaftlicher Kultur, wie man überhaupt von jenen »Barbaren« einen anderen Eindruck gewinnt, wenn man wochenlang mit ihnen als Wilder unter Wilden lebt. Es ist ja eine allbekannte Tatsache, dass der Eingeborene umso anständiger und in seiner Art kultivierter ist, je grö-

ßer der Abstand ist, der ihn trennt von den Segnungen der Zivilisation. –

Aber einmal nimmt sogar der Lungo Bungo ein Ende! Unversehens nahm die Landschaft einen ganz anderen Charakter an. Der Buschwald, der uns von Angola bis hierher begleitet hatte, verschwand, und an seine Stelle traten Wälder von riesigen Palmen, die aussahen, als ob sie auf dem Wasser schwämmen. Der Fluss selbst wurde zu einer unabsehbaren Wasserfläche, auf der die Wellen im Winde tanzten. Überall im Schilfe hörte man die Flusspferde grunzen. Von fernher kam ein dumpfes Brausen. Und auf einmal befanden wir uns mitten in einem großen Strome, der zwischen finsterem Urwalddickicht majestätisch dahinfloss.

Das war der Sambesi!

Da es noch früh am Tage war, verloren wir keine Zeit mit der Weiterreise auf unserer neuen Flussbahn, die mit ihrer stärkeren Strömung ein schnelleres Fortkommen ermöglichte als der langsame Lungo Bungo. Es war eine so schöne und romantische Flussreise, wie man sie sich nur immer wünschen konnte. Die Ufer waren bedeckt mit majestätischem Urwald, der jetzt bei dem Wasserstand der Regenzeit richtig in den Fluss hineinwuchs. An anderen Stellen wieder sah man Grasflächen, aus denen schlanke Palmen in den klaren Himmel hineinragten. Ab und zu sah man langgefiederte Reiher, die schwer und ruhig wie Flugzeuge durch die Abend Schatten über dem stillen Wasser flogen.

Aber bald erreichte auch den Sambesi das

Schicksal aller afrikanischen Ströme. Er verlor sich in der Gegend und wurde wie unser Freund Lungo Bungo ein Meer von Schilf und Papyrus. Diese Sam-besisümpfe gehören zu den interessantesten Gegenden der Erde für den, der einigermaßen ein Auge dafür hat. Eine Fundgrube für Botaniker, ein Paradies für Vogelkundige. Stundenlang fährt man in ganz stillem Wasser durch Felder von Seerosen, die in allen Farben schillern. Reiher, sowohl von der weißen wie von der schwarzen Sorte, gibt es in Millionen, dazu Flamingos, Nashornvögel und sonst noch allerlei seltsames, langbeiniges, gefiedertes Getier, von dessen Dasein man bisher in seinen Träumen keine Ahnung hatte. Nur selten sieht man Bäume, abgesehen von den Palmen, aber wo einer steht, da sind seine Äste über und über behangen mit Nestern, und die Vögel sitzen einträchtig auf den Zweigen, vom kleinsten Kolibri bis zum Adler, der königlich von der Baumkrone herunterschaut. Die Not hat sie zusammengeführt und das Sichvertragen gelehrt. Nur die Reiher bauen ihre Nester ins Schilf. Für alle anderen gibt es nur diese wenigen Nistplätze im Sumpfe. Seltsamerweise sind diese Sumpfgenden ziemlich dicht besiedelt. Wo immer sich eine kleine Bodenerhöhung befindet, sieht man ein Maisfeld und daneben ein Dorf, das jetzt in der Regenzeit völlig abgeschnitten auf einer Insel liegt und nur durch Kanus den Verkehr mit der übrigen Welt, ja mit den eigenen Feldern aufrechterhalten kann. Man kommt hier in eine andere Welt. Während überall im westlichen Angola und am Lungo Bungo die Dör-

fer weit auseinandergebaut sind, mit Hütten von eckiger Bauart, findet man hier nur runde, bienenkorbartige Behausungen, ganz eng zusammengehudelt und rings umgeben von einem mehrere Meter hohen Bastzaune. Außerdem ist jedes einzelne Haus noch einmal umfasst von einem gleich hohen Zaun, der es hermetisch von der Außenwelt abschließt.

An jene Dörfer im Sambesidelta werde ich immer mit Unbehagen zurückdenken. Denn wenn nirgends sonst, so habe ich es dort gelernt, dass das Reisen im wilden Afrika kein Kinderspiel ist. Trotz aller Sparsamkeit war schon seit einigen Tagen der gefürchtete Augenblick gekommen, wo mein Proviand zu Ende war. Das letzte Salzkorn war verschwunden. Und womit nun kaufen und handeln in dieser Wildnis? Ein Huhn kostete zwanzig Pfennige. Aber was nützte mir diese Billigkeit? Abgesehen von einigen portugiesischen Eskudos, die hier niemand nahm, hatte ich nur eine Zehnpfundnote, die keiner wechseln konnte. So war ich wie einer, der über keinen Pfennig verfügte, und musste mich nun dazu bequemen, die notwendigsten Kleidungsstücke zu verschleudern, nur um das Leben zu fristen. Ein Hemd für ein Huhn, eine Jacke für eine Ente usw. Und dabei war nicht einmal böser Wille oder Erpressung im Spiel. Die guten Leutchen verlangten zwanzig Pfennig für ein Huhn. Dass aber ein Hemd zwanzig mal zwanzig Pfennig kosten solle, das ging über ihre Mathematik, und so nahmen sie gleich das Ganze. Der Hunger und der Ärger fraßen mir an der Seele an jedem neuen Abend in jedem neuen Dorfe.

Es war ein Glück, dass wenigstens von meinem Dumbawasser noch etwas übriggeblieben war und nach wie vor Anerkennung fand. Mit jener uns Europäern ewig unerklärlichen Schnelligkeit afrikanischer Nachrichtenübermittlung war die Kunde von dem kosmetischen Wunder schon vor meiner Ankunft in die Dörfer gedrungen. Erwartungsvoll saßen sie um das Kanu und selig waren sie, wenn sie einen Spritzer aus der Flasche um ein Ei eintauschen durften.

Die Dinge lagen schlimm, in der Tat, aber alles hätte sich mit Humor ertragen lassen, wenn sich nicht zuletzt noch ein Quälgeist eingestellt hätte, der schlimmer war als alle anderen. Schon einige Wochen lang hatte ich mich gewundert, dass sie mich noch nicht besucht hatte, die gute, alte Malaria, die mir schon so oft das Leben sauer gemacht hatte in wüsten, verworrenen Wochen und Monaten in manchem verpesteten Erdenwinkel. Nun kam sie über Nacht.

Es war in der Tat so, dass Menschen und Dinge hier einen unheiligen Bund geschaffen hatten, um mir das Leben am Sambesi zu verleiden. Der kalte Hauch, der aus den Sümpfen kam, die Sonne, die über dem Boote brannte, verwirrten die Sinne und legten sich vor die Augen wie düstere Nebelstreifen. Bald kümmerte ich mich nicht mehr um den Küchenzettel, noch darum, ob ich überhaupt etwas zu essen hatte. Mein Kopf war schwer wie Blei, und ich war froh, wenn ich ihn abends irgendwo hinlegen konnte auf ein altes Ziegenfell oder den ge-

stampften Lehm Boden einer Hütte. Es war dort kein Ende der Quälgeister. Bald waren es Ameisen, die mich mit giftigen Bissen aufschreckten aus einem unruhigen Halbschlummer. Bald waren es runde, fette vielbeinige Wanzen, die mit ihren Bissen das Blut aus der Wunde laufen ließen. Tics nennt man die lieben Tierchen.

Doch kein Wort mehr davon! Niemand war glücklicher als ich, als eines Tages der Sumpf ein Ende hatte und auf einem Hügelhang die wellblechbedeckten Häuser und Schuppen der englischen Militärstation Mungo auftauchten.

Das Schlimmste der Reise war überstanden.

## 9|Der König kommt!

STANLEY ODER DON QUICHOTE / ENDLICH IN MUNGO  
/ EINE ÜBERRASCHENDE OFFENBARUNG / EIN  
LIEBESDIENST / ICH ALS MOHRENFÜRST / FÜRSTLICHE  
BEZAHLUNG / FAHRT IN DER BARKE / DER VERLORENE  
SAMBESI / ALLERLEI REISEGEFÄHRTEN / DURCH DIE  
STROMSCHNELLEN / IM HEXENKESSEL / FAULE EIER  
UND EINE ANSTÖßIGE KÜCHE / WAS EIN NEGERAPPETIT  
VERMAG / GROßE VORBEREITUNGEN / »DER KÖNIG  
KOMMT!« / PARKER GILBERT IN AFRIKA / IM GEFOLGE  
SEINER MAJESTÄT / BYZANZ IM BAROTSELAND /  
NACHTLAGER IM CAPRIVIZIPFEL / EIN LUSTIGES  
ABENTEUER / »AH, KAISER GUT!« / FIEBER / UND  
NOCH MEHR FIEBER

*»Quest' avventura, che diavvolo, Mai finira?«*

Aber einmal musste das Abenteuer doch ein Ende nehmen! Einmal musste er doch aufhören, dieser Spuk, der mir täglich und stündlich keine Ruhe gelassen hatte in diesen aufregenden Wochen! Einmal würde man wieder leben können, ohne dass einen die Moskitos quälten und die Zecken und die Ameisen und alle die anderen Teufelstiere, die der Busch in seiner Unheiligkeit brütete. Eine ganze Nacht würde man schlafen können in einem richtigen Bette, ein Mensch wieder unter Menschen sein und nicht ein unmögliches, gehetztes Etwas, das, gepeitscht von bösen Fiebern, gejagt von tausend Unwirklichkeiten durch diese Wildnis irrt.



Wie fantastisch abenteuerlich, wie glorreich wild und ursprünglich ist doch Afrika noch immer, trotz allem! – Aber hatte ich Talent zu einem Stanley? Viel eher zu einem Don Quichote, ich, der ich mich mit einer Seele voll Ahnungslosigkeit und einer Ausrüstung für eine Wochenendpartie in dieses Abenteuer gestürzt hatte!

So ungefähr wie Kolumbus war mir dennoch zumute, als unser Kanu durch das raschelnde Schilf in den kleinen Bootshafen von Mungo einfuhr.

Keinen Augenblick zu früh waren wir gekommen. Ich setzte mich in das hohe Gras unter einem Baume, und eine Weile drehte die Welt sich wirr vor mir im Kreise. Alles sah ich noch einmal, was ich gesehen hatte in diesen letzten Wochen: die Löwen und Flusspferde, die Zecken und Sandflöhe, die Schlangen und Leoparden, die giftigen Ameisen, die Sümpfe und Urwälder, die wilden Tiere und Menschen.

Ganz schwer war es mir im Kopf, als ich in der heißen Sonne den Berg hinaufstieg zu der Station. Auf den ersten Blick konnte man sehen, dass hier Engländer etwas zu sagen haben. Ringsum sah alles ungefähr so aus wie etwa in Southdown oder Shropshire. Rasenflächen, unterbrochen von mächtigen Baumgruppen. Dann wieder niedrige Cottages<sup>1</sup> mit weiten Verandas, auf denen kurzhaarige Ladies dem Bridgespiel oblagen. Und kein Ende von Golf- und Tennisplätzen. Old England im Barotseland.

Alles das sah seltsam aus für einen, der wochen-

lang nur Negerhütten gesehen hatte und manchmal nicht einmal diese. Eine ältere Lady mit einem grauen Bubikopf, die eben vom Tennisplatz kam, redete ich an, denn sonst war weit und breit niemand zu sehen. Einen Augenblick lorgnettierte<sup>2</sup> sie indigniert meine abgerissene Gestalt, und es schien, als ob sie gute Lust hätte, mit ihrem Tennisschläger den Wortwechsel zu verhindern.

Wo hier der Doktor zu finden wäre?

»Aow, the doctor? – I am the doctor!«

Das war eine etwas überraschende Offenbarung, aber die Lady war zu energisch, um irgendwelches Erstaunen bei sich oder ihren Mitmenschen zum Ausleben zu bringen. – Ihr Mann, so sagte sie, sei augenblicklich im Busch, so habe sie nun selbst vorübergehend die Praxis übernommen, und wenn ich Malaria hätte – und dass das der Fall sei, könne man mir ja aus Meilen ansehen – so solle ich mit ihr nach dem Spital kommen. So gingen wir nach dem sehr schönen und zeitgemäß eingerichteten Spital, wo ich einen großen Schluck Chinin und – was mir in dem Augenblick besonders wohlthat – einen anderen aus einer Whiskyflasche bekam.

Ah, man muss ein armes, verlassenes, krankes, gehetztes Menschenkind sein, wie ich in jenen Tagen, um zu wissen, was Menschenhilfe und Menschenliebe ist! Nur die, die nie etwas erlebt haben in ihrem Leben, können so unbedingt von der Schlechtigkeit der Menschen reden. Ich wenigstens habe überall auch gute angetroffen. Ich wäre längst

unter der Erde, wenn es anders gewesen wäre. Nachher konnte man sich einmal wieder richtig waschen, richtig ausschlafen, man begann sich wieder als Mensch unter Menschen zu fühlen. Der Urwald mit all seinen Schrecken war abgeschüttelt wie das Wasser vom Hunde, der aus dem Bade kommt.

Und doch war das alles nur eine weltabgelegene Station, tausend Meilen von nirgendwo, mit ganzen dreiunddreißig weißen Einwohnern. Aber dreiunddreißig gewichtigen Bewohnern.

Der kleinste Schreiber, der unbedeutendste Polizeisergeant, der zu Hause kaum das tägliche Brot verdienen würde mit einem kümmerlichen Solde, ist hier aufgeputzt zu einem *allround gentleman*, zu einem großmächtigen Bwana, vor dem die ganze Gegend zittert. Geht man auf dem Fußwege – es gibt deren nur zwei oder drei in Mungo –, so treten die des Wegs kommenden Schwarzen beiseite, fallen auf die Knie und klatschen vor Ehrfurcht in die Hände. Anfänglich war solche Ehrung etwas zu überschwänglich und daher peinlich für meine bürgerliche Ängstlichkeit. Aber schon nach zwei Tagen ertappte ich mich dabei, wie ich einen Eingeborenen mit finsterer Miene zurechtwies, weil die Reverenz nach meinem Dafürhalten nicht ehrfurchtsvoll genug ausgefallen war. So schnell gewöhnt man sich an die Allüren des Herrenmenschen!

Aber immer wieder kommt es einem hier mit einer gewissen Bitterkeit zum Bewusstsein, welchen Unterschied es doch auch für den einzelnen Menschen bedeutet, ob er einem reichen und mächtigen

gen oder einem armen Volke angehört. Zumal der, der eben von Angola kommt und dort mit eigenen Augen sah, wie portugiesische Beamte in denselben und in höheren Stellungen sich nach der Decke strecken müssen, findet hier Stoff genug zum Nachdenken. Wo hätte je der portugiesische »Chefe de Posto« gelebt, der es gewagt hätte, seine vorgesetzte Behörde etwa um die Mittel für Errichtung eines Tennisplatzes anzugehen? Wo hätte es je eine portugiesische Kolonialbehörde gegeben, die ihm so etwas bewilligt hätte?

Und dabei – wir haben schon einmal darauf hingewiesen – ist es an den Enden der Erde überall Old England, mit Bridge und Golf und Dinner Parties, Old England im breit auseinandergegangenen Stil, mit vielen schwarzen Dienern, Beturbanten und anderen, mit einem Wort: »Kolonial«.

*»To the cool of your deep verandas –  
To the blaze of your jewelled main,  
To the night, to the palms in the moonlight,  
And the fire-fly in the cane!«<sup>3</sup>*

Doch was schreibe ich? Es wird Zeit, dass ich zu meiner Geschichte zurückkehre. – –

Von Mungo sind es immer noch einige 700 bis 800 Kilometer Wegstrecke auf dem Sambesifluss, bis man bei der Stadt Livingstone an den großen Sambesifällen die Eisenbahn trifft, die von dem Kongo nach Kapstadt führt. Auf dieser Strecke ist der Fluss voller Stromschnellen, denen ein Kanu

nicht zu trotzen vermag. So musste ich mich schweren Herzens von meinem Einbaum trennen, der mich so getreulich durch Flüsse und Sümpfe bis hierher gebracht hatte. Auch meine vier Mohren wurden abbezahlt und erhielten den fürstlichen Lohn von sechs Mark pro Mann für ihre Bemühungen. Sie waren stolz und zufrieden damit, zumal ich ihnen noch je eine hübsche rote Mütze als Bak-schisch<sup>4</sup> schenkte.

Wie sie wieder zurückkommen wollten nach ihrer fernen Heimat mit so wenig Zehrgeld war mir ein Rätsel. Sie selbst schienen sich darüber weiter nicht im geringsten zu bekümmern, obwohl sie ebenso wie ich hier Fremde im fremden Lande waren, dessen Sprache sie kaum verstanden. Zum Abschied machten sie es feierlich, und ich kam mir vor wie ein Mohrenfürst, als sie vor mir auf die Knie fielen und in die Hände klatschten, während unter den dicken, hochgezogenen Lippen die starken Zähne wie Elfenbein funkelten.

Treue Seelen! Ein wenig verfressen waren sie ja und, alles in allem, nicht übermäßig appetitlich anzusehen, aber man möchte jedem Herrn in zivilisierten Ländern ebenso tüchtige Diener wünschen. –

Nun war auch der Zeitpunkt gekommen, wo ich endlich, endlich meine verhängnisvolle Zehnpfundnote loswerden konnte. Lange genug hatte ich gehungert. Nun wollte ich wenigstens für den Rest der Reise aus dem vollen wirtschaften können und mit dem, was ich zu viel kaufte und was der Ladenin-

haber mir noch an unnützen weiteren Dingen aufschwatzte, hatte ich zuletzt wohl Proviant genug für eine noch viel umfangreichere Afrikareise, als ich endlich meinen Weg fortsetzte auf dem Sambesi, der kein Ende nehmen wollte.

Wie alle anderen in Mungo, so war auch dieser letzte ein heißer Tag. Die große Barke lag fertig zur Abfahrt im Uferschilf. Die Neger verstaute noch die letzte Ladung. Nur noch zwölf Tagereisen bis Livingstone! Immer wieder sagte ich mir das. Und doch ...

Ich schaute über Schilf und Rohr, auf das ruhige Wasser, das regungslos in der flimmernden Hitze unter dem dunkelblauen Himmel lag. Mir war, als ob das Fieber mir wieder kalt den Rücken hinaufstieg. Ich dachte an die Abenteuer der vergangenen Wochen, an die schlaflosen Nächte in den düsteren Negerhütten, und es fröstelte mich ein wenig, wenn ich an die dachte, die nun noch kommen sollten. –

Aus war es nun mit meinem Stolz und meiner Würde als Kapitän und Schiffsreeder. Fortan war ich nur noch nüchterner Passagier. Aber am Ende der Abenteuer waren wir noch nicht. Was hatte ich mir doch alles unter Mungo vorgestellt in meinem Menschenhunger auf dem Einbaumkanu! Wie war der Ort gewachsen in meiner Fantasie zu einer Art Ersatzgroßstadt mit allen Bequemlichkeiten, von der aus man ganz bürgerlich behaglich den Weg per Dampfschiff fortsetzen konnte auf dem großen Sambesi.

Statt dessen –

Statt dessen war es auch wieder eine Art Kanu, dem ich mich anvertrauen musste, wenn auch bequemer als der Einbaum auf dem Lungo Bungo. Das Fahrzeug war geräumig und sogar mit einem richtigen Sonnendach versehen. Als Fortbewegungsmittel dienten fünfzehn starke Neger, die ihre Paddel mit viel Temperament in Bewegung hielten. Vorerst war das Reisen nicht anders, als wir es in den letzten Reisetagen gewöhnt waren, ehe wir mit unserem Kanu nach Mungo kamen. Noch immer war der Sambesi unauffindbar zwischen den Sümpfen, die sich endlos ausbreiteten. Noch immer ging der Kurs durch enge Rinnen, zwischen hohem Schilf und Papyrusstauden, in ganz niedrigem Wasser, durch das unsere Mohren das Boot mehr schoben als ruderten. Noch immer flatterten die Reiher im Dickicht und flogen wie silberglänzende Segel in den blauen Sonnenhimmel. Noch immer glühte die Pracht der Seerosen in dem stillen Wasser, aus dem die Dörfer und Maisfelder wie Inseln hervorragten. Eine Abwechslung im Landschaftsbild brachten nur die vielen Luftspiegelungen, die auf halber Höhe des Horizonts die schönsten mit Palmen bestandenen Landschaften hinzauberten. Stundenlang dauerte oft die Erscheinung, bis sie plötzlich zerrann und nichts mehr übrigließ als das grelle Licht und die gleißende Sonne.

Spät abends legten wir an einer flachen Landzunge an, die kaum über das Schilf hinausragte, und verbrachten dort eine böse Nacht bei einem kümmerlichen Feuer, das kaum stark genug war, um die

Moskitos fernzuhalten; denn es war weit und breit kein Brennholz zu finden. Wenn ich mir bisher einbildete, der einzige Hahn im Korb auf jener Barke zu sein, so wurde ich am nächsten Morgen eines anderen belehrt. Schon vor Tagesanbruch erschien ein großes Kanu, dem ein recht umfangreiches farbiges Ehepaar entstieg. Zwei weitere kleine Kanus brachten das Gepäck der Herrschaften, unter dem man unter anderem einen grellroten Sonnenschirm und ein Paar fabelhafte Lackschuhe bemerkte, ganz zu schweigen von einem halben Dutzend Hühner, zwei Enten und einer halben Kuh, die sie als Proviant mitnahmen. Der farbige Gentleman sprach leidlich Englisch und tat mir in Zukunft gute Dienste als Dolmetscher, aber seine bessere Hälfte war so ziemlich das letzte an Unbeholfenheit und breitete sich mit ihren Sachen auf einem Flächenraum aus, der täglich wuchs wie die Wüste und uns allen nur noch einen sehr beschränkten Aktionsradius übrigließ. Proteste nutzten nichts, denn sie verstand kein Wort Englisch, und wenn ihr Mann sie mit sanften Worten zurechtwies – mehr traute er sich nicht zu –, dann kollerten ihr die Tränen aus den großen Augen, und vor lauter Kummer schob sie ihren Plunder noch weiter in die Mitte des Bootes.

Am Abend des zweiten Reisetages fanden wir endlich den verlorenen Sambesi wieder. Zwischen festen, waldigen Ufern, vielfach durchsetzt von großen Inseln, floss er nun, breiter und stattlicher als je, talabwärts. Aber nun stellten sich andere Schwierigkeiten der Schifffahrt ein, von denen wir vorher



nicht gewusst hatten und deren Gefährlichkeit wir – obwohl wir davon gehört hatten – nicht abzuschätzen wussten, bis wir mitten darin waren: die Stromschnellen.

Hier, in seinem Mittellaufe, ist der Sambesi einer der tückischsten Ströme, voll reißender Wasserwirbel, die umso stärker werden, je weiter man flussabwärts kommt, bis sie dann in den berühmten Viktoriafällen ihren Höhepunkt erreichen. Kein aufregenderes Abenteuer kann man sich denken als solche Fahrt durch die Stromschnellen! Schon stundenlang vorher hört man das dumpfe, unheilvolle Brausen. Plötzlich, um eine Flussbiegung, sieht man den Hexenkessel vor sich. Man spürt den kalten Lufthauch des verdunstenden Wassers. Man sieht die weißen Schaumkämme, die über den Wirbeln tanzen. Man möchte einen Augenblick anhalten, um sich erst einmal ein wenig zu stärken für das bevorstehende Abenteuer. Aber schon sieht man an den vorübergleitenden Silhouetten des Waldufers, wie man selbst in rasender Eile in den Wirbel hineingetrieben wird. Mit einem Gefühl der Angst, das man nicht ganz unterdrücken kann, spürt man, wie das Fahrzeug in die Höhe gehoben wird und dann wieder in einem Tale versinkt, während ringsum die schwarze Wasserfläche sich hebt wie ein Höllenrauschen. Schon ist man mitten im schäumenden Gischt des aufgeregten Elements. Rasend geht die Fahrt zwischen schwarzen Felsblöcken, die verderbendrohend aus dem Wasser ragen. Im Bug steht der »Induna«, der schwarze Lotse, und gibt mit ausgebrei-

teten Händen die Befehle, die die Ruderer blitzschnell ausführen. Es ist alles still. Keiner spricht ein Wort. Nur das Brausen des Wassers schlägt wild ans Ohr, bis nach einigen Minuten der Hexensabbath zu Ende ist und der Fluss wieder so still wird, als ob er niemals ein Wässerlein getrübt hätte. –

In der Regenzeit – und wir befanden uns mitten darin – sind jene Stromschnellen am leichtesten zu überwinden, denn wenn auch dann die Kraft der Strömung ihr Höchstmaß erreicht, so sind doch die gefährlichen Klippen zum größten Teil unter Wasser, und außerdem bietet sich stellenweise Gelegenheit, auf abseitslaufenden Kanälen im überschwemmten Lande die gefährlichen Stellen überhaupt zu umgehen, immerhin trafen wir auch jetzt noch auf zwei Stellen, wo man das gesamte Boot entladen und eine Strecke weit über Land schleppen musste, weil hier ein Durchfahren der wasserfallartigen Schnellen einem Selbstmord gleichgekommen wäre. –

Während nun so unsere tapfere Barke ihren Weg durch den Hexenkessel fand, wurde sie täglich mehr mit allerlei Plunder beladen, bis sie aussah wie ein Apfelkahn, der zum Markte nach Treptow fährt. Da und dort hatten wir noch verschiedene eingeborene Passagiere aufgelesen, die nun alle auch noch irgendwo ihre Sachen aufbauten, trotz des Protestes der farbigen Dame, die zuerst an Bord gekommen war. Alle hatten gut vorgesorgt, damit sie unterwegs nicht Mangel litten. Kürbisse, Maiskolben, Wassermelonen türmten sich zu Bergen. Die Hüh-

nerschar hatte sich um ein gutes Dutzend vermehrt. Die Hauptnahrung aber war eine Art saure Milch, die das ganze Fahrzeug mit einem seltsam muffigen, durchdringenden Geruch erfüllte, der mich heute in der Erinnerung noch mit Widerwillen schüttelt. Die halbe Kuh, die die farbige Dame mitgebracht hatte, war noch nicht halb aufgezehrt und verbreitete einen vergiftenden Gestank, der alle Mücken des Barotselandes an sich zog. Aber niemand dachte daran, dieses Ärgernis über Bord zu werfen. Im Gegenteil! Der Neger ist hier wie der Eskimo. Je fauler ein Stück Fleisch, desto mehr schmeichelt es seinem Gaumen. Immer wieder, wenn man durch jene Länder reist, muss man über die Magen der Menschen, über ihre Anspruchslosigkeit in Bezug auf die Qualität und ihre unbegrenzte Aufnahmefähigkeit für jede Quantität staunen.

Es ist schon ein Anblick, wenn man sie abends beim Scheine des Feuers um den ungeheuren Kessel hocken sieht, in dem das Wasser kocht. Sobald es so weit ist, schüttet der Induna einen mächtigen Haufen von Mais-, Mandioka- oder Hirsemehl in das Wasser, das sprudelnd aufzischt und das Mehl zu einem grauen, klebrigen Papp aufblähen lässt, der mit einem großen Stecken nur mühsam umgerührt werden kann. Dann endlich bekommt jeder einen Klumpen, den er aus beiden Händen verspeist, ohne Salz, ohne Fett, aber mit der Würze eines gesunden Negerhungers. Kommt noch ein getrockneter Fisch oder ein Stück verfaultes Fleisch dazu, so fehlt nichts mehr zur restlosen Seligkeit. Wie viel so

einer bei unbegrenzten Rationen zu vertilgen vermag, wage ich nicht in genauen Zahlen abzuschätzen. Man möchte mich für einen Münchhausen halten.

Doch ist auch im Leben des Negers nicht alles nur Magen und Materialismus. Das sah man am besten jetzt auf dem Sambesi, wo alles sich rüstete zum großen Feste, denn ein König hatte seinen Besuch angemeldet, der König von Barotseland, und der ist keineswegs ein Zaunkönig.

Auch im Volk der Neger wohnt eine ganz erhebliche staatenbildende Kraft. Als die Weißen auf ihren Eroberungszügen zuerst in den »dunklen Erdteil« vordrangen, da stießen sie fast überall auf mächtige Königreiche, die heute freilich verschwunden sind, mit Ausnahme von einigen wenigen, die aber auch nur noch ein Schattendasein führen. Es ist das Bestreben der englischen Regierung gewesen, überall neben Wildschutzgebieten auch Eingeborenenreservate zu schaffen, wo der Neger, fern von dem verderblichen Einfluss der europäischen Zivilisation, noch nach altgewohnter Weise sein Leben zu führen vermag, wo auf eine Fläche vom Umfang des Deutschen Reiches, oder doppelt soviel, kaum ein halbes Hundert Weiße als konzessionierte Händler kommen. Vielfach hat man dabei auf die noch bestehenden Formen der alten Königreiche zurückgegriffen. Uganda ist heute das größte solcher für die Eingeborenen reservierten Gebiete. Aber auch das Barotseland am Sambesi steht diesem nur wenig nach. Solches »Königreich« ist wie eine taube Nuss. Ganz

Schale und sein Kern. Man lässt ihm die äußere Form und nimmt ihm die Hoheitsrechte.

»Und der König absolut, wenn er unseren Willen tut.« Der eigentliche Herrscher ist nicht der König, sondern der ihm beigegebene englische Resident, in dessen Kassen die Steuern fließen, von denen er dem lieben Landesvater soviel oder sowenig gibt, wie ihm gefällt; eine Art Parker Gilbert,<sup>5</sup> ins Afrikanische übersetzt!

In allen äußeren Funktionen aber ist er noch immer der souveräne Herrscher, der er einmal war. Die Rechtsprechung unter den Eingeborenen liegt in seinen Händen, er ist das religiöse Oberhaupt, und sein öffentliches Auftreten ist noch immer begleitet mit einem Aufwand von mystisch angehauchtem Pomp, für den der Neger so empfänglich ist.

So waren auch jetzt wieder den ganzen Sambesi entlang die Dörfer im Fieber einer freudigen Erwartung.

Der König kommt!

Ein Dorf suchte das andere zu überbieten in der Errichtung von Lagerplätzen mit stattlichen Hütten und hohen Zäunen. Ringsum wurde das Unkraut ausgerodet, und die ganze Einwohnerschaft war dabei, den Lehm auf einer weiten Fläche zu stampfen, die flach und eben war wie ein Tanzplatz.

Etwa auf halbem Wege nach Livingstone überholten wir die königliche Karawane. Es war an einer Stelle, wo man der allzu heftigen Stromschnellen wegen die Fahrzeuge ein Stück Weges über Land

schleppen musste. Wir waren mit unserer Barke bereits auf der anderen Seite und trafen Anstalten für die Weiterreise, als unsere Aufmerksamkeit durch einen wilden, ungereimten Gesang gefangengenommen wurde, der aus Hunderten von Kehlen kommen mochte. Näher und näher kam das wilde Heer. Nun sah man es deutlich: es waren die treuen Untertanen, die sich eine Ehre daraus machten, die königliche Barke zu schleppen. Es war so gut wie ein Volksfest. Voran marschierte der gesamte Hofstaat mit den Indunas, den Großleuten, in prächtigen Gewändern, bei deren Anblick alle Umstehenden auf die Knie fielen und in die Hände klatschten. Dann das Heer der nackten Mohren, die mit einem einzigen markerschütternden Jubelschrei das Boot ins Wasser zogen und zuletzt noch ein weiterer Schwarm von Großleuten und sonstigen gewöhnlichen Sterblichen, die sich sofort auf der mit mächtigen Bäumen bestandenen Wiese ausbreiteten, wo bald unzählige Feuer im fahlen Licht des sinkenden Tages leuchteten. Der König selbst war leider im Dorfe zurückgeblieben und wollte erst am nächsten Morgen nachkommen.

Zwei Tage später wurden wir wieder vom König überholt. Mitten auf dem Flusse kam die aus etwa zehn Barken bestehende Karawane in Sicht. Mit unglaublicher Schnelligkeit näherte sie sich und glitt schließlich an uns vorüber wie eine unwirkliche Erscheinung. Etwas Militärisches lag in dieser Aufmachung. Alle Ruderer waren gleich gekleidet mit roten Lendentüchern und ebensolchen hoch mit Fe-

dern geschmückten Mützen. Im Heck des königlichen Bootes stand einer mit einer großen Trommel und schlug den Takt zu den Ruderschlägen, die jedes Mal das Boot mit einem fühlbaren Ruck durch das Wasser schießen machten. Es war wahrlich eine königliche Art des Reisens.

Am Abend schlugen wir unser Lager dicht neben dem des Königs auf. Noch heute bereue ich es, dass ich damals die Gelegenheit zu einer Staatsvisite verpasste. Aber gerade hier musste zu ungelegener Zeit das Fieber sich wieder melden, und das hat selbst vor Königen keinen Respekt. Während der ganzen Nacht kam der dumpfe Laut der Trommeln aus dem königlichen Lager, und das und das Hämmern des Blutes in den Schläfen und die verworrenen Wahnideen des Fiebers machten die Nacht so lang wie keine zuvor auf der ganzen Reise. –

Aber einmal hat auch die längste Nacht ein Ende und einmal auch die längste Wanderung. Im Verlauf des nächsten Reisetages kam in der Tat noch einmal ein Stück Südwest in Gestalt des berühmten Caprivi-Zipfels in Sicht, »*Caprivi strip*« wird er auch heute noch allgemein genannt, wenngleich er politisch verschwunden und, soviel mir bekannt, zum Territorium Betschuanaland geschlagen ist. Von der englischen Regierung ist er gegenwärtig zum Wildreservat erklärt, in dem die Ausübung der Jagd aufs strengste verboten ist. Auf der Karte sieht jener Landstreifen lächerlich eng aus. Wenn man aber, wie wir, beinahe drei Tage lang mit einer Geschwindigkeit von ungefähr fünfzig Kilometern pro Tag an

seiner Uferstrecke hingefahren ist, so kommt es einem zum Bewusstsein, dass wir auch hier ein schönes Stück Land verloren haben. –

Es war dunkle Nacht, als wir endlich die Reise unterbrachen. Der Lagerplatz sah wenig vertrauenerweckend aus. Es roch nach Krokodilen, wie der Induna behauptete, und überall im Schilf hörte man das Grollen der Flusspferde. Das Quaken und Singen der Frösche war so laut, dass man kaum sein eigenes Wort verstand. Ein sumpfiger Pfad führte nach einem nahen Dorf, wo unter einem großen Baume die landesüblichen Begrüßungszeremonien mit den Einwohnern ausgetauscht wurden. Der Häuptling betrachtete mich misstrauisch. Aber nachdem er einige Worte mit dem Induna gewechselt, klärte sich seine Miene auf wie ein Sonnenhimmel nach einem Gewitter. Höchstselt eilte er nach der Hütte und kam mit einer fetten Ente wieder.

Wie viel die kostete?

Er schüttelte den Kopf.

Gar nichts.

Ein dickes Weib kam herbei und brachte eine Schüssel voll Eier. Die kosteten auch nichts. Andere brachten Melonen und Mangos.<sup>6</sup> Alle aber ließen sich in einem Kreis um mich nieder und starrten mich an wie ein Wundertier in einer Jahrmarktsbude. Die Sache wurde immer rätselhafter. Erst als der englisch sprechende Neger, der mit mir reiste, den Dolmetscher machte, kam ich auf den Grund



des Verhaltens. – Weiß der Kuckuck, was der schwarze Halunke ihm vorgeredet!

Der Häuptling sprach, der Dolmetscher übersetzte, und alle übrigen hüllten sich in erwartungsvolles Schweigen.

So, der Kaiser habe mich geschickt! Direkt aus Deutschland! Solange hätten sie keinen Deutschen mehr gesehen. Aber nun kämen sie wohl wieder, und alle würden wieder deutsch werden, wie sie es einmal waren und wie es auch von Rechts wegen sein sollte. Und auch der Kaiser komme wieder.

Ah, Kaiser gut! Der ließ einem jeden, was er wolle, aber dem Englischmann müsse man zehn Schilling Hüttengeld bezahlen, selbst wenn man gar keine Hütte habe. Und alle Augenblicke komme einer und frage, ob man getauft, geimpft oder gezählt sei, und ehe man sich's versehe, werde man fortgeschafft nach den Minen von Johannesburg. – Ah, Englischmann nix gut!

Der Häuptling sprach, die anderen mischten sich ein. Die Weiber kamen herbei und sangen ein Lied, während alle dazu in die Hände klatschten.

»Ah, ah, ah! Kaiser gut!«

Die Nacht war mild und schön. Die Sterne standen groß und hell am Himmel. Im Baum, im Busch und überall im Grase geisterten blau leuchtende Glühwürmchen. Von fernher grunzten die Flusspferde, und von überall kamen die verworrenen Stimmen der tropischen Nacht. –

- 
1. ländliches Einfamilienhaus <<<
  2. durch die Lorgnette betrachten; scharf mustern <<<
  3. Ah, unsere tiefen, kühlen Veranden  
Das Leuchten der glitzernden See,  
Die Nacht, die Palmen im Mondschein  
Und die Feuerfliege im Rohr! <<<
  4. Trinkgeld <<<
  5. amerikanischer Finanzpolitiker, Dawes-Plan!  
<<<
  6. pflaumenähnliche Frucht <<<

## 10|Von Schwarzen, Ganz »Schwarzen« und anderen Dingen

ANKUNFT IN LIVINGSTONE / IM SPITAL / DAS  
VERKANNT WILDSCHWEIN / SO SIEHT EINE EISENBAHN  
AUS! / NACHT ÜBER RHODESIEN / INTERMEZZO IN  
BULUWAYO / SONDERBARE GESCHICHTEN /  
JOHANNESBURG / SPORT IN DER EISENBAHN / DIE  
»GANZ SCHWARZEN« / ENDLICH IN KAPSTADT / DAS  
»WIRTSCHAUS DER SEE« / EINE FINSTERE GEGEND / DIE  
NEUE FLAGGE WIRD GEHEIßT / »ORANJE BOVEN!« /  
EINE GALERIE VON BURENGENERALEN / REVOLTE AUF  
DEM PARADEPLATZ / AUF NACH AUSTRALIEN!

Livingstone heißt zu Ehren des großen Forschers die Stadt, die unweit der Sambesifälle das Ausfalltor bildet, von dem aus die europäische Zivilisation oder auch das, was heutzutage unter dieser Marke geht, ihre Fangarme nach der Wildnis am oberen Sambesi ausstreckt. Sie ist bereits eine berühmte Stadt, deren Namen einen Klang hat in der Welt, in der man sich langweilt. Ganze Menagerien von reisenden Amerikanern ergießen sich alljährlich in ihre Gassen und auteln hinauf zu den Fällen, die sie *very nice*<sup>1</sup> und *awfully interesting* finden; und dann rasen sie gleich wieder weiter nach anderen Zonen und anderen Wundern, die man geschaut haben muss um der allgemeinen Bildung willen. An der Stadt Livingstone selbst und ihren 4000 Einwoh-

nern ist freilich nur wenig hängen geblieben von dem Segen. Die typische englisch koloniale Wellblechstadt mit vielen Wirtshäusern, vielen Automobilgaragen, mit großen Firmenschildern, kleinen Kaufläden und einem unglaublich frechen Niggerpack, das in billiger europäischer Konfektion so aufgeblasen wie nur möglich in den breiten, ungepflasterten Straßen herumlungert.

Aber so armselig der Ort auch ist, so wirkte er immer noch zu elegant und ordnungsliebend als Umrahmung zu dem Bilde des wilden Waldläufers, der da hungrig und abgerissen, mit bleichem Gesicht und fieberglänzenden Augen durch die Gassen schlich. Diesem polizeiwidrigen Individuum, das natürlich niemand anders war als ich selbst, war so unerfreulich zumute, wie das bei einem menschlichen Wesen nur immer der Fall sein kann. Bisher war es die Erwartung gewesen, die die gesunkenen Lebensgeister immer wieder beflügelte, aber nun, da man am Ziele war –

Ja, was nun? Livingstone war schließlich ein Ort wie alle anderen. – Wie lang hier die Wege waren! Mitten auf der Straße stand ich still. Das Blut hämmerte unerträglich im Kopfe. Livingstone drehte sich im Kreise. Ich musste mich irgendwo festhalten, wenn ich nicht hinfallen und einen Auflauf verursachen wollte wie eine ohnmächtige alte Mamsell.<sup>2</sup> Auf der Polizeistation empfing mich der Beamte nicht unfreundlich.

Was ich wolle?

Wer das gleich sagen könnte! Also, der Polizeioffizier in Mungo – »In Mungo?« –

»Ja, in Mungo. Der General, der Gouverneur in Mungo –« Weiter kam ich nicht in meiner Rede, denn plötzlich drehte sich die Polizeistube im Kreise wie vorher die Stadt Livingstone. Der Polizeichef selber kam herein und betrachtete mich von oben herunter.

»Sieht ein bisschen verboten aus«, meinte er. »Das tun wir alle, wenn wir aus dem Busch kommen.«

Er telefonierte nach dem Spital.

Und nun soll ich die Geschichte noch einmal erzählen, die ich schon so oft erzählt habe, die wilde, verworrene Geschichte von schlimmen Krankheiten und noch schlimmeren Spitälern? Wenn man in bürgerlichen, gesitteten Verhältnissen in Tropenländern lebt, so steht einem bei allem Komfort und allen hygienischen Vorsichtsmaßnahmen doch immer die Krankheit hinter dem Stuhle wie ein Gespenst. Bei dem, der dort als wandernder Abenteurer Glück und Schicksal herausfordert, ist sie etwas, das sich am Rande versteckt, eine Selbstverständlichkeit, die dazu gehört wie ein Sumpf, ein Tropengewitter, die Moskitos selbst; ein Ding, vor dem man sich duckt, solange es dauert, und es nachher abschüttelt. Und doch – und doch –

»Da hinauf?« hatte mir einer gesagt, als er hörte, wohin man mich brachte. »Nicht für tausend Dollars!« Später konnte ich ihm das nachfühlen, denn mit einer einzigen Ausnahme – und die war danach –

war dieses Spital das schlimmste, in dem ich je gelegen habe. Es war ein großer Raum mit vielen Kranken und wenigen Krankenschwestern, die sich um alles kümmerten, nur nicht um ihre Patienten. Das Schicksal wollte es, dass neben mir einer lag, der aus dem Schiffbruch des Lebens nichts herüber gerettet hatte ins Spital als einen rostigen Phonografen mit einer einzigen Platte, die von morgens bis abends »Valencia« krächzte. Hätte ich Geld gehabt, ich hätte ihm das Ding abgekauft, rationalisiert und stillgelegt. Aber da lag ich ohne einen Penny, ärmer als der Ärmste in Rhodesien. Drei Pfund waren mir noch übriggeblieben bei meiner Abreise von Mungo, aber aus irgendeinem Gedankengange, dem nur Bürokraten zu folgen vermögen, hatte mir die dortige Polizei diesen notwendigen Reisepfennig beschlagnahmt mit der Maßgabe, dass ich ihn in Livingstone wiederbekommen sollte. Aber wann? Es war wohl am besten, wenn ich nicht darüber nachdachte. Nur liegen und nichts denken und auf das Summen und Hämmern des Fiebers lauschen und auf den Lärm der Tropengewitter, wenn draußen der Regen auf den fleischigen Blättern trommelte. Der Mann mit dem Phonografen war übrigens ein unterhaltsamer Bursche, wenn er – was selten genug vorkam – einmal eine lichte Stunde hatte. Dann pflegte er mir zu erzählen, wie er zu Schaden und ins Spital gekommen war, und dann entspann sich eine Unterhaltung, die sich folgendermaßen abwickelte:

Er: »Haben Sie schon einmal ein Wildschwein ge-

sehen?«

Ich: »Ja.«

»Aber so ein richtiges afrikanisches?«

»Das noch nicht.«

»Dann können Sie von Glück reden. Ich bin einem begegnet, und das genügt mir.«

»Das muss Ihnen wohl sehr zugesetzt haben?«

»Ein wenig schon, denn es war ein merkwürdiger Fall, ein ganz verdammt merkwürdiger Fall, wenn man's richtig betrachtet. Ich fahre mit meinem Fahrrad von der Kupfermine zum Kamp, wie ich das schon tausendmal getan hatte. Diesmal aber war's dunkle Nacht, und meine Laterne hatte ich auch zu Hause gelassen. Da höre ich etwas rascheln im Busch, dann schnaubt es hinter mir her wie ein fünfzigpferdiger Motor. Ich fahre so schnell wie ich kann, aber das Schnauben kommt näher. – Well, ich bin nicht gerade ein ängstlicher Mann, ein schlechter Radfahrer bin ich auch nicht, aber aufs Sechstagerennen bin ich nicht trainiert, und gerade vor dem Kamp holte es mich ein und reißt mich vom Rad – rede einer von Gestank!«

Hier pflegte er eine Pause zu machen.

»Wie es dann weiterging? Woher soll ich das wissen? Das nächste, was ich sah, war der Doktor in Livingstone. Und Jim, der Vormann, sagte, es sei gar kein Wildschwein, sondern Mister Collins Kuh gewesen.«

Dann wendete er sich zur anderen Seite und drehte an dem Apparat, der es wieder hinausschmettete, als müsste er etwas nachholen: »Valen-

cia!«

Das waren so Geschichten. Sie erinnerten mich daran, dass ich schon lange keine mehr geschrieben hatte, dass ich meinem Gewerbe untreu geworden war und die schöne Zeit versäumte im Spital. Denn wer konnte wissen, wann ich wieder einmal solange an einem Platze weilen und soviel Zeit im Überfluss haben würde wie hier? Aber Feder, Tinte und Papier waren teure Artikel, und woher nehmen und nicht stehlen, da ich doch keinen Penny in der Tasche hatte? Aber das Bedürfnis findet stets Wege und Umwege. Einen Bleistift borgte ich von der Krankenschwester, und das Papier stiftete ein sympathisierender Mitpatient. So schrieb ich mit kritzelnden, unsicheren Händen stundenlang von alledem, was mir in den letzten Wochen über den Weg gelaufen war in Busch und Urwald. Ich schrieb und schrieb, bis auf einmal sich alles wieder im Kopfe drehte, und dann hatte das Papier wieder Ruhe für einen oder zwei Tage. Aber fortgeschickt wurde vorerst keiner von den Briefen, denn das kostete bares Geld, und da hört die Wohltätigkeit gewöhnlich auf.

Zugvögel der Zeitung, Landsknechte der Feder – wie viele, die solche Artikel mit all ihren Flüchtigkeiten zu Hause am Frühstückstisch lesen – ja, wie viele von diesen wissen, in welcher Hast, unter welchen unmöglichen Umständen so etwas oft zusammengekritzelt wird, zusammengekritzelt werden muss in den verlorensten Weltwinkeln!

Aber nicht ein weiteres Wort will ich erzählen von Livingstone und seinem Krankenhaus. Eines Ta-



ges erschien ein Polizeibeamter und brachte das konfiszierte Geld aus Mungo und noch etwas mehr dazu. Es war ein Lösegeld aus dem Spital. Aber draußen war die goldene Freiheit nicht annähernd so schön, wie ich sie mir ausgemalt hatte in den langen, langen Tagen und Nächten im Dämmerdunkel des Krankenhauses. Das grelle Sonnenlicht auf der Straße überfiel mich wie ein wildes Tier. Ein wenig schwindelte mir im Kopfe. Ein wenig unsicher war ich auf den Beinen, denn die Krankheit war mir zuletzt in die Knie geschossen. Nur ganz langsam hinkte ich weiter bis zum Bahnhof, den ich lange und andächtig betrachtete. – Also so sah eine Eisenbahn aus! Fast hatte ich das vergessen über der langen Reise in der Wildnis. Ich verstaute meine Sachen und richtete mich häuslich ein mit dem Gefühl der Befriedigung. – Das wäre also geschafft. Nun fängt ein anderes Leben an. –

Südafrikanische Eisenbahnen – ich hatte ja früher schon ihre nähere Bekanntschaft zu meinem Schaden gemacht – sind im Allgemeinen nicht das letzte Wort an Komfort. Sie sind in der ein Meter breiten Spur angelegt, in der sogenannten »Kapsspurer«, die vor einem halben Jahrhundert, als man noch nicht an große Überlandlinien im dunklen Kontinente dachte, den Ingenieuren als das Richtige erschienen war, die aber heute zu einer Plage geworden ist. Immer schneller sollen die Züge laufen, immer breiter die Wagen werden, aber die Spurweite bleibt unverrückbar dieselbe. So geht aller Fortschritt auf Kosten des Magens der Passagiere, die

schon sehr fest gebaut sein müssen, um nicht der Seekrankheit zum Opfer zu fallen. –

Und nun erst einer mit soundso viel Grad Fieber.

–

Aber Fieber oder nicht. – Es gibt Dinge, an denen man nicht vorübergehen darf. War es nicht eine Schande gewesen, dass ich hier schon drei Wochen lang dicht bei den großen Fällen wohnte, ohne je einen Gedanken für sie, geschweige denn ein Verlangen nach ihrem Anblick zu haben? Nun kam der Berg einmal wirklich zu Mohammed. Nun bekam man sie zu sehen, ob man wollte oder nicht. Und man bekam sie zu hören, lange ehe man sie zu Gesicht bekam. Weithin war die Luft erfüllt mit dumpfem Brausen. Weiße Dampfwolken stiegen in den dunkelblauen Himmel. Und endlich kam das Auge auf seine Kosten. Ganz unvermittelt hielt der Zug auf einer Brücke, die so hoch wie der Wasserfall und in der Tat die höchste der Erde ist. Tief, tief unten schäumt der Sambesi. Ringsum ist alles brüllender Donner und Aufruhr der Elemente. Gerade voraus sieht man zwischen Palmen, zwischen schwarzen Felsen, die starr wie Festungen stehen – was sieht man da eigentlich? Mosivatunja, den donnernenden Rauch, nennt der Eingeborene diese Fälle. Man könnte in der Tat keinen besseren Namen finden, denn viel mehr ist wahrlich nicht zu bemerken: nur Donner, nur Rauch, nur Höllenspuk und wilder Hexensabbat der entfesselten Natur. Langsam setzte sich der Zug wieder in Bewegung, und während er nun weiterfuhr, da konnte ich nicht umhin, zu den-

ken, wie schön es trotz allem ist – das Wandern!

Ein Amerikaner, der mir gegenüber saß, stopfte mit saurer Miene seine Pfeife.

»Well«, meinte er, »da muss ich dann doch schon sagen: So ein Geschrei zu machen wegen diesem mühsam herausgequetschten Tropfen! Bei uns der Ni-a-gara –.«

Nach dem Überschreiten des Sambesi durchzieht die Bahn das Gebiet der nunmehrigen autonomen Kolonie Rhodesia, die, nachdem hinten im Kapland und Transvaal die Buren am Regimente sind, zum letzten Zufluchtsort des englischen Jingo<sup>3</sup> in Südafrika geworden ist. Allenthalben im Mutterland und in anderen Teilen des weiten britischen Weltreiches wird zur Zeit gewaltig die Werbetrommel gerührt für dieses neue Wunderland, das in seiner wilden Unberührtheit einen tiefen Eindruck selbst auf den macht, der es flüchtig vom Eisenbahnwagen aus beschaut. Man kommt durch weite Ebenen, auf denen wunderliche Affenbrotbäume stehen, vorbei an Sümpfen, aus denen groteske Termitenbauten herausragen, und wiederum keucht die Lokomotive durch romantische Bergländer mit unübersehbaren Wäldern, die heimatlich anmuten in ihrem rotbraunen Herbstkleide. Und wieder kommt die Nacht, die weiße, helle, sternklare afrikanische Nacht, die man erlebt haben muss, um ihren Zauber zu spüren.

Bei Tagesanbruch erreichten wir die Hauptstadt Buluwayo. Buluwayo – der Name klingt exotisch, wie der Inbegriff alles Afrikanischen. Vor dreißig

Jahren stand hier noch Labengulas Kral,<sup>4</sup> die ersten wilden Abenteurer fristeten ihr Leben mit dem, was ihre Büchse einbrachte, und wenn einer nach dem Matabeleland ging, wie es damals hieß, so brachte er vorher seine weltlichen Güter in Ordnung und machte sich auf den Weg, mit der ganzen Gloriele eines Afrikaforschers. Heute ist Buluwayo ein Klein-Paris, eine Filiale von Johannesburg mit allem Zubehör. Vor dem Bahnhofsgebäude, das etwas abseits von der Stadt liegt, stehen schwarze Kulis mit ihren Rikschas,<sup>5</sup> ganz wie irgendwo im Orient, und da der Zug zehn Stunden Aufenthalt hat, ist dafür gesorgt, dass man nicht unbesehen an Buluwayo vorbeikommt.

Wenn ich heute an Buluwayo zurückdenke, so scheint es mir einer der kältesten Plätze, die ich je gesehen habe. So lang waren die Straßen! So eiskalt der Wind! Eben konnte ich mich noch in eine Teestube retten, wo plötzlich ein Herr vor mir stand, der mir ein Glas Cognac unter die Nase hielt. Um ihn standen mehrere andere und machten ihre Bemerkungen.

»Der hat das Fieber,« meinte einer.

»Er kommt aus dem Busch,« orakelte ein anderer.

»Das wird er wohl,« antwortete der Mensch mit dem Glas. »Einen aus Regentstreet könnte man hier wohl kaum vermuten.«

Nach einer Weile fragten sie mich nach dem Woher und Wohin, aber da die Auskunft ziemlich kraus

ausfiel, gaben sie die Bemühungen auf, und einer der Herren brachte mich mit dem Auto wieder nach dem Bahnhof. –

Wenn es je einem Menschen geграust hatte vor einer Eisenbahnfahrt, so mir vor der nach Johannesburg. Aber es ging, wie es meistens geht bei Dingen, deren Schrecken man gewissermaßen schon vordiskontiert hat. Trotz allem Elend war es eine unterhaltsame Reise.

Wenn einer von Buluwayo südwärts fährt, so bringt er meist einen gerüttelt vollen Sack von Erfahrungen mit, und wo wäre er mehr geneigt, sie an den Mann zu bringen, als in der Enge eines Eisenbahnwagens, wo man ohnehin nichts zu tun hat, als seinen Mitmenschen anzusehen durch lange Tage und Nächte, während draußen das Grau der Steppe in ewigem Einerlei vorüberzieht. Da war zunächst ein enttäuschtes Grünhorn von einigen zwanzig Lenzen, das vor wenig mehr als sechs Monaten auf derselben Bahnlinie, vielleicht im selben Wagen mit tausend Segeln hinaufgezogen war ins gelobte Land und nun mit saurer Miene wieder zurückkehrte, »*a sorrier, but a wiser man*,«<sup>6</sup> wie die Engländer sagen.

Ja, Rhodesien! Die Pest hole das Affenland! Drüben in England, da habe man ihm die Zunge lang gemacht mit dem großen Land und der vielen Sonne und was sonst so in den schönen Prospekten stand. – Kann man etwa von der Sonne leben? Oder vom Land, wenn nichts darauf ist?

»Und haben Sie es nicht mit Farmen probiert?«

fragte einer. Aber da maulten die anderen noch mehr.

»Von wegen Farm!« fuhr der Sprecher zornig fort. »Tausend Meilen von nirgendwo, sechs Tagesreisen mit dem Ochsenwagen ein Stück Wüste oder bestenfalls ein Busch, an dem sich die Leoparden die Zähne putzen, in dem die Termiten selbst das Wellblech fressen und man Skorpione als Bettgenossen hat. – Heißen Sie das etwa auch eine Farm, Herr?«

Seine lauten und zornigen Worte hatten die Leute aus den anderen Abteilen herbeigelockt, die beifällig murmelten zu der Rede. Ganz so sei es, maulte ein anderer. Ein jeder müsse hier seine Erfahrungen machen und er *mache* sie auch. Glücklicher, der mit sechs Monaten dabei wegkomme. Er selbst habe zwei Jahre in diesem gottverfluchten Affenlande verloren. Im ersten haben ihm die Heuschrecken den Tabak auf der Farm gefressen, im zweiten die Kaufleute, und die seien schlimmer als die Heuschrecken. So sei er neulich nach Buluwayo zurückgekommen, mit nichts als einem leeren Sack auf dem Buckel. Noch morgen, wenn er nach Johannesburg komme, wolle er einen Brief schreiben, aber einen gesalzenen, an den Prinz von Wales ganz persönlich, denn so könne das nicht weitergehen. Hunderte lägen so wie er auf der Straße, ein Objekt für die Heilsarmee in Buluwayo.

»Als ob sie anderswo nicht auf der Straße lägen!« fuhr ihm einer ins Wort, ein dürrer, starkknochiger Mann mit einer Haut wie Leder und einem

unheimlich mageren Gesicht, aus dem ein Paar ganz große, blaue Augen seltsam herausleuchteten, ein Buschmann, wie er im Buche stand. – Er solle einmal sehr vorsichtig sein mit dem, was er sage über das Affenland! Das Land sei schon gut genug, der Fehler liege bei denen, die nicht einmal gut genug wären, um mit Affen umzugehen, und das sei wohl bei den meisten der Fall, die heute übers Wasser kämen. Zu seiner Zeit, vor zwanzig Jahren, da habe es zwar auch schon Grünhörner gegeben. Aber auch Elefanten und richtige Wilde. Die Löwen seien auf den Straßen von Buluwayo spazierengegangen, um dunkle Ecken flogen Kaffernspeere, und die hätten Männer aus den Grünhörnern gemacht, ob sie wollten oder nicht.

Aber heute –

Heute fange das schon an zu heulen, wenn nicht hinter jedem Busch ein Federbett und in jeder Wüste ein Tennisplatz stehe. Das alles komme von der Zivilisation und den vielen Weißen, die jedes Land verderben, auch das beste. Nordrhodesien fange nun auch schon an zu verphilistern, und da möchte man wohl wissen, wohin ein anständiger Abenteurer heute noch flüchten solle.

Ja, wohin? Einer im Wagen war für Uganda, ein anderer für Deutsch-Ostafrika. Ein dritter kam eben aus Njassaland, wo er eine Weile nach Gold und Kupfer prospektiert hatte, und meinte, das wäre der richtige Platz für einen smarten jungen Mann. Ich selbst gab meine Stimme für Angola ab. Da horchten sie auf. Afrikabereist wie sie waren,

war dennoch keiner in Angola gewesen. Denn was sollte einer dort wollen? Dort gab es nur Niggers und Portugiesen. Angola, das war der große, schwarze Fleck, um den man herum ging wie um etwas Unreines. Nun aber, da einer vor ihnen saß, der wirklich dort gewesen war, konnten sie nicht genug davon hören. Von Löwen, Leoparden, Einbaumkanus, von Sümpfen, Salzprozessionen und Negerpotentaten. Krank wie ich war, vergaß ich doch alle Krankheiten über solchen Erinnerungen, denen die anderen lauschten wie große Kinder, die sie auch waren, als echte Abenteurer.

»Ja«, sagte einer, den sie Bill nannten, »das ist noch richtiges Afrika – Angola! Das ist noch ein Land. Das lasse ich mir gefallen! Ein bisschen zu viel war's schon. Das kann man Ihnen ja auf den ersten Blick ansehen. Sie sehen aus wie ein Buschgespenst. Aber eine schöne Reise muss es doch gewesen sein; eine ganz verdammt schöne Reise, wie ich kalkuliere. Und in diesem Winter werde ich auch nach Angola machen.«

Über diesen Gesprächen kam wieder die Nacht, eine schwere, dumpfe, drückende Nacht. Das Heer der Sterne marschierte auf über der Steppe. Sanddünen wechselten ab mit weiten Flächen von großen, knorrigen Dornbuschbäumen, unter denen das hohe, gelbe Gras wie reifes Getreide wogte. Ab und zu sah man irgendwo ein rotes Feuer. Ab und zu hielt der Zug an einer kleinen Station, wo die Windpumpen eintönig in die Nacht hineinklankten und zerlumppte Kaffernkinder mit Melonen und Schakal-



fellen handelten. Von überall her drang der Sand durch die Ritzen und legte sich wie ein Teppich über alle Bänke und alle Menschen und in die Lungen der Menschen. Es war, als ob man wieder durch Südwestafrika fahre.

Aber es war Betschuanaland. Und später Transvaal und Afrika überall, das ewig gleiche Land von Busch und Sonne. Im Morgengrauen aber vermischte sich das Licht des hereinbrechenden Tages mit dem der elektrischen Bogenlampen. Ungeheure Schutthalden standen grau und gespensterhaft in der Ebene, und überall machten Schornsteine und Wellblechbaracken die ganze Gegend zu einer einzigen großen Fabrik. Namen tauchten auf und verschwanden, Namen, die man irgendwo schon gelesen hatte in einem Kurszettel oder in einem Börsenbericht:

»Ferreira Deep. – Cinderella Deep. –«

Das stand da so nüchtern und farblos auf dem weißen Stationsschild vor einer Blechbude von einem Bahnhofsgebäude, als ob nicht Gold in diesen Namen wäre, und Glück und Unglück und Selbstmord und Selbstbetrug und Rausch des Besitzes. Als ob nicht immer wieder Tausende über ihnen fieberten, wenn sie mit zitternden Fingern im Kurszettel suchten.

Und auf einmal fuhren wir zwischen hohen Häusern.

Da waren wir in Johannesburg, der Großstadt von vierzig Jahren. – –

Als ich dort ankam, hatte ich noch zehn Schilling

in der Tasche. Und das ist sehr wenig, zumal in Johannesburg. Dafür hatte ich aber das Fieber. Und ein böses Bein und einen Kopf voll düsterer Gedanken, mit denen ich in dem Straßenlärm noch einsamer umherging als in der wildesten Wildnis des Barotselandes.

Und nun soll ich die Geschichte noch einmal erzählen, die alte Geschichte von der großen Stadt und dem kleinen Schicksal, das lustlos durch die Gassen schleicht, vom Fieber in Johannesburg und einem Spital in Pretoria. – Wen interessierte es?

So mache ich einen großen Strich durch diese Geschichten und nehme den Faden der Erzählung wieder auf in der Eisenbahn zehn Meilen von Kapstadt. –

Achtundvierzig Stunden waren wir schon unterwegs gewesen von Pretoria, und da war keine unter diesen, die nicht Fahrgäste und Zugpersonal gleichermaßen in heller Aufregung gesehen hätte. Denn große Ereignisse warfen ihre Schatten voraus: die »All Blacks«, die »Ganz Schwarzen«, hatten sich zum Feldzug nach Südafrika gerüstet.

Das Vaterland war in Gefahr. Es galt, sich zum Kampf zu rüsten. Seit Wochen schrieben die Zeitungen von nichts anderem. Seit Tagen schrie es der Rundfunk in alle Welt.

»Die »Ganz Schwarzen« kommen!«

Zwischen Pretoria und Johannesburg stieg die Begeisterung wie das Thermometer dortzulande. Wenn Südafrikaner begeistert sind, so wetten sie, und demgemäß hatte sich jeder schon nach allen

Richtungen engagiert, als in Johannesburg ein Herr zustieg, der vermöge seiner Sachkenntnis sogleich das Gespräch an sich riss.

Ja, das könne man heute schon mathematisch voraussagen, wie das kommen würde! Er habe die letzten sechs Wochen nur zu diesem Studium verwendet und eine eingehende Analyse gemacht. Jim McGregor von den »Ganz Schwarzen« sei heute in großer Form. Tom Bowers dürfte wohl ein Tormann sein, dem Bill von den »Springböcken« nicht gewachsen wäre. »Wieso?« riefen die anderen entrüstet.

»Wieso? Weil er es eben nicht ist! Und Ben kann sich nicht sehen lassen in der Fußarbeit neben Nat-«

»Aber im Kopfschuss kann ihn doch kein Mensch in der Welt überbieten,« sagten mehrere wie aus einem Munde.

»Das wird sich erst noch herausstellen«, fuhr der alte Herr zornig fort, »und Charley ist auch ein schwarzes Pferd und überhaupt will mir scheinen, dass man sich unsererseits doch nicht ganz des furchtbaren Ernstes der Lage bewusst ist.«

Da waren nun wieder die anderen ganz anderer Ansicht, und so wurden in heftiger Gegenrede die Chancen abgewogen und in runden Summen gegeneinandergesetzt, während der Zug immer weiter raste über das sonnige Veldt von Transvaal, durch die Buschsteppen des Griqualandes und durch Nacht und Sterne über der Karu. Während draußen Namen aufleuchteten, die wie Diamanten funkelten.

Kimberley, Lichtenburg ...

Namen von Flüssen und Kopjes, die die halbverwischten Erinnerungen an die romantischen Zeiten des Burenkriegs weckten. Aber Nacht und Tag und Sonne und Sterne unterbrachen nicht das langatmige Argument, bis sie alles ausgeschöpft hatten bis zu den entferntesten Imponderabilien: die Anstrengungen einer langen Reise, der Einfluss einer fremden Umgebung auf die Stoßkraft eines jungen Mannes und inwiefern die eventuellen Nachwirkungen der Seekrankheit als Bundesgenossen für Südafrika in Rechnung zu stellen seien. Der dicke Herr meinte, es sei ein Ereignis, von dem man Kindern und Kindeskindern erzählen könnte, von dem man Epochen datiere in Südafrika, so eines wie Anno 1905, wo er auch schon dabei gewesen sei. – Ja, und er habe durch Protektion sogar eine Empfehlungskarte bekommen vom Kapitän in Pretoria. Sein Auto sei schon voraus gefahren nach Kapstadt, damit werde er dann den »Ganz Schwarzen« nachreisen auf ihrer Tournee bis nach Buluwayo und endlich, nach dem er das gesehen, beruhigt in die Grube fahren.

So redete er weiter, und die anderen starrten ihn an mit unverhohlenem Neid. Er war ein Mann, der schon stark an der schattigen Seite der Fünfzig lebte, er war dick und unbeholfen, ein schwitzendes Ungetüm mit einer Glatze, die wie eine polierte Stahlplatte funkelte. Ich staunte ihn an, ihn und sein ebenso infantiles Publikum, und ich sagte mir: »Herr, führe mich zurück ins Barotseland!«

Während sie noch so redeten, fuhren wir durch ein enges Tal, in dem Weinberge und herbstlich entblätterte Obstgärten standen. In der Ferne stand ein Berg mit einer Nebelkappe. Blau schimmerte irgendwo das Meer. Nun zogen die Bremsen an.

Da waren wir in Kapstadt. –

Kapstadt ist ein Ort, vor dem man den Hut sehr tief abnehmen muss. Von allen Städten, die ich kenne, ist Kapstadt vielleicht nicht die schönste, aber die eigenartigste in ihrer seltsamen Lage, die einem den Eindruck vermittelt, als ob sie vom Berge heruntergerutscht und halbwegs hängengeblieben wäre in einer Umrahmung von leuchtenden Gärten, umrauscht von süßen Winden, die frisch wie das Leben aus dem Meere aufsteigen, das von überall die weiße Brandung gegen die Felsenküsten wirft. Das »Wirtshaus der See« hat man schon vor Jahrhunderten diese Stadt genannt, und das ist ein sehr gut gewählter Name. Jahrhundertlang war »das Kap« dem Seemann niemals Selbstzweck, sondern immer nur Mittel zum Zweck gewesen, eine Etappe, eine Atempause, ein Markstein am Wege für die Ostindienfahrer, eine Hafenkneipe auf der Reise nach Batavia, in der lärmende Matrosen ihre schwer erworbenen Gulden vertaten. Deutsche, Holländer, Engländer, Franzosen, Malaien, Neger aus Sankt Helena haben sich hier fröhlich und gefährlich gemischt und ihre Sünden erbten sich fort und sind gewachsen wie die Wüste bis zum heutigen Tage. Das alles haust in der Vorstadt, die unter dem Namen »Distrikt Sechs« einen wenig beneidenswerten Weltruf

erlangt hat. Es ist das Kapstadt, das nicht in den Fremdenführern steht, die Unterwelt, in der alles erlaubt ist, der Ort eines unheimlichen Kinderreichtums, die grauen Gassen, durch die die Armut mit zerrissenen Schuhen übel schlechtes Pflaster geht und das Elend eng zusammengehuuddelt in schmutzigen Häusern haust. Wir gehen durch die Vorstadtstraßen, in denen die Häuser groß und grau in den Nachtschatten stehen und zerlumpfte Kinder auf den Haustreppen sitzen. Billig, billig! schreit es aus allen Schaufenstern. Billig und schlecht ist die Aufmachung des Menschengewimmels, das da so dicht wie nirgendwo sonst in der Stadt im unsicheren Lichte der Laternen flutet. Ein paar mehr oder weniger verkommene Gestalten europäischer Abkunft – weiße Kaffern nennt man sie hierzulande – lungern vor billigen Speisehäusern. Aber im übrigen ist alles schwarz und braun und gelb, und was es sonst noch so an Farbennuancen auf menschlichen Gesichtern geben kann. Weiter geht man durch die Straße, zwischen Hausschildern, die sich lesen wie ein Märchen aus Tausendundeiner Nacht oder doch wie Reklamebilder einer Zigarettfabrik.

»Ali Mohammed, Arabisches Kaffeehaus« steht über einer Haustür, vor der sich eine Schar Gassenbuben balgt, von der Sorte, die nachts um zwölf noch den »Star« in den Gassen ausschreit und in den kalten, nebligen Morgenstunden ihre Bleibe in den Türnischen, den Bänken und auf den Treppen der Kathedrale findet.

Was ist es nur um diese gottverlassene Gegend?

Auf dem großen, kahlen Paradeplatz, zu Füßen des altertümlichen Forts macht sich das Menschengezieher am breitesten, dort wo man zwanzig Bananen für einen Sixpence und eine Tüte Erdnüsse für einen Penny bekommen kann, in den Läden der Straßenhändler, vor denen im wilden Fackellicht über den schwarzen Gesichtern die roten Feze aufleuchten. Schwer ist es zu sagen, wo das Schwarz aufhört und das Weiß anfängt in dieser Masse, in der die Sünden der Väter sich heimsuchen seit Vasco da Gamas Zeiten. Kaffeebraune Gesichter gibt es hier, mit wunderschönen, mandelförmigen Augen, die einen vorwurfsvoll anschauen, wandelnde Vogelscheuchen neben farbigen Gentlemen mit fabelhaften Charlestonhosen<sup>7</sup> und Krawatten von bunter Schönheit.

Das alles gibt es auf dem Paradeplatz. Schwarz, Gelb und Braun. Neger, Malaien, polnische Juden, eng verbunden durch den dicken Saft ihres gärenden Bolschewistenblutes. Verlumpt und abgerissen hockt es um die Stufen eines stolzen Denkmals, auf dessen Sockel es weithin sichtbar geschrieben steht: »*Never a king had more loyal subjects.*« »Nie hatte ein König loyalere Untertanen!«

Denn der Stein ist geduldig.

Und es steckt Lüge auch in dem Geschwätz, das auf den Denkmälern steht.

Doch ich will nicht zum hunderttausendsten Male eine Schilderung von Kapstadt geben. –

Wenn ich bisher gedacht hatte, ich wäre der

»Ganz Schwarzen« losgeworden mit dem Zuge, so wurde ich gleich eines anderen belehrt. Schon in der Bahnhofshalle überfielen uns die Zeitungsjungen.

»All Blacks!«

Auf der Straße schrie es aus allen Schaufenstern. Die Menschen, die einem begegneten, sprachen von nichts anderem.

»All Blacks!«

Vor einem Gebäude stand die Menge in einer langen Reihe. Halb schlafend lehnten sie gegen die Wand. Andere hatten sich Stühle herbeigeschafft und dösten geduldig auf dem Sitze. – »Die warten hier schon zwei Tage lang, ohne die Nächte«, sagte einer.

»Auf was denn?« fragte ich verwundert.

»Auf Eintrittskarten zu den ›Ganz Schwarzen‹ natürlich.«

Am anderen Tage standen alle Räder still. Was irgend gehen und stehen und das Eintrittsgeld bezahlen konnte, das hatte sich draußen auf dem Spielplatz versammelt und die übrigen standen atemlos auf den Straßen, wo mächtige Lautsprecher den Fortgang des Spieles verkündeten.

Unbeschränkte Infantilitis<sup>8</sup> des zwanzigsten Jahrhunderts! Und doch – es war wirklich so, wie jener Herr im Zuge sagte: Es waren Tage, von denen aus man Weltgeschichte datieren würde in Südafrika. Wenn ich je ein Stück Geschichte miterlebt habe, so war es dort in Kapstadt. Noch mitten in dem Ganz--



Schwarzen-Rummel warf er seine Schatten voraus, der große Tag, der nichts weniger als das Ende des Begriffes »Britisch-Südafrika« bedeuten sollte, der Tag, an dem die alte holländische Oranjeflagge, die einst Van Riebeeck hier zuerst geheißt hatte, von neuem aufleben sollte als Wahrzeichen von Südafrika, während der britische Union Jack nach dem Willen der neuen Machthaber von der nationalistischen Burenpartei auf immer niedergeholt wurde von den öffentlichen Gebäuden.

Historische Tage haben wohl zumeist ursprünglich nicht den Schimmer der Romantik gehabt, den die Inbrunst so vieler nachfolgender Jahrestage darum zu weben vermochte. So wird man ganz gewiss auch in kommenden Jahrzehnten den 31. Mai 1928 als einen Tag der Begeisterung in Kapstadt nacherleben, obgleich man am Tage selbst nicht viel davon merkte.

Und doch war es ein schöner Tag von der Sorte, wie selbst in Kapstadt nicht ein Dutzend auf ein Jahr gehen, und das will viel heißen. Ganz klar, in Sonne gebadet, mit einem tiefblauen Rivierahimmel – nein, mehr als das: mit einem kapländischen Himmel, den man erlebt haben muss, um ihn zu würdigen. Aber die Stadt, die noch eben gebebt hatte über den »Ganz Schwarzen«, lag dumpf und gleichgültig da. Kaum irgendwo sah man eine Fahne an den Privatgebäuden. Nirgendwo regte sich so etwas, was man auch nur als offizielle Begeisterung hätte ansprechen können. Und doch fühlte man den entscheidungsvollen Tag unter der dumpfen Maske

der Gleichgültigkeit. Auf dem weiten Platz vor dem Parlamentsgebäude hatte sich eine ungeheure Menschenmenge, angesammelt; eine verbissene, mürrische, maulende Menge, die alles andere als begeistert war. Auf der Rampe des Parlaments hatte sich ein Kongress von Burengeneralen versammelt. Alle Augenblicke glaubte man den alten Oom Paul auftauchen zu sehen. Aber siehe, es war der britische Gouverneur, der angefahren kam in einer fabelhaften Uniform.

»Die hat er auch nicht für zehn Pfund auf Abzahlung gekauft«, maulte einer aus dem Publikum.

»Südafrika hat jedenfalls nichts dazu bezahlt«, wies ihn ein anderer zurecht, »das kommt direkt aus der Tasche Seiner Majestät, des Königs.«

»Und, warum, Herr, bleibt er dann nicht dort, wenn er so viel verdient?« unterbrach ihn hitzig der erste Sprecher.

Um ein Haar wäre es schon hier zu einem Handgemenge gekommen, wenn nicht ein rechtzeitig auftauchender Schutzmann mit einem Gummiknüppel diese *vox populi*<sup>9</sup> zum Schweigen gebracht hätte. In- des lief droben die Vorstellung programmäßig ab. Der Premierminister General Hertzog, ein Typ wie ein deutscher Professor, hielt eine Rede auf Holländisch, dann kam die Reihe an General Smuts, den Deutschenfresser, eine spitzbärtige Mephistogestalt, die auch nicht nach einem General, geschweige denn einem Burengeneral ausschaute. – Kurzum, man sah viel Weltgeschichte auf einmal.

Aber plötzlich donnerten in der Ferne die Kanonen. Die neue Oranjeflagge rauschte auf und flatterte in der Brise, die vom Tafelberg wehte.

Da pfffen die Engländer.

Gleich darauf sah man über einem anderen Flügel des Gebäudes den Union Jack.

Nun pfffen die Buren.

So verlief das große Ereignis inmitten kleiner Begeisterung. Aber es hatte ein kleines Nachspiel. In den Nachmittagsstunden sammelte sich eine von Minute zu Minute anwachsende Menschenmenge auf dem großen Platze vor der Festung, denn wenn es an diesem Tage etwas zu sehen geben sollte, so war es dort. Schon wochenlang hatten die großen englischen Zeitungen gedroht, gebeten und selbst das Gespenst der Revolution heraufbeschworen, falls es dort nicht nach ihren Wünschen gehen solle. – Hundertdreißig Jahre lang habe der Union Jack dort oben geweht als Herr über Südafrika. Man wage es, ihn niederzuholen, und man würde was erleben.

Engländer sind Menschen, die nicht das Innere ihrer Seele auf dem Markte auszubreiten pflegen. Es kann einer ein ganzes Leben lang unter ihnen gelebt haben, ohne solchen Vorgang zu erleben. Ich selbst habe das nur einmal beobachtet und das war an jenem letzten Maitag, als über den Wällen der Festung zum ersten Mal die neue Flagge sichtbar wurde. – Das waren keine Engländer mehr. Das waren Italiener, Portugiesen, die hier tobten. Von Minute zu Minute wuchs die Erregung. Vornehme La-

dies – und das will schon etwas heißen – vergaßen all ihre Würde und fielen jedem um den Hals, der eine britische Flagge im Knopfloch trug. Autos, die über und über bedeckt waren mit Union Jacks, vermochten sich kaum einen Weg zu bahnen durch den Aufruhr.

Immer wilder wurde die Szene, bis auf einmal etwas geschah, was eigentlich nicht auf dem Programm stand. Der »Sechste Distrikt«, die Unterwelt der Farbigen, meldete die Teilnahme an als ungebetener Gast. Erst kamen sie in einzelnen Trupps, dann in Scharen, dann wie eine schwarze Lawine, wie eine verderbenbringende Sturmflut, die aus den Außenbezirken hereinströmte. Neger, Mulatten, Malaien und sonstiges Mischvolk. Schreiend und johlend wälzte der Mob sich nach der inneren Stadt, überflutete die Kette der Schutzleute, die hilflos dastanden mit ihren Gummiknüppeln.

An einer Straßenecke staut sich die Menge. Rot leuchten die Feze im wilden Fackellicht, das neben einer primitiven Rednertribüne brennt. An die Hauswand gelehnt steht eine schwarz-rot-gelb-grüne Fahne und daneben ein riesengroßes, grünes Plakat, auf dem in mächtigen Lettern zu lesen steht:

»Afrika den Afrikanern!

Afrikanischer Kongress.

Rache für den Mord der Bondelzwarts!«<sup>10</sup>

Ein Redner ist eben dabei, einer andächtigen Menge dies alles noch mehr zu verdeutlichen, und während er seine Weisheit austreut, drängen sich

immer größere Mengen um das Rednerpult. Denn dieses ist ein Erlebnis, ein Ereignis in dieser Unterwelt.

Kadalie spricht ...

Clements Kadalie, der Organisator der J.C.U., der farbigen Arbeiterunion. Er ist ein stattlicher Bursche, ganz der Typ eines farbigen Gentleman, mit roter Krawatte und schwarzem Gesicht, in dem die weißen Zähne funkeln. Er spricht schnell und hastig, in einem tadellosen Englisch, das der neben ihm stehende Dolmetscher anscheinend nur mühsam in eine guttural klingende Eingeborenensprache übersetzt. Und was er sagt, hat Hand und Fuß, wenn man es vom Standpunkt des Kaffern betrachtet.

»Die Erde, mit allen ihren Früchten, meine Freunde, gehört nicht dem König von England, nicht dem General Hertzog, nicht dem Prinzen von Wales und nicht dem Herrn Thielmann Roos, sondern Gott! Merkt euch das und schließt euch uns an, die wir schon dabei sind, es zu merken. Organisiert euch, bewaffnet euch, und wenn die Stunde kommt, will ich der Feldherr sein!«

Die Musik fällt ein bei dem Wort, und nun hören wir, nachdem wir oben die Fahne gesehen, nun auch die neue afrikanische Nationalhymne, deren Melodie uns bekannt vorkommt. Ah, es ist unser liebes, altes »O Tannenbaum!«

Andächtig fällt die Menge ein. Nun spricht der Redner wieder. Nun rauscht der Beifall auf aus der grauen Menge. Nun wieder eine wilde Musik. Das und die seltsame Umgebung und die Nacht im wil-

den Fackellicht geben wirklich ein faszinierendes Bild. Es ist gut gespieltes Theater, berechnet auf die Fantasie des Schwarzen und aufgeführt im wilden Jazzrhythmus der afrikanischen Natur.

Erwachendes Afrika? Rührt sich die schwarze Bestie?

Man weiß bei diesem Volke nie, wo die Wirklichkeit anfängt und das Theater aufhört.

Weiß man es auch bei den anderen, den Weißen? Sind sie nicht geneigt, alle schwarzen Gefahren zu vergessen über einer Tournee der »Ganz Schwarzen« aus Neuseeland?

Oder doch nicht?

Ich fing an darüber nachzudenken, während ich zum Kai hinüberging, wo der Dampfer bereitlag zur Fahrt nach einem anderen Erdteil.

Ja, sagte ich mir, da hast du wieder einmal Glück gehabt! Hast Weltgeschichte miterlebt und eine Flaggenheißung und eine halbe Revolution. Aber auch ein Fußballspiel und einen Lautsprecher und die »Ganz Schwarzen«.

Und das ist tausendmal wichtiger in diesem Jahrhundert des Kindes. –

- 
1. sehr hübsch, schrecklich interessant <<<
  2. Berufsbezeichnung; meist Hausgehilfin <<<
  3. ein die Vaterlandsliebe übertreibender Heißsporn, Hurrapatriot <<<
  4. Kraal oder Kral, Siedlungsform in Afrika <<<
  5. zweirädriger, von Menschen gezogener Perso-

- nenwagen in Ostasien <<<
6. ein etwas enttäuschter, aber dafür klügerer Mann <<<
  7. weit geschnittenes Beinkleid <<<
  8. kindisches Betragen <<<
  9. des Volkes Stimme <<<
  10. Hottentottenstamm in Südwestafrika <<<

## 11|Der Hunger von Whitechapel

AN BORD BEI »BENDIGO« / DER SCHRECKEN DER  
»EINHEITSDAMPFER« / WENN MAN EN GROS ISST / EINE  
ORGIE DER GEFRÄßIGKEIT / HOFFNUNGSVOLLE  
JÜNGLINGE / EINE ANGENEHME FAMILIE /  
»DREADNOUGHTJUNGENS« / HANS DER BIERBRAUER  
WEIß ALLES / »BEI UNS IN AUSTRALIEN« /  
VERLOCKENDE DRUCKERSCHWÄRZE / DAS »LAND DER  
BESSEREN AUSSICHTEN« / SCHLECHTES WETTER / EIN  
SCHNEEGESTÖBER / EIN UNHEIMLICHES TELEGRAMM /  
ANKUNFT IN ADELAIDE / BÖSER ANFANG / WINTER IN  
MELBOURNE / GESPRÄCH MIT EINEM  
HEILSARMEEGENERAL / EIN DÜSTERER RUNDGANG

Das Erlebnis an Land war interessant gewesen. So interessant, dass ich darüber um ein Haar das Schiff versäumt hätte. Fahrplanmäßig hätte es schon fort sein müssen. Aber noch immer lag es groß und breit und schwarz am Kai.

»Bendigo« stand am Bug zu lesen.

»Noch einer«, sagte ärgerlich der Bootsmann, der mir die Karte abnahm. »Noch nie einen gesehen, der pünktlich war in Kapstadt.«

Ich aber stellte zunächst meine Sachen auf das Verdeck und setzte mich darauf mit einem Seufzer der Befriedigung. Endlich wusste man einmal wieder, wo man hingehörte, hatte eine »Bleibe« für ein paar Wochen!

Laut und herausfordernd heulte die Dampfsi-



rene. Rasselnd kam die Ankerkette hoch. Draußen, auf dem Kai, lärmte eine Musik, die einen Heilsarmeegeneral verabschiedete. Ringsum war das fröhlich bittere Getue des Abschiednehmens, das immer irgendwie den Beigeschmack eines Leichenbegängnisses hat, und es war mir ordentlich wohl bei dem Gedanken, dass wenigstens hier in Afrika keine Menschenseele lebte, die sich den Teufel darum scherte, ob ich hier war oder nicht.

Schon warfen sie die Leinen los. Kleiner und kleiner wurden die wehenden Taschentücher am Kai. Langsam drehte sich der große Dampfer in dem engen Dock. Noch einmal erweckte die Stimme der Dampfsirene ein Echo am Tafelberg, während die Flagge sich zum Gruß für die auf der Hafenmole senkte. – Bei Gott, ich glaube, ich war der einzige an Bord, dem es auffiel, dass es eine andere war als die, die sie zwei Tage zuvor bei der Einfahrt salutierte hatte!

Draußen auf See überfiel uns der Westwind wie ein wildes Tier. Der Tag ging schon zur Neige. Lange Schatten lagen auf dem Wasser und die Fensterscheiben der Bungalows<sup>1</sup> von Sea Point leuchteten auf im Scheine der untergehenden Sonne. Schwärzer als die hereinbrechende Nacht hob sich die felsige Küste des Kaps vom dunkelblauen Himmel ab. In der Ferne sah man schon die Leuchtfeuer durch die Abendschatten blitzen. Dann ging es weiter durch die sternhelle Nacht, in der nach dem Lärm des aufregenden Tages nichts das Einerlei

störte als das Zittern der Maschine und das Summen des Windes im Tauwerk, bis endlich das Kap der Guten Hoffnung sich wie eine schwarze Tatze in das Meer hinausstreckte.

Und das war das Letzte, was wir von Afrika sahen.

Nirgendwo sind die Menschen mitteilbarer als auf den überseeischen Passagierdampfern. Mag einer ein noch so wunderlicher, verschlossener Sonderling sein, die große Langweile der hohen See führt ihn mit seinen Mitmenschen zusammen und macht ihn zu einem Gegenstand des Interesses für alle, die drei Wochen auf der Gotteswelt nichts zu tun haben als den lieben Mitmenschen zu berieten, zu begutachten und über seine Vergangenheit und Zukunft zu spekulieren. Früher, in vergangenen romantischeren Zeiten, war das ein heroisches Vergnügen, an das man später mit einem nassen und mit einem heiteren Auge, meist aber mit ersterem zurückdachte. Ich könnte eine Geschichte über meine Zwischendecks schreiben, die schlimmer wäre wie die von meinen Gefängnissen. Einmal – als ganz junger Bursche – fuhr ich in Gesellschaft von Arabern im Zwischendeck nach Amerika. Das war scheußlich. Ein andermal vertraute ich mich einer Fahrgelegenheit an von Triest nach Buenos Aires, wo es dreimal pro Tag Makkaroni gab, die mich noch heute zuweilen verfolgen in meinen wildesten Träumen. Ein andermal zwischen Chinesen und Malaien mit zehn Tagen Quarantäne in einem abgelegenen Hafen, der heiß wie ein Backofen war – ja, man

pflegte allerlei zu leiden und zu erleben im Zwischendeck damaliger Zeiten!

Aber heute ist man human und demokratisch geworden. Selbst das Zwischendeck, das man früher verleugnet hatte wie eine arme Verwandtschaft, ein Nachtgespenst der christlichen Seefahrt, ist heute ein Gegenstand der Anbetung auf den Dampferprospekten geworden und schon ist man so weit, dass man als *non plus ultra* auf dem Wege dieser Entwicklung den Einheitsdampfer preist.

Ein solcher war auch die gute »Bendigo« von der englischen P.u.O.-Linie. Gleich war hier alles, auch die Misere. Das ganze Schiff mit seinen endlos langen Promenadendecks hatte man zur Verfügung. Frei und stolz durfte man überall promenieren, ohne dass einem ein arrogantes »*First class only*«<sup>2</sup> den Weg verbaute. Man durfte, aber man konnte nicht ohne die anstrengendste aller Gebirgstouren über alte Frauen, Kinderwagen, kleine Kinder, schnauzbärtige Waliser Bergarbeiter, die einen hinterher verfluchten vom Scheitel bis zur Sohle. Ein tolles Pandämonium<sup>3</sup> konnte man sich nicht gut vorstellen als unter dieser grauen Menschenmasse, die hier, ein Stück enttäushtes England, nach Australien zog, von dem sie sich Berge und Wunder erhoffte. So teuer sind die Gebühren für die Durchfahrt durch den Suezkanal, dass die Auswandererschiffe von England lieber den alten, weiten Weg ums Kap der Guten Hoffnung nach Australien nehmen, immerhin eine Reise von etwa sechs bis acht

Wochen, die jedermann an Bord Gelegenheit gibt, sich eine gewisse Routine anzueignen, auf dass er nicht zu kurz komme mit seinem gewohnten Plätzchen auf dem Verdeck und bei den Mahlzeiten.

Vor allem bei den Mahlzeiten. Ich bin in meinem Leben schon an Orten gewesen, wo sie *en gros* gegessen und geschlafen haben, aber solche Orgien der Gefräßigkeit wie bei der Speisung der Zweitausend an Bord der »Bendigo« sah ich noch nie. Fern sei es von mir, hier etwas gegen das Volk der Engländer zu sagen. Es hat viele gute und lobenswerte Eigenschaften, aber in ihnen allen lebt der immanente Wunsch, nicht zu kurz zu kommen, wenn etwas verteilt wird, und womöglich noch etwas mehr zu erwischen als der liebe Mitmensch. Die Erziehung zum Gentleman leitet diesen an sich gewiss gesunden Instinkt in Bahnen, wo er nach außen nicht zu auffällig in Erscheinung tritt. Bei solchen Naturkindern aber, die eben erst aus der Wildnis von Whitechapel<sup>4</sup> kommen, tritt er mit einer Wucht zutage, die etwas Rührendes an sich hat. Dreimal täglich saßen wir in dem unendlich großen Speisesaal, der grau und düster dalag unter dem schweren Verdeck mit den dicken Nietköpfen an den Eisenplatten. Die Luft war dick dunstig, erfüllt von einer Atmosphäre unheimlicher Gefräßigkeit.

»You just want to grab!« riet mir eine neben mir sitzende Dame gleich in der ersten Minute. »Sie müssen graben, sonst kommen Sie zu kurz. – Sehen Sie, gerade so –« Und damit stürzte sie sich auf

eine Schüssel noch dampfender Brote, die eben der Steward auf den Tisch stellen wollte. Flink und entschlossen wie sie war, war sie es doch nicht genug, um zu verhindern, dass die Nachbarn alles wegschnappten, ehe sie Zeit hatte, den Satz zu beenden. Das gleiche geschah mit dem Fleisch, mit den Kartoffeln, dem Gemüse, der Butter. Zum Schluss kam noch ein mächtiger Teller Käse, den einer jener hoffnungsvollen Jünglinge, die man »Dreadnought-boys«<sup>5</sup> nennt, mit einer eleganten Handbewegung vor meinen und aller anderer Augen wegschnappte und in seinen weiten Hosentaschen verschwinden ließ. Die große, wohlgefüllte Kaffeekanne flog dabei über den Tisch, eine hysterische Frau goss mir den Inhalt ihres Tellers auf den Schoß, und kurzum: es war kein erfreulicher Anfang. Dabei war die Verpflegung an Bord der »Bendigo« sehr reichlich bemessen pro Kopf. Jeder konnte sich mehr wie sattessen an dem Gebotenen. Aber das war es nicht:

Der Hunger von Whitechapel schaute ihnen noch allen aus den hohlen Augen heraus. Immer, und wenn ich hundert Jahre alt werde, sehe ich die saubere Familie vor mir, die drei Wochen lang dreimal an jedem Tage mir gegenüber am Tische saß, Vater, Mutter und drei Kinder. Gewiss eine ehrbare Familie. Aber – aber ist es denkbar, dass Menschen außerhalb des Barotselands so ganz und gar das Dekorurn vermissen lassen! Die beiden Eltern waren wenigstens noch so weit angekränkt von Europas übertünchter Höflichkeit, dass sie, wenn auch

mit größter Ungeschicklichkeit, Messer und Gabel in die Hand nahmen. Die drei hoffnungsvollen Jünglinge aber, die immerhin im Alter von neun, zehn und fünfzehn Jahren standen, waren erhaben über solche Dinge. Was immer auf ihren Teller kam – Fleisch, Kartoffeln, Gemüse – grabten sie mit den schmutzigen Händen und würgten es hinunter mit einer Gier, die eines Menagerielöwen würdig gewesen wäre. So erlebte man sie dreimal an jedem Tage, die Wilden von Whitechapel, und in der Zwischenzeit hatte man Gelegenheit, sich Gedanken über sie zu machen, weil es sonst nichts zu tun gab.

Früher – in vergangenen Zeiten, als Botany Bay noch der Popanz war, mit dem man in England die bösen Buben schreckte, da war Australien der so angenehm weit abgelegene Platz, auf dem England seine Verbrecher aussetzte; gewiss keine respektable Fracht für ein ehrsames Schiff, wenn die Soldaten mit entsicherten Gewehren auf Posten standen und in den lauen Tropennächten das Klirren von Ketten aus dem Zwischendeck kam. Immerhin war dabei so etwas wie Romantik. Nun haben sich wieder die Hinterhöfe von England aufgetan, nun speien sie wieder ihre Überflüssigen aus, die düsteren »Slums«<sup>6</sup> von London, Liverpool, New Castle und Birmingham. Was immer dort auf der Straße lag, was jahrelang gestempelt, mit Heftpflaster gehandelt und Zigarettenstummel aufgelesen hat in grauen Vorstadtstraßen, das wird aufs Schiff gesetzt und fortgefahren als »assisted passenger«,<sup>7</sup> da-

mit es in den fernen Kolonien ein neues Leben beginne oder vollends zugrunde gehe. – Gewiss ein guter und gesunder Gedanke und ein glänzendes Geschäft für das Mutterland, das seine zähesten Kostgänger so billig los wurde durch Kapitalisierung einer Halbjahresrente der Arbeitslosenunterstützung. – Wie aber dabei wohl die australische Rechnung aufgeht? Viele gibt es darunter, bei deren Anblick man sich kopfschüttelnd fragt, wie sie den Mut zu solchem Unternehmen fanden, angesichts ihrer offenkundigen Untauglichkeit. Und es ist auch nur die Verzweiflung, die aus ihren verhärmten Gesichtern schaut: »Fort, nur fort! Australien mag ein Fegefeuer sein, aber England ist die Hölle! Vielleicht werden es unsere Kinder einmal besser haben. Vielleicht – gewiss – werden sich die einmal alle Tage sattessen können, ohne zu hungern in der kalten Stube und zu frieren in dem Nebel vor den Arbeitsämtern. Und das in einem Lande, von dem man sagt, dass es den Krieg gewonnen habe. – Ah, verdammt der gewonnene Krieg!«

Freilich hat das alles noch eine andere Seite. Jung ist Herr, auch auf den Auswandererdampfern. Da sind die schon vorher erwähnten »Dreadnoughtjungen«, eine Menschenrasse, keimendes Menschenschicksal, um das wir das britische Weltreich mit Fug und Recht beneiden könnten. Nicht jeder junge Erdenbürger wird geboren zu einem pensionsberechtigten Dasein, und sie könnten es auch nicht alle erreichen, selbst wenn sie wollten. – Ah, wenn ich daran denke, auf welch fantastischen Umwegen

wir in jungen Jahren unsere Haut zu Markt getragen haben in fremden Tretmühlen, nur deshalb, weil wir Deutsche waren! Uns wird nichts geschenkt. Dagegen die Engländer! Wenn einer von diesen das Schicksal hat, einen widerspenstigen Sohn von abenteuerlicher Veranlagung zu besitzen, so braucht er ihn nur als »Dreadnoughtjungen« bei der Regierung anzumelden und eines Tages geht dann die Reise kostenlos nach Australien, wo dem Jüngling Gelegenheit geboten ist, sein Temperament zur Genüge auszutoben. Die Reise geht auf Regierungskosten, Unterkunft und Arbeitsstelle findet er bei seiner Ankunft vor. Er kommt sozusagen in ein gemachtes Nest. England ist seine unruhigen Geister los, Australien gewinnt ein erstklassiges Menschenmaterial und jedem ist geholfen, während sich bekanntlich kein Mensch in Deutschland um deutsche Jugend von gleicher Veranlagung kümmert. Man stößt sie aus dem Vaterlande, man schreibt sie ab vom nationalen Vermögen, man lässt sie hungern und leiden und verkommen auf fremden Landstraßen. Kein Verein, kein Verband unter den unzähligen, die wir haben, nimmt sich ihrer an, kein Konsul kümmert sich um sie – ja, und dann tut man wunder wie entrüstet, wenn solches arme Volk jedem Kalbfell nachläuft und jedem politischen Abenteurer die gierigen Rekruten stellt. –

Freilich mag man nach Lage der Dinge wohl bezweifeln, ob diesen überhaupt zu helfen wäre. Zu raten ist ihnen sicher nicht. Denn wo gäbe es noch ein Wesen, das tiefer von sich und seinen Illusionen



durchdrungen wäre, als ein deutsches Grünhorn auf der Fahrt ins Blaue! Da war z.B. an Bord der »Bendigo« Hans der Bierbrauer, ein Bursch von etwa zwanzig Jahren, stark und kräftig, wie Bierbrauer sein müssen. Und gewerkschaftlich organisiert. Der wusste ganz genau, wie es in Australien zuging, »bei uns in Australien«, wie er sagte, obwohl er in seinem Leben noch nie zehn Kilometer über die Stadt Dessau, oder wo er herstammte, hinausgekommen war. – Nun ja, bei uns in Australien, da ist das Arbeiterparadies, bei uns in Australien, da sind alle Menschen gleich und alle organisiert, bei uns in Australien darf einer dem Ministerpräsidenten auf den großen Zeh treten, ohne dass dieser aufzubegehren wagt vor dem Männerstolze, bei uns in Australien verdient einer in einem Tage so viel wie in Deutschland in einer Woche, da hat jeder Arbeitsmann sein Auto, jeder zweite seine Villa, jeder zehnte eine Vergnügungsjacht, laut Statistik hat er das. Bei uns in Australien wird man gratis versichert gegen alle Eventualitäten und pensioniert mit sechzig Jahren. Bei uns in Australien fängt das Weekend schon Freitagabend an und hört am Montagmittag auf. Vorerst. Später wolle man das noch verlängern.

Und bis wann man dann wohl gar nicht mehr arbeite? fragte ihn ein richtiger Australier, dem ich das übersetzt hatte.

»Vorerst noch nicht«, meinte Hans mit todernster Miene. »Später tun dann alles die Maschinen.«

Der Australier ging fort und murmelte etwas von Sonnenstichen, aber Hans fuhr ihn wütend an. – Ob

er denn etwas von Australien wisse? Er habe das alles studiert in einem Buche, gehört in einem Vortrag, gelesen in der Gewerkschaftszeitung, schwarz auf weiß selbst in den Propagandaschriften der australischen Regierung. Er ging nach seiner Kojе und kramte unter dem Strohsack ein Bündel bunter illustrierter Schriften hervor von der Sorte, die man auf Reisebüros und amtlichen Propagandastellen zu Hausen nachgeworfen bekommt. Verlockende Bilder, in der Tat! Melonen, so groß wie Kinderköpfe, Pflaumen wie Kanonenkugeln, Äpfel mit vollen Backen, die so rot waren wie die der Menschen, die alle so herausfordernd gesund ausschauten – auf dem Papier. Darüber aber stand geschrieben:

»*Australia, the land of the better chance.*« Das Land der besseren Aussichten. Das Land, in dem man wohl überhaupt noch einmal eine Aussicht haben würde.

Ja, das war's! Das war der Gedanke, der diese graue illusionslose Masse zusammenhielt, der einzige trübe Stern, der sie begleitete auf ihrem langen Wege vom alten ins neue Land. – Fort, nur fort! Australien mag ein Fegefeuer sein, aber England ist die Hölle. Wer dachte an Reichtümer in diesem Zuge der Heimatlosen? Wer an das Locken der Goldfelder? Nur Arbeit wollte man endlich bekommen. Und eine feste Stelle, die es einem ermöglichte, wenigstens einmal noch im Leben von heute auf morgen zu Atem zu kommen, ohne ängstlich jeden »Bob«<sup>8</sup> zu zählen, ohne dass der Hunger von Whi-

techapel sich zu jeder Mahlzeit einlade und man sich schließlich selbst zum Überdruß werde in den langen, lungernden Stunden des trüben Nichtstuns vor den Arbeitsämtern.

»Australia calls you!«<sup>9</sup>

Ach, es war alles nur Druckerschwärze auf den Prospekten und das einzige Gewisse war der Kampf bis aufs Messer um das bisschen Dasein, wie überall heute in dieser unruhigen, friedlosen Welt. –

Unterdes zog das Schiff seine Bahn, ruhig und stetig wie das Schicksal selbst. Schiffe, die vom Kap der Guten Hoffnung nach Australien fahren, sind gezwungen dem Monsun auszuweichen und bis auf fünfundvierzig Grad südlicher Breite herunterzugehen, um dort die große Westdrift zu erreichen. Es ist eine Gegend, die einst mit einem Schimmer der Romantik umwoben war in den alten Segelschiffzeiten der Tee- und Wollklipper, die hier mit vollen Segeln vor Wind und Wetter davonrasten, gehetzt vom reinen Schnelligkeitsteufel, der jedem modernen Motorradfahrer Ehre gemacht hätte.

»Running Eastern down.«<sup>10</sup>

Heroische, romantische, gefährliche Seefahrt. Im Zeitalter der Dampfer ist das anders geworden, aber die Stürme sind geblieben. Als wir ungefähr auf der Höhe der Kerguelen angelangt waren, nahm der vorher so herrlich blaue Himmel eine bleigraue Färbung an. Tausende von Möwen flatterten kreischend um das Heck des Schiffes. Eiskalt kam der Wind vom Eismeer her in wilden Böen, die schwarz

über dem Horizont heraufstiegen. Etwas wirbelte in der Luft, etwas, an dessen Vorhandensein ich nicht mehr glauben mochte nach meinen Abenteuern in Afrika.

Es war wahrhaftig Schnee! Richtiger Schnee, der da herniederschwebte und das Verdeck leer fegte von dem Menschengewimmel. Ich aber ging auf dem nun endlich von Kindern und Kinderwagen erlösten Verdeck auf und ab wie ein kleiner Kapitän und schaute auf die vorüberjagenden Wolkenfetzen, auf die Albatrosse, die mit dem Sturmwind segelten, und zum ersten Mal seit der Abreise aus Kapstadt kam es mir zum Bewusstsein, dass ich auf einem Schiffe war.

Acht Tage lang blieb uns dieses Wetter treu und entwickelte sich weiter zu einem Sturm und endlich zu einem regelrechten Orkan, der die Sturzwellen über das Verdeck jagte und ringsum das weite Meer in einen tosenden, brüllenden Aufruhr von fliegendem Wasserstaub versetzte. Aber plötzlich, als ob er darum gewusst hätte, legte sich der Sturm in dem Augenblick, als aus dem Dunkel der Nacht das erste Leuchtfeuer der australischen Küste aufblitzte. Noch zitterte das Wetter nach in einer schweren Dünung, die vom Süden heranrollte. Aber die Luft war so still, als ob die Natur den Atem angehalten hätte. Das Heer der Sterne schimmerte hell und groß und alles ringsum war so friedlich und still, als ob ein Segen ausginge von dem jungen Tage, dessen erster blasser Schein eben über dem neuen Lande aufstieg. Irgendwo spielte einer eine Ziehhar-

monika und man hörte die Stimmen der jungen Frauen, die dazu sangen: »Old folks at home ...«<sup>11</sup>

Aber was wollte ich da eben noch erzählen von dieser Fracht von gehetzten Menschen, die dem Elend der Arbeitslosigkeit zu entfliehen glaubten? An jenem Morgen, als die Küste des gelobten Landes schon ganz nahe war und man die Häuser am Strande schon erkennen konnte, da standen sie vor dem Schwarzen Brett, wo die drahtlosen Reutertelegramme angeschlagen waren, und lasen kopfschüttelnd die Nachricht, dass die Regierung der Kolonie Südaustralien eine Anleihe von 3 500 000 Pfund bewilligt habe zur Beschaffung von Arbeit – für die Arbeitslosen!



Am späten Abend fuhren wir langsam an der hohen Känguruhinsel vorbei. Dann immer langsamer. Der Anker ging rasselnd nieder und wir lagen die Nacht über in der Bai von Adelaide, fernab vom Lande, von wo die Leuchtfeuer so anheimelnd blinkten nach so viel Wasser. –

Von allen Beamten, die ich kenne, sind eigentlich die Zollbeamten mit ihrem Anhang die einzigen, die gewohnheitsmäßig früh aufstehen. So ließen sie sich denn auch beizeiten an Bord der »Bendigo« blicken, nicht zu unserer Freude, denn der Tag begann mit einem Wolkenbruch, das Wasser rann in Strömen von den Decksaufbauten herunter, und nirgends war ein trockenes Plätzchen für uns, die wir in endloser Schlange warteten auf das Belieben des

Arztes, des Passbeamten oder sonstiger Mandarine. Nicht ohne Grund maulten wir über den unfreundlichen Empfang, aber einer der Polizeibeamten meinte, dazu läge gar kein Grund vor, im Gegenteil. Hierzulande würden sie dem lieben Gott auf den Knien für so etwas danken. Hierzulande würde jedermann gerne acht Tage lang im Regen stehen, wenn er nur anhalten wolle, denn seit zwei Jahren sei nichts mehr vom Himmel gekommen außer ein paar armseligen Tropfen.

Wie alles, so geht selbst eine Schiffskontrolle einmal zu Ende, und gerade, als der Regen aufhörte, wurden wir losgelassen auf Australien und alles das, was wir uns davon versprochen, eine Ladung von Grünhörnern, die aus der Regelmäßigkeit eines mehr oder minder beschaulichen Daseins plötzlich herausgerissen worden waren in das große Abenteuer der neuen Welt, vor der sie ratlos standen wie einer, der eben auf einem fremden Planeten gelandet ist.

Es war noch nicht Adelaide, wo wir uns befanden, sondern der Hafen Port Adelaide, den man hier draußen errichtet hat, da die tiefergehenden Schiffe die Stadt selbst nicht anlaufen können. Es ist ein Ort, der im wesentlichen aus Wellblech besteht, ganz geschäftsmäßig, mit sehr viel Verkehr. Was aber einem seebefahrenen Mann an dem Hafen selbst am meisten auffallen musste, das waren die ganz primitiven, eines viertklassigen Hafens würdigen Vorrichtungen zum Löschen der Ladung, die noch nach der Großväter Methode aus wackligen

Dampfkranen bestanden, nebst Handkarren, mit denen die Güter aus den Lagerschuppen herangerollt wurden. Ich schaute mir das an und schüttelte den Kopf, worauf ein sehr klassenbewusster Australier mich aufklärte über diese Ungereimtheiten. »Ja, das haben die Gewerkschaften so gewünscht.« »So, so«, sagte ich. »Sieh mal an! Und warum haben sie das gewünscht?«

»Warum, Herr? Eben darum! Glauben Sie, dass die sich so ohne weiteres um ihre Posten bringen lassen? Wir leben doch in einem freien Lande. – In einem ganz verdammt freien Lande, Herr!«

Der Sinn der Rede leuchtete mir nicht gleich ein. Ich übersetzte sie Hans, dem Bierbrauer, der dabei stand, und mir alsbald unsanft auf die Schultern klopfte. »Ja, da sieht man's wieder! – Mensch, Australien!« Australien! Mich selbst hatte so eine Art Rausch erfasst, als wir dann mit der Eisenbahn landeinwärts fuhren, um der Stadt Adelaide einen Besuch abzustatten. So frisch, so lebendig, so neugewaschen sah die Landschaft aus nach dem großen Regen, von dem noch allenthalben die dicken Tropfen in der hellen Sonne blinkten. Sonst aber war es eine nüchterne Landschaft, in der nur das Bunte der Reklameschilder leuchtete und die Pracht der Benzinstationen. Da und dort sah man einen Gaskessel oder eine Erzschnmelze, die aus hohen Schornsteinen den giftigen Rauch in den grauen Himmel schickte. Allenthalben war es eine große Wellblechchromantik, so eine Art Bungalow-Bohemia, wo das Gras in grauen Pfützen wucherte und ein Interi-

eur von Kinderwiegen, Vogelkäfigen, schmutziger Wäsche und leeren Whiskyflaschen sich fröhlich ausbreitete zwischen baufälligen Hütten, die einen lebhaft an die Worte des Regierungsprospekts erinnerten, dass mehr als die Hälfte aller Australier als Eigentümer in ihrem Hause wohnt.

Kunststück, bei solchen Häusern!

Doch schon fuhr der Zug in die Bahnhofshalle von Adelaide ein.

Adelaide ist eine sehr schöne, sehr stolze, von sich eingenommene, sehr langweilige Stadt; eine gute Stadt zum Sterben, wie man zu sagen pflegt. Eine von den Städten, die überall aufhören und nirgendwo richtig anfangen. Allenthalben ist ein Überfluss von Bäumen, Boulevards und Gärten und eine Inflation von Denkmälern, auf deren Stufen sich die Vagabunden sonnen. Aber zahlreicher noch sind die Kirchen in dieser gottgefälligen Stadt. Es ist ein Edinburgh in verkleinerter Ausgabe. Aber ein Edinburgh mit einem Schuss Broadway, mit hemdsärmeligen Gentlemen, gummikauenden Ladies, und jedes dritte Geschäft ein »Sodafountain« von der Art, wie sie drüben ins Kraut geschossen sind in der Treibhausluft der Prohibition. So ist es überall ein ersetztes England, ein verwässertes Amerika, aber alles sehr behaglich, sehr breitspurig, sehr respektabel, ohne die Hast des Yankee und ohne die fressende Sorge, die einen in den grauen Gassen englischer Städte aus allen Augen anzuschauen scheint.

Oder doch?

Während wir noch auf dem großen, schönen Vic-



toria Square standen, kam Unruhe in die respektable Straße, die plötzlich leer gefegt war, als ob die Wolken daran schuld wären, die sich plötzlich vor die Sonne legten, als ob es der Herbstwind wäre, der auf einmal so eisig über den Boulevard kam. Und nun war es ganz wie oft bei uns in Europa: Polizei, Gummiknüppel, eine graue Masse, die im Gleichschritt dahermarschiert kam. Tausend, zweitausend Menschen oder mehr. Zweitausend verbissene Gesichter und darüber ein mächtiges Schild, auf dem es in großen Buchstaben zu lesen stand:

»Bürger, wisst ihr, dass der Hunger in eurer Mitte hockt?«

Vorbei ging der Zug, ohne Musik, fast ohne einen Laut außer dem Gleichschritt der Menge; eine bittere, verbissene, eine schäbige Angelegenheit wie der Wolkenschatten vor der Sonne. Lange schaute ich ihnen nach.

»Jedem Arbeiter sein Automobil, jedem zweiten seine Villa.« –

»Das sind die Richtigen«, murkte einer, der neben mir stand. »Keine Arbeit? Nichts zu essen? Ist etwa schon einmal einer verhungert in diesem Lande, der es der Mühe wert hielt, drei Schritte darum zu laufen? – Aber nicht die! Das hungert lieber in der Stadt, als dass es draußen im Busch ein anständiges Tagewerk tue. Mit Knüppeln könnte man die nicht aus Adelaide hinausjagen.«

Ich hörte ihn an. Ich antwortete nicht. Aber ich hatte Stoff zum Nachdenken, während ich langsam zum Schiff zurückging.

Am anderen Morgen fuhren wir bei Tagesgrauen im Hafen von Melbourne ein. Es regnete wie tags zuvor bei der Ankunft in Adelaide; ein feiner, durchdringender Regen. Auf dem Wasser lag der Nebel so dick, dass man ihn mit Händen greifen konnte. Ganz langsam tastete der Dampfer sich vorwärts durch die enge Flussrinne, während die Dampfsirene heulte. Links und rechts standen die grauen Fabriken und die hohen Schornsteine, vom Nebel ins Gespensterhafte verzerrt. Von überall kam der Lärm der Hämmer auf den Werften und der rasseln- den Krane an den Docks. Es ist, als ob man elbeaufwärts nach Hamburg fahre. Und es ist keineswegs ein Minaturhamburg, sondern im Gegenteil könnte man Hamburg ein Minaturmelbourne nennen. – Woher das kommt, wovon das lebt in diesem unentwickelten Kontinent von sieben Millionen Einwohnern? Immer wieder, wenn man aus Europa herauskommt, hat man Gelegenheit zu melancholischen Betrachtungen darüber, wie sehr das Zentrum dieser Welt sich in den Nachkriegsjahren verschoben hat nach anderen Zonen und wie gerade in Ländern, die man vorher nur als Hinterhöfe der Zivilisation anzuschauen pflegte, die Millionenstädte ins Kraut zu schießen beginnen. Mehr noch als anderwärts ist die Großstadt der Gott des Australiers. Sein Gott und sein Teufel und der sichere Untergang des Landes, wenn das so noch eine Weile weitergeht.

Als die »Bendigo« am Kai festlegte, lärmte dort eine mehr herzhaftere als melodische Musikkapelle,

und in die graue Regenluft stiegen die Hymnen der Heilsarmeesoldaten, die unseren General begrüßten. So war wenigstens etwas da, um uns aufzuheitern, und das hatte man nötig, denn wir schrieben Ende Juni, und es gibt keine frostigere, freudlosere Stadt als Melbourne im Winter. Wer einmal Italien zu solcher Jahreszeit besucht hat, der weiß, was man leiden kann in einem Lande, in dem es niemals kalt genug ist, um ein anständiges Feuer im Ofen zu rechtfertigen und immer so kalt, dass man eins wünschen möchte und wo man den Menschen alles lehren kann, nur nicht das Schließen der Türen und Fenster. So ist das auch in Melbourne im Juni, nur noch tausendmal schlimmer für den Einwanderer, der alles, nur das nicht erwartete.

Sonniges Australien!

In keinem Hotel, in keinem Gasthaus gibt es einen anständigen Ofen oder sonstige Heizung, abgesehen vielleicht von einem kümmerlichen Feuer in einem Kamin, das meist auch nur eine grausame Vorspiegelung falscher Tatsachen mit künstlichen Kohlen und elektrischem Lichteffect ist. Da es für die wenigen kalten Tage nicht die Mühe lohnt sich für den Winter einzurichten, sucht man durch eine Art Massensuggestion den Glauben zu erwecken, als ob es noch Sommer wäre. Aber es ist ein Glaube, der nicht selig macht. Man sitzt im Café, im Restaurant, wo Türen und Fenster sperrangelweit aufgerissen sind und jeder Atemzug eine weiße Wolke in der eisigen Luft formt.

Ah, um ein anständiges Wirtshaus! Aber heute

ist Sonntag, ein öder englischer Sonntag, über dem die Häuser selbst das Gähnen bekommen. Die Straßen sind leer, die Läden geschlossen, nicht einmal ein Kino ist geöffnet. – Aber da steht es groß geschrieben: »Peoples Palace«, <sup>12</sup> Heilsarmee.

»Come in!« <sup>13</sup>

Gute, alte *Salvation Army*! <sup>14</sup> Mehr als einmal war sie mir schon Wärmehalle gewesen auf mancher wilden Wanderfahrt. Ich setzte mich neben die Dampfheizung, die wohlige Wärme ausstrahlte, während sich die anderen durch das dicke Gesangbuch von Moody und Sanky von Anfang bis zu Ende durchsangen. Endlich ging eine Unruhe, ein Rücken von Stühlen durch die Menge. Der Reverend sprach das Schlussgebet. Ich schaute mir ihn richtig an.

War das nicht unser General? Er war es. Er hatte mich erkannt und kam auf mich zu.

»How do you do??« <sup>15</sup>

Ich sagte, dass es mir augenblicklich nicht erfreulich zumute sei und dass, nach allem, was man sehen konnte, auch noch andere in Melbourne noch weit mehr Ursache hätten, sich zu beklagen.

»Das mag wohl sein«, meinte der General, »zwanzigtausend liegen allein hier in Melbourne auf der Straße ohne einen Penny und mit nichts als einer Heilsarmeesuppe.«

»Hier, in dem großen, leeren Land und einem Auto auf drei Einwohner?«

»Das mit dem Auto mag vielleicht stimmen«,

fuhr der General nachdenklich fort, »ich kenne mich da nicht aus in den Statistiken. Aber dass ein paar Tausend trotz Auto nichts zu essen haben in diesem Winter, das weiß ich, und Sie werden sich auch davon überzeugen, wenn Sie mit mir kommen wollen auf meinem Rundgang heute Abend.«

Das ließ ich mir nicht zweimal sagen, und so ging ich dann bei sinkender Nacht mit dem General, der, wie sich nachher herausstellte, gar keiner war, sondern ein Oberst, Major, Kapitän oder so etwas, die Kingstraße hinauf ins Hinterhaus von Melbourne, wo die Wirtshäuser billig sind und das Elend seinen Kummer in Bier ersäuft, das man zu drei Penny pro Glas erhält. Vor den verschlossenen Türen der Arbeitsbüros lungerten noch immer die Habitués mit verkniffenen, hartverbissenen Gesichtern, in Überziehern, die zu schäbig fürs Pfandhaus waren, mit krummen Beinen, die müde waren vom Eckenstehen. Vor der Suppenküche warteten Hunderte in langer Schlange geduldig auf ein wenig warme Brühe, die kaum zu viel zum Sterben war. Irgendwo hatte es einer mit großen Kreidebuchstaben an die Wand geschrieben:

»Unemployed – Unite and fight!«<sup>16</sup>

Was ist es nur um dieses Land, das alt ist, noch ehe es jung gewesen?

Wir gingen weiter durch die Straßen. Der Wind wurde frostiger und schärfer. Von Suppenküche zu Suppenküche und endlich in ein großes, düsteres Lokal, in dem an endlos langen Tischen *en gros* ge-

gessen wurde und über allem eine dicke, muffige Armeleuteluft lag, wie ich sie vor- und nachher nur noch einmal zu riechen bekam, und das war in einem bolschewistischen Speisehaus in Sibirien.

»Die alle hier im Saale«, sagte der Heilsarmeeoffizier, »wenn Sie sie umstülpen hier auf der Stelle, so fiele nicht ein Sechspencestück heraus.«

»Wirklich? Und wie erklärt man sich so etwas in diesem neuen Lande?«

»Zu viel Staat«, meinte er mit unwilligem Kopfschütteln. »Zu viel Regiererei, zu viel Sichhineinmischen in alle möglichen und unmöglichen Verhältnisse, zu viel soziales Gewissen und zu wenig Barmherzigkeit. Das bringt auf die Dauer das beste Land auf den Hund.«

Nachdenklich ging ich nach Hause. Und ein wenig verwirrt. Wohin nun zuerst in diesem Lande Australien, das offenbar so ganz anders war, als ich es mir bisher vorgestellt hatte? Tasmanien schien mir zuerst als das Richtige. Ein gemütliches, angenehm weit abgelegenes Inselland voll alpiner Romantik. – Aber in Tasmanien war es noch kälter als in Melbourne, der Wind noch rauer, der Nebel noch dicker, und wer weiß, ob sie dort Öfen haben? Wie angenehm warm war dagegen der Norden von Neu-Süd-Wales! Wie heiß schien die Sonne in Queensland!

Also kaufte ich mir eine Fahrkarte und fuhr, soweit die Eisenbahn ging, nach dem Innern, »in den Busch«, wie man in Australien sagt.

- 
1. Sommerhaus der Europäer (ursprünglich in Indien) <<<
  2. Nur für Fahrgäste erster Klasse! <<<
  3. Aufenthaltsort böser Geister <<<
  4. Vorstadt von London. <<<
  5. jugendlicher Draufgänger <<<
  6. Elendsviertel einer Großstadt <<<
  7. staatlich unterstützter Auswanderer <<<
  8. volkstümliche Bezeichnung des engl. Schillings <<<
  9. Australien ruft dich! <<<
  10. in wilder Jagd nach dem Osten <<<
  11. bekanntes englisches Lied, etwa: Ihr Alten daheim... <<<
  12. Volkspalast <<<
  13. Tritt ein! <<<
  14. Heilsarmee <<<
  15. Wie geht es Ihnen? <<<
  16. Arbeitslose – Kämpft vereint! <<<

## 12|Paradies der Landstreicher

MAN HAT ZEIT IN MILDURA / EIN PFERDEKAUF /  
ROSINANTE / EIN »GANZ VERDAMMT GUTES PFERD« /  
AM MURRAYFLUSS / PARADIES DER LANDSTREICHER /  
EINE SCHWERE KUNST / ETWAS ÜBER DEN GUMMIBAUM  
/ UNHEIMLICHES NACHTLAGER / SELTSAME  
SCHLAFGENOSSEN / DER »LACHESEL« / COCKEYLAND  
/ AUTOMOBILISIERTE SCHAFZUCHT / DER TOTE WALD  
/ MODERNES ARKADIEN / AUF DER »STATION«, BEI DEN  
BÜNDELMÄNNERN / SIE WEIHEN MICH IN IHRE  
GEHEIMNISSE EIN / EIN WEISER RAT: NUR NICHT  
ARBEITEN!

Mildura heißt die aufblühende Stadt, deren Bahnhofsgebäude sich im Grauen des Tages aus den Nachtschatten absonderten. Hier hielt der Zug, denn es war ohnehin die Endstation. Ich stieg aus und betrachtete mir die Gegend.

Das war also Australien! So sah das Landleben bei den Antipoden aus. Ein langgestreckter Ort mit sehr viel Wellblech, sehr viel Stacheldraht, und hie und da ein paar niedrige Palmen, die es einem zum Bewusstsein brachten, wie heiß es hier sein musste in der Glut des Hochsommers. An jenem Wintermorgen aber war es eiskalt und es war, als ob der ganze Ort sich gekuscht hätte unter dem Reif, der in der frühen Sonne auf den Dächern funkelte. Langsam ging ich durch die breiten Straßen, an denen zu beiden Seiten die Telegrafenhpfosten hoch wie die Gal-



gen standen. Ungefähr jedes dritte Haus war ein Wirtshaus, jedes vierte eine Automobilgarage. Und selbstverständlich fehlte da nicht das *war memorial*, das Kriegerdenkmal mit den beiden davor auf-gepflanzten eroberten Hunnenkanonen, die sie herausgeklaut hatten aus dem Schrotthaufen von 1918 als Wahrzeichen australischer Tapferkeit für kommende Geschlechter. Das alles sah sehr behäbig und breitspurig und sehr, sehr langweilig aus. Kaum erwähnenswert, und ich tue es auch nur deshalb, weil ich damit ein für allemal alle australischen Landstädtchen beschreiben haben möchte, ob sie nun Mildura oder Menendie oder Walla Walla oder Wagga Wagga heißen. Wenn man eine gesehen hat, hat man sie alle erlebt. Es ist ein Land, in dem sie spät aufstehen und ausgiebige Siesta halten, weil die Leere des Daseins das Wachsein nicht lohnt.

Die Sonne war schon ein erhebliches Stück über den Horizont gekrochen, ohne dass etwas Lebendes zu sehen gewesen wäre außer einigen verlorenen Hunden und Ziegen, die sich an umherliegenden Zeitungen gütlich taten. Es wurde acht Uhr und noch stand ich hungrig und frierend vor verschlossenen Türen. Erst gegen halb neun zeigten sich gähnend die ersten Hausbewohner. Das erste Leben ging durch die Gassen und erinnerte mich daran, dass ich wohl auch zu irgendeinem Zweck hierhergekommen war. – Weshalb nur? Was wollte ich in Mildura? Ausgerechnet in Mildura? War es der Rausch der weiten Entfernung? War es der Klang des wei-

chen Namens? Oder nur eine Chimäre?<sup>1</sup>

Inzwischen hatte auch das Wirtshaus seine Pforten geöffnet und der Bartender betrachtete mich neugierig. Denn Fremde sind ein Ereignis in Mil-dura.

Wo ich mein Auto gelassen hätte? wollte er wissen. Ich sagte ihm, dass mein Auto vorerst noch auf zwei Beinen laufe, dass ich aber nicht abgeneigt wäre, ein Pferd zu erwerben als Reisegelegenheit für den Busch, worauf dann der Wirt, der ohnehin ein bisschen taub war, die Ohren spitzte und die Stirn in düstere Falten legte.

»Wie sagten Sie? Ein – Pferd?«

»Gewiss doch. Ganz richtig. Ein Pferd.«

Noch einmal starrte der Wirt mich an mit großen Augen. Dann verschwand er kopfschüttelnd hinter der Theke, kam aber gleich wieder zurück mit einem Mann, der aussah wie ein Preisboxer und eine Stimme wie ein Erdbeben hatte.

»What is it you want?«<sup>2</sup> herrschte er mich an. »Einen Ford wollen Sie kaufen?«

»Nein, ein Pferd.«

»Sonst nichts? Pferde gibt es hier genug zu laufen. Da ist kein Mangel. Aber wer wollte denn eins kaufen? Denn erstens gibt es weit und breit kein Futter und zweitens kommt man billiger weg, wenn man eine alte Blechliese kauft. – Ho, ho! Ich habe hier den ganzen Hinterhof vollstehen, von Gästen, die das Zahlen vergessen haben. Fords, Buicks, Chevrolets ... Da braucht man sich nur auszuwählen.«

»Leider verstehe ich nichts von Autos«, sagte ich wahrheitsgemäß, worauf er mich von Kopf bis zu den Füßen maß mit einem Blick, in dem eine Welt der Geringschätzung lag.

»Als ob es da etwas zu verstehen gäbe! Man setzt sich eben darauf und fährt los. So tut man das in Australien.«

»Sicherer ist aber schon ein Pferd, wenn es nicht zu wild ist«, meinte ich.

»Für ein Grünhorn wohl«, meinte er mitleidig. »– Heda, Bill! Hast du deine alte Stute noch?«

Dies an die Adresse eines rothaarigen Irländers, der hinter einer Flasche Whisky vor dem Kamine kauerte. Bill kam gleich herbei und erklärte sich unter Freuden bereit, mir seine Stute anzubieten und vorzuführen.

»Ein verdammt gutes Pferd«, sagte er, »es hat einmal fünfzig Meilen pro Tag gemacht vor zwanzig Jahren.«

Inzwischen hatte sich aber die Kunde herumgesprochen. Die vor der Bar versammelte Kundschaft spitzte die Ohren. »Ein Pferd? Aber mit dem größten Vergnügen! Zwanzig Pfund samt Wagen und Geschirr.« – »Fünfzehn Pfund«, rief eine andere Stimme. – »Zwölf Pfund!« – »Zehn Pfund!«

Mehr Kundschaft kam von draußen herein. Die Nachricht hatte sich blitzschnell herumgesprochen. Denn in Mildura ist, oder war wenigstens damals vor einem Jahre, die Flucht vor dem Pferde noch ausgeprägter als anderswo. Seit zwei Jahren hatte es sozusagen nicht mehr geregnet, die Weide war

dürr, das Geld war rar und der Whisky teuer. Darum fort mit den unnötigen Fressern!

Die ich rief, die Geister, wurde ich nicht mehr los. Wohin vor dem Schwarm der eifrigen Verkäufer? Während des ganzen Vormittags wanderte ich durch die Straßen, umgeben von einer Wolke von Rosstäuschern. Auf offener Straße hatten sie mehr als zehn kleine, zweirädrige Kutschen aufgefahren, denen gegenüber ich ein pferdeverständiges Gesicht zu machen versuchte, das jedoch keinen Menschen täuschte. Es war eine gemischte Gesellschaft. Ruppig, struppig, mottenzerfressen, galvanisierte Leichen, die eben noch auf vier Beinen stehen konnten neben anderen, die böartig schnaubend einem die alte Weisheit bestätigten, dass ein Pferd ein wildes Tier ist, das dem Menschen nach dem Leben trachtet. Zwischen beiden Extremen war am Ende auch nicht allzu viel Auswahl, und so erstand ich schließlich einen ganz annehmbaren kleinen Wagen mit einer ausgehungerten, melancholisch dreinschauenden Stute, die auf den stolzen Namen Nelly hörte, sogleich aber umgetauft wurde auf einen anderen, der mir besser zu passen schien.

Rosinante.<sup>3</sup>

Solches Gefährt nennt man in Australien einen »turn out«. Es ist das gewöhnliche Beförderungsmittel des Wandersmanns im Busch, sofern er es nicht vorzieht, den »Billy« selbst über Land zu tragen. Alles in allem waren zehn Pfund ein billiger Preis für Pferd und Wagen, aber wenn ich bisher gedacht

hatte, dass damit das Geschäft perfekt wäre, so bewies das nur, dass ich noch nicht lange genug in Australien war. Wer ein Geschäft abgemacht hat in Mildura, der ist verpflichtet zu »brüllen«, wie der Fachausdruck lautet. So will es der Brauch seit undenklichen Zeiten, und also musste ich »brüllen« für die ganze Gesellschaft von Rosstäuschern, die alle einen erstaunlichen Durst auf meine Kosten entwickelten. Zwei weitere von meinen Pfunden waren durch ihre Gurgeln gegangen, als die Heilsarmee auf der Straße vor dem Eingang zur Bar aufmarschierte und der Kapitän einen Vortrag über die verderbenbringenden Wirtshausgewohnheiten hielt. Die Gelegenheit benützte ich zu einem französischen Abschied.–

Am anderen Morgen holte ich frühzeitig meine Kutsche und in flottem Trab ging es über den großen Murrayriver hinüber nach Neu-Süd-Wales. Und während nun Rosinante rüstig ausgriff und die Strahlen der frühen Morgensonne wie ein Goldregen durch das Blätterdach der Gummibäume fielen, machte ich in Gedanken noch einmal Inventur von den schönen Dingen, die ich mir erstanden hatte in diesen Tagen: dem Wagen, dem Pferd, dem Zelt, dem Kochtopf, und kam mir dabei schon ganz wie ein alter Australier vor. Ich war eben noch nicht lange genug im Busch, um es besser zu wissen. –

Und gleich hier muss ich eine Abschweifung machen zu Betrachtungen allgemeiner Natur, in deren Verlauf ich einige Schlussfolgerungen vorausnehme aus dem, was ich nachher erleben sollte:

Australien ist ein Erdteil, den ich meinen – wie soll ich mich da wohl ausdrücken? – meinen Mitvagabunden aufs angelegentlichste empfehlen kann. Das Land ist groß, das Leben leicht, und der müsste es ungeschickt anfangen, der verhungern wollte, wo andere etwas zu essen haben im Busch. Bett und Kochgeschirr muss freilich jeder mit sich bringen. So sieht man sie denn fleißig auf allen Straßen pilgern mit »Swag« und »Billy«. Letzteres ist der Fachname für den rußigen Kochtopf. Der »Swag« dagegen ist eine Rolle von Decken, in die man das hineinpackt, was der deutsche Landstreicher die Klamotten nennt. Das Rollen eines solchen Swags ist eine Kunst, die man nicht am ersten Tage lernt, und als ich mich aus dem Bahnhof von Mildura zum ersten Mal darin versuchte, wollten sich die umherstehenden Kenner halb totlachen über meine Ungeschicklichkeit. Später ging es dann besser, aber ein perfekter »Swagmann« bin ich trotz aller Bemühungen doch nicht geworden in der kurzen Zeit. –

Weiter ging die Reise mit dem Karren. Mildura lag weit zurück und ringsum begann nun ernstlich der Busch. Manches versteht der Australier unter diesem Gesamtnamen. Bald ist es hoher Wald, bald dichtes Gestrüpp, bald weite, offene Ebene, in der nichts als Gras und nicht zu viel davon zu sehen ist. Aber immer ist es eine Landschaft, über der das Gefühl der Weite und der Menschenleere schwer und drückend, fast wie etwas körperlich Greifbares hängt. Es ist ein Land, an das man sich erst gewöhnen muss. Stellenweise erinnert es sehr an die Wei-

deflächen Südpatagoniens, nur mit dem Unterschied, dass hier die Sonne das Leben geradeso aus-saugt wie dort die eisigen Kap-Horn-Stürme. Wohin man schaut, sieht man nur Gras und Drahtz-äune und rote Sanddünen. Man schaut und schaut in die dürre, kahle, staubgeschwängerte Landschaft, man sieht die trügerischen Luftspiegelungen, die über dem heißen Horizonte zerrinnen, bis man endlich müde wird vom Schauen und die brennenden Augen schlicht, derweilen das Pferd verschlafen weitertrippelt. Durch solches Land ziehen sich die Flüsse wie Wesen aus einer anderen Welt. In ganz Australien gibt es nur zwei, die der Rede wert sind: der Murray und sein Nebenfluss, der Darling. Der, der vorerst meinen Weg begleitete, war der Murray, ein großer oder genauer gesagt – um mich der Buschsprache zu bedienen – »ein ganz verdammt großer Fluss«, ein kleiner Mississippi aus australischer Erde. Gelb wie Erbsensuppe war das Wasser, das einem immer wieder die Frage vorlegte, wo das denn alles herkommen mochte in diesem knochen-dürren Lande, in dem man weinen möchte um jeden Wassertropfen, der ungenützt ins Meer hinunterfließt. Auf seinem ganzen Lauf ist das Flussbett tief eingeschnitten zwischen Lehmhängen und hohen, oft mit seltsamen Muschelversteinerungen durchwachsenen Kalkwänden, auf die die mächtigen Gummibäume scharfe, schwarze Schatten werfen. Gummibäume haben mit Gummi nichts zu tun. In anderen Ländern werden sie Eukalyptus genannt. Wer von Australien erzählt, der kommt bei

seinen Betrachtungen immer wieder zum Gummi-  
baum zurück, denn er ist es, dem man überall begeg-  
net, das Ding, ohne das man sich Australien über-  
haupt nicht vorstellen kann. Er wächst in Wäldern  
auf Flächen, die kaum dem Grase ein dürftiges Fort-  
kommen gestatten, er ist fast der einzige Bestand-  
teil der Galeriewälder, die sich wie Schatten an den  
Flussläufen hinziehen. Der vorsichtige Reisende im  
Busch, zumal der Anfänger, der sich aufs Finden der  
Wasserstellen nicht versteht, hält sich bei seinen  
Wanderungen wenn irgend möglich an diese Fluss-  
wälder, die in der Tat Gelegenheit zum Kämpfen  
bieten, wie kaum irgendwo sonst auf der Welt.  
Nichts von der armseligen »leña de vaca« ( recto =  
Kuhmist), das einem an argentinischen Lagerfeuern  
die Augen zerbeißt, nichts von den Salzbüschen  
und Dornbuschreisern, die einem die Hände zerrei-  
ßen und doch nicht genug Feuer geben, um daran  
eine ordentliche Tasse Kaffee zu kochen in den bit-  
terkalten Nächten im afrikanischen Veldt. Hier, in  
der Dschungel am australischen Fluss, ist man über-  
all zu Hause, so lange man nur ein Streichholz be-  
sitzt, um ein Feuer zu machen. Schönes, trockenes  
Holz gibt es allenthalben im Überfluss. Die dürrer,  
gefallenen Baumstämme liegen überall umher. Man  
scharrt die Eukalyptusblätter zusammen und macht  
sich eine Lagerstatt, auf der man seinen »Swag« aus-  
breitet. Und während nun der »Billy« kocht und die  
hohen Bäume sich in der Glut des auflodernden Feu-  
ers wie etwas Lebendiges zu bewegen scheinen,  
hört man noch eine Weile auf das Geschrei der bun-



ten Kakadus, die in den Baumkronen nisten, auf das misstönende Krächzen der Krähen und noch verschiedener anderer Waldesstimmen, für die unsere Schulweisheit nicht ausreicht, bis die fortschreitende Nacht dem Konzert ein Ende macht und tiefe, unheimliche Stille über Busch und Steppe fällt, während das Südliche Kreuz in flammender Pracht durch das Blätterdach schimmert.

So war es immer, nachdem ich mich erst einmal eingelebt hatte im Busch. Aber von jener ersten Nacht unter dem freien australischen Himmel muss ich gestehen, dass sie kaum ein Erfolg war. Von Alaska angefangen gibt es kaum ein Land, unter dessen Himmel ich nicht einmal zu irgendeiner Zeit im Freien genächtigt, eine »Platte gerissen«, wie der Fachausdruck lautet. Aber trotzdem muss ich gestehen, dass diese australischen Gummibaumwälder mir anfangs geradewegs auf die Nerven gingen. So seltsam melancholisch, so düster und gespensterhaft sahen sie aus mit den mächtigen Stämmen und den harten, abstehenden Blättern und den leeren Flächen, über denen die Nachtschatten geisterten. Nur um die Nerven zu beruhigen, machte ich ein riesiges Feuer, das alle Kakadus auf den Bäumen zum Protest herausforderte. Es schnatterte und trompetete von wilden Gänsen und ähnlichen Vögeln. Dann wieder war es stundenlang unheimlich still. Man hörte nur das Knistern des Feuers, den heiseren Ruf einer Eule, der sich regelmäßig wiederholte, als ob sie dafür bezahlt würde. Dann war auch das einen Augenblick still, bis etwas flatterte

auf einem Zweig, dicht neben dem Ohr.

Kru – kru – kraaks!

Und gleich darauf ein gellendes, ohrenzerreißendes Lachen, das von einem Vogel kam, den man dortzulande »*laughing jackass*«, den Lachesel nennt. – Alles also Geräusche, die mit rechten Dingen zungen. Für mich und meine aufgepeitschten Nerven aber waren es Geisterstimmen in der bleischweren Einsamkeit des seltsamen Waldes. Es war nur ein Glück, dass wenigstens Rosinante mir Gesellschaft leistete mit dem angenehm fressenden Geräusch an der Futterkiste. Aber auch diese Nacht ging herum, und mit dem ersten Tagesschimmer eines ganz eiskalten Morgens setzte ich die Reise nach der Stadt Wentworth am Darlingflusse fort. –

Im Reiche der Blinden ist der Einäugige König. Im australischen Busch ist auch Wentworth noch eine Stadt. In der Geschwindigkeit zählte ich fünf Automobilgaragen und drei Wirtshäuser. Sonst gab es noch ein Kriegerdenkmal und das war alles. – Nein, nichts mehr von Wentworth!

Nur einen Whisky trank ich in dem »Hotel«. Dann setzte ich Rosinante wieder in Trab und reiste weiter flussaufwärts entlang dem nord-südwärts fließenden Darling, der hier in den Murray mündet.

–

Für australische Verhältnisse ist das Land am unteren Darling ziemlich gut besiedelt, denn schon vor Jahren wurde durch Parlamentsakte das Land an »kleine« Siedler aufgeteilt, die aber immer noch etwa 10 000 Hektar Land ihr eigen nennen, ganz ab-

gesehen von den Schulden, die darauf liegen. »Cockies« nennt der Australier diese Ansiedler, die allem Anschein nach nicht besonders populär sind bei ihren Landsleuten. Oft sind es reine Spekulanten, die ihr' Sach' auf nichts gestellt haben als die mancherlei Unterstützungen und Zuwendungen der Regierung, die sie nach Kräften ausnutzen, bis eine Tages das Fass zum überlaufen kommt. Gewiss sieht man ab und zu den ansprechenden Platz eines *Bona-fide-Farmers*,<sup>4</sup> umgeben von einem schönen Garten, in dem die Orangen leuchten. Die meisten sind aber sozusagen »gerichtlich eingerichtet«, mit einer alten Windpumpe und ein paar Wellblechbuden, die kahl in der Sonne blinken.

Aber immer, und mag einer noch so arm sein, hat er ein Auto im Stall stehen. Dieses ist der Mittelpunkt, um den sich alles dreht. Oft besteht die Farm nur aus einem Auto und ein wenig darum herum. Das Farmleben ist diesen Leuten eine Last, eine Art Verbannung von Sidney und Melbourne, wo man in Gedanken noch immer lebt, in Erwartung des Augenblicks, da man genug zusammengescharrt hat, um dorthin zurückzukehren. Schafzucht ist ein einträgliches Geschäft. In wenigen guten Jahren kann man es mit wenig Arbeit zu Wohlstand bringen. Man kann zum ersten Wagen einen zweiten anschaffen und zu diesem eine noch viel herrlichere Maschine. Aber die wirklich guten Jahre sind selten wie die Schaltjahre im Busch. Und was tut man, wenn es, wie heuer, seit zwei Jahren kaum mehr ge-

regnet hat, wenn die Weide verdorrt und an den vertrockneten Wasserstellen die schmachtenden Schafe zu Tausenden verenden, und niemand mehr zufrieden ist als die Geier im Busch? Dann wandert das eine Auto ins Pfandhaus, der Kredit beim Händler wird noch nach Möglichkeit ausgenutzt, man setzt sich in den übriggebliebenen Wagen und hört mit nichts auf, so wie man angefangen. Australien wird darum nicht ärmer. »*It's all in the game*«, <sup>5</sup> sagt man dortzulande.

Kein besonders scharfer Beobachter brauchte man zu sein, um zu merken, dass man sich gegenwärtig gerade wieder in einer Periode des Abbaus der Automobile befand. Ringsum war alles so dürr und kahl, dass man sich wundern konnte, wie überhaupt ein einziges Schaf sein Leben fristen wollte. Die Staubwolken zogen vorüber und verloren sich in der Ferne. Kahle Bäume streckten verzerrte Äste in den blassblauen Himmel. Ein Cockey, der mich überholte in seiner Kutsche, fuhr eine Weile neben mir her und unterhielt mich über das Wetter. Alle Augenblicke schaute er sorgenvoll zum Himmel, wo sich Wolken zu sammeln begannen. – Ob es wohl regnen würde? Ob es überhaupt noch einmal regne, hier im Busch? Zweitausend Schafe habe er verloren durch die Dürre. Fünfhundert blieben ihm noch übrig, d.h. wenn es innerhalb der nächsten vierzehn Tage regne; sonst gar nichts mehr. – Ah, wenn man doch zu Hause in England geblieben wäre und hätte so viel gearbeitet wie hier in Australien und so viele

Entbehrungen und so viele Sorgen erlebt, man hätte zum mindesten etwas gehabt von seinem Leben – ah, zur Hölle mit dem Busch, verdammt das Land Australien! Fluchend peitschte er seinen Gaul, der aussah wie die teure Zeit, fluchend hielt er vor seiner Hütte und verschwand hinter einem Haufen von Wellblech.

Bald blieb die Heide zurück und es ging durch einen ganz klapperdürren Wald von der Sorte, die in Australien unendliche Flächen bedeckt und dem man dortzulande den wenig verlockenden Namen »Nimmergrün« gegeben hat.

»O Täler weit, o Höhen,  
o schöner, grüner Wald!«

Welche Ironie, dass mir gerade das einfallen musste, während Rosinante ihre alten Ohren zwischen den Gummibäumen spitzte! Wie grau, wie tot, wie öde war hier alles! Ein Heer von Gespenstern, das fantastisch und unwirklich, wie in Schmerzen erstarrt im harten Lichte der Sonne stand. Nur wenige Bäume trugen Blätter, und auch diese rauschten nicht, sondern klapperten nur, wenn ein Luftzug durch die Baumkronen ging. Für einen lebenden standen hier hundert tote Bäume. Nicht ein bisschen junges, sprossendes Grün war weit und breit zu sehen. Alles alt und verwittert, sterbend oder bereits abgestorben! Wie dürr dieses Land, wie freudlos und tot! Tagelang ging es weiter durch den toten Wald, der Stoff zum Nachdenken gab. –

War das nicht alles einmal gewachsen und in üppiges Grün geschossen unter einem gnädigeren Himmel und einer milderer Sonne? War es denn möglich, dass das Klima sich so gewandelt hätte in wenigen Jahren? – Oder wie? Sah man nicht um diesen Baumstamm einen Kranz losgehackter Rinde? Um diesen, um den nächsten, um alle. Bewusst hat der Mörder Mensch dies alles zum Absterben gebracht, ohne auch nur das Holz zu nützen. Man hat sogar eine eigene Vokabel erfunden für diesen größten Waldfrevel aller Zeiten: »to ringbark«. Der Himmel allein mag wissen, wie viele hunderttausend Hektar einst frischen Waldes auf solche Weise »geringbarkt« wurden, aus reiner kurzsichtiger Profitsucht, um Raum zu schaffen für mehr Weide. Eine Parlamentsakte – man sollte es nicht für möglich halten – hat diese Waldverwüstung den neuen Ansiedlern sogar zur Pflicht gemacht. Noch heute wird sie vielfach ausgeübt als der Weisheit letzter Schluss einer rationellen Weidewirtschaft von Squattern,<sup>6</sup> die sich täglich die Haare raufen und die Köpfe schütteln über der zunehmenden Verdorrung des Landes. –

Nichts währt ewig. Auch der Wald und das »Cockeyland« blieb zurück, und voraus, in der Richtung nach Queensland breitete sich das weite Land der großen Stationen, ein Land der Schafe und Schäfer und dennoch keineswegs ein Arkadien.

*»Der Schäfer spricht, wenn er frühmorgens wei-*

det:

*>Dort drüben wohnt sie hinter Berg und Flüssen!<  
Doch seine Wunden deckt sie gern mit Küssen,  
Wenn lauschend Licht am stillen Abend scheidet.«*

Wie weit ist man hier von Strickstrümpfen und Schalmeien, wie fern von Flöten und Menuetten!

Als »Station« bezeichnet man in Australien, was man in anderen Zonen eine Farm nennen würde. Man könnte sie auch Wollfabriken nennen; so geschäftsmäßig geht dort alles zu. Die Landflächen, über die sie gebieten, sind oft von einem für europäische Begriffe geradezu märchenhaften Umfang und die Zahl ihrer Schafe geht in die Hunderttausende. Hier ist auch stets Bedarf an »Händen«, zumal in der Schurzeit, und demgemäß sind die Straßen, oder was man dortzulande darunter versteht, belebt von »Bündelmännern« auf der Arbeitsuche, wenngleich nicht verschwiegen werden darf, dass sich nicht wenige darunter befinden, die täglich zum lieben Gott beten, dass sie sie nicht finden mögen.

Diese letzteren nennt man »sundowners«.

Schon früher habe ich Gelegenheit gehabt zu erwähnen, dass Australien das Paradies des Landstreichers ist; sein Paradies und seine Hölle, wie man es immer auffassen mag. Die Schafzucht, die saisonweise arbeitet und auf kurze Fristen Arbeitskräfte benötigt, die sie dann wieder auf die Landstraße wirft, hat das so mit sich gebracht. In keinem anderen Lande, selbst nicht in Südamerika, sieht man so

viele und so malerische Exemplare des Lumpacius Vagabundus auf den Landstraßen tippeln. Arbeiter, Abenteurer, weggelaufene Matrosen und wiederum Menschen von vornehmer Herkunft und tiefer Bildung, ausgerüstet mit dem ganzen Wissen ihres Jahrhunderts. Aber alle mit dem Bündel auf dem Rücken und dem Billy in der Hand. Die Landstraße macht sie alle gleich. Und doch gibt es auch hier noch Standesunterschiede. Ein besserer Vagabund kommt zu Pferde, ein Kapitalist leistet sich – wie ich – einen »turn out«, mit dem das Landstreichen eigentlich ein fortgesetztes Picknick ist. Doch ist auch das keine ungemischte Freude. Wer Vieh besitzt, der ist auch der Sklave seines Viehes. Er muss dafür sorgen, dass ihm die nötige Nahrung zuteil werde; aber woher nehmen und nicht stehlen, jetzt, wo das Land ringsum kahl wie eine Dreschtenne aussah und Rosinante schnuppernd auf der Weide umherging »wie ein Tier auf dürrer Heide, von einem bösen Geist im Kreis herumgeführt«, ein Ebenbild wahrlich ihres berühmten Vorfahren:

*»Come Rosinante estais tan delgada?*

*Porque nunca se come, y se trabaja.«<sup>7</sup>*

Es war eine Angelegenheit, die mir viel Kopfzerbrechen verursachte, wie so manches andere, über das ich nicht Bescheid wusste als Anfänger im Busch, und so war es ein Glück, dass ich eines Abends an einer großen Station ankam, wo um ein Feuer ein ganzer Kongress von Sundownern versam-



melt war, die mich über manches aufklärten. Dicht am Flussufer hockten sie unter einem hohen Gummibaum und kochten den Billy auf landesübliche Weise.

»Hallo, Dick!« rief mich einer an, als ich eben vorüberfahren wollte.

Dick – das ist nämlich der Name für jedermann im Busch. Manchmal auch Jim, Jack, Joe oder was einem sonst gerade einfällt. Es ist eine fröhlich gefährliche Unterwelt der Vornamen, in der man sich bald selbst nicht mehr auskennt in der Zahl der Namen, bei denen man gerufen wird.

»Hallo, Joe!« sagte ich, »kann man an eurem Feuer den Billy kochen?«

»Aber natürlich.«

So stieg ich ab, spannte Rosinante aus und füllte den Billy mit Wasser am Fluss, derweilen die anderen Pferd und Wagen mit sachverständigen Mienen musterten.

»Ein verdammt feines Pferd, das du da hast«, meinte der, den ich für die Gelegenheit Joe zu nennen beliebte.

»Gut?« sagte Jack geringschätzig. »Heißt du das gut? Das *war* einmal gut vor zwanzig Jahren!«

»Gut genug für einen armen Mann«, antwortete Joe, »und außerdem ist es nur zwölf Jahre alt.«

»Wenn das zwölf Jahre alt ist, dann bin ich ein Schuljunge,« sagte Jack und kratzte dabei seinen grauen Haarschopf.

Das Argument wurde immer hitziger. Rosinante wurde betastet von allen Seiten. Sie untersuchten

die Hufe, sie rissen ihr Maul auf und schauten nach den Zähnen, ohne jedoch zu einer Einigung zu kommen.

»Nun ja«, sagte endlich Joe, »meinetwegen sollst du recht haben. Zwanzig oder nicht, ein Pferd ist ein Pferd und ein Wagen ist ein Wagen und verdammt besser als gar keins.«

In diesem Punkte waren sie sich nun wieder alle einig. Rosinante wurde endlich auf die Weide entlassen, derweilen ich mir über dem Feuer mit meinen Kochkünsten zu schaffen machte. – Eine seltsame Erscheinung, die mir schon viel Stoff zum Nachdenken gegeben hat, ist die verschiedenartige Koch- und Backmethode, die auch bei sonst gleich gearteten Verhältnissen von den Abenteurern der Landstraße in den verschiedenen Zonen angewandt wird. So wird z.B. der Goldgräber in Alaska dabei anders zu Werk gehen als ein Eseltreiber in den argentinischen Kordilleren oder ein Känguruhjäger in Australien. Die große Kunst der australischen Buschküche ist der sogenannte Jonnycake, ein primitives Gebäck aus Mehl und Wasser und Backpulver, das dennoch einer gewissen Technik bedarf zu seiner sachgemäßen Herstellung. Unter den Augen jener Veteranen kam es mir an jenem Abend besonders zum Bewusstsein, dass ich noch ein Lehrling im Busch war.

»Da sieht man's, dass du noch ein Grünhorn bist«, sagte Tom mit herablassender Miene, »zeig mal her.«

Schon hatte er die Asche des Feuers auseinander-

dergezogen. Schon hatte er irgendwo ein rostiges Stück Drahtmaschen von einem Zaun gefunden, das er mit dem Teig darauf als Rost auf die Asche legte. Nach zehn Minuten hatten wir ein ganz lockeres, frisches Brot. Und während wir nun den schwarzen, starken, bitteren Buschtee tranken, fragten mich die anderen in ihrer langsamen Weise gründlich aus über das Woher und Wohin. »– Erst drei Wochen in Australien? – Ha, ja! Sieh mal an! Da hast du es aber eilig gehabt mit dem Swag. Verdammt eilig. Das muss man sagen. Die meisten brauchen drei Jahre, bis sie darauf verfallen, und zu einem *turn out* bringen sie es im Leben nicht. – Und was suchst du nun hier? Wohl gar Ar-beit?«

Sie schüttelten sich alle bei dem Gedanken. Wo wollte einer hier erstens Arbeit suchen und zweitens welche finden, bei solchen Zeiten? In wenigen Tagen beginne zwar die Schurzeit. Da pflegten sie sonst die Bündelmänner bei den Haaren herbeizuholen aus Mangel an Arbeitskräften. Aber was sei da heuer wohl zu scheren, wo's keine Schafe gebe? Hier auf der Station habe man noch zehntausend gegen hunderttausend in normalen Zeiten. Auf den Nachbarplätzen sei es noch schlimmer und gar bei den kleinen Cockeys unten am Fluss werden die paar übriggebliebenen Hammel hungrig, wenn sie von einem Halm zum anderen laufen. – Verdammt das Land Australien! Es wird Zeit, dass die Bolschewiken kommen und da einmal eine Änderung bringen! »Und meinst du, dass sie bald kommen?«

»Wer kann das wissen?« jagte ich.

Worauf dann ein anderer: »Die können auch keinen Regen machen.« Worauf dann Tom ihn zu einem Boxkampf herausforderte, bis schließlich das Argument sich in einer Serie von Flüchen auflöste, wie man sie so schön und bildhaft nur im australischen Busch hören kann und das Gespräch langsam eine andere Wendung annahm. – »Verdamm deine Augen!« rief plötzlich Tom. Dies an die Adresse von Rosinante, die an seinem Billy schnupperte, »hast du keine Koppel für das Mistvieh?«

»Woher eine bekommen?«

»Woher bekommt man so etwas? Ich sag's ja, dass du kein Buschmann bist! Das klaut man sich vom ersten besten Gaul auf der Weide und die Glocke nimmt man auch gleich dazu. – Ja, und dann brauchst du noch eine Laterne, die man in jedem größeren Schafschuppen *finden* kann mitsamt dem Petroleum. Dazu noch Kaninchenfallen und solche Dinge. Man muss eben mit der Zeit gehen! Neulich kam einer von Broken Hill mit einer Blechliese (Fordautomobil) vorbei, und natürlich keinen Groschen Geld, aber Benzin genug, um ihn von hier nach Sydney und wieder zurückzufahren. Das hatte er gefochten auf den Stationen und geklaut in den Schuppen. Man muss eben mit der Zeit gehen!«

»Vor allem gib das auf mit dem Arbeitsuchen«, mahnte noch einmal ein anderer. »Da wird man müde und ärgert sich unnötig und es kommt nichts dabei heraus. Da ist Bill hier. Er ist schon dreißig Jahre lang am Darling und hat bis jetzt noch keine gefunden.«

Langsam und gewichtig sprach er die Worte, während er und die anderen ihre Habseligkeiten zusammenpackten und ein Nachtlager im Schafschuppen herrichteten. Nur ein junger »Pomm« (Name für frisch eingewanderten Engländer) war mit mir am Feuer zurückgeblieben. Der meinte, ich könne der Sicherheit halber doch einmal beim »Rep« nachfragen.

»Der Rep?« fragte ich erstaunt.

»Das ist der Boß der Scherer, der die Leute einstellt. – Ja, siehst du, du musst noch viel lernen. Ich hab's auch gemusst«, meinte er patronisierend. »Und nun will ich dir einmal zeigen, wie man richtiges Brot backt im Busch.«

»Ohne Ofen?«

»Wer sagt, dass hier kein Ofen wäre?«

Im Nu hatte er ein altes Blech erwischt, schnitt eine alte Benzinkanne entzwei, stülpte sie über den auf dem Blech liegenden Teig und deckte das Ganze mit heißer Asche zu. Fertig war der Backofen. Und während wir nun um die heiße Asche saßen und auf das Resultat der Backkünste warteten, wurde Tommy nicht müde, mir noch allerlei Ratschläge zu erteilen.

»Was? Gekauft hast du den Plunder auf deiner Karre? Gekauft? Bist du wahnsinnig geworden? Willst du die Zunft blamieren? Tee, Zucker, Mehl, Fleisch – so etwas bekommt man hier fürs Fragen auf jeder Station, wenn man sich einigermaßen stellt mit dem Koch. Und man muss darum fragen, sonst verdirbt man den anderen das Geschäft.

*You want to bum!*<sup>8</sup> – Ja, lieber Gott, ich war auch einmal dumm. Aber seither habe ich gelernt. – Verflucht das Land Australien! – Und eine Fischangel hast du auch nicht, wie ich sehe.«

Er brachte eine Angel, er flocht mir einen Halfter fürs Pferd, er kam mit einem kleinen Sack voll Mehl, das er gefochten hatte auf den verschiedenen Stationen, und duldete nicht, dass ich die Annahme verweigerte, denn er selbst hatte heute Arbeit für vierzehn Tage zu vier Pfund die Woche gefunden und kam sich reich wie ein Krösus vor.

Und warum er das tat?

Das eben ist die große Freimaurerei des wandernden Volkes. Er war sicher kein tugendhafter Jüngling. Es kam ihm sicher nicht darauf an, dem Squatter<sup>9</sup> ein Schaf zu entführen, wenn sich die Gelegenheit dazu bot. Er wäre vor einem Pferdediebstahl nicht zurückgeschreckt und hätte im passenden Augenblick einen Schafschuppen ausgeräumt ohne Gewissensbisse, aber das alles hinderte ihn nicht, seinem Mitmenschen am Straßenrande behilflich zu sein aus purer Menschenfreundlichkeit, weil er gar nicht anders konnte, so wie ich es überall gefunden habe auf dieser Erde: die schlimmsten Teufel und die reinsten Engel und Himmel und Hölle sind noch immer auf der Landstraße.

- 
1. Mischwesen der griechischen Mythologie <<<
  2. Was wünschen Sie? <<<

3. Don Quichotes Pferd, alter Klepper <<<
4. vertrauenswürdiger Ansiedler <<<
5. Man muss mit allem rechnen <<<
6. australische Großherdenbesitzer <<<
7. Warum, Rosinante, bist du so mager?  
Man kommt nicht zum Fressen bei dem ewigen Schuften <<<
8. Man muss halt fechten <<<
9. Siedler, der ohne Rechtsanspruch auf unbebautem Land siedelt <<<

## 13|Romantik der Wolle

EIN SELTSAMER FLUSS / »DARLING DREADNOUGHTS« /  
TANTALUSQUALEN / EIN GESEGNETER DURST /  
BUSCHDÖRFER / EIN BESSERES CAYENNE / EINE  
TIEFSCHÜRFENDE KONVERSATION / »AUF DAS  
NASENBEIN KOMMT'S AN« / DIE SCHECKJÄGER /  
BESCHAULICHES MARTYRIUM / EIN MEHR MALERISCHES  
ALS REINLICHES HEER / FÜRSTLICHE LÖHNE FÜR DIE  
ANDEREN! / S.M. DER SCHAFFSCHERER / EIN  
SCHWIERIGES HANDWERK / ETWAS VON BUSCHKÖCHEN  
/ DON QUICHOTE IM BUSCH / WIRKLICH REGEN!/  
IDYLL IN DER SCHÄFERHÜTTE / »BRÜLLPETER« ERZÄHLT  
EINE GESCHICHTE / EINE WÜSTE NACHT / ROSINANTE  
WIRD MIR UNTREU / VERIRRT IM BUSCH / EIN  
HANDELSGESCHÄFT / VANDALENAKTE / WEITER MIT  
DEM WOLLKARREN

Noch immer weiter ging es flussaufwärts am Darling. Es ist ein seltsamer Fluss von der Art, wie man sie nur in Australien findet. Was wir früher schon vom Murrayriver sagten, das gilt auch vom Darling, nur dass hier die Flussufer noch höher und die Uferbänke mit einem noch zäheren Schlamm besetzt sind. In den langen Monaten der Dürre ist der Darling fast ebenso trocken wie ein südwestafrikanischer Onuramba. Aber wenn vor Einbruch des Winters in Queensland der Regen zu fallen beginnt, dann hat man tausend Meilen weiter unten schon die Höhe der Flutwelle berechnet, Wochen ehe sie



fällig ist. Die »Darlingdreadnoughts«, die so lange auf dem Trockenen gesessen haben, machen sich reisefertig und dampfen bei erster Gelegenheit flussaufwärts mit den Frachten für die Stationen.

Nun war es beinahe wieder so weit. Nun wälzte sich das Wassergelb durch die tiefe Rinne, das Gras stand fußhoch in der Dschungel. Aber eine reine Freude war es darum doch nicht. Wer den Darling nicht versteht, für den ist er ein ärgerliches Ding. Durstig von der langen Fahrt kampiert man am Flussufer unter den Gummibäumen. – Jetzt erst einmal einen Tropfen Wasser! Drunten blinkt es ganz aus der Nähe, nur wenige Meter entfernt. Aber wie hinunterkommen? Wo sich festhalten an den steilen Bänken, wo man bei jedem Schritt bis über die Knöchel in dem zähen Lehm versinkt? Noch heute – nachdem doch schon beinahe ein Jahr darüber hingegangen ist – denke ich mit Ärger zurück an meine verzweifelten Bemühungen beim Wasserschöpfen, mühsam balancierend auf einer Baumwurzel und oftmals den kostbaren Inhalt wieder verschüttend, nachdem er beinahe schon oben war, während Rosinante durstig schnuppernd unter den Bäumen wartete. Unglaublich, was so ein Vieh alles saufen konnte!

Man muh ein gelernter Darlingreisender sein, um die Stellen zu wissen, die ungehinderten Zugang gewähren, ohne mit Seiltänzerkünsten das Wasser zu balancieren.

Gelernte Darlingreisende – es gibt deren genug. Hartgesottene »Old timers«, richtige Speckjäger,

um in der Sprache der deutschen Landstraße zu reden. Mit den ersten Ansiedlern in den neunziger Jahren sind sie zum Fluss gekommen und seither haben sie getreulich den Swag auf und ab getragen von Station zu Station an seinen Ufern, bis sie grau und endlich weiß geworden sind und nichts mehr an ihnen ordentlich funktionieren will als die nimmermüden Füße. Die meisten sind schon im Genuss der vom Staate gewährten Altersrente, die freilich pünktlich an jedem ersten die Gurgel hinunterfließt in der nächsten Buschkneipe oder in einer von diesen aufblühenden Ortschaften.

Und das bringt mich zwanglos auf ein Thema, von dem ich nur mit Unbehagen spreche:

Das Langweiligste, Ödeste, Trostloseste auf dieser Erde ist eine Buschkneipe im Innern Australiens. Von ihren Reizen habe ich schon an anderer Stelle berichtet, aber schlimmer als jene ist das Buschdorf und über diesem sträubt sich die Feder. Schwer zu sagen, was außer dem baren Verdienst einen Menschen veranlassen könnte, dort seine Tage zu verbringen. Denn es ist eine Verbannung zwischen Wellblech, ein besseres Cayenne. – Vom fernen Sandhügel hält man Ausguck nach der verheißenen Stadt. Nichts ist zu sehen als graues Land im grellen Sonnenlicht und der Staub über der Steppe. Irgendwo in der Ferne blitzt Wellblech unter staubigen Gummibäumen. Beim Näherkommen sieht man noch mehr Wellblech. Unversehens ist man schon mitten im Ort, auf einer Fläche, die so groß ist, dass man den Platzschwindel bekommt. Irgendwo steht

ein Store<sup>1</sup> mit einer hölzernen Veranda, auf der eine unbewegliche Gestalt, die ganz Hut ist, immer Siesta hält. Irgendwo klinkt langweilig eine Windpumpe.

Irgendwo fangen sich die Sonnenstrahlen in einem Haufen leerer Whiskyflaschen. Vielleicht weht der Wind. Dann klappert es seltsam in den Gummibäumen, dann wirbeln die gelben Staubwolken und die leeren Konservenbüchsen kollern durch die einzige breite Gasse. Vielleicht ist es windstill. Dann brütet die Sonne und die Hitze flimmert über dem blinkenden Blech und ringsum ist es so still wie in dem Nirwana, von dem die Buddhisten träumen.

In solcher Umwelt gibt es nur eine rettende Gnade: das Wirtshaus.

Wir binden den müden Gaul an die Veranda unter dem großen Schild, auf dem so einladend »Hotel« geschrieben steht und wecken zunächst einmal den Wirt.

»Rum!«

Er bringt uns das Getränk, das wir langsam schlürfen, und das aus guten Gründen, denn es brennt wie Schwefelsäure. Und dann – was soll man denn mit sich anfangen bei solcher Hitze? – Man trinkt noch einen Rum. Über dem ist es Abend geworden und eiskalt. Die schwarze Gin<sup>2</sup> macht ein Feuer im Kamin. Langsam versammeln sich darum einige Honoratioren des Ortes. Langsam kommt so etwas wie eine Konversation zustande. Ausnahmsweise bewegt sich das Argument einmal nicht um

die Schafe, sondern in höheren Sphären, *gentleman-like*.

Morgen würde also Tom mit Gene in New York boxen. Welch ein Ereignis! Zehn Pfund für Tom! –

Aber wieso denn, wo er doch fünf Pfund leichter ist?

Ja, aber die Faust misst fünfzig Zentimeter im Umfang, er ist gut im Fußwert und kann was einkassieren.

Erinnern Sie sich doch, meine Herren, an den großen Tag, wo Tom Sharkey mit Jim Maloney boxte?

Ah, da hat man's wieder gesehen! Auf das Nasenbein kommt's an, ebensoviel wie auf die Fäuste. Und dann – Gentlemen – ist doch auch die Kopfarbeit bei Tom besonders glänzend. So mit dem Kopf in den Magen –

So ungefähr hört man's im Busch und überall in Australien bei Leuten, die bestrebt sind, ihre Konversation einigermaßen auf der Höhe zu halten. Mehr noch als anderswo hat sich hier die moderne Richtung der Abkehr vom Geistigen durchgesetzt. Der beste Boxer ist ihnen auch der vollkommenste Mensch. Niemand fällt es ein, das in Frage zu stellen. Jedes Kind auf der Straße kann die Namen dieser Übermenschen im Schlafe hersagen. Jede Zeitung bringt zehn Seiten Sport für eine halbe Politik. Internationale Boxkämpfe werden einem bis zur Fieberhitze erregten Publikum in solch flammenden Überschriften verkündet wie jene, die ich eines Tages als New Yorker Sonderbericht in einer Syd-

ney-Zeitung las:

»Hallo Tom, says Gene!«<sup>3</sup>

Nun mögen die Götter wissen, wer Tom und wer Gene ist; aber der Australier weiß und würde jeden als eine Unschuld vom Lande ansehen, der seine Unwissenheit auf diesem Gebiete zur Schau stellte.

Alles das ist, wie gesagt, ein unerschöpfliches Thema an australischen Kaminen, selbst im hintersten Busch. Aber einmal beginnt es doch leerzulaufen, und dann müssen wieder die Schafe zur weiteren Unterhaltung herhalten. Es war das zur Zeit ein trübes Thema, so trüb und freudlos wie das Feuer im Kamin. Dieser hat zweitausend, jener dreitausend Schafe verloren. Mit dem gegenwärtigen Stand der Weide sähe es noch immer traurig aus, und selbst wenn der Regen nun käme, was nutze er, wenn man keinen Stock mehr habe für die Weide? Denn so ginge es immer in diesem Lande: zuerst habe man Schafe und kein Futter und dann Futter und keine Schafe.

So schleppt sich in der Regel die mühsame Unterhaltung hin, bis dann endlich einmal ein paar Jungen von der Station kommen und Leben in die Bude bringen. Sogleich rundet sich die essigsaurer Miene des Galgenstricks von einem Gastwirt:

»Hallo, Bill! Auch wieder hier? 's ist ein Monat von Sonntagen, seit wir uns nicht mehr gesehen.«

Mit hörbarem Ruck fällt Bills Scheck auf den Schanktisch.

»Sagt mir, wann ich mich durchgesoffen habe.«

Es sind so einige zwanzig Pfund. Es lohnt die Mühe. Für ein paar glückliche Stunden ist Bill der Held des Tages. Dann geht es zu später Stunde mit einem Hundstritt wieder hinaus aus der Bar und zurück nach der Station in Hemdsärmeln. Es ist auf den ersten Blick fast nicht zu begreifen, wie der australische Busch mit seiner trotz aller Rauheit so gutmütigen, in ihrer Denkart beinahe kindlichen Bevölkerung eine solche Gesellschaft von ausgekochten Schurken in seinen sogenannten Städten hervorbringen konnte. Wohin man schaut in jenen Plätzen, sieht man die lauernden Galgengesichter einer Menschenrasse, denen die Übervorteilung der lieben Mitmenschen zur zweiten Natur geworden ist. Man sieht sie beim Gastwirt, beim Krämer, sie verfolgen einen auf der Straße. Für das jämmerliche Unterkommen in einer miserablen Kneipe zahlt man mehr als für ein Staatszimmer im ersten Hotel in Sydney, ein Hut kostet so viel wie ein Anzug in Melbourne. Vor allem aber sind sie Scheckjäger, ein Gewerbe, das seinen Mann nährt. Kommt da so ein armer Teufel mit einem fetten Scheck von seiner Hütte, wo er vielleicht monatelang außer Hunden und Schafen keine lebende Seele gesehen. Menschenhungrig ist seine Seele, nach Zerstreuung, nach Abwechslung dürstet sein junges Blut. Und da gähnt ihm nun so ein Kaff entgegen mit seinem Wellblech in der grellen Sonne. Niemand kümmert sich um ihn. Einsamer selbst als in seiner Hütte steht er auf der Straße. Nur in der Kneipe ist er willkommen.

»Hallo, Jim ...«

Vielleicht ist auch so eine in Melbourne längst schon abgedankte Schönheit da.

»Man weiß, das Volk taugt aus dem Grunde nichts. Geschnürten Leibs, geschminkten Angeichts, Man weiß, man sieht's, man kann es greifen.

Und dennoch tanzt man, wie sie pfeifen.«

Monatelang hat man sich's geschworen in der Hütte: »Nie wieder!« Vielleicht widersteht man der ersten Versuchung, dann erliegt man der zweiten oder dritten. Es ist eine Springprozession von Fall zu Fall, bis man dennoch die Beute der Scheckjäger wird.

Doch das sind Geschichten und Tragödien, die viel zu traurig sind, als dass es sich lohne, bei ihnen zu verweilen. –

Wenn schon nichts Rühmenswertes zu berichten ist von den Buschdörfern, so muss man die »Stationen« umso mehr anerkennen in ihrer Wichtigkeit. Das muss eine glorreich-abenteuerliche Zeit gewesen sein, damals als die ersten »Squatters« mit ihren Tieren zum Darling kamen und die Grenzreiter ihre Schafe in stetem Kampf vor wilden Tieren und noch wilderen Menschen schützten. Heute ist alles Land, auch hier im Hinterland, eingefasst durch Zäune, die die Schafe besser bewachen, als Menschen es könnten. Die Tage des alten »Boundaryrider« sind vorüber. Heute ist er, wie in anderen Ländern, ein Schäfer, dessen Aufgabe im wesentlichen darin besteht, die Zäune abzureiten und wenn nötig auszubessern. Zehn Monate im Jahr ist das al-

les eine ziemlich stumpfsinnige Angelegenheit. Die großen Scherschuppen stehen tot in der Sonne. Die »Stationshände« machen sich ums Haus herum nützlich, der Lagerverwalter schläft über seinen Schätzen, in der »homestead«, dem meist mit einem mühsam bewässerten Garten umgebenen Herrenhause, sitzt der Squatter, der viel Whisky mit wenig Soda trinkt, und seine Frauen und Töchter, die lange Patienzen legen und in den Modejournalen blättern oder im »Sydney Bulletin« lesen.

Dann aber kommt die große Mobilisation. Es wird lebendig in den Telefonen, die zu den Schäferhütten führen. Aus allen Paddoks<sup>4</sup> setzen sich die Schafe in Bewegung, ein großes, graues Heer in konzentrischem Anmarsch, der je nach den Weisungen vom Hauptquartier bald aufgehalten, bald beschleunigt wird. Zu gleicher Zeit kommt aber auch Leben in das Heer der Arbeiter, die oft in Entfernungen von tausend und mehr Meilen sich aufmachen, um hier die kurze Verdienstmöglichkeit von knapp zwei Monaten mitzunehmen. Zu Fuß, zu Pferde, mit Autos, Fahrrädern und mit der Eisenbahn strömen sie herbei, ein buntes, zerlumptes, mehr malerisches als reinliches Heer.

Welche Menschen!

Im Gegensatz zu dem so überaus lammfrommen modernen Amerikaner sind die Australier durchweg von einem ausgeprägten Unabhängigkeitssinn be-seelt, der eng verbunden ist mit einer allgemein verbreiteten leidenschaftlichen Anteilnahme an Dingen



der hohen Politik. Nur so ist es möglich gewesen, auf diesem unendlich dünn bevölkerten Raume die gesamte Arbeiterschaft zusammenzuschließen zu einer gemeinsamen Arbeiterunion, die es verstanden hat, auch die politische Macht an sich zu reißen und seit Jahrzehnten das Land mit einem System zu beglücken, das nach außen, namentlich in Fragen des unglaublich hohen Schutzzolls, ganz nationalistisch ist, während im Innern Methoden angewandt werden, die man nur als bolschewistisch bezeichnen kann. In keinem Lande der Welt sind – auch an den Lebenshaltungskosten gemessen – die Löhne so hoch wie in Australien. Nirgendwo geht es dem Arbeiter so gut – auf dem Papier! So beträgt z. B. der Tariflohn eines Anstreichers in Sydney z. Z. 110 RM. pro Woche, eines gelernten Zimmermanns 121 RM. pro Woche, und die Maurer verdienen soviel, wie sie wollen.

Und doch –

Die Tausende, die da in Melbourne ihr Leben an den Suppen der Heilsarmee fristen, die Zehntausende, die bei Lagerfeuern vor den Farmen umsonst auf Arbeit warten, dürften sich wohl mit dem Liede sagen: »Was nützt mir ein schöner Garten, wenn andere drin spazieren gehn?« Was nützen die fürstlichen Löhne – der anderen, wenn man selbst den Billy über die Landstraße tragen muss, weil nirgendwo Arbeit zu finden ist, und das gerade aus diesem Grunde?

Von allen Seiten waren sie am Murray und Darling zusammengeströmt in jenem missvergnügten

Winter des Jahres 1928. Matrosen von den aufgelegten Schiffen, Bergleute von den Minen von Broken Hill, Handlungsgehilfen aus Sydney, die offenbar in einer Art Panik die Stadt verlassen hatten und nun ohne Swag, ohne Billy, ohne irgendwelche ländliche Ausrüstung, mit zierlichen Halbschuhen, in lächerlicher Stadtkleidung am Feuer saßen und nicht wussten, was sie mit sich anfangen sollten. Und den anderen ging es nicht viel besser als diesen »Stadtfräcken«. Keine Arbeit. Wenig Schafe. Kurze Schurzeit. Auch im Busch haben die Gewerkschaften für jede Arbeit einen Mindestlohn festgesetzt in Höhe von etwa vier Pfund pro Woche. Es ist ein fluchwürdiges Verbrechen, schlimmer als das Pferdestehlen, wenn etwa einer sich einfallen ließe, eine Arbeit anzunehmen, die unter diesem Tarif bezahlt wäre. Aber härter noch als das Gebot der Gewerkschaften ist das der Not, und so sah man sie ringsum recht fleißig und willig als »Volontäre« auf den Farmen arbeiten um ein Taschengeld von – einem Pfund pro Monat!

Ja, es ist manchmal seltsam bestellt um solche Arbeiterparadiese!

Anders steht es schon mit den Aristokraten unter den Arbeitern im Busch: den Schafscherern. Schafscherer sind überall eine eigene Rasse. In aller Herren Ländern habe ich sie zu beobachten Gelegenheit gehabt. In Patagonien, in Südafrika, hier in Australien, und bestenfalls kann ich von ihnen sagen, dass sie schwer zu behandelnde Menschen sind. Der Umgang mit Schafen bringt das so mit sich. Und das Bewusstsein der Unentbehrlichkeit.

Es ist ein anstrengendes Gewerbe, das eine gewisse Kunstfertigkeit verlangt, die man sich bezahlen lässt. Ein einigermaßen geübter Scherer erledigt durchschnittlich hundert Schafe pro Tag und erhält dafür eine Bezahlung von zwei Pfund und fünfzehn Schilling, also rund 55 Mark pro Tag. Viele gehen weit über diese Leistung hinaus und erreichen Wochenverdienste bis zu fünfhundert Mark!

Es gibt zwei Sorten von Scherern, die zur Schafschur pilgern. Die einen kommen per Auto oder Eisenbahn direkt aus der Stadt, geschniegelt und gebügelt, als ob sie zu einem Tanzvergnügen in der Vorstadt Paramatta gingen; richtige »swells«, wie man im Busch sagt. Die anderen sind ganz gewöhnliche Bündelmänner. Aber Götter sind sie alle, sobald sie Scherer sind. Sobald der »Mob«<sup>5</sup> zusammengestellt ist, ergreift er Besitz vom Scherschuppen und wählt einen Obmann, den »Rep«, als Verbindungsmann mit der Farmverwaltung. Dieser tritt dann vor die Tür und ruft es hinaus mit Stentorstimme:<sup>6</sup>

»Any cooks about?«<sup>7</sup>

Worauf dann eine Schar der seltsamsten Köche oder solcher, die es sein möchten, vor ihm auftaucht, alle mehr oder weniger zerlumpt und verkommen an unzähligen Lagerfeuern, denn es ist lange her seit der letzten Saison. Nach langer Beratung wird endlich ein Glücklicher erwählt, der dann einige Wochen oder Monate lang ein Höllenleben führen darf, denn es gibt nichts zwischen Himmel und Erde, das einen Scherer zufriedenstellen

könnte. Die saftigsten Beefsteaks, die leckersten »Brownies« (australisches Wort für Kuchen) machen bei ihm keinen Eindruck. Zehnmal am Tag will er Tee und zwei- oder dreimal Kakao trinken, zum Frühstück will er »*ham and eggs*«, <sup>8</sup> zum Lunch ein Kotelett, zum Nachtessen eine süße Speise haben. Und wie das alles kochen am offenen Feuer?

Weit verbreitet in Australien ist die Anekdote von jenem Buschkoch, der seine Dienste anbot mit den folgenden klassischen Worten: »Vom Kochen versteh ich zwar nichts, aber das wenigstens kann ich von mir sagen: einen willigeren und fleißigeren Koch wie mich könnt ihr im ganzen Australien nicht mehr finden.«

Ein anderer – ein Mann wie ein Baum, der seiner Sache sicher war – brachte sein Verhältnis zu der Mannschaft gleich von allem Anfang ins klare. Bei der ersten Mahlzeit marschierte er mit aufgekrem-pelten Hemdsärmeln in die Hütte und setzte das Essen mit hörbarem Gepolter auf den Tisch: »Hier ist Ihr Essen, Gentlemen, Sie können etwas davon haben, oder was vom Koch!«

Die Zahl solcher und ähnlicher Geschichten, die im Busch umgehen, ist Legion. Freilich muss man den Scherern zugestehen, dass sie arbeiten. Man muss sie gesehen haben, wie sie sich mit ordentlich knackendem Rücken über Schafe beugen, derweilen die sausende Maschine das ungebrochene Vlies wie einen Mantel vom Rücken des Schafes schält, das dann, nach getaner Arbeit, kahl und unwahrschein-

lich dünn, wie ein Ziegenbock zum anderen Ende des Schuppens hinausspringt. Es ist ein Pandämonium der Arbeit, das sich da abspielt im Halbdunkel des Schuppens. Die sausenden Maschinen, die halbnackten Gestalten, die die Wolle vom Boden auflesen und fortschaffen, das geschäftige Getue der Sortierer, das Ächzen und Stöhnen der Wollpresse im Nebenschuppen.

Leider ist nicht abzuleugnen, dass trotz dieses oben erwähnten gewaltigen Gebrauchs und Verbrauchs von Köchen dennoch in jeder, selbst in der besten Saison alljährlich ein erheblicher Überstand bleibt, eine Reservearmee von Köchen und solchen, die es sein wollen, die Wochen zuvor voll Hoffnung hinausgezogen, »Schuppen zu jagen«, wie der Fachausdruck lautet, und nun betrübt um die Feuer sitzen und auf Gott und die Welt und das Land Australien schimpfen. Weiter flussaufwärts am Darling, in der Gegend zwischen Bourke und Wilcannia, traf ich einen ganzen Trupp, der bei einer Station am Flussufer lagerte. Es war keine erfreulich aussehende Gesellschaft. Graue Köpfe, verwilderte Bärte, zum Teil auch harte Physiognomien,<sup>9</sup> deren Inhabern man es ohne weiteres glauben konnte, dass sie nicht allzu großen Wert darauf legten, in der Nähe der Polizei zu wohnen.

Aber ich war hungrig. Ein angenehmer Duft von gebratenen Fischen und gerösteten Hammelkeulen schwebte um das Lager, und da sie mich freundlich einluden, ließ ich Rosinante laufen und verbrachte

hier die Nacht als Koch unter Köchen. Es war eine ganz schöne und für diese Winterzeit ungewöhnlich milde Nacht, in der die Sterne groß durch das Blätterdach der Gummibäume schimmerten. Aber die böseartig verbissene Unterhaltung floss eintönig dahin. Es war auch eine zu traurige Gesellschaft von müden »Old timers«, die selbst der Busch schon abgetakelt und zum alten Eisen geworfen hatte. Einer aber fiel mir auf – ja, man machte so seine Bekanntschaften im Busch! – Er war ganz lang und dürr und hatte große, schwarze, wildblickende Augen; ein wiedererstandener Don Quichote. Von diesem hatte ich schon gehört in den Gesprächen der Jungens weiter flussabwärts. Es war »roaring Peter«, Brüllpeter. Er war schon länger im Busch und mehr noch verwittert von diesem als irgendein anderer von den Jungens. Und doch hatte er einmal andere, bessere Zeiten gesehen, glorreiche Zeiten auf seine Art, damals, als er noch Kapitän war auf einem »black birder«, einem jener Südseeschoner, die in vergangenen romantischeren Zeiten mit List und lockenden Versprechungen, oft auch mit roher Gewalt die Kanaken in ihren Inselparadiesen aufgriffen und gegen gutes Kopfgeld nach den Zuckerrohrplantagen in Queensland verfrachteten. Doch das war lang, lang vor der Zeit, da er hier am Feuer saß. Exotisch wie er aussah, kam mir doch sein Englisch verdächtig vor, sodass ich ihn geradeheraus fragte, ob er nicht etwa doch in der Gegend von Heidelberg oder Karlsruhe zu Hause wäre, was er denn auch zugab nach einigem Leugnen.

»Hast du Tabak?« fragte er mich.

»Nein«, sagte ich.

»Aber eine Zeitung.«

Die hatte ich. Ich gab ihm ein Blatt aus dem »Sydney Bulletin«, das er sorgfältig glättete. Dann suchte er die letzten verlorenen Tabakkrümel aus seinen zerrissenen Taschen, legte sie auf das Papier und rollte eine Zigarette, Marke »Sydney Bulletin«.

So etwas nennt man eine »Cadie«, eine Buscharkadia.

Als er damit fertig war, legte er sich auf die andere Seite. Das Gespräch verstummte. Bald hörte man nur noch das Knistern des Feuers, das Kruksen der wilden Tauben und das Schreien der Kakadus, die uns in den Schlaf sangen. –

Aber noch ehe der Morgen graute, wurde ich unsanft aufgeweckt durch etwas, durch ein Naturereignis, an das ich schon gar nicht mehr glauben wollte. Schlaftrunken schaute ich in den grauen Himmel. Der Wind heulte in den Baumkronen. Es trommelte auf den Blättern. Dicke Tropfen fielen auf den Boden. – Es regnete wirklich!

Und es hörte auch sobald nicht wieder auf. Drei Tage lang hockten wir in dem Schuppen und lauschten voll Wonne auf den Regen, der auf das Wellblechdach trommelte. Es gibt keine lieblichere Musik für australische Ohren. Denn wenn es einmal wirklich dort regnet, so regnet es Pfunde. –

Während dieser Zeit hatte ich Muße, mir über meine kommenden Reisepläne einen Überblick zu machen. Bisher war Queensland mein Traum gewe-

sen, aber Brüllpeter hatte mich richtig beredet zu einem Abstecher nach Osten, in die Richtung der Neu-England-Berge. Dort sei die Gegend lange nicht so abgegrast, und außerdem brauche man sich doch jetzt nicht mehr an den Fluss zu halten, wo es überall Wasser und bald auch Gras für das Pferd gäbe. Sobald es richtig aufgeklärt hatte, zogen wir denn weiter. Ich mit meinem Wagen, er mit seinem schwerbepackten »Kamel« (Buschname für Fahrrad).

Die Gegend, in die wir nun kamen, ist noch weit dünner besiedelt als die am Darling und die Stationen so weit auseinander, dass man in der Regel ein- bis zweimal dazwischen im Busch oder in Schäferhütten übernachten muss. Die sehr sandigen Wege ermöglichen nur ein langsames Vorwärtskommen und die mit Tamarisken und Salzbüschen besetzte Ebene bietet auch keine erfreuliche Augenweide, wenngleich gerade diese für das Laienauge so spärlich aussehenden Salzbüsche das allerbeste und gegen jede Art von Dürre widerstandsfähigste Viehfutter liefern. Gegen Mittag kamen wir an eine kümmerlich genug aussehende Schäferhütte, die aber Brüllpeter so gut gefiel, dass er sich weigerte, weiter zu reisen. Denn bei ganzen Tagemärschen – so meinte er – würde man müde werden. – Und warum? Am Rande einer großen Lagune, die der letzte Regen mit schlammigem Wasser gefüllt hatte, machten wir ein Feuer. Das junge Gras, das mit der für Steppenländer so charakteristischen Schnelligkeit auf den ersten Regen hin schon herausgeschos-



sen war, war ein Traktament für Rosinante und so war alles in schönster Ordnung. Die Hütte freilich war eine seltsame Konstruktion aus alten Petroleumtannen und einem Dach aus Gummibaumrinde. Der Schäfer, der sich schon seit Wochen nur mit seinen Hunden und mit dem klappernden Teekessel unterhalten hatte, nahm Rache dafür an uns, indem er uns stundenlang in seiner schläfrigen Weise über die neueste *chronique scandaleuse* im Busch unterhielt. Leider war sein Tabak ausgegangen und aus diesem Grunde rauchte er in seiner Pfeife gedörrte Gummiblätter, die einen Rauch verbreiteten, der fast so scharf und beißend war wie die Flüche, mit denen er seine Geschichten würzte.

So ist das Schäferleben in diesem modernen Arkadien. Eine beschauliche Verbannung in behaglicher Verzweiflung, zwischen Herde und Hütte.

Nebenan klankt eine Windpumpe über dem Trog, in dem manchmal wirklich Wasser genug für die Schafe ist. Der Tag ist lang in dieser Einsamkeit; aber länger noch sind die Nächte mit den verworrenen Stimmen der Wildnis unter dem sternklaren Himmel. Da sitzt man dann neben der rußigen Feuerstelle, über der der Billy baumelt, und schaut in die unruhigen Flammen und hält Konversation mit dem kochenden Wasser im Teekessel und mit den Hunden – vor allem mit den Hunden. Zumeist sind es deutsche Schäferhunde, aber seit dem Kriege beliebt man sie »Alsacians«<sup>10</sup> zu nennen. Kein Tier gibt es auf dieser Erde, das so viel Lügen über sich erge-

hen lassen muss wie ein Schäferhund. Der ist kein rechter Buschmann, der nicht ein halbes Dutzend davon auf Lager hat. Und doch hätten sie es nicht nötig, denn auch die Wahrheit bietet Stoff genug zu erstaunlichen Berichten. War da einmal ein Sundowner, der sich seine Hunde zum Schafefangen abgerichtet hatte und damit einen angenehmen, wenn auch ungesetzlichen Unterhalt verdiente. Das ging, so lange es gehen konnte, bis der Herr eines Tages in Nummer Sicher saß, worauf dann die treuen Hunde noch fortgesetzt an jedem Tage eine Schafherde in den Gefängnishof trieben, bis man sie endlich totschoß.

Auch am nächsten Tage nahmen wir uns Zeit auf unserer Wanderung und mussten noch einmal im Busch übernachten, ehe wir die Station erreichten. Es war eine böse, bitterkalte Nacht mit eisigem Wind, der ab und zu die Regenschauer vor sich hertrieb.

Trotz des gewaltigen Feuers vermochte ich nicht warm zu werden. Aber Brüllpeter legte sich flach auf den nassen Boden, deckte sich zu mit seiner dünnen Baumwolldecke, die die Funken von unzähligen Lagerfeuern schon wie ein Sieb durchlöchert hatten, und schlief gleich ein. Gegen Mitternacht wurde er wieder munter, zündete sich eine Zigarette an und begann in aller Ausführlichkeit von seinen Erlebnissen zu erzählen. – Wie er mit dem Großfürsten Nikolajewitsch auf Reisen war, wie er in Monte Carlo seine letzten hunderttausend Francs verspielte und wie er in Konstantinopel mit

dem Großwesir dinierte. Mir wurde ein wenig unheimlich zumute bei solchen Berichten. Über das Feuer hinweg sah ich sein verwittertes Gesicht und die wilden Haare. Dieser Brüllpeter fing an, mich nervös zu machen. Ich sann auf Mittel und Wege, wie ich ihn mit Anstand wieder loswerden könnte. Aber als der Morgen graute, war er verschwunden, mit ihm aber noch etwas anderes, und das brachte mein Abenteuer im Busch zu einem vorzeitigen Ende. –

Nein, ich will nicht die Götter anklagen wegen meines Missgeschicks. Es war ganz meine Schuld. Denn hatten mich nicht unterwegs schon alle Kenner gewarnt und mir geraten, ich solle mir eine Glocke klauen und dazu ein paar Spanner für die Vorderhufe? Nun war es zu spät. Rosinante war fort. Weit und breit war keine Spur von ihr zu sehen. Und wie sie nun finden in einem mit dickem Busch übersäten Paddock von 20 000 Hektar? Anfangs dachte ich, dass vielleicht Brüllpeter auch hier den Sklavenhändler gespielt hätte, aber den Gedanken gab ich bald auf. Die Spur seines Fahrrades war deutlich zu verfolgen in dem aufgeweichten Boden. Der alte Klepper wäre ihm nur Ballast gewesen. Mir aber war er A und O im Busch, denn wer sonst sollte mir meine Karre wieder herausfahren? Ratlos schaute ich vor mich hin. Das Weinen war mir näher als das Lachen. Und der Himmel selbst fing an zu weinen über das Missgeschick. In Strömen kam der Regen herunter auf die graue Asche des verloschenen Feuers. Zitternd vor Frost lief ich stun-

denlang im Busch umher und folgte den Pferdespuren, die sich immer wieder verwirrten. Denn die Pferde gehen manchmal wunderliche Wege, und es ist nicht jeder ein Lederstrumpf, ein Winnetou, Old Shatterhand und noch viel weniger ein Sherlock Holmes.

Eine australische Schaffarm misst nicht mit Maßen europäischer Entfernungen. Das dazugehörige Gelände wird durch Drahtzäune aufgeteilt in mächtige »Paddocks«, von denen jede einen Flächeninhalt hat von einigen 15 000–20 000 Hektar. – Und wie sich nun zurechtfinden in solchem weg- und steglosen Stück Wildnis mit den Büschen, die sich überall gleichen wie die Wege in einem Irrgarten, in dem die Spuren von Mensch und Tier wirr durcheinander laufen und es zumeist nur ein einziges Wasserloch gibt, das obendrein noch oft vertrocknet ist?

Da der Boden feucht war vom Regen und mein Pferd beschuhte Hufe hatte, was sonst nur sehr selten der Fall ist bei Buschpferden, gelang es sogar meiner Unfähigkeit in den Buschmannskünsten, die Spur zu verfolgen, die in schnurgerader Richtung Gott weiß wohin führte. Stundenlang war ich ihr gefolgt und noch immer wollte das kein Ende nehmen. Ganz erschöpft stand ich still. Der Tag begann sich schon zu neigen. Es fing wieder an zu regnen. Überall hörte man das Kru-Kruk der Wildtauben. Ganz in der Nähe heulte ein Dingo.<sup>11</sup> Einen Augenblick wollte ich nachdenken. Ich kam mir lächerlich vor

in dieser Lage. Ein hässliches Angstgefühl lief mir kalt den Rücken hinunter. – Was tun? Hier liegenbleiben in dem Regenwetter? Weitergehen – wohin? Mechanisch tappte ich wieder vorwärts hinter den Pferdespuren. Da stand ich plötzlich vor einer Telegrafienstange, die ich vor Freude beinahe umarmt hätte. Vor mir lag die große, breite Straße, die nach Wilcannia führt. Nun wollte ich keinen Schritt mehr weitergehen. Rosinante hatte ich abgetan mit einem Fluch und einem Steinwurf. Das ganze Pferdegeschäft war mir verleidet. Hier am Straßenrande wollte ich warten auf irgendein Fahrzeug, das mich mitnehmen konnte nach einem von Menschen bewohnten Platz, wo man sich die weiteren Schritte in Ruhe überlegen konnte. Ich brauchte nicht lange zu warten, denn schon nach einer Stunde tauchte ein Auto auf; der Wagen eines Händlers – er ging, wie ich später erfuhr, unter dem Namen »Lausiger Joe« –, der mich bereitwilligst mitzunehmen versprach.

Aber Versprechungen sind billig, auch im Busch. Wir waren noch nicht fünf englische Meilen weit gekommen, da muckte der Motor. Gleich darauf blieb er vollends stehen, und das war ihm nicht zu verdenken, denn es war kein Tropfen Benzin mehr im Auto. Um das Unglück voll zu machen, war auch der Wasservorrat zu Ende. Den letzten Tropfen hatte der gefräßige Kühler verschlungen. Da saßen wir nun, eine traurige, misshandelte Gesellschaft unglücklicher Reisender, neben dem hungrigen Benzinroß. Ein wenig tröstete mich die Genugtuung, dass ich

nicht allein der Dumme war. Dass so etwas auch alten Buschleuten passieren konnte. Aber es war ein schwacher Trost. Glücklicherweise hatten wir in unserer Gedankenlosigkeit nicht auch noch die Streichhölzer vergessen. So machten wir ein mächtiges Feuer, um das wir freudlos saßen, während die Raben in den Bäumen krächzten. Lousy Joe erging sich in düsteren Prophezeiungen über unsere Aussichten. – Ja, das könne man nie sagen bei australischen Straßen! Jeden Augenblick mag ein Auto auftauchen. Vielleicht dauere es aber acht Tage, bis wieder eins komme.

Über meine Aussichten betreffs Wiedererlangung des Pferdes sprach er sich recht pessimistisch aus. Da habe ich mir ein schönes Unglücksvieh aufhängen lassen. Das sei nämlich ein »Springer«, der über die Zäune wegsetzt. Längst sei er schon in einem anderen Paddock, und wer da nicht ein richtiger Buschmann sei – und dass ich das nicht sei, könne man mir ja auf Meilen ansehen –, der könne es nunmehr so wenig finden wie eine verlorene Nadel in einem Heuspeicher.

Ich musste lachen.

Rosinante!

Aber Lousy Joe blieb bei seiner Meinung. Die Zahmen, das seien eben die Schlimmsten. Mit den Menschen sei es ja auch nicht anders.

Über solchen Gesprächen war die Nacht herumgegangen und der erste Strahl des hereinbrechenden Morgens begrüßte das Postauto, das von Bourke her kam und uns nun mit Benzin versorgte.

Vor wenigen Minuten erst waren sie an meiner Karre vorbeigekommen, die kaum eine halbe englische Meile entfernt neben der Straße lag. Sie hatten sich die Sache angesehen und einer von den Passagieren war nicht abgeneigt, mir den ganzen Plunder abzukaufen, so wie er da stand.

»Vier Pfund«, meinte er.

»Gut«, sagte ich.

»Und auch die Aussicht auf das Pferd, wenn ich es finde?«

»Auch das.«

Zug um Zug händigte er mir den Mammon aus. Aus war es mit der Kutsche, aus mit den großen Buschreisen, aus mit der Milchmädchenrechnung der Kaninchenfelle, die ich mir damit zu erobern gedacht. – »Adieu veau, vache, cochon, poulet.«<sup>12</sup> Mit den vier Pfund marschierte ich zurück zu meinem Kamp, holte meinen Swag, nahm den Billy und marschierte weiter zum nächsten Regierungstank, ohne mich noch einmal umzusehen, denn nach den gemachten Erfahrungen konnte ich es nicht über mich bringen, noch einmal eine Nacht auf dem verfluchten Platze zuzubringen.

Der Weg war weit und schwer. Das ungewohnte Bündel drückte auf den Rücken. Es wurde Nacht und ich tappte immer noch weiter auf der breiten Straße, auf die ab und zu der Mond ein weißes Licht zwischen zerrissenen Wolken durchwarf. – Wie lang war diese Straße! Jetzt erst bekam ich einen Begriff von dem bedauernswerten Ahasverda-

sein der armen »Swaggies«, die da jahrzehntelang ihr Bündel ruhelos von Station zu Station schleppen.

Zwei Tage dauerte die Reise auf der Straße, die tot und ausgestorben dalag. Nur einmal traf ich unterwegs einen Kollegen von der Landstraße, der in entgegengesetzter Richtung tippelte – einen von jenen aschblonden Yorkshiremännern, die im Busch alle unter dem Kriegsnamen »Sandy« gehen. Wir setzten uns in den Busch am Straßenrand und hatten eine kleine Unterhaltung.

»Hier haben wir ihn begraben«, sagte Sandy, während er seine Pfeife stopfte. »Armer Ginger! Er war ein guter Junge, und abgesehen vom Whiskytrinken hat's ihm keiner gleichgetan. Aber einmal hat er es doch zu oft getrieben, und der Busch erwischt schließlich auch den besten Buschmann, meist gerade dann, wenn er anfängt, nicht mehr daran zu glauben. Eine Gin folgte seinen Spuren. Irgendwo fand sie seinen Rock, ein Stück Wegs weiter seinen Swag und schließlich Ginger selbst neben seinem verhungerten Hunde und dem Fahrrad, das er in einem Baum aufgehängt hatte. Denn so geht es den meisten. Eine Schraube ist immer irgendwo los bei jedem von den Jungens – denn wie sonst kämen sie in den Busch? – Aber wenn einer so drei Tage lang kein Wasser mehr gesehen hat, dann fängt er an, Schlangen zu sehen am hellen Tage, und die Polizei hat nachher die Arbeit, ihn zu verscharren unter einem Gummibaum. Der Busch hat ihn umgebracht. So geht es meistens mit den Jun-



gens.«

Langsam und trocken hatte Sandy das erzählt, mit nachlässiger Stimme, wie einer, der davon berichtet, dass es gestern geregnet hat oder dass die Wolle um einen Penny pro Pfund hinaufgegangen ist. Die Pfeife war endlich im Gang, und er redete von etwas anderem. Ich aber war zu neu im Busch, um die grausige Geschichte so schnell zu verdauen.

*»In des Gummibaums Schatten, des Gummibaums Schatten*

*Ist des Herdenmanns Grab.«*

An jenem Abend schlief ich voller Durstqualen an einem leeren Wasserloch. Aber die Unruhe trieb mich schon um Mitternacht wieder auf den Weg, und gegen Morgen – es schien mir der kälteste in meinem Leben – erreichte ich den bewussten »Tank«, mit welchem Namen man in Australien die von der Regierung angelegten Wasserreservoirs bezeichnet. Es stand dort ein ganz schönes Haus, in dem vor kurzem noch ein Postmeister residiert hatte. Ein richtiger Kochherd stand neben dem Kamin. Aber in der weiten Runde war kein Brennholz zu sehen. So tat ich, was offenbar schon andere vor mir getan hatten an diesem Platze: ich riss noch ein Stück von der Veranda ab, und als das nicht genügte, machte ich Feuerholz aus der Bank vor der Tür. Das war nicht eben »law abiding«. <sup>13</sup> *Mea maxima culpa!* <sup>14</sup> Ich muss mich bekennen zu diesem

Vandalenakt, aber wer noch nie im kalten Morgen-  
grauen in einer Buschhütte saß, der werfe nach mir  
mit Steinen. Nachdem das Feuer ordentlich im  
Gang war, machte ich mir ein Bett auf dem Schreib-  
tisch zurecht, und so war es eigentlich ganz gemüt-  
lich, trotzdem die Krähen wie besessen am Dache  
rüttelten und die Geier ein hässliches Geschrei er-  
hoben um ein totes Känguruh, das im Hofe lag.

Gegen Mittag kam dann eine Wollkarre vorbei,  
deren Fuhrmann versprach, mich mitzunehmen bis  
zur nächsten Eisenbahnstation. Erst nach Dunkel-  
werden fuhren wir weiter. Zehnspännig, und ich  
hoch oben auf dem höchsten Wollballen. Die Nacht  
war kalt, aber wunderbar frisch und klar. Ringsum  
waren die hellen Sterne und vor mir die vielen ni-  
ckenden Pferdeköpfe. Da erlebte ich im Geiste noch  
einmal alles, was ich hier gesehen hatte im Busch,  
und ich war dankbar für das, was ich erleben durfte.  
In der Hütte hatte ich eine schmutzige, abgegrif-  
fene Ausgabe der »Seven Seas« gefunden, und da  
ich nach so langer Zeit einen Hunger nach Drucker-  
schwärze hatte, studierte ich die Gedichte beim  
matten Licht der Sterne. – Ja, da stand es wohl, was  
es am besten ausdrückte für mich und alle, die mir  
Weggenossen waren in diesen Wochen:

*»Yes, a health to ourselves ere we scatter,  
For the steamer wont wait for the train,  
And the legion that never was listed,  
Goes back into quarters again!  
Regards!*

Goes back and canvas again.

Here's now!

The swag and the billy again.«<sup>15</sup>

---

1. Laden, Geschäft <<<
2. Eingeborene Frau <<<
3. Wie schaut's, Tom? sagt Gene <<<
4. Gehege <<<
5. Pöbel, hier etwa Kolonne der einfachen Arbeiter <<<
6. Die Göttin Hera tritt während des Kampfes zwischen Griechen und Trojanern in Gestalt des Stentor vor die Griechen und fordert sie mit lauter Stimme zum Kampf auf. <<<
7. Sind hier Köche unter euch? <<<
8. Schinken mit Ei <<<
9. Die äußere Erscheinung von Lebewesen, insbesondere des Menschen und hier speziell die für einen Menschen charakteristischen Gesichtszüge. <<<
10. Elsässer <<<
11. Hunderasse <<<
12. Lebt wohl, Kalb, Kuh, Schwein und Huhn! <<<
13. Hausrecht <<<
14. mein größtes Verbrechen <<<
15. Ja, ein Prost auf uns alle, eh' wir scheiden;  
Denn das Schiff wartet nicht auf den Zug,  
Und die Mannschaft, die niemals gemeldet war,

Geht zurück in ihr altes Quartier.  
Seid begrüßt!  
Zurück nun ins alte Zelt.  
So ist's nun einmal!  
Huckt Bündel und Kochtopf auf! [<<<](#)

## 14|Insel der Seligen

EIN DURSTIGES HANDWERK / »SWELLS<sup>1</sup> TIPPLE« / EIN  
EMPFEHLENSWERTES GASTHAUS / UNTERWEGS NACH  
SYDNEY / IN DIE »BLAUEN BERGE« / DER SCHNEE ALS  
WELTWUNDER / EIN POLITISCHES GESPRÄCH / NOCH  
EINMAL IN NEW CASTLE / SCHLECHTE ZEITEN / HANS  
DER BIERBRAUER MACHT SEINE ERFAHRUNGEN / AN  
BORD DER »SIERRA« / ANKUNFT AUF DEN  
FIDSCHIINSELN / AUSTRALISCHES INDIEN / DIE  
TONGAINSELN / AUCH EIN KÖNIGREICH / ALLERLEI  
BEKANNTSCHAFTEN / DAS SCHWEIN AUF DER  
KÖNIGLICHEN VERANDA / INSEL DER SELIGEN

Die Nacht war vorüber, und noch immer keuchte der schwere Wollwagen weiter durch die sandige Straße. Toby, der Fuhrmann, hatte seine liebe Not mit den zehn müden Pferden. Mürrisch saß er auf dem hohen Bock und verfluchte jedes einzelne der Tiere gewissenhaft vom Schwanz bis zu den Ohren.

»Oh, Sandy – verdamm’ deine Augen! – Get up,<sup>2</sup> Bill! – oh woh! Alle miteinander. – Der Teufel hole eure schwarzen Seelen!«

Wie Flintenschüsse hallten seine Peitschenschläge. Zwischendurch fand er aber immer noch Zeit, sich rückwärts nach den Wollballen zu wenden, um mit mir eine Unterhaltung zu führen.

»Schlimmes Handwerk, das!« sagte er zwischen

langen Zügen aus seiner Pfeife, »fast noch schlimmer als Pferdestehlen. Ein durstiges Handwerk, ein verdammt durstiges Handwerk, kann man wohl sagen!«

»Das glaube ich«, sagte ich nachdenklich.

»Ja, aber mit dem Glauben allein ist's nicht getan«, fuhr er fort, »man muss auch danach handeln. – Wie Sie z. B. dort drinnen in der Hütte bei den Känguruhs, den Raben und den Dingos waren – wer weiß, ob Sie nicht noch dort saßen, wenn nicht Toby gekommen wäre mit seiner Karre. Und wovon hätten Sie da wohl gelebt? – Etwa von dem toten Känguruh? Oder von den Raben? Die muss man erst erwischen, und dann schmecken sie auch nicht gerade wie junge Hühner. – Well, und darauf wollen wir nun einen heben, wenn wir wieder unter Menschen kommen.

Ho, Bossy! Ich werde dir Beine machen!«

Wieder knallte die Peitsche, wieder zogen die Pferde an, von der Angst beflügelt.

Aber schon blinkte in der Ferne das Wellblech der »Stadt«, die sich um die Eisenbahnstation baute. Sie trug den Namen »Ivanhoe«, und so war doch etwas Poetisches an ihr, wenngleich sie im übrigen ebenso langweilig war wie jedes andere Buschdorf. Schon waren wir mitten im Orte, und während die Pferde ihren Durst mit langen Zügen in einem trüben, sumpfigen, fröschequakenden, seltsamerweise noch nicht ausgetrockneten Teiche löschten, eilten Toby und ich ins nahe Wirtshaus, um auch für unseren zu sorgen.

Toby ließ sich dort nicht lange bitten und bestellte eine Flasche »swells tippie« auf meine Kosten. Ich wunderte mich, was das wohl wäre in dieser unendlich langen Reihe von verschieden etikettierten Flaschen, die alle ungefähr dasselbe Gift enthielten. Ein »swell« ist in Australien etwa das, was man anderwärts auf dem Lande einen Stadtfrack nennen würde, doch ein »swells tippie« –

Aber siehe, der Wirt schloss ein Fach unter dem letzten Winkel der Bar auf und holte eine Flasche hervor, die er aus einer dicken Strohhülse herausschälte und uns präsentierte mit einem so freundlichen Lächeln, wie das bei seinem Galgengesichte immer nur möglich war.

»Champaigne« stand darauf.

Kalt lief es mir über den Rücken, als ich den Abstand zwischen solcher Etikette und den vier Pfund ermaß, die ich für meine Karre bekommen hatte. Aber Toby hatte sich schon der Flasche angenommen. Der Pfropfen flog bis zur Decke. Mit einem Zug, der von echtem Fuhrmannsdurst zeugte, jagte er den halben Inhalt der Flasche glucksend durch die Gurgel. Ein Glas ließ er mir übrig. Das Zeug schmeckte wie Apfelwein mit sehr viel Schwefelsäure, außerdem war es lau wie Spülwasser, aber Toby fand es göttlich.

»So«, sagte er, indem er sich aufblähte wie ein Frosch beim Regenwetter, »das wäre der Anfang!«

In diesem Augenblick aber gab es draußen ein furchtbares Stampede. Die zehn Pferde, die wahrscheinlich ein vorüberfahrendes Lastauto ersch-

recht hatte, rannten in voller Karriere über die Straße und der schwere Wagen hinterher wie ein Handkarren. Toby stürzte zur Tür hinaus. Ich habe ihn an dem Tag nicht wiedergesehen. –

Ivanhoe liegt zwar an der Eisenbahn. Dennoch ist ein abfahrender Zug keineswegs ein alltägliches Ereignis. Wer Glück hat wie ich, der kann immerhin nach knapp vierundzwanzig Stunden auf eine Abfahrt rechnen. – Aber wie diese langen Stunden totschlagen in Ivanhoe? Der Tag war rau und frostig, wie nur ein Wintertag auf dem australischen Hochland sein kann. Alle Gäste hockten eng zusammen um den kalten Kamin, in dem nur weiße Asche und ein Atom von Feuer zu sehen war. Aber bequem wie sie waren, fiel es keinem ein, für die nötige Heizung zu sorgen, dem Wirt am allerwenigsten. Als ich reklamierte, drückte er mir vertrauensvoll eine Holzaxt in die Hand und hielt mich zwei Stunden lang mit Holzhacken beschäftigt, was ihn freilich nicht hinderte, mir am anderen Tage eine gesalzene Rechnung für Kost und Logis vorzulegen; und kurzum, ich musste heucheln, wenn ich sagen wollte, dass mich irgendwelcher Trennungsschmerz erfasste, als ich endlich meinen Swag in dem Eisenbahnzug verstauen konnte, der gemächlich nach besseren Zonen rollte, während draußen ein blutiges Abendrot zum letztenmal den Busch in glühende Farben tauchte. –

Ostwärts ging die Reise durch die lange Nacht und einen darauffolgenden Tag, der auch kein Ende nehmen wollte. Erst jetzt, nach dieser fünfhundert



Kilometer langen Eisenbahnstrecke, sollte ich herausfinden, dass der Darling denn doch noch nicht ganz Australien ist.

Immer weiter blieb der graue Busch zurück, an seine Stelle traten junge Weizenfelder, die eben frisch und grün aus dem Boden sproßten, und darüber hingen schwere Wolken an einem regendrohenden Himmel. Langsam keuchte der Zug hinauf in die »Blauen Berge«, durch dichte Wälder mit seltsamen Farnbäumen und wiederum vorbei an steilen Schluchten zu einem winterlich anmutenden Hochland, das mit seinen blau verdämmernden Höhen an deutsche Mittelgebirge erinnerte. Die Felder lagen grau, braun und tot unter dem trüben Himmel, und wirklich, da wirbelte etwas Graues von oben herunter. – Es war wahrhaftig Schnee.

So etwas ist auch zur Winterszeit ein sensationelles Ereignis in Neusüdwaies. Der ganze Zug geriet in Aufregung. Man füllte Hüte und Reisetaschen, um die seltene Gottesgabe den Freunden und Nachbarn in Sydney zu zeigen. Ein neben mir sitzender lieber alter Herr polsterte damit seine Aktentasche, ehe er das begonnene politische Gespräch über die deutsch-australischen Beziehungen fortsetzte.

»Ja«, meinte er nachdenklich, »das kann ich nie verstehen, dass der Kaiser uns den Krieg erklärt hat. Und ich kann es ihm auch nicht vergessen. Denn sehen Sie, ich bin Engländer, und wenn ich keiner wäre, so wollte ich wohl einer sein. Ich könnte mir das gar nicht anders denken. Aber wenn

es schon einmal nicht anders ginge, hätte ich wohl Deutscher sein mögen, ehe uns der Kaiser den Krieg erklärt hat.«

»Soweit ich mich erinnere, hat König Georg dem Kaiser den Krieg erklärt«, wandte ich ein.

»Ja, aber er hat angefangen!«

Da konnte ich denn doch nicht umhin, ihn zu fragen, ob er überhaupt informiert wäre über die Vorgänge, die zum Kriege führten.

»Freilich«, rief er aus, »wo doch die verdammten Preußen den belgischen Kronprinzen ermordeten!«

Solche Information nahm mir einen Augenblick den Atem weg. Ich versuchte, ihm auseinanderzusetzen, dass das nicht ganz mit den geschichtlichen Tatsachen übereinstimme, aber damit forderte ich nur den Protest der anderen Reisenden heraus.

Ob ich das wohl besser wissen wolle als Leute, die schon lange in Australien sind? Über die Mörder des belgischen Kronprinzen entspann sich freilich ein Argument. Die einen meinten, es wären Österreicher gewesen, die anderen schoben sie den Türken in die Schuhe. Aber ermordet musste man ihn doch haben, denn wie sonst wäre der Krieg zustande gekommen? Nachdem solchermaßen das Gespräch mitten in die Kriegssereignisse geglitten war, mischte sich ein wohlgekleideter Herr hinein, der eine bronzene Feldzugsmedaille im Knopfloch trug:

»Der Kronprinz«, sagte er mit zornbebender Stimme, »der deutsche Kronprinz hat in einem Schloss zu Verdun im Elsaß einen goldenen Becher gestohlen. Aus dem hat er an jedem Tag einen Trop-

fen Blut im Champagner auf den Untergang Englands getrunken.«

Bei dieser erstaunlichen Behauptung zogen die Bremsen des Zuges an, und über holperige Weichen fuhren wir – keinen Augenblick zu früh – in den Bahnhof von Sydney ein. – –

Die Stadt Sydney war von jeher das Mekka der Australier und wird es auch in Zukunft bleiben. Man muss sie im Sonnenglanze eines australischen Wintertages gesehen haben, und dann ist jedes Wort zu ihrem Preise zu viel. In einem Leben der Wanderungen habe ich alle Welthäfen gesehen, von denen man ein Geschrei macht in den Touristenbüros: Konstantinopel, Rio de Janeiro, Neapel, Colombo, San Franzisko – aber die Bai von Sydney kann sich mit diesen allen messen. In mancher Hinsicht ähnelt sie der Kieler Förhrde. Aber es ist eine Förhrde, an der die Palmen stehen und wunderliche Wolkenkratzer in einen dunkelblauen Himmel ragen, der sich in dem ebenso blauen Wasser spiegelt. Im nahen Botanischen Garten sieht man die wilde Majestät der zerzausten Norfolkthannen, die Palmen in der Sonne. Von dorthier kommt die weiche Luft, die wie eine Ahnung der Tropen mit dem salzigen Seewind zieht.

Ja, Sydney ist schön; eine von den Städten, die wie ein Vampir leben auf Kosten anderer Plätze, die zum Geldverdienen und nur zum Geldverdienen da sind. Ein solcher ist der einige sechzig englische Meilen weiter nordwärts gelegene Hafen New Castle, wohin ich gleich weiterreiste, gerade nur

um der alten Zeiten willen. – Ach, immer ist das Tier im Menschen lebendig und zieht und zieht ihn nach dem alten Stall. Vor zwanzig Jahren war ich als ganz junger Matrose zum ersten Mal durch diese enge Hafeneinfahrt gekommen mit einem englischen Segelschiff, das von San Franzisko kam. Nun ging ich wieder durch die Gassen, die mir noch enger, noch schmutziger, noch rußiger wie damals vorkamen, zwischen Häusern, aus denen das Elend noch hässlicher herausschaute. Damals – da war doch alles ganz anders. Da war der Fluss weithin übersät mit einem Wald von Masten der stolzen Segelschiffe, da drängten sich die breiten Trampdampfer vor den Kippkähnen der Kohlenbunker, da widerhallten allabendlich die Gassen vom Lärm der Matrosen, und man war reich mit den fünf Schilling, die einem der Kapitän am Samstagabend auf Vorschuss gab.

Nun war es wieder Samstagabend, aber die Schenken waren leer, die Wirte gähnten gelangweilt vor den Türen, im Hafen lag ein einziger, armseliger Küstendampfer. Streik in den Bergwerken, Streik der Seeleute. In Australien ist der Seemannsstreit eine ständige Einrichtung. So oft ich hingekommen bin, habe ich es doch niemals anders gesehen. Nebst den Scherern sind die Matrosen in ihrer Begehrlichkeit eine Zielscheibe des Spottes für den »Mann in der Straße«. Ein Matrose der australischen Handelsmarine erhält eine Heuer von neunzehn Pfund, also rund 400 Mark pro Monat bei vollkommen freier Station und einer streng gewerk-

schaftlich festgelegten Minimalarbeitszeit an Bord. Die von der Bundesregierung während des Krieges mit beschlagnahmten deutschen Dampfern eröffnete Dampferlinie nach Europa war jahrelang das Schlaraffenland der Seefahrer. Guter Verdienst, wenig Arbeit und immer einmal pro Reise ein Streik der Stewards auf hoher See, wobei dann die Passagiere selbst ihr Geschirr waschen und den Tisch decken mussten unter den feindseligen Blicken der Mannschaft, die sie als Streikbrecher beschimpften. Legte der Dampfer in einem fremden Hafen an, so gingen die Herren Matrosen an Land und kamen zurück, wenn es ihnen Spaß machte.

»*The ship can wait!*« – Das Schiff kann warten!

Und es wartete! –

Ersatz war keiner zu finden, da man zur Anmusterung ein australisches Gewerkschaftsbuch benötigte.

Das ging, solange es gehen konnte bei einer internationalen Monatsheuer von acht Pfund und weniger idyllischen Verhältnissen auf anderen Schiffen. Im Jahre 1928 verkaufte der Staat die Schiffe an eine englische Gesellschaft, und die arbeitslosen Matrosen saßen nun in langen Reihen an den Kais von New Castle und baumelten mit den Beinen und schauten blinzelnd auf das glitzernde Wasser und auf die Kormorane, die auf den grün bewachsenen Molenköpfen sahen. Früher, meinte einer, da hätten sich die Heuerbase hier die Beine abgelaufen nach jedem Grünhorn, und ein richtiger Matrose sei geradezu ein Objekt der Anbetung gewesen; aber jetzt

sei alles vorbei. Englische Kohlen würden in Sydney billiger angeboten wie die aus New Castle. Den südamerikanischen Markt und den von Singapore habe man schon lange verloren, und die wenigen Schiffe, die sich hier noch herwagten, scheuten sich sogar Bunkerkohlen einzunehmen, aus Angst vor den Kai-gebühren – ja, und was habe man nun von den fabelhaften Löhnen? Kein Mensch wusste darauf eine Antwort von allen denen, die da weiterdösten im Zwielficht, während der Wind den Hafenzwielicht herüberbrachte und die verlaufende Flut in den Bojen rasselte; eine betrübte Gesellschaft, die in den sinkenden Tag hineinstarrte. Dachten sie an die glitzernden Versprechungen der lockenden Reklamen?

»*Australia calls you!* – Geh nach Australien und wachse mit dem Lande!«

Ach, es war doch alles nur Druckerschwärze!

Noch dachte ich über diese Dinge nach, als eine Gestalt vor mir auftauchte, die mir bekannt vorkam.

Hans, der Bierbrauer!

Vor wenig mehr als einem Vierteljahr waren wir noch auf der »Bendiga« zusammengewesen. – Aber was bringt ein Vierteljahr mit sich an Erleben für einen armen Auswanderer! Hans hatte es daran offenbar auch nicht gefehlt. Er war magerer geworden, von brauner, australisch anmutender Gesichtsfarbe, mit einem bösen, harten Zug um den Mund und einem müden, gehetzten Ausdruck in den Augen. Und kein Wunder, denn es war ihm, wie er mir erzählte, keineswegs immer gut ergangen »bei uns in Australien«.

Zwar hatte er gleich zu allem Anfang das Glück, eine Stelle in seinem Beruf zu bekommen bei einer Bezahlung, die er sich zu Hause nicht hätte träumen lassen. Aber nach acht Tagen kam der »union boss«<sup>3</sup> und fragte nach seiner Gewerkschaftskarte.

»Die muss ich mir erst anschaffen«, meinte Hans, der sich inzwischen schon in John umgetauft hatte.

»Und Australier bist du nicht?« meinte der Gewerkschaftsbeamte. »Nein«, sagte Hans.

»Engländer natürlich auch nicht.«

»Nein.«

»Etwa gar von *Germany*?«

»Ja«, antwortete Hans kleinlaut.

»Dann kannst du mal gleich deinen Plunder wieder zusammenpacken. Wir haben genug an unseren Arbeitslosen.«

Das war der Anfang einer bösen Geschichte, die sich in Fortsetzungen wiederholte, bis nach New Castle. Eine Weile noch lief er in Melbourne von einer Arbeitsmöglichkeit zur anderen, zu verschlossenen Glastüren, zu Leuten mit den großen, bronzenen Feldzugsmedaillen, die ihn gleichgültig anschauten und müde mit dem Kopfe schüttelten.

»Nix deutsch!«

Überall war er ein Hans im Glück gewesen und hatte den Goldklumpen verhandelt. Das teure Fahr-geld war umsonst ausgegeben, die vierzig Pfund Landungsgeld waren fort. Wir gingen in ein Restaurant, und nach der Art, wie er das Beefsteak ver-

zehrte, konnte man schließen, dass er schon lange nichts Ordentliches mehr gegessen hatte.

»Wenn nur wenigstens Neuguinea oder Samoa noch unser wären«, sagte er, indem er noch ein Beefsteak nahm, »dann wüsste man wenigstens, wo man hingehen könnte! – Oh, die Dummköpfe in Deutschland! – Morgen soll ja die Mosel hier ankommen.«

»Möglich«, sagte ich. »Aber was kann das helfen?«

»Ich meine man bloß. Wenn ich da an Bord gehe und dem Kapitän meine Lage auseinandersetze, da wird er mich wohl meine Passage nach Hamburg abarbeiten lassen. Meinst du nicht auch?«

Ich nickte nur mit dem Kopf. Aber ich dachte mir meinen Teil, und es ging mir so durch den Sinn, wie gut es doch für so manchen verträumten Hans oder Michel wäre, wenn er ein klein wenig nach Australien reiste. –



Drei Tage später sah mich die Sonne der Südsee an Bord des amerikanischen Dampfers »Sierra« wieder einmal auf der Reise – aber auf der wie vielen in den letzten sechs Monaten? – nach fernen Gestaden. Für die Südsee habe ich immer eine Schwäche gehabt. Oft schon, wenn ich in früheren Jahren auf langsamen Trampdampfern oder geruhsamen Segelschiffen durch diese Gewässer fuhr, wenn ringsum die weißen Vögel über die dunkelblaue Meeresfläche segelten, wenn das Wasser eintönig rauschte vor dem Bug und der frische, gewürzige Passatwind



im Tauwerk summt und kühl von den geblähten Segeln herunterfegte wie ein süßes, unbegreifliches Etwas, das einem alles in Erinnerung rief, was man einmal gehört und gelesen hatte von den Wundern und Abenteuern verschlagener Schiffe und unfassbarer Robinsonaden – in solchen Zeiten mochte es mir als das schönste aller Erlebnisse erscheinen, wenn man einmal Zeit und Gelegenheit hätte, hier herumzuzigeunern auf der blauen, unendlichen Weite, mit Meer und Wind und Sternen, zwischen Riff und Palmen auf verschwiegenen, windgepeitschten Inseln. Wie göttlich müsste das sein!

Ja, und nun war es beinahe soweit. Und doch nicht so. –

Gute, alte »Sierra«! Ich erinnerte mich an sie noch aus der Zeit, da ich – ein halbes Kind noch an Jahren, ein Dreiviertelkind an Verstand, ein ganzes auf dem Gebiete der Fantasie – mit leerem Geldbeutel, aber mit einer Seele voll Abenteuerlust, im Hafen von San Franzisko eben diese selbe »Sierra« auf eine Gelegenheit zum Verstauen für eine glorreiche Schwarzfahrt nach fernen Ländern musterte. Damals war sie noch das letzte Wort eines zeitgemäßen Schiffbaues. Aber auch das Neueste wird mit der Zeit altmodisch, und die Frage, wie lange sie es noch mitmachen würde, gab Stoff zum großen Rätselraten für den müßigen Bordklatsch von Sydney bis San Franzisko.

Wie ich schon erwähnte, fuhr die »Sierra« unter amerikanischer Flagge. Sie war also ein »trockenes« Schiff. Nur Eiswasser bekam man reichlich zu trin-

ken, ein kümmerlicher Ersatz bei 25 Grad im Schatten. Was aber tat man zur Hebung der Stimmung? – Da war an Bord auch eine Gesellschaft von jungen Leuten, deren Väter es sich leisten konnten, ihre Sprößlinge auf einen jener heute in Amerika schon zum Bestandteil der allgemeinen Bildung gehörigen »trip around the world«<sup>4</sup> zu schicken. Es waren durchweg Studenten, junge Geschäftsleute bzw. Volontäre, Söhne von großen Kaufleuten, Industriellen, hohen Regierungsbeamten. Und was taten nun diese beneidenswerten Jünglinge? Schon in der ersten Stunde an Bord kramten sie mächtige Trommeln, Saxophone, Kindertrompeten und sonstige Spektakelinstrumente hervor, taten sich zusammen zu einer Jazzband und fortan widerhallten die stillen Südseenächte von sechs Uhr abends bis drei Uhr morgens von dem infernalischem Lärm, während immer abwechselnd eine Gruppe ihre Glieder verrenkte in geradezu besessenen Niggertänzen. So etwas nennt man auf amerikanisch »a jolly good time«.<sup>5</sup> Aber bei aller Verjazzung unseres Jahrhunderts möchte ich vorerst doch noch bezweifeln, ob auch junge Leute anderer als angelsächsischer Nationen, von gleichem sozialem Herkommen, sich dazu bereit finden würden, Abend für Abend solchen Exhibitionismus mit ihrer Geistlosigkeit zu treiben. –

Freilich gab es auch noch andere an Bord. Da war z. B. Mr. Müller, der sie nie erfassen konnte, die Suggestion des modernen Amerika.

»Keep smiling!«

Mr. Müller, der von San Franzisko auf dem Umweg über Australien und Honolulu nach Shanghai fuhr. Auf blauen Dunst nach Shanghai mit 45 Jahren! Eigentlich hätte Herr Müller so etwas nicht nötig gehabt, denn es war ihm recht gut ergangen auf seinem ruhigen und gesicherten Buchhalterposten in Deutschland. – Aber ging es nicht den Leuten in Amerika unendlich viel besser? Hatten die nicht den Krieg gewonnen? Verdienten die nicht in Dollars, sogar jetzt, im Jahre des Unheils 1923? Fuhren dort nicht die Waschfrauen per Auto auf Kundschaft? Hatte nicht jeder Arbeiter sein Huhn im Topfe und seinen Ford in der Garage? Und war es nicht das Land der Freiheit, in dem die Zeitungsjungen Präsidenten zu werden pflegten, wenn sie sich nur ein bisschen anstengten? – Und also verschleuderte man den Plunder zu Hause um jämmerliche Papiermark, die die Überfahrt bezahlte; sie war so gut wie eine Eintrittskarte ins Paradies.

Aber auch in New York wird mit Wasser gekocht, wie Herr Müller bald herausfand. Die Straßen sind dort lang, die Straßenbahnfahrpreise hoch, und Mister Müller stand an jedem Tage vor einem anderen Office, vor einer anderen Glastür mit goldener Inschrift, vor harten Tatsachen und noch härteren Yankee Gesichtern. So war es ein Glück, dass wenigstens die nunmehrige Missis Müller ein Job in einem Office<sup>6</sup> bekam, eben das, was man ihm selbst vorenthielt. Dafür bekam er ein solches als Of-

ficeboy und fortan lebten sie beide in einem »Flat«, zwischen Normalmöbeln, die man irgendwo in Millionen herstellt und die überall dieselben sind, in einem Flat<sup>7</sup> mit Zentralheizung, Staubsauger, kaltem und warmem Wasser und allem modernen Komfort und oh! nicht einem Atom von Wärme für die hungerrige Seele. Da sagte Mr. Müller in seinem schönsten Deutschamerikanisch: »Ich gleiche dieses Officeboy-job nicht mehr. Wir wollen muhwen<sup>8</sup> nach Chicago.« – Aber Chicago war nur eine Wiederholung von New York, und es wurde auch nicht besser, als sie weiter nach San Franzisko muhwteten. – Von wegen Auto! Man konnte von Glück reden, wenn es einmal in der Woche für die Movies reichte und ab und zu zu einem verschwiegenden Glase Bier bei *boot-leggers*<sup>9</sup> und Mondscheinern. Nicht dass Bier sich Glück buchstabiert, aber die Freiheit tut's. – Ja, und dann ging es immer schneller bergab, und die Missis machte eine *divorce*,<sup>10</sup> und eine fremde junge Dame, an die er einmal in aller Unschuld ein Auge gewagt hatte, verklagte ihn wegen *breach of promise*.<sup>11</sup> Die Advokaten wurden Stammgast im Hause, man träumte nachts von beschworenen Affidavits,<sup>12</sup> und Australien war da gerade weit genug, um vor solchem Schrecken zu fliehen. Besser wurde es aber dort auch nicht, und so raffte er das letzte Geld zusammen, das er mit Swag und Billy im Busch verdient hatte, und Shanghai war das Ende. –

Warum ich die sonderbare Geschichte dieses

Mister Müller erzähle? Ach, er ist nur einer unter hunderttausend Deutschen, die heute in ihren besten Jahren erbarmungslos zum alten Eisen geworfen werden in fernen Ländern unter kalten, fremden Menschen.

*»Die ihr nicht wisst, was deutsche Liebe,  
Nicht ahnt, was deutsche Narrheit ist.«*

Das Wetter war übrigens während der ganzen Überfahrt keineswegs ideal. Die See ging hoch, die Seekrankheit ging um wie ein Gespenst, und so war es für jedermann an Bord eine rechte Erlösung, als endlich die hohen Berggipfel der Fidschiinseln aus dem Meere auftauchten. Es war ganz ein Bild, wie man sich das Erscheinen einer Südseeinsel gewöhnlich *nicht* vorzustellen pflegt. Kein blauer Himmel, kein blaues Meer, keine weißen Korallenriffe. Duster und trübselig war alles ringsum. Die Wolken hingen schwer über dem Wasser. Zwischen zerrissenen Nebelstreifen sah man nur gelegentlich einige Fetzen eines hohen, finsternen Landes, das ebenso gut die Alaskaküste sein konnte.

Zwischen Riffen, um die das klare Wasser seltsam smaragdgrün schimmert, kommt man in die weite Bai, deren Schönheit man nur ahnen konnte. Vor uns lag der Hafen von Suva, tropisch schwül, unter hohen Kokospalmen, umhüllt von einem dicken Dunst, der dampfend aus den Bananenhainen aufstieg. Suva ist einer der wenigen guten und ausgebauten Häfen des Stillen Ozeans. Auch die größten

Schiffe können direkt längsseit gehen am Kai, auf dem es von Fidschiinsulanern wimmelt, die mit ihrer sehr dunklen Hautfarbe, den seltsam gemeißelten Gesichtern und den ungeheuer hoch aufgebauten Wuschelfrisuren wahrlich eine beachtenswerte Erscheinung sind. An jenem Tage war alles in höchster Feiertagsstimmung, zum Empfang der beiden japanischen Kreuzer, die schwarz und drohend an der Landungsbrücke lagen. Eben war der Gouverneur in vollem Staat aufgefahren, und hinter einer lärmenden Musikbande marschierte die erstaunlichste Polizeitruppe, die die Welt je gesehen. Barfuß, den Kopf nur bedeckt mit der gewaltigen Frisur, dunkle, seltsame Gesichter und statt der Hosen weiße Spitzenröcke, die an einer Filmdiva vielleicht totscheck aussehen würden, für einen Polizeibeamten aber kaum das richtige Bekleidungsstück sein dürften.

Ein wollköpfiger Fidschijunge, dessen bloßes Auftreten schon eine erste Nummer wäre in einem europäischen Varieté, hatte sich schon an Bord des Dampfers meiner angenommen und trug nun meinen Swag vor mir her durch die Gassen von Suva, zwischen niedrigen Häusern, die ganz Veranda waren, und hohen, windzerzausten Kokospalmen, die abenteuerlich-romantisch über die Hausdächer hinausragten. Der Himmel war grau, und es regnete ein wenig; gerade das Wetter, in dem sich südliche Städte am unvorteilhaftesten präsentieren. Aber er machte seine Sache gut und brachte mich nach einer Pension, die meinem Geldbeutel angemessen

war. Da saßen wir denn bald beim Lunch und aßen Beefsteak und tranken glühend heißen Tee, als ob wir in Schottland säßen, als ob nicht die Kokospalmen zum Fenster hereinschauten, als ob nicht ein Tropenregen bei dreißig Grad im Schatten auf die Palmblätter trommelte, als ob nicht da, drei Schritte vom Hause, das tropische Meer und die Brandung wäre, die donnernd vom Riff herüber hallte. Steif saßen sie am Tisch und machten Konversation, und die Pensionsmutter fragte die üblichen Fragen.

»Did you have a pleasant voyage?<sup>13</sup> – Oh, I'm so glad you did!«

Es war ein langes Martyrium bei solcher Hitze, aber endlich wurde man doch entlassen, um sich die Sehenswürdigkeiten Suvas anzuschauen.

Doch ehe ich davon erzähle, muss ich zum besseren Verständnis leider noch einmal einen Seitensprung machen in das Gebiet der hohen Politik.

Die Engländer sind ein sehr rassestolzes Volk, oder gelten wenigstens dafür. Das hindert jedoch nicht, dass sie in allen den Kolonien, die sie selbst nicht mit ihren Landsleuten besiedeln können, die billige Rolle des Schirmherren der Eingeborenen spielen und die Interessen der weißen Rasse mit Füßen treten. Wo immer die britische Flagge über einer Kronkolonie weht, da werden die Einwohner herangepöppelt zu nachgemachten Engländern, zu einem Haufen von dumm-frechen Hosenniggers, die den weißen Ansiedler langsam, aber sicher zum Lande hinaustreiben. Dort, wo es angebracht er-

scheint, schiebt man die Stämme und Völker auch durcheinander wie Steine auf einem Schachbrett – *divide et impera!*<sup>14</sup> – oder man rottet sie ganz aus wie die nordamerikanischen Indianer und die unglückseligen Ureinwohner Australiens. Hunderttausende, nein Millionen sind im Laufe der letzten hundert Jahre vom Erdboden vertilgt worden durch Pulver und Blei, durch Gift und Meuchelmord und die Hungerpeitsche derer, die mit frommem Augenschlag uns unsere Kolonien wegnahmen, weil sie auf Grund ihres makellosen Vorlebens sich selbst nur für würdig erklärten, als Mandatsträger ein »zurückgebliebenes« Volk zu wahrer Höhe der Zivilisation zu führen.

Fidschi ist ein lebendiger Anschauungsunterricht dafür, Suva eine Lektion des britischen Imperialismus.

Wer sich in Indien auskennt, der fühlt sich auch in Suva zu Hause. Die gleichen engen Gassen, die gleichen dunklen Läden, vor denen sie das lockende Süßfleisch anbieten. Die gleichen dunkelhäutigen Jünglinge, auf deren pechschwarzen Haarschöpfen die Pomade fingerdick steht, und überall an den Läden Inschriften in den seltsamen Buchstaben der hindustanischen Sprache. Indien ist nach den Fidschiinseln ausgewandert und hat von ihnen Besitz ergriffen mit all seinen Krankheiten, Leidenschaften und seinen Problemen. Und dazwischen gibt es noch Japaner und Chinesen als Rosinen im Teig; erstere meist im edlen Barbierhandwerk, letztere oft



schon in hohen Sphären, die auf bronzenen Bürotafeln ihre Wichtigkeit in die Welt hinausschreien:

KWONG TIY CO. LTD.

SUN YAT SUN LTD.

Es gibt sogar einen Kuomintang mit allem Zubehör.

Von der Vielseitigkeit der Menschenmenagerie in dieser kaum 10 000 Einwohner zählenden Stadt gibt die letzte Statistik im Fidschijahrbuch Aufschluss: Europäer 1755, Mischlinge 785, Fidschiinsulaner 2000, Inder 7000, Polynesier 569, Chinesen 343, Japaner 159, Samoaner 182, Tonganesen 39, andere Insulaner etwa 300. Zu alledem kommen noch die fantastischen Mischungen von Menschen, die bald wie Chinesen, bald wie Malaien, bald wie Weiße aussehen, je nach dem Gesichtswinkel, unter dem man sie betrachtet.

Das alles lebt mehr oder minder einträchtig beisammen. Selbst die stolzen Sikhs mit den wunderschönen Bärten und den Turbanen, die groß wie Storchennester sind – selbst diese Aristokraten, die zu Hause in Indien jede andere Beschäftigung als die eines Soldaten oder Polizisten mit Entrüstung abgewiesen hätten, tragen hier Holz am hellichten Tage oder machen sich sonst nützlich. Fidschi mag ein lockender Name drüben in Indien sein, eine Art Insel der Seligen, wo man sich alle Tage satt essen kann. Und es ist es auch, für die Weißen nicht weniger als für die Farbigen. Länger als andere polynesische In-

seln war Fidschi von Weißen besucht und bewohnt, und das hatte seine guten Gründe. Denn nicht allzuweit entfernt liegt Botany Bay, wo England seine unerwünschten Untertanen unterbrachte. Und noch etwas näher Noumea auf Neukaledonien, dem französischen Sibirien. – Die man erwischte, kamen nach Botany Bay, die anderen gingen nach den Fidschiinseln, dem schönen, sonnigen Lande, das so angenehm weit weg war von allen Armen der Gerechtigkeit, mit einer eigenen Regierung ohne Auslieferungsgesetze und einem dunkelhäutigen Herrscher von Strandläufers Gnaden.

Ach, die Zeiten sind nicht mehr so romantisch wie damals! Aus dem Königreich wurde eine Kronkolonie, regiert und verwaltet von tennisspielenden Exzellenzen an Stelle der dunklen Ehrenmänner, die einst zwischen Meer und Menschenfressern ein herrisches Dasein führten. Aber Fidschi ist noch immer ein gelobtes Land.

Hier endlich ist das sagenhafte Land, wo man einen Spazierstock in die Erde stecken könnte, um ihn zum fruchtbaren Baum ersprießen zu lassen. Wohin man schaut, ist alles ein Chaos der Pflanzenwelt, die im Eifer ihres Wachstums über die Zügel schlägt. Die schleimigen Mangroven am Meeresstrand, die windgepeitschten Kokospalmen, die knorrigen Bäume der Dschungel und die alles überwuchernden Schmarotzerpflanzen, die an ihrem Lebensmark saugen. Es gibt hier Seen, Wasserfälle und große Flüsse, in denen die herrlichsten Fische leben.

Am ehesten ließe sich das Land mit Ceylon vergleichen. Selbst auf der Hauptinsel Viti Levu geht die »Kultur« nicht weit über den engen Umkreis von Suva hinaus. Weiter landeinwärts ist alles Busch und Negerpfade, die von Dorf zu Dorf führen. Ein solches Dorf sieht nicht viel anders aus wie im Barotseland. Die Grashäuser der Häuptlinge sind groß und geräumig wie niedersächsische Bauernhäuser. Im Innern sind sie mit schönen Matten belegt und unter dem Dach sieht man zuweilen viele Grasstreifen dicht nebeneinander. Das war die sinnige Art, mit der man in vergangenen bösen Zeiten Kontrolle geführt hat über die gefressenen Menschen. Fidschi war das Land der Menschenfresser *par excellence*. Kein anderes Volk hat diese edle Sitte so andauernd und so andächtig betrieben wie die Fidschis. Von einem Häuptling, der sich darin zu einem Gourmand entwickelt hatte, erzählt man sich, dass er als sorgsamer Hausvater zur Kontrolle für jeden gefressenen Menschen einen Stein beiseite legte. Nach seinem Tode zählte man 800 Stück.

Doch diese Zeiten sind vorbei. Das Christentum und mehr noch die englischen Gewehre haben den alten Adam ausgetrieben. Heute geht der Fidschiinsulaner friedlich seinen Geschäften nach, ein Betrogener, Ausgeplündelter, ein Fremdling fast in seinem eigenen Lande. Nur auf dem Gebiete der Seefahrt haben ihn die zugereisten Mitbewerber noch nicht zu verdrängen vermocht. Wie alle Südseeinsulaner sind die Fidschileute amphibiale Wesen, die auf dem Wasser ebenso zu Hause sind wie auf dem

Lande. Kühne, furchtlose Seefahrer, die in ihren Nusschalen von Kanus von Insel zu Insel segeln und auch auf größeren Schiffen im Dienste der »Papalangis« (Weißen) recht brauchbare Matrosen abgeben. Wohl lohnt es sich, einen Tag zu sitzen und zu träumen an der Hafenfront von Suva, wo alle Wunder der Südsee sich ein Stelldichein geben. Der Sonnenschein liegt gleißend auf den weißen Segeln. Das Wasser plätschert leise gegen die grünbewachsenen Molenköpfe. Die Luft ist erfüllt von dem wunderlichen Geruch der Kopra und allenthalben sieht man die mächtigen, muskulösen Gestalten, die die schweren Säcke wie Spielballen handhaben.

Häfen bieten immer ein buntes Bild, selbst wenn sie klein sind wie der von Suva. Aber ein Südseehafen ist ein Ding für sich: lebendig gewordene Romantik aus den süßen Träumen unserer Kindertage, Erfüllung alles dessen, was je uns berauschte in unseren wildesten Wachträumen. Hier könnte man tage-, nein, wochen-, nein, monatelang an der Landungsbrücke sitzen im Kommen und Gehen der Kopraschoner und darüber Zeit und Stunde vergessen, während der Wind mit den Wellen spielt und die großen Segel sich im Wasser spiegeln. Bei Tag die glitzernde Sonne, die schwüle Wucht der Tropengewitter, bei Nacht die klaren, unwahrscheinlich großen Sterne, unter denen die hellen Hafenlichter blitzen. Und immer bei Tag und Nacht die drückende Treibhausluft, die zum Träumen verlockt und die seltsam wunderliche Welt, die von fernen, fremden Ländern erzählt.

Und was brauchte man mehr, um sich als Robinson Crusoe zu fühlen?

Aber so sind die Menschen: wenn es einem irgendwo wirklich gefällt, so ist man am meisten besessen nach dem Anblick anderer Länder, die noch schöner sein sollen.

Und also machte ich mich schon nach acht Tagen auf die Weiterreise nach den benachbarten Tongainseln.

Benachbart ist eigentlich nicht der richtige Name, selbst gemessen an diesem Meer der großen Entfernungen. Zwar lagen da und dort noch andere Inseln am Wege, aber die Entfernung von den Fid-schiinseln zu der nächstgelegenen Ostgruppe der Tongainseln beträgt immerhin einige 300 bis 400 Seemeilen. Es war ein Glück, dass der Wind auf-frischte, sobald die Flut uns aus der schwülen Land-nähe hinausgeführt hatte, denn so traumhaft schön das Reisen auf einem Südseeschoner ist, so muss man sich doch erst daran gewöhnen, denn erstens wird man bei Tag und Nacht gepeinigt von den großen, schwarzen Käfern, die zu einem Kopraschoner gehören wie das Amen zur Predigt, zweitens ist da der seltsam süßliche, dem Neuling zu Kopf steigende Geruch der Ladung und drittens duften die dort angestellten Fidschimatrosen auch nicht nach Rosen.

Mitten in der Nacht kamen wir vor der Hauptinsel Nukualofa an. Ganz plötzlich fiel der Wind. Die See war glatt wie Glas und hob und senkte sich wie unter dem Atem eines Riesen in einer mächtigen DÜ-

nung, die unser kleines Fahrzeug wie einen Spielball umherwarf. Ganz in der Nähe hörte man den Donner der Brandung, die gegen die Korallenriffe tobte. Bis zum Morgengrauen drehten wir bei in der hellen Mondnacht, die die Ränder der Wolken versilberte und vor den dunklen Mangrovenstrand einen blendend weißen Streifen zauberte, als ob das Meer dort von Quecksilber wäre.

Ganz plötzlich kam der Tag und die Sonne. Vor uns lag das Land greifbar nahe. Doch ist es nicht leicht, an eine Südseeinsel heranzukommen. Ringsum ist sie gepanzert mit einem Gürtel von vorgelagerten Korallenriffen, gegen die das ewig unruhige Meer in nimmermüdem Anlauf anstürmt. Nur da und dort sind kleine Lücken im Wall, durch die man mit viel Geschick und Kühnheit hindurch laviert, ungefähr so, wie durch die Stromschnellen des Sambesi. Ganz hoch hebt sich plötzlich die Flut. Links und rechts sieht man das Leuchten der todbringenden Korallenriffe im klaren Wasser. Ein paar scharfe Kommandos. Schon ist man in der blauen Lagune, die still wie ein Mühlteich ist. Vor uns lag weit ausgestreckt das flache Land mit dem weißen Strand vor dem palmenbesetzten Ufer. Das ist Tongatabu, die größte Insel der Tongagruppe, bei deren Anblick es uns zum Bewusstsein kommt, dass wir hier in der Tat am Weltende angelangt sind. Kein »Hauch der aufgeregten Zeit« erreicht diese Ufer. Aller Lärm und alles Getue der großen Welt kommt nur gedämpft, wie der Wellenschlag des breiten Meeres, der müde an diesem Strande verebbt.

## Insel der Seligen!

Auch beim Näherkommen sieht man nichts als Sand und Palmen, zwischen denen allmählich die weißen Häuser herauskommen. Hinter hohen Norfolk-tannen, die seltsam fremd und nordisch anmuten in dieser Umwelt, steht ein Haus, das etwas anspruchsvoller als die anderen, doch keineswegs königlich aussieht: der Palast der Königin von Tonga. Nebenan flattert an einem hohen Mast die rote Flagge des freien Landes von Englands Gnaden. Der Hafen Rukualofa ist nicht schlecht, und die Tonganer haben sich seine Herrichtung etwas kosten lassen.

Eine solide zementierte Landungsbrücke gestattet das direkte Anlaufen von Schiffen, die allerdings nur seltene Gäste sind. Einmal im Monat kommt ein Postdampfer mit Briefen und den neuesten Zeitungen aus Neuseeland, und im übrigen ist man angewiesen auf das Kommen und Gehen solcher kleinen Seezigeuner, wie wir es waren und die auch einer ausgiebigen Begrüßung gewärtig sein dürfen, weil man ohnehin sonst nichts zu tun hat in Tonga. Bei unserer Ankunft leuchtete die ganze Landungsbrücke von bunten Lendentüchern und fabelhaften Sonnenschirmen. Im Triumph wurden wir nach dem Strande gebracht, wo die ganze Regierung des Königreichs Tonga sozusagen auf einem Klumpen sitzt. Ein Zaunkönigreich mit wenig Verwaltungsorganen. Die Post, das Zollgebäude, die Finanzverwaltung sind alle in einem Hause untergebracht, das, wenn auch klein, so doch ganz modern eingerichtet ist.

Der erste, der mich an Land begrüßte, war ein herkulisch gebauter Schutzmann in Lava-Lava (Lendentuch) und fabelhaft schönem, mit silbernen Knöpfen besetztem Uniformrock, der einmal für ein anderes Klima hergestellt wurde. »Alofa!« sagte er, indem er freundlich grüßend die Hand ausstreckte. – Nichts von Pass, nichts von Zoll, nichts von Quarantäne. Wo sonst ist noch so etwas möglich außer in Tonga?

Ein junger Tonganese begrüßte mich mit einer sehr artigen Verbeugung.

»*You my flem?*«

Das verstand ich nicht gleich, bis es mir einer verdeutlichte. – Ob ich sein Freund sein wollte?

»Ja«, sagte ich leichtsinnig.

Von diesem Augenblick an betrachtete er mich als sein persönliches Eigentum. Keinen Augenblick ließ er sich abschütteln während meines Aufenthaltes in Rukualofa. Aber er war der beste und hilfsbereiteste aller Ciceronen. In der Hitze des frühen Tages gingen wir durch eine endlos lange, mit sauberem Korallensand gepflasterte Straße, an der hinter Vorgärten kleine Holzhäuser standen, ganz vergraben unter rotem *Hibiskus* und dunkelvioletten Bougainvilleblumen. Überall standen hohe, windzerzauste Kokospalmen, die mächtigen, breitblättrigen Brotfruchtbäume. Wohin man schaute, wimmelte es von schwarzborstigen Schweinen, die frei auf der Straße herumspazierten; ein kleines Schlaffenland. Kaum irgendwo aber sah man einen Menschen. Denn es war Sonntag, und der wird in



Tonga mit puritanischer Strenge gehalten.

Die Religion ist hier noch das alles durchdringende Element des Daseins. Und es fehlt nicht an Auswahl der Religionen für jeden erdenklichen Geschmack. Jeder religiöse oder auchreligiöse Sonderling, der mit seinen Lehren zu Hause keine Jünger mehr zu erwerben vermag, kommt früher oder später auf die Idee, die Südseeinsulaner zu beglücken. Während des ganzen Sonntags ist es ein ständiges Läuten der Glocken, Singen von Hymnen und ein Getrippel von und zu den Kapellen, von denen es fast so viel wie Einwohner gibt. Vom ersten Morgenstrahl bis zu sinkender Nacht und weit noch bis in diese hinein sitzen sie auf den harten Bänken oder auf dem bloßen Fußboden und ruhen nicht, bis sie das Gesangbuch von hinten bis vorne ausgesungen haben in einer Intonierung, die weniger von musikalischem Gefühl als von heidnischem Temperament zeugt.

Wenn man durch diese Straßen wandert, so hat man den Eindruck, dass hier der Kampf ums Dasein in unserem Sinne ein unbekannter Begriff ist. Die schönen, gesunden Hütten aus Gras und aus Matten sind freilich meist verschwunden und an ihre Stelle trat die traurige Öde des hässlichen englischen Normalholzhauses, das man im australischen Busch ebenso finden kann wie in einer Vorstadt von London und das irgendwo serienweise hergestellt und nach Maß abgeschnitten wird.

Auch der »Palast« der Königin sieht ganz so aus, als ob er eben von London hierher geflogen wäre;

ein zweistöckiges Holzhaus, wie es sich jeder pensionierte Bankbeamte in den Vorstädten von Liverpool baut. Nichts Königliches, aber doch ein Wunderwerk für Tonga. Heute lag der Palast sonntäglich still in dem großen, schlecht gehaltenen Garten hinter den hohen Norfolk-tannen. Auf der Veranda lag ein fettes Schwein, das faul in die Sonne blickte und blinzelnd dem auf und abgehenden Posten nachschaute, als ob er zu seiner persönlichen Bedienung da wäre.

Das alles wirkt, wie schon gesagt, nicht eben königlich, aber das Königreich Tonga ist trotz allem eine Realität. Trotzdem das Land auf der Karte rot angestrichen ist, hat es seine vollständige innere Selbständigkeit bewahrt, ohne britische »Residenten«, die die afrikanischen Schattenkönige und die indischen Radschas bevormunden. Im eigenen Recht nahm das Land seinerzeit die britische Schutzherrschaft an und duldet auch bis heute keine britischen Hoheitszeichen, weder in der Flagge, im Wappen noch auch in den Briefmarken. In Tonga gibt es keine Armut, keine Analphabeten, keinen Landwucher, keine öffentliche Schuld, sondern im Gegenteil ein erhebliches Staatsvermögen, das in neuseeländischen Papieren angelegt ist.

So liegt das Königreich Tonga am fernen Weltende zwischen unendlichen Weiten von Meer und Himmel. Aber es ist nicht alles so christlich, wie es aussieht, trotz der roten Flagge mit dem Kreuz.

Mein neuer Freund erklärt mir diesen Zwiespalt der Natur:

»Sunday all e same missionary; other day all e same tonga man.« Das war Pidgin-Englisch<sup>15</sup> und heißt etwa auf deutsch:

»Es ist genug, dass ein jeder Tag seine eigene Plage habe.«

Wir gingen zum Strande, wo alle versammelt waren zu einem nächtlichen Feste. Junge Männer und Frauen von prachtvoller Gestalt und pechschwarzen, üppigen, gar nicht negerhaft gekräuselten Haaren, die mit roten Hibiskusblüten geschmückt waren. Die hellbraune Hautfarbe schimmerte beinahe weiß im Lichte des Mondes. Aus braunen Gesichtern lachten sie mit Zähnen, die so weiß wie die Brandung waren.

Schon begann der Tanz.

Aber wer vermochte je mit Worten dem Zauber eines Tanzes in den Mondnächten einer Tongainsel gerecht zu werden? Er ist in vieler Beziehung wie ein Hula-Hula der Eskimos, er hat ganz den mitreißenden Rhythmus der Negertänze, aber es ist alles so viel süßer und einschmeichelnder, keine Bewegung ohne Eleganz, keine Miene ohne Zweck, bald lockend und gurrend, bald feierlich gemessen oder wild aufbrausend zu fantastischen Kriegstänzen. Würde man solche Truppe nach Europa bringen, so könnte man damit das Geld in Scheffeln heimsen in den Varietés unserer großen Städte. Und doch fehlte alles, was diesem hier den Hintergrund gibt: die Schwüle der Tropen, der Wind in den Palmkronen und der Zauber des mondbeschienenen Mee-

res.

Wenn Südseeinsulaner einmal angefangen haben zu tanzen, so finden sie so schnell kein Ende.

Bis zum frühen Morgen dauerte das Hula-Hula. Ich aber ging lange am Strande und sah das Wasser, das leise murmelnd den weißen Sand bespülte, und sah die hohen Palmen und hörte auf den Wind, dessen Stimme sich mit dem Donner der fernen Brandung mischte.

Mir war, als ob ein Zauberer mich weit hinweggetragen hätte aus dem nüchternen Dasein in eine Welt der Unwirklichkeiten. Der Mond zog silberne Straßen in das nachtschwarze Meer. Immer kräftiger rauschte der Wind in den Palmkronen. Nachtvögel kreischten in den nahen Mangrovebüschen. Das Wasser lärmte lauter am weißen Sand. –

Der Strand, der Wind und das Meer. – Das sind die drei Dinge, die hier alles beherrschen und alles verklären wie der milde Mond über dem Wasser: das Land, das Meer, die Menschen und alle menschlichen Schwächen und Gebrechen und selbst das Schwein, das auf der königlichen Veranda schlief.

Es ist wirklich eine Insel der Seligen!

- 
1. Stutzer, Stadtfrack <<<
  2. Auf! Los! <<<
  3. Gewerkschaftsführer <<<
  4. Reise rund um die Welt <<<
  5. Eine wirklich großartige Zeit <<<
  6. Büro, Geschäftsstelle <<<

7. Mietwohnung <<<
8. Umziehen (lautnachahmende Schreibweise)  
<<<
9. Alkoholschmuggler <<<
10. Ehescheidung <<<
11. Bruch des Eheversprechens <<<
12. Bescheinigung, eidliche Versicherung <<<
13. Hatten Sie eine gute Überfahrt? <<<
14. Teile und herrsche! Grundsatz durch Zersplitterung der Gegner über sie zu herrschen <<<
15. Mischsprache besonders der Chinesen im Verkehr mit Ausländern <<<

## 15|Riffe und Palmen

ANKUNFT DES DAMPFERS / BESCHÄFTIGUNG, DIE  
BEINAHE IN ARBEIT AUSARTETE / AUF »MALANGA« / EIN  
WELTWUNDER / INSEL AUF URLAUB / BESUCH BEI  
ROBINSON CRUSOE / ETWAS VON STRANDLÄUFERN /  
DIE INSEL VAVAU / ANKUNFT IN APIA /  
ZUSAMMENSTOß MIT DER POLIZEI / EIN KAPITEL  
POLITIK / URWALDZAUBER / AN R. L. STEVENSONS  
GRAB / TUSITALA / ONKEL SAMS ANDERE INSEL / EIN  
HOCHNOTPEINLICHES VERFAHREN / UND DAS ENDE

Auch ein Tongatanz dauert nicht ewig. Auch die Tongasonne ermüdet zuweilen. Mondscheinnächte über Südseeinseln sind etwas ganz Paradiesisches, aber auch europäischer Komfort – so nüchtern er an sich sein mag – ist nicht zu verachten, und so war es kein Wunder, dass die Dampfsirene des am frühen Morgen von Neuseeland angekommenen Postdampfers ein freudiges Echo auf der ganzen Insel weckte. Für ein paar Stunden war selbst Nukualofa ein Geschäftsplatz, eine Art Zentrum der großen Welt, die bis hierher ihre letzten verschlafenen Wellen warf. Was vorher Beschäftigung war, das wurde nunmehr Geschäft und artete beinahe in Arbeit aus. Auf dem Brückenkopf türmten sich die Koprasäcke. Es wimmelte allenthalben von neuen Lententüchern und fabelhaften Sonnenschirmen. Auch die Königin machte Toilette. Irgendwo sah man sogar ein Auto, der Schutzmann unter dem Sonnen-

schirm regulierte den Verkehr mit wichtiger Miene wie sein Kollege am Potsdamer Platz, und im Postamt, wo sie die exotischen Briefmarken verkauften, war Hochbetrieb. Denn in Tonga gibt es keine Analphabeten.

Über dem kam das weißgekleidete Heer der Passagiere über die Brücke; Geschäftsleute und Beamte auf dem Weg nach den Samoainseln, Engländer mit steinernen Gesichtern, junge und weniger junge Damen mit graumelierten Bubiköpfen und langen Hälsen, die sie noch länger streckten, während sie wundergläubig die Gegend lorgnettierten: »*Very nice, indeed!*«

Als der Dampfer am späten Abend wieder in See ging, schiffte ich mich ebenfalls ein. Der Kapitän hatte es eilig, weil er noch vor Einbruch der Dunkelheit die Riffe hinter sich haben wollte, die die Lagune einschließen. So wurde denn ohne viel Federlesens die Leine losgeworfen. Schnell entfernte sich das Schiff von der Brücke, wo unsere Freunde noch lange winkten, während eine lärmende Blechmusik einen mehr lauten als melodischen Abschiedstusch blies. – –

Schiffen, die durch die Südsee fahren, fehlt es zumeist nicht an Passagieren. Zumal die Tonganesen sind sehr reiselustig, Und da sie ohnehin zumeist nichts zu tun haben, packen sie mehrmals im Jahre die ganze Familie auf und gehen mit Kind und Kegel »auf Malanga« zu guten Freunden und getreuen Nachbarn, die nicht immer erbaut sind von dem Besuche. Oft, wenn sie das Herannahen des Unglücks

noch zeitig gemerkt haben, ergreifen sie Hals über Kopf die Flucht in den nahen Busch. Im anderen Falle aber schicken sie sich mit der allergrößten Grazie in das Unvermeidliche, schmücken die Gäste mit Blumen, trinken Kawa und stehlen dem lieben Gott die Tage ab mit Schlafen und Tanzen. Aber auch der, der nicht auf Malanga geht, sondern sozusagen in Geschäften reist, wird von seinen Freunden wie ein Pfingstochse geschmückt mit einem schweren Kranz von Ingwer- oder Hibiskusblüten, und so wird das Verdeck zu einem Blüentraum von Tongatänzen, während die Maschine eigensinnig weiterstampft und der Mond ein geisterhaft weißes Licht durch das Tauwerk wirft.

Es war eine schöne Nacht, und ebenso angenehm wurde der folgende Tag, der wie ein junger Gott aus dem Meer aufstieg. – Und noch an diesem Tage sollten wir das größte Naturwunder schauen, das, trotz Niagara und allem, unsere Erde heute aufzuweisen hat.

Gegen Abend, als die Sonne sich schon zum Untergang rüstete und der ganze westliche Horizont in so tiefen Farben erglühte, wie man sie nur auf den unendlichen Wasserflächen des großen Pazifik sehen kann, kam Land in Sicht; einzelne Inseln, die sich ganz anders präsentierten als die, die wir bisher zu sehen bekamen. Statt des flachen Strandes und der Kokospalmen, die auf dem Meere zu schwimmen schienen, waren es schroffe Felseneilande, die jäh aufstiegen und auf denen von der weiten Gotteswelt kein weiteres Leben zu sein schien



als der Wind, der sein klagendes Lied zwischen den Steinen sang. Weit weg, kaum sichtbar, im Dunste der Ferne stand ein spitzer Vulkankegel, um den die feinen, durchsichtigen Rauchwolken schwammen, und etwas näher, gegen Nordosten, eine andere hohe Insel, die man nur mit Kopfschütteln betrachten konnte. Mehr wie ein schwimmender Kochkessel sah sie aus, wie ein Krater, der durch irgendeine furchtbare Katastrophe vom Berggipfel weggeschleudert wurde und nun hilflos auf dem Wasser schwamm. Es ist eine etwa drei oder vier Quadratmeilen große Insel, die in ihrem höchsten Punkte etwa zwei- bis dreihundert Meter hoch über der Meeresfläche steht. Ein flaches Vorland im Westen steigt an zu einer hohen Wand, die in einem Halbkreis um einen nach dem Meere zu offenen Krater steht. Nur ein ganz niedriger Landgürtel trennt diesen von der anrennenden Brandung, sodass man vom Schiff aus direkt in diesen Kochkessel der Natur hineinsehen kann wie einer in einer Mietskaserne in des Nachbarn Küche. Es kocht und brodelte in dem Kessel. Dampf Wolken steigen auf. Die weiße Asche liegt dick an den steilen Hängen. Kein Baum, kein Strauch, kein Grashalm ist weithin zu sehen, und kein Wunder, denn das ist das große Wunder dieses seltsamen Landes, dass es vor einem Jahre noch nicht da war!

Faulcon Island, die Falkeninsel, so genannt nach dem englischen Kriegsschiff »Faulcon«, das sie in den achtziger Jahren zuerst entdeckte, worauf sie bald wieder verschwand, periodisch wiederkehrte

und jetzt zuletzt vor einem Jahre von neuem auftauchte, ein willkommenes Gesprächsstoff für die wenigen vorüberfahrenden Seeleute, die eifrig ihre Formveränderung seit der letzten Reise diskutieren.

Ganz dicht unter der Insel fuhren wir vorbei und, während die Maschine stoppte und der Dampfer schwerfällig in der langen Dünung des Pazifik rollte, hingen alle Blicke wie gebannt an dieser seltsamsten aller Naturerscheinungen. Die Sonne war schon untergegangen, die schnelle Nacht der Tropen stand am Himmel, und im letzten Dämmerlicht lag die Insel als ein schwarzes, unheimliches Etwas, wie eine aus der Unterwelt hervorragende Tatze, die es uns deutlicher als tausend Worte sagte, dass es noch viele Dinge zwischen Himmel und Erde gibt, von denen unsere Schulweisheit sich nichts träumen lässt. – Ja, und wenn noch einmal ein Böcklin geboren würde, hier könnte er seine Toteninsel malen ohne einen Hauch von Fantasie! Lange noch, während wir weiterfuhren, schaute ich zurück nach der Insel, die schon von der Nacht verschlungen war wie vorher vom Meere. Seltsames Land! Wäre es in wilden Geburtswehen dem Schoße des Meeres entsprungen, hätte es Inseln in Erdbeben erschüttert, es würde uns nicht so unheimlich vorkommen wie nun, da es fast lautlos kommt und verschwindet und alle unsere Vorstellungen von Aufbau und Alter der Erde über den Haufen wirft.

Am anderen Tage aber lagen wir im Morgengrauen vor einer anderen Insel, die wieder eine andere Welt war. Wieder wie in Nukualosa war alles

flach, mit Riffen und Palmen, die auf dem Meer zu schwimmen schienen; eine winzige Insel, die wie ein grüner Smaragd in der tiefblauen Einfassung des weiten Pazifik lag. Es war wie bei Daniel Defoe, und Robinson Crusoe ließ auch nicht auf sich warten. Mit dem Schiffsboot fuhren wir zur kleinen Landungsbrücke, von wo aus man die Herrlichkeiten von Hapau mit einem Blick übersehen konnte: die alte, süße Eintönigkeit von Riff und Palmen und weißem Strande, deren man niemals müde wird. Dicht am Strande träumte sogar ein Auto, denn Raum ist heutzutage auf der kleinsten Insel für so etwas.

Das Auto gehörte Robinson, einem aus Stettin gebürtigen Manne, der schon anno 1879 zu diesem Strande gekommen war und dem, nach seinem blühenden Aussehen zu urteilen, dieses Dasein außerordentlich gut zugesagt hatte.

Es ist erstaunlich, welchen lockenden Einfluss die Einsamkeit der Südseeinseln gerade auf Menschen auszuüben vermochte, denen sonst die bunte Abwechslung des Daseins ein Lebenselement war. Wetterharte Seefahrer, Abenteurernaturen von reinstem Wasser, die vorher als Walfischfänger, Sklavenhändler und in Dutzenden von anderen ausgefallenen Berufen in aller Herren Ländern ein fröhliches und gefährliches Dasein führten. *Beach combers*, Strandläufer nennt man solche Leute. Vielleicht nicht ein einziger von diesen hat solches Insel-dasein von Anfang an beabsichtigt. Manch einer mag sich wohl vorgekommen sein wie ein Verbannter auf der Teufelsinsel, nachdem erst einmal der

erste Rausch der Neuheit vorbei war. Wie der Robinson im Buche mag er nächtelang am Strande gestanden haben, um Ausschau zu halten nach einem rettenden Schiff. Aber die Schiffe waren selten, und wenn sie kamen, so standen die Chancen zehn zu eins, dass sie ihn nicht mitnahmen. So fand man sich in sein Schicksal und fand sich gut. Denn schließlich war man hier jemand, und was war man in Hamburg, in Liverpool? Man war frei, das Leben ein Traum, ein *dolce far niente*. So wurde die Südsee-sonne zum Kapua vieler starker Naturen. – Und wer wollte sie darum schelten? Die Sonne bringt das mit sich, und das Meer, das leise murmelnd von fernen Zonen erzählt.

Aber die Schiffe sind noch unruhiger als die Menschen. Bei Anbruch der Nacht gingen wir wieder in See und mit uns eine andere Horde von »glorreichen Wilden«, die sich ausbreiteten auf dem Verdeck in der unbekümmerten Art dieser Naturkinder; ein intimes Interieur, das voll Farbe war. Die Frauen bauten sich ein Zelt auf dem Ruderhaus, die Männer hockten faul auf der Luke und über allem hing der sonderbar süßliche Geruch von Kokosöl. Und noch geschmückt mit den Bändern und Blumenkränzen, die ihnen ihre Angehörigen bei der Abreise umgehängt hatten, begann dann gleich wieder der Tanz. –

Im ersten Licht des kommenden Tages näherten wir uns der östlichsten Tongagruppe, der Inselfur von Vavau. Diese ist nun wieder vulkanischen Ursprungs, dicht bewachsen und überragt von wilden

Felszacken, die einem alles, was man einmal gelesen hat von verwunschenen Inseln, verschwiegenen Seeräuberschlupfwinkeln, vergrabenen Schätzen und spanischen Silberflotten wieder ins Gedächtnis zurückrufen. Zwischen der Brandung vor den Riffen kommt man durch eine enge Einfahrt in einen Hafen, wie man ihn besser im weiten Pazifik kaum mehr wiederfindet. Zwischen steilen, von üppigem Grün wild überwucherten Bergen fährt man etwa sieben Meilen weit durch eine tiefe, blauschimmernde Meeresstraße in eine vollkommen landumschlossene Bai, wo einen an der Landungsbrücke die ganze Bevölkerung mit allen Anzeichen aufrichtiger Begeisterung empfängt. Denn das Erscheinen eines Dampfers – des Dampfers, der allmonatlich seine Rundreise macht, ist ein kleines Ereignis. Es wimmelt von bunten Gewändern, die in der Sonne schimmern. In seiner Farbenfreudigkeit ist es beinahe ein orientalisches Bild. Die Insel selbst stellt viel mehr vor als ihre Schwestern der Tongagruppe. Die Berge geben dem Bild einen Hintergrund. Lustige Bäche kommen plaudernd über die Steine. Dunkle Orangenbäume wachsen wild im Busch. Der Weg ist bestreut mit tauben Kokosnüssen, und was die Bananen anbelangt, so wachsen sie einem beinahe in den Mund aus der verwirrenden Üppigkeit der hellgrünen Haine. Es ist in der Tat ein Schlaraffenland nach dem Herzen eines Kanaken. Als gewissenhafter Chronist muss ich freilich feststellen, dass die Bewohner mir bedeutend weniger wohlgezogen vorkommen als die von Nukualosa. Eine nase-

weise Manier marschiert frech durch die Gassen. Das mag an der engeren Berührung mit den Weißen liegen, von denen es etwa vierzig auf der Insel gibt, wovon die Hälfte Deutsche sind. Freilich ist es schwer zu sagen, wo hier Weiß anfängt und Braun aufhört. Man sieht Weiße, die nach Eingeborenenart in Hemd und Lava-Lava einherschreiten, und Braune, die aussehen, als ob sie eben aus einer Office in Pittstreet in Sydney heraukämen. Man sieht die abenteuerlichsten Mischungen von Weiß und Braun. Nie weiß man so recht, wo der Businessman aufhört und der Strandläufer anfängt. Es ist alles ein wenig verkanakert. Strandläufer alle! Manche haben es sogar zum Minister und zu anderen hohen Vertrauensstellungen gebracht im Königreich Tonga. Doch fehlt es auch hier nicht, wie anderwärts, an den subtilen Dingen, die mit hohen Stellungen verbunden sind. Das erfuhr vor kurzem zu seinem Schaden der Königliche Leibarzt, der seine Herrin in Quarantäne beorderte, weil sie die Masern hatte. Es kam, wie es kommen musste: sie gab dem Leibarzt den Sack und verbannte ihn noch obendrein aus ihrem Inselparadies.

Was soll man noch mehr von Vavau erzählen? Dicht hinter dem Hafen erhebt sich ein hoher, dicht bewaldeter Berg, an dessen steilen Seiten man sich mit Klauen und Zähnen hinaufarbeiten muss, im Zwielflicht des Tropenwaldes. Aber es lohnt die Mühe, denn die Aussicht ist schön. Zu Füßen ein Meer von Palmkronen. Tief unten das Schiff wie ein Spielzeug. Weiter hinaus blaues Meer und weiße

Riffe und zweihundertundfünfzig Inseln auf einen einzigen Blick!

Denn so ist das Land Tonga:

Das kleinste Königreich, der jüngste Vulkan, die schönsten Frauen, die meisten Inseln.

Es ist wirklich ein Märchenland!



Einige Tage später lagen wir vor der hohen Küste der samoanischen Insel Upola. Aus den weichenden Nachtschatten sonderte sich die liebliche Bai von Apia ab.

Apia, Samoa – hier lag es ausgebreitet im gleißenden Sonnenlicht, hier stieg es glorreich aus dem Meere wie fleischgewordene Kinderträume! Aber die Ernüchterung folgte auf dem Fuße in Gestalt eines englischen bzw. neuseeländischen Polizeioffiziers, der eine Stunde lang bald mich, bald meinen Pass aufmerksam und andächtig betrachtete. – Wie war das denn möglich? Wie reimte sich das mit den Instruktionen? Wirklich ein »Hunne«, ein *german citizen*<sup>1</sup> hier am Strande von Apia, der erste seit vielen, vielen Jahren, versehen mit Brief und Siegel der neuseeländischen Behörde in Melbourne? Ein Missverständnis, eine Ungeschicklichkeit nachgeordneter Instanzen. Aber das Pech war nun einmal passiert. Man musste ihn laufen lassen, und so ging der Hunne an Land. Apia ist klein und ein Klatschnest. Die Kunde hatte sich schnell herumgesprochen.

Sie sprang von Boot zu Boot. An der Landungsbrücke begrüßte mich ein ganzer Auflauf lavalavabe-

kleideter Gestalten, die ihre halbvergessenen deutschen Brocken aus den hintersten Winkeln ihres Gedächtnisses hervorkramten.

»Guten Tag, Mister ... Sehr heiß heute ... Stillgestanden! Richt euch! ... Verdammt Schweinehund!«

So viel Aufmerksamkeit war mir schon lange nicht mehr zuteil geworden. War sie echt? Vielleicht waren sie nur eine Gesellschaft von durchtriebenen Hafenlazzaroni; aber sie waren es mit Grazie. Sie taten so selbstverständlich familiär, sie lachten einen an mit Augen, so hell wie die Sonne dieses Landes, mit Zähnen, so weiß wie die Brandung. Und auf einmal fand einer das erlösende Wort:

»Willst du Bier haben?«

Das wollte ich freilich, denn der Tag war heiß, in Samoa herrschte schon seit zehn Jahren die Prohibition, und ein schlechtes Glas Bier war am Ende doch besser als gar keines. Wir gingen auf winkligen Wegen über Hinterhöfe und Gärten, über denen die Kokospalmen wehten, wir schlüpfen durch mehrere Bananenhaine und kamen zu einem hinter dichten Mangobäumen versteckten samoanischen Hause, wo der Wirt das Mondscheingeschäft in aller Ruhe am hellen Tage betrieb. Das hausgemachte Bier schmeckte ein wenig nach Arsenik, aber sonst war es über Erwarten gut, sogar in Eis gekühlt, und so saßen wir noch lange auf der Matte und redeten Politik, denn das war von jeher das Lieblingsgeschäft der Samoaner. Das alte, immer neue Lied von den vergangenen besseren Zeiten. – Früher, als



noch Dr. Solf hier war, da habe man eine gute Lava-Lava für zwei Mark bekommen. Jetzt koste eine schlechte doppelt soviel. Früher haben die Palangi (Weißen) Geld ins Land gebracht, jetzt tragen sie es fort. Früher sei man mit wenig Schutzleuten ausgekommen, jetzt müsse man schon Weiße aus Neuseeland herschicken, und alles werde einem vorgeschrieben, was man zu tun habe am Werktag und was nicht am Sonntag. Und überhaupt Neuseeland – soviel wie Dreck! – Ja, und ob es wirklich wahr wäre, dass demnächst ein großes deutsches Schiff komme, mit »Missi Übba« und Gouverneur Schulz an Bord, und dass alsdann die Lava-Lava wieder zwei Schilling koste, und die vielen Schutzleute wieder fortgingen und man sich nicht mehr bei Nacht zu verschwören brauche, um ein Glas Bier zu trinken? »Vielleicht,« sagte ich. »Wer kann es wissen. Die Welt ist rund, und es ändert sich manches.«

Am hellen Mittag ging ich wieder durch die Straßen – die einzige Straße von Apia – und schaute auf das fremde Leben, das ganz eine Illustration war zu dem, was ich soeben gehört hatte. Wohin man schaute, sah man Eingeborene, bekleidet mit der blauen Lava-Lava, das Kennzeichen der Leute vom »Mau«, der großen Protestbewegung des samoanischen Volkes, das sich zu einem Bunde zusammengeschlossen hat, um durch das Mittel der passiven Resistenz, Verweigerung der Steuern, systematische Missachtung der gesetzlichen Bestimmungen, also eine Art »non-cooperation«<sup>2</sup> nach Gandhischem

Muster, der nun schon vierzehn Jahre dauernden neuseeländischen Misswirtschaft ein Ende zu machen. Denn zwischen diesen und ihren samoanischen Schutzbefohlenen ist heutzutage wahrlich keine Liebe verloren. Jener englische Staatsmann, der die Lügen in drei Klassen teilte: die gemeine Lüge, die Notlüge und die Statistik, hatte eine vierte, die Mandatslüge, vergessen, und diese ist die größte unter ihnen.

Was ist es, das einem hier nicht gefallen will? Über diesem Lande hängt schwer wie eine Wolke der Fluch der unerfüllten Versprechungen. Es ist etwas faul im Lande Samoa, und wenn man genauer nachforscht, so kommt man zu dem Schluss, dass das ganze hier herrschende System ein Unding ist. Vierzehn Jahre hat die deutsche Flagge über diesen Inseln geweht. Was unter ihr geschaffen wurde, ist nicht hinwegzubringen, denn es hat sich besser als ein steinernes Denkmal eingegraben in das Angesicht des Landes.

Nun ist das Land ebensolange in den Händen derer, die »*in sacred trust of civilization*« das Mandat übernahmen, mit der Begründung, dass die bisherigen deutschen Machthaber weder fähig noch würdig waren, das Land und seine Bewohner zu regieren. Sie übernahmen ein schuldenfreies Gemeinwesen mit einem Überschuss im öffentlichen Haushalt und dazu noch etwa 100 000 Hektar Plantagenland, das seinem bisherigen entschädigungslos enteigneten deutschen Besitzer einige 30 bis 40 Prozent Dividende abzuwerfen pflegte. – Wahrlich, ein benei-

denswertes Erbe!

Heute, nach vierzehn Jahren, ist dieses ehemalige deutsche Musterländchen von Schulden erdrückt, am Rande des Bankrotts, das Land voll gärender Unruhe, die Regierenden selbst das Gespött des Mannes im Busch. Samoa hat man in diesen Jahren gebraucht, missbraucht, vergewaltigt und bewusst getötet.

Getötet! Das Wort ist buchstäblich richtig. Als die Neuseeländer zuerst ins Land kamen, hatten sie nichts Eiligeres zu tun, als die deutschen Ärzte außer Landes zu schaffen und all das Hunnenwerk der deutschen sanitären Vorschriften außer Kraft zu setzen. Dafür brachten sie etwas anderes mit, und das war die Influenza, die in wenigen Wochen ein Drittel der gesamten Bevölkerung wegraffte! Der Massenmord am samoanischen Volke – das war die Morgengabe, die diese seltsamen Vormünder ihren Schutzbefohlenen überreichten! Dass es sich hier nicht um ein unvermeidliches Naturereignis, sondern allein um die grauenhaften Folgen einer frevlen Misswirtschaft handelte, erhellt schon daraus, dass im benachbarten amerikanischen Samoa, das doch denselben Bedingungen unterworfen ist, nicht ein einziger der Seuche zum Opfer fiel.

Andere Sünden reihen sich würdig an diese wohl einzig dastehende Großtat auf sanitärem Gebiete.

Wie hat man in deutschen Zeiten gespottet über das Übermaß von Uniformen, wo doch z. B. der frühere deutsche Gouverneur Dr. Solf alles andere als Militarist war und ist, während es die Neuseelän-

der bei ihren Gouverneuren nicht unter wohlunifor-  
mierten Generalen und Obersten tun, die neuer-  
dings sogar die Missionare in Uniform stecken und  
mit Säbeln versehen, damit dem Bedürfnis nach  
Pomp Genüge geschehe. Wie hat man einst genör-  
gelt über deutschen Bürokratismus, der doch ein  
Ausbund von liberalem Wohlwollen war, gegenüber  
dem, was heute in Samoa ins Kraut geschossen ist.  
Wenn es ein Land gibt, in dem noch mehr rote  
Tinte verschrieben und mit Schreibmaschinen ge-  
klappert wird, in dem kleine Regierungsbeamte sich  
mit einer leuchtenderen Aureole ihrer Wichtigkeit  
umgeben, dann möchte ich wohl wissen, wo das  
liegt. Es war das Unglück Samoas, dass Neuseeland  
sich gänzlich unvorbereitet in dieses Abenteuer  
stürzte, ohne auch nur eine einzige Persönlichkeit  
von praktischer kolonialer Erfahrung zu besitzen.  
So kamen die unglaublichsten Menschen zu Karrieren.  
Leute, die eben noch mit nichts als einem Paar  
Schuhe am Strand von Apia landeten, fuhren mor-  
gen im Auto, übermorgen sah man sie Urteil spre-  
chen im Amtsgericht, und die Samoaner, die ein über-  
aus fein entwickeltes Gefühl für Stand und Würde  
haben und überdies an die Herrschaft der deut-  
schen Berufsbeamten gewohnt waren, weisen  
heute mit Fingern auf die Emporkömmlinge: »Was,  
das will ein Faamasino sein, wo er doch eben noch  
ein kleiner Kussi-Kussi war?«

Es würde zu weit führen, wenn man hier im ein-  
zelnen auf die verschiedenen Phasen der samoani-  
schen Freiheitsbewegung eingehen wollte und auf

die neuseeländischen Unterdrückungsmaßregeln, die darum nicht weniger grausam sind, dass das kabelbeherrschende Britannien wenig davon in der großen Welt verlauten lässt. Genüge es, zu erwähnen, dass im letzten Jahre nicht weniger als zweihundert Eingeborenenhäuptlinge verbannt wurden und dass man nun auch noch dazu übergeht, Europäer, die zufällig nicht der gouvernementalen Ansicht sind, des Landes zu verweisen. Ein besonders schwerer Fall war der des Halbblutsamoaners Nelson, eines reichen, in Apia ansässigen und dort geborenen Geschäftsmannes, der ohne Zeremonien aufs Schiff gesetzt wurde. In Anbetracht des den Bewohnern der Mandatsgebiete zustehenden Petitionsrechtes wandte er sich nach Genf an den Völkerbund, wo er aber gar nicht vorgelassen wurde, ein Schicksal, das man ihm voraussagen konnte, denn England beim Völkerbund anzuschwärzen, hieße wahrlich den Teufel bei seiner Großmutter verklagen!

So hat sich nach vierzehnjähriger segensreicher Regierung die neuseeländische Herrschaft glücklich zwischen alle Stühle gesetzt. Feindschaft bei den nicht beamteten Weißen, selbst bei den Stockengländern, Verachtung bei den Eingeborenen, verbunden mit systematischer Gesetzesverachtung, Deportierungen, Massenverhaftungen – das sind die Früchte.

Und schon sind sie in ihrer Ratlosigkeit dabei, einen Plan auszuhecken, der teuflischer ist als alle anderen, in seinen Konsequenzen schlimmer als die In-

fluenzasünden. Die »Hawaiisierung« Samoas, die systematische Austreibung der eingesessenen Bevölkerung durch zugewanderte Asiaten. Man braucht nur die Grenzen zu öffnen, und in zehn Jahren ist es geschehen, wie heute schon in Fidschi und Hawaii. Der Kuli wird den Lebensstandard senken und der Samoaner der Kuli der Kulis sein, ein Heimatloser auf eigener Erde.

Ah, das »Weltgewissen« ist weit und geduldig! Die derzeitigen Machthaber aber hätten endlich das gewünschte Milieu, das dem britisch-kolonialen Beamten von jeher am besten zusagte: die lächelnde Unterwürfigkeit des Chinesen, die pathetische Hilflosigkeit des Hindu, die grandios-vornehme Dienstfertigkeit der schwarzbärtigen, beturbanten Sikhs.

Samoa aber schliefe unter der britischen Fahne den Todesschlaf.

Doch das ist alles Politik. – –



Hinterwärts von Apia führt die Straße nach Vailima direkt in die Berge hinein. Es ist eine breite, sogar asphaltierte Straße, auf der die Autos jagen wie in einer Vorstadt von Berlin. Aber sie ist auch das einzige, was einen berlinisch anmutet in dieser Gegend. Einen Schritt vom Wege, und man ist schon im Busch, in der Wildnis oder wie man das nennen mag. Es ist allenthalben ein verwirrendes Chaos von üppiger Fruchtbarkeit. In hellen Hainen hängen die Bananen. Neben Brotfruchtbäumen stehen Palmen, schlank wie Schiffsmasten, und anspruchsvolle Man-

gos, die mit ihrem breiten Stamme und der mächtigen Krone alles andere beiseitegeellbogat haben, und unendlich viel anderes verwirrendes Gewächs, unter dem man sich nicht auskennt. Dschungel, die einem Garten gleicht, und Gärten, die wie eine Dschungel ausschauen, ein steter Kampf der Kultur mit der vordringenden Wildnis, die alles durchdringt, bis man beides nicht mehr auseinanderhalten kann. Überall sieht man die runden Dächer der Eingeborenenhütten, die eine so angenehme Überraschung sind für den, der eben erst von den Fid-schiinseln kommt, wo die armseligen Blechhütten der Inder sein Auge ebenso beleidigten wie die Lehmhütten der Fidschianer, die von einer geradezu krankhaften Angst vor der frischen Luft zeugen. Mag man sonst über den Samoaner sagen, was man will: niemand kann ihm abstreiten, dass er es verstanden hat, ein Haus zu erfinden, das schlechterdings ein Ideal für das tropische Klima darstellt. Das Gerippe des Hauses besteht aus einem auf mächtigen Pfählen ruhenden Dach, und die Wände sind Kulissen aus Strohmatte, die man je nach Wind und Regen mühelos einsetzen und wieder entfernen kann. Bei Tag und bei gutem Wetter ist alles weit offen, und von der Straße aus kann man ungestört hineinschauen in das intimste Interieur.

Man sieht die Hausfrau, die dem Mann den Rücken mit Kokosfett einreibt, die Mädchen, die aus roten Beeren Kränze winden oder ein Stück Baumrinde zu einem Tapatuche hämmern. Weiße Wäsche flattert an der Leine. Zuweilen sieht man eine

Nähmaschine oder ein Moskitonetz über dem Bett. In einem Hause bemerkte ich sogar eine Schreibmaschine, die unter einem Tapatuch hervorschaute. In solchem Hause sitzen sie auf den kühlen Matten und verbringen ihre sonnigen Tage, ohne dass einer so recht etwas zu tun hätte. Es gibt kein anderes Volk, das es so gut versteht, die Arbeit zum Spiel zu machen und im Spiel die Arbeit zu verrichten. Unterwegs begegneten wir zwei jungen Burschen, die beide schon ein Stück Arbeit hinter sich hatten. Der eine trug nach Chinesenart einen Korb voll Kokosnüsse an einem Stock, dessen anderes Ende ausbalanciert war mit einem zweiten Korb, aus dem ein lebendes Ferkel heraussah. Der andere war mit einer Axt im Walde tätig gewesen. Aber beide waren geschmückt mit grünen Kränzen, die sie sich unterwegs geflochten hatten. Es sah seltsam aus, aber nicht ein bisschen affektiert, keine Spur von bestellter Arbeit für den gutgläubigen Palangi. Denn so musste es sein unter dieser Sonne.

Ganz plötzlich nimmt dieses Idyll ein Ende und man steht vor einem Hause, das in die Literatur eingegangen ist: Vailima, der einstige Wohnsitz des schottischen Dichters Robert Louis Stevenson, der hier seine Tage beschloss. Ganz in der Nähe liegt er begraben, und ich beschloss, dieser letzten Ruhestätte meine Reverenz zu erweisen, schon deshalb, weil ich kurz zuvor für einen deutschen Verlag noch eine von den allzu vielen Übersetzungen seiner »Schatzinsel« angefertigt hatte.

Es war gewiss eine geniale Idee des Dichters,



dass er, in Vorahnung kommender Touristen, sein Grab auf dem Gipfel des nahen Berges Vana errichten ließ; denn wenn sie schon einmal seine Ruhe stören wollten mit Literaturgesprächen aus dem Konversationslexikon und alles *very nice* und *pretty* und so *awfully interesting* finden wollten, so sollten sie wenigstens mit manchem Schweißtropfen dafür bezahlen. Es ist ein heißer, aber auch ein schöner Weg, der dort hinaufführt, ganz wie ein Bergpfad bei uns zu Hause. Über einen kleinen Bach hinweg kommt man zunächst an einen göttlichen – ja, ich weiß, aber von diesem Lande kann man nur in Superlativen sprechen! – an den göttlichsten aller Badetümpel mit einer natürlichen Dusche in Form eines Wasserfalls und rings umgeben von dem dichten Blätterdach des tropischen Bergwaldes, durch den die Sonnenstrahlen nur gedämpft hindurchdringen können. Es nützt nur wenig, dass man im kühlen Wasser badet, denn der Weg ist steil und der Urwald ist heiß wie ein Backofen. Am Wegrand stehen die wunderlichsten Bäume. Es raschelt und quakt im Dickicht. Eine Schlange zischt im Busch. Eine Eidechse läuft raschelnd über den Weg. Ein glatter Frosch, so grün wie die Blätter, sitzt glotzend im Schatten eines Mamniapfelbusches.

Und während wir noch beim Betrachten dieser Intimitäten des Urwaldes sind, wird es plötzlich hell in dem Dämmerdunkel. Vor uns liegt das Grab des Dichters, und ringsum schweift der Blick über Meer und Busch weit hinaus ins samoanische Land. Unter den vielen Blumen, die fleißige Hände zusammenge-

tragen, liest man die Inschrift im Stein:

*»Home is the sailor, home from sea,  
And the hunter home from the hill.«<sup>3</sup>*

»O Tusitala«, steht über dem samoanischen Text. Biografen haben endlos viel geschrieben über diesen für Stevenson speziell erfundenen »Ehrentitel«. Es ist jedoch allem Anschein nach ein sehr gebräuchliches samoanisches Wort für einen, der Geschichten erzählt, und ehe ich noch zwei Tage in Apia war, war selbst meine Unbedeutendheit ein »Tusitala«.

Der hier liegt, war jedenfalls ein Tusitala von besonderer Sorte. Während man auf die Lichtung schaut und weit darüber hinaus auf Meer und Riff und Palmen, da ist es, als ob sie noch einmal aus dem toten Stein aufstiegen, die tollen Gestalten seiner wilden, ausschweifenden Fantasie: der Schoner, die Bai und die Insel. John Silver, der einbeinige Piratenkoch mit dem Papagei auf der Schulter. Die Sonne sank ins Meer. Fledermäuse geisterten zwischen den Bäumen, um die schon die Nachtschatten lagen. Ganz so eine sinkende Nacht wie jene, da den erschreckten Schatzsuchern von den Baumkronen die Geisterstimme entgegenschallte mit den letzten sterbenden Worten des Kapitän Flint:

*»Darby Mac Graw! Darby Mac Graw!  
Bring den Rum nach achtern, Darby!«*

So ist Samoa noch heute ein Stück Literatur und ein Miniaturbild moderner Weltgeschichte. Wie muss es glorreich lustig hergegangen sein auf der Insel, damals, vor einem Menschenalter, als hier der »*furor consularis*«<sup>4</sup> wütete und der Strand von Apia wie ein Knochen zwischen den keifenden Hunden der »Großen Mächte« lag. Interessant müssen die Zeiten gewesen sein, als hier noch kein Tag ohne hohe Politik, keine Woche ohne Verschwörung, ohne diplomatischen Zwischenfall vorüberging. Damals – da war hier kein Konsul, der sich nicht als Königsmacher, kein Kommis, der sich nicht als politische Größe fühlte. Die heute so leeren, Limonade verschenkenden, ganz unanständig respektablen Wirtshäuser waren erfüllt vom Lärmen fantastischer Abenteurer, die ihre Suppe am Weltbrand zu kochen hofften, die Bai voll Kriegskanus und Kriegsschiffen, die mit ihren Kanonen zuweilen die Kokospalmen beschossen zur Unterstützung eines Schattenkönigs im Busch, und über allem stand das grau-sig-wilde Gefühl, dass man hier an der Zündschnur saß, die jeden Augenblick das europäische Pulverfass zum Explodieren bringen konnte.

Damals –

Aber Apia ist noch immer der Südseetraum von Riffen und Palmen, dunklen Wäldern, rauschenden Wasserfällen, zerzaust vom Wind, überglänzt von der Sonne.

O süßer Wind!

O selige Sonne!

Ecce Samoa!

Früher hatten dort auf den Inseln die Menschenfresser gehaust; jetzt haben sie den englisch-amerikanischen Fiskus. Die Wahl wird einem schwer zwischen den beiden.

Schön ist hier das Land, glorreich die Sonne, göttlich das Meer, aber die Menschen und Dinge sind nicht mehr, wie sie waren, damals, in den Zeiten, von denen die alten Grauköpfe am Strand von Apia und anderswo noch heute mit einem nassen und einem heiteren Auge erzählen; da konnte man ungestört ein- und ausgehen, und keiner fragte nach dem Woher und Wohin, einerlei, ob einer ein Bankkonto hatte oder nichts als einen faulen Bauch, den er sich von der Sonne bescheinen ließ. Heute führen sie hier Buch über alles Lebendige, genau so wie anderswo.

Es ist alles registriert, klassiert und normiert, und ehe einer auf einer Insel landet, wird er streng ins Gebet genommen, ob er auch die nötigen Barmittel zum Lebensunterhalt habe, ob er getauft, gepflicht, getraut oder geschieden sei; ob er krank und mit Ungeziefer behaftet, ein ehemaliger Zuchthäusler, ein Bettler oder gar ein Bolschewist sei. Ein Narr fragt viel, worauf sieben Weise nicht antworten können, aber im Allgemeinen darf man wohl sagen, dass heute eher ein Kamel durch ein Nadelöhr als ein Strandläufer nach den Inseln gehen kann.

Und doch fand sich vor kurzem erst einer, der ihnen allen erfolgreich die Zähne zeigte. Jonny Luke hieß der Mann. Es wäre schade, wenn sein Name je der Vergessenheit anheimfiele, denn er war ein wahrer Märtyrer der Zunft und außerdem ein Mann, der sich zu helfen wusste. Eines Tages kam er nach dem Hafen Pago Pago in Amerikanisch-Samoa, wo man ihn landen ließ auf sein ehrliches Gesicht, ohne ihm die üblichen hundert Dollar Kautionsabnahme. Schon am nächsten Tage stellte sich heraus, dass der neue Einwanderer ein polizeiwidriges Wesen ohne sichtbare Existenzmittel war. Der Schrecken ging durch alle Amtsstuben. – Was tun mit Jonny Luke? Der Dampfer, der ihn gebracht hatte, war fort. Man musste sich mit ihm abfinden. Der Gouverneur selbst nahm ihn ins Gebet.

Ob er nicht gewillt wäre, einen leichten, gutbezahlten Regierungsposten anzunehmen?

Ob das etwa mit Arbeit verbunden wäre? fragte Jonny Luke, der gleich den Pferdefuß merkte.

»Mit etwas schon«, meinte der Gouverneur.

»Dann ist das nichts für mich«, antwortete Jonny. »Wenn ich arbeiten wollte, wäre ich in England geblieben.«

Und dabei blieb es. Es half kein Locken, kein Drohen. Jonny Luke blieb seinen Grundsätzen treu. Die Tage vergingen, und täglich mussten die amtlichen Augen auf dem Wege vom und zum Büro das unerwünschte Subjekt betrachten, das da am Strande lag und zwischen Mangos, Bananen und Kawatee ein Leben wie die Lilien auf dem Felde führte. Sch-

ließlich war es genug des Ärgernisses. Ein Kabinettsrat beschloss, ihm die Reise nach dem nahen Apia in Westsamoa zu bezahlen und außerdem noch die dort verlangte Kautio von hundert Dollar zu stellen. So machte Jonny eine neue Reise, wohl versehen mit Barmitteln.

Aber bald war es in Apia wie in Pago Pago, und die dortige Regierung bezahlte Jonny die Reise nach Suva auf den Fidschiinseln, wo der Emigrationsoffizier ihm aber die Landung verweigerte, denn sein Ruhm war ihm schon vorausgeeilt, und alle australischen und neuseeländischen Zeitungen hatten bereits eine besondere Rubrik eingerichtet: »Neues von Jonny Luke, dem Seefahrer. Ein Roman der Südsee.« Und es gab Stoff für die Rubrik auf seinen weiteren ruhelosen Wanderungen nach Aukland, Sydney, Brisbane usw. Zuletzt landete er wieder in Apia, wo er zur Zeit in Ruhe und Zufriedenheit von seinen weiten Wanderungen ausruht.

»Lady Roberts« nennt sich das Fahrzeug, das den Verkehr zwischen dem Mandatsgebiet und Amerikanisch-Samoa aufrechterhält. – Ah, wenn die Namen Schiffe machten! Jedenfalls ist sie eine kapriziöse Lady und alles in allem das jämmerlichste Fahrzeug, das jemals dem großen Pazifik Unehre machte. Dreißig Schilling kostet die Überfahrt, und dafür wird man dann während der ganzen langen Nacht allein gelassen auf dem Verdeck, mit den Schweinen und der Seekrankheit, und – oh! – es war die schrecklichste Nacht, die ich je auf einem Schiff zugebracht habe.

Bei dunkler Nacht kamen wir im Hafen von Pago Pago an, und als der Tag zu dämmern begann, enthüllte er ein Bild, wie man es sich schöner nicht wünschen konnte. Um eine fast kreisrunde, vollständig landumschlossene Bai, in der das Wasser so still und klar wie in einem Bergsee war, standen hohe, dichtbewaldete Berge, deren massige Formen sich im Wasser spiegelten. Wären nicht Palmen am Strande gewesen, man hätte wahrlich glauben können, ein Zaubermantel hätte einen weit weggetragen nach den Ufern des Vierwaldstätter Sees.

An der Landungsbrücke empfängt uns die Polizei, der Doktor, die Emigrationsbehörde. Es ist ein geschäftiges Getue um diesen einen Passagier, den Passagier, der heute von Apia kam. Aber schließlich geht auch das vorüber, und man ist nun frei zur Besichtigung der Sehenswürdigkeiten der Stadt, die aus drei Kaufläden, zwei »Sodafontänen«, mehreren Kirchen und sehr vielen Soldaten besteht. Mit schmetternder Musik zieht eben eine recht flott ausschauende Eingeborenentruppe vor das Administrationsgebäude, wo mit den üblichen Zeremonien das Sternenbanner gehisst wird. – Denn so ist es: in Amerikanisch-Samoa wird heute mehr mit den Flaggen gewedelt als im anderen Landesteile während der ganzen deutschen Herrschaft. Es ist ganz auffällig, wie gerade die Amerikaner, die sich doch vier Jahre lang über den deutschen Militarismus ereiferten, heute selbst von einem wahren Rausch des Militärdünkels befallen sind, einer kritiklosen Anbetung der Uniformen und einer hysterischen Militär-

frommheit, die den Fernstehenden mit bassem Stauen erfüllt. Exerzieren und Schießen ist die Parole des Tages. Die Colleges gleichen Manöverlagern. Die kleinsten Dreikäsehochs, weit unter dem preußischen Kadettenalter, werden von ihren Mammis militärisch eingekleidet, der Boy Scouts sind es Legionen, und die Schulkinder müssen an jedem Morgen und Abend ihr Männchen vor der Flagge machen, indem sie militärisch grüßend daran vorbeimarschieren. Es sind das in der Tat seltsame Resultate des einst so feurig gepredigten Kreuzzuges gegen den Militarismus, und man ist versucht, auf sie die Worte Uhlands zu beziehen:

*»Fürwahr, du bist dem Lehrer zu vergleichen.  
Der seinen Schüler ob gestohl'ner Kirschen  
Ausschalt und scheltend selber sie gefressen!«*

Im übrigen ist Onkel Sams andere Insel ein Backofen, und an jenem Tage war sie außerdem noch ein türkisches Dampfbad. Denn es regnete, wie es nur in den Tropen regnen kann, und die tropfende Feuchtigkeit stieg in dicken Schwaden aus dem Blätterdach des Urwalds. Nass wie ein Pudel musste ich unter dem Wellblechdache auf der Landungsbrücke schlafen, denn es war nirgendwo Raum und überhaupt keine Herberge in Pago Pago, und überdies hatte die vorsorgliche Behörde meine Schlafdecken eingeschlossen. Am nächsten Morgen aber wollten sie einen Dollar Schreibgebühr von mir haben. Das war zu viel. Ich verweigerte die Bezahlung, und die



Sache kam vor den Richter, der mich nochmals ausdrücklich dazu verurteilte. Aber der böse German zahlte nicht, und die Angelegenheit ging auf dem Instanzenweg weiter zum Gouverneur.

Was mir wohl einfiel? Ob ich nun bezahlen wolle?

»Nein.«

Da richtete er sich auf in seiner ganzen Würde als Gouverneur der Insel Tutuila:

»Are you going to defy the laws of the Juh – United States?«<sup>5</sup>

»Warum nicht?«

»Dann marsch, zurück auf die ›Lady Roberts‹ und nach Apia!«

»Schön«, sagte ich und ging hinaus und dachte dabei an Jonny Luke und an das viele Geld, das so etwas kosten würde, und dass ich ja dort gar nicht mehr landen konnte. – Ja, auch in Pago Pago wird mit Wasser gekocht. Nach fünf Minuten kam einer auf einem Fahrrad hinter mir her und brachte mir den visierten Pass und kein Wort mehr vom Dollar.

Eine Stunde später kam der Dampfer, von dessen Verdeck aus ich noch einmal hinüberschaute auf das seltsame Land. Eben holten sie mit Musik die Flagge nieder. Die hohen Berge widerhallten von militärischen Kommandos. Ein Kanonenboot salutierte mit einundzwanzig Schüssen die untergehende Sonne, das Nachessen des Gouverneurs oder was weiß ich. Irgend etwas –

»Auszufüllen die Leere der Tage  
Und die lange, unendliche Zeit.«

Schaurig widerhallte der Pfiff der Dampfsirenen in der engen Bucht. Hinaus ging es, ins offene Meer, wo der Passatwind wehte und die Insel Tutuila mit der untergehenden Sonne verschwand wie ein Spuk.

Und damit auch das letzte dieser tausend Abenteuer.

ENDE

---

1. deutscher Staatsbürger <<<
2. Nicht-Zusammenarbeit <<<
3. Daheim ist der Schiffer, daheim von der See,  
Und der Jäger daheim vom Gebirg. <<<
4. der Grimm der Konsuln <<<
5. Wollen Sie sich etwa den Gesetzen der Vereinigten Staaten widersetzen? <<<

---

# Unter Eskimos und Walfischfängern

---



Der »Bowhead« auf der Höhe von San Francisco

## Zum Geleit



Im Jahre von Kurt Fabers Hingang hörte ich in San Francisco zum ersten Male von ihm sprechen.

San Francisco, wo sich der Ausreißer fünfundzwanzig Jahre früher für ein Schiff anheuern ließ, das Wale schießen wollte im Meere nördlich von Amerika, wurde für ihn Schicksalsort. Denn dort entschied er sich, halb zufällig, halb gezwungen, für eine Reise, die, mochte sie die wohl schwersten Erfahrungen seiner Reisen und Fahrten in sich begreifen – dieses Buch berichtet davon –, trotz und vielleicht wegen dieser furchtbaren Erlebnisse nach einer Wiederholung verlangte: er kehrte, wie von einer inneren Stimme gerufen, in die auf dieser ersten Reise gequerten kalten Weiten Kanadas zurück, wo ihn im Schnee der Tod ereilte. Sein Schicksal bereitete sich dort vor in der Zeit, in der ich von ihm als einem unermüdlichen und kühnen deutschen Abenteurer an jenem südlicheren Orte bewundernd reden hörte.

Was bewundert man? Einfaches. Den frühen Drang und Zwang, sich loszumachen aus den überfeinerten Verhältnissen unseres Lebens. Die Kühnheit, ohne Mittel davonzulaufen, unterzutauchen in die Welt der Bedürfnislosen. Die Fähigkeit, allein zu wandern, Weltwanderer zu sein mit dem Rucksack. Das Aushalten und die Unermüdlichkeit – die Treue zum Wanderstabe!

In einem solchen Menschen muss die Kraft des

Willens ebenso groß sein wie die des Gemütes und die des Geistes, soll er Bewunderung seiner Eigenart erregen. Es darf auch keine von ihnen überragen. Denn möchten etwa Gemüt und Einbildungskraft sich vordrängen, so könnte ein Dichter entstehen, der sich fragen würde: Warum soviel des Aufwands, da ich im Einmal das Vielemal, im Geahnten die Fülle des Wirklichen sehe? Und würde das Geistige und Erkennerische sich im Vordergrund finden, so möchte jemand sagen: Wurde das Wissensbedürfnis zufriedengestellt? Das Willentliche allein aber wäre im Nur-Sportlichen steckengeblieben, wofür wir nur begrenzte Anteilnahme aufbringen.

Hier aber steht ein Mann, ein Mensch, ein Deutscher vor uns. Er war nicht eigentlich ein Geograf, aber doch soviel, um die Welt richtig und nüchtern anzusehen. Kein Dichter, aber doch genug, um lebhaft zu empfinden und das Empfundene wiederzugeben. Im übrigen ein Mann, der Gefahren suchte und ihnen trotzte, ein Deutscher, der jenes uns gegebene Einmalige und ein wenig Unheimliche, an dem wir alle glücklich leiden, hatte: Weltunruhe, Wanderlust – und wir bedenken, dass »the Wanderlust« im Englischen Fremdwort und Fremdsache ist.

Der Mann wanderte durch die Welt nicht eigentlich um des Wissens von der Welt willen, auch nicht um sie zu beschreiben. Er schaute um des Schauens, er lief um des Laufens, erlebte, um des Erlebens willen – er war ein richtiger deutscher Weltläufer.

Und als solcher drückte er sich aus! Man lese

daraufhin dieses Buch. Es ist toll und unheimlich in seinem Geschehen, das Schiff, auf dem es vorwiegend spielt, ist ein modernes Sklavenschiff, das geschilderte Stück Leben ist furchtbar. Dass dem Wanderer trotz den schrecklichen Erlebnissen dieser Reise nicht die Lust am Reisen und Wandern verging, beweist, dass er ein echter Wanderer war.

*Josef Ponten*

✱

## Im »Blauen Anker«

DAS SONNIGE KALIFORNIEN UND SEINE UNERFÜLLTEN  
VERSPRECHUNGEN. – EINE VERLOCKENDE  
ZEITUNGSANZEIGE. – DIE BARBARENKÜSTE. – MR.  
MURRAY, DER GESCHÄFTSTÜCHTIGE GASTWIRT. – DIE  
VERHÄNGNISVOLLE UNTERSCHRIFT. – ANKUNFT AN BORD  
DES »BOWHEAD«. – BÖSE AHNUNGEN.

Wie ich unter die Walfischfänger geraten bin?  
Ganz einfach »auf diesem nicht mehr ungewöhnli-  
chen Wege«.

»Greenhands gesucht für Walfischfänger.«

So stand – es war Frühjahr 1903 – in einer ver-  
borgenen Ecke der langen Anzeigenkolonne des  
»San Francisco Examiner« zu lesen. Ich überlegte.  
Greenhand? Das klang ja beinahe wie Grünhorn!  
Hier wurde also auf eine Persönlichkeit reflektiert,  
die durch keinerlei Vorkenntnisse auf dem Gebiete  
des Walfischfangs belastet war. Ja, wenn's weiter  
nichts ist! Den Anforderungen könntest du schon  
entsprechen.

Nur einen Augenblick verweilte ich bei dem Ge-  
danken, dann eilten die Augen geschäftig weiter  
über die Anzeigenreihen nach einer Stelle als farm-  
hand, Obstpflücker, Holzfäller, Hausknecht – was  
tut so ein junger Taugenichts nicht alles in Amerika!

So also sah er aus, der vielgerühmte, goldene  
Westen! Ach, was hatte ich mir von dem Lande ver-  
sprochen, als ich vor kaum vierzehn Tagen durch



die Wüsten von Arizona und Neu-Mexiko nach Westen »machte«! Bei jedem Tramp, der entlang des Schienenstrangs von dorthier kam, hatte ich Erkundigungen eingezogen. Und wie hatten sie mir es geschildert mit der ganzen Farbenfreudigkeit einer glühenden Vagabundenfantasie als ein Land, in dem die Sonne niemals müde wird und die Dollars kein Ende nehmen! Und dann erst »Frisko«! Für zehn Cents könnte man dort in den japanischen Speisehäusern eine Mahlzeit bekommen, und zwar keine von den Wassersuppen wie in den Logierhäusern von Chikago oder St. Louis, sondern ein richtiges »square meal«, auf das die Yankees schwören. Dabei würde auch der geringste Arbeiter niemals für weniger als drei Dollars pro Tag arbeiten. Doch Arbeit – wer mühte sich darum in einem Lande, wo die Feigen und Orangen wachsen und wo der Sommer jahrausjahrein regiert.

So hatte man es mir ausgemalt, das sonnige Kalifornien. Und nun lief ich schon tagelang auf dem holperigen Pflaster San Franziskos umher, ohne etwas anderes zu sehen als die düsteren Wolken und die dicken Regentropfen, die der Märzwind durch die Gassen fegte. Das schlimmste aber war, dass es mit den Dollars auf die Neige ging. Ich hatte deren gerade noch zwei, und wo ich mir etwas dazuverdienen konnte, das war mir vorderhand noch ein Rätsel; denn es geht mit der Arbeit wie mit so vielen anderen Dingen – man findet sie überall, aber gerade dann, wenn man sie am nötigsten braucht, ist sie nirgends zu finden.

Hungrig und missmutig ging ich von einer Arbeitsstelle zur anderen, aber immer mit dem gleichen negativen Erfolg – überall war man besetzt. In der Kearney-Street, damals – vor dem Erdbeben – die Hauptgeschäftsstraße der Stadt, kam ich mir ganz erbärmlich vor zwischen all den wohlgenährten und gutgekleideten Menschen, die alle so geschäftig umhereilten, während ich so sehr viel überflüssige Zeit hatte. Durch die großen Schaufenster der »lunch rooms« und »grill rooms« (Speisewirtschaften), in denen sich die Leute drängten, konnte ich die sauberen, weißgekleideten Köche sehen, wie sie mit der eleganten Handbewegung des Fachmannes die kleinen, appetitlich aussehenden Pfannkuchen aus der Bratpfanne aufhüpfen und auf die Sommerseite wieder zurückfallen ließen. Und als gar durch die offene Tür ein würziger Bratengeruch drang, da musste ich die Dollars in der Tasche doppelt festhalten, damit die Braten und die Pfannkuchen mich nicht um mein Unterkommen für die kommende Nacht bringen möchten.

Wer schon in ähnlicher Lage gewesen ist, dem brauche ich das alles nicht erst auszumalen, und derjenige, an dem dieser Kelch zeitlebens vorübergegangen ist, der kann sich ja doch nicht vorstellen, wie verzweifelt man darüber werden kann. – Gegen Abend kam ich auf meiner Arbeitssuche nach dem Hafen hinunter. Dort wehte eine laue, salzige Brise, und die Luft war erfüllt von starkem Teergeruch, der von großen Reisen und von fernen Ländern zu erzählen schien. Von Zeit zu Zeit ertönte das laute

Heulen der Sirene eines Dampfers, dessen gewaltige massige Gestalt langsam stromabwärts dem »Goldenen Tor« entgegenglitt. Ach, wer da nur gleich mitfahren könnte!

Plötzlich kam mir wieder der Gedanke an die Anzeige und ich holte mechanisch noch einmal die Zeitung hervor. »Wer weiß? Vielleicht wäre es gar nicht übel!« – »Ach was! Verrückte Idee!« ließ sich warnend eine innere Stimme vernehmen.

Und die Erkundigungen, die ich über die Sache einzog, klangen auch nicht sonderlich ermutigend. »Mensch«, brüllte der dicke Wirt, als ich abends todmüde im Gasthaus »Zur Stadt Lübeck« ankam, »bist du denn übergeschnappt? Walfischfangen! Das kommt ja gleich hinter der Fremdenlegion!« Und der Dicke wusste, was es mit der Fremdenlegion auf sich hatte, denn er selbst war dort gewesen, nachdem er »aus Gesundheitsrücksichten« das juristische Studium an den Nagel gehängt hatte.

Doch das Unglück war nicht mehr abzuwenden. Das Ungewöhnliche und Abenteuerliche der Sache war zu viel für die einmal erweckte Fantasie meiner neunzehn Jahre. Als am nächsten Morgen um halb sechs der »Examiner« von der Presse kam, da hatte ich nichts Eiligeres zu tun, als nach der bewussten Anzeige Ausschau zu halten. Da stand sie immer noch:

»Greenhands wanted for whaling cruise, Thomas Murray, shipping agency.«

Hilfskräfte gesucht für Walfischfänger. – »Hingehen könntest du ja einmal,« sagte ich mir mit raffi-

niertem Selbstbetrug, »das kostet nichts und verpflichtet zu nichts.« – –

Er war nicht leicht zu finden, dieser Mr. Murray, denn er wohnte ziemlich weit abseits, in jenem Teile San Franziskos, der, nicht gerade wegen der sanften Sitten seiner Anwohner, unter dem Namen »Barbary Coast« (Barbarenküste) einen wenig beneidenswerten Weltruf erlangt hat. Es ist das Matrosenviertel, oder vielmehr das Viertel derer, die den Matrosen auszubeuten pflegen. Ein Gewirr von engen Gassen und niedrigen, flachdachigen Häusern – zum Teil noch aus der mexikanischen Zeit. Auf dem holperigen Pflaster kommt man an chinesischen Opiumhöhlen, säuerlich duftenden japanischen Speisehäusern und rauchigen Seemannskneipen vorbei. Allnächtlich, wenn die Sonne hinter dem »Goldenen Tor« verschwunden ist und die trüben Gaslaternen ein unsicheres Licht über die Straßen der Vorstadt werfen, beginnt es auch dort an der Barbarenküste lebendig zu werden.

Während der ganzen Nacht herrscht ein tolles Leben. Die kleinen Lokale und die Gassen sind erfüllt von Schreien, Singen und von dem Kreischen der Grammophone, von Ziehharmonika und Banjoklängen, von Nigger-Cake-Walks und mexikanischen Fandangotänzen. Kommt man aber, wie ich an jenem Tage, am frühen Morgen durch die Gegend, da lastet eine schwere, bleierne Katerstimmung darüber. Die dünnen Papiervorhänge hängen in Fetzen hinter den Fenstern, die staubigen Lampions drohen jeden Augenblick herunterzufallen, die

bunten Flaggen und all der andere grelle Firlefanz blicken trübsinnig von der rauchgeschwärzten Decke herab, verdächtig aussehende Gestalten in verlotterten Kleidern und mit übernächtigen Gesichtern lungern vor den Türen.

Mitten in jener ärmlichen Gegend, an einem der letzten Häuser der Batteriestraße, war über der Tür ein blauer Anker angebracht und darunter stand in großen Buchstaben zu lesen:

»BLUE ANKER SALOON THOMAS MURRAY SAILORS  
BOARDING HOUSE AND SHIPPING AGENCY«

Es war nichts weniger als ein stolzes Gebäude.

An den altersgrauen Wänden hatte der Zahn der Zeit sein Zerstörungswerk begonnen, und die vielen Stellen, an denen ein vorgeklebtes Zeitungsblatt den Windzug durch die mangelnde Fensterscheibe aufhalten musste, ließen Raum für allerlei tiefsinnige Vermutungen über das Temperament der im »Blauen Anker« verkehrenden Gäste. Auf einer Bank vor der Tür lungerte ein verdächtig aussehender Kerl, ein Strandläufer, wie er im Buche stand, der mich mit seinem aufgedunsenen, stoppelbärtigen Gesicht aufmerksam betrachtete. Das alles sah nichts weniger als einladend aus, darum machte ich auch nach kurzem Zögern gleich wieder »kehrt marsch!« nach der inneren Stadt.

»I say, young fellow! Warum so eilig, mein Junge?« hörte ich da hinter mir rufen. Ich drehte mich um und sah den Strandläufer vor mir. »Hol mich der

Teufel,« sagte er, indem er mir freudestrahlend die Hand entgegenstreckte, »ich will in meinem Leben keinen Tropfen Whisky mehr trinken, wenn du nicht Johnny bist, der vor drei Jahren an Bord der ›Glen Bank‹ Leichtmatrose gewesen ist.«

»Ach was!« fuhr ich ihn ärgerlich an; denn so grün war ich doch nicht mehr, um auf diesen Trick hereinzufallen. »Such dir einen anderen Dummen. Ich heiße nicht Johnny, bin nie auf der ›Glen Bank‹ gewesen und überhaupt noch nie zur See gefahren!«

Aber ein echter Strandläufer lässt sich nicht so leicht abschrecken. »Schon gut, schon gut,« sagte er beschwichtigend, »aber einen Whisky könntest du trotzdem ausgeben für einen durstigen Seemann.«

Das Ende war, dass ich mich schließlich doch noch zu einer Runde im »Blauen Anker« bequemen musste, denn es ging nach der Melodie: »Und bist du nicht willig, so brauch ich Gewalt.« – Dem anspruchslosen Äußeren entsprach das Innere der kleinen Schenke. Eine richtige Seemannskneipe mit solidem, handfestem Mobiliar, sägemehlbestreutem Fußboden und erfüllt von einer dicken, muffigen Atmosphäre, die von billigen Branntweindünsten, schalen Biergerüchen und starkem Seemannstabak gesättigt war. Trotz der noch frühen Stunde war das Lokal schon stark besetzt, und der mit hemdärmeliger Geschäftigkeit seines Amtes waltende »Boß« hatte alle Hände voll zu tun, um aus der wohlbesetzten Flaschenbatterie, die aus dem Halbdunkel

des Hintergrundes hervorschaute, die Whiskys und Brandys und wie die Gifte alle heißen mögen, den durstigen Gästen vorzusetzen.

Es war ein buntgemischtes Publikum, wie ich es noch nie zuvor gesehen. Lebhaftes, vorlautes »Cockneys«, deren breitem Dialekt man anhörte, dass ihre Wiege im Schatten der Londoner St.-Pauls-Kathedrale gestanden hatte, rothaarige, rauflustige Söhne der grünen Insel, westindische Mulatten, schwarze wollköpfige Senegalesen und andere, von denen man beim besten Willen nicht sagen konnte, ob Sem, Harn oder Japhet ihr Stammvater gewesen war. Sie alle hatten sich im »Blauen Anker« zusammengefunden, und Thomas Murrays Feuerwasser war das einigende Band, das sie alle umschlang.

Nachdem wir uns bis zur Bar durchgearbeitet hatten, warf ich voll Resignation meinen vorletzten Dollar auf den Schanktisch und zugleich einen hilflosen Blick auf die glänzende Reihe unzähliger, verschieden etikettierter Whiskyflaschen.

»Was wollt ihr trinken?« drängte ungeduldig der Wirt und vermehrte dadurch noch meine Verlegenheit. Doch da sprang Scotty, der Strandläufer, in die Bresche und bestellte mit Kennermiene für mich einen »Johnny Walker«, für die beiden Ladies je einen »Tommy Atkins«, für sich selbst aber eine »Leuchtkugel«.

Das Zeug schmeckte abscheulich und brannte wie konzentrierte Schwefelsäure.

»Das ist der Stoff, der den Bart wachsen macht!« versicherte Scotty mit tiefem Seufzer und bestellte

noch eine Runde, natürlich auf meine Rechnung.

»Grünhorn?« fragte der Boß mit einem verdächtigen Seitenblick auf mich, während er die Gläser wieder füllte.

»Ja,« antwortete Scotty, »ein Grünhorn, so grün wie man sie eben findet, aber by jingo!, wir werden schon einen Seemann aus ihm machen!« Und dann schaute mich der Boß wieder an von oben bis unten. Er war, trotz seines angelsächsischen Namens, ein Grieche und hatte den scharfen, stechenden Blick des Südländers und ein bleiches Gesicht, das aussah, als ob es seit dem trojanischen Krieg nicht mehr rasiert worden wäre. »Spos'm you like stop here allright, I give you whiskey, eat, sleep, plenty whiskey! You allright stop here,« hub er an in seinem sonderbaren Pidgin-Englisch. (Auf Deutsch ungefähr: »Du bei mir bleiben. Fein! Ich dir geben Whiskey, Essen, Schlafen, viel Whiskey.«)

Trotz der schönen Dinge, die er mir so großmütig angeboten, hatte ich nur noch den *einen* Wunsch, möglichst schnell den »Blauen Anker« wieder von außen zu besehen. Doch das war leichter gesagt als getan, denn an jenem Morgen ging es hoch her in der kleinen Schenke. Es lagen viele Segelschiffe auf der Reede klar zur Ausreise, und die angemusterten Mannschaften beeilten sich, vorher noch ihre Vorschussnote in Thomas Murrays Feuerwasser umzusetzen, denn

*»Was nützt dem Seemann sein Geld,  
Wenn er doch ins Wasser fällt«,*



so heißt es schon in einem ebenso alten, wie geistreichen Matrosenlied. Wehe dem, der da nicht »mittun« will, wenn er »einen ausgibt«, denn Teufel und Kavalier wohnen eng zusammen in der Seele des Seemanns, der sich »drei Strich im Wind« befindet.

Noch heute sehe ich ihn vor mir, den langen Mullatten mit der breiten, schreiend roten Krawatte und dem hohen Stehkragen, dessen nicht mehr ganz weiße Fläche sich gar elegant von der dunklen Gesichtsfarbe abhob. Aus der unergründlichen Tiefe seiner Hosentasche holte er eine zerknitterte Pfundnote nach der anderen hervor und warf sie über die Bar mit so viel Grandezza, wie es nur ein Nigger fertig bringt: »Ich werde das Haus freihalten! Noch eine Runde für alle Mann!«

Unter diesen Umständen blieb nichts übrig, als mit den Wölfen zu heulen und – zu trinken. Eine Weigerung hätte böse Worte, vielleicht gar einen Boxkampf im Gefolge gehabt, und dazu verspürte ich nicht die geringste Lust, denn der schwarze Gentleman sah groß und stark genug aus, um Jack Johnson selber zu sein.

Desto besser amüsierten sich bei diesen Orgien die beiden »Ladies«, die mit hereingekommen waren. Der Whisky schien ihr ureigenes Element zu sein. Sie ließen das brennende Giftgemisch in den durstigen Kehlen verschwinden, als ob es Limonade wäre, und dabei blieben sie so nüchtern, als ob sie draußen am Cliffhaus »ice cream soda« schlürften.

Wenn sich aber für einen Augenblick das Ausgeben eines neuen Whiskys verzögert hatte, so stieg wohl eine der beiden auf eine der rohgezimmerten Bänke, schüttelte das wilde Haar aus dem weinroten Gesicht und stimmte mit kreischender Stimme, aber mit echt nautischem Bootmannstonfall ein Seemannsschanty an, etwa wie dieses:

»I'm a flying fish sailor  
Just come from Hongkong.«  
(Bin ein Flugfischmatrose,  
Komm' grad' von Hongkong.)

worauf ein Orkan von rauen Seebärenstimmen mit einfiel.

Noch heute mache ich mir zuweilen Gedanken darüber, wie ich dazu gekommen, mich weiter mit der Gesellschaft einzulassen. Es muss die fatale »Komme-was-will«-Stimmung gewesen sein, die ein leerer Geldbeutel mit sich bringt. Auch das Abenteuerliche dieser alten Seemannskneipe wirkte auf mein für derartige Dinge so empfängliches Gemüt. Und dann der für solche Fälle wohl künstlich präparierte Whisky! – O, wenn ich daran denke, dass dieses Giftgemisch mich drei Jahre meines Lebens gekostet hat!

Dunkel erinnere ich mich noch, dass der Wirt mit einem großen Papierbogen kam, auf dem ich unterschreiben sollte, und wie er in helle Entrüstung geriet, als ich einen schüchternen Einwand wagte: »Eigentlich müsste ich doch erst wissen, Mr. Mur-

ray –«

Diese bescheidene Bemerkung schien den Nachkommen Agamemnons in höchsten Zorn zu versetzen. Unwillig schüttelte er das fezbedeckte Haupt, und mit den Händen beschrieb er fantastische Pantomimen. »Was gibt's hier zu wissen?« fuhr er mich an. »Meinst du, ich führe mein Boardinghouse für meine Gesundheit? Unterschreib' oder lass es bleiben! Hier geht alles geschäftsmäßig. Kein Schwindel und kein Shanghaien in Thomas Murrays Haus!« Eine ganze Rede hielt er mir, mit großer Zungenfertigkeit, mit voluminösen Gesten und einem großen Aufwand von sittlicher Entrüstung.

Und am Ende hat er mich doch noch hypnotisiert, denn – zweifelnd und zögernd zwar, und mit einem bösen Gewissen – habe ich junger Narr den Wisch unterschrieben. Von diesem Augenblick an hatte ich mich, wenn auch unbewusst, für den Griechen in ein beträchtliches Wertobjekt verwandelt, denn wenn es ihm gelang, mich an Bord des Schiffes zu bringen, so war ihm die Hälfte meiner Vorschussnote von 40 Dollars sicher. Außerdem stand ihm aber noch eine Prämie von mindestens gleichem Betrag in Aussicht. »Blood money« – Blutgeld nennt es der Seemann. Die Sache musste sich deshalb möglichst schnell abwickeln, ehe ich Zeit hatte, mich eines Besseren zu besinnen.

Joe, ein stämmiger Norweger, und dem Anschein nach der Gesellschafter des Griechen, nahm mich denn auch sogleich ins Schlepptau nach der Californiastraße, wo Liewei (zu Deutsch Levy) ein Ausrüs-

tungsgeschäft für Seeleute unterhielt. Es war ein großer, finsterer Krämerladen, wo man für teures Geld alles kaufen konnte; von einem Paar wasserdichten Seestiefeln bis zu einem ausrangierten Zylinderhut. Dort angelangt, machte sich Joe sofort an die Beschaffung der Ausrüstungsgegenstände – Ölzeug, Seestiefel, Mütze, Seife, Tabak? Natürlich! Zwar hatte ich noch nie die kleinste Zigarette, viel weniger denn eine Pfeife Seemannstabak geraucht, aber ein solches Eingeständnis hätte doch gar zu landrattenmäßig ausgesehen und dann – warum sollte ich dem Kerl etwas schenken? Alle diese Herrlichkeiten wanderten in einen leinenen Seesack, wie sich's gebührt.

Bei solchem Seesack fängt erst der Seemann an. Er ist der Rubikon, der ihn von den übrigen Menschenkindern trennt. Ich aber wurde mir dieser Tatsache nicht bewusst. Verwundert schaute ich dem Beginnen zu, und doch so gleichgültig, als ob ich von allen Menschen im Laden derjenige wäre, den die Sache am wenigsten angehe.

Während Joe noch mit dem alten Levy unterhandelte, nahm sich ein alter Seebär meiner an, ein langer Kerl mit magerem Gesicht und einem Ziegenbart unter der glattrasierten Oberlippe, wie der leibhaftige Onkel Sam.

»Well, Grünhorn,« sagte er, indem er bedeutsam den Ziegenbart strich, »bist wohl noch nie zuvor zur See gewesen?«

»Nein!« antwortete ich der Wahrheit gemäß.

»Kennst du den?« fuhr er fort, indem er auf Joe

deutete.

»Noch nie vorher gesehen!«

»Hm, dachte ich mir! Aber ich kenne ihn. Einer von den schlimmsten Landhaifischen im Hafen von Frisko. Wenn ich dir also einen guten Rat geben darf – –«

Trotzdem er diese Worte mit unterdrückter Stimme gesprochen hatte, waren sie dem Norweger doch nicht entgangen.

»Ich will Euch lehren, mir die Grünhörner abspenstig zu machen,« stieß er zwischen den Zähnen hervor und versetzte dem alten Mann einen Faustschlag ins Gesicht, sodass er bewusstlos zu Boden stürzte.

Wenn irgend etwas, so hätte dieses Erlebnis mich noch im letzten Augenblick zur Besinnung bringen sollen, doch mein bisschen Verstand ist an jenem Tage wohl überhaupt abwesend gewesen. Man ließ mir auch keine Zeit, zur Besinnung zu kommen. Von Levys Laden brachte man mich mit noch mehreren anderen nach dem Gebäude der Hafenverwaltung, wo uns ein uniformierter Mann aus einer umfangreichen Akte eine lange Litanei vorlas, der niemand zuhörte.

»Seid ihr alle einverstanden?« fragte er, nachdem er geendet. Mehrmals musste er die Frage wiederholen, ehe die Leute ihre Unterhaltung abbrachen und gemeinschaftlich antworteten: »Alles einverstanden!«

Und dann setzten sie der Reihe nach ihre Unterschrift auf den Bogen. –

Wie dem auch sei, ich musterte also an auf einem Schiff, dessen Namen ich nicht kannte, für eine Reise, von der ich nicht wusste, wohin sie ging, wie lange sie dauerte, noch was sie mir einbringen sollte.

»Na, mach' deine Sache gut!« rief mir der Norweger vom Pier aus zu, als ich in dem Motorboot saß, das mich an Bord des auf der Reede liegenden Schiffes bringen sollte, »vergiss die Adresse nicht, wenn du zurückkommst!«

Nein, ich habe sie nicht vergessen, bis zum heutigen Tage:

»Thomas Murray, Sailor's Boarding House and Shipping Agency.«

Ich werde sie nicht vergessen, und wenn ich tausend Jahre lebe!

Der Führer des Bootes war ein alter, deutscher Seebär, der meine Lage sofort durchschaute. »Ich will dir nicht bange machen,« sagte er mit bedenklicher Miene, »aber ich will nur hoffen, dass du wieder alltosammen to Muttern kömmst.«

Doch da waren wir schon längsseit der schwarzgeteerten Schiffswand. Dicht unter dem Heck des plumpen Fahrzeugs fuhren wir vorbei, wo der Name und der Heimatshafen in großen Buchstaben ange-malt war:

»Bowhead. Brockton, Massachusetts.«

Ein wollköpfiger Neger mit einem pechschwarzen Gesicht erschien an der Reeling und warf uns ein Tauende zu.

»Ein bisschen fix da unten!« brüllte er, als ich

mich einen Augenblick zögernd umsah, »glaubst du, ich hätte Zeit, den ganzen Tag zu warten, bis es dir gefällig ist?« Kaum war ich an Deck angelangt, als ein langer Yankee mit einem Gesicht wie eine wütende Katze auf mich zukam. Wohl der größte Mensch, den ich je gesehen habe.

»Geh' nach vorne!« sagte er mit missmutiger Miene, nachdem ich ihm den Zettel des Heuerbas übergeben hatte. Ich tat, wie mir geheißen, aber vorher warf ich noch einen langen Blick nach oben, in das Gewirr von Tauen und Blöcken, das mir vorderhand noch ein einziges Mysterium war. Mehr aber noch als dieses fesselte mich eine Art Backofen, der auf dem Verdeck, achterkant vom Großmast, eingebaut war. Was wohl der Backofen an Bord eines Schiffes zu tun hatte?

Ein großes Durcheinander von Kisten, Fässern, Tauenden usw. füllte das Verdeck, und abenteuerlich aussehende Menschen von undefinierbarer Rasse machten sich dazwischen zu schaffen. Der Riese mit dem Katzengesicht stand auf der Großluke und rief den in der Takelage arbeitenden Leuten seine Befehle zu, die er mit einer Sündflut wenig schmeichelhafter Attribute begleitete.

»Du dort, du Grünhorn!« unterbrach er plötzlich meine Betrachtungen, »wer hat dich geheißen, hier herumzustehen? Mach, dass du nach unten kommst!«

Da half keine Widerrede. Schleunigst schulterte ich meinen Seesack und verschwand nach vorne, wo ich mich eine ganze Weile ratlos umsah, bis sich

der Koch, ein rabenschwarzer Neger mit einer nicht mehr ganz weißen Schürze, meiner annahm.

»Warum treibst du dich hier herum?« fragte er teilnahmsvoll, »tätetest dich besser bei Zeiten nach einer Koje umsehen.«

»Ich weiß aber doch gar nicht –«

»Ah, du weißt nicht? – Mensch, bist du aber grün!«

Dann nahm er mich beim Arm und wies mir den Weg nach einer Luke vor der Back, durch die eine steile, halbsbrecherische Treppe in einen völlig finsternen Raum führte, von wo wildes Schreien und Singen ins Freie drang. Denn es ging hoch her dort unten, und die Whiskyflaschen machten die Runde. Es dauerte eine Weile, ehe ich bei dem trüben Schein der qualmenden Lampe eine Koje gefunden hatte, wo ich meine sieben Sachen verstauen konnte. Dann ging ich schleunigst wieder an Deck, denn dort unten zwischen den wildfremden Menschen, in der muffigen Atmosphäre und den scharfen Whiskydämpfen war mir gar unheimlich zumute.

Es war dort oben schon Feierabend, und nach der lärmenden Geschäftigkeit des Tages herrschte eine wohltätige Stille. Draußen, jenseits des »Goldenen Tores«, hing der feurige Sonnenball schon tief über den blauen Fluten, und seine letzten Strahlen übergossen die weite Bai und die umgebenden Hügel in ihrem jungen, hellgrünen Frühlingskleid mit einem weichen, verträumten Lichte.

Die stolzen Segelschiffe auf der Reede, neben denen der »Bowhead« gar armselig aussah, wiegen



sich leise vor ihrem Anker.

Von Zeit zu Zeit glitt das braune Segel eines Fischerboots vorüber, oder eines der großen Fährboote zog puffend und plätschernd seines Weges, gefüllt mit zufriedenen Menschen, die nach des Tages Arbeit in der staubigen City nach ihren Wohnungen auf der anderen Seite der Bai zurückkehrten.

Und wie dann den letzten Sonnenstrahlen die Schatten der Nacht auf den Fersen folgten und drüben in der Stadt sich Licht an Licht entzündete, da wurde mir gar traurig zumute. Mir ahnte Böses, aber hätte ich nur den zehnten Teil von dem vorausgesehen, was mir in den nächsten drei Jahren im Lande der Mitternachtsonne, an Bord dieses unheimlichen Schiffes, bevorstand, so hätte ich es sicherlich gewagt, mit einem verzweifelten Schwimmversuch noch im letzten Augenblick der Schlinge zu entgehen, die ich mir selber um den Hals gelegt hatte.

## Auf See

DIE AUSREISE. – MISTER JOHNSON SUCHT SEIN NEUES  
SCHIFFSVOLK ZUSAMMEN. – EINE GEMISCHTE  
GESELLSCHAFT. – ICH MACHE DIE BEKANNTSCHAFT  
EINER GEWICHTIGEN PERSÖNLICHKEIT. – EIN  
SCHWIERIGER AUFTRAG. – SCHNEEBALL, DER KOCH,  
SPINNT EIN GARN.

Am anderen Morgen ging der »Bowhead« in See.

Es war ein sonniger Frühlingsmorgen des Jahres 1903. Ein Tag voll lebendiger Brise und silbernen Sonnenscheins. Weiße, wollige Windwolken tauchten über dem westlichen Horizont auf und segelten in eiligem Lauf über das dunkle Blau des südlichen Himmels. Blau und lebendig wie dieser war auch die See, bunt durchzogen von dunkelvioletten Linien und hellgrünen Wellenköpfen, auf denen da und dort eine silberne Schaumflocke tanzte. Und jedes Mal, wenn die See an den schwarzgeteerten Planken des »Bowhead« zerschellte, da spritzte ein feiner Sprühregen auf, in den die zitternden Sonnenstrahlen einen bunten Regenbogen zauberten. Im Osten zog sich die langgestreckte Küste von Kalifornien hin, über die der goldene Ball der aufgehenden Sonne dunkle Schatten warf; und im Süden, auf den der Bai von San Franzisko vorgelagerten Inseln, blitzte noch immer, trotz des hereingebrochenen Tages, das helle Blinkfeuer des Leuchtturmes von Farellones.

Ringsum war die blaue Fläche lebendig mit ein- und auslaufenden Schiffen. Kaum hundert Faden neben uns an Backbord fuhr im Kielwasser eines qualmenden Schleppers eine stolze Viermastbark. Die braungestrichenen Masten glänzten im Licht des frühen Tages und in dem scheinenden Braßwerk spiegelte sich die Sonne. Vom Heck wehte die schwarz-weiß-rote Flagge. Gerade voraus lag still und unbeweglich der schwarze Koloß eines englischen Trampdampfers, der mit der grellen, misstönenden Stimme der Dampfsirene den Lotsen rief. Da und dort glitt das braune Segel eines Fischerboots oder eines Küstenschoners vorüber.

Langsam ging es an diesem bunten Leben vorbei nach der großen Einsamkeit der hohen See. An dem großen eisernen Poller vor der Back war die dicke Stahltrosse befestigt, an deren anderem Ende der kleine, schwarze, eigensinnige Schlepper seine Bahn durchs Wasser pflügte. Schwarze, qualmende Rauchwolken stiegen aus seinem Schornstein auf und wälzten sich über das Verdeck unseres Schiffes, indes die mächtigen Schaufelräder durch das Wasser plätscherten.

Aber auch bei uns war man derweilen nicht müßig. Alles war voll hastigen Lebens. Ein seltsam abenteuerliches Bild, wie ich es bisher noch nie gesehen hatte. Geschäftige Menschen rannten scheinbar kopflos hin und her bei einer Arbeit, von deren Hergang ich keine Ahnung hatte. Die schweren Tauenden, die vorher in großen Buchten so schön ordentlich an den eisernen Belegnägeln gehangen,

wurden rücksichtslos heruntergeworfen und lagen in wildem Durcheinander auf dem Verdeck umher. Hoch oben in der Takelage schlangen langsam und schwerfällig, mit lautem Knarren und Stöhnen die schweren Rahen hin und her. Die dicken Schotketten rasselten und klirrten, und die vom langen Stillliegen eingerosteten Braßblöcke ächzten und kreischten ob der ihnen plötzlich zugemuteten Arbeit. Flatternde Leinwand kletterte munter an den Stagen in die Höhe. Tauen wurden angeholt, andere losgeworfen. »Jo, ho! Jo, hi, ho!« ertönten von überall her die aufmunternden Zurufe. Fremdartige, unverständliche Kommandos schwirrten durch die Luft.

»Hier, du da!« fuhr mich plötzlich einer wütend an, »gehörst du etwa nicht zum Schiff? Dann fass mal gefälligst mit an! – Nein, beim Teufel, hier nicht – dort auch nicht – Menschenkind, wie kann man nur so holzköpfig sein!«

Im Nu hatte sich das Aussehen des Schiffes verändert. Wo vorher nur ein Gewirr von Masten, Ketten, Tauen und Blöcken gewesen, da breiteten sich nun große Flächen von weißem, scheinendem Segeltuch. Schon begannen sich die leichteren Segel zu füllen, und das Schiff fing an, sich leise nach Lee überzulegen vor dem Druck der frischen südöstlichen Brise. Dreimal tutete der Schlepper mit der gewichtigen Stimme seiner Dampfsirene. Dann warf er die Trosse los, und langsam dampfte er wieder nach dem »Goldenen Tor« zurück. Seltsam bewegt schaute ich ihm nach.

»Achteraus alle Mann!« ertönte da eine Donnerstimme.

Es dauerte eine ganze Weile, bis der Befehl ausgeführt war, denn für eine Landratte – und das war, wie ich bald zu meiner nicht geringen Genugtuung feststellen konnte, der größte Teil der neugemusterten Mannschaft – ist es gar nicht so einfach, das Vorder- und Hinterende eines Schiffes voneinander zu unterscheiden. Nach viel Geschrei und grässlichem Fluchen gelang es endlich, alle verlorenen Schafe zu Füßen des erhöhten Achterdecks zu versammeln, wo sich auch die Steuerleute und Harpuniere bereits eingefunden hatten. Verwundert fragte ich mich, was jetzt wohl kommen würde.

Ein Blick auf die harten Gesichter jener alten Walfischfänger, die fortan unsere Vorgesetzten sein sollten, ließ Schlimmes befürchten. Es war eine sehr gemischte Gesellschaft. Einem Maler auf der Suche nach Motiven für Seeräuber, Meuterer, Sklavenhändler oder dergleichen hätte bei ihrem Anblick das Herz im Leibe gelacht. Alles, was in einem ordentlichen Seeräuberroman zum Inventar gehört, war dort vertreten. Stämmige Neger mit breiten Schädeln und dicken, aufgeworfenen Lippen, westindische Mulatten mit gelben, pockennarbigen Gesichtern, schokoladenfarbige Kanaken aus der Südsee und lange, dünne Portugiesen.

Die fantastischste Figur von allen war jedoch Mister Johnson, unser erster Steuermann, eben jener unendlich lange Gentleman mit dem Katzensicht, der mich schon bei meiner Ankunft an Bord

so liebenswürdig begrüßt hatte. Mit seinen reichlich gemessenen sechs Fuß überragte er alle Umstehenden fast um Haupteslänge. Die langen Beine umschlotterten weite Beinkleider von piratenhaftem Schnitt, die vermittelt eines breiten Tuchgürtels von schreiender Farbe befestigt waren. Ein gewaltiger, tief in die Stirn gedrückter Schlapphut von unmöglicher Form erhöhte noch das Fantastische in seinem Auftreten. Er war gerade dabei, die hieroglyphenartige Inschrift auf einem Bogen Papier – offenbar eine Art Namensverzeichnis – zu entziffern, die er mit beiden Händen abwechselnd bald weit weg, bald dicht vor die Nase hielt. Sein Gesicht war finster, und er grunzte förmlich über der ungewohnten Arbeit.

»Alle Mann hier?« sang er aus, als keine neuen Ankömmlinge mehr erschienen.

»Jawohl, Herr,« antwortete einer der Steuerleute dienstefrig, »ich glaube nicht, dass noch einer vorne ist. Habe alles durchsucht und keinen mehr gefunden.«

Nun musterte Mr. Johnson noch einmal sein neues Schiffsvolk. Mehrmals schritt er auf und ab und ließ dabei seine kleinen, stechenden, unruhig tanzenden Augen von einem zum anderen wandern. Dann blieb er vor der Treppe zum Achterdeck stehen, spuckte einen Prim über die Seite, und nachdem auf diese Weise seine Würde genügend gewahrt schien, kam er auf uns zu.

»Du da!« wandte er sich an mich, der ich ihm offenbar als das größte der Grünhörner aufgefallen

war, »wer hat dich an Bord gebracht?«

»Thomas Murray von der Batteriestraße.«

»Dacht' ich mir,« fuhr er fort, während er mich mit einem dolchartigen Blick durchbohrte, »noch nie was Gutes gesehen, was von Thomas Murray gekommen ist. Schon mal zur See gefahren?«

»No,« antwortete ich kleinlaut.

»No, sir!« verbesserte Mr. Johnson mit strenger Miene, »lass mich das nicht noch einmal sagen! – Schon mal einen Bootsriemen in der Hand gehabt?«

»No – sir!« beeilte ich mich hinzuzusetzen.

»Nicht? Ja, für was, zum Teufel! bist du denn überhaupt gut?«

»Aber stark ist er,« mischte sich hier die näselnde Stimme eines mageren Mannes mit einem schmalen, lederfarbigen Yankee Gesicht ins Gespräch, »stark wie ein junges Pferd, bei Gott! Ich nehme ihn für meine Bootsmannschaft, wenn Sie nichts dagegen haben, Mr. Johnson.«

»He?« fragte dieser, indem er sich unwirsch nach dem Sprecher umwendete.

»Möchte ihn für meine Bootsmannschaft, Sir.«

»Nehmen Sie ihn!«

So kam ich zu Mr. Lee, und ich war es zufrieden, denn von all den grimmig aussehenden Menschen schien er noch der harmloseste, wenigstens nach dem Äußeren zu urteilen. Er verstand sich sogar auf ein Kompliment. »Denke, dass du ein anständiger Kerl bist,« sagte er zu mir, »ich mag dich gut leiden, aber wenn du nichts lernen willst, dann werde ich dir das Leben schon interessant machen, und wenn

du mir schmutzige Tricks spielen und bei der Arbeit zurückhängen willst, brech' ich dir 's Genick, ehe du Zeit hast, auf drei zu zählen!«

Inzwischen hatte sich Mr. Johnson schon ein anderes Opfer ausersehen.

»Und was willst denn du hier, mein Sohn?« wandte er sich an einen schwächlichen Jungen von siebzehn Jahren, der aber aussah, als ob er vierzehn wäre, »was bist du denn an Land gewesen?«

»Farmer,« antwortete eine dünne Stimme.

»Was – –?«

»Farmer!« Das Stimmchen klang noch etwas heller und dünner.

»Natürlich,« sagte Mr. Johnson nachdenklich, »dass du kein Professor bist, kann ich mir denken. Aber das Farmersein wollen wir dir schon austreiben. Vorderhand kannst du mal Kajütsjunge spielen. Zum Kartoffelschälen bist du ja hoffentlich gut genug.«

»Steward!« rief er einem rothaarigen Irländer zu, der sich übereifrig vordrängte, »da ist der neue Kajütsjunge. Macht ihm das Leben interessant, 's ist nicht nötig, dass man ihn mit Samtpfoten anfasst.«

In dieser Weise fertigte der Schiffsgewaltige einen nach dem anderen ab, und für jeden hatte er dabei eine besondere Liebenswürdigkeit. Einer nach dem anderen wurden die Namen von der großen Liste herunterbuchstabiert. »Joe, Jim, Jack, Charley – na, Charley, muss ich dich zweimal rufen?« Und dann durchbohrte er noch einmal jeden einzelnen mit seinen scharfen Augen und murmelte dazu et-



was wie »zusammengewürfelte Bande«, »taugt nicht viel«. Und mit lauter Stimme: »Schlag acht Glas,<sup>1</sup> einer von euch! Geh' nach vorn die Steuerbordwache!«

Da ich der letzteren Wache zugeteilt war, hatte ich nun die nächsten vier Stunden frei, und wäre ich ein richtiger Matrose gewesen, so hätte ich mich gleich nach meiner Koje umgesehen; aber als Landratte wusste ich den Wert des Schlafes auf See noch nicht zu schätzen. Außerdem war mein Kopf noch zu sehr erfüllt von all dem Neuen, als dass ich darüber hätte einschlafen können.

Noch lange stand ich an jenem Morgen auf der Back, gegen das Fockstag gelehnt, und schaute über die niedrige Reeling hinweg nach Osten, wo die blauen Hügel von Kalifornien immer tiefer und tiefer sanken und ihre Umrisse immer matter und verschwommener wurden, bis sie schließlich in dem blendenden Licht des sonnigen Tages zerrannen und den »Bowhead« ganz allein, als eine Welt für sich, auf dem weiten Meer zurückließen. Und dann hingen die Augen anderen ungewohnten Bild der schwellenden Segel und der schwingenden Masten und an der schäumenden Bugwelle, die das Schiff in eilendem Lauf durch die Fluten zog. Jetzt erst hatte ich Zeit, in Ruhe die neue Welt zu betrachten, in die ich so unerwartet hineingeraten war. Ein trostlos nüchternes Bild! Schwarz geteert und gestrichen waren die Masten und Rahen und ebenso die Außen-seite des Schiffes. An der ehemals weißen Farbe der

Decksaufbauten zeigten schwarze, rußige Flecken die Spuren der Arbeit beim Übernehmen der Ladung. Und dann die schmierigen, tranigen Fässer ringsumher, die mit starken Tauen festgelaßt waren, und der Backofen, auf dessen Dach merkwürdigerweise ein mächtiger Stoß von breiten Brettern ruhte, das alles konnte mich nicht heiterer stimmen.

Großer Gott! – Wer mir das vor 24 Stunden prophetisch hätte! Mein Gedankengang wurde jäh unterbrochen, als der Mann am Ruder zwei Glas, ein Uhr, schlug und ein großer, brauner Kanake nach vorne kam, um an der Glocke über der Back mit zwei dröhnenden Schlägen zu antworten. Er musterte mich von oben bis unten mit einem spöttischen Grinsen.

»Was willst du da oben, du Grünhorn? Hast du jetzt Wache an Deck?«

»No,« entgegnete ich ziemlich ungnädig, denn die vielen Niggers begannen mir allmählich auf die Nerven zu fallen. Aber da hatte ich etwas, angerichtet!

»No, sir, wenn du mit mir redest,« fiel er mir ins Wort. »Mein Name ist Joe Jomorra – Mister Joe Jomorra, und ich bin der dritte Steuermann hier an Bord. Merk' dir das, wenn dir dein Leben lieb ist! Und nun mach', dass du von Deck kommst.«

Das ließ ich mir nicht zweimal sagen. Dieser Mister Joe Jomorra sah bei Gott nicht so aus, als ob er viel Widerspruch ertragen könnte. Im Fortgehen hörte ich noch sein wütendes Schimpfen: »Verfluchte Bande von Vagabunden; werde euch die

Schiffsmoden schon beibringen!«

Mir grauste aber vor der Rückkehr in das Mannschaftslogis, das ich mir erst jetzt bei Tageslicht etwas näher ansehen konnte. Es war ein kleiner, nach vorn sich verengender Raum, in dem zu beiden Seiten zu je zwei übereinander die Kojen angebracht waren. Düster und unfreundlich war es dort unten, denn es war weder Bullauge, noch sonst irgendwelche Einrichtung zum Hereinlassen des Tageslichts vorhanden. Die qualmende, rußige Lampe, die Tag und Nacht brannte, warf kein Licht, sondern pendelte nur als matter, gelber Punkt nach den rhythmischen Bewegungen des Schiffes. Es war nicht auszu-denken, dass zwanzig Menschen während langer Monate hier hausen sollten, aber über dem Eingang stand tief eingegraben ins Holz, deutlich sichtbar für jedermann, wie ein Menetekel:

»Certified to accomodate 22 seamen.« (»Amtlich zugelassen für den Aufenthalt von 22 Seeleuten.«)

Weiß der Kuckuck, welch weitherziger Hafenspektor diese Bescheinigung ausgestellt hatte! –

Am Fuß der steilen Treppe, auf einer grünen Seekiste, saßen gerade zwei Matrosen und unterhielten sich angelegentlich mit halblauter Stimme.

»Dein letztes Schiff?« fragte der eine seinen neuen Freund, einen jungen Dänen mit rotbackigem Kindergesicht, und warf ihm dabei einen forschenden Blick aus dem linken Auge zu, während das andere nach der Tür schielte.

»Die Blackbraes.«

»So, so,« meinte der andere mit vielsagendem

Lächeln.

»Kennst du den Kasten?«

»Ob ich ihn kenne! Wie meine eigene Tasche! Dreimastvollschiff mit doppeltem Bram und Royals. Gehört nach Glasgow. Ein toller Kasten! Ich kenne auch den Schiffer. Schäbiger alter Kunde. Glattes Gesicht. Langer, schwarzer Bratenrock. Sieht aus wie ein Sonntagsschullehrer.«

»Das mag er wohl sein,« unterbrach ihn der andere.

»Und geizig,« fuhr der Schiefäugige fort, »geizig und geldgierig wie ein Proviantmeister in Onkel Sams Armee.«

»Ja, das ist er!« brauste da der Däne auf, bei dem die Erinnerung an vergangene Leiden in diesem Augenblick mit Gewalt lebendig wurde. »Das ist er! Ein Spitzbube von der feinsten Sorte! Der Teufel hole seine schwarze Seele ...«

In einer anderen Ecke des Logis machte sich ein schwächlicher, ziemlich verwahrlost aussehender Mensch mit magerem, gelbem Gesicht und einer mächtigen Habichtsnase an seinem Zeugsack zu schaffen. Es war ein großer, wohlgefüllter Zeugsack, und sein Besitzer schien große Stücke auf ihn zu halten, aber wie er nun daran ging, das Inventar seiner Reichtümer aufzustellen, da zog sich sein Gesicht bedenklich in die Länge.

»Verdammt will ich sein, wenn ich jemals ...« fing er an zu fluchen, während er einen Lumpen nach dem anderen herausholte. »Feine Gesellschaft, diese Heuerbaase! Gerissener Kunde, dieser John

Brown! Traktiert mich in seiner Kneipe in der Missionsstraße mit seinem Giftgemisch, bis ich nicht mehr aus den Augen sehen kann, und derweilen füllt er den Zeugsack mit einer Ausrüstung von Lumpen und Zeitungspapier; nicht einmal ein einziger Block Tabak für eine Vorschussnote von vierzig Dollars!«

In diesem Augenblick erschien das finstere Gesicht des famosen Mr. Joe Jomorra in der Türe: »Wo ist Hansen? Na, wird's bald, Hansen? Oder soll ich dir erst noch eine besondere Einladung schicken?«

»Hansen, Hansen!« rief es durcheinander.

»Hansen ist krank!« antwortete eine Stimme aus dem Hintergrund.

»Was, krank?« brüllte der Kanake in höchster Wut. Mit einem Satz war er am Fuß der Treppe angelangt und schaute sich wild wie ein Löwe im Kreise um.

»Das fängt ja gut an; wo ist der Kerl? – Hier – marsch raus mit dir – oder ich lasse dich augenblicklich in Eisen legen!«

Weiß wie ein Gespenst, mit allen Anzeichen einer vorgeschrittenen Seekrankheit, kroch der arme Teufel aus seiner Kojе und ging an Deck.

Der mit der Habichtsnase war der erste, der die Sprache wiederfand: »Nette Mode das; darf man nicht mehr krank sein auf diesem verfluchten Kasten? Da werden wir wohl Remedur schaffen müssen! Kein Mensch kann uns das Kranksein verbieten. Mich werden die Kerle nicht so leicht unterkriegen! Mich nicht!« –

Ehe ich mich's versah, war es acht Glas und unsere Wache an Deck. Oben angekommen, lief ich natürlich ausgerechnet dem allgewaltigen Mr. Johnson in die Hände. Zwischen verstaubten Blöcken und Taljen im Bootsmannslocker holte er eine Rolle Schimannsgarn hervor, die er mir nach Seemannsart über die Schultern legte.

»Bring' das hinauf zu Mr. Lee!« befahl er und deutete dabei hoch hinauf nach der luftigen Großrah, wo der Betreffende bei irgendeiner Arbeit beschäftigt war. Sprachlos vor Schreck starrte ich nach oben. Was? Dort hinauf sollte ich? Solche Waghalsigkeit schien mir gleichbedeutend mit Selbstmord. Aber Mr. Johnson war kein Freund von langem Nachdenken.

»Bist du noch nicht oben?« drängte er.

Wie ich schließlich doch noch oben angelangt bin und welche Angst ich ausgestanden habe auf diesem ersten Weg in der luftigen Takelage, das kann ich mir heute selbst nicht mehr vorstellen. Mr. Lee, der rittlings auf der Rah saß, wo er sich anscheinend so sicher fühlte wie in seiner Koje, schien mich bei meinen halsbrecherischen Kletterkünsten gar nicht zu beobachten. »Fass mal hier an,« sagte er, als ich glücklich oben war, ohne sich dabei umzuwenden, »nein, so nicht – anders herum – du Schafskopf.«

Und dann arbeitete er schweigend weiter mit dem Hammer und der spitzen Marlinspicke, während der gewaltige Tabakspriem immer abwechselnd bald die linke, bald die rechte Seite seines son-

nenverbrannten Gesichts zu unmöglichen Dimensionen anschwellen ließ. Zuweilen sandte er den verarbeiteten Rest in weitem Bogen hinunter in den großen Spucknapf des Stillen Ozeans, holte dann mit einem tiefen Griff in die Hosentasche einen Block Plattentabak hervor und biss mit einer fürchterlichen Grimasse ein neues Stück ab. Für ein paar Sekunden sah er mich dann jedes mal groß an mit seinen scharfen, stahlgrauen Augen und beugte sich dann wieder über seine Arbeit. Drunten auf dem Verdeck promenierte indessen mit langen, würdevollen Schritten der Kapitän, eine Zigarre im Munde. Ab und zu blieb er stehen, blickte aufmerksam herauf zu uns und bellte irgendeinen Befehl, von dem ich nichts verstand. Solche Einmischung in seine Arbeit schien durchaus nicht nach Mr. Lees Geschmack, denn sein »jawohl, jawohl!«, das er als Antwort hinunterbrüllte, klang nichts weniger als liebenswürdig. Der Kapitän war überhaupt nicht sein Freund, wie ich gleich erfahren sollte.

»Der ›Alte‹ ist der Teufel selber,« meinte er mehr zu sich selber als zu mir, »und der schlimmste Kapitän, der je einen Walfischfänger kommandiert hat. Mit mir kann er seinen Bluff nicht so weit treiben, aber ihr vorne könnt euer Wetterauge aufhalten für die Böen, die voraus liegen. Ich kann dir sagen, mein Söhnchen, du wirst noch die Sterne fliegen sehen, ehe du fertig bist mit dieser Reise.« Er murmelte dann noch etwas vor sich hin, das ich nur halb verstand. »Sir?« fragte ich pflichtschuldigst. Da sah er mich geistesabwesend an und brummte zerst-

reut, dass er nichts gesagt habe, und dass es nicht gut sei, die Katz' aus dem Sack zu lassen. – –

Noch auf der Höhe von San Franzisko, als wir kaum die blauen Berge von Kalifornien aus den Augen verloren hatten, trafen wir einen gar lustigen Südostwind an, der uns über ein großes Stück des Weges verfolgte und viele Tage lang aus vollen Backen in die Segel blies, während das Schiff in eilender Fahrt über die lange Dünung des Großen Pazifik dem Eismeer entgegenrollte. Je weiter wir nach Norden kamen, desto seltener wurden die Schiffe, denen wir begegneten. Zuweilen noch tauchte weit draußen, wo Himmel und Wasser ineinander zerfließen, ein weißes Segel oder die Rauchwolke eines Dampfers auf. Nur selten mehr zog das rote und grüne Seitenlicht eines Schiffes im Dunkel vorüber; kam und ging wie ein Gespenst in der Nacht und ließ nichts zurück als die große Einsamkeit des unendlichen Meeres. In halbstündigen Zwischenräumen sprachen die beiden Glocken vorn und achtern miteinander und verkündeten die Stunde des Tages. Tag und Nacht folgten in stetem Wechsel und waren doch alle wie ein einziger Tag. – –

Soll ich von jenen Wochen erzählen? Sie gehören zu den schwärzesten meines Lebens. Das eintönige Dasein, die beschränkten Raumverhältnisse, das ungewohnte Aufstehen zu jeder Tag- und Nachtzeit – Salzfleisch – Hartbrot – und, nicht zu vergessen, die Seekrankheit – das alles sind schlimme Dinge für den, der zum ersten Mal mit ihnen Bekanntschaft macht. – Aber das schlimmste der Übel



war die Mannschaft. Wenn ich auch auf meinen Wanderungen in Nordamerika und Mexiko in dieser Beziehung nicht verwöhnt worden war – ein solch gemischtes Publikum war mir bis jetzt noch nicht vor die Augen gekommen.

Einige unter ihnen waren ja halbwegs menschlich, aber der überwiegende Teil der Mannschaft war eine so abenteuerliche Gesellschaft, wie man sie nur entlang der Wasserkante von San Franzisko auflesen kann. Leute, die ihr Lebtage noch kein ordentliches Handwerk ausgeübt hatten, neben solchen, die als richtige amerikanische Tausendkünstler sich schon in allen Erwerbszweigen betätigt hatten. Es waren fast ausnahmslos junge Leute von kaum zwanzig Jahren, wohl deshalb, weil man sie besser hantieren zu können hoffte als die alten, hartgesottenen Sünder. Diese letztere Menschengattung hatte in Bowen einen würdigen Vertreter gefunden, demselben Burschen mit dem gelben Gesicht und der Habichtsnase, den wir schon vorher beim Überholen seines Zeugsackes beobachtet haben. Er war so ziemlich der nichtsnutzigste Mensch, den ich je angetroffen. Er kannte kein Tau in der Takelage, kaum, dass er nach langen Monaten die Namen der Segel begriffen hatte. Täglich wunderten wir uns alle aufs neue, was größer bei ihm wäre, das Nichtkönnen oder das Nichtwollen. Ich für mein Teil habe die Schuld stets auf letzteres geschoben.

Der mit dem schiefen Auge war der einzige wirkliche Seemann in der ganzen Gesellschaft, und er

versäumte keine Gelegenheit, um jedermann, der es wissen oder auch nicht wissen wollte, mitzuteilen, dass er eigentlich seinen Beruf verfehlt hätte. Er besitze das Zeug zu einem Gentleman, aber das schiefe Auge habe ihm das Spiel verdorben. »Wenn's nicht für mein blutiges Backbordlicht gewesen wäre,« so pflegte er uns zu versichern, »so wäre ich heute in der Garde der Königin von England.«

Als weitere Seeleute waren die paar Schiffsjungen und Leichtmatrosen, die in San Franzisko von einem englischen Segelschiff weggelaufen waren, kaum mitzuzählen. Unter ihnen befand sich ein junger Mensch von 17 Jahren, im Rheinland gebürtig; außer mir der einzige Deutsche an Bord. Nennen wir ihn Fritz, der Name tut ja nichts zur Sache.

Das war also meine neue Heimat, das waren die Menschen, mit denen ich fortan leben sollte! Ja, an vieles musste ich mich gewöhnen und noch manches lernen. Aber auch manches verlernen, so zum Beispiel das regelmäßige Waschen. Die Ration frischen Wassers, die uns täglich zugemessen wurde, war nur äußerst knapp und kaum zum Trinken genügend, und da das Salzwasser bekanntlich zu Waschzwecken nicht geeignet ist, so blieb nichts anderes übrig, als die liebe Eitelkeit auf einen Regenguss zu vertrösten, der die bereitgehaltenen leeren Fässer mit dem von dem Dach der Decksaufbauten herunterrieselnden Wasser füllte.

Auch die Mahlzeiten erforderten ein gut Teil Gewöhnung. »Hartbrot und Salzfleisch« war das nimmer wechselnde Menü. Das Hartbrot hatte seinen

Namen nicht gestohlen; es war hart wie Stein und trocken wie Glas, und um es einigermaßen genießbar zu machen, musste man die Stücke vorher in einen Leinwandsack füllen, den man von außen mit einem Hammer oder mit einem schweren eisernen Belegnagel kräftig bearbeitete. Die also erhaltenen kleinen Stücke wurden dann mit Wasser gekocht. »Cracker hash« nennt man das Gemüse. Das Salzfleisch wurde uns in trockenen, faserigen Stücken von mattroter, ins Bläuliche schillernder Farbe vorgesetzt. Dazu gab es zuweilen noch Erbsen und Bohnen und stets einen Topf mit einer dunklen, siedend heißen Flüssigkeit, die man mit vieler Kühnheit am Morgen Kaffee und am Abend Tee nannte.

Nur abends, während der Hundewache, wenn alle Mann an Deck waren, hatte man eine kurze Stunde für sich selbst. Dann war alles Ruhe und Friede und Beschaulichkeit; dann konnte man sich auf der Luke ausstrecken und zu den wandernden Segeln hinaufblicken und von weiten Reisen und fernen Ländern träumen. Dann kam der kleine, struppige Schiffsköter nach vorne und neckte die schwarze Katze, die schnurrend und fauchend auf der Trommel des Gangspills saß. Derweilen machten sich die beiden Schweine in ihrem Kasten unter der Back bemerkbar und quiekten vor wonniger Behaglichkeit. Von draußen kam das eintönige Rauschen des Wassers vor dem Bug des vorwärts eilenden Schiffes und mischte sich mit dem Summen der Brise in dem Tauwerk. Gleichmäßig pendelten die schlanken Masten gegen den blauen Himmel; still

und feierlich lag ringsum auf dem Meere das weiche, verträumte Licht des verlöschenden Tages.

Zuweilen, wenn er bei guter Laune war – ein nicht gerade alltägliches Ereignis –, kam zu dieser Stunde Schneeball, der Koch, aus seiner Kombüse, setzte sich mit angezogenen Knien und mit der kurzen Maiskolbenpfeife zwischen den Zähnen auf die Reservespiere oder auf die Treppe, die zur Back hinaufführte, und begann bedächtig ein Garn zu spinnen. Sein eigentlicher Name war George Washington Jackson, aber weil er als westindischer Neger eine so schöne, ebenholzschwarze Hautfarbe besaß, nannten wir ihn Schneeball. Von seiner Kochkunst hatten wir keine große Meinung, und nicht wenige behaupteten, er könne nicht Wasser kochen, ohne es zu verbrennen. Seine kulinarische Unkenntnis war ein nie versiegender Gesprächsstoff, aber wir hüteten uns wohl, in Gegenwart des Vielgeschmähten das heikle Thema anzuschneiden, denn er war ein Choleriker wie alle Schiffsköche und flink bei der Hand mit seinem langen Küchenmesser.

Als Seemann hatte er eine romanhafte Vergangenheit. Schon über dreißig Jahre hatte er alle Meere befahren und seine Nase in die entlegensten Erdenwinkel gesteckt.

Und dennoch hatte dieser Vielgereiste keine besondere Liebe für das weite Meer. »Wenn mich je mein gutes Glück von diesem Kasten wieder herunterkommen lässt,« so pflegte er oft zu sagen, »dann fahre ich nie wieder zur See. Das hab' ich zwar immer gesagt seit meiner allerersten Reise, aber dies-

mal wird's ernst. Keine Hafenkneipen, kein Wasser-  
antwhisky und keine Heuerbaase mehr für mich! So-  
bald ich meine Dollars in der Tasche habe, geht's  
über die Bai und von dort drei Tage lang mit der Ei-  
senbahn ins Inland nach einem Platz, wo ich kein  
Salzwasser und keine Seeleute mehr zu sehen brau-  
che. In Texas oder in Alabama, da werde ich Anker  
werfen. Ich werde Mais und Wassermelonen pflan-  
zen und mir eine hübsche *farbige Dame* suchen, die  
mir den Haushalt führt. Ich werde gut essen an je-  
dem Tag und die ganze Nacht durch werde ich  
schlafen, ohne eine einzige Nachtwache. Wie ein  
Gentleman werde ich leben. Was sagst du dazu, he?  
Wie ein Gentleman! Zum Teufel mit der Seefahrt!«

Ihr wollt von schlechten Zeiten reden, wenn ihr  
nicht jeden Tag Braten, Kuchen und Whisky auf  
dem Tisch stehen habt! Ich habe schlechte Zeiten  
gesehen! Ich hab' in der chinesischen See eine  
ganze Schiffsmannschaft gesehen – gehenkt und an  
der Sonne getrocknet von den Flusspiraten. Und  
war ich nicht in Santos während der gelben Fiebere-  
pidemie? Da habe ich die Menschen sterben sehen  
wie die Fliegen. Mit diesen Händen habe ich ein hal-  
bes Dutzend von ihnen täglich vor dem Mittagessen  
in ein Segeltuch eingenäht und fein säuberlich ne-  
beneinander auf dem Deck verstaut für das Begräb-  
nis. Der ›Alte‹ hat ein böses Gesicht gemacht, wie  
er an Deck gekommen ist und sich den Schaden be-  
sehen hat. *Schneeball*, hat er gesagt, ›musst die  
Kerle nicht so weit auseinanderlegen, sonst haben  
wir keinen Platz mehr. Es kommen noch mehr dazu

bis heut' abend.<

Nachdem wir uns so eingehend mit der profanen *for' ard hands* (Mannschaft *vor dem Mast*) beschäftigt haben, ist es an der Zeit, dass wir auch einen Blick auf das dreimal heilige Achterdeck werfen, wo die höhere Kaste der *Afterguards* (Mannschaft *hinter dem Mast*) hauste. Dort schritt Johnny Cook täglich viele Stunden mit gemessenen Schritten auf und ab. Johnny Cook war der Kapitän; eine stattliche, fast vornehme Erscheinung, die gar nicht recht in diese Umgebung passte. Wenn man ihn so auf- und abmarschieren sah mit dem runden, wohlgenährten Gesicht und der großen Glatze, die von Zufriedenheit und Wohlwollen strahlte, mochte man ihn viel eher für einen gutsituierten Methodistenprediger halten. Aber er hatte böse Augen, die verteuftelt schlecht zu seiner zufriedenen Persönlichkeit passten. Hart wie Stahl waren sie und kalt wie das Meer. Sein Kommando klang tönend laut und dabei doch wohlklingend; er redete stets in vollkommen korrektem Englisch, ganz im Gegensatz zu seinen Steuerleuten, die in der Ermordung dieser Sprache das Menschenmögliche leisteten. Anfangs wollte mir der Mann ganz gut gefallen, aber bei näherer Bekanntschaft hat er nicht gewonnen. Er war ein Wolf in Schafsfellen, hart und grausam, falsch und hinterlistig und zuweilen auch feige, wenn es sein musste. Seine Frau befand sich auch an Bord; eine sehr zuvorkommende Dame, aber zart und schwächlich, wohl das gebrechlichste Geschöpf, das je über die Fluten des großen Pazifik nach

dem Eismeer gefahren ist. Sie hat auch die Anstrengungen dieser Reise nicht überwunden und ist gegen Ende derselben hoffnungslos irrsinnig geworden.

Mit dem Kapitän bewohnte das Achterdeck noch die buntgewürfelte Gesellschaft der fünf Steuerleute – unsere Offiziere. Außerdem fünf Harpuniere oder Bootsteurer, wie sie auf Walfischfängern genannt werden. Reichlich die Hälfte dieser Leute waren *Portugiesen* von den Azoren und den Kap Verdischen Inseln. Der Teil des Atlantischen Meeres, der jene Inseln umspült, ist einer der besten Fanggründe für Potwale; darum ist es nicht verwunderlich, dass gerade Leute von jenen weltverlassenen Erdenwinkeln auf diesen Schiffen so zahlreich zu finden sind. Sie sind gute Seeleute, flink und tapfer und von großer Verwegenheit. Andererseits aber sind sie hinterlistig und grausam, namentlich wenn sie mit Weißen zusammengerauten. Sonst aber waren sie ein lustiges Völkchen. Sie lachten und sangen den lieben langen Tag und zankten sich wie die kleinen Kinder – aber über die wunderbaren Abenteuer, die sie erlebten, über die tausend Gefahren, denen sie sich jahraus, jahrein aussetzen mussten, gingen sie hinweg, als ob es sich um Alltäglichkeiten handelte.

Nur Nick, der Bootsteurer Mr. Johnsons, ein dunkelhäutiger Mulatte, war mittheilsamer über derartige Dinge, und da er gern und viel redete, habe ich in mancher langen Nachtwache allerlei interessante Auskunft von ihm erhalten.

»Oh boy,« flüsterte er mir eines Tages ganz unvermittelt zu, »was für ein Teufel hat dich bloß geritten, dass du hier an Bord gekommen bist! Dies ist das schlechteste Schiff, das je auf dem großen Pazifik gesegelt hat.«

Einen Augenblick starrte ich ihn sprachlos vor Erstaunen an, ich hatte bisher noch nie gehört, dass er sich irgendwie abfällig über das Schiff oder jemand an Bord ausgesprochen hätte.

»Das Schiff ist allright.« verbesserte er sich, »es sind die Menschen drauf, die nichts taugen. Die Steuerleute sind Spitzbuben, die sich auf den anderen Schiffen in der ganzen Walfischfängerflotte unmöglich gemacht haben. Und von den Bootsteuern ist auch keiner was wert, außer dem armen, alten Nick. Der Alte aber ist die schlimmste Sorte von einem blaunasigen Yankeeschiffer. Seit 30 Jahren kenne ich ihn und sein Renommee.«

»Warum bist du denn dann an Bord gekommen?« wandte ich ein.

»Ah, warum? Weiß ich das? Weißt du etwa, warum du hier bist? Meinst du, dass Tom, Dick und Harry hier es etwa wissen? Weil sie besoffen gewesen sind wie die Schweine, als sie ihren Namen auf die Musterrolle setzten, oder weil sie bis über den Hals in Schulden steckten bei dem Juden Levy. Weil wir samt und sonders ein Pack von Eseln sind, darum sind wir hier!

Halte dein Wetterauge offen, mein Junge. Etwas liegt in der Luft und eines Tages wird es ausbrechen und dann wird es hoch hergehen auf dem Ver-



deck des *Bowhead*, denn dieses ist ein Jonasschiff. Ich hab's gewusst, seit ich zum ersten Mal meine Augen darauf gesteckt habe.«

---

1. 1 Glas =  $\frac{1}{2}$  Stunde, 8 Glas = Ende der Vierstundenwache. Die Bezeichnung stammt von dem früheren Sanduhrglas. [<<<](#)

## Im Beringmeer

MR. JOHNSON HÄLT UNS EINE STANDREDE. – STURM. –  
MANN ÜBER BORD! LAND! – VULKANE IM EISMEER. –  
UNALASKA. – MISSGLÜCKTE DESERTIERUNGSPLÄNE. –  
DAS ERSTE EIS. – DER »BOWHEAD« AN DER ARBEIT. –  
ANKUNFT VOR DER ST.-LORENZ-INSEL. – ALLERLEI  
ESKIMOSITTEN. – »AUF NACH SIBIRIEN!«

Durch lange, gleichmäßige Wochen war alles programmäßig verlaufen. Der brave Südostwind verfolgte uns mit ruhiger Stetigkeit, und das Wetter war so schön, und der Himmel so blau, wie nur irgendwo weit drunten im Seemannsparadies der Passatregionen.

Und das war gut so, denn so hatte jedermann Gelegenheit, sich Seebeine anzugewöhnen, ohne dabei allzu große Gefahr für seine übrigen Glieder zu laufen. Dass daneben auch die seemännische Ausbildung nicht vernachlässigt wurde, dafür sorgte der allgegenwärtige Mr. Johnson. Er war ein harter Lehrmeister mit eigenen pädagogischen Ansichten. Schon am ersten Tag der Ausreise hatte er uns Grünhörnern hierüber eine Vorlesung gehalten. »Für was, beim Teufel! seid ihr denn überhaupt an Bord gekommen?« so ungefähr lautete seine Rede, »können tut ihr nichts, das einem christlichen Seemann von Nutzen sein könnte, und ihr seht auch nicht danach aus, als ob ihr etwas dazu lernen könntet. Aber, beim heiligen Jonas! – ich will Seeleute an

Bord haben, und keine Vagabunden! Wenn ich etwas aussinge, dann will ich, dass ihr geflogen kommt. Und von wegen nicht können; das gibt's nicht hier an Bord! Wer in vierzehn Tagen nicht bis zum letzten Kabelgarn Bescheid weiß in der Takelage, der bleibt mir an Deck und bekommt seine Koje nicht mehr zu sehen, bis er es gelernt hat! Verstanden?»

Wir alle hatten verstanden, und für die nächsten Tage begann ein eifriges Probieren und Studieren zwischen den Tauen und Blöcken der Takelage. Jeder gab sich die größte Mühe, in das Mysterium der Fallen und Schoten, der Stagen und Stengen einzudringen. Nie hat ein Lehrmeister willigere Schüler gehabt, wie Mr. Johnson an Bord des »Bowhead«. Und als dann der große Tag des Examens kam, wo jeder zeigen konnte, was er gelernt hatte, da machte Mr. Johnson beinahe ein freundliches Gesicht. Er verstieg sich sogar zu der Anerkennung, dass wir nicht ganz so dumm seien, wie wir aussähen.

Es war aber auch höchste Zeit, dass ein bisschen seemännischer Schliff unter uns unbeholfene Landratten kam, denn die ruhigen Breiten mit ihren gleichmäßigen Winden lagen bereits hinter uns, und wir waren schon in der Gegend angelangt, die der Seemann respektvoll »the roaring fourties«, die »brüllenden Vierzig« nennt.

Hier begann die Brise allmählich nach Norden umzuspringen und dabei mehr und mehr abzuflauen, bis sie in einer völligen Windstille endete.

»Junge, Junge!« sagte Schneeball, dessen schwarzes Gesicht zum runden Bullauge der Kombüse hinausschaute, »heut' nacht werden wir noch einen Hutvoll Brise bekommen, und dann gibt's Arbeit für euch an Deck! Das ist gerade nach meinem Geschmack. Ich sehe es immer gern, wenn andere arbeiten, derweil ich in der Kojе liege.«

Wenn Schneeball das sagte, so musste es schon so sein, denn er war Wetterprophet wie alle Schiffsköche, und hielt zu viel auf diesen seinen Ruf, als dass er ihn durch mäßige Prophezeiungen in Frage stellte.

Und richtig, noch ehe die Nacht ordentlich angebrochen war und ehe wir viel Zeit zum Bergen der Segel hatten, war es über uns, das wilde Heer, mit Schreien und Toben und wildem Pfeifen und Singen in der Takelage. Höher und höher stieg die See. Wie reißende Wildbäche stürzten die Wassermassen über die Bordwand.

»Haul down the main t'gan 's'!« (Bramsegel nieder!) brüllte der Kapitän mit dröhnender, und dennoch in dem entfesselten Hexensabbat kaum hörbarer Stimme. Mister Johnson selber warf das Tauende von dem Nagel los und ließ die schwere Rahe mit knarrendem Getöse langsam herunter fieren. Aber kaum war das lose Tuch des Segels dem Spiel des Windes ausgesetzt, als es mit donnerndem Krach in Fetzen zerriss. Mehrmals noch peitschten diese wild auf wie die schwarzen Flügel eines gespenstischen Nachtvogels, Die Schotketten klirrten und rasselten, und der schwere eiserne Block

wurde gegen den Mast geschleudert, dass die roten Funken wild auseinanderstoben.

Und da geschah das Entsetzliche. Es war gerade zur Geisterstunde. Der Mann am Ruder hatte eben acht Glas »gehauen«, als eine besonders boshafte See überkam, die es auf unsere beiden Borstentiere abgesehen hatte. Mit einem gewaltigen Schlag hatte sie den an der Reling vor der Back festgelauchten Stall zertrümmert und die beiden Insassen achteraus auf die Großluke entführt. Dann kam eine neue, noch weit mächtigere See über und fegte sie beide über Bord. Das eine der beiden Tiere haben wir zu unser aller Kummer nie wieder gesehen, während das andere von der zurückkommenden Flut wieder an Deck geworfen wurde, wo es an der scharfen Kante der Luke sein bisschen Leben aushauchte. Das brachte Schneeball auf den Kampfplatz, der mit einer Schnelligkeit, die ich ihm niemals zugetraut hätte, seinen Schützling auf dem höher gelegenen Achterdeck in Sicherheit brachte. Da lag er nun, der arme Denis – das war sein Name – und wusste nichts mehr von den Leiden und Mühen eines Seemannslebens. Fast beneidete ich ihn um seinen schnellen Tod.

Wohl acht Tage lang dauerte das Unwetter; acht wüste und hässliche Tage, in denen ich armes Grünhorn alle Augenblicke mein letztes Stündlein gekommen wähnte. Eine mäßige Windstärke erschien mir damals schon als Sturm, und was der Seemann als eine steife Brise bezeichnet, das war in meinen Augen ein rasender Orkan.

Tagelang bekamen wir nichts Warmes zu essen, weil Schneeballs Reich durch die Sturzseen fast ständig unter Wasser gehalten war. Wir nährten uns kümmerlich mit kaltem Speck und steinharten Biskuits. Von Schlafen war auch keine Rede mehr, denn drunten im Mannschaftslogis sah es fast noch schlimmer aus wie draußen auf Deck. Dunkel und dumpf war es dort unten, wie in einem Kellergewölbe. Ächzende, stöhnende, krachende Laute erfüllten die Luft, und das Heulen des Windes hörte sich unheimlicher an wie draußen im Freien. Überall tropfte und rieselte das Wasser durch die Ritzen des undichten Verdecks, floss in die Kojen und tropfte herunter in den großen, plätschernden, übelriechenden Teich, der die Stelle des Fußbodens ausfüllte. Bei jedem Überholen des Schiffes schossen die schweren Seekisten polternd von einer Seite des Raumes zur anderen, und die neben den Kojen aufgehängten Kleider und das nasse Ölzeug pendelten klatschend hin und her.

Grausam rumorte in diesen bösen Tagen die Seekrankheit in meinem Kopfe, und eine bleierne Müdigkeit war mir in alle Glieder gefahren. Schlafen – vergessen! Das war mein einziger großer Wunsch. Aber wie konnte unter solchen Umständen von Schlaf die Rede sein? Nur zuweilen, wenn es gar nicht mehr anders gehen wollte, kroch ich, so wie ich ging und stand, in die gänzlich durchnässte Kojе, um für ein paar Stunden des unruhigen Halbschlafes mich über die Kälte, den Hunger und die Seekrankheit hinwegzutäuschen.

Nur sehr mühsam konnten wir in jenen Wochen gegen den starken Nordost aufkreuzen. Dass es überhaupt vorwärts ging, das merkte man nur an der sinkenden Temperatur, die sich für uns, die wir eben erst aus dem sonnigen Kalifornien kamen, schon ganz empfindlich bemerkbar machte. Namentlich früh morgens, kurz vor Sonnenaufgang, wurde es immer ungemütlicher.

Und einer jener düsteren Morgen bleibt schwarz angestrichen in meinem Gedächtnis. Während der ganzen Nacht waren harte Hagelböen über das Wasser gefegt, die das dicht am Wind liegende Schiff in allen Fugen erzittern machten. Erst mit Anbruch des Tages begann der Wind etwas abzuflauen, aber die See ging höher als je. Da ließ der Steuermann, der schon lange mit Ungeduld auf den Augenblick gewartet hatte, noch mehr Segel beisetzen, und schickte mich nach vorn, um die Klüver loszumachen, zusammen mit einem anderen, etwa sechzehnjährigen Jungen, den sie »Tex« nannten, weil er in Texas zuhause war.

Das Schiff stampfte so gewaltig, dass der Klüverbaum fast mehr unter als über dem Wasser lag. Nur mit Mühe gelang es den steif gefrorenen Fingern, den Zeising zu lösen, der um das Segel gewickelt war. Dafür war aber auch die Freude umso größer, als die Arbeit getan war. Aber als ich mich eben anschickte, wieder an Deck hinunterzuklettern, kam eine besonders schwere See herangerollt. Mit dumpfem Brausen brachen die grünen Wassermassen auf mich herein und ich musste mich krampfhaft fest-

halten, um nicht kopfüber in die Tiefe gerissen zu werden. Sekundenlang hörte ich um mich nur das dumpfe Sausen und Brausen der vorüberrauschenden Wasser, bis der Baum wieder mit einem Ruck weit aus dem Wasser schoss und ich zu meiner eigenen Verwunderung wieder das Tageslicht um mich sah.

Ja, kein Zweifel: ich lebte noch! Aber wo war der kleine Tex geblieben? Der Gedanke war noch nicht ausgedacht, als meine Augen auf den armen Jungen fielen, wie er, schon weit achteraus getrieben, mit verzweifelter Anstrengung gegen die Wellen ankämpfte. Nur einen Augenblick habe ich das Bild vor mir gesehen, aber nie werde ich es wieder vergessen – die Hände, wie sie verzweiflungsvoll in die Leere griffen, und das bleiche, schreckensstarre Gesicht, das mich verfolgen wird bis an das Ende meiner Tage.

»Mann über Bord!« schrie ich mit äußerster Kraft.

»Mann über Bord!« Blitzschnell pflanzte er sich fort, der schaurigste Ruf im Leben des Seemanns.

Es gab eine große Aufregung. Alles rannte wild durcheinander, aber, um es gleich zu sagen: wir haben den armen Menschen nicht wieder gesehen. Die See ging viel zu hoch, um ein Rettungswerk mit Erfolg in Gang zu setzen. – –

Das traurige Ereignis machte uns alle womöglich noch misshütlicher und mutloser wie zuvor. Wenn es uns auch bisher nicht am besten gegangen war, so war uns doch das Schlimmste erspart geblieben,



aber nun hatte plötzlich der Tod sein unheimliches Gesicht unter uns gezeigt. Ein junges Menschenleben war vor unseren Augen weggerissen worden in das Grab, das der »alte Mörder Ozean« stets für alle Seeleute bereit hält. Ja, das Walfischfangen war am Ende doch eine ganz verteufelt ernste Sache!

Indes, Seeleute, auch die neugebackenen, pflegen nicht lange über Dinge nachzugrübeln, die doch nicht mehr zu ändern sind, und so war der arme Tex mitsamt seinem bösen Schicksal gar bald vergessen und alles ging wieder seinen alten Lauf, als ob der arme Kerl niemals an Bord gewesen wäre.

Die wütende See schien nur auf dieses eine Opfer gewartet zu haben, denn noch an demselben Tage begann der Wind abzuflauen und ging in eine stetige Brise aus Südwesten über, vor der wir in schneller Fahrt davoneilten.

Bald kamen die Aleuten oder Fuchsinselfn in Sicht, eine langgestreckte Inselkette, die zwischen Alaska und der Halbinsel Kamtschatka einen Bindestrich zwischen Amerika und Asien und zugleich eine Trennungslinie zwischen dem Beringmeer und dem großen Pazifik darstellen.

Fast konnte ich es nicht fassen, dass das kleine, dunkle Wölkchen dort draußen über dem nördlichen Horizont wirklich Land war. Land! Ich hatte in den letzten Wochen, die wie eine Ewigkeit hinter mir lagen, beinahe den Glauben daran verloren. Wie tagaus, tagein in gleichmäßigem Wechsel die Sonne und die Gestirne über der Wasserwüste leuchteten, da wollte es mir scheinen, als ob sie endlos wäre

wie das Firmament, das sich darüber wölbte.

Bald stieg das Land höher aus den Fluten, nahm feste Gestalt und scharfe Umrisse an. Ein raues, unwirtliches Land mit tief einschneidenden Fjorden, schwarzen Felsenwänden, die jäh zum Himmel abstürzten, und steilen Vulkankegeln, um deren Gipfel die bläulichen Rauchwolken hingen.

Durch einen dieser Fjorde gelangten wir nach dem Städtchen Dutch Harbour, das wir ohne anzulaufen passierten, und schließlich nach dem unweit davon liegenden Orte Unalaska, wo wir vor Anker gingen. Mitten in dieser einzigartigen Berglandschaft und fast erdrückt von ihrer gewaltigen Masse, liegt der kleine, weltverlassene Hafen. Die kleine Bai ist fast ganz von Land umschlossen. Das Wasser ist stets still und glatt wie das eines Sees, und himmelhohe Berge spiegeln sich in den klaren Fluten. Man glaubt sich nach einem Gebirgssee in den Alpen versetzt.

Infolge dieser Weltentrücktheit hat der Ort bis heute seinen ursprünglichen Charakter bewahrt. Das Äußere sowie Sprache und Sitten der Einwohner sind russisch, und die kleine Kirche hat die typische Spitzkugel der griechisch-katholischen Gotteshäuser, gekrönt von dem doppelten St.-Georgs-Kreuz.

Trotz der wenig verlockenden Auskünfte zog es mich doch mit tausend Fäden hinüber nach den rauen Schneebergen. Hier wollte ich mein Glück versuchen, fortlaufen, komme, was da wolle! In meiner Naivität hoffte ich sogar auf Landurlaub! Aber

unser Kapitän verstand die Gefühle, die seine Mannschaft bei der ersten Landung erfüllen mussten! Kaum war Anker geworfen, als die Bootsteurer mit geladenen Gewehren auf Wache kommandiert wurden mit dem strengen Befehl, jeden niederzuschießen, der desertieren wollte. »And shoot to kill!« (Schieße, um zu töten!) hatte der Kapitän ausdrücklich hinzugefügt.

An jenem Abend war ich sehr niedergeschlagen, denn jetzt erst kam mir deutlich zum Bewusstsein, welch' böse Suppe ich mir in meinem Leichtsinn eingebrockt hatte.

Der Tag war noch kaum angebrochen, als wir am nächsten Morgen die Weiterreise antraten. Ein dicker Nebelschleier malte alles Grau in Grau. Und ebenso grau wie draußen die Natur war auch die Stimmung an Bord des »Bowhead«, wenigstens was uns Grünhörner anbelangte. Wir hatten einen einheimischen Lotsen an Bord, denn es gehört die genaueste Kenntnis jener tückischen Gewässer dazu, um ein Schiff, zumal bei Nebel, an den verborgenen Klippen und Riffen vorbeizumanövrieren.

Als die Morgensonne den Nebel zu zerreißen begann, lag die Bai von Unalaska bereits hinter uns, und wir segelten durch die Unimackstraße, die in der Insellinie der Aleuten das Eingangstor vom Pazifik nach dem Beringmeer bildet.

Gegen Abend hatten wir das Ende der Straße erreicht. Eine matte, schmutzigrote Abenddämmerung lag über dem nordwestlichen Horizont. Das Wasser hatte eine harte, stahlgraue Farbe, finster

und abschreckend. Mir ahnte nichts Gutes, als der »Bowhead« seine Nase nach Nordwesten richtete, gerade hinein in dieses ferne, geheimnisvolle Meer, der sinkenden Sonne entgegen.

Nachdem wir aus dem Lee des Landes herausge-  
langt waren, setzte eine kräftige Brise aus Südosten  
ein, die die Segel tüchtig füllte und die kleine Bark  
mit der für einen Walfischfänger geradezu unerhör-  
ten Geschwindigkeit von acht bis neun Seemeilen  
vorwärts trug. Die Temperatur wurde immer niedri-  
ger, die Luft wurde dick, und der Himmel nahm  
eine grau-melancholische Färbung an. Dies alles  
deutete auf die Nähe von Eis und – von Walfischen.  
Wir waren am äußersten Rand der südlichen Fang-  
gründe für Grönlandwale angelangt. Jeden Augen-  
blick konnte ein »Fisch in Sicht« kommen, und al-  
lenthalben wurde mit Hochdruck gearbeitet, um al-  
les für seinen Empfang vorzubereiten. Die Vorbram-  
rahe wurde an Deck heruntergesandt, um Platz für  
das »Krähennest« zu machen – eine enge Plattform,  
umgeben von einem mit Segeltuch bekleideten Holz-  
geländer. Der Laie würde diese Vorrichtung als  
Mastkorb bezeichnen. Von diesem luftigen Standort  
wurde von nun an scharfer Ausguck nach Walfi-  
schen gehalten, und auch die Augen der nicht auf  
Ausguck befindlichen Leute waren nicht müßig,  
denn, abgesehen von der Ehre, winkte auch noch  
eine ganze Kiste Tabak als Belohnung für den, der  
den ersten Walfisch erspähte.

Nachdem das »Krähennest« errichtet war,  
wurde die Ausrüstung der Boote überholt. Wir führ-

ten deren fünf an den Davits und außerdem zwei zur Reserve, die mittschiffs über dem Haus angelascht waren. Sie sind außerordentlich flink und see-tüchtig, und in den Händen geschickter Führer, wie jene alten Walfischfänger, vermögen sie jeder See zu trotzen; sie haben eine Länge von 30 Fuß und laufen nach beiden Enden spitz zu. Diese Boote sind der Stolz des Walfischfängers und eine nie versiegende Quelle von Eifersüchteleien, denn jede Mannschaft hält ihr eigenes für ein Muster von Schnelligkeit, Eleganz und aller guten Eigenschaften, während die übrigen vier durch eine siebenmal kritische Brille betrachtet werden.

Zunächst wurde nun die Walfischleine – eine lange Jolle aus bestem Manilahanf – an Deck gebracht. Jedem einzelnen Boot wurden 700 Meter, auf dem Boden in zwei Behältern sorgfältig aufgeschossen, zugeteilt. Dann wurden die Widerhaken der Harpunen, der sogenannten »Eisen«, geschliffen bis zur Schärfe eines Rasiermessers und die tödliche Bombe an dem langen Schaft befestigt. Dann kamen die Lanzen an die Reihe, dünne, mit einer haarscharfen Spitze versehene Speere von etwa 1,5 Meter Länge. Sie sind, ebenso wie die Harpunen, an einem Holzschaft befestigt. Nach dem Wurf werden sie an einer Leine zurückgezogen.

Um die Mitte des 19. Jahrhunderts, in den heroischen Zeiten des Walfischfangs, hat man die Walfische ausschließlich auf diese primitive Weise »gelanzt«, aber mittlerweile ist dieses Mordwerkzeug etwas aus der Mode gekommen. Es ist von

dem Schultergewehr verdrängt worden, einem unförmlichen Instrument, das ganz gefährlich aussieht und lebhaft an die plumpen Musketen von Anno dazumal erinnert; tatsächlich ist es auch gefährlich, und zwar für den Schützen nicht minder als für den Walfisch, weil es ihm durch den gewaltigen Rückschlag unter Umständen alle Knochen im Leibe zerschlagen kann. Man greift daher nur im äußersten Notfall zu dem verhassten Ding. Weitere Ausrüstungsgegenstände sind die fünf Riemen von je 3 bis 5 Meter Länge, der Steuerriemen, der Mast, das für die Größenverhältnisse des Bootes geradezu gewaltige Großsegel, das viel kleinere Sturmsegel, ferner eine Laterne, ein Kompass, eine Kiste Biskuits, ein Fässchen Wasser, wie es sich in jedem Rettungsboot findet oder wenigstens finden sollte, und nicht zuletzt der wheft, die Signalflagge.

Während dieser kriegerischen Vorbereitungen waren wir mit jedem Tag weiter ins Beringmeer eingedrungen, und schon begann die Nähe des Eismeers sich bemerkbar zu machen. Kalt und rau waren die Nächte mit unnatürlich hellem, flimmern-dem Sternenlicht, und wenn des Morgens die Sonne wieder aus der endlosen Wasserfläche herauf kam, da brach sich ihr Licht jedes Mal an dem blendend weißen Kleid von Raureif, das die Natur während der Nacht wie Zuckerguss über das Tauwerk gestreut hatte. Aber schwächer und schwächer wurden diese wärmenden Sonnenstrahlen mit jedem Tage. Alles hüllte sich mehr und mehr in die dicke, dunstige, stahlgraue Atmosphäre des

Eismeers. Das Wasser nahm eine tintenschwarze Färbung an. Die hohe Dünung, die uns draußen im Stillen Ozean so erbarmungslos umhergeworfen hatte, hatte sich gelegt, und die See war so ruhig und oft so spiegelglatt wie die Wasserfläche in einem kleinen, stillen Binnensee. Das alles deutete auf die Nähe von Eis.

Eis! Der Himmel weiß, mit welcher Ungeduld ich in jenen Tagen darauf gewartet habe! Im Stillen fing ich schon an zu befürchten, dass wir schließlich mit Schimpf und Schande nach San Franzisko zurückkehren müssten, ohne etwas davon gesehen zu haben. Wer weiß: ich war immer ein Pechvogel gewesen.

»Nur Geduld,« pflegte der alte Nick zu sagen, »du wirst noch Eis genug zu sehen bekommen, und mehr davon als dir lieb ist.«

Und über Nacht war es wirklich aufgetaucht, das Eis! Ich lag gerade in meiner Koje und dachte an nichts Böses, als ich durch einen dumpfen, knirschenden Laut dicht neben dem Ohr aus dem Schlaf aufgeschreckt wurde. Im ersten Schrecken glaubte ich nichts anders, als dass wir auf eine Sandbank oder gar auf ein verborgenes Riff aufgelaufen wären und stürzte Hals über Kopf an Deck, um den Schaden zu besehen.

Ja, da war es nun wirklich! Mitten durch ein Feld von losem Eis ging unser Kurs. Ringsum, so weit das Auge reichte, war das Meer bedeckt mit unzähligen Schollen.

Lange schaute ich an jenem Morgen über die Re-

ling hinweg und freute mich des ungewohnten Anblicks; verwundert hörte ich auf das Knirschen und Krachen der Eisschollen, die vor dem Bug des vorwärtseilenden Schiffes zerbrachen, und auf die eintönigen Ruderkommandos des Mr. Johnson, der vorn auf der Back den Eislotsen spielte.

Plötzlich wurde dieser Gewaltige meiner ansichtig.

»Was treibst du dich hier an Deck herum, wenn du Freiwache hast?« fuhr er mich an mit einer Stimme, die aber nun gar nichts Einförmiges mehr an sich hatte, »mach dass du zur Koje kommst, du Unglücksrabe! Du bist wohl der Jonas, der uns diese ganze Geschichte auf den Hals gehetzt hat.«

Nun, nachdem wir das Eis angetroffen, sollte es endlich ernst werden mit dem Walfischfang, denn gerade das zerstreute Treibeis, das sich gleichsam als Vorhut vor die schwere Masse des Packeises legt, ist der bevorzugte Aufenthalt des Walfisches. Aber, wiewohl die Portugiesen ihre scharfen Habichtaugen nach allen Seiten schweifen ließen, war doch nirgends in der weiten Runde der kleinste Spaut zu entdecken. Das wirkte sehr niederschlagend auf alle Mann an Bord. Johnny Cook zeigte eine finstere Miene und schritt täglich viele Stunden lang mit mindestens fünf Meilen Fahrt auf dem Achterdeck auf und ab, um seinem täglich mehr in Wallung gebrachten Temperament die nötige Ablenkung zu verschaffen. Und gar erst Mr. Johnsons harte Züge waren völlig zu Essig geworden.

Denn nun war kein Zweifel mehr möglich – ir-



gend ein Unglücksrabe, ein Jonas, musste an Bord sein, der das Schiff mitsamt den Walfischen verhext, total verhext hatte! Es handelte sich nur noch darum, festzustellen, auf welchen armen Sünder man dieses Odium abwälzen sollte. Inzwischen ließ man uns der Sicherheit wegen alle dafür büßen. Die Disziplin wurde womöglich noch strenger gehandhabt wie vorher und all die kleinen Arbeiten, mit denen man uns bisher drangsaliert hatte, wurden mit fieberhafter Hast betrieben, als ob der Erfolg der Reise davon abhinge.

In einer frostigen, winterlichen Nacht fanden wir uns jedoch plötzlich von schweren Eismassen eingeschlossen, und nirgendwo in der weiten Runde war ein Tropfen offenen Wassers zu sehen. Es war ein gar sonderbarer Anblick, das einsame Schiff inmitten der endlosen Eiswüste. Ringsum nur die weiße, scheinende Fläche, und darüber der schwarze Mantel des endlosen Firmaments, von dem die zahllosen Sterne in übernatürlich hellem Glanze wie funkelnde Edelsteine herunterschauten.

Wie still hier alles war! Wie unnatürlich rein und klar die Luft! Keine Wolke stand am Himmel. Und dennoch wurde die Aufmerksamkeit des Auges immer wieder gefesselt durch ein eigentümlich wolkenartiges Etwas, das unruhig und unstet wie ein böses Gewissen über den Himmel hin huschte. Bald zog es sich weithin durch den dunklen Raum, als ein breites, scheinendes Land, bald war es nur von ferne sichtbar wie ein silbernes Wölkchen, bald war es wieder spurlos verschwunden, als ob es niemals

dagewesen wäre.

»Was wird's denn sein?« brummte der Bootsteuerer, den ich auf die Erscheinung aufmerksam machte, »ein Nordlicht ist's, du Grünhorn!«

Wahrhaftig! Das Nordlicht! Dass ich auch nicht von selbst darauf gekommen war! So waren wir also angelangt im Lande der Mitternachtsonne!

Wohl zehn Tage lang trieben wir so als Gefangene des Eises im Beringmeer umher, bis eines Tages eine starke Brise aus Südwesten aufkam, die das Eis auseinandertrieb, sodass sich bald zahlreiche Rinnen bildeten, die die weiße Fläche nach allen Richtungen wie blaue Adern durchzogen. Nun hieß es die Gelegenheit wahrnehmen und durch den Irrgarten der Rinnen (leads nennt sie der Eismeerfischer) einen Weg aus dem Eisgefängnis zu suchen. Da besann sich der alte »Bowhead« plötzlich darauf, dass er zu diesem Zweck eine Dampfmaschine besaß. Schon qualmte der Schornstein, und die Schraube wühlte ungeduldig im Wasser. Dann ging es mit Volldampf vorwärts gegen die Eisbrücke, die den Weg nach der nächsten Rinne versperrte. Mit einem Krachen, das das Schiff in Stücke zu zerreißen schien, rannte es gegen das Hintereis und schob mit eigensinniger Wut die losen Stücke beiseite. Nach diesem wirkungsvollen Auftakt begann ein hartnäckiger, tagelanger Kampf mit den heimtückischen Mächten des Eismeers.

Das ist ein anderes Fahren, wie draußen in der großen Einsamkeit der hohen See. Während dort nur ab und zu eine unternehmende Seemöve für Ab-

wechsung sorgt, ist hier zwischen den Eisschollen kein Mangel an allerlei Getier. Zu jeder Stunde des Tages oder der Nacht macht sich der Seehund unangenehm bemerkbar durch seinen unheimlichen, durchdringenden Schrei, der sich anhört wie klägliches Kinderweinen. Weit seltener wie die Seehunde sind die Walrosse. Sie sind sehr gesellig und liegen gern in großen Schulen auf den Eisschollen, wo sie ihre ungeschlachten Körper in aller Ruhe und Beschaulichkeit von der Sonne bescheinen lassen. An ihrer dunklen Haut, die sich scharf von der weißen Fläche abhebt, sind sie schon aus größerer Entfernung leicht erkennbar, aber dennoch glückt es nur sehr selten, sie mit Muße aus der Nähe zu betrachten. Denn sie haben ständig Wachposten aufgestellt, auf deren Warnungssignal sie sich alle kopfüber ins Wasser stürzen, nachdem sie vorher ihre Jungen in ihrem breiten Maul hinter den Stoßzähnen in Sicherheit gebracht haben.

Für jedermann an Bord war es eine Erlösung, als wir einige Tage später dunkles Wasser um uns sahen und der brave »Bowhead« wieder mit vollen Segeln seine Reise nach Norden in die graue Wildnis fortsetzen konnte.

Nicht lange danach tauchte am nördlichen Horizont die wilde, unwirtliche Küste der Sankt-Lorenz-Insel auf, die sich wie ein Riegel quer vor den Südeingang der Beringstraße schiebt. Je näher wir der Insel kamen, desto mehr verbreitete sich unter den Bootsteuern eine Atmosphäre freudiger Erwartung. Sie alle hatten auf früheren Reisen schon ein-

mal vor jener Insel gelegen und dabei ein mehr oder minder großes Stück ihres Herzens an eine dort ansässige Eskimoschöne verloren. Nun winkte nach dieser »langen Trennung bitterem Schmerz« ein frohes Wiedersehen.

Schon waren wir unter dem Lee des Landes angelangt, und fuhren eine Weile dicht an der Küste entlang, sodass wir es mit Muße betrachten konnten.

Wie öde und traurig es aussah! Wie finster und abschreckend! Kein Baum, kein Strauch war an den steilen Abhängen zu erkennen. Überall nur nacktes Erdreich, das stellenweise von einer dünnen Schicht von Moosen und Flechten überzogen war. In den tiefen, steil nach dem Meer abfallenden Rinnen und Talsenkungen lagen aber noch immer große Schneemassen, mit denen auch die Sonne dieser letzten Maitage nicht fertig zu werden vermochte.

Voller Erwartung segelten wir entlang des Landes in westlicher Richtung, ohne dass sich vorerst etwas Bemerkenswertes ereignete. Schon begann ich zu glauben, dass die Bootsteurer uns zum Besten halten wollten, als eine niedrige, weit ins Meer hinausragende Sandbank am Fuße eines steilen Kaps in Sicht kam. Bei näherem Herankommen war zu erkennen, dass sie mit Hütten und Zelten bedeckt war, und deutlich konnte man auch mit dem bloßen Auge die Wahrnehmung machen, dass sich mehrere dunkle Punkte vom Lande loslösten, die mit pfeilschneller Geschwindigkeit heranschossen

und sich bald als eine Anzahl großer, flachbodiger Kanoes herausstellten, die bis zur äußersten Grenze ihres Fassungsvermögens gefüllt waren mit bunt gekleideten Menschen. Schon von weitem konnte man sehen, wie sie mit gleichmäßigen Stößen der Paddels die Boote durchs Wasser trieben und deutlich hörte man, wie sie sich dabei ermunternd einander zuriefen: »Gu-Gu-u-u!«

Im Nu waren sie langseit und kletterten ohne weitere Zeremonien an Bord. Es war eine abenteuerliche Gesellschaft. Richtige, waschechte Eskimos mit kupferbraunen, fettglänzenden Gesichtern, mit kleinen, verschmitzt dreinschauenden Schlitzaugen und einem breiten, hässlichen Mund, der auch dadurch nicht an Schönheit gewann, dass er mit zwei zu beiden Seiten durch die Unterlippe gesteckten Steinen »verziert« war. Die rabenschwarzen Haare trugen sie gerade ins Gesicht gekämmt, und auf dem Hinterkopf eine Tonsur, die ihnen einigermaßen das Aussehen von Klosterbrüdern verlieh. Fantastisch waren sie aufgeputzt, mit Gewändern aus Renntier-, Seehund-, Fuchs-, Wolfs-, Hunde- und Bärenfell, oder gar aus Entenfedern. Einer von den sonderbaren Heiligen, der eben über die Back an Deck gesprungen war, kam auf mich zu mit einem Grinsen, das von einem Ohr zum anderen ging. Mit viel Grandezza reichte er mir die Hand und sagte dazu: »Good morning, allright, thank you, goddamm, good night.« Offenbar sein ganzes englisches Vokabularium. Aus solcher Rede konnte ich begreiflicherweise weder Kopf noch Fuß machen,

aber der zufällig dabeistehende Schneeball half mir aus der Verlegenheit.

»So sei doch kein Geizhals, und gib ihm ein Pfund Tabak, wenn er dich darum bittet!« fuhr er mich an.

Kaum war dieser Bittsteller zufriedengestellt, als eine alte Dame, die ein kleines Baby in der Kaputze ihres langen Renntierrockes trug, mich mit Beschlag belegte.

»Tabak bschuktu,« sagte sie mit nicht misszuverstehenden Gebärden auf eine unendlich lange, mit einem unsagbar winzigen Köpfchen versehene Tabakspfeife. Auch sie bekam ein Stückchen von dem schwarzen Plattentabak, wofür sie mit breitem Grinsen quittierte. Mit Hilfe von Schwamm und Feuerstein hatte sie bald das unförmliche Ding in Gang gebracht. »Naguruk!,« sagte sie dann mit einem grunzenden Laut der Befriedigung.

Mit einem der Boote, die ununterbrochen zwischen dem Schiff und dem Lande hin- und herfuhr, kam auch ein Portugiese an Bord. Eine der grotesksten Persönlichkeiten, die ich je gesehen habe. Der lebendige darwinische Beweis. Er war noch länger wie Mr. Johnson, und womöglich noch dürrer. Er hatte große Hände und unendlich lange Arme. Er trug einen enganliegenden Anzug aus Seehundsfell mit einer, von einem wild zerzausten Wolfsfell eingesäumten, Kapuze, aus der ein dunkles, knochiges Gesicht mit schwarzen, funkelnden Raubtieraugen hervorschaute. Das war Sam, der berühmte Sam, von dessen Heldentaten ich zuvor schon mancher-

lei gehört hatte, denn er galt als einer der geschicktesten und kühnsten in der Zunft der Bootsteurer. Nun war er an Bord gekommen, um sich nach einem Schiff und vor allem nach einer ordentlichen Mahlzeit umzusehen, denn er hatte auf der St.-Lorenz-Insel überwintert, und dabei grausamen Hunger gelitten.

Johnny Cook war das gerade recht, und er sparte keine Mühe, um dieses Neuntagewunder zum Bleiben zu bewegen. So kam es, dass Sam als Bootsteurer anmusterte und unserer Bootsmannschaft zugeteilt wurde. Ich muss ein dummes Gesicht gemacht haben, als ich davon hörte, denn Sam hatte gleich meine Gedanken gelesen.

»Hast du etwas dagegen, du Grünhorn?« brüllte er mich an mit einer Stimme, die in Schneeballs Kombüse die Pfannen rasseln machte, »dir werde ich das Nötige schon beibringen, du naseweises Affengesicht. Bei mir hast du nichts zu lachen!«

## Der erste Walfisch

EIN GROßES EREIGNIS. – »BLO-O-O-OW!« – IN DIE  
BOOTE. – DER GRIMMIGE STEUERMANN. – AUF DEM  
RÜCKEN DES WALFISCHES. – EINE TOLLE FAHRT – MR.  
JOHNSON ERSCHEINT AUF DER BILDFLÄCHE. – DIE  
TÖDLICHE LANZE. – REICHE BEUTE UND SCHMUTZIGE  
ARBEIT. – EIGENARTIGE ILLUMINIERUNG. – EINE  
SCHWIMMENDE HÖLLE.

Es war Sonntag, und zwar ein Sonntag nicht nur dem Namen nach, sondern auch ein Tag voll Licht und Sonnenschein, mit einem blauen Himmel, auf dem die weißen Wolken zogen. Seit mehreren Wochen hatte man an Bord des »Bowhead« der Menschlichkeit das Eingeständnis gemacht, uns an Sonntagen nur noch die unbedingt notwendigen Schiffsarbeiten verrichten zu lassen, sodass man wenigstens einmal in der Woche ein freies Stündchen hatte, um ungestört seinen Gedanken nachhängen zu können. Meine Fantasie beschäftigte sich gerade mit den Walfischen, und ich dachte mir, dass es doch eigentlich höchst fatal wäre, wenn wir nach all den Mühen zurück nach San Franzisko kämen, ohne auch nur einmal einer frischfröhlichen Walfischjagd beigewohnt zu haben.

An diesem Punkte wurden meine Betrachtungen unterbrochen durch einen höchst eigentümlichen, langgezogenen Ruf, der von oben aus dem Krähen-  
nest kam; »Blo-o-ow, ah, blo-o-o-o-ow!«



Ein Schauer der Erregung durchrieselte mich vom Kopf bis zu den Füßen. Obwohl ich noch nie zuvor diesen sonderbaren Ruf gehört hatte, so wusste ich doch instinktiv, was er zu bedeuten hatte: Aha, nun wurde es ernst. Walfisch in Sicht! Weiße und Eskimos zugleich ließen ihre augenblickliche Beschäftigung liegen, und alles blickte erwartungsvoll nach oben.

»Wo hinaus?« brüllte der Kapitän mit Donnerstimme, während er schon mit umgehängtem Fernglas nach dem Krähennest aufmunterte.

»Großer Walfisch gerade voraus, etwa zwei Strich vom Leebug, Sir,« antwortete Mr. Johnsons Stimme, die sich aus solcher Höhe beinahe menschlich anhörte, »blo-o-o-ow, ah, blo-o-o-ow!«

»Herunter von oben!« sang der Kapitän aus, als er schon unter der Bramsahling angelangt war. Und dann mit dröhnender Seebärenstimme: »Alle Mann an Deck! Klar bei den Booten!«

Nun gab es ein heilloses Durcheinander. Englische und portugiesische Kommandoworte flogen hin und her, begleitet von den grausigsten Flüchen und Verwünschungen. Zwar hatte man uns schon lange vorher alle möglichen Verhaltensmaßregeln für diesen Fall beigebracht, aber nun, da es galt, das Gelernte in die Tat umzusetzen, war diese graue Theorie verflogen wie ein Sommernachtstraum. Mit offenem Mund stand ich da, bis mich der lange Portugiese Sam beim Arm fasste und förmlich mit sich zog.

»Was stehst du hier und sperrst das Maul auf?«

fuhr er mich an, »meinst du, dass Walfische gebrauchte Tauben sind?«

Ehe ich wusste, wie mir geschah, befand ich mich schon drunten im Wasser in einem der langen Walfischboote. Ein paar geschickte Manöver mit dem großen Steuerriemen brachten uns frei von der Schiffsseite, der »Stecken« wurde aufgerichtet, das Segel gesetzt, und fort ging es über die blaue Wasserfläche. – Es war ein ganz neuartiges und nicht wenig beängstigendes Erlebnis. Nur durch die dünne Bootswand von der Wasserfläche getrennt, inmitten des fernen Meeres mit vollem Segel dahinjagend zu einem blutigen Strauß mit dem größten aller Ungeheuer, die Land und Wasser dieser Erde kennen! Über uns wölbte sich der blassblaue, nordische Himmel, und um uns her spielten die glitzernen Wellen der blauen Tiefe, über die die breiten Segel der fünf Boote wie weiße Möwen dahinglitten. Direkt über mir, an seinem Platz beim Tiller, thronte das unbewegliche, wetterbraune Gesicht Mr. Lees, unseres Steuermanns. Er war noch ein Yankee-Seemann von der alten Schule, die karg in Worten und verteuft schnell in Taten sein konnten. Eine Persönlichkeit, der gegenüber man immer ein mehr oder minder böses Gewissen hatte. Vorn im Bug stand der lange Sam mit der Harpune. Ein Bild der personifizierten Mordlust.

»Blo-o-o-ow, ah, blo-o-o-ow,« murmelte er mit verhaltenem Atem, wenn draußen der buschige Dampfspaut aufschoss. »Ah, seht euch den Kopf an!« rief er, und seine schwarzen, funkelnden Au-

gen hingen wohlgefällig an der scharfen Spitze der Harpune.

Ganz unerwartet bekam Mr. Lee eine Anwendung von Beredsamkeit. »Seht ihr die Leine da unten?« sagte er, indem er auf die Tauleine zeigte, die um einen Poller im hinteren Teil durch die ganze Länge des Bootes lief, »wenn einer von euch fünfen Lust hat, auf dem schnellsten Weg zu Davy Jones zu kommen, so braucht er nur seine Pfoten dazwischen zu stecken, wenn wir nachher ›fest‹ sind. Wer aber noch länger Biskuits essen will, der hör auf meinen Rat und bleib klar von dem Ding. Es ist nicht gesund, sich damit abzugeben.«

Alle fünf Boote lagen nun hart am Winde, schwerfällig schlingernd in der langen Dünung, während das dünne Tuch der leichten Segel leise murmelte, wenn die Brise damit spielte.

Vergebens suchte ich mir auszudenken, was wohl die nächste Nummer auf dem Programm sein mochte. Da holte Mr. Lee einen alten Reservetiller hervor und legte ihn neben sich auf den Sitz: »Seht ihr das Ding da?« sagte er mit grimmiger Miene. »Wer mir jetzt einen Ton redet oder gar mit dem Fuß scharrt, sodass der Fisch *gegallied*<sup>1</sup> wird, den hau ich damit über den Kopf, dass er tot sein wird, ehe er Zeit hat, ein Vaterunser zu sagen.«

Und wahrhaftig, er sah nicht aus, als ob er sich durch irgend etwas behindert fühle, dem Wort gegebenenfalls auch die Tat folgen zu lassen. Regungslos saßen wir und lauschten auf das leise Plätschern

des Wassers gegen die Bootseite, das Murmeln des Windes in dem Segel und das Krachen und Ächzen des Mastes in seinem Lager. Ich hatte sie mir anders vorgestellt, die frisch-fröhliche Walfischjagd.

Nachdem wir etwa eine Viertelstunde tatenlos am Winde gelegen hatten, ging plötzlich im Großtop des Schiffes, das etwa anderthalb Meilen entfernt in Luv von uns lag, eine mächtige rote Flagge hoch.

»Hol durch die Schot!« sagte der Steuermann, und im nächsten Augenblick holte das Boot weit über, und wir jagten wieder durch das Wasser. Zu gleicher Zeit schwenkten auch die anderen vier Boote, wie auf dem Exerzierplatz, und hielten ebenfalls in gleicher Richtung. Von der Höhe des Krähen-nests, das natürlich ein viel weiteres Gesichtsfeld bietet, leitete offenbar der »Generalstab« durch Flaggensignale die Schlacht.

»Blo-o-o-ow,« summte Sam wieder leise vor sich hin. Etwa eine halbe Meile gerade voraus war der Walfisch wieder aufgetaucht. Für meine schlechten Augen war der Spaut auf diese Entfernung nicht zu sehen; aber hören konnte ich ihn! Ein dröhnendes Geräusch, gleich einem gewaltigen, übernatürlichen Schnarchen, das mir das Blut in den Adern gerinnen ließ. In fliegender Eile näherten wir uns dem ahnungslosen Ungeheuer. Schon konnte man deutlich über dem Wasser den gewölbten Rücken sehen, dessen nasse, schwarze Haut glitzerte wie polierter Marmor. Still und unbeweglich lag er da, wie die runde Kuppe eines aus dem Wasser hervorragenden

den Felsens. Nach allem, was ich bisher an Bildern von Walfischjagden gesehen, hatte ich mir etwas anderes vorgestellt als dieses Stückchen des Rückens, das kaum drei Fuß aus dem Wasser ragte.

Doch es blieb mir wenig Zeit zu diesen Betrachtungen – in Gedankenschnelle befanden wir uns schon direkt über dem Walfisch. Auf der einen Seite hatten wir die mächtige, schwarzblau schillernde Masse des breiten Rückens, auf der anderen das Spautloch, dem mit Donnergetöse eine Wolke von Wasserdampf entfuhr, die der Wind über unsere Köpfe wehte. Vor Schrecken und Staunen standen in diesem Augenblick meine Lebensgeister still.

»Give it to him!« schrie der Steuermann mit gelender Stimme. Gib's ihm!

Mit der ganzen Wucht seiner Riesenkräfte schleuderte Sam die Harpune. Mit Gedankenschnelle ergriff er ein zweites Eisen, das er ebenfalls dem versinkenden Körper nachsandte. Fast in einem Atemzuge vernahm man das »Bum, bum!« der beiden explodierenden Bomben.

Was nun folgte, das war eine Szene der tollsten Aufregung, der wildesten Verwirrung. Das schwerverwundete Tier geriet gänzlich in Ekstase, was bei einem Ungeheuer von der Größe des Walfisches nicht wenig besagen will. Der gewaltige Körper bewegte sich in krampfhaften Zuckungen und peitschte das Wasser mit betäubenden Schlägen seines riesigen Schwanzes.

Aus verhältnismäßig sicherer Entfernung konnten wir dieses Schauspiel beobachten, denn unser

Anlauf hatte uns ein gutes Stück über den Walfisch hinweggeführt. Zunächst mussten nun Mast und Segel heruntergeholt und im Achterteil verstaut werden, damit wir bei den weiteren Vorgängen dadurch nicht behindert waren. Zu gleicher Zeit ist dies auch ein Hilfesignal für die anderen Boote, die dann sofort wissen, dass das betreffende Boot »fest« ist.

Nach einer Weile verschwand der Walfisch mit einem besonders boshaften Schlage seiner Fluke von der Bildfläche, und die Leine begann erst langsam und dann schneller und schneller um den Poller im Achterend zu laufen, während die Spitze des Bootes sich tiefer und tiefer senkte, bis das Wasser in Strömen hereinbrach und wir alle nach dem hochaufragenden Hinterteil flüchten mussten. Mit schneller Fahrt flogen wir durch das Wasser, aber schneller noch war unser Walfisch mitsamt der Leine, die zum größten Missvergnügen des Steuermanns in immer schnelleren Schlangenwindungen aus dem Behälter im Boden des Bootes hervorgeschossen kam.

Ganz plötzlich ließ der Druck auf die Leine nach, und die Spitze des Bootes richtete sich unversehens wieder auf. »Haul line, haul line! Holt an der Leine!« rief der Steuermann, der inzwischen mit Sam den Platz gewechselt hatte. Hand über Hand kam die lose herunterhängende Leine wieder herein und wurde in großen Buchten im Achterende aufgeschossen. Schon hatten wir sie zu zwei Dritteln wieder an Bord, ein Zeichen dafür, dass unser Freund,

der Walfisch, bald wieder auftauchen musste.

Und er kam!

Kaum zehn Faden vor dem Bug unseres Bootes tauchte der schwarze Kopf des Ungeheuers auf. Höher und höher hob sich die unförmige Masse wie ein Gespenst aus der Tiefe.

»Stern all, stern all!« rief der Steuermann. »Zurück! Zurück!«, und wahrlich, wir bedurften dieser Ermunterung nicht, sondern arbeiteten wie die Titanen, um aus dem Bereich des wütenden Tieres zu gelangen. Aus achtungsvollem Abstände beobachteten wir die weitere Entwicklung der Dinge, denn da wir bereits »fest« waren, war es nun an einem der anderen Boote, dem Walfisch den Rest zu geben, sofern er dessen noch bedurfte.

In diesem Augenblick kam denn auch das Boot des allgegenwärtigen Mr. Johnson herangeschossen, und ehe ich mich versah, hatte der Harpunier schon die Eisen geschleudert. Deutlich hörte man das Explodieren der Bomben. Einmal nur peitschte der Walfisch das Wasser mit der gewaltigen Fluke und verschwand in der Tiefe. Auf seiner Flucht setzte er wieder in einem ansehnlichen Tempo ein, und die beiden Boote flogen nun hinter ihm her, als ob sie von einem Kometen ins Schlepptau genommen wären.

Diese ungewohnte Zähigkeit war mehr, als Mr. Lee ertragen konnte. Seine stoische Ruhe hatte ihn ganz verlassen. Er zitterte förmlich vor Mordlust und machte sich der gräulichsten Blasphemien schuldig.

»Haul away! holt an der Leine! ich will dem Kerl einen Yankeetrick zeigen! Blut will ich sehen!«

Und wir holten aus Leibeskräften an der Leine. Vorn im Steven hatte sich der Steuermann in Kampfhaltung gestellt, und wie er so dastand mit den langen, fliegenden Haaren, in der Hand die tödliche Lanze, war er ein Abbild des leibhaftigen Teufels.

Mit einem fühlbaren Ruck rannte das Boot gegen den mächtigen Körper an, und mit einem Grunzen der Befriedigung stieß der Steuermann den zitternden Stahl bis ans Heft in die schwarze Masse.

Nun begann ein erbitterter Kampf zwischen dem rasenden Ungeheuer und dem zerbrechlichen Gebilde der Menschen. Wieder und wieder wich das Boot um Haaresbreite den Angriffen aus, aber bei jeder sich bietenden Öffnung schoss es wieder heran wie ein geschickter Fechter. »Starn, starn! pull ahead!« (»Vorwärts! vorwärts! alles zurück!«) Wie ein Hagel flogen die Kommandos, und dazwischen immer das Indianergeheul des Steuermanns, mit dem er jeden Stoß der Lanze begleitete.

Plötzlich war der Spaut rot von Blut. Die »flurry« hatte begonnen, der Todeskampf des Walfisches. Ein grässlicher Anblick! Mit der letzten Kraft eines verlöschenden Lebens jagte das Tier im Kreise herum, wobei es oftmals in seiner halben Länge aus dem Wasser sprang. Ströme von Blut, oft in dicken, schwarzen Klumpen, entfuhrten dem Spautloch. Blut und Schaum war das Meer rings um den sterbenden Riesen.

Bald trieb der gewaltige Körper als leblose



Masse auf dem Wasser. Nachdem noch mit Hilfe eines langstieligen Spatens ein Loch durch die Fluke geschnitten war und die Leine daran befestigt, war das große Werk getan. Der Steuermann wischte sich den Schweiß von der Stirn: »Herrgott, war das ein Stück Arbeit!«

»Santissima Virgina,« antwortete Sam, »Spaß beiseite, aber ich glaube, es ist der Teufel selber gewesen, den wir da gefangen haben. Nie habe ich einen *bowhead* gesehen, der solche Umstände gemacht hat.«

Das hörte ich gern, denn bei aller Begeisterung für das aufregende Abenteuer war mir dabei doch gruselig zumute geworden, und ich hatte mir schon gesagt, dass es bei gleich ungebändigem Benehmen aller kommenden Walfische schlimm aussehen würde mit der Aussicht, einmal wieder mit heiler Haut nach San Franzisko zurückzukehren.

Das Schiff kam nun heran, und die Leinen wurden an Bord gebracht. Taue und Ketten, deren gewaltigen Dimensionen man ihre Bestimmung wohl ansah, wurden aus dem Schiffsraum hervorgeholt und der gewaltige Körper des Tieres damit in sachgemäßer Weise längsseit festgemacht.

Dann trat die »cutting stage« in Tätigkeit; eine Vorrichtung, die ich schon während der ganzen Reise mit abergläubischen Blicken gemustert hatte. Nun sollte sich an diesem Tage der Enthüllungen auch dieses Geheimnis entschleiern. Das mit einem Geländer versehene Stelling wurde an starken Tauen heruntergefiert, sodass es außenbords über

dem Walfisch schwebte. Dann stellten sich drei Steuerleute dort auf und bearbeiteten den unter ihnen liegenden Körper mit scharfen, langstieligen Spaten, während dieser durch ständiges Hieven an dem klappernden Gangspill höher und höher aus dem Wasser gehoben wurde, bis er halb aus dem Wasser lag, und die mächtigen Tauen und Talljen ächzten und stöhnten unter der gewaltigen Last, die an ihnen zerrte. Zunächst wurde der Nacken bloßgelegt und dann einer der Bootsteuerer an einem Tauende heruntergelassen, um die Wirbelsäule zu durchschlagen. Das war keine leichte Arbeit. Eine halbe Stunde lang flogen unter den dröhnenden Axtschlägen die Spähne umher! Dann kam der große Moment – der größte im Leben des Walfischfängers.

»Heave high!« (»Hebt – an!«) singt der Kapitän aus. Langsam löst sich der gewaltige, rundgeformte Oberteil des Kopfes von dem übrigen Körper. Höher und höher steigt er. In beängstigender Weise zerrt die riesige Masse an den Tauen und Talljen. Endlich schwebt er zwischen Fock und Großmast über der Großluke. Die langen Barten glänzen in der Sonne: 2000 Pfund Fischbein im Werte von weit über 40 000 Mark!

Langsam wird die reiche Beute an Deck gefiert; raschelnd setzt sich das Fischbein auf der Großluke fest. Ein Grönlandwal besitzt etwa 350 solcher Barten, von denen die größte eine wellenförmige Scheibe von drei Meter Länge und etwa 50 Zentimeter Breite darstellt, die nach unten spitz zuläuft und

schließlich in viele seidenartige Fäden zerfasert. Der Stoff ist blank wie Stahl und biegsam, wie eben nur Fischbein sein kann. Ein Pfund Fischbein wird in San Franzisko mit 5-6, nicht selten auch mit 7 Dollars bezahlt. Man sieht – ein einträgliches Geschäft – aber nur für Kapitän und Steuerleute. –

Gegenüber diesen großen Werten ist der des aus dem Körper zu gewinnenden Tran nur gering. Die meisten Schiffe begnügen sich daher mit dem Kopf und überlassen den Rest den Seemöven und all den anderen hungrigen Mäulern, an denen das Meer so reich ist. Aber Johnny Cook ließ nichts unkommen. Bis unsere Tanks voll waren, nahmen wir Tran von jedem Walfisch, und darum muss ich, selbst auf die Gefahr hin, durch allzu viel Belehrung und Gelehrsamkeit das Missfallen des geneigten Lesers zu erwecken, auch noch das schwere und wenig appetitliche, aber nicht minder fesselnde Geschäft des Auskochens beschreiben.

Wie jeder Schuljunge weiß, wird der Tran aus der Fettschicht gewonnen, die den Körper des Tieres rings umkleidet. Um diese Fettschicht abzuschälen, wird der längsseit liegende Walfisch durch abwechselndes Hieven und Fieren an den beiden Gangspills beständig um sich selbst gedreht, während die Steuerleute mit ihren Spaten das Fett abstechen, worauf es an Deck geheißt wird. Die großen Stücke der weißen, rötlich schimmernden Fettschicht werden alsdann noch einmal in kleinere Stücke zerschnitten und diese den beiden als »mincers« abkommandierten Leuten in Arbeit gegeben.

Dieser »mincer« hantiert mit vieler Geschicklichkeit ein großes Metzgermesser, mit dem er jedes Stück mehrmals anschneidet, sodass die einzelnen Teile wie die Blätter eines Buches von der Haut abstehen. »A whalers bible« nennt man sie. Des Walfischfängers Bibel!

Ein großer, viereckiger Kasten wird mit diesen Bibelbüchern gefüllt und über das Verdeck nach vorn geschoben und neben dem Kochapparat festgelaßt. Diese letztgenannte Einrichtung, die ich schon während der ganzen Reise mit wachsendem Schütteln des Kopfes betrachtet hatte, besteht aus zwei umfangreichen, in Backsteine eingemauerten Kupferkesseln, in denen über dem lodernden Feuer eine brodelnde, zischende Ölmasse schwimmt. Sam und der dritte Steuermann standen davor und überwachten das Auskochen. Den überschüssigen Tran schöpften sie in einen großen, eisernen Behälter, den sogenannten Kühler, von wo er nach genügender Abkühlung in ein Tank im Boden des Schiffes abgelassen wurde. Genügend ausgekocht, werden die Fettstücke als braune, wunderbar appetitlich aussehende Kuchen herausgefischt. Da sie förmlich mit Tran getränkt sind, liefern sie ein ausgezeichnetes Brennmaterial, mit dem man das Feuer unter den Kesseln füttert, sodass der Walfisch buchstäblich in seinem eigenen Fett gebraten wird.

Auch nach Einbruch der Dunkelheit ruhte die Arbeit nicht. Die ausgekochten Speckstücke – »cressets« nennt sie der Walfischfänger – wurden in eisernen Behältern in brennendem Zustand an Deck

und in der Takelage aufgestellt. Sie brannten mit dunkelroter Flamme, und wenn der Nachtwind sie zuweilen flackernd aufleuchten ließ, dann zog eine lange Fahne von dickem, schwarzem Rauch hinter ihnen her. Das gab eine wilde, fantastische Illumination. An vielen Stellen zugleich loderten die qualmenden Fackeln auf und warfen einen blutroten Schein auf die hohen Masten und Rahen, die sich gespensterhaft vom dunklen Nachthimmel abhoben. Auf dem Verdeck türmte sich der gewaltige Speckhaufen, und die Menschen huschten mit Messern und Haken wie die leibhaftigen Teufel darum herum, indes die beutegierigen Seemöven kreischend umherflatterten. Fürwahr – eine schwimmende Hölle! Schwimmend nicht nur im Wasser, sondern auch in Tran, der hier ein souveränes Regiment führte. Auf dem Verdeck schwamm er in Strömen und hatte es glatt gemacht wie eine Schlittschuhbahn. Mehr als einmal, wenn das Schiff überholte und dabei die Kiste mit den »geminzten« Speckstücken auf ihrem Weg nach den Kochapparaten gegen die Reeling warf, war ich nahe daran, auf eine erbärmliche Weise zu Brei zermalmt zu werden. Aber nicht nur das Verdeck, sondern auch die Decksaufbauten, das Tauwerk, die Segel, die Haut, kurzum alles war zu Tran geworden. Sogar das Essen schmeckte nach Tran. In jedem anderen Klima wäre der Zustand unerträglich gewesen, aber in jenen kalten Gewässern verliert sich der Widerwille. Sobald der Trankessel in Tätigkeit war, hatten wir sogar nichts Eiligeres zu tun, als uns ein Stück Brot

darin zu braten und mit Hochgenuss zu verspeisen. Während der ganzen Nacht arbeiteten wir so und kümmerten uns wenig um die Schifffahrt. Erst am nächsten Morgen wurden die Rahen wieder angebraßt und der Kurs gesetzt.

Bald kam im Westen die flache Küste von Sibirien in Sicht. Wohl selten hat ein Mensch jener wilden Küste mit größerer Andacht entgegengesehen wie ich damals. Hier wollte ich mich nicht wieder ins Bockshorn jagen lassen wie drunten in Unalaska. Hier wollte ich mein Glück versuchen, und wenn es tausendmal das verrufene Sibirien war!

---

1. to gallie: bei den Walfischfängern gebräuchlicher Ausdruck für ängstigen, erschrecken des Walfisches. <<<

## Durch die Beringstraße

SIBIRIEN – UNERWARTETER BESUCH. – ALTE  
ERINNERUNGEN. – DIE BERINGSTRAßE. – VERHEXTE  
WALFISCHE. – GEDRÜCKTE STIMMUNG IM ACHTERTEIL –  
ALLERLEI VERMUTUNGEN. – JOHNNY COOK MACHT GUTE  
GESCHÄFTE. – WUNDERLICHE ERDENWINKEL. –  
UNGLÜCKSBOTEN. – SCHNEEBALL IN NÖTEN. –  
DESERTIERUNGSFIEBER.

Die Segel blähten sich vor einem heulenden Nordost, der mit wildem Ungestüm über das Wasser fegte. Weiter nach Westen ging die Reise, bis langsam und fast unmerklich eine flache Küste auftauchte, die sich quer vor dem Bug unseres Schiffes in endlose Fernen nach Norden und Süden erstreckte. Sibirien!

In der Tat: sibirisch genug sah es aus, dieses endlose Land unter der einförmig weißen Schneedecke und dem düsteren, bleigrauen Himmel, der sich darüber wölbte. Nirgendwo in der weiten Runde ein fester Punkt, der dem irrenden Auge einen Ruhepunkt gewährt hätte. Öde und Einsamkeit überall. Hier in dieser weltverlassenen Gegend – so dachte ich mir – da ist die Einsamkeit zu Hause. Vielleicht auf hundert Meilen im Umkreis gibt es hier keinen Menschen, der sich vorwitzig in das tiefsinnige Zwiegespräch mischt, das schon seit undenklichen Zeiten die rauschenden Winde mit den einsamen Felsenklippen führen.

Aber siehe da: wir hatten kaum an dem breiten Eisfeld festgemacht, das dem Lande vorgelagert war, als sich des langen Sam gewichtige Stimme aus dem Krähenneſt vernehmen ließ: »Sail O!«

»Schiff in Sicht!« Wäre eine Seeschlange aufgetaucht, ſo hätte ſie mich nicht mehr in Erſtaunen verſetzen können, als das Erſcheinen eines Schiffes in dieſer menschenleeren Gegend. Neugierig ſchaute ich nach Oſten, wo eben das fremde Fahrzeug, auch vom Verdeck aus ſichtbar, aus den Fluten aufgetaucht war. Es war eine ſtattliche Bark, deren ſchlanke feine Linien ſich ſcharf vom abendlichen Himmel abhoben. Vom Heck wehten die Sterne und Streifen. Es war, wie unſere Bootſteurer, die jedes hier verkehrende Schiff an der Bauart kannten, ſchon von weitem feſtſtellten, der Walfiſchfänger »Belvedere« aus San Franzisko. Dicht neben uns machte er im Eiſe feſt und ſandte ein Boot herüber mit dem Kapitän.

Während nun die beiden Schiffsgewaltigen ſich in der Kajüte einen ſteifen Grog zuſammenbrauten und dann wie zwei Halbgötter – die ſie ja auch waren – auf dem Achterdeck auf und ab ſchritten, ſuchten wir anderen, ſo gut es unſere beſcheidenen Mittel erlaubten, die Leute der Bootsmannſchaft zu unterhalten. Sie waren Grünhörner wie wir ſelbſt, und ihre Begeiſterung für den Walfiſchfang war, genau wie bei uns, ſchon längſt auf den Gefrierpunkt herabgeſunken.

Am nächſten Morgen in aller Frühe ging die Reiſe weiter nach Norden durch das große Tor der



Beringstraße, das in die unendliche Einöde des Nördlichen Eismeers führt. Dabei hielten wir uns immer in Sicht der sibirischen Küste, die wir nun gebührend bewundern konnten. Anfangs war sie flach wie eine Dreschtenne, bald aber wurden in der Ferne blaue Bergzüge sichtbar, die immer näher und näher heranrückten, bis sich ihre Ausläufer schroff und unvermittelt, in einer ausgeprägten Steilküste, nach dem Meere abstürzten. Zuweilen stiegen sie zu großer Höhe beinahe senkrecht vom Meere auf, und wenn in den Nachtstunden der rote Ball der Mitternachtsonne die dunkeln Schatten darauf warf, da sahen sie finster und abschreckend aus. Bei Tage aber, wenn die Sonne hoch oben am Himmel stand und alles ringsum mit dem für jene nördischen Gegenden so eigentümlich weichen Licht übergoss, zeigte das Land zuweilen ein freundliches Gesicht. Da glitzerten und funkelten die Schneefelder im Scheine der hellen Sonne, und wo der Sommer bereits seine Arbeit getan hatte, da lachte er über weiten Strecken von kurzem, schilfartigem Gras und über Feldern von grünem Moos, von Veilchen und Vergissmeinnicht und anderen bunten Blumen in leuchtenden, satten Farben.

Es war schon Juni, und die Sonne zog bei Tag und Nacht ihre Kreise. Die Mitternachtsonne. Etwas wunderbar Eigenartiges liegt über solch' arktischer Sommernacht, eine stille, verträumte Stimmung, wie sie zuweilen, kurz vor dem Einbruch des rauen Winterwetters, über einem deutschen Herbsttag ruht. Gar manchmal habe ich dort oben in später

Stunde der nächtlichen Sonne zugesehen, wie sie, blutig rot und übernatürlich groß, über dem fernen, einsamen Lande hing, wie im Westen, weit, weit im Hintergrund die sibirischen Berge in dunkelvioletten Farben glühten, wie die schwarzen Felsen der steilen Küste sich scharf abhoben von dem flammenden Rot des nächtlichen Himmels und wie die unruhigen Schatten des dämmernden Zwielihts über die spiegelglatte Fläche des weiten Meeres huschten. Aber sie sind dünn gesät, diese schönen Sommertage. Das Normalsommerwetter dort oben ist vielmehr der Nebel. Ein kalter, rauer, unfreundlicher Nebel. Ganz unvermutet kommen diese Nebel wie eine kalte, nasse Decke vom Himmel herunter, mit einem rauen, frostigen Hauch, der die Glieder bis aufs Mark erstarrt. Sie sind – um mit Schneeballs bilderreicher Sprache zu reden – so dick, dass man sie essen könnte. Die Toppen der Masten sind in ihrer grauen Masse aufgesogen, und wenn man nach unten über die Seite blickt, da kann man vor Nebel die Wasserfläche nicht mehr erkennen. Alles ringsum ist grau und verschwommen, als ob das Schiff, losgelöst von allen irdischen Zusammenhängen, durch ein Nebelmeer schwebe.

Da das Eis weiter im Norden noch nicht aufgebrochen war, kreuzten wir mehrere Wochen lang in der Beringstraße. Es waren lange, trübsinnige Wochen, in denen sich unsere Beute an Tran und Fischbein nicht vermehrte. Dennoch war an Walfischen kein Mangel. Oftmals trieben sich ganze Schulen in nächster Nähe des Schiffes umher, und ich wun-

derte mich, warum man nicht mit diesen sein Glück versuchte. Aber Nick, dem ich einmal diesen Vorschlag machte, bekehrte mich bald zu anderer Ansicht.

»He, was sagst du da?« meinte er sprachlos vor Entrüstung, »meinst du, du verrücktes Grünhorn, wir seien den ganzen Weg von San Franzisko hier heraufgekommen, um jedem Humzback, Finnback und Teufelsfisch nachzulaufen, keins von dem Viehzeug ist wert, dass man sein Eisen daran schmutzig macht, und außerdem – hier wurde er ganz vertraulich – außerdem sind sie verhext und des Teufels eigene Kinder und bringen Unglück über jede Menschenseele an Bord, wenn man sie nicht in Ruhe lässt. Willst du uns denn mit aller Gewalt den *davy Jones* (den leibhaftigen Teufel) auf den Hals hetzen?«

Nein, das wollte keiner von uns, und darum nahmen sich die Leute, die oben im Krähennest auf Ausguck standen, wohl in acht, einen anderen Walfisch auszusingen, als unseren lieben Bowhead oder Grönlandwal, der an seinem runden Kopf und dem dicken, buschigen Spaut leicht von seinen Stammesgenossen zu unterscheiden ist. Der aber war nicht alle Tage zu sehen, und wenn einmal einer in Sicht kam, so war er nur sehr schwer zu erreichen. Denn die Beringstraße wird von ihm nur in schneller Fahrt als Durchgangsstraße von den südlichen Gründen im Beringmeer nach den nördlichen bei Banksland benutzt.

Selbst Mr. Lee, der sonst so schweigsame, hatte

etwas von seiner unerschütterlichen Gemütsruhe verloren. Wenn man achtern am Ruder stand, dann konnte man ihn beobachten, wie er stundenlang mit hoher Fahrt auf dem Achterdeck auf und ab lief und grimmige Verwünschungen zwischen den fest aufeinander gepressten Zähnen hervorstieß. »Der Freitag ist schuld an allem,« murmelte er vor sich hin, »nichts anderes als der verfluchte Freitag. Musste dieser gottverlassene Johnny alle guten Geister herausfordern und am Freitag segeln, wo's doch so viele andere Tage in der Woche gibt!«

»Es sind die Grünhörner, die uns verhext haben,« meinte dagegen Mr. Jaslin, ein kleiner, quecksilbriger französischer Kreole von der Insel Reunion, der als zweiter Steuermann amtierte, »die Grünhörner! Wer denn sonst? Das Volk hat keinen Verstand. Setzt sich auf die Back und pfeift, bis ein Gegenwind kommt; spaziert querschiffs über das Verdeck und wischt mit den ungeschickten Pfoten das ganze Glück von den Gaffhooks. Kann da etwas Vernünftiges dabei herauskommen?«

Nur einen gab es in jenen Tagen an Bord des »Bowhead«, der seine Ruhe noch nicht verloren hatte, und das war Johnny Cook selber. Er war noch immer der Alte mit dem runden, wohlgenährten Gesicht von krebsroter Farbe, mit der scheinenden Glatze und dem ewigen boshaften Lächeln, das mir schon längst zuwider war. Stolz und selbstbewusst schritt er einher und erteilte seine Befehle mit rauer, bellender Stimme, die bis in die hinterste Kojе des Mannschaftslogis drang.

Er hatte auch bisher keinen Grund zur Unzufriedenheit mit dem Verlauf der Reise. Wenn wir auch vorderhand wenig Fischbein zu sehen bekamen, so war doch der Handel mit den Eingeborenen auch ein einträgliches Geschäft. Schmunzelnd konnte er zusehen, wie ein elfenbeinerner Walroßzahn nach dem anderen in die Achterluke wanderte, wie die Reihe der kostbaren roten, weißen, schwarzen und silbergrauen Fuchsfelle, die zum Trocknen an den in der Takelage ausgespannten Leinen hingen, immer länger wurde, und wie all' die anderen Schätze des Eismeers: die Eisbärfelle, die Marder-, Luchs- und Zobelpelze und allerlei wunderliche Eskimokuriositäten sich zu Haufen türmten.

Denn jene fernen Gegenden sind durchaus nicht so arm und so öde, wie man auf den ersten Blick vermuten könnte. Kaum einen Platz längs der Küste konnten wir anlaufen, ohne von einer Horde Wilder heimgesucht zu werden, die es sich ohne viel Umstände an Deck bequem machte. Vor den Künsten der »Kabeluna« hatten sie einen gewaltigen Respekt. Stundenlang konnten sie, während sie lang ausgestreckt auf der Back, ihre Siesta hielten, in die Takelage hinauf stieren und mit Blicken der heiligsten Scheu das unentwirrbare Mysterium der Taue und Blocke mustern. Andererseits verstehen sie sich aber auch auf allerlei Künste, die jedem Nichteskimo zeitlebens ein Buch mit sieben Siegeln bleiben müssen. Schon die Kinder von kaum zehn Jahren vollführen z. B. in den Kajaks allerlei atemberaubende Künste, die selbst in einem Barnumzirkus

eine Sensationsnummer wären.

Gar manchen wunderlichen Erdenwinkel haben wir in jenen Wochen aufgesucht. Da ist vor allem das sibirische Ostkap, das, nebenbei bemerkt, einer der *westlichsten* Punkte des asiatischen Festlandes ist, da es unter  $179^{\circ}$  westlicher Länge von Greenwich liegt. Am Nordende der Straße, dort, wo diese in das Eismeer mündet, erhebt es sich steil und unvermittelt aus dem Wasser, gleich einer gewaltigen Faust, die das alte Asien seinem stolzen Konkurrenten drüben auf der anderen Seite der Straße entgegenstreckt. Nicht weit östlich von dem Ostkap, gerade mitten in der Straße, liegen die beiden Diomedesinseln. Wenn das Wetter klar ist, kann man von dort aus, wie zwei riesige Pfeiler zu einem Eingangstor ins Eismeer, im Westen das asiatische Ostkap, im Osten das noch weit höhere und massigere Kap Prince of Wales an der amerikanischen Küste erkennen. Abgesehen von ein paar vereinzelt Flecken mit einer kümmerlichen Vegetation von Moosen und Flechten, untermischt mit verblassten Veilchen und einigen, von der Natur mehr als stiefmütterlich behandelten Stiefmütterchen, besteht die größere Diomedesinsel, die wir des öfteren anfahren, nur aus einer kahlen Kuppe mit vielen parallel nach dem Meere abfallenden Erdfalten, in denen selbst im Hochsommer dicke Schneemassen liegen. Wenn man, von Süden kommend, zuerst jene einsame Bergkuppe aus den Fluten auftauchen sieht, so will einem der Gedanke, dass in solch' majestätischer Einsamkeit auch lebende Wesen hausen können,

fast wie eine Entweihung erscheinen. Ist man aber erst etwas näher herangekommen, so merkt man, dass die ganze Kuppe lebendig ist von unzähligen schreienden, flatternden, gackernden Seevögeln, die sich hier ein Stelldichein geben, »einesteils der Eier wegen« – und dann auch noch für andere, weniger idyllische Geschäfte.

*Sie sitzen in frommer Beschauung,  
Kein Einz'ger versäumt seine Pflicht,  
Gesegnet ist ihre Verdauung  
Und flüssig als wie ein Gedicht.*

Fast noch eigentümlicher wie die Diomedesinsel ist die, etwa halbwegs zwischen dieser und der St.--Lorenz-Insel gelegene Königsinsel. Sie ist nicht leicht zu finden, denn sie besteht nur aus einem einzigen kleinen Felsen, der zahnartig, etwa so wie die drei St.-Pauls-Felsen im südatlantischen Meere, aus dem Wasser aufragt. Gerade hier, wo man mitten unter den Seehunden und Walrossen ist, hat ein volkreicher Stamm sich häuslich niedergelassen. Wie die Schwalbennester kleben ihre primitiven, roh aus Treibholz gezimmerten Hütten an dem steilen Abhang, und wenn man von der Wasserfläche zu ihnen hinaufschaut, so kann man sich einer gewissen Bangigkeit nicht erwehren, als ob die ganze Herrlichkeit eines Tages herunter rutschen würde. Unten auf dem kiesigen Ufer stehen große Holzgerüste, an denen schwarze, vermoderte Fische zum Trocknen aufgehängt sind. Aus der Ferne sehen sie

unheimlich aus; wie richtige Galgen. Ringsum im Wasser aber ist es ein beständiges Kommen und Gehen von flinken Kajaks, die von den doppelendigen Paddels in den Händen ihrer behändigen Führer schnell wie der Blitz durch das Wasser getrieben werden. Es gab also, wie man sieht, allerlei Interessantes zu sehen; aber dennoch waren es keine schönen Wochen, die wir dort in der Beringstraße verbrachten, denn über ihnen brütete der Schatten einer bösen Ahnung, die sich mehr und mehr zu einer traurigen Gewissheit verdichtete.

Als erster Unglücksrabe kam ein Hund an Bord, den der Kapitän am sibirischen Ostkap gegen zwei Pfund Tabak eingetauscht hatte. Bald bekam er Gesellschaft, und ehe wir die Beringstraße hinter uns gelassen hatten, war das Verdeck bevölkert von einer nahezu fünfzigköpfigen Hundemeute, die es sich überall nach Möglichkeit bequem machte. Kaum einen Schritt konnte man tun, ohne über einen Hundekörper zu stolpern.

Das waren die ersten Unglücksrabben. Aber es kamen bald noch andere. So vor allem die drei Eskimos Jimmy, Johnny und Diomedes; letzterer nicht so genannt wegen seiner göttlichen Schönheit – denn er war ein ganz gewöhnlicher, kleiner, krummbeiniger Eskimo, sondern wegen seiner Abstammung von den Diomedesinseln. Wir hatten unsere liebe Not mit den neuen Kostgängern, denn sie stellten sich bei allen Schiffsarbeiten so unbeholfen an wie nur möglich. Trotzdem bekamen sie nicht so viele Grobheiten zu hören, wie wir anderen.



»Man muss die Kerle bei Laune halten,« brummte Mr. Lee, »sonst laufen sie uns von heute auf morgen weg, und wir brauchen sie doch zur Jagd und zum Fischfang im nächsten Winter.«

Im nächsten Winter! Mich überlief es kalt und heiß, wenn ich davon hörte. War es denn wirklich wahr – konnte es denn möglich sein, dass wir über den kommenden Winter – das wäre ja fast noch ein ganzes Jahr, – auf diesem abscheulichen Schiffe in diesem ungastlichen Lande festgehalten würden? Nein, das konnte, das durfte nicht sein! Das war ein roher Scherz, den man mit uns treiben wollte!

Aber von Tag zu Tag mehrten sich die üblen Anzeichen. Der nächste Winter ging um wie ein Gespenst.

Warum verstauteen wir all' das stinkige alte Wal-fischfleisch in den Fässern unten im Laderaum? Als Futter für die Schlittenhunde natürlich!

Warum hockten die vielen alten Eskimoweiber auf dem Achterdeck und nähten Pelzkleider aus Renntier- und Seehundfell? Pelzkleider! Für wen? Für uns! Für uns natürlich! Für den nächsten Winter!

Warum lag der große Bretterstoß seit unserer Ausreise von San Franzisko auf dem Dach der Kochapparate? Weil man damit bei Anbruch des Winters, nach dem Einfrieren des Schiffes ein Haus über dem Verdeck errichten wollte! Warum – warum – ja, warum fiel uns jetzt erst so vielerlei auf, was wir vorher garnicht beachtet hatten? Kein Zweifel: ein langer, böser Winter stand uns bevor.

Das alles war natürlich nicht zum Vorteil der allgemeinen Stimmung an Bord des »Bowhead«. Uns Grünhörnern war es ja nicht geraten, auch nur mit bösen Blicken unserem Missfallen mit der Lage Ausdruck zu geben, aber die Bootsteurer, denen die Sache auch schon längst zuwider war, waren weniger zurückhaltend. In den langen Nachtwachen, wenn sie sich unbemerkt glaubten, erzählten sie uns unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit gar manches über den »Bowhead« und seinen Ruf. Er sei das schlechteste Schiff, das je ins nördliche Eismeer gekommen wäre, und Johnny Cook sei der Teufel selber. Und gar seine »Alte« – na, darüber wolle man schon lieber gar nicht reden. Es war allenthalben eine gute Portion Bosheit aufgestapelt. Böen lagen voraus. Das fühlte jedermann unwillkürlich. Und eines Tages brach eine solche Böe los mit elementarer Gewalt, und Schneeball war es, der die Kosten dafür tragen musste. Das trug sich so zu:

Schon seit längerer Zeit mussten wir mit wachsender Besorgnis bemerken, dass unsere ohnehin schon karg bemessenen Portionen immer kleiner wurden, und es kam deshalb täglich zu hitzigen Zwiegesprächen vor der Tür der Kombüse.

»Schneeball, warum gibt es jetzt nicht mehr so viel Salzfleisch wie früher?«

»Ihr denkt auch nur ans Fressen und Saufen.«

»Schneeball, die Kartoffelrationen sind verdammt schmal geworden.«

»Viel zu groß für euch Kartoffelwürmer!«

»Schneeball, die Würmer und Maden in den Bis-

kuits kannst du gefälligst selber essen.«

»Lasst mich in Ruh', ihr hungrigen Tagdiebe, und beklagt euch bei Johnny Cook! Der ist an allem schuld!«

Natürlich! Recht hatte er! Wie konnte er etwas Vernünftiges kochen, wenn der Kapitän ein Geizhals war? Merkwürdig war es aber doch, dass der alte Schneeball, in demselben Maße, wie unsere Rationen abnahmen, Persona grata bei den Eskimodamen wurde. Das war verdächtig und verlangte nach einem näheren Einblick in den inneren Zusammenhang der Dinge. Es dauerte auch gar nicht lange, ehe der Steward, ein rothaariger Irländer mit kleinen, boshaften Augen, den alten Sünder auf frischer Tat ertappte, als er nächtlicherweile einer jungen Eskimoschönen einen Teller voll duftendem Salzfleisch zuschob. Das forderte Rache, und der Irländer war gerade der Mann, um die Exekution auf der Stelle vorzunehmen. Ohne sich lange zu besinnen, stürzte er dem Sünder einen Eimer voll siedend heißem Wasser, den er gerade in der Hand trug, über den Kopf. Viel hätte nicht gefehlt, und der arme Schneeball hätte auf der Stelle Abschied genommen von dieser bösen Welt, die ihn in seinem langen Leben schon so viel misshandelt hatte. Tagelang lag er unter furchtbaren Schmerzen in seiner Koje, und als er endlich wieder, mit einem verbundenen Kopf, aus dem kaum die Augen heraussahen, an Deck erschien, da musste er zu dem Schaden auch noch den Spott der anderen tragen. Das empfand er als bittere Kränkung.

»Was die Kerle nur gegen mich haben?« meinte er wehleidig, »habe ich denen etwas zu leide getan? Bin ich etwa nicht die Gutmütigkeit selber? Hab' ich nicht tagaus, tagein diesen schmutzigen Vagabunden alles getan, was ich ihnen von den nichtsnutzigen Augen ablesen konnte?«

»Ich hätt' es mir aber auch schon vorher denken können,« fuhr er fort mit bitterer Miene, »ein farbiger Gentleman hat nirgends kein Glück, – brauchst mich nicht so anzusehen, du verfluchtes Grünhorn, – glaubst du, dass ich nicht Bescheid wüsste? Auf Yankees und auf Dutchmans<sup>1</sup> Schiffen habe ich gefahren in diesen letzten fünfzig Jahren. Schwarze, weiße, braune und gelbe Menschen sind meine Schiffskameraden gewesen. Mord und Totschlag und Meuterei habe ich erlebt. Ich habe Messer fliegen sehen und das Verdeck rot von Blut, und was sonst noch, aber noch nie hab' ich gesehen, dass bei allen diesen Dingen ein farbiger Gentleman nicht zu kurz gekommen wäre.«

In jenen Wochen spukte das Desertionsfieber in allen Köpfen. Jeder hatte seinen eigenen Desertionsplan und lauerte nur noch auf die Gelegenheit, um ihn in die Tat umzusetzen.

Der dicke Jim Mackenzie wollte fünf Pfund Tabak wetten, dass er in vier Monaten wieder in Frisco wäre. Ihn könnte niemand festhalten, denn er sei ein freier amerikanischer Bürger. Auch ich habe damals Tag und Nacht vom Desertieren geträumt. Mir wurde übel zumute, wenn ich an die lan-

gen, traurigen Monate dachte, die uns noch bevorstanden. Oft war es mir, als könnte ich es keinen Augenblick länger aushalten. Eine brennende Ungeduld verzehrte meine unruhige, abwechslungs-lustige Seele. Jedes Mal, wenn ich oben im Krähen-nest nach Walfischen Ausschau halten sollte, blickte ich sehnsüchtig hinüber nach der sibirischen Küste. Mit dem scharfen Glas konnte man dort drüben jedes Steinchen erkennen, aber kein Baum, kein Strauch war zu sehen, nichts, das ein anständiges Versteck gewährt hätte, sondern nur kahle Berge, wilde Fel-sen und blendende Schneefelder – eine trostlose Einöde, deren Anblick jeden Fluchtgedanken im Keime erfror.

Als aber eines Tages die Kunde durchsickerte, dass wir demnächst nach der anderen Seite der Straße hinüberkreuzen würden, da stieg das Deser-tionsfieber zur Siedehitze. Dort drüben war ja Ame-rika, das Land der Freiheit –!

- 
1. Dutchman – Holländer, aber von Amerikanern als eine etwas geringschätzig Bezeichnung auf die Deutschen und nicht selten auch auf Skandinavier, sowie alle Arten nicht engli-scher Germanen angewandt. <<<

# Ein Fluchtversuch

ANKUNFT IN NOME. – DIE ARKTISCHE  
GOLDGRÄBERSTADT. – EIN VERWEGENER STREICH. –  
SCHWIMM ODER STIRB! – VERZWEIFELTE LAGE. – DIE  
UNHEIMLICHE ANKERKETTE. – RETTUNG IM LETZTEN  
AUGENBLICK. – EIN UNGEMÜTLICHER AUFENTHALTSORT.  
– MR. JOHNSON ALS SITTENRICHTER. – JOHNNY COOK  
VERLIERT DIE GEDULD. – FREI, ABER NICHT GEBESSERT.

Und eines Tages, es war gerade der 4. Juli – der Jahrestag der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung –, waren wir dort angelangt. Vor uns breitete sich auf einem flachen Ufer die Goldgräberstadt Nome aus. Weithin erstreckte sie sich entlang der flachen, sandigen Küste; ein buntes Durcheinander von weißen Zelten, grell angestrichenen Blechhütten und roh gezimmerten Blockhäusern, die aussahen, als ob sie eben erst von einem großen Wind hierhergeweht worden wären und nun verwundert einander anstarrten. Und Grund genug hatten sie zur Verwunderung, denn so schnell wie hier ist wohl noch nie eine Stadt aus dem Erdboden hervorgeschossen. Zur Zeit unserer Anwesenheit – es war im Sommer 1903 – war die Stadt kaum 1 ½ Jahre alt. Noch vor zwei Jahren war dort eine öde, weltverlassene Küste. Der Zufall hatte dann einen sachkundigen Prospektor in die Gegend geführt, und bald darauf hatte die Kunde von dem fabelhaften Goldreichtum dieser arktischen Sandküste die Reise um die

Welt gemacht. Und nun war diese idyllische Einsamkeit urplötzlich zum Tummelplatz von zehntausend Dollarjägern geworden.

»The glorious fourth of July!«<sup>1</sup> Das ist ein Datum, das ein echter Yankee auch über der hitzigsten Dollarjagd im fernsten Erdenwinkel nicht vergisst. Alles war Leben und Fröhlichkeit dort drüben am Strand. Zwischen den Hütten und Zelten sah man die Menschen in Sonntagskleidern umhergehen, man hörte lustige Tanzmusik, das Knallen der Revolverschüsse und das scharfe Zischen der unvermeidlichen Raketen. Man sah die Sterne und Streifen von tausend Flaggenstangen und von allen Hausdächern wehen.

Draußen auf der Reede aber, wo wir lagen, war alles still. Dort feierte man keine Feste. Wohl wehte vom Heck des »Bowhead« heute das Sternenbanner, aber nicht über »the land of the free«, denn wieder wie damals in Unalaska standen zwei Bootsteuerer mit geladenen Gewehren auf der Back.

Plötzlich wurde ich aus meinen Gedanken aufgeschreckt durch die Stimme des kleinen Fritz, von dem ich bisher noch nichts erzählt habe mit Ausnahme der Tatsache, dass er ebenfalls ein Deutscher war.

»Wie weit es wohl sein mag bis dort hinüber?« fragte er gedankenvoll. Ich wusste, was er mit der Frage bezweckte und war auch gerade in der Stimmung, darauf einzugehen. Wie weit es sein mochte? Sicherlich war es nur eine geringe Entfernung. Es war dort drüben alles so deutlich zu erkennen! Man

sah die Leute vor den Zelten sitzen, man konnte fast die Inschriften über den flachen Dächern lesen.

Was wussten wir damals von den trügerischen arktischen Luftspiegelungen, die oft meilenweit entfernte Dinge in scheinbar greifbare Nähe rücken! Für uns war es nur ein Katzensprung bis hinüber. Man müsste sich ja schämen, wenn man so weit nicht schwimmen könnte! Noch in dieser Nacht wollten wir unser Glück versuchen. –

Es war Mitternacht. Die Strahlen der tiefstehenden Mitternachtsonne gossen ein weiches Licht über die blaue Wasserfläche, die sich leise kräuselte unter einer sanften Brise. Finster drohend, in schwarze Schatten gehüllt, standen die Berge von Alaska da, und im Westen lag über dem Horizont der endlosen Wasserfläche ein breiter Streifen von blutigem Rot.

Leise schlich ich mich an Deck, um mich über die Lage zu vergewissern. Die Gelegenheit war günstig. Petersen, der eine der Bootsteurer, der auf Ausguck stehen sollte, war nach achtern gegangen, um seine Pfeife zu füllen, und Nick lehnte verschlafen gegen das Gangspill und summtte etwas Portugiesisches vor sich hin. Vorsichtig ließ ich das Ende der Fockbrasse über die Seite, machte es fest und ließ mich daran herunter ins Wasser gleiten. Als ich unten angekommen war, sah ich, wie mein Genosse gerade über die Reeling kletterte.

Ich muss gestehen, dass ich das Abenteuer fast wieder bereute, als ich mit dem Wasser in Berührung kam. Es war von einer eisigen Kälte, die scharf



wie ein Messer und brennend wie Feuer den Körper bis aufs Mark durchbohrte. Einen Augenblick schlug es über mir zusammen, und das scharfe Seewasser, das in Mund und Nase eindrang, drohte mich fast zu ersticken. Schwer nach Atem ringend, kam ich wieder zur Oberfläche. Ich musste mich krampfhaft zusammennehmen, um nicht laut um Hilfe zu rufen. Unwillkürlich fühlte ich, dass ich es in dieser Lage nicht lange aushalten konnte. Doch dann besann ich mich wieder auf mein Vorhaben, denn hier gab es kein Zurück mehr. »Schwimm oder stirb!« war hier die Parole. Mit Volldampf voraus schwamm ich dem Lande zu. Als Wegweiser diente mir nur der von Zeit zu Zeit vor mir auftauchende Kopf meines Landsmannes. Der kleine Wellenschlag, den die Brise aufwarf, verhinderte jede Aussicht; um nicht die Richtung zu verlieren, musste ich zuweilen eine Pause machen und mit vorgerecktem Kopf nach dem Lande Ausschau halten. Aber das Land – es schien noch gerade so weit entfernt wie je!

Ganz plötzlich kam über mich das Verständnis für das Entsetzliche meiner Lage. In der ersten Bestürzung presste das Blut nach dem Kopfe und raubte mir sekundenlang die Besinnung, die zitternden Glieder verloren jeden Halt, und fast wäre ich widerstandslos in die Tiefe gesunken. Die Strömung war ja viel stärker als ich; sie trieb mich gerade hinaus ins offene Meer! Aber was nun? Ich wusste es nicht. In der Tat: mein Denkvermögen begann sehr schnell abzunehmen. Willenlos und fast gedankenlos ließ ich mich treiben und machte nur noch, halb

unbewusst, Bewegungen, um mich über Wasser zu halten. Mit heißem Schrecken kam mir dann das Bewusstsein wieder. Ich war allein; ringsum nichts zu hören als das Plätschern des Wassers und das Flüstern des Nachtwindes. Was sollte nun aus mir werden? Wohin ging die Reise? Hinaus in die offene See? Aber wir waren noch nicht so weit! Hier sollte ich schon mein Leben beschließen? Das war ja nicht denkbar! Ein heißes Lebensverlangen weckte mich aus meinem halberstarrten Zustande. Ich gestehe, dass eine Art Wahnsinn sich meiner bemächtigte, dass ich laut aufschrie vor Zorn und Angst und dabei das Wasser mit den Händen peitschte. Nur noch unklar erinnere ich mich, dass eine der vielen vorübertreibenden Eisschollen ganz nahe an mir vorbeikam. Unwillkürlich klammerte ich mich daran fest. Mit der Kraft der Verzweiflung krallte ich die Finger in die schwammige Oberfläche und zog die steifgefrorenen Glieder hinauf. Doch als ich oben angelangt war, brach die ganze Geschichte unter mir zusammen. Das nächste vorbeitreibende Eisstück griff ich mit Tapferkeit an, aber es war noch tückischer als das erste. Sobald ich es anfasste, kenterte es und begrub mich unter seiner eisigen Masse. Mehr tot als lebendig kam ich wieder zur Oberfläche – die Sache begann sehr bedenklich zu werden. Stärker noch begannen die nassen Kleider in die Tiefe zu ziehen, steifer wurden die Glieder, und die Sinne begannen schnell zu schwinden.

Ganz mechanisch klammerte ich mich mit dem letzten Rest meiner schwindenden Kräfte nochmals

an eine Eisscholle. Stück für Stück bröckelte sie unter mir weg, aber ich ließ nicht nach, bis ich festes Eis unter mir verspürte. – Von meinen weiteren Erlebnissen auf der Eisscholle weiß ich nichts Genaues zu berichten. Ein dumper, halbwacher Zustand überkam mich. In meinem verwirrten Sinn begannen die wunderbarsten Träume aufzusteigen. Ich glaubte, auf einem schimmernden Eisschiff durch alle Meere zu fahren und von dort nach der Sonne, immer weiter und weiter. – Plötzlich aber träumte ich von Schiffbruch und schreckte auf mit dem kalten Angstschweiß auf der Stirn, und die schaurige Gefahr stand wieder vor mir wie ein grin sendes Gespenst.

Als ich wieder ganz zur Besinnung kam, sah ich gerade vor mir den schwarzen Rumpf eines großen Dampfers, auf den meine Eisscholle zutrieb. Offenbar eines der beiden Passagierschiffe, die, wie oben erwähnt, weiter draußen auf der Reede lagen. Riesengroß türmte sich von meinem niedrigen Sitzplatz der gewaltige Bau. Auf dem Verdeck schien alles wie ausgestorben. Nur oben auf der Kommandobrücke schritt ein einsamer Mann mit gemessenen Schritten auf und ab. Er schien ganz in Anspruch genommen mit seiner kurzen Tonpfeife und warf nur von Zeit zu Zeit einen gleichgültigen Blick über das Wasser, wie Leute zu tun pflegen, die gerade nichts Besseres mit sich anzufangen wissen.

»Ship ahoy!« versuchte ich zu rufen, um seine Aufmerksamkeit auf mich zu lenken, aber die Stimme klang so rau und heiser, dass ich sie selber

kaum hörte.

»Ship ahoy! Ship aho – o – oy!« schrie ich nochmals mit der letzten Kraft. Fast erschrak ich vor dem Klang meiner eigenen Stimme; sie hörte sich so unnatürlich, so gar nicht menschlich an. Der Mann auf der Kommandobrücke aber rauchte ruhig weiter. Er schien taub, stumm und blind zu sein; mit seinen Gedanken war er jedenfalls in San Franzisko. Immer wieder versuchte ich zu rufen und durch Winken die Aufmerksamkeit des verschlafenen Wachtmannes zu erregen, aber vergebens.

Schon trieb die Eisscholle dicht unter dem hohen Bug vorbei und rieb sich mit dumpfen Krachen an der Ankerkette. Mechanisch versuchte ich mich an dieser festzuhalten, aber ehe ich mich's versah, hatte die Strömung den Boden unter meinen Füßen mitgerissen, und ich hing nun zwischen Himmel und Wasser an der kalten, eisigen Kette. Fürwahr, eine bedenkliche Lage! Der eisige Wind, der inzwischen beträchtlich aufgefrischt hatte, zerrte an den nassen Kleidern, und die schneidende Kälte durchbebte den Körper bis aufs Mark. Es war eine hässliche, unheimliche Ankerkette, die mir noch heute zuweilen wie eine Seeschlange in meinen wüstesten Träumen auftaucht. Sie war mit einer dicken Eiskruste überzogen, an der sich die Finger verbrannten, die sich daran festhielten. Wenn das Schiff etwas schlingerte, wurde die Kette los, und die dicken Schackels kamen aufeinander zu liegen, und dann rissen sie wieder auseinander, wenn die Kette wieder straff wurde. Dabei stand ich jedes Mal Todes-

ängste aus, weil ein dazwischen geratener Fuß oder eine Hand zu Brei zerquetscht werden mussten. Wahrlich, das waren Qualen, die eines Tantalus würdig gewesen wären!

Ich weiß nicht, wie lange ich in dieser fürchterlichen Lage ausgehalten habe; vielleicht eine Stunde, vielleicht aber auch nur Minuten. Nur noch aus instinktivem Selbsterhaltungstrieb klammerte ich mich fest, denn an Rettung wagte ich schon gar nicht mehr zu denken. Mir schwindelte vor den Augen, wenn ich über die Wasserfläche hinwegschaute, und über die mächtigen Eisschollen, die so still und geisterhaft darüber hinglitten wie weiße Leichentücher. Zuweilen waren auch Boote zu sehen, aber niemand bemerkte mich. Einmal kam sogar eine vergnügte Gesellschaft vorbei, die zu Ehren des 4. Juli eine Fahrt im Scheine der Mitternachtsonne unternahm. Sie waren jedoch alle stark angeheitert und hatten für nichts Interesse, als für den Whisky, den sie mit sich führten, und für die Ziehharmonika, deren krächzende Töne man noch lange hören konnte, während das Boot sich weiter und weiter entfernte.

Nie wieder habe ich den Whisky und den 4. Juli so sehr verwünscht, wie in jenem Augenblick.

Doch kaum war das ungastliche Boot außer Sicht, als ein flinkes Motorboot um den Bug des Schiffes herumkam. Offenbar ein Fahrzeug der Hafenverwaltung, denn es war weiß angestrichen, und vorn am Bug stand Onkel Sams Firma »U. S.« zu lesen.

Vorn im Boot stand, mit einem Bootshaken in der Hand, ein Mann mit weißer Polizeimütze und blauer Uniform mit scheinenden Messingknöpfen. Auch er blickte, genau wie der andere auf der Kommandobrücke, gleichgültig vor sich hin. Wie, wenn auch der mich nicht bemerken würde? Wenn er aus Zufall oder aus Unachtsamkeit nicht hersehen würde? Leben und Tod hingen für mich an diesem Blick. Aber er war glücklicherweise nicht so verschlafen wie der Mann auf der Kommandobrücke und etwas nüchterner wie die Leute im Boote. Als smarter Yankee hatte er sofort die ganze Situation erfasst. Mit einem Satze sprang er nach achtern, riss dem Manne am Ruder das Rad aus der Hand und wirbelte es nach der anderen Seite, während das Boot blitzschnell herumschoss. Bei diesem Anblick bemächtigte sich meiner ein Schwächegefühl, gegen das ich vergebens anzukämpfen suchte. Widerstandslos glitt ich ins Wasser, doch gleich darauf hakte sich ein Bootshaken in meine Kleider, und kräftige Hände zogen mich ins Boot. –

Mit dem besten Willen kann ich nicht sagen, was dann weiter mit mir geschehen ist. An dieser Stelle ist der Schwamm über die Tafel meiner Erinnerungen gegangen und hat alles ausgelöscht.

Als ich wieder zur Besinnung kam, befand ich mich in einem schauerhaften Zustande. Mir war, als ob mir jeder Knochen im Leib gebrochen wäre. Bei der geringsten Bewegung ging ein stechender Schmerz durch alle Glieder. Die nassen Kleider klebten am Körper. Die Haare waren hart und filzig ge-

worden von dem Salzwasser. Die Füße waren starr und kalt wie Eisklumpen und der Kopf heiß wie Feuer. An der linken Kopfseite klebte das hartgetrocknete Blut, das von einer tiefen Wunde über dem Ohr heruntergeronnen war. Eine dumpfe, muffige Kellerluft erfüllte die Atmosphäre. Ringsum war tiefe Finsternis. Von Zeit zu Zeit ließ sich aus einiger Entfernung klägliches Stöhnen vernehmen, aber auf meinen Zuruf bekam ich keine Antwort. Mit wurde unsagbar unheimlich zumute, und ich zermartete mir vergeblich den Kopf, um herauszufinden, wo ich mich eigentlich befand.

Zuweilen vernahm ich schwere Schritte direkt über mir und kurze, durch die Zwischenwand gedämpfte Kommandorufe. Plötzlich wurde eine Luke aufgerissen, und eine lange Gestalt kam an der steilen Leiter heruntergestiegen. In dem hellen Lichtstrahl, der durch die offene Luke fiel, erkannte ich sofort – unseren lieben Mister Johnson!

Er schaute sich geblendet um, und als er mich endlich entdeckt hatte, betrachtete er mich lange, ohne ein Wort zu sagen.

»Hm,« meinte er endlich, »haben wir dich wieder? Schade, dass du nicht ersoffen bist!«

»Und du?« wandte er sich nach der anderen Ecke, »lebst du auch noch?«

»Ja, Herr,« antwortete eine schwache Stimme, die ich als die meines Mitschuldigen erkannte. Ich hatte nicht erwartet, ihn lebendig wieder anzutreffen.

Inzwischen war auch der Kapitän herunterge-

kommen. Sein salbungsvolles Wesen hatte er an Deck zurückgelassen. Er sah wütend aus, und in den Händen trug er zwei Paar Handfesseln, die er uns höchst eigenhändig und anscheinend mit nicht geringer Freude anlegte.

»So,« sagte er, »hier sehe ich euch gern, und hier könnt ihr bleiben, bis ihr graue Haare bekommt. Für etwas anderes seid ihr doch nicht zu gebrauchen.«

Der »Alte« hatte die Wahrheit gesprochen, als er uns prophezeite, dass wir so bald nicht wieder an Deck kommen würden. Es vergingen Wochen darüber, und man kann sich denken, dass es keine schönen Wochen gewesen sind, jene träge dahinschleichenden Stunden in der ägyptischen Finsternis, in der dumpfen Kellerluft, schutzlos ausgestreckt auf den harten Dielen des Zwischendecks. Nur dreimal während vierundzwanzig Stunden kam etwas Abwechslung in das Verließ, wenn sich oben die Luke öffnete und uns je ein Biskuit und ein Glas mit ekelhaftem, lauem Wasser verabreicht wurde.

Vierzehn Tage mochten wohl darüber hingegangen sein, als ganz unerwartet der Kapitän in höchst eigener Person nebst Mr. Johnson auf der Bildfläche erschienen. Letzterer ging auf meinen Leidensgefährten zu und nahm ihm die Fesseln ab. »Mach', dass du an Deck kommst!« fuhr er ihn an, indem er noch mit einem Stoße nachhalf. Wie der Blitz war denn auch Fritz durch die Luke verschwunden.

In meiner Erwartung, dass nun auch die Reihe



an mich käme, sah ich mich aber gründlich getäuscht.

»Und der da? Was fangen wir mit ihm an?« sagte Johnny Cook mit einem kritischen Blick auf mich. »So ohne weiteres kann ich ihn nicht laufen lassen. Er hat sich mit den Steuerleuten herumgebalgt, die ihn zurückgebracht haben, und dafür muss er sich zuerst im Beisein der ganzen Mannschaft entschuldigen! Entschuldigen! Verstehst du?« fuhr er mich an, »vorher kommst du nicht aus dem Loch heraus und wenn dich da unten die Ratten fressen.«

Ich traute meinen Ohren nicht! Entschuldigen! An Bord eines Walfischfängers sich entschuldigen! Aber gerade in dieser Zumutung zeigte sich die diabolische Menschenkenntnis dieses Mannes. Er wusste, wie sehr ich diesen Mr. Johnson mitsamt der »Offiziers«gesellschaft hasste und dass ich mich nie überwinden würde, den Befehl auszuführen.

»Was hast du zu sagen?« platzte er heraus, »willst du oder willst du nicht?«

Ich gab ihm keine Antwort, und das schien ihm gerade recht zu sein. Er schmunzelte übers ganze Gesicht und ging an Deck zurück mit der Miene eines Mannes, der mit sich und seiner Schlaueit sehr zufrieden ist.

Nun erst begann für mich die Leidenszeit. Allmählich geriet ich in einen merkwürdig schreckhaften Zustand; die umgebende Stille und Dunkelheit begann mir auf die Nerven zu fallen. Jedes leise Krachen des Holzes ließ mich ängstlich auffahren. Ich hörte den Ratten zu, wie sie an dem Holze nagten

und glaubte jeden Augenblick den glatten, nasskalten Körper eines dieser Tiere über meinem Gesicht zu spüren. Manchmal ertappte ich mich dabei, wie ich laut vor mich hinredete, und dann erschrak ich vor dem Klang meiner eigenen Stimme. Dabei wurde die Kälte fast unerträglich; die ungepflegte Kopfwunde begann entsetzlich zu brennen, und die Eisen froren an die Handgelenke. Das Menü war natürlich immer Wasser und Hartbrot, aber Nick, der Bootsteurer, schmuggelte mir zuweilen etwas Fleisch und Brot herunter, sodass ich wenigstens mein Leben fristen konnte.

Er meinte es überhaupt gut mit mir, dieser Nick. »Du bist ein großer Narr. Warum bleibst du da unten? Es kostet dich ja nur ein Wort, und den Alten kannst du nicht mehr ärgern, als wenn du gerade das tust, was er dir sagt.« Doch ich wollte nicht hören, sondern verrannte mich mit jedem Tage mehr in meinem kindischen Eigensinn.

Und eines Tages kamen die beiden wieder herunter. »Hast du dich jetzt besonnen?« fuhr mich der Kapitän an, und als ich ihm wieder keine Antwort gab, packte er mich bei der Gurgel und schleuderte mich, der ich fast kraftlos war, gegen einen eisernen Streber.

»Die Dummheiten habe ich satt!« schrie er. »Dreißig Jahre bin ich zur See gefahren und habe andere Leute als dich zu hantieren verstanden. Mit deinem deutschen Dickkopf werde ich auch noch fertig werden!«

Nun gab ich endlich Antwort. Der Zorn, das Fie-

ber, die Verzweiflung hatten mich in eine derartige Raserei gebracht, dass ich für den Augenblick jede Vorsicht vergaß.

»Meinetwegen kannst du mit mir tun, was du willst!« platzte ich heraus. »Kannst mich totschiagen – was liegt mir daran – aber sieh zu, dass du's gründlich tust, denn wenn ich je wieder lebendig nach San Franzisko komme, wirst du dafür bezahlen müssen!«

Da stimmten die beiden ein höhnisches Gelächter an, und der »Alte« richtete sich auf in seiner ganzen Amtswürde.

»Was kümmert mich das Gericht in San Franzisko,« sagte er mit höhnischer Stimme. »Ich bin hier das Gesetz, und niemand hat mir etwas zu sagen!«

Dann stieg er wieder an Deck.

Aber schon am nächsten Tag kam Mr. Johnson herunter und nahm mir die Eisen ab. »Mach', dass du an Deck kommst!« sagte er mürrisch.

Eine Minute später stand ich wieder oben an Deck und schaute mich verwundert um, geblendet von so viel Licht und Sonnenschein. Offenbar waren wir schon weit oben im Eismeer angelangt. Ringsum breiteten sich große Eisfelder. Hinter einem dünnen, grauen Dunstschleier hing die Sonne wie eine matte Scheibe, und in der Ferne zogen dicke Nebelstreifen über das stille Wasser. Wie schön das alles war! Wie das alles zu neuem Leben einlud!

tionalfeiertag). [<<<](#)

## Weiter nach Norden

EIN NEUER FLUCHTVERSUCH UND SEIN TRAURIGES ENDE.  
– POINT BARROW, DAS AMERIKANISCHE NORDKAP. –  
GEFÄHRLICHE GEWÄSSER. – DAS UMKEHRRIFF UND DIE  
VERGEBLICHEN HOFFNUNGEN. – ANKUNFT AUF DER  
HERSCHELINSEL. – BEIM MISSIONAR. – ABFAHRT NACH  
DEN WALFISCHGRÜNDEN.

Inzwischen – während der langen Wochen, die ich unten in der ägyptischen Finsternis zugebracht hatte – war die Reise stetig weiter nach Norden gegangen, und mit jeder Meile, die uns tiefer in die Wildnis hinein geführt hatte, war die Hoffnung auf baldige Rückkehr nach San Franzisko um ein Stückchen geringer geworden. Und so wie es draußen in der Natur düsterer und kälter geworden war, so hatte auch das Leben an Bord einen entschieden arktischeren Charakter angenommen.

Noch immer hockten die alten Eskimoweiber auf dem Achterdeck und nähten Fellkleider für den kommenden Winter, und die Hundeschar hatte sich bereits auf über fünfzig Köpfe vermehrt. Üble, unheimlich aussehende Gesellen waren darunter. Mit ihrem weichen, zerzausten Fell, dem spitzen Kopf mit den langen Ohren, den tiefliegenden Augen und dem hungrigen Gesichtsausdruck mochte man sie eher für Wölfe halten. Doch das war nur äußerlich. In Wirklichkeit waren sie scheue, unterwürfige Tiere. Tagsüber verkrochen sie sich unter der Back

oder in einem sonstigen Versteck, und nur, wenn die Zeit der Fütterung nicht mehr fern war, versammelten sie sich mittschiffs zu einer fünfzigstimmigen Serenade.

*»Solch ein Lied, das Stein erweichen,  
Menschen rasend machen kann!«*

Wir befanden uns noch etwa fünfzig Seemeilen entfernt von Point Barrow, dem Nordkap des amerikanischen Festlandes. Gerade diese Ecke ist eine der schwierigsten für die Schifffahrt. Wenn im Frühjahr die Nordweststürme einsetzen, werfen sie das Packeis gegen diese ungeschützte Küste und türmen es zu Bergen auf, die fest auf dem Boden ruhen und zuweilen während des ganzen Sommers nicht vom Fleck weichen. Nur ein starker Ostwind, der die Strömung wieder nach der entgegengesetzten Richtung in Bewegung setzt, kann hier die Bahn freimachen. Vor den ersten Tagen des Monats August ist dies aber niemals der Fall, und bei der launischen Natur des Windes ist auch dann noch nicht mit Sicherheit auf ein Durchkommen zu rechnen.

Mit begreiflichem Interesse beobachteten wir daher die Bewegungen des Eises. Der Kapitän schritt mit finsterer Miene das Achterdeck auf und ab, und Mr. Johnson fluchte wie noch nie. Und das will viel heißen. Bei uns Grünhörnern aber wuchs die Freude und die Hoffnung in demselben Maße wie im Achterteil des Schiffes die Sorge überhandnahm, denn um nach unserem Winterquartier, der

in der Nähe der Mackenziemündung gelegenen Herschel-Insel, und nach den noch weiter östlich befindlichen Walfischgründen von Banksland zu gelangen, mussten wir dieses verrufene Point Barrow umschiffen.

Wie, wenn es nun nicht gelänge? Dann wäre ja der bevorstehende böse Winter an uns vorübergegangen wie ein wüster Traum. Wir würden dann hinüberkreuzen nach der nordsibirischen Küste und noch in diesem Herbst nach Frisko zurückkehren!

Und trotzdem – trotz der neu aufkeimenden Hoffnung auf baldige Rückkehr – ging bei uns unruhigen Geistern noch immer das Desertierungsfieber um. Die böse Lektion, die wir beide erhalten hatten, hatte keinen Eindruck gemacht. Im Gegenteil. Nur wenige Tage, nachdem ich wieder an Deck gekommen war, versuchten es wieder zwei Mann mit dem Davonlaufen. Das Abenteuer hat allerdings mit einer Katastrophe geendet, wie man sie glücklicherweise nur selten erlebt. Noch heute ergreift mich ein Schauer, wenn ich daran zurückdenke.

Es war an einem trüben, nasskalten Nachmittag. Wir waren gerade dabei, die Trossen von einem Eisfeld loszuwerfen, um die Weiterreise nach Norden zu versuchen, als der wachhabende Steuermann zwei Mann unserer Wache vermisste.

»Fred, George!« sang er aus.

Aber Fred und George gaben keine Antwort, so sehr auch die Stimme des Gestrengen über das Verdeck hin hallte. Wir alle waren nicht weniger erstaunt wie er, denn die beiden hatten niemand einge-

weiht. Nur ihre Schlafdecken und einige notwendige Kleidungsstücke hatten sie mitgenommen. Sie waren offenbar, nur einer plötzlichen Eingebung folgend, auf und davongelaufen. Das tollste Unternehmen, das ich je mitangesehen habe!

Ärgerlich kam der Kapitän nach vorn, um sich nach der Ursache des Aufenthalts zu erkundigen. »Was gib'ts, Mr. Lee? Warum kommt die Leine nicht herein?«

»Fehlen noch zwei Mann,« antwortete der Steuermann mit schuldbewusster Miene, gerade als ob er selber durchgebrannt wäre. Es war eine Sehenswürdigkeit, das Gesicht des Kapitäns in diesem Augenblick zu beobachten. Es wurde rot wie Feuer und blähte sich förmlich auf vor Wut.

»Was? – Weggelaufen! – Wer denn?«

»Fred und George, Sir.«

Das Gesicht des Kapitäns schien einer Katastrophe nahe.

»Was? Aber das ist ja gar nicht möglich! Ja, wenn es Hans und Charley wären; aber die beiden – die haben zu viel Verstand, um solche Dummheiten zu begehen!«

»Diego!« brüllte er mit Donnerstimme nach dem Krähenneist hinauf, »ist von oben etwas zu sehen?«

»Jawohl, Sir,« kam eine helle Stimme von oben, »zwei Mann, etwa eine Meile gerade voraus, Richtung nach dem Land.«

»Verflucht!« schimpfte der Kapitän. »Das Eis reicht ja noch lange nicht ans Land. – Na, meinetwegen! Lass sie sterben, wenn sie wollen. Los die Lei-



nen!«

So warfen wir die Leine los und überließen die Flüchtigen ihrem Schicksal.

Kaum eine Viertelstunde später setzte jedoch ein dicker Nebel unserem Vordringen ein Ziel. Wir machten wieder an einem Eisberg fest, und Nick wurde mit dem Gewehr auf der Back postiert, um alle weiteren Desertierungsgelüste im Keim zu ersticken.

Während wir untereinander diskutierten, vernahmen wir von weit draußen auf dem Eise gellende Rufe.

»Seehunde!« sagte Nick. In der Tat erinnert der grelle Schrei des Seehundes an die menschliche Stimme. Aber schnell kamen die Stimmen näher, und man konnte nun deutlich die gellenden Hilferufe unterscheiden. Zweifellos hatten die Unglücklichen im Nebel die Richtung verloren und trieben nun auf losen Eisschollen ins Meer hinaus. Der Kapitän machte indessen keine Miene zu einer Hilfsaktion. Offenbar bereitete es ihm große Genugtuung, wenn er die armen Teufel möglichst lange in ihrer fatalen Lage zappeln ließ und dadurch für uns alle ein wirksames Exempel statuieren konnte. Erst als sich die Rufe weiter entfernten, ließ er sich herbei, die mit dem dritten Steuermann und zwei Eskimos bemannte Gig auszusetzen.

Der Nebel war inzwischen immer dicker geworden, und man konnte nicht zehn Schritte vor sich hin sehen. Das Boot war schnell in dem Nichts verschwunden, und es spielte sich nun gleichsam hin-

ter den Kulissen ein Drama ab, dessen Verlauf wir nur ahnen könnten. Deutlich vernahmen wir eine Zeit lang die ruckweisen Bewegungen der Riemen, und dann hörten wir nur noch die weinerlichen Schreie der Seehunde und die gellenden Hilferufe, die sich weiter und weiter entfernten.

Als ob die Natur sich den letzten und grausigsten Akt dieser Tragödie vorbehalten hätte, brach eine jener urplötzlichen Eismeerböen los und betäubte alles durch ihre Wut. Alle Hilferufe waren untergegangen im Heulen des Windes in der Takelage, dem Prasseln der Hagelkörner auf dem Verdeck und in dem Krachen und Knirschen der aufeinanderstoßenden Eismassen. – Die Gig kam glücklicherweise wieder heil zurück, aber was aus Fred und George geworden ist, das wagte ich nicht auszudenken. Ich kann nur hoffen und wünschen, dass ein rascher Tod sie ohne viel Umstände aus der entsetzlichen Lage erlöst hat.

Was uns andere anbetrifft, so sprachen wir hinfort nicht mehr so leichtfertig vom Weglaufen. –

Die unheilvolle Bö hatte bald ausgetobt und ging in eine kräftige Landbrise über, die schon nach mehreren Stunden den Strom nach Westen in Bewegung setzte. Zusehends begannen sich weite Wassertümpel in der Eisdecke zu bilden, und bald war statt der dicht gepressten Eismassen nur noch eine gekräuselte Wasserfläche zu sehen.

Nun galt es, die gefährliche Ecke zu umschiffen, ehe bei nachlassendem Wind das Eis wieder zurückkommen würde. Was Segel und Maschine leisten

konnten, wurde daran gesetzt. Eins nach dem andern flogen die leichteren Segel fort, wenn die Böen allzusehr an den Schoten rissen. Aber wer achtete auf die paar Fetzen, wenn der Erfolg der ganzen Reise auf dem Spiel stand.

Bald kam Point Barrow in Sicht; ein flaches, ödes Vorland, – gar nicht zu vergleichen mit seinem berühmigten Gegenpol bei Kap Horn, dem sturmgepeitschten, wild zerrissenen Felsen von Diego Ramirez.

Hier läuft ein nach Norden gerichteter Meeresstrom, und wir hielten uns deshalb in möglichster Nähe der Küste, um nicht zwischen die Eisschollen zu geraten, denn schon manches Schiff, das dort im Eise gefangen wurde, hat eine unfreiwillige Reise nach dem Nordpol angetreten.

Point Barrow lag endlich hinter uns, und wir segelten nun in östlicher Richtung entlang der Nordküste von Alaska. Vor uns breitete sich die Beaufort-See aus. In einem geisterhaft weißen Licht lagen die Eisfelder da, durchzogen von schwarzen Rinnen offenen Wassers. Trüb und düster wölbte sich der Himmel von den kahlen Hügeln Alaskas, bis weit, weit hinunter zum nördlichen Horizont, wo ein breiter Nebelstreifen über Ländern und Meeren brütete, die noch kein Auge gesehen und von denen noch keine Kunde zu uns gedrungen ist. Der Nimbus des Unbekannten und Geheimnisvollen liegt noch immer über diesem Meere. Nach Norden und Nordwesten zerfließt es auf der Karte in den großen weißen Flecken, der allen Bemühungen zum

Trotz noch immer den größten Teil des westlichen Eismeeres ausfüllt.

In diesen wenig bekannten Gewässern ist die Schifffahrt, der vielen, nicht vermessenen Untiefen wegen, überaus gefährlich. Unter diesen schwierigen Umständen tastete der »Bowhead« zwischen dem Packeis und der niedrigen Küste seinen Weg nach Osten – ein richtiges Haschen und Stehlen um jede Meile. Das dumpfe Krachen des Eises vor dem Bug wurde zur ständigen Gewohnheit, und dazwischen mischten sich die heiseren Kommandorufe aus dem Krähennest, von wo der Kapitän die Bewegungen des Schiffes leitete; die eintönig singende Stimme des Bootsteurers an der Lotleine vervollständigte die Musik.

So kamen wir langsam nach Kap Returnreef, wo sich quer zur Fahrtrichtung ein breites Riff erstreckt, an dem sich das Grundeis festklammert und so eine Schranke bildet für alles von Osten oder Westen herandrängende Treibeis. Bei unserer Ankunft bot sich ein geradezu trostloser Anblick dar. Weithin gegen Osten nur Eis, soweit das Auge reichte. Zwei andere Walfischfänger lagen bereits vor der Eisbarre. Auch wir machten an dem Grundeis fest, gerade vor einer niedrigen Insel, auf der sich ein mächtiges Holzkreuz erhob. Mit Ehrfurcht und Stolz erfüllte mich der Anblick dieses Kreuzes, denn Franklin selbst hat es dort aufgepflanzt, um den fernsten Punkt seiner Reise zu kennzeichnen. Das Riff aber nannte er zur Erinnerung an sein Missgeschick return reef – das Umkehrriff. Ach, wie

sehr wünschte ich damals, dass es auch für den »Bowhead« ein Umkehrriff werde!

Und wie Tag um Tag verging und wir immer noch untätig vor der Eisbarre lagen und auch die übrigen Schiffe der Flotte ankamen, da schien es beinahe, als ob mein Wunsch in Erfüllung gehen sollte; und wieder wie damals vor Point Barrow wagten sich die Gespräche hervor von der »Chinesenstadt«, der »Barbarenküste« und all den anderen schönen Orten, wo man noch in diesem Winter den »Vergnügungen« nachgehen wollte.

Doch die Freude war nur von kurzer Dauer. »Haul in the lines!« (»Los die Leinen!«) ertönte eines Tages das wohlbekannte Kommando. Alle Schiffe warfen ihre Trossen los, und der schwarze Rauch, der den Schornsteinen entstieg, deutete auf einen bevorstehenden heißen Kampf mit dem Eis. Wir glaubten zuerst, dass die Kapitäne, des langen Wartens müde, die Rückkehr beschlossen hätten, denn vor uns breitete sich immer noch das unabsehbare Eisfeld, das für ein Laienauge noch gerade so solid war wie vor acht Tagen. Aber unbekümmert um unsere unmaßgebliche Ansicht steuerten alle Schiffe auf eine enge Wasserrinne zu. Der »Karluk«, das Schiff mit dem geringsten Tiefgang, fuhr zuerst in den Kanal und spielte den Lotsen, indem es den anderen die Tiefe signalisierte: »Fünf Faden, vier, dreieinhalb, drei.« – Letzteres war der äußerste Tiefgang, den der »Bowhead« ertragen konnte. Mit begreiflicher Spannung beobachteten wir die Signale. Kein Spieler in Monte Carlo konnte mit größe-

rer Spannung den Bewegungen des Glücksrades folgen, als ich den bunten Wimpeln am Heck des kleinen schwarzen Fahrzeugs. War es nicht auch rouge et noir, was wir in jenem Augenblick spielten? Hier würfelten wir mit Poseidon selber um Jahre unseres Lebens!

»Quarter three!« (»3 ¼ Faden!«) singt der Mann an der Lotleine aus. Es befindet sich wieder Wasser unter dem Kiel. Immer tiefer wird das Wasser, immer breiter die Straße, zertrümmert ist das Kartenhaus der schönen Hoffnungen, vorbei die Träume von San Franzisko.

Ohne weiteren Zwischenfall erreichten wir nun die Herschelinsel, ein etwa fünfzig englische Meilen westlich von der Mündung des Mackenzieflusses gelegenes Eiland, das politisch schon zum britischen Nordwest-Territorium gerechnet wird.

Hier wurde kurze Station gemacht, um die Wintervorräte auszuladen. Als zukünftigen Winteraufenthaltort besahen wir uns die Insel mit besonderer Andacht. Fast senkrecht stieg sie aus dem Wasser empor zu einem Hügellande, dessen höhere Kuppen mit einem grünen Schimmer überzogen waren, während in den Tälern noch immer dicke Schneemassen lagen.

Eine flache Landzunge erstreckt sich vom Ostende der Insel direkt nach Süden und bildet mit dem in ostwestlicher Richtung verlaufenden Hauptland eine geräumige Bai – den Winterhafen der Wal-fischfänger. Mehrere große Lagerschuppen erheben sich auf der Landzunge, und etwas abseits da-

von liegt das durch ein Kreuz auf dem Dache kenntliche Missionshaus. Wohl fünfzig der runden, bienenkorbartigen Eskimo-Iglus standen wie Pilze auf dem flachen Lande.

In der geräumigen Bai gingen wir vor Anker und machten uns ohne Zeitverlust daran, alles Überflüssige an Land zu bringen. Zuerst die Hunde. Wir warfen sie einfach über Bord und ließen sie an Land schwimmen, wo sie sich im Genuss der neugewonnenen Freiheit wie toll gebärdeten.

Während wir dann den Proviant in die Lager-schuppen schafften, hatten wir Gelegenheit, uns unsere neue Heimat etwas näher anzusehen. Hinter den Warenschuppen lagen die höhlenartigen Iglus der Eskimos, gänzlich vergraben unter einem aus Erdschollen künstlich aufgetürmten Hügel. In der Türöffnung saßen mit runzligen Gesichtern und strähnigen Haaren einige Weiber und rauchten bedächtig ihre langen Pfeifen. Unzählige Hunde begrüßten uns mit lautem Heulen.

Mehr als vierundzwanzig Stunden waren wir ununterbrochen an der Arbeit, denn der Kapitän hatte es eilig mit der Weiterreise nach den Walfischgründen. Nur zuweilen, wenn durch irgendwelchen Zufall die Boote nicht schnell genug an Land kamen, konnten wir uns eine Pause gönnen. Während einer solchen ging ich mit noch zwei anderen nach der Ansiedlung »to see the sights«, mich »umzusehen«. Am Missionshaus kam ein etwa achtjähriges weißes Mädchen auf uns zu und lud uns mit höflichem Knicks und verlegenem Gesichtchen zum Be-

such bei »Papa« ein. Wir folgten ihm nur allzu gern in ein behaglich eingerichtetes Zimmer, wohl ausgestattet mit Tischen, Stühlen und Schränken, mit Teppichen auf dem Fußboden, Vorhängen an den Fenstern und Bildern an den Wänden. Ein brumrender Ofen in der Ecke verbreitete eine wohlige Wärme. Mr. Witthaker, ein Riese von Gestalt, in dem man eher alles andere als einen Missionar vermutet hätte, begrüßte uns sehr freundlich und fragte dies und das; ob wir eine gute Reise gehabt hätten und ob es uns auf der Herschelinsel gefalle. Die Frau des Missionars deckte unterdessen das weiße Tischtuch auf den Tisch, holte das saubere Porzellangeschirr hervor und brachte den Tee. Und während sie sich freundlich um ihre Gäste bemühte, stand das kleine Mädchen dabei und schaute die fremden Kabelunas mit großen Augen an. Wie anders hier alles war als an Bord des »Bowhead«! Mir wurde ganz bange vor den lebenswürdigen Menschen, den sauberen Servietten, dem zerbrechlichen Porzellangeschirr. – Wie schnell man doch verwildert!

Mr. Johnson hatte uns unterdessen schmerzlich vermisst. Er war gerade in der Stimmung, uns eine vernichtende Strafpredigt zu halten, als wir, noch voll der schönen Eindrücke, wieder unten bei den Booten anlangten.

»Wo habt ihr gesteckt?« fuhr er uns an.

»Beim Missionar.«

Staunen und Bestürzung zugleich malten sich in seinem Gesicht.



»Bei wem? Beim Missionar? Lasst euch so etwas nicht wieder einfallen! Zum Hallelujasingen seid ihr nicht an Bord gekommen. So etwas ist gut für die Farmer und für die Stadtleute und vielleicht auch noch für andere Seeleute, aber für unsereins taugt es nichts. Das hat man schon am Jonas gesehen, den haben die Walfische auch nicht fressen mögen.«

Endlich war der letzte Sack an Land gebracht, und der Anker wurde gelichtet zur Sommerreise nach den Walfischgründen von Banksland.

## Banksland

OSTWÄRTS. – VOR DER MACKENZIEMÜNDUNG. – IN DES  
WALFISCHGRÜNDEN. – BANKSLAND. – EINE WILDE  
KÜSTE. – WALFISCH IN SICHT. – EIN GEFÄHRLICHER  
POSTEN. – WIR GERATEN IN EINE »SCHULE VON  
WALFISCHEN«. – RÜCKKEHR NACH DER HERSCHELINSEL.  
– WINTERANFANG.

Mit rascher Fahrt fuhren wir entlang der hohen Küste mit den steilen, vorspringenden Kaps von Kay Point, King Point und Shingle Point. Keiner dieser Punkte sagte mir damals etwas, aber im Laufe der nächsten drei Jahre hat sich in meiner Erinnerung um jeden von ihnen ein Schleier von Erlebnissen und Abenteuern gewebt.

Bald trat die hohe Küste zurück, und das etwa sechzig Meilen breite Flachland im Delta des großen Mackenzieflusses trat an ihre Stelle. Wegen der vielen Barren von abgeschwemmtem Schlamm und Sand mussten wir ein gutes Stück von der Küste abhalten.

Seit Verlassen der Herschelinsel hatten wir fast kein Eis gesehen, aber nun schien das Eismeer das Versäumte nachholen zu wollen. Von allen Seiten kam es herbei. Bald waren es breite Felder von blauem Packeis, die wir in weitem Bogen umschiffen mussten, bald musste das Schiff mühsam seinen Weg bahnen durch eine zersplitterte Masse von losen Eisstücken, die die weite Meeresfläche ausse-

hen ließen wie den Fußboden eines Porzellanladens, in dem die Elefanten gehaust haben. Es dauerte zehn Tage, ehe endlich Kap Bathurst mit der vorgelagerten Bailly-Insel in Sicht kam.

Von einigen Eskimos, die dort hinter einer Sandbank dem Fischfang oblagen, erfuhren wir, dass nördlich von Kap Parry das Meer zurzeit völlig eisfrei sei. Das war eine willkommene Nachricht. Sogleich gingen wir wieder in See und brachen unsern Weg durch die dicken Eismassen im Osten der Insel, bis wir auf der Höhe von Kap Parry offenes Wasser antrafen.

Nun wurde endlich der Maschine die wohlverdiente Ruhe gegeben. Jedes Stückchen Leinwand wurde gesetzt; weit legte das Schiff sich über, als der steife Nordost in die Segel fuhr. Nordwärts ging die Reise von der Küste des Festlands weg, gerade nach den fernen Felsenuffern von Banksland.

Aus dem Krähennest wurde jetzt scharf Ausguck gehalten, denn wir befanden uns hier schon mitten in den Walfischgründen, und der Kapitän hatte die verlockende Prämie von zwanzig Pfund Tabak ausgesetzt für den, der den ersten Walfisch sichten würde. Überall auf dem Wasser sah man das Walfischfutter schwimmen, lauter winzig kleine Qualen mit einem aus dem Wasser herausstehenden Häutchen, vermittels dessen sie wie ein Schiff vor dem Winde segeln. »Portugiesische Kriegsschiffe« nennt sie der Seemann. Oft waren sie durch die gleichmäßige Bewegung der Dünung zusammengeschwemmt. und lagen in langen Reihen auf der Mee-

resfläche, so wie man in den Rossbreiten des Atlantik das Seegras auf dem Meere liegen sieht. Es ist eine merkwürdige Laune der Natur, dass gerade das größte Geschöpf des Tierreichs auf das kleinste aller Lebewesen angewiesen ist.

Es war eine kalte, windige Spätsommernacht, als wir in den Gewässern von Banksland ankamen. Der Monat August neigte sich bereits seinem Ende zu. Die Uhr der Mitternachtsonne war abgelaufen, und wir genossen schon einige Stunden der Dunkelheit. Genießen sagte ich! Wer an eine regelmäßige Folge von Licht und Dunkelheit gewöhnt ist, empfindet es auf die Dauer als eine Plage, zu jeder Tag- und Nachtzeit das Licht des hellen Tages um sich zu haben.

Vor uns lag die Küste von Banksland. Scharf hob sie sich ab von dem blutigen Streifen am nördlichen Horizont. Überaus imposant war sie anzusehen, eine schwarze, unförmige Masse, gleich einer gewaltigen Tatze, mit der sich die unbekannte Wildnis selber am Rande der Menschenwohnungen eingegraben hat. Ich weiß nicht, ob es nur der Nimbus des Fernen und Unbekannten gewesen ist, der die Fantasie anregte, aber noch jedes Mal, wenn ich jenes Land von neuem zu Gesicht bekommen habe, hat es den gleichen, gewaltigen Eindruck auf mich gemacht. Wenn man diese Küste von Kap Parry aus ansegelt, so bekommt man zuerst das Vorgebirge von Nelsonhead zu Gesicht. Es erhebt sich zu einer Höhe von mehreren hundert Metern, und vom Meere aus betrachtet, scheint es senkrecht in die

Höhe zu steigen; eine ungeheure Felsenmasse, finster drohend, als ob es Thor der Gewaltige selber wäre, der mit dem großen Hammer vor Ginun Gaggag, dem Ende der Welt, auf Wache steht.

Vom Meere aus machen diese wilden, sturmgepeitschten Küsten selbst beim schönsten Sonnenschein einen überaus unwirtlichen Eindruck. Eben diesem rauen Charakter des Landes ist es auch zuzuschreiben, dass die Walfischfänger dort nicht überwintern, obwohl sie sich direkt in den Walfischgründen befinden und die lange und gefährvolle Reise von der Herschelinsel bis dahin nicht erst zu unternehmen brauchten. Das Innere der Insel ist auch heute noch unerforscht. Es soll dort durchaus nicht so trostlos sein, wie man auf den ersten Blick anzunehmen geneigt wäre.

»Junge,« sagte mein alter Lehrmeister Nick, indem er gedankenvoll nach den kahlen Küsten hinüberblickte, »das kann einer allein gar nicht wissen, was es dort drinnen im Land alles zu sehen gibt, denn es ist noch keiner von uns dort gewesen. Aber dort gibt's grüne Täler mit Büschen und hohem Gras und vielen Beeren. Und so viel Wild, dass man kaum noch zwischen durchsehen kann. Bären, Hirsche, Renntiere und Elefanten – ja, brauchst mich gar nicht so anzusehen – Elefanten! Von den großen hässlichen Mammut-Elefanten, von denen die gelehrten Leute in den Büchern schreiben, dass sie längst alle ausgestorben wären. Woher wollen die wissen, dass sie wirklich alle tot sind? Nein, sagst du, die wissen auch noch lange nicht alles. Aber

Avoyuuk, der Massinka von der Herschelinsel, ist einmal dort gewesen und hat sie gesehen.«

»Warum gehen wir denn nicht dorthin?« fragte ich.

»Was?« meinte Nick mitleidig, »dort an Land zu gehen, würde uns nur Unglück bringen für den Rest der Reise. Und außerdem – was willst du dort? Elefanten essen, die zweimal so alt sind wie der alte Schneeball und das Fleisch so hart und zähe, dass man den Teufel damit vergiften könnte? Hände weg! Walfische wollen wir sehen, damit wir einen Zahntag haben, wenn wir wieder nach Chinatown und nach der Barbarenküste kommen.«

»Sollte mich nicht wundern, wenn wir heute noch Speck an Bord bekämen,« fuhr er fort, indem er seine scharfen Augen über die Wasserfläche gleiten ließ, »es riecht fischig hier.«

»Bei dem Wetter?« fragte ich ungläubig, denn eine Sturzsee um die andere brach polternd über die Luvreel, und der Wind heulte gewaltig in der Takelage.

»Warum nicht! Nichts daran auszusetzen. Eine hübsche Brise, wie wir sie gerade gebrauchen. Außerdem –«

Er hat noch nicht ausgedet, als sich der Eskimo, der vorne auf der Back auf Ausguck stand, bemerkbar machte: »Awik! awik!« schrie er wie besessen.

»Was ist los mit dem Kerl?« ließ sich Mr. Johnsons Stimme vom Achterdeck vernehmen.

»Blo-o-ow! ah blo-o-o-ow!« kam es aus dem

Krähennest.

Im Nu waren alle Mann an Deck. Die Bootsteuerer kletterten in die Boote und entfernten die Schutzdecken, während wir die Tauenden an den Bootsfallen klar warfen. Ich war gespannt, wie man bei der hohen See die Boote vom Schiff klar bekommen konnte, ohne dass sie an der Bordwand zerschellten. Aber unsere Befehlshaber waren nicht umsonst ihr Leben lang Walfischfänger gewesen. Sie wussten, wie man die Sache anzugreifen hatte. Da das Schiff sehr stark nach Backbord überlag, wurden zuerst die drei Boote an dieser Seite heruntergefiert. Alsdann wurde über Stag gegangen und mit der Schlagseite an Steuerbord die beiden anderen zu Wasser gelassen. Man musste das flinke Auge der Steuerleute bewundern, wie sie mit dem langen Steuerriemen jeden drohenden Zusammenstoß mit der Bordwand des Schiffes zu parieren verstanden. Ein einziger solcher Zusammenprall wäre das Ende des kleinen Fahrzeuges und wohl auch seiner Mannschaft gewesen.

Noch gefährlicher als vom Verdeck sah die Sache von der Perspektive des Bootes selber aus. Bald wurde man emporgehoben auf dem Kamm einer mächtigen See, und es sah aus, als ob man riesig hoch über dem schwarzen Rumpf des Schiffes schwebte, bald ging es wieder tief hinunter in den Schlund eines Wellentals, und ringsum war nichts zu sehen als die grünen Wände der Wasserberge. Es dauerte eine Weile, ehe es uns gelang, den Mast aufzurichten und das doppelt gereifte Sturmsegel zu

setzen. Dann erst kamen wir klar von der gefährlichen Nähe des Schiffes. Mit Blitzesschnelle schossen wir nun durch die schäumenden Fluten. Wie Flintengeknatter vernahm man das Poltern unter dem Kiel, wenn er von einem Wellenkamm zum anderen hüpfte. Scharf wie Messer flogen die Spritzer der salzigen Gischt. Trotz Ölzeug und Pelzkleidern waren wir alle bis auf die Haut durchnässt und durchfroren und hockten mit klappernden Zähnen auf der Luvreel mit der Miene von Menschen, denen es ganz einerlei ist, was nun noch kommen mag. Nur der Steuermann saß unbeweglich an seinem Platz am Tiller, und seine grauen Augen blickten finster und kalt wie immer über das Meer. »Wer mir den Fisch verscheucht, den mache ich kalt!« sagte er grimmig, ohne seinen Kopf zu wenden. Vorn im Bug, gegen den Mast gelehnt, stand der lange Sam und verwandte ebenfalls keinen Blick seiner Raubtieraugen von der vor ihm liegenden Wasserfläche. Zuweilen gab er dem Steuermann mit unterdrückter Stimme die Richtung an – »blo-o-ow, ah blo-o-ow«. Von unserem niedrigen Sitzplatz war jedoch nichts von einem Spaut zu erkennen. Aber plötzlich wurden in dem grünen Wasser dicht neben uns die schattenhaften Umrisse einer gewaltigen Fluke sichtbar, und fast zu gleicher Zeit griff der lange Sam nach den beiden vor ihm liegenden Eisen und schleuderte sie in die Tiefe.

Das alles war so schnell gegangen, dass man sich des Hergangs kaum bewusst wurde. Mit stockendem Atem erwartete ich den wütenden Peitschen-



hieb der Fluke, den ich bei unserer ersten Walfischjagd so drastisch kennen und fürchten gelernt hatte. Aber es kam nichts dergleichen. Dass der Walfisch »fest« war, bemerkte man erst an der Leine, die anfangs nur ganz langsam um den Poller lief, sodass wir reichlich Zeit hatten, die Riemen einzuschalten und Mast und Segel herauszunehmen und im Achterteil zu verstauen – Arbeiten, die bei der hohen See nicht leicht und nicht ungefährlich waren. Inzwischen begann die Leine ein summendes Lied zu singen, während sie schneller und schneller um den Poller lief.

»Keep her up, Sam!« (»Leine geben!«) rief der Steuermann, der nun mit Sam den Platz gewechselt hatte.

»All right!« sagte dieser und warf den einen der beiden halben Schläger über dem Poller los. Aber noch immer tiefer senkte sich die Spitze des Bootes.

»Keep her up, d-n it!« brüllte der Steuermann noch einmal.

»Unmöglich! Kann nicht mehr Leine geben, als er nimmt.« Und schon begann das Wasser im Vorderteil des Bootes von allen Seiten hereinzubrechen. Wir flüchteten in das hoch aufragende Achterteil und bemühten uns nach Kräften, das Wasser wieder auszuschöpfen, aber ebenso gut hätte man versuchen können, das Eismeer auszuschöpfen. Die Sache begann bedenklich auszusehen. Immer fester bohrte sich die tiefliegende Spitze in die Wellenberge; immer schneller ging die Fahrt, gerade in die

Zähne des rauen, schneidenden Windes.

Doch ganz plötzlich ließ der Druck auf der Leine wieder nach, und die Spitze des Bootes richtete sich mit einem Ruck auf.

»Haul line! Haul line! Holt an der Leine, ihr Ölgötzen!« brüllte der Steuermann.

Und wir holten an der Leine, Hand über Hand, bis uns der Schweiß von der Stirne rann. Faden um Faden kam an Bord, aber mit jedem Faden wurde das Gesicht des Steuermanns länger, und als dann gar die Harpune minus Walfisch heraufkam, da kannte seine Wut keine Grenzen mehr. Ihm, der sonst nie ein Wort zu viel redete, flossen nun auf einmal die Worte, vom Munde, während er sich der Verlästerung aller Heiligen im Kalender schuldig machte. Herausfordernd sah er uns alle der Reihe nach an: »Ich hab's schon immer gesagt, ich habe kein Glück auf dieser Reise! Irgendein Jonas sitzt hier in diesem Boot!«

Noch hatten wir uns nicht von unserer Verblüffung erholt, als Mr. Johnsons Boot in nächster Nähe auftauchte. Es war offenbar ebenfalls »fest«, denn Segel und Mast waren verstaubt, und mit hart auf dem Wasser liegender Spitze pflügte es mit großer Schnelligkeit durch die Wellen.

Als wir beinahe längsseit waren, wurde uns das Ende einer Leine zugeworfen, das Sam an das Ende unserer eigenen Leine anspleißte. Schmunzelnd vor Befriedigung in seiner Würde als Retter in der Not hatte Mr. Lee die Leine des anderen Bootes übernommen, aber wie auch die unsere zusehends ab-

nahm und die Schnelligkeit in der Fahrt noch immer nicht geringer werden wollte, da war es mit dem Schmunzeln bald zu Ende. Verzweifelt signalisierte er nach einem der anderen Boote, damit dieses ihm mit seiner Leine zu Hilfe käme. Aber sie waren alle zu weit entfernt, um noch rechtzeitig anzukommen.

Das Anspießen der Leine von einem Boot zum anderen ist ein beim Walfischfang häufig angewandtes Verfahren. Oftmals laufen die Leinen von zwei oder drei Booten aus, ehe der Walfisch wieder zur Oberfläche kommt. Wenn man den Erzählungen alter Walfischfänger glauben darf, so ist es schon vorgekommen, dass Walfische mit allen fünf Bootsleinen das Weite gesucht haben. Aber ich müsste dies doch erst gesehen haben, ehe ich es glaube. Wenn man bedenkt, dass es sich hier um etwa vier Kilometer nasser Leine handelt, so schmecken diese Angaben sehr nach Jägerlatein. Zuweilen kommt es vor, dass die Leine eines Bootes ausläuft, ehe ein anderes zur Stelle ist. Da bleibt denn nichts anderes übrig, als einen mit Luft aufgeblasenen Ballon aus Seehundfell als Boje an das überbordgehende Ende zu befestigen und es dem Zufall zu überlassen, ob man sie wieder findet.

Schon war Sam dabei, die Vorbereitungen für diese letztere Möglichkeit zu treffen, als der Walfisch etwa eine Viertelmeile voraus »Wasser brach«, wie der Fachausdruck lautet. Er schien noch unverletzt, denn er spautete hell und klar, und die temperamentvolle Art und Weise, mit der er mit der gro-

ßen Fluke um sich schlug, ließ auch nicht auf eine Abnahme der Lebensgeister schließen. Glücklicherweise befand sich in nächster Nähe noch ein anderes Boot, von dem er mit besserem Erfolge angegriffen wurde, denn er zeigte bald die »rote Flagge«. Fast zu gleicher Zeit ging das Ende unserer Leine über Bord. Als wir auf dem Kampfplatz anlangten, war der Walfisch schon in den glücklichen Jagdgründen angelangt, und die See ringsum war rot von Blut.

In der Hitze des Gefechts waren wir mehrere Meilen weit von dem Schiff abgetrieben worden, das jetzt nur noch als ein kleiner schwarzer Fleck am Horizont zu sehen war. Und nun hieß es warten – lange und geduldig warten – bis es sich, gegen Wind und See ankämpfend, zu uns herangearbeitet hatte. Länger als eine Stunde tanzten und schaukelten die fünf Boote um den regungslosen Körper der toten Bestie. Jetzt, nachdem die Erregung der Jagd vorüber war, begann sich der eisige Wind doppelt unangenehm bemerkbar zu machen.

Endlich – ich hätte nie gedacht, dass ich den »Bowhead« einmal so gerne sehen würde – konnten wir die Leinen an Bord bringen und die Boote aufheißern. In der schon früher beschriebenen Weise wurde die Beute alsdann mit Ketten und Fallen längsseit festgemacht.

Aber diese Arbeit war diesmal nicht so einfach wie damals in der Beringstraße. Es ist etwas Unheimliches, bei einer derartig hochgehenden See einen Walfisch längsseit zu haben. Bei jedem Überho-

len des Schiffes reißt und zerrt er an den schweren Ketten und Tauen, als ob er sie mitsamt den Decksplanken herausreißen wollte.

Des ungünstigen Wetters wegen nahmen wir diesmal nur den Kopf, und den Rest überließen wir den Seemöven. Schon während der ganzen Arbeit hatten diese beutegierigen Gesellen schreiend und kreischend in immer größeren Scharen das Schiff umkreist, und nun, wo die losgetrennte Masse des Körpers achteraus getrieben kam, da fielen sie wie eine weiße Wolke darüber her und rissen und zerrten gierig an dem großen Fleischhaufen und rauf-ten miteinander um die einzelnen Stücke, als ob es nicht übergenug der Mahlzeit für alle wäre. Und wenn eine mit einem besonders großen Stück im Schnabel davonflog, da kannten sich die anderen nicht mehr vor Neid. Sie ließen ihre Mahlzeit im Stich und verfolgten die Glückliche. Und wenn dann zuguterletzt der große Fetzen ins Wasser fiel, da kreischten alle laut und hässlich, weil sie sich darüber ärgerten, dass nun keiner etwas hatte.

Genau so tun es die Menschen auch.

Während der Nacht waren wir beim Scheine der wildflackernden Pechfackeln mit der Zerlegung des Kopfes beschäftigt, und erst als der Morgen däm- merte, war das Verdeck wieder so weit klar, dass die Wache an Deck den Rest der Arbeit allein bewäl- tigen konnte. Die Steuerbordwache aber war frei, und ich freute mich schon auf den wohlverdienten Schlaf. Aber kaum hatte ich meine müden Glieder in der Kojе ausgestreckt, als draußen schon wieder

der alte Schlachtruf ertönte: »Ah blo-o-ow!«

Er kam sehr zu ungelegener Zeit, und ich versuchte mir einzureden, dass es nur eine Suggestion von mir gewesen sei, aber schon erschien Mr. Johnson auf der Bildfläche, und der war keine Suggestion.

»Was gibt's da unten?« polterte er. »Marsch in die Boote, ehe ich euch Beine mache!«

Es war ein überwältigender Anblick, der droben an Deck unser wartete. Gerade ging die Sonne auf, und in der langen, glitzernden Straße, die ihr heller Schein durch die blaue Wasserfläche zog, war es lebendig von vielen dünnen, kurz aufschießenden Spauts der Walfische. Das war ein Anblick, der selbst bei einem ganz neugebackenen Walfischfänger die Jagdlust im Augenblick über die Müdigkeit triumphieren ließ. Noch nie zuvor waren die fünf Boote so schnell zu Wasser gekommen.

Da die »Schule« ein gutes Stück Wegs im Luv des Schiffes gesichtet worden war, mussten wir lange gegen den Wind aufkreuzen, aber die Walfische schienen glücklicherweise keine Gefahr zu wittern. In großen Kreisen bewegten sie sich immer um dasselbe Gebiet, dünn und niedrig spautend, ein untrügliches Zeichen dafür, dass sie sich durchaus nicht beunruhigt fühlten. Wir machten uns sogleich an eine mächtige Kuh heran, die still und regungslos, wie ein Felsen, im Wasser lag. Mit gewohnter Meisterschaft rannte Sam seine beiden Eisen in die schwarze Masse, während wir über das Schwanzende des breiten Rückens hinüberglichen. Ein bos-

hafter Schlag mit der Fluke, dem wir nur um Haaresbreite entgingen, quittierte für die empfangene Lektion, und dann ging es hinter der laufenden Leine her in gewohnter Geschwindigkeit. Und doch verlief die Jagd wieder ganz anders wie die beiden vorhergehenden. Kaum hatten wir den Mast aus dem Wege geschafft und die Riemen zur Hand genommen, als der Druck auf der Leine nachließ. Mit verblüfften Gesichtern schauten wir einander an, denn wir glaubten nicht anders, als dass auch diesmal wieder das Eisen herausgerissen wäre. Doch der gewaltige Fluch erstarb auf den Lippen des Steuermanns, als unser Walfisch kaum fünfzig Faden voraus zur Oberfläche kam. Allem Anschein nach war er bereits tödlich getroffen, denn er zeigte schon die rote Flagge. Mächtige Blutströme entfuhrten röchelnd dem Spautloch.

Wir alle arbeiteten wie die Sklaven, um aus dem Bereich des Ungeheuers herauszukommen. Und wahrlich, es war uns geraten, so schnell wie möglich den Rückzug anzutreten. Kein Gebild von Menschenhand hätte den wütenden Schwanzschlägen und den grotesken Luftsprüngen standgehalten, die das todwunde Tier aufführte, während es in immer engeren Kreisen um dieselbe Stelle raste. Plötzlich, mit einem letzten Aufflackern des verschwindenden Lebens, schoss es beinahe in seiner ganzen Länge aus dem Wasser und stürzte sich dann kopfüber in die Tiefe. – Bald darauf kam der tote Körper wieder zur Oberfläche – ein willenloses Spiel der Wellen, die leise murmelnd darüber hinwegliefen.

Die ganze Jagd hatte kaum mehr als eine Viertelstunde in Anspruch genommen. Als Mr. Johnson mit dem langen Spaten die Fluke durchstechen wollte, um die Leine daran festzumachen, da schlug sie ihm mit einer letzten Zuckung den Spaten aus der Hand und sandte ihn sausend wie einen Pfeil über zwei Boote, hart an dem Kopf eines Portugiesen vorbei, bis er zitternd in einer der Ruderbänke des dritten Bootes stecken blieb. Mag man mich einen Hasenfuß schelten, aber ich gestehe, dass mir der Schrecken in alle Glieder gefahren ist und dass ich immer noch ein merkwürdiges Zittern in den Beinen verspürte, als ich längst schon wieder an Deck angelangt war.

Der Walfisch war übrigens ein kapitaler Fang; bei weitem der größte, den wir auf der ganzen Reise erbeutet haben. Reichlich 2500 Pfund Fischbein.

Der Kapitän rieb sich schmunzelnd die Hände, und Mr. Johnson zeigte beinahe ein freundliches Gesicht. Aber unser Glück hatte sich damit auch für eine Weile erschöpft. – Nur zuweilen kam eines der anderen Schiffe in Sicht. Das war dann jedes Mal ein großes Ereignis. Wenn das fremde Schiff nahe genug war, stellte sich der Kapitän mit dem Sprachrohr auf das Dach des Ruderhauses, und alles lauschte in atemloser Spannung.

»Wie viele Walfische habt ihr?« schallte seine gewaltige Stimme über das Wasser.

»Wir haben fünf – sechs – zehn!« kam es von drüben wie ein helles, dünnes Echo, »und wie viel habt



ihr?«

Peinliche Frage!

»Nichts, absolut nichts! Keinen Spaut gesehen seit unserer letzten Begegnung. Verfluchtes Glück habt ihr – beim heiligen Jonas!«

Und dann fluchte er grimmig vor sich hin und murmelte etwas von Leuten, die mehr Glück haben als Verstand.

Die Saison ging nun mit Riesenschritten ihrem Ende entgegen. Die Nächte wurden lang und kalt, und die Nordlichter flackerten am Himmel. Bei stillem Wetter begann sich eine dünne Haut von jungem Eis zu bilden, die uns daran erinnerte, dass es Zeit war, nach unserer Winterheimat zurückzukehren, wenn wir nicht vorher vom Winter überrascht werden wollten. Wir freuten uns auf diese Stunde, denn das Wetter war denkbar schlecht.

Glücklicherweise hatten wir durch die längeren Nächte wenigstens ein paar Stunden Ruhe, denn so lange das Tageslicht am Himmel stand, war man keinen Augenblick sicher vor dem schrecklichen »b-lo-o-ow«. Dann hieß es bei jedem Wetter: »Steht bei den Booten!« Zuweilen rief uns die Flagge am Heck schon nach einer halben Stunde wieder zurück. Oftmals aber dauerte es zehn und mehr Stunden, ehe wir müde und hungrig und halbtot vor Kälte wieder an Bord kamen.

Glücklich der, dem es gelang, unter vierundzwanzig Stunden deren vier eines wohlverdienten Schlafes zu erhaschen – und dann war es nur ein gelegentliches Hindämmern in Ölzeug und voller Beklei-

dung. Manchmal aber kamen Stunden, wo die Müdigkeit trotz allem triumphierte, wo sich der Schlaf mit demokratischer Unparteilichkeit wie ein Bleigewicht auf alle legte, vom Kapitän bis zum letzten Schiffsjungen. Dann waren für uns weder Walfische noch sonst etwas vorhanden. Das Schiff wurde beigedreht, das Ruder festgelaßt, und alle Mann erfreuten sich an einem gesunden Schlaf, während der »Bowhead« führerlos weitertrieb wie ein richtiger fliegender Holländer.

Von den anderen Schiffen sahen wir nichts mehr; sie hatten alle schon die Heimreise angetreten und uns allein in dem weiten Eismeer zurückgelassen. Ganz spät, als wir ihn schon über alle Berge glaubten, kam noch einmal der »Alexander«, der unserer Schiffsgesellschaft gehörte, in Sicht. In einer offenen Bai vor der Küste von Prinz-Albert-Land ging er vor Anker, und wir brachten mit den Booten unser Fischbein dort an Bord. Bei der hohen Dünung entlang der Küste war es kein leichtes Geschäft, und der Kapitän verfolgte jedes einzelne der Boote mit Argusaugen, weil er ein Kentern befürchtete. Aber es war nur das wertvolle Fischbein, das seine Seele zittern machte.

Kaum war die kostbare Fracht an Bord, da setzte das andere Schiff alle Segel, braßte die Rahen vor dem steifen Nordost, und in schneller Fahrt entschwand es unseren Blicken. Heimwärts. Nach San Franzisko!

Immer wieder musste ich dem entschwindenden Fahrzeug nachsehen, bis die hellen Segel nur noch

als ein kleines, weißes Wölkchen auf der endlosen Wasserfläche zu bemerken waren.

Wenige Tage später kamen wir wieder vor der Herschelinsel an. Wir fühlten uns wohl und geborgen, als wir in der kleinen, aber sicheren Bai angekommen waren und die schwere Ankerkette rasselnd durch die Klüsen schoss. Es war mir wie aus dem Herzen gesprochen, als ich jemand neben mir sagen hörte: »It is like coming home!« Es ist, als ob man nach Hause käme! Mit diesem Augenblick – das fühlte ich unwillkürlich – hatte ein neuer Abschnitt in unserem Leben begonnen! Nach Berichten von Nordpolexpeditionen, die mir noch aus den heißverschlungenen Erzählungen vergangener Schulbubenzeiten vorschwebten, stellte ich mir solche arktische Winternacht als ein einziges süßes Nichtstun vor, obwohl die Gestalt Mr. Johnsons nicht recht in dieses Idyll hineinzupassen schien. Was sollte es denn zu tun geben, wenn das Schiff fest lag und es ohnehin zu dunkel war, um eine namhafte Arbeit zu verrichten? Der alte Schneeball hatte mich zwar schon etwas aufgeklärt in dieser Hinsicht: »Was es im Winter zu tun gibt?« hatte er spöttisch gefragt, »das lass du ruhig Mr. Johnsons Sorge sein! Der wird schon etwas für euch finden, damit ihr keine Langeweile bekommt!«

Und es sah fast so aus, als ob er recht behielte. Wieder wurden Kisten und Ballen umhergeschleppt, und Mr. Johnson stand dabei und trieb zur Eile an, als ob wir nicht zehn Monate Zeit für diese Dinge hätten. Dann wurde die Fangausrüstung aus

den Booten herausgenommen, diese mit Sägen und Äxten versehen, und von neuem dampften wir ins Meer hinaus.

Vor der flachen Küste des Festlandes, gegenüber der Insel, gingen wir vor Anker und machten die Boote klar, um eine Ladung des umherliegenden Treibholzes zu übernehmen. Zwei Tage lang arbeiteten wir unaufhörlich, während lange Züge von Wildenten mit höhnischem Geschnatter über uns weg nach Süden zogen. Ach, wer doch mit ihnen fliegen könnte! Nachdem jedes verfügbare Plätzchen mit Holz ausgefüllt war, traten wir wieder die Heimreise an, während welcher wir öfters beinahe festgehalten wurden in dem jungen Eis, das auf dem Wasser lag.

Als wir wieder in der Bai angelangt waren, wurden die Holzvorräte am Strand aufgeschichtet, und dann ging es ans Begraben der Boote. Das ist der letzte Akt der Saison und der offizielle Beginn des Winters. Sobald das Eis in der Bai genügend Tragkraft hatte, wurden alle fünf Boote an Land geschafft und dort am Strand kieloben nebeneinander aufgestellt und mit Sand zugedeckt.

Ja, nun war kein Zweifel mehr möglich – ein langer, harter Winter stand uns bevor. Vorbei waren die Träume und Hoffnungen auf baldige Rückkehr. Vergraben, wie die Boote im Sande.

# Winternacht auf der Herschelinsel

WIR WERDEN WIEDER ZU LANDRATTEN. –  
WINTERARBEIT. – DAS KOSTBARE TRINKWASSER. – EIN  
KAPITEL ÜBER SCHLITTENHUNDE. – BEGINN DER  
WINTERNACHT. – BARBARISCHE KÄLTE. – BESUCH IM  
SCHNEEHAUS. – TRAUERGE WEIHNACHTEN. – DER  
STIMMUNGSVOLLE KIRCHHOF.

Wie überall auf der Erde, so ist auch im Eismeer die Zeit der Tag- und Nachtgleiche die Zeit der Stürme. Und fast schien es, als ob sie in diesem Jahre zu ihrem gewohnten Ungestüm noch ein Übriges tun wollte. Während des ganzen Monats September heulten die Stürme bald aus Nordwest, bald aus Nordost und begruben alles ringsum tiefer und tiefer in dem weißen Schnee.

Aber das schlechte Wetter durfte uns in unserer Arbeit nicht aufhalten, denn es galt, das Schiff für die Winternacht herzurichten, ehe uns die große Kälte daran verhinderte. Zunächst musste das Deckhaus errichtet werden, ein aus mitgebrachten Brettern roh gezimmertes Haus, das von der Back bis zum Achterdeck über das ganze Großdeck reichte. Es war natürlich nur eine notdürftige Behausung, die einen gewissen Schutz gegen den eisigen Wind und den treibenden Schnee gewähren sollte. Das Dach bestand aus den großen Segeln, die über den nach vorn geschafften Besanbaum gespannt waren. Wenige Tage nach dem Einfrieren des Schiffes war

diese Arbeit beendet, und wir konnten nun an die eigentliche Winterarbeit denken.

Es war an einem trüben, rauen Oktobertage, als die ganze Mannschaft, wohlausgerüstet mit großen, ungeschlachten Sägen und mit den langstieligen »Gaffhooks«, die man beim Zerlegen des Walfisches gebraucht, über Land zog. Wieder einmal tappte ich blindlings hinter der Herde her und wunderte mich, was man wohl jetzt mit mir anfangen würde. Zunächst erstiegen wir eine im Hintergrund der Bai gelegene Anhöhe. Es kostete manchen Schweißtropfen, bis alle oben angelangt waren, denn der Berg war steil und die Seebeine revoltierten energisch gegen die ungewohnte Zumutung. Nachdem alle Nachzügler angekommen waren, ging es weiter querfeld-ein durch den knietiefen Schnee, bis wir die glatte Eisfläche eines großen Teichs erreichten. Das war unser Ziel. Hier sollten wir das Trinkwassereis für den Winter schneiden. Wir machten uns mit Feuereifer an die Arbeit, denn Mr. Johnson, der die Aufsicht führte, hatte nicht verfehlt, uns gleich am Anfang auseinanderzusetzen, dass er nicht vom Platze weichen wollte, ehe der ganze Vorrat geschnitten und an Land geholt wäre. Und wir wussten, dass Mr. Johnson ein solches Gelübde nicht um der bloßen Rede willen abzulegen pflegte. Dort oben kam mir zum ersten Mal zum Bewusstsein, was es bedeutet, in der eisigen Kälte eines arktischen Wintertages eine schwere Arbeit zu verrichten. Die Temperatur – es mochten wohl zwanzig Grad unter Null gewesen sein – war erbärmlich rau, und die leichte

Brise, die bald aus Norden, bald aus Nordosten wehte, machte die Kälte nur noch fühlbarer. War es schon eine Arbeit, die bereits zwei Fuß dicke Eisdücke zu durchsägen, so war dies doch ein Kinderspiel im Vergleich zu der Mühe, die es verursachte, die Stücke herauszufischen und am Ufer aufzustapeln. Die »Gaffhooks«, die man dazu verwendete, waren bald nur noch ein dicker Eisklumpen. Wir vollbrachten ein großes Tagewerk. Mr. Johnson machte beinahe eine befriedigte Miene, als seine kleinen, grünen Augen über die mit der Kante nebeneinander aufgestellten Eisstücke wanderten, die wie eine lange, dunkle Reihe Soldaten in der weißen, mondbeschienenen Landschaft dastanden. Er meinte auch etwas mürrisch, dass wir heute nicht ganz so faul und nichtsnutzig wie sonst gewesen seien – die höchste Skala des Lobes, zu der der Gestrenge sich aufzuschwingen vermochte. Bei völliger Dunkelheit erreichten wir endlich wieder das Schiff.

Von jetzt ab begann das regelrechte Winterleben. Über unsere seemännische Vergangenheit war der Schwamm gegangen, und wir hatten uns wieder in richtige Landratten mit einem geregelten Arbeitspensum verwandelt. Die Disziplin wurde selbst in den dunkelsten Tagen stets auf einem hohen Grad der Vollkommenheit gehalten. Und das war gut so, denn wer wollte durch all die langen, gleichmäßig dahinfließenden Monate, ohne die geringste Anregung von außen, seine Gemütsruhe bewahren, wenn ihm nicht die Rettung in Gestalt einer geregelten Tätigkeit zur Seite stünde! Und dann ist die kör-

perliche Arbeit auch das einzige wirksame Gegenmittel gegen die schlimmste Geißel aller Eismeerfahrer: den Skorbut. Wohl liegt der erste Keim dieser entsetzlichen Krankheit in dem Mangel an frischen Nahrungsmitteln, aber einen günstigen Nährboden findet sie nur in dem stagnierenden Blut eines durch ungenügende Tätigkeit erschlaferten Körpers. Und die umgebenden Umstände sorgten während des ganzen Winters für die nötige Tätigkeit. Für jemand, bei dem die Trinkwasserfrage zeitlebens mit dem Gang zum Wasserhahn erledigt ist, klingt es fast unglaublich, dass fast alle unsere laufenden Arbeiten in den Winterquartieren sich allein um diese Frage drehten. Nicht weniger als sechzehn Mann wurden der »Eismannschaft« zugeteilt. Sie hatten weiter nichts zu tun, als täglich zweimal den großen Schlitten über die Hügel nach dem fernen Eissee zu ziehen und von dort im Laufe der Zeit das Frischwassereis, das wir an jenem kalten Oktobertag geschnitten hatten, nach dem Schiff zu bringen. Alle übrige Arbeit an Bord oder in der Umgebung des Schiffes war der »Schiffsmannschaft« vorbehalten. Es war weder eine Ehre, noch ein Vergnügen, zu diesem letztgenannten Teil der Besatzung zu gehören, und darum setzte sie sich zusammen aus denen, die keine Gnade fanden vor den Augen der gestrengen Vorgesetzten. Selbstverständlich befand sich auch meine Wenigkeit darunter, nebst dem anderen Deutschen – man hatte uns das Abenteuer in der Beringstraße nicht vergessen. Als dritter gehörte dazu ein durchtriebener Jüngling na-



mens John aus Boston und zwei Eskimos, die wir Jack und Joe getauft hatten. Wir waren die »Mädchen für alles«, und man verwendete uns zu den unglaublichsten Arbeiten.

Unsere erste Aufgabe war, das Schiff mit einem Schneewall zu umgeben. Die Sache war durchaus nicht so einfach, wie man annehmen sollte. Es vergingen Wochen, ehe wir damit fertig waren. Da die umgebenden Schneebänke, aus denen das Rohmaterial gewonnen wird, stets hart gefroren sind, müssen sie mit der Säge bearbeitet und der Schnee in Würfeln von etwa einem Kubikmeter Größe nach dem Schiff gebracht werden, wo diese von einem als Architekt abkommandierten Bootsteurer geformt und beschnitten, und dann in kunstgerechter Weise längs der Schiffsseite aufgebaut werden. In dieser Weise wird allmählich rings um das Schiff ein etwa zwei Meter dicker Wall aufgeschichtet, der bis zur Höhe des Hausdachs reicht. Mittschiffs führt ein breites, mit Schneemauern eingesäumtes Portal nach dem Innern der Festung. Denn wie eine Festung steht das Ganze da, wenigstens solange der treibende Schnee die festen Umrisse des künstlichen Baues noch nicht verwischt hat. Eine Märchenfestung aus Eis und Schnee. Anfang November war diese Arbeit beendet, und nun mochten unsertwegen die Winterstürme heranbrausen und ihre ohnmächtige Wut an den Masten und Rahen, Ketten und Tauen der hohen Takelage ausheulen! Wir waren gerüstet für ihr Erscheinen.

Man sollte meinen, dass die Temperatur auf ei-

nem derartig eingehausten Verdeck auf eine ganz behagliche Höhe steigen würde. Doch das war durchaus nicht der Fall; vielmehr herrschte dort während des ganzen Winters eine barbarische Kälte. Alles war hart und steif gefroren, und Dach und Wände waren mit einer dicken Reifschicht überzogen, bei deren Anblick es mich jedes Mal mit einer Gänsehaut überlief. Nur der durch eine Bretterwand abgeteilte Achterteil des Deckhauses, von der Mitte der Großluke bis zum Rande des Achterdecks, war bewohnbar. Das war der »Bullroom«, der Salon des Schiffes. Hier hausten Steuerleute und Bootsteuerer und andere Götter und Halbgötter aus dem Achterteile. Hier saßen Sam und Schneeball beim warmen Ofen und spannen lange Garne mit bedächtig abgewogenen Worten. Zuweilen dröhnte dort auch die sonore Stimme des Kapitäns, gleich dem Brüllen des Löwen unter der Schar der geängstigten Lämmer. Den sonderbaren Namen Bullroom – eine Verunstaltung des Wortes »boilroom« – hatte der Raum deshalb erhalten, weil hier das Frischwasser-eis geschmolzen wurde. In der Mitte waren zwei mächtige, aus leeren Petroleumtanks hergestellte Kessel aufgestellt, unter denen Tag und Nacht ein wohlgenährtes Feuer brannte. In dem einen Kessel wurde Eis zu Koch- und Trinkwasserzwecken geschmolzen, während in dem anderen das als Waschwasser dienende Schneewasser hergestellt wurde.

Geradezu ungeheuerlich war der Holzverbrauch dieser beiden Öfen, und es stellte sich bald heraus, dass der mitgebrachte Vorrat auch nicht annähernd

imstande war, ihrem gesunden Appetit gerecht zu werden. Von nun ab wurde jeden Tag ein Hundeschlitten nach der Lagune geschickt, von wo wir im Herbst, kurz vor dem Einfrieren, die Holzladung an Bord gebracht hatten. Diese Schlittenpartien, die immer von einem Eskimo und einem Weißen begleitet werden mussten, waren nichts weniger als populär, denn der Holzplatz lag reichlich fünfzehn englische Meilen entfernt, was bei Hin- und Rückweg schon eine ganz ansehnliche Leistung war, ganz abgesehen davon, dass an Ort und Stelle das Holz erst mühsam unter dem Schnee hervorgeholt werden musste.

Von Rechts wegen sollte jedermann der Besatzung der Reihe nach mit dem Schlitten gehen, aber da gewöhnlich niemand wusste, an wem die Reihe war, so musste Mr. Johnson ein Machtwort fällen, das dann immer zuungunsten derer ausfiel, die er am meisten liebte. So kam es, dass ich im Laufe des Winters sehr, sehr oft nach dem Holzplatz an der Lagune wandern musste. Und ich ging nicht ungern. Es war eine Erlösung, für ein paar Stunden das erwünschte Schiff nicht mehr sehen zu müssen. Dafür nahm ich die Mehrarbeit gern in Kauf. Bei stillem Wetter war es sogar ein Genuss. Dann zündeten wir aus den trockenen Reisern dort draußen ein lustiges Feuer an und schauten den knisternden Flammen zu, wie sie in die stille, frostige Winternacht hinausleuchteten, und der Eskimo pflegte dann allerlei zu erzählen in seinem merkwürdigen Mischmasch von Eskimo und Pidgin-Englisch. Ein eigen-

tümlicher Reiz liegt in solchen Erlebnissen.

Es kamen auch Tage, die weniger beschaulich verliefen, Tage, an denen der Westwind wehte und man jeden Schritt des Weges gegen die schneidende Brise und den treibenden Schnee erkämpfen musste. Und es gab Tage, an denen die Schlittenhunde außer Rand und Band waren und keine Peitsche die Autorität wieder herzustellen vermochte. Wir hatten über 50 Hunde an Bord; zum Teil wahre Prachtexemplare. Aber gerade diese letzteren waren den Eskimos abgegeben worden, die im Auftrage des Kapitäns auf die Jagd gingen, oder sie befanden sich mit den größeren Schlitten auf der Reise nach dem Inland, um das erbeutete Renntierfleisch nach dem Schiff zu bringen. So blieb nur eine bunt zusammengewürfelte Gesellschaft von ausrangierten Kötern zurück, eine Art Hundespital, aus dem wir täglich die zehn bis zwölf brauchbarsten Exemplare heraussuchten. Alle hatten ihre scharf ausgeprägte Eigenart, und nur in einem Punkt stimmten sie alle überein – in ihrem unüberwindlichen Widerwillen vor dem Holzschlitten. Sobald dieses Marterwerkzeug vor dem Schiff aufgefahren wurde, gab es ein allgemeines »Rette sich wer kann«. In gestrecktem Lauf rannten sie querfeldein, und nach wenigen Augenblicken war im weiten Umkreis kein Hund mehr zu sehen. Wollte man sich ihrer Dienste vergewissern, so musste man sie schon Stunden vorher einzeln auf dem Eise fangen und im Deckhaus einsperren, aber selbst dann pflegten sie sich nicht kampflos zu ergeben.

Endlich hat man die ungebärdige Gesellschaft zu zwei und zwei an der Leine angeschirrt. »Gu, gu, Haui-i-i -i-i-!« ruft der Führer und lässt die Peitsche knallend durch die Luft sausen. Fort geht die Reise.

Doch wir sind noch nicht am Ende der Widerwärtigkeiten. Wie auf Kommando laufen mit einem Male alle Hunde über- und untereinander weg und machen aus Geschirr und Leine einen gordischen Knoten. – Oder es ist wieder einmal Muktuk, in dessen Hundegehirn es aufdämmert, dass sein Nebenhund Nammuk sich lange nicht so kräftig ins Zeug legt wie er selber. Das verdient Strafe. Flugs packt er den Sünder beim Kragen und schüttelt ihn mit viel Temperament. Das ist das Signal eines wilden Kampfes aller gegen alle. Für eine Weile sieht man nur noch einen wirren Knäuel zottiger, blutbefleckter Felle, weiße Reihen fletschender Zähne und dazwischen zahllose kleine Hundefüße, die schnell wie ein Mühlrad durcheinanderwirbeln.

Nur zwei- bis dreimal in der Woche ist Fütterung der Raubtiere. Diese Stunde kennen die armen Geschöpfe ganz genau und begrüßen sie mit einem von Minute zu Minute lauter und kläglich werdenden Geheul. Leider steht die erhoffte Mahlzeit in keinem Verhältnis zu dem gewaltigen Aufwand an Lungenkraft. Aus einem Fass verfaulten Walfischspecks, der selbst bei der großen Kälte einen schauderhaften Gestank verbreitet, wird jedem Hund ein Stückchen von dem ekelhaften Stoff zugeworfen, das dieser, zuerst mit den Augen und dann mit dem Maul,

gierig verschlingt. Kaum zwei Sekunden dauert die Mahlzeit, und die arme Seele hat wieder Ruhe für zwei bis drei Tage. Wer jetzt noch immer hungrig ist, der muss die Augen offen halten nach einer Gelegenheit zu einem Extraschmause. Und diese findet sich fast immer. Wehe dem Unvorsichtigen, der über Nacht eine Pelzjacke oder seine Stiefel im Bereich dieser Hundezähne zurückgelassen hat! Am nächsten Morgen sind sie längst den Weg alles Essbaren gewandert.

Ganz unversehens war der Winter in aller Strenge hereingebrochen. Immer kürzer wurden die Tage, immer matter und kraftloser das Licht der Sonne, die nur noch zur Mittagszeit langsam und zögernd hinter der bläulichen Eisfläche hervorkam, die den Horizont im Südosten begrenzte. Übernatürlich groß schien der feurige Ball und blutigrot, wie das Bild eines kranken, verlöschenden Auges. Dann kam ein Novembertag, wo noch einmal um Mittag der oberste Rand der Feuerkugel über der Eisfläche auftauchte, um Abschied zu nehmen für zwei lange, lichtlose Monate. Die Winternacht hatte begonnen.

Für den, der es nicht miterlebt hat, ist es nicht möglich, sich einen richtigen Begriff davon zu machen, was man unter einer Polarnacht versteht. Sie ist durchaus nicht identisch mit dem Begriff der kohlpechrabenschwarzen Finsternis. Im Gegenteil! Wenn etwas an ihr imstande ist, dem Menschen als bleibende Erinnerung anzuhafte, so ist es das eigenartige Spiel des wechselnden Lichts. Es mag

wohl die frostige Luft und die reflektierende Wirkung der grellen Schneedecke sein, die das Licht der zahllosen Gestirne so scharf und feurig erscheinen lässt. Selbst das Tageslicht war mit der Sonne noch lange nicht verschwunden. Zu Anfang der Nacht lag die Dämmerung täglich stundenlang über dem Horizont und tauchte den ganzen südlichen Himmel in glühende Farben von flammendem Rot und leuchtendem Blau, und selbst zur Zeit der Sonnenwende huschte um die Mittagsstunde ein verstohlener Streifen von fahlem Dämmerlicht durch das Dunkel der Nacht.

Ja, es ist wunderbar, das nördliche Eismeer, aber seine größten und schönsten Wunder enthüllt es nur dem, der sie mit den kalten Monaten der langen Winternacht bezahlen will. Liegt es nicht nahe, dass der Mensch während der langen, einsamen Wintermonate auf allerlei wunderliche Ideen verfällt? So nur kann ich mir die Anziehungskraft erklären, die ein am Fuße der Landzunge steil ansteigender Hügel auf mich ausübte. Er war durchaus nicht leicht zu ersteigen, denn seine Seiten waren wild zerrissen von dem Wasser, das im Frühjahr von dem Gipfel herunterrauschte, und der lose Schnee, der über den Schluchten und Rinnen lag, hat manche verräterische Fallbrücke, in der man bei der Dunkelheit gar leicht auf immer verschwinden könnte. Trotzdem erstieg ich fast täglich nach getaner Arbeit auf einige Minuten jenen einsamen, windgepeitschten Berggipfel. »Was der Mensch nur immer dort oben will?« pfl egten die Leute zu sagen. »Er ist verrückt!«

sagten einige, die mit einem Urtheil über anderer Menschen Wunderlichkeiten stets schnell bei der Hand sind.

Was ich dort oben suchte? Wenn ich das nur selbst gewusst hätte! Es war wohl die wunderbar feierliche Stille, die es mir angetan hatte. Dort oben herrschte ein tiefes, andächtiges Schweigen, in dem selbst die Natur voll schauernden Staunens den Atem anzuhalten schien. Der Himmel war rein und klar. Nicht das kleinste Wölkchen, nicht der feinste Nebel wagte die kalte Schönheit der flimmernden Sterne zu trüben. Es war, als ob die Winternacht mit ihren flammenden Nordlichtern und dem geisterhaften Mondschein einen lähmenden Bann über alles Leben geworfen hätte.

In allen diesen Monaten führte die Kälte ein strenges Regiment. Die Durchschnittstemperatur während der dunkelsten Tage betrug etwa dreißig Grad unter Null, und Ende Januar ging sie unter heftigen Schwankungen von zwanzig bis dreißig Grad, nicht selten bis auf fünfzig Grad herab. Fünfzig Grad unter Null! Solche Temperatur hat Hand und Fuß. Sie verfolgt den Menschen wie ein Gespenst. Kaum ist der heiße Atem aus dem Munde, da fällt er knisternd wie Reif zu Boden. Die Augenbrauen sind im Nu weiß gepudert, und die Haare zerfilzen zu einer eisigen Kruste. Und wenn eine Brise weht, dann schneidet sie scharf wie Messer in die Haut. Hart und unerbittlich ist solche Kälte und straft die Leichtsinnigen mit erbarmungsloser Strenge. Aber sie ist auch falsch und hinterlistig. Sie überfällt den



Wanderer wie der Dieb in der Nacht; sie legt sich um seine Stirn wie ein eiserner Reif; sie umgaukelt ihn mit tausend schönen Träumen, aus denen es kein Erwachen mehr gibt.

Gegen solche Kälte schützen natürlich nur die dicken, weichen Fellkleider der Eingeborenen. Mit dem Fortschreiten des Winters verschwand daher ein zivilisiertes Kleidungsstück nach dem anderen, und bald war, wenigstens äußerlich, zwischen Weißen und Eskimos überhaupt kein Unterschied mehr zu bemerken. Wer gute und warme Kleider tragen wollte, der musste sich mit den Eskimofrauen an Land gut stellen und sie stets reichlich mit Tabak versorgen.

Es war höchst interessant, den Frauen bei ihren Näharbeiten zuzusehen. Das eine Ende der zu nähenden Fellstücke wird mit den Zähnen festgehalten, die eine Hand spannt die Stücke straff, und die andere näht mit Renntiersehnen die beiden Teile Kante an Kante zusammen. Die Zähne sind überhaupt das Universalhandwerkszeug der Eskimofrau. Eine große Rolle spielen sie bei der Anfertigung der Stiefel (Kumaks). Die Winterstiefel sind aus Renntierfell und werden mit den Haaren getragen, aber das für die Sommerstiefel bestimmte Seehundfell muss mit den Zähnen so lang geschabt und geknetet werden, bis es zu einem gänzlich haarlosen, wasserdichten Leder geworden ist. Die Sohlen dieser Stiefel werden aus dem dicken Fell der Walrosse und der weißen Walfische hergestellt. Dieser zähe Stoff ist natürlich im ursprünglichen Zustand gänz-

lich untraktierbar und wird deshalb zuerst in einer nicht näher zu beschreibenden Flüssigkeit aufgeweicht und dann mit den Zähnen gestreckt. Bei solch ausgiebigem Gebrauch und Missbrauch unterliegt dieses unentbehrliche Handwerkszeug naturgemäß einer schnellen Abnützung, sodass es schon in den mittleren Jahren bis auf wenige Stummel verschwunden ist. Das ist natürlich eine fatale Sache – eine »Wahini« ohne Zähne steht schon mit einem Fuß im Grabe. –

Die auf der Herschelinsel ansässigen Eingeborenen sind in ihren Gewohnheiten nicht mehr so unverfälscht wie der »wilde«, nomadenhaft umher-schweifende Eskimo »vom Lande«. Sie sind »reich«; sie sind wohlbestallte Hausbesitzer und denken gar nicht daran, wie die Zigeuner im Lande herumzuziehen. Freilich sind diese Häuser nur aus Treibholz errichtete Hütten, die zum Schutz gegen die Kälte bis zum Dach mit einem aus Erdschollen aufgebauten Hügel umgeben sind. Im Sommer, wenn der Schnee verschwunden ist, sieht es gar übel aus in der Umgebung dieser Hütten. Wertloser Krimskrams, leere Konservenbüchsen, zerbrochene Schlitten, tote Hunde liegen liederlich umher und verbreiten eine säuerlich duftende Atmosphäre der Fäulnis und Verwesung.

Der Besitzer flüchtet dann vor seiner eigenen Liederlichkeit und geht mit seinem Zelt irgendwo anders hin, in die »Sommerfrische«, bis die Kälte den schlimmsten Gestank wieder aufgesogen und der gutmütige Schnee die hässliche Lotterwirt-

schaft mit einer weißen, winterlichen Decke zuge-  
deckt hat. Während des Winters ist dann nichts  
mehr zu sehen als eine hohe, hartgefrorene Schnee-  
bank, und nur die dünne, bläuliche Rauchsäule, die  
über dem Gipfel des Schneehügels in die frostige  
Nachtluft aufsteigt, verrät die Anwesenheit einer  
menschlichen Behausung.

Es ist nicht leicht, in solche Eskimohöhle hinein-  
zugelangen. Nachdem man den losen Schnee vor  
dem Eingang weggeschaufelt hat, kriecht man zwi-  
schen harten Schneemauern durch einen finsternen  
Tunnel, wobei man fortwährend über Hunde stol-  
pert, die dafür mit grimmigem Knurren und Zähnef-  
letschen quittieren. Endlich sind wir in dem dunk-  
len Wohnraum angelangt. Der einzige Ruhepunkt  
für das Auge ist ein mattrotes Licht, das irgendwo  
in dem Hintergrund mit stetiger Flamme brennt.  
Desto mehr gibt's zu riechen: eine dicke, muffige,  
tranige Atmosphäre.

Erst allmählich, nachdem das Auge sich an die  
Finsternis gewöhnt hat, beginnen die einzelnen Ge-  
genstände sich aus dem umgebenden Dunkel abzu-  
heben. Es ist eine niedrige Behausung, denn ihre  
Höhe ist nur berechnet für die kleinen Eskimogestal-  
ten. Der ausgewachsene »Kabeluna« muss daher  
schon eine Verbeugung machen, wenn er verhin-  
dern will, dass er mit dem Kopf den Reif von der De-  
cke fegt, der ihm dann eisig kalt über den Rücken  
rieselt. Mitten in der Decke befindet sich, genau wie  
in einer Schiffskabine, ein Decklicht, eine Art Fens-  
ter aus Eis, zuweilen auch aus einer dünnen, zähen

Fischhaut. Ringsum, entlang der Wände, führt eine erhöhte Plattform, auf der Renntierfelle, Fischnetze, Kochtöpfe, Schneeschuhe, kleine Kinder und was sonst noch zum Haushalt gehört, in genialer Unordnung übereinander liegen. Auf der hinteren Plattform sitzt mit verkreuzten Beinen der Herr des Hauses und füllt seine Patronen oder flickt an einem Fischnetz. In einer anderen Ecke kauert seine bessere Hälfte und raucht bedächtig ihre Pfeife oder kaut Gummi, wenn sie nicht gerade mit Näh- oder Flickarbeiten beschäftigt ist.

In solch gemütsruhiger, idyllischer Weise verträumt der Eskimo seine Tage; ein freier Herr auf freiem Land, ein kleiner König in seinem kleinen Reich. Aber wie bei so manchem anderen Freiherrn, so sind auch bei ihm der Stolz und die Freiheit die größten seiner Güter, und im übrigen kreist tagaus, tagein der hungrige Pleitegeier um seine bescheidene Wohnung. Wenn man bei einem Menschen die Phrase von dem Kampf ums Dasein mit Berechtigung anwenden will, so gilt dies für den Eskimo. Jeden Bissen Brot muss er sich erkämpfen, und jede Mahlzeit, die er verzehrt, muss er zuvor unter Gefahr seines Lebens den Klauen der Eiswüste entreißen.

Weniger häufig konnte man auf der Insel das herkömmliche Schneehaus sehen – die Wohnung der Eskimos, wenn sie sich auf Reisen befinden. Für den, der sich auf diese Kunst versteht – und das ist bei fast allen Stämmen der Fall –, ist die Errichtung eines solchen Hauses viel einfacher und weniger zei-

traubend, als man gemeinhin denkt. Aber auch abgesehen davon hat es den großen Vorteil, dass man das Baumaterial nicht erst mit dem Schlitten von einem Ort zum anderen mitzunehmen braucht, sondern es überall mitten in der Wildnis findet.

Wenn zwei Mann sich daran begeben, ein solches Schneehaus zu errichten, so schneiden sie zuerst aus einer Schneebank eine genügende Anzahl von Schneeblöcken heraus. Dann stellt sich der eine der Leute auf den erwählten Hausplatz und pflanzt ringsum im Kreise die Blöcke auf, die ihm der andere zuträgt, und zwar jede aufeinanderfolgende Reihe weiter nach innen gerückt, bis sie domartig in eine Spitze zusammenlaufen. Die Hauptkunst besteht nun darin, das Mittelstück richtig in die Spitze einzusetzen, denn solange das nicht geschehen ist, kann das mühsam errichtete Gebäude in jedem Augenblick wie ein Kartenhaus zusammenstürzen. Will man zur Erhöhung der Gemütlichkeit ein Übriges tun, so setzt man noch ein Eisfenster ein und baut einen Tunnel, der von der Tür hinaus ins Freie führt. Freilich darf man die Innentemperatur nicht allzu hoch werden lassen, ohne die Sicherheit des Hauses zu gefährden, aber wenn erst einmal die weichen Renntierfelle auf dem Boden ausgebreitet sind und das trübe Tranlicht seinen matten Schein verbreitet, dann ist es dort drinnen ganz behaglich. Mit der Ventilation ist es freilich nicht immer am besten bestellt, aber darauf legt der Eskimo keinen Wert. Ein bisschen Trangeruch gehört schon zur Gemütlichkeit.

Ich muss auch von den beiden anderen Schiffen berichten, die mit uns auf der Herschelinsel überwinterten. Das eine derselben, der »Narwhal«, war eine Bark wie der »Bowhead«. Sie hatte schon einen Winter hinter sich, und alle Mann dort drüben hatten für uns den Nimbus der Veteranen, obwohl sie, im Grunde genommen, genau solche Grönhörner waren wie wir selber. Überhaupt beneideten wir die Leute, denn man war dort so viel vernünftiger und es war lange nicht so viel des Kommandierens und Räsonnierens wie bei uns.

Das andere Schiff war die »Bonanza«, ein Schoner, der kaum größer war als die famose »Penelope«. Er führte nur drei Walfischboote und demgemäß auch eine bedeutend geringere Besatzung. Diese Leute – es waren übrigens zur Hälfte Deutsche – beneideten wir nicht, denn sie hatten für fünf Jahre gemustert. Fünf Jahre in einem Lande, in dem jedes einzelne Jahr wie eine Ewigkeit erscheint! Und das um eines einzigen unbedachten Augenblicks willen, in dem man wie ich im »Blauen Anker« eine Verpflichtung über Jahre seiner Freiheit, und nicht selten sein Todesurteil unterschreibt. –

Allmählich war das Weihnachtsfest herangekommen. Dem Amerikaner bedeutet dieses Fest nicht mehr als irgendein anderer Festtag, und darum verlief die Sache fast unbemerkt. Aber man müsste kein Deutscher sein, wenn man es ganz und gar vergessen könnte, zumal in solch weißer, winterlicher Umgebung, wenn man nicht träumen müsste von

Christkindern und Weihnachtsmännern, von Tannenduft und Weihnachtsliedern.

»Und den Menschen ein Wohlgefallen.« –

Ha, fort mit diesen Bildern, fort mit diesen Gedanken, die wie Hohn und Spott in dieser Wildnis widerhallen! Es war kein schönes Weihnachtsfest. Mehr noch als andere Tage war dieser dazu ange-tan, uns zu Gemüt zu führen, was wir alles entbehrten. Dazu kam, dass wir tags zuvor den armen Robert Hansen, den einzigen Menschen an Bord, der nicht mit allen seinen Mitmenschen in Feindschaft lebte, auf dem kleinen Kirchhof am Fuß des Hügels begraben hatten. Also Stoff genug zu allerlei nachdenklichen Betrachtungen.

Er war eine wunderliche, gänzlich weltfremde Persönlichkeit, dieser Robert Hansen. Noch heute sehe ich ihn vor mir, wie er damals an Bord kam; der dürre, hochaufgeschossene Junge mit den schlotterigen Gliedern und den großen Augen, die gar verwundert um sich schauten. Und wie er dann seinen wohlgefüllten Seesack auspackte und daraus statt des Ölzeugs nur gestärkte Hemden, Kragen, Krawatten und – schrecklich zu sagen – ein Paar Lackschuhe herausbeförderte. Er war einer der Menschen, die nur in ihren Träumen leben und der erste Windhauch des Lebens das Kartenhaus ihrer Illusionen zusammenwirft. Bald war er nur noch der Schatten des jungen, anscheinend so gesunden Menschen, der in San Franzisko an Bord gekommen war.

Nun ist aber ein Walfischfänger ein denkbar sch-

lechter Aufenthaltsort für einen Kranken. Man pflegt dort nur wenige Umstände mit ihm zu machen. Wenn er nicht gerade an der einzig rechtmäßig anerkannten Krankheit, des Skorbut, leidet, so wird er ohne weiteres unter die große Klasse der Simulanten gerechnet. So ging es auch dem armen Hansen. Erst in den allerletzten Tagen, als die Krankheit so weit fortgeschritten war, dass selbst in Mr. Johnsons Augen die Simulantentheorie sich nicht länger aufrecht erhalten ließ, wurde die Behandlung etwas angemessener. Von nun an brauchte er nicht mehr zu arbeiten, und der Kapitän kam mehrmals täglich nach seiner Koje, um sich nach dem Befinden zu erkundigen. Es waren aber gar eigenartige Krankenbesuche. Noch heute sehe ich ihn vor mir, wie er eines Tages nach unten kam und den Kranken, der mit hohlen Wangen und mit starren, fieberglänzenden Augen in seiner Koje lag, aufmerksam betrachtete.

»Kann ich vielleicht etwas für dich tun?« fragte er mitleidig.

»Es ist kalt hier unten«, antwortete der Kranke mit leiser, zitternder Stimme, »könnte ich vielleicht noch eine Wolldecke bekommen?«

»Was?« fuhr ihn da Johnny Cook mit fast beleidigter Miene an, »eine Wolldecke? Was in aller Welt willst du jetzt noch mit einer Wolldecke anfangen? In ein paar Tagen bist du ja doch schon tot, und bis dahin kannst du dich noch mit der einen behelfen.«

Wenn man einem Menschen im Leben nichts Gutes erwiesen hat, so ist es wenigstens anzuerkennen, wenn man ihm ein schönes Begräbnis bereitet.



Daran wenigstens hatte es dem armen Hansen nicht gefehlt. Es war eine schöne und eindrucksvolle Feier. Wohl hundert Eskimos und die gesamte Mannschaft der drei Schiffe hatten sich um das offene Grab versammelt, das wir in dreitägiger Arbeit aus dem steinhart gefrorenen Boden aufgeschüttet hatten. Die großen »Cressets« waren angezündet und warfen ein wildes Licht über die weiße Schneelandschaft, die sich unter dem mondlosen Nachthimmel ausbreitete. Der Missionar hatte kaum die letzten Worte des Gebets gesprochen, als alle Eingeborenen, wie von unsichtbarer Macht getrieben, in die herrliche Melodie des alten Chorals einfielen:

»There's a land that is fairer than day.« (»Es gibt ein Land, überirdisch schön.«)

Nicht der feierlichste Begräbnisdienst in der stattlichsten Kathedrale könnte sich in seiner Wirkung messen mit diesem Gottesdienst, der in den Tälern und Schluchten der einsamen Insel im fernen Nordland ein tausendfaches Echo weckte.

Der einzige, der eine störende Note in die Feierlichkeit brachte, war Mr. Johnson. Nachdem er sich zuvor mehrmals unwillig geräuspert hatte, unterbrach er den Missionar mitten in der Predigt.

»Schon gut, Mister!« fuhr er ihn an mit seiner Donnerstimme, »das wäre genug für heute! Es ist dreißig Grad unter Null hier draußen. Wenn Ihr noch ein bisschen weiter redet, dann sind wir alle zu Eiszapfen erfroren, und Ihr könnt die ganze Arbeit für jeden von uns noch einmal machen.«

Schon manchen jungen, hoffnungsfrohen Men-

schen hatten sie dort oben auf dem einsamen Kirchhof in dieser Weise zur letzten Ruhe getragen. Bereits reihte sich Grab an Grab, mit schlichten, mehr oder minder verwitterten Holzkreuzen geschmückt. Keines trug ein Datum, keines eine Inschrift – eine namenlose Reihe vergessener Menschen. Nur in das letzte Kreuz, hart am Fuße des Hügels, hatte jemand mit ungelenker Hand ein paar Buchstaben eingegraben. Sie waren bis zur Unkenntlichkeit verwittert und vermoost und den größten Teil des Jahres über zudem vom Schnee verweht. Neugierig, wie ich nun einmal bin, suchte ich eines Tages der Sache mit dem Messer auf den Grund zu gehen. – Mit einem Schauer überlief es mich, als sich die Buchstaben mühsam zusammenreiheten zu den inhaltschweren Worten:

»Wo diese schweigen, werden Steine reden.«

## Die Sonnenwende

RÜCKKEHR DER SONNE. – TÜCKISCHE SCHNEESTÜRME. –  
IHRE MAJESTÄT, DIE LANGEWEILE. – DIE TRÖSTENDEN  
TRANLAMPEN. – SCHNEEBALL WIRD UNPOPULÄR. – EIN  
UNHEIMLICHER GAST. – ARKTISCHE VEILCHEN. –  
VORBEREITUNGEN FÜR DEN SOMMER.

Langsam schlichen die dunklen Tage vorüber; eine einzige, endlose Nacht, in der die Tage sich zu Monaten und die Monate zu Ewigkeiten verzerrten. Zuweilen lag in langen Wochen zu jeder Stunde des Tages das bleiche Mondlicht über der Landschaft, und dann wieder kamen andere Wochen, wo ringsum alles schwarz und dunkel war, wo die Sterne, kalt und klar und übernatürlich groß, wie funkelnde Stahlspitzen am frostigen Nachthimmel standen und nur ab und zu ein unstetes Nordlicht einen flimmernden Schein durch das Dunkel warf. Und wie das alles sich tagaus, tagein in gleichem Wechsel abspielte, da war es uns allen, als ob das immer so gewesen wäre, als ob es nie einen Sommer gegeben hätte und die lange Winternacht kein Ende nähme. Gab es wirklich noch irgendwo auf dieser Erde eine Stelle, wo stolze Bäume ihre Äste zum Himmel recken und der lustige Bach im lachenden Sonnenschein durch das Wiesental eilt? Und gar erst die Städte mit ihrem Menschengewimmel, die Autos, die elektrischen Straßenbahnen – das alles war sicher nur ein Traum, und das einzig Wahre und Ge-

wisse war Nacht und Eis, und die weltverlassene Insel mit ihren Eskimo-Iglus und der »Bowhead« und Johnny Cook mit seiner pomadigen Miene und der leuchtenden Glatze, und dieser Mr. Johnson.

Doch auch eine arktische Winternacht hat einmal ein Ende. Ganz unmerklich kam es: der fahle Schein des Dämmerlichts, der alltäglich um die Mittagsstunde über die Gipfel der Berge huschte, die im Süden das Gesichtsfeld begrenzten, breitete sich mit jeder Wiederkehr weiter aus, und bald stand er stundenlang am Himmel, ein buntes, wechselndes Farbenspiel von Rot und Blau. Nun konnte es nicht mehr lange dauern, ehe die Sonne wieder käme. Und sie kam!

Wieder wie damals, vor beinahe zwei Monaten, als wir sie zum letztenmal gesehen, war es ein klarer, bitterkalter Tag, und wieder war der Himmel lebendig mit tausend Farben. Die hohe Bergkette des Festlandes glühte in dunkelvioletten Farben, und ihre scharfkantigen Gipfel waren getaucht in ein Meer von flammendem Rot. Kaum drei Minuten war die oberste Kappe der roten Feuerkugel zu sehen, aber dennoch lange genug, um einen Strahl der Hoffnung in die Seelen von Mensch und Tier zu senden, denn selbst die Hunde begrüßten die Erscheinung mit freudigem Geheul. – Wer nie im Schatten einer arktischen Winternacht gelebt hat, der weiß nicht, wie viel Trost und wie viel Freude in diesem ersten Sonnenblick liegt!

»Wenn die Tage langen, kommt der Winter gegangen.« Mit Siebenmeilenstiefeln hatten wir bald

die lange Nacht hinter uns gelassen, und wieder stand die Sonne stundenlang am Himmel. Doch ihr Licht war kalt und tot wie das des Mondes, und die Temperatur sank tiefer und tiefer mit jedem Tag.

Zyklone; Taifune, Pamperos habe ich erlebt, aber keiner unter ihnen ist so wild und unberechenbar und so unheimlich gewesen wie einer jener arktischen Schneestürme, wie sie zu jener Zeit oft über uns hinwegbrausten. Unvermittelt bricht er aus dem klaren, wolkenlosen Himmel herein und rast mit Donnergetöse dahin. Wie der heiße Wüstenwind den gelben Flugsand aufwirbelt, so erfasst er den pulverigen Schneestaub und treibt ihn mit furchtbarer Wut vor sich her. Mit Blitzesschnelle ist alles ringsum im dichten Schneetreiben verhüllt, so dass man kaum noch die Hand vor den Augen sieht. Ein wütendes Meer von feinen Schneestäubchen, hart wie Diamant und spitz wie Nadeln, bohrt sich in die Gesichtshaut. Wehe dem, der unterwegs von solchem Unwetter überrascht wird; ihm bleibt nichts anderes übrig, als sich in den Schnee einzugraben und in Geduld abzuwarten, bis der Hexensabbat vorüber ist. Und meist dauert das auch nicht allzu lange; nach ein bis zwei Stunden hat sich das Wetter ausgetobt, und alles ist wieder still und ruhig wie zuvor. Unter Umständen kann es aber auch tagelang dauern.

Während dieser Stürme, die im ganzen Monat März kaum jemals abflauten, waren wir auf unserem Schiffe von aller Welt abgeschnitten wie auf einer einsamen, sturmgepeitschten Insel inmitten ei-

nes heulenden, brausenden Meeres von treibendem Schnee. Oft war es tagelang unmöglich, das kaum hundert Schritte entfernte Land zu erreichen. Ja, selbst die wenigen Schritte bis zu dem dicht neben dem Eingang des Deckhauses errichteten Holzgerüst, auf dem man das Trinkwassereis aufgestapelt hatte, waren dann mit Lebensgefahr verbunden, und es musste ein Seil gespannt werden, um daran den Rückweg zu finden.

In solchen Wochen brütete die Langweile über dem »Bowhead« wie ein grinsendes Gespenst. Sie hockte im Bullroom auf dem kochenden Wasserkessel und lauschte den täglich eintöniger werdenden Gesprächen der Bootsteurer, sie trieb sich mit den halbwilden Hunden auf dem Deckhaus umher, wo die grimmige Kälte alles zu Stein erfroren hatte und der wilde Sturmwind mit donnerndem Getöse an den reifbeladenen Wänden rüttelte, sie war auch hinunter gestiegen in unsere Höhle, wo die kümmerliche Lampe noch immer mit dem gleichen mattgelben Licht durch die Finsternis schimmerte. Um der Dunkelheit einigermaßen abzuhelpen, hatte sich jeder, je nach Geschick, mit Hilfe einer Blechdose voll Walfischtran und etwas ausgefranstem Kabelgarn eine Tranlampe für seinen Privatgebrauch hergestellt, die er in seiner Koje befestigte. Tag und Nacht waren diese Lampen in Tätigkeit und erfüllten alles ringsum mit schwarzem, qualmendem Rauch und einem scharfen Trangeruch, an den sich nur die abgehärtete Nase eines Polarfahrers gewöhnen konnte.

Im vorderen Teile des Raumes stand der rotglüh-

ende, hitzesprühende Ofen, neben dem es sich die Kartenspieler bequem gemacht hatten. Ha, diese Kartenspieler! Für sie waren auch diese langen, langen Tage zu kurz, und sie mussten noch die halben Nächte in Anspruch nehmen, um ihre Kämpfe auszufechten. Ein Bild zum Malen war es, wenn sie auf der Bank neben dem Ofen saßen und der flackernde Schein des Feuers auf ihren erregungsblassen Gesichtern spielte. Ein jeder hatte neben sich einen Berg von schwarzem, abgegriffenem Plattentabak. Meist spielten sie vorsichtig mit kleinen Einsätzen. Nur ab und zu kam ein großer Coup; und dann kam die ganze Mannschaft zusammengelaufen und folgte dem Gang der Ereignisse in atemloser Spannung.

In jenen trüben, langweiligen Wintertagen hätte ich willig jedem hergelaufenen Teufel meine Seligkeit verkauft, wenn er mir etwas Ordentliches zum Lesen angeboten hätte. Aber von alledem war an Bord des »Bowhead« nichts vorhanden. Nichts als ein bisschen Schundliteratur, das ich mir zuweilen von den Steuerleuten erbettelte. Alles Machwerke der übelsten Sorte, die ich unter anderen Umständen nicht angesehen hätte. Aber dort habe ich sie verschlungen, den Buffalo Bill, den Nic Carter und anderes Zeug. Ich hatte einen förmlichen Hunger nach Druckerschwärze. Ich glaube, dass ich das Adressbuch von Groß-Berlin von A bis Z, und das Register von Andrees Handatlas mit samt den Anmerkungen durchgelesen hätte, wenn es mir unter die Finger gekommen wäre.

Bei uns sowohl wie im »Bullroom«, wo die Steuerleute und Bootsteuerer hausten, war alles Missgunst und Verdrießlichkeit. Auch dort saßen sie stundenlang neben dem Ofen am brodelnden Wasserkessel und führten giftige Gespräche mit halblauter Stimme, und wenn der Zufall einen von uns Grünhörnern in ihre Nähe führte, so riss plötzlich der Faden der Unterhaltung ab, weil es nun einmal mit der Disziplin nicht verträglich ist, wenn die Matrosen zu hören bekommen, dass die Vorgesetzten einander verlästern.

Namentlich Schneeballs Popularität war inzwischen nicht gewachsen. Es gab bald keine Schlechtigkeit mehr, die man ihm nicht andichtete. Weil er aber als farbiger Gentleman etwas auf seinen Ruf hielt, so litt er sehr unter diesen Verdächtigungen. Oftmals, wenn ich nach der Kombüse kam, um heißes Wasser zu holen, benutzte er die Gelegenheit, um mir ein Stück seiner Meinung über die Schlechtigkeit der Menschen im Allgemeinen und der Bootsteuerer und Steuerleute im besonderen zu geben.

»Hast du gehört, wie dieser blaunasige Mister Johnson mich wieder angeschnauzt hat?« fragt er mit rollenden Augen. »Ich sei ein Magenräuber! Ich ließe sie in der Kajüte verhungern, um mich mit dem ersparten Mehl bei den Wahinis beliebt zu machen! Ja, draußen an Deck kann er mir das alles sagen, aber hier in der Kombüse, zwischen meinen Messern und Gabeln, hätte er sich so etwas nicht einfallen lassen!«

Und so wie dem armen Schneeball ging es jeder-



mann an Bord. Alle lebten auf dem Kriegsfuße. Der Kapitän mit den Steuerleuten, die Steuerleute mit den Bootsteuern und die Bootsteurer mit den Matrosen. Die brütende Eintönigkeit des langen Winters hatte die Luft vergiftet. Der Eismeerkoller hatte alle erfasst. O, ihr Polarforscher, die ihr uns in euren schönen Büchern immer glauben machen wollt, dass an Bord eurer Schiffe in der langen Winternacht stets alles ein Herz und eine Seele gewesen ist, ich glaube euch nicht!

Zu allem Unglück tauchte gegen Ende des Winters noch ein anderes Gespenst auf. Das schlimmste, das der Seemann kennt: der Skorbut. Oft schon im Laufe der Reise hatte man diesen Teufel an die Wand gemalt und uns mit allerlei Vorbeugungsmaßregeln geärgert, bis schließlich keiner mehr daran glaubte. Aber auf einmal war sie da, diese unheimlichste aller Krankheiten, und grub ihre Zeichen in das aschfahle Gesicht und die tiefliegenden, blaugeränderten Augen ihrer Opfer. Heimtückisch und hinterlistig ist diese Krankheit, und niemand kann sicher wissen, ob er selbst schon davon befallen ist oder nicht. Oft schleicht sie wochenlang unerkannt durch das kranke Blut, bis sie eines Tages zum Ausbruch kommt. Dann geht es gewöhnlich schnell zu Ende.

Dennoch ist, dank der an Bord der Walfischfänger angewandten, etwas eigenartigen Heilmethode – niemand der Krankheit zum Opfer gefallen. Es war ein bisschen eine Kur nach Dr. Eisenbart. Mit den in dem geschwollenen Zahnfleisch schon ganz

lose gewordenen Zähnen mussten die armen Patienten rohe Tomaten und das zähe Renntierfleisch in rohem Zustande verzehren, und täglich mussten sie mit den geschwollenen Füßen mehrere Stunden lang in dem kalten Deckhaus auf und ab laufen. Keines der Bilder jener bösen Jahre ist mir so deutlich im Gedächtnis geblieben, als das der armen Menschen mit den bleichen, schmerzverzerrten Gesichtern und den fieberglänzenden Augen, die so mühsam auf dem Verdeck umherhumpelten. Wenn einer sich ermüdet gegen die Reling lehnte, wurde er unbarmherzig fortgestoßen. »Vorwärts! Marsch! Hier wird nicht geschlafen!«

So ging über Mühe und Not und tausend großen und kleinen Ärgernissen der lange Winter allmählich seinem Ende entgegen. Anfangs machte es uns Spaß, jeden verflossenen Tag im Kalender recht dick und fett auszustreichen, genau so, wie es die Soldaten zu tun pflegen. Das gab dem alten Schneeball einen willkommenen Anlass zu boshaften Bemerkungen. »Ja, so ist's recht, Jungens! Streicht nur immer hübsch durch! Im nächsten Winter wird euch Johnny Cook einen neuen Kalender geben!«

Im nächsten Winter? Der Gedanke war gar nicht auszudenken! Aber wie, wenn es nun doch ein richtiger Teufel wäre, den dieser alte Griesgram an die Wand malte? Möglich war ja alles hierzulande. Allmählich begannen wir darüber nachzudenken und wurden womöglich noch mürrischer und verdrießlicher wie zuvor und überdrüssig des kindischen Spiels mit dem Kalender und strichen keine Tage

mehr aus.

Ehe man's gedacht, war der Mai gekommen mit feuchter Luft, mit grauen, schweren Wolken und wirbelndem Schneegestöber. Aber es war nicht mehr der scharfe, nadelartige Treibschnee, den der Wind vor sich herfegte, sondern dicke, wollige Flocken, die lustig durcheinander tanzten und sanft auf Land und Eis herunterschwebten.

*Komm, lieber Mai, und mache  
Die Bäume wieder grün!*

Bei uns begann nun erst der richtige Winter, so wie wir ihn von der lieben Heimat her gewohnt waren, und was wir in den vergangenen Monaten erlebt hatten, das war eine Art Überwinter gewesen. Und doch waren auch diese winterlichen Maitage nicht ohne einen Vorgeschmack des nahenden Sommers. Mitten zwischen dem düsteren Schneewetter kamen Tage, an denen der Himmel so blau war, wie nur irgendwo im sonnigen Kalifornien, wo heller, flimmernder Sonnenschein über den Schneefeldern spielte und um die Mittagsstunde große, glitzernde Tautropfen von den Rahen und vom Tauwerk heruntertropften. Tautropfen! Seit Monaten das erste Zeichen erwachenden Lebens in dieser leblosen Natur!

Scharen von Spatzen – weiß der Himmel, wo sie sich während des Winters aufgehalten hatten – machten sich geräuschvoll bemerkbar, und ihr übermütiges Gezwitscher hörte sich herrlicher an wie die schönste Musik.

Und bald kam noch anderer, weit gewichtigerer Besuch.

Indianer – waschechte Rothäute mit knochigen, kupferfarbigen Gesichtern unter einem Schopf von pechschwarzen Haaren – kamen aus dem Inland, um den Bleichgesichtern die kostbaren Fuchsfelle anzubieten, die sie mit ihren leichten Schlitten oder gelegentlich auch auf dem Rücken der als Packesel verwendeten Hunde herbeischafften. Stolz und stattlich sahen sie aus mit ihren perlenbesetzten Mokkassins und den eng anliegenden Kleidern aus Elentierfell, von denen die langen Fransen fantas-tisch herunterhingen.

Ja, das waren noch die echten Rothäute, von denen man in den Büchern lesen kann!

Nun, wo der Sommer vor der Tür stand und unter der warmen Frühjahrs-sonne die Tautropfen wie dicke Tränen über die vergangene Winterherrlichkeit von den Dächern der Schneehäuser heruntertropften, rüsteten sich auch die Eskimos einer nach dem anderen zur Abreise. Würdig und schwerfällig, mit einer gewissen Feierlichkeit, wie sich das für einen Eskimo gebührt, packten sie ihre Sachen zusammen, und schweißstriefend schoben sie mit Kind und Kegel den schwerbeladenen Schlitten dem Festland entgegen. Dort draußen lagen sie der Jagd ob im Auftrag der Schiffe, die sie mit gefrorenem Renn-tierfleisch versorgten. Zuweilen brachte auch einer eine Ladung von Hasen und Schneehühnern und appetitlich aussehenden Lachsen und Forellen, die so hart gefroren waren, dass sie wie Gußeisen vonein-

ander brachen, wenn man mit dem Hammer darauf schlug.

Ist es ein Wunder, wenn solch' neuerwachtes Leben in der Natur bei einem unruhigen Geist die Lust nach neuen Abenteuern lebendig macht? Fortlaufen, desertieren –! Ein glücklicher Zufall hatte es mir ermöglicht, eine wunderschöne Karte des Eismeers aus Mr. Johnsons eigener Kajüte zu entführen. Die sollte mir noch große Dienste tun. Sie war mein Schatz und mein Geheimnis, das ich eifersüchtig vor fremden Blicken hütete. Oftmals, wenn die anderen schon lange schliefen, hatte ich sie in meiner Kojе ausgebreitet und beim Scheine der Tranlampe die verwegesten Reiserouten hineingezeichnet. Nach der Hudson-Bay, über den Mackenziefluß, nach der kanadischen Pazifikbahn. Aber die verlockendste Route von allen war entschieden die, die nach dem Klondike führte. Sie ging in südlicher Richtung geradeaus über die Berge nach dem Yukonfluß und von dort nach dem Klondike. Es waren nur lumpige siebenhundert englische Meilen! Die Goldfelder des Klondike! Das war mein neuestes Luftschloss.

Und wie die Tage immer länger, das Wetter immer wärmer und der Sonnenschein immer heller wurde, da stieg das Desertierungsfieber mit jedem Tage, und ich verwandte kein Auge mehr von den hohen blauen Bergen, die gar verlockend vom Festland herüber winkten.

Doch damit war noch nichts getan. Bei allem jugendlichen Unverstand war mir doch klar, dass

ohne die gehörige Ausrüstung: Schlitten, Gewehr, Patronen usw. nie etwas Richtiges aus der Sache werden konnte. Woher aber nehmen und nicht stehlen? Und wo wollte man stehlen, wenn sich keine Gelegenheit dazu bot? Die meiste Aussicht mochte man wohl haben, wenn man sich beim Holzholen mit dem Hundeschlitten davon machte, aber da trug man stets Sorge, dass ein oder mehrere Eskimos als Aufpasser mitgingen.

So verging eine Woche um die andere in fiebriger Untätigkeit, und schon begann der lange arktische Sommertag, wo es mit der Möglichkeit zum Fortkommen im Dunkel der Nacht endgültig vorbei sein würde.

Gerade zu dieser Zeit der Reise- und Desertierungspläne kam es mir einmal in den Kopf, den alten Jan zu besuchen, der Zimmermann auf der »Bonanza« war. Jan stammte von den friesischen Inseln und war, wie alle Leute, die von dort her kommen, ein blondhaariger, blauäugiger, überaus schweigsamer, verschlossener Riese, der für seine Mitmenschen selten mehr übrig hatte als ein mürrisches Knurren als Antwort auf eine Anrede. Aber an jenem Abend kam er zu meinem größten Erstaunen gerade auf mich zu und reichte mir seine gewaltige, hartgearbeitete Tatze.

»Na, adjüs, Jung,« sagte er mit seiner dröhnenden Stimme, »bliv man immer gesund.«

Da überlief es mich eiskalt.

»Du wirst doch nicht etwa- -«

»Ja, hüt Nacht geit's los,« flüsterte Jan mit einem

Seitenblick nach dem kleinen, wohlbeleibten Kapitän, der eben an Deck kam, »aber mach, dass du jetzt von Bord kommst. Da kommt der Alte.«

»Vielleicht sehen wir uns doch noch einmal wieder,« sagte ich im Fortgehen, nur um etwas gesagt zu haben.

»Lebendig nicht!« antwortete Jan sehr ernst.

In jener Nacht konnte ich lange nicht zur Ruhe kommen. Stundenlang irrte ich auf den Hügeln umher, und tausend Gedanken gingen mir durch den Kopf. Es war eine kalte, klare Nacht, wie geschaffen für ein abenteuerliches Unternehmen. Am nördlichen Himmel stand das blasse Licht des Tages, das über dem Horizont in allen Farben des Regenbogens leuchtete, bis es in einen breiten, blutroten Streifen überging, dort, wo der Himmel sich mit der unabsehbaren Masse des bläulich schimmernden Packeises zu vereinigen schien.

Am nächsten Morgen wehte ein heftiger Schneesturm, der den Verkehr zwischen den Schiffen beinahe unmöglich machte, aber trotzdem hatte sich die Kunde von der Missetat bereits herum gesprochen. Johnny Cook schritt mit gewaltigen Schritten im »Bullroom« auf und ab, und neben ihm trippelte der kleine Kapitän der »Bonanza«, der mit seinen kurzen Beinen und dem ansehnlichen Bäuchlein nur mühsam Schritt zu halten vermochte. Johnny Cook blähte sich wie ein Truthahn, und sein Gesicht war rot wie Feuer.

»Das sollte sich einmal einer von meinen Leuten einfallen lassen!« rief er mit seiner gewichtigen Bass-

stimme, »beim Teufel! ich würde ihn schon zurückbringen. Tot oder lebendig! – Yes, sir! Tot oder lebendig!« Aber Kapitän Moog war anderer Ansicht.

»Daraus mache ich mir schon gar nichts,« sagte er seelenruhig, »meinetwegen können alle fortlaufen. Wenn sie hungrig sind, kommen sie von selbst wieder zurück.«

Doch Jan kam nicht wieder zurück. –

Inzwischen hatte die Mitternachtsonne wieder ihr Regiment angetreten. Es kamen warme Tage mit blauem Himmel, mit strahlendem Sonnenschein und herrlichem Vogelgezwitscher. Wunderbar schnell zerschmolzen die hohen Schneebänke, und an ihrer Stelle bildeten sich große, glitzernde Teiche, in denen alles voll unruhigem Leben und voll bunter Abwechslung war. Zuweilen lagen sie still und regungslos, wie große, glänzende Spiegel, in denen sich der blaue Himmel betrachtete, zuweilen aber, wenn die leichte Brise darüber wehte, begann ein übermütiges Spiel unzähliger grüner Wellenköpfe, die mit dem silbernen Licht des Tages ein neckisches Tänzlein aufführten.

Tauwetter überall. Von allen Rahen und Decksaufbauten perlten die dicken, glänzenden Tropfen, von allen Schneebänken rieselten die Rinnen zu murmelnden Bächen, die sich donnernd von der steilen Küste ins Meer hinabstürzten. Da und dort begann schon der gelbe Sand oder ein Stückchen des moosigen – ach, so lange nicht geschauten Erdreichs zwischen der Schneedecke hervorzuschauen. Schneeglöckchen zeigten ihre weißen



Köpfe. Wunderschöne Veilchen und Vergissmeinnicht leuchteten zwischen den Sträuchern. Anemonen, Schlüsselblumen und bunte Glockenblumen wetteiferten an den Abhängen der Hügel mit ihren bunten Gewändern. Wildenten zogen schnatternd vorüber. Habichte kreisten in den Lüften, und aus den Erdhöhlen ertönte der unheimliche Schrei der Schneeulen. Warm und feucht war die Luft, und zuweilen stiegen dicke Nebel aus dem offenen Wasser, das sich draußen, jenseits der Insel, als ein breiter, dunkelblauer Streifen hinzog. Auch das Eis in der Bai und entlang der Küste zeigte breite Risse und Sprünge, die daran mahnten, dass es mit unserer Gefangenschaft nun bald zu Ende wäre.

Mit gutem Willen machte sich jedermann daran, das Schiff für die Sommerreise instand zu setzen. Der zu Anfang des Winters mit so vieler Mühe um das Schiff gebaute Schneewall wurde weggeschaufelt, das Haus über dem Verdeck wurde abgerissen und die dazu gebrauchten Bretter wieder aufgeschichtet; dann ging es ans Überholen der Takelage, der die Winterstürme gehörig zugesetzt hatten. Neue Taue wurden eingeschoren, die Blöcke überholt und mit neuen Scheiben versehen. Überall wurde gekratzt, geölt, geteert und geschmiert – kurzum, wir waren wieder Seeleute geworden.

## Wieder in den Walfischgründen

ABSCHIED VON DER HERSCHELINSEL, – AUF DER  
HOLZEXPEDITION. – EIS VORAUSS. – DURCHS PACKEIS. –  
ES FÄNGT AN »FISCHIG« ZU RIECHEN. – DAS  
ZERSCHMETTERTE BOOT. – RAUCH IM WESTEN! – ALTE  
BEKANNTHEIT. – BANKSLANDPECH. – DIE TRAUERIGE  
GEWISSHEIT: NOCH EIN WINTER!

Es war Anfang Juli, als wir von neuem die Ausreise nach den Walfischgründen antraten.

Über Nacht war das Eis in der Bai gebrochen und von der Flut in die offene See hinausgefegt worden. Wo gestern noch Eis gewesen, da waren jetzt nur noch graues Wasser und weißköpfige Wellen. Die beiden Barken rollten in der Dünung und rissen und zerrten an den Ankerketten gleich ungeduldigen Pferden, die den Zeitpunkt zum Aufbruch nicht erwarten können. Schwarze, qualmende Rauchwolken entstiegen den Schornsteinen.

Es war ein ganz feierlicher Augenblick, wie wir langsam die flache Landzunge umschifften. Dreimal ertönte zum Abschied die tiefe Stimme der Dampfsirene, und dreimal senkte sich an dem hohen Flaggenmast vor dem Hause des Missionars die rote Flagge Old-Englands. Schnell entschwand das altgewohnte Bild unseren Augen, und bald war nur noch der Gipfel des hohen Hügels wie ein flimsiges Wölkchen in der Ferne zu sehen. Etwas wehmütig war mir doch zumute, als diese kleine Welt mit ihren

tausend Erinnerungen so schnell – und vielleicht für immer – in der dunstigen Luft über dem westlichen Horizont in ein Nichts zerfloss.

Eine Weile noch hatten wir mit den schweren Eismassen zu kämpfen, die der Ostwind gegen die Insel herangedriven hatte, aber dann gelangten wir in offenes Wasser, wo wir Kurs auf Kap Kay Point hielten, dessen Umrisse sich fern im Osten wie eine Insel aus dem Wasser abhoben, und von dort ging es entlang einer hohen, jäh nach dem Meer abfallenden Küste nach dem weiter östlich gelegenen Kap King Point. Von hier läuft die Küste in weitem Bogen nach dem undeutlich in der Ferne erkennbaren Kap Sabine. Die Berge treten hier weiter zurück und machen einem flachen, sumpfigen Ufer Platz, das der natürliche Ablagerungsplatz ist für alles, was der nur wenige Meilen weiter östlich mündende Mackenziestrom aus den Urwäldern, die seinen Oberlauf umsäumen, herunterführt.

Hier nahmen wir eine Holzladung an Bord, denn der Kohlenvorrat, dessen unsere Maschine in den bevorstehenden Kämpfen mit dem Eis so sehr bedurfte, war beinahe erschöpft. So nahe der Küste, wie das bei dem seichten Wasser möglich war, gingen wir vor Anker und machten dann die Boote klar. In der Mündung eines kleinen Flusses lief unser Boot auf den knirschenden Sand.

Es war ein idyllisches Plätzchen; ringsum grünes Moos und bunte Blumen, und etwas abseits, mitten zwischen den umherliegenden Holzstämmen, stand ein Eskimozelt, vor dem ein lustiges Lagerfeuer un-

ter einem riesigen Kochtopf brannte. Eine Schar Wildenten, die es sich an dem sumpfigen Ufer bequem gemacht hatte, flog schnatternd und schreiend davon. Unser Sinnen stand indes nicht nach Wildenten, sondern nach den hier aufgestapelten Holzvorräten, denn Mr. Johnson hatte erklärt, dass er die volle Ladung noch vor Abend an Bord haben wollte. Und er pflegte solche Erklärungen nicht zum Vergnügen abzugeben.

Bald war jedes verfügbare Plätzchen im Schiffsraum mit Holz gefüllt, und selbst auf dem Verdeck türmte sich eine riesige Deckslast, deren Umfang weit über die von Lloyds internationalem Büro vorgeschriebenen Maße hinausging. Indes: Wo kein Kläuger, da ist auch kein Richter. Hier war niemand, der so etwas nachmessen konnte.

Noch waren die letzten Boote nicht ausgeladen, als schon der Anker gelichtet wurde zur Weiterreise. Die Aussichten für ein weiteres Vordringen schienen die allerbesten. Überall nur offenes Meer bis weit, weit nach Norden, wo sich das Blau des Himmels mit dem des Meeres vermischte. Nach übereinstimmender Aussage der Bootsteurer hatte man noch nie zuvor um diese Jahreszeit so wenig Eis gesehen. Jedermann war deshalb bei bester Laune.

»Weiß der Teufel!«, sagte Schneeball zu mir, »du hast eine gute Nase gehabt, wie du im *Blauen Anker* an Bord des *Bowhead* gemustert hast! Du wirst noch in diesem Herbst nach Frisko kommen mit so viel Dollars in der Tasche, dass du sie gar nicht alle wieder los werden kannst!«

Aber alle diese Träume hatten – wie das im Leben meistens so geht – ein kurzes Leben. Kaum hatten wir Kap Sabine passiert, als von oben die Stimme des Mannes auf Ausguck ertönte: »Sail O!« Schiff in Sicht!

Da zogen sich die hoffnungsfreudigen Gesichter sehr in die Länge, denn das Schiff konnte nur der »Narwal« sein, der einen Tag vor uns von der Herschelinsel ausgereist war und sich außerdem nicht mit Holzholen aufgehalten hatte. Wenn wir ihn trotz des Vorsprungs so schnell wieder einholen konnten, so gab es hierfür nur eine Erklärung: das Eis. Bei näherem Herankommen stellte sich die Vermutung als nur allzu begründet heraus. Das Schiff hatte an einem Eisfeld festgemacht, das sich quer zur Fahrtrichtung von Norden nach Süden in unabsehbarer Länge ausbreitete.

Unter diesen Umständen blieb uns nichts übrig, als neben unserem alten Wintergenossen anzulegen und in Geduld den Aufbruch des Eises abzuwarten. Wann dieser Zeitpunkt eintreten würde, das konnte niemand voraussehen; der Kapitän am allerwenigsten. Vielleicht konnten Wochen darüber hingehen.

Dieser Meinung waren wir Grönhörner, aber die beiden Kapitäne, die mit großen Schritten auf dem Achterdeck auf und ab schritten, schienen anderer Ansicht zu sein, denn plötzlich ertönte das helle Signal für die Maschine, und Mr. Johnsons mächtige Stimme hallte über das Verdeck: »Haul in your lines!« – »Los die Leinen!«

Da wir in gerader Richtung nicht weiter konn-

ten, sollte offenbar versucht werden, das Eisfeld in nördlicher Richtung zu umgehen. Es blieb nichts anderes übrig, als durch das Labyrinth der offenen Rinne, die die Eisfläche wie blaue Adern durchzogen, die Weiterreise nach Osten fortzusetzen. Anfangs folgten wir im Kielwasser des »Narwal« einer in nordöstlicher Richtung verlaufenden Rinne. Bald aber verengerte sie sich, bis schließlich die Spitzen der beiden Eiskanten zusammenliefen und quer über den Lauf der Rinne eine Eisbarriere bildeten. Der »Narwal«, der sich offenbar die Durchbrechung des Hindernisses nicht zutraute, wartete hier unsere Ankunft ab. Nun war der Augenblick gekommen, wo der »Bowhead« seine Künste zeigen konnte. Drei-, viermal rannte er mit Volldampf dagegen, bis er siegreich durch das Eis jenseits der Barriere ankam. Keinen Augenblick zu früh. Hinter uns hörten wir das Knirschen der gewaltigen Schollen, wie sie sich fester als je aufeinanderschoben und während wir in der offenen Rinne die Reise wieder aufnahmen, beobachteten wir mit nicht geringer Schadenfreude unseren Gefährten, wie er mit erneuten Angriffen, aber immer gleichbleibendem Misserfolg die stets breiter werdende Eisbarriere bearbeitete. Der »Bowhead« hatte seinen Konkurrenten glänzend aus dem Feld geschlagen.

In den folgenden Tagen habe ich zum ersten Mal das kennen gelernt, was nur wenige Menschen zu sehen bekommen: das richtige Packeis. Ja, das war nicht mehr der morsche, brüchige Stoff, mit dem wir es bisher zu tun hatten; das waren Gebilde, de-

nen man ansehen konnte, dass sie nicht von heute auf morgen von der See zerborsten und von der Sonne zerschmolzen werden, sondern dass sie mit all ihren verwitterten und zerklüfteten Kanten schon seit Jahrzehnten über das Eismeer segelten, und dass sie sich fühlten als Teile einer Masse, die dort seit Urzeiten das Regiment führte. –

Es war in den ersten Tagen des Monats August, als wir endlich wieder offenes Wasser antrafen. Die gewaltige Deckladung von Treibholz war inzwischen den Weg alles Brennbaren gewandert, und es fing an, wieder einigermaßen »ship shape« auszusehen. Niemand schien befriedigter darüber als Mr. Johnson. Gravitätisch wie immer schritt er auf dem Achterdeck auf und ab. »Es riecht fischig!« sagte er zu Mr. Lee, der als minder großer Sterblicher auf der Leeseite promenierte. Dabei musterte er mit kritischem Blick die weite Wasserfläche.

»Yes, sir,« antwortete der Angeredete nach einer Weile, »es riecht fischig.«

Die geübten Nasen der alten Seebären hatten sich nicht getäuscht. Kaum eine halbe Stunde nach dieser einsilbigen Unterhaltung ertönte der alte Schlachtruf: »Blo-o --o-ow!« aus dem Krähenneest. Schon waren wir ganz nahe an eine große Kuh herangetrieben, und Sam wiegte die Harpune in der Hand, als in diesem Augenblick höchster Erwartung in nächster Nähe die Bombe eines anderen Bootes explodierte. Das wirkte auf »unseren« Walfisch wie ein elektrischer Schlag. Mit einem einzigen Hieb seiner gewaltigen Fluke zerbrach er den langen Steuer-

riemen, als ob er ein Streichholz wäre, machte Kleinholz aus dem Tiller, schleuderte den Bootshaken weg, dass er wohl fünfzig Meter weit wie ein Pfeil durch die Luft schoss, und schlug obendrein noch ein klaffendes Leck durch die Planken im Achterende, von wo das Wasser in einem dicken Strom hereingerauscht kam. Gemäß unserer für solche Fälle schon längst beigebrachten Instruktionen legten wir die Riemen quer über das Boot und laschten sie fest mit eigens dafür angebrachten Schnallen. Da standen wir nun mitten im Wasser in hilflosem Wrack und nicht viel besser dran, als ob wir im offenen Meere trieben. Es war ein Glück, dass das Unglück zwischen Eisschollen geschah, denn draußen auf der offenen See hätten die Wellen den gebrechlichen Bau unseres Bootes vollends auseinandergerissen.

Noch hatten wir uns nicht von dem ersten Schrecken erholt, als ein anderes Boot, getaut von dem Walfisch, der – für uns sehr zur Unzeit – harpuniert worden war, in rasender Eile gerade auf unser gänzlich manövrierunfähiges Wrack herangestürmt kam. »Look out!« (»Achtung!«) schrie der Steuermann.

Ja, hier half kein Aufpassen mehr, weder bei uns, noch bei dem herankommenden Boote. Ob es einen Zusammenstoß geben würde, das lag nur beim Walfisch allein. Schnell wie der Blitz war das wilde Heer über uns. Gleich einer grünen Wand tauchte eine hohe Welle auf und rauschte über uns weg. Mir war, als ob der ganze Ozean über mich gefallen wäre. Mechanisch klammerte ich mich noch fester



an den Riemen, während um mich her alles erfüllt war von den grünen Fluten, die sausend und brausend vorüberrauschten. Tiefer und tiefer glaubte ich zu sinken bis zum Grunde des Meeres. In jenen Sekunden habe ich die ganze Skala der Empfindungen eines Ertrinkenden durchlebt.

Aber auf einmal, wie ich schon alles verloren glaubte, da kehrten Licht und Sonnenschein und frische Luft – köstliche frische Luft! – zurück. Und die Trümmer des Bootes hielten immer noch zusammen! Und wir lebten alle noch! Es war wie ein Wunder.

Lange noch mussten wir in unserer ungemütlichen Lage aushalten, ehe uns die anderen Boote zu Hilfe kamen. Glücklicherweise trieben wir gegen eine Eisscholle, wo wir aufs Trockene gelangen konnten; aber ach, dort draußen im Freien und in der wieder aufgefrischten Brise, die durch Mark und Bein ging, war es fast noch kälter als im Wasser.

Unterdessen konnten wir von unserm windigen Beobachtungsplatz aus zusehen, wie den Walfisch allmählich sein Schicksal ereilte und wie er längsseit festgemacht wurde. Viel zu langsam ging uns diese Arbeit vor sich, denn ehe der Walfisch gut und fest war – das wussten wir ganz genau – würde sich drüben keine Seele um uns kümmern, sintemalen Menschen lange nicht so wertvoll sind wie Walfische.

Aber schließlich nimmt alles einmal ein Ende, selbst eine Stunde auf einer Eisscholle. Wir waren

alle froh, als wir wieder die festen Decksplanken des alten »Bowhead« unter den Füßen spürten. Die Havarie des Bootes stellte sich als nicht so gefährlich heraus, wie man zuerst annehmen konnte. Mit Ausnahme einer zerschmetterten Planke an der Steuerbordseite war es unversehrt davongekommen. Bis der Schaden behoben war, blieben wir allerdings außer Gefecht gesetzt, zum großen Kummer Mr. Lees, der nach neuen Lorbeeren düstete. Wir anderen dachten anders. Was z. B. mich anbetrifft, so hatte ich schon wieder genug und übergenug der Walfischjagden für die ganze Saison. Wie bei dem vorhergehenden Walfisch nahmen wir auch diesmal nur den Kopf. Es war ein kleines Exemplar, das kaum 1500 Pfund Fischbein lieferte.

Mit dem schönen Wetter der beiden letzten Tage war es nun auf einmal vorbei. Ein dicker, undurchdringlicher Eismeernebel begann aus dem Wasser aufzusteigen, sehr zur Freude unseres Steuermanns, dem sich – wie er glaubte – dadurch eine günstige Gelegenheit bot, um ungestört sein Boot auszubessern. Aber der arme Mr. Lee hatte offenbar kein Glück in diesem Sommer. Gerade als die neue Planke soweit war, dass man sie in die Bootsseite einsetzen konnte, wurden schon wieder Walfische gemeldet, die man in dem dicken Nebel zwar nicht sehen, aber sehr gut hören konnte. In ohnmächtiger Wut schleuderte er den Hammer in die Ecke und machte seinem gepressten Herzen Luft mit einem gewaltigen »God damn!«

Doch alles Fluchen half hier nichts. Untätig

musste er zusehen, wie die anderen ihre Boote klar-  
machten und fast, ehe sie das Wasser berührten,  
mitsamt der Mannschaft in dem Nichts verschwun-  
den waren. Es war das erstemal, dass ich von der  
Perspektive des Schiffsverdecks einer Walfischjagd  
beiwohnte.

Ringsum lag der schwere, graue Nebel in der bek-  
lemmenden Stille, in der nur da und dort – manch-  
mal dumpf dröhnend aus weiter Ferne, manchmal  
laut röchelnd aus nächster Nähe – das Geräusch ei-  
nes Spauts widerhallte. Plötzlich aber vernahm man  
deutlich zweimal schnell hintereinander den schar-  
fen Knall der explodierenden Bomben.

»Fast boat!« – »Fest Boot!« sang der Kapitän aus  
und während er eilends an den Wanten der Vortake-  
lage herunterkam, erteilte er die Befehle. Um die  
Verbindung mit den Booten herzustellen, wurden Si-  
gnale mit dem Nebelhorn gegeben, die sich nach ei-  
nem für solche Fälle vorausbestimmten Code in glei-  
chen Abständen wiederholten. Die Boote antwor-  
ten mit Schüssen aus dem Bombengewehre, dessen  
heller Feuerstrahl, der selbst durch den dicken Ne-  
bel deutlich erkennbar war, die Richtung angab.  
Aber die Entfernung war hier nicht abzuschätzen,  
und so kam es, dass wir fast auf den toten Walfisch  
aufliefen. Viel hätte nicht gefehlt, und wir hätten bei  
der Gelegenheit auch noch zwei der Boote über den  
Haufen gerannt. Wieder waren wir längsseit einer  
Beute im Werte von mehr als 10000 Dollars. Wenn  
das so weiterginge –

Doch man soll den Tag nicht vor dem Abend lo-

ben. Der Nebel war nur der Vorläufer eines jener heulenden Südwester gewesen, die dem Schiffer in den Eisregionen so gefährlich sind. Schon begannen sich dicke Wolken am Horizont zu ballen und die ersten Windstöße heulten durch die Takelage. Mit fieberhaftem Eifer wurde daher die Beute in Sicherheit gebracht, dann die Rahen angebraßt, und fort ging es vor der steifen Brise, um womöglich noch vor dem Hereinkommen der Hauptmassen des Packeises unter den Schutz der Küste zu kommen. Eine abenteuerliche Sturmfahrt! Die schwarzen Wolken schatten jagten einander wie ein wildes Heer von finsternen Gespenstern, und der Wind zerrte an den Tauen, rasselte mit den Schotketten und blähte die Segel bis zum Zerspringen, während der Bug des davoneilenden Schiffes eine breite weißschäumende Straße durch die tintenschwarzen Fluten zog.

Land! Fast unnatürlich plötzlich tauchte es aus dem Meere auf, eine lange, dunkle Linie, die sich am südlichen Horizont hinzog. Geradevoraus lag die hohe, massige Kuppe von Kap Dalhousie und weiter im Osten war Kap Bathurst zu erkennen, vor dem sich, flach wie ein Pfannkuchen, die uns allen noch wohlbekannte Baillyinsel ausbreitete.

Dorthin hielten wir Kurs, denn dort in der kleinen Bai befindet sich der einzige gesicherte Ankergrund im weiten Umkreis. Und siehe da! Kaum war unser Anker gefallen, als auch schon der lange vermisste »Narwal« in Sicht kam. Er hatte eine weniger abenteuerliche, aber auch nicht so erfolgreiche Reise hinter sich. Er hatte die Vorsicht als den besse-

ren Teil der Tapferkeit erwählt und war nach dem missglückten Durchbruchversuch nach Kap Sabine zurückgekehrt, um dort den Aufbruch des Küsteneises abzuwarten.

Wieder vergingen lange und langweilige Tage des Wartens auf das Verschwinden des Eises, das der Nordweststurm wieder hereingetrieben hatte. Abscheuliche Tage! Man konnte glauben, dass jetzt, zu Anfang August, der Winter schon wieder seinen Einzug halten wolle.

Das Erstaunen war daher groß, als eines Abends, kaum drei Tage nach unserer Ankunft, der willkommene Ruf ertönte: »Smoke to the westward!« »Rauch im Westen!«

Schnell wurde die Rauchwolke größer, und hinter ihr zeichneten sich die Masten und Rahen eines Schiffes ab, von dessen Gaffel die Sterne und Streifen wehten. Der »Alexander«, dem ich im vergangenen Herbst so sehnsüchtig nachgeblickt hatte, kam in Sicht. Kaum hatte er neben uns Anker geworfen, als man ein Boot zu Wasser ließ, das den Kapitän an Bord brachte. Neugierig betrachteten wir die Leute der Bootsmannschaft. Weiße Menschen in europäischen Kleidern! Es gab also doch noch auf dieser Erde eine gesittete Welt mit gesitteten Menschen! Und was diese Leute alles zu erzählen wussten! Von den Heuerbaasen und den Strandläufern an der Wasserfront des alten Frisko, von der hohen Politik, von Teddy Roosevelt, von MacKinleys Ermordung, von John D. Rockefeller und von Jim Jeffries, der aus dem letzten großen Boxkampf um die Weltmeister-

schaft als neuer Stern am Sporthimmel hervorgegangen war. Und dann brachten sie gar noch Briefe aus der fernen Heimat. – Zu viel der wirren, widersprechenden Empfindungen sind in jenen Stunden auf meine arme Seele eingestürmt, als dass ich davon erzählen könnte.

Bald nach dem »Alexander« kamen auch, eins nach dem anderen, die übrigen Schiffe an und gingen in Lee der Insel vor Anker; im ganzen etwa zehn Fahrzeuge.

Wie der Westwind abflaute und das Eis langsam wegzutreiben begann, nahmen wir die Weiterreise wieder auf in der Richtung nach Banksland, dessen Südspitze, das hohe Vorland von Nelsonhead, wir etwa am 1. September in Sicht bekamen.

Aber es dauerte auch diesmal nicht lange, ehe wir wieder mitten drin waren im typischen Bankslandwetter. Wilde Böen, die der Ostwind wie schwarze, fantastische Schleier über den Himmel hinjagte; eisige Regenschauer, prasselnde Hagelwetter und tolle Schneegestöber. Grau und düster war alles ringsum, der Himmel, die Wolken, das Wasser, das Land und die Menschen.

Wohl vierzehn Tage kreuzten wir vor jener fernen Küste, ohne durch die Anwesenheit eines der anderen Schiffe gestört zu sein, und wären wir auch nur einigermaßen vom Glück begünstigt gewesen, so hätten wir hier einen großen Fang gemacht, denn an Walfischen war kein Mangel. Fast kein Tag verging, der nicht unsere Boote im Wasser gesehen hätte; aber keinen einzigen Walfisch haben wir in je-

nen Tagen längsseit gehabt. Es war, als ob wir das letzte bisschen Glück dort draußen im Packeis zurückgelassen hätten. So war es für uns alle wie eine Erlösung, als wir nach langem, fruchtlosen Umherkreuzen endlich die Rahen Vierkant braßten und mit voller Leinwand vor dem Oststurm davonjagten. Westwärts – heimwärts!

Schon nach drei Tagen waren wir wieder an unserm alten Liegeplatz vor der Baillyinsel angelangt, der sich inzwischen nicht zu seinem Vorteil verändert hatte. Nicht, als ob er je einen einladenden Eindruck gemacht hätte, aber jetzt, wo die weiße Schneedecke über dem flachen Lande lag, wo die stille Wasserfläche in der Bucht mit einer Haut von jungem Eis überzogen war und der niedrige, blaugraue Himmel sich darüber wölbte, da sah es gar öde und traurig aus.

Ein einziges Schiff – der »Alexander« – lag in der Bucht, offenbar in Erwartung unserer Ankunft. Kaum hatten wir Anker geworfen, als er Boote herüberschickte, um unser Fischbein abzuholen, während wir die unsrigen klarmachten, um – Proviant von dem anderen Schiff zu übernehmen. Proviant? Wozu? Mich überlief es kalt und wieder heiß dabei, denn wenn diese Arbeit überhaupt einen Sinn hatte, so konnte es nur der eine sein: Noch ein Winter! So war es also zur Wirklichkeit geworden das bange Gespenst, das in all den langen Monaten über uns gebrütet hatte; der Teufel, der schon lange umgegangen war und den doch keiner an die Wand zu malen wagte. Noch ein weiteres kostbares Jahr ver-

loren in dieser Eiswüste!

Kaum war das letzte Pfund Fischbein an Bord gekommen, als der »Alexander« die Leinen loswarf und mit vollen Segel davon eilte nach jener großen, lebendigen Welt, die irgendwo dort unten im Süden lag.

Bald waren die obersten Mastspitzen des heimwärts reisenden Schiffes unter den westlichen Horizont hinuntergetaucht, und wir waren wieder einmal allein im weiten Eismeer. –

Ungewöhnlich früh brach in diesem Jahr der Winter herein. Die Luft war klar und kalt, und das junge Eis in der Bucht wurde immer dicker. Wir mussten deshalb ebenfalls an die »Heimreise« – nach der Herschelinsel – denken.

Vorerst kreuzten wir aber noch in den Gewässern westlich der Baillyinsel, in der Hoffnung, an einen der westwärts ziehenden Walfische heranzukommen, denn da wir von den drei erbeuteten Walfischen nur den Kopf genommen hatten, gebrach es sehr an Tran für unsere Lampen und an Muktuk für die Hunde. Das Versäumte musste daher noch im letzten Augenblick nachgeholt werden, und die Befriedigung war groß, als auf der Höhe von Kap Dalhousie noch ein solcher Nachzügler in Sicht kam, der trotz hochgehender See in kurzer Zeit längsseit gebracht wurde.

Der Bursche verursachte uns ein paar Stunden der Aufregung, da er in der hohen See gewaltig in den Tallen riss, aber trotz Sturm und Wetter wurde nicht geruht, bis das letzte Pfund Speck an Bord



war. Dann ging es ans Kochen und Sieden, und während die flackernden »Cressets« einen blutroten Schein auf die weißen Segel und über die wilden Wellen des sturmgepeitschten Meeres warfen und die rußigen Rauchwolken wie schwarze Schleier hinter uns her zogen, hielten wir von neuem unseren Einzug im alten Winterhafen auf der Herschelinsel.

# Eine denkwürdige Begegnung

DER ZWEITE WINTER. – NEUE AUSFAHRT. – DAS  
GEKENTERTE BOOT. – KRITISCHE LAGE. – UNGNÄDIGER  
EMPFANG AN BORD. – EIN SELTSAMES FAHRZEUG  
KOMMT IN SICHT. – EIN HISTORISCHER AUGENBLICK: DIE  
VOLLENDETE NORDWESTLICHE DURCHFahrt, – EIS  
ÜBERALL. – NOCH EIN WINTER!

Soll ich nun auch noch von den Ereignissen dieses zweiten Winters berichten? Soll ich davon erzählen, wie abermals unter seinem kalten Hauch das weite Meer zu einer kalten, toten Eismasse erstarrte; wie langsam und stetig die lange Nacht wieder herangekrochen kam; wie in den endlosen Nächten die funkelnden Sterne immer größer und glänzender leuchteten, während die liebe Sonne schnell und ruhmlos ihre Gastrolle auf dieser Erde zu Ende spielte? Oder soll ich noch einmal erzählen von der langen Winternacht, von dem Haus, das wir aus den alten Brettern über dem Verdeck aufbauten, und von dem Schneewall, den wir ringsum auftürmten? Oder von Schlitten und Hunden und Eskimos? Oder von Hunger und Kälte, von Krankheit und Wahnsinn, von Not und Tod? Ach! Dann müsste ich ja die vorhergehenden Kapitel noch einmal erzählen! Das ist es ja gerade, was den Eismeerwinter für den zivilisierten Menschen so unerträglich macht, dass sich die Tage und die Jahre alle einander gleichen wie ein Ei dem anderen! Und dass doch ein jeder Tag

seine eigene Plage hat.

Es genüge daher, festzustellen, dass dieser zweite Winter verlaufen ist wie der erste, nur noch eintöniger, weil uns alles nicht mehr neu gewesen ist, und noch etwas hungriger, denn drunten bei den Proviantvorräten begann es bedenklich leer auszusehen. –

Es war kein schöner Sommer, der auf diesen zweiten Winter folgte. Während im vergangenen Sommer fast stets milder Ostwind wehte, der draußen auf dem Meere das Eis offen hielt, herrschten diesmal milde, nasskalte Hagelböen aus Nordwesten vor, die das Packeis hart gegen die Küste pressen. So oft wir auch auf den nahen Hügel hinaufkletterten, um nach den blauen Wasserstreifen Ausschau zu halten, die uns im vorigen Jahr so viel Freude gemacht hatten, wir sahen immer nur Eis und wieder Eis. Schließlich unterließen wir diese Kletterpartien und räsionierten noch mehr, als wir es während des ganzen Winters getan hatten, und bildeten uns ein, von allen guten Geistern verlassen zu sein.

Trotzdem konnten wir noch einige Tage früher als im vergangenen Jahre die Ausreise nach den Wal-fischgründen antreten. In dem seichten Fahrwasser, das sich als enger Kanal zwischen dem Festland und der endlosen Masse des Meereises hinzog, tastete das Schiff seinen Weg vorwärts bis zu unserem alten Holzladeplatz bei Kap Sabine, wo wir program-mäßig eine gewaltige Ladung an Bord holten. Immer längs der Küste segelnd, erreichten wir die Bail-

lyinsel und sogar das Kap Parry, wo auch schon unser alter Leidensgefährte, die »Bonanza«, vor Anker lag. Aber in der Kursrichtung nach Banksland, dem gelobten Land der Walfischfänger, lag immer noch dickes Packeis, und da zudem eine steife Brise aus Nordwesten das Eis noch mehr hereintrieb, blieb nichts anderes mehr übrig, als die Rückreise nach der Baillyinsel. Dort lagen wir wochenlang untätig, denn außer dem seichten Küstengewässer, wo es keine Walfische gibt, war und blieb alles mit Eis bedeckt.

Wir freuten uns, als die mit Sehnsucht erwarteten Schiffe aus San Franzisko wieder anlangten und mit ihnen frischer Proviant und Nachrichten von den Dingen, die sich im Laufe des letzten Jahres dort draußen in der Welt zugetragen hatten. Viel Denkwürdiges hatte sich ereignet. Der Russisch-Japanische Krieg war begonnen und beendet, ohne dass wir davon erfahren hatten, und man munkelte bereits davon, dass die kleinen gelben Kerle nächstens mit Onkel Sam anbandeln würden. Das alles schien mir ganz unverständlich. Längst schon hatte ich mich daran gewöhnt, die zivilisierte Welt als unerreichtes Paradies anzusehen, und konnte mir nicht vorstellen, wie Menschen, die in solchem Schlaraffenland leben durften, sich in einem anderen Zustand als dem der vollsten Glückseligkeit befinden konnten.

»Deutscher, was?« redete mich ein rothaariger Irländer vom »Alexander« an, »kannst froh sein, dass du jetzt nicht in Deutschland bist, denn der Kai-

ser würde dich holen. Der braucht Soldaten für den großen Krieg.«

»Krieg?« fragte ich bestürzt.

»Natürlich ist Krieg!« antwortete der andere mit Seelenruhe, »will's dir gleich mal zeigen.«

Und dann wühlte er aus seinem Seesack einen Pack Zeitungen hervor – weiß Gott, die ersten, die ich zu Gesicht bekam seit jener Unglücksnummer mit der Anzeige des Thomas Murray in der Batteriestraße! – Ja, das musste wohl seine Richtigkeit haben mit dem großen Krieg! Da waren sie abgebildet auf der ersten Seite des »San Franzisko Examiner«, die Schlachtfelder von Südwestafrika! Blut in Strömen und auf dem weiten Kampfplatz die Leichen wie Sand am Meer.

Es war ein unglückseliger Sommer. Das Eis verhinderte jedes Vordringen, und erst ganz spät in der Saison bahnte uns ein starker Ostwind den Weg nach Banksland. Bei Tagesanbruch bekamen wir die Südspitze des Landes in Sicht, und fast zu gleicher Zeit wurden vom Krähenneß aus die ersten Walfische entdeckt, die dicht unter dem hohen Lande in spielerischer Beschaulichkeit kreuzten. Es war nichts weniger als ein idealer Tag zum Walfischfangen. Ein feiner, durchdringender Regen rieselte vom düsteren, gleichmäßig bewölkten Himmel, und dazu wehte ein eisiger Nordost in launischen Böen, die den salzigen Wasserstaub über die Kämme der Wellen fegte. Über die Back und Luvreel brachen boshafte Sturzseen und ließen nach ihrem Verlaufen auf dem Verdeck schlüpfriges Glatteis und an den

Decksaufbauten lange, glitzernde Eiszapfen zurück.

Es wäre unter diesen Umständen ein Gebot der Vorsicht gewesen, wenn wir in unserem Boote das kleine, dreieckige Sturmsegel beigesetzt hätten. Aber unser ungeduldiger Steuermann, der schon allzulange vergeblich auf Walfische gewartet hatte, fürchtete durch das Beisetzen des Segels kostbare Minuten und damit auch die in Aussicht stehende Beute zu verlieren. Sam murmelte zwar allerlei Respektwidriges, als er das doppelt gereffte Großsegel heißen musste, aber als Seemann, dem das Gehorchen in Fleisch und Blut übergegangen, tat er doch wie ihm geheißsen. Es war eine tolle Fahrt. Unter dem Druck des Windes lag das Segel hart über dem Wasser und die Spritzer der überschlagenden Seen benetzten die weiße Leinwand. So jagten wir in rasender Eile über die Kämme der Wellen und klammerten uns dabei krampfhaft an die Luvreel, um das Boot vor dem Kentern zu bewahren.

»Da ist er!« sagte Sam mit unterdrückter Stimme, während er mit der Hand über den Kopf des Steuermanns weg nach einem Walfisch deutete, der hinter uns auftauchte, »hol durch die Schot!«

Ohne sich einen Augenblick zu besinnen, riss mir der Steuermann die Schot aus der Hand und holte durch mit beiden Händen. Das Segel flatterte im Winde, sausend flog der Baum nach der anderen Seite. Der ganze Druck einer vorüberbrausenden Bö legte sich auf das scharf angeholte Segel. Über und über ging das Boot, und – das Unglück war geschehen.

Wieder einmal wie schon vor Jahresfrist, befand ich mich hilflos und verlassen mitten im weiten Meere. Im Augenblick war ich gänzlich rat- und fassungslos. Was nun? Von irgendwoher hörte ich laute Hilferufe, aber sehen konnte ich nichts. Wohin ich blickte, überall türmte sich vor mir die gleiche grüne Wasserwand. Wasser überall! Nase, Mund, Augen, Ohren, alles war voll von der salzigen Flut.

Mit einemmal tauchte vor mir ein Tauende auf, offenbar die Wurfleine des Bootes. Sie war ein Rettungsanker in der höchsten Not. An ihr holte ich mich Hand über Hand entlang, bis ich gegen die Seite des gekenterten Bootes anrannte. Der weißglänzende gerundete Kiel wiegte sich auf dem Wasser wie der Körper eines toten Walfisches. In der Mitte ragte noch immer wie eine mächtige Flosse das »centre board« hervor, eine Art gleitender Kiel, den man bei seitlichem Wind durch den Boden des Bootes hinunterschiebt, um das Kentern zu verhindern; eine entsetzlich plumpe Vorrichtung, die überall im Wege ist. Oft schon hatte ich das Ding erwünscht, aber in jenem Augenblick erschien es mir als eine rettende Insel, denn es war inmitten der weiten Wasserwüste der einzige solide Gegenstand, an den man sich anklammern konnte. Gerade hatte ich mich dort oben festgesetzt, als dicht neben mir, puffend und fauchend wie ein Seehund, der Kopf des langen Sam auftauchte. Mit seiner katzenartigen Gewandtheit hatte er sich bald in Sicherheit gebracht, und mit Hilfe des langen Bootshakens, den er aus dem Wasser aufgefischt hatte, machte er

sich daran, die übrigen Schwimmer aus dem Wasser zu ziehen. Er machte seine Sache so gut, dass bald alle – nass und kalt natürlich und etwas außer Atem, – aber sonst mit heiler Haut im Trocknen angelangt waren, und an dem kleinen centre board kaum mehr Platz war für die vielen Zaungäste. Es war ein Wunder, dass alles so glimpflich abging, denn das Umhertreiben in dem eisigen Wasser bei solcher See ist keine Kleinigkeit, zumal wenn man durch dicke Kleider und Ölzeug am Schwimmen behindert ist.

Nur mit dem kleinen, dicken Jimmy verlief die Sache nicht so glatt. Wie alle seine Eskimolandsleute war auch er ein Nichtschwimmer und würde untergesunken sein wie ein Bleigewicht, wenn ihn nicht der vorübertreibende große Steuerriemen, an dem er sich festklammerte mit der letzten Kraft der Verzweiflung, vor diesem Schicksal bewahrt hätte. Und der gute Jimmy verlor keine Zeit, sich auf dem gekenterten Boot nach einem sicheren Plätzchen umzusehen. Voller Ungestüm drückte er jedoch den centre board hinunter, und wie auf Kommando glitten wir alle ins Wasser. Es gab ein großes Strampeln und Suchen nach neuen Plätzen zum Festhalten, aber die glatte Bootseite bot keinen Stützpunkt mehr außer der dünnen Kielleiste entlang des Rückens. Da hingen wir nun, einer neben dem anderen, mit den Fingerspitzen unserer halberfrorenen Hände, nass und durchfroren, wie eine Gesellschaft von Vogelscheuchen. Nie wieder in meinem Leben der Wanderungen und Abenteuer bin ich in so kriti-



scher Lage gewesen. Ringsum heulte der Wind und tobte die See. Von Zeit zu Zeit wurden wir hinaufgerissen in scheinbar schwindelnder Höhe, und im nächsten Augenblick brachen die Fluten sausend und brausend über uns zusammen. Kreischende Möwen segelten über das Wasser, und manchmal schossen sie so nahe vorüber, dass man den Luftzug ihres Flügelschlages spüren konnte. Deutlich konnte man dann den krummen Schnabel erkennen, man konnte das glimmernde Feuer in ihren gierigen Augen sehen, und ihr krächzender Schreiklang schauriger als das Heulen des Windes.

Das schlimmste aber war, dass man kein Gesichtsfeld hatte. Nichts war zu sehen als die Wellenköpfe. Wie, wenn man an Bord unseren Unfall gar nicht bemerkt hatte und uns nun elend ertrinken ließ? Später habe ich erfahren, dass höchstens 5 Minuten vergangen waren von dem Kentern des Bootes bis zu dem Augenblick, wo wir von den anderen Booten aufgelesen wurden. Aber wie lang waren jene fünf Minuten! Mir war, als ob eine Ewigkeit vergangen wäre, als mit einemmal fast direkt über uns ein flatterndes Bootsegel auftauchte. Nur noch dunkel entsinne ich mich, wie ich damals wieder an Bord des Schiffes gekommen bin, aber soviel weiß ich noch genau, dass wir als Dank für die ausgestandenen Gefahren mit einem fürchterlichen Donnerwetter bedacht wurden. »Immer wieder diese Steuerbordbugbootsmannschaft!« schimpfte der Kapitän. »Sie haben wohl geschlafen, Mr. Lee, wie die letzte Bö gekommen ist? Ich werde meinen Kajüts-

jungen zum Steuermann machen und Ihnen Wachspuppen als Mannschaft geben! Mehr wie kentern können die auch nicht.«

»Allright, sir!« antwortete der dienstfertige Steuermann.

Auf die Ereignisse der nächstfolgenden Tage will ich nicht näher eingehen. Es waren wieder die üblichen Bankslandtage mit Regen, Schnee, Hagel, Nebel und allem anderen Zubehör. Aber nachdem das Packeis endlich gewichen war, stand das Meer überall weit offen, und wir konnten ungehindert bis Prinz-Albert-Land vordringen, an dessen Küste wir drei weitere Walfische fingen.

Das Schiff hatte auf der Herreise sehr viel Eis angetroffen, darum entschloss sich unser Kapitän jetzt schon zur Rückkehr, ehe ihn die Tücken dieses ungewöhnlich eisreichen Sommers daran verhindern würden. Die Rückreise! Diesmal sollte sie auch die Heimreise sein! Nicht nur nach der verwünschten Herschelinsel, sondern nach dem sonnigen Kalifornien. Nun mochten wir meinetwegen jeden Tag einen Walfisch, oder auch keinen fangen, wenn er uns nur einen Schritt näher brachte dem ersehnten Ziel! Wie, wenn aber nun wieder –? Nein, das wäre zu ungeheuerlich, als dass man es ausdenken könnte!

Wieder war es ein trüber Herbsttag mit unruhiger See und heulendem Nordostwind. Im Osten, über den Bergkuppen des wilden Landes, hatte schon während des ganzen Tages ein Wetter gebrütet, dessen schwarze Massen die sinkende Sonne zu

verfolgen schienen und mit finster drohender Stetigkeit das Tageslicht verscheuchten. Fern im Westen aber, dort, wo jetzt der Bug unseres tapferen Fahrzeuges hindeutete, lag noch immer ein breiter Streifen von hellem Licht.

Bei günstigen Wind- und Eisverhältnissen hatten wir bald wieder die Baillyinsel erreicht, die wir diesmal ohne anzulegen passierten. Trotzdem noch alles frei von Eis war, schienen auch die anderen Schiffe dem Frieden nicht zu trauen, denn von Eskimos, die an Bord kamen, um Fische zu verkaufen, erfuhren wir, dass das letzte Schiff bereits vor einer Woche nach Westen abgedampft sei. Es war also wenig Aussicht, dass wir diesseits von Point Barrow noch mit den Schiffen zusammentreffen würden. Umso größer war das Erstaunen, als bald darauf Joe, der Kanakabootsteurer, seine mächtige Stimme aus dem Krähennest vernehmen ließ: »Sail O!«

Der Alte fuhr förmlich zusammen bei dem Ruf. »What's that – was gibt's da oben?« sang er aus mit Stentorstimme.

»Segel gerade voraus, ein Strich vor Luvbug, Sir!« kam die Antwort von oben.

Mit ungläubiger Miene ging der Kapitän in die Kajüte, um sein Fernglas zu holen.

»Kannst du ihn ausmachen?« schrie er hinauf, nachdem er längere Zeit das Glas auf das Segel gerichtet hatte, das, nunmehr auch von dem erhöhten Achterdeck aus sichtbar, über dem westlichen Horizont aufgetaucht war.

»No!« antwortete der Kanake, »ich habe das

Schiff noch nie zuvor gesehen. Scheint mir ein kleiner Kutter zu sein. – Eben geht die Flagge hoch! Hol mich der Teufel: eine Dutchmansflagge! Verflucht will ich sein, wenn ich jemals – – –«

Nun war die Reihe zu reden an Mr. Johnson, der schon lange genug auf eine Gelegenheit zur Betätigung gewartet hatte.

»Will der Kerl dort oben uns zum Narren halten, oder ist er selber verrückt? Kutter! Gibt's ja gar nicht! Und gar eine Dutchmansflagge! Seit zwanzig Jahren fahre ich hier im Eismeer und habe noch nie etwas anderes gesehen als die Sterne und Streifen!«

»Aber sagen Sie, Mr. Johnson,« unterbrach ihn der Kapitän, über den eine plötzliche Eingebung gekommen war, »wenn's gar der Dutchman wäre, der nächstens von der anderen Seite herüberkommen soll? Wie heißt er doch nur? – ja, richtig! Amundsen!«

»Mag schon sein,« antwortete Mr. Johnson, »so wird der wohl heißen, Amundsen, Petersen, Jansen, Hansen – der Teufel mag die Namen auseinanderhalten! Die Kerle heißen ja alle gleich.«

Obwohl das fremde Fahrzeug alle Leinwand beigesetzt hatte, liefen wir ihm schnell genug auf, so dass es bald auch vom Großdeck aus sichtbar war. In der Tat ein winziges Ding – nicht viel größer als einer der Fischkutter, wie man sie auf der Unterelbe sehen kann. Von der Gaffel wehte die rote Flagge mit dem schwarzen Kreuz – die Flagge Norwegens.

Bald hatten wir das Fahrzeug eingeholt und fuh-

ren dicht im Luv vorbei, sodass wir es genau besehen konnten. Der Eindruck war nicht sonderlich imponierend. Es war klein und plump, mit gelben, geflickten Segeln und schwarzgeteerten Planken. An dem breiten Heck stand in großen Buchstaben zu lesen: »Gjöa – Kristiania.« Auf dem Achterdeck standen Männer in Fellkleidern von merkwürdig frackartigem Zuschnitt.

»Hallo!« sang Kapitän Cook aus, als wir nahe genug herangekommen waren, »sind Sie Kapitän Amundsen?«

»Yes!« antwortete drüben ein schlanker Mann mit blondem Spitzbart.

Der Kapitän stierte eine Weile vor sich hin. Was, zum Teufel, sollte er jetzt sagen? Das altgewohnte Schema bei der Begegnung in jenen Gewässern »Hallo captain, how many whales have you got?« – »Wie viele Walfische habt ihr gefangen?« konnte man doch unmöglich auf diesen Fall anwenden.

»Wie lange schon unterwegs?« brüllte er endlich durchs Sprachrohr.

Keine Antwort.

»Wie lange Sie schon unterwegs sind?«

»Alright!« kam von drüben eine dünne, kaum hörbare Stimme.

»Was ich noch sagen wollte, Kapitän Amundsen, brauchen Sie vielleicht frischen Proviant, einen Sack Kartoffeln oder dergleichen?«

»Yes, alright!«, war wieder die einzige verständliche Antwort und dazu noch eine lange Rede in unverständlichem Englisch mit stark skandinavischem

Akzent.

»Vielleicht verstehen Sie nicht United States,« warf Mr. Johnson ein. »Du da,« wandte er sich an mich, der ich gerade dabei war, die Achterbrassen aufzuschießen, »bist ja auch ein Dutchman und kannst deine Zunge nach allen Richtungen drehen. Kannst mal hier den Dolmetscher machen.«

»Aber von der Sprache verstehe ich nichts,« wagte ich schüchtern einzuwenden.

»Was!?!« zischte er mich an, »du willst den Dienst verweigern?«

Meine vermeintliche Halsstarrigkeit hatte ihn in größte Wut versetzt. Für ihn gab es nur eine Sorte »Dutchman«, ob sie nun Holländer, Deutsche, Skandinavier, Finnländer oder gar Polacken waren. Wer weiß, wie die Sache ausgegangen wäre, wenn sich nicht der Mann am Ruder, ein kleiner Holländer namens Arnold, ins Mittel gelegt hätte.

»Ich kann diese Sprache sprechen, Herr,« sagte er mit phlegmatischer Höflichkeit, »ich habe drei Jahre auf norwegischen Schiffen gefahren.«

»Hätt'st das auch vorher sagen können.«

So wurde denn Arnold zum Dolmetscher ernannt. Aber, sei es, dass der Wind die Verständigung mit dem weit im Lee liegenden Schiffe unmöglich machte, sei es, dass Arnolds Norwegisch doch nicht mehr auf der Höhe war, Tatsache ist, dass die kleine »Gjøa« allmählich achteraus verschwand, ohne dass wir ein vernünftiges Wort von drüben gehört hätten. Langsam, wie ein Geist aus einer anderen Welt, war das seltsame Fahrzeug wieder weit

hinter uns in den Nebeln des trüben Herbsttags verschwunden.

Wir aber standen eine Weile sprachlos. So war sie endlich doch gefunden, die langgesuchte nordwestliche Durchfahrt, und wir waren Zeuge gewesen des historischen Ereignisses! Wir, die wir die großen Begebenheiten immer erst zu erfahren pflegten, wenn schon das Gras eines ganzen Jahres darüber gewachsen war, wir wussten nun auf einmal um eine richtige Sensation, lange ehe der geschäftige Draht die Kunde in alle Winde verbreitete!

Wenige Tage nach dieser denkwürdigen Begegnung bekamen wir fern im Westen das wohlbekannte Kap Sabine in Sicht. Dort trafen wir wieder auf größere Eismassen; schweres, altes Packeis, das in großen Feldern das offene Meer bedeckte, und wir mussten, genau wie bei der Ausreise, in der engen Rinne des seichten Uferwassers den Weg nach dem weiter westlich gelegenen Kap King Point suchen.

Schon am 10. September lag eine Schicht von jungem Eis auf dem Wasser. Einmal noch machten wir den Versuch, entlang der Küste nach Westen vorzudringen, aber wir waren noch nicht am Westende der Insel angelangt, als bei dem Zusammenstoß mit einem Eisberg der Klüverbaum zerbrach, der zugleich die Vormarsstenge mit über Bord nahm. Damit war unser Schicksal besiegelt, und was wir bisher kaum zu denken wagten, das war nun zur traurigen Gewissheit geworden: der dritte Winter.

# Das Hungerjahr

HALBE RATIONEN. – JIM, DER TYRANN. – DER GROßE  
ZAHLTAG. – DIE GELOCKERTE DISZIPLIN. – MEUTEREI IN  
PERMANENZ. – THEATERVORSTELLUNGEN IN DER  
»GROßEN OPER«. – EIN DANKBARES, ABER SEHR  
GEMISCHTES PUBLIKUM. – REISEPLÄNE. – ICH TREFFE  
MIT ROXY, DEM ESKIMOHÄUPTLING, EIN  
ÜBEREINKOMMEN. – AUF ZUR  
4000-KILOMETER-WANDERUNG!

»Well!« sagte Kapitän Cook, nachdem er der auf dem Achterdeck versammelten Mannschaft mit unverständlicher Stimme ein Kapitel aus der Seemannsordnung vorgelesen hatte, »das Lange und Kurze der ganzen Sache ist also dies: Wir sind für einen weiteren Winter stecken geblieben, und mit der Rückkehr nach Frisko ist es nichts – umso schlimmer für uns alle. Müssen uns verteuftelt zusammen nehmen, wenn die zwei Monate Proviant, die wir noch an Bord haben, bis zum nächsten Sommer ausreichen sollen. Von heut ab sind darum die Rationen vorerst auf die Hälfte herabgesetzt; dass mir also keiner bei der nächsten Gelegenheit achteraus gelaufen kommt und sich beklagt, dass er nicht genug zu essen bekommt. Müsst halt den Leibriemen ein bisschen enger anziehen. Kann euch gar nichts schaden!«

So waren also die schlimmsten Befürchtungen zur Wirklichkeit geworden. Halbe Rationen! Für ei-



nen Seemann gibt es kein Wort, das einen so bitteren Beigeschmack hätte wie dieses. Ein jeder, der längere Zeit zur See gefahren ist, hat schon einmal einen Vorgeschmack davon bekommen, wenn widrige Winde das Schiff aufgehalten haben und die Vorräte auf die Neige gegangen sind, oder wenn unterwegs der Proviant auf irgendeine Weise verdorben wurde. Das alles gehört zu den unvermeidlichen, gelegentlichen Wechselfällen, mit denen Poseidon seine Jünger zuweilen zu überraschen pflegt und die man deshalb auch nicht allzu tragisch nimmt. Aber ein ganzes Jahr der Hungersnot, wie es uns hier bevorstand, das ging doch weit über das gewohnte Maß hinaus.

Seine Majestät der Hunger hatte sein Regiment angetreten. Aus den »three square meals« (den drei handfesten Mahlzeiten), die ein Glaubenssatz aller echten Yankees sind, und an denen wir bisher auch durch alle Wechselfälle getreulich festgehalten hatten, wurden nun zwei Mahlzeiten, und als es auch dazu nicht mehr reichte, als die Portionen so klein wurden, dass man sie auch beim besten Willen und bei größter Fantasie nicht mehr als »Mahlzeiten« ansprechen konnte, da legten wir sie zusammen zu einer einzigen in vierundzwanzig Stunden. Und was für Mahlzeiten! Ein Stückchen Brot nach Pariser Maß und ein Stückchen Salzfleisch, das man mit der Lupe besehen konnte. Gemüse, Kartoffeln, Früchte gab es schon lange nicht mehr.

Einmal stöberte der Koch aus einer Ecke der Proviantkammer einige Blechdosen mit eingemachtem

Kraut auf, die dort wohl schon seit zehn Jahren lagen. Unter anderen Umständen hätten wir die Nase gerümpft vor solchem Zeug, denn es stank zehn Meter gegen den Wind, aber jetzt verspeisten wir es mit großem Appetit. Selbst das übelriechende Muktuk, das wir als Hundefutter zu benutzen pflegten, wurde gekocht und als Abwechslung im Küchenzettel freudig begrüßt. Mit einem Wort: es waren traurige Zeiten. Gut war nur das eine, dass reichlich von dem eigentümlichen Stoff vorhanden war, den man als Tee und Kaffee bezeichnete. So konnte man sich auf kurze Zeit wenigstens einbilden, dass man sich satt gegessen habe.

Heute kann ich mir gar nicht mehr richtig vorstellen, welcher Schatz ein Stück Brot in jenen Tagen für uns gewesen ist. Natürlich waren diese Brotrationen ganz genau abgemessen; sie waren ein Wertobjekt. Unter einem Preis von drei bis vier Pfund Tabak gab sie keiner her, und sehr oft war keines dieser kostbaren Brotstücke zu haben, weder für Geld noch Liebe noch für allen Tabak der Erde. Aber mit Leidenschaft wurde darum gespielt. Während der langen Abende nach getaner Arbeit saßen sie auf der Bank vor der Koje und spielten Poker. Jeder hatte vor sich einen Haufen Streichhölzer als Einsatz. Wer dann am Ende gewonnen hatte, der verspeiste mit Wonne des anderen Brot.

Merkwürdig, dass diese Hungersnot gar keinen nachteiligen Einfluss auf den Gesundheitszustand der Leute ausübte. Fast will es mir scheinen, als ob das Hungerleiden lange nicht so ungesund wie un-

angenehm sei. Mit Staunen habe ich den chinesischen und malaiischen Kulis zugesehen, wie sie in den Pausen beim Stauen der Schiffsladung ihre Mahlzeit einnahmen: ein bisschen Reis, Tee und ein wenig Pfeffer. Und leben nicht viele hundert Millionen Menschen in Indien von *einer* Mahlzeit pro Tag? Also!

Sehr nachtheilig sind dagegen die Einflüsse, die eine lange Hungerperiode auf den Charakter des Menschen ausübt. Niemand kann so rücksichtslos sein wie ein hungriger Mensch. Niemand ist so schnell bereit, zu zerstören, was er angebetet, und anzubeten, was er zerstört hat. Mord, Totschlag, Meuterei – einerlei. Irgend etwas muss jetzt biegen oder brechen. Eine tolle »Jetzt-kann-kommen-was-will«-Stimmung macht sich breit. Der Aufruhr rumort in allen Köpfen, und es bedarf nur der Rädelsführer, um ihn in die Tat umzusetzen.

Und an solchen Rädelsführern war kein Mangel. Da war der große dicke Jim Mac Kenzie; der Typus eines wildwestlichen Abenteurers. Seine Weltgewandtheit und die Tatsache, dass er mit seinen zweiundvierzig Jahren etwa zwanzig Jahre älter war wie die meisten von uns, verschaffte ihm einen großen Einfluss. Jim war der Herrgott in diesem Kreise. Er brauchte nur ein wenig aufzutrumpfen, und wie er sprach, so geschah es, und wie er gebot, so stand es da.

Jims Sekundant in seinen agitatorischen Bemühungen war Bowen, ein kleiner, schwächlicher, ausgetrockneter Mann, der es meisterhaft verstand, mit

schmutziger Zunge die Leute zur Raserei aufzustacheln. Er kam gerade von den Philippinen, wo er den Krieg gegen die Insurgenten mitgemacht hatte. – Von allen nutzlosen Geschöpfen, die ich je angetroffen habe, war er das schlimmste. Beständig lag er »krank« in seiner Koje und ließ sich bedienen wie ein Pascha. Dabei war er noch grob und unverschämt und behandelte uns, als ob wir seine Sklaven wären. Wir alle hassten und verachteten ihn, aber seinen Reden hörten wir doch gerne zu, denn er war ein geborener Volksredner mit beißendem Spott und agitatorischem Pathos.

»Habt ihr euch mal wieder geschunden, ihr Arbeitstiere?« pflegte er mit höhnischer Stimme zu sagen, wenn die anderen von draußen herein kamen. »Und für wen? Für was? Für das Stückchen Brot und für die Blechtasse voll schmutziger Brühe, die man hier Kaffee nennt! Kaffee! Die Schweine wollten so etwas nicht saufen bei mir zu Hause! Ihr seid mir die richtige pflaumenköpfige Gesellschaft! Habt Angst vor eurem eigenen Schatten! Warum macht ihr's nicht wie ich? Meldet euch krank! Seid ihr etwa nicht krank, beim Teufel? Das Fieber kann man euch ja aus den Augen sehen und der Hunger schaut euch zu allen Knopflöchern heraus. Meinetwegen schindet euch noch länger! Arbeitet! Arbeitet, bis ihr verreckt! – Zittre, meine Seele! wenn ich stark wäre wie ihr! Wenn ich Muskeln hätte wie einer von euch! Ha, dann könnte Johnny Cook einen Tanz erleben! Mit diesem Messer wollte ich seine schmutzige Hundeseele zum Teufel schicken! Aber

ich bin krank, todsterbenskrank, und stehe schon mit einem Fuß im Grab.«

Und damit fing er an zu husten und zu stöhnen, als ob es jeden Augenblick mit ihm zu Ende gehen sollte.

»Aber den Zahhtag,« pflegte er regelmäßig mit heiserer Stimme hinzuzusetzen, »den will ich erst noch erleben.«

Ja, dieser Zahhtag! Der spielte eine große Rolle in seinem traurigen Leben. Irgendjemand hatte ihm eingeredet, dass wir aus irgendeinem Grunde zu Unrecht angemustert wären und deshalb Anspruch auf eine Entschädigung von einem Dollar pro Tag hätten. Macht im Jahr 365 und in dreieinhalb Jahren über 1300 Dollars. Aber mit solcher Bettelsuppe gab sich der gute Bowen noch lange nicht zufrieden. Für die kurzen Rationen – und hatten wir nicht seit der Abfahrt von San Franzisko von kurzen Rationen gelebt? – verlangte er noch einmal einen Dollar für den Tag, ganz abgesehen von den Entschädigungen und Schmerzensgeldern für schlechte Behandlung. So wuchs der Zahntag allmählich ins Ungemessene, und Bowen wurde jeden Tag reicher wie die Magd mit dem Milchtopf in der Fabel. Seine einzige Sorge war nur die, ob die Gesellschaft, der unser Schiff angehörte – nebenbei bemerkt eine der reichsten in San Franzisko –, die gewaltigen Summen auch wirklich auf Heller und Pfennig bezahlen könnte. Er hatte sich die Geschichte von dem kommenden Dollarsegen so oft vorgeredet, dass er sie schließlich selber glaubte und auch fast alle anderen davon zu

überzeugen wusste. Die armen Kerle rechneten mit dem Geld, als ob sie es schon in der Tasche hätten.

Nur der dicke Jim gab sich nicht zufrieden. »Was kümmern mich die Dollars,« sagte er oft, »die sind doch alle rund und gehen fort für Whisky und für die Weiber. Es wäre nicht das erstemal. Bin ich nicht mit dreitausend Dollars und den schönsten Vorsätzen aus Mexiko zurückgekommen, und acht Tage später habe ich in Chikago auf der Straße gebettelt? Und hab ich nicht jetzt erst in Frisko, kurz ehe ich an Bord dieses verfluchten Kastens geraten bin, von den free lunch counters (Suppenküchen) gelebt und bei der Heilsarmee geschlafen, nachdem ich drei Tage zuvor mit einem Haufen von tausend Dollars von Nevada heruntergekommen war? Dollars! Die sind gut für einen Dego (Italiener), der daran kleben bleibt, bis er eine Gemüsehandlung anfangen kann, oder für einen stinkenden Hundesohn von einem Chinesen, der sie übers große Wasser schafft. Aber was sind die Dollars für unsereins! Nein, Rache ist es, was wir wollen! Hat uns diese glatzköpfige, scheinheilige Bestie nicht drei Jahre lang wie Hunde behandelt? Hat er nicht erst neulich den kleinen Joe so stark gestoßen, dass ihm noch acht Tage später alle Glieder geschmerzt haben? Hat er nicht dem armen Fritz bei Kap Nome zwei Zähne eingeschlagen? Ach, ein verflucht kurzes Gedächtnis habt ihr alle!«

So ungefähr lautete die Rede, die Jim alltäglich vor versammeltem Volk hielt. Und nie verfehlte sie ihre Wirkung. Allgemein war man der Ansicht, dass

der Kapitän von Glück reden konnte, wenn er mit zehn Jahren Zuchthaus als Strafe für seine Missetaten davon käme. Und diese Meinung schien selbst im Achterteil des Schiffes an Boden zu gewinnen. Fast sah es aus, als ob dem gestrengen Kapitän auf einmal Angst geworden wäre und er nun durch möglichste Milde das Vergangene vergessen machen möchte.

Mit dem Fortschreiten des Winters wurde das Quantum Arbeit, das getan wurde, immer geringer. Geradezu unerschöpflich war man in der Erfindung neuer Ursachen zu neuen Streiks. War es draußen windig, so nahm man das schlechte Wetter zum Vorwand, war es draußen schön, so erinnerte man sich daran, dass laut Seemannsordnung bei halben Rationen nur die dringend notwendige Arbeit zu verrichten war. Selbstverständlich gehörte dann die Arbeit, die gerade getan werden sollte, immer zu den unnötigen, und es gab große Diskussionen zwischen Kapitän und Mannschaft, welche Arbeit als notwendig und welche als nicht notwendig anzusehen war. Es wäre zum Lachen gewesen, wenn die Sache nicht einen so bitterernsten Beigeschmack gehabt hätte. Nichts wurde getan! Sogar das Einwallen des Schiffes mit Schnee wurde als »nicht notwendig« erklärt, und deshalb mussten wir während jenes Winters mehr frieren als in den beiden vorhergehenden zusammengekommen.

Kurzum, die Disziplin hatte völlig Schiffbruch gelitten. Es war einfach die Meuterei in Permanenz erklärt. Sogar die Verwaltung des Proviantes musste

der Kapitän schließlich aus den Händen geben. Um den Klagen über Bevorzugung von vorn und achtern ein Ende zu machen, wusste er sich nicht mehr anders zu helfen, als dass er den ganzen Fleischvorrat mittschiffs aufspeichern ließ, und wenn der Koch seine täglichen Portionen holte, durfte er es nur in Gegenwart von je zwei Zeugen von vorne und achtern tun, die genau aufpassten, dass keiner zu kurz kam. Aber dadurch wurde das gegenseitige Misstrauen nur noch gesteigert. Die Eifersucht wurde immer größer. Hass und Missgunst fraßen sich immer tiefer in alle Gemüter. Die Dinge trieben mit Riesenschritten einer Katastrophe entgegen.

Es war nur ein Glück, dass noch drei andere Schiffe in der Bucht der Herschelinsel lagen, sodass kein Mangel an Gesellschaft war und die grübelnden Gedanken wenigstens in etwas abgelenkt wurden.

Vögel mit gleichen Federn fliegen immer zusammen. Keines dieser Schiffe war für den Winter verproviantiert, und darum herrschte überall die gleiche Hungersnot. Und das war gut so; es hungert sich leichter in Gesellschaft.

Das alles tat jedoch dem gesellschaftlichen Leben keinen Abbruch. Im Gegenteil! In keinem der beiden vorhergehenden Winter war es so lebhaft zugegangen wie in diesem. In der richtigen Erkenntnis, dass nichts einen knurrenden Magen so schnell zu besänftigen weiß wie gute oder gut gemeinte Musik, wurden allwöchentlich im Missionshaus regelrechte Kammermusikabende veranstaltet. Tanz-



kurse mit Eskimodamen wurden eingerichtet (allerdings nicht im Missionshaus), und als das Frühjahr wieder ins Land kam, wurden draußen auf dem Eise regelrechte Fuß- und Baseballturniere ausgefochten.

Den Höhepunkt der Saison bildete aber das Theater – das nördlichste Theater der Welt. Und was für eines! Das hätte sich die gute alte Herschelinsel niemals träumen lassen, dass sie es einmal so weit bringen würde! Die Idee war von den Kapitänen ausgegangen, die es ganz gern sehen mochten, wenn die unruhigen Geister von den brütenden Aufruhrgedanken auf das angenehmere Gebiet der Theaterkunst abgelenkt wurden. Als Musentempel diente das große Storehaus an Land, das ja leider mangels Vorräten schon während des ganzen Winters leer stand. Die verschiedenen Zimmerleute wurden dazu abkommandiert, die Sache tiptop zu machen, und siehe da, der Erfolg übertraf die kühnsten Erwartungen. Es war ein richtiges Theater mit großer Bühne und breitem Vorhang, reich geschmückt mit stolzen Sternenbannern und bunten Wimpeln und Signalflaggen. Zum Überfluss fehlte auch nicht eine lange Reihe qualmender Tranlampen, die als Rampenlichter dienten. Über der ganzen Herrlichkeit aber prangte ein mächtiges Schild, auf dem in Riesenbuchstaben zu lesen stand:

»Hershel Island, Grand Opera.«

In dem weiten Raum war reichlich Platz für alle weißen und braunen Zuschauer. Allerdings war es anfangs immer etwas kalt, und der rechte Enthusias-

mus wollte nicht recht aufkommen. Man begeistert sich nicht bei zehn Grad unter Null im Theatersaal. Aber das hinderte nicht, dass das Theater ungemein populär wurde. Wir waren das Muster eines dankbaren Publikums. Es gab keine Vorstellung, die nicht vor überfülltem Haus in Szene ging. Und warum auch nicht? Der Eintritt war ja frei, und nur zuweilen, wenn die Schauspieler das Bedürfnis hatten, ihre Verluste im Pokerspiel wettzumachen, wurde eine Extragalavorstellung veranstaltet, zu der man ein kleines Eintrittsgeld in Gestalt von einem Viertelfund Tabak oder einem gleich großen Quantum Zucker entrichten musste. Das konnte sich jeder leisten und kam dabei immer noch auf seine Kosten. Hat es doch selbst ein berühmter Mann wie Amundsen nicht verschmäht, zuweilen diesen Vorstellungen beizuwohnen.

Der »Doktor« vom »Karluk«, der überall dabei sein musste, war die Seele dieses Theaters, und er war bei seiner Betriebsamkeit und seiner Vielseitigkeit der richtige Mann am richtigen Platz. Er war Regisseur, Kapellmeister und Theaterdichter in einer Person. Seine Verwegenheit schreckte vor nichts zurück. Er wagte sich mit seinem Ensemble an die schwierigsten Operntexte und verschmähte nicht die abgegriffensten Gassenhauer. An »Künstlern« war ja kein Mangel. Professionelle Jongleure, Taschenspieler, Bänkelsänger – alles war da, und keine Vorstellung verging, ohne dass ein neuer Stern am Theaterhimmel aufgetaucht wäre. International war dieses Theater im verwegensten Sinne

des Worts. Englische, portugiesische, deutsche, Kanaka- und Eskimolieder folgten in bunter Abwechslung. Gute und gut gemeinte, humoristische und sentimentale – meistens sentimentale. Da marschierte die »Wacht am Rhein« neben der »Marseillaise« und »Rule Britannia« neben der »Internationale«. Und sie fanden alle die Anerkennung des vorurteilslosen Publikums.

Darüber kam jedoch auch der lokale Teil nicht zu kurz. Er war sogar die Hauptattraktion. Die Vorzüge der Eskimodamen wurden in unzähligen Versen ins richtige Licht gesetzt. Stürmisch hallten ihre Beifallsrufe durch die weite Halle, und die Säuglinge in der Kapuze schrien jämmerlich dazu und gestikulierten aufgeregt mit den kleinen Händchen.

So war allmählich der siebzehnte März herangekommen, ein Tag, dem wir alle schon längst mit Hangen und Bängen als einem kritischen Tag erster Ordnung entgegensahen, denn da jährte sich zum vierten Mal der Tag unserer Anmusterung. Die 36 Monate, für die wir uns verpflichtet hatten, waren also abgelaufen und von Rechts wegen wären wir nun frei gewesen.

»Lieber will ich mir die Hand abhacken, als dass ich von dem Tage an noch irgend eine Arbeit tue,« sagte Jim, und die anderen pflichteten ihm eifrig bei. Keiner mehr wollte einen Finger krumm machen für Johnny Cook.

Tatsächlich verweigerten auch alle Mann die Arbeit. Aber der Kapitän, der schlaue Fuchs, schien auf die Sache vorbereitet zu sein, und es sah fast so

aus, als ob ihm diese neue Meuterei durchaus nicht unangenehm sei.

»Was erwartet ihr nun eigentlich von mir?« sagte er mit höhnischem Lachen. »Nichts mehr arbeiten wollt ihr? Als Passagiere soll ich euch nach Frisko bringen? Das könnte euch gerade so passen! Ich aber sage euch, dass ihr von heute ab arbeiten müsst, bis ihr schwarz werdet! Was ihr an rechtlchem Anspruch gegen mich zu haben glaubt, das könnt ihr später dem Staatsanwalt erzählen, aber solange ihr hier an Bord seid, habt ihr nichts zu tun, als arbeiten, gehorchen, Maul halten! Verstanden?«

»Ja, aber –« wagte jemand zu sagen.

»Wer hat hier noch etwas zu sagen?« brauste er zornig auf. »Hier gibt's kein Aber! Wer bereit ist, seinen Dienst zu tun, der bleibe hier stehen, und wer das nicht tun will, der stelle sich drüben längs der Steuerbordreel auf.«

Nun sahen alle unschlüssig einander an, wie sie immer in solchen Fällen zu tun pflegten, und dann nach dem allmächtigen Jim, was der tun würde. Der aber besann sich nicht lange, sondern ging hinüber nach der Steuerbordseite, und alle folgten ihm wie eine Hammelherde und ließen mich einsam und verlassen als einzigen Arbeitswilligen zurück.

Längst schon hatte ich mich daran gewöhnt, an Bord dieses Narrenschiffes alles für möglich zu halten, aber solche »Meuterei« war mir doch etwas ganz Neues. Die Don Quichote-Courage dieser einfältigen Menschen, die gänzlich wehr- und waffenlos angesichts der bis an die Zähne bewaffneten

Bootsteuerer revoltierten und sich dann mit Märtyrermiene in Eisen legen und in die Großluke befördern ließen, das war mehr, als ich, bei aller eigenen Unvernunft, begreifen konnte. Sicherlich hätte diesen Schritt auch keiner gewagt, wenn er sich nicht gefürchtet hätte vor dem allgewaltigen Jim Mac Kenzie, der grimmige Rache nehmen wollte an jedem, der nicht so tat wie er wollte.

»Mit dir werde ich noch abrechnen,« zischte er mich an, als sie ihn abführten, »bist immer ein falscher Hund gewesen!«

Doch mit der Bravadostimmung der »Meuterer« war es gar bald vorbei. Es war sehr kalt, sehr feucht und sehr ungemütlich dort unten im Laderaum, und darum kehrten die Sünder, einer nach dem anderen zurück, und ehe acht Tage vergingen, waren sie wieder alle an der Arbeit. Dem Kapitän aber war sein billiger Triumph in den Kopf gestiegen. Er blähte sich wie ein Pfau und wurde womöglich noch anmaßender wie je zuvor.

»Eure 36 Monate sind abgelaufen, sagt ihr? Umso schlimmer für euch! Wem's hier an Bord nicht mehr gefällt, der mag meinerwegen zum Teufel gehen! Versucht euer Glück draußen auf dem Eis. Ich gebe jedem noch eine Ausrüstung mit auf den Weg, damit er sobald nicht wieder zurückkommt. Froh um jeden, den ich nicht mehr zu sehen brauche. Könnt nun machen, wie ihr wollt, aber wer hier an Bord bleibt, der merke sich ein für allemal, dass ich, und nur ich allein, Kapitän an Bord des *Bowhead* bin! Verstanden? –«

Ich aber betrachtete von dem Tage an die blauen Berge, die von dem Festland herüberwinkten, mit ganz neuem Interesse. Hatte er nicht gesagt, er sei froh um jeden, der fort ginge und gäbe ihm noch Proviant mit auf den Weg? Also! Da war ja die Erfüllung des Traumes meiner letzten drei Jahre in greifbare Nähe gerückt. Alaska, das Wunderland, und der Klondike mit seinen Goldfeldern! Und dann das große Nordwestterritorium mit den unermesslichen Wäldern, den riesigen Seen und den gewaltigen Strömen! Das alles war in meiner Fantasie schon längst zu einem Paradies geworden.

Und wie das Frühjahr ins Land kam und die Sonne täglich wärmer schien, da wuchs – wie immer um diese Jahreszeit – die Reiselust mit jedem Tag. Ich brachte in Erfahrung, dass ein Eskimo namens Roxy eine Reise nach dem Fort Mac Pherson, dem am weitesten vorgeschobenen Posten der Hudsons Bay Kompanie, in Aussicht habe und machte mich schleunigst auf, um diesen Mr. Roxy zu besuchen.

Bei meinem Eintritt begrüßte seine Wahini mich freundlich, aber Roxy war so eifrig mit dem Flickern eines Fischnetzes beschäftigt, dass er mich nicht bemerkte. Ich ließ mich dadurch nicht abschrecken, sondern machte mich daran, den Zweck meines Kommens auseinanderzusetzen. »Hm, naguruk«, brummte er, als ich geendet hatte, »bring mir das Kaukau, das dir der Große Häuptling versprochen hat, und ich will dich mitnehmen zu den Kabelunas am Mackenzie.«

Wie ruhig und gleichgültig er das sagte. Gerade so, als ob es sich um eine Schlittenfahrt nach unserem Holzplatz drüben auf dem Festland handelte! Auf tausend Einwendungen war ich gefasst gewesen, aber so – ich konnte es fast nicht glauben, dass er's ernst meinte und dass es doch noch zu der 4000-Kilometer-Reise kommen sollte, von der ich so lange geträumt hatte!

Kapitän Cook machte große Augen, als ich ihm mein Vorhaben mitteilte, denn er hatte natürlich nicht geglaubt, dass ihn jemand beim Wort nehmen würde. Nach einer gut gespielten Komödie zögernder Bedenklichkeit gab er jedoch seine Zustimmung und rieb sich im geheimen vor Vergnügen die Hände, dass er mich so billig los geworden war. Denn der »Knabe Karl« war ihm schon längst fürchterlich geworden. »Vielleicht,« so dachte er, »geht er unterwegs zugrunde; aber darüber wasche ich meine Hände in Unschuld, denn er hat's so gewollt. Vielleicht kommt er auch wieder mit heiler Haut nach Frisko, aber immerhin zu spät, um mir noch gefährlich werden zu können. So oder so bin ich den unheimlichen Menschen los.«

Mit der versprochenen Proviantlieferung sah es allerdings schlimm aus. Ein Sack Mehl, eine Kanne Sirup, eine Kiste Reis und etwas Büchsenfleisch. Reichlich wenig für eine Reise von 4000 Kilometer!

An einem Apriltage des Jahres 1906 kam dann endlich der große Tag der Abreise. Eisig kalt fegte der Wind über die Eisfläche und jagte den hartgefrorenen Treibschnee vor sich her. »Zum Abschiedneh-

men just das rechte Wetter.« Drüben zwischen den Iglus stand unser schwerbeladener Schlitten und die fünf Hunde lagen bereits angeschrirt im Schnee und heulten zum Steinerweichen. Alle weißen und braunen Bewohner hatten sich vor Avoyuuks Iglu versammelt. Dann gab's ein großes Händeschütteln. Frau Roxy setzte sich an die Spitze des Zugs und rief den Hunden ein ermunterndes »Gu, gu-u« zu; Roxy ließ dazu die Peitsche einmal knallend durch die Luft sausen. Vorwärts ging die Reise.



## Mit Roxys Karawane

AUFBRUCH ZUR REISE NACH DEM FESTLANDE. – EINE  
FANTASTISCHE KARAWANE. – UNSER ERSTES ZELTLAGER.  
– EIN IDEALER LAGERPLATZ. – UNGEBETENE GÄSTE. –  
BÖSE ZEITEN. – DAS GROßE FESTMAHL. – DIE  
VIELGEPLAGTEN WAHINIS. – DAS »HULA-HULA«. – DAS  
BEGEHRTE MOKPORAH. – VERZWEIFELTE LAGE. –  
NIEMALS ZURÜCK!

Es war spät abends, als wir uns auf den Weg machten, denn in jenen nordischen Gegenden, wo im Sommer das Tageslicht zu jeder Stunde am Himmel steht, werden alle Reisen in diesen Monaten in den Nachtstunden ausgeführt.

Wir kamen nur langsam vorwärts, denn der kalte Südostwind wehte uns gerade ins Gesicht, und die eisenbeschlagenen Kufen des schwerbeladenen Schlittens vergruben sich alle Augenblicke in dem treibenden Schnee. Nur langsam verschwanden die Hütten und Zelte der Eskimos und die Masten und Rahen der Schiffe in der trüben, dämmrigen Schneeluft, bis schließlich nichts mehr zu sehen war, als Eis und Schnee ringsum. Allein auf der endlosen Eiswüste wanderten wir dem Festland entgegen.

Es war ein fantastischer Aufzug, in dem wir durch die Wildnis wanderten, einer Zigeunerbande gut vergleichbar. Der große, schwerfällige Schlitten war bis zum Brechen gefüllt mit den großen und kleinen Dingen, die zu dem Haushalt eines Eskimo

gehören. Den meisten Raum nahmen die als Schlafgelegenheit dienenden Renntierfelle ein. Dann kamen das Zelt, das Kochgeschirr, der aus einer Petroleumbüchse gefertigte Ofen, ausgeweidete Seehunde, die als Ölbehälter dienten, ferner Gewehre, Patronen, Pulver, Blei und ganz oben auf dem Haufen als höchster Schatz mein Sack Mehl und die Kanne Sirup. Nicht zu vergessen das Dambrett, das uns durch alle Fährten und Nöten der langen Reise stets ein treuer Begleiter gewesen ist; denn Roxy war – wie die meisten seiner Landsleute auf der Herschelinsel – ein passionierter Dambrettspieler.

»Wie der Herr, so's Gescherr.« Merkwürdig wie die Bagage waren die sie begleitenden Menschen. Wir waren unserer fünf von der Partie. Roxy, seine Gattin, eine ältere Dame mit einem langen, zungenbrechenden Namen, den ich leider vergessen habe, und die wir deshalb kurzweg die »Wahini«, d.h. die Frau, nennen wollen, ferner Roxys Sohn Nai-voktuna, dessen junge Gemahlin Mimi, und schließlich als fünftes Rad am Wagen meine Wenigkeit.

Er war ein etwas eigentümlicher Mensch, dieser Roxy, der sich in vieler Beziehung – und um es gleich zu sagen – nicht immer zu seinem Vorteil, von seinen Landsleuten unterschied. Er war verhältnismäßig schlank gebaut und hatte, ganz im Gegensatz zu anderen Eskimos, bei denen alles ins Breite und Verschwommene geht, einen langen, knochigen Kopf mit einem Gesicht, das hager, runzelig und scharf geschnitten war wie das eines Indianers. Die rabenschwarzen Haare hatte er nach Eskimoart

gerade ins Gesicht gekämmt, und auf dem Hinterkopf trug er, ebenfalls gemäß der Landessitte, eine Tonsur. Als ob durch alle diese Umstände die wilde Eigenart des Gesichts noch nicht genügend zum Ausdruck käme, hatte er es noch durch zwei weiße Steine »verziert«, die zu beiden Seiten des breiten Mundes durch die Unterlippe gesteckt waren. Ich beeile mich, hinzuzufügen, dass er trotz dieses wenig einladenden Äußeren doch eine gute Seele und vor allem auch für seine Verhältnisse ein ungewöhnlich aufgeweckter und begabter Mensch gewesen ist. Er war einer der Häuptlinge seines Stammes, der Vertrauensmann der Mission und sprach mit großer Fixigkeit Pidgin-Englisch. Namentlich der letztere Umstand trug viel zur Erhöhung seines Ansehens bei seinen Landsleuten bei.

Selbstverständlich vermochte die Wahini neben solchem Gatten nur wie ein Stern siebenter Größe, oder wie der Mond mit geborgtem Licht zu leuchten. Wenn der Gatte im Kreise der Männer von seinen Heldentaten berichtete, da saß sie gewöhnlich bescheiden im Hintergrund und hörte glückstrahlend den Gesprächen zu, und es war, als ob ein Abglanz des Glorienscheines auch auf ihre bescheidene Persönlichkeit herabfalle. Die arme Wahini! Wie oft habe ich sie bedauert, sie und das ganze Geschlecht der Eskimofrauen! Sie war wie Wachs in der Hand ihres Mannes. Ein willenloses Werkzeug, ein Sklave in des Wortes verwegenster Bedeutung! Nie durfte sie eine eigene Meinung haben.

Von Naipoktuna und seiner Gemahlin ist nichts

Bemerkenswertes hervorzuheben. Die beiden waren typische Feld-, Wald- und Wieseneskimos, d.h. dick und rund, mit kurzen, krummen Beinen, fett und wohlgenährt und dazu ein breites, glänzendes Gesicht mit nie versiegenderm Lächeln.

Zum Schluss muss ich noch unsere treuen vierbeinigen Reisegefährten vorstellen, denn auch sie gehörten zur Familie. Sie hießen: Nanmuk, Natshik, Naschikak und Uniakeiak. Eine bösertige Gesellschaft von hässlichen, struppigen, widerspenstigen Kötern voll übler Launen und voll teuflischer Tücken. Es dauerte lange, bis wir sie ordentlich in Gang gebracht hatten, denn es war wahrhaft kein Kinderspiel, den schweren Schlitten über die bei der vorgerückten Jahreszeit schon ziemlich weich gewordene Schneedecke zu schleppen.

Etwa um Mitternacht kamen wir auf dem Festland an, wo wir unser Lager aufschlugen. Roxy und ich machten uns sogleich an die Errichtung des Zeltes, während die anderen das allenthalben umherliegende Treibholz sammelten. Im Nu hatten wir uns wohnlich eingerichtet. Das Zelt war groß und geräumig; der Fußboden, den wir vorher von dem Schnee gesäubert hatten, wurde mit dicken, warmen Renntierfellen belegt und das brummende Feuer in dem mitgebrachten Blechofen trug dazu bei, die Gemütlichkeit noch zu erhöhen. Auch draußen vor dem Zelt prasselte ein helles, freundliches Lagerfeuer. Über ihm hing von einem Holzgerüst ein großer, rußiger Eimer, in dem die junge Mimi aus Reis und Seehundfleisch eine gar köstliche Suppe bereitete,

während die Wahini sich mit der Zubereitung der »Mukpowders«, einer arktischen Pfannkuchenart, beschäftigte. Diese werden aus Mehl und Seehundöl hergestellt und sehen in frischem Zustand wunderbar braun und appetitlich aus. Weniger appetitlich ist es allerdings, wenn man der Wahini zusieht, wie sie mit ihren breiten, ungewaschenen Händen den Teig knetet, während die lange Tabakspfeife dabei immer von einer Ecke des Mundes zur anderen wandert.

Tischsitten wechseln mit den Völkern und Ländern, aber die des Landes der Mitternachtsonne sind so verschieden von denen aller übrigen Länder, dass man sich erst nach längerer Übung darin zurecht finden kann. Nach Türkenart mit verkreuzten Beinen, machten wir es uns auf den ausgebreiteten Renntierfellen bequem. Dann wurde die dampfende Schüssel in der Mitte des Kreises aufgestellt, und jeder griff nun zu mit seinem großen Löffel. Wer sich am besten auf die Hantierung des Löffels verstand, bekam am meisten. Anfangs war ich in dieser Kunst ein erbärmlicher Stümper, aber Übung macht auch hier den Meister.

Erst spät abends am nächsten Tage brachen wir das Lager wieder ab und setzten unsere Reise in östlicher Richtung entlang der Küste fort, aber schon vor Mitternacht, nachdem wir kaum fünfzehn Kilometer zurückgelegt hatten, wurde wieder Rast gemacht. Am nächsten und übernächsten Tag leisteten wir auch nicht mehr, obwohl das Wetter sehr günstig war. Die zurückgelegten Strecken wurden

eher noch etwas kleiner. Mir wurde ganz unheimlich zumute, wenn ich mir überlegte, dass wir bei solch' schneckenhaftem Tempo überhaupt nie ans Ziel gelangen würden. Aber der gute Roxy ließ sich durch mein Drängen und Treiben nicht im geringsten aus seiner Gemütsruhe bringen. Wenn ich ihn fragte, wann wir wohl in Fort Mac Pherson ankommen würden, da hatte er nur immer die eine Antwort: »Nanako«, das heißt soviel wie: »Komm ich heut nicht, komm ich morgen.«

Überdem wurde es ringsum immer sommerlicher. Bei Tag und Nacht glitzerte der helle Sonnenschein über der weißen Landschaft. Die Schneedecke war weich und schlüpfrig geworden, und große Wasserpfützen begannen sich allenthalben auf dem Eise auszubreiten. An den Abhängen der Hügel zeigten sich dunkle, braune Flecken, wo das nackte Erdreich zwischen den Schneefeldern hervorzuschauen begann, und überall rauschten helle, silberglänzende Bäche zu Tal, die geschwätzig davon erzählten, dass nun der Sommer gekommen wäre.

Nach einigen Tagen dieser gemächlichen Wanderung gelangten wir im Grunde einer weiten Bucht an die Mündung eines stattlichen Flusses, der mit seinen gelben Fluten das Küsteneis weithin überschwemmte. Dort gefiel es Papa Roxy so gut, dass er trotz meines entschiedenen Protestes eine mehrtägige Rast machte. Es war in der Tat ein idealer Lagerplatz, und hätte ich es nicht so eilig gehabt mit der Reise nach der zivilisierten Welt, so wäre ich mit dem Aufenthalt schon einverstanden gewesen.

Dass auch der Topf über dem Feuer nicht zur Ruhe kam, dafür sorgten die massenhaft auftretenden Schneehasen, deren weiches zartes Fleisch eine willkommene Abwechslung in den eintönigen Küchenzettel von Seehundfleisch und Mukpowders lieferte. Bald stellten sich auch gefiederte Gäste ein. Freche, vorlaute Spatzen, die sich nach Kräften bemühten, uns zu zeigen, dass sie selbst bei den vielen Graden nördlicher Breite noch nichts von ihrer Keckheit eingebüßt hatten. Es war eine Lust, zu sehen, wie die munteren Vögel sich vor dem Kochtopf um die Speisereste balgten. Und manch einer wanderte auch in den Kochtopf und lieferte einen nicht zu verachtenden Geflügelbraten.

In jenen Tagen wurden wir öfters durch Besuche von anderen umherziehenden Eskimos heimgesucht. Ungebetene und meist auch nicht gerade gern gesehene Gäste sind es gewesen, denn sie zeigten alle eine besondere Vorliebe für Reis und Mukpowders und andere Kabelunaspeise, und unter ihrem gesunden Appetit zerschmolzen unsere Vorräte wie die Schneebälle in der Hölle. Solchen Angriffen gegenüber waren wir völlig machtlos, denn es ist nun einmal des Landes so der Brauch, dass man sein letztes Stückchen Brot mit jedem hergelaufenen Vagabunden teilt. Man kann ja dort nie wissen, ob man nicht morgen selbst am Hungertuch nagt und die Hilfe anderer in Anspruch nehmen muss. Es ist also jedermann auf einen gewissen Kommunismus angewiesen, und das Betteln wird zu einer Art Versicherung auf Gegenseitigkeit.

Nachdem wir uns am Rande des Flusses genügend ausgeruht hatten und der Magen der eintönigen Hasenpfefferkost überdrüssig zu werden begann, setzten wir in dem gewohnten gemächlichen Tempo die Reise fort, bis wir ein hohes, weit ins Meer hinaus ragendes Vorland erreichten, das den Namen Kay Point trägt. Hier trafen wir auf ein großes Eskimolager. Wohl dreißig der niedrigen, bienenkorbartigen Iglus bedeckten das flache Plateau der steil abfallenden Küste.

Für große Herren ziemt es sich, dass sie auf großem Fuße leben und ein offenes Haus halten. Roxy war sich dieser Pflicht wohl bewusst, und die Nachbarsleute versäumten nicht, seiner Freigebigkeit die nötige Ehre anzutun. Bald hatte sich das ganze Lager mit Kind und Kegel vor unserem Zelte eingefunden und machte es sich um das lustige Lagerfeuer bequem. Fast alles alte Bekannte von der Herschelinsel. Vor allem Avayuuk, ein alter, grauhaariger Mann mit verwittertem Gesicht, von dem Roxy behauptete, dass er sein Großvater sei. Die Richtigkeit dieser Angabe kann ich natürlich nicht nachprüfen; möglich ist es aber immerhin; der alte Herr sah alt und ehrwürdig genug aus, um der Großvater des Methusalem selber zu sein.

Mir aber wurde ganz unheimlich zumute, als ich mit ansehen musste, wie am nächsten und übernächsten Tag die Gäste immer wieder kamen und des Schmausens kein Ende mehr war. Als ich mich dann nach langem Zaudern dazu auffrafft, dieser Speisung der 5000 ein Ende zu machen, da musste



ich zu meinem Schrecken bemerken, dass es bereits zu spät war, denn die ganze Herrlichkeit hatte schon ein Ende genommen. Weder Mehl, noch Reis, noch sonst etwas war übrig geblieben, und das blasse Gespenst des Hungers hatte seinen Einzug in Roxys Zelt gehalten.

Ein Paket Tee war noch das einzige, was der Eskimoheißhunger übrig gelassen hatte, und damit mussten wir uns vorderhand über die Not der Zeit hinweghelfen. Was ich in jenen Tagen dort auf Kay Point an Hunger ausgestanden habe, das spottet jeder Beschreibung. Es war ja nicht das erstemal, dass ich den Hunger kennen lernte, denn im Laufe des letzten Winters war er tagaus, tagein der grimmige Gast an Bord des »Bowhead« gewesen. Aber was ich nun erleben musste, das ging doch weit über das gewohnte Maß hinaus. Oft wurde mir schwarz und grün vor den Augen, und ich war nahe daran, vor Entkräftung zusammenzubrechen. In solchen Augenblicken sehnte ich mich zuweilen sogar nach den mageren Fleischtöpfen des »Bowhead« zurück.

Der ganzen Familie Roxy schien indes die Hungerkur ganz gut zu bekommen. Denn sie waren Philosophen wie alle Eskimos, und ließen sich durch ein bisschen Hunger noch lange nicht in ihrer Gemütsruhe stören.

Während meines Aufenthalts auf Kay Point, der sich, nebenbei bemerkt, sehr in die Länge gezogen hat, habe ich überhaupt die schönste Gelegenheit gehabt, gar manches über die Eskimos und ihre Lebensgewohnheiten zu erlauschen. Für ideale Regun-

gen, wie überhaupt für alle graue Theorie ist der Eskimo nicht zu haben. Er ist ein Materialist bis auf die Knochen. »Was werden wir essen, was werden wir trinken?« das ist die große Frage, die von der Wiege bis zum Grabe sein ganzes Dasein erfüllt. Wie könnte es auch anders sein! Wo fände er die Zeit, an etwas anderes zu denken, er, dessen ganzes Leben nur erfüllt ist von einem einzigen erbitterten Kampf ums tägliche Brot! Man sollte meinen, dass dieser harte Kampf ums Dasein ihm vor allem die Tugend der Sparsamkeit beigebracht hätte; doch dem ist nicht so. Vielmehr lebt er als ein echter Wilder leichtsinnig in den Tag hinein und findet es übergenug, dass ein jeder Tag seine eigene Plage habe. Darum besteht auch sein ganzes Leben aus einer bunten Abwechslung von Perioden, in denen er sich durch übermäßiges Wohlleben den Magen verdirbt, und solchen, in denen die Erinnerung an vergangene und die Hoffnung auf künftige Mahlzeiten seine einzige Speise ist.

In einer der letzteren Perioden befanden wir uns, wie schon erwähnt, auf Kay Point. Der anhaltende Nordwestwind der letzten Wochen hatte das Packeis an das der Küste vorgelagerte sogenannte Fußeis herangedriven, und dadurch war weit und breit kein offenes Wasser und somit auch kein Seehund zu sehen. Wenn es aber keine Seehunde gibt, dann ist die Not am größten im Haushalt der Eskimo. Einer von uns stand immer auf der Höhe des Hügels und hielt scharfen Ausguck, ob nicht irgendwo zwischen den anderen Zelten eine Rauch-

säule aufstiege, denn wo Rauch ist, da ist auch Feuer, und wo Feuer ist, da gibt's etwas zu essen, und da durften wir nicht fehlen. Meistens stand aber die erhoffte Mahlzeit in keinem Verhältnis zu dem Aufwand von Rauch und Feuer. Eine Maus, eine Moschusratte, eine Seemöwe, ein Hund oder höchstens ein kleines Häschen schwammen in dem Wasser des Kochtopfs, aber was ist das unter so vielen?

Manchmal aber war der Rauch von glücklicher Vorbedeutung, und wir kamen gerade dazu, wie eine keuchende Wahini einen Seehund hinter sich herschleppte. Dann war Freude im Lager. »Natschik, Natschik, Natschik umalakta!« ging es wie ein Wildfeuer von Mund zu Mund. Alles war im Nu auf den Beinen und eilte hinunter nach dem großen Hula-Hula-Zelt, wo der köstliche Schmaus stattfinden sollte. Dort versammelten sie sich vor dem Eingang und schauten andächtig den Wahinis zu, wie sie mit märchenhafter Fixigkeit den Seehund abhäuteten und zerlegten und dann die leckeren Fleischstücke in den rußigen Eimer warfen, der über dem lustigen Lagerfeuer hing.

Einstweilen machen es sich die Herren der Schöpfung im Zelte bequem. Mit entblößtem Oberkörper, auf dessen brauner Haut die dicken Schweißtropfen stehen, und in der Hand ein langes, scharfgeschliffenes Metzgermesser, lassen sie sich mit der schwerfälligen Würde eines Paschas auf dem kahlen Sandboden des geräumigen Zeltes nieder. Mit den schwarzen, weit ins Gesicht gekämmten

Haaren und mit den gierig flackernden Augen machen sie in dem dämmerigen Halbdunkel einen unheimlichen, fantastischen Eindruck. Der Laie möchte sie wohl für eine Gesellschaft von Kannibalen halten, die der Verspeisung des Missionars harren. – Endlich ist die Stunde der Tantalusqualen vorüber, und es kommt der große Moment, da die Wahini den im Zelt versammelten Gästen die lang entbehrte Mahlzeit serviert. Auf einem großen Brett bringt sie den duftenden Fleischhaufen herein, den sie in der Mitte des Kreises aufstellt. Der Älteste spricht nun noch schnell ein Tischgebet, währenddessen jeder das größte Stück zu erspähen sucht, und dann kann's losgehen. Mit der einen Hand ergreift jeder das von ihm erkorene Stück, das von den gelben Zähnen gierig erfaßt wird, die andere aber hantiert das große Messer, mit dem immer faustgroße Stücke abgeschnitten werden, die dann in diesem Zustand den Weg alles Essbaren wandern.

Zuweilen gibt es bei diesen Orgien ganz üppige Mahlzeiten mit reichbesetzter Speisekarte:

Fisch. Gebratene Moschusratte. Seehundstew. Tee. Mukpowders. Dessert à l'Eskimo.

Die zuletzt genannte Nummer der Speisekarte besteht aus dem Magen und den Gedärmen des Seehundes nebst Inhalt, die, in kleinen Schüsseln serviert, immer zwischen je zwei Mann aufgestellt werden. Von Zeit zu Zeit tut man sich daran gütlich, um der Speiseröhre die nötige Elastizität bei der Vertilgung des Seehundfleisches zu erhalten. Bei den Eskimos gilt dieses Dessert als besondere Delikatesse. –

Ich habe vergessen zu erwähnen, dass das schöne Geschlecht zu diesen Orgien keinen Zutritt hat. Während der Gatte ganz in den Freuden des Schlachtfestes aufgeht, kauert die Wahini bescheiden im Hintergrund und sättigt sich einstweilen an dem würzigen Fleischgeruch, der sich gar verlockend mit dem Rauche ihrer Tabakspfeife mengt. Nur der Kopf und die Flossen des Seehunds sind ihre unbestrittene Domäne. Aber Seehundsköpfe und Seehundsflossen sind zäh wie Leder und müssen stundenlang kochen, ehe sie halbwegs genießbar sind. Da sitzen denn die armen Wahinis halbe Nächte lang um das knisternde Feuer und löffeln die scharfe Transuppe und werfen lange, verlangende Blicke in das kochende Wasser im rußigen Kochtopf. Ich kann mir gar keinen grausigeren Anblick denken, als so einen Seehundskopf, der, mit abstehenden Schnurrhaaren und weit hervorgequollenen Augen, beinahe menschlich aus der Tiefe des Topfes hervorschaut.

Arme Wahini! Ihr Joch ist nicht sanft und ihre Last ist nicht leicht. Ihr ganzes Leben ist nur Mühe und Arbeit und nimmer endende Entsagung. Aber sie hat es gelernt, zu leiden, ohne zu klagen. Mit geduldiger Ergebung erträgt sie ihr Schicksal als eine gottgewollte Abhängigkeit. Suffragetten<sup>1</sup> gibt es dort noch nicht, und die Wellen der Emanzipationsbewegung haben noch nicht bis dorthin ihre Kreise gezogen. Freilich, von großer Wäsche und von Scheuerfesten weiß sie nichts. Sie braucht auch

keine Kragen zu bügeln und keine Möbel abzustauben, aber es sind andere, nicht minder schwierige Aufgaben, die ihrer harren. Sie muss die Felle der erlegten Tiere bearbeiten und mit den steifen Renttiersehnern daraus die Kleider zusammennähen. Sie muss mit den Zähnen das Seehundfell gerben und daraus Wasserstiefel anfertigen; sie muss die Hunde besorgen und von weit draußen auf dem Eise den erlegten Seehund hereinschleppen, und bei all diesen Arbeiten trägt sie noch immer das kleine Baby in der Kaputze ihrer Renttierjacke mit sich herum.

»Welch' herzloser Tyrann, so ein Eskimogatte!« So könnte man leicht aus dem Vorhergesagten schließen. Doch das wäre eine falsche Annahme. Immer ist er von tausend Gefahren umlauert, ob er in kalter Winternacht weit draußen auf der Eisscholle das Auftauchen des Seehunds erwartet, ob er in den Bergen dem wilden Renttier oder dem flüchtigen Bergschaf nachstellt, oder ob er dem König des Nordens, dem Eisbär, seine Fallen stellt.

Unter anderen »Segnungen« der Zivilisation hat der Weiße dem Eskimo auch das Kartenspiel beigebracht. Gerade die, unter denen ich lebte, waren eifrige Spieler und verlegten sich auch mit Leidenschaft auf das Wetten. Das wäre am Ende ein harmloses Vergnügen gewesen, da die verschiedenen Wettobjekte ja doch immer in der Familie blieben, wenn nicht die Sache ganz folgerichtig so eingerichtet gewesen wäre, dass der Verlierer auch wirklich nicht ungeschoren davon kam. Der Einsatz bestand

nämlich aus Patronen, die der glückliche Gewinner nicht etwa einsteckte, sondern die der Verlierer vor den Augen und unter dem Spott der ganzen Gesellschaft in die Luft verpuffen musste. Die Wahinis aber mussten bei jedem Schuss ein Hohngelächter anstimmen, und das war der schlimmste Teil der Strafe.

Viel schöner und eigenartiger als das dumme Kartenspiel ist das »Hula Hula«, eine Art heidnischer Geisterbeschwörung, wodurch man ein hereingebrochenes Übel zu beseitigen oder ein kom mendes abzuwenden sucht. Was immer eine Eskimoseele bedrückt, das findet im Hula Hula seinen Widerhall. Wenn sich z.B. die Seehunde in nicht genügender Weise einstellen, wird ein Hula Hula veranstaltet, um dem Übelstand abzuhelpfen; wenn eine Krankheit unter den Hunden ausgebrochen ist, muss das Hula Hula als Doktor herhalten; wenn ein böser Schneesturm die Männer an der Ausübung der Jagd verhindert, so muss das Hula Hula der Not ein Ende machen.

Und nun muss ich den Leser bitten, mich einen Augenblick zu einer Hula-Hula-Vorstellung meiner Eskimofreunde auf Kay Point zu begleiten.

Es ist Nacht, und die matten Strahlen der Mitternachtsonne kämpfen mit den Schatten der langen arktischen Dämmerung. Ringsum liegt die Natur verträumt und verschlafen da, aber zwischen den Eskimo-Iglus ist es noch immer lebendig, denn heute Nacht soll das große Hula Hula in Szene gehen. Von allen Seiten strömt es herbei nach dem großen Hul-

a-Hula-Zelt in der Mitte des Lagers. Auch wir begeben uns dorthin trotz der missgünstigen Blicke der Eskimos, die bei der Feier lieber unter sich sein wollen. Ein dämmeriges Halbdunkel herrscht unter dem Zeltdach, ein Übelstand, dem die Theaterregie durch die Aufstellung von Tranlampen nach Möglichkeit abzuhelpfen suchte. Dies sind offene, mit Seehundöl gefüllte Holzschalen, mit einem auf dem Öl schwimmenden brennenden Moosstück, das die Stelle des Dochtes versieht. Über den matten Flammen steigt in feinen dünnen Streifen der schwarze Rauch empor, der sich allmählich an der Decke zu dunklen Wolken verdichtet und die Luft mit einem durchdringenden Trangeruch erfüllt. – Plötzlich kommt Bewegung in die Menge. Alles tritt zurück, und unter den bewundernden Blicken tritt die Primadonna in die Arena. Sie hat heute ihren feinsten, mit Wolfsfell besetzten Renntierrock angezogen. Die Kapuze ist mit einem schneeweißen Hundefell verbrämt. Das breite, am Kinn mit blauen Streifen tätowierte Gesicht ist tüchtig eingefettet, und so erglänzt sie in der ganzen Pracht ihrer arktischen Schönheit.

Und nun beginnt der Tanz.

Mit weitausgestreckten Armen führt sie fantastische Pantomimen auf, die sie mit allerlei verschrobenen Bewegungen ihres Körpers begleitet. Von der obersten Haarspitze ihrer Kapuze bis zu den Walroßsohlen ihrer Seehundstiefel, ist sie ganz Leben und Bewegung, und nur die bei anderen Völkern wichtigsten Instrumente des Tanzes, die Füße,



bleiben wie angewurzelt stehen. Das Publikum begleitet die Pantomimen der Tänzerin mit einem eintönigen Gesang. »Janga, janga, ja-a-a, ja, ja-a-a-an-ga.« So ertönt es unaufhörlich zum Takte der großen Trommel aus Seehundfell. Mit einem Mal verstummt der Gesang, und die Tänzerin stimmt ein Solo an, bei dessen Anhören allen Anwesenden das Wasser im Munde zusammenläuft, denn sie singt von Natschiks, Nanmuks, Tuktuks, Kaukau umalakta und anderen Herrlichkeiten, die geeignet sind, ein Eskimoherz mit Wonne zu erfüllen.

Schneller und schneller wird der Gesang, lauter und wilder erschallen die Beifallrufe: »Akana, akana-a-a, naguruk!« Salome selbst hätte vor dem König Herodes keinen größeren Beifall finden können. Immer heißer wird es in dem Zelt, immer dicker und beißender werden die Rauchwolken, immer unerträglicher der Trangeruch. Es ist Zeit, dass wir uns empfehlen. –

»Und du?« so höre ich den Leser fragen, »was hast du in allen diesen Zeiten getan, während die Männer dem Tode trotzten und die Wahinis im Schweiß ihres Angesichts ihrem Tagewerk nachgingen?« Ich will gerne zugestehen, dass ich mich nicht allzu nützlich gemacht habe, aber das geht jedem gesitteten Menschen so, der unter die Wilden verschlagen wird. Ihm fehlt der praktische Sinn und die unerhörte Vielseitigkeit, die jenen von Kindesbeinen an beigebracht wird. Man denke doch nur, was so ein Eskimo alles können muss!

Dennoch hat er einen großen Respekt vor den

Künsten der Kabelunas; namentlich vor deren größten, dem *Mokporah*. Hierunter versteht man einen Brief, sowie überhaupt jedes Schriftstück. Roxy war im Besitz eines solchen Mokporahs, das ihm Kapitän Cook mitgegeben hatte, um es nach Fort Mac Pherson zu befördern. Es war sein Stolz und seine Freude. Er verwahrte es in einem Täschchen aus Seehundsfell, wo er seine Patronen, seinen Tabak und andere Kostbarkeiten aufzubewahren pflegte. Oftmals, wenn er gerade nichts Besseres zu tun hatte, kramte er das Mokporah hervor, betrachtete es von allen Seiten und schaute lange und sinnend auf die groben Züge der ungelenken Handschrift. Einmal fiel es dabei ins Wasser, und es hätte nicht viel gefehlt, so wäre dieser Schatz verloren gegangen. Aber Roxy rettete ihn im letzten Augenblick und breitete ihn auf der Zeltbahn zum Trocknen aus. Das alles erregte natürlich die Begehrlichkeit der anderen, und als die Kunde ruchbar wurde, dass Roxys Kabeluna sich auf die Herstellung solcher Mokporahs verstand, da war die Nachfrage groß. Ich aber schrieb mit teuflischer Tücke nur immer ein Mokporah pro Tag. Das war dann jedes Mal ein großer Augenblick. Kein Richter konnte mit größerer Feierlichkeit ein Todesurteil unterzeichnen, als ich jene arktischen Talismane im Kreise der Wilden, die mit offenem Mund in atemloser Spannung dem rätselhaften Beginnen des Kabelunas zusahen. –

Mehr als vierzehn Tage brachten wir auf Kay Point zu; zweifellos die vierzehn hungrigsten Tage meines Lebens. Anfangs wurde wenigstens noch hie

und da ein Seehund gefangen, aber gar bald war es auch damit zu Ende, und wir waren nun ganz auf gelegentliche Seemöwen oder Moschusratten angewiesen, die nicht genug zum leben und kaum zu viel zum sterben lieferten. Ah, welch' beredter Berater ist doch der Hunger! Bei Tag und Nacht verfolgt er sein Opfer mit seiner stillen, nagenden Stimme. Tausendmal redete er mir dasselbe vor. »Warum? Warum willst du hier mit aller Gewalt durch Hunger und Not zugrunde gehen, wo du doch bloß nach dem *Bowhead* zurückzukehren brauchst, um aller Not ein Ende zu machen? Ja, warum denn nur?« Eigentlich wusste ich es selber nicht, aber von Tag zu Tag fraß sich immer tiefer die eine fixe Idee: Niemals zurück!

---

1. Als Suffragetten (von englisch/französisch *suffrage* „Wahlrecht“) bezeichnete man Anfang des 20. Jahrhunderts Frauenrechtlerinnen in Großbritannien und den Vereinigten Staaten, die vor allem mit passivem Widerstand, Störungen offizieller Veranstaltungen bis hin zu Hungerstreiks für ein allgemeines Frauenwahlrecht eintraten. [<<<](#)

## Auf Amundsens Spuren

UNVERHOFFTER ENTENBRATEN. – NORDISCHER  
SOMMER. – AUFBRUCH VON KAY POINT. – IN  
AMUNDSENS WINTERLAGER. – AN BORD DER »GJÖA«. –  
»WAS WOLLEN SIE HIER?« – KAPITÄN AMUNDSENS  
REICHE GABEN. – ABSCHIEDSFEIER AUF SHINGLE POINT.  
– AUFBRUCH ZUR FLUSSREISE NACH DEM INNERN.

Als die Not aufs höchste gestiegen war und alle beim mitternächtlichen Hula Hula den bösen Geist zu beschwören suchten, da stürzte auf einmal eine wild gestikulierende Wahini herein. »Aainik kaile! Aainik kaile!« rief sie atemlos.

Enten kommen! Wäre eine Bombe in die Versammlung gefahren, so hätte sie nicht überraschender wirken können. Im Augenblick war das Hula Hula vergessen, und jeder hatte nur noch Sinn für das kommende Kaukau. Spornstreichs rannten alle nach Hause zu ihren Gewehren, und im nächsten Augenblick ertönte von allen Ecken und Enden ein knatterndes Schnellfeuer, das unter dem Zug der schreienden, gackernden Wildenten ein grausiges Blutbad anrichtete. Eine stattliche Strecke von Enten war das Resultat der Schießerei, und wir, die wir uns noch vor wenigen Minuten glücklich gepriesen hätten, wenn wir eine Maus oder eine Ratte im Kochtopf gehabt hätten, konnten uns nun auf einmal an einem Geflügelbraten gütlich tun, dessen sich der verwöhnteste Feinschmecker im Waldor-

f-Astoria-Hotel in der 5. Avenue zu New York nicht zu schämen brauchte! So geht es zuweilen im Leben!

Dieser erste Zug war nur die Vorhut anderer größerer Scharen, die nun in langen Strichen von Süden herangezogen kamen. Dazwischen kamen auch, schwerfällig flatternd, mit trompetenartigem Geschnatter, große, weiße, sattgefressene Gänse, die ihren fetten Körper kaum mehr in der Luft zu halten vermochten. Ja, nun konnten wir auf einmal wieder aus dem Vollen wirtschaften, nun würde das Kaukau nie wieder ein Ende nehmen; davon waren wir alle felsenfest überzeugt.

Um das Glück voll zu machen, begann auch noch das Eis vom Lande abzubrechen und öffnete einen breiten, dem Ufer entlang laufenden Spalt, der ein Tummelplatz der köstlichsten Fische war. Das war ein neues Feld der Betätigung für die Wahinis. Starr und regungslos, wie eine Reihe tibetanischer Götzen, saßen sie am Rande des Eisspalts und ließen mit nie versiegender Ausdauer die Angelleinen auf und ab tanzen. Es ist ein gar eigentümliches, genial ausgedachtes Ding, so eine Eskimofischleine. Sie hat in der Regel vier Haken, die an einem Elfenbeinstückchen befestigt sind, dem man die Form eines kleinen Fisches gibt. Um die Täuschung vollständig zu machen, werden diesem künstlichen Fisch oft noch Augen aus Glasperlen oder Muschelstücken eingesetzt.

Für die Zubereitung der Fische gibt es viele Variationen im Eskimoküchenzettel. Die gebräuchlichste

ist à la sauvage; ein etwas sehr summarisches Verfahren. Man spießt den Fisch auf einen Stock, den man neben dem Feuer in die Erde steckt, und lässt ihn dann wie einen Spießbraten von der Flamme braun und knusperig braten. Die Ausbeute an Fischen war übrigens sehr reich, und so trat wenigstens einmal das ein, was ich nie für möglich gehalten hätte: ein Überfluss an Nahrungsmitteln. Dieser erfreuliche Umstand kam vor allem den Hunden zugute; und das war ihnen wohl zu gönnen, denn in den letzten bösen Wochen hatte keiner so viel gehungert wie sie.

Wie bei uns die Schwalben und die Störche, so sind in jenen Gegenden die Enten und Fische die Vorboten des Sommers. Sommer! Ganz plötzlich, ehe man's recht bedacht, war er über uns gekommen mit warmen Winden und mit sonnigen Tagen! Weit draußen auf dem Eise brüteten finstere Wolkenbänke; dumpfe Donner rollten und grelle Blitze zuckten im Westen und auf den Flügeln eines lauen, feuchten Windes kamen die dicken Regentropfen herangefegt und schlugen prasselnd gegen die Zeltwand.

Und dann wieder Sonne. Warmer, freundlicher Sonnenschein bei Tag und Nacht zu jeder Stunde. Über Nacht hatte die Natur ihr weißes Winterkleid ausgezogen. Weithin in der Ebene breiteten sich glitzernde Seen und schwammige Sümpfe, während die Abhänge sich zusehends mit einem grünen Teppich von Moosen und Flechten überzogen. Auch die Blumen fehlten nicht. Kaum war an einer Stelle der

fette Humus zutage getreten, da wagten sich auch schon die Schneeglöckchen hervor. Bald kamen noch Veilchen, Vergissmeinnicht, Anemonen und bunte Glockenblumen, deren helles Sommerkleid gar freundlich aus dem grünen Teppich arktischen Mooses hervorleuchtete. Blumen im Eismeer! Das klingt widersinnig und fantastisch, und dennoch muss ich sagen, dass ich noch nie so liebliche Blumen gesehen und mich daran erfreut habe, wie dort oben unter dem Scheine der Mitternachtsonne.

Auch die Tierwelt begann nun richtig lebendig zu werden. Weiße Eismöwen segelten kreischend am blauen Himmel hin, beutegierige Habichte zogen bedächtig ihre Kreise; mürrische Schnee-Eulen wagten sich scheu, mit übernächtigen Gesichtern aus den Höhlen hervor und rollten und blinzelten gar finster mit den großen, runden Augen, geblendet von so viel Licht und Sonnenschein. Vorlaute Spatzen schwirrten geschäftig umher und lärmten und schwatzten um die Wette mit dem Wasser, das von den Bergen rieselte.

Jetzt war endlich die Zeit zur Weiterreise gekommen.

Nachdem wir alle unsere Habseligkeiten auf den Schlitten gepackt hatten, sah ich mich noch einmal gründlich um auf dieser Stätte der Not, und dann warf ich noch einen langen Blick hinüber nach Westen, wo weit, weit draußen in der Eiswüste noch immer die Umrisse der Herschelinsel zu sehen waren. Dann aber wandte ich mich schauernd ab, und mir war, als ob mir alle Kälte des Eismeers in diesem Au-

genblick durch Mark und Bein gegangen wäre.

Unser nächstes Ziel war das nicht weit im Südosten von Kay Point gelegene Kap King Point. Mit begreiflicher Spannung schaute ich unserer Ankunft an jenem Orte entgegen, denn dort überwinterte ja die Expedition des Kapitäns Amundsen. Ich war gespannt, was der hohe Herr zu meinem Erscheinen sagen würde.

Es war Mitternacht, als wir dort anlangten, und eine mitternächtige Stille brütete über der Gegend. Der Platz war wie ausgestorben. Etwa hundert Faden von der Küste lag im Eise eingefroren ein kleiner, sauberer Kutter, eben dieselbe »Gjöa«, die wir im vergangenen Spätsommer so unerwartet auf der Höhe von Banksland angetroffen hatten.

Etwas ungemütlich war mir doch zumute, als ich meine Eismeertoilette herrichtete, um dem hohen Herrn einen Besuch abzustatten. Es gibt ein altes Sprichwort, in dem viel Lebensweisheit steckt: »Gehe nie zu einem Ferscht, wenn du nicht gerufen werscht.« Aber es gibt auch Situationen, in denen alle Sprichwörter und alle Lebensweisheiten zur Bedeutungslosigkeit herabsinken vor dem einen: »Not kennt kein Gebot.«

Sonntägliche Stille herrschte ringsum, als ich das Verdeck der »Gjöa« betrat. Von der Gaffel flatterte lustig im Morgenwinde die rote Flagge mit dem Kreuz, und leise und verloren kamen von irgendwo unten im Schiffsraum die Klänge einer Ziehharmonika: »Ja, wir lieben dieses Land.«

Wie hier alles so hübsch sauber und ordentlich



war! Wie das helle Braun und Weiß des neuen Anstrichs an den Decksaufbauten glänzte und wie das frisch polierte Braßwerk funkelte und schimmerte im Lichte der frühen Sonne!

Noch war ich ganz in diese Betrachtungen versunken, als auf einmal ein schlanker Mann mit blondem Spitzbart vor mir stand. Er schaute mich einigermaßen verwundert an.

»Good morning, sir,« sagte er auf Englisch mit jenem sonderbar singenden Tonfall, den der Skandinavier nicht verleugnen kann, »Sie wünschen?«

»Ich möchte Kapitän Amundsen sprechen.«

»Der bin ich selber,« antwortete der Herr mit dem blonden Spitzbart, »what can I do for you? – was kann ich für Sie tun?«

In diesem Augenblick vergaß ich die ganze schöne Rede, die ich mir ausgedacht hatte.

»Ich – ich möchte einen Sack Mehl kaufen!« platzte ich heraus. Kapitän Amundsen schaute mich verwundert an.

»Wie? was?« sagte er wieder, »einen Sack Mehl wollen Sie kaufen? Ja, eigentlich führen wir hier keine Spezereihandlung. Wenn ich etwas davon entbehren könnte, würde ich es gern umsonst abgeben, aber wir haben selbst kaum mehr genug, um uns in den nächsten Monaten durchzubringen, und einen fehlenden Sack Mehl kann man hierzulande für das schönste Geld nicht wieder bekommen. Wollen einmal sehen, was sich tun läßt.«

Mit diesen Worten führte er mich den Weg die steile Treppe hinunter nach der Achterkajüte. Es

war ein wohnlich ausgestatteter Aufenthaltsort, die Kajüte der »Gjøa«. Für Schiffsbegriffe sogar vornehm und für Eismeerverhältnisse einfach luxuriös. Mit wahrer Andacht hingen meine Augen an den soliden Möbeln, dem Sofa, dem Schreibtisch und dem wohlgefüllten Bücherschrank; alles Dinge, die mir in den letzten drei Jahren nur noch zuweilen vorge-schwebt hatten wie ein Traum aus einer längst ver-gangenen Zeit. Bilder und Spiegel zierten die Wände. Aus dem Hintergrund schaute über zwei ge-kreuzten norwegischen Flaggen ein Bild von Frithjof Nansen hervor, und darunter stand in großen Buch-staben zu lesen:

»Alles für Norwegen.«

An dem Tische saß, in die Lektüre eines Buches vertieft, ein großer, kräftiger Mann, der mit seinem wallenden, rotblonden Vollbart einen bedeutend arktischeren Eindruck machte wie Kapitän Amundsen. Diesen kannte ich noch von einem vorüberge-henden Aufenthalt auf der Herschelinsel her. Es war Leutnant Hansen von der dänischen Marine, der erste Offizier der Expedition. Bei unserem Eintritt sprang er auf und schaute abwechselnd bald Kapi-tän Amundsen, bald meine Wenigkeit mit verwun-derten Blicken an.

»Woher kommen Sie nun eigentlich, wenn man fragen darf?« sagte Kapitän Amundsen, während er mir mit einladender Handbewegung einen Stuhl an-bot.

»Von der Herschelinsel –«

»So, so,« meinte er nachdenklich und wechselte

einen bedeutungsvollen Blick mit seinem ersten Offizier, »und wo geht nun die Reise hin?«

»Nach Fort Mac Pherson vorerst, und von dort so weit wie möglich.«

Wieder sahen sich die beiden mit vielsagenden Blicken an. Dann erzählte ich den ganzen Hergang der Sache, aber ich merkte wohl, dass man mir sehr wenig Glauben und noch weniger Vertrauen schenkte. Kapitän Amundsen fragte noch dies und das, aber am Ende war es doch wieder dieselbe Geschichte wie von Anfang an. Zur Rückkehr nach dem Schiff wollte man mir gerne behilflich sein, aber die Reise nach dem Fort – das sei Unsinn, reiner Unsinn!

Damit war ich entlassen.

Als ich mit solch traurigen Nachrichten und ohne das geringste Kaukau nach Roxys Iglu zurückkehrte, da war natürlich große Enttäuschung, aber Roxy, der in seinem unerschütterlichen Optimismus alle Dinge immer von der angenehmen Seite betrachtete, meinte, die Sache sei gar nicht so schlimm. Wenn wir nur ein paar Tage warten wollten, dann würde der fremde Kapitän schon ein Einsehen haben. Er kenne die Kabelunas. Die machten es immer so!

Und es war so gut wie sein Wort. Zähneknirschend musste ich zusehen, wie man sich für ein paar Tage häuslich niederließ und die Weiterreise vorderhand auf die lange Bank geschoben wurde. Warum sollte man auch so schnell wieder weiterreisen? Es gab doch genügend Kaukau an diesem

Platze! An Fischen war Überfluss vorhanden und die Sümpfe und Moräste etwas weiter im Innern waren sogar ein ganzes Entenparadies. Wenn man die hohe Uferbank hinaufkletterte, dann konnte man eine weite, wellige Ebene überschauen, die förmlich übersät war mit größeren und kleineren Wassertümpeln, in denen es sich zahllose Wildenten und andere Wasservögel wohl sein ließen.

Als wir einige Tage darauf uns gerade zur Weiterfahrt anschickten, erschien mit einemmal das breite, gutmütige Gesicht des ersten Offiziers der »Gjøa« in der Zelttür. »Der Kapitän wünscht Sie zu sprechen,« sagte er.

Nichts Gutes ahnend ging ich hinüber, denn ich glaubte nichts anders, als dass Roxy irgendetwas angestellt hätte, für das ich nun eine Strafpredigt zu hören bekäme. Aber statt des erwarteten Unwetters wurde mir eine große und angenehme Überraschung zuteil. An der Steuerbordseite des Verdecks war ein stattlicher Haufen von Konservenbüchsen in bunten, verlockenden Etikettierungen aufgetürmt, und der kleine Mani, der zur Expedition gehörige Eskimojunge war dabei, nach Kapitän Amundsens persönlicher Anweisung noch immer neue Konservenbüchsen aus der offenen Luke herauszuschaffen.

Kapitän Amundsen empfing mich diesmal sehr freundlich. Er lächelte ein wenig, als ich die ausgebreiteten Schätze mit neidischen Blicken betrachtete.

»Hier können Sie sich auswählen und mitneh-

men, so viel Sie wollen,« sagte er mit einer umfassenden Handbewegung auf all die ausgebreiteten Reichtümer. Sprachlos vor Erstaunen schaute ich auf die vielen schönen Dinge, die nun alle mir gehören sollten. Büchsen mit konserviertem norwegischem Lachs, Hummern, Fischfrikandellen, Pemmikan<sup>1</sup> und Pressgemüse. Schade, dass man nur einen kleinen Teil davon mitnehmen konnte. Wir taten indes unser Möglichstes im Verstauen der Schätze auf dem ohnehin schon ziemlich überladenen Schlitten, und als gar nichts mehr darauf wollte, nahm die Wahini noch ein Paar Büchsen Fischfrikandellen in der Kapuze mit. Dann verabschiedeten wir uns von unserem freigebigen Gönner. –

Nur einmal seither habe ich Roald Amundsen wieder gesehen, und das war in der Münchener Tonhalle, als er vor einem erlesenen Publikum über seine Südpolreise berichtete.

Wir hatten nun keine Zeit mehr zu verlieren, wenn wir noch rechtzeitig die Mündung des Mackenzieflusses erreichen wollten; denn die Eisdecke befand sich in denkbar schlechtem Zustand, und es war nur noch eine Frage von wenigen Tagen, ehe sie völlig zusammenbrechen würde. Überall zeigten sich breite Risse und Spalten, aus denen gewaltige Wassermassen hervorquollen, wenn der schwerbeladene Schlitten darüber hinweggeschoben wurde. Zuweilen rannte der Schlitten mit voller Wucht in solchem Eisspalt fest, und kostbare Stunden vergin-

gen, ehe man ihn wieder flott bekommen konnte. Das schlimmste Hindernis aber waren die dünnen, spitzen Eisnadeln, mit denen die ganze Eisdecke geradezu übersät war. Für die Hunde wurde die Reise dadurch zu einem Spießrutenlaufen trotz der Seehundsfellpantoffeln, die ihnen die vorsorgliche Wahini für die Gelegenheit angefertigt hatte.

Ich weiß nicht, wie viel Zeit wir zur Zurücklegung dieser letzten Strecke von King Point nach der Mackenziemündung benötigten. Wenn ich heute daran zurückdenke, so kommt es mir vor, als ob es lange Tage und Nächte gewesen sind, und doch haben wir die ganze Strecke bewältigt, ohne einmal ein Lager zu errichten.

Todmüde gelangten wir endlich an die Mündung des Mackenzieflusses, an einer Stelle, die von den Walfischfängern den Namen Shingle Point erhalten hat. Eine Sandbank, die sich hier weit ins Meer hinein erstreckt, ist stets ein beliebter Sommeraufenthalt der Eskimos, weil dort in dem frischen Flusswasser die Fische sich immer in großen Mengen aufhalten. Auch bei unserer Ankunft war die Sandbank mit Zelten bedeckt, und viele Eskimos kamen uns entgegen und halfen uns, unsere sieben Sachen durch den Wasserstreifen zu schaffen, der das Land von dem Eis trennte, und unser Zelt zwischen den anderen aufzuschlagen.

Von Shingle Point ab sollte die Reise zunächst durch das Delta des Mackenzie flussaufwärts gehen, und zwar mittels Boot, da der Fluss schon seit längerer Zeit aufgebrochen war. Roxy hatte deren

zwei in Shingle Point liegen, die er im vergangenen Herbst vor dem Zufrieren im Sande neben der Flussmündung vergraben hatte, zusammen mit noch vielen anderen Booten der übrigen Eskimos, denn dieser Platz, wo im Frühjahr das Eis stets zuerst aufbricht, wird von ihnen allen als Winterhafen benutzt. Das eine von Roxys Booten, das wir aus dem Sande herausgruben, war ein Umiak, d. h. ein großes, schwerfälliges, flachbootiges Kanoe aus Walroßhaut, wie sie bei den Eskimos allgemein gebräuchlich sind. Das andere aber war, wie ich zu meiner großen Freude feststellte, ein tadelloses Umejurik, d. h. ein richtiges Walfischboot mit Mast, Segeln, Riemen, Paddeln und allem anderen Zubehör. Zwei Tage verbrachten wir damit, die Planken von dem Sande zu reinigen, und nachdem wir von dem betriebsamen Manitscha, dem Nunatamenhäuptling, etwas weiße Farbe, etwas Terpentinöl und etwas Petroleum erbettelt hatten, wurde die ganze Herrlichkeit mit einem neuen Anstrich versehen. Das Segel wurde am Baum festgemacht, der Bootsmast aufgerichtet und die Flagge mit den Sternen und Streifen gehisst. Mit kritischen Augen hatte uns das ganze Lager zugesehen, aber als die Arbeit beendet war, da gab es nur eine Stimme des Lobes: es sei alles sehr fein; ganz wie ein Kabelunasschiff!

Dann kam die Stunde der Abreise. Alle Bewohner hatten sich unten auf der Sandbank eingefunden und improvisierten zum Abschied ein großes Hula Hula unter dem weiten Zelt des blauen Abendhim-

mels, wo der dumpfe Ton der großen Trommeln weithin übers Wasser rollte und das eintönige »Janga, ja-a-a-a-« am gegenüberliegenden Ufer ein lautes Echo weckte.

Dann wurde das bisschen Gepäck mitsamt den Hunden an Bord gebracht, und ein kräftiger Stoß mit dem Bootshaken brachte uns vom Lande klar. Die abendliche Seebrise fuhr rauschend in das breite Segel und entführte uns schnell von der Stätte unserer Leiden.

Endlich war es so weit! Noch einmal erlebte ich in jenem Augenblick die tausend merkwürdigen Schicksale, die in den letzten drei Jahren an diesen wilden Küsten über mich hereingestürmt waren.

Da merkte ich erst, dass ich trotz aller bösen Schicksale oder vielleicht gerade deshalb, ein Stück meines Herzens in jenem wilden Lande zurückgelassen hatte.

Lange noch, während wir flussaufwärts glitten, winkten und riefen unsere Freunde auf der niedrigen Sandbank. Ein letzter Gruß von dem kalten, sturmgepeitschten Meere, von der starren, steinigen Küste, vom Lande der Mitternachtsonne. –

- 
1. Mischung aus zerstoßenem Dörrfleisch und Fett, die die Indianer Nordamerikas als Reiseproviant und Notration nutzten. <<<



## Des Teufels Paradies

EIN UNGEMÜTLICHER ERDENWINKEL. – DIE  
ZUDRINGLICHEN MOSKITOS. – MÜHSAME SCHIFFFAHRT.  
– WIR ERREICHEN DIE BAUMGRENZE. – HUNGRIGE TAGE.  
– DAS GESPENSTERHAFTE ELENTIER. – AM UFER DES  
MACKENZIE. – NEUE GEFAHREN. – ANKUNFT AUF FORT  
MAC PHERSON.

In der Hölle bin ich natürlich noch nie gewesen, dafür aber an Orten, die schon auf dieser Erde dem Begriff einer Hölle so nahe kommen wie irgend möglich. Ich bin in der salzigen Wüste Atakama gewesen, wo es nur einmal in jedem Schaltjahr regnet; ich habe mich in den höchsten Regionen der bolivianischen Anden aufgehalten, wo die grausame Bergkrankheit den Menschen alle Augenblicke zu ersticken droht; ich habe mich einmal im Roten Meer als Heizer betätigt, aber von allen diesen bösen Plätzen, an die mich im Laufe der Jahre ein wanderndes Geschick verschlagen hat, ist mir keiner in so böser Erinnerung geblieben wie das Delta des großen Mackenzie, von dem ich nunmehr erzählen will.

Weit ins Meer hinaus ist es der Mündung des gewaltigen Flusses vorgelagert in einer Breite von etwa sechzig englischen Meilen. Dieser ganze weite Komplex ist weder Wasser noch Land, sondern ein schier unentwirrbarer Irrgarten von Inseln, Sümpfen, Sandbänken und gewaltigen Schlammassen. Der festere Boden ist überwuchert von undurch-

dringlichen Weidenbüschen, und wo am Rande des Wassers ein schmaler Saumpfad zu sehen ist, da ist der Boden so weich, dass man ganz unbemerkt bis über die Ohren darin versinken kann. Fürwahr, des Teufels Paradies! Und an Teufeln ist kein Mangel! Milliarden und aber Milliarden von gierigen, kleinen Moskitoteufeln durchschwirren die dumpfe, muffige Atmosphäre. Als eine schwarze, summende, ruhelose Wolke schweben sie über dem stagnierenden Wasser der engen Kanäle, und wenn ein Mensch oder sonst ein lebendes Wesen sich blicken lässt, fallen die kleinen Peiniger über ihn her wie ein schwarzes Gespenst. Weithin ist dieses Mackenzie-delta berüchtigt und wird deshalb von den Eingeborenen nur sehr selten besucht und dann nur zur Winterzeit, wenn die kleinen Teufel im Sumpf schlafen.

Anfangs, während wir von Shingle Point flussaufwärts segelten, machte die Gegend allerdings noch einen angenehmen Eindruck. Der Flussarm war breit, und eine frische Seebrise hielt das Wasser in lustiger Bewegung. Zwei- oder dreimal kamen wir auch an Zelten von Eskimos vorbei, die hier der Jagd oblagen. Neben jedem Zelt war ein Gerüst aus Treibholz zu sehen, an dem Tausende von Fischen zum Trocknen aufgehängt waren.

Bei günstiger Brise segelten wir während der Nacht flussaufwärts, bis wir gegen Morgen eine kleine Anhöhe erreichten, wo mehrere Nunatamafamilien ihre Iglus aufgeschlagen hatten. Dort machten wir Rast bis zum Abend. – Wie anders hier alles

war als draußen an der Küste! Und wie viel schöner! Hier, wo die rauen Winde nicht mehr so ungestüm das tolle Spiel ihrer Kräfte entfalten konnten, war die Natur schon viel weiter vorgeschritten.

Noch gegen Abend, als die Brise nachließ, wurde die Sache anders. Leise summend kamen einzelne Moskitos über das Wasser geflogen, und ehe ich mich's versah, waren es Tausende und aber Tausende. Man konnte sich ihrer kaum noch erwehren. Um vor ihrem Ansturm wenigstens einigermaßen geschützt zu sein, mussten wir das Lager mit Feuern umgeben, die beständig mit frischem Gras gefüttert wurden, um Rauchentwicklung hervorzubringen, denn Rauch ist das einzige Abwehrmittel, das diesen Quälgeistern einigermaßen imponiert.

Der nun folgende zweite Reisetag im Delta des Mackenzie wird bis an das Ende meiner Tage in meiner Erinnerung fortleben als ein Spießrutenlaufen in des Wortes verwegenster Bedeutung. Mit ver mummtten Gesichtern und Händen saßen wir im Boot und hörten dem unheimlichen Summen zu, das allmählich auch die stählernen Eskimonerven anzugreifen begann. Jeder hatte vor sich ein Blechgefäß mit einem Rest der glimmenden Kohlen des Lagerfeuers nebst einem Haufen von Gras und Moos, womit er die kleinen Quälgeister fernzuhalten versuchte. Dies gelang nur teilweise, denn sobald ein gelegentlicher Luftzug den Rauch zur Seite wehte, brach sofort eine ganze Wolke in die Bresche.

Da es vollkommen windstill war, konnte man die

Segel nicht gebrauchen, aber Riemen und Paddels nahm man aus Bequemlichkeit nicht zur Hand. Wozu hatte man denn die Hunde und die Wahinis!! Mochten die sich für unser Vorwärtskommen abmühen! An einer langen Leine schleppten die Hunde vom Lande aus das Boot, und die Wahini musste, wie bei den Schlittenreisen, vor den Hunden herlaufen, um ihnen den Weg zu zeigen. Das war keine leichte Arbeit. Bald waren die Ufer steil und unzugänglich, und die arme Wahini musste durch tiefes Wasser waten, um sie zu umgehen, bald musste sie durch undurchdringliches Weidengebüsch mühsam ihren Weg bahnen. Meist aber war es flacher, schlammiger Boden mit einer ganz dünnen Erdkruste, in der selbst die Hunde einbrachen. Und die Wahini hat es fertig gebracht, sich stundenlang über Wasser zu halten auf einem Terrain, in dem jeder andere im Schlamm versunken wäre. Die breiten, geflochtenen Schneeschuhe, die sie an den Füßen trug, waren zu großen Lehmklumpen geworden, aber unverdrossen wanderte sie weiter und balancierte das Gewicht des Körpers kunstvoll von einem Bein auf das andere.

Je weiter landeinwärts wir gelangten, desto enger wurde der Flussarm, desto träger floss das schlammige Wasser. Die Moskitos aber wurden womöglich noch zahlreicher und noch zudringlicher wie zuvor.

Gegen Morgen gelangten wir wieder zur Mündung eines Baches, dessen kristallklares Wasser direkt von den Bergen kam. An dieser Stelle hatte

Roxy schon öfters gerastet und wusste viel Schönes zu erzählen von den köstlichen Fischen, die den Bach bevölkerten, und von den Hasen, die an seinen Ufern hausten.

Das war gerade der Lagerplatz, den wir suchten.

Aber ach, von Hasen war nirgendwo etwas zu sehen, und so oft wir auch das Fischnetz einholten – es blieb leer. Wir hielten also mit dem wenigen, was uns noch übrig geblieben war von Kapitän Amundsens Kaukau, eine karge Mahlzeit und setzten dann unsere Reise flussaufwärts fort, und zwar unter denselben widrigen Verhältnissen, nur noch etwas müder und hungriger und um eine Hoffnung ärmer als zuvor.

Glücklicherweise frischte am Abend der Wind etwas auf, sodass die Moskitos sich nicht mehr gar so lästig bemerkbar machten. In der Nacht setzte sogar eine ordentliche Brise ein, die wir mit dem Bootssegel nach Möglichkeit ausnutzten. Bei jeder der vielen Windungen des Flussarms trafen wir allerdings eine tote Ecke, wodurch viel Zeit verloren ging, aber trotzdem kamen wir ein gutes Stück vorwärts. Das war deutlich an der umgebenden Landschaft zu erkennen, die zusehends einen festeren Eindruck machte. Entlang der Ufer war fast überall an Stelle des durchlässigen Schlammes ein haltbarer Untergrund von festem Erdboden getreten, der mit dichtem Weidengestrüpp bestanden war.

Und noch ehe wir am nächsten Morgen unser Lager bezogen, trat ein anderes Ereignis ein, das uns aufs deutlichste zu Gemüte führte, dass wir uns all-

mählich wieder der zivilisierten oder wenigstens der lebendigen Welt zu nähern begannen. Ganz ohne vorherige Warnung ging plötzlich eine große Bewegung durch die Gesellschaft, und sie improvisierten eine Art Hula Hula, über dem das Boot beinahe zum Kentern kam. Sprachlos vor Erstaunen schaute ich dem Beginnen zu und fürchtete ernstlich für ihren Verstand. »Kannst du nicht sehen? Hast du keine Augen? Große Bäume!« fragte Roxy, indem er mich am Arm fasste.

Bäume! Es dauerte lange, ehe meine schlechten Kabeluna-Augen den Gegenstand der Freude entdeckt hatten, aber dann gab es keinen im ganzen Boot, der über den Anblick begeisterter gewesen wäre als ich. Ja, wahrhaftig! Es waren wirkliche Bäume, die sich dort am südlichen Horizont schwarz und gespensterhaft vom nächtlichen Himmel abhoben. Lang und dürr, wie Hopfenstangen, sahen sie aus, die jemand wähl- und ziellos zwischen die Büsche hineingesteckt hatte. Wilde, zerzauste Gesellen, eine Feldwache trotziger, kampfgeohnter Vorposten im Reiche der Pflanzen, über deren lange, dünne Reihe der raue Eismeerwind tagtäglich die Parade abhält. Nein, schön sahen sie nicht aus, aber es waren doch immerhin Bäume! Wie lange war es doch her, seit ich zum letztenmal einen Baum gesehen hatte? Drei und ein halbes Jahr!

Vergessen war alle Not, der Hunger, die Müdigkeit und beinahe selbst die Moskitos, denn dort drüben unter den Bäumen winkte das Schlaraffenland! Dort brauchte man nicht mehr mit dem Brennmate-

rial zu geizen und aus nassem Treibholz und zähen Weidenzweigen ein mühsames Feuer unterhalten. Erst gegen Mittag erreichten wir die Baumgrenze und schlugen unter dem Schatten eines knorrigen Fichtenbaumes, der von einer hohen Uferbank weit hin ins Land ragte, unser Lager auf. Er war ein wilder, wetterzerzauster Geselle, dieser Fichtenbaum. Die Baumkrone fehlte vollständig, und nur an der dem Eismeer abgewandten Seite des Stammes waren kümmerliche Astansätze zu bemerken. Die dicken, silberglänzenden Moosbärte, die ihn bekleideten, gaben ihm ein altehrwürdiges, patriarchalisches Aussehen.

Unser Lagerplatz schien gut gewählt, denn das sandige Ufer war bedeckt mit Spuren von Großwild, die von dem Busch nach dem Wasser führten. Alenthalben waren Elentierspuren zu sehen, untermischt mit den Abdrücken der breiten, ungeschlachten Bärenatzen. Aber Roxy und Naipoktuna, die mit großen Hoffnungen in den Busch gezogen waren, kehrten zurück mit langen Gesichtern und der traurigen Kunde: »Kaukau pischak«. Offenbar hatte sich das Wild aus Furcht vor den Moskitos vom Wasser weg in den Busch zurückgezogen. Wie sehr die Tiere unter dieser Plage leiden mussten, das ließ sich deutlich aus den Spuren lesen, die wohl hundertmal ins Wasser führten und von dort wieder ans Land.

Während die anderen der Jagd oblagen, hatte ich es vorgezogen, im Lager zurückzubleiben. Dafür machte ich mich nützlich am Fischnetz, ein Ge-

schäft, für das ich durch meine dreijährige Walfischfängerzeit besonders qualifiziert schien. Oh, welche wichtige, erwartungsvolle Augenblicke es waren, wenn ich das Netz einholte, um nach dem Fang zu sehen! Wie dann alle zitternd vor Erwartung umherstanden und die triefenden Maschen des Netzes mit gierigen Augen verschlangen! Werden Fische darin sein? Werden wir ein Nachtessen bekommen oder werden wir wieder hungrig schlafen gehen müssen? Wohl zwanzig Mal wiederholte sich der Auftritt an diesem Tage, aber immer mit dem gleichen Erfolg – pischak! Da saßen wir nun in der Wildnis, eine Gesellschaft von fünf Köpfen und nicht so viel als ein einziger kleiner Fisch zwischen ihnen.

Ich will es mir und dem Leser ersparen, auf die Leiden der nun folgenden Hungertage im einzelnen einzugehen. Wurzeln und Renntiersehnen bildeten fortan unsere Hauptnahrung, und nur zuweilen sorgten eine einsame Schnee-Eule, eine Moschusratte oder ein gelegentlicher Fisch für etwas Abwechslung. Unsagbar traurig waren diese Tage. Zollweises Sterben! Beinahe mit mathematischer Sicherheit ließ sich der Zeitpunkt ausrechnen, bis zu welchem Mensch und Tier unter diesen Umständen überhaupt noch auszuhalten vermochten. Und dann – ein Grauen überkam mich zuweilen, wenn ich daran dachte, was uns dann bevorstand; das traurigste Geschick, das den Wanderer überfallen kann: verhungern am Wege!

Eines Tages, nachdem wir etwa eine Woche lang in unserer mühseligen Weise immer flussaufwärts



gereist waren, wurde jedoch unsere Geduld aufs glänzendste belohnt. Es gab wieder Fische! Nur zur Beruhigung des Gewissens hatten wir an jedem Lagerplatz das Netz ausgesetzt, denn an Fische wagten wir im Ernst nicht mehr zu glauben. Als ich aber an jenem Morgen nach alter Gewohnheit das Netz hereinholen wollte, da zerrte und riss es gewaltig an den Maschen. Doch nicht um ein Königreich hätte ich losgelassen, ehe das Netz mit der ganzen Beute – ein Dutzend stattlicher Weißfische – neben mir im Sande lag. Zur selben Zeit kamen auch Roxy und Naipoktuna jeder mit einem Bündel Moschusratten aus dem Busch zurück, und nun war alle Not vergessen. Selbst für die Hunde fiel einmal wieder eine Mahlzeit ab. Ein lustiges Freudenfeuer wurde entzündet, und jeder machte es sich darum bequem, in der einen Hand einen gekochten Fisch, in der anderen eine dampfende Moschusratte.

Das war der Lagerplatz, von dem wir schon lange geträumt hatten. Hier wollten wir uns am Rande des klaren Baches für die Leiden der vorangegangenen Hungertage schadlos halten. Vielleicht winkte sogar noch größere Beute. Das Ufer war nämlich bedeckt mit frischen Spuren, die auf die Anwesenheit von Großwild hindeuteten.

Es war etwa um Mitternacht. Ich war gerade dabei, nach dem Netze zu sehen, das etwa zehn Minuten von unserem Zelte entfernt ausgesetzt war, als ich vor mir im Sande deutliche Elentierspuren wahrnahm, von denen bei meiner letzten Anwesenheit noch nichts zu sehen war. Da überkam mich ein

Gruseln: »Wenn jetzt ein Elentier käme« – Noch hatte ich den Gedanken nicht ausgedacht, als ich hinter mir ein gewaltiges Platschen und Schnauben vernahm. Nichts Gutes ahnend, drehte ich mich um und sah vor mir ein gewaltiges Elentier, das sich mühsam aus den Fluten heraufarbeitete. So also sah es aus! Nicht wie ein irdisches Wesen, sondern wie eines jener unheimlichen Gespenstertiere aus grauer Vorzeit erschien es mir in jenem Augenblick. Die langen, stelzenartigen Beine, der kistenartige Körper, der darauf ruhte, der unförmige Kopf mit dem semitischen Gesichtsausdruck und vor allem das gewaltige Geweih, dessen scharfe Kanten unheildrohend vom nächtlichen Himmel abstanden – das alles ließ nichts Gutes vermuten. Meine Lage war in der Tat äußerst gefährlich, denn ich hatte keinerlei Waffen bei mir.

Wie lange ich in dieser peinlichen Lage verharret habe, weiß ich nicht; wahrscheinlich sind es bloß Sekunden gewesen, aber in meinen Gedanken verzerrten sie sich zu Ewigkeiten. Und während dieser für mich langen Zeit verwandte dieses Ungeheuer keinen Blick seiner stieren, blutunterlaufenen Augen. Möglich, dass in seinem dumpfen Gehirn etwas wie Respekt vor den Herren der Schöpfung oder Mitleid mit meiner hilflosen Persönlichkeit aufgekommen war. – Tatsache ist, dass es sich Schritt für Schritt rückwärts zu konzentrieren begann. Ich brauche wohl nicht erst zu erwähnen, dass mir bei jedem dieser Schritte ein Stein vom Herzen gefallen ist. Schon war es hart am Rande des Buschwaldes ange-

langt, als der dumpfe Knall aus Roxys schwerer Büchse die Stille der Wildnis durchdröhnte. Einen Augenblick stand das Tier wie angewurzelt; dann senkte es den Kopf zum wütenden Angriff, aber mitten im rasenden Lauf hielt es inne und warf den Kopf zurück mit einem gellenden, übernatürlichen Schrei, der in den Buschwäldern am jenseitigen Ufer ein schauriges Echo fand. Dann ging ein fröstelndes Zittern durch den Körper, und die gewaltige Masse sank leblos in sich zusammen.

Ich muss gestehen, dass dieses Elentier mich tüchtig in Schrecken versetzt hatte, und erst als seine Seele längst in den glücklichen Jagdgründen angelangt war und sein mächtiger Körper sich unter den Händen der Wahinis in zarte Beefsteaks und saftige Braten verwandelte, hatte ich den Schrecken wieder einigermaßen überwunden. Hier war endlich »Kaukau angenini«! Wer dachte jetzt noch an die hinter uns liegende lange Fastenzeit! Tag und Nacht wurde gebraten und geschmaust, wie nur Menschen schmausen können, die seit Wochen an Wurzeln und Renntiersehnern ihr Leben gefristet haben.

Wenige Tage später kamen wir aus dem Gewirr von Kanälen im Delta heraus, und vor uns breitete sich der Mackenzie in seiner ganzen, gewaltigen Größe. Es war ein erhabener Anblick. Wohl die wunderbarste Szenerie, die mir je vor Augen gekommen ist. So weit das Auge reichte, konnte man die gelben Fluten sehen, wie sie sich in eilendem Lauf zu Tal wälzten und sich brüllend an den hohen Uferban-

ken brachen. Ringsum nichts als die gelben, rauschenden Fluten und nur weit, weit in der Ferne, dicht unter dem Horizont, entlang der beiden Ufer die schwarze zackige Linie der Fichtenwälder, die sich scharf von dem düsteren Grau des Himmels abhob.

Nach drei Tagen etwa erreichten wir die Mündung des Peel River, dessen Lauf wir nun flussaufwärts folgen mussten, um nach Fort Mac Pherson zu gelangen. Sobald wir in die Mündung eingelaufen waren, war es mit der Brise vorbei, und die Reise musste in der altgewohnten Weise mit Hunden, Wahini und Schleppleine fortgesetzt werden. Das war wieder eine harte Geduldsprobe, so nahe am Ziel. – Hier waren wenigstens die Ufer nicht mehr so schlammig wie drunten im Delta. Dafür aber waren sie bis hart ans Wasser mit dichtem Buschwerk bedeckt, in dem sich überall der Schrei der Schneeadler vernehmen ließ, der sich wie klägliches Kinderweinen anhörte. Manch einer, der über dem Fluss seine Kreise zog, ist in unseren Kochtopf gewandert.

Endlich tauchten auf einer hohen Uferbank die Blockhütten von Fort Mac Pherson auf. Fast konnte ich das Glück nicht fassen. War es denn möglich, dass ich doch noch angelangt war in dem Mekka aller meiner Träume? Es war ja allerdings kein überwältigender Anblick, dieses »Fort«. Etwa ein Dutzend kleiner Blockhäuser in einer Waldlichtung und mitten drin eine mächtige Fahnenstange, von der die rote Flagge Englands im Winde wehte.

Ein Haufen neugieriger Indianer hatte sich auf der Sandbank am Fuße des steilen Ufers versammelt. Als wir auf das sandige Ufer auffuhren, kamen vier weiße Soldaten, die, wie sich nachher herausstellte, zur kanadischen »North West Mounted Police«<sup>1</sup> gehörten, auf uns zu. Sie schienen sehr erstaunt, einen Kabeluna zu sehen.

»Englishman?« fragten sie wie aus einem Munde.

»No, Sir, German,« antwortete ich lakonisch.

Bei dieser Antwort flog zwar ein Schatten der Enttäuschung über ihre Gesichter, aber der Sergeant fand sofort wieder den richtigen Ton.

»Alles in Ordnung, alter Junge!« sagte er treuherzig und gab mir die Hand, »verflucht will ich sein, wenn mir jemals schon so etwas vorgekommen ist.«

Dann nahmen sie mich mit nach ihrem Blockhaus, das noch sehr primitiv eingerichtet war, denn sie selbst waren erst vor wenigen Monaten dahin versetzt worden. Kabelunaspeise wurde aufgetragen und Whisky mit Soda dazu getrunken. Aus dem Hintergrund des Raumes ließ sich sogar die Stimme eines Phonografen vernehmen. Der war made in Germany; er konnte die Stimme des Hauptmanns von Köpenick nachahmen, die »Lustige Witwe« konnte er herunterrasseln, und mit seiner knarrenden Stimme konnte er singen: »Trink' mer noch e Tröppchen!«

Die zivilisierte Welt begann schon ihre Schatten vorauszuwerfen ...

- 
1. Berittene Nordwest-Polizei. Hervorragende Truppe, die übrigens ein Vierteljahrhundert später am Großen Sklavensee die Leiche des Verfassers Kurt Faber geborgen hat. D. H. [<<<](#)

## Auf dem Mackenzie

FORT MAC PHERSON. – STOLZE INDIANER. – DIE ALLMÄCHTIGE HUDSONS BAY KOMPANIE. – WIEDER SEEMANN. – ABENTEUERLICHE SCHIFFSKAMERADEN. – EIN SELTSAMES LAND. – AN BORD DES »GRAHAM«. – EINE ÜBLE GESELLSCHAFT. – DER VERHÄNGNISVOLLE TOMAHAWK. – NUR NOCH HUNDERT MEILEN VON DER EISENBAHN.

Das also war das berühmte Fort Mac Pherson! Eine winzige Insel inmitten des endlosen Meeres der Fichten- und Birkenwälder. Wald, Bäume, Gestrüpp und Busch überall. Nur nach Westen, über den breiten Peel River hinweg, hat man eine freie Aussicht über ein bewaldetes Hügelland bis hinüber zu der blauen Bergkette, die die Wasserscheide mit dem Stromgebiet des Yukon bildet. Die eigentliche Ansiedlung liegt auf einem Plateau, das sich in einer Höhe von dreißig bis vierzig Metern über dem Wasserspiegel des Flusses ausbreitet. Dort wohnt die ortseingesessene Bevölkerung der Umgegend, während die Fremden auf dem schlammigen Ufer des Peel River, einer fürchterlichen Brutstätte für Moskitos, ihr Zelt aufschlagen müssen. Dies gilt vor allem für die Eskimos, mit denen die Indianer, die dort zu Hause sind, nicht auf dem besten Fuße leben. Nichtsdestoweniger verschmähten es die Herrschaften nicht, von ihrem Olymp herabzusteigen und uns zu besuchen. Man sah ihnen an, dass sie hungrig wa-

ren, aber ach, auch bei uns war nichts zu holen.

Bei weitem das anspruchsvollste Gebäude – wenn man in diesem Zusammenhang überhaupt von Ansprüchen reden kann – war das Haus des »Faktors« der allmächtigen Hudsons Bay Kompanie. Ein stattliches Gebäude, umgeben von großen Lagerschuppen, und das ganze eingefasst von einem dicken, wohl drei Meter hohen Palisadenzaun – ganz so, wie man's in den Indianergeschichten liest. Der Faktor auf solcher Station ist ein kleiner Herrgott; sein Wort ist Befehl, und er hat es in der Hand, einen jeden Fremden ohne Umstände auszuweisen. Darum ist es auch Pflicht eines jeden neu Zugereisten, sich baldigst bei dem hochmögenden Herrn zu melden.

Mir war etwas bange zumute, als ich mich auf den Weg zu ihm machte. Wie, wenn er Roxy befehlen würde, mich wieder nach der Herschelinsel zurückzubringen? Aber der alte Herr mit dem grauen Bart – Mr. Firth war sein Name – war kein Unmensch. Er ließ mich geduldig ausreden, bis ich ihm meine ganze Angelegenheit auseinandergesetzt hatte. Dann rückte er seinen Sessel neben dem Ofen zurecht und steckte seine während meiner Erzählung ausgegangene Pfeife wieder an. »Junger Mann,« sagte er, »Sie haben mehr Glück gehabt als Verstand. Es ist ein Wunder, dass Sie heil aus der Affäre hervorgegangen sind; aber was wollen Sie nun hier tun? Hier gibt es keine Arbeit und keinen Verdienst, und darum muss ich einen jeden wieder abschieben, der aufs Geratewohl hierher kommt. Aber



mit Ihnen will ich eine Ausnahme machen, weil Sie der erste weggelaufene Matrose sind, der je vom Eismeer hierher gekommen ist. Wollen sehen, was sich machen lässt. Nächstens kommt der Dampfer vom Großen Sklavensee, und da werde ich ein Wort für Sie einlegen, dass man Sie mitnimmt, d. h. *wenn* er kommt. Er macht nur *eine* Reise im Jahr, und oft ist er schon unterwegs von einer Sandbank festgehalten worden und hat uns hier den ganzen Sommer vergebens in Erwartung gehalten. Es kann also leicht möglich sein, dass Sie hier bis zum nächsten Sommer auf ihn warten müssten.«

Mit gemischten Gefühlen hatte ich dieser Rede zugehört. Also ein Dampfer kam bis in diese weltverlassene Gegend, und dieser Dampfer würde mich am Ende gar noch mitnehmen nach der zivilisierten Welt! Das war ja kaum zum Ausdenken! Wenn er aber nicht käme! Mich überlief es abwechselnd mit kalten und heißen Schauern, wenn ich mir das alles vergegenwärtigte.

Doch was half alles Überlegen? Hier hieß es nur warten und sich vorsehen, dass man in der Zwischenzeit nicht zu sehr vom Hunger geplagt würde. Zu diesem Zweck musste ich mich mit den Soldaten gut stellen, denn der beste Freund des Vagabunden ist stets der Soldat. Trotz seines blutdürstigen Handwerks hat er ein weiches, kindliches Gemüt, das gern milde Gaben verabreicht, umso mehr, als solche Mildtätigkeit ja nicht seine eigene Tasche berührt. Nun waren ja diese vier Mann, die dort stationiert waren, keine Tommy Atkins von der gewöhnli-

chen Sorte, sondern Soldaten der berühmten North West Mounted Police, aber sie machten sich trotzdem einen Sport daraus, mich gut zu beherbergen und meinen hungrigen Magen wieder herauszufüttern. Und dabei blieb für die Familie Roxy immer noch genug übrig zu einer Mahlzeit, die ich heimlich fortschmuggeln musste, damit die Indianer nichts davon merkten, denn sonst wären Roxys die Besucher überhaupt nicht mehr los geworden.

Eines Nachts wurde ich mitten aus dem Schläfe aufgeschreckt durch einen wahren Hexensabbat von Freudenschüssen, die die Ankunft des langerwarteten Dampfkanoes verkündeten. So wie ich ging und stand, lief ich hinunter, um den willkommenen Anblick zu genießen!

Und richtig! Da lag er, der Dampfer! Zwar lange nicht so groß, wie ich ihn mir vorgestellt hatte, sondern kaum größer als eines der Fährboote im Hamburger Hafen, aber es war doch immerhin ein Dampfer, der für mich vielleicht die Brücke sein würde nach der zivilisierten Welt!

Ein Weißer, der mit dem Dampfer angekommen war, begrüßte mich; ein noch junger Mann mit breitem, rötlichblondem Vollbart. »Mein Name ist Vilhjalmur Stefansson«, stellte er sich mir vor mit einer förmlichen Verbeugung. Teufel! Solche Höflichkeit hatte ich lange nicht erlebt! Ich muss ein sehr dummes Gesicht gemacht haben.

»Sie sind wohl hier zu Hause?« forschte der höfliche Herr weiter.

»Das gerade nicht, ich komme nämlich von der

Herschelinsel.«

»Von der Herschel ..., was?« fragte er voll Erstaunen.

»Geradewegs von dort, ich bin Walfischfänger gewesen dort unten.«

»Sehr interessant; in der Tat!« rief der andere aus, »von der Herschelinsel! Dorthin will ich nämlich auch, sobald es sich ermöglichen lässt. Ich will dort unten die Mikkelsen-Expedition antreffen, der ich mich als Ethnologe anschließen werde. Ich hoffe, dass wir in diesem Jahre auf Banksland überwintern können.«

»Auf Banksland!« rief ich voller Entsetzen, »das wäre nicht nach meinem Geschmack.«

»Ja, sind Sie denn schon einmal dort gewesen?« fragte Mr. Stefansson mit ungläubiger Miene.

»Natürlich,« antwortete ich, »schon viel zu oft für meine Bedürfnisse. In den letzten drei Jahren bin ich in jedem Sommer dort gewesen.«

Da machte der Naturforscher große Augen.

»Wirklich?« sagte er begierig, und nun musste ich ein ganzes Schnellfeuer von Fragen aushalten betreffs der wirtschaftlichen und geografischen Verhältnisse jenes Landes, über Klima, Jagd, Eisverhältnisse und tausend andere Dinge.

Jahrelang habe ich von Mr. Stefansson nichts mehr gehört, bis ich eines Tages, als ich ihn längst vergessen wähnte, von seinen ferneren Schicksalen las. Nach dem Scheitern der Mikkelsenexpedition, die in jenem Jahre bei Kap Returnrif, halbwegs zwischen Point Barrow und der Herschelinsel überwin-

terte, war er auf eigene Entdeckungen ausgezogen und hatte in der Nähe von Prinz-Albert-Land einen Stamm »weißer Eskimos« entdeckt.<sup>1</sup>

Es traf sich gut, dass Mr. Andersen, der chief factor der Hudsons Bay Company, also gewissermaßen der Generaldirektor, sich selbst an Bord des Dampfers befand. Er fiel vor Erstaunen fast vom Stuhl, als er meine Geschichte hörte.

»Mr. Jackson!« rief er dem Kapitän zu, der eben in die Kajüte hereinkam, »wissen Sie, wo dieser Mensch herkommt? Er kommt von der Herschelinsel! Weiß der Teufel! ich habe in vielen Ländern Vagabunden und durchgebrannte Seeleute gesehen, aber hier oben sind wir bisher davon verschont gewesen. In zwanzig Jahren ist dies der erste, den ich hier antreffe.«

»Schon gut,« fuhr er beschwichtigend fort, als ich eine gekränkte Miene machte, »da Sie nun einmal hier sind, müssen wir Sie auch wieder herunterbringen. Sie haben's verdient, dass wir Ihnen keine Steine in den Weg rollen. – Können Sie noch einen Mann gebrauchen, Kapitän?«

Der Kapitän brummte etwas in seinen Bart, und ich war angenommen. Der Weg nach der zivilisierten Welt war frei! Klar bis nach Edmonton!

Als ich den Fuß an Land setzte, um meine Sachen zu holen, stand der alte Roxy vor mir. Über all den neuen Erlebnissen hatte ich den Verkehr mit meinen Eskimofreunden etwas vernachlässigt, aber Roxy schien durchaus nicht gekränkt. Mit breitem,

behäbigem Grinsen streckte er mir die Hand hin: »Pagmamme pischak Herschel Island.« Da wurde mir doch wehmütig zumute in dem Gedanken an den Abschied von diesen Wilden, mit denen zusammen ich so manches erlebt und die mir in ihrer rauen, ungeschliffenen Art so viel Gutes erwiesen hatten. Noch einmal, wie schon so oft, setzten wir uns um den rußigen Kessel über dem knisternden Feuer und tranken noch einmal zusammen den bitteren Tee und verspeisten dazu die tranigen Muk-powders. Nachdem ich ihnen dann geholfen hatte, das Zelt und die anderen Habseligkeiten im Boot zu verstauen, heißten Roxy und Naipoktuna das Segel, und die Wahini schob mit dem Bootshaken vom Lande ab.

Lange noch, während das Boot flussabwärts glitt, winkten die Wahinis, und lange noch tönte weithin über das Wasser das steinerweichende Klagelied von Nanmuk, Natschik, Naschikak und Unnia-kaik, die sich wie toll gebärdeten und immer wieder auf die Reling sprangen, um nach dem Kabeluna zurückzusehen, der nun nicht mehr mitgehen wollte. Und der Kabeluna schaute noch lange dem Boote nach, bis es nur noch als ein kleiner, weißer Fleck auf der Wasserfläche zu sehen war, und selbst als es schon lange um eine Biegung des Flusses verschwunden war, ruhten die Augen noch wie gebannt auf den gelben Fluten und schweiften dann über die schwarzen, scharf gezackten Umrisse der Fichtenwälder hinweg weiter und weiter in die Ferne, wo sich grau in grau am nördlichen Horizont

der düstere Eismeerhimmel malte.

In jenem Augenblick habe ich sogar ein klein wenig Heimweh verspürt nach dem Eismeer, nach der Herschelinsel. –

Wenige Stunden später befand ich mich schon mitten auf dem Strom, an Bord des kleinen Dampfers, der schnaubend und fauchend seinen Weg durch das schlammige Wasser wühlte. Schon waren die niedrigen Blockhäuser hinter dem Busch verschwunden, und nur noch von ferne war die rote Flagge Old Englands zu erkennen, die von dem hohen Flaggenmast lustig im Winde flatterte. Noch einmal ertönte die schrille Stimme der Dampfpeife, und im nächsten Augenblick war auch dieses letzte Wahrzeichen unseren Augen entschwunden. Wieder war für ein ganzes Jahr der dünne Faden zerrissen, der diesen letzten Außenposten des britischen Reiches mit der übrigen Welt verbindet.

Schnell ging es nun den Peel River abwärts, dem großen Mackenzie entgegen. Wie bekannt mir noch jede Ecke dieses vielgewundenen Stromes war! Hier, ja an dieser Stelle hatten wir vor kurzem einen gloriosen Fischzug gemacht! Dort drüben bei der knorrigen Fichte hat ein großer Hecht das Netz zerrissen; dort an dem seichten Ufer ist die Wahini bis über die Knie im Schlamm versunken; weiter unten bei der Hecke mit den wilden Rosen haben wir einen Adler verspeist, und dort in der Waldlichtung, da hatte Nanmuk – wer hätte ihm jemals so etwas zugetraut – beinahe einen Hasen gefangen! – Was? Schon der Mackenzie? Man reist schnell mit dem

## Dampfkanoe!

Einsam und unbekannt, fern von dem großen Menschengewimmel, zieht der Mackenzie seine Bahn. Keine Felder begrenzen seine Ufer, keine Städte und Dörfer spiegeln sich in seinen Fluten; keine Mühle, kein Elektrizitätswerk hat sein Wasser in seinen Dienst gezwungen. Nichts gibt es hier in weitem Umkreis als die endlosen Wälder und die gelben Fluten, deren Rauschen gar harmonisch zusammenklingt mit dem Brausen des Windes in den Gipfeln der Baumriesen. »Seht mich nur an, ihr kleinen Menschen!« so scheint er zu sagen, »ich kümmerere mich nicht um euere Ansicht. Es ist mir ganz einerlei, ob ich im Bädeler einen Stern habe oder nicht! Denn ich bin noch einer von der alten Sorte! Ich bin der Mackenzie! Ich bin etwas ganz anderes wie andere Ströme!«

Nachdem wir den Strom erreicht hatten, ging es nur noch sehr langsam vorwärts, denn die Strömung war teilweise so stark, dass die Maschine nur mit Mühe dagegen anzukämpfen vermochte. Aber schlimmer noch war der niedrige Wasserstand, da man beständig Gefahr lief, auf eine Sandbank aufzulaufen. In dem riesigen Flussbett, in dessen Mitte man kaum noch die beiden Ufer erkennen konnte, gab es nur einen engen, vielgewundenen Kanal, der genügend Tiefgang besaß.

Die Besatzung bestand, außer dem Kapitän, nur aus Indianern oder doch Halbblutindianern. Eine Musterkarte aller Stämme, die im Nordwest-Territorium wohnen. Stolz lieb ich mir – den Indianer! Sie

ließen sich nicht befehlen. Zu jeder Zeit und Unzeit lungerten sie auf dem Verdeck umher und trugen ein Wesen zur Schau, das man unter zivilisierten Menschen als entschieden anmaßend bezeichnen würde. Wenn aber wirklich eine Arbeit zu tun war, so waren sie stets bei der Sache. Ein bis zweimal täglich liefen wir eine durch eine Flagge kenntlich gemachte Stelle an, gewöhnlich an der Mündung eines Nebenflusses, wo fleißige Hände einen Haufen Brennholz für die Maschine aufgestapelt hatten, die immer in rasender Hast – denn in anderem Tempo kann der Indianer nicht arbeiten – an Bord geschafft wurden. Bei jeder neuen Anlegestelle hatte man Gelegenheit, den Fortschritt der Natur zu beobachten, der in südlicher Richtung zutage trat. Die wetterzerzausten Fichtenstämme begannen mehr und mehr zu verschwinden, und Wälder von schlanken, eleganten Edeltannen, aus denen da und dort der silbergraue Stamm einer Birke hervorleuchtete, traten an ihre Stelle.

Große Arbeit winkte immer beim Erreichen eines Forts; dann mussten die Vorräte auf die hohe Uferbank und von dort in die Lagerschuppen getragen und die Ballen mit den Pelzen nach dem Schiff heruntergeholt werden. Glücklicherweise gelang es mir oft, mich von dieser Arbeit zu »drücken«. Unser Kapitän pflegte nämlich bei jedem Agenten damit zu renommieren, dass er einen waschechten Wal-fischfänger aus dem Eismeer unter seiner Mannschaft habe. Da aber Neuigkeiten in jener Gegend so selten sind wie die Störche im Januar, und des-



halb das kleinste Ereignis sofort zu einer Sensation wird, so war ich auf jedem Fort stets der Gegenstand der Beachtung und das Objekt einer langen Unterhaltung, in der ich vom »Bowhead«, von Walfischen, von Kapitän Amundsen und von Roxy und der Wahini erzählen musste. Denn in jenen einsamen Gegenden nehmen die Menschen noch Interesse an den Geschicken ihrer Mitmenschen.

Die Tage reihten zu Wochen, und aus den Wochen wurden Monate, und noch immer nahm die Wildnis kein Ende. Eintönig rauschte der Fluss talabwärts in seiner majestätischen Wildheit. Düstergrau wölbte sich der Himmel darüber. Noch immer zog sich entlang der beiden Ufer die endlose Linie der Tannen- und Fichtenwälder, schwarz wie die Nacht, und scharf sich abhebend vom helleren Hintergrund, wie eine einzige lange Theaterkulisse. An einigen Stellen, wo der Fluss ein Hügelland oder eine Gebirgskette durchbrach, gestattete die Natur auch einen Einblick hinter die Kulissen, aber es war doch immer noch dasselbe Bild: Wald und wieder Wald. Oftmals lagen die grauen Rauchwolken der Buschfeuer darüber, und wenn der Wind vom Land her wehte, wälzten diese sich in den Fluss und brüteten auf dem Wasser; ein dicker, beißender Nebel. Nichts von den Spuren menschlicher Tätigkeit! Nur ab und zu ein Kanoe aus Birkenrinde, langsam stromabwärts gleitend, und selten, ganz selten, ein einsamer Wigwam<sup>2</sup> am Rande des Waldes, nur erkennbar durch die dünne, bläuliche Rauchsäule, die

kerzengerade über den Baumkronen aufsteigt.

Das erste Fort, das wir passierten, war das etwa vierhundert Kilometer weiter flussaufwärts gelegene Good Hope. Wie Fort Mc. Pherson blickt es von einer hohen Uferbank herunter. Viel bedeutender wie das Fort der Kompanie ist die dicht daneben befindliche Niederlassung der französischen Jesuitenmission: ein Komplex freundlicher, weiß getünchter Häuser, Kirche, Schule und Werkstätten, die mit verriegelten Türen verträumt und verlassen dalagen, denn es war Sonntag. Eine idyllische Atmosphäre der Sonntagsruhe lag über dem Ganzen. Von dem kleinen Turm der Kapelle tönte das Gebimmel eines hellen Glöckchens.

Wenige Meilen flussaufwärts überschreitet man den Polarkreis. Es ist, als ob die Natur um diese imaginäre Linie wüsste, denn gerade an dieser Stelle rücken die Ufer nahe aufeinander und bilden ein Tor von überwältigender Großartigkeit »The ramparts« – die Wälle, nennt man die finsternen, steil ansteigenden Felsen, die zu beiden Seiten wie mächtige Pfeiler das Flussbett umsäumen. Die sonst so träge vorübergleitende Wasserfläche verwandelt sich hier in einen brodelnden, zischenden Strudel, in dem das schwer gegen die reißende Strömung ankämpfende Schiff Gefahr läuft, an den Klippen zu zerschellen.

Schließlich kam Fort Simpson, der Hauptplatz des Mackenziedistrikts, in Sicht, bei dessen Anblick ich die tröstliche Gewissheit hatte, bereits 1000 englische Meilen von der Herschelinsel entfernt zu sein. Dieses Fort liegt auf einer Halbinsel, die auf

der einen Seite von dem noch immer über eine englische Meile breiten Mackenzie, auf der anderen von dem nicht minder stattlichen Liardfluss gebildet wird.

Hier, am Zusammenfluss mehrerer schiffbarer Ströme, konzentriert sich der ganze Verwaltungsapparat der Hudsons Bay Kompanie. Hier haben auch die katholische und die evangelische Mission ihr Hauptquartier. Darum macht der Platz auch einen ganz wohlhabenden Eindruck. Hinter hübschen Landhäusern breiten sich wohlgepflegte Gemüsegärten, Kartoffeläcker und wogende Roggenfelder. Alles wohl eingezäunt mit starkem Stacheldraht zum Schutze gegen die Tiere des Waldes. Selbst Kühe gibt es dort; große, langbeinige, schwarzgetupfte Holsteinkühe, die dem Fremdling mit großen Augen nachsehen, ohne sich in dem beschaulichen Geschäft des Wiederkäuens stören zu lassen.

Inzwischen hatte sich die Zahl der Passagiere bedenklich vermehrt. Schneeballartig war sie angewachsen bei jedem Fort, das wir angelaufen hatten, bis nun die äußerste Grenze des Fassungsvermögens des kleinen Dampfers erreicht war. Eine drangvoll fürchterliche Enge herrschte allenthalben. In der Kajüte, auf dem Verdeck, unter der Back – wo nur irgendein Plätzchen frei war, hatte sich jemand mit seinen Schlafdecken eingerichtet. Und es waren nicht etwa gewöhnliche Hans und Karls, sondern zum größten Teil Respektspersonen, die etwas galten im Gebiet der Hudsons Bay Company! Da war der Bischof der protestantischen Mission; ein ehr-

würdiger Herr mit langem, weißem Bart und patriarchalischem Benehmen; ferner ein katholischer Prior, mehrere Missionare, Agenten der Company, die einen Urlaub antraten; zwei Offiziere der berittenen Nordwestpolizei, ein Gelehrter, der von einer Forschungsreise kam, und, nicht zuletzt, ein leibhafter kanadischer Minister! Wir befanden uns in guter Gesellschaft.

Einige Tage später tauchte um eine Biegung des Flusses Fort Providence auf, schon von weitem erkenntlich durch die blauweißrote Trikolore, die, allen tatsächlichen Verhältnissen zum Trotz, von dem hohen Flaggenmast der katholischen Missionsstation wehte. Bei Fort Providence ergießt sich das Wasser des Großen Sklavensees in den Mackenzie, um von hier die lange Reise nach dem Eismeer anzutreten. Von dem hohen Ufer, auf dem die Stationsgebäude liegen, hat man eine herrliche Aussicht auf den See, dessen blaue Fläche sich endlos weit erstreckt. Man glaubt, am Ufer des Meeres zu stehen.

Blau und freundlich war am nächsten Morgen der See. Über dem Wasser lag der glitzernde Schein der aufgehenden Sonne, und über den Himmel segelten weiße Windwölkchen, die die frische Seebreeze vor sich herjagte. Köstlich, wie sie sich anfühlte nach dem langen Aufenthalt in der dumpfen, moskitobrütenden Atmosphäre in den finsternen Wäldern!

Wir hielten Kurs auf Fort Resolution an der Mündung des Sklavenflusses.<sup>3</sup> Bald hatten wir das Land außer Sicht gelassen, und ringsum war nur noch

Himmel und Wasser zu sehen. Es war, als ob man irgendwo auf dem weiten Meere wäre und nicht auf einem weltverlassenen See inmitten der großen Waldwüste.

Zwei Tage später gingen wir in der Mündung des Sklavenflusses bei Fort Resolution vor Anker. Dann ging es weiter aufwärts bis nach Fort Smith, wo die bereits über 3000 Kilometer lange Wasserreise ein vorläufiges Ende hatte, denn von hier ab ist der Strom auf eine Strecke von 30 Meilen derart mit Klippen und Stromschnellen durchsetzt, dass an eine Schifffahrt nicht zu denken ist. Die Güter müssen daher ausgeladen und über Land nach einem anderen Dampfer gebracht werden, der jenseits der Stromschnellen darauf wartet. Solche Umgehungswege von Stromschnellen oder anderen Hindernissen nennt der Kanadier »Portage«. Sie sind die einzige Art von Kunststraßen im Northwest-Territorium, wo sonst nur die Flüsse und Seen als Verkehrswege in Betracht kommen.

Die Ochsenwagen warteten auf dem Fort schon auf unsere Ankunft, aber da mir diese Art des Reisens zu langsam schien, machte ich mich zu Fuß auf den Weg. Doch bald fand ich heraus, dass es ein großer Unterschied ist, ob man auf einem deutschen Waldweg oder aber auf einem grundlosen Fahrweg des Northwest-Territoriums eine Fußtour unternimmt. Der ganze Weg war ein Labyrinth von Sümpfen und Morästen und grundlosen Wassertümpeln und obendrein noch eine Hölle von Moskitos. Mehr tot als lebendig, entstellt von Moskitostichen und

über und über mit Schlamm bedeckt, kam ich nach vierundzwanzig Stunden am anderen Ende an.

Dort lag auch wirklich schon der andere Dampfer, der »Graham«. Er war wohl noch einmal so groß wie der brave »Wrigley«, der uns von Fort Pherson heraufgebracht hatte.

Auch bei dem Kapitän dieses Dampfers legte Mister Anderson ein Machtwort für mich ein, sodass er versprach, mich mitzunehmen bis nach Fort Mac Murray, wo die Schifffahrt auf dem Athabaska ein Ende hat.

Die Mannschaft des »Graham« konnte übrigens keinen Vergleich aushalten mit der des »Wrigley«.

»Nehmen Sie sich in acht vor den Kerlen,« hatte mir der Kapitän gesagt, »mit der Bande ist nicht gut Kirschen essen.«

Und er hat recht gehabt. Es war eine faule, feige, verlogene, streitsüchtige Gesellschaft. Alle waren Indianer und Halbblutindianer, und sie waren gerade zivilisiert genug, um gehörig frech zu sein. Vor allem ein herkulischer Cree-Indianer, der eine Art Aufseherposten bekleidete, ließ keine Gelegenheit vorübergehen, um mir, dem einzigen Weißen der Mannschaft, seine Autorität deutlich zum Bewusstsein zu bringen. Das führte zu einer Prügelei, in deren Verlauf der Indianer über einen Holzstoß stolperte und sich dabei eine hässliche Wunde über dem Auge und obendrein noch den Spott der anderen zuzog. Von Stunde an ging er rachebrütend umher und sann auf Mittel und Wege, um den verhassten Weißen möglichst schnell in die glücklichen

Jagdgründe zu befördern. Er war auch nicht lange in Verlegenheit um einen Vorwand. Als ich mir einmal erlaubte, seinen Anordnungen zu widersprechen, erfasste er schnell wie der Blitz eine auf dem Verdeck liegende Axt und schleuderte sie wie ein Tomahawk nach meinem Kopf. Mit genauer Not verfehlte das Wurfgeschoss sein Ziel und bohrte sich dafür tief in den linken Arm, wo es eine breite Wunde verursachte, die das Fleisch bis auf den Knochen bloßlegte. Wahrlich, am guten Willen zum Totschlag hat es ihm nicht gefehlt!

Doch er hatte das Böse gewollt und das Gute geschaffen. Diese böse Wunde ist für mich der Schlüssel zu allerlei Annehmlichkeiten geworden, von denen ich mir nie hätte träumen lassen. Nachdem ein Offizier der »Mounted Police«, der sich etwas auf Chirurgie verstand, die Wunde zugenäht hatte, wurde ich in die beste Kajüte gebracht, wo ich seit Jahren zum ersten Mal wieder in einem wirklichen Bett schlafen durfte, unter der Obhut zweier Krankenschwestern, die mich mit Fleischbrühe und Jamaikarum versorgten und sich überhaupt bemühten, mir jeden Wunsch von den Augen abzulesen.

Und doch war nicht alles lautere Freude. Jetzt, wo ich nichts mehr zu tun hatte, blieb mir reichlich Zeit, um grübelnden Gedanken nachzuhängen. Was wollte ich nun eigentlich in Edmonton ohne einen Pfennig in der Tasche und mit dem verwundeten Arm, sodass ich nicht imstande war, meinen Lebensunterhalt zu verdienen? Das war ein böser Ausklang meiner bis jetzt so glücklich verlaufenen langen

Reise!

Während ich noch über meinem Missgeschick brütete, kam Mr. Kelly, der Sekretär des Schiffes, herein und setzte sich auf den Rand meines Bettes. »Well,« sagte er ohne Umschweife, »was werden Sie nun in Edmonton anfangen? Geld haben Sie nicht, arbeiten können Sie vorderhand noch nicht, aber leben müssen Sie doch! Hier im Athabaskagebiet ist es ja weiter nicht schlimm; hier nehmen die Leute noch Interesse an ihren Mitmenschen, aber drunten in Edmonton, da heißt es immer erst bezahlen, und deshalb haben wir daran gedacht, Ihnen mit ein paar Dollars auszuhelfen.«

Mit diesen Worten überreichte er mir einen sehr liebenswürdigen, von allen Passagieren unterzeichneten Brief und ein Bündel von Dollars, die ich mit erstaunten Augen abzählte: zehn – zwanzig – fünfzig – hundert Dollars! »Nehmen Sie's nur an!« sagte Mr. Kelly, den ich sprachlos anstarrte, »nur keine falsche Scham! Es kommt nicht alle Tage vor, dass wir hier einem Eismeerreisenden auf den Weg helfen müssen.«

Während der nächsten Tage, die wir noch auf dem »Graham« zubrachten, lebte ich wie ein Gentleman. Ich, der ich noch eben erst Holz gespalten und Lasten getragen hatte wie jeder Jean, Jaques und Joseph unter den Indianern, lag nun den lieben, langen Tag auf dem Promenadendeck und spielte Schach mit dem Bischof, politisierte mit dem kanadischen Minister und hielt einem vornehmen Publikum lange Vorträge über das Land der Mitternacht-



sonne.

Doch es ist das Los der schönen Tage, dass sie ein allzu schnelles Ende nehmen. Ehe man's gedacht, waren wir in Fort Mac Murray angelangt, wo Menschen und Waren in flache Lastkähne, sogenannte Scows, verladen wurden, da die vielen Stromschnellen von dort ab eine Weiterfahrt mit dem Dampfer unmöglich machten.

Endlich kam »Athabaska-Landung«, der Endpunkt unserer langen, langen Reise in Sicht. Hier wurden die Kähne ausgeladen; die Reisegesellschaft löste sich auf, und jeder suchte so schnell wie möglich eine Reisegelegenheit über Land nach Edmonton zu finden.

Da stand ich nun einmal wieder ganz verlassen und überlegte mir, was ich zunächst beginnen wollte. Athabaska-Landung war damals schon, für wildwestliche Begriffe, ein kleines Städtchen aus Wellblech und Brettern. Es gab auch Kaufläden und mehrere Gasthäuser dort, aber, obwohl ich es sehr nötig hatte, mir allerlei nützliche Dinge zur kaufen, blieb ich doch eine ganze Weile unschlüssig stehen mit meinen hundert Dollars. Ich war so verstört durch den plötzlichen Szenenwechsel und durch die lange Entwöhnung so unbeholfen im Verkehr mit Geschäftsleuten geworden. Vor einem Gasthaus stand ich lange in tiefem Nachdenken. Konnte man sich wirklich so ohne weiteres an diese weißgedeckten Tische setzen?

Der Wirt, der vor der Tür stand, kam mir endlich zu Hilfe.

»Komm herein,« sagte er freundlich und brachte mir ein Glas Bier. »Hast du Geld, Johnny?« fuhr er fort in richtigem Pidgin-Englisch, denn nach meinem braungebrannten Gesicht und meiner wild-westlichen Kleidung hielt er mich für einen Halbblutindianer.

»Ja, Herr,« antwortete ich, »ich habe Geld.«

»Allright.« sagte er befriedigt »wenn du Geld hast, dann ist's gut; hast du aber kein's, so kannst du hier nichts bekommen.«

So saß ich denn nach undenklich langer Zeit einmal wieder bei einer zivilisierten Mahlzeit, der ich auch alle Ehre angetan habe.

Ein alter Farmer, der mit mir am Tische saß und meinen Appetit mit steigendem Interesse bewunderte, fragte mich, wie Farmer das zu tun pflegen, ganz ausführlich nach dem Woher und Wohin.

»Also, nach Edmonton wollen Sie?« fragte er, als seine Neugierde einigermaßen befriedigt war, »da können Sie gleich morgen mit meinem Wagen fahren. Ich verlange nur fünf Dollars für die Reise. In drei Tagen sind wir dort!«

- 
1. Anm.d.H.: St., bekannter Polarforscher und Ethnograf, wies als erster auf den hohen wirtschaftlichen Wert der Nordpolarländer hin. In deutscher Sprache erschienen sind folgende Werke: »Länder der Zukunft« (1923), »Das Geheimnis der Eskimos« (1925), »Neuland im Norden« (1923). <<<

2. indianisches Zelt <<<
3. In der Lover-Hay-River-Siedlung, am Südufer des Großen Sklavensees zwischen Fort Providence und Fort Resolution, wurden im März 1930 die sterblichen Überreste Kurt Fabers zur ewigen Ruhe beigesetzt. D. H. <<<

## Im Wilden Westen

ANKUNFT IN EDMONTON. – DER »GRÜNE SHAMROCK«. –  
IM SCHNELLZUG. – DER ÜBERLISTETE EXPRESSZUG. –  
ABENTEUERLICHE FAHRT. – DIE VERLOCKENDEN 30  
SILBERLINGE. – WIEDER AM MEER. – NEUE  
REISEGELÜSTE. – ANKUNFT BEI »ONKEL SAM«. – DIE  
NEUESTE SENSATION. – NACH KALIFORNIEN.

So sind wir endlich wieder angelangt am Anfang der zivilisierten Welt, und damit von Rechts wegen auch am Ende dieser Erzählung. Nach so vielen Erlebnissen inmitten der großen und freien Natur will es mir fast wie eine Versündigung erscheinen, wenn ich noch ein wenig von dem erzähle, was ich im weiteren Verlauf der Reise inmitten eines Landes der Autos und Straßenbahnen erlebt habe. Indes, die Versuchung ist groß.

Wir hatten die Gefahren der Wildnis überwunden. Hinter uns lagen die wüsten Wälder und um uns breiteten sich viele Felder von reifem Korn, das sich leise wiegte im Winde der weiten Prärie. Gegen Mittag rumpelte unser Wagen durch die breiten, staubigen Straßen der Vorstadt Edmontons. Wir fuhren in einen Farmhof, wo der Fuhrmann seine Pferde ausschirrte.

»Da wären wir!« sagte er. »Wenn Sie geradeaus weitergehen, kommen Sie nach der Hauptstraße. Es gibt dort ein gutes Gasthaus: *the green shamrock* (Das grüne Kleeblatt). Dort sind Sie gut aufgeho-

ben.«

Mein erster Gang war nach dem Bahnhof. Ihn musste ich zuerst sehen! Wohl eine Stunde lang stand ich auf der Brücke, die über die Bahn hinwegführte, und schaute hinunter auf das stählerne Meer der blanken Schienen und auf die langen düsteren Wagenreihen, die darauf umherstanden, und hörte auf das Rumpeln der rollenden Räder und das Klirren der Ketten der aufeinanderstoßenden Wagen und auf das grelle Pfeifen der Lokomotive, das in meinen Ohren klang wie die süßeste Musik. So erfüllt war ich von diesen Bildern, dass ich darüber ganz vergaß, mich nach einem Unterkommen für die Nacht umzusehen; eine Unterlassung, die ich nachher sehr bereute, denn als ich mich endlich dazu aufraffte, war es bereits zu spät.

In der Hauptstraße brannten die elektrischen Bogenlampen. Die Heilsarmee kam mit fliegenden Fahnen und großem Halleluja heranmarschiert. Eine Gesellschaft von Mormonen in langen Bratenröcken predigte zu den »Heiden«. Irgendein Weltverbesserer stand an der Straßenecke auf einer Seifenkiste, und unter dem Scheine einer qualmenden Pechfackel, die lebhaft an die »Cressets« des »Bowhead« erinnerte, verkündete er dem umherstehenden Publikum seine neue Lehre. – Wie närrisch diese Menschen waren! Wie kalt und herzlos! War es nicht empörend, wie gleichgültig, beinahe feindselig, sie aneinander vorübergingen! Wie misstrauisch diese Wirtsleute mich begafften, mich, den armen Teufel mit den verstaubten Kleidern, dem verbrannten Ge-

sicht und dem Arm in der Binde! Diese unerhörte Interesselosigkeit! Da war es dort oben in der Wildnis doch anders gewesen!

Unsagbar niedergeschlagen, mit heißem, fieberndem Kopf und mit Gliedern, die sich wie Bleigewichte anfühlten, schleppte ich mich durch die Straßen, bis ich auf einmal im matten Schein einer Straßenlaterne eine Inschrift las, die mir bekannt vorkam. Ja, richtig, es war das »Grüne Kleeblatt«, von dem mir der Fuhrmann so viel Gutes erzählt hatte – anscheinend ein Gasthaus letzter Güte. In seinem Äußeren hatte es viel Ähnlichkeit mit dem »Blauen Anker« unseligen Angedenkens.

Auch drinnen im Lokal sah es nicht gerade vielversprechend aus. Man war beim Nachtessen. An den langen, wachstuchüberzogenen Tischen reiheten sich, Kopf an Kopf, die wettergebräunten Gesichter unter den breitkrämpigen Cowboyhüten. Es war ein großes Geklapper von Messern und Gabeln. Ein Kellner in ehemals weißer Jacke rannte geschäftig hin und her. Alle Augenblicke hielt er in seinem eilenden Lauf inne, und von der Mitte des Saales brüllte er mit dröhnender Stimme eine Bestellung nach der Küche.

»Ja, Sie können hier übernachten,« sagte die wohlbeleibte Dame, die hinter der Bar ihres Amtes waltete, »aber erst will ich den Dollar sehen!«

Ich tat sogar noch ein Übriges und bezahlte gleich sechs Dollars voraus für die ganze Woche, denn so lange wollte ich hier in Edmonton bleiben und mich von den Anstrengungen der Reise erho-

len. Das hatte ich mir längst vorgenommen. Überhaupt, was hatte ich mir nicht alles versprochen von diesen ersten Tagen in Edmonton! Wie wollte ich mich da schadlos halten für alles, was ich in den letzten Jahren entbehrt hatte! Und nun war ich angelangt in diesem Mekka aller meiner Träume, und obendrein noch mit einer Anzahl Dollars, die mir diesen Luxus in greifbare Nähe rückten, und dennoch fühlte ich mich so unglücklich wie noch nie. Am Tage irrte ich plan- und ziellos durch die Straßen, und in der Nacht verscheuchte ein heißes Fieber den Schlaf. Richtig krank war ich.

Gepeinigt von Fieber und Unruhe, war mir schon nach drei Tagen das Leben in Edmonton derart zur Qual geworden, dass ich die im Reiseplan vorgesehene Ruhewoche mitsamt dem vorausbezahlten Kostgeld im Stich ließ und mich wieder auf die Reise machte: Nach Süden! Vorerst wollte ich die Stadt Calgary erreichen, wo die Edmontonlinie von der Hauptlinie der kanadischen Pazifikbahn abzweigt.

So saß ich denn nach langer Zeit zum ersten Male wieder in dem ledernen Polstersessel eines Pullmanwagens. Ich kam mir ganz sonderbar vor: Wie das alles vorüberhuschte! Der graugrüne Buschwald, die weite Prärie, das wogende Meer der reifen Roggenfelder. Und längs der Bahnlinie die breite, staubige, endlos lange Landstraße, umsäumt von ebenso endlosen Stacheldrahtzäunen. – Ich musste an Roxys Schlitten denken, hinter dem wir so langsam und bedächtig durch die Wildnis gewandert wa-

ren.

Nicht satt sehen konnte ich mich an diesen ungewohnten Bildern, bis schließlich die Nacht herbeikam und mit ihr die grässlichen Fieberschauer, die mir in den letzten Tagen so sehr zugesetzt hatten. Das ungewohnte Rütteln und Schütteln des Zuges tat noch ein übriges, um meinen Kopf in einen wüsten Zustand zu versetzen. Immer böartiger wurde das Fieber. Heftig presste das Blut nach dem heißen, trockenen Kopf. Wütend hämmerte es gegen die Schläfen und zermartete das Gehirn mit tausend zerrissenen Bildern, die ich längst vergessen glaubte.

»Klar von der Jolle! Seid ihr des Teufels, Kerle?« hörte ich den Steuermann aussingen.

Dann sah ich mich auf dem Eisfeld hinter dem Hundeschlitten; dann wieder in Roxys Zelt bei der kargen Mahlzeit von Moschusratten und Renntiersehen – –

»Calgary! Calgary!« Eine raue Stimme brüllte mir diese Worte ins Ohr, und die kräftige Faust des Schaffners schüttelte mich gewaltig. »Sind Sie taub, Mann?«

Mechanisch tappte ich hinaus ins Freie, wo mich der kalte Wind überfiel wie ein wildes Tier. Das trug auch nicht zur Besserung meines Zustandes bei. Der ganze Bahnhof begann sich vor meinen Augen im Kreise zu drehen, der Boden wurde unsicher unter den Füßen, und nur mit Mühe konnte ich mich an einem Pfeiler festhalten.

»Was wollen Sie hier?« fuhr mich die raue



Stimme eines martialischen Schutzmannes an.

»Ich – ich bin krank,« brachte ich mühsam hervor.

»Ja, ja, das kennt man schon!« sagte der Schutzmann und schob mich nicht eben sanft auf die Straße.

Mit dem besten Willen kann ich nicht sagen, was weiter in jener Nacht mit mir geschehen ist. Jedenfalls bin ich viel und lange umhergeirrt, denn als ich wieder zur Besinnung kam, war es heller Tag. Die Morgensonne lachte am Himmel und spiegelte sich in den dicken Tautropfen, die von den Grashalmen und Blumenkelchen der städtischen Anlagen herunterhingen. Hinter grünen Büschen, in denen muntere Vögel sangen, schaute ein stattliches Denkmal hervor. Wenn ich mich recht erinnere, war es Königin Viktoria, die von dem hohen Marmorsockel auf diesen geringsten der Gäste im Reiche ihrer Untertanen herabschaute. Mein erster Griff war nach dem Gelde. Es war glücklicherweise noch da! Man vermutet keine Schätze bei Leuten, die auf Denkmalsstufen schlafen. Im übrigen war das Fieber und das hässliche Kopfweg verschwunden, und ich fühlte mich wieder so wohl, wie nur je in Roxys Iglu, wenn die Wahini die Mukpowders buk. Eine Weile wanderte ich ziellos durch die breiten, staubigen Straßen der Stadt, bis ein schreiendes Wirtshauschild an einem schmutzigen Hause meine Aufmerksamkeit erregte.

Ah Sing, Chinese restaurant meals 25 Cents.

Das sah gar verlockend aus. Eine Mahlzeit 25

Cents. Hier kehrte ich ein und ließ mir von dem bezopften Sohn des Himmels chinesischen Tee und beste chinesische Nudeln vorsetzen. Es geht nichts über echten chinesischen Tee, um den gesunkenen Lebensgeistern wieder auf die Beine zu helfen. Nun fühlte ich mich mit einem mal wieder als zivilisierter Mensch, und aufgelegt zu jedem Abenteuer in jeglicher Gestalt. Warum sollte ich bis morgen aufschieben, was ich heute tun konnte? Sogleich machte ich mich auf den Weg nach dem Bahnhof, um einen westwärts fahrenden Frachtzug zu erwischen.

»Due here at eighteentwenty,« hatte mich der Stationsbeamte mit offizieller Grobheit angefahren, als ich mich nach der Abfahrt des Zuges erkundigte. Also um sechs Uhr zwanzig! Etwas früh vor Dunkelwerden, aber bei der üblichen Verspätung –

Endlich – mir war, als ob ich eine halbe Nacht darauf gewartet hätte – brauste das eiserne Unge-  
tüm heran und kam mit krachendem Getöse vor dem Stationsgebäude zum Stillstand. Ungeduldig wartete ich in meinem Versteck auf den Augenblick der Abfahrt – lange, bange Minuten. Der grelle Lichtkegel des Scheinwerfers an der Lokomotive warf ein geisterhaftes, übernatürliches Licht auf die Schienen. Auf dem Eisenkoloß der Maschine huschten die rußigen Heizer wie die leibhaftigen Teufel umher.

Schwerfällig setzte sich der Zug in Bewegung. Mit einem Satz war ich auf dem Bahndamm und rannte neben der Lokomotive her, mitten durch

den zischenden Wasserdampf, der dick wie ein Wal-fischspaut dem Auspuffrohr entfuhr. Mit einem schnellen Griff erfasste ich das Geländer des hinter der Lokomotive angekoppelten Packwagens, worauf ich durch die Bewegung des vorwärtseilenden Zuges ganz von selbst auf die Plattform gehoben wurde.

Einen Augenblick wartete ich in atemloser Spannung, denn mir war, als ob das Gefühl der verletzten Autorität schon allein genügen müsste, um die Räder auf den Schienen festzubannen. Doch es geschah nichts dergleichen. Keine Unterbrechung in der gleichmäßigen, klappernden, puffenden Melodie, die in immer schnelleres Tempo überging. Bald sausten wir mit 60–70 Kilometer Geschwindigkeit durch die Prärie. Ein schneidender Westwind, der durch die Bewegung des Zuges bis zum Sturm aufgepeitscht war, wirbelte Wolken von Rauch und Asche und kleinen Kohlenstückchen gleich Schneeflocken und Hagelkörnern durch die Luft.

Solange der Zug in Bewegung war, brauchte ich mich um meine Sicherheit nicht zu sorgen, denn man ist geborgen auf der Plattform und sicher vor neugierigen Blicken. Erst beim Herannahen einer Station wurde die Sache ungemütlich. Dann hieß es, entweder beizeiten abspringen, oder sich auf dem Dach zu verkriechen. Beides trug nicht zur Erhöhung der Gemütlichkeit bei. Meist waren es nur sehr hinterwäldliche Haltestellen, an denen der Zug kaum richtig zum Stillstand kam. Nur einen Augenblick setzte das rumpelnde Getöse aus.

Es dauerte nicht lange, ehe die hohen Schnee-

berge des Felsengebirges auftauchten, die sich wie riesige Kulissen vom nächtlichen Himmel abhoben. Immer unregelmäßiger wurde der Atem der Maschine. Die flachen Höhenzüge wurden zu finsternen Felsenwänden, an denen der Schienenstrang nur mühsam in langen Schlangenwindungen seinen Weg finden konnte, und wo die Stationsgebäude in schwindelnder Höhe wie richtige Schwalbennester klebten.

Bereits begannen sich die ersten Schimmer des hereinbrechenden Tages mit dem Mondlicht zu vermischen, als wir an einer großen Station namens Golden ankamen. Hier musste ich die Reise unterbrechen, denn es geht natürlich nicht an, bei hellichem Tage »schwarz zu fahren«.

Schon kam die Sonne hinter den Bergspitzen hervor, und im Lichte des frühen Tages offenbarten sich die Schönheiten der Gebirgslandschaft, die man bisher nur ahnen konnte. Ringsum türmten sich steile Berge, deren weiße Kuppen in tausend Farben sprühten, wenn die Sonnenstrahlen darauf fielen. Wo aber das helle Tageslicht noch nicht hingekommen war, da standen sie finster drohend wie versteinerte Riesen und schauten mürrisch hinab in einen großen See, an dessen Ufer geschäftige Sägemühlen klapperten.

Auf einem Nebengleise stand eben ein Güterzug zur Abfahrt nach Westen bereit. Die Wagen waren mit roten Schildern versehen; also ein durchgehender Eilfrachtzug! Das Ideal eines schwarzfahrenden

Hobos.<sup>1</sup> Dennoch bot er keine gute Fahrgelegenheit. Alle Wagen waren verschlossen und versiegelt bis auf einen mit Zementröhren gefüllten Flachwagen, auf dem eine Anzahl Indianer hockten, die auf Regierungskosten nach einem anderen Reservatorium gebracht wurden. Eine üble, verlotterte Gesellschaft, an der John Fenimore Cooper wohl kaum seine Freude gehabt hätte. Die Männer liefen vor dem Wagen auf und ab und schlugen vor Kälte mit den Armen um sich wie die Vogelscheuchen, indes die Weiber auf den Zementröhren hockten und ihre verwiterten Gesichter so tief in die bunten Schlafdecken einwickelten, dass man ihre Schönheit nur ahnen konnte. Dennoch beneidete ich die Leute, denn sie hatten wenigstens freie Reise, wo immer sie hin wollten. Ach, wer es doch auch einmal so weit bringen konnte!

Noch war ich ganz in diese verlockenden Gedanken vertieft, als eine alte Dame, die lebhaft an Roxys Wahini erinnerte, mit einem gefüllten Wassereimer vorüberhumpelte. Der Anblick der bunten Decke, die sie malerisch um den Kopf geschlungen hatte, brachte mich, wenigstens einmal im Leben, auf eine geniale Idee.

»Wie viel?« fragte ich, indem ich ihr die Decke halb vom Kopf zog.

»Oh! Nix verkaufen! Nix verkaufen!« kreischte die Alte mit ängstlicher Miene. »Gehört nicht mir, gehört Onkel Sam!«

»Fünfzig Cents,« fuhr ich unbeirrt fort, indem

ich ihr das Silberstück unter die Nase hielt.

Die pechschwarzen Augen der alten Dame funkelten, doch sie blieb standhaft. »Nix verkaufen,« wiederholte sie mit zitternder Stimme.

Nun holte ich einen ganzen blanken Silberdollar hervor.

»Den sollst du haben,« sagte ich mit der Miene eines Mannes, der ein Königreich zu verschenken hat, »und dazu noch eine Pfeife und ein Pfund Kautabak, wenn du mir sogleich eine Decke aus dem Wagen bringst.«

Das war zu viel der Versuchung. Mit ein paar grunzenden Tönen rannte sie nach dem Wagen, um gleich darauf mit einer nagelneuen Decke zurückzukehren. Mit einem schnalzenden Laut der Befriedigung quittierte sie für das Pfund Tabak.

Möge mir der Himmel verzeihen, dass ich eine ehrbare Dame auf ihre alten Tage in Versuchung geführt habe. Aber Not kennt bekanntlich kein Gebot. Nun war der Weg frei. Die Decke war so gut wie eine Fahrkarte nach Vancouver. Man brauchte sich bloß nach Indianerart damit zu ver mummen, und kein Mensch – am wenigsten ein Zugführer oder ein Bremser – konnte in dieser Verkleidung einen Kabeluna von einem Indianer unterscheiden. Und so geschah es. Ich bestieg ungehindert den Zug, und weiter ging die Reise. –

Das war ein anderes Reisen als in der Nacht zuvor. Weniger abenteuerlich zwar, aber umso unterhaltender. Immer weiter ging es in das wilde Gebirge hinein und dann wieder abwärts durch grüne

Täler mit üppigen Matten und fruchtbeladenen Bäumen. – Dann kam noch einmal die Nacht mit ihrem kalten Hauch, und als das Tageslicht wieder dämmerte, da rauchten in der Ferne die Schornsteine von Vancouver, und noch ein Stück weiter draußen, dicht unter dem Horizont, zog sich ein dicker, tintenblauer Streifen hin. Das Meer.

Bald darauf rumpelte der Zug durch die Vorstadt von Vancouver, vorbei an rußigen Fabriken und lärmenden Sägemühlen, bis er schließlich auf dem weiten Güterbahnhof zwischen anderen Wagenreihen zum Stillstand kam. Dicht dabei erstreckten sich die Landungsbrücken der Pazifikbahn. Zahlreiche Schiffe aus aller Herren Länder lagen dort fein säuberlich nebeneinander. Weiter draußen in der Bai lagen still und majestätisch die Segelschiffe, deren stolze Takelage sich mit vollendeter Grazie vom rötlichen Schein des Morgenhimmels abhob. Kurzum, es war wieder alles nach meinem Geschmack, Schiffe und Menschen, Salzwasser und Teergeruch. Bereits hatte ich wieder den Kopf voller Reisepläne, die bis in die fernsten Erdenwinkel führten.

Noch derselbe Abend sah mich an Bord eines Küstendampfers, von dessen Verdeck ich nicht ohne ein gewisses Gefühl der Wehmut nach Osten schaute, wo die Berge von Britisch-Kolumbia langsam in den blauen Fluten verschwanden.

Ja, das vielgerühmte Britisch-Kolumbien! Manches war dort anders als ich mir versprochen hatte.

—

Am nächsten Tage kam ich in Seattle, im Staate

Washington an. Wenige Tage vorher hatte dort Amundsen auf der Rückkehr aus dem Eismeer Station gemacht und war mit dem den Amerikanern eigenen hysterischen Überschwang gefeiert worden. Meiner Wenigkeit hat man dort einen etwas kühleren Empfang bereitet. Viel hätte nicht gefehlt, und man hätte mich mit Schimpf und Schande als unerwünschten Einwanderer wieder nach Kanada abgeschoben, weil ich nicht im Besitz der von der Einwanderungsbehörde vorgeschriebenen Summe war. Nach langem Hin- und Herreden ließ man mich jedoch passieren, und da stand ich nun wieder mitten im Lärmen und Treiben der Straßen, die sich düster wie nur irgendein Canon im Felsengebirge zwischen den Steinmauern der Wolkenkratzer hinzogen.

»Zeitungen? Stiefelputzen?« schrie mir eine gelende Gassenbubenstimme ins Ohr, als ich mich eben auf eine Bank vor der Stadthalle hingesetzt hatte, und ehe ich mich's versah, hatte der kleine Tausendkünstler meine Stiefel überfallen, während ich mich in die neueste Nummer des »Seattle Post-Intelligencer« vertiefte.

Allerlei Neues gab es in den schreienden Überschriften, die die amerikanischen Zeitungsschreiber mit soviel Geschick zu frisieren verstehen. Roosevelt hatte wieder einmal eine Rede gehalten. Rockefeller hatte 10000 Dollars für die Heidenmission gespendet. G. Pierpont Morgan hatte die Kontrolle der Pennsylvaniabahn erworben. »Ein Neger gelyncht in Alabama.« »Miss Vanderbilts Hochzeitsku-



chen kostet 20 000 Dollars.« Doch hier – ja, was war denn das? »Walfischfänger kehrt nach drei Jahren nach San Franzisko zurück. Mannschaft verklagt Kapitän!«

»Bleiben Sie doch sitzen, Boß! So kann ich doch keine Schuhe wichen!« jammerte der Gassenbube.

Doch ich hörte nur noch halb, was er sagte. Mit einem Satz war ich auf und davon und ließ den armen Jungen zurück in sprachlosem Erstaunen, weniger über meine unmotivierete Eile, als über den halben Dollar, den ich ihm aus Versehen zugeworfen hatte. Im Fortlaufen überflog ich noch einmal den Inhalt des langen Artikels. Ja, es hatte alles seine Richtigkeit! Der »Bowhead« war tags zuvor zurückgekehrt, und es war zu einer Auseinandersetzung zwischen Kapitän und Mannschaft gekommen, und der Staatsanwalt, der mit der Untersuchung beauftragt war – wahrhaftig, der Mann hielt sich zurzeit hier in Seattle auf! Ihn musste ich sehen ohne Zeitverlust.

In dem Vestibül eines vornehmen Hotels empfing mich ein sechs Fuß langer, wohlgenährter, glattrasierter Diener, der mich mit einem vernichtenden Blick von oben bis unten musterte. Der Herr sei wohl nicht zu sprechen, meinte er. Doch so leicht war ich nicht abzuweisen. Er bequeme sich schließlich doch dazu, mich dem Herrn Staatsanwalt zu melden. Dieser war glücklicherweise nicht so stolz wie der Portier. »Nehmen Sie Platz,« sagte er, indem er auf einen der bequemen Polstersessel deutete, die in dem Vestibül umherstanden. Dann

brachte ich ihm mein Anliegen vor. Er machte große Augen, als ich ihm meine Geschichte erzählte, denn er hatte durch die zurückgekehrten Walfischfänger von mir gehört und glaubte nicht anders, als dass ich längst schon in der Wildnis umgekommen wäre. Darum freute er sich über den so plötzlich und unerwartet aufgetauchten Zeugen.

»Höchst merkwürdig,« sagte er einmal, ums andere, und einige Herren, die dabeistanden, sagten es ebenfalls.

»Mister Jones,« wandte sich zum Schluss der Staatsanwalt an den Hotelkassierer, »geben Sie dem jungen Mann fünf Dollars.«

Dann verließ ich das Hotel in dem Bewusstsein, ein gutes Tagewerk vollbracht zu haben.

Am nächsten Morgen, als die schreienden Zeitungsjungen durch die Straßen rannten, erlebte ich eine neue Überraschung.

»Neueste Sensation! Zu Fuß vom Eismeer nach Seattle.«

Ganz neidisch wurde ich beim Lesen dieser Überschrift. Da war einer, der hatte mich gründlich übertrumpft! Doch dieses Gefühl verwandelte sich in einen gelinden Schrecken bei der weiteren Lektüre:

»Seltsame Abenteuer eines jun-

gen, deutschen Seemanns.«

Es waren wahrhaftig meine eigenen Erlebnisse, wie ich sie am Abend zuvor erzählt hatte, und dazu noch aufgeputzt mit schaurigen Bärenkämpfen, wunderlichen Liebesabenteuern und was sonst noch eine glühende amerikanische Reporterfantasie ersinnen kann.

Von der Stunde an war ich die große Nummer bei den Reportern. Auf dem Büro des Staatsanwalts und wo sonst sie noch meiner habhaft werden konnten, suchten sie mich auf in der Hoffnung auf eine schöne Geschichte, die sich in Dollars umsetzen ließe. Aber ich war spröde wie Glas. Wenigstens einmal in meinem Leben zeigte ich mich als gerissenen Geschäftsmann. »Erst zahlen und dann erzählen,« sagte ich. Und sie zahlten.

Drei Tage später übergab mich der Staatsanwalt einem Dampfer und zahlte die zehn Dollars Reise-geld nach San Franzisko. So ging es denn weiter nach Süden. Bald hatten wir die stillen Gewässer des breiten Puget-Sunds passiert. Die enge Vancouverstraße lag hinter uns, und über die Wasserfläche wehte die scharfe Luft des weiten Ozeans. Gleichmäßig rollte das Schiff in der langen Dünung, und vor dem Bug bildeten sich glitzernde Schaumkämme. Genau wie vor vier Jahren, aber doch viel schöner, denn diesmal ging es nicht hinauf in die ungewisse Zukunft, in die ferne Eiswüste, sondern nach Süden, nach dem Lande der Sonne – nach Kalifornien!

- 
1. hobo = eine Abart der amerikanischen Tramps; zumeist Wanderarbeiter, die, vorwiegend in Güterzügen, als blinde Passagiere, von Ort zu Ort reisen. [<<<](#)

## Wieder in San Franzisko

DURCHS »GOLDENE TOR«. – TRAURIGES WIEDERSEHEN  
UND BÖSER EMPFANG. – VERHAFTET. – DIE  
RUINENSTADT. – DAS PRIMITIVE POLIZEIGEFÄNGNIS. –  
NETTE GESELLSCHAFT. – DIE FROMMEN DAMEN. – DER  
GROSSE PROZESS UND SEIN KLEINER AUSGANG. – WIEDER  
IN FREIHEIT. – AUF NACH AUSTRALIEN!

Nach dreitägiger Seefahrt kamen wir auf der Höhe von San Franzisko an. Es war noch sehr früh am Morgen; ringsum war noch dunkle Nacht, und im Westen zog die blasse Scheibe des untergehenden Mondes eine weiße Straße durch die tintenschwarze Wasserfläche. Nur im Osten, über den scharfen Umrissen der kalifornischen Küstenberge, lag als ein blasser Streifen das erste Licht des heraufziehenden Tages. Noch immer blitzten in der Ferne die hellen Blinkfeuer der Farallones-Inseln, genau so wie damals, als sie uns auf unserer langen Reise nach dem Eismeer zum letztenmal zugewinkt hatten. Sie wenigstens waren sich noch gleich geblieben in den wechselnden Schicksalen dieser letzten Jahre.

Schnell, wie immer in jenen südlichen Breiten, breitete sich das Tageslicht über dem Himmel aus. Der helle Schein der Morgensonne spielte über den glitzernden Wellen, prallte zurück von der weißen Leinwand der vorübergleitenden Segler und umflutete die schwarzen Rauchwolken, die wie finstere

Gespenster über dem Kielwasser der geschäftigen Dampfer lagen. Alles wieder genau so wie damals, vor beinahe vier Jahren, und doch so ganz anders. Schon dampften wir langsam und bedächtig durchs »Goldene Tor«. Draußen auf der Reede vor der Ziegeninsel gingen wir vor Anker.

Unter normalen Umständen hat man dort eine wunderbare Aussicht auf die am Abhang der Hügel hin gelagerte Stadt. Aber ach, wo sonst die schlanken Türme der Kirchen und die scheinenden Kuppeln der protzigen Wolkenkratzer ihr Haupt erhoben, da war jetzt nichts zu erkennen als eine dicke, undurchdringliche Wolke von gelbem Staub. Die Passagiere des Dampfers drängten sich an der Steuerbordreel und betrachteten mit neugierigen Blicken das Bild der Zerstörung.

Nach einer Weile kam eine Barkasse längsseit. Ein großer Mann, dem man auch ohne seine blaue Uniform und seine weiße Mütze mit dem goldgestickten U.S. ansah, dass er etwas zu sagen hatte, kam an Bord, und siehe da, er schaute weder rechts noch links unter den Hunderten von Menschen, die das Verdeck bevölkerten, sondern kam gerade auf mich zu.

»Kommen Sie von Seattle?« fragte er nicht gerade höflich.

»Yes, sir,« antwortete ich nicht weniger freundlich.

»Vom Staatsanwalt hierher geschickt?« forschte er weiter.

»Jawohl.«

»Dann bleiben Sie mal hier stehen!«

Dazu verspürte ich jedoch nicht die geringste Lust.

»Fällt mir gar nicht ein!« antwortete ich prompt, »ich gehe, wohin es mir beliebt! Überhaupt – was wollen Sie von mir? Und wer sind Sie eigentlich?« Mit gewichtiger Miene deutete er auf sein Schild mit dem U.S.: »Ich bin der United States Deputy Marshall; und ich verhafte Sie im Namen der Vereinigten Staaten.« Bald waren wir von einem Walle neugieriger Menschen umgeben.

»That's him, that's him,« »das ist er, das ist er!« flüsterte einer dem anderen zu.

Mir aber blieb es überlassen, darüber nachzudenken, wer ich nun eigentlich sein sollte. Die Sache begann eine bedenkliche Wendung zu nehmen. Es ist nicht angenehm, von hundert Paaren cholerischer Augen umgeben zu sein, in denen man das Verlangen nach einem Lynchgericht lesen kann. Ich war froh, als die Barkasse mit uns nach dem Lande fuhr.

An der langen Pier am Fuße der Missionsstraße legten wir an. Ein tückisches Geschick hatte es so gefügt, dass es genau die Stelle war, von wo mich vor dreidreiviertel Jahren die Barkasse nach dem »Bowhead« übergesetzt hatte. Nicht ohne eine gewisse Wut betrachtete ich die wohlbekannte Stätte. Hier hatte sich nicht viel verändert. Trotz Erdbeben und Feuer noch immer dieselben mächtigen, grünbewachsenen Holzpfeiler, die dicken, holperigen Planken, über die die schweren Lastwagen rollten, die schweren Kettengeländer, auf denen neugierige

Gassenbuben und müßige Vagabunden schaukelten, und die langen, düsteren Warenschuppen, auf deren Dächern die Spatzen lärmten. Überall entlang der Wasserfront war noch das altgewohnte Bild. Sogar der hohe Uhrenturm auf dem Fährgebäude, ohne den man sich die Wasserkante von Frisko gar nicht vorstellen kann, stand noch unversehrt in seiner stolzen Größe. Das Bild wurde jedoch anders, als wir den Fuß an Land setzten. Was war aus dem schönen Frisko geworden! Von dem ganzen Häusermeer, das entlang der Hafenfront den unteren Teil der Stadt bedeckt hatte, stand kaum ein Stein mehr auf dem anderen. Fortgefeigt waren die vielstöckigen Geschäftsgebäude mit ihren protzigen Fassaden, und an ihrer Stelle stand entlang der Hauptstraße, die nun auf einmal so entsetzlich breit aussah, eine lange Reihe von niedrigen, flachdachigen Hütten aus Holz und Wellblech, von deren grell-grünem, rotem oder blauem Anstrich die Sonnenstrahlen zurückprallten.

Erst eine der zahllosen Straßenbahnlinien, die vor dem Fährgebäude zusammenlaufen, war wieder in Betrieb. Sie führte durch die Marketstreet nach der oberen Stadt. Mir war nicht wohl zumute, als wir uns dieser provisorischen Fahrgelegenheit anvertrauten. Die Schienen waren schlecht aneinandergerienet und liefen in endlosen Schlangenwindungen durch die an tausend Stellen zerwühlte und aufgerissene Straße.

Also das war Marketstreet! Dieselbe stolze Straße, die einst wie ein breiter Strom durch das



wogende Meer der Häuser und Menschen zog! Von der ganzen Herrlichkeit war nichts mehr übrig geblieben, als ein breiter, grundloser Weg wie irgendwo draußen in der Prärie, umsäumt von zerfallenen Mauern und öden Fensterhöhlen, den letzten, traurigen Überresten der stolzen Wolkenkratzer.

Eine Weltstadt in Trümmern! Steine und wieder Steine, und dazwischen hoch aufragend die gespensterhaften Gerippe der niedergebrannten Wolkenkratzer; ein gräuliches Wirrsal von Eisen und Stahl, bis zur Unkenntlichkeit verbogen von der zerstörenden Glut des Feuers.

Und über dem allem – über diesem Chaos von Stein und Eisen, von Menschen und Tieren – lag aus Kalk und Sand, Zement und Mörtel eine dicke, gelbe Wolke von beißendem, brennendem Staub.

Nach der Hauptpost, die nun zugleich noch als Rathaus, Gerichtsgebäude und Gefängnis diente, brachte uns der Beamte der Hafenpolizei. Wenn das Gebäude auch vom Feuer verschont geblieben, so waren doch die Spuren des Erdbebens überall zu erkennen. Breite Spalten klafften in dem Steinpflaster vor der Tür, und durch die Wände zogen sich tiefe Risse. Vielfach war der Gips von den Wänden heruntergefallen, und das bloße Mauerwerk trat zutage.

Nachdem wir eine Weile in einem langen Hausgang gewartet hatten, führte uns ein uniformierter Diener durch eine prächtige Doppeltür in einen großen, kahlen, unheimlich aussehenden Raum. In einem bequemen Ledersessel hinter dem grünen Tisch saß ein alter Herr mit weißem Spitzbart, der

uns mit strenger Miene musterte. Das war der Richter de Haven.

»Well,« sagte er, indem er bedächtig den weißen Bart strich und mich dann über die Brillengläser hinweg mit seinen kalten, grauen Augen ansah, »heißen Sie Faber?«

»Ja, Euer Gnaden.«

»Well,« sagte er, »ich setze Ihre Kautiön auf fünfhundert Dollars fest.«

»Können Sie das bezahlen? Fünfhundert Dollars!« wiederholte der dabeistehende Diener.

Nein! Wie käme ich dazu? Fünfhundert Dollars! Soviel Geld hatte noch keiner von uns beisammen gesehen. Also blieb nur die eine Alternative: »Marsch, ins Gefängnis!«

Etwa zehn Mann des »Bowhead« waren hier bereits einquartiert, ebenfalls als Zeugen gegen den Kapitän. Vor vierzehn Tagen waren sie mit dem Schiff zurückgekehrt, und von Bord weg hatte man sie verhaftet. Das gab ein großes Wiedersehen. Sie waren ja nicht alle meine Freunde, aber bei dem unverhofften Wiedersehen und bei den begleitenden außerordentlichen Umständen wurde bei jedem ein Stück der alten Erinnerungen lebendig – wenn es auch keine angenehmen Erinnerungen waren. –

Fünfundfünfzig lange, lange Tage sind es gewesen, die ich dort hinter Schloss und Riegel zugebracht habe. Nirgendwo sind die Tage so lang wie im Gefängnis! Und doch war es ein angenehmes Gefängnis. Neben dem »Bowhead« konnte es sich wohl sehen lassen.

»Was sagst du nun?« meinte der geschwätzige Bowen, der sich ebenfalls in der Gesellschaft befand, »habe ich dir nicht vor drei Jahren schon gesagt, dass es mit dem Gefängnis gar nicht so schlimm ist, wie die Leute immer reden? Hier bekommst du deine drei Mahlzeiten täglich und brauchst dich nicht zu plagen auf Befehl Mr. Johnsons. Hier weiß man noch etwas von Menschenrechten. Hier sind die Leute human und behandeln dich wie einen Gentleman. Und obendrein bekommst du als Vergütung einen Dollar im Tag! Weiß der Kuckuck, ich bleibe mein Lebtag im Gefängnis, solange man mir einen Dollar täglich dafür bezahlt!« Wenn der alte Sünder den »Bowhead« als Maßstab für die große Welt anlegen wollte, so mochte er ja nicht so unrecht haben. Für den Dollar konnte man sich sogar allerlei Luxusartikel von draußen kommen lassen – Schokolade, Milch und dergleichen. Die meisten kamen allerdings nie dazu, denn bei ihnen war der Dollar schon immer zerronnen, noch ehe er gewonnen war. Er wanderte in den Rachen des großen Molochs Poker. Man glaubte sich wieder nach den Winterquartieren der Herschelinsel versetzt, wenn die Schneestürme wehten. Die Pokermanie war über alle gekommen, und wieder saßen sie dort mit heißen Köpfen über den Karten.

Wir konnten uns öfters auch an Damenbesuchen erfreuen. Gesetzte, ehrwürdige Damen mit grauen Haaren hatten sich die undankbare Aufgabe gesetzt, uns böse Verbrecher wieder auf den Pfad der Tugend zurückzuführen. Eine Modetorheit, die da-

mals unter den oberen Zehntausend umging. Eine Art Sport war es.

Indes: von Zeit zu Zeit sahen wir die alten Damen gern. Zweimal in der Woche kamen sie in den großen Vorsaal und sangen das ganze Gesangbuch von Moody und Sankey von Anfang bis zu Ende. Niemand nahm besondere Notiz von ihnen.

»O how I love Jesus –< (»O, wie ich Jesus liebe –«), sangen die Damen.

»Ich wette zehn!« sagte einer der Kartenspieler.

»Zwanzig besser!« der andere.

Zuweilen war auch eine leibhaftige Sängerin von der Oper mit dabei. Meisterhaft konnte sie diese Lieder singen, und es war wunderbar anzuhören, wie schmetternd ihre Stimme durch die kahlen Räume hallte. Man muss ins Gefängnis gehen, umso etwas zu hören. Eine ehrwürdige Dame mit einem guten Gesicht hielt zum Schluss stets noch eine Ansprache, in der sie uns wieder und wieder versicherte, dass es unsere Verbrechen wären, die uns hierhergeführt hätten, und dass die Sünde auf unserem Gesicht geschrieben stehe! Und wir waren doch so unschuldig! –

Schon am ersten Morgen nach meiner Ankunft wurde ich mit dem Besuch eines Advokaten beehrt. Er war der Typus eines smarten Yankee – ein kleiner Mann mit quecksilberigen Bewegungen und einem langen, glattrasierten Gesicht, in dem sich scharfe Falten von den Augen nach den Mundwinkeln zogen.

»Gestern hier angekommen?« fragte er ungedul-

dig.

»Yes, sir.«

»Sie wollen Kapitän Cook verklagen?«

»Yes, sir.«

»Schadenersatz?«

»Ja, wenn's möglich ist –«, antwortete ich zögernd, denn die Idee war mir ganz neu.

»Müssen mir genauer antworten,« sagte der smarte Yankee, indem er auf die Uhr sah, »ich habe nur noch zehn Minuten Zeit. Wie viel wollen Sie haben?«

»Dreihundert Dollars sind wohl zu viel?« fragte ich unsicher.

»No, nicht genug! Man muss viel verlangen, wenn man etwas erreichen will. Sagen wir 30 Dollars.«

Einen Augenblick stand ich sprachlos, überwältigt von der großen Summe. »Well?« Wieder sah der Yankee voll Ungeduld auf die Uhr, »was sagen Sie? Sie brauchen sich um nichts zu kümmern, ich übernehme alle Arbeit, alle Kosten und alle Verantwortung, wenn Sie mir die Hälfte von dem bezahlen wollen, was bei der Sache herauskommt. Allright?«

Kein Zweifel: Meine Angelegenheit lag in guten Händen!

Das gleiche konnte man nicht behaupten von dem Strafverfahren, um dessentwillen wir ja alle in Zeugenhaft behalten wurden. Die Sache zog sich furchtbar in die Länge; es sah fast so aus, als ob man uns ganz vergessen hätte. Die Mühlen der amerikanischen Rechtspflege mahlen noch langsamer

als anderswo. Es dauerte einen vollen Monat, ehe die Sache vor die sogenannte »Grand Jury« kam, die erst über die Verfolgung der Anklage zu beschließen hatte. Diesen einundzwanzig wohlwollenden Bürgern in dem großen, durch schwere Doppeltüren vor neugierigen Augen und Ohren unbefugter Zeugen aufs strengste abgeschlossenen Raum habe ich während eines ganzen Nachmittags alle Ereignisse der langen Reise des »Bowhead« erzählt. Die Sache machte großen Eindruck, und die Entrüstung darüber tat sich oft in lauten Worten kund. Ohne einen weiteren Zeugen anzuhören, wurde das sogenannte Endictment gegen den Kapitän und den Mr. Johnson ausgesprochen.

Und dann – ja, dann ist die Sache am Ende doch noch ausgegangen wie das Hornberger Schießen. Ein Zeuge nach dem anderen versagte. Welch seltsames Wesen ist doch so ein Gerichtszeuge! Sonst ist er nicht auf den Mund gefallen, aber sobald das hochnotpeinliche Verhör beginnt, verliert er plötzlich das Gedächtnis. – Einen nach dem anderen musste der Staatsanwalt entlassen, weil nichts aus ihm herauszubekommen war. Schließlich zahlte er auch mir die 55 Dollars, die ich mir in den 55 Tagen ersessen hatte, und entließ mich wieder in die goldene Freiheit.

Da stand ich nun wieder mitten in der Straße mit der Tasche voll Dollars und atmete die köstliche Luft der Freiheit und schaute unsicher umher, geblendet von dem Licht der Sonne, die ich so lange nicht mehr geschaut hatte. Frei!! Wer noch nie 55

Tage hinter Gefängnismauern gesessen hatte, der weiß nicht, was alles in diesen Worten liegt. – –

Und nun ist mein Garn schon beinahe zu Ende gesponnen. Was soll ich noch weiter erzählen? Der »Bowhead« ist beschlagnahmt worden, und es ist des Kapitäns letzte Reise nach dem Eismeer gewesen. Ich habe glücklicherweise nie wieder etwas von ihm gehört, aber ich denke mir, dass er auch heute noch, trotz aller Prozesse, in seinem Landhaus in Massachusetts lebt. Hoffen wir, dass er in Frieden die Früchte seiner Missetaten genießt. Wir wollen nicht boshaft sein. Ganz ohne ein blaues Auge ist er ja auch nicht weggekommen. Nachdem die Advokaten sich zwei volle Jahre um den noch immer hängenden Zivilprozess gestritten hatten, wurde die Sache schließlich doch noch zu meinen Gunsten entschieden. Zwar wurden die 125 Mark auf 2000 Mark herabgesetzt, und von diesen 2000 hat der Advokat die Hälfte bekommen. Ich neide sie ihm nicht, und bedaure nur, dass er nicht mehr bekam für den Ärger und Verdruss und für die Arbeit, die ihm dieser Fall verursacht hat. – Auch der edle Mr. Johnson ist nicht ganz ohne Denkkzettel davongekommen. Als der Richter ihn fragte, ob er sich schuldig bekenne, da geschah das Unerhörte:

»Guilty –, your worship – schuldig, Euer Gnaden,« bekannte er.

Und »his worship« verurteilte ihn zu 200 Dollars Strafe.

Das wird ihn lehren, in Zukunft etwas weniger temperamentvoll zu sein. Doch nein! Dann wäre er

ja nicht mehr der Mr. Johnson!

Was aus den übrigen Leuten geworden ist? Je nun, was wird aus Seeleuten? Ein wanderndes Geschick hat sie in alle Winde getragen, und vielleicht liegt schon manch einer von ihnen auf dem Boden der See, wo sie am tiefsten ist.

Ich selbst habe mich noch ein paar Wochen in San Franzisko aufgehalten, bis mir eines Tages ein Heuerbas in die Quere kam: »Hör' mal«, sagte er, »willst du nach Australien?«

Nach Australien? Das war wahrhaftig eine Idee, die sich hören ließ! Warum sollte ich nicht nach Australien gehen? Am nächsten Morgen ging es wieder einmal durchs Goldene Tor an Bord des stolzen englischen Vollschiffes »Samoena«, auf der Ausreise nach Australien. – Inzwischen ist viel Gras über die Ereignisse gewachsen, aber vergessen habe ich sie nicht, die lange, lange Reise nach dem Lande der Mitternachtsonne. Manchmal zwar, wenn ich mir die tollen Erlebnisse jener Jahre noch einmal überdenke, da kommen Augenblicke, in denen ich mich zweifelnd selber frage: »Hast du's erlebt?« Aber dann sehe ich sie plötzlich wieder vor mir, die merkwürdigen Gestalten, wie sie ganz lebendig in einer langen Prozession vor meinen Augen vorüberziehen: Johnny Cook mit der scheinenden Glatze, Mr. Johnson mit dem Katzengesicht, Schneeball, der schwarze Gentleman, der alte Roxy – Mensch, lebst du noch? – und die Wahini, wie sie mit der Pfeife im Mund die Mukpowders knetet. Ei, mir ist, als ob ich eben erst noch die Stimme des langen Sam aus dem



Krähennest gehört hätte: »Blow! ah blo-o-o-ow!«

ENDE

---

# Weltwanderers letzte Fahrten und Abenteuer

---

✱

# Weltwanderers letzte Fahrten und Abenteuer

Baltikum-Balkan-Südsee-Japan-Korea-China  
Sibirien-Moskau-Palästina-Syrien-Kanada

Von Kurt Faber

Mit einem Anhang  
Herausgegeben von  
Dr. Walther Faber



---

Robert Lug Nachfolger Otto Schramm Stuttgart

# Geleitwort

von Heinz Amelung

*Trinkt, o Augen, was die Wimper hält,  
Von dem goldnen Überfluss der Welt!*

Jeder kann und soll dieser Mahnung Gottfried Kellers in seinem »Abendlied« folgen; wer aber ist in der Lage, sie nicht nur als weise Lehre zu beherzigen, sondern einfach als Lebensaufgabe, als Beruf zu betrachten und doch und gerade dadurch dem großen Ganzen zu dienen? Der Weltwanderer Kurt Faber verstand sich auf diese höchst seltene Kunst, ja er war Meister in ihr. Er liebte die Ferne nicht um der Ferne willen; er jagte auch – trotz des Titels seines farbigen Südamerikabuches – nicht dem Glücke nach durch die Welt; ihm lag nichts am Wohllleben, an einem Genießer- oder Faulenzerdasein, denn er war unausgesetzt fleißig; er war nicht ruhelos, weil ihn irgendetwas forttrieb aus der Heimat, die er glühend, mit allen Fasern seines Herzens liebte; er reiste auch nicht, weil ihm das Reisen an sich eine Freude oder ein Bedürfnis war ... Kurt Faber war der geborene Wandersmann, ich bin glücklich, dass ich ihn in diesem völlig gemäßen Beruf unterstützen und fördern durfte.

Im bitteren Kriegsjahr 1916 erschien in der »Täglichen Rundschau« eine Geschichte, die spannender und lebendiger war als der fesselndste Roman. Da erzählte ein Grünhorn von seinen Fahrten und

Abenteuern auf dem Walfischfänger »Bowhead« in einer so erregenden, gänzlich unliterarischen Weise, dass es jeden Tag in unserer Familie einen Kampf gab, wer die Fortsetzung zuerst lesen sollte. Es besagte nichts und sagte auch uns nichts, dass der Verfasser Kurt Faber hieß; denn der trat zum ersten Mal vor die Öffentlichkeit mit dieser Erzählung seiner Leiden und Abenteuer, seiner trostlosen Fahrt ins nördliche Eismeer und der nicht minder trost- und endlosen Wanderung aus der Nordpolgegend durchs Land der Eskimos und quer durch Kanada. All' das Grauen und Elend, durch das er reinen Herzens, wie auch später durch alle Fährnisse Leibes und der Seele, hindurchgegangen, musste er, um auch im Geiste aus jener Hölle erlöst zu werden, sich von der Seele schreiben, nachdem die Mutter ihn auf diesen Ausweg gewiesen hatte. Sie war die stets treu Sorgende und seine Wesens- und Eigenart klug Verstehende.

Diesem jungen Burschen, von dem man nichts wusste, hatte fürwahr ein Gott gegeben, zu sagen, was er erlebt und erlitten. Alle, die damals in der Zeitung und später im Buch »Unter Eskimos und Walfischfängern« den so hart bestraften Ausreißer auf seiner Fahrt begleiteten, haben für ihn gezittert und ihn ins Herz geschlossen und ihn nicht vergessen. Denn dieser Kerl war genau so wie seine Bücher. Und in ihnen wird er auch als Mensch fortleben. Wie völlig er der gleiche war als Mensch und als Schriftsteller, fühlte ich sofort, als ich seine persönliche Bekanntschaft machte, und aus der gemeinsa-

men Arbeit erwuchs schnell ein enger, festgegründeter Freundschaftsbund.

Von der schweren Krankheit, die er sich in den Urwäldern Südamerikas geholt hatte, noch nicht völlig genesen – zur Zeit als die abgründige Inflation gesicherten Verhältnissen wich – ließ ihm der bohrende Trieb in die Weite schon wieder keine Ruhe. Mit brennenden Augen starrte er auf die Weltkarte.

Afrika – ja das wäre herrlich! – Die ungeheueren Umwege über Australien, die Südsee und Sibirien gaben ihm reichlich Stoff zu seinen Berichterstattungen für die Scherlblätter und trugen wie immer den Stempel seiner unheimlichen, unbestechlichen Beobachtungsgabe.

Immer waren seine Augen hungrig auf die Schönheiten, auf den goldnen Überfluss der Welt gerichtet, nicht genug konnte er von dem Licht in sich hineintrinken, ohne dabei die Schatten zu übersehen; aber mit gleicher Inbrunst trieb es ihn, anderen zu schildern, und wie zu schildern, was er gesehen und erfahren. Er eroberte sich ja ein Volk, eine Landschaft, eine Kultur in ganz anderer Weise, in ganz anderem Ausmaß als Reisende gemeinhin. Ihn auch nur in Vergleich zu stellen mit Globetrottern, die in Luxuskabinen und Pulmanwagen von einem Hotel zu einem anderen fahren, wäre einfach absurd. Ein Rucksack war eigentlich schon zu viel; wozu auch sich mit Dingen belasten, die man doch verliert? Er passte sich überall den Gebräuchen des Landes an; und eben dadurch, dass er mit dem Volke lebte und mit seiner erstaunlichen Sprachenkenntnis und -ge-

wandtheit sich überall verständigen konnte, erfuhr er, der geniale Beobachter, viel mehr als die meisten Berufsforschungsreisenden. Das alles wusste er mit einfachen Worten und ungekünsteltem Stil, in einer farbigen Anschaulichkeit, einer suggestiven Eindringlichkeit darzulegen, die ihm ganz natürlich und Ausdruck seiner seltsam anziehenden Persönlichkeit war, bei der einem das vernachlässigte Äußere garnicht zum Bewusstsein kam oder das man ihm, als ja auch zu seinem Wesen gehörig, gern gestattete und verzieh.

Wie er, der auf allen Gebieten Beschlagene, die Zusammenhänge zu überblicken und oft überraschende Schlüsse daraus zu ziehen verstand, das beweist in hervorragendem Maße auch dieser Nachlassband, der, von verständnisvoller Bruderhand zusammengestellt, die aus den kleineren Reisen – Balkan 1925, Baltikum 1925, Palästina 1929 – ferner auf dem zweiten Teil der Weltreise von 1927 bis 1928 sowie auf der letzten Fahrt nach Kanada entstandenen Aufsätze enthält; hier sind eine unendliche Fülle von Eindrücken und Beobachtungen niedergelegt, die für die Länder- und Völkerkunde ebenso wichtig und noch längst nicht genügend ausgebeutet sind, wie sie uns auch für die politischen und wirtschaftlichen Beziehungen Nutzen bringen könnten, wenn sie nach Gebühr beachtet würden.

Gerade in unserer Zeit sportlicher Betätigung wird man auch die rein physischen Leistungen Kurt Fabers in seinen rund dreißig Wanderjahren erst recht würdigen und bewundern. Man sehe sich an

Hand seiner sieben Bücher und der Weltkarte die bewältigten Riesenentfernungen an und erwäge die damit verbundenen und nur von einem Willensmenschen, wie es Kurt Faber Zeit seines Lebens war, zu überwindenden Strapazen. Er wanderte – um nur einige Hochleistungen herauszugreifen – mit einer Eskimofamilie von der Herschelinsel nach Fort Mac Pherson an der Mackenziemündung, durchtippelte Nord- und Südamerika von Ost nach West, durchquerte mutterseelenallein die sturmgepeitschte Hochfläche Patagoniens, das Urwaldgebiet zwischen den bolivianischen Kordillern und Brasilien, die unwirtlichen Gebirge und Wüsten Armeniens und Persiens, im Eingeborenenkanu das Quellgebiet des Sambesi, und legte schließlich auf der letzten Fahrt durch Nordkanada nahezu fünfhundert Kilometer im Paddelboot zurück! Das sind Leistungen, vor denen viele Rekorde, die nach langem Training errungen wurden, wesenlos verblassen, und die es wohl verdienen, auch in den Annalen des Sports rühmlich verzeichnet zu werden.

Auf seiner Wanderung nach der Flucht vom Walfischfängerschiff »Bowhead« hatte es ihm die ungeheure Weite der großartigen Landschaft Kanadas besonders angetan. Oft sprach er von den unabsehbaren Möglichkeiten, die in diesem Reich der Zukunft noch vorhanden seien. Sein lang gehegter Wunsch, noch einmal dahin zurückzukehren und alles gründlich zu studieren, fand im Sommer 1929 als Berichterstatter des »Berliner Lokalanzeigers« Erfüllung. Und gerade hier musste ihn das Schicksal in



tiefster Einsamkeit ereilen. Er starb im Dienste seines Berufs, und er hat wahrlich nicht umsonst gelebt; denn er säte Freude in die Herzen vieler Menschen und erntete Anerkennung und – was mehr ist – Liebe. Und wiederum passen auf ihn die Verse aus Kellers Abendlied:

*Fallen einst die müden Lider zu.  
Löschst ihr aus, dann hat die Seele Ruh;  
Tastend streift sie ab die Wanderschuh',  
Legt sich auch in ihre finstre Truh'.*

## Vorwort des Herausgebers

**A**nfang März dieses Jahrs brachte eine Kabelmeldung die Trauerkunde, dass sich in kanadischer Wildnis das Schicksal des ruhelosen Weltwanderers Kurt Faber erfüllte. Die Feder, die so packend von Abenteuern in allen Ländern der weiten Welt zu erzählen wusste, ruht für immer. – Das Unvergleichliche seiner Persönlichkeit lebt in seinen Büchern weiter, – wie viel wir aber noch von ihm hätten erwarten können, zeigen die zahlreichen noch nicht in Buchform erschienenen Reiseberichte. Sie tragen, wie alles, was er schrieb, den Stempel seines Wesens und stellen ein wertvolles Gut dar, das ich im Andenken an meinen Bruder der Kurt Faber-Lesergemeinde und darüber hinaus allen darbringen möchte, die für einen aufrechten, bis in den Tod sich selbst getreuen Menschen Verständnis haben.

Das Hauptstück des vorliegenden Gedenkbuches bilden die *letzten Fahrten*. Sie klingen aus mit der jäh unterbrochenen Reise nach Kanada und den sachlichen Berichten der kanadischen Polizei, welche trotz aller bereitwilliger Bemühungen das Geheimnis seines Todes in Eis und Schnee nicht restlos zu lösen vermochte. – Den letzten Fahrten stehen voran zwei frühere Streifzüge durch Baltikum und Balkan, die zeigen, was der Weltwanderer auch auf europäischem Boden zu sehen und zu erleben wusste. Den Abschluss bilden mehrere kleine Skizzen, hauptsächlich autobiografischen Inhalts, ferner

eine kurze Lebensbeschreibung. Gewiss wird Kurt Faber, wenn er nunmehr zum letzten Male, und zwar in der ursprünglichen Form seiner Reiseberichte, zu uns spricht, in unserem Herzen Nachhall finden.

*Danzig, im August 1930.*

*Dr. Walther Faber.*

## Auf deutschen Spuren im Baltikum|(Januar bis März 1925)

Ännchen von Tharau

**D**as Reisen im Ausland ist heute eine schwere Kunst, die viel Geduld und Sanftmut erfordert. Wer einmal solches unternimmt, der weiß auch ein Lied zu singen von langen, geduldigen Wartestunden in den Vorzimmern der Konsulate, von unendlichen Fragebogen, von verlorenen Stunden und Tagen, von einem Gestrüpp von Paragrafen, durch das man sich beharrlich einen Weg bahnen muss. Und wenn man endlich hindurch ist und vor sich nun freie Bahn und offenes Wasser zu sehen glaubt, so stolpert man gewiss zuletzt noch über ein kleines verirrt-tes Paragräphlein am Wege und muss die ganze Arbeit noch einmal anfangen. Dabei gilt im Allgemeinen der Grundsatz: *Je kleiner der Staat, desto größer der Bürokratismus*. Wer heutzutage z. B. eine Balkanreise unternimmt, der kann die erstaunlichsten Erfahrungen machen auf diesem Gebiete. Alles das aber verblasst vor den Schikanen, die sich einem entgegentürmen, wenn man eine Fahrt in die baltischen Randstaaten macht.

Wie dem auch sei: Einmal kommt die Zeit, da man am Ende ist – oder doch zu sein glaubt – mit dieser Tragikomödie, und durch das weite Land dem Osten entgegenfährt. Je weiter man nach Os-

ten kommt, desto niedriger werden die Häuser und desto breiter und holpriger die Straßen, bis dann in Tilsit alles schon recht breit und holperig und gar nicht großstädtisch ist. Dafür ist dort die Butter billiger, die Gänse sind fatter, in den Hotels sind die Preise halb so hoch wie in Berlin, und das ist auch schon etwas wert in diesen Zeiten.

Tilsit ist heute die nördlichste Stadt des Deutschen Reiches. Gleich hinter den letzten Häusern zieht sich jenseits des Flusses die Grenze des »Memelgebietes«, die sie mit Hilfe des stets gefälligen Völkerbundes inzwischen auch schon zu einer litauischen Grenze umgemogelt haben. Früher war die Reise von Tilsit nach Memel eine Kleinigkeit. Mit der Kleinbahn fuhr man über die Brücke nach der Bahn, die von Tauroggen herunterkommt, und war im Handumdrehen in Memel. Heute ist das alles ganz anders. Man höre und staune, wie es mir selbst erging. Der Zug sollte um fünf Uhr morgens von Pogegen nach Memel abfahren, und also marschierte ich schon um drei Uhr durch die stillen Straßen der Stadt, wo nur da und dort die Hunde verschlafen bellten. Es regnete in Strömen, und der Wind sang ein schnurriges Lied in den Telegrafendrähten. Über die große Memelbrücke ging es hinüber ins andere Land. Um fünf sollte, wie gesagt, der Zug in Pogegen abgehen. Bis dahin war es noch ein weiter Weg, und ich musste mich sputen, wenn ich noch zurecht kommen wollte. Aber wer kennt all die Tücken, die einen trotz bester Pässe immer von neuem an den Grenzen über den Weg laufen?

Quer über die Straße am litauischen Ende der Brücke zog sich ein mächtiges Eisengitter von drei Meter Höhe. Dahinter stand die Hütte des Zollwächters, aus deren Fenster ein unsicheres Licht auf die Straße fiel. Ich schrie, ich pfiiff, ich rüttelte am Gitter. Endlich rührte es sich im Häuschen, und heraus schaute ein verschlafenes Gesicht unter einer Pelzmütze.

»Haben Sie einen Nachtschein?«

»Einen was –?«

»Einen Nachtschein.«

Fort war das Gesicht und überließ mich meinen Betrachtungen. So ungefähr glaubte ich mich ja auszukennen in den Fachausdrücken der Passämter. Von Unbedenklichkeitsscheinen und solchen Dingen hatte ich schon gehört. Aber von Nachtscheinen – – –

Noch eine Weile rüttelte ich am Tor, aber es regte sich nichts mehr. Da gab ich es auf und fasste mich in Geduld, obwohl von allen Plätzen, an denen ich gewartet habe, dieser der unglücklichste und ungemütlichste war. Der Regen wurde immer stärker, der eisige Wind wehte in wildem Lärm vom Meere herüber. Drunten rauschte und polterte das Hochwasser und schäumte und tanzte in gelben Wirbeln, als ob es im nächsten Augenblick die Brücke mit sich reißen wollte. Eine halbe Stunde verging und noch eine. Allmählich kamen noch einige Reisende, die ebenfalls nicht im Besitz eines Nachtscheins waren und nun in Regen und Wind voll Ungeduld von einem Fuß auf den anderen traten. Es war nicht an-

genehm und auch nicht erfreulich zum Ansehen. Aber vielleicht war es gut so. Wenn alle die kleinen und großen Ärgernisse, die sich da ansammeln in den Vorzimmern der Konsulate, beim Ausfüllen der Fragebogen, beim Antichambrieren vor den Nachtscheinen sich einmal ansammeln würden zu einer einzigen gewaltigen Flamme, so gäbe es wohl ein Höllenfeuer, das groß genug wäre, um alle Bürokratie auf ewig zu vertilgen. Aber Zeit wäre es dazu!

Der Tag begann schon zu grauen, als der Torhüter sich zum Öffnen bequeme, und selbstverständlich war zu dieser Frist auch der Zug schon über alle Berge. – – –

Die Eisenbahn im Memelländischen ist schon gründlich litauisiert. Das reisende Publikum besteht zwar ausschließlich aus Deutschen, auch das Personal gibt einem bereitwillig in dieser Sprache Antwort, aber die Inschriften an den Wagen und über den Schaltern sind abgefasst in einer Sprache, die die Götter verstehen mögen. Jedes deutsche Wort ist gewissenhaft ausgemerzt, und selbst die Fahrpläne an den Wänden führen nur bis zur Grenze des kleinen Landes, als ob jenseits von Litauen ein Niemandsland läge, das zu betreten die Reise nicht lohnte.

Der abgetretene Memelzipfel ist nicht so klein, wie man gewöhnlich annimmt. Drei volle Stunden fährt man durch das flache Land, bis endlich Fabrik-schornsteine aus dem Dunst aufsteigen und da und dort ein enger holländisch anmutender Kanal sich zeigt, auf dem mit schlaffen Segeln die Fischerboote

träumen.

»Klaipeda«, steht an dem Bahnhofsgebäude.

Wer hat schon einmal etwas von *Klaipeda* gehört? Nun wohl, es ist nichts anderes als unser altes deutsches *Memel*. Manchem mag solche Umtaufung als ein starkes Stück vorkommen. Aber sie passt in die Zeit. Wir haben doch auch ein *Bolzano*, ein *Vigevano*, ein *Brissolano* und *Strasbourg* erlebt, ohne dass die alten Mauern eingestürzt sind.

Wir wandern durch die Straßen von »Klaipeda«, die trotz allem Wandel der Zeiten denen von *Memel* zum Verwechseln ähnlich sehen. Wäre nicht da der leere Sockel des Kaiser-Wilhelm-Denkmal und eine gelegentliche Inschrift an einer hereingeschnitten litauischen Bank, so könnte man sich zurückgesetzt glauben in vergangene Zeiten. Freilich der stolze Königlich Preußische Schutzmann ist spurlos verschwunden, und an seine Stelle traten Gestalten in khakifarbenen Uniformen von russischem Zuschnitt mit Revolverfutteralen, die man gesehen haben muss, um sich ein Bild zu machen von ihrer Größe. Es sind überhaupt recht viele Uniformen unterwegs. Sogar ein Trupp Pfadfinder kommt durch die Straßen marschiert. Es ist die junge Garde des *all-litauischen* Verbandes. Denn sollte man's glauben – auch dieses kleine Volk mit seinem tönernen Staatsgebilde hat seinen Imperialismus. Der Erfolg von *Memel* hat gewissen Leuten den Kamm schwellen lassen. Nun schielen sie begehrtlich über die Grenze nach der urlitauischen Stadt *Tilsit*, nach *Inssterburg* und nach ihrer zukünftigen Hauptstadt Kön-



igsberg. Was sage ich? Nach – Karakaigas.

Und was soll ich noch erzählen von diesem Tage in Memel? Es war ein kalter, trüber, hässlicher Tag. Der Wind ging sturmbewegt und regenschwer durch die Gassen. Die Müdigkeit lag mir wie Blei in den Gliedern, und in meinem Kopfe rumorte das bittere Gefühl, das einen je und je überkommt bei den endlosen Wanderungen durch Städte, *die deutsch sind und waren und es nun nicht mehr sein sollen.* Auf einmal aber – auf einem großen, kahlen Platz – musste ich anhalten vor dem Standbild eines hübschen jungen Mädchens mit langen Zöpfen. Mühsam entzifferte ich die Inschrift auf dem Sockel, und dabei war es plötzlich, als ob alles in mir anfinge zu singen und das Mädchen zu tanzen.

»Ännchen von Tharau  
Ist's, die mir gefällt.  
Sie ist mein Leben  
Mein Gut und mein Geld.«

Ob sie es wohl zu ihren Lebzeiten geahnt haben mochte, dass man ihr einmal ein Standbild auf dem Markte setzen würde?

Und dazu noch in – *Klaipeda*

## Gottes Land



In Memel ging ich frühzeitig auf den Bahnhof, denn wenn irgendwo, so gilt für die litauischen Bah-

nen das Dichterwort: »Was du dem Augenblicke ausgeschlagen, bringt keine Ewigkeit zurück.« Nur wunderselten fährt ein Zug, und der hat es auch nicht eben eilig auf seinem Weg.

Hinter einer tatendurstigen Lokomotive stand der Zug nach Libau; ein seltsames Tuttifrutti von deutschen und russischen Wagen, die man dem jungen Staatsgebilde als Aussteuer mit auf den Weg gegeben hatte. Die Schlaf- und Speisewagen sahen elegant genug aus, aber die der dritten Klasse mochten in ihrer Entstehung noch nahe heranreichen an die Zeiten des alten James Watt. Die Treppen waren von der hohen, altmodischen Sorte, die man vom Bahnsteig aus nur mit Siebenmeilenstiefeln erreichen kann. Das Innere des Wagens bestand aus vielen kleinen Abteilen, die kümmerlich beleuchtet waren von einer einzigen großen Stearinkerze, die aus einem Kasten unter der Decke ein flackriges Licht auf diese graue Armseligkeit warf. Mir gegenüber saß ein polnischer Jude, der eigentlich nichts war als Bart und Pelzmütze. Eine Weile schaute er mich nachdenklich an, bis er die Gelegenheit zur Anknüpfung eines Gespräches gekommen sah. Aus seinem Kaftan zog er eine Schnupftabakdose, auf deren Inhalt ich aber verzichtete. Dafür nahm er eine doppelte Dosis, auch für mich. Längshin legte er sich auf die Bank und schnarchte mit einem Temperament, das die Fensterscheiben klirren machte.

Gemächlich fuhr der Zug weiter durch das flache, vom Mondschein fast taghell erleuchtete Land. Es ist ein spärlich besiedeltes Land, in dem nur in

großen Abständen die Stationen stehen, mit je einer niedrigen Bretterbude, in der die Telegrafen ticken, und nebenan eine noch kleinere, vom matten Licht einer Petroleumlampe beleuchtete Hütte, in der man gegen ein paar Kopeken immer noch einmal Tee trinken kann. Zwischen den Stationen liegen die Wälder; ruppige, struppige Wälder, ganz anders wie unsere heimischen Forste, wo die Bäume wie die Soldaten stehen. Dann kommen Felder, oft überschwemmt von den Fluten dieses unnatürlichen Winters. Dann Ödland und wieder Wälder. Es ist eine Gegend, die in der Weite ihres Blicks und in der Zufälligkeit ihrer Bebauung an manche Teile des westlichen Kanadas, etwa an Alberta oder Saskatchewan, erinnert.

Wenn man heute durchs Baltenland reist, so geht es einem ähnlich wie bei einer Reise auf dem Balkan. Man steht so ungefähr an jedem neuen Tag vor einer neuen Grenze. Diesmal war es Lettland, das wir noch vor Mitternacht erreichten.

Lettland! Der Name will einem nicht recht über die Zunge. Er ist so neu und nichtssagend, so gar nicht historisch gewachsen. Wie viel schöner und heimlicher klingt dagegen der andere: Kurland! Das geliebte »Gottesländchen« des russischen Zaren. Die eine und einzige Kolonie des heiligen römischen Reiches deutscher Nation. Hier sind wir auf den Spuren der großen Armee.

Während wir uns auf der Karte eine Reiseroute aussuchen, tauchen Namen auf, die uns noch heute in den Ohren klingen aus den Berichten der Obers-

ten Heeresleitung. Wohl mag man sich fragen, mit welchen Gefühlen der deutsche Soldat sich zuerst in diesem »Gottesländchen« umgeschaut hatte, nachdem er so lange im Schmutz von Polen und Litauen gelegen und nur mit Unbehagen den Weitermarsch angetreten hatte, mit der Gewissheit im Herzen, dass mit jedem Schritt nach Osten die polnische Wirtschaft noch immer schlimmer werden würde. Und wie dann unvermutet die Wege besser und die Gehöfte stattlicher wurden. Und überall leuchtende Seen und dämmernde Wälder, und da und dort ein stolzes Schloss und stattliche Guts- und Herrenhäuser, wo alte deutsche Geschlechter hausten, die mit uns verbunden waren durch ein halbes Jahrtausend gemeinsamer Geschichte. Manch' einem ist da die Idee gekommen, hier zu bleiben und sich sesshaft zu machen nach dem Krieg. Und sicher wäre es auch dazu gekommen, wenn nicht –

Es stimmt einen traurig, wenn man darüber nachdenkt, während der Zug immer weiter hineinfährt in die dunkle Nacht und in den grauenden Morgen.

»Jelgova« ruft der Schaffner. Auch einer von den umgetauften Namen! Dem deutschen Ohre klingt er nur als Mitau gut. In Mitau ist das Auto noch nicht wie anderwärts große Mode. Dafür stehen am Bahnhof viele Panjewagen und einige von den schönen russischen Kutschen, die über jeden Stein einen lustigen Luftsprung machen, sodass man schwören möchte, dass man schneller dahinjage als in der schnellsten Limousine. Die Stadt liegt ein gutes Stück

abseits vom Bahnhof, und so fuhren wir denn mit unserer Panje-Limousine über eine lange, schnurgerade Straße, die zu beiden Seiten mit Bäumen bestanden war. Immer in gleicher, halbsbrechender Karriere ging es vorbei an einigen Blocks von hohen, hässlichen Mietskasernen, die aussahen, als ob sie ein böser Wind eben erst aus Berlin-Schöneberg hierhergeweht hätte, aber bald war man wieder in der Region der lieben kleinen Häuschen mit den verschrobenen Giebeln und holzbeschlagenen Wänden.

Mitau ist schon eine recht alte Stadt, die sich breit und behaglich ausdehnt am Ufer der kurländischen Aa, die ebenso breit und behaglich in vielen Windungen und Krümmungen durch die weite Ebene schleicht. Man sieht es ihr kaum mehr an, dass sie einmal eine Residenzstadt war. Um die Mitte des 17. Jahrhunderts, als Herzog Jakob, der Schwager des Großen Kurfürsten, hier regierte, war sie sogar nahe daran, die Hauptstadt eines großen Reiches zu werden. Dieser, von den Ideen des Colbertschen Merkantilismus erfüllte Herzog, hob mit allen Mitteln die Produktion des Landes durch Anlage von Metallhämmern, Glashütten, Tuchfabriken usw. In Windau baute er eine Flotte und in Afrika und Westindien legte er Kolonien an. Es gibt in der deutschen Geschichte kaum einen Fürsten, der leuchtender dastände als dieser. Der nordische Krieg machte dem Idyll ein raues Ende. Der Herzog wurde gefangengenommen und erst im Frieden von Oliva wieder freigelassen. Auch das Land erlangte

seine Freiheit wieder. Die Kolonien behielt natürlich England.

Zu jener Zeit war das Schloss mit Wällen umgeben, die erst der durch die Gunst der Kaiserin von Russland zur Regierung gelangte Herzog Biron niederreißen ließ, um darauf ein mächtiges Schloss im damals gebräuchlichen Empirestil zu errichten. Dieses Schloss, das zu Anfang des 19. Jahrhunderts ein Asyl für die vertriebenen Bourbonen wurde, muss einmal ein Bauwerk von besonderer Schönheit gewesen sein. Heute gilt auch hier der Spruch, den man auf so viele andere Schlösser in Kurland anwenden kann: »Leergebrannt ist die Stätte.« Im Park stehen noch die uralten Bäume. Auch das Schloss selbst ist nur ausgebrannt und könnte – allerdings mit großen Kosten – wohl wiederhergestellt werden, so wie es mancher deutsche Soldat noch in Erinnerung hat. Denn die Untat ist erst nach Abzug der Truppen geschehen. Wer hat sie nun angerichtet? »Die Bermondschen!« wird der Mitauer mit Ingrimme antworten.

Unsere Zeit hat ein kurzes Gedächtnis, zumal für Dinge, die einen unangenehmen Beigeschmack haben nach Wortbrüchen und Treulosigkeiten. Nicht alle aber werden jenes flammende Plakat von brennenden Häusern und anrennenden Wölfen vergessen haben, das Anno 1919 an allen Hauswänden in Deutschland prangte mit der verheißungsvollen Unterschrift:

»Wer einen Gutshof im Baltenlande will, der melde sich bei der Eisernen Division.«

Viele sind dem Ruf gefolgt und haben redlich ihre Haut zu Markt getragen im Kampfe mit der roten Garde. Aber als die Arbeit geschafft war, da wollten die noch eben durch deutsche Tapferkeit von Tod und Untergang geretteten lettischen Machthaber sich plötzlich an nichts mehr erinnern. Grollend zog die Division nach Deutschland ab. Die Reste aber blieben im Land und sammelten sich unter der Führung des russischen Obersten Bermondt. Viele Abenteurer waren unter dieser bunt zusammengewürfelten Mannschaft und viele durch den Krieg verwilderte Landsknechtsnaturen, die gerade die Leute dazu waren, den roten Hahn auf das Dach eines Schlosses zu setzen, rein nur aus Freude am Schauspiel. Es waren aber auch noch genug der anderen, die die Erbitterung würgte über den an ihnen begangenen Betrug. »Kein Gutshof – kein Schloss« sagten sie sich in ihrem einfachen Soldatenverstande und übergossen Dächer und Balkone mit Petroleum und steckten den roten Hahn aufs Dach. Das stolze Schloss, das einmal deutsche Fürsten erbauten, wurde eine Beute deutscher Soldaten, denn jede Schuld rächt sich auf Erden und Untreue schlägt ihren eigenen Herrn. Aber schade ist es darum doch um das schöne Bauwerk!

## Das deutsche Riga



n Riga ist manches anders wie anderswo. – Riga! Schon immer war einem der Name geläufig ge-

wesen als der einer Großstadt voll lärmenden Lebens und schimmernder Eleganz. Riga, der große Stapelplatz des Ostens, das einzige offene Fenster des heiligen russischen Reiches. Unwillkürlich hat man damit eine Vorstellung verbunden von stolzen Bankpalästen, von Verkehrstürmen, von funkelnenden, lichtüberfüllten Cafés und Kinos an glatten Asphaltstraßen, auf denen die Autos rasen, und von all den anderen Dingen, die zum Inventar einer modernen Großstadt gehören.

Jedoch – die Wirklichkeit sieht weniger großstädtisch aus. Wenige Kinos, wenige Cafés, wenige Autos, kein Verkehrsturm und kaum irgendwo ein Bubikopf. Schon der Bahnhof lässt zu wünschen übrig. Kaum ein Auto träumt auf dem weiten Vorplatze. Nur endlose Reihen von Kutschen, die geduldig in der Reihe warten. Wir gehen weiter durch die Straßen, die alle so trüb und traurig aussehen unter dem grauen Himmel dieses trostlosen, unwinterlichen Winters. Sie sind eng und winkelig und roh gepflastert mit dicken Steinen, nach der Mode von anno dazumal. Unversehens kommen wir an einen schönen Platz, umsäumt von hohen, altmodischen Häusern, mit Fassaden, die überschüttet sind mit Figuren, Ornamenten und wunderlichen Schnörkeln, die mittelalterliche Handwerkskunst in spielerischer Laune an allen Erkern und Giebeln angebracht hat. Wir kommen vorbei an anderen Gebäuden, die uns die ganze verklungene Welt der alten Zünfte, Gilden und Ritterschaften vor Augen zaubern, und plötzlich stehen wir vor der Düna.



Die Düna bei Riga ist ein Schauspiel, dessen Anblick allein schon die weite Reise lohnt. Sie ist viel breiter als irgendeine andere der vielen Strommündungen an der Ostsee. Aber auch die Elbe bei Hamburg steht hinter ihr zurück. Weithin schweift der Blick über das gelbe Wasser bis hinüber zum flachen Ufer auf der anderen Seite, wo halb im Nebel verdämmert die Schornsteine rauchen. Langsam, wie Schatten, ziehen die schmutziggelben Schollen des Treibeises vorüber, stauen sich eine Weile an der Schiffbrücke und setzen träge ihre Reise fort. Das alles und das wirbelnde Wasser und der verhangene Himmel über dem unsicheren Lichte des nordischen Winters vereinigt sich zu einem Bilde, das in seiner dunstigen Verschwommenheit für uns »Südländer« etwas Faszinierendes hat. Auch das Bild des Hafens ist nicht das eines modernen Seeplatzes, von dem der Vorübergehende zumeist nicht mehr zu sehen bekommt als hohe Gitter und Tore, durch die der Eintritt verboten ist. In Riga liegen die Schiffe am offenen Kai, wo die Lastwagen ihre Fracht ausladen. Es ist überall ein buntes, fast orientalisches Leben zwischen den unzähligen Buden auf dem weiten Platze. Ein wimmelndes Durcheinander von schreienden Händlern, feilschenden Hausfrauen, vergnügungslüsternen Matrosen. Und überall stehen die kleinen Wagen mit den struppigen Panjepferden, die einen trübsinnig anschauen, mit dem leeren Futtersack vor dem Maul.

Und plötzlich schaut man über das Getriebe hinweg zurück nach der Stadt mit ihren Türmen, die

sich weithin ausbreitet wie ein einziges großes Panorama. Was ist es nur, was uns so sehr ergreift beim Anblick dieser Stadt? Die Kirchen, die Türme, haben wir sie nicht schon einmal gesehen? In Danzig, in Rostock, in Lübeck, in Lüneburg? Die starke Burg, die sich dort so trotzig gegen das Meer heranschiebt – ist es nicht eine alte deutsche Ordensburg? In der Tat: In dieser Stadt steht kaum ein Bau, der nicht geplant worden wäre *von einem deutschen Baumeister*, kaum ein Stein, der nicht redete von deutscher Geschichte. Die drei markantesten unter den Kirchen, den Dom, die Jakobs- und die Peterskirche, kann man ähnlich immer wieder finden im Deutschen Reiche. Der schönste und auffälligste Turm ist der der Peterskirche, eine schlanke, von luftigen Säulen dreifach unterbrochene Holzkonstruktion von wunderbarer Kühnheit. Ein Gegenstück dazu – wenn auch nicht annähernd so kühn und schlank im Aufbau – ist die Michaelskirche in Hamburg. Es ist ein Jammer, dass man dieses Bauwerk so recht nur aus der Ferne genießen kann. Es steht zwischen engen, übelriechenden Gassen und koscheren Speisehäusern und gewinnt nicht bei näherer Betrachtung.

Wie der äußere Aufbau, so kann auch das Leben und Treiben in der Stadt trotz allem und allem auch heute noch nicht seine deutsche Herkunft verleugnen. Wenn man als Reichsdeutscher hierher kommt, so ist man überrascht, ja fast verblüfft über die Rolle, die unsere Sprache spielt. Wohin man horcht, hört man deutsche Laute. Im Geschäftsle-

ben ist Deutsch geradezu die Umgangssprache. An allen Schaufenstern und auf allen Ladenschildern sieht man deutsche Inschriften, und wenn darüber jedes Mal auch noch lettische Worte stehen, so merkt man ihnen an, dass ihre Anbringung in vielen Fällen erzwungen wurde durch Ukas von oben. Die Zweisprachigkeit ist gewissenhaft überall durchgeführt auf eine Weise, die manchmal ein wenig humoristisch anmutet. Wenn z. B. auf Lettisch »Frisiers« steht, so steht darunter auf Deutsch »Friseur«. Lettisch: »Restorans«, Deutsch »Restaurant«. »Cafeja« – Deutsch: »Café«, »Rigas Korku Fabrika« – »Rigaische Korkfabrik« usw. So ist die Parität recht hübsch gewahrt, und jeder kommt zu seinem Recht.

Der einzige, der nichts weiß von der Wichtigkeit, ja von der Unentbehrlichkeit der deutschen Sprache in dieser Stadt, ist der Staat und mit ihm die Stadtverwaltung und alle öffentlichen Behörden. Kaum war die derzeitige – doch nur auf deutschen Krücken zur Regierung gelangte – lettische Staatsmacht genügend befestigt, so ließ sie die schönen deutschen Straßennamen entfernen und durch lettische ersetzen. Selbst die Schilder an den Straßenbahnhaltestellen, die in Deutsch, Russisch und Lettisch geschrieben waren, wurden *par ordre du mufti* weiß überstrichen, da andernfalls der ganze Staat darüber stolpern könnte. Heute gibt es nur noch ein öffentliches Amt, wo man ein deutsches Schild zu lesen bekommt, und das ist das Steueramt.

Dennoch: Es macht einem hier, wie im ganzen Baltenlande, stolz, ein Deutscher zu sein. Denn die

Deutschen schwimmen allenthalben oben, wie die Fettaugen auf der Suppe. Freilich ist das nicht mehr in dem Maße der Fall wie noch vor wenigen Jahren, wo praktisch alles in deutschen Händen war. Noch um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts war Riga nach dem äußeren Anschein eine rein deutsche Stadt, obwohl unsere Michel im Innern Deutschlands – aber was wissen die überhaupt? – nie etwas davon wussten. Bis zum Ausbruch des Krieges hatte sich in dieser Hinsicht nicht sehr viel geändert, trotz aller gewaltsamen Russifizierungsversuche. Ein Umschwung trat erst ein, als im Jahre 1919 nach dem Abzug der deutschen Soldaten das Lettentum ans Ruder kam und durch den großen Raubzug auf die deutschen Güter – sie nannten es Agrarreform – seinen Gelüsten an den »Unterdrückern« freien Lauf ließ. Viele alte deutsche Familien sind dadurch über Nacht zu Bettlern geworden. Auch mit der städtischen Bevölkerung ist man mit ähnlicher Rücksichtslosigkeit verfahren, indem man sie aus Ämtern und leitenden Stellungen warf, die man dann, unbekümmert um Eignung und Vorbildung, mit Parteigängern der neuen Regierung besetzte. Selbst Gebäude, deren Einrichtung die deutsche Bevölkerung mit großen persönlichen Opfern ermöglicht hatte, wie das eben erst fertiggestellte deutsche Theater, wurden »enteignet« und lettischen Zwecken nutzbar gemacht.

Heute ist das Deutschtum Rigas zum großen Teil verarmt, wie man überhaupt wohl sagen kann, dass kein anderer deutscher Stamm in diesen Zeiten so

furchtbar zu leiden hatte, wie die Deutschbalten. Man kann aber auch hinzufügen, dass keiner mit so viel Würde das Unglück zu tragen wusste und mit so viel Mut und Aufopferungsfähigkeit den Kampf um seine Geltung wieder aufnahm. Bei allen sonstigen Unbilligkeiten, die die lettische Regierung dem deutschen Teil der Bevölkerung zuteil werden ließ, ist es wenigstens anzuerkennen, dass sie die Minderheitsgesetze in Bezug auf Kirche und Schule in einer Weise handhabt, die sich vorteilhaft unterscheidet von dem Gebaren, das z. B. die Jugoslawen und Rumänen im Banat oder gar die Italiener in Südtirol an den Tag legen. Die Sprache des Schulunterrichts ist den einzelnen Nationen völlig freigestellt, wobei die Schulen der Letten ganz vom Staate unterhalten werden, während die der »Minderheiten« größtenteils aus privaten Mitteln unterstützt werden müssen. Und da ist es bewundernswert zu sehen, mit welchem Opfermut die verarmte Bevölkerung sofort nach dem Zusammenbruch sich an den Aufbau des Werkes machte. Aber auch für Kirchen, für Theater, Unterstützungen und viel andere kulturelle Zwecke werden immer von neuem große Anforderungen an den Geldbeutel jedes einzelnen gestellt. Sie werden willig getragen in einer Weise, die wohl als Vorbild dienen könnte für viele bei uns zu Hause, bei denen schon die Volksseele zu kochen beginnt, wenn sie zweimal im Jahre einen Gang von zehn Minuten von ihrem Hause zum Wahllokal unternehmen müssen. –

Habe ich geschrieben, dass in ganz Riga kein

Denkmal zu finden ist? Ich muss mich dementieren. Es steht doch eines da. Irgendwo an einem weiten Platz vor der russischen Kathedrale steht ein Marmorsockel ohne Inschrift und ohne Standbild. Peter der Große hat einmal dort gestanden. Nun ist er geraubt und von den Bolschewisten in die Newa versenkt worden. Es ist ihm ganz so ergangen nach den Worten des Liedes, das ihm der Dichter in den Mund gelegt hat:

*»So setzt man dem Fürsten ein Denkmal von  
Stein,  
Ein Denkmal im Herzen – – –«*

Und doch könnte man niemand finden, der würdiger eines Denkmals wäre für diese Stadt. Die Bäume hier in den Anlagen hat er selbst zum Teil noch gepflanzt und begossen. Als einmal der Turm der Peterskirche brannte, hat er selbst mit Hand angelegt bei den Löscharbeiten. – Ob der Präsident der heutigen lettländischen Republik vorkommenden Falles ein Gleiches tun würde? – Wo würde er denn!

### Von baltischen Baronen

**W**enn man von Riga nordwärts wandert, so kommt man in die »livländische Schweiz«. – Je nun, die Berge in der richtigen Schweiz mögen etwas höher sein als diese. Aber die Wälder sind schöner

in Livland. Und es ist noch etwas anderes, das den Zauber dieser Gegend ausmacht. Was ist es nur? Wenn man dahinwandert durch diese Wildnis von Birken, Buchen und Tannen, die endlos zu sein scheint, wie der Himmel, der sich darüber wölbt, wenn man von Bergeshöhe das Meer der Waldgipfel betrachtet bis weit hinaus zum grenzenlosen Horizont, über dem rot der Abend verdämmt, so erfasst einen wie ein Rausch das Gefühl der Weite, das den baltischen Dichter bei dem Anblick überwältigte.

*»So steh' ich an der Klippe Rand.  
O goldene Sonne, die mir zeigt.  
Du Land, nach dem die Sehnsucht stand.  
Du Land, in dem die Sehnsucht schweigt,  
Du wahres, echtes Vaterland!«*

Ja dieses ist das Land nach dem Herzen eines echten Wandervogels. Was immer zu einer rechten Romantik gehört, ist hier ausgegossen in überreicher Fülle. Die Stille der Wälder, die Weiten des Himmels, der ruhige Pulsschlag der Natur, die der Mensch noch nicht in starre Fesseln gezwungen hat. Die Flüsse fließen noch träge dahin in ihren natürlichen Betten, die Bäume sind noch nicht gezählt in den Wäldern. Es liegt nichts daran, ob man gelegentlich einen umhaut für ein wärmendes Feuer in der Nacht. Es gibt hier zuweilen noch Elche und Au-  
erhähne. Da und dort sieht man Mühlen am Wasser und Schlösser am Waldrand.

Und Burgen. –

Stolze Ruinen alter Ordensburgen, umwittert von den Schauern einer deutschen Geschichte von mehr als einem halben Jahrtausend. Hier und überall im weiten Baltenland sind sie zu finden.

Das sind die Schlösser und Burgen der *Baltischen Barone*. Durch viele Jahrhunderte haben sie auf Vorposten gestanden mitten im »Heidenlande«, in der einzigen Kolonie des heiligen römischen Reiches deutscher Nation, mit dem Gesicht gegen Osten, jeder einzelne eine Art Blanker Hans, der mit dem Trinkhorn so gut wie mit dem Speere umzugehen verstand. Uralte Geschlechter, die fern vom Schutz des Reiches, nur auf sich selbst gestellt, es verstanden haben, durch alle Wechselfälle ihrer wilden Geschichte ihr Gut und Blut hinüberzuretten, selbst in die nivellierende Umwelt dieser modernen Zeit, wo solche Dinge anderwärts schon lange als verstaubter Spuk vergangener Jahrhunderte gelten und Rittergüter ein Handelsobjekt geworden sind für tüchtige Bankdirektoren und betriebsame Herren aus der Konfektionsbranche.

Wie viele Deutsche im Reich wissen eigentlich etwas von diesem Stück deutscher Geschichte und deutschen Lebens? Noch vor wenigen Jahren hatte die große Masse, auch der Gebildeten, keine Ahnung von alledem. Durch die Erfahrungen des Krieges ist es inzwischen etwas besser geworden, aber wenig genug ist es auch noch heute.

Schon zu Ende des zwölften Jahrhunderts fand eine »Aufsegelung« der livländischen Küste durch



Lübecker Kaufleute statt, worauf dann ums Jahr 1200 unter Bischof Albert der Orden der »Schwertbrüder« die Unterwerfung und Besiedelung des Landes ernsthaft in die Hand nahm und im selben Jahre noch die Stadt Riga gründete. Seither hat dieses Land, als Zankapfel aller nach Meerherrschaft strebenden Völker, oft den politischen Herrn gewechselt. Dänisch, schwedisch, polnisch, russisch ist es der Reihe nach gewesen, aber wie sehr diese verschiedenen Herren es auch misshandelt haben, sie vermochten nichts gegen die einmal eingewurzelte deutsche Kultur. Im Kommen und Gehen der politischen Herren blieb der Deutsche in wirtschaftlicher und kultureller Hinsicht der wahre Herr des Landes. Dabei handelt es sich hier nicht – wie Unwissenheit und Böswilligkeit auch bei uns es manchmal hinzustellen beliebt – um die Satrapenwirtschaft einiger allmächtiger Latifundienbesitzer, die wie das Herrenvolk einer Kolonie über der breiten Masse des Volkes thronten.

Neben den Gutsbesitzern, die allerdings zum großen Teil in ununterbrochener Linie ihren Stamm- baum auf die alten Ordensritter zurückzuführen vermochten, hatte sich in den Hansastädten Riga und Reval auch ein zahlreiches und selbstbewusstes Bürgertum angesammelt, bestehend aus Handwerkern, Kaufleuten und gelehrten Berufen, die auch nach dem Aufblühen der Industrie noch fortwährend Zuzug aus Deutschland erhielten. Freilich bildete auch dort das Deutschtum immer nur eine mehr oder minder breite Oberschicht, die eifersüchtig und er-

folgreich ihre Vorrechte wahrte in einem Lande, wo Deutschsein allein schon ein Adelsbrief war. Härter noch als anderer Leute Kopf ist der des Deutschbalten. Es ist vielleicht das Schicksal dieses Landes, dass in ihm die ständische Verfassung des Mittelalters niemals ganz überwunden wurde. In England, Frankreich, Preußen usw. sind diese Gebilde zertreten worden von der absoluten Monarchie. Das Baltenland ist das einzige, in dem dies nie gelungen ist. Die Gunst des Schicksals hat hier keinen emporgehoben als Führer und Bändiger der widerstrebenden Elemente. Andererseits aber musste die gefährdete Lage jedes einzelnen inmitten eines Koloniallandes in Stunden der Gefahr stets alle zusammenbringen und bei allen Beteiligten ein starkes Verantwortungs- und Zusammengehörigkeitsgefühl großziehen. Auch später, als anderwärts die alten ritterlichen Formen sich überlebt hatten, stellten sie sich hier auf die neue Zeit um und verrichteten neue Aufgaben unter den alten Formen und Namen. Dieses ist in der Tat das einzige Land, wo Zünfte und Ritterschaften nicht nur dem Namen nach, sondern auch in lebendiger Wirksamkeit hinüber gerettet wurden in die neue Zeit, ja fast bis auf den heutigen Tag!

Nach der Eroberung Livlands versprach Peter der Große den deutschen Ritterschaften in feierlicher Weise und für ewige Zeiten die Erhaltung der evangelischen Religion, der deutschen Sprache, Verwaltung und Rechtspflege nach deutschem Recht, ein Versprechen, das auch von seinen Nachkommen mehr als ein Jahrhundert lang gehalten wurde.

Während dieser Zeit waren die baltischen Provinzen geradezu ein Rekrutierungsplatz für Feldherren und Staatsmänner aus aller Herren Länder. Viele dienten in des Großen Friedrichs Heer. Bezeichnenderweise lässt Lessing seinen Tellheim aus Kurland kommen. Friedrichs größter Gegner, der Feldmarschall Laudon, war ebenfalls ein Balte. Dieser letztere scheint allerdings in seiner Jugend die Rolle eines verlorenen Sohnes in seiner Heimat gespielt zu haben; denn als die Kunde von seinen Erfolgen ruckbar wurde, da steckten zu Hause in Kurland die Tanten den Kopf zusammen: »Laudon? Der Soldat? Ein Feldmarschall? Bei uns hätte er es nicht zum Kirchspielsvorsteher gebracht!«

Am nützlichsten aber erwiesen sich die Deutschbalten den Zaren, die sich ihrer sehr geschickt zu bedienen wussten. In dem riesigen, aus widerstrebenden Elementen zusammengesetzten Reich waren sie lange Zeit das einzige bewusst staatserhaltende Element. Als Beamte, Heerführer, Admirale haben sie an allen Enden des heiligen Russlands im Dienst gestanden. Ohne Übertreibung kann man sagen, dass die Schaffung und Erhaltung des russischen Reiches allein ein Werk der Deutschbalten war. Der Dank des Hauses Romanow blieb freilich nicht aus. Sobald man die Staatsautorität genügend gefestigt wähnte, begann man mit der Russifizierung, zumal unter der Regierung Alexanders III, wo nicht nur die Universität Dorpat, sondern alle Schulen im Lande der deutschen Sprache beraubt wurden. Dieser verhängnisvollste aller Ukase wurde

erst 1905 wieder rückgängig gemacht, nachdem die inzwischen ausgebrochene Revolution den maßgebenden Kreisen klargemacht hatte, wie schnell sie durch solche Maßnahmen den Ast absägten, auf dem sie saßen.

In allen diesen schweren Jahren zog das Baltentum einen großen Vorteil aus den ihm verbliebenen Formen der ständischen Selbstverwaltungskörper: den Ritterschaften auf dem Lande und den Zünften in der Stadt. Da die einkommenden Staatssteuern fast restlos für innerrussische Bedürfnisse Verwendung fanden, musste die deutsche Bevölkerung alle Beträge für kulturelle Zwecke durch Selbstbesteuerung aufbringen, zumal auch für Kirchen und Schulen. Bei Ausbruch des Krieges, 1914, waren es fünf Ritterschaftsschulen, drei Mittelschulen, vier Progymnasien, fünf höhere Mädchenschulen, vier Bürger- und 38 Elementarschulen. Zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts hat ein baltischer Baron aus eigenen Mitteln ein Theater errichtet, in dem Richard Wagner seine ersten Erfolge als Musikdirigent einheimste, wie denn überhaupt die baltischen Provinzen von jeher ein Zufluchtsort waren für aufstrebende Talente im Deutschen Reiche. Herder hat seine ersten Werke in Riga verlegt. Sehr lang ist die Reihe der Deutschbalten, die im geistigen Leben des gegenwärtigen Deutschland eine Rolle spielen.

Allenthalben findet sich in diesem Lande ein mächtig pulsierendes deutsches Leben, das Jahrhunderte der Fremdherrschaft nicht zu ersticken vermochten, obwohl es mehr als einmal vernichtende

Schläge erlitt. Einmal nach der Schlacht bei Tannenberg, einmal zur Zeit Iwans des Schrecklichen und dann wieder unter Peter dem Großen. Man hat das Deutschbaltentum im Lauf der Geschichte mehr als einmal getötet, und es ist wieder lebendig geworden; man hat es zerstückelt, und es ist wieder zusammengewachsen; man hat es begraben, und es ist wieder auferstanden aus der Asche – immer noch kräftiger und lebendiger als zuvor. Das kam daher, dass es mit dem Boden verwachsen war und aus ihm immer neue Kräfte sog bei jedem Niederfall. Mehr als die Hälfte des Bodens gehörte zu den 2000 Rittergütern, die fast alle in deutschem Besitz waren, während der Grundbesitz in den Städten geradezu eine Domäne der Deutschen darstellte. So war es vor Jahrhunderten, und so ist es geblieben bis in die neueste Zeit, als die – man darf es nie vergessen! – mit deutschem Blut befreiten und auf der Spitze deutscher Bajonette errichteten lettländischen und estländischen Republiken im Jahre 1919–1920 ihre berüchtigten »Agrarreformen« durchführten, die im Grunde genommen nichts anderes waren als unverhüllter Bolschewismus, ein Raubzug auf das Eigentum der Deutschen im Lande.

### Dorpat, die Vielgetaufte

**S**rüher hatte sie Dorpat geheißen, dann wurde der Name in *Jurjew* umgetauft und heute heißt sie *Tartu*, bis auf weiteres. Der zähe Wechsel der Ge-

schichte, die ganze geistige Zerrissenheit dieses Landes offenbart sich im Kommen und Gehen dieser Namen. *Alma mater Dopatensis!* Nicht nur den Ohren der Deutschbalten klingt dieser Name lieb und vertraut. Wo immer die deutsche Zunge klingt, ist diese Stadt von jeher hochgehalten worden, als eine Pflanzstätte deutschen Wesens auf vorgeschobenem Posten.

Auch heute noch, wo manches sich gewandelt hat in dieser Hinsicht, bietet Dorpat in seiner beschaulichen Ruhe ganz das Bild einer kleinen deutschen Universitätsstadt. Man geht durch die Straßen und beobachtet das Kommen und Gehen der Menschen, das belebt wird durch die bunten Mützen der Studenten, ganz wie bei uns. Irgend etwas in der Umwelt erinnert einen an Tübingen oder Erlangen, aber in der Anlage ist alles weiter und viel mehr auf den großen Raum des russischen Reiches eingestellt. Die Häuser sind zumeist nur ein- oder zweistöckig und mit Holz verkleidet, zum Schutz gegen Wind und Kälte, aber in ihrer breiten Anlage machen sie einen behäbig bürgerlichen und oftmals wirklich vornehmen Eindruck. Die Straßen sind breit, ungepflastert und recht schmutzig. Gut, dass sie gefroren sind. Ein Vorzug der Stadt Dorpat, um den sie jede andere Universitätsstadt mit Fug und Recht beneiden könnte, sind ihre Anlagen. Saubere Sandwege führen über den Hügel, auf dem einmal der Dom gestanden hatte, und verlieren sich in einem hochstämmigen Walde. Im Grau dieses regenschweren Wintertages zeigt sich das alles nicht von

der vorteilhaftesten Seite, aber im Frühjahr, wenn langsam alles zu grünen beginnt, ließe sich wohl kaum ein schönerer Platz denken zum Sinnieren und Studieren, zu nachdenklichen Spaziergängen, und was man sonst zu tun pflegt in stillen Gärten in Universitätsstädten. Es ist im übrigen eine Universität, in der viel gearbeitet wird. Darauf deuten auch die vielen stattlichen Institutsgebäude, die da und dort über die halbe Stadt verbreitet sind und bei deren Anblick man sich unwillkürlich zu fragen beginnt: Wozu?

Ohne Übertreibung kann man sagen, dass keine Universität des europäischen Festlandes eine so weitgreifende Einflusssphäre besaß wie Dorpat. Das weite russische Reich versorgte sie mit hohen Beamten, den Hof mit Ministern, die Armee mit Generalen. Vor allen Dingen war sie der Lieferant für Professoren an anderen russischen Universitäten. In dieser Hinsicht war sie geradezu eine Universität der Universitäten. Aber auch mit dem deutschen Mutterlande war der Verkehr ein äußerst reger. Noch heute gibt es kaum eine deutsche Universität, die nicht wenigstens einen Dozenten aufzuweisen hätte, der seine ersten Semester hier abgesessen hat. In erster Linie aber war Dorpat die »Landesuniversität« des Deutschbaltentums, das geistige Zentrum, das immer von neuem belebend und verjüngend wirkte, während der Epaulettenkult und das Hofschranzentum sich bedenklich breit zu machen begann in den Kreisen des hohen Adels; eine gesellschaftliche Macht, die durch das Verbindungswesen

ein Bindeglied mit den führenden Kreisen im Reiche darstellte. Mit Beginn der achtziger Jahre, wo durch kaiserlichen Ukas die alte *alma mater* zu, einer Universität *Jurjew* wurde und in allen Teilen der bisher rein deutschen Universität eine rücksichtslose Russifizierung einsetzte, begann das Leben zu erschlaffen, bis sie nur noch eine äußere Schale, ein Schatten der früheren Größe war.

Heute ist Dorpat die Universität *Tartu* der neugegründeten Republik *Eesti*. Die ganze Anlage, die in ihrer immerhin imponierenden Größe auf die Bedürfnisse des weiten russischen Reiches zugeschnitten war, ist nun plötzlich zusammengepresst auf die Erfordernisse eines kleinen Staates und eines kleinen Volkes, das eben erst anfängt, eine bewusste eigene Kultur zu entwickeln, mit einer wenig verfeinerten, durchaus unfertigen Sprache, die nur von etwa einer Million Menschen gesprochen wird. Die Entwicklung und Erhaltung der eigenen Sprache ist gewiss das Recht und die Pflicht eines jeden Volkes. Wie man aber auf solch schmaler Grundlage eine Universität aufbauen und eine eigene Wissenschaft entwickeln will, ist nicht recht ersichtlich. Es ist undenkbar, dass jemand ein Werk von einiger wissenschaftlicher Bedeutung herausgeben könnte in einer Sprache, die nur einen ganz beschränkten Absatz ermöglicht im eigenen Lande und die außerhalb der Landesgrenzen kein Mensch versteht. Eine Wissenschaft auf der Basis einer so wenig verbreiteten Sprache muss auf die Dauer verdorren und mit ihr die Universität, die sich in ihre Dienste stellt.



Unter diesen Umständen ist man mit Recht etwas verblüfft über den rein zahlenmäßigen Aufschwung der Universität seit Gründung der Republik. Wo mögen diese mehr als 4000 Studenten hergekommen sein in einer Zeit, wo alle die Schichten des Landes, die vorher ihren Nachwuchs auf die Universität zu schicken pflegten, der Verarmung anheimgefallen sind? An ihre Stelle drängte sich die Jugend der Handwerker und Kleinbauern, der durch staatliche Stipendien das Studium ermöglicht wurde. Hier sowohl wie in Lettland hat sich der breitesten Schichten der Bevölkerung ein Anstand bemächtigt, den man nur als »Bildungsfimmel« bezeichnen kann. Nirgendwo sonst wird von Personen aller Lebensalter so viel mit Schulbüchern paradiert. Allenthalben ist ein wahrer Heißhunger nach Wissenschaft – und nach akademischen Graden zu bemerken. Es ist das eine nur allzu verständliche Reaktion auf die systematische Unterdrückung solcher Gelüste in den russischen Zeiten. Es wird auch hier gar bald der Augenblick kommen, wo diese durch staatliche Mittel großgepäppelten Akademiker ihren Wechsel präsentieren werden. Dann werden sie gelehrige Leninschüler werden und eine Gefahr für den Staat, der einmal ihr Wohltäter gewesen war.

Das aber wird das Ende der mit so viel Hoffnungen ins Leben gerufenen Universität *Tartu* sein. Halten wird sie sich nur können, indem sie mehr Raum als bisher dem Unterricht in einer Weltsprache einräumt. Das kann aber nach Lage der Dinge nur ent-

weder das Deutsche oder das Russische sein. In beiden Sprachen werden zurzeit Vorlesungen abgehalten, ein unter allen Universitäten der Erde einzigartiger Zustand, der auf die Dauer ganz unmöglich ist. Es ist unausbleiblich, dass eine der beiden »Fremdsprachen« verschwindet. Zweifellos wird es das Russische sein. Wer mit offenen Augen durch dieses Land geht, der muss erkennen, wie spurlos doch eigentlich die russische Herrschaft an ihm vorübergegangen ist. Mütterchen Russland ist gegangen, ohne ein Andenken zu hinterlassen, es sei denn die leere Hülle einer vergoldeten Kathedrale, die da und dort auf Befehl des Zaren entstanden ist. Wohl aber bemerkt man allenthalben, wie es sich vollgesaugt hat an der Brust der Mutter Germania.

Deutsch sind die Häuser, die Kirchen, die Denkmäler, deutsch ist die Art der Menschen, sich zu kleiden und zu geben. Selbst die, die es nicht wahr haben wollen, sind erfüllt von dem Geist der deutschen Kultur, dem sie so wenig entgehen können wie der Peter Schlemihl seinem Schatten. Jeder einigermaßen bessergekleidete Mensch in den Städten wird einem Auskunft geben auf Deutsch, in den Kiosks liegen deutsche Zeitungen, in den Buchhandlungen sieht man fast nur deutsche Bücher, und wenn man gelegentlich eine andere betont nationalistische Buchhandlung trifft, in der jedes deutsche Wort aus dem Schaufenster verbannt ist, genügt ein Blick auf die Auslagen, um sich dennoch recht heimatisch berührt zu fühlen als Deutscher, zumal jetzt, wo noch von der Weihnachtszeit die Kinder-

bücher im Schaufenster liegen, denn da sieht man in estnischer Sprache das Rotkäppchen, das Dornröschen, Grimms Märchen und den Struwpeter *e tutti quanti*.

Während nun solchermaßen von gewissen nationalistischen und übernationalistischen Kreisen ein Drachenkampf geführt wird gegen fremde Sprachen und Kulturen, herrscht allem Anschein nach auf dem Gebiet der eigenen Sprache noch eine gelinde Anarchie. Ich muss gestehen, dass ich weder von der lettischen noch von der estnischen Sprache ein Wort verstehe. Wenn man aber nach dem geht, was einem zu Ohren kommt, so muss einen das nachdenklich stimmen. So besteht z. B. kein estnisches Wort für »Straße«, eine Tatsache, die besonders peinlich in die Erscheinung trat bei Gelegenheit der Umtaufe der deutschen Straßennamen. Es fand eine diesbezügliche Erörterung im Revaler Stadtparlament statt. Die einen waren für dieses, die anderen für jenes Wort, und da man sich nicht einigen konnte, beschloss man im weisen Rate die Weglassung des Wortes, sodass nun fortan der erstaunte Besucher vom Lande an den Straßenecken solch rätselhafte Namen wie »Ente«, »Erika«, »Mittelamerika« usw. lesen wird. Vor kurzem war ich Zeuge einer Unterhaltung unter Letten, die sich um das Wort »Stuhl« stritten. Der eine nannte ein deutsch klingendes Wort, worauf ihm ein anderer das richtige lettische nannte, ein dritter zitierte die neueste, wirklich ganz moderne Bezeichnung, und bis sie fertig waren, hatten sie vier Namen zusam-

men, ohne sich über den richtigen geeinigt zu haben.

Das alles tut indes dem Eifer keinen Abbruch. »Nur Deutsch!« ist die Parole in gewissen Kreisen, die – wenn sie es könnten – eine chinesische Mauer um ihr estnisch-lettisches Schneckenhaus bauen würden. Dann aber würde auch von der berühmten *Alma mater Dorpatensis* bald nichts mehr übrig bleiben als leere Fenster und zerfallene Mauern, wie auf den toten, verlassenen deutschen Gutshöfen, die man heuer hier so viel im Lande sieht.

## Revaler Spaziergänge

Auf dem »Dom« von Reval, dort, wo einmal ein schöner Garten gestanden hatte, haben sie seinerzeit auf Befehl des Zaren eine griechisch-katholische Kathedrale errichtet, die zu der Gegend passt wie etwa eine Moschee in Berlin-Schöneberg. Eine Art Zwing-Uri, das mit den mächtigen Kuppeln und den vergoldeten Doppelkreuzen weit hinaus leuchtet in das flache Land, nach dem Hafen und noch weiter hin ins offene Meer, wo es blau aufblitzt bei der Reede von Baltisch-Port.

Baltisch-Port?

Gehen einem bei dem Namen nicht die Augen über von stolzen Kriegsschiffen und kaiserlichen Jachten, von katzbuckelnden Ministern, schimmern den Uniformen und goldbestickten Diplomatenfräcken? Wer erinnerte sich dabei nicht der weltbewe-

genden »Entrevuen«, die einmal die Welt widerhalten machten vom Donner der Salute, vom Feuer der Trinksprüche und von kaiserlichen Küssen?

Vom Dom steigen wir hinab in das Gewimmel der krummen Gassen und Gässchen der alten Stadt. – Hinab? In den Städten des Mittelalters gab es kein Hinauf und Hinab. »Stadtluft macht frei,« pflegten sie damals zu sagen. Jeder war ein Mensch, ob er Ratsherr oder Handwerker war.

*»Meister rührt sich und Geselle  
In der Freiheit heil'gem Schutz.  
Jeder freut sich seiner Stelle,  
Bietet dem Verächter Trutz.«*

Je weiter man in die Stadt hineingeht, umso verworrener wird das Gewirr der Gassen. Zuweilen geht man durch ziemlich breite Straßen, umsäumt von alten Häusern mit verschnörkelten Ornamenten und kunstvoll geschmiedeten Handwerksschildern, mit riesigen Scheren und vergoldeten Bretzeln, die weit in die Straße hängen. Dann ist man wieder in einem Gewirr von Gassen und Gässchen, Treppen und Treppchen, Gängen und Gängchen, von Türmen und Toren, den stummen Zeugen einer trotzigsten Vergangenheit. Und immer wieder stößt man auf eine neue Kirche oder ein Haus mit einem hohen Turm. Zwei von diesen Türmen sind schlanke Säulen und erinnern in ihrer äußeren Form – der eine hat sogar eine Galerie – an orientalische Minaretts. Da ich nun gerade bei diesem Wort

angelangt bin, kann ich mir einen kleinen Sprung vom Wege nicht versagen zwecks Erzählung einer kleinen Geschichte von Muezzins, Minaretts und einer groben Verkennung aller realen Tatsachen, deren sich eine biedere Schwäbin in Konstantinopel schuldig machte. Der dortige deutsche Gesandte – der sich mit der orientalischen Küche nicht befreunden konnte – hatte sich eine Köchin aus Böblingen verschrieben, die sich so ihre eigenen Gedanken über die neue Umwelt machte. Wie viel Uhr es denn sei?, fragte eines Tages der Gesandte; »'s ischt sechs vorbei,« antwortete die Köchin, »der Herr Pfarrer hat's schon ausgrufe.«

An einem kleinen Platze steht das sogenannte Schwarzhäupterhaus, nicht eben das schönste, aber sicherlich eines der interessantesten Häuser dieser alten Stadt. Die Gesellschaft der Schwarzhäupter, die als Zeichen ihrer exotischen Einstellung den Mohren Mauritius als Schirmherr erkor und daher auch ihren Namen ableitete, spielte bekanntlich im Leben und in der Geschichte der Hansastädte eine große Rolle. Es war eine Vereinigung junger Kaufleute, die bei der Rückkehr aus fernen Ländern hier einen Sammelpunkt hatten. Jeder junge deutsche Kaufmann oder kaufmännische Angestellte rechnet es sich zur Ehre an, wenn er in die Reihen der Brüderschaft aufgenommen wird. Mit Stolz zeigt man einem den Sitzungssaal mit den gespensterhaften, von der Zeit gedunkelten Ölbildern, wo auf hohen, altmodischen Lehnstühlen die Brüder sitzen nach Alter und Verdienst und nicht in einem stillosen mo-

dernen Durcheinander. Mit Stolz zeigt man die Waffen und Rüstungen der Vorfahren und den aus einem Elchfuß verfertigten Trinkbecher, aus dem schon so manchem erlauchten Besuch der Willkommtrunk geboten wurde. Wenn er erzählen könnte, so wüsste er manches zu berichten, das der Mühe wert wäre, aber keine Geschichte, die so grausam wäre wie diese:

Zu Anfang des 18. Jahrhunderts war Krieg im Baltenlande. Die Zeiten waren schlecht, und niemand dachte an Feste. Seit zwei Jahren schon hatte man niemand mit dem Becher begrüßt im Schwarzhäupterhause. Verstaubt und vergessen stand der Becher in einer Ecke, ein Tummelplatz der Spinnen und Mäuse. Da geschah es, dass unvermutet Peter der Große seinen Besuch anmeldete. Große Aufregung im Schwarzhäupterhaus. In aller Eile holte man den Becher hervor und füllte ihn mit Wein, ohne sich vorher um eine gründliche Reinigung zu kümmern. Erst als der Großmeister vor Peter stand, um auf dessen Gesundheit zu trinken, bemerkte er zu seinem Schrecken eine Maus, die auf dem Weinschwamm. Kurz entschlossen, schluckte er sie hinunter. Denn was blieb ihm anderes übrig? »*Si non è vèro* –« möchte man sagen, denn im Allgemeinen pflegt man doch dem Gast den ersten Trunk anzubieten. Aber, wie dem auch sei: Sie haben nachher noch manche Maus hinunterschlucken müssen in den zweihundert Jahren russischer Herrschaft. Und noch viel mehr davon in den letzten Jahren dieser nachnovemberlichen Zeit.

Es ist eine alte Wahrheit, dass die kleinen Herren stets die strengsten sind. Man weiß ja, wie in den letzten Jahren ein wahrer Wettlauf entstanden ist in der Misshandlung der »fremdstämmigen« Minderheiten von seiten der kleinen Staaten, die aus der Retorte entstiegen sind in der Hexenküche von Versailles. Zwar sind diese Rechte eindeutig festgelegt als Teil und Inhalt des Vertrages. Jedoch – was hat man in diesen Jahren nicht alles schon festgelegt und paragrafiert, verankert in Verfassungen und Verträgen! Paragrafen! Wenn sie schon den Großen nicht heilig sind, warum sollten sich die Kleinen darum kümmern? Im Gegenteil! Man hat geradezu den Eindruck, dass unter ihnen ein Wettlauf eingesetzt habe in der Misshandlung der Minderheiten, um sich dadurch in ein günstiges Licht zu setzen bei den kapitalkräftigen Westmächten, zu denen man anleihelüstern hinüberschielt. Zumal in jüngster Vergangenheit ist diese Offensive im Gange mit einem wahren Trommelfeuer von Verordnungen, Verfügungen und Verboten. Man frage darüber einmal die Männer, die in Rumänien und Jugoslawien im Gefängnis sitzen. Man frage die Väter der Kinder, die in ihrem eigenen Heimatlande in ihren Schulen nicht mehr Deutsch sprechen, ja den Namen des heiligen Landes Tirol nicht mehr aussprechen dürfen. Niemals in der Weltgeschichte ist ein Volk solch allgemeiner Verfolgung und Verfehmung ausgesetzt gewesen wie heute das deutsche! Man hat erkannt, dass heute der Schwerpunkt unseres Einflusses aus dem Deutschen Reiche hinweg



ins Deutschtum verlegt wurde, und so sucht man dieses bei jedem einzelnen persönlich auszurotten.

Es muss anerkannt werden – denn wir müssen als Deutsche heute schon dankbar sein, wenn man uns wenigstens unser verbrieftes Recht nicht bricht – dass auch in Estland die kulturellen Bestrebungen des Deutschtums im Allgemeinen nicht behindert werden. Dafür hat man materiell seine Existenz zum großen Teil vernichtet. Schon immer hat man in diesem Lande mit lüsternen Augen nach dem Hab und Gut der »Barone« geschielt. Nach dem alten Grundsatz »<sup>1</sup> hat die russische Regierung diesen Anschauungen und Gelüsten nichts in den Weg gelegt. Man erfand die Phrase von dem »Landhunger« der breiten Massen, die diesen einging wie Öl, denn aus anderer Leute Haut ist gut Riemen schneiden. Noch hatten die deutschen Truppen nicht ganz das Feld geräumt, als sie plündernd darüber herstürzten. Die Güter wurden über Nacht »enteignet«. Alle die alten Adelsfamilien, deren Vorfahren schon seit 700 Jahren im Lande saßen, wurden als Fremdlinge erklärt und behandelt. Als »Hans ohne Land« sitzt nun so mancher in seinem Stadthause auf dem »Dom« – dem einzigen ihm verbliebenen Grundeigentum – und fristet sein Leben durch Verkaufen von altem Schmuck und alten Bildern, von denen jedes einzelne einmal ein Stück seines Lebens war. Aber einmal geht auch das zu Ende. –

Die städtische deutsche Bevölkerung hat man indessen ziemlich ungeschoren gelassen. Sie hat es so-

gar verstanden, ihren Einfluss und ihr Vermögen recht beträchtlich zu vermehren in diesen Jahren. Und es ist ein Reichtum, der nicht im Materiellen versinkt. Das alte Schwarzhäupterhaus ist zu einem Haus des Deutschtums umgebaut für deutsche Vereine, deren es auch hier, wie anderwärts, so viele gibt wie Sand am Meer. Kein deutsches Kind in Estland ist heute ohne deutsche Schule, obwohl deren Erhaltung fast nur aus private Mittel angewiesen ist.

Oh, dass die Deutschen in Deutschland nur einen kleinen Teil der baltischen Opferwilligkeit aufbringen könnten! Man brauchte um die Zukunft unseres Volkes nicht besorgt zu sein. Denn wie sagte doch Nietzsche?

*»Auch nach tausend Todesgängen  
Bin ich Atem, Dunst und Licht.  
Unnütz, unnütz, mich zu hängen.  
Sterben, sterben kann ich nicht!«*

## Von schönen alten Häusern

**W**er kannte sie nicht, die schönen alten Häuser mit den spitzen Giebeln und den wunderlichen Torbogen, mit altmodischen blankgeputzten Hauschellen, womöglich mit einem Löwenkopf als Klöppel an der geschnitzten Tür. Die alten Häuser, die so schrecklich unpraktisch und unmodern sind mit ihren knarrenden Treppen und dunklen Hausgän-

gen und dennoch so breit und behäbig an Straßen und Plätzen, als wollten sie es jedem in die Ohren schreien: »Wir haben's nicht nötig!« Wenn man viele von diesen Häusern sehen will, so muss man auf den »Dom« von Reval gehen. Auf dieser burgartigen Zitadelle, zu deren Füßen eng zusammengehuselt die alte Hansastadt liegt, hat sich ein ganzer Kongress solcher Häuser zusammengefunden. Ziemlich wahllos stehen sie durcheinander mit betontem Individualismus. Jedes Haus hat seinen Namen. Wir gehen vorbei und lesen sie der Reihe nach. – Diese Namen! Sie sind wie eine Lektion der deutschen und russischen Geschichte! »Ungern-Sternberg« steht an einem Hause, »Stael-Holstein« am anderen. Hier wieder »Graf Wrangel«. »Fürst Liewen«. Dann Manteuffel, Krusenstern, Rennenkampf, Kotzebue. Und immer länger wird die Reihe der Namen. Es ist, als ob es bei ihrem Klang lebendig würde in den stillen Gassen. Sie klingen wie Trommeln, wie flatternde Fahnen, wie scharfes Kommando der Großen Armee.

Manches ist nicht mehr neu und schön an diesen Häusern, eines wie das andere bedarf dringend des Anstrichs. »Je nun,« sagt mein liebenswürdiger Führer, ebenfalls ein baltischer Baron, »man hat's nicht dazu. Die Zeiten sind schlecht. Es ist heute ein jeder froh, wenn er ein Haus hat. Da nimmt man's nicht so genau mit dem Anstreichen. Baron sein, ist eben ein schlechter Beruf.«

Wir gehen durch einen dunklen Hof, und plötzlich stehen wir an der Brüstung der Mauer, von wo

man hinaus schauen kann in das weite Land. Von fernher blitzt das Meer. Tief unten liegt die alte Hansastadt mit den dicken Stadtmauern und den roten Giebeldächern. »Lübeck und Reval gehören zusammen, wie die zwei Arme eines Kreuzes,« hat einmal ein Lübecker Ratsherr gesagt. Manches in diesem Stadtbilde erinnert tatsächlich an Lübeck, das ja in vieler Hinsicht die Mutterstadt war. Hier wie dort ein Überschwang von Türmen und Giebeln, von alten winkligen Gassen, durch die die Jahrhunderte gingen. Das Gesamtbild von Reval aber, wenn man es vom »Dom« herunter betrachtet, ist noch anziehender als das von Lübeck. Es ist geradezu das Idealbild einer schönen alten Stadt. Ganz rechts der hohe Burgturm, den man den »Langen Herrmann« nennt, weiter unten, mitten im Häusergewirr, der freche »Kiek in die Köck« und endlich die stolze Olaikirche mit ihren 120 Metern Höhe. Jeder einzelne von diesen ein Denkmal deutscher Baukunst. »Sehen Sie dort hin,« sagt mein Begleiter, indem er auf einen Getreidespeicher am Hafen deutet, »dort haben 1914 unsere Herren gesessen, ehe man sie nach Sibirien schaffte.«

Warum? – Ja, wie sagte doch Fichte?

»Eure Kinder werden sich nicht mehr bei Nacht verschwören müssen, um Deutsche zu sein!«

Mitten auf dem »Dom« steht die Domkirche. Sie ist älter noch als die umstehenden Häuser und äußerlich ebenso vernachlässigt wie diese. Wir gehen durch das alte Portal, von wo eine Treppe abwärts führt wie in einen Keller. Im Dämmerdunkel liegt

das Schiff. Nur die schweren bronzenen Leuchter mit dem Lübeckschen Adler glänzen matt im fahlen Lichte des kurzen Wintertages. Seltsamer Spuk, der sich da an den Wänden breit macht! Blasse Madonnenbilder neben Schwertern und Wappen wehrhafter Ordensritter. Da ist die Loge, in der einmal der Großmeister gesessen, und da der Ritterschaftshauptmann und alle die anderen fein säuberlich nach Rang und Ordnung, wie sich's gehört.

Was waren das damals für Zeiten!

Da liegen die Gräber der hier gebürtigen russischen Generale und Admirale. Über jedem hängt von der Wand die Flagge, die er zu Lebzeiten geführt. Sie zogen aus, die Welt zu erobern, aber in Reväl liegen sie begraben. Und es liegen noch andere in derselben Kirche. Auf einer Steinplatte an der Wand ist ein großer Stiefel eingemeißelt. Da liegen die ehrsamten Schuhmachermeister. Unter einer anderen mit einem Ochsen liegen die Metzger. Bei solchem Anblick kann mein Führer nicht mehr an sich halten. »Ich bin Baron,« sagt er bitter, »das steht heute nicht hoch im Kurs bei dem großen Haufen. Es ist aus mit unserer Macht und unserem Vermögen. Es ist aus mit der Aristokratie. Wir haben unsere Zeit gehabt. Ich klage nicht. Aber denken Sie sich bitte einmal, wenn Sie können, einen Schuhmacher im Erbbegräbnis eines dieser neuen Aristokratie, sagen wir von einem Rothschild, einem Rockefeller oder J. Pierpont Morgan!«

Noch eine Weile stehen wir auf den kahlen Steinplatten und schauen fasziniert auf die stummen Zeu-

gen vergangener Zeiten, über denen die Schatten des frühen Abends sich immer schwärzer zusammenziehen. Sollte man es glauben, dass diese Welt des ständischen Staates in gewisser Hinsicht noch im Jahre 1918 hier in Geltung war? Aus dem tiefsten Mittelalter führt hier eine ungebrochene Linie bis fast zum heutigen Tage. Alle Formen der damaligen Zeit waren hier noch erhalten und für Zwecke der inneren Selbstverwaltung nutzbar gemacht. Ritterschaft mit Ritterschaftshauptmann und Landtag für die Adligen, die große und kleine Gilde für Handwerker und Kaufleute in der Stadt, alles arbeitete erfolgreich und auf gleichem Fuße zusammen. Keiner brauchte sich vor dem anderen zu ducken und zu demütigen, so lange er nur deutschen Blutes war. Dabei waren die mit ihnen zusammenlebenden anderen Nationen keineswegs »unterdrückt« im landläufigen Sinne des Wortes. Sie konnten es gar nicht sein, da ja die politische Macht seit Jahrhunderten nicht mehr in deutschen Händen lag. Wenn trotzdem diese Minderzahl der Deutschen so lange ihre überragende Stellung behaupten und noch stets erweitern konnte, so lag es nur an ihrer größeren wirtschaftlichen Tüchtigkeit, an ihrem Rassestolz und an dem berausenden Gefühl des Blutes. In der Geschichte aller Völker ist kaum ein Beispiel ähnlicher Zähigkeit zu finden.

Erst der November 1918 hat diesen letzten Resten des alten Ordensstaates ein Ende gemacht. Aber einen letzten großen Tag hat er zuvor noch erlebt. Das war der Tag, an dem die deutschen Trup-

pen über den »Dom« marschierten, der Tag, an dem Prinz Heinrich in dieser Kirche den Ordensstab ergriff. Wahrlich, es hätte ein großer Tag werden können! Wie oft hört man es heutzutage noch aus dem Munde von Leuten, die damals noch Rittergüter besaßen und heute bettelarm sind: »Ich hab's erlebt! Das können sie mir nicht nehmen!« Sie haben dann freilich auch den Verrat erlebt. Aber aller Verrat und alle Niedrigkeiten wiegen nicht das Gedächtnis auf an einen einzigen großen Tag.

*»Das Haus mag zerfallen.  
Was hat's denn für Not?  
Der Geist ist in uns allen.  
Und unsere Burg ist Gott!«*

## Der Raub des Revaler Domes

(ein Nachwort, Ende 1926).

In einer ganz verborgenen Ecke der Zeitung steht es zu lesen: »Der Einspruch der deutschen Gemeinde von Reval gegen die Beschlagnahme des Doms durch die estnische Regierung wurde ablehnend beschieden.«

Nur die wenigsten mögen diese Notiz beachtet oder gar zu Herzen genommen haben. – Verlust am Eigentum des deutschen Volkes? Nichts Besonderes in diesen Zeiten. Von so etwas lesen wir an jedem neuen Tage, wenn immer wir die Zeitung aufmachen. Es ist nur ein Glied in der langen Kette von

»Eroberungen«, mit denen sich die neuen, zum großen Teil mit deutschem Blut befreiten kleinen Staaten am deutschen Volkstum reiben.

Aber man muss es noch einmal sagen. Man muss es dreimal sagen: Alles, was diese Stadt an Schönheit besitzt, verdankt sie den Deutschen. Hier ist kein Stein, der nicht von deutscher Geschichte redete, es sei denn der Zwiebelturm der goldfunkelnden Kathedrale, die moskowitischer Übermut als Zwing-Uri auf den Berg setzen ließ.

In Reval! – Ist es anders in Riga, in Dorpat, in Mitau? Es liegt im Wesen des Deutschen der Nachkriegszeit, dass er die Verdienste seines eigenen Volkes geringschätze. Aber seien wir nicht ungerecht gegen uns selbst. Es ist nichts an Kulturwerten und Kulturschöpfungen im Baltenlande, das nicht dem schaffenden Geiste des deutschen Volkes seinen Ursprung verdankt. Es ist in seinem kulturellen Aufbau ein Hansaland, wie es auch in dem schönen Heimatliede der Balten zum Ausdruck kommt:

*»Wie rauscht das Meer um deine weißen Küsten  
und singt ein Lied von alter Hansamacht.  
Wie stolz und stark sich deine Tannen brüsten,  
die einsam stehn auf weiter Felsenwacht;  
ob Stürme sie umschwebten,  
sie trotzen Sturm und Wetter,  
denn ihre Wurzeln senkt durch Stein und Sand  
sie tief hinein ins Heimatland!«*

Kein deutscher Stamm hat ein stärkeres Heimat-



gefühl als der Deutsch-Balte, und nirgendwo zeigt es sich lebendiger und ergreifender als in der Domkirche zu Reval. Was ist es, das für uns Deutsche den Reiz jenes Gotteshauses ausmacht? Es ist weder ein besonderes schönes noch ein besonderes stattliches Bauwerk. In nichts kann es sich messen mit der stolzen Olaikirche unten in der Stadt. Aber auch bei den Kirchen ist es nicht immer die äußere Aufmachung, die das Wesen ausmacht. Es ist die Tradition, das Herkommen, die gute Familie, es ist der Zauber alter Erinnerungen, die kein Geld der Erde zu kaufen vermag.

Nun haben wir auch dieses altehrwürdige Gotteshaus hergeben müssen. *Sic transit gloria mundi!* –

---

## 1. Divide et impera <<<

# Streifzug durch den Balkan|(August bis November 1924)

## An der blauen Adria

**B**ara (Dalmatien), Ende August

In jeder Sprache gibt es Eigenschaftswörter, die sich wie die Kletten an das zugehörige Hauptwort hängen und in dieser Form sich forterben von Geschlecht zu Geschlecht wie eine ewige Krankheit. So z. B. dieses »blau« und »Adria«. »Die blaue Adria!« Wie könnte es auch anders sein? Hundertmal haben wir es so gehört und hundertmal gelesen in den Reiseberichten.

Jedoch. – In allen seinen wechselnden Farben ist das Meer nur ein Abbild des Himmels. Ist dieser blau, so wird auch das Meer in schöner Bläue erstrahlen, ist er grau und voll finsterer Wolken, so wird seine finstere Miene sich auch auf dem Wasser widerspiegeln; in der Adria nicht anders wie in anderen Meeren.

So war es auch diesmal wieder beim Abschied von Triest eine graue Adria unter grauen Wolken. Gewitter grollten über dem Meere, aus den rauen Karstbergen kam die Bora herausgepfeffen und peitschte die weißen Wellenköpfe über der tintenschwarz schimmernden See. Der einzige, der einige Rührung über unsern Abschied zeigte, war der Himmel, aber der tat es umso gründlicher. Es rauschte

in der Luft, und die Regentropfen prasselten hart wie Hagelkörner auf das Verdeck hernieder. Kaum dass man durch den Hexensabbath die Gäste erkennen konnte, die eben in grauen Silhouetten aus dem Dämmerdunkel des hereinbrechenden Tages auftauchten. Da und dort blitzten die Lichter der Mor-sesignale auf, und auf einmal lagen sie alle da in Reih und Glied, als ob sie eben aus dem Meere gewachsen wären: die grauen Schiffe der englischen Mittelmeerflotte. Eben schickten sie sich an, am Kai zu verholen, wo schon die Gäste ihrer warteten. Denn das ist allemal ein Ereignis, wenn Jack an Land geht. Dann legen sie in den Bars noch einen Extravorrat von Whisky hin, dann putzen sich die Barmamsellen noch einmal so schön, und die saueren Gesichter der verschiedenen Patrone in den Trattorias und Birrerias sind auf einmal eitel Freude und Wohlgefallen in Erwartung der Pfunde, die da über den Schanktisch springen werden.

Schnell, wie er aufgetaucht war, ist der Spuk wieder im Nebel des frühen Tages verschwunden. Eine Weile noch, während wir an der Küste von Istrien entlangfuhren, war alles grau unter einem grauen Himmel. Erst bei dem Herannahen des Hafens von Pola begann das Wetter sich aufzuklären, und die Adria, ihrem Attribut Ehre zu machen. Zwischen zahlreichen kleinen Inseln, die in ihrer nackten, kaum mit einer dünnen Hülle von kümmerlichem Gestrüpp bedeckten Kahlheit nicht eben zu einem Robinson Crusoe-Dasein einladen, gelangt man in den weiten, schönen, landumschlossenen Hafen. Al-

les ist hier großzügig eingerichtet. Docks und Werften, meilenlange Kais, groß angelegte Arsenale und mächtige Krane, die ihre breiten Arme fantastisch in den Himmel recken. Ringsum auf den Hügeln stehen die Kasernen. Alles ist hier nüchtern, praktisch, auf Krieg und Arbeit eingestellt, ohne auch nur einen Anlauf zu irgendwelchen Verschönerungskünsten.

Mitten in der Stadt erheben sich als weithin sichtbares Wahrzeichen die Überreste eines römischen Amphitheaters, die in dieser so überaus modernen Umgebung besonders unangebracht aussehen. Es ist ein mächtiges, in seinem äußeren Rahmen noch außerordentlich gut erhaltenes Bauwerk, das sich wohl sehen lassen kann neben den anderen in Rom und Verona. Aus welcher Zeit es stammen mag? Zu meiner Schande muss ich heute gestehen, dass ich es nicht weiß und in meiner Eigenschaft als kunstgeschichtlicher Barbar nicht einmal danach zu fragen der Mühe wert gefunden habe, wobei ich es dahingestellt lassen sein will, ob es alsdann die anderen gewusst hätten. Es bedarf nicht des Denkmals aus uralten Zeiten, um dem Besucher gerade an diesem Arte das Gefühl für die Vergänglichkeit der Menschen und Völker zu erwecken. Wenn je eine *cittá morta* war, so ist es das Pola von heute. Wie mag es hier einstmals lebendig gewesen sein vom Kommen und Gehen der Schiffe, vom Qualmen der Schornsteine, vom lustigen Lärm der Hämmer in den Arsenalen! Es ist vorbei. Das alte Österreich ist tot und mit ihm ist die Seele von Pola verdorrt; eine

Schale ohne Kern, ein Wesen ohne Zweck und Ziel, wie einer von den alten, kümmerlich pensionierten k. k. Offizieren, die heute ärmlich und unterernährt und immer noch stolz über den Prater marschieren.

Während ich noch über dieses nachdachte, hatte mich Don Giovanni in ein Gespräch verwickelt. Don Giovanni war eine von den Reisebekanntschaften, wie man sie so schnell und gründlich nur im Süden machen kann am Strande der schönen, blauen Adria. Er war geboren in Spalato, er hatte bei den k. k. Dragonern in Agram gedient, sein Vater war ein Kroat, seine Mutter eine Italienerin aus Ancona, sein Großvater stammte aus Albanien, und seine Großmutter von hinterwärts von Temesvár, aus Bosnien oder Ungarn, irgendwoher. Er selbst hatte sechs Kinder und lebte von einer Pension, die nicht genug zum Leben und keineswegs zu viel zum Sterben war. Alles das hatte er mir verraten auf dem kurzen Weg von Triest bis hierher in einem Deutsch, das mehr malerisch als grammatikalisch, mehr zungenfertig als richtig war, auf das er sich aber offenbar nicht wenig einbildete. Nun lehnte er über die Reeling und schaute trübsinnig hinüber in die grauen Häuserzeilen der toten Stadt.

»Oh, *bella, bella Pola!* Eine schenne Stadt! War es einmal gewesen, eine serr schenne Stadt! Sollen Sie gewesen sein hier vor zehn Jahren. Überall Arbeit, und jeder hatte die Taschen voll Goldkronen. – So! Fünfzehn Jahre lang hab' ich gearbeitet dort drüben im Torpedoarsenal. Die Vorarbeiter waren dort zu meist Kroaten und Slovenen, die Meister Italiener

und Polacken, die Ingenieure Deutsche und die Arbeiter von allen Sorten. – Hat man nicht gefragt: Woher kommst du? Hat man nur gefragt: Was kannst du?

Heute fragen sie anders.

Bist du Italiener? – Bin ich Italiener.

Bist du gutes Italiener? – Bin ich gutes Italiener.

Bist du auch serr gutes Italiener? – Bin ich serr gutes Italiener.

Bravo. Du kannst arbeiten. Aber dann kommen immer noch bessere Italiener von drüben aus dem Königreich. Jeder ist ein kleiner Mussolini, der nach dem rechten schaut, und wenn man alsdann nicht dreimal am Tage die *marcia reale* und fünfmal die *Giovanezza* singt, wenn man die Hand nicht vorschriftsmäßig ausstrecken und *aye! aye!* für den Duce rufen kann, wenn das Geld nicht langt für ein schwarzes Hemd und eine schwarze Zipfelmütze, so sitzt man schnell auf der Straße in Pola. Inzwischen montieren sie langsam die Maschinen hier ab und schaffen sie hinüber nach Venedig, den Rest lassen sie verkommen und verrosten, sodass man bald kein ordentliches Schiff mehr hier in der Gegend sehen wird. Dafür können sie dann ihre Esel an den Kais auf die Weide schicken und Heu ernten auf dem Molo von San Carlo.«

Noch eine Weile unterhielt er mich in dieser Weise. Das alte, heute überall gehörte Lied von den besseren Zeiten, da die Taler noch hart und silbern waren und die Tüte Pfeffernüsse fünf Pfennige kostete, während die Reise südwärts ging und die

Sonne sich immer tiefer senkte, und das Meer immer dunkelblauer leuchtete unter den düsteren Schatten der sinkenden Nacht. Es war dunkel, als wir in Zara ankamen. In der Geschichte unserer Tage hat die Stadt Zara noch vor kurzem eine bedeutende Rolle gespielt. Ein Apfel der Zwietracht, ein diplomatischer Streitfall, eine mögliche Kriegsursache. Das ist indes schon über ein Jahr her, und die Zeitungsleser sind heuer noch vergesslicher als zu anderen Zeiten. Wie manche anderen Plätze dieses friedlosen Europa, so war auch Zara einer jener Orte, die einige Jahre herrenlos durch die Geschichte taumelten als nicht unterzubringende Überreste aus dem großen Länderschacher von Versailles. Im Abkommen von London wurde bekanntlich ganz Dalmatien den Italienern zugesprochen. Da sie das nicht bekommen konnten, so wollten sie wenigstens Zara haben. *Zara sempre italiana*. Das Trinkgeld von London. Eine winzige Enklave mitten im jugoslawischen Gebiet.

Um das unmögliche Gebilde wenigstens etwas lebensfähig zu erhalten, hat man es als Freihafen erklärt. Die Folge davon ist eine wahre Überschwemmung der Stadt mit Tabak, Kaffee und ähnlichem. Jedes dritte Geschäft ist ein Tabakladen, wo man die Waren bekommt zu Preisen, die ein Märchen sind in diesen zoll- und steuerbedrückten Zeiten. Auch sonst ist Zara eine billige Stadt mit zivilen Preisen, die wohlthuend wirken für den, der eben erst aus dem großen Nepp von Mailand, Venedig und Abazia kommt. Wir gehen über den Markt, der förmlich

überquillt von Landesprodukten. In langen Reihen sitzen die Weiber hinter ihren Körben. Kroatische Frauen in wunderschönen gestickten Trachten, mit bunten Tüchern auf den langen, glattgescheitelten Frisuren, die eine wahre Erholung sind nach so vielen Pudelhaaren. Die Unterhaltung mit ihnen ist nicht leicht, denn Italienisch verstehen sie nicht, und die es verstehen, die wollen es nicht verstehen. Immerhin: das wenige, was sie zu sagen haben, klingt recht erfreulich: Ein Kilo Trauben, so groß wie jene aus dem gelobten Lande, kostet 1,20 Lire = 20 Pfennige, das Pfund Pfirsiche fünfzehn, das Ei sechs bis acht, der Liter Milch fünfzehn Pfennige, und so geht es weiter.

Glückliches Zara!

## Wo der Balkan beginnt

Cattaro, Anfang September.

Von jeher haben sich die Gelehrten darüber gestritten, wo eigentlich der Balkan anfängt bzw. wo er aufhört. Ein jeder hat seine eigene Theorie, je nachdem er geografische, geologische, ethnologische, soziologische Momente zur Beurteilung der Frage in den Vordergrund stellte. Ich aber weiß es heute genau, wie es steht um diese Frage:

Der Balkan beginnt dort, wo das stolze österreichische Kaffeehaus allmählich herabzusinken beginnt zu einer düsteren, fliegenumsummten »Kafana«, in der Bosniacken sitzen mit buntgestickten Jacken und fabelhaften Pumphosen; in der Türken



und Spaniolen im Schatten der Haustüre ihre Tage verdämmern und ab und zu ein hochgewachsener Albanese einherschreitet, der schon ganz so ausschaut, als ob er eben weggelaufen wäre aus einem bunten, farbensprühenden Märchen von Tausend-undeiner Nacht. So eine Kafana, in der ein zerlump-ter Junge in der Ecke hockt und ewig Kaffee mahlt, mit einer langen, kupfernen Vorrichtung, die aus- sieht wie eine Gebetsmühle, in der sie aus kupfer- nen Kännchen mit langen Stielen einen Kaffee ver- schenken, den schon der Prophet besungen und der seither nicht anders geworden ist. – Allah! In- schallah! Was wäre der Balkan ohne Kaffee?

Doch was schreibe ich? Der Balkan beginnt dort, wo die Esel ganz allein und unbeaufsichtigt mit ih- ren Lasten durch die engen Gassen trotten, wie ihre Ahnen vor tausend Jahren es getan haben mochten, wo die Häuser winklig und die Straßen holprig sind, wo in den Höfen die Ziegen meckern, wo die Schafe langsam durch den dämmernden Abend ziehen und überhaupt alles so ist, wie es immer gewesen.

*»Wie im Unendlichen das Gleiche  
Sich wiederholend ewig fließt.«*

Wenn man längs der dalmatinischen Küste süd- wärts wandert, so dämmt einem dieses balkani- sche Leben zuerst in Spalato. Noch weiter gegen Süd- en wird es zusehends balkanischer.

Seltsame Schönheit der dalmatinischen Küste! Tag für Tag fährt man durch die wirre Inselwelt,

und da ist keiner, der einem nicht eine neue Überraschung bereite. Was ist es nur, das den Zauber dieses Landes ausmacht? Nimmermehr kann es der Pflanzenwuchs sein, denn um diesen ist es schlecht bestellt. Mitten ins Meer hinein ragt hier der Karst. Weiß und wild steigen die Inseln aus den Fluten, unwirtliche Haufen von Fels und Geröll, zwischen denen nur da und dort ein Stückchen Land frei ist für eine mühsam dem Fels abgerungene Pflanzung von Mais oder Olivenbäumen, umgeben von mannshohen Steinmauern. Es sind wohl die Strahlen der Sonne, die sich tausendfach brechen an den Felsen, es ist die Spiegelung des dunkelblauen Meeres, die wie ein ewiges Dämmern, als ein buntes Farbenmärchen über den schroffen Karstbergen im Inland stehen. Denn wo die Pflanzen verdorren, da sind immer die Farben am lebendigsten.

Aber es ist noch etwas anderes: In keinem anderen Lande – auch nicht in Italien und Griechenland – haben die Kulturen vergangener Jahrtausende so tiefe Spuren hinterlassen wie an der dalmatinischen Küste. In Spalato stehen die heute noch erstaunlich gut erhaltenen Reste eines ungeheuren Palastes aus der Zeit des Kaisers Diokletian, die – würden sie in Italien stehen! – mit drei Sternen bezeichnet wären für ebensoviele »Oughs« begeisterter Amerikanerinnen und überhaupt unter die sieben Weltwunder eingereiht würden. In Zara, in Pola, in Sebenika gibt es römische Tore und Tempel und Trajanssäulen, umwettert von den Schauern der Geschichte, deren Ruhm an den Enden der Erde erklingen würde –

wenn sie in Italien lägen. Und doch sind diese nur einzelne. Ganz Dalmatien ist eine einzige Lektion der Weltgeschichte. Wo immer man sie kannte, trifft man auf Inseln und Landzungen, uralte Städte, winkelig zusammengehuuddelt, umgeben von mächtigen Mauern und Zinnen und ragenden Bastionen, die aus der Blütezeit Venedigs oder sonst irgendwelcher Republiken stammen, und die dennoch so aussehen, als ob sie vor fünfzig Jahren erst erbaut worden wären.

Das größte Wunder Dalmatiens aber ist Ragusa, das slawische Dubrownik.

Zu Ausgang des Mittelalters, als die große Heerstraße des Verkehrs zwischen Orient und Mitteleuropa noch durch die Adria führte, war Ragusa einer der Hauptstapelplätze des Orienthandels, und auf seinem Boden entstand eine jener seltsamen Stadtrepubliken, die eine Zeit lang selbst den Wettbewerb mit dem allmächtigen Venedig aufnehmen konnte. Während aber dieses durch die Macht der Umstände auf die Bahn der Eroberungen gedrängt wurde, hat sich Ragusa von jeher nur auf die Herrschaft seines Stadtgebietes beschränkt, dafür aber auch kein Mittel gescheut, um diese umso gründlicher auszubauen. Was immer zu den Mitteln mittelalteriger Befestigungskunst gehört, das ist hier in fast überreichem Maße zur Verwendung gekommen. Schon die Lage der Stadt auf einer mit dem Festlande durch eine dünne Landzunge nur lose verbundenen Halbinsel eignet sich ausgezeichnet zur Anlage einer starken Festung. Aber auch diese von

wilder Brandung umtobten Klippen sind gekrönt von mächtigen Türmen und ragenden Bastionen, die mit beispielloser Kühnheit direkt aus dem Meere herauswachsen, alle untereinander verbunden mit Mauern, die man gesehen haben muss, um sich einen Begriff von ihrem Umfang zu machen. Alles das ist, wie gesagt, in voller Reinheit erhalten bis auf den heutigen Tag und bietet dem Beschauer ein Bild vergangener Zeiten, wie es in solcher Unverfälschtheit selbst in Venedig nicht zu sehen ist. Dazu kommt, dass gerade an dieser Stelle die starre Wildheit des Karst abgelöst wird von der überfließenden Fülle einer schon beinahe tropischen Vegetation. Die alten Festungsgräben sind überwuchert von blühenden Oleanderbäumen. An den steilen Berghängen stehen schwarze Zypressen und leuchtende Weinberge. Hinter weißen Mauern stehen hohe Palmen und helle Landhäuser in dunklen Olivenhainen. Dazu der dunkelblaue Himmel und das dunkelblaue Meer, das ewig anläuft in der unruhigen Brandung, die wie ein silberner Streifen die schroffe Küste umsäumt, soweit das Auge reicht. Hätte mir ein Gott die Kunst des Malens gegeben, so würde ich nach Ragusa gehen und mich eintauchen in dieses Meer von Farben.

Von Ragusa geht die Reise südwärts nach der *Bocche di Cattaro*. Zu Schiff, mit der Bahn und mit dem Auto kann man die Reise zurücklegen. Der wahre Wandersmann aber geht, wenn irgend möglich, zu Fuß. Eine Weile ging ich auf der schönen Straße entlang der steilen Küste. Das Meer leuch-

tete immer blauer, weit drinnen auf den Höhen der Herzegowina malte der Abend die Farben immer bunter, der Wind kam weich und wohligh vom Meer herüber. Da konnte ich es einfach nicht über mich bringen, mich in ein fauchendes Automobil oder einen staubigen Eisenbahnwagen zu setzen, und wanderte immer weiter in sternklaren Nächten und in der glühenden Mittagshitze, bis am Morgen des zweiten Tages die weißen Hotels von Castelnovo am Berghang auftauchten. Groß und breit und dunkelblau zwischen kahlen Bergen lag hier die berühmte Bai von Cattaro. Am Fallreep des Dampfers, der uns nach dem Innern der Bucht bringen soll, steht ein Zeitungsverkäufer. Er ist Offizier der Wrangelarmee und bringt sich durch auf diese Weise, wie so viele andere, denn in diesem Lande ist alles Geschichte, ob neue oder alte. Landeinwärts fährt der Dampfer nach dem jugoslawischen Kriegshafen, wo die Torpedoboote – auch sie waren einmal deutsch gewesen – faul an der Mole liegen. Sonst ist nicht viel zu sehen von dieser aufblühenden Flotte, es seien denn einige Schlepper und ein Wasserflugzeug, das surrend seine Kreise zieht.

Stundenlang fährt man weiter durch die vielgewundene Bucht, die in ihrer äußeren Gestalt an norwegische Fjorde erinnert. Je weiter man landeinwärts kommt, desto düsterer wird es in dieser Umwelt. Abgesehen von einigen Ölbäumen, die in einigen Winkeln ein kümmerliches Leben fristen, ist alles kahl und tot. Nackte Felsen und wilde Geröllhalden, die blendend weiß in der Sonne schimmern, fal-

len steil ab zur Wasserfläche, die matt und leblos, wie schweres Öl in dem heißen Mittagslicht liegt. Alles ist Sand und Sonne und flimmernde Hitze unter der brennenden Sonne. Zuweilen kommt man an ein Dorf. Keinen trostloseren Anblick kann man sich denken als solches Dorf an der *Bocche di Cattaro*. Man merkt es, dass hier das Leben langsam fließt. Kaum einen Menschen sieht man in den Straßen. Die Hälfte der Häuser ist zerschossen in den Lowcenkämpfen und seither nicht mehr aufgebaut worden. Ganz im Grunde der Bai taucht endlich der Hafen von Cattaro auf. Eine Anzahl Hotels steht hier am Strande. Es gibt sogar Sommergäste aus Deutschland, obwohl es nicht recht verständlich ist, wie ein Mensch sich freiwillig in solchen Backofen begeben kann zu dieser Jahreszeit. Riesengroß und ganz in Dunkel gehüllt in den Schatten der sinkenden Nacht, steigt dicht hinter der Stadt der Lowcen aus dem Meere. Nicht eben verlockend sieht er aus. Aber dahinter, da liegt Montenegro, da liegt Albanien. Das schmeckt nach Abenteuern. Es soll dort mehr Räuber geben als je, die allenthalben die Wege unsicher machen.

Also: *avanti!* Über den Lowcen! Ich habe Lust, mir diese Räuber aus der Nähe anzusehen.

## In Montenegro

Cetinje, im September.

Dicht hinter Cattaro erhebt sich der Lowcen zu der stattlichen Höhe von beinahe 1800 Metern. Für

ein an hochgebirgliche Höhenzahlen gewöhntes Ohr mag das nicht allzu hoch erscheinen; wenn aber ein solcher Koloß nicht aus einer Talsohle von 500 oder 1000 Metern, sondern direkt vom Meerespiegel aufsteigt, so bekommt man erst den richtigen Begriff von dem, was solche Höhenzahlen bedeuten. Und wer es dann noch nicht begriffen hat, dem kommt jeder Zentimeter dieser Höhe zum Bewusstsein, wenn er es unternimmt, in der brennenden Sonne die kahlen Hänge zu erklettern bei einer Temperatur von einigen dreißig Grad im Schatten.

Zwei Straßen führen über den Lowcen. Die eine ist die von Österreich angelegte und als Meisterwerk der Straßenbaukunst berühmte Serpentinestraße, die andere ist der kürzere Mauleselweg, der nach landesüblicher Art in kurzen Zickzacken, über Felsen und Geröll direkt bergauf führt, entlang der Telegrafienlinie. In der brennenden Mittagshitze stehen wir einen Moment zaudernd vor den beiden Möglichkeiten. Dann ist der Entschluss gefasst. Das Kürzere ist immer das Bessere, außer bei der Wurst.

Unheimlich steil klettert er an der Bergwand in die Höhe, dicht unter dem Fuße einer gut erhaltenen Burg, die aus etwa 200 Meter Meereshöhe in die Bai hinuntersieht. Je höher man hinaufkommt, desto heißer brennt die Sonne. Der »Weg« ist in solchem Maße übersät mit spitzen, fußemarternden Steinen, dass man bequem schon vor der halben Höhe seine Sünden abbüßen kann, auch ohne Gebetsstationen. Kaum ein Grashalm ist am Berghang

zu sehen. Nur kahler Fels und wildes Geröll und mächtige Steinblöcke, die unheimlich weiß in der Sonne leuchten. Langsam versinkt die Bai fast direkt unter den Füßen. Die Häuser, die Schiffe, die Palmen am Strande stehen klein wie Spielzeuge und seltsam verwischt in der flimmernden Hitze des hellen Tages. Schon klettert man über ein Chaos von Schluchten und übereinandergeworfenen Felsblöcken, die auf der einen Seite grell weiß wie Kreide leuchten, während auf der anderen, der Sonne abgewandten Seite die Schatten umso schwärzer hocken.

Das ist eigentlich die Stelle, an der die Räuber fällig sind. Die Räuber, von denen sie drunten in Cattaro schaurige Geschichten erzählt hatten und die einem doch irgendwie auf die Nerven gefallen waren. Aufmerksam horcht man in der lautlosen Stille. Misstrauisch späht man in die flimmernde Hitze des Nachmittags. Plötzlich taucht irgendwo eine Gestalt auf, als ob sie eben aus dem Felsen herausgewachsen wäre. Es ist einer der zahllosen serbischen Wachtposten, die das ganze Lowcemnassiv besetzt halten, denn sonst könnte außer den Räubern hier kein Mensch seine Straße ziehen. Mit dem Gewehr unterm Arm kommt er heran und sagt etwas Serbisches.

Man zeigt ihm den Pass.

»Dobro.«

Nun geht es weiter bis zum nächsten Posten, wo sich derselbe Vorgang wiederholt. Alles das geht schnell und geschäftsmäßig vor sich, mit einer Laut-



losigkeit, die etwas Unheimliches an sich hat. Man glaubt sich mitten in die Zeiten des Krieges zurückschleift. Und da sind noch andere Spuren, die von vergangenen Kämpfen erzählen; von Kriegen und Siegen deutscher Soldaten. Über diese Hänge ging im Jahre 1916 der Weg der Lowczenstürmer. Wer selbst darüber gekraxelt ist in harmloser Friedenszeit, kann ermessen, welche Leistung es damals gewesen sein mag, wo der Tod hinter jedem Felsen lauerte. Aber auch über diesen Taten steht heute das Wort wie über so vielen anderen des großen Krieges: »Vergessen«.

Als sichtbarstes Zeichen jener Vorgänge sieht man die Überreste der Drahtseilbahn. In gewissen Abständen stehen immer noch die gemauerten Sockel, die sich fremdartig ausnehmen in dieser ursprünglichen Wildnis. Auf den Sockeln stehen verrostete Maschinen, zerfressene Motoren, die mächtigen Räder, auf denen die Kabel liefen. Die Kabel selbst liegen noch immer lang ausgestreckt am Boden, von der Bai bis hinauf zum Gipfel. Schöne, auch heute noch gut erhaltene Stahlkabel. Ein kleines Kapital. Man brauchte sie nur den steilen Hang hinunterwerfen und zu Schiff abzutransportieren. Aber das lässt wohl die Staatsraison nicht zu. Man macht sich selbst nicht die Mühe, das Material zu verwerten, aber ehe man anderen dazu Gelegenheit gibt, lässt man es verkommen. So ist es überall im Lande. Der ganze Balkan ist eine Fundgrube für Alt-eisenwaren. Ein einziges großes Arsenal von Kabeln, Schwungrädern, alten Maschinen, rostigen

Schienen, liegengebliebenen Wagen, verlassenen Feldbahnen, stehengebliebenen Dampfwalzen und ähnlichen Schätzen, die in trüber Tatlosigkeit ihre Tage verträumen wie einer, der unter dem Banne einer fressenden Krankheit auf seine letzte Stunde wartet. Von einem Herrn, der es wissen muss, habe ich erfahren, dass allein in Montenegro mehr als 500 Eisenbahnwagenladungen von dem Material herumliegen.

Und doch ist der Lowcen schön trotz aller Wildheit, oder vielleicht gerade deshalb. Hat man erst die halbe Höhe erklettert, so versinkt ringsum die ganze Landschaft zu einer Landkarte, die sich immer weiter ausbreitet. Überall tauchen die dunkelblauen Wasserflächen des großen Fjords auf. Immer weiter breitet sich in der Ferne das dunkle Mittelmeer, von wo ein kühler Wind frisch wie das Leben selber herüberweht. In einer geschützten Mulde kommt man durch einen dünnen, struppigen Kiefernwald. Dicht unter dem Gipfel erreicht man die große Lowcenstraße, die inzwischen auf unendlichen Schlangenwindungen ihren Weg heraufgefunden hat; eine von den breiten, soliden, wie für die Ewigkeit gebauten österreichischen Bergstraßen. Mag man über das alte Österreich denken, wie man will: in seinen Landstraßen hat es sich jedenfalls ein Denkmal gesetzt, das dauernder ist wie alle jene, die man aus Erz und Marmor auf die Straßen und Plätze stellt. Zumal in den Gebirgen des Karst, in Bosnien und der Herzegowina, gibt es wahre Wunderwerke dieser Baukunst, die man gesehen haben

muss. Die schönste und kühnste von allen aber ist die Lowcenstraße.

Wenn man den höchsten Punkt der Straße erreicht hat, so sieht man in einiger Entfernung ein k. k. Kriegsdenkmal. Mitten in einer Landschaft von wildestem Geröll erhebt sich auf einem Felsblock eine aufrechtstehende 31,5-Zentimeter-Granate. Ich habe nie ein Denkmal gesehen, das schöner und vielsagender gewesen wäre als dieses. Es war schon beinahe dunkel, als ich dort anlangte. Das letzte Tageslicht sank langsam in das Meer, und die Schatten der sinkenden Nacht krochen düster aus dem Felsen heraus, als wüssten auch sie um die Toten ...

Als ich eben weitermarschieren wollte, kam ein Unteroffizier aus der nahen Militärbaracke und bedeutete mir, dass das nicht erlaubt wäre, die Straße sei gesperrt für den Nachtverkehr. Er nahm mich mit nach der Baracke, wo sie von dem wenigen, was sie hatten, mir reichlich auftrachten mit der Gastfreundlichkeit, die den Soldaten aller Länder eigen ist. Einige von den Burschen sprachen etwas Italienisch, und so hielten wir an dem Abend noch lange eine holprige Unterhaltung auf der Bank vor der Tür, während die Bergluft kalt vom Gipfel herunterkam und die Sterne groß und feurig am Himmel standen. Plötzlich hallte scharf wie ein Peitschenschlag ein Schuss durch die Nacht. Dann noch einer, und dann eine ganze Serie. Jeder sprang auf, griff nach dem Gewehr und rannte hinaus in die Dunkelheit. Ein paar Minuten dauerte das wilde Schießen. Dann war es wieder still wie zuvor. Nach

einer Viertelstunde kam der Unteroffizier zurück.

Was denn vorgefallen wäre?

»Nichts. Komitatschis. Nichts Besonderes.«

Dann gingen wir schlafen.

Und was soll man weiter vom Lowcen erzählen?

Wen es einmal nach einer Abwechslung gelüstet in seinen Bergtouren, der gehe nach dem Lowcen. Er wird dort alles finden, was nach dem Herzen eines Bergwanderers ist. Ein wildes Land, fantastische Bergformationen, die selbst hinter den Dolomiten keineswegs zurückstehen brauchen, und gerade genug Gefahr auf dem Wege, um ein angenehmes Gruseln zu verspüren. Immer wieder passiert man die Wachtposten, die bald auf Felsspitzen in der Nähe der Straße, bald wieder unten auf dem Wege aufgestellt sind. Zuweilen folgen sie einem in einiger Entfernung auf dem Fuße, wobei die Frage offen bleibt, ob solches Verhalten einer zarten Besorgnis für das Wohl des Wanderers entspringt, oder ob sie es tun aus purem Misstrauen, weil sie einen selber für einen Räuber halten.

Außer den Soldaten trifft man nur ganz selten einen Menschen in einer einsamen Hütte oder auf dem Wege, beschaulich daherschlendernd neben seinem Esel. Montenegriner in hausgemachten Kleidern, hausgemachten Schnabelschuhen aus Lammfell und jener prächtigen roten Mütze, die König Nikita populär gemacht hat. Man sieht ihnen an, dass das bare Geld bei ihnen das wenigste ist. Aber das brauchen sie wohl auch nicht. Sie haben es nie gehabt und vermissen es auch heute nicht. Ihre ein-

zige große Passion ist Tabak. Um diesen wird man beharrlich angesprochen auf dem ganzen Wege von Cattaro bis Cetinje.

Wenn man vom Lowcen in östlicher Richtung bergabwärts wandert, so wird die Landschaft womöglich noch wilder und unwirtlicher. Um eine Wegbiegung öffnet sich das Land ganz plötzlich und lässt den Blick grenzenlos schweifen über das sinnverwirrende Chaos von Gipfeln und Bergspitzen der montenegrinischen Erde. Weit im Osten, hinter den letzten Bergen, glitzert die blaue Fläche des Skutari-sees. Stolpernd geht es bergabwärts über steinige Wege, die die langen Schlangenwindungen der Straße abkürzen. Allmählich beginnt sich wieder etwas Grünes zu zeigen. Verkrüppelte Eichenstauden wachsen kümmerlich zwischen den Steinen, da und dort steht ein Häuschen. Ab und zu sieht man ein mageres Kartoffelfeld.

Ganz unerwartet fällt das Land steil ab. Man steht vor einem fast kreisrunden, rings von hohen, wilden Felsen eingefassten, völlig ebenen Tal, in dessen Grunde ein Städtchen liegt, mehr ein Dorf nach unseren Begriffen.

Das ist *Cetinje*, die ehemalige Hauptstadt der Schwarzen Berge.

Nicht eben hauptstädtisch-großartig sah die Ortschaft aus, wie sie so dalag in der Mittagssonne. Dennoch musste ich mich eine Weile setzen und den Eindruck auf mich wirken lassen. Es war der Name, der mich fesselte. Eine Weile hingen meine Augen an der Baumgruppe in der Ferne, aus der das

Dach von Nikitas Palast herausragte. Dann packte ich meine Sachen und eilte, unbekümmert um die Straße, den steilen Hang hinunter und ruhte nicht eher, als bis ich unten zwischen den Maisfeldern stand, von wo die breite, weiße Landstraße schnurgerade in die Stadt hineinführte.

»Vedi Cetinje ...«

Das musste man doch gesehen haben!

## Bei Nikita

Skutari (Albanien), Ende September.

Cetinjewärts als wegmüder Wanderer auf der langen Landstraße in dem finsternen Tal der Schwarzen Berge. Ein heißer Mittag, selbst in dieser Höhe. Alles war staubig ringsum. Die grelle Luft lag traurig und drückend auf den Maisfeldern. Die Straße war weiß und lang, viel zu lang für meine Ungeduld. Eine merkwürdige Unruhe hatte sich meiner bemächtigt, trotzdem ich keine Ursache dazu hatte. Von den Wundern Cetinjes konnte man billigerweise nicht allzu viel erwarten, und das, was man so vor sich sah von dem Orte, berechtigte auch nicht zu großen Illusionen, aber – mein Gott, zu was hat man seine Fantasie? Und was wäre das Leben, wenn man sie nicht hätte?

Schon tauchten die ersten Häuser auf, klein und geduckt und wahllos durcheinander, als ob der Wind sie hier zusammengefeigt hätte in seiner Laune. Nun gehen wir durch eine Straße, die so breit ist, dass sie einem eine Art Platzschwindel ver-

ursacht. Zu beiden Seiten ist sie umsäumt von kümmerlichen Häuschen, deren Kleinheit die Straße noch breiter ausschauen macht. Wie still es ist in der Straße. Nur zuweilen kommt einer mit einem Wasserwagen, nur zuweilen trippelt eine Hammelherde vorüber. In der Ferne, irgendwo, schreit ein Esel. In den Ladentüren mit Inschriften in den seltsamen kyrillischen Buchstaben, aus denen man nicht Kopf und Fuß machen kann, sitzen Gestalten in Pluderhosen in fauler Behaglichkeit. Ab und zu sieht man einen Mann über die Straße schreiten in roter Mütze, weißem Mantel und blauen Pluderhosen, groß, aufrecht und wahrhaftig königlich, als ob es Nikita selber wäre, der da des Weges kommt.

Wir kommen auf einen mit Bäumen bestandenen Platz, umsäumt von einigen Kaffeehäusern, in denen ein paar Kavaliere herumsitzen in schäbiger Eleganz. Darauf trifft man im Weitergehen noch einige Häuser und noch einige Bäume, und dann, wenn man eben denkt: Nun muss doch Cetinje bald kommen? – ist man schon wieder im freien Felde, Was kann man auch anders von Cetinje erwarten? Eben seine Kleinheit war doch sein Ruhm!

Nachdem wir so den Gesamteindruck auf uns haben wirken lassen, betrachten wir alles mehr im Detail. Da steht mitten unter den kleinen Häuschen ein großes Landhaus, das in jedem Villenvorort eine gute Figur machen würde. Nun wächst das Gras auf dem Parkweg, dessen Kies einmal geleuchtet haben mochte in besseren Zeiten. Nun lungern die Ziegen auf der Freitreppe, die nach dem Portale führt. Ein

halbverwischter Doppeladler über dem Tore verkündet uns, dass hier einmal die österreichisch-ungarische Gesandtschaft gewesen. Ein anderes, noch stolzeres Gebäude in einiger Entfernung sieht nicht minder verlassen aus. Ein anderes war die Heimat der englischen, ein anderes der französischen Gesandtschaft, alle einmal schön und stattlich, und bei allen – Siegern und Besiegten – das gleiche Bild der verrosteten Tore und der klappernden Fensterläden.

Wir kommen an einen Garten, der groß angelegt ist wie ein englischer Park. Herrlich muss er einmal gewesen sein in besseren Tagen. Nun hat das Gras die Wege überwuchert, das Unkraut wächst manns- hoch in den Blumenbeeten, die Rosenbüsche sind ausgeartet zu dornigen Hecken, und alles in allem ist es ein Bild, dass man weinen möchte bei seinem Anblick. Vor dem Park steht ein stattliches Haus, flankiert von leeren Schilderhäusern. Die Läden sind geschlossen, die Türen verrammelt und roh mit Brettern vernagelt, die Nebengebäude fensterlos und ausgeräubert, eine Wohnung der Spinnen und Eulen.

Das war einmal Nikitas Palast.

Man steht davor und macht sich so seine Gedanken. Wie mag es hier lustig zugegangen sein im Glück und im Sommer dieses Ländchens! Wie mag es lebendig gewesen sein vom Kommen und Gehen der Equipagen, von glänzenden Uniformen und feierlichen Zylinderhüten, von Diplomatenfräcken und von königlichen Schwiegersöhnen!



Es ist alles tot und vorbei, zermahlen in der unbittlichen Mühle der Weltgeschichte, die auch das Weltgericht sein soll, obwohl man heute daran zweifeln mag.

Wie dem auch sei: Der Abglanz vergangener Zeiten wirkt auch heute noch nach auf diesem Boden. Kein Tag vergeht, der nicht eine Autoladung von gut republikanischen Amerikanern bringt, die das dringende Bedürfnis verspüren zu einer Wallfahrt nach einem Orte, wo einmal ein richtiggehender »King« – und sei es auch nur ein Zaunkönig – zu Hause gewesen war. Es ist eine Art Snobismus, der heute Mode ist in der Welt, in der man sich langweilt; den Vorteil haben davon die Bewohner Cetinjes, die sich dadurch einen gelegentlichen Nebenverdienst verschaffen können. Schon gleich bei meiner Ankunft bot mir solcher Bärenführer seine Dienste an. Der junge Mann sah mehr malerisch als vertrauenerweckend aus. Wäre ich ihm auf der Lowcenstraße begegnet, so hätte ich ihn für einen Komitatschi gehalten. Aber er machte seine Sache gut, trotz aller Ausgefranstheit. Er führte mich auf einen nahen Felsenhügel, von wo man das ganze Tal mit dem Städtchen übersehen konnte. Dort oben lag Nikitas Vater begraben unter einem weithin sichtbaren Pavillon; wirklich ein stimmungsvolles Grab. Eine noch viel schönere Ruhestätte hatte sich Nikitas Großvater ausgesucht. Hoch oben auf der Spitze des Lowcen, die eben im Abendrot leuchtete, zeigte er mir das Kreuz, das sich deutlich sichtbar vom roten Himmel abzeichnete. Wahrlich eine kön-

igliche Idee, sich dort oben begraben zu lassen, wo rings das weite Land zu Füßen liegt!

Mein Komitatschi-Fremdenführer wurde ganz weich bei dem Anblick. Das Abendrot lag auf seinem Gesicht und Tränen traten ihm in die Augen.

»Unsere König – –« sagte er mit unsicherer Stimme in einem holprigen Deutsch, das er in der österreichischen Gefangenschaft gelernt hatte. »Armer Nikita! Armes Montenegro!«

Und dann sprudelte er es heraus in einer Rede, die kraus und verworren war, die ich aber nur allzu gut verstand, denn sie war wie die Geschichte unseres eigenen Landes.

Wie es hierzulande mit den Räubern stände? fragte ich ihn, sobald ich Gelegenheit hatte. Da wurde er zornig.

»Vorher – Nikita – nix Räuber! Jedermann zufrieden. Jetzt – Serben – viel Räuber. – Nix Räuber Komitatsch. Revolutionäre. Für Montenegro, für Nikita, für die Freiheit! Nix schießen auf Fremde. Nur auf die, wo sein schuldig. Auf Minister, Offiziere und Gendarmen.«

Langsam gingen wir wieder den Hügel hinunter, und keiner sprach ein Wort, denn beide dachten wir nur das eine.

Nikita! Auf Schritt und Tritt begegnet einem das Wort in diesem Lande. Dann leuchten die Augen, und es lösen sich die Zungen. Er war ihnen mehr als ein Vater, als ein König, und er ist ihnen heute die Verkörperung einer vergangenen besseren Zeit. Er ist unter ihnen ein- und ausgegangen als ihresglei-

chen. Da war keiner, den er nicht kannte, da war keine Hütte im Lande, in der er nicht zu Hause gewesen wäre. Er – Nikita. In diesem Namen verkörpert sich ihnen Heimat, Staat und alles. Was aber ist ihnen Belgrad? Und was Alexander? – Doch das ist alles Politik.

Die Sonne war noch nicht hinter den Bergen hervorgekrochen, als ich mich am nächsten Morgen auf die Weiterreise machte auf der Straße, die nach dem Skutarisee führt. Als ich auf der Anhöhe angekommen war, von wo man einen letzten Blick über das Ganze haben konnte, stand ich einen Augenblick still und schaute noch einmal zurück auf die Berge, die eben im Golde der ausgehenden Sonne erstrahlten, und auf das Tal mit dem Städtchen, das noch immer in tiefen Schatten lag. In der Ferne stand scharf am Himmel das Kreuz auf Danilos Grab, das in erhabener Ruhe vom Lowcen herunterschaute ...

Bald war ich wieder mitten drin in dem Chaos von Steinen und Felsen. Der Weg war zu dieser frühen Stunde schon stark belebt von Leuten, die mit ihren Landesprodukten aus der Seegegend hinaus zum Markt nach Cetinje zogen. Ganze Karawanen kamen den steilen Weg heraufgekeucht. Leicht und stolz schritten die Männer voran. Hinterher trippelten die schwerbepackten Esel. Ganz zuletzt kamen die Weiber, und die waren noch schwerer bepackt als die Esel. Es war nicht eben ein Anblick nach dem Herzen der seligen Miss Pankhurst. Je weiter man talabwärts kam, umso schöner wurde das Land.

Unter mächtigen Nuss- und Feigenbäumen standen mächtige Strohhöhlen. An den Hängen standen Weinberge, aus denen unwahrscheinlich große Trauben leuchteten. Hier und da waren auch schon wieder Olivenbäume zu sehen. Ich kam durch ein Eichengestrüpp, das man mit einiger Fantasie schon beinahe als Wald ansprechen konnte, und ehe ich mich versah, stand ich vor dem, was ich in allen meinen Wanderungen im Lowcenmassiv bisher noch nicht gesehen hatte: vor einem richtigen, lustigen Bach, der plaudernd über die Steine hüpfte.

Da konnte ich es nicht über mich bringen, gleich wieder weiterzumarschieren, trotz aller Eile. Ich setzte mich auf einen Stein im Schatten der Bäume und schaute hinunter zum See, der dunkelblau aus der Tiefe schimmerte, und hinüber zu den albanischen Bergen, die blau und verlockend in der Ferne standen, und hörte auf die verworrenen Stimmen der Wildnis und auf das Murmeln und Plätschern des Wassers.

»Vom Wasser haben wir's gelernt, vom Wasser...«

## Eine interessante Stadt

Skutari (Albanien), im September.

Wer eine Balkanreise unternimmt, der muss sich auf manchen Strauß gefasst machen mit den verschiedenen Grenzbehörden. Schon in unseren Regionen ist der Umgang mit solchen Organen nicht immer erfreulich. Dort aber wird er zuweilen zum

Martyrium, das sich ewig erneut, da man bei der Vielgestaltigkeit der Landkarte unter Umständen an jedem neuen Tage an einer neuen Grenze stehen kann. In mancher Hinsicht ist das Reisen hier unten ein fortgesetztes Erschrecken von Grenze zu Grenze. Ehe du's gedacht, stehst du vor einem komitatschihaft aufgemachten Grenzwächter, der an dich herantritt mit der schicksalsschweren Frage: »Haben Sie nichts zu verzollen?« Aber was soll es groß zu verzollen geben, wenn man seine sieben Sachen in einem Rucksack mit sich führt? Dafür halten sie sich schadlos am Pass. Aufmerksam untersuchen sie das Ding von innen und außen und betrachten die Schrift mit Andacht, als ob sie lesen könnten. Dann erst fragen sie dich vorsichtig, was eigentlich darinnen steht. Manche seltsame Frage bekommt man da zu hören, aber wenige nur so seltsam wie jene, die vor einigen Tagen der jugoslawische Grenzwächter am Skutarisee an mich richtete. Dieser unglaubliche Mensch erkundigte sich, ob ich Gold und Silber mit mir führe!

Es bedurfte meiner ganzen Überredungskunst, um ihn davon zu überzeugen, dass das nicht der Fall war, und es war mir, als ob er mir noch immer zweifelnd nachschaute, als der Dampfer die Trossen loswarf und langsam davonfuhr nach dem Lande Albanien.

Mit der Schifffahrt auf dem Skutarisee ist es nicht weit her. Eine kümmerliche Entschuldigung von einem Heckraddampfer nach dem Muster von anno dazumal versieht den Verkehr zwischen den

verschiedenen »Häfen«. Warum er überhaupt fährt, ist nicht recht ersichtlich. Allzu dringend ist das Bedürfnis jedenfalls nicht. Von Virzepar bis Skutari – der weitaus längsten Fahrstrecke – war ich der einzige Passagier, der die Daseinsberechtigung dieser Dampferlinie dokumentierte. Am meisten an diesem Schiff interessierte mich der Mann am Ruder; ein äußerst malerischer Mensch mit nackten Füßen, ausgefranst Hosen und talergroßen Löchern in den Ellenbogen seines grün verschossenen Rocks. Mit seinen Pflichten nahm er es sehr leicht. Über Kompassstriche war er erhaben. Solange der Kahn nicht in entgegengesetzter Richtung fuhr, lag er ihm immer noch nah genug am Kurse. Ging die Reise zu sehr nach Steuerbord, so legte er das Ruder hart über nach Backbord, und umgekehrt. Dazwischen rauchte er Zigaretten, trank mehrere Tassen Kaffee, spielte eine Partie Karten und redete mit Händen und Füßen mit seinen Schiffskameraden. Unter solch kundiger und gewissenhafter Führung kamen wir in interessantem Zickzackkurse bei sinkender Nacht zuletzt doch noch in Skutari im Lande Albanien an.

Es war ein Abend, den ich so schnell nicht vergessen werde. Die Sonne sank eben hinter den Bergen Montenegros, die tintenschwarz unter dem roten Himmel standen. Das schwindende Tageslicht lag wie feiner Goldstaub über der weiten Wasserfläche, und im Osten lag die ferne, seltsame Stadt mit ihren schlanken Minaretten und dahinter die mächtigen albanischen Berge in feurigem Alpen-

glühen. Langsam fuhren wir vorüber an den Ruinen einer großen Fabrik und den Überresten einer stattlichen Eisenbrücke, die von den Österreichern in Kriegszeiten erbaut und von diesen beim Rückzug wieder gesprengt wurde, ohne dass bisher irgendjemand es der Mühe wert gefunden hätte, den Schaden wieder auszubessern.

Beim Dunkelwerden macht der Dampfer fest an der Landungsstelle der alten Türkenstadt, wo sogleich die unvermeidliche Polizei in Erscheinung tritt. Wieder bekommt man es zu tun mit dem alten Schrecken. Albanische Visa gibt es nicht, aus dem einfachen Grunde, da dieses glückliche Land keine Konsulate und Gesandtschaften im Ausland, zum wenigsten nicht in Deutschland, unterhält. Dafür holen sie es an Ort und Stelle nach und knöpfen einem gleich bei der Ankunft sechsundzwanzig Silberkronen = zehn Goldmark ab.

Nachdem auch diese Formalität erledigt ist, geht es mit einer baufälligen Kutsche, die fast noch schlechter Kurs hält als das vorhergehende Dampfschiff, über Stock und Stein landeinwärts, Skutari entgegen. Eine Weile sieht man nichts als Staub und Steine. Dann kommt der Türkenfriedhof, ganz überwuchert von verwilderten Lilien. Dann kommt man vorbei an einer mächtigen Ruine, die einmal eine Türkenkaserne war. Dann kommen noch mehr Ruinen. Dann geht es durch enge Gassen, die nach Zwiebeln und Knoblauch und allen Gerüchen des Orients duften, über lärmende Plätze, wo im unsicheren Lichte der Petroleumlaternen die Türken

vor ihren Bazaren hocken. Mit einem Ruck hält der Wagen vor einer Ruine, die aussieht wie eine ausgebrannte Kaserne. Da sind wir im Hotel.

Im Jahre 1914, in der Zeit, da der Prinz Wied in Durazzo landete und man Berge und Wunder hoffte von der Zukunft des Landes, wurde auch dieses Hotel erbaut, als ein Etablissement ersten Ranges, mit allen Schikanen der Neuzeit. Dann kam der große Krieg und die Enttäuschung. Jahr um Jahr verschwand das Material auf unerklärliche Weise, und was noch übriggeblieben war, das verwandte die österreichische Besatzung für ihre Zwecke. Nun steht es da als eine schöne Fassade, hinter der die Ratten und Mäuse ihr Unwesen treiben, so recht ein Sinnbild der Geschichte Skutaris in diesen Tagen. Wohin man blickt, sieht man kaum vollendete Häuser, die schon wieder Ruinen sind.

Diese Stadt ist hinter anderen um Jahrhunderte zurück. Es gibt keine Eisenbahn, keine Straßenpflasterung, kein elektrisches Licht, keine Wasserleitung, keine Zeitung, außer einem zweimal in der Woche erscheinenden winzigen Blättchen in albanischer Sprache – ja, diese Stadt von 35000 Einwohnern hat noch nicht einmal ein Kino! Besonders schlimm bestellt ist es um das Nachtleben in Skutari. Sobald die Sonne vollends untergetaucht ist in der blauen Fläche des großen Sees, eilt alles nach Hause wie eine Herde von nachtblinden Hühnern. Mit einem Schlage wird es still in den Bazaren und den Kaffeehäusern. Da und dort schlürft noch einer nach Hause auf leisen Pantoffeln, da und dort schim-



mert noch das unsichere Licht einer trüben Petroleumlaterne. Bald wird es ganz still, und ägyptische Finsternis herrscht in den Straßen für den Rest der langen Nacht. Beim ersten Morgengrauen aber, wenn der Muezzin sein eintöniges Lied von der Rampe des Minarets erschallen lässt, da wird es plötzlich lebendig von trippelnden Füßen und klappernden Pantoffeln. Es erhebt sich ein lautes Geschrei, das kein Ende nimmt bis in die sinkende Nacht.

Ja, dieses ist die interessanteste Stadt Europas! Darum wird sie auch nie von Touristen besucht. Der große Strom der Vergnügungsreisenden verebbt in Ragusa und wirft nur einige gelegentliche Ausläufer bis nach Cetinje. Nach Skutari kommt keiner. Wer würde denn nach Albanien gehen? Es ist das Weltende, und es gibt dort nicht einmal einen Bädeker. Und doch fängt es gerade hier erst an, interessant zu werden. Mit einem Sprung ist man mitten im Orient mit seinen Türken, Bazaren, Moscheen, Minaretten und all den anderen Dingen, von denen man in den Märchen lesen kann.

Zumal in der alten Türkenstadt ist es herrlich. Orientalisch, beschaulich, erhaben über den Wechsel der Zeit, verdämmert sie ihre Tage, nicht anders, wie sie es schon zu Lebzeiten des Propheten getan haben mochte. Winklige Gassen, schmutzige Buden, schreiende Esel, schlüpfende Pantoffeln und Klang und Farbe, wohin man blickt. Hier weiß man noch wenig von Fabrikwaren. Das Handwerk steht noch in hohem Ansehen. Es klopft und hämmert allenthalben. Die Luft ist erfüllt von dem Singen der

Sägen und dem Klingen der Hämmer auf den Eisen. Wie bei uns in Zeiten des Mittelalters, ist hier jedem Handwerk seine besondere Straße angewiesen. Man kommt durch Schneider-, Schuster- und Bäcker-gassen, die wirklich auch noch solche sind. Aber auch Handwerker, die bei uns längst schon zermalmt wurden unter dem Räderwerk der Fabriken, wie Nagelschmiede, Feilenhauer, Handschuhmacher, gehen hier weiter ihrem Geschäft nach, als ob sich nichts geändert, hätte im Wandel der Zeiten. Eine besondere Stelle nimmt in dieser kleinen Welt die Zunft der Gold- und Silberschmiede ein. Sie stehen in hohem Ansehen, und das mit Recht. Ihre Arbeiten gehören zu dem Feinsten und präzisesten, was diese Kunst überhaupt aufzuweisen hat. Auch in der Gold- und Silberstickerei wird hier Erstaunliches geleistet, wobei man sich nur immer wieder wundern muss, wie die Leute zu solchem Reichtum kommen, und wer so etwas zu kaufen vermag in solchem Milieu. Da sitzt irgendwo in einer finsternen Bude ein kleines Kerlchen mit Riesenpantoffeln, das ausschaut wie der kleine Muck im Märchen. Trüb und traurig schaut er vor sich hin, als ob er einen um ein Almosen bitten wollte. Und auf einmal nimmt er von der Wand ein Kleid aus schwerem Damast, in dem Gold genug verstickt ist für hundert Taler. – Wie er dazu kommt? Und wer es kaufen mag? Oh, frage nicht. Du bist im Orient.

Denn wisse: Hier sind alle reich. Auch die Bettler sind es. Wer keine Bedürfnisse hat, ist immer reich.

Und fast hätte ich's vergessen. Ja, der Tabak! Ta-

bak ist das große Wort in Albanien. Er liegt sozusagen hier auf der Straße. Er baut sich zu Bergen in den Schaufenstern, überall schwebt sein Geruch in der Luft so süß und mild, dass er selbst die Nase eines passionierten Nichtraucher wie mich zu berauschen vermöchte. Keine Steuer, kein Monopol gibt es auf Tabak. Wo immer man in einen Bazar, in einen Kaufladen geht, da wird einem zunächst eine Zigarette angeboten und dann immer noch eine, wenn diese zu Ende ist. Derweilen redet man übers Wetter und die schlechten Zeiten. – Aber wer würde dann kaufen?

Ja, dieses ist das Paradies der Tabakraucher!

Wo alles merkwürdig ist in dieser interessanten Stadt, muss es auch seltsam bestellt sein um die Geldverhältnisse. Dieses glückliche Land hat nämlich gar keine Valuta. Es hat auch keine Banken. Es geht hier alles in klingender Münze, Gold und Silber, von dem Unmengen im Lande aufgestapelt sind. Die Gewohnheit hat hier eine Art Doppelwährung herausgebildet mit dem *Napoléon* (gleich 20 französische Franken) als Goldbasis. Im Kleinverkehr zirkuliert die Silberkrone. Ein ganzer Kongress von Silbermünzen hat sich hier allmählich aus aller Herren Ländern zusammengefunden. Man sieht die deutsche Silbermark, englische Schillinge und französische Frankstücke. Daneben österreichische und montenegrinische Kronen, serbische Dinare, griechische Drachmen und die bulgarische Leva in schönster Eintracht. Papier – und sei es der allmächtige Dollar – hat keinen Kurswert im Verkehr mit

dem albanischen Bauer. In ganz Europa ist er der einzige Kluge gewesen, der sich in diesen traurigen Nachkriegszeiten nicht hineinlegen ließ durch das Hexeneinmaleins von Metall- und Papiergeld. Wo bei man wieder einmal sehen kann, dass die Wilden zuweilen nicht nur bessere, sondern auch klügere Menschen sind als wir selber.

## Aus einer kleinen Hauptstadt

Tirana (Albanien) im September.

Wenn man den Balkan durchwandert, so kann man zuweilen recht interessante und eigenartige Reisebekanntschaften machen. So traf ich kürzlich z. B. *Mister Smith* aus Amerika. Er saß hinter einer Flasche Wein in einer Wirtschaft in Durazzo.

»Do you speak English?«

»Yes, sir.«

»Dann haben Sie mehr fertig gebracht, als ich. Ich bin schon fünf Jahre im Balkan und spreche noch kein Wort außer Englisch.«

Nachdem solchermaßen das Gespräch angeknüpft war, ließ er den Faden so schnell nicht mehr abreißen. Was immer er zu sagen hatte, das sprudelte er hervor mit der naiven, etwas kindlich anmutenden Unbekümmertheit, die viele Amerikaner an sich haben, wenn sie von Missouri oder von noch weiter westlich kommen. Nach einer halben Stunde war ich genauestens unterrichtet über sein ganzes Vorleben und seine sämtlichen Zukunftsabsichten. Er war Schlosser gewesen in Missouri und wäre es

wohl auch heute noch, wenn nicht der Krieg dazwischengekommen wäre. Der war die große Gelegenheit für Mister Smith. In ihm sah er die nie wiederkehrende Möglichkeit zu einem »trip to Europe«, wie sich das seine Landsleute in jedem Jahr mindestens einmal leisten konnten. Trotz seiner absoluten Felddienstuntauglichkeit – es fehlte ihm ein Auge – gelang es ihm endlich, eine Stelle bei den Kraftfahrtruppen zu erhalten, mit denen er die Reise über den Ozean antrat. Nach drei Monaten war er schon Leutnant und in Saloniki. Nach einem weiteren Monat avancierte er zum Kapitän, und heute wäre er gewiss schon General, wenn nicht drei Monate später der Friede »ausgebrochen« wäre. In allen diesen Zeiten wusste Mister Smith sich nicht zu helfen von den Dollars, die auf ihn herniederregneten. Es war ein einziges großes Pläsier, ein Umgang mit schönen Frauen und scharfen Getränken, bald in Paris, bald in Saloniki. Aber dann kam, wie gesagt, die trostlose Friedenszeit. Mister Smith verlor sein »Job« und musste sich umtun nach einer ernsthaften Beschäftigung. Er ließ sich in Durazzo nieder als Vertreter des Hauses Ford und bringt sich nun so durch, wie wir es eben alle müssen auf dieser armen Erde.

Und warum er nicht mehr nach Amerika ginge? wagte ich zu fragen. Da richtete er sich auf hinter seiner Flasche und schüttelte heftig mit dem Kopfe.

»Nicht eher, als bis die fünfzehnte Verfassungsänderung widerrufen ist!«

»Die fünfzehnte Verfassungsänderung?«

»Jawohl,« fuhr er fort, mit einer gewissen Feierlichkeit, »die fünfzehnte Verfassungsänderung. Die hat mich um Haus und Hof und um meine Heimat gebracht. Mit mir steht es nämlich so: ich bin nicht verheiratet. Ich habe keine Frau, keine Kinder und keine Geschwister. Wo immer ich meinen Hut hinhänge, da bin ich zu Hause. Was also habe ich noch in der Welt außer dem Whisky?«

Seufzend leerte er das letzte Glas. Seufzend bestellte er eine neue Flasche.

So viel von Mister Smith. Es gäbe noch andere, über die sich zu berichten lohnte, aber dann würde ich niemals fertig werden mit der Geschichte meiner Reise im Lande Albanien. – – –

Von Durrazo führt eine schöne und verhältnismäßig gut erhaltene Straße nach der einige 35–40 Kilometer landeinwärts gelegenen Hauptstadt Tirana. Ein ziemlich reger Autoverkehr besteht zwischen beiden Städten. Billiger ist es schon, wenn man den Weg zu Fuß macht, trotz der Tropenhitze, und es ist auch interessanter und lehrreicher.

Über das holperige Pflaster der engen und übelriechenden Gassen kommt man an niedrigen Häusern und unbeschreiblich schmutzigen Höfen vorbei in das offene Land, wo sich die Maisfelder ausbreiten. Bald erreicht man den Gipfel eines Hügels, von wo man eine schöne Aussicht hat auf das dunkle Mittelmeer, das in weißen Schaumstreifen ewig anläuft gegen die flache Küste. Noch einmal trinkt man den frischen Hauch der salzigen Brise. Dann geht es weiter über die helle Straße, die geraden-

wegs hineinführt in die mächtigen, himmelanstürmenden Berge, die blau und verlockend im Osten stehen. Ein großer Verkehr herrscht auf der Straße, wie es bei uns auch einmal gewesen sein mochte zu einer Zeit, da die Eisenbahn noch nicht den Verkehr an sich gezogen hatte. Überall gehen Kolonnen von Tragtieren mit lautem Schellengeläute. Ab und zu kommen Schaf- und Ochsenherden oder ein beturbanter Wanderer, der hinter einem schwer bepackten Esel in beinahe biblischer Beschaulichkeit seine Straße zieht. Ein Bettler geht vorbei mit einem feierlichen Salaam, und immer von Zeit zu Zeit kommt man vorüber an einer Hütte, wo sie Trauben und Melonen und einen anisartigen Schnaps anbieten und man immer noch einmal Kaffee trinken kann. Je weiter man landeinwärts kommt, desto schöner wird die Gegend. Überall rieselt das Wasser zwischen den Feldern. Die Wälder schimmern grün von den Berghängen. Da und dort leuchtet ein Haus weithin über das Land, von dem Gipfel eines Hügels. »Mein Haus ist meine Burg,« sagt eine Redensart, die wir aus dem Englischen übernommen haben. Nirgendwo trifft sie mehr zu als in diesem Lande, wo jedes Haus eine Festung ist. Eine Festung oft mit Schießscharten und allem Zubehör. Eine Jahrhunderte alte Geschichte im Wechsel der Herren hat diese Leute gelehrt, dass nichts so beständig ist als die Gewalt, und dass letzten Endes der Besitz doch immer neun Zehntel des Gesetzes ist. Und danach handeln sie auch in diesen Zeiten, wo alles im Fließen und Werden ist.

Von dem effektvollen Hintergrund der im Abendlicht glühenden Berge taucht endlich in der Ferne Tirana auf. Ganz am Ende der weißen Landstraße sieht man einen Schornstein aufragen, und der will einem fast wie eine Offenbarung vorkommen in diesem Lande. Im Näherkommen macht man sich Gedanken, was das wohl für ein Werk sein möchte. Eine Mühle, ein Sägewerk, eine Ziegelei? Aber siehe da: Während man noch einmal hinschaut, hat sich der Schornstein in ein Minarett verwandelt. Es war wieder einmal nichts mit der albanischen Industrie. Noch mehr Minaretts werden sichtbar. Die Kuppel einer Moschee leuchtet auf hinter dunklen Bäumen.

Bei dunkler Nacht gehen wir durch die stillen Gassen, zwischen den alten, windschiefen Petroleumlaternen, die ein mattes Licht auf das schaurige Pflaster aus runden Kopfsteinen werfen. Wie still es hier ist! Man hört nur das Schreien der Esel und das Stampfen der Pferde in den Höfen. Vor der Moschee brennt elektrisches Licht. Es gibt sogar einen Bürgersteig, mehrere Kaffeehäuser, zwei oder drei Hotels, und das ist immerhin schon etwas in diesem Lande.

Am anderen Morgen betrachten wir uns die Wunder dieser Hauptstadt, und deren sind wahrlich nicht wenige. Was einen in Skutari interessiert hat, das findet man in Tirana wieder, nur noch natürlicher und unvermittelter. Der Orient geht hier mit einer großen Miene der Selbstverständlichkeit durch die Straßen.

Oh, um die Wunderlichkeit dieser albanischen



Städte! Eine jede unter ihnen ist ein Museum der Völkerkunde und der Kulturgeschichte. Über jede einzelne konnte man dicke Bücher schreiben und doch niemals fertig werden mit Erzählen. In diesem letzten stillen Winkel, wo es noch keine Eisenbahnen gibt und man nur selten ein Auto zu sehen bekommt, ist allein noch die Welt, wie sie einmal war und wie sie sein sollte, wenn die Kreise der Natur nicht gestört worden wären durch das dampfschnaubende Ungeheuer. Was immer der Orient an Farben bietet, das hat er hier ausgeschüttet in seiner Fülle. Wie die Gold- und Silbermünzen der Nachbarländer sich zusammengefunden haben zu einem Kongresse, so auch die Menschen. Ein buntes Mosaik von allem, was sich zwischen Bagdad und Belgrad findet, Kirchen und Moscheen, Klöster und Minaretts, Mönche und Hodschas und Rabbiner und bärtige Popen in hohen Hüten. – Es ist heute Bazar, und der Marktverkehr überflutet alle Gassen. Es ist kaum ein Durchfinden zwischen den Schätzen, die sich da, fern ab von aller Marktpolizei, – in unbekümmerter Selbstverständlichkeit auf allen Straßen und Plätzen ausbreiten: Kupferkessel, Töpferwaren, Säcke mit Mais und Hafer, Trauben, Pfirsiche, Feigen, Melonen. Dazwischen gehen Esel mit schweren Lasten von Eis, das sie eben vom Gebirge herunterbrachten. So nahe wohnen die Gegensätze beieinander in diesem Lande. Man könnte immer hier stehen und ewig schauen auf dieses bunte Leben.

Ich war noch nicht lange unterwegs gewesen auf

meinem Wege »to the sights« von Tirana, als sich ein einheimischer Bürger mir anschloss, um mir noch mehr von der Stadt zu zeigen. Er war eine der Gestalten, wie man sie eigentlich nur im Orient antreffen kann, wo das ganze Leben eine fortgesetzte Lektion in fremden Sprachen ist. Mit mehr oder minder großer Zungenfertigkeit sprach er deren zehn bis fünfzehn, darunter auch ein ziemlich passables Deutsch. Als »maître de plaisir« machte er seine Sache gut. Im Laufe unseres Rundganges tranken wir etwa sechsmal Kaffee, und er zahlte alles. Dazwischen wurde er nicht müde, mir die namhaften Persönlichkeiten der gegenwärtigen und vergangenen Regierung vorzustellen. Denn in Tirana ist die Politik eine Angelegenheit, die ganz en famille vor sich geht, und die Politiker sind keine bloßen Namen wie anderswo, sondern Menschen wie unsereiner, die täglich in Fleisch und Blut unter uns wandeln, und die man immer in den Kaffeehäusern sitzen sieht.

»Dieser Herr hier,« sagte mein Begleiter, »der dort am Fenster die Zigarette raucht, das ist der Verkehrsminister, der andere dort drüben ist der Kriegsminister. Der Herr mit die große Bart und dem Turban, der da Domino spielt, das war der Finanzminister im Ministerium Ali Riza Bey.« Im Gewühl der Straße drehte er sich plötzlich um und zeigte auf eine Gestalt, die eben vorüber ging.

»Premierminister,« sagte er mit einer Stimme, die vor Ehrfurcht erschauerte. Ich schaute mir den Herrn genauer an. Es war ein junger Mann, der

kaum die Zwanzig überschritten haben mochte. Man machte offenbar schnell Karriere hier in Albanien.

»Premierminister?« fragte ich erstaunt.

»Nix Premierminister! Diese junge Mann sein der, wo gemacht hat Attentat auf Premierminister!«

Nachdem solchermaßen das Gespräch auf das Gebiet der hohen Politik hinübergeglitten war, erzählte er mir noch manches, was damit zusammenhing, in dem ich aber keinen Zusammenhang finden konnte. Aus diesem Grunde will ich auch kein Wort davon weitererzählen. Ich kann dies mit gutem Gewissen unterlassen, denn ich zweifle, ob es auch in Albanien irgendjemand gibt, der sich so richtig auskennt in diesem Kapitel. Sie haben ein Parlament und doch kein Parlament; sie haben einen Regenten und doch keinen Regenten. Soweit ich mir eine Definition des gegenwärtigen verfassungsmäßigen Zustandes erlauben darf als Quintessenz meiner politischen Studien in dieser kleinen Hauptstadt, ist es dieser:

Es ist eine durch den Absolutismus gemilderte Anarchie, Oder umgekehrt, wenn man es so vorziehen möchte.

## Von Tirana nach Elbasan

Elbasan (Albanien), im September.

Wenn man von Tirana in südöstlicher Richtung landeinwärts wandert, so kommt man mit der Zeit nach Elbasan. Es ist eine ziemlich beschwerliche

Reise, denn der Weg ist lang und die Straße ist schlecht, selbst für albanische Begriffe. Sie führt über hohe Berge und tiefe Täler, und dann wieder geht sie zuweilen mitten durch einen reißenden Fluss. Stellenweise ist sie ganz passabel, stellenweise ist sie eine Steinhalde, ein Saumpfad, der in schwindelnder Höhe am steilen Berghang klebt. Mehrmals verliert sie sich in zahllosen durcheinanderlaufenden Spuren, bei deren Verfolgung man die Spürnase eines Lederstrumpf und die Spitzfindigkeit eines Sherlock Holmes haben möchte. Kurzum: Es fehlt nicht an Abwechslung auf der Straße von Tirana nach Elbasan, und das ist an sich kein Unglück, denn in dieser heißen Sonne, deren Strahlen von den Steinen tausendfach zurückgeworfen werden, ist das Reisen mit dem Rucksack auf dem Rücken ein mühsames Geschäft von mörderischer Eintönigkeit.

Dicht hinter den letzten Häusern von Tirana, wo mächtige Platanen neben einem plaudernden Bach stehen, führt die Straße steil bergan, geradewegs hinein in die wilden Berge. Die Sonne war noch nicht aufgegangen, und die schroffen Bergwände standen schwärzer noch wie sonst unter dem fahlen Lichte des hereinbrechenden Tages, als ich den steilen Hang hinanstieg. Ein bedrücktes Gefühl kam über mich, das ich bei bestem Willen nicht los wurde. Alles, was ich von Räubern und Komitatschis gehört hatte, fiel mir auf einmal wieder ein, und während ich langsam weiterging, konnte ich es nicht verhindern, dass mir immer wieder der

Spruch des alten Weisen aus dem Morgenlande durch den Kopf ging:

»Was wollt' er nur in jenen Wüsteneien?«

Ja, was denn nur? Eigentlich wusste ich das selbst nicht recht. Zum wenigsten konnte ich den Trieb zu solchem Verlangen nicht in eine einigermaßen befriedigende Definition fassen. Wer keinen Tropfen Abenteurerblut in seinen Adern hat, der wird so etwas nie begreifen, und den anderen braucht man es nicht erst zu erklären.

Bei weiterem Vordringen ins Gebirge wird die Landschaft zusehends wilder, romantischer, albanischer. Doch fehlt es auch hier keineswegs an menschlichen Ansiedlungen. Neben den im ganzen Lande immer wiederkehrenden Maisfeldern sieht man Weinberge und Tabakplantagen, und im Vorübergehen gewahrt man mit Erstaunen, wie gut diese Felder gehalten sind, wie sauber das Unkraut gerodet ist, und welche Mühe und Kunst man angewendet haben mochte auf die Anlage der Bewässerungsgräben, die all' dies Leben aus dem starren Einerlei von Steinen und Dornen hervorgezaubert haben.

Von hinterwäldlicher Ungeselligkeit sind die Bewohner jener Gegend. So wie sie ihre Häuser und Hütten weit abseits voneinander haben, damit einer aus des anderen Weg ist, so gehen sie auch auf der Landstraße mürrisch aneinander vorbei, ohne sich gegenseitig einen Gruß zu bieten oder auf einen solchen zu antworten. Und es ist gut, dass sie so gearretet sind, denn wären sie mittheilsam und mitteilungs-

bedürftig, wie etwa die Italiener sind, so käme man aus der Verlegenheit nicht mehr heraus. Denn in diese Gegend verirrt sich kein anderer Laut als nur das reinste Skipetarisch. Überall entlang der albanischen Küste kann man sich bei seinen Verständigungsversuchen mit Italienisch aushelfen, das im Geschäftsleben gewissermaßen als zweite Landessprache neben dem Albanischen zirkuliert. Im Gebirge aber geht man wie ein Taubstummer durch das Land. Man muss mit Händen und Füßen reden, wenn man den Leuten etwas begreiflich machen will, und wenn sie es dann noch begreifen würden! Aber diese teilen sich offenbar in zwei Klassen. Die einen begreifen wirklich nicht, und die anderen wollen nicht begreifen.

Etwa halbwegs zwischen Tirana und Elbasan überschreitet die Straße einen hohen Bergrücken auf steilen, von wildem Geröll überschütteten Pfaden zwischen kümmerlichem Gestrüpp von Eichen und Zypressen. Wenn ich es vorher noch nicht gewusst hatte, so habe ich es dort erfahren, wie heiß die albanische Sonne brennen kann. Nicht minder aber werde ich die hellen, eiskalten Quellen vergessen, die dort allenthalben aus dem Felsen springen, und die weite Aussicht von der endlich erklimmten Berghöhe, die einem zu Gemüte führt, wie schön dieses seltsame Land doch ist, trotz allem! Weit hin schweift der Blick über Täler und Höhen, wie über eine Landkarte, hinein in die Ebene und darüber hinaus zum fernen Mittelmeer, von wo ein kühler Wind so frisch wie das Leben selbst herüber-

weht.

*»O Lust, vom Berg zu schauen  
Weit über Wald und Strom,  
Hoch über sich den blauen  
Tiefklaren Himmelsdom!«*

Am Ostabhang des Berges kommt man in einen richtigen schönen Wald mit mächtigen Eichbäumen, wie man es von Deutschland her gewohnt ist. Wieder kommt man durch ein langes Flusstal mit Mais- und Tabakfeldern. Überall in dem grünen Lande stehen große Nuss- und Olivenbäume. Wohl eine halbe Stunde lang schreitet man durch einen Wald von Olivenbäumen. Eine altmodische Türkenbrücke führt über einen Fluss mit breitem Bett und wenig Wasser. Man sieht wieder die rumpeligen, ruinenhaften Häuschen, die windschiefen Laternen, die allenthalben das Herannahen albanischer Städte verraten. Schon stehen wir mitten in der Stadt, die so lange unsere Fantasie gefangen hielt.

Elbasan!

Skutari, Tirana, Elbasan. So kann man steigern; albanisch, albanischer, am albanischsten.

Wie soll man eigentlich Elbasan beschreiben? Es gibt in unserem Gesichtskreise nichts, das damit auch nur eine entfernte Ähnlichkeit hätte. Elbasan ist ein Märchen. Oder auch eine Rumpelkammer, je nach der Auffassung. Man stelle sich vor – aber nein, das kann man sich ja gar nicht vorstellen! – einen immensen Käfig mit einigen hundert oder tau-

send Kisten, in deren jeder einer sitzt und einen Handel oder ein Handwerk betreibt. Die kleinen Häuschen sind so hoch, dass man mit der Hand bequem auf das mit roten Falzziegeln bedeckte Dach reichen kann. Gegen die Straße hat das Haus keine Wand. Es liegt da wie eine offene Kiste, in die man ungehindert hineinschauen kann bis ins Innerste der Behausung mit ihren intimsten Einzelheiten. Den Schneider sieht man auf seinem Tische, den Advokaten vor seiner Schreibmaschine, im düsteren Hintergrund sieht man die Schmiedefeuer brennen, man sieht den Bäcker am Backofen hantieren. Alles wickelt sich in vollster Öffentlichkeit ab. In den Gassen, die fast noch enger, winkliger und holperiger sind als in Skutari und Tirana, herrscht ein lebensgefährliches Gedränge. Es ist ein Kommen und Gehen von Pferden und Packeseln. Bauern gehen durch die Straße in weißen Lammfellmützen, mit Schuhen, die ein Konglomerat von Lumpen sind, und hausgemachten Kleidern aus rohen Stoffen, die wie Sackleinwand aussehen. Auf den Plätzen mit den Laufbrunnen ist alles dicht bepackt mit Säcken, neben denen die Landsleute sitzen und auf Kundschaft warten. Es ist allenthalben ein überwältigendes Angebot von Landesprodukten. Die Käufer scheinen indessen rar zu sein. Das Geschäft geht schlecht, aber niemand scheint sich etwas daraus zu machen. Nicht mit einem Wort animiert der Verkäufer. Unbeweglich sitzt er neben seiner Ware und schaut träumend vor sich hin, anscheinend völlig gleichgültig gegen die Frage, ob er am Abend mit einer vollbe-



packten Ladung oder mit einer Hand voll Napoléons nach seiner Behausung zurückkehre. Warum sollte er auch? Allah ist groß und allwissend, und unabänderlich ist das Schicksal. Noch mehr als irgendwo sonst in Albanien lebt hier ein jeder vom anderen. Das ganze Leben wickelt sich ab in einem kleinbürgerlichen Kreislauf von unendlich kleinem Radius. Der Bauer bringt seinen Mais zum Schlosser und tauscht dafür eine Kette für seine Achsen. Der Bäcker erstet sich Melonen gegen Brot, der Schneider einen Ring gegen einen Anzug, und der Schmied ein Koranbuch gegen einen Kupferkessel. Das Geld spielt keine große Rolle in diesem Kreislauf, und schon garnicht die Zeit.

Die Zeit! Sie ist hier kein Geld, kein Wertobjekt. Sie ist das billigste von allem in diesem Lande. Wie sonst könnten sie sich diese bunten Decken weben, wie sonst könnten sie die Geduld aufbringen für diese silberbesetzten Stickereien, wenn sie nicht Zeit, Zeit im Überfluss hätten?

Es gibt hier zwei Zeitrechnungen, die eine geht *alla Franca*, das ist unsere mitteleuropäische Zeit, die andere geht *alla Turca*, nach dem Monde, irgendwie. Erhaben sind sie jedoch über beide.

Und immer weiter geht der Basar. Der Tag schreitet fort, und der Abend wirft seine Schatten. Auf einem Dache steht ein Storch auf einem Bein, unbeweglich, wie ein verzauberter Kalif. Die Raben fliegen in schwarzen Schwärmen um das Minarett. Es ist alles wie ein Märchen. Da und dort sieht man noch verfallene Trümmer von Festungsmauern. Ir-

gendwo ragt über das Gerümpel der alten Stadt ein hoher Turm mit einer Uhr, die gelassen herabschaut auf Gläubige und Ungläubige. Sie geht bald *alla Turca*, und bald *alla Franca*. Was liegt daran? Es ist niemand da, der dort hinaufschaut.

## Fern vom Auto

Ochrida (Mazedonien), im Oktober.

In Elbasan ist – wie gesagt – alles anders wie anderswo. Verwirrt steht der mitteleuropäische Wanderer vor diesem fremden Leben. Vergebens schaut man sich die Augen aus nach einem Hotel, einem Restaurant oder etwas dergleichen. Man glaubt, dass von hier kein Faden führe zu der Welt, die wir die große Kulturwelt nennen. Keine Eisenbahn gibt es in diesem Lande, kein Auto verirrt sich in diese Einöde. Und doch ist man auch hier nicht auf einem anderen Stern. Als ich in meiner Ratlosigkeit an einem kleinen Kaffeehause oder dergleichen vorbeiging, gewahrte ich an den Tischen einige Herren, die hübsch manierlich *alla Franca* gekleidet waren und auch sonst einen recht mitteleuropäischen Eindruck machten. Ich trat ein und erkundigte mich, ob hier jemand Deutsch, Französisch, Englisch, Spanisch, Portugiesisch oder Italienisch spräche. Sogleich schwirrte es um mich von abendländischen Sprachen. Jedermann war voller Dienstfertigkeit. Einer überbot den anderen in Liebenswürdigkeit. Alle Geschäfte des Unterkunftsuchens usw., die mir vor wenigen Minuten noch so viel Kopfzerbrechen ver-

ursacht hatten, waren im Nu erledigt. Man lud mich zu Gast ein, man zeigte mir die Sehenswürdigkeiten, und im Augenblick sah Elbasan ganz anders aus. Denn in jenen abgelegenen Gegenden ist der fremde Reisende nicht eine Null, ein Nichts wie anderwärts. Sein Erscheinen ist vielmehr ein keineswegs alltägliches Ereignis, an dem jedermann ein Interesse nimmt.

Besonders fiel mir auf, wie ganz ausgezeichnet einige dieser Leute die deutsche Sprache beherrschten. Auch in Tirana und Skutari hatte ich schon diese Beobachtung gemacht. In den führenden Kreisen Albaniens herrscht heute eine besondere Vorliebe für deutsche Sprache und deutsches Wesen, das ihnen im Verlauf des Krieges und der Besetzung nahegebracht wurde. Gut Deutsch zu können ist hier ein Zeichen der höheren Bildung, wie es einstmals das Französische zu anderen Zeiten war. Deutsch ist gegenwärtig die wahre *Lingua Franca* des Ostens, und es gehört zum guten Ton in Albanien, dass man seine Söhne zur Erziehung und Ausbildung nach Schulen und Universitäten in Wien und Graz schickt. Die jungen Leute scheinen eine besondere Begabung für Sprachen zu haben. Schon nach einem Jahre kehren sie zurück in die Ferien und sprechen Deutsch so gut wie wir selbst mit einem echten Wiener Tonfall, und ein jeder von ihnen ist ein Fürsprecher des deutschen Wesens. Von Elbasan allein – einem Städtchen von 15000 Einwohnern – besuchen heute nicht weniger wie 70 die österreichischen Schulen.

Man sollte dies in Deutschland mehr anerkennen als man es tut. Aber wer weiß denn überhaupt etwas von diesen Dingen? Franzosen, Engländer, Amerikaner, Italiener geben jährlich gewaltige Summen aus zur Errichtung von Schulen, die der Ausbreitung ihrer Sprache und damit ihres kommerziellen und politischen Einflusses im Orient dienen. Und hier ist es die Jugend eines neuen und aufstrebenden Landes, die aus freien Stücken und auf eigene Kosten zu uns kommt. Es würde uns gut anstehen, uns ein wenig erkenntlich dafür zu zeigen, und sei es nur dadurch, dass wir nicht immer kritiklos die Märchen von Mordtaten und Revolutionen glauben, die geflissentlich ausgeheckt und verbreitet werden von denen, die beutelüstern auf der anderen Seite der Adria sitzen in Erwartung des Augenblicks, da ihnen das »Räuberland« als reife Frucht in den Schoß falle. – –

Und noch immer landeinwärts ging die lange, albanische Reise, diesmal »an Bord eines Pferdes«, wie die Seeleute sagen. Das Tier war schon etwas antiquiert, aber es war ruhig und stetig und verstand sein Geschäft, und das ist mehr wert als alle Kapriзен von feurigen Rossen, wenn der Weg an Abgründen vorbei über enge Saumpfade führt. Immer höher geht es hinauf ins Gebirge, das mit den weidenden Kühen auf grünen Bergmatten an den Allgäu erinnerte, wenn man nicht immer den fremdartigen Gestalten auf den Straßen begegnete. Hier, wie überall in Albanien, fällt einem auf, dass man kaum je eine Frau zu sehen bekommt. Albanien ist

das Land ohne Frauen. Zum wenigsten sieht man sie nicht in der Öffentlichkeit, und für den durchreisenden Fremden sind sie so gut wie nicht vorhanden. Nur ganz selten sieht man Frauen, die ihre Reize unverhüllt zur Schau tragen, und dann sind es immer zahnlose, verrunzelte, von der Last der Arbeit und der Jahre gekrümmte Gestalten, deren jede einzelne einem Maler Modell stehen könnte für das Bild einer vollendeten Hexe. Was man sonst an Frauen zu sehen bekommt, das huscht vorüber in tief verschleiertem Zustand, nach den Vorschriften des Koran, und was die jungen Mädchen anbelangt, so gibt es diese entweder gar nicht, oder es gibt irgendwo in diesem Lande einen großen Harem, wo sie alle untergebracht und eifersüchtig gehütet sind vor den Blicken eines Ungläubigen. Jedenfalls ist dies ein Land, das noch um Meilen zurück ist hinter unserer Zeit der Pudelhaare. – –

Stellenweise kommt man durch Gegenden, wo weit und breit keine Ansiedlung zu sehen ist, und man reitet stundenlang durch Wald. Es gibt in Albanien herrliche Eichenwälder, wie man sie auf der ganzen Erde nicht schöner finden kann. Diese stehen jedoch in anderen Gegenden. Mit den Wäldern dieser mazedonischen Ecke ist jedenfalls kein Staat zu machen. Nur in den Talmulden, in denen die Flüsse herunterrauschen, erheben sie sich stellenweise zu stattlicher Größe. Im übrigen ist es nur etwa mannshohes Eichengestrüpp, das wild an den Berghängen wuchert. Die Türken, als Nomaden- und Steppenvolk, waren der große Feind der Wäl-

der, die sie fast überall in Mazedonien und Albanien dem Erdboden gleich machten, aus strategischen Gründen, um sich vor Überfällen zu schützen und ein freies Schussfeld zu haben. Die Türken sind fort, aber die Verwüstung der Wälder geht lustig weiter. Keine Spur von einer geregelten Forstwirtschaft! Ein jeder macht sich im Walde zu schaffen und holt sich sein Holz, wo er es findet. Die Ochsen und Esel benutzen ihn als Weide. Die schlimmsten Feinde des albanischen Waldes sind jedoch jene langhornigen, übelriechenden Geschöpfe, die man bei einiger Fantasie als eine Abart unserer Hausziege bezeichnen kann. Die knappern mit Vorliebe an den keimenden Knospen der jungen Bäume und ersticken so jedes stärkere Wachstum.

Auf der höchsten Kammhöhe zieht sich die albanisch-serbische Grenze hin. Vor dieser Linie verweigerte der Besitzer des Pferdes jede weitere Gefolgschaft, und es blieb nichts anderes übrig, als den Rest der Reise auf Schusters Rappen zurückzulegen. Eine Weile ging ich über eine schöne, von Quellen umrauschte Bergwiese unter einem kristallhellen Hochlandhimmel. Die Vögel sangen in den Büschen, die Luft war kühl und würzig, und alles in allem war es ein Bild, das einem das Gefühl gab, als ob man über heimische Gipfel wanderte, und nicht hier in den Bergen zwischen dem wildesten Albanien und Mazedonien, wo ein Menschenleben nur niedrig im Preise steht, und Busch und Feld angeblich lebendig sein sollten vom Komitatschis und sonstigen interessanten Kavalieren. Ist man nach

vieler Mühe endlich oben auf der Grenze angelangt, so genießt man eine Aussicht, die einen reichlich entschädigt für die vorangegangenen Anstrengungen. Gegen Westen sieht man die Berge Albaniens in einem Chaos von Gipfeln, die weiß und wild in der hellen Sonne stehen. Im Osten, nach der mazedonischen Seite, liegt, tief eingebettet zwischen den Bergen, der Dchridasee, dessen weite Wasserfläche dunkelblau aus der Tiefe schimmert. Der Kommandant des albanischen Grenzhauses ist liberal in der Ausübung seiner Pflichten. Der bot mir eine Zigarette an und verabschiedete sich mit einem freundlichen Gruß. Anders ist es schon auf der serbischen Seite der Grenze. Hier ist jeder Gipfel eine kleine Festung. Auf jedem Berge grollt ein Blockhaus mit einem Wachturm, und die Posten aus der Straße lassen einen eigens dort hinaufsteigen zur Grenzkontrolle, die denn auch mit peinlichster Genauigkeit ausgeübt wird. Noch einmal, wie schon so oft auf dieser Reise, wühlen sie in meinem oft durchstöberten Rucksack. Der Pass ist ein Gegenstand ihrer allergrößten Aufmerksamkeit. Ihrer fünf oder sechs machen sich an sein Studium, wobei sie ihn umgekehrt halten, wie der Struwelpeter. Zwei geschlagene Stunden dauert die Komödie. Endlich kommen sie überein, dass alles in der Ordnung sei, und der Kommandant entlässt mich mit einem Seufzer in die goldene Freiheit. Weiter ging die Reise zwischen kahlen Bergen hinein ins mazedonische Land, ins serbische Sibirien.

Aber mit den Grenzwächtern war ich noch kei-

neswegs fertig. Alle Augenblicke tauchte einer aus dem Schatten der Felsen auf.

»Pass!«

Fünfmal wiederholte sich das in zwei Stunden. Allmählich bekam ich es mit der Wut zu tun. Nichts Lächerlicheres als der verstiegene Nationalismus und der übertriebene »Etatismus«, der sich heutzutage in manchen der österreichischen Nachfolgestaaten breit macht. Da ist Albanien schon ein anderes Land.

Und überhaupt Albanien!

In dieser Polizei- und beamtenverseuchten Atmosphäre unserer modernen Welt ist es heute wohl das einzige Land, in dem der Reisende frei und unbehindert und fern von aller staatlichen Bevormundung seine Straße ziehen kann, der einzige Zufluchtsort der wahren Freiheit, der einzige Erdenwinkel, in dem der größte aller Diebe, der Massenmörder Staat noch nicht seine Orgien feiert. Wer einmal eine interessante Sommerreise machen will – ich sage es im Ernst –, der komme nach Albanien. Er wird dort alles finden, was eine wissbegierige, schönheitslüsterne Seele zu schauen begehrt: eine romantische Natur, ein interessantes Volk, eine alte Kultur, schon halb umnebelt von den Schauern der Geschichte.

»Aber die Räuber« – höre ich sagen.

Nun wohl: Es gibt keine Räuber in Albanien. Wo sollten sie auch herkommen? Wo keine Gendarmen sind, kann's auch keine Räuber geben. Wochenlang habe ich nun das Land durchstreift, zu Fuß, zu



Pferde nach allen Richtungen, ohne auch nur so viel als einen Spazierstock als Waffe. Zu jeder Tagesstunde bin ich über einsame Straßen gegangen, ich habe in abgelegenen Hütten beim Feuer im Walde genächtigt. Ich habe Menschen gesehen, die unheimlich aussahen und unheimlich taten, aber Räuber nicht. Höchstens einige unternehmende Kavalieri, die gelegentlich wohl nicht davor zurückschrecken würden, einen des Weges kommenden reichen Türken um einige Napoleons zu erleichtern. Aber auch die nehmen es nur denen ab, die etwas haben.

## Saloniki

Saloniki, Anfang November.

Auch in Monastir war es nicht anders wie an anderen Plätzen im Lande Mazedonien. Die Polizei konfiszierte den Pass, und es stand ganz im Belieben des betreffenden Paschas – bzw. Polizeikommissars –, wann man ihn mir wieder zustellen würde. So wanderte ich einige Tage ruhelos durch alle Gassen und über alle Hügel, »das Land der Griechen mit der Seele suchend«, ohne mir einen Vers machen zu können auf die selbst in diesem Lande ungewöhnlich lange Verzögerung in der Erledigung meiner Angelegenheit, bis mir ein landeskundiger Herr die genaueste Auskunft gab. »Der hiesige Polizeikommissar,« sagte er, »ist ein Anhänger der Paschitschpartei und wird abgebaut bis zum 1. Oktober, weil dann die neue Regierung ans Ruder

kommt. Wer kann es ihm dann verdenken, wenn er es sich inzwischen leicht macht mit der Arbeit. Der neue Kommissar von der Davidovitschpartei tritt seinen Dienst erst zu Anfang des Monats an. Wer also soll inzwischen das Ding unterschreiben?«

Lange genug war ich inzwischen schon im Balkan gewesen, um solche Logik einleuchtend zu finden, und ich hatte mich schon auf einen recht ausgedehnten Aufenthalt gefasst gemacht, als mir ganz unerwartet ein kleiner, zerlumpter Junge das Dokument eigenhändig im Gasthaus überreichte. Wieso er dazu gekommen, weiß ich nicht. Jedenfalls hatte ich hier Pass und griechisches Visum. Ich rannte förmlich nach dem Bahnhof, wo eben der einmal täglich verkehrende Zug nach Saloniki fällig war.

Er ist nicht eben ein Schnellzug, denn er braucht geschlagene zwölf Stunden für die kaum zweihundert Kilometer lange Strecke. Und er ist auch nicht das letzte Werk der Eleganz. Es sind ehemalige deutsche D-Zug-Wagen, die wir ihnen wohl liefern mussten auf Reparationskonto. Revolutionär und abenteuerlich sehen sie aus, wie man sie bei uns einmal gesehen hatte im Jahre des Heils 1919. Schmutzig und verwahrlost ist alles. Die Fenster sind zerbrochen, die Wände beschmiert, die Sitze herausgeschnitten.

Eine Weile verlief die Reise ganz leidlich, langsam keuchte der Zug durch das kahle Land, wo da und dort Ruinen standen und immer wieder Felder von weißen Kreuzen an die Ernte erinnerten, die noch vor kurzem der Tod hier gehalten hatte. Das

grellle Sonnenlicht ermüdete das Auge, und da fast kein Mensch im Wagen war, legte ich mich längs auf die Bank und wäre beinahe eingeschlafen.

In Florina wurde es anders. Der Zug war noch nicht recht in den Bahnhof eingelaufen, als er nach allen Regeln der Kunst überfallen wurde von einer Horde Militär, griechischen Soldaten in englischen und amerikanischen Uniformen, andere in den landesüblichen kurzen Röckchen und den kühn geschwungenen, mit einer Quaste gekrönten Schnabelschuhen, die sich ausnehmen wie eine venezianische Gondel. Aber alle mehr oder minder verlottert und recht unmilitärisch. Desto schneidiger kamen die Offiziere daher in ihren französischen Uniformen. Parfümiert, manikürt und totscheck, als ob sie eben erst aus Monsieur Poirerts Werkstatt kämen, Reitpeitsche in der Hand, wie ihre Vorbilder im besetzten Gebiete. Immer mehr Soldaten kamen von draußen hereingedrängt, und bis die Pass- und Zollkontrolle fertig war und der Zug endlich weiterrollte zwischen den kahlen Bergen von Neugriechenland, war er nur noch ein einziger Klumpen von kümmerlicher Menschlichkeit. Sie drängten sich auf den Sitzen, sie lagen am Boden und in den Gepäcknetzen, sie standen wie die Mauern in den Gängen, ganz so, wie man es bei uns zeitweilig gewohnt war aus vergangenen Kriegs- und Revolutionsjahren. –

Ist es nun Krieg, Friede oder Revolution in diesem Lande? Wenn es Friede ist, so ist es jedenfalls eine recht seltene Abart dieses Begriffs. Die mazedonische Abart, die man schon auf serbischem Ge-

biete kennen lernte. Ein Blick in das weite Land zeigt einem Gräber und Ruinen, Feldlager und Wachposten. Um jedes Bahnwärterhaus ist ein Schützengraben hinter undurchdringlichem Drahtverhau. Beim Vorüberfahren des Zuges treten die Posten ins Gewehr und präsentieren. Bei jeder kleinen Brücke oder Überführung sind doppelte Gräben und doppelte Drahtverhaue. – Seltsamer mazedonischer Friede! Aber so ist es hier überall; der ganze Balkan ist stachelig mit Stacheldraht und mehr als je noch kochend und zischend von jahrhundertalten Blutrachen, von unterdrückten Freiheiten, von widerstreitenden Interessen, die ungeschickte Hände zusammengerührt haben in der Hexenküche von Versailles. –

Man sagt, dass die Griechen sehr sangesfreudige Menschen sind. Diese im Zug von Monastir nach Saloniki waren es jedenfalls im allerhöchsten Maße. So wie sie da saßen, standen und lagen, sangen sie alle, und da jeder etwas anderes sang, gab es eine schaurige Kakophonie, die einem geradeswegs auf die Nerven ging. Zumeist waren es Lieder ohne Worte, eine Art Tonleiter, die hinausgeschmettert wurde mit einer Stimmgewalt, die eines Caruso<sup>1</sup> würdig gewesen wäre. Und da jeder sich auf einer anderen Stufe der Tonleiter befand, kann man sich ungefähr einen Begriff machen von diesem Aufruhr der Töne. Zwischendurch gerieten sie miteinander in Streit, den sie ausfochten nach der Art ihrer homerischen Vorfahren, mit grausamen Flüchen und

Verwünschungen, und kurzum: es war wie in einem Affenkäfig. An diese Reise von Monastir nach Saloniki werde ich immer denken, und wenn ich so alt werde wie Methusalem.

Es war schon dunkel geworden, als wir das Bergland hinter uns gelassen hatten und durch die flache Tiefebene, die in mancher Hinsicht an die römische Kampagna erinnert, dem als heller Lichtschein über dem Horizont auftauchenden Saloniki entgegeneilten. Es dürfte auf dieser Erde wenige Plätze geben, auf die sich in diesen Jahren so viele Flüche und Verwünschungen gehäuft haben, die so viele Tränen in aller Herren Länder verursacht hat, wie diese Ebene. Drei Jahre lang ist sie ein Moloch gewesen, ein Massengrab für die dort stehenden alliierten Armeen. Mehr als hunderttausend haben hier ihr Leben gelassen. Und wohl sieht sie dennoch aus im unsicheren Licht der hereinbrechenden Nacht. Das schwarze Schilf rauscht düster im Abendwind. Ein schwerer Modergeruch liegt in der Luft. Es riecht nach Fieber. Wie sicher muss der Tod gewesen sein für einen, der hier im dumpfen Schützengraben hauste! Es war wohl kein schlechter Gedanke der deutschen Heeresleitung, dass sie Halt auf den Hügeln machte und die Herren Alliierten und Assoziierten in dem moskitobrütenden Hexenkessel schmoren ließ.

Saloniki selbst war eine Enttäuschung. Saloniki! Der Name klingt nach Palästen und Moscheen, nach blauem Himmel und südlichen Winden, nach nicken den Palmen und orientalischem Plunder. Statt des-

sen – was sieht man? Einen Schutt- und Trümmerhaufen, der sich über die vom Meere aufsteigenden Hügel hinzieht, eine Wüste von Blech- und Bretterbuden zwischen Kehrichthaufen, auf denen die weggeworfenen Konservenbüchsen in der grellen Sonne blinken. Der Staub liegt dick in den Straßen. Ein scharfer Geruch von Kalk und Mörtel liegt in der Luft. Nur einmal in meinem Leben habe ich etwas Ähnliches gesehen, und das war in San Francisco, kurz nach dem großen Feuer. Auch hier war ein großer Brand die Ursache des Übels. Über die Entstehung dieses Brandes ist man sich bis heute noch nicht im klaren. Tatsache ist, dass er in mehreren Stadtteilen zugleich aufflammte und dass die damals – 1920 – hier stehende französische Besatzungsarmee das Menschenmögliche tat, um eine systematische Bekämpfung des Feuers zu verhindern. Es gab und gibt eben zu viel Konstantinisten in Saloniki. Böse Zungen wollen wissen, dass das Feuer auf Befehl des Kommandanten angelegt worden wäre, um Entschädigungsforderungen für Requisiten und allerlei Unterschleife nach Abzug der Truppen für immer unmöglich zu machen.

Wie es auch immer kam, es hat gründliche Arbeit getan. Das alte Saloniki ist auf weite Strecken buchstäblich dem Erdboden gleichgemacht. Man weiß heute noch nicht, ob zum Glück oder Unglück der Stadt. Der nimmermüde Unternehmungsgeist der Griechen lässt sich so schnell nicht unterkriegen. Überall herrscht eine ungeheure Bautätigkeit. Schnell wächst eine neue Stadt aus den Trümmern,

die größer, stolzer, moderner, aber sicher nicht so bunt und vielgestaltig, so orientalisch farbenfreudig wie die alte sein wird. Wenn nicht alles trügt, so wird sie binnen kurzem das Erbe des alten Byzanz antreten. Mag man sich zum neugriechischen Volke stellen wie man will, niemand kann leugnen, dass dieses allein das belebende und unternehmende Element in allen orientalischen Städten, zumal auch in Anatolien und Konstantinopel gewesen ist. Von dort hat man es nun mit Sack und Pack hinausgeworfen.

Viele haben das Wetter kommen sehen und ihren großen Reichtum beizeiten aus Smyrna und Konstantinopel nach Saloniki gerettet. Und mit ihm das ganze Gewicht ihrer geschäftlichen Beziehungen und ihrer kaufmännischen Gerissenheit. Geht man zwischen den Blech- und Bretterbuden der staubigen Straßen, so sieht man, wie es hier trotz Tod und Verderben doch überall funkelt von Reichtum. Fast vor jedem Hause ist eine Wechselstube, und in jeder von diesen glitzert es von Gold und Silber. Wie sie es fertiggebracht haben, diese Schätze über alle Klippen der drakonischen Kriegsverordnungen hinüberzuretten, ist nicht recht verständlich. Aber da liegen sie nun verlockend vor unseren europäischen Augen, die an so etwas nicht mehr gewöhnt sind: große, runde Reichstaler neben uralten byzantinischen Goldmünzen, funkelnde Zwanzigdollarstücke, türkische Pfunde, Zwanzigmarkstücke, die sich zu Bergen bauen. An allen Ecken stehen diese fliegenden Miniaturbankiers und handeln mit Gold und Silber und fremden Banknoten, wie ander-

wärts mit Eiscrème und Limonade, mit billigen Kämmen und Taschenspiegeln. Es ist, als ob alles Metall der Erde untergetaucht wäre, um sich hier wieder ein Stelldichein zu geben.

Und woher sie es haben?

Woher? Kenne sich einer aus in der unergründlichen Verschlagenheit eines geldwechselnden Levantiners!

## Armes Albanien

(Ein Nachwort, Ende Dezember 1924)

Wieder einmal gärt es in dem interessanten Lande Albanien, wo die Revolutionen so häufig sind wie bei uns die Reichstagswahlen. Verständnislos steht der Zeitungsleser diesen Vorgängen gegenüber. Er liest von Dingen, die für ihn nur Namen ohne Bedeutung sind, und kommt endlich zu dem Schluss, dass es eben Albanien ist, wo Unruhen und Revolutionen zur Umwelt gehören wie das Amen zur Predigt. Nur wenige sind sich der Tatsache bewusst, dass es sich hier um ein *hohes* Spiel handelt auf dem *Schachbrett der großen Politik*.

Albanien ist heute in Europa noch das einzige Landgebiet ohne feste staatsrechtliche Bindung in unserem Sinne; eine Art Niemandsland, das dem Zugriff begehrrlicher Nachbarn *scheinbar* willenlos ausgesetzt ist. In dieser Beziehung gleicht es einer anderen Gegend, die viel genannt wurde in der Tagespresse: das Land der Rifkabylen an der nordafrikanischen Küste. Hier wie dort ist die eigentliche Staats-



autorität aufs äußerste beschränkt durch die Macht der Beis, die – jeder für sich – praktisch eine Art Souveränität ausüben als Häupter ihrer Stämme. Scheinbar unauslöschlich ist diese Verfassung eingeprägt in die Anschauungen des Volkes. Sie hat standgehalten auch angesichts der jahrhundertelangen Gewaltherrschaft der Türken, die zuletzt den unbändigen Freiheitsdrang des Landes nur dadurch im Zaum zu halten verstanden, dass sie die albanischen Beis und Paschas durch hohe Stellungen im Heere und in der Verwaltung für die Angelegenheiten des ganzen Reiches interessierten.

Seitdem nun der Friede von 1912 dem Lande eine unerwartete und von den Massen des Volkes im Grunde nie gesuchte »Unabhängigkeit« in den Schoß warf, ist man in gewissen Kreisen nicht müde geworden, das vielgeplagte Land nun auch mit einer »modernen« Verfassung von irgendeiner Sorte zu beglücken. Die Affäre des Prinzen Wied ist vorübergegangen, ohne eine Spur zu hinterlassen, es seien denn die Trümmer des zerschossenen Königspalastes in Durazzo als trauriges Zeugnis der kurzlebigen Königsherrschaft.

Wenn man wenigstens aus diesem Schicksal eine Lehre gezogen hätte! Weit davon entfernt, wurde nun das Land erst recht ein Tummelplatz politischer Homöopathen und nationalökonomischer Quacksalber. Nachdem der König verspielt hatte, versuchte man es mit einer republikanischen Verfassung mit Parlament und allem Zubehör. Auch diese Herrlichkeit war nur von kurzer Dauer. Der vorüber-

gehend an die Wand gedrückten Partei der Beis entstand ein Führer in dem jungen, tatkräftigen Ahmed Bei Zago, der in schnellem Siegeszug die Macht an sich riss, die er und seine Partei, abgesehen von einigen demokratischen Scheinkonzessionen, nach altgewohntem Muster ausübten. Eine neue Revolution brachte die demokratisch-parlamentarische, besser gesagt, die Advokatenpartei, abermals ans Ruder, allerdings nicht ohne Unterstützung der klerikalen, griechisch-katholischen Kreise, deren Führer, der Pope Fan Roli, nunmehr auch zur obersten Würde des Ministerpräsidenten gelangte. Seine Herrschaft war anscheinend nur kurz, denn wenn man den neuesten Berichten glauben darf, sitzt inzwischen schon wieder die Partei des Beis an den Pfründen in Tirana.

Was hat es nun auf sich mit diesem politischen Schaukelspiel?

Hier muss man bedenken, dass im Orient die Religion eine größere Rolle spielt und breitere Gräben zwischen Mensch und Mensch zu ziehen pflegt als z.B. die der Rasse im westlichen Europa. Und gerade in religiöser Hinsicht ist das albanische Volk hoffnungslos gespalten. Der weitaus größte Teil ist zwar mohammedanisch, aber daneben gibt es Landstriche mit vorwiegend griechisch oder römisch-katholischer Bevölkerung, von denen keiner dem anderen über den Weg traut. Das ist nun der Punkt, wo die Intrigue fremdländischer Agenten einsetzt. Italien und Jugoslawien sind die beiden lachenden Erben, die schon seit Jahren mit wachsender Unge-

duld nach der Beute schielen, und es ist zwischen ihnen nur die Frage, wer einmal das größere Stück des albanischen Kuchens bekomme. Ein italienischer Lire ist heute nicht viel wert und ein serbischer Dinar noch viel weniger. Trotzdem leisten beide gute Arbeit auf albanischem Gebiete. Große, mit allen modernen Waffen wohl ausgerüstete Komitatschibanden werden in aller Ruhe und Sicherheit auf serbischem Gebiet ausgerüstet und bei passender Gelegenheit zusammen mit einheimischen Revolutionären über die Grenze geschoben. Genau so kamen einst die berüchtigten amerikanischen Flibustierexpeditionen bei Nacht und Nebel über die Key-Weststraße und lieferten schließlich der ach, so friedfertigen Regierung der Vereinigten Staaten den Vorwand zur Vertreibung der Spanier aus Cuba. Es ist demgegenüber reine Stimmungsmache, wenn serbische Nachrichtenbüros dauernd von albanischen Grenzüberfällen oder gar von einer Bedrohung Mazedoniens von seiten Albaniens zu berichten wissen. Bei den schlechten Finanzen Albaniens ist die Unterhaltung eines stehenden Heeres fast eine Unmöglichkeit. Ich selbst bin auf meiner Reise von Albanien nach Mazedonien auf albanischem Gebiet kaum einem Grenzünter, geschweige denn einem Soldaten begegnet, wührend auf serbischer Seite alle Berggipfel befestigt waren mit Blockhäusern, hinter denen die regulären Truppen in Feldlagern hausten, bereit zum kommenden Überfall.

Eine womöglich noch größere Gefahr droht dem geplagten Lande von seinem westlichen Nachbarn

überm Meer, der begehrt nach diesem Schlüssel zum »Mare nostro« schießt. Eine intensiv betriebene »*pénétration pacifique*« ist im Gange. Nun wartet man nur noch auf Unruhen, die man alsdann genügend aufbauscht, um endlich – womöglich mit einem Mandat des Völkerbundes – einzumarschieren »zur Wiederherstellung der Ordnung«. Der erste italienische Untertan, der sein Leben lassen müsste auf diesem Boden, wäre ein Mortimer, der sehr gelegen gestorben wäre für die Zwecke Mussolinis!

Bisher war es die gegenseitige Eifersucht, die beide Reflektanten von einem Verschlucken der Beute abgehalten hat. Wenn aber nicht alle Zeichen trügen, so ist man inzwischen zu einer Einigung gelangt zwischen Rom und Belgrad. Serbien, das ohnehin schon im ehemaligen Vilajet Kossowo Hunderttausende von Albanern gegen alles Menschenrecht in schmachvoller Unterdrückung hält, wird nun bald noch ein weiteres Stück an sich reißen, Italien wird auch nicht zu kurz kommen, und das alles wird geschehen mit Zustimmung und unter dem Segen des Völkerbundes, der bekanntlich gegründet wurde »zum Schutze der kleinen Nationen«. –

---

1. Enrico Caruso (1873–1921), sehr berühmter italienischer Opernsänger. <<<

## Südsee – Ostasien – Sowjetrussland|(August bis November 1928)

### »Aloha«, »Lei« und ein königliches Hotel

Honolulu, im August

Ein bedeutender Posten im Haushalt des hawaiischen Volkes ist die Fremdenindustrie. Es ist eine blühende, gut organisierte Industrie, und man muss ihnen nachsagen, dass sie verstehen, wie man so etwas macht. Schon während der ganzen Überfahrt von Samoa<sup>1</sup> waren wir gefüttert und überfüttert worden mit smaragdgrünen Inseln, silbernen Monden, opalblauen Seen und was sonst noch zum Klischee der Reklamezeitung einer Südseeinsel gehört. Nun fuhren wir beim Morgengrauen in den Hafen von Honolulu ein, und siehe, es war alles wie auf den Reklamebildern: Blauer Himmel, blaue See, umrahmt von dunkelgrünen Bergen. Nur der mächtige Mount-Tantalus hüllte verdrießlich sein Haupt in Wolken, als ob die Morgensonne seine Augen blendete. Braune Kanakajungen, glatt wie Aale, sprangen vom Kai ins Wasser und tauchten nach zugeworfenen Geldstücken, die sie mit nie fehlender Sicherheit zwischen den weißen Zähnen ans Tageslicht beförderten.

Anderwärts, z. B. in Teneriffa, sieht man das auch, aber hier tauchen sie nach Dollars wie dort

nach Pennies, und es ist nicht eben ein »Aloha«, das sie einem zurufen, wenn man ihnen ein Zehncentstück oder einen Vierteldollar zuwirft.

»Aloha!« auf Deutsch etwa »Grüß Gott«! das ist die große Parole in Hawai, das Wort, das einen verfolgt auf allen Wegen. Über dem Kai steht der mächtige Alohaturm, zu dessen Füßen uns ein Chor von wirklich recht hübschen Kanakamädchen mir ihren Ukulales (Stahlgitarren) begrüßt:

»Aloha! Aloha!«

So weit, so gut. Aber dann kommt etwas Schreckliches: Während man eben über das Fallreep geht, den Kopf voll von tausend Geschäften, da hängen sie einem einen Kranz um den Hals, der einen ausschauen macht wie einen prämierten Pfingstochsen, einen wunderschönen Kranz aus wilden Ingwerblüten, deren Duft berauschend in die Nase steigt. So etwas nennt man einen »Lei«. Das ist polynesishe Art, die mit zum Zauber der Südsee gehört. Aber in Hawai hat man den Eindruck, dass sie hier, gemäß der ungestümen Yankeeart, ein gutes Ding zu Tode hetzen.

Ja, es ist rührend, wie diese mit keinerlei Tradition belasteten Menschen sich doch daran klammern und wie bärenhaft sie sich dabei anstellen! Der Gebrauch, Missbrauch und Verbrauch von Leis in Honolulu ist ungeheuer. Man sieht sie bei Kindtaufen, Todesfällen, Hochzeiten, Scheidungsprozessen, oder wenn einer Geburtstag hat oder zum Zahnarzt geht und wieder herauskommt. Der Musiker trägt sie auf dem Podium, der Prediger auf der

Kanzel, der Kandidat in der Wahlversammlung. Leis überall.

Aloha!

Wir bemerkten sogar einen um den Hals des Schaffners der Straßenbahn, die uns hinaus nach dem Strand von Waikiki führte.

Waikiki! Es ist etwas in dem Namen, das zu viel ist für unsere gut bürgerliche Ängstlichkeit, ein Klang, der noch über den von Miami und Florida geht. Waikiki, der »Spielplatz der Millionäre«, mit Extravaganzen, von denen man sich abends beim Lampenlichte auf den Farmen in Missouri Dinge zu- raunt – Dinge!

Und doch ist es nur ein Strand wie alle anderen, an dem Männlein und Weiblein, ganz so wie anderswo, im Sande liegen und sich in der Sonne backen lassen; ein Wannsee in Hawai. Freilich ist das Meer ganz wunderbar schön, durchglüht von Farben, die vom tiefsten Indigoblau bis zum leuchtenden Hellgrün einer chinesischen Vase wechseln. Da ist die weißschäumende Brandung über den Korallenriffen, und da kommen schon die berühmten Brandungsreiter. Schlank und sehnig, braun gebrannt, kommen sie aufrecht stehend, pfeilschnell dahergesaust, hinter sich die schäumende Bahn des aufgeregten Wassers. Könige des Meeres, Kaiser der Brandung! Es ist ein vollendetes Bild voll Schönheit und Kraft.

Aber es ist erstaunlich, was die Sehnsucht nach der schlanken Linie alles fertigbringt! Was einst nur sehnige Kanakajungens wagten, das tun heute

schon die fettesten Börsenjobber. Weniger schön, weniger elegant, aber sie tun es, wenn auch mit Klauen und Zähnen angeklammert, mit dem Bauche auf dem Brandungsboot liegend.

Dicht am Strande erhebt sich das Königlich Hawaische Hotel. So musste es heißen, denn wenn schon die Millionen nicht ausreichten, um einen richtiggehenden europäischen Prinzgemahl für die Tochter zu ergattern, so ist das zweitbeste, dass man wenigstens in einem Königlichen Hotel abstieg. – Und es ist königlich! Ein Traum, ein Märchen, ein Kapitel aus Tausend und einer Nacht, bewacht von königlich uniformierten Zerberussen, die die bürgerliche Profanität drei Schritt vom Leibe halten. Ah, in solchem Hotel möchte ich einmal wohnen, nur drei Tage lang, und wenn es nur um die Sensation der Hotelrechnung wäre! Von solchem Hotelfenster möchte ich einmal herabschauen in den exquisiten Garten, wo unter hohen Kokospalmen die Springbrunnen plätschern und flammend rote Blumen wie Feuergarben über den Sandwegen leuchten. In solcher Hotellaube möchte ich im Klubsessel sitzen und träumend auf den kühlen, getäfelten Fußboden und in die Palmen schauen, unter denen die erlesensten Kanarienvögel singen. Von dieser Terrasse möchte ich nachts aufs weite Meer hinausblicken, wo der Mond seine Silberstraße zieht, derweilen der süße Abendwind den leisen Singsang der Hula-Hula-Mädchen herüberträgt. Und dann wäre man dem Himmel wohl so nahe, wie das hienieden jemals möglich ist für viele Dollars.



Aber es ist ein amerikanischer Himmel mit Lift und Staubsauger und Movies und *beauty parlours*, ein Babel von Eiswasser und Kaugummi; nicht ganz ein Himmel nach unserem kontinentalen Geschmack, ein Märchenland besonderer Sorte, in dem man versucht wäre mit dem Dichter auszurufen:

*»Ich kann den Himmel hier mit Händen greifen  
Und möchte doch lieber auf der Erde sein!«*

Man muss es indes der Kurverwaltung hoch anrechnen, dass sie bemüht ist, auch, abgesehen vom Meere, den Brandungsreitern und den Hula-Hula--Mädchen, den Gästen noch andere Attraktionen vorzuführen. So durften unsere Augen neulich *»the smartest boy of the world«* schauen. In heißem Wettstreit hat man ihn ausgewählt unter fünfunddreißigtausend Gymnasiasten und ihm die Krone als smartestem Boy von Amerika überreicht. Und da bekanntlich in Amerika die smartesten Menschen wohnen, ist er selbstverständlich der smarteste Boy der Welt, eine Qualifikation, auf die er nun herumreist und viele Dollars macht. Gestern sahen wir ihn uns an in einer Wahlversammlung, wo er zugunsten der Wiederwahl des Bürgermeisters sprach. Ein schlimmerer Schwadronneur ist uns noch nie vorgekommen, selbst nicht in diesem Jahrhundert des Kindes.

Aber mit was sonst will man die Volksseele zum Kochen bringen in diesem knochentrockenen Honolulu, wo man bei 40 Grad im Schatten ein Glas Bier nur für teures Geld in den verschwiegenen Höhlen

der »Bootlegger« und »Mondscheiner« bekommen kann. Freilich ist da das Wurzelbier (*it's a kick in every glass!*), das der freie Amerikaner auch öffentlich trinken darf. Es sieht aus wie Bier, es schmeckt beinahe wie Bier, und wenn man's dann drunten hat, so merkt man erst, dass es eine niederträchtige Vorspiegelung falscher Tatsachen war.

Seither sympathisiere ich auch mit jener alten englischen Lady, die da neulich an Bord des Dampfers aus ihrem Herzen keine Mördergrube machte:

»Eiswasser und Kaugummi, *Powder-puffs* und *Beautybox*. Das kommt daher nicht wie Menschen, sondern wie *Mowiestars*. Und nun kommen sie in hellen Haufen übers große Wasser, damit sie unsern Töchtern, den lieben Dingern, auch noch die Flausen in den Kopf setzen. Ich kann's dem Kolumbus nie vergessen, dass er sie je entdeckt hat!«

## Farbige Amerikaner

Honolulu, im August

»Paradies des Pazifik« nennt der Amerikaner seine Hawaiiinseln. Und in der Tat wäre man versucht, zu glauben, sie hätten diesmal den Mund nicht zu voll genommen, wenn man an einem lauen Abend durch die vornehmen Vorstädte von Honolulu geht, dort im *Manoatale*, wo der Mensch erst beim Millionär anfängt, wo alles still und vornehm ist und nur die Farben zum Himmel schreien. Farben der Hibiscusblumen, die blutrot über den Hecken liegen, der violetten *Bougainville* und so vieler

anderer, für die unsere Botanik nicht ausreicht. Ein Duft von Ingwer und Jasmin liegt schwer in der Luft. Es ist eine Atmosphäre von glattgeschorenem Rasen, träumenden Limousinen und koketten Portierhäusern, vor denen gähmend die Gärtner stehen. Hier merkt man nichts von dem gräulich-langweiligen, englischkolonialen *Bungalow*, der einen heutzutage über die ganze Erde verfolgt und der neuerdings sogar in den Grunewald einzudringen beginnt. Es sind alles schöne weiße Landhäuser im soliden alten Neuenglandstil, meist mit einer Terrasse, bei deren Anblick man nicht umhin kann, zu denken, wie göttlich es sich wohl dort oben wohnen ließe und wie schön es sein müsste, mit dem schwindenden Tageslicht hinauszublicken auf das weite Meer und die Sonne, die im Abendrot erstirbt.

–

Aber die Terrassen und Landhäuser, die Gärten und Automobile sind nicht das einzige, was hier auffällt. Honolulu hat noch ein anderes Gesicht. – Weniger schön, weniger gepflegt, aber interessant. Wer Länder und Völker am Pazifik studieren will, der braucht sich eigentlich nicht weiter zu bemühen. Er findet alles in Honolulu aus erster Hand. – Ja, dieses ist des lieben Gottes Menschentiergarten in seiner vollsten Besetzung! Nirgendwo sonst, vielleicht abgesehen von den Fidschiinseln, findet man solches Chaos der Rassen. Aber es ist ein Superfidschi. Jeder dritte Mensch auf der Straße ist ein Problem für den Rasseforscher, ein unlösbares Problem in vielen Fällen. Da trifft man Leute, die einen aus braunem

Kanakengesicht mit Chinesenaugen anblicken, da sieht man blondhaarige Chinesen und Weiße, die doch irgendwie chinesisch ausschauen. Und malaiische Kanaken und kanakische Japaner und was sonst sich noch so fröhlich und gefährlich gemischt hat auf diesem »Kreuzweg des Pazifik«. Der Geruch des Orients liegt in den Gassen, und der Osten schaut aus allen Buden. Chinesische Inschriften stehen verworren an den Hauswänden. Wong Lu, der Barbier, hält nach Kundschaft Ausguck, Yamayaschi, der Optiker, blickt müde durch seine Brillengläser. Und immer wieder stößt man auf das farbige Schild: *Chop Sui*.

Wer hätte je die Wunder und Wunderlichkeiten eines *Shop-Sui*-Hauses erschöpfend geschildert! Und wer vermöchte es je? Man muss sie erlebt, gesehen und vor allem *gerochen* haben. In der Halle am Eingang ist ein Büfett aufgebaut mit den köstlichen Gerichten, die ein chinesisches Herz höher schlagen machen. Chinesisches Gebäck, Pasteten, die trocken und sandig ausschauen, und sonstige Dinge, von denen der weiße Teufel auf den ersten Blick nicht zu sagen vermag, ob sie essbar sind oder nur zum Hausrat gehören. Droben im Speisesaal ist es ein großes Geklapper von Stäbchen, ein Klingen von echtem chinesischem Porzellan. Man schaut ein wenig hinaus zu den schönen Lampen an der Decke und den wunderlichen Bildern an den Wänden. Dann bringt ein lächelnder Himmelssohn die Speisekarte, in die wir uns staunend vertiefen.

Lop Chong – chinesische Wurst. Schuen Ji Giok –

süße Schweinsfüße. *Schuen Fa Kuen* – gehackter Fisch mit Erdnüssen. *Schin Lin Og Gung* – Entensuppe mit Lotussamen. *Schiu Berk Gup* – gebratener Tintenfisch. *Hei Jung Ji Chi* – gehacktes Huhn mit Haifischflossen und Bambusknospen. *Hai Jung Jin War* – Krabben mit Vogelnestern.

Ferner gibt es noch Reis mit Regenwürmern, Enten mit Bambusknospen, Krebse mit Kürbissamen usw.

Da hat man nun die Wahl und die Qual. – Ah, aber die Karte allein schon ist eine Delikatesse, ein Märchen aus anderen Welten! Chinesischer Tee aus chinesischen Tassen – darüber kann man Zeit und Stunde vergessen in einem *Shop-Sui*-Hause. Die Nacht liegt schon in den Gassen, aber das Geschäft geht weiter wie gewöhnlich. Alle Läden sind weit offen. Es hastet und hämmert hier wie am hellen Tage. Denn diese Welt kennt kein Weekend und keine Polizeistunde. Wilde, verworrene Welt! Eben schaute sie noch aus chinesischen Augen, in der nächsten Gasse aus japanischen oder aus philippinischen oder hawaischen oder allen zusammen. Alles Ansässige im Lande, meist schon hier geboren, abgerichtet in amerikanischen Schulen, farbige Amerikaner, die sich auch als solche fühlen.

Oder doch nicht?

Ost bleibt Ost, und West bleibt West. Es gibt keine Brücke zwischen den beiden. Ein Chinese bleibt ein Chinese, wenn man ihn auch mit noch so viel Firnis europäischer Höflichkeit übertünchte. Und ein Japaner bleibt ein Japaner, und das ist das

Problem Hawais. Sehr viel Tinte ist darüber geflossen. Wer über diese Inseln schreibt, der kommt früher oder später auf das drohende Gespenst der japanischen Gefahr zu sprechen. In allen Farben hat man es an die Wand gemalt. Und doch ist solche Furcht nicht recht verständlich. Warum sollten sie etwas erobern wollen, was sie bereits besitzen? Wenn heute eine japanische Flotte auf der Reede erschien, um die Stadt Honolulu zu beschießen, so würde sie nur das Eigentum ihrer eigenen Volksgenossen zerstören, und selbst bei einem erfolgreichen Ausgang des Unternehmens würde das Gesicht Honolulus nicht viel japanischer ausschauen, als das heute schon der Fall ist.

Der in Hawai geborene Japaner pflegt zwar jedem Fremdling europäischer Rasse zu versichern, dass er Amerikaner sei und sich allein als solcher fühle. Doch das ist weiter nichts als eine orientalische Höflichkeitsphrase nach dem Rezept des persischen Sprichworts: »Lieber eine angenehme Lüge, als eine unangenehme Wahrheit«. Schon seit vielen Jahren ist die Grenze gesperrt gegen Einwanderer aus dem fernen Osten, aber man hat hier den Brunnen zugedeckt, nachdem das Kind hineingefallen war. Es ist eine »*pénétration pacifique*«, gegen die alle Mittel der Gewalt versagen. Hand in Hand damit geht die Ausbreitung auf wirtschaftlichem Gebiete. Die goldenen Zeiten der europäischen Zuckerkönige sind endgültig vorüber. Der steigende Arbeitslohn liegt wie eine Hypothek auf den großen Plantagen, während der kleine japanische und chine-

sische Ansiedler mit eigenen, d. h. unbezahlten Arbeitskräften wirtschaftet. So dreht sich alles in einem böartigen Kreise. Zuerst sperrt man die Grenzen, um eine Überflutung des Landes mit Ostasianten zu verhindern. Dadurch schafft man Knappheit an Arbeitskräften, Lohnerhöhungen und fördert schließlich nur das wirtschaftliche Aufblühen derer, die man bekämpfen wollte. Und eben erst, wo die Kinder der Einwanderer als amerikanische Bürger ins wahlfähige Alter hineinzuwachsen beginnen, fängt man an zu merken, dass diese Frage auch eine politische Seite hat. Hawaii ist keine amerikanische Kolonie, sondern ein integrierender Bestandteil der Vereinigten Staaten und wurde bisher als Bundesterritorium verwaltet. Über kurz oder lang kommt aber der Tag, wo es als neuer Stern im Banner einen Staat darstellen wird; einen Staat mit allen sehr weitgehenden Selbstverwaltungsrechten der amerikanischen Bundesstaaten, einen amerikanischen japanischer Nation. Ein gewisses Gegengewicht gegen diese japanische Übermacht verspricht in den letzten Jahren durch die Einwanderung der Philippinos geschaffen zu werden. Sie stellen rein zahlenmäßig bereits eine Macht dar, aber wirtschaftlich sind sie eine *quantité négligeable*, eine Masse von armen Teufeln, die zu spät ins Land kamen, nachdem die Kuchen schon verteilt waren.

Bei alledem fragt man sich, wo das eingeborene Element der eigentlichen Hawaii-Insulaner bleibt. Sie wurden, so wie einst das Volk der Indianer, von den Yankees zwar in Liedern gepriesen und in Ro-

manen verherrlicht, aber in der Praxis gequält, gepeinigt, von Landspekulanten von ihrer Scholle vertrieben, bis man heute auf sie das Dichterwort anwenden kann:

*»Und auf seinem Herrschersitze  
Schweift er elend, heimatlos.«*

Wir sind in der Tat weit weg von den Zeiten, da hier noch der stolze König Kamahameha herrschte, an dessen Denkmalsstufen heute die braunen Mädchen die Leis verkaufen, die Tänze aufführen und auf den Ukuleles klimpern, alles Dinge, die sie einst taten aus Freude am Leben und der Sonne, die sie heute wiederholen mit einem kleinen und einem großen Auge nach dem Geldbeutel der Touristen.

Ja, auch die Sonne Honolulus ist eine Dawessonne, die auf Dollars scheint.

## Entzauberte Südsee

Honolulu, im August

Ich habe schon früher erwähnt, dass Honolulu heute die große Mode ist im Yankeeland, das letzte Wort in Wallstreet, der Platz, wo man gewesen sein muss, wenn man mitreden will in der Gesellschaft. – Ah, aber Honolulu und mit ihm die große Insel Oahu hat noch ein anderes Gesicht! Das kommt einem deutlich zum Bewusstsein, wenn man mit der kleinen Eisenbahn ein Stückchen westwärts fährt nach der Station von Perlhafen, wo ringsum die



Berge gespickt sind mit Kanonen und große, graue Kriegsschiffe im stillen Wasser liegen. Wohin man schaut, sieht man mächtige Petroleumtanks, die hochragenden Masten der drahtlosen Telegrafenanlage und die platten Leiber der einst so viel geschmähten und jetzt auf einmal wieder so human gewordenen Unterseeboote. –

Nein, Dahu ist nicht nur Palmen und Tropensonne und sandiger Strand und Hula-Hulamädchen, sondern vor allem auch das Glacis der Vereinigten Staaten, das drohend nach Osten blickt. Es ist das Helgoland des Pazifik, der stärkste Außenposten des amerikanischen Imperialismus, der sich Petroleum buchstabiert, manchmal aber auch Zucker. Alle großen Rohrzuckerländer sind nach und nach in seine Hände gekommen: Kuba, Porto Rico, Haiti, die Philippinen und nicht zuletzt Nicaragua. Nicht zuletzt Hawaii mit einem Export von einer halben Million Tonnen. Wohin man schaut, sieht man die Felder, die hellgrün in der Sonne leuchten. Ab und zu passiert man eine mächtige, mit allen modernen Errungenschaften ausgerüstete Fabrik oder ein Pumpwerk, das Bergwasser über die Felder breitet. Schnurgerade gehen die Straßen in endlose Fernen. Weit und breit ist kein Unkraut zu sehen. Alles ist berechnet und gemessen, ausgenutzt bis aufs letzte, ein Wahrzeichen echter amerikanischer »efficiency«. Es ist etwas Unheimliches in solcher Mechanisierung der Landschaft, die mit den Wünschen und Bedürfnissen des Landes selbst gar nichts mehr zu tun hat. Es reduziert sich alles auf eine Gleich-

chung: Boden plus Dünger gleich Dollars; eine Gleichung, die nicht immer aufgeht, wie man plötzlich mit Staunen sieht. Da hat es einmal einer mit der Sisalkultur versucht, und es gab eine Gleichung: Boden plus Sisal gleich Wüste. Nun liegt das Land brach, eine Wüste von Sisal, aus derem stacheligen Dickicht die Triebe wie Bäume hervorschießen. Die Spekulation ist missglückt, die Aktien sind abgeschrieben, mag aus dem Lande nun werden, was da will. Den Sisal, den man brachte, wird man aber nicht mehr los. Die Wüste wächst und schafft als Teufel. Nur da und dort stehen kümmerliche Algorrobäume, weiß vom Kalkstaube, der auf den Korallenfelsen liegt.

Doch ganz plötzlich ist man wieder in einem Gartenlande, wie es so sauber und ordentlich und ausgenutzt nur unter Chinesenhänden entstehen konnte. Die Häuser – oder wie man diese Dinge wohl nennen mag – sind elende Blechbuden, aber das Land ist ein einziger großer Garten. Aus der Region der Dampfpflüge kommt man unvermittelt wieder in die der Ochsenkarren, Ochsenpflüge, in die Region der Zeit, die nicht gerechnet wird, und der Arbeitskraft, die gar nicht zählt. Der Reis wiegt sich im Winde wie ein junges Weizenfeld bei uns zu Hause. An anderen Stellen paddeln Mann, Frau und Kinder im überschwemmten Schlamm und pflanzen jedes einzelne Blatt mit religiöser Gewissenhaftigkeit. Es ist Sonntag, aber was tut's? Sechs Tage sollst du arbeiten und am Sonntag Reis pflanzen. Das kennt keinen Sonntag, kein Weekend und sol-

ches Teufelswerk der Franken. Denn so war es Brauch bei den Vorvätern zu Konfucius' Zeiten, so taten sie es unter der Songdynastie, so tut man es heute auf Hawai. Was man sich wünschen kann an Tropenprodukten, das wächst in dieser Erde: Bananen, Mangos, Papayas, Melonen. Überall sieht man das helle Wasser von den Bergen rieseln, man sieht es in faulen Tümpeln stehen, in denen die Büffel sich wohlig wälzen. Man glaubt in der Gangesebene zu sein, oder irgendwo am Ufer des Hoang Ho oder auf Nippon; das Lächeln Asiens liegt über Hawai.

Aber wo, so fragt man sich immer wieder, wo sind eigentlich die Hawaianer? Wir kamen durch eine weite Ebene, die wieder ganz Zuckerrohr ist, mitten zwischen den kümmerlichen Überresten zahlreicher alter Dörfer und Tempel der ehemaligen Eingeborenen.

Wohin sie wohl verschwunden sind?

Ja, wohin? Wohl dorthin, wo heute die Indianer sind. An einer von der Brandung umtobten Steilküste, die mit dem Gegensatz von dunkelblauem Meer und grauer, trostloser Bergküste an Dalmatien erinnert, führt das Züglein weiter und macht viele Stationen, um die Fischer aufzunehmen, die mit vielen Angeln, aber ohne Fische die Heimreise antreten, eingedenk des Wortes von Mark Twain: »Ein Angler ist eine lange Leine mit einem Wurm an einem und einem Narren am anderen Ende«.

Auf der anderen Seite der Insel kommt man unversehens in das, was man hier am letzten vermutete: in einen Wald; nicht etwa eine Urwalddschun-

gel, in der die Natur in sinnverwirrendem Wachstum über die Schnur schlägt, sondern ganz europäisch-manierlich, mit australischen Eisenholzbäumen, die schnurgerade, militärisch stramm wie die modernen amerikanischen Collegeboys in langen Reihen stehen. Auf der ganzen Welt gibt es kein Gewächs, das so grau und nüchtern ist wie ein Eisenholzbaum. Aber so aufdringlich sind die Farben des Meeres, dass sie auch diesen beleben, zumal jetzt, wo die untergehende Sonne einen Goldregen durch das Nadelholz sandte.

*»Es steht ein Wald im Feuer  
Im feurigen Sonnenbrand«.*

Der Wald ist als Schutzwall gegen das Meer angelegt, damit die Ananas keine nassen Füße bekommen. Diese süßen Inseln produzieren nicht nur Zucker ohne Ende, sondern auch noch Ananas genug, um eine jährliche Ausfuhr von einer Million Kisten zu ermöglichen. Alles ist hier Ananas vom Meeresstrand bis weit hinein in die Hügel, die blau verdämmernd zu mächtigen Bergen ansteigen, deren Gipfel in der Sonne glühen, während in den Tälern schon die Nachtschatten liegen. Und es ist auch hier alles wieder so angelegt in jener amerikanisch-raffinierten-unpersönlichen Art, die einen an Dividenden denken und darüber die Natur vergessen lässt. Dieselbe Gleichung mit einer anderen Unbekannten: Boden plus Ananas gleich Dollars, und viele Dollars.

Viele Dollars! Je länger man sich in diesem Lande umsieht, desto mehr kommt man zu der Erkenntnis, dass es hier sehr vielen Leuten sehr gut geht. Oder was braucht einer noch zum vollendeten irdischen Glück als so ein Honolululandhaus, das in griechischer Schönheit vom Berge herunterblickt aufs blaue Meer? Und Butler und Footman und Chinesen, die den tadellos geschorenen Rasen spritzen? Und ein Auto, mit dem man auf glatten Asphaltstraßen alltäglich zum Klub, zum Golf, zum Tennis fährt, ohne kaum je einen Gedanken ans *business*, das ganz von selbst geht, ohne je eine Mühe im Leben, das nur ein geschäftiger Müßiggang ist?

Nacht ist es über Honolulu. Es trippelt in den Straßen, es klappert von Holzpantoffeln, in den Läden ist noch überall Licht, denn der ferne Orient kennt keine Ruhe. An einer Straße steht ein wandernder Predigtamtskandidat hinter einem großen Schild, auf dem etwas Chinesisches geschrieben steht. Vor ihm sitzen mit verkreuzten Beinen Chinesen-, Japanesen- und Malaienkinder und schauen ihn mit leeren Augen an, derweilen er sich mit ihnen abmüht.

Seltsame Poesie der Gassen: Ist auch sie im Schwinden begriffen, im Untergehen im Meer der »*respectability*«, die heute wie eine Pest durch alle Länder geht? Was ist eigentlich geworden aus den glorreich-wilden, bösen Gassen und wilden Seemannskneipen von Anno dazumal? Ach, es ist alles geordnet und diszipliniert. Es läuft zu den Fußballmatchen, zu den Boy Scouts und Jünglingsvereinen.

Man sieht Soldaten reihenweise *icecream* lutschen und Matrosen sich an Limonade stärken.

Honolulu – ja, es ist doch nur ein Talmiparadies, ein Ersatz-Samoa. Entzauberte Südsee!

## Das Lächeln Asiens

Yokohama, im September

Langsam löste sich der »*Taiyo Maru*« von dem großen Kai am Alohaturm zu Honolulu. Keinen Augenblick zu früh, denn in Honolulu ist das Abschiednehmen ein noch aufregenderes und anstrengenderes Geschäft als anderswo. Die Hawaianer legen Wert aufs Dekor, und wenn man viele Freunde hat, bekommt man viele Leis, in die man warm und mollig eingehüllt wird bei 40 Grad im Schatten. Wahre Märtyrer der Leis kann man sehen, mit zehn und mehr Kränzen um den Hals.

Gott schütze mich vor meinen Freunden!

So viele Ingwerblumen gibt es gar nicht, und wenn die ganze Insel Oahu sich auf ihren Anbau verlegte. Irgendwo muss es eine ganz große Fabrik geben, die diese Marterinstrumente serienweise, laufend am Bande, erzeugt, wie die Automobile, aus flimsigem Papier, parfümiert mit Ingweressenz, getüncht mit gelber Farbe, die bei der Tropenhitze lebendig wird und Haut und Hemd des Opfers braun wie einen Kanaken färbt. – Und dabei soll man noch ein freundliches Gesicht machen und sich der modernen amerikanischen Parole erinnern:

»Keep smiling«

Glücklich, wer freundlos und allein den Hafen von Honolulu verlässt!

Langsam fährt der Dampfer durch die Bai wie durch einen Ententümpel, belebt von Tausenden von schwimmenden, trinkgeldlüsternen Strandjungen, die ich Mann für Mann gegen Rademacher, Johnny Weißmüller und all' die anderen Götter und Halbgötter der olympischen Spiele setzen möchte. – Aber schon ist man draußen auf der See, die laut gegen die Hafenmauer tobt. Die Berge von Hawai verdämmern blau in der Ferne. Man hat wieder Zeit, sich ins Schiff zu schicken und seine Bewohner zu studieren, weil es sonst auf der weiten Welt nichts zu tun gibt. Und es lohnt das Studium. Da ist z.B. Mr. Müller, der von San Franzisko nach Schanghai fährt. Auf blauen Dunst nach Schanghai mit 45 Jahren! Eigentlich hätte Herr Müller so etwas nicht nötig gehabt, denn es war ihm recht gut ergangen auf seinem ruhigen und gesicherten Buchhalterposten in Deutschland. – Aber ging es nicht den Leuten in Amerika unendlich viel besser? Hatten die nicht den Krieg gewonnen? Verdienten die nicht in Dollars? Fuhren dort nicht die Waschfrauen per Auto auf Kundschaft? Hatte nicht jeder Arbeiter sein Huhn im Topfe und seinen Ford in der Garage? Und war es nicht das Land der Freiheit, in dem die Zeitungsjungen Präsident zu werden pflegten, wenn sie sich nur ein bisschen anstrebten? – Und also verschleuderte man den Plunder zu Hause um jämmerliche Papiermark, die die Überfahrt bezahlten; sie war so gut wie eine Eintrittskarte ins Paradies.

Aber auch in New York wird mit Wasser gekocht, wie Herr Müller bald herausfand. Die Straßen sind dort lang, die Straßenbahnfahrpreise hoch, und Mr. Müller stand an jedem Tage vor einer anderen *Office*, vor einer anderen Glastür mit goldener Anschrift, vor harten Tatsachen und noch härteren Yankeeegesichtern. So war es ein Glück, dass wenigstens die nunmehrige Missis Müller ein Job in einer *Office* bekam, eben das, was man ihm selbst vor-enthielt. Dafür bekam er ein Amt als *Officeboy*, und fortan lebten sie beide in einer »Flat,« zwischen Normalmöbeln, die sie irgendwo in Millionen herstellen und die überall dieselben sind, in einer *Flat* mit Zentralheizung, Staubsauger, kaltem und warmem Wasser und allem modernen Komfort und oh! nicht einem Atom von Wärme für die hungrige Seele. Da sagte Mr. Müller in seinem schönsten Deutschamerikanisch: »Ich gleiche dieser *Officeboy*-job nicht mehr. Wir wollen muhwen nach Chikago«. – Aber Chikago war nur eine Wiederholung von New York, und es wurde auch nicht besser, als sie weiter nach San Franzisko muhwteten. – Von wegen Auto! Man konnte von Glück reden, wenn es einmal in der Woche für die *Movies* reichte und ab und zu zu einem verschwiegene Glase Bier bei *bootlegers* und »Mondscheinern«. Nicht dass Bier sich Glück buchstabierte, aber die Freiheit tut's. – Ja, und dann ging es immer schneller bergab, und die Missis machte eine *divorce*, und eine fremde junge Dame, an die er einmal in aller Unschuld ein Auge gewagt hatte, verklagte ihn wegen *breach of promise*. Die Advokaten



wurden Stammgast im Hause, man träumte nachts von beschworenen Affidavits, und Schanghai war das Ende.

Warum ich diese sonderbare Geschichte des Mister Müller erzähle? Ach, er ist nur einer unter hunderttausend Deutschen, die heute in ihren besten Jahren erbarmungslos zum alten Eisen geworfen werden in fernen Ländern unter kalten, fremden Menschen.

*»Die ihr nicht wisst, was deutsche Liebe,  
Nicht ahnt, was deutsche Narrheit ist!«*

Aber Schanghai ist noch weit entfernt, und eben fährt der »Taiyo« in die Bai von Yokohama ein. Yokohama – den Ort muss man lieben, und sei es nur um des exotischen Namens willen. Und heute ist er noch zudem schwer von Erinnerungen an die schaurigste und folgeschwerste Naturkatastrophe aller Zeiten. Wer kannte die Zahl der Opfer, die vom großen Erdbeben und nachfolgenden Brand von Tokio und Yokohama verschlungen wurden? Sie ist so ungeheuer, dass niemand wagt, sie auch nur annähernd genau anzugeben. Wer wollte den Milliarden-schaden abschätzen, der hier in wenigen Augenblicken ein Land verarmte, das sich eben anschickte, die fetten Kriegsgewinne, die es wie kein anderes eingestrichen, endgültig seinem Bankkonto zuzuschreiben. So wiederholt sich die Geschichte! Alles, was man hier in den Straßen Yokohamas sieht, habe ich vor zwanzig Jahren schon in denen des niederge-

brannten San Franzisko erlebt: dieselben Trümmer, dieselben Schutthaufen, dieselben Baracken auf zerfallenen Mauern, die Straßen als Bauplätze, Staub, Mörtel, Zement, fantastische Gerüste entstehender Wolkenkratzer und überall Hämmern und Hacken, das Krachen der Betonmaschinen, das Surren der Niethämmer, das Dröhnen der Pfahltreiber und überall aufbauende Arbeit und Menschen, die Geld verdienen. Vor fünf Jahren war Yokohama eine *città morta*, ein hoffnungsloser Trümmerhaufen zerstörter Häuser und zerfallener Kais. Heute ist alles im Auferstehen, und wohl könnte man auch hier das Wort anwenden, das man nach dem Erdbeben auf einem Schild an dem vom Feuer fantastisch verbogenen Eisengerüst eines Wolkenkratzers in San Franzisko las:

»*Slightly disfigured, but still in the ring.*« (Leicht beschädigt, aber steht immer noch.)

Freilich ist es ein anderes Yokohama, das hier entsteht. Viel praktischer aber weniger schön als das alte. Denn das ist der Zug der Zeit, und auch Japan beginnt schon einzuschwenken in die schlanke Linie unserer modernen Kultur.

Oder doch nicht?

Da gingen wir gestern Abend beim Lichte unzähliger Lampen durch die Straße der klappernden Pantoffeln. Sie ist eine große Straße, ein Geschäftszentrum in einem Welthafen, und doch ist sie so verschieden wie ein Marskanal von alledem, was wir in anderen Geschäftsstraßen gesehen. Es trippelt auf der Straße, aber es hastet nie. Es ist immer ein Ge-

räusch, aber niemals ein Lärm, ein melodischer Straßenrhythmus, nur ganz hier und da einmal unterbrochen von der anmaßenden Stimme eines vorübersausenden Autos.

Das Lächeln Asiens liegt über dieser Straße. Den Orient riecht man an allen Ecken, so einen sonderbaren Geruch, den niemand definieren kann, der nicht appetitlich ist und den man doch immer wieder mit Wonne riecht. Wenigstens geht es mir so, hier

*Ostwärts, hinterwärts von Suez,  
Wo man manches wohl vermisst,  
Man nichts weiß von zehn Geboten  
der Mensch noch menschlich ist.*

Man sieht keine Polizei und weiß nichts von Polizeistunde, jeder hält seine Bude offen, solange es ihm Spaß macht, jeder tut auf der Straße, was er will und kleidet sich nach seiner Fantasie. Langsam lässt man sich vom Straßentrubel treiben. Man kommt vorbei an Teehäusern, vor denen die Pantoffeln in langen Reihen stehen, an wunderlich duftenden Speisehäusern, in denen sie die Zungen so schnell wie die kleinen Esstäbchen bewegen, an Kaufläden, aus deren dunklem Hintergrund einen schaurige Porzellandrachen angrinsen, vorbei an Märkten, aus denen Fische feilgeboten werden, Fische mit Hämmern und Sägen und solch grimmigen Gebissen, dass es eine Erlösung ist, sie bald im Kochtopf zu vermuten. Vornehme Herren in würdi-

gem Kimono, mit goldener Brille und dem Bambusschirm unter dem Arm. Und dann die Frauen – aber über diese könnte man Bände schreiben. Hier endlich ist die Frau noch Frau; ganz Frau mit allen Attributen der Weiblichkeit. Klein, zierlich, bunter Kimono, bleiches Gesicht, schwarzes Haar, haushohe Frisur, ganz so, als ob sie samt und sonders eben erst einem Porzellanladen entlaufen wären. Viele – die meisten – tragen auf dem Rücken ihr kleines Pigagnini, ohne anscheinend zu befürchten, dass es Schaden nehme in der kalten, feuchten Nachtluft. Vielleicht tun sie es doch, aber kleine Kinder sind billig wie Brombeeren in Japan.

So geht man weiter. Das Leben ist hier ein offenes Buch für den, der zu lesen versteht. Es schreit von allen Hauswänden, es steht auf dem Saum des Kimono bei jedem Hoteldiener, jedem Rikschakuli, jedem Sackträger am Hafen. Nur eben Japanesisch muss man können, und das ist die Kunst. Verwirrt steht man vor der Fülle der wunderlichen Schriftzeichen, bei deren Anblick man sich fragt, ob die Japaner das selber lesen können. Sie stehen an allen Wänden, sie flattern von Fahnen, sie tanzen aus den Zeilen der Zeitungen.

Ja, Menschen und Dinge sind wunderbar in dieser Welt. Aber am wunderbarsten ist das klappernde Lied von hunderttausend Holzpantoffeln, das gleichmäßig durch alle Gassen geht und als Hintergrund zu allen anderen Geräuschen dient.

War es nur dieses, das einen alles anders ansehen ließ? Der Mond schien größer als anderswo.

Die Sterne schienen sich heller als sonst zu spiegeln in dem schwarzen Wasser des von zahlreichen Brücken überwölbten Kanals. Ich kam zurück ins Gasthaus, wo eine japanische Dame, auch so eine Puppe auf einer Teetasse, mit einem Fujiyama von einer Frisur, mir voranleuchtete und ein Paar seidene Pantoffeln unter das Bett stellte. Lange lag ich noch wach und sah im Dunkeln die verworrenen Schriftzeichen, die Frauen wie Porzellanpuppen, die Männer mit den Bambusschirmen, bis endlich das klappernde Lied der Pantoffeln, das noch immer von draußen kam, mich langsam in den Schlaf sang.

## In Japan, im Lande der unbegrenzten Widersprüche

Kobe, im September

Auch im Lande der aufgehenden Sonne ist nicht alles Morgenröte, auch hier hört man das heute mehr als je in aller Herren Länder erklingende Lied von den vergangenen besseren Zeiten und von der neuen Welt, die nichts taugt; auch hier gibt es nicht wenige, die die moderne Entwicklung mit einem nassen und einem heiteren Auge begrüßen und sich durch keinen Fortschritt davon belehren lassen, dass man hier etwas Altes und Ganzes gegen ein Halbes vertauscht habe, das Land und Leuten nicht einmal gut zu Gesicht stehe.

Wie dem auch sei: man muss ihnen zugestehen, dass sie vieles von dem, was sie von den weißen Teufeln übernommen, wenigstens gut nachgeahmt

haben. Und hierher gehört vor allem das japanische Eisenbahnwesen, über das jeder Reisende in diesem Lande nur mit Bewunderung sprechen kann. Auf den ersten Blick kann man sehen, wer hier die Lehrmeister gewesen sind. Der Bahnhof Tokio in seinem überladenen Berliner Stil aus der sogenannten Gründerzeit spricht eine deutliche Sprache. Nicht minder die Stationen der Vorortbahn, die ausschauen, als ob ein freundlicher Wind sie eben erst von Berlin-Steglitz hierher geweht hätte. Altpreußisch mutet auch die Pünktlichkeit an, mit der die Züge auf die Minute genau in die Bahnhöfe einfahren, und wie ein orientalisches Märchen ist die Billigkeit dieser Bahnen. Von Tokio bis zur Endstation der von Japan beherrschten südmandschurischen Eisenbahn, also auf einer Strecke von 2500 Kilometern, kostet eine Fahrkarte der dritten Klasse 37 Yen, also etwa 71 Mark. Und nun vergleiche man damit die Preise auf unserer Dawesbahn!

Insofern ist Japan ein ideales Land für den Weltreisenden. Aber wo so viel Licht ist, da müssen auch Schatten sein, und diese verdüstern sich im umgekehrten Verhältnis zur Größe des Geldbeutels. Der europäische Mensch fängt in Japan erst bei Cooks Reisescheck an. Mag sein, dass einer, der vom Schiff direkt per Auto zu seiner durch Radio vorbestellten Zimmerflucht im Imperial-Hotel fährt, von allem Anfang an gefangen wird vom Zauber dieser fremden Welt. Für die anderen aber – und das sind doch wohl noch die meisten – wird sie nicht selten zu einem chinesischen Puzzlespiel, das ihn erstaunt, er-

schreckt, verwirrt und seine Nerven in Anspruch nimmt. – Müde und gerädert kommst du spät abends nach einem Bahnhof, in eine Welt, die dich so fremd und rätselhaft anschaut wie die fünfhundert Bücher des Kaisers Wutschang von China. Alles ist anders, als du es gewohnt bist, die Menschen, die Dinge, die Inschriften an den Wänden. Kein Wort verstehst du von dem Geschwätz um dich her, keine Silbe von den Buchstaben an den Ladenschildern. – Nun ja, so etwas ist dir schon früher passiert, z. B. in Persien. Aber wenn jene nicht mit dir reden konnten, so gab ihnen doch ein Gott zu sagen, was sie litten, mit Händen und Füßen und unmissverständlichen Gebärden ihrer ausdrucksvollen Gesichter. Diese aber stehen vor dir wie die Holzböcke.

Rikschah? Hotel?

Sie lächeln bloß. So ein dichtes, undurchdringliches, asiatisches Lächeln.

Auto? Kanitverstahn!

Voller Hoffnung gehst du zum Auskunftsbüro, wo geschrieben steht: »*English spoken*«.

Aber auch hier erntest du nur ein Lächeln, so eines von der Sorte, die Hamlet verhöhnte.

Doch das hat nichts mit Bosheit zu tun. Es ist nur ein Lächeln der Verlegenheit, ein Grinsen der Ratlosigkeit. Er lächelt, du lächelst, es lächeln alle die Umherstehenden, damit endet das Intermezzo, und du bist so klug wie zuvor.

Bisher waren mir die Japaner stets als Menschen erschienen, die klug wie die Schlangen und höflich

wie die Sünde sind. Aber dann bin ich Unglücksrabe in meinen bisherigen achttägigen japanischen Wanderungen allen Ausnahmen, die diese Regel bestätigen, auf einmal begegnet.

Aber einmal geht alles vorüber, sogar eine Komödie der Irrungen auf japanischen Bahnsteigen, eine Nacht auf den harten Bänken im Wartesaal, und der Zug rast nun durchs japanische Land. Seltsames Land! So vieles, was einen hier heimatlich anmutet, wenn man eben erst aus dem großen Treibhause der Tropen kommt. Ein Kartoffelacker steht da wie eine Offenbarung, hellgrüne Salatköpfe wie Grüße aus der Heimat und auf den Bergen ernste Kiefern, wie ein Spreewald. Und doch ist alles so ganz anders! Keine roten Dächer, keine Kirchtürme, kein munteres Federvieh, das sich in Ententeichen pudelt. Ist es nur das blasse Blau des Herbsthimmels, das alles so farblos erscheinen lässt? Die Dächer sind dunkel und so auch die Häuser, die hölzern und unbeholfen, wie Taubenschläge am Wegrand stehen. Die Dörfer verschwinden im Gelände, als ob sie Ursache hätten, sich zu verstecken. Aber eines kommt einem überwältigend zum Bewusstsein: In diesem Lande herrschen Ordnung und Fleiß. In diesem Lande geht kein Atom des Bodens ungenutzt verloren und ist nie verloren gegangen, solange Menschen zurückdenken können. Uralte, eingesessene Kultur, die ihre eigenen Wege noch heute geht, trotz allem, was das Fremde ihr in den Weg gerollt. Jedes trockene Flussbett ist ausgenutzt mit Gemüsegärten, jeder Hügel voll hoher Terrassen, auf



denen die dunkelgrünen Teebüsche stehen.

Aber Kaiser in Japan ist der Reis! Wohin man schaut, sind die Ebenen bedeckt mit den wogenden Ähren, die wie unreife Getreidefelder sich im Winde bewegen. Kein Kornfeld, keine Wiese ist weit und breit zu sehen. Nur Reis. Nicht viel anderes als Reis ist es auch, was die schreienden Verkäufer um die Mittagsstunde an den Bahnhöfen feilbieten und in wunderschönen kleinen Kästchen zum Fenster hineinreichen, worauf für eine kurze Zeit der Expresszug zu einer Garküche wird. – *Pour quelque chose le malheur est bon.* Für etwas sind auch die hohen Frisuren der japanischen Damen gut. Sie bewahren dort Fahrkarten, Taschentücher und Puderdosen auf. Ich bemerkte sogar eine Madame Butterfly, die in aller Gemütsruhe ihre Pantoffeln auf den Boden stellte und dann ein paar Essstäbchen aus dem blau-schwarzen Haarberge herauszog.

Das alles ist sehr sonderbar, sehr überraschend für den Fremden, aber es ist echt und ungesucht, weil es gerade so und nicht anders sein kann in diesem Lande. – O Gott wenn man denkt, um welches Linsengericht wir Europäer die Erstgeburt unserer Traditionen verkauft haben!

Und immer weiter rast der Expresszug durch weite Ebenen, dann wieder durch Bergländer, die mit ihren von finsternen Wäldern bedeckten Hängen bald an die Vogesen, bald an den Thüringer Wald erinnern, an spiegelglatten Seen, die ebenso gut in Tirol oder in der Schweiz liegen könnten. Und ehe man sich's versieht, kommt man bei sinkender

Nacht in die Gegend von Osaka und Kobe, das Ruhrgebiet Japans, wo die Luft schwer ist vom Rauch der Schornsteine, erfüllt vom Lärm der Fabriken. Seit dem Anschluss Japans an die Weltwirtschaft hat das Land sich zunächst militarisiert. Nun sind sie dabei, sich zu industrialisieren mit der systematischen Gründlichkeit, die diesem Volke eigen ist. Seit den vier fetten Jahren des Weltkrieges, die dem Lande einen nie geahnten Goldregen brachten, hat die gewaltig fortschreitende Industrialisierung das Gesicht ganzer Landstriche verändert. Nicht so wie anderwärts hat sich das langsam aus dem ehrsamem Gewerbe entwickelt, sondern es kam über Nacht, fix und fertig, ein kapitalistisches Kuckucksei mitten in das Nest eines Haushaltes, der noch tief im Mittelalter steckte; ein Rechenexempel und weiter nichts. Irgendwo in Tokio, in Kobe oder vielleicht auch in London oder in Wallstreet steckten kalte Geschäftsleute die Köpfe zusammen, berechneten Zoll und Arbeitslohn, Gewinn, Verlust, Abschreibung und Dividende, machten einen Voranschlag, und zwei oder drei Jahre später stand die Fabrik groß und modern in Osaka. Die Fabrik und mit ihr der Kapitalismus in seiner vollsten Blüte und an seinen Rockschoßen der Bolschewismus. Von den beiden Typen dieser großindustriellen Entwicklung kennt Japan nur den des Aufsichtsrats. Zur Entwicklung des großen Industriekapitäns, der das Werk um des Werkes willen liebt, war weder Zeit noch Gelegenheit.

So ist der Kapitalismus hier noch kälter als an-

derswo, noch fremder und wesenloser. Dicht neben der modernen, mit allen letzten Erfindungen der Technik ausgestatteten Großmühle mahlt der Bauer noch heute seinen Reis auf dieselbe Art, wie es seine Urahnen vor tausend Jahren schon getan hatten, leben die Leute vergnügt und zufrieden, nach der Art ihrer Urahnen in Häusern, die ein Hohn sind auf allen hygienischen Fortschritt, klappern die Frauen mit den Holzschuhen in den Straßen, als ob es keine Autos, keine Straßenbahnen gäbe und man noch in der geruhsamen Zeit der Büffelkarren lebe. Ja, dieses ist das Land der unbegrenzten Widersprüche! Höchste Technik, rohestes Handwerk, modernster Kapitalismus, mittelalterliches Feudalsystem, primitivste Hauswirtschaft, alles lebt durch- und nebeneinander, anscheinend ohne übergroße Reibung.

Man kann auch als oberflächlicher Beobachter nicht umhin, den großen Zug zu bewundern, mit dem sie hier vieles tun, den Optimismus, dem selbst vor den Milliardenopfern des Erdbebens keinen Augenblick der Atem ausging. In keinem Lande wird so viel gebaut wie in Japan. In keinem Lande werden Neuerungen mit solcher Kühnheit übernommen, alte Urteile und Vorurteile so willig über Bord geworfen wie im Japan von heute, mit seinem noch immer so vielen Echten, Schönen, Althergebrachten und über kurz oder lang dem Untergang Verfallenen.

## Ost und West in Osaka

Osaka, im September

Als das Sheffield Japans hat man diese Stadt bezeichnet. Ebenso könnte man sie ein Bochum, ein Dortmund, ein Gelsenkirchen nennen. So sehr suggeriert sie den Rhythmus unserer modernen, schnelllebigen Zeit mit ihren Fabriken, Starkstromleitungen, elektrischen Schnellbahnen und der dicken Atmosphäre von Fabrikrauch, die darüber liegt. – Ja, diese Menschen können wenig mehr von uns lernen. Sie haben uns alles nachgemacht und betreiben es nun so gut wie wir, vielfach noch besser, da sie nicht gehemmt sind durch Altes, Verbrauchtes, sondern gleich das Neueste und Beste übernehmen konnten. Das alles haben wir auch vorher schon gewusst, aber man muss es erst mit eigenen Augen gesehen haben, um dieses überamerikanische Wunder einer aus dem Boden gestampften Industriewirtschaft richtig zu erfassen. Und doch kann man nicht umhin, zu bemerken, wie diesem so ganz westlich aufgezogenen Spuk noch immer die Eierschalen seiner asiatischen Herkunft anhängen, wie die Menschen hinter der Entwicklung herhinken, und aller Fortschritt nur sprungweise vor sich geht. So haben zum Beispiel – um nur eines zu nennen – Straßenbahn, Fahrrad und natürlich auch das Auto ihren Siegeszug auch auf die japanischen Straßen ausgedehnt. Aber anscheinend hat noch niemand daran gedacht, nun auch die Straßendisziplin auf diese modernen Verkehrsmittel einzustellen. Man

sagt, dass dieses Volk keine Nerven habe, und man ist geneigt, sich dieser Meinung anzuschließen, wenn man sich nur eine Stunde lang hat treiben lassen von dem verworrenen Leben heutiger japanischer Großstädte. Der Rhythmus der echten japanischen Straße ist angenehm und wohlklingend. Dort aber, wo zwischen hohen Bürogebäuden das moderne Leben flutet, ist es anders. Vom frühen Morgen bis spät in die Nacht hinein herrscht ein Höllenlärm, der nur für ein asiatisches Ohr noch einigermaßen erträglich ist. »Sag's laut!« ist die moderne Parole. Auf japanischen Straßen bemühen sie sich, es noch lauter zu sagen als anderswo. Wer irgendwie ein Lärminstrument besitzt, der trägt es hinaus und bläst sein Horn auf der Straße. Die Straßenbahn tutet auf einer Sirene, die schaurig genug ist, um die Toten aufzuwecken; Automobile heulen, als ob sie ein Feuer anmeldeten. Fahrräder tuten wie Automobile und rasen in einem entsprechenden Tempo. »Kling! Klang!« kommt eine buntgekleidete Prozession mit wunderlichen Inschriften auf fliegenden Fahnen, als ob sie eben den Dalai Lama begraben wollten – aber es ist nur die Reklame eines Warenhauses, über die eben ein fluchender Messengerboy mit seinem Fahrrad stolpert. Von irgendwo kommt ein helles, durchdringendes Pfeifen, wie eine Geisterstimme; aber es ist nur ein Chinese, der Nudeln verkauft, oder ein Barbier, der Kundschaft sucht.

Neue Welt auf altem Boden. Das eine kommt einem deutlich zum Bewusstsein: diese Leute sind ab-

solut eingleisige Menschen. Sie können Dinge nur auf eine Art tun. Jede andere ist ihnen unbegreiflich, und am unbegreiflichsten ist ihnen die europäische Art zu denken. Du gehst in eine große Bank, um ein paar Dollars oder Reichsmark umzuwechseln. So etwas kommt dort tausendmal an jedem Tage vor und wird anderswo erledigt nach der Formel »zweimal zwei ist vier«. Nicht so in Japan. Zuerst putzt der Angestellte seine Brille, dann sieht er in der Tabelle nach. Dann fingert er mit fabelhafter Geschicklichkeit an einer Rechenmaschine. Denn so ist es Landessitte. Der Rechenschieber ist hier das unentbehrlichste Instrument. Der Junge trägt ihn in die Schule, der Händler hat ihn auf dem Markt, der Beamte neben sich auf dem Pult, der Kaufmann – wenn du mit ihm sprichst – zückt ihn plötzlich aus den Falten des Kimonos und macht damit die schwierigsten Kalkulationen im Handumdrehen – oder er rechnet zusammen, wie viel zwei und zwei ist. Denn so tut man's, so hat man's immer getan. Und warum ein Ding einfach tun, wenn's umständlich geht! Aber wie man's auch tut, es ist dann immer richtig, man hat es schwarz auf weiß, man kann es nach Hause tragen, es ist asiatische Methode und dennoch letzte Konsequenz einer modernen westeuropäischen Rationalisierung der Gehirne.

Ist es ein Wunder, dass solches Volk Europa überspringt und sich mit Riesenschritten amerikanisiert? Noch gibt es Genießer, die abends in den Teehäusern sitzen und sich am Blütentanz der Geishas

erfreuen oder sich in Jorurideklamationen üben. Aber diese Klasse ist im Aussterben begriffen, die Teehäuser verschwinden oder stellen sich um, und wer heute beim Glanze unzähliger Laternen über die Dotombori, die Tauentzienstraße Osakas, geht, der sieht die Cafés, die Bars, die Tanzhallen, in denen die Jazzband grölt, und Tauentziengirls und Oxfordhosen und natürlich Kinos und lange Menschen-schlangen, die zu Tom Mix und Charlie Chaplin pilgern.

Ja, die Welt ist überall gleich heutzutage! Auch diese können nichts mehr von uns lernen. Und wie schon gesagt: Sie sind uns westlichen Menschen sogar über, selbst auf dem Gebiete der hohen Finanz und des unbeschränkten Kapitalismus, auf dem wir bisher ein Monopol zu haben glaubten. Im Jahre 1927 hatten sie hier einen Finanzkrach, in dem Banken mit Depositen von mehr als einer Milliarde Goldmark ihre Zahlungen einstellten. Es gab Runs auf die Banken, Massendemonstrationen und ein Moratorium. Eine Jagd nach dem Dollar und eine Flucht in die Sachwerte und wachsender Bolschewismus und murrende Reden, die in Dunklen schlichen.

In der Tat: Was wollen sie uns noch nachmachen? Was können sie noch von uns lernen?

Und es sind doch nicht alles Kinos und Schornsteine in diesem »japanischen Venedig«! Da fuhr ich eben erst mit der Rikschah durch die Straße, der Kuli voran mit seinem runden Hut, wie ein übergroßer Pilz. Wir kamen durch Gassen, die nach Kno-

blauch dufteten, vorbei an Tempeln, um die der Weihrauchduft schwebte, an Brücken, über die die Menschenflut zog, über breite, schwarze Kanäle, in denen sich ein Lichtmeer spiegelte, Lichter von hohen Geschäftsgebäuden, von verschwiegenen Gasthäusern, von schwankenden Papierlaternen, die auf dunklen Sampans langsam stromabwärts glitten. Und über dem allen lag eine weiche, warme Luft, ein seltsames Licht, das wie ein Heiligenschein um die geschwungenen Dächer eines fernen Tempels lag.

Es gibt doch noch ein Japan von gestern!

## Wallfahrt zu japanischen Tempeln

Osaka, im September

Nach Japan geht man am besten zur Zeit der Kirschenblüte. Das liest man in jedem Reiseführer, das sieht man auf jeder Reklame der Schifffahrtsgesellschaften. Es ist eine Erkenntnis, die sich verdichtet hat zu einem unbestrittenen Axiom, wenngleich Menschen, die es wissen müssen, mit Bestimmtheit behaupten, dass die Kirschen hier nicht anders als anderwärts blühen, dass man das alles auf der Bergstraße ebenso schön und noch schöner haben könne und dass sie auch hier wie dort manchmal verregnet.

Aber es ist erstaunlich, welche Aschenbrödelrolle in diesem Lande der Blüten doch die Blumen spielen. Es ist ein Land ohne Blumen, wie es auch, trotz allem Lächeln, ein Land ohne Lachen ist. Japa-



ner sind große Gartenfreunde, aber anders als in anderen Köpfen malt sich bei ihnen das Ideal einer solchen Anlage. Das wilde Chaos, die aufreizende Anarchie der Farben in einem Blumengarten beleidigt ihr angeborenes Gefühl für Symmetrie und Ordnung. So besteht sein Garten im wesentlichen nur aus Bäumen und Felsblöcken, mit deren Hilfe er nach Möglichkeit irgendeine berühmte Landschaft nachzuahmen sucht. Die Hauptsache ist die Umrahmung. Je höher der Herr, desto dicker die Mauer, desto mächtiger die Felsblöcke, hinter denen man kaum noch die Spitze des geschwungenen Weges, die rote Ampel vor der Haustür sehen kann. Ihm ist wahrlich sein Haus seine Burg, und das nicht ohne Zweck, denn schließlich steht man hier trotz allem noch immer mit einem Fuß im mittelalterlichen Feudalsystem.

So weiß man oft nicht, wo der Wald aufhört und der Garten anfängt. Die Liebe zum Wald ist eine Eigenschaft, die der Japaner mit dem Deutschen gemein hat. Jeden Berg, jeden Hügel, jedes ungenutzte Plätzchen bepflanzt er damit. In jedem eroberten Land – und Japan hat viel erobert in diesen letzten Jahrzehnten – folgt der Forstmann dem Soldaten auf dem Fuße. Im Walde legt er seine Gotteshäuser an. Fährt man über Land, so sieht man ab und zu, mitten im Hellgrün der Reisfelder, einen dunklen Kiefernain, vor dem unweigerlich ein Tor steht, durch das ein Weg hinein ins Dickicht zu Gott und den Göttern führt! Wie seltsam ist doch hier die Religion! Sie zeigt sich nicht frei, sie läutet

nicht mit Glocken, sie mahnt und droht nicht mit himmelanstürmenden Türmen. Sie versteckt sich im Gebüsch, sie hüllt sich in Weihrauchwolken und trägt ihr Antlitz nach innen, wie alle wahrhaft Weisen sollten, nach dem Rezept, das ihnen schon Omar, der Zeltmacher, gab.

Es ist ein eigenes Erlebnis, wenn man im Schweiß des Angesichts zu so einem japanischen Tempel hinansteigt, zuerst auf dämmerdunklen Waldwegen, umsäumt von hohen Zedern, zwischen denen unzählige Lampions hängen, dann über breite Steintreppen, die niemals enden wollen, bis man endlich hoch oben auf dem sonderbarsten Orte steht, den Menschenfantasie sich je ersinnen konnte. Links und rechts stehen die Tempel mit ihren geschwungenen, mit Dekorationen grotesk überladenen Dächern. Ungeheure metallene Löwen mit scheußlich grinsenden Gesichtern hocken drohend vor dem Eingang, verkrampte Drachen, wahre Wunderwerke der Schmiedekunst, recken gierig die Hälse, derweilen aus dem schwarzen Schlund das muntere Bergwasser heraushüpft in einen kühlen, steingefassten Brunnentrog. Es ist eine unwirkliche Welt, die einen mit Schrecken erfüllt und die wohl auch darauf berechnet ist.

Nur zögernd steigt man die wenigen Stufen zum Tempel hinauf, wo unter dem Dach die mächtige Ampel, der Weihrauchkessel, langsam hin und her schwingt und tief aus dem dunklen Hintergrund das Antlitz Buddhas herausschaut. Während des ganzen Tages ist es ein ständiges Kommen und Gehen von

Gläubigen, die ihre Andacht recht geschäftsmäßig, mit beinahe amerikanisch anmutender Sachlichkeit verrichten. Man tritt zum Schrein heran, zieht einmal an der großen Klingel, deren breites Stoffband oben mit einem Gong verbunden ist, gewissermaßen eine Klingel für den lieben Gott. Dann klatscht man dreimal in die Hände, steht knapp eine halbe Minute im Gebet. Dann geht man fröhlich davon, im Bewusstsein der vergebenen Sünden. Diese Leute leiden nicht an ihrer Religion. Es ist nichts Fanatisches, nichts Asketisches damit verbunden, nicht einmal das, was man auf Englisch als »cant« bezeichnet. Und eben darum hat sie nie tiefe Spuren gezogen auf dem Gebiete der Kunst. Diese Tempel sind hübsch, zierlich, manchmal in ihrer Art grandios, wahre Kabinettstücke asiatischer Kunst. Aber es ist keiner unter ihnen, zu dem man immer wieder und wieder gehen und zu dem man immer wieder mit neuem Staunen und neuer Ehrfurcht aufblicken könnte wie zu unseren großen christlichen Domen oder den mohammedanischen Moscheen.

Und doch – wenn man im Glanz der Abendröte hinabschaut auf die dunklen Hänge der Wälder, wenn die letzten Sonnenstrahlen durch die Kronen der verwitterten Zedern fallen, wenn im späten Abendlicht noch immer mehr Wallfahrer kommen und an der Klingel ziehen und ihre Gebete verrichten, und das alles so schnell und geschäftsmäßig, mit einem Gesicht, so unbeweglich wie das des Buddha, so schrickt man zurück vor festen Urteilen. Man ist eben in Japan, in Asien. Es ist eine Welt, die

wir nicht verstehen...

Solche Wallfahrten bringen dem Japaner doppelten Gewinn, denn erstens verrichtet man eine fromme Pflicht, und zweitens hat man dort Gelegenheit, alte Bekanntschaften zu erneuern. Demgemäß gibt es auch kein Ende der Begrüßungen von guten Freunden und getreuen Nachbarn, und das allein ist ein Anblick, um dessentwillen sich solche Wallfahrt, auch für einen Ungläubigen lohnt. Die Japaner der gebildeten Stände sind sehr verbindliche Menschen, und wenn sie einmal angefangen haben, sich zu verbeugen, so hören sie so schnell nicht wieder auf. Halbe Stunden lang sagt man sich die erlesenswerten Liebenswürdigkeiten, die nach jedem Satz von einer tiefen gegenseitigen Verbeugung begleitet werden. Es ist eine Kunst, die sich nicht von einem Tag auf den anderen lernt: eine vollständige Rumpfbeuge bei durchgedrückten Knien, bis der Oberkörper in wagerechter Linie liegt. Bei Abfahrt der Züge kann man oft ganze Reihen von kimonobekleideten Damen sehen, die auf dem Bahnsteig wie Chrysanthemen blühen und beim ersten Pfiff der Lokomotive unisono in eine Rumpfbeuge fallen, an deren Vorschriftsmäßigkeit auch der strengste preussische Unteroffizier nichts auszusetzen hätte.

Doch da sind wir mit unseren Betrachtungen unversehns wieder bei den japanischen Eisenbahnen angelangt, und wenn man auf dieses Thema zu sprechen kommt, so kann man nicht umhin, immer wieder ein neues Loblied anzustimmen. Sie sind wirklich die besten, wirklich die billigsten, wirklich die

pünktlichsten der Welt. Sie wären auch die reinlichsten und gepflegtesten, wenn sie nicht anzukämpfen hätten gegen eine Tücke des Objekts, und das sind die – nun ja, die etwas malerischen Manieren des reisenden Publikums. Wer hierzulande etwas abschütteln will von seinem Haushalt, der trägt es auf die Eisenbahn. Jeder hat irgend etwas unterm Arm, und jeder wirft es umgehend auf den Boden. Jeder vertilgt unglaubliche Mengen Reis und wirft alsdann die leeren oder halbvollen Schachteln, die als Behälter dienten, zu dem anderen Abfall. Jeder riecht auch nach irgend etwas. In Japan kann man es den Menschen anriechen, zu welchem Stand sie gehören. Der Kuli riecht nach Reis, der Kaufmann nach gebratenen Fischen, der bessere Herr nach Knoblauch und sonstigen Speisen des Ostens. Dabei herrscht allenthalben eine tiefgewurzelte, geradezu pedantisch anmutende Angst vor der frischen Luft. Keine größere Sünde, kein schlimmeres Vergehen wider die guten Sitten als das Öffnen eines Fensters.

So muss man dulden und leiden und riechen, während draußen der Wald im Feuer des Abends steht und die Sonne langsam hinter den Hügeln des Landes der Aufgehenden Sonne verschwindet.

## Korea, Land der Morgenstille

Söul (Korea), im September

Zögernd steigt der junge Tag aus der Straße von Tsuschima. Der rote Morgen steht im Osten, dort

wo am Abend vorher die japanische Küste versank, während im Westen die hohen Berge des asiatischen Festlandes sich aus den schwindenden Nachtschatten abzusondern beginnen. Die Straße von Tsuschima ist für Japan das, was für England der Kanal ist: ein Glück und eine Bedrohung zugleich. Nur dass Japan es noch rechtzeitig verstanden hat, »seine« Straße zu beiden Seiten mit mächtigen Gibraltars zu versehen.

Wenn große Staaten sich strategisch bedroht fühlen, so müssen gewöhnlich die kleinen mit ihrer Freiheit dafür bezahlen. Das hat erst kürzlich das Land Korea herausgefunden, dessen Berge nun hoch und kahl in der frühen Sonne vor uns stehen. Langsam fährt der Dampfer in eine weite Bai, die in einem Halbkreis umgeben ist von steilen Bergen, zu deren Füßen die Hafenstadt Fusan grau und unscheinbar liegt, als ob sie eben erst von oben heruntergerutscht wäre. Es ist ganz so, als ob man etwa nach Spalato an der dalmatinischen Küste käme. Im Näherkommen sieht man die großen Hafenanlagen, die weitgebauten Kais, auf denen der Schnellzug schon ungeduldig auf die Passagiere wartet, hier, am Endpunkt des endlos langen Wegs, auf dem man, wenn man will, schon in vierzehn Tagen Berlin erreichen kann. – Ja, die Welt ist klein, heutzutage!

Aber hier ist das alte Sprichwort noch in Geltung: »Andere Städtchen, andere Mädchen.« Ganz anders noch als anderswo in der vom Tyrann »Mode« beherrschten und nivellierten Welt sieht man hier den Menschen noch ihre Landeszugehörigkeit

an. Man freut sich über dieses Zeichen gesunden Konservatismus, wenngleich es seltsame Sitten sind, über die man staunend den Kopf schüttelt. Weiß ist hier »*de rigueur*«. Männer und Frauen gehen gleichermaßen in Weiß. Auch der Sackträger, der Hafenarbeiter, der Rickschahkuli kleiden sich in ein Gewand, das einmal weiß war und es wieder sein wird, nachdem es gewaschen ist. Was einem aber am meisten auffällt und sicher jedem Koreareisenden als nachdrücklichste Erinnerung zurückbleibt, das ist die Seltsamkeit der Hüte, die hier zur Schau getragen werden. Auf den Köpfen der besseren Leute sehen wir eine Art Netz aus ganz dünnem, schwarzen *Crêpe de chine*, das, eng anliegend, den ganzen Kopf bedeckt und oben auf der Spitze sich zu einer Art Zylinderhut erweitert, der dem Träger, gerade in Gegensatz zu seinem weißen Gewand, eine merkwürdige Leichenbittermiene verleiht. Leute, die dem Arbeiterstande angehören, tragen Mützen mit langen Ohren zu beiden Seiten, eine Reminiszenz aus der Zeit des Kaiserreichs, in der sie bildlich darstellen sollten, dass man seine Ohren nach der Richtung des Kaisers ausgestreckt halte. Auch der Kaiser selbst pflegte zuweilen solche Mützen zu tragen, natürlich mit abgeklappten Ohren, weil er es nicht nötig hatte, auf irgendjemand zu hören. – Aber es ist seltsam, dass gerade in diesem Lande der ausschweifenden Hutmoden die Frauen überhaupt keine Hüte tragen.

Doch es bleibt nicht viel Zeit zu solchen Betrachtungen. Bergauf, landeinwärts eilt der Zug ins korea-

nische Land. Ist es nur der klare, schöne Herbstmorgen, der uns dieses Land so lieben lässt gleich auf den ersten Blick? So blau das Meer, so blau der Himmel, so feurig die Farben selbst über den Hängen der kahlsten Berge! Bald bleibt das Meer zurück, und die Bahnlinie führt nun durch ein Tal, einen breiten, viel gewundenen Fluss entlang, wie am Rhein oder an der Mosel, so lieblich und heimatlich sieht hier alles aus. Und doch genügt ein zweiter Blick in die Landschaft, um alles wieder anders zu sehen. Schachbrettartig sind die Maisfelder an den Hügelhängen angelehnt, und dazwischen stehen die Dörfer, eine Ansammlung von ganz kleinen, jämmerlichen, strohbedeckten Lehmhütten. Um jedes Haus aber zieht sich eine Mauer und ebenso um jedes Dorf. Mauern aus Lehm, Mauern aus Stein, alles in sich gekehrt und voneinander abgeschlossen, und das einzige, was hier frei und offen durch das Land zieht, ist die Eisenbahnlinie, die Kündlerin einer neuen Zeit. Die Landstraßen scheinen mit ihr nicht Schritt gehalten zu haben, denn meist sieht man nur kümmerliche Feldwege, auf denen aber stets eine Menschenschlange zieht, alle in Weiß und jeder mit irgendeiner fantastisch anmutenden Last auf dem Rücken, denn hierzulande muss der Mensch noch alle Arbeit tun, die anderwärts die Tiere und die Maschinen verrichten.

Dieses Land war trotz aller Naturschönheiten seit Menschengedenken eine unfreie Erde, auf der es nur zwei Klassen, Räuber und Beraubte, gab. Das ist auch heute so. Früher waren die Mandarinen die



Herren, jetzt sind es die japanischen Bürokraten, missgünstig betrachtet von einem grollenden Volk, das seiner früheren, gewiss sehr problematischen Freiheit nachtrauert und mit mehr als einem Schatten von Recht missachtend auf die fremden Eroberer herabschaut.

Man hat die Japaner oft die Engländer des Ostens genannt. Man sollte sie eher seine Yankees nennen. Mit ihren Brüdern im Geiste auf der anderen Seite des Pazifik teilen sie den methodischen, den Gesetzen lammfromm ergebenen Geist, das aggressive Temperament, den wachsenden Militarismus und vor allem auch den Imperialismus, der keine Schranken kennt. Wie jene, sind sie Bringer der Zivilisation und Mörder der Kultur, wo immer sie ihre Fahne pflanzen.

Im Jahre 1910 hat Japan in aller Stille das ehemalige Kaiserreich Korea annektiert, und was es seither für das Land getan hat, ist ungeheuer. Es gibt kein anderes Wort dafür. Vor achtzehn Jahren war es eine von raubenden Mandarinen bis aufs letzte ausgeplünderte Einöde, zu der die Berge kahl und tot herunterschauten im grellen Licht einer mitleidslosen Sonne. Seither haben zehntausend Kulis jahraus, jahrein nichts anderes getan als Bäume gepflanzt nach den Weisungen japanischer Forstleute, und heute sind die einst kahlen Hänge schon wieder bedeckt mit jungen, grünen Wäldern, die das Aussehen des Landes von Grund auf verändern. Gleiches wurde getan auf allen anderen Gebieten, durch Erbauen von Bahnen, Häfen, Landstraßen, Be-

wässerungsanlagen, die dennoch nur ein Linsengericht sind für die sterbende einheimische, uralte Kultur, die verlorene Freiheit, die heute die eigenen Landessöhne zu Fremdlingen in der Heimat macht: ein Elsaß in Asien, ein Südtirol unter der aufgehenden Sonne. Sogar den eigenen Namen hat man ihm geraubt. Korea gibt es nicht mehr im japanischen Sprachgebrauch. Es ist nun offiziell die japanische Provinz Chosen (zu deutsch das Land der Morgens-tille), und auf dem Bahnhof der alten Hauptstadt Söul ruft man heute Kejo aus, wie Bolzano in Bozen und Klaipeda in Memel.

Es war dunkle Nacht, als wir dort ankamen, in einem Bahnhof, der ein Berliner sein könnte, so groß war das Meer der Schienen, so zahlreich die Lichter, die darüber glänzten. Ein Rickschahmann wollte sich meiner annehmen, aber der Chauffeur einer großen Limousine stieß ihn beiseite, packte meine sieben Sachen und entführte mich zu einem Hotel, das ausschaute, als ob es eben erst vom Potsdamer Platz hierher importiert worden wäre. Alles andere hatten wir in Söul erwartet, nur das nicht.

Aber am anderen Tage, als wir uns daran machten, die Sehenswürdigkeiten der Stadt in Augenschein zu nehmen, war alles ganz anders. Da und dort zeigte sich wohl der japanisch-europäische Firnis, da und dort stand ein gewaltiges Verwaltungsgebäude, aber im übrigen ist Söul noch eine gute, alte, chinesisch anmutende Stadt, die verträumt und versonnen zwischen den blauen Bergen liegt. Ganz niedrig sind die kleinen Häuschen; man legt beim Aus-

gehen den Hausschlüssel in die Dachrinne. Was gäbe es wohl, was wert wäre zu stehlen in diesen Buden? – Oder doch! Da kamen wir in Gassen, in denen sie eichene Schränke mit eingelegten Perlenmustern feilboten, von denen jeder einzelne dreibis vierhundert Mark wert war unter Brüdern, Straßen, in denen sie kunstvolle Schmuckkästchen fabrizierten, bei deren Anblick man einmal wenigstens Millionär sein möchte, um das alles zu kaufen. Und die Gassen weiß vom Menschengewimmel, am Fluss die Weiber, die ewig Wäsche waschen. Und auf einmal standen wir vor dem stillen Lotossee, in dem sich die Säulen des Kaiserpalastes spiegelten. Ganz auffallend sieht er dem Vierzig-Säulen-Palast in Ispahan ähnlich, und ganz gewiss hat einmal auch hier wie dort die Freude gehaust und das Glück und die Herrschaft und der königliche Prunk asiatischer Staatsvisiten in all' seiner Glorie.

Nun ist alles vorbei. Die Tore sind verschlossen, die Hallen verödet. Nur wenige hundert Meter davon erhebt sich als eine Zwingburg der nach dem Muster des Kapitols in Washington erbaute japanische Regierungspalast, der vier Millionen Dollars kostete und in dessen Schatten das alte Kaiserschloss klein und erbärmlich wie ein Portierhaus aussieht. Die koreanische Freiheit ist zugrunde gegangen vor lauter Kultur, vor lauter Resignation, Bürokratismus und Pazifismus. Denn mit den Völkern geht es nicht anders, als mit den einzelnen Menschen:

Die meisten sterben, weil sie nicht leben wollen.

## Pulver über der Mandschurei

Mukden, im Oktober

Ost bleibt Ost, und West bleibt West. Andere Welten, andere Menschen. Und doch bemerkt man immer wieder mit Staunen, mit welch' heiligem Eifer man sich hier bemüht, das Alte zu verbrennen und das Neue anzubeten, und welch' seltsame Blüten dieser Eifer oft treibt. Oder wie sonst soll man den Spuk erklären, der da im Morgengrauen alltäglich durch die japanischen Expresszüge geistert? Schon seit den Tagen, da Teddy Roosevelt sie an dem Band seines Cowboyhutes befestigte, ist die Zahnbürste zum Sinnbild und für manche zum A und O der westlichen Kultur geworden. Also geschah es eines Tages, dass ein Gebot ausging von der japanischen Eisenbahnhauptverwaltung, dass jeder Angestellte sich damit zu versehen und sie auch zu benutzen habe. Und also sieht man nunmehr an jedem Morgen geschlagene zwei Stunden lang das gesamte Personal mit der Zahnbürste im Mund ganz ungestört seinen Geschäften nachgehen. Alle. Dem Zugführer, dem Heizer, dem Schaffner, der die Billette knipst, aus jedem Munde ragt der Stiel einer Zahnbürste. Es ist der unglaublichste aller Anblicke, und doch ganz ein Sinnbild dieses Volkes, das mitunter europäische Gebräuche unverdaut übernimmt und alsbald übertreibt aus Angst, man könnte sich darin etwa nicht genug tun.

An solchem Morgen der hygienischen Orgien führen wir im Tagesgrauen durch die letzte Ecke

des koreanischen Landes. Ein grauer, nebelverhangener Morgen, der es einem zum Bewusstsein brachte, dass Sibirien nicht mehr allzu fern war. Die Japaner zitterten vor Kälte in ihren dünnen Kimonos, und desgleichen taten die Koreaner in ihren weißen Gewändern. So hatten sie wenigstens eines gemeinschaftlich in diesem Leben, während es sonst nur die bösen Blicke sind.

Antung heißt die letzte Station auf koreanischem bzw. japanischem Boden. Wie alle anderen japanischen Eisenbahnstationen ist sie großzügig eingerichtet, mit einem weiten Bahnsteig, auf dem kimonobekleidete Menschen nicht müde werden, einander schöne Worte zu sagen und sich tief zu verneigen bei jedem neuen Kompliment. Denn das Abschiednehmen ist ein umfangreicher Akt, besonders in Antung, wo die Welt sozusagen ein Ende hat und man hinübergleitet in ein Land, wo das Gesetz nicht viel länger ist als ein Flintenlauf. Langsam, ganz langsam geht es auf der großen Brücke über den mächtigen Yalufluss, dessen Fluten sich gelb vorüber schieben unter dem grauen Himmel.

Schon sind wir in der Mandschurei, dem großen, wilden Niemandsland von heute, dem Zankapfel der großen Politik, an dem sich die Diplomaten ihre pazifistischen Milchzähne ausbeißen. Man braucht das gar nicht erst gewusst zu haben, um es zu merken, sobald man das Land betritt. Der Bahnsteig ist stachelig mit Bajonetten. Soldaten stehen feldmarschmäßig ausgerüstet auf Posten in einer langen Linie, in zehn Meter Abstand. Japanische Soldaten,

Chinesen, Russen, Pelzmützen, Kanonenstiefel und überall der Revolver handlich und augenscheinlich in jeder Hüftentasche. Sind's Nord- oder Südchinesen? Sind's rote oder weiße Russen? Wer kann es wissen? Aber soviel weiß man, dass man plötzlich mit beiden Füßen in einem fantastischen Lande steht, in dem die Staatsautorität an einem Zwirnfaden hängt, eine Beute für den, der sie beim Schopfe greift, ein Land, in dem jedermann in Weltgeschichte macht und das Abenteuer mit wilden Augen aus allen Winkeln schaut.

Aber es ist, als ob die Natur entschädigen wollte für die Bosheit der Menschen. Während der Zug hinaufkeuchte in ein wildes Bergland, in dem nur da und dort eine kümmerliche Hütte hinter mürri-schen Lehmmauern stand, da brach auf einmal die Sonne durch. Da konnte man es verstehen, warum die Menschen sich um diesen Erdenwinkel raufen. Einen schöneren gibt es nicht zwischen Peking und Moskau. Und wenn man dem trauen darf, was man hört, und was man sieht vom Eisenbahnwagen aus, gibt es auch keinen, der reicher wäre an natürlichen Bodenschätzen. Von Zeit zu Zeit, wenn man eben in der schlimmsten Wildnis zu sein glaubt, fährt der Zug in eine Station ein. Lagerschuppen, Maschinenhallen, Schutthalden, Schornsteine, aus denen der bläuliche Dampf der Schmelzöfen kommt. Es sind die Bergwerke der Südmandschurischen Eisenbahngesellschaft, die ihrerseits nur eine andere Firma der japanischen Regierung ist. –

Wenn man die Yankees ausnimmt, ist kein ande-

rer Imperialismus so aggressiv wie der japanische, und keiner so erfolgreich. In diesen letzten Jahren haben ihm alle Dinge zum besten gedient, geradeso, als ob die ganze Weltgeschichte nur ein gestelltes Theater zur höheren Ehre Nippons gewesen wäre.

Nach Formosa,<sup>2</sup> Sachalin<sup>3</sup> und den deutschen Südeinseln hat er das ganze Kaiserreich Korea verschluckt und wirft nun seine Blicke nordwärts mit dem durch Essen erzeugten Appetit. So sehr fühlt er sich bereits als Herr und Meister der südlichen Mandschurei, dass man eine Ausstellung ihrer Produkte heute sogar unter der Abteilung »Japanische Besitzungen« auf der gegenwärtigen Ausstellung zu Kioto bewundern kann. Man hat den Mund nicht zu voll genommen, denn sie ist eine solche in beinahe allem, außer dem Namen.

Die beiden Ausgangspforten – Korea und der Hafen von Daieren, das frühere Dalny – befinden sich in japanischen Händen, die Eisenbahnen, die Bergwerke, die Banken desgleichen. Der japanische Yen ist das allgemein anerkannte Zahlungsmittel. Den letzten und entscheidenden Streich wagte man seinerzeit durch das bekannte Ultimatum der einundzwanzig Punkte, deren Annahme den letzten Rest chinesischer Souveränität vernichtet hätte. Es wurde abgelehnt, und so suchte man in den letzten Jahren auf dem Umwege einer großzügigen Kolonisation das zu erreichen, was im Frontangriff nicht zu erlangen war. Ein Versuch am untauglichen Objekt, denn der Japaner ist nur ungern Kolonist in völ-

lig fremdem Lande und hält nur dann in der Fremde aus, wenn die letzte Möglichkeit einer Existenz in der Heimat verschwunden ist. Anders die Chinesen, die überall zu Hause sind und sich überall zu helfen wissen. Die fortdauernden Unruhen im eigentlichen China ließen sie die Mandschurei mit ihren vergleichsmäßig gesicherten Verhältnissen als eine Art neuen gelobten Landes ansehen, auf das sie sich in hellen Haufen stürzten. Allein das Jahr 1927 brachte eine Einwanderung von einer Million aus der von Hungersnot heimgesuchten Provinz Schantung. Die noch vor zwanzig Jahren ganz dünn bevölkerte Mandschurei, die das gegebene Land für den Bevölkerungsüberschuss Japans schien, wurde über Nacht von Chinesen besiedelt, die sich nun nach Wiederherstellung der Einheit ihres Landes auch politisch wieder zu fühlen beginnen, während den Japanern anscheinend doch noch die mandschurischen Felle wegschwimmen, die sie schon so fest in der Hand zu haben glaubten.

Inzwischen ist alles hier im Werden. Die Staatsautorität ist eine »*chose pour rire*«, ein Ding, an dem man sich gesund machen will im Wechsel der Herren, ganz nach dem Rezept jenes biedereren Chinesen, der mich schon während des ganzen Vormittags als ein brauchbares Objekt zur Auffrischung seiner sehr mangelhaften englischen Kenntnisse mit Beschlag belegt hatte. »Tschangtsolin? Tschiangkai-schek? – *oh yes, him allright*, aber sie sind mir alle ebenso lieb wie der Mikado, so lange ich an ihnen was verdiene.«



Und gerade in diesem Augenblick fuhr der Zug im wütenden Regensturm in den Bahnhof von Mukden ein.

## Wetterwinkel

Charbin (Mandschurei), im Oktober

Es gibt Orte, die man schon zu kennen glaubt, ehe man sie gesehen, und dazu gehört auch Mukden. – Mukden, die Hauptstadt der Mandschurei, das Letzte, das Äußerste an Entfernungen, weit drinnen, hinterwärts von Sibirien, wie könnte solche Stadt in ihrer äußeren Erscheinung auch etwas anderes sein als der Inbegriff alles Exotischen, alles Chinesischen und Überchinesischen.

Aber die Wirklichkeit ist eine rechte Enttäuschung. Da kommt man auf einen Bahnhof, der auf weiter Flur allein steht vor einem ungeheuren Platz, der ringsum ganz bürgerlich europäisch umsäumt ist von hohen Häusern, die man hunderttausendmal auch wo anders gesehen. Eine elektrische Straßenbahn ist auch da, und vor dem Ausgang stehen lange Batterien von russischen Panjekutschen mit struppigen Gäulen und ebenso struppigen Kutschern in ungeheuren Pelzmänteln. Es ist ein ungemütlicher Tag. Ein eiskalter Wind fegt den Regen über den Platz. Russisch, beinahe schon sibirisch sieht es hier überall aus. Russisch kommt man sich auch vor, wenn man stadteinwärts geht über eine große, breite Straße, die eine billige Nachahmung der »Twerskaja« in Moskau ist. Man geht weiter

durch viele Straßen und sucht die Stadt und findet sie nicht. Man wandert ewig durch eine Vorstadt inmitten der nachgemachten Eleganz drittklassiger Kaffeehäuser und Friseurläden. Vorstadt von China, Vorstadt von Russland. Ein Gewirr fremdartiger Sprachzeichen starrt einen von den Ladenschildern an, aber die Häuser selber könnten ebenso gut in Gelsenkirchen, Sterkrade oder sonsteinem aus dem Boden gewachsenen Industrieorte stehen.

Wie weit ist man hier von China, wo alles eng zusammen wohnt aus lauter Freude an den lieben Mitmenschen, wie weit von Russland mit seiner behäbigen Großspurigkeit. Die Nässe des kalten Nachmittags spiegelt sich in dem Asphaltpflaster – wirklichem Asphaltpflaster in Mukden! Irgendwo raucht eine große Fabrik. Ein Bankgeschäft steht protzig an einer Ecke. Vom Regierungsgebäude weht die fünffarbige Flagge Nordchinas. – Jetzt wissen wir wenigstens, wem dieses Land offiziell gehört, nachdem wir so lange im Zweifel waren. Und es scheint eine Regierung zu sein, die Geld hat, trotz allem, denn dicht daneben wird eben ein ganz großer Gouverneurspalast gebaut in hypermodernem, kubistischem Stil, wie ihn die Bolschewisten bei ihren Neubauten anwenden. – Aber dieses ist doch hier nach Moskauer Sprachgebrauch ein reaktionäres, ein weißes Regiment. Kenne sich einer aus in Mukden!

Eine Nacht in der Eisenbahn bringt einen von Mukden nach Chan Chun, dem Endpunkt der japanischen Bahn, und damit in das Gebiet des »Chinese Eastern Railway«, das noch mehr zu raten aufgibt.

Schon die Flagge, die von den Stationsgebäuden weht, ist sicher eine der größten Merkwürdigkeiten auf dem Gebiete der Heraldik. Oben zeigt sie die fünf Farben Tschangsolins und unten die rote Flagge Moskaus mit Sichel und Hammer. Weiße und Rote, Bolschewiken und »Burschui« in traulichem Verein auf einem Wahrzeichen! Von Reinlichkeit, Ordnungsliebe und sonstigem Komfort dieser ostchinesischen Bahn gibt es gerade kein Loblied zu singen, aber desto stattlicher ist die Bahnpolizei, wie überhaupt der ganze militärische Aufwand, der diese interessanteste aller Bahnen bewacht. Schon gleich bei der Passrevision meldete sich ein Offizier in wahrhaft fürstlicher Uniform, mit stattlichem, grau-meliertem Vollbart, der, wäre er mir in Hollywood begegnet, einem sicherlich als ein ehemaliger zaristischer Feldmarschall erschienen wäre, der nun in Rasputinfilmen mimit. – Aber siehe, er war ein bolschewistischer Tschekaagent!

So seltsam ist dieses Land, so wild und verworren, und doch wieder so großzügig, auf seine Art. Im Weiterfahren kommt man über einen Fluss, der mindestens noch einmal so breit ist wie der Rhein, vorbei an endlosen Stoppelfeldern, über denen die Raben krächzen. Bei sinkender Nacht fahren wir in den Bahnhof von Charbin ein.

Charbin ist eine Stadt, die auf ihre Art schon Weltgeschichte gesehen hat in diesen letzten Jahren. Und das sieht man ihr an. Als der Zar noch in Petersburg residierte, war sie das östliche Ausfalltor des russischen Imperialismus, eine geladene Pis-

tole, die nach China und Japan zielte, der große Knotenpunkt der Bahnen nach Peking und Wladiwostok. Der Himmel war hier noch höher und der Zar noch weiter wie anderswo in dem großen Reiche. Da konnte sich zur Not jeder perfekt wie ein kleiner Zar vorkommen und sich mit einem dementsprechenden Hofstaat umgeben. So wurde Charbin schon vor Jahren zu einem *arbiter elegantiarum* des fernen Ostens, einer Art Klein-Paris im hintersten Sibirien. Und das geht ihr heute noch nach, trotz des Wechsels der Zeiten, der dieser Stadt nichts Gutes gebracht hat. Für eine kurze, tolle Zeit war sie seitdem der Brennpunkt der Weltgeschichte, der große Magnet, der alle Abenteurer anzog, die heute heimatlos durch alle Länder ziehen. Das war die Zeit, wo der »tolle Baron« Ungern-Sternberg hier seine »Weiße Republik« aufrichtete, eine Art »russisches Preußen«, von dem aus das große Kaiserreich einen neuen Siegeszug antreten sollte.

Man braucht nur einmal an einem Abend im Glanze der Lichter über die »Kitaiskaja«, die Hauptstraße, zu gehen, um es sich selbst mit Staunen zu sagen: »Solche Stadt hast du noch nie gesehen. Solche Stadt gibt es nur einmal auf dieser Erde«. Hier ist der Luxus, hier ist der Betrieb, hier herrscht ein Nachtleben, wie es Berlin nicht lebendiger aufzuweisen hat. Hier herrscht Hunger und Not und unbeschreibliches Elend. Hier wird Weltgeschichte gemacht, in Ministersesseln gehandelt und mit Säbeln spekuliert. Alles liegt hier offen zutage ohne bürgerliche Hemmungen, die Not nicht minder wie das

Glück, und über allem lacht das Abenteuer. –

Ja, Charbin ist eine Stadt, in der sich leben lässt! Das Leben ist nicht nur interessant, sondern auch billig, zum mindesten für den, der eben aus Japan und China kommt, wo es einem abwechselnd heiß und kalt überläuft bei den Hotelpreisen, die man dem weißen Sahib abnimmt. Das Papiergeld ist hier freilich schmutzig und schmierig, wie bei uns in den Zeiten der schlimmsten Inflation, aber man kann etwas dafür kaufen. Für fünfzig bis sechzig Kopeken wird man eine Stunde lang in rasendem Galopp in der Stadt herumgefahren in flinken Panjekutschen, deren romantische Eigenart ich nicht eintauschen möchte gegen die herrlichste Limousine. Die Kutscher freilich können einem in der Seele leid tun. Zumeist gehören sie zu der unglücklichen Schar der weißen Russen, die heute ihre Not, ihr bewundernswertes »Nitschewo« und die fressende Sehnsucht nach »Mütterchen Russland« in alle Weltteile tragen. Schon lange sind sie nicht mehr die Herren im Hause, wie zu Ungern-Sternbergs Zeiten. Sie sind ins Hintertreffen gekommen, hinter die Roten, die es unter anderem auch verstanden haben, die Eisenbahn wieder in ihre Hand zu bringen, und selbst kaum mehr auf gleicher sozialer Stufe mit den Chinesen. So bringt man sich durch als Kutscher, als Kaffeehauskellner, man schickt Frau und Kinder auf die »Kitaiskaja«, zu betteln in den kalten Nächten. Man lebt – nun ja, von was lebt man wohl in dieser Stadt, die so viele Herren, so viele Fahnen gesehen? Man lebt von der Hoffnung auf den Wechsel und

vom Wechsel auf die Zukunft, nach der Moral der Abenteurer.

*»So lasst uns fest an diesem Glauben halten:  
Ein einz'ger Augenblick kann alles umgestalten!«*

## Fahnen über Irkutsk

Irkutsk, im Oktober

Über Charbin brütete trübes Wetter. Der Himmel war grau, und es sah aus, als ob es eben schneien wollte. So recht das Wetter, um nach Sibirien zu reisen.

Es ist eine öde, einsame und wohlbewaffnete Gegend, durch die man weiterhin fährt. Vor allem wohlbewaffnet. Jeder zweite Mann auf den Bahnsteigen trägt ein Gewehr. Soldaten in grauen Mänteln, Zivilpersonen im Schatten riesiger Pelzmützen, Bahnbeamte, Bahnpolizei, sämtlich bewaffnet mit Gewehr und Revolver – und über allem flattert die seltsame bolschewistisch-nordchinesische Flagge über dem Stationsgebäude. Es ist ein Land, in dem die Natur so reich ist wie die Menschen. Aber es ist ein schönes Land, trotz allem, mit den weiten, kahlen Steppen im fahlen Grau und den grenzenlosen Ausblicken über massige Berge und schneebedeckte Passhöhen, die hinüberführen in die wilde Mongolei. Nur ab und zu sieht man einen Reiter auf struppigem Pferd oder eine zweirädrige Karre, die vierspännig querfeldein über die Steppe jagt. Denn

in diesem Hinterlande gibt es zwar eine Eisenbahn, aber bürgerliche Landstraßen sind ein unbekannter und ärgerlicher Begriff für die Söhne der Wildnis. Es ist ein Land, in dem man einmal losgelassen werden möchte mit nichts als der Lust nach dem Abenteuer, dem Rausch der weiten Fernen und dem unbändigen Gefühl der Unabhängigkeit, das einem überall entgegenlacht.

Aber hart im Raume stoßen sich dennoch auch hier die Sachen. Das kommt einem heiß zum Bewusstsein, wenn man bei dunkler Nacht in den Bahnhof von Mandschuria an der sibirischen Grenze einläuft. – Zollrevision. So etwas gibt es auch an diesem Weltende! Und sie wird sogar noch gründlicher ausgeführt als anderswo, damit man gleich den richtigen Begriff bekommt von dem gelobten Bolschewistenlande. Stundenlang steht man vor seinen paar Klamotten und wartet auf das Belieben der Genossen Zollbeamten, mehr aber noch auf das des Genossen Tschekaoffiziers, der die Pässe unter die Lupe nimmt und vor allem sich auch mit der Gewissenhaftigkeit eines Sherlock Holmes nach dem mitgebrachten Bargeld erkundigt. Denn wenn es etwas gibt, das die Bolschewisten noch mehr als Karl Marx und Lenin lieben, so sind es Devisen aus den finsternen »Burschui«-ländern. Gewissenhaft muss man jedes Pfund, jeden Dollar, jeden japanischen Yen angeben, und ebenso gewissenhaft bekommt man das alles umgetauscht gegen nagelneue Sowjetscheine. Es ist ein Geschäft, das die Mühe lohnt. Zehn Rubel gleich einem Tscherwonez, ein

Tscherwonez gleich x Dollars. Es schwindelt einem ein wenig bei dieser Mathematik. Die Ein- und Ausfuhr russischen Geldes ist vom Gesetz verboten. Bolschewikigeld außerhalb der S.S.-Republik ist daher verfehmt, geächtet, sich selbst überlassen, ohne offizielle Notierung, wie ein steuerloses Schiff auf weitem Meere, und das aus guten Gründen, denn tatsächlich ist es der ständigen Entwertung verfallen. Der stolze Tscherwonez wird heute schon zum halben Preise angeboten in allen Wirtshäusern und Wechselstuben von Charbin. Ein besseres Geschäft gibt es nicht, und man nimmt es mit, denn der Himmel ist hoch und Stalin ist weit.

Aber einmal findet selbst eine sowjetistische Grenzkontrolle ihr Ende, und während man nun weiter fährt in das gelobte, verlästerte Land, erlebt man etwas, auf das man eigentlich nicht gefasst war: das schöne Sibirien! Es ist wahrlich ein Land, das besser ist als sein Ruf; garnicht so eintönig, gar nicht so flach und öde, wie man es sich gewöhnlich vorstellt. Stunden-, nein tagelang fährt man durch ein mittleres Waldgebirge. Ab und zu kommt man vorbei an einem rauschenden Wildbach oder an einem behäbigen Fluss, der sein Wasser weithin über die Ufer breitet.

Nur zuweilen trifft man auf eine Stadt oder doch das, was man in Sibirien unter diesem Namen versteht. Ein paar hölzerne Hütten, Pelzkappen auf dem Bahnsteig, Panjekutschen, die auf Gäste warten, die niemals kommen. Von Autos nirgendwo eine Spur. Man ist um ein Jahrhundert zurück in



der Weltgeschichte in diesem glücklichen Lande. Noch immer ist man im äußersten, im transbaikalischen Teil des großen russischen Reiches. Aber schon taucht im Morgengrauen der Baikalsee auf, und auch der ist ein Anblick, der die weite Reise lohnt. Andere Seen mögen sonniger sein, aber sicher gibt es auf dieser Erde keinen zweiten, der einen tieferen Eindruck auf den Beschauer hinterlässt. Den »Heiligen Baikal« nennt ihn der Russe, und es schwebt in der Tat eine übernatürliche Atmosphäre um diese unwahrscheinlich klare Wasseroberfläche, in der sich die Wälder spiegeln. Weit und breit sieht man nichts Lebendiges.

Irkutsk, sonst in der Welt bekannt und verrufen als der Inbegriff der Ferne und Kälte, ist in den Augen des Sibiriers der letzte Triumph einer Großstadt, der Ort, zu dem man pilgert, wenn man sich mal richtig amüsieren will. Es ist das »Sibirische Athen«, mit Kathedralen und goldenen Kuppeln, die zum Teil noch von den Architekten stammen, die einst der vielgewandte Peter der Große hierher verbannte. Er schlug damit zwei Fliegen mit einer Klappe.

Aber freilich ist es eine Weltstadt nach sibirischen Begriffen, d. h. nicht viel mehr als ein besseres Dorf in anderen Zonen. Es ist aber so still ringsum, so weitläufig und verträumt, so behäbig »bürgerlich« – möchte man beinahe sagen, wenn das nicht eine Todsünde wäre in diesem Bolschewikenlande! Die Straßen so breit, dass sie Platzangst verursachen, die Häuser niedrig, oft verziert mit wun-

derlichen Schnitzereien. – Ja, und zuweilen sieht man sogar einen Menschen auf der Straße! Aber da gingen wir durch die *Leninskaja*- oder war es die Karl-Lieb knecht-, die Rosa-Luxemburg- oder die Karl-Marx-Straße? Es war an einem jener vielen Festtage, die sie feiern, weil sich so besser hungern lässt. Von fernher kam wilde, aufreizende Musik. Rote Fahnen blitzten auf. Nun marschierten sie vorbei im Gleichschritt: Soldaten in braunen Mänteln, die fast bis zur Erde reichten, ganz die Muschiks von früher, nur dass der rote Stern an der Mütze leuchtete, dazu junge Burschen in roten Blusen, Weiber mit revolutionären Bubiköpfen, alles in buntem Durcheinander, so wild und verworren wie die Musik, aber ein einziger mächtiger Rhythmus, der alles durchbebt:

»Wir sind die rote Garde, das Proletariat...«

Wirklich ein Festtag? Es ist nur ihre Art und Weise, den Rekruten den Laufpass zu geben, ehe sie wie die Heringe verfrachtet werden nach den Garnisonen in Wladiwostok und hinterwärts von Irkutsk. Nur ein Intermezzo, eine alltägliche Angelegenheit. Der Kutscher auf dem Bock des Panjewagens schaut nur einmal auf und schläft gleich wieder ein. Der deklassierte »Burschui« hüllt sich dichter in seinen schäbigen Mantel und knirscht ein wenig mit den Zähnen.

Nitschewo!

Denn was ist die Welt, der Wechsel der Zeiten in Irkutsk?

# Im Bummelzug durch Sibirien

Nowo-Sibirsk, im Oktober

In Irkutsk haben wir dem Expresszug den Laufpass gegeben, denn erstens ist er teuer, zweitens eine rechte Schneckenpost und drittens – nichts als ein Stück Propaganda wie so manches andere hierzulande. Wären wir so weitergefahren, hätten wir niemals etwas von Russland gesehen.

Nun aber war ich begierig auf die Wunder des Postzuges, der erst in fünf Stunden fällig war.

Was tun in der langen Zeit?

Ein Punkt, in dem die russischen Bahnen vorbildlich sein könnten für alle anderen, sind die großen, schönen Wartesäle mit ihren hohen Hallen und dem hübsch getäfelten Fußboden, auf dem selbst in Sibirien Palmen stehen. Bolschewistisch geht es hier zu. Der Typus des feinen Mannes ist gänzlich verschwunden. Kragen und Krawatten sind unbekannt. Es riecht nach Pelzmänteln und Juchtenleder und ein wenig nach Wodka. Lauter Proletarier, oder solche, die sich dafür ausgeben. So sitzen sie an langen Tischen stumm und breit und löffeln eine recht gute Suppe, die man für dreißig Kopeken bekommt. – Dreißig Kopeken? Aber so etwas war einst für deren fünf zu haben, in den vergangenen finsternen »Burschui«-Zeiten! Nach der Mahlzeit geht man in die Leninecke und vertieft sich in die dort ausgebreitete Literatur. Es ist kein Mangel daran. *Pravdas* und *Isijaswest* liegen da in Haufen, Zeitschriften in ganzen Reihen, denn die Propaganda ist das Lebens-

werk des Bolschewismus, und mehr noch als anderswo passt das Dichterwort für die Sowjetrepublik:

*»Papier, ich hör' dich schreien.  
So wird der Staat regiert!«*

Aber es ist fast durchweg gutes Papier und eine saubere Aufmachung, die Bilder in den Zeitschriften garnicht in der überspannt kubistischen Manier, die unsere Edelkommunisten vielfach beliebten, sondern eher altfränkisch aufgemacht, mit treuherzigen Darstellungen von Helden und Heiligen – ja, Heiligen, nur dass sie eben den Glauben gewechselt haben. St. Marx und die heilige Rosa für zehn Kopeken, buntgedruckt für die russische Bauernstube. Fehlt nur noch der Heiligenschein; aber das kommt noch. Und das wird gekauft! Die Jugend frisst diese Druckerschwärze. An etwas muss sie ja glauben, wo man alle anderen Götter zerschlagen hat.

Im übrigen ist es gemütlich in der Leninecke, warm und mollig, so recht der Platz, um auf einen sibirischen Postzug zu warten. Auf einmal aber ist allgemeiner, fluchtartiger Aufbruch. Haben sie ihn doch noch rechtzeitig bemerkt, den Genossen Komosol mit der roten Bluse und der drohenden Sammelbüchse für die Genossen Hafenarbeiter in Hamburg? Im rechten Augenblick kam der Postzug ...

Das Reisen in Russland war von jeher ein zweifelhaftes Vergnügen. Sibirische Bummelzüge sind nicht eben der Inbegriff der Bequemlichkeit und Ele-

ganz, und die Sitten der Mitreisenden sind reichlich bolschewistisch. Aber man macht es wie die anderen. Man wappnet sich mit Geduld. Man sagt »Nitschewo«, und es geht. Sibirien ist das Land der sehr großen Entfernungen. Die mittlere Distanz zwischen den Stationen beträgt einige fünfzig oder sechzig Kilometer. Größere Städte liegen tausend Meilen voneinander entfernt. Niemand kann zwischen Frühstück und Mittagessen seine Reise erledigen, und darum ist die Eisenbahn nicht nur ein Beförderungsmittel, sondern eine Art Heimat für alle, die sich ihr anvertrauen. Immer sind die Züge überfüllt, und darum ist jeder darauf angewiesen, neben seiner Fahrkarte noch eine Platzkarte zu erwerben, die ihm das Recht gibt, in übereinanderliegenden Kojen seine Glieder auszustrecken auf Betten, die man selbst mitbringt. Tagsüber werden diese Dinger heruntergeklappt, und alles hockt eng zusammen auf den Bänken. Es ist ein Bild, das einem das Zwischendeck eines Auswandererschiffes in Erinnerung bringt. Die Bauernfrauen mit großen Tüchern um den Kopf, die Männer mit langen Stiefeln aus bestem Juchtenleder und umfangreichen Pelzmänteln, von denen jeder den Platz für zwei Personen einnimmt.

Die Luft ist so dick, dass man sie mit dem Messer schneiden könnte, und die Doppelfenster sind mit einer gleichmäßigen grauen Schmutzschicht überzogen, sodass man von den vorübergleitenden Schönheiten des Landes Sibirien so gut wie gar nichts sieht. Nur verschwommen, wie durch einen

Schleier, sieht man die fast ununterbrochene Linie der Fichten- und Birkenwälder. Eintönig dehnen sie sich nach allen Seiten in der Ebene aus, durch die der Zug Tage und Nächte lang hindurchrollt, als ob sie endlos wären wie der Himmel, der sich darüber wölbt. Langsam wird das Wetter immer sibirischer. Der Himmel wird grau, dicke Schneeflocken wirbeln hernieder. Die Wipfel der Fichtenbäume beginnen sich zu beugen unter der weißen Last. Kann es anders in Sibirien sein? Auf einer großen Brücke geht es über den Jenissei, auf dem die Eisschollen langsam dem Eismeer entgentreiben. Der Rausch der großen Entfernungen erfasst einen. Es ist ein seltsames Land, dessen düsterer Zauber sich nicht in Worten fangen lässt.

Ab und zu kommt man doch an eine Station, und dann beginnt sogleich der große Wettlauf der Teekannen. Wer in Sibirien über Land fährt, der führt solch eine Kanne mit sich, sonst würde man nicht für voll genommen. Kommt man an eine Station, so füllt man den Tee in die Kanne und läuft so schnell man kann nach dem kleinen Häuschen, wo aus dem Hahn heißes Wasser läuft. Andere sind immer zuvor gekommen, und man hat Gelegenheit, sich in der im bolschewistischen Russland so verbreiteten Kunst des Anstehens zu üben. Es ist eine frostige, zähneklappernde Angelegenheit, aber sie gehört mit zu den Reisefreuden.

Auch sonst ist dafür gesorgt, dass man nicht verhungert. In langer Reihe stehen in Schnee und Wind die kugelrunden Bauernfrauen und breiten

die *chronique scandaleuse* von ganz Sibirien aus, die von Mund zu Munde fliegt. Es ist eine angeregte Unterhaltung – und was zum Verkauf ausgestellt ist, lässt sich auch sehen: gebratene Hühner, Eier, Spanferkel und ähnliche Genüsse. Aber während wir noch beim Betrachten dieser Herrlichkeiten sind, während wir schnell den heißen Tee in Sicherheit bringen, pfeift die schwerfällige Lokomotive. Weiter geht die Reise.

Langsam kommt der Zug wieder in Gang, denn in Russland braucht alles Zeit, zumal die Eisenbahn. Das Material ist alt und schon ein wenig klapperig. Die Lokomotive ist ein bemoostes Haupt von anno 1891, geschmückt mit einem Kaiseradler. Eine finstere, reaktionäre, eine geradezu gegenrevolutionäre Lokomotive, wie denn überhaupt der ganze Zug auf reaktionären Rädern aus der finsternen Burschuizeit rollt. Aber langsam kommt man schließlich doch vorwärts, und so geschah es, dass wir eines Abends endlich doch in den Bahnhof von Nowo-Sibirsk, der Hauptstadt Sibiriens, einliefen.

Im neuen Russland verurteilen sie nicht nur Menschen, sondern auch Städte zum Tode, so auch die sibirische Stadt Tomsk, an deren Stelle das an der Hauptlinie gelegene Nowo-Nikolajew als Nowo-Sibirsk mit allen Mitteln zu einer Art Großstadt *per ordre du moufti* aufgeblasen wird. Am Bahnhof ist allerdings wenig zu sehen von der Herrlichkeit, denn der liegt weit draußen, irgendwo in der Wüste, und das ruppige Panjepferd vor der Kutsche muss tüchtig ausgreifen, ehe man in eine Gegend kommt, die

man mit einiger Fantasie als Stadt ansprechen könnte. Das Wetter ist inzwischen ganz sibirisch geworden. Eine bitterkalte Nacht mit flackernden Nordlichtern, klirrendem Frost und hartem Schnee, der unter den Pferdehufen knirscht. So frostig wie draußen ist es drinnen in dem kleinen sogenannten Hotel, wo uns der Wirt von der Seite anschaut und die Gäste sich misstrauisch in ihren Zimmern verschließen. Denn im neuen Russland haben die Wände Ohren. – Und übrigens: das Zimmer kostet vier Rubel ohne Bettzeug, und der Kutscher verlangt deren zwei für die Fahrt vom Bahnhof. Denn da vorerst nichts Großstädtisches vorhanden ist, so fängt man wenigstens bei den Preisen an, wie denn überhaupt in Sowjetrußland das Pferd, zumal auch der Amtsschimmel, meist beim Schwanze aufgezäumt wird.

Das kommt einem so recht zum Bewusstsein, wenn man anderen tags bei hellem Tageslicht durch die Straßen von Nowo-Sibirsk geht. – Ja, da steht in der Tat so etwas wie ein Wolkenkratzer mitten in der Steppe, als ob es nicht Platz genug gäbe in Sibirien! Da sieht man anspruchsvolle Banken, pompöse Bürogebäude, vielstöckige Mietskasernen. Fürchte indes keiner, dass bei dieser Kälte etwa die Wasserleitung einfriere, denn – es ist keine da, so wenig wie eine Kanalisation oder dergleichen. Dagegen Licht, Licht! Es ist eine echte Bolschewikengründung mit all dem Hang zum Modernen und Übermodernen, ein fantastisches potemkinsches Dorf, dahingestellt mit einem Federstrich. Vor zehn Jahren



stand noch nichts oder so gut wie nichts. Heute hundertzwanzigtausend Einwohner, hunderttausend Bürokraten, hunderttausend Schreibmaschinen, hunderttausend große und kleine Volkskommissare, die von hier aus Sibirien zu Tode organisieren. Aber proletarisch geht es dennoch zu, trotz aller Bürokraten. Überall tritt gewollte und bewusste Ärmlichkeit zutage. Sie sitzt in Russenblusen in den Bankkontoren, sie steht hinter dem Ladentisch im Kooperativgeschäft, sie lungert in den Sesseln im eleganten Café, das dennoch »Burschui«preise nimmt, sie hockt auf den langen Bänken im Speisehaus, aus dem einem eine muffige Armeleuteluft entgegenweht. Weiber sitzen hier mit Bubiköpfen, die so gar nicht zu ihren groben Bauerngesichtern passen, Arbeiterstudenten, die mit ihren Büchern eben aus dem Lenineum kamen.

Das Lenineum – ja, das ist es, worum sich alles dreht!

Ein großes, säulenbewehrtes Gebäude, in dem man alles lernen kann, was sich für Proletarier schickt, und das ist eigentlich nicht viel, denn also ist der bolschewistische Glaube, also beginnt die bolschewistische Weltgeschichte:

»Am Anfang schuf Lenin Himmel und Erde«.

Was vorher sich begab, das war nicht der Rede wert. Da herrschte die Finsternis, da hauste der »Burschui«. Dann erschien über den finsternen Wassern der Geist Karl Marx und die Heilige Schrift »Das Kapital«. Dann kam Lenin, und dann begann die Weltgeschichte.

O Lenin, o Marx, o Engels, o Sankt Liebknecht, o heilige Rosa, die ihr, vorerst noch ohne Strahlenkranz, im Lenineum prangt, die ihr buntgedruckt in jeder Bauernstube hängt, aus Angst vor dem Genossen Dorfkorrespondenten. –

Heilige, unheilige Zeit! Wer kennt sich noch aus in ihren Wundern und Wunderlichkeiten?

## Moskwa – Mekka

Lambrecht i.d. Pfalz, Ende November

Tja – in Russland muss man auch für die Fahrkarten anstehen!

In der Bahnhofshalle von Nowo-Sibirsk standen wir und warteten mit der Geduld, die man nur dem Muschik zumuten kann. Es war kalt, und der Atem lag wie ein frostiger Nebel über der dickgepackten Menschenmenge. So steht man und harrt der Dinge, die da kommen sollen.

Was tut man nicht alles zur höheren Glorie des Sowjetstaates! Nun geht der Schalter auf, nun drängt sich alles nach vorn. Vergebliches Bemühen! Schon klappt der Genosse Bahnbeamte den Schalter wieder zu. Schluss für heute! Keine Fahrkarten mehr! Aber in Sowjetrussland führen viele Wege zum Schalter. Zumeist wird alles »hintenrum« getan, wie bei uns zur seligen Kriegszeit, und so traf es sich gut, dass ein sprach- und landeskundiger Kenner der Verhältnisse neben mir im Gedränge stand. Allem äußeren Anschein nach war er ein Russe wie die anderen, mit Pelzmantel, Pelzmütze

und einem Sack, in dem er seine Habseligkeiten trug. Aber er war aus Berlin, hieß Kunze und wusste, wie man so etwas macht in Russland. – Ich solle einen Augenblick auf seinen Sack aufpassen, derweilen er eine Platzkarte zu meiner Fahrkarte besorge. Schnell verschwand er in der Menge und kam vorerst nicht wieder. Eine halbe Stunde lang stand ich neben seinem Sack und schalt mich einen Esel. Aber auf einmal, als ich schon beinahe alle Hoffnung aufgegeben hatte, stand er wieder vor mir in Begleitung eines Genossen Bahnpolizisten von der G.P.U., also eines richtigen Kommunisten von der siebenmal gesiebten Tscheka, der dennoch eine Stelle hatte, wo er sterblich war, auch in kapitalistischen Dingen, und stramm salutierend für den Bakschisch quittierte. Aber um der Wahrheit die Ehre zu geben: Diese kleine Bestechungsaffäre – war die einzige, die mir begegnete auf meiner Reise durch Russland.

Während wir nun die Reise fortsetzten in der Richtung nach Omsk, wurde Kunze, der schon lange keinen Reichsdeutschen mehr gesehen hatte, nicht müde, mich über Deutschland auszufragen. Ob es wirklich so schlimm wäre, wie es hier in den Zeitungen stände. Er glaube kein Wort davon, denn ein Deutscher sei ein Deutscher und ein Muschik ein Muschik, und wenn es dort noch tausendmal schlimmer wäre, könnte es nicht so sein, wie jetzt in Russland. Früher – da sei es hier ein Land gewesen, in dem Milch und Honig floss, aber heute – da habe er in diesem Jahre Dreißig Desjätinen Land an-

gepflanzt und dafür ein Paar Schuhe bekommen! Und dabei die Steuern, und alle Augenblicke eine Rote-Wehr-Woche, eine Gaswoche, eine Woche für die Genossen Metallarbeiter, und was nützt's, wenn man da in den Wald läuft, wenn das rote Auto kommt? Der Genosse Volkskommissar findet einen doch. Nun sei er müde der Landwirtschaft. Am liebsten wäre ihm auch so ein Propagandaposten; aber dazu müsse man Protektion haben. Jetzt wollte er eine Käserei einrichten, denn damit könne man etwas verdienen. – Aber wie denn hier im Sowjetparadies? Da sei er drei Tage bei den Mandarinern in Nowo-Sibirsk umhergelaufen, bis er endlich im Büro des Genossen Käsekommissar angelangt sei, der ihm bedeutet habe, dass er zu diesem Zwecke eine Genossenschaft gründen und noch fünf Towarischti (Genossen) aufnehmen müsse, die zwar von Käse nichts verstünden, aber dafür umso besser stänkern könnten. Denn so sei es überall hierzulande: die Hauptsache ist, dass einer nichts versteht. Dann stehen ihm die Tore offen zu allen Kommissariaten.

Also sprach Herr Kunze, nicht laut und zornig, wie man meinen könnte, sondern leise resigniert, mit vielen scheuen Seitenblicken nach den Genossen Polizisten von der G.P.U., den Tschekisten. Von diesen gab es nicht wenige im Zuge, und sie waren die einzigen wirklich elegant gekleideten Menschen, die ich sah in Sibirien. In ihren koketten Uniformen mit den fabelhaft geschneiderten Hosen von unmöglichem Umfang – ja, so berühren sich die Extreme! – erinnern sie auffallend an die Faschisten-

miliz.

Und was gibt es noch weiter zu erzählen von der langen Reise durch Sibirien? In Omsk stieg Herr Kunze wieder aus, und dann ging es tagelang weiter durch endlose Wälder über finstere Moore, vorbei an Städten, die klein, geduckt und erdfarben am Boden kriechen, als ob sie sich schämten ihrer eigenen Armseligkeit.

Und an einem frostigen Morgen fuhren wir in den Bahnhof von Moskau ein. Er war so schmutziggrau, so freudlos wie der Herbsttag draußen. In der roten Leninecke lärmte der Lautsprecher des Radios. Anderthalb Stunden lang musste man anstehen, um sein Gepäck aufzugeben. Auf dem Bahnhofplatz stehen viele Panjekutschen und nur sehr wenige Autos, denn – man sollte es nicht für möglich halten in dieser rasenden, autowütigen Zeit – diese Zweimillionenstadt hat noch keine zweihundert Taxiautos aufzuweisen, also noch nicht annähernd halb so viel wie – sagen wir, Suwa auf den Fidschiinseln! Und das hat seine Gründe, denn der hinterste Platz im hintersten deutschen Dorfe hat besseres Pflaster aufzuweisen, als die vornehmsten Straßen dieser Weltstadt, die in den Augen von Millionen Menschen ein Mekka ist. Manches hat man sich unter Moskau vorgestellt. Aber solches nicht. Verwundert geht man durch die Vorstadtstraßen, zwischen armen Teeschenken und liederlichen Barbierstuben. In einer der letzten fragte uns der Friseur – ein polnischer Jude – nach dem Woher und Wohin mit der Gewissenhaftigkeit, die sein Gewerbe mit sich

bringt.

Wo ich denn her käme?

»Von Sibirien.«

»Und wo werden der Herr jetzt hingehen?«

»Nach Deutschland.«

»Nach Deitschland – San Sie a glickliches Monn!«

»Aber bei Ihnen ist es doch auch schön, wo Sie doch im gelobten Lande wohnen?« meinte ich.

Da schaute er sich einmal um, wie das die Leute in Moskau so an sich haben, ehe sie etwas sagen.

»Ja, ist es schön! Ist es serr schenn in Moskau!«

Aber was war es nur, das uns auffiel, während wir weiter durch die Straßen gingen? Hatte jemand die Uhr der Weltgeschichte zurückgedreht auf Anno 1916? War man wieder mitten in Kriegszeiten? Ging der Teufel der Inflation wieder um? Standen sie da nicht in langen Schlangen geduldig in der Kälte vor den Türen der Kooperativläden um ein wenig Zucker, um fünf Pfund Mehl, um schwarzes, klebriges Brot? – Hier in Russland, im reichen Russland, zwölf Jahre nach dem Kriege? War sie hier wieder auferstanden, die liebe alte Z.E.G. unseligen Angedenkens, ging er denn hier noch immer um, der Spuk der »Kriegsgesellschaften«, die einmal auch bei uns den Hunger organisierten? Nun plötzlich wurde uns klar, was Bolschewismus ist, nachdem wir solange um eine Begriffsbestimmung verlegen waren: Es ist die Kriegswirtschaft in Permanenz erklärt, die Hypertrophie der Beamten, die alles zu Tode organisiert.

Aber freilich – es gibt auch hier, wie einst bei uns, noch rettende Inseln, auf die man sich flüchten kann in dieser steigenden Flut des Bürokratismus. Die menschliche Natur rächt sich an dem starren System, indem man nämlich »hintenrum« kaufen kann oder im »freien Handel« bei jenen armen, steuergedrückten Geschöpfen, die man heute noch vegetieren lässt an den Rockschoßen des Bolschewismus. Aber man weiß, wie das einst bei uns auch war. Es ist ein teures Vergnügen, und nicht jeder kann sich das leisten. Musste doch eine mir bekannte Dame zwei Rubel für hundert Gramm Butter bezahlen, wobei sie immer noch billig davongekommen war neben ihrem Gatten, dem der Kopf brummte beim Gedanken an die dreitausend Dollars Vorauszahlung, die er an jedem Jahresbeginn zu leisten hatte auf seine Dreizimmerwohnung in einem Neubau. Denn ein echter Bolschewik mag zwar den Kapitalisten nicht leiden, doch seine Dollars liebt er sehr.

Die Wohnungsnot, die Wohnungsämter in Moskau! – Man müsste die Feder eines Tolstoi,<sup>4</sup> den Spott eines Turgenjew besitzen, um sie auszumalen, man müsste ein Maxim Gorki sein, um ganz hinabzusteigen in die Tiefe dieser Nachtasyle! Da gibt es Wohnungen für die Arbeiter und solche, in denen der Burschui vorerst noch vegetieren darf. Und dann gibt es Häuser für die Genossen von der Partei und für die Volkskommissare, die sich so etwas auf reaktionäre Burschuimanier hintenrum verschaf-

fen, wenn gleich sie es öffentlich nicht wahrhaben wollen.

*»Ich kenne die Weise, ich kenne den Text,  
Ich kenne auch die Verfasser,  
Ich weiß, sie tranken heimlich Wein  
Und predigten öffentlich Wasser.«*

Aber viel Platz ist weder für die einen noch für die anderen, und Frau Sorge sitzt vor allen Haustüren. Man geht über den langen Boulevard, den weiten Prospekt und sieht die Häuser, die so kahl dastehen wie die vom Herbstlaub entblätterten Bäume. Grau und verwittert die Mauern, verrostet die Laube vor der Tür, verkommen die Gärten.

Heiliges Russland! Heiliges Moskau! Wie mag es hier einst lustig hergegangen sein im Glück und im Sommer des Reiches! Noch schimmert die alte Herrlichkeit hinter den Mauern des Kremls, noch leuchten die goldenen Kuppeln der Kathedralen, selbst unter den roten Fahnen derer, die die Lichter des Himmels ausgelöscht haben.

Wer wollte leugnen, dass auch viel Idealismus, viel ernster Wille hinter diesen neuen Mächten steht oder stand! Aber sie sind damit hausieren gegangen nach ihrer Art, sie haben ihn umgeprägt in billige Münze und ihn auf dem Markt verschleudert, sie sind gescheitert an der menschlichen Natur, bis nichts mehr übriggeblieben ist als die klappernde Mühle des Bürokratismus, der alles verschlingt.

An einem Herbsttag, einem Wintertag schon bei-



nahe, machte ich mich auf den Heimweg. »Nach Berlin« stand auf dem Zuge. Da fühlte ich mich schon zu Hause.

Und am nächsten Tage ging ich durch bucklige, heimatliche Straßen, zwischen hohen, wunderlichen Häusern und stolzen Kirchturmspitzen, um die Nebel hingen. »Ja,« sagte ich mir, »ein Jahr lang war die Welt wieder dein. Ein Jahr lang hast du alles gesehen: Die weitesten Meere und die fernsten Länder, du hast dich müde geschaut an fernen Schönheiten und vollgetrunken an der Sonne. Und möchtest doch alles hergeben für einen einzigen grauen Novembertag in Deutschland.«

*»Deutschland, mir tat's gefallen  
In manchem fernen Land,  
Dir aber hat Gott vor allen  
Das beste Teil erkannt!«*

- 
1. Bis dahin sind die Erlebnisse geschildert in dem Buch: »1001 Abenteuer«. <<<
  2. Taiwan <<<
  3. Sachalin liegt im Pazifik (nördlich von Japan) und ist die größte Insel Russlands. <<<
  4. russischer Schriftsteller (1828–1910) <<<

## Palästina und Syrien|(März bis Juli 1929).

### Gespräch auf Capri<sup>1</sup>

Capri, im März

Wir saßen auf der Terrasse des Hotels und schauten hinab auf das Meer und die sonnige Landschaft. Weiß leuchtend in griechischer Schönheit standen die Säulen, über die sich die Weinstöcke rankten. Drunten arbeiteten die Leute in den Weinbergen unter blühenden Mandelbäumen. Ein leiser Seewind brachte den Duft der frischen Erde. Überall war Leben, überall Farbe, und es war, als ob die Natur mit einem tiefen Atemzug den verspäteten Frühling begrüße, die Natur und mit ihr das laute Leben der südländischen Gasse. Es trippelte auf der Piazza, es klapperte von Holzschuhen in den engen Gässchen, sodass man nur gelegentlich etwas festhalten konnte von dem Gespräch, das da am Nebentisch geführt wurde.

»Zimmer mit Badd ...«

»Wie viel? Hundertfufzig pro Nacht?«

»Na, wenn schon – aber erstklassig!«

»Zwohundertfufzig pro Tag in Mailand.«

»Volle Pension natürlich.«

»Na und mit die Gänge! Wo man ohnehin schon Anlage hat zum Starkwerden –«

In dem Augenblick fuhr ein knarrender Ochsenwagen vorüber. Die Uhr der Kathedrale schlug laut und herausfordernd. – Diese Uhr: So hatte sie

schon Goethe gehört auf seiner italienischen Reise, so hatte sie auch geschlagen, als hier im Feuer verzehrender Leidenschaften der Zarathustra geboren wurde.

Wieder flatterte etwas herüber von der Unterhaltung nebenan.

»Emser Pastillen –«

»Veraltete Sache!«

»Müllern Sie?«

»I wo!«

»– Nein, eine ganz neue Erfindung – Entfettungstabletten. – Zweimal die Woche – todsicher.«

Die Sonne sinkt. Schatten huschen über das Land. Der Abend liegt rot auf dem Meere. Groß und fantastisch, wie glitzernde Märchenschlösser stehen die goldumränderten Wolken über dem Horizont.

»Tja – meine Frau nimmt, mit Verlaub zu sagen, zweimal pro Woche innerliche Sitzbäder.«

»Wie interessant! Und bekommt Ihnen das? Ich meine – spüren Sie da irgendwelche dauernde Wirkungen?« – – –

Nun ist der Tag schon fast gestorben mit der Sonne. Die weißen Felsenzipfel leuchten noch einmal blutrot auf in den letzten Strahlen. Dunkel, still, unwahrscheinlich blau ist das Meer. Da und dort zieht ein weißes Segel, von fernher schimmert das Häusermeer von Neapel. Dicht neben uns steht stumm und finster eine Pinie, als wüsste sie um die Gespräche, die mit den Abendschatten durch die Gegend ziehen.

»Kuchen! Aber ich bitte, das ist doch Gift für Sie, Herr Kimmending.«

»Na, wie viel taxieren Sie wohl mein Gewicht –?«

Wie viel wohl? Da sind wir nun wirklich selbst gespannt. So um zweihundertfünfzig mag es wohl liegen. Aber da geht zur Unzeit wieder einer auf lauten Holzschuhen vorüber. Da knarrt wieder ein Ochsenwagen. Da erwacht der Campanile.

Das Gewicht des Herrn Kimmending... Es wird nun doch ein Geheimnis bleiben, das die Nacht und die Sterne einander zuraunen unter dem Himmel von Capri. –

## Heiliges, unheiliges Land

Tel Awiw, im April

Wieder einmal hält der Dampfer. Wieder einmal liegen wir vor einer hohen Küste und einer Stadt, die gelb und kahl daliegt in der frühen Sonne, überhöht von Kirchtürmen, Minaretten, Synagogenkuppeln, ganz ein Sinnbild dieses widerspruchsvollen Landes.

»Ziehe deine Schuhe aus, denn der Ort, worauf du stehst, ist heiliges Land.«

So hat schon mancher die Küste von Jaffa gesehen, angefangen von den Kreuzfahrern bis zu diesem modernen Spuk der neuen Palästinafahrer. Viel Volk ist hier ein- und ausgegangen im Lauf der Jahrhunderte, aber der Hafen von Jaffa ist heute noch so, wie er zu Vater Abrahams Zeiten gewesen sein mochte: eine offene Küste, gegen die die Brandung

anläuft, ein bewegtes Meer, auf dem die Barken ein schaukeln, eine lärmende Schar von mehr malerischen als reinlichen arabischen Bootsleuten, teilweise geschmückt mit Zionssternen und hebräischen Schriftzeichen, die Gläubigen und Ungläubigen ihre Ämter und Vorzüge verkünden, soweit diese das zu lesen verstehen. – Und nun spricht es sich langsam herum, dass doch nicht alles lobenswert ist im gelobten Land, dass drüben die Kontrolle, die Quarantäne ein Leidensweg, eine Orgie des Sankt Bürokratismus sei und dass – gegen eine kleine Vergütung von einem Palästinafund –

Dies mit einem Augurenlächeln und einem verständnisvollen Augenzwinkern, das alle Sprachen spricht. – Ja, aber ein Palästinafund sind einundzwanzig Mark.

Ach, wäre ich dem Rat der freundlichen Männer gefolgt! Da standen wir nun schon eine Stunde lang im Sonnenbrande, bewacht von Schutzleuten, die zahlreich waren wie der Sand der Wüste, und warteten, bis es dem Chauffeur beliebte.

Zunächst geht es zur weit abgelegenen Quarantänestation, wo einem zunächst einmal sämtliche Kleider weggenommen werden. Dafür bekommt man einen langen, blauen Kaftan, in dem man dann zwei Stunden lang Zeit hat zum Nachdenken über das neue Jerusalem, derweilen sie die Kleider, die Schuhe, die wertvollen Pelze der Damen in einem mächtigen Kessel förmlich zu Brei zerkochen. Und nicht genug mit diesen eigenartigen Methoden der Gastfreundschaft, wird man zwischendurch noch

über einen großen, schattenlosen Hof von Baracke zu Baracke gehetzt, vielmals angeschnauzt und mehrmals um einige Schillinge erleichtert, bis dann endlich – ohne irgendwelche vorhergehende ärztliche Kontrolle, aber jeder mit der beruhigenden, amtlich abgestempelten Bescheinigung: »*Good health*« – die ganze Reisegesellschaft mit total zerknitterten Anzügen wie eine Räuberbande in die Freiheit des neuen Landes entlassen wird. – Im Laufe eines Lebens der Wanderungen und Abenteuer bin ich über so viele Grenzen gekommen wie nur irgend ein lebender Mensch und habe dabei manchen Strauß ausgefochten mit mancher Grenzkontrolle, aber solche Szenen kompletter Kopflosigkeit sind mir noch nicht vorgekommen.

Solltest du aber, lieber Leser, auch einmal diese Grenze überschreiten, so sei gewarnt: Höre auf das Wort der lächelnden, augenzwinkernden Männer, zahle das Pfund.

Langsam schlendern wir durch die Straßen von Jaffa, die uns dünken, als ob sie auch einer Desinfektion bedürftig seien. Aber schön sind sie, wie der Orient immer schön ist für den, der ein Auge dafür hat. Da sind sie nun alle wieder, die lieben alten Gestalten der Bettler, der Schuhputzer, der Wasserträger, da schwanken die Kamele, da trippeln die Esel, da stehen die Händler, die die seltsamen Dinge verkaufen, aus denen ein Geruch aufsteigt – ein Geruch –

Da ist der Kaufmann, der über seinen Schätzen thront und in die Sonne schaut nach Kunden, die

niemals kommen. Da ist das Kaffeehaus, in dem hohe Herren unter noch höhere Fesen bei gurgelnder Wasserpfeife ewig Domino spielen und barfüßige Bettler mit tiefem Salaam für halbe Piaster quittieren. Und jeder macht die Gasse zu seinem Haus und sein Haus zur Gasse, wie man das immer getan hat unter dieser Sonne.

Ah, aber die Zeiten beginnen sich dennoch zu wandeln: Was ist es um diese einst so stolze Stadt? Sie ist nur noch Schatten, ein Hinterhaus, eine arme Verwandtschaft, eine verlängerte Vorstadt von Tel Awiw, des Spuks von Tel Awiw.

Ein Schritt aus Jaffa, und man ist schon in Tel Awiw, etwa so, wie man von Berlin nach Charlottenburg kommt, und dennoch ist man in einer neuen Welt, als ob man Kontinente überschritten hätte. Keine Esel, keine Kamele, keine arabischen Kaffeehäuser mehr. Es ist plötzlich alles »à la Franka«. Oder genauer gesagt: »American style«. Diese Stadt könnte ebenso gut in Texas, in Kansas, in Nebraska oder sonstwo stehen. Man muss sich die Augen reiben, um sich zu vergewissern, ob man sich nicht am Ende doch in – sagen wir in Belleville in Missouri oder in einer Vorstadt von Kansas City befindet. Das sind dieselben Häuser, dieselben *First-second-thirdstreets*, dieselben breiten, sonndurchglühten, endlos langen Avenues – und, mein Gott, es sind auch dieselben Menschen, oder kommt es einem nur so vor, weil der Lebensstil derselbe ist bei diesen Jünglingen mit den großen Mützen, den offenen Hemden und den tiefen Hosentaschen.

Das sind die Chaluzim, eine gemischte, reichlich fantastische Gesellschaft, die sich hier im Lande der Väter zusammengefunden hat aus allen Weltgegenden, allen Umwelten und aus den verschiedensten Motiven. Höchster Idealismus und krasseste Not. Studenten, Gelehrte sogar, die in idealistischer Aufwallung, der niemand die höchste Anerkennung versagen wird, ein behagliches Heim und eine gesicherte Zukunft im Stich ließen, um hier ein neues Leben zu beginnen als einfache Arbeiter, daneben Ostjuden, die nie einen satten Tag gesehen und denen Tel Awiw wahrlich der Aufstieg ist vom Ghetto ins Land der Verheißung.

Mit großem Geschick hat man es verstanden, die bereits tote hebräische Sprache wieder zu neuem Leben zu galvanisieren und zwingt sie nun sich selbst und seinen Mitmenschen auf mit einer Rücksichtslosigkeit, die etwas Imponierendes an sich hat. Wohin man schaut, sieht man die hebräischen Schriftzeichen. Sie prangen an allen Anschlagssäulen, sie leuchten von allen Ladenschildern, sie stehen sogar auf den Bändern der Matrosenmützen, wo kleine Kinder die Glorie zukünftiger Panzerkreuzer von Erez Israel propagieren.

Weiter gehen wir durch die Straßen und beschauen die größte Synagoge der Welt und das im Bau begriffene Theater, das aussieht, wie der Tempel Salomons. – Was ist es um diese Stadt, die hier über Nacht aus dem Sand der Dünen sprang? Von was lebt sie? Von was wird sie leben? Soll sie einmal das große Pensionopolis von Wall-Street, der Ruhe-



hafen der reichen Modekönige der *Rue de la Paix* werden? Sie wäre dazu geeignet mit ihrem sonnigen Klima, dem herrlichen Strande und dem echten Milieu. Aber wer kann es wissen? Inzwischen richtet man sich ein im Vertrauen auf den großen Geldbeutel des allgütigen Papa Rothschild, der beim letzten Passahfeste Unterstützungen an zwanzigtausend Bewohner austeilte, was bei einer Einwohnerzahl von rund 50 000 immerhin ein erheblicher Prozentsatz von Kostgängern ist. –

Aber so berühren sich die Extreme: Dicht daneben liegt noch heute wie im Traum vergangener Zeiten die schwäbische Templerkolonie von Sarona. Still ist es dort zwischen den weißen Häusern in der stillen Gasse, die eine echt schwäbische Dorfgasse ist. Alles atmet Ruhe und Beschaulichkeit. Süß und berauschend liegt der Duft der Orangenblüten in der Luft. Der uns hier führt – selbst ein alter Temppler – erzählt von den alten bösen Zeiten, in denen hier die Leute wie die Fliegen starben und dennoch siegten bei dem rührend naiven, bäuerlich-unbeholenen Versuch, als heilige Männer im heiligen Lande zu leben. Von der Not am Anfang, vom kümmerlichen Leben, vom Krieg und Gefangenenlager in Ägypten und endlich von dem übermodernen Leben in Tel Awiw. – Gewiss, sie bringen Geld ins Land. Aber ist man etwa zum Geldverdienen nach Palästina gekommen?

Heiliges, unheiliges Land!

Die Sonne sinkt. Wir schauen mit dem scheidenden Licht in die glühenden Farben des Abends. Von

fernher schimmern weiße Häuser. – Auch das gehört zu Tel Awiw. Ringsum eingeschlossen die Kolonie mit einer Klagemauer. Kein Land mehr zu haben, keine Zukunft für die Kinder. Vorbei ist die Ruhe, vorbei die Muße, vorbei die gottgefällige Beschaulichkeit. Ein fernes Echo kommt mit dem Abendschatten:

»Mein Haus ist ein Bethaus, ihr aber habt es gemacht zum Vorhof von *Wallstreet*.«

Wenn man heute nach Jerusalem kommt  
Jerusalem, im April

In der grellen Sonne eines heißen Nachmittags führen wir von Jaffa gen Jerusalem, auf der alten Straße, die schon Unzählige gegangen waren. Wie fern liegt die biblische Beschaulichkeit der Erzväter, wie fern die Romantik der Kreuzritter, wie fern, wie weltenfern sogar die Zeit, als Kaiser Wilhelm auf feurigen Rossen, mit vielfachem Pferdewechsel diese Straße zog: Seither ist die Welt sehr viel praktischer, wenn auch weniger romantisch geworden. Heute fährt man im Auto durch die heilige Geschichte. Man geht zum Meidan in Jaffa, ganz so wie auf dem Wittenberg-Platz, derweilen die Chauffeure in den nahen arabischen Kaffeehäusern in Allahs Hut Siesta schlafen. Du gehst zu einem hin und weckst ihn auf.

»Wie viel nach Jerusalem?«

Er nennt dir eine Summe, die beschwingt ist von orientalischer Fantasie.

Darauf großes Kopfschütteln.

Du gehst weiter, und er hält dich fest bei deinem

Rucksack.

»Dreißig Piaster! – Fünfundzwanzig! – Zwanzig!«

Das Kaffeehaus wird rebellisch. Das Publikum mischt sich ein.

»Zehn Piaster.«

Ein Schrei der Entrüstung gellt über den Meidan. Die Esel wachen auf. Die Kamele am Brunnen schauen missbilligend herüber. Schließlich wird man handelseinig bei fünfzehn Piaster, und das Auto kommt vorgefahren. Es war schon erheblich beladen mit einem Korb Eier, einer Nähmaschine und einem undefinierbaren Bündel, von dem man schwerlich sagen konnte, ob es Hühner, Ferkel oder sonstige Haushaltungsgegenstände enthielt. Inzwischen stiegen noch ein arabischer Herr und eine landesüblich verschleierte Dame ein, und als man dachte, dass nun wirklich keine Stecknadel mehr zu Boden fallen könnte, kam noch ein dicker Mann unter einem roten Fes und zwängte sich herein mit einer Wucht, die die alte »Blechliese« laut aufstöhnen ließ vor schmerzlicher Entrüstung.

Dann ging es fort nach Jerusalem auf einer glatten, durchweg asphaltierten Straße, die man unseren deutschen Provinzialbehörden als Muster übersenden möchte. Immer weiter dehnt sich die Landschaft, während der Motor die Kilometer abschnurrt. Bilder, die wir zu Hause vom Heiligen Lande zu sehen bekommen, geben uns gewöhnlich eine verkehrte Vorstellung, bei der das Land nicht eben gut abschneidet. Denn sie stellen meist die engere Umgebung von Jerusalem oder die Hochebene

von Samaria dar, die verhältnismäßig dürr ist. Andere Landesteile, namentlich in den Küstendistrikten, sind bedeutend fruchtbarer. Zumal jetzt in der Osterzeit, wo alles überzogen ist mit einem üppig grünen Teppich unter einem fleckenlos reinen Himmel von unwahrscheinlicher Schönheit, ist es in der Tat das Land Kanaan, nach dem die Zungen der Kinder Israels lechzten. Überall singen die Vögel, überall ist die Luft geschwängert mit dem süßen Duft der Orangenblüten, der selbst uns in unserem wilden Benzinroß etwas zukommen lässt.

Was einem am meisten auffällt: Überall herrscht ein geradezu amerikanisches Leben in diesem Lande, das doch bisher als Inbegriff altweltlicher Beschaulichkeit in unserem Kopfe lebte. Alle Augenblicke saust ein Auto an uns vorüber. Alle Augenblicke kommt einer auf einem Motorrad. Nur zuweilen überholt man ein schwerbeladenes Kamel, das mit langem Halse vorüberschreitet, ohne einen Blick für diesen modernen Verkehr. Stellenweise hat man den Eindruck, als ob man durch die Obstgegenden von Südkalifornien fahre. Es ist alles so gleich, so wesenlos amerikanisch: dieselben Orangengärten, dieselben Mandelplantagen, dieselben Normalholzhäuser in den neuen jüdischen Kolonien. – Ja, und natürlich auch dieselbe Pracht der Benzinstationen. Heiliges Land!

Die Ebene mit ihren Gärten bleibt bald zurück, der Weg führt steil hinauf in ein dürres, steiniges Hochland, wo Araberdörfer mit ihren halb zerfallenen Lehmhütten freudlos in der grellen Sonne ste-

hen, und plötzlich taucht Jerusalem auf, ganz die »hochgebaute« Stadt, von der in der Schrift zu lesen steht. Stolz und trotzig steht die Davidsburg auf dem Felsen, scharf und schwarz zeichnen sich die Umrisse der Gebäude in den fallenden Abendschatten, überhöht von zahlreichen Kirchtürmen, Minaretten, Synagogenkuppeln, so recht ein Sinnbild dieser seltsamen, von wilden Leidenschaften zerrissenen Stadt.

Von fernher sieht das prächtig aus, aber es ist hier nicht anders wie in anderen orientalischen Städten: Wer den Orient zum ersten Male in Jerusalem erlebt, der geht einer Enttäuschung entgegen. Es ist, als ob die verhängnisvolle Entwicklung der Jahrhunderte hier alles wahrhaft Schöne erdrosselt und nur noch ein Extrakt übriggelassen hätte von alledem, was uns unerfreulich dünkt am morgenländischen Leben. Dabei ist es trotz allem »Fortschritt« noch immer eine echt orientalische Stadt, eng zusammengedrängt zwischen hohen Mauern, überschattet von Basarlauben, unter denen ein Leben von verwirrender Buntheit flutet. Wo aber findet man hier noch die königlichen Kaufleute, die über ihren Teppichen in den Karawansereien thronen, die dröhnenden Hämmer, die wetterleuchtenden Schmiedefeuer, die Derwische und Geschichtenerzähler, den betörenden Reichtum in der Gasse der Goldschmiede? Nur der Schmutz ist geblieben und die Liederlichkeit und die Ramschware, eine Rumpelkammer der Waren und der Menschen – ja, und auch eine Rumpelkammer des Geistes:

Du gehst im Lichte spärlicher Laternen auf holperigem Pflaster, über viele Treppen durch die Via Dolorosa, die Leidensstraße Christi. Beim Torbogen »Ecce homo« hält dich einer am Rock fest.

»Mister, want to show you – –«

Bei Station Fünf, dort, wo Simon, der Cyrenier, das Kreuz aufnahm, handelte einer mit geweihten Rosenkränzen, aus dem Hause der Veronika stürzt ein anderer mit Ansichtskarten. Im Garten von Gethsemane<sup>2</sup> bietet sich einer als Führer an für dreißig Silberlinge in sieben Sprachen, die sämtlich so korrupt sind wie seine schwarze Seele. Weiter geht man durch die Stadt, wo da geschrieben steht: »Banco di Roma«. Wo da steht: »Thomas Cook u. Son«. Und »Money exchange« und »Curiosity shop« und ein beutelauerndes Levantinerpack, das einem die Worte des alten, tapferen Freiherrn von Logau in Erinnerung ruft:

»Selbst Jesus, den die Juden einst verkauften.

Wär er auf Erden heut', ich glaube, die Getauften  
Verkauften ihn zum größten Teile!«

Wo solchermaßen die Fremdenindustrie auf einen hohen Grad der Vollkommenheit gebracht wurde, ist es weiter nicht verwunderlich, dass sie auch vor den heiligen Stätten von Golgatha nicht haltmacht, ja, dort ihre höchste Ausbildung erreicht. Schmutzigere, schmierigere Gotteshäuser als jene, die man über diese Plätze zu bauen beliebt hat, kann man sich nicht mehr vorstellen. Mit winzi-

gen Wachskerzen geht man, wie in den Katakomben Roms, über halbsbrecherische Treppen mit ausgelaufenen Stufen, über zerrissene, unappetitliche Teppiche von Kapelle zu Kapelle, die keiner dem anderen gönnt und die gegenseitig in tödlicher Feindschaft liegen. Und mitten darin – Gott sei's geklagt: – liegt das Heilige Grab wie ein Knochen zwischen keifenden Hunden. Nur das Grab selbst und um dieses ein Platz für etwa drei bis vier Personen ist gewissermaßen neutraler Boden unter dem Lichte einer großen Anzahl ewiger Lampen aus Gold und Silber, die teils den Römisch-, teils den Griechisch-Katholischen, teils auch den Kopten und Armeniern gehören. Die Protestanten sind nicht vertreten.

Dies alles macht, wie gesagt, einen wenig würdigen Eindruck. Dass die ehemaligen türkischen Herren kein Interesse an einer Änderung dieser Dinge hatten, ja, sogar eine gewisse Freude darüber empfanden, kann man ihnen nachfühlen. Dass aber nunmehr die Engländer, die doch bekanntlich den lieben Gott gepachtet haben, ebenfalls den Dingen ihren Lauf lassen und nichts, garnichts tun zur würdigen Ausstattung dieser heiligen Stätten, dürfte denn doch eine Unterlassung sein, die im Widerspruch zu den Bestimmungen des Mandatsvertrags über Palästina steht. Nicht einmal Namenstafeln und Wegweiser hat man aufgestellt für den Gebrauch minderbemittelter Pilger, die hoffnungslos verirrt im Gassengewirr Jerusalems stehen, weil sie sich die zwanzig Mark pro Tag für einen Führer nicht leisten können.

Aber freilich fängt der Pilger in Jerusalem erst bei Cooks Reisescheck, bei den kombinierten amerikanischen Vergnügungspartien an, die zwischen Ostern und Pfingsten hier niedergehen und schnell wieder weiterziehen nach einem anderen »Topic«, das auf dem Programm steht.

*Doing Jerusalem.* –

Dieser Tage sah ich eine Gesellschaft von Missionaren, die eben aus China kamen und in einem Tage und einer Nacht die ganze heilige Geschichte von Bethlehem bis Golgatha, inklusive Jericho, Jordan, Nazareth, Totes Meer, See Tiberias und den Berg Hebron »gemacht« hatten.

»Well,« fragte ich den Reverend, der bei seiner Rückkehr nach Jerusalem übernachtigt und gerädert aus dem Auto stieg, »how do you like Palestine?«

»Fine! – Und wann geht der Zug nach Kairo?«

»In einer halben Stunde.«

»Schade. Immer muss man Zeit verlieren. – Und ist es der Mühe wert, dass man Neapel mitnimmt?«

»Da wäre immerhin der Vesuv, Pompeji –«

»Ah, Pompeji! Das habe ich mir doch irgendwo notiert. Sehr interessant, drei Stunden. Das lässt uns sechs in Rom, drei in Florenz oder wie man das heißt. Einen vollen Tag in Paris. – Well, und dann müssen wir noch die Schlachtfelder machen und Brüssel und Köln und Berlin. Unter acht Tagen werden wir wohl nicht nach Hamburg kommen. – *Thanks ever so much.*«

Fort sauste das Auto zum Bahnhof. –

Und doch ist Jerusalem ein Ort mit Attraktionen,



die zum Bleiben laden. Da ist z. B. das Hotel ersten Ranges mit Aussicht auf das Heilige Grab und allabendlich Jazzband. Da ist das »New Grand«, wo das Anschauen eines Kellners schon einen Dollar kostet, das Zimmer ein Pfund und die volle Pension irgendeine Zahl, die berauscht ist von den Märchen aus Tausendundeiner Nacht. Es gibt hier *Beauty parlours*, *Soda fountains*, Schönheitskonkurrenzen und *divine services* mit echten Bischöfen.

Auch fehlt es nicht an Klöstern, der Grund ist uneben von frommen und wohltätigen Anstalten.

»Was ihr getan habt dem Geringsten, das habt ihr mir getan – –«

Wir aber sind gewiss, dass trotz dieser Hochflut von *charity*, trotz dieses Hymnensingens der kombinierten Vergnügungspartien ein armer, rechtschaffener, mittelloser Pilger hier ohne Schwierigkeit verhungern könnte. –

## An heiligen Stätten

Haifa, im Mai

Alles andere wiederholt sich auf diesem Planeten, aber Palästina ist wahrlich ein Erdenwinkel, den es nur einmal gibt. Es ist ein einziger großer Wiederholungskurs der Biblischen Geschichte beim Wandern auf diesen Straßen, wo um jede Wegbiegung die alten Geschichten lebendig werden, die wir vor allen anderen gehört haben, die alten Bilder, die wir einst betrachtet haben mit der ganzen Glut unserer Kinderfantasie. Unwandelbar stehen sie vor

uns, wie die Stimme der Schrift, vor der tausend Jahre sind wie ein einziger Tag: die Tempel, die Hütten, die Kamele, die Schafe, die Hirten auf dem Felde – –

So gingen wir dieser Tage von Jerusalem nach Bethlehem auf der Straße, die schon die Weisen aus dem Morgenlande zogen. Breit, gerade, sorgfältig asphaltiert zieht sie sich durch die Landschaft, eine Art Nürburgring, lebendig von Verkehr, wimmelnd von Autos. Schon dicht hinter der hohen Zionsburg stehen wir vor dem alten Baume, an dem sich Judas Ischariot erhängte. Nicht weit davon, im Tale Ephraim, dort, wo David die Philister schlug, steht der Brunnen, in dessen Wasser einst die Weisen den Stern sich spiegeln sahen, als sie ratlos von Herodes kamen. Auf einer Anhöhe, auf der ein mächtiges Kloster wie eine Festung steht, bemerkt man in einem Stein die Fußspuren des Propheten Elias, der hier auf der Flucht vor Jesebel rastete; das ist ein Platz, wie geschaffen zum Rasten für einen müden Wanderer. Rückwärts liegt Jerusalem, gerade voraus am Berghang Bethlehem, fast greifbar nahe in der klaren Luft, und ringsum im Grün des ersten Frühlings die weite Landschaft wie jene, die der Versucher vom Berge zeigte: »Dies alles will ich dir geben, so du niederfällst und mich anbetest!«

Weiter führt der Weg bergab gen Bethlehem, und es ist, als ob es auf einmal keinen Staub und keine Autos mehr gäbe, als ob jemand die Uhr zurückgedreht habe – um neunzehnhundert Jahre. Die dunklen Ölbäume stehen auf den Terrassen, die

man mühsam in die steilen Hänge gehauen hat, vielleicht schon zu König Davids Zeiten. Arabische Bauern bearbeiten ihre steinigen Äcker mit einem Pfluge, wie ihn schon Vater Noah gekannt haben mochte. Esel trippeln beschaulich vorüber, Frauen kommen mit Krügen auf dem Kopfe wie Rebekka vom Brunnen. Unversehens stehen wir vor dem Grabe der Rahel, die, schon tausend Jahre vor Christus, hier sterben musste, als sie Benjamin das Leben schenkte. Es ist ein Ort, der Christen, Juden und Mohammedanern gleichermaßen heilig dünkt und dessen Bild um dieser paritätischen Eigenschaft willen auch auf die Briefmarken des Mandatsgebiets gekommen ist. Viel Staat ist freilich nicht damit zu machen, denn das sogenannte Grabgebäude ist nicht viel mehr als eine armselige Hütte, die zudem stark im Verfall begriffen ist. Seit Menschengedenken streiten sich Juden und Mohammedaner um die Ehre der Erhaltung des Grabes, und da keiner sie dem anderen gönnt, geht es etwa wie in dem edlen Wettstreit der beiden Polen, von denen Heinrich Heine<sup>3</sup> berichtet:

*»Und weil keiner wollte leiden.  
Dass der andre für ihn zahl',  
Zahlte keiner von den beiden,  
Ein System, das sich empfahl.«*

Nur wenige Schritte hinter Rahels Grab beginnt die Stadt Bethlehem. Auch wenn man nicht wüsste, dass man hier vor einem Orte steht, der für jeden

Christen heiliger als jeder andere ist, bekäme man doch einen starken Eindruck von der Stadt mit ihren hohen, farblosen Lehmhäusern, die zwischen dunklen Ölbäumen am steilen Berghang kleben. Ein mächtiges, festungsartiges Klostergebäude umschließt die Kirche, die über der Krippe zu Bethlehem steht. Wie anders ist die Wirklichkeit, wie meilenfern verschieden von den Bildern, die wir uns von dieser Stätte machten!

Die Kirche – eine der ältesten der Welt – wurde schon im Jahre 330 n. Chr. gebaut und hat seither allen Stürmen widerstanden, allen Türkenkaisern getrotzt und steht heute wie damals – nichts Überwältigendes, aber doch eine respektable Leistung für damalige Zeiten. Ein Stern auf dem Fußboden zeigt die Stelle, an der Christus geboren wurde, dicht daneben steht die Krippe im Scheine weniger Lampen, gehüllt in eine Wolke von Weihrauchdämpfen. Ein griechischer Pope führt uns herum und zeigt die frommen Stätten mit resigniertem Lächeln. Da beten die Orthodoxen, hier die Lateiner, die Kopten, die Abessinier. Hier ist die Stätte, wo der Engel den Joseph warnte, hier der Platz, wo man auf Befehl des Herodes die vierzehntausend Kinder verscharrte. Hier war es, wo die Weisen niederknieten. Ich höre eine Stimme, die weiterplappert wie eine aufgedrehte Grammophonplatte, und langsam steigt sie wieder aus den rauchgeschwärzten Wänden des alten Gotteshauses, die liebe alte, die schönste aller Geschichten ... »Und du, Bethlehem Ephrata, bist mitnichten die kleinste unter den Städ-

ten Judas – – –«

»Hier gab es immer Streit,« sagte der Pope, indem er auf die Steinstufen deutete, die zur Krippe führten.

»So?«

»Ja, die eine Seite wollten immer die Kopten fegen, die andere die Abessinier. Da wurde es beiden verboten, und nun werden die Stufen von der Polizei gefegt. Den Teppich hier mussten die Armenier entzweischneiden, weil die Katholiken nicht darauf laufen wollten. – *Et ça, c'est pour l'église.*« Dies mit einem Blick auf die Sammelbüchse.

»*Pour l'église,*« kam eine Stimme von der anderen Seite, und mit ihr ein Bart und eine andere Sammelbüchse, und noch eine, und noch eine – »*Pour l'église! Pour l'église!*«

Es ist eine Backschischpolonaise bis zur Tür, wo einen draußen im sonnendurchglühten Hof die Händler überfallen mit fetten Ablassbriefen und geweihten Rosenkränzen. Man hat den Eindruck, als ob hier viele Kamele durch ein Nadelöhr gehen und alle Reichen ins Himmelreich kommen. –

Ein geschäftstüchtiger Herr packte mich am Ärmel, zog mich in seinen Laden und bot mir einen Stern von Bethlehem zum Kauf an. Schon leuchtete er vor meinen Augen, hübsch in Perlmutter gearbeitet. Wie viel der koste?

Schließlich wurden wir handelseinig bei vier Piaster für vier Stück. Leider aber war das Geld nicht abgezahlt. Mit großer Hartnäckigkeit irrte sich der Händler immer wieder um einen Piaster zu seinen

Gunsten. Da verließ mich die Geduld. Ich packte die ganze Schachtel voller Sterne und ging aus dem Laden hinaus. Darauf großes Geschrei. Aufruhr auf dem Markt. Polizei. Langes Verhör. Endlich noch zwei Sterne für den Piaster. –

Mit dem Auto fuhren wir wieder zurück nach Jerusalem, aber nicht auf der großen breiten Straße, sondern auf der engen, die in die Verdammnis führte. Wir waren noch nicht weit gekommen, als wir aufgehalten wurden durch eine lange Autokolonne, an der kein Vorbeikommen war. Viele Araber rannten aufgeregt umher.

Was da los wäre? fragte der Chauffeur.

Ja, das war eine Hochzeit! Das Brautpaar hatte eine Panne, und da ziemte es sich, zu warten, bis der Schaden behoben war. Wir warteten eine halbe Stunde. Da brummte der »bräutliche Motor« und stand gleich wieder still. Es fing an dunkel zu werden. Droben stand die Silhouette Jerusalems scharf wie ein Scherenschnitt vor dem roten Abendhimmel. Hundert Autos hatten sich schon angesammelt, die nun endlich als eine lange Lichtschlange *nolens volens*<sup>4</sup> in Gesellschaft dieser seltsamen Hochzeit zu Kanaa gen Jerusalem zogen.

Am anderen Tage gingen wir nach Jericho, zum Jordan und zum Toten Meer. Es gab eine Zeit – und die liegt noch gar nicht weit zurück –, in der so etwas ein anstrengendes Abenteuer, eine mühsame Reise von zwei oder drei Tagen war. Heute macht man es in wenigen Stunden auf tadelloser Straße,

auf der es mit Vollgas in atemraubenden Kurven immer bergab geht, bis man in der dumpfen Mittags-hitze einige hundert Meter unter Seehöhe am Ufer des Toten Meeres hält.

Blau und lustig lag es da in glitzerndem Sonnenschein unter einer lebendigen Brise. Aber die steilen Uferberge standen kahl und heiß wie Backöfen in der glühenden Sonnenhitze. Am flachen Südufer hat jemand einen gedeckten Kaffeegarten errichtet, das einzige schattige Plätzchen auf Meilen in der Runde. Dort saß ein langer, strohblonder Engländer und rauchte seine Pfeife. Er war Chemiker, den irgendein Syndikat hierhergeschickt hatte. Der hatte dieses Wasser sich ausgerechnet auf Heller und Pfennig, und da er sonst keine Unterhaltung hatte, fing er an, es mir vorzurechnen.

»Kali steht augenblicklich auf 4 Pfund 10 Schilling pro Tonne, und hier liegt genug davon, um die ganze Erde 2000 Jahre lang mit einer Million Tonnen pro Jahr allein aus dem Toten Meer zu versorgen,« – Schon ein *business*: Dazu kämen noch die vielen anderen Salze. Binnen kurzem würden hier die größten Fabriken mit den fettesten Dividenden entstehen, und überdies könne man an Hand dieser neuen Tatsachen nunmehr die ganze biblische Geschichte, einschließlich des Unterganges von Sodom und Gomorrha beweisen.

So sprach der Herr aus England, nüchtern, sachlich und berechnend, mit einem großen Aufwand von Geschäftstüchtigkeit. Mir aber grauste ein wenig vor der Art, wie man hier Sodom und Gomorrha

und Lot und die Salzsäule kommerzialisierte. –

Eine Stunde später standen wir am Ufer des Jordans an der Stelle, wo Jesus getauft wurde. Die Weltgeschichte hat sich hier eine kleine Liebenswürdigkeit erlaubt und den zweitausend Jahre vorher erfolgten Übergang der Kinder Israels an dieselbe Stelle gelegt, in Vorahnung kommender Touristen, die das nun auf einmal abmachen und zum *five o'clock* wieder im Hotel zu Jerusalem sein können. Viel ist ohnehin an dem Platze nicht zu sehen. Eine Hütte in den Uferbüschen, eine mottenzerfressene, ausgestopfte Hyäne als Hauptattraktion und endlich der Jordan, der breit und schlammig vorüberzieht wie ein kleiner Mississippi. Sechs Millionen Tonnen Wasser sind es, die hier jährlich ins Tote Meer fließen und wieder verdunsten ohne Abfluss.

Nahebei, am Fuße eines hohen Berges, liegt Jericho, die »Blume der Wüste«. Der Berg ist kein anderer als der, auf den Jesus zum Blick auf das umgebende Land von dem Versucher geführt wurde. Diese Versuchung kann nicht allzu groß gewesen sein, es sei denn, dass das Land seither eine erhebliche Wandlung des Klimas durchgemacht hat. Ringsum sieht man nur Sand, Sonne und Steine und mittendrin Jericho mit seinen erbärmlichen Lehmhäusern und den schwarzen Zelten, vor denen schlammige, zigeunerhafte Beduinen hocken. Seltsamerweise zeigt man nicht mehr den Feigenbaum, auf dem einst Zachäus saß. Doch sprudelt noch immer die Quelle, aus der Elisa einst das Salz verbannte.

Solche Wunder geschehen heute nicht mehr!



Aber der Wunderlichkeiten gibt es noch mehr, und die merkwürdigste von allen dünkt mich diese: Mit-ten in dieser weltfernen Ansammlung von Armselig-keiten in diesem glühenden Hitzepol der Erde steht ein moderner Hotelbau mit der verlockenden Über-schrift: »Winterpalast« als Sensation für alle Snobs, die vor Blasiertheit nicht mehr wissen, wohin mit den Dollars! Ganz geheuer ist es freilich hier nicht. Vor einem Jahre verlor ein indischer Nabob seine zwei Frauen bei einem Erdbeben. Doch bietet er we-nigstens Garantie gegen das Klima.

Und ich bin gewiss: wenn im kommenden Win-ter das Wetter sich anlässt wie im vorigen, so werde ich gleichfalls meine Schritte gen Jericho zum »Win-terpalast« lenken...

## Korntal in Palästina

Tiberias, im Mai

Früher sah man nur Engländer in Karawanen rei-sen, aber da es in diesen Nachkriegszeiten nichts Englisches gibt, das wir ihnen nicht eifrig nachahm-ten, so sieht man denn heuer auch Scharen von Deutschen, die solchermaßen »gemanaged«, ge-hetzt, gerädert werden durchs Heilige Land. –

Ein faustischer Drang lebt im modernen Men-schen, oder zum mindesten doch der Geist, der Faustens Famulus bewegte: »Zwar weiß ich viel, doch möcht' ich alles wissen!« Und also wird man für den Preis auch noch durch das ganze zionisti-sche Aufbauwerk gejagt, durch Städte, in denen die

Steine stolz sind auf das, was sie einmal sein sollen, durch Kolonien, die aus der Ferne fabelhaft ausschauen, durch Weinberge und Orangengärten, durch Felder, die gedüngt sind mit Dollars.

Ja, aber eines wird zumeist vergessen über dieser Orgie von Sehenswürdigkeiten, über diesem Zahlenrausch der zionistischen Flugblätter, unterschlagen als eine peinliche Erinnerung und bestenfalls einmal nebenbei erwähnt, dass nämlich schon seit einer erheblichen Reihe von Jahrzehnten eine große Anzahl von biedereren, tapferen schwäbischen Bauern hier im Lande sitzt. Bauern und sonstige produktiv tätige Menschen, die, im Gegensatz zu ihren zugereisten Nachbarn, nicht von milden Gaben und Vorschusslorbeeren leben, sondern in bitterem Lebenskampf, nur auf sich gestellt und geleitet von dem Stern ihrer Idee, in Wahrheit ihren Anteil an dem Land erarbeitet und erobert haben, sodass auch für sie das Wort des Schwabenliedes gilt:

*»Wer mag den Schwaben fremd im Lande schelten?*

*Hier war vor ihm der Türke, der Tartar,  
Drum darf er auch als Herr auf seiner Scholle gelten.*

*Ist Bürger hier und nicht dein Gast, Mayar!«*

Es ist ein Roman, der sich hier abspielte, vielleicht eine Utopie, aber eine von den ganz wenigen, die zwar in ihren letzten Zielen scheiterten, aber ihre Träger nicht zerbrochen haben. Der Schwabe

neigt zum Simulieren, zum Sichverbeißen in Ideen, und demgemäß war das Land Württemberg von jeher ein guter Nährboden für Pietisten und sonstige religiöse Eigenbrötler, die man dortzulande »Ständler« nennt: biedere, eifrige Leute, zumeist aus dem kleinen Mittelstande. Kleine Leute sind oftmals Träger großer Ideen, und wann hätte je einer eine größere erfasst als die, die um die Mitte des vorigen Jahrhunderts im Kopfe jenes tapferen Korntaler Pietistenpfarrers reifte: die Erkenntnis, dass von allen Reden und Weissagungen der Bibel eigentlich nur die eine gelte: »Eure Rede sei ja, ja, nein, nein«, dass es sich lohne, gemäß den Weissagungen das Himmelreich gleich hier auf Erden aufzurichten, dass man folglich auch danach handeln müsse, am besten durch das Vorbild eines gerechten Lebenswandels in der neuen Umwelt des Heiligen Landes?

Wahnsinn war das vielleicht, aber ein heroischer Wahnsinn von der Art, die unter anderen Umständen schon oftmals Weltgeschichte gemacht hat. Was seit dem Kommen jener Schwaben zu Anfang der siebziger Jahre geleistet, gelitten, gekämpft und erreicht wurde, das ist eins der schönsten und ruhmreichsten Blätter der deutschen Kolonialgeschichte: wie sie den wilden Boden beackerten und die fieberbrütenden Sümpfe austrockneten, wie Dutzende starben und andere in die Bresche traten, und das in fremdem Lande, auf verlorenem Posten, ohne »Keren Hejessod«, der ihnen das Land gekauft und die Brunnen gebohrt hatte, ohne die Schecks der Neuyorker Bankiers, ohne die Werbetrommel

der zionistischen Exekutive, nur angewiesen auf die eigene Kraft und die armen Groschen der kleinbürgerlichen Freunde daheim. Dunkel stand die Zukunft vor ihnen. Frau Sorge stand vor jeder Tür, aber stärker als alles war der Wille ihres Führers Christoph Hoffmann, dessen Worte wir hier zitieren, weil sie in ihrer schlichten Schönheit ein Kulturdokument sind:

»Da wir nicht in die Ratschlüsse des Allmächtigen zu blicken vermögen, sind wir auch auf den Fall gefasst, dass unsere Kräfte und Mittel sich erschöpfen und unsere Unternehmung scheitern sollten. Wir würden aber auch dann unsere Schritte nicht zu bereuen haben, weil sie in der Richtung auf das, was Gott will, getan wurden, und wir werden uns mit der Gewissheit trösten, dass Gott sein Werk im Orient und Okzident durch stärkere Hände als die unseren dennoch ausführen wird, und dass alsdann auch das, was wir getan und gelitten haben, wie klein es auch im Verhältnis zu den Geschicken der ganzen Menschheit sein mag, dennoch nicht verloren sein wird.«

Die großen Pläne der Gründer sind freilich inzwischen gescheitert an ihrer Unmöglichkeit, aber geblieben ist ein vorbildliches Stück deutscher Siedlungsarbeit, ein Kranz von Kolonien, die als Inseln der Kultur herausragen aus diesem trotz seiner alten Geschichte so kulturlosen Land.

Und es ist zugleich ein Stück unverfälschten Deutschtums!

Wenn der Deutsche im Ausland, zumal im Ori-

ent, anfängt Hochdeutsch zu sprechen, so ist das der erste Schritt zum Levantinertum und zur Entnationalisierung. In den Gassen dieser Kolonien aber hört man bei jung und alt nur unverfälschtes Schwäbisch, obwohl der schlimmste Feind des Volkstums, die Wohlhabenheit, bei vielen inzwischen eingezogen ist, obwohl Kaufleute, Bankiers, Schiffsagenten, Hotelbesitzer zu den Kolonisten gehören – eine rühmliche Ausnahme in der Tat, unter anderen deutschen Auslandskolonien.

Denn so ist dieses Land der Widersprüche.

Da fuhren wir dieser Tage im Eisenbahnzuge und lauschten, ob wir wollten oder nicht, dem Gespräch, das ein eben erst aus Berlin zugereister Herr mit seinen Nachbarn führte. Es war gerade ein sommerlich warmer Tag und die Landschaft voll Sonne. Von draußen kam ein süßer Duft von neugemähtem Heu. Überall auf den Feldern arbeiteten die Frauen mit umgeschlagenen Kopftüchern, die weit hin in der Sonne leuchteten. – »Ja, es ist doch etwas Schönes um die eigene Nation, und wenn man weiß, wo man hingehört,« sagte der Herr aus Berlin.

»Ja«, meinten die anderen.

»Und wenn man so sieht, wie hier der Jude von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang schwer im Felde arbeitet –«

»Ja«, sagten wieder die anderen.

»Und diese gesunde Luft, das ganze Milieu –«

»Gewiss, gewiss –«

Einen Augenblick schauten sie alle gerührt zum

Fenster hinaus. Da ließ sich plötzlich aus einer Ecke die Stimme eines langbärtigen Juden vernehmen, der bisher scheinbar gar nicht zugehört hatte.

»Sind das keine Jüd, werter Herr. Sind das deutsche Leit, wo sich rief Kolonie Wilhelma.«

Einen Augenblick stockte das Gespräch. Dann redeten sie weiter, als ob sie etwas nachholen müssten über Gegenwart und Zukunft dieses merkwürdigen Landes. Da strich plötzlich der Alte wieder seinen großen Bart und schaute sich um mit einem Blick, der keinen Widerspruch duldete:

»Bin ich gekommen mit fünfhundert Pfund, bin ich jetzt ein armer Mann. Ist es gut in Erez Israel für zum Beten und für zu sein unter der Erde; ist es aber nicht gut für über der Erde; ist es aber nicht gut für über der Erde zu machen ein Geschäft.«

## Vom Karmel über Nazareth nach Damaskus

Damaskus, im Mai

Dicht hinter dem Hafen von Haifa, fast wie der Tafelberg hinter Kapstadt, erhebt sich der Karmel, ein Berg, den man lieben müsste allein um seines Namens willen, und selbst dann, wenn er nicht so beladen wäre mit Erinnerungen aus der biblischen Geschichte. Noch heute zeigt man dort die Höhle, wo Elias hauste, die Stelle, wo er die Baalspriester züchtigte, wenn ich recht unterrichtet bin. Demgemäß ist auch Gipfel und Abhang übersät mit Klöstern, Hospizen und sonstigen frommen Einrichtungen, die für den Schönheitssinn ihrer Gründer und

Förderer sprechen, denn göttlich ist hier nicht nur die Erinnerung, sondern auch die Natur. Man muss sehr weit gehen, ehe man wieder einen Berggipfel findet, von dem man solche Aussicht genießt. Über die Wipfel der Pinien hinweg sieht man die dunkelblaue Bai im gleißenden Licht der Sonne und weit darüber hinweg den Schneegipfel des Hermon. – Aber am Fuß des Berges stehen eine Zementfabrik, eine Dampfmühle und Automobilgaragen wie Sand am Meer. So ist es überall in diesem Lande, das die Jahrtausende verschlafen hat und nun plötzlich mit einem mächtigen Sprunge vom Gelobten Land ins Land der unbegrenzten Möglichkeiten, von Moses zu Henry Ford und zum Bankhaus Warburg u. Co., gekommen ist.

Schön wie der Berg ist auch das umgebende Land Galiläa. Seine Bewohner genossen bekanntlich nicht den besten Ruf. – »Was kann von Nazareth Gutes kommen?« – Aber über die Schönheit des Landes selbst gab es stets nur eine Stimme. Damals wie heute war es der Garten des gelobten Landes. Auch ohne alle frommen Geschichten, die mit seinem Boden verwachsen sind, ist es allein schon wegen der Naturschönheiten eines der anziehendsten Länder dieser Erde. Namentlich im Frühjahr, wo die Sonne nach dem Winterregen die Steine selbst mit Farben überzieht, ist es von unvergleichlicher Schönheit. Streckenweise breitet sich ein sanftes, grün schimmerndes Hügelland, und streckenweise trägt es den Charakter eines Mittelgebirges mit schroffen Schluchten und steinigen Hängen, aber da wie dort

ist alles bedeckt mit einem Teppich von leuchtenden Blumen. Hier sieht man schwarze Beduinenzelte zwischen rotleuchtenden Steinen, dort einen hellgrünen Bananenhain, eine Heide, die gelb wie ein reifes Roggenfeld leuchtet, und überall herrscht ein Aufruhr von Farben, die man einem Maler nicht glauben würde. – Und doch ist es eine kurze Herrlichkeit, wie die, von der die Psalmen singen. Ein heißer Schirokko von einigen Tagen, und alles ist vorbei. Das Gras verdorrt, die Farben verblassen, die Steine glühen heiß im harten Erdreich, und das einzige Lebendige ist fortan der Wind, der in den Telegrafendrähten singt. –

Ganz plötzlich steht man vor Nazareth, wie Jerusalem eine »hochgebaute Stadt«, von der man weit hinausblicken kann auf die Ebene Jesreel, die wie ein Meer ausschaut im Grün der jungen, vom Winde bewegten Kornfelder. Auch in Nazareth fehlt es nicht an Kirchen aller Bekenntnisse und an frommen Stätten, die gegen Entgelt gezeigt werden: der Brunnen der Rebekka, die Fußstapfen Marias und nicht zuletzt die Werkstatt des Joseph, die man augenblicklich durch Errichtung einer Kirche von ungeheurem Ausmaß zerstört. Nur wenige Kilometer hinter Nazareth führt die Straße mitten durch Kanaa, ein kümmerliches Dorf, das wohl zu Christi Zeiten nicht viel anders ausgesehen haben mag. Aber war es unbedingt notwendig, gerade an diesem Ort, an der Stätte der Hochzeit zu Kanaa, – ein Nonnenkloster zu errichten? Bald kommt das Galiläische Meer, der See von Tiberias in Sicht. Für den, dessen



Meinung über die biblischen Binnenmeere durch die Betrachtung des Toten Meeres etwas herabgestimmt wurde, ist es eine angenehme Enttäuschung. Wie dieses liegt er ein erhebliches Stück unter dem Meeresspiegel. Dennoch macht er ganz den Eindruck eines Schweizer Bergsees, zumal, wenn der Wind die Wolkenfetzen über die umgebenden Berggipfel jagt.

Die Stadt Tiberias, die fast bis ins Wasser hinein gebaut ist, sieht von oben herab recht stattlich aus. Unten präsentiert sie sich indes als Sammlung unbeschreiblich schmutziger Häuser in engen, winkligen Gassen, wo besonders rechtgläubige Juden hausen, deren Frömmigkeit oft ihre einzige Einnahmequelle ist, da sie von reichen Glaubensgenossen in Polen und anderswo eigens dafür bezahlt werden. Dennoch ist auch diese Armseligkeit nicht ihrem Schicksal entgangen. Man hat sie entdeckt für den Touristenverkehr, und heute gibt es dort – man sollte es nicht glauben! – in der Tat ein Hotel, das einen Mindestpensionspreis von einem englischen Pfund pro Tag fordert. Ein riesiges Sanatorium wurde erst kürzlich fertiggestellt. Und natürlich findet man Dragomane, *Mailcoach* und Souvenirhändler, die mit Petrus sagen können: »Herr, wir haben die ganze Nacht gefischt – –«

Im Orient gibt es Menschen und Touristen. Wo diese aufhören, fangen die anderen an. Kein Ort der Erde, wo sie sich nicht willig hinschleppen ließen, wenn die Reklamen nur laut genug schreien. Sie reisen nicht, sie werden gereist, sie wandern nicht, sie

werden gemanaged, und was gäbe es wohl, das »attraktiver« wirken würde auf diese Reisewütigen als dieses: »Kommt nach Tiberias, dem tiefgelegensten Luftkurort der Welt!« –

Auch am Galiläischen Meer ist wie in der Ebene Jesreel das meiste Land in die Hände des Jüdischen Nationalfonds übergegangen oder doch in jüdischem Privatbesitz, dessen zahlreiche Kolonien sich weiter und weiter ausbreiten. Neben den Holz- und Blechhütten der Neusiedler sieht man auch alte Kolonien, die einen gewissen Wohlstand verraten. Aber wo man auch hinkommt, sieht man bei Alten und Neuen dieselbe Verachtung des Dekorums, die einem auch anderwärts auffällt. Da steht das Haus kahl und öde zwischen Unkraut und altem Gerümpel. Wo ein Garten angelegt war, ist er verkommen. Diesen Leuten ist die Landwirtschaft ein Muss, ein Notbehelf, bestenfalls ein Rechenexempel, das Geld einbringen soll. Manche mögen sich hier als Märtyrer fühlen und sich solchermaßen aufopfern für Erez Israel, aber alle ohne Ausnahme sind wie Fische außerhalb des Wassers, Menschen, bei deren Anblick man sich vergeblich fragt: Warum?

Wozu der Lärm? Wozu der Apparat? Zu welchem Ende dieser Aufwand an guten Vorsätzen und schöner Begeisterung? Palästina – das vergisst man oft über dem Reklamelärm der zionistischen Exekutive – ist ein Ländchen von recht bescheidenem Umfang, kaum größer als unsere Rheinprovinz. Hiervon ist sehr viel unkultivierbares Ödland, und zudem wohnen dort schon achthunderttausend Araber, die

sich nicht wegargumentieren lassen. Wo also wäre hier der Platz für die Hunderttausende bedrängter Ostjuden, denen man jahrelang den Mund wässrig machte? Einmal – im Glück und im Sommer des Zionismus, d. h. Anno 1925, kamen ihrer fünfunddreißigtausend auf einmal. Man hat das nicht wiederholt. Die Krise kam, die Arbeitslosigkeit. Seit einigen Jahren übertrifft die Auswanderung die Einwanderung.

Hinter dem See Tiberias rücken die Berge immer mehr zusammen. Die Landschaft wird wilder, die Bäche rauschen lauter. Ein eiskalter Wind kommt von dem Schneegipfel des Hermon herunter. Irgendwo am Weg weht von einem hohen Pfahle eine grünweißgrüne Fahne mit – der französischen Gösch in der oberen Ecke.

Wir sind in Syrien, im Lande Arabien.

Auch ohne die Flagge wäre uns diese Tatsache bald zum Bewusstsein gekommen am anderen Lebensstil des Landes. So schnell graben sich auch künstliche, willkürliche Grenzen in das Gesicht einer Landschaft ein. Was immer man über das heutige Palästina sagen mag, so kann man nicht leugnen, dass es ein Land voll emsigen Lebens ist. Dafür sorgen die Gelder des Jüdischen Nationalfonds, und gar der Typ des wandernden *Chaluz* mit dem offenen Hemd und den Händen in den Hosentaschen gibt dem Leben einen Unterton rauer Romantik, die man sonst nur noch in Wildwestfilmen findet. Jenseits der Grenze aber, wohin diese Einwanderung nicht vordringt, zieht das Leben orientalisches-

mächlich weiter wie zuvor. An Autos ist selbstverständlich auch hier kein Mangel, soweit die Hauptstraße geht, aber einen Schritt nur vom Wege, oder gar an diesem selbst, steht das Fellachendorf, wie es gestanden hat vor tausend Jahren, ganz Lehm und Mist, flach, fensterlos und tot im Sonnenbrande, oder, wie jetzt, unter den Regenschauern, die eiskalt von den Bergen kommen. Hier ist die Zeit stillgestanden, und die Jahrhunderte haben sich geglichen wie ein Ei dem anderen.

Immer kälter wird der Wind, immer tiefer sinken die Nebel von den Bergen. Es ist, als ob man irgendwo hinter Scapa Flow durch das schottische Hochland wandere. Zuweilen sieht man Trupps von halbwilden Pferden, die über die Steine galoppieren, dann wieder große Herden von merkwürdigen schwarzhaarigen Ziegen, die zehn Meter gegen den Wind stinken. Dann schwarze Beduinenzelte, flinke Reiter, Kamele auf der Weide, die aus der Ferne wie Schiffe mit geblähten Segeln aussehen. Plötzlich zerreißt der Wolkenschleier zwischen zwei Regenböen. Ein Sonnenstrahl bricht durch die Nebel, und in greifbarer Nähe leuchtet die funkelnde Kette der Schneeberge des Libanon. Ein Dorf steht still im Abendlicht. Fernher kommt die seltsam singende Stimme des Muezzin vom Minarett. Ein schneller Fluss rauscht zwischen Gartenmauern, über die sich Feigenbäume recken. Weithin am Horizont und bis hinauf zum halben Hang eines steilen Berges ziehen sich die flachen Dächer, die hohen Türme, die steilen Minarette einer großen Stadt.

Das ist Damaskus.

## Der Weg ins Ghetto

Haifa, im Mai

»Sie kamen aus der Stadt und weinten an den Mauern Jerusalems.« Keine anderen Steine auf dieser Erde sind so alt und doch so lebendig wie jene an der engen, schmutzigen Gasse, die an der berühmten »Klagemauer« der Kinder Israel vorbeiführt. An einem Freitagabend, wenn der Sabbath seine Schatten vorauswirft, muss man durch diese Gasse gehen, in der sich die Menschen drängen. Bunt geputzt auf ihre Weise, mit langen gedrehten Scheitellocken, mit bunten Gewändern und frisch gesalbten Bärten sitzen sie an der kahlen, fensterlosen Wand des gegenüberliegenden arabischen Hauses und blättern in den schmierigen Seiten dicker Bücher und sprechen ihre Gebete, nicht etwa leise murmelnd, sondern laut und schrill lamentierend, eine ohrenzerreißende Jeremiade, die einem auf die Nerven geht. Alle Augenblicke steht einer auf und verbeugt sich vielmals gegen die Mauer. Frauen stürzen vor und werfen sich gegen die mächtigen Felsblöcke, deren Seiten glatt poliert sind von den Küssen und Tränen der Gläubigen aus drei Jahrtausenden. Keinen groteskeren Anblick kann man sich denken als diesen, nichts, das absonderlicher – ja, und in seiner Art imponierender wäre!

»Um des zerstörten Palastes, des verwüsteten Tempels, der geschwundenen Majestät willen sit-

zen wir hier einsam und weinen. – Habe Mitleid mit Zion! Eile, eile, Erlöser von Zion! Rede zum Herzen von Jerusalem!«

Wo sonst in dieser Welt gibt es noch ein Volk, das es der Mühe wert hält, durch zweitausend Jahre die Konsequenz zu solcher Spitze zu treiben, den Schmerz, die Hoffnung und das Gefühl der Rache zu pflegen und zu vererben von Geschlecht zu Geschlecht?

Hat solche Beharrlichkeit inzwischen ihre Früchte getragen? Sollen die Tränen nun endlich vertrocknen an der Mauer? Hat man Ursache dazu? Es sind Fragen, für die man heute in der ganzen Welt, und nicht zuletzt in Palästina selbst, die verschiedensten Antworten findet. Die Pracht des Tempels freilich ist für immer dahin, auf den alten Mauern steht nach wie vor die Moschee über Israel, aber ringsum schreitet mit Riesenschritten die neue Eroberung des Landes der Väter fort, ohne dass ein Davidsschwert aus der Scheide käme, ohne dass Jehova es nötig hätte, noch einmal die Sonne stillstehen zu lassen.

Auch wer sich kalt und nüchtern nur an das Schwarz-Weiß der statistischen Zahlen hält, bekommt einen mächtigen Eindruck von dem Erstarren der zionistischen Bewegung, von der Opferwilligkeit der Juden, bis weit in die Kreise der Nichtzionisten, von der eisernen Konsequenz und Wucht der »friedlichen Durchdringung« des Landes, das man ihnen seinerzeit als »Heim« überwiesen hat. Schon vor dem Kriege haben sich fromme und wohl-

tätige Juden, allen voran der Baron Rothschild, aus religiösen Motiven heraus die Ansiedlung von Glaubensgenossen ein schönes Stück Geld kosten lassen. Nach dem Erlass der Balfour-Deklaration, die fortan den jüdischen Ansprüchen auf Palästina eine völkerrechtliche Legitimation erteilte, wurden diese vereinzelt Bestrebungen zusammengefasst zu mächtigen Organisationen und die verschiedenen Wohltätigkeitsorganisationen umgestellt und ausgebaut zu politischen Machtinstrumenten.

Von der gesamten Judenschaft – soweit sie zionistisch interessiert ist – werden durch Selbsteinschätzung die Steuern für »Erez Israel« gewissermaßen voraus erhoben.

Das alles, und noch viel mehr, steht zu lesen in den verlockenden, schön illustrierten Prospekten, mit denen jeder Reisende im Lande gratis versorgt wird, auf Wunsch noch mit Erläuterungen der Funktionäre der zionistischen Propagandastelle in Jerusalem, denen die Worte vom Munde fließen, so sanft wie der Tau vom Hermon, so süß wie die Salben von Aarons Bart.

Jedoch –

Auch im neuen Palästina wird mit Wasser gekocht, auch hier stoßen sich die Sachen hart im Raume, und mancher hat sich den Kopf schon eingestoßen, weil er den Abgrund nicht zu überbrücken vermochte zwischen Traum und Wirklichkeit. Wer sich interessiert für soziologische und nationalökonomische Experimente, der braucht nur nach Palästina zu gehen, wo sie ihm derzeit praktisch vorge-

führt werden. Was immer ein überhitztes Intellektuellengehirn sich ausgedacht hat an Kaffeehaustischen, was man je geträumt hat im Reiche Utopia, das findet hier seine Anhänger und tummelt sein Steckenpferd auf Kosten des jüdischen Nationalfonds. –

Bisher glaubten wir zu wissen, dass Juden Leute sind, die den irdischen Gütern, insbesondere dem baren Gelde, zum mindesten nicht indifferent gegenüberstehen. Diese aber sind Asketen, Fanatiker der Geldlosigkeit. Wieweit sie sich landwirtschaftlich bewähren, konnte ich in der Eile nicht feststellen, jedenfalls haben sie auf der von mir besichtigten Kwuza mit ihrer eigenen Hände Arbeit eine große Strecke Landes urbar gemacht und teilweise mit stattlichen Obstgarten und Bananenhainen bepflanzt, durch die einer der Genossen uns mit berechtigtem Stolz hindurchführte. Da und dort sah man Gruppen von jungen Frauen und Mädchen, barfuß, mit kokettem Hütchen, kurzen Röcken, ganz Konfektion, die sich anstellten wie Sommerfrischler bei der Arbeit. Da und dort sah man einen Chaluz (jüdischer Arbeiter) im Felde. Meist trug er eine Hornbrille. Stets findet man hier eine große Anzahl von Akademikern, die die Brücken zu alledem anderen abgebrochen haben, um hier als Handarbeiter ein neues Leben im Dienste ihres Volkes zu beginnen.

Gewiss ein schöner Idealismus. Aber wohl muss man sich bei ihrem Anblick fragen, wie viele es wieder tun würden, wenn sie noch einmal vor die Wahl



gestellt wären! Der Roman des gebildeten westeuropäischen Juden im Dienste des neuen Palästina ist noch nicht geschrieben; wie er kämpft und leidet, wie er sich zappelnd wehrt gegen das ihn umkralende Milieu auf der *via dolorosa*, die über einen Trümmerhaufen von zerbrochenen Illusionen vom Kurfürstendamm geradeswegs ins Ghetto führt. Es wäre eine lesenswerte, wenn auch wenig erfreuliche Geschichte. Denn darüber täuschen alle stolzen Statistiken nicht hinweg, daran ändern nichts die mit so viel Lärm ins Leben gesetzten Technischen und anderen Hochschulen: der Ostjude ist es doch, der hier das kulturelle Niveau bestimmt; das Klima in seiner Sonnigkeit befördert noch die Schlampelei, langsam sinkt der Einwanderer hinunter ins Fellaudentum, und weit davon entfernt, die erhoffte Renaissance zu bewirken, wird Palästina zum Krematorium der jüdischen Kultur.

Man muss – wie gesagt – diese Kolonien selbst gesehen haben, um das zu verstehen. Die Felder sind leidlich, oft sogar sehr gut bestellt. Aber die Wohnungen, die Dörfer – es mag solche geben, die eine Freude zum Ansehen sind. Ich habe sie nicht gesehen. Selbst in den alten Rothschilddörfern, die auf eine fünfzigjährige Existenz zurückblicken, herrscht eine Wirtschaft, die man bei uns als polnisch zu bezeichnen pflegt. Bei den neuen wird es auch nicht besser werden. Da hausen sie jahrelang in windschiefen Buden, ohne sich die Mühe zu machen, auch nur das Unkraut vor der Tür zu jäten oder gar eine Blume zu pflanzen, da speist man ka-

sernenmäßig aus Blechtellern in einem kahlen Speisesaal, Männer, Frauen in mehr oder minder schöner Eintracht, ohne Familienleben im engeren Sinne. Kinder werden schon in den ersten Wochen nach ihrer Geburt isoliert in wesenlosen Kindergärten, und die Eltern schätzen sich glücklich, wenn sie um die Mittagsstunde ihr Würmchen einmal für einige Minuten abholen dürfen wie ein Paket auf dem Bahnhof. Dabei keine Aussicht auf Vorwärtkommen, in weiter Zukunft nur die Wüste und die Tretmühle.

Freilich liegt bei den meisten der Fall so, dass sie sich mit ihren Vorfahren sagen können: »Wir sind über den Jordan gegangen mit nichts als einem Stecken.« Mit einem Hemd kommen sie zu den Kwuzoth, mit einem Hemd gehen sie wieder fort als traurigere, aber weisere Männer, und wer wollte ihnen das verübeln?

Seltsames Land der Widersprüche!

Da traf ich neulich mit einem jungen Lehrer zusammen, der schon seit Monaten auf Kredit des Konsumvereins lebte, denn der Keren Hajessod ist keine pensionsberechtigte Einrichtung. Ich ging durch die Schule, die das letzte Wort von moderner Einrichtung war, mit Brausebädern und chemischem Laboratorium. Und in der ganzen Schule kein Wort, kein Schriftzeichen, das nicht hebräisch gewesen wäre.

Und wie sie wohl auskämen mit den Kindern, die es noch nicht kennen?

»Die müssen es lernen!«

»Und keine andere Sprache?«

»Selbstverständlich nicht.«

Ob das wohl pädagogisch richtig und für das zukünftige Fortkommen der Kinder von Vorteil wäre?

»Als ob es darauf ankäme! Hebräisch – oder nichts. Und wenn sie dabei zerbrechen. Wir wollen keine Levantiner großziehen. Es ist besser, dass tausend zugrunde gehen, als dass die Nation darunter leide!«

So sprach der junge Lehrer, und seine Augen funkelten dabei fanatisch hinter der Hornbrille; ganz der Typ eines schwarzmähnigen Intellektuellen. Zu Hause, in Deutschland, vor knapp zwei Jahren, hatte er sicher noch im Kaffeehaus den Internationalismus gepredigt, hatte jeden als Finsterling angesehen, der vom Vaterland redete, hatte den Patriotismus als eine Ausgeburt der Hölle verdammt, hatte »Nie wieder Krieg!« gebrüllt und gespottet und sich aufgeregt darüber, dass man noch nicht allenthalben im deutschen Schrifttum die lateinischen Buchstaben eingeführt hat.

Aber freilich –

Man war jetzt in Erez Israel. Da war es patriotische Pflicht, dass man im Gegensatz zu aller Vernunft und allem Fortschritt sogar die tote hebräische Sprache zum Leben erwecke.

Ein Erbteil haben sie indes auch aus dem Dunstkreis der Kaffeehäuser mit übers Meer gebracht: den unbedingten Atheismus. Der traditionelle rechtgläubige Jude ist ein Wesen, das im neuen Palästina nur kümmerlich gedeiht. Kaum irgendwo in den

neuen Dörfern und Kolonien sieht man so etwas wie eine Synagoge, kaum irgendwo ein rechtschaffenes Gebetbuch. Aber wenn sie solchermäßen an keinen Gott und keinen Teufel glauben, so verehren sie umso kritikloser den Gott in sich selbst und in ihrer Nation.

*»O Israel, von Gott gewendet,  
Hast du dich selbst zum Gott gemacht!«*

Freiheit, Gleichheit, Menschheit, Religion und alle anderen Ideale sind in diesem neuen Lande Israel gleichermaßen verschlungen im Taumel eines über alle Begriffe verstiegenen Chauvinismus. Der Überschwang des neuen Volksgefühls hat alles andere absorbiert. Was wird einst aufsteigen aus diesem Hexenkessel? Wirklich das Land Kanaan? Endlich das Gelobte Land? Oder doch nur eine Episode, ein Versuch am untauglichen Objekt?

Wer kann es wissen?

## Sonne über Damaskus

Damaskus, im Mai

Als ich am späten Nachmittag nach Damaskus kam, da regnete es, und das ist kaum das richtige Wetter für Wege nach Damaskus. Denn die Sonne gehört zu südlichen Städten wie's tägliche Brot.

Was ist ein Nebel in Hamburg?

Eine Selbstverständlichkeit.

Bedeckter Himmel in Neapel?

Ein ärgerliches Erlebnis.

Regen in Damaskus?

Eine Katastrophe! –

In dieser Stadt verzeiht man den Göttern alles, aber den Regen nicht. Wo alles auf der Gasse zu Hause ist, ist es, als ob es jedermann in die gute Stube regnet. – Welcher Regen! Er trommelt auf dem Dach des Basars, er rieselt herunter an den Lehmmauern in die winkligen Gassen, er quillt über aus dem Fluss und fließt wie ein Wildbach durch die Kaffeehäuser, wo noch kurz vorher die rotbefesteten Stammgäste ihr Tricktrack gespielt hatten. Fort die Taburette, fort die Wasserpfeifen, die Buden der Geldwechsler, fort auch das Kupferzeug, die Seidenwaren, die märchenhaft verlockenden Teppiche. Tauben sitzen mit eingezogenen Köpfen auf den Brunnen, die Esel stehen wie begossene Pudel, und alles, was die Sonne bisher verhüllt, verklärt und gnädig verschwiegen hatte, das wird auf einmal lebendig und zeigt ein hässliches Gesicht unter dem grauen Himmel.

Aber Allah ist mild und verzeihend und duldet nicht, dass alles offenbar werde; er wäre denn kein Gott des Morgenlandes! Gerade wenn man denkt, dass das nun so bald nicht wieder aufhören würde, kommt plötzlich wieder die Sonne, und plötzlich fängt das Leben dort wieder an, wo es eben aufgehört hatte. Man muss das gesehen haben, um zu verstehen, wie schnell so etwas vor sich geht. Es ist die alte Geschichte von Aladin und seiner Wunderlampe. Im Augenblick ist alles wieder strahlende

Sonne. Nur da und dort fallen noch Tropfen von den Dächern, nur da und dort fegt einer das eingedrungene Wasser aus der Basarbude. Die Teppiche hängen wieder vor den Türen, die Tabourette stehen wieder auf der Gasse, die Wasserpfeifen gurgeln wieder, Bettler heischen wieder ihren Backschisch, und ringsum ist alles rot von den Fesen der Dominospieler. Ebenso schnell verlaufen sich die Wasser auf der Straße, die Esel schütteln sich und verkünden ihre Freude mit misstönender Stimme, die Tauben fliegen davon im Sonnenglanze, die Katzen schnurren wieder vor den Barbierstuben, und alles ist wieder so, wie es sein muss, die Menschen, die Dinge und das Wasser.

Vor allem das Wasser. Wohl muss man sich fragen, wie wohl einem Beduinen der nahen Wüste zumute sein muss, wenn er aus Sand und Sonne seiner spröden Heimat plötzlich hineinversetzt wird in diese Stadt der springenden Brunnen, der sprudelnden Quellen und der laufenden Wasser, einem Ort, so nahe dem Paradies, das der Prophet ihm ausgemalt. Selbst der in solchen Dingen übersättigte Europäer kann über seinen ersten Eindrücken nicht umhin, dieser Stadt seine Reverenz zu erweisen. Ein arabisches Florenz, stellenweise fast ein Venedig.

Mitten in der Stadt kommt man vorbei an dem von zahlreichen Brücken überspannten Nahr-el-Barada, einem Arno im kleinen, dessen schnelles, vom Schlamm gelb gefärbtes Wasser im Frühjahr fast die Brückenbogen bricht. Auf weiter Strecke ist er in viele Kanäle geteilt und überbrückt von Basargas-

sen, die er oft überflutet mit lustigen Wildbächen, was ihm niemand übelnimmt in diesem sonst so harten, dünnen, wasserlosen Lande.

Aber der Stolz von Damaskus sind seine Gärten, die üppigen, vielbesungenen, nach denen gar manchem schon die Zunge lechzte, wenn er auf heißer Karawanenstraße gen Bagdad zog. Keine Gärten sind es in unserem Sinne, mit Blumen und sonstigem Zubehör, nur Felder, Lehmmauern und laufendes Wasser, und ringsum stehen die kahlen Berge, die rot glühen in der Sonne. So lagen sie schon hier zu Zeiten der großen Sultane, ja zu denen des Apostels Paulus und lange vorher. Älteste Geschichte träumt in diesen Gärten, und auch die neueste wurde hier beinahe gemacht. Noch im Jahre 1926, zur Zeit des großen syrischen Aufstandes gegen die französischen Mandatsinhaber, boten sie willkommenen Schlupfwinkel für die Rebellen, die von hier aus ihren Angriff gegen die Stadt vortrieben, und zwar mit solchem Erfolg, dass dem damaligen Befehlshaber, General Sarraïl, nichts anderes übrig blieb, als den Rückzug nach den umliegenden Bergen anzutreten, von wo aus er – natürlich im Namen der Zivilisation – einen großen Teil des Geschäftszentrums der alten Stadt mit Artillerie zusammenschießen ließ. Der Aufstand ist inzwischen unterdrückt. Tanks und Fliegerbomben haben die »Ruhe« wiederhergestellt, aber das Kriegsbeil ist noch immer ausgegraben zwischen der Stadt und ihren Gärten. Eine breite Bresche hat man geschlagen, die zu beiden Seiten, sowohl nach der Stadt

wie nach den Gärten zu, kriegerisch aufgeputzt ist mit mächtigen, fortlaufenden Drahtverhauen und Blockhäusern, von deren Dächern die Maschinengewehre drohen.

Damaskus von heute: Wie mag es hier anders ausgesehen haben im Glück und im Sommer der Omaiadenkalifen. Wie viel Stolz hat man seither hier zu Grabe getragen, wie viel Größe, wie viel Glück und Leichtlebigkeit! Nun ist es hier so wie in anderen morgenländischen Städten, die alle so etwas von einem heruntergekommenen Grandseigneur an sich haben.

Da ging ich heute über die berühmte »Straße, die sich die Breite nennt«. Ihr Pflaster ist holprig und schmutzig, und breit ist sie auch nicht nach unseren Begriffen. Die anderen sind alle eng und winklig, überwölbt von Arkaden, überschattet von Balkonen, die einen aus braunen Lehmmauern fensterlos anstarren. Vor den Türen hängen die kunstvoll geschmiedeten Klöppel. Um jede Krümmung sieht man ein Minarett. Dann kommen wieder Stadtmauern von ungeheurem Ausmaß wie für die Ewigkeit gebaut, eiserne Tore mit seltsam verschnörkelten Inschriften: lebendiges Mittelalter!

Eine Gasse ist wie die andere. Man verirrt sich in dem Labyrinth. Aber schon ist man wieder auf der »Straße, die sich die Breite nennt«, im Gewimmel der Fese. Turbane leuchten in der Sonne. Packpferde schreiten daher wie wandelnde Warenballen. Reiter kommen auf stolzen, fabelhaft aufgeputzten Maskateseln, schnaubende Antobile und Kutschen,



deren Pferde mit blauen Perlenkränzen geziert sind zum Schutze gegen den bösen Blick. Und nebenan hämmern die Schuhmacher an ihren Pantoffeln und die Sattler auf das Lederzeug, und überall in den Buden ist es rot von Schmiedefeuern und lebendig vom Takte der Arbeit.

Der eigentliche Basar ist freilich eine rechte Enttäuschung. Ich habe schon bessere gesehen in Täbris, Ispahan und anderen Plätzen. Billigster europäischer Schund ist es meist, der feilgeboten wird in diesen Buden, vor denen auf hohem Postamente der Besitzer mit gekreuzten Beinen sitzt und schläft wie der kleine Muck im Märchen und auf die Kundschaft wartet, die selten kommt. Und doch – auf einmal steht man vor Schätzen, die hier ausgebreitet liegen! – Das wahre Kunsthandwerk! – Die Erbweisheit der Handwerker, die sich auch bei uns einst fortpflanzte von Geschlecht zu Geschlecht, hat heute noch in Damaskus – zwar auch keinen goldenen Boden mehr, aber doch noch eine gesunde Lebensfähigkeit, die man anderwärts vergebens sucht. Wer nie in einer Basarbude zu Damaskus geschwelgt hat im Anschauen der Wunderdinge Damaszener Schmiedekunst, der wird sich nimmermehr einen rechten Begriff machen können von dem Zauber solcher Umwelt. Muffig, dumpf, märchenhaft halbdunkel ist es in der Bude. Nur vereinzelte Lichtflecke wandern unruhig über die Schätze an der Wand und auf den Regalen: mächtige Teller, schwer mit Silber eingelegt, geschnitzte Kamele, Drachen, die schaurig aus dem Hintergrund hervorgrinsen,

Kaffeesservice zum Verlieben und schwere Ampeln, die den Weihrauchduft verbreiten, der dem zungenfertigen Verkäufer die Hälfte seiner Beredsamkeit ersetzt. Romantische Kupferkisten mit grotesken Füßen und in Silber getriebenen Koransprüchen, in deren Betrachtung man sich tief versenken kann, derweilen alles aufsteigt, was man einmal gehört und gelesen hat von schlimmen Sultanen und vergrabenen Schatzkisten. – Aber freilich soll es hier auch schon irgendwo eine Fabrik geben, wo sie so etwas laufend am Bande erzeugen. –

So ist Damaskus, das arabische Rom, die Stadt der dreihundert Moscheen, der vielen Minarette, der zerfallenen Paläste, der vielbedeutenden Gräber, umwittert von den Schauern der Geschichte. Hier liegt Fatima, die Tochter Muhammeds, Abd el Kader, der einstige Franzosenschreck, und Sultan Saladin, auf dessen Grab der deutsche Kaiser einen Kranz niederlegte, den dann die Engländer als Siegesbeute entführten und nach London brachten.

Damaskus, die Moderne, in der sportmützige Chauffeure einen mit funkelnenden Goldzähnen anlachen und Beduinen in voller Wüstenbemalung dem Tanze loser Frauen im *Café-Concert* zusehen. – So tief ist die Welt schon gesunken!

Und da ist der Himmel der Wüste, der Abend, der blutrot hinter den Hügeln aufsteigt, da sind die Kuppeln der Moscheen, die Minarette, die in den letzten Sonnenstrahlen blitzen, die Frösche, die in den Gärten quaken, die Dunkelheit, die wie ein wei-

cher Mantel über die Landschaft sinkt. –  
Und der Mond über Damaskus – –

## Krieg um Fifi

Damaskus, im Juni 1929.

Wenn man von Süden her zuerst nach Damaskus kommt, so sieht man schon von weitem Flugzeuge in der Luft, ein großer Flughafen befindet sich irgendwo in der Ebene. Die Straße wird lebendig von Wagenkolonnen und »horizontblauen« Uniformen, die man nur allzugut kennt. Je näher der Stadt, desto kriegereischer wird das Bild. Kasernen und Barackenlager, wohin man schaut, und überall Militär. Blaue *Poilus*, khakifarbige Marokkaner, Senegalesen, so schwarz wie Stiefelwichse, rotbemützte Fremdenlegionäre, Spahis in roten Mänteln und fantas-tisch weiten Hosen, »Maharisten« (Kamelreiter) in flatternden Burnussen, Anamiten, Chinesen, Malgaschen und was sonst noch im Solde steht bzw. zum Dienste gepresst werden kann für die »Große Nation«. – Wo französische Soldaten sind, da kommen auch die Mädchen nicht zu kurz, und also hat sich alles eingestellt, was gewöhnlich hinter dem Kalbfell hertrippelt. Chansonetten, Midinetten, Variété-girls; große Pariser Damen, *dernier cri*, weiß gepudert, mit Lippen, rot wie ein Spahimantel ...

Es ist wirklich ganz »comme chez nous«. Oder doch: wie es einmal war, damals, als der französische Imperialismus auf seiner Höhe stand, als der Franken alle Tage wertvoller wurde, und die franzö-

sischen Rentiers, zahlreich wie die Heuschrecken, kamen, um sich häuslich bei uns niederzulassen. Damals, als General *de Metz* noch in der Pfalz regierte

...

Auch sonst entspricht das äußere Bild in manchen Zügen jenen bewegten Zeiten; oft hat man sogar den Eindruck, als ob man sich mitten im Kriege befände. Soviel offen zur Schau gestellten Stacheldraht, soviele Wolfsgruben, Schützengräben, Blockhäuser, Maschinengewehrnester wie in *Damaskus*, dürfte es wohl heute in der ganzen Welt nicht mehr geben. Wohin man blickt, jede Kaserne, jede militärische Baracke ist umgeben von einer Hecke von Stacheldraht. Ganze Straßenlinien sind niedrigerissen, um freies Schussfeld zu gewinnen. Vor den Baracken stehen Posten unter Gewehr, und überall erkennt man die Anzeichen des Belagerungszustandes, von dem bekanntlich gesagt wurde, dass ein Esel mit ihm regieren könne ...

Aber auf den Bajonetten lässt sich nicht gut schlafen. So kocht und brodelt es unterirdisch weiter wie in einem Vulkan, der eine Pause macht zwischen zwei Ausbrüchen. Bei solcher Atmosphäre bedarf es keiner besonderen Veranlassung – – und das Gewitter entlädt sich. Kleine Ursachen, große Wirkungen. Man sagt, dass *Algerien* seinerzeit um einer Ohrfeige willen erobert wurde. Was man sich aber hier als Grund des letzten großen Aufstandes in *Syrien* erzählt, das dürfte denn doch noch nicht dageswesen sein. Araber sind fantasiebegabte Menschen, und da sie viel Zeit im Kaffeehaus verbringen, steht

die Kunst des Märchenerzählens auch jetzt noch in Blüte, besonders auf dem Gebiete der Politik. Diese Geschichte aber ist so ganz französisch, dass man sie nicht erfunden haben konnte, nicht einmal in einem Kaffeehause zu Damaskus. Erzählen wir sie also, wie sie uns erzählt wurde:

Jeder, der einige Zeit Gelegenheit hatte, das Leben und Treiben der Besatzungstruppen zu beobachten, weiß, dass es bei ihnen in höheren Chargen eine unzertrennliche Dreierlei gibt: *Monsieur, Madame und – Fifi*. Nun herrschte damals im Lande der Drusen ein sehr tüchtiger Gouverneur, dessen »Fifi« – ein bildschöner Pudel – durch frevlerische Hand in die glücklichen Jagdgründe befördert wurde. Vielleicht war er auch sonst zu Schaden gekommen – genau ist der Fall niemals aufgeklärt worden –, jedenfalls kochte die gouvernementale Seele. – Wie? Seinen Hund hatte man umgebracht? Einen französischen Hund? Das schrie nach Vergeltung. Sogleich erging eine Botschaft an das Volk der Drusen, dass jeder Zelthaushalt so und so viele Schafe als Buße zu bezahlen habe. Da schüttelten die Untertanen die Köpfe. Sie rotteten sich zusammen und murrten. Sie schickten eine Abordnung zum Oberkommissar in Beirut, um den Ukas rückgängig zu machen, aber ohne Erfolg.

Wie, ein *chien militaire* – ein französischer Hund?

Und also brach am anderen Tage der Aufstand der Drusen los, der Aufstand der verweigten Hammel, der Krieg um Fifi. –

Wie immer bei solchen Gelegenheiten, so hatte auch diesmal wieder die französische Propaganda in der ganzen Welt so gearbeitet, dass kein Mensch wusste, um was es sich eigentlich handelte. Wie sie die deutschen Soldaten einst als Kindermörder verschrie, so machte sie die biedereren Drusen zu »Teufelsanbetern« und verbreitete schaurige Bilder von diesen Kannibalen.

Und was war nun näherliegender, als dass man sich in die Toga des Mandatswächters hüllte, der mit Opfern von Gut und Blut das unglückliche Volk der Syrier, die bedrohten Kunstschatze von Damaskus vor dem Ansturm der Barbaren schützte? – Nur freilich lagen die Dinge anders, als sie verbreitet wurden, und weit entfernt, vor den »Teufelsanbetern« zu erschrecken, schloss sich vielmehr beim ersten Sturmsignal die Elite der arabischen Einwohnerschaft von Damaskus den Aufständigen an unter Führung keines geringeren Mannes als des Emirs Abd-el-Kader, des Enkels jenes berühmten algerischen Freiheitshelden, der seinerzeit jahrzehntelang der französischen Herrschaft in Algerien getrotzt hatte.

Der Zeitpunkt zum Aufstand konnte in der Tat nicht besser gewählt werden. Der Kampf gegen Abd el Krim in Marokko hatte alle Kräfte der französischen Kolonialmacht in Anspruch genommen. Syrien war von Truppen entblößt. Ungehindert drangen die Rebellen in die umgebenden Gärten ein, überfluteten die Bazare, deren Dächer heute noch wie Siebe von Flintenschüssen durchlöchert sind.

Tagelang stand die Besatzungsarmee mit ihrem Anhang zusammengepfercht hinter Stacheldraht in den Delegationsgebäuden inmitten der Stadt. Der damalige Oberbefehlshaber, der kürzlich verstorbene General Sarraïl, befahl den Rückzug auf einen der umgebenden Hügel, und dann geschah etwas, das eingereiht zu werden verdient unter die bleibenden Denkmäler französischer Kolonialpolitik: wie ein Erdbeben zitterte die alte Stadt unter der Beschießung. Flammen wüteten. Moscheen fielen in Schutt. Minarette stürzten wie Kartenhäuser – ah, und das unter den Bomben derer, die zehn Jahre lang über die Kathedrale von Reims gejammt hatten! – Basardächer splitterten, der Schrecken raste durch die Gassen. Nachdem solchermaßen die Stadt »sturmreif« gemacht worden war, avancierten die Tanks, zermalmten die Gärten unter ihrem Gewicht und fuhren wie feuerspeiende Ungeheuer in die Gassen hinein, wo alles niedergeschossen wurde, was noch lebendig war.

So geschah es im Jahre 1926, im siebten Jahre des »Friedens« von Versailles, und noch heute liefern die Trümmerstätten und Stacheldrähte eine lebendige Illustration zu dem Geschehenen, zu den schönen Worten des Mandatsvertrages:

*»In sacred trust of civilisation ...«*

Nur die Hilfe der tscherkessischen Parteigänger und der Legion, die aus den Flüchtlingsscharen des nicht umzubringenden Volkes der Armenier gebildet worden war, verhinderte damals den vollkommenen Zusammenbruch. Völlig niedergeworfen

wurde der Aufstand erst, nachdem durch die Beendigung des marokkanischen Feldzugs Truppen freigeworden waren. Seither herrscht »Ruhe in Syrien«. Ruhe und Stacheldraht und Doppelposten und Polizeipatrouillen, die allnächtlich ihr Losungswort durch die stillen Gassen schreien.

Aber wohl muss man sich fragen, ob das denn der Sinn des Mandatsvertrags war? Vier Jahre lang hat man während des Krieges diesem Volke der Araber von seinen Rechten gesprochen und ihm eine Zukunft in Schönheit und Unabhängigkeit vorgegaukelt, damit es Rekruten gegen die Türken stelle. Statt dessen kam das »Mandat«, statt dessen kamen die Spahis, die Turkos, die Senegalneger, die Fremdenlegionäre, kamen Tanks und Stacheldraht und Fliegerbomben und Fifi und die Madamen.

Hat man darauf gehofft, darum gekämpft, darum gebetet in den Moscheen? Wo ist man näher den Bajonetten als heute in Damaskus? Wo findet man mehr von der wilden Romantik des Krieges? Da ging ich neulich durch eine wüste Gasse, in der die Schenken sich dicht aneinander reihen.

*»Autorisés pour la vente aux troupes ...«*

Finstere Kneipen ringsum, helle Uniformen in schreienden Farben und was sonst noch dazugehört. Es war ein Samstagabend, und da wenigstens hatte man von der armseligen Löhnung etwas übrig für eine Flasche schlechten Weins und eine Buddel von dem miserablen Araberschnaps. Am Schenkentisch stand ein großer, blonder Junge, dessen Gesicht vom Wein gerötet war und der Französisch



wie ein Frankfurter sprach.

»Halt' deine Gosch!« rief eine Stimme aus dem Hintergrund.

»*Ho là, le bleu!*« brüllte ein Senegalneger mit Unteroffizierstressen. Schon lagen sich beide um den Hals, und auf einmal brauste es durch den Saal, dass die Scheiben zitterten:

»*Nous sommes les légionnaires d'Afrique ...*«

Ich aber hatte genug für den Abend.

## Nacht über dem Libanon

Beirut, im Juli

Ich saß vor der Automobilgarage zu Damaskus und wartete. Bagdad oder Beirut? – das war hier die Frage. Nach beiden Orten fährt das Automobil. – Wohin fährt es heute nicht? Kein Berg ist zu hoch, keine Wüste zu weit für den modernen automobilierten Morgenländer, der Europa überbieten und Amerika übertrumpfen möchte.

Aber es scheint nur so. Es ist nur eine Äußerlichkeit, die er übernommen hat wie Filzhut, Kragen, Krawatte und derartige Dinge. Selbst der wütendste Kilometerfresser spürt vom Geiste des Automobils keinen Hauch, sobald er wieder zu Hause ist. Dann ist auf einmal wieder alles »Morgen – Inschallah«.

So war es auch mit Abdullah, oder wie er hieß. Sein Gewissen war so schwarz wie sein Automobil, sein Gedächtnis flüchtig wie eine Gazelle. Aber es fehlte ihm nicht an Fantasie. – Was hatte er mir am Abend zuvor beim Barte des Propheten geschwo-

ren? Für ein englisches Pfund wolle er mich mit seinem Wagen wie auf einem Zaubermantel nach Bagdad schaffen, gerade nur für Benzin. Dort drüben gäbe es dann viele Mekkapilger, die man ordentlich schröpfen könne mit fünfzehn Pfund pro Mann für die Rückreise nach Damaskus. Das sei ein lohnendes Geschäft und außerdem ein gottgefälliges Werk.

Das war gestern. Aber heute war im nebenanliegenden Hotel eine englische Reisegesellschaft abgestiegen, außerdem war Abdullahs Seele plötzlich voll düsterer Zweifel bezüglich des Andauerns der Mekkakonjunktur, und unter fünf Pfund pro Mann war an eine Bagdadreise nicht mehr zu denken. Dagegen Beirut – das kostete nur zwei syrische Pfund, aber da war es wie beim Skatspiel. Es fehlte noch der dritte Mann, um den Kasten voll zu machen. Also wartete ich, – stundenlang. Abdullah war längst wieder eingeschlafen. Der Chauffeur hatte sich in ein Tricktrackspiel vertieft. Eine Weile betrachtete ich die sehr schönen, sehr bunten, sehr temperamentvollen Wandbilder, auf denen die Soldaten des Padischah die Franzosen verprügelten. Dann weckte ich Abdullah.

»Wird es bald so weit sein?«

»Inschallah!«

Endlich war es wirklich so weit. Die Zahl der Fahrgäste war voll, aber dann war es Zeit für den Chauffeur, dass er sein Mittaggebet verrichte, was er ausgiebig tat, worauf endlich, als der Motor schon schnurrte, einer Frau heiß einfiel, dass sie ih-

ren Geldbeutel vergessen hatte, den sie herbeischaffen musste vom anderen Ende der Stadt, während die anderen wieder einschliefen oder Tricktrack spielten, je nach Laune, und kurzum, der Tag begann sich langsam schon zu neigen, als wir endlich auf der weiten, weißen Landstraße den Schneebergen des Libanon entgegenjagten.

Eine Weile ging es dicht den rauschenden Fluss entlang, fast wie in einem Schwarzwaldtal. Links und rechts standen die alten Nussbäume, knorrige Feigen, gelbe Lehmmauern, die nur flüchtige Blicke erlaubten in Gärten, wo seltsame Blumen in blutroten und dann wieder in dunkelvioletten Farben glühten. Aber bald waren wir am Ende der Oase. Vor uns führte die weiße Straße in vielen Windungen bergauf durch ein Land, das man, mit deutschen Augen gesehen, vielleicht eine dürre, steinige Steppe, in Syrien aber gutes Ackerland nennt. Es kommt nur auf den Gesichtswinkel an, unter dem man so etwas betrachtet. Auf Terrassen, die fast bis zu den Berggipfeln hinaufgingen, standen die reifenden Ähren auf Halmen von wenigen Zentimetern Höhe, kümmerlich genug anzusehen, mitleiderregend für das Land und seine Bebauer, wenn die Mitreisenden uns nicht darüber belehrt hätten, dass das heuer eine ganz besonders gute, seit Jahren nicht mehr erlebte Ernte wäre.

Weiter bergaufwärts schwinden die Terrassen und mit ihnen die Felder. Der Wind kommt kalt von den nahen Schneefeldern; wohin man schaut, sieht man lustige Bäche über die Steine hüpfen, grüne Ge-

birgsmatten und Hänge von wildem Mohn, der blutrot unter der späten Sonne leuchtet. Ganz still ist es im Gelände. Nur da und dort zwitschern die Vögel, nur da und dort sieht man einen Trupp weidender Kamele am Rande der Dörfer, die grau und farblos in den Talfalten liegen. Es ist ein echter Sommerabend. Die Sonne brennt. Die Landschaft ist voll leuchtender Farben. Aber auf einmal liegt am Westrand der Schnee, erst in kleinen schmutzig grauen Flocken, dann in hohen Bänken, dann in weiten Feldern, umgeben von plaudernden Wassern, die der heiße Schirokko mit Tauwasser speist. Die Sonne ist schon ins Meer gesunken. Ringsum leuchten die Berge noch einmal wie im Alpenglügen. Dann kommen die Sterne klar und unwahrscheinlich groß. Schnurrend fährt der Wagen bergab in atemraubenden Windungen, derweilen im Lichtkegel des Scheinwerfers die Dinge auftauchen, denen die Nacht die seltsamsten Gestalten gibt: die Menschen, die Esel, die Häuser, die Weinberge, die Olivengärten, die einem die Worte der Heiligen Schrift in Erinnerung rufen: »Es ist noch um ein kleines, so wird der Libanon ein Fruchtgarten sein.«

Von fernher aber leuchten die Lichter einer großen Stadt am Meeresstrand: Beirut.

Es war Nacht, als wir dort ankamen, und das war die richtige Zeit, denn wenn sonst nicht viel an dem Orte zu rühmen ist, so hat er wenigstens ein ausgeprägtes Nachtleben. Freilich ist es billigster Montmartre, hinterstes Sankt Pauli, äußerste Reeperbahn: Soldaten, Matrosen, Tanzlokale, Musikkasten

und lose Frauen, die auf allen vorgenannten Arten schon Schiffbruch gelitten hatten, bis sie endlich noch Gnade fanden vor Beirut, der letzten, äußersten, der *ultima speranza*. So lärmt das Pläsier und macht sich breit in der schmutzigen Gasse, jetzt zumal, wo der heiße Schirokko weht und alles aus den vier Wänden treibt.

Aber Beirut ist in mehr als einer Beziehung ein heißer Boden. Auf den ersten Blick ist es eine schöne Stadt, herrlich gelegen zwischen den weißen Schneebergen und dem dunkelblauen Meere. Aber eben das, was dazwischenliegt, ist nicht sehr erhebend: eine echte moderne Levantinerstadt, die ihre Vergangenheit verleugnet hat und dennoch ihr nagelneues Wesen und Unwesen selbst noch nicht so recht glauben will. Konstantinopel ist heute, dank der kemalistischen Austreibungspolitik, als Handelszentrum gewaltig zurückgegangen, das einst blühende Smyrna ist ebenfalls eine »*città morta*«. Und das ist Beirut zugute gekommen. Zu gut oder zu schlecht, wie man es auffassen will. Das ganze flinke Volk der Geldwechsler, Souvenirhändler, Dragomane hat sich hier niedergelassen. Dazu kam noch ein ganzes Flüchtlingsheer von Armeniern, und das gibt eine gute Mischung. So lebt alles durcheinander und voneinander; modernster Geschäftsgeist und orientalische Primitivität: Schmutzige Basarbuden und Busineß-Paläste im Bauhausstil, die reihenweise aus dem Boden wachsen, Kamele neben Automobilen, Geldwechsler, die hinter ihren Schätzen schlafen, Schreiber im Basar, denen schwarzversch-

leierte Damen die ganze *Chronique scandaleuse* in die gespitzten Ohren flüstern.

Mitten darin steht, wie ein Gebilde aus einer anderen Welt, die große amerikanische Universität. Wohl mag man sich fragen, was jene wohltätigen Menschen, die dieses Institut ins Leben riefen, sich eigentlich gedacht haben mögen bei seiner Gründung. Wie sie darauf kamen, gerade hier eine Universität zu gründen, ausgerechnet in Beirut? Aber da steht sie, eine Hochschule mit allem Zubehör, eine verschwenderisch ausgestattete Volluniversität, die offenbar über Mittel verfügt, um die sie jede deutsche Hochschule aus vollem Herzen beneiden könnte. Mit vollen Händen geben die Gould, die Vanderbilt, die Rockefeller für ihr geistiges »hobby« und für die Boys in Syrien, die man in klösterlich abgeschlossenen Internaten, mit englischer Unterrichtssprache, ganz »collegebred« zu vollkommenen Gentlemen erzieht.

»Social Halls«, die mit dem Luxus der *Fifth Avenue* ausgestattet sind, eine Aula, die ein Abklatsch von Edinburg ist, zwischen Kliniken und Seminargebäuden weite Gärten mit Sportplätzen, die von Zedern umrahmt sind, und das alles in einem Lande, in dem der größte Teil der Bevölkerung Analphabeten sind: Und das alles in einer Umwelt, in der fast alle diese bei *Ham and Eggs* im College-Seminar zu nachgemachten Amerikanern großgepäppelten jungen Leute zu Hause dereinst bei Brotfladen und Schafkäse aufgewachsen waren! Bei diesen ohnehin schon wurzellosen, mit allen Wassern gewaschenen

Levantinern, denen die Verschlagenheit im Blute gärt und die der Weisheit der Intellektuellen nicht bedürfen, weil ihnen das bekanntlich von selbst zugeflogen kommt, weil sie ihre Zunge nach allen Sprachen richten und ihr Mäntelchen nach allen Winden halten können und immer konnten, die aber eine Erziehung zur Arbeit brauchten so nötig wie's tägliche Brot.

Dafür aber hat man keinen Dollar übrig, denn schließlich lauert hinter diesem Rausch der Wohltätigkeit der fromme Wunsch, dass so etwas sich doch einmal verzinsen mag. Schon vor den Amerikanern haben die Franzosen um die Seele des Syriers wie Jakob mit dem Engel gerungen. Zahllose Schulen weltlichen und geistigen Gepräges, aber alle Instrumente des französischen Imperialismus, haben hier eine ganze Generation erfüllt mit dem Geist, den man für ihre Begriffe zurechtgestutzt hatte. Und das hat Zinsen getragen in Gestalt des übertragenen Mandats.

Jedoch –

Es ist französische Art, dass sie zwar aus der Ferne wie eine Fata Morgana wirkt, in der Nähe aber, im Hausgebrauch zum mindesten, ernüchtert. So war es im Elsaß, so ist es heute im Libanon. Da wie dort geht das »Malaise« um, und es sind gerade die, die einst am lautesten nach der »Mèrepatrie« riefen, die heute die Köpfe am tiefsten hängen. Dem Libanon war es unter türkischer Herrschaft nicht schlecht ergangen. Er stand unter einem internationalen Statut und genoss alle Vorteile, die sich dar-

aus ergeben, vor allem den einer fast vollkommenen Steuerfreiheit. So lebte man dahin, ohne viel von einer Staatsautorität zu sehen, die allerdings auch nichts tat für das Land. Aber man war zufrieden und lebte ungeschoren.

Aber jetzt! Jetzt ist es die Hypertrophie der Beamten, die Inflation der Polizisten, die Hochflut der Anordnungen, Monsieur »Lebüro« auf dem Throne und Steuern, die dem geplagten Geschäftsmann das Blut unter den Nägeln hervortreiben. Und im Gefolge davon gegenseitige Anklagen, die einander nichts schuldig bleiben. Hört man die Franzosen, so liegt die Schuld allein an dem Parlament, mit dem man diese neue »Republik« von Anfang an beglücken zu müssen glaubte und das nun im Rausch der ersten Gefühle etwas zu viel des Regierens tut. Der Syrier dagegen schüttelt den Kopf über die hohen Gehälter der zugereisten Beamten und fragt sich, gewiss nicht ohne Grund, wieso es denn mit dem Mandatsgedanken vereinbar wäre, dass man das anvertraute Land mit landfremden Soldaten, Fremdenlegionären, Senegalnegern überschwemme und so einen mit einheimischen Steuergeldern finanzierten Waffenplatz schaffe für künftige Kriege des französischen Imperialismus.

So viele Fragen, so wenig Antworten. Und über allem leuchtet die Sonne des Libanon heiß und sengend, über dieser gärenden Stadt, über der blauweiß-roten Flagge, auf dem Serail und über den Bettlern von Beirut.



## Das Glück in Rejak

Rejak, im Juli

Eine Schnellpost ist das Bähnchen nicht, das von Beirut hinauf nach dem Libanon führt. Es lässt sich Zeit. Es hält oftmals an zum Verschnauften auf seinem vielgewundenen Wege, der vom Palmenstrand zu den Schneeregionen führt. Und es ist gut, dass dem so ist, denn so hat das Auge Zeit sich vollzutrinken an den Schönheiten der Landschaft, die sich um jede Wegbiegung in neuen Bildern zeigt: bald dunkle Olivengärten, bald Weinberge, die steil an der Bergseite kleben, oder Pinien und Zypressen, die schwarz und schlank wie Schattenbilder gegen den blauen Himmel stehen. Alles gibt es auf dem Libanon, nur Zedern nicht. Nur an vereinzelt, ganz abgelegenen Stellen zeigt man noch einige Exemplare, die wie Augäpfel gehütet werden als Attraktion für die Touristen. Den übrigen haben die Ziegen das Lebensmark abgenagt, soweit sie nicht in der Not der Kriegszeit als Brennholz unter die Lokomotivkessel gewandert sind wie alle anderen Waldbäume des Libanon. So klettern Gärten und Felder bis zu den Bergspitzen empor, und dazwischen leuchten zahllose rote Hausdächer.

In Syrien und im ganzen Libanon ist die Armut ein treuer Hausgenosse bei den meisten Familien. Das Land ist ausgeplündert durch jahrhundertelange Misswirtschaft, und der schönste und liebste Traum seiner Bewohner war noch immer die Auswanderung, das Glück über dem großen Wasser.

Große Teile Südamerikas, zumal Nordargentinien, sind überschwemmt von diesen Libanontirolern, die sich dort als »Turcos« einer gemischten Popularität erfreuen. Schwere Handarbeit ist keine Leidenschaft eines solchen »Turco«. Dagegen verlegt er sich mit umso größerer Begeisterung auf Handelsgeschäfte größten und kleinsten Maßstabs, in denen er eine geradezu übersinnliche Erbweisheit an den Tag legt. Mit einem Bauchladen von Knöpfen, Schuhriemen, Taschenspiegeln, billigen Stoffen usw. zieht er von Estancia zu Estancia, und da er nicht nur ein guter Geschäftsmann, sondern auch ein Fanatiker der Sparsamkeit ist, bringt er es bald zu einem mehr oder weniger soliden Handelsgeschäft in der Stadt, zu einem Scheckbuch und einem Bankkonto, mit dem er schließlich nach dem Libanon zurückkehrt und sich definitiv etabliert als Herr über die Sommerfrischler.

Mehr und mehr wird nämlich der Libanon für die Bewohner des Orients das, was für uns die Alpen sind. Wenn immer die Hitze unerträglich wird in Beirut, wenn der Asphalt anfängt zu glühen in den Straßen von Kairo und Alexandrien, wenn es nicht mehr auszuhalten ist in den engen Gassen des, dank Automobil, nur noch drei Tagereisen entfernten Bagdad oder in Basra oder Mossul, dann gehört es zum guten Ton, dass man mit Kind und Kegel auf einige Wochen nach dem Libanon reist. Und die geschäftstüchtigen Bergbewohner waren von jeher nicht blöde in der Erfassung der Möglichkeiten dieser Fremdenindustrie. Man staunt über den hier

entfalteten Luxus an stattlichen, ganz unorientalisch solid gebauten Wohnhäusern, deren Eigentümer zumeist in einer kleinen Stube im Kellergeschoss bei Käse und Brotfladen ein sparsames Leben führen, weitab von der großen Welt, mit kleinen, einfältigen Vergnügungen, deren größtes für die Heranwachsenden offenbar das Glockenläuten ist. In jenen stillen Tälern gedeihen die Religionen besonders üppig. Von den Orthodoxen bis zu den Presbyterianern ist alles vertreten, und jeder fühlt sich verpflichtet, seine besondere Anschauung laut zu verkünden durch Instrumente, die zwar kräftig tönen, aber mit ihrem kurzatmigen, aufreizenden Höllenlärm gewiss schon manchen ruhebedürftigen Sommerfrischler aus den sonst so stillen Tälern des Libanon vertrieben haben.

Weiter reise ich durch die Berge. Selbst jetzt ist es hier kühl. Am Wegrand stehen die Esel, bedeckt mit großen Körben, die buntscheckig zerlumpte Dorfbewohner mit dem letzten Schnee der Saison füllen. Von allen Seiten kommen lustige Wildbäche, die hinunterrauschen in ein weites, wohlbewässertes Tal, das sich weithin ausbreitet im üppigen Grün des Frühlings. Vorbei geht es an Feldern von blühendem Mohn, an Hecken von wilden Rosen, die steil hinaufsteigen zu anderen Schneebergen, die weiß in der Sonne blitzen. Plötzlich steht wieder irgendwo Stacheldraht im Feld in ganzen Hecken, als ob er dort gewachsen wäre wie die Rosen; auf der Straße rattert ein Zug von schwarzen, schweren Panzerautomobilen, aus denen drohend die Mün-

dungen der Maschinengewehre starren. Wohin man schaut, sieht man Wellblechbaracken, Automobile, Proviantwagen, Kneipen und Soldaten.

Das ist Rejak, das Grab so mancher verlorenen Hoffnung, das *Sidi-bel-Abbès* Syriens, Standort der Fremdenlegion.

Nicht weit davon liegt Baalbek mit seinen berühmten Tempelruinen, zu denen neuerdings auch wieder deutsche Touristen zu pilgern pflegen. – Welchem unter diesen würde es einfallen, auch einmal in Rejak Station zu machen? Er könnte nach seiner Rückkehr in Deutschland auch etwas von menschlichen Ruinen erzählen, ein garstig Lied von dem verworrenen Schicksal deutscher Nachkriegsjugend. Eben schlich wieder ein Trupp durch die Gasse, frisch zurück von einer jener berühmten »Marschier-oder-verreck-Touren«. Nichts Heroisches, nichts Abenteuerliches, nichts Romantisches in diesem Aufzug. Eine traurige Gesellschaft von armen Teufeln in schmutzig-grauen Drillichanzügen, die man gerade so am liebsten fotografieren möchte, um das Bild jedem in die Hand zu drücken, der einmal Legionsgelüste hat. Ältere, selbst alte Leute, neben ganz blutjungen; dumpfe Gesichter, zerstörte Mienen, neben anderen, die prachtvoll verwegen dreinschauen, offene Jacken, schiefe Mützen, mächtige Haartollen; das sind ganz die Typen, die einst auch mit offenem Mantel und umgekehrtem Gewehr in unseren Straßen Weltgeschichte machten, jetzt nur noch Strandgut der großen Nation.

Für etwas ist auch menschliches Treibholz gut, wenn man es zu verwerten weiß. Denn das baut hier Straßen ohne nennenswerte Bezahlung, das ist Soldat ohne Sold, trägt seine Haut zu Markt im Wüstensande, und hernach, wenn es krank und endgültig verkommen ist, wenn es sich die Seele matt und die Hände blutig gearbeitet hat in fremder Tretmühle, dann schiebt man es wieder ab über die Grenze nach Deutschland, wo es alsdann Erwerbslosenunterstützung bezieht bis an sein Ende. Und dagegen werden alle Warnungen nichts helfen, ehe nicht bei uns ein Gesetz kommt, das jeden dieser Franzosendiener bei Eintritt in die Legion automatisch seiner deutschen Staatsangehörigkeit verlustig erklärt. –

Wenn nun auch sonst kein Staat zu machen ist mit der äußeren Erscheinung des Legionssoldaten, so muss man doch seine Offiziere gelten lassen. Es sind Typen darunter, die man so schnell nicht wieder vergisst. Auf dem Bahnhofplatz stand einer, der ausschaute, als ob er eben einem Roman von Gerstäcker entlaufen wäre oder dem Monte Christo, oder einem Wildwestfilm mit Tom Mix oder so etwas. Groß, schlank, schwarzbärtig, mit kaffeebraunem Gesicht, eine Kreuzung von Tatarin und Don Quichotte. Königlich schaute er herab auf den Araberjungen, der ihm die Stiefel wichste. Eine Batterie von Militär-Medaillen glänzte auf seiner Brust. Und natürlich Revolver, Reitpeitsche, Sporen wie Wagenräder. So stand er in der Sonne, jeder Zoll ein Landsknechtsführer, ein Abenteurer, ein Wüstengewächs,

mit einem Wort – man kann das nur auf Französisch sagen – »é-pa-tant«!

Im übrigen – so traurig dieser Platz ist mit seinen hitzesprühenden Wellblechbaracken, so lehrt er doch vieles. Man muss nach Rejak gehen, um zu ermessen, was der Besitz von Kolonien für ein Land und dessen Jugend bedeutet. Wem Paris zu klein ist, der hat in Rejak Platz, wer sich nicht austoben kann, wer sich die Hörner nicht abzulaufen vermag in – sagen wir in Nancy oder in Epernay oder in Neufville an der Garonne, dem ist Gelegenheit geboten, das im Dienste seines Volkes in Syrien, in Marokko, in Tonking oder am Kongo zu tun, während bei uns die gleiche Sorte hinter bolschewistischen Schalmeienklängen hertrötet.

Und noch eins hat der Besitz eines Kolonialreichs wie das französische zur Folge. Es ist eine Schule der politischen Weisheit für das ganze Volk. Mehr als durch Tanks und Maschinengewehre wird das große Reich heute zusammengehalten durch die Tätigkeit von vielen kleinen, klugen Diplomaten, die man offiziell »*officiers de renseignement*« nennt. In den wildesten Bergen, im fernsten »Bled«, dort wo reguläre Truppen nicht hinkommen, sitzt überall der Agent und macht sich unentbehrlich mit subtilen Mitteln, verspricht den französischen Himmel, verteilt ein Stückchen Geld da und dort – korrumpiere und herrsche – hetzt ein wenig, streut ein wenig Gift, verspricht noch mehr, droht zuweilen, bis eines Tages die Maschinengewehre auf der »Kasbah« stehen und Legionäre vor den Zelten ihr

Feldlager aufschlagen.

Denn so ist der Lauf der Weltgeschichte, der Weg der Eroberer. Nicht immer ein gerader, nicht immer ein schöner. Aber wer kümmert sich darum? Wer fragt auch nur danach unter dem blauen Himmel von Syrien und im Wellblech von Rejak?

## Rausch des Orients

Aleppo, im Juli

Nordwärts von Damaskus ist Syrien so, wie man es auf den Bilderbogen und in den Märchenbüchern sieht: Steppe, Wüste, Schafherden, Nomadenzelte, ab und zu ein Beduine auf mehr oder minder feurigem Rosse, verschleierte Frauen, die auf langsamen Eseln ihre Straße ziehen, dann wieder irgendwo in der Fläche ein Dorf mit seltsam spitzen Lehmdächern oder eine Stadt, die ganz Lehm ist mit unglaublich engen, uralten Gassen, mit dennoch modernstem Baustil in nüchterner Sachlichkeit. Neben der Eisenbahn ziehen lange Kameelkarawanen, wie vor tausend Jahren, die Bauern bestellen ihre Äcker mit dem Pfluge, mit dem schon Noah pflügte, und man wird erfasst von einem Gefühl, als ob dieses Teufelsding Eisenbahn ein Filmstreifen wäre, der eben nur vorüberhusche durch dieses Land, das einen aus uralten Augen so seltsam anschaut.

Langsam sinkt die Sonne. Die Hügel ringsum ragen glühend in die fallenden Schatten des Abends. In der Ferne steht eine große, von zahlreichen Minaretten überhöhte Stadt. Eng zusammengedrängt

liegt sie um eine mächtige, hochragende Zitadelle, wie die Küken um eine Henne, oder wie eine Schar geängstigter Schafe.

Das ist Aleppo, die große Handelsstadt, oder, um genauer zu sein, die einstmalige große Handelsstadt des Ostens.

Von Aleppo erzählt man sich manche Geschichte, mehr noch von seinen Bewohnern, den »Alepinos«, die als die härtesten Handelsleute des Orients gelten, und das wohl mit Recht, wie wir bald selbst beobachten konnten. Von der ersten bis zur letzten Minute unseres Aufenthaltes in jener unruhigen Stadt war es eine Orgie der »Geschäftstüchtigkeit«, die mich umgab. Nicht einmal in Port Said geht es ähnlich zu. Der Zug war noch nicht halb in der Bahnhofshalle, als er im Sturm genommen wurde von einer malerisch zerlumpten Mahallah, die von allem Besitz ergriff, nicht zuletzt von den Menschen. Einer eroberte meinen Rucksack, einer riss mir eine Zeitung aus der Hand, ein dritter stürzte sich auf meinen im Gedränge abhandengekommenen Hut und trug ihn triumphierend vor mir her bis zu einer Kutsche, wo sie dann alle – ja, das muss einer selbst miterlebt haben – mit funkelnden Augen, mit drohenden Mienen und gierig gekrümmten Fingern die Hände hoben und den Mund spitzten zu dem Worte, das die Lippen eines Franken niemals so vollkommen auszusprechen vermögen:

»Mister, Backschi-i-i-isch!«

Alle standen sie da und schrien. Der Mann, der den Rucksack getragen hatte, der mit der Zeitung,



der mit dem Hut, und hundert andere Hände, die garnichts damit zu tun hatten. »Mister, Backschi-i-i-i-isch!« Sie standen auf dem Trittbrett, sie hängten sich an den Kutscher, sie fielen den Pferden um den Hals.

»Backschi-i-i-i-isch!«

Es ist ein Wahnsinn, aber einer, der Methode hat und klug berechnet ist auf die schwachen Nerven des Franken. – Natürlich hat man kein Kleingeld. Natürlich erscheint einer auf der Bildfläche, dessen Taschen geschwollen sind mit Medjidies, syrischen Pfunden, französischen Francs, mit denen er dir hier mitten auf der Straße eine Rechnung aufmacht, dass dir die Augen übergehen. – Und gerade dann, wenn du den Kopf so ungefähr vollständig verloren hast wie vorher den Hut, erscheint ein sündhaft elegant gekleideter Herr, der dich mit sanften, mandelförmigen Augen freundlich anlächelt, der Französisch spricht, der diese Fäden mit wenigen Worten und einem Stück Geld entwirrt.

Wie? Oh, frage nicht! Du hast es dir ohnehin schon abgewöhnt und legst es zu den anderen Rätseln, die dir zwischen Stambul und Damaskus über den Weg gelaufen sind. Den freundlichen Herrn aber wirst du so schnell nicht wieder los. Denn wisse: dieser ist ein Dragoman, ein Beelzebub, der oberste der Teufel, ein böser Schatten, ein Gespenst, das sich nicht abschütteln lässt, wenn man sich einmal mit ihm eingelassen hat. Für die Dauer deines Aufenthaltes betrachtet er dich als sein ganz persönliches Eigentum. Tagsüber verfolgt er dich

durch alle winkligen Wege, nachts liegt er vor deiner Stubentür, des leisesten Winkes gewärtig zur Erfüllung jeglichen Wunsches, auch des unmöglichsten. Wolltest du sagen: »Bringe mir Kemal Pascha« – er würde ihn herbeischaffen, wenn auch mit Hängen und Würgen, oder doch ein Ding, das ihm ungefähr ähnlich sähe. Siehst du dich um auf der Straße, so wird sicher sein Fes soeben um die Ecke kommen, bist du im Basar verstrickt in ein Handelsgeschäft, so wird er dort auftauchen, hast du es mit dem Geldwechsler zu tun, so ist er alsbald zur Seite mit seiner sanften Stimme und seinen noch viel sanfteren dunklen Augen, die dich mit schwärmerischer Verehrung anblicken. Und gerade hier ist er eigentlich am Platze. Denn wenn es je einen Franken gegeben hat, der es verstanden hat, sich ohne Anleitung durch den Irrgarten der orientalischen Münzverwirrung hindurchzufinden, so möchte ich ihn mir einmal ansehen.

Dann sind da die Männer, die mit lauernden Augen hinter den Glaskästen sitzen und über ihre Schätze wachen, die je nach Vermögen aus deutschen und österreichischen Milliarden Scheinen von anno 1923, oder aber aus kleinen Bergen von Goldstücken bestehen, bei deren Anblick einem die Augen übergehen: Guineen, Dukaten, Napoleons, Zwanzigmarkstücke, Fünfpfundstücke groß wie Taler, japanische Yens, Schanghai dollars, persische Tomanen und Maria-Theresien-Taler. Überall ist der Umgang mit solchen Geldwechslern eine komplizierte Angelegenheit. In Aleppo aber ist er ein Ge-

duldspiel, das noch niemand durchgehalten hat, er sei denn ein Dragoman gewesen. Will man z. B. syrische in türkische Pfunde umwechseln, so geht die Operation ungefähr folgendermaßen vor sich:

Ein syrisches Pfund gleich x französische Francs.  
– Ein französischer Franc gleich x Beirutfrancs. –  
Ein Beirutfranc gleich soundso viele Medjidie. Gewissenhaft zählt er diese vor in schlanken, schönen Silberstücken. Soundso viele Medjidie sind aber soundso viele türkische Goldpfunde, die nun auch wieder einen kurzen Augenblick erscheinen, aufgezählt werden und sogleich wieder verschwinden, um den Papierpfunden Platz zu machen. So geht das krause Einmaleins über viele Stationen, an deren jeder etwas hängen bleibt an den krummen Fingern des Wechslers.

So ist das Leben in Aleppo mit noch mehr Schwierigkeiten verknüpft als anderwärts im Orient. Und dabei ist es nicht einmal eine Stadt, die die Mühe des Dortseins lohnte für den, der nicht kommt, um wie die anderen nach Pfunden und Medjidies, nach syrischen und Beiruter Francs zu jagen. – Ach, um die Wasser von Damaskus! Um die Brunnen, die dort in jedem Kaffeehause sprudeln, die Bäche, die durch die Gassen rinnen! Hier ist alles nur Staub, Sonne und Dürre und irgendwo ein langsamer Bach, der sich auflöst in eine Serie von fröscheszuckenden Tümpeln. Jetzt namentlich, wo ein glutheißer Wind von der Wüste kommt und gelbe Staubwolken durch die Gassen wirbelt, ist es ein Ort, der einem hienieden schon einen Vorgesch-

mack der Hölle gibt. An solchen Tagen lungert alles Leben noch mehr als sonst im Basar, wo durch die übermauerten Gassen wirklich so etwas wie Kühle weht und man von der finsternen Bude des Kaffeeauschanks faul und behaglich auf das Pflaster schauen kann, wo es trippelt und klappert von Eselshufen, wo faule Händler grüne Oliven und gesalzene Mandelkerne knabbern und schwarzverschleierte Frauen vor den Buden feilschen, wo die Bäcker ihre flachen, handtuchförmigen Brote zu hohen Haufen aufgetürmt haben.

»Basari« nennt man solches Vergnügen mit einem orientalischen Fachausdruck. Es ist ein intensives Vergnügen, das die Mühe lohnt, trotz allem, und einen die Welt aus einem anderen, freundlicheren Gesichtswinkel sehen lässt, selbst in Aleppo.

Ja, selbst in Aleppo!

- 
1. Kurt Faber schiffte sich unmittelbar nach diesen Capri-Intermezzo in Neapel zur Orientreise ein. D.H. <<<
  2. Garten am Ölberg bei Jerusalem, die Stätte der Gefangennahme Christi <<<
  3. Heinrich Heine, deutscher Schriftsteller (1798–1856) <<<
  4. (Lat.) notgedrungen, wohl oder übel <<<

## Reise in die Ewigkeit

Nach Vollendung seines Buchs »1001 Abenteuer« begibt sich der ewig unruhige Weltwanderer im Herbst 1929 nochmals auf eine Reise nach Kanada, das er schon einmal in seiner Jugend von Norden nach Süden durchmessen hatte. Ein früher Winter setzt ein und bringt Kurt Faber den Tod.

## Mietskasernen für Millionäre

New York, im September

Tempo lebt man in New York.

Das ist ein anerkannter Glaubenssatz, eine Tatsache, die kein Kind mehr bezweifelt, und es hieße wahrlich Eiswasser nach Amerika tragen, wollten wir das noch einmal bestätigen. Vom Wissen zum Verstehen ist es indes noch ein Schritt, und der müsste kein Grönhorn sein, der dabei nicht gestolpert wäre.

Da standen wir dieser Tage vor den Hapagdocks, am Fuß der soundsovielten Straße, dort, wo Manhattan anfängt wie Wilna auszusehen oder wie Krakau und Temesvar, und betrachteten die grauen Häuser an der Hafenfront, die sich in nichts von tausend anderen unterschied. Dann ging es durch schmutzige Gassen mit immer gleichen Haustreppen, auf denen immer gleiche Kinder saßen in malerischer Schmutzigkeit. Von allen Hauswänden, von allen Bauzäunen schrie eine grelle Reklame in meterhohen Buchstaben:

»Sag's ihm laut!«

Was wohl? Vielleicht eine Schuhwichse, vielleicht ein neues Haarwasser, vielleicht ein »barber college«, das seine Kundschaft lockte. Wir nahmen uns nicht Zeit, uns zu erkundigen, aber in dem einen Wort hatten wir jetzt schon alles erfasst, eine Weisheit in der Nussschale, eine Formel, auf die man alles bringen kann in dieser wilden Stadt:

»Sag's ihm laut!«

Weiter rasten wir – hinein in die Welt der Hochhäuser, wo auf, über und unter der Erde die Schnellbahnen ihr Horn blasen und mit dem Rumpeln der Lastwagen und dem Kreischen der Niethämmer an den Neubauten sich vereinigen zu einer metropolitanischen Kakophonie.

Wir gingen zu »Child's«, dem New Yorker Aschinger, wo um die Mittagsstunde die Pantomime der Mahlzeiten einsetzt. – Das muss man gesehen haben, um zu wissen, was Tempo ist!

Wir eilten im Lichtmeer einer fantastischen Nacht durch den *Grand Canyon* des *Broadway*.

Wir gingen über einen Markt, auf dem die Autos standen, herrlich anzusehen, funkelnd von Lack und Politur, jedes einzelne für fünfunddreißig Dollars pro Stück mitsamt dem Benzin für eine Reise nach Buffalo; verbrauchte Pracht »uff neu jeplättet«, wie der Berliner sagt. Denn dieses Land ist das Land der »Beauty Parlors«, der Millionen Lippensstifte, in dem sie die Menschen nicht minder wie die Dinge verjüngen. Das Land, in dem die Abendzeitungen schon um neun Uhr morgens erscheinen.

Weil ich gerade von Zeitungen spreche –

Stand da neulich auf dem laufenden Lichtband am Gebäude der »New York Times« die Kunde von einem Rabbiner, den sie lebendig verbrannten im Heiligen Lande. Bedächtig las ich das, wie es aufsprang aus dem Dunkel der Nacht über den Lichtern des *Broadway*. Ich besann mich darauf, dass ich gewissermaßen frisch importiert aus Palästina war, und so machte ich mich am anderen Morgen langsam auf den Weg, um die Leute einmal aufzuklären über »*things Palestine*« mit deutscher Gründlichkeit. Ein Elevator brachte mich in einen Raum, in dem hundert Schreibmaschinen klapperten, in dem es nach Druckerschwärze roch und keiner anscheinend zu Arbeit und Atem kam vor den umherschwirrenden Geistern, die »Copy! Copy!« riefen. Ein sehr ungeduldig aussehender Herr fragte nach dem Begehrt.

»Wollen Sie dafür bezahlt werden?« fragte er kurz.

»Natürlich!« sagte ich.

Worauf er: »Mac!«

Diesmal mit einer Stimme, die einen Augenblick selbst das Klappern der Schreibmaschinen über-tönte.

Mac kam und meinte, es sei jetzt elf Uhr. Um halb zwölf müsste das Ding in Satz gehen. Tausend Worte. – »Oh, Miss Ivy!«

Miss Ivy kam gummikauend mit einem Schreibblock, mit kirschroten Lippen und einer dämonischen Haarlocke: Mit einem Wort ein »Vamp« (Vam-

pir), wie man in New York sagt. Darüber war es zehn Minuten nach elf geworden. Fünf Minuten brauchte man schon, um sich zu besinnen auf tausend Worte Englisch.

Elf Uhr fünfzehn –

Der *Vamp* schaute mich missbilligend an.

Elf Uhr sechzehn begann ich bei Lawrence und der panarabischen Bewegung. Elf Uhr zwanzig erläuterten wir den Mandatsgedanken, elf Uhr fünfundzwanzig die Balfour-Deklaration, aber als ich elf Uhr siebenundzwanzig eben auf den verbrannten Rabbiner zu sprechen kam, da erschien einer jener oben erwähnten Geister.

»Copy!«

Er nahm den Zettel, der *Vamp* klappte den Schreibblock zu. Die palästinensische Frage war wieder einmal gelöst.

Tempo!

So geht es immer in dieser rasenden, rennenden, unheimlich geschäftstüchtigen Stadt, in der sie Sonnabends schon ihr Sonntagsbad nehmen, damit sie Montag beizeiten fürs *Weekend* fertig werden.

Und doch –

Es ist nicht alles Eile und *Business*, was zwischen diesen hohen Häusern rast. Man werfe nur einmal einen Blick in eine Hotelhalle, wo sie stundenlang wie versteinert sitzen und dem Rauch ihrer Pfeife nachschauen. Sie denken nicht, sie ruhen bloß in der Atmosphäre eines vollkommenen Nirwana, das nur ein geübter Amerikaner um sich zu verbreiten vermag. Man gehe einmal in eine jener funkelnden



Barbierstuben, in der sie mit einem unfassbar großen Aufwand von Zeit ihre Opfer mit heißen und kalten Tüchern bearbeiten, derweilen die Wartenden in den bunten »*Funny-papers*« blättern oder die großen Überschriften in den Zeitungen studieren.

»Zepp in Los Angeles!« – »Wilder Graf rast über Arizona!« Viel hat man in diesen Tagen zum Preise des Zeppelin gehört, aber sicher las man noch selten einen Artikel so feurig wie den folgenden, den ich dieser Tage im New York Journal sah:

»Der Zepp ist das vollendetste Kunstwerk von Kraft und Schönheit, das ich jemals sah; und ich habe doch etwas gesehen in meinem Leben! Ich sah Jim Corbett in seinen besten Tagen, ich sah George Carpentier, wie er mit seiner langen Faust ausholte, und Dempsey, wie er ihm auf die Nase schlug, ich sah Susanne Lenglen auf ihren Zehen und trudelnde Äroplane und Babe Ruth, den Baseballspieler, aber niemals sah ich etwas Ähnliches wie heute, da mit den schwindenden Nachtschatten die Sonne auf- und der Graf herniederging.«

Wenn Amerikaner sich für etwas erwärmen, so tun sie es gründlich, auch für den Zepp. Wie viele es gewesen sein mochten, die sich zu seinem Abschied eingestellt hatten? Wir fuhren im Auto durch die Nacht, eine dumpfe, drückende, schwüle, echt New Yorker Sommernacht, nach der Halle von Lakehurst. Wir und hunderttausend andere. Denn welcher Automobilbesitzer – und das sind fast alle – bliebe in New York in solchen Nächten? Und wel-

che Menschenmenge, außer einer amerikanischen, hätte die Geduld, eine ganze Nacht lang zu stehen und zu warten vor einer geschlossenen Halle, in der von Stunde zu Stunde der Zepp sich nicht rührte, während drinnen die Reporter mit den roten Karten an den Hüten über den Schreibmaschinen schliefen, während hoch oben im Gebälk der ungeheuren Halle die Laternen der arbeitenden Männer wie Glühwürmchen geisterten, und Stunde um Stunde verging, ohne dass sich etwas rührte, bis wie von Geisterhand das große Tor aufging und der riesige Vogel sich vom Boden hob und davon flog in die aufgehende Sonne? Ganz nüchtern, ganz selbstverständlich, ohne Geschrei, wie eine Sache, an die man sich gewöhnt hat. Und nun stelle man sich die Sache einmal anders vor: Man stelle sich vor, es sei nicht Zepp, sondern »Italia« gewesen, und Zepp hieße »Nobile«, und »Nobile« wäre eben um die Welt gekommen! Hätte da nicht die Halle widergehallt von der »Marcia Krala«? Wäre die Nacht nicht lebendig gewesen von flatternden Fahnen? Hätte man nicht Schwarzhemden und aufgereckte Hände gesehen, Schwüre und Reden gehört und die »Giovinazza« neunhundertneunundneunzigmal in einer Nacht? So aber ging es ab ohne Theater, und es war gut so.

Und doch – es war nur wenige Tage her, dass ich von Hamburg fortfuhr, wo sie auch einen Flaggenkultus trieben, wo sie dicht gedrängt am Bug des Schiffes standen und ihren Lieben und der entweichenden Heimat mit Fahnen zuwinkten. Ster-

nenbanner natürlich, mit denen sie übereifrig die Decksaufbauten erkletterten und die sie hoch hielten als letztes Signal für ihre Lieben am Lande. – Fahnen eines Landes, das ihnen – vielleicht! in späterer Zukunft einmal das Glück und ein anständiges Auskommen gewähren wird, in dem sie aber ganz gewiss zunächst einmal »foreigners« und Emigrantentpack sein werden, das man ausnützt und missbraucht, weil das Gesetz und die Sitte es so wollen. – Und ferner: Noch lag das Schiff im Hafen, das euch herübergebracht hatte, das deutsche Schiff, auf dem ich viel Musik gehört hatte und viele Nationalhymnen, die englische, die französische, die irische, die amerikanische, aber die eine *nie!*

In der Mittagssonne gingen wir durch *Fifth Avenue*, wo die Busineßstempel in den letzten Jahren hoch hinaufgewachsen sind über Kirchtürme, die einmal hoch und stolz gewesen waren und nun eng eingemottet dastehen wie ein Ding, das reif zum Abbruch ist. Und irgendwo an einer Ecke stand noch das Waldorf-Astoria. – Ah, wie muss es einmal hier hoch hergegangen sein in jenen längst vergangenen, kaum ausdenkbar fernen Zeiten, vor zehn bis zwanzig Jahren, damals, als noch gallonierte Diener hinter Kutschen saßen, die auf Gummirädern gingen, als diese Granittreppen noch knirschten unter dollarschweren Füßen und ringsum eine Atmosphäre von uralten Weinen, Zehndollarzigarren, Vanderbiltschen Hochzeitskuchen und fabelhaften Köchen schwebte. Damals –. Nun steht das tot und freudlos da mit heruntergelassenen Jalousien, reif

zum Abbruch wie die Kirchen. Vorbei der Prunk, verlassen die Stätte der dollarschweren Extravaganzen. Verlassen auch die Dollarpaläste, die einst die große Nummer der Bärenführer in den *sightseeing-gears* waren. Wer heute etwas gilt im Dollarland, der wohnt in einem Apartementshaus. – Mietskaserne für die Millionäre, das ist das Neueste.

Vor dem Palast des Plazahotels – denn hinein traute ich mich nicht vor den Dienern – stand ich und betrachtete die gähnenden Portiers, die aussahen, als ob sie einmal russische Prinzen gewesen wären in ihren besseren Tagen. Ein Auto fuhr vor. Die Diener verneigten sich bis zur Erde.

»William K.!« flüsterte mein Begleiter mit vor Ehrfurcht erschauernder Stimme.

»... Vanderbilt?« ergänzte ich.

»Derselbe. Er wohnt hier in Miete.«

»-?«

»Ja. Früher lebte er gegenüber im eigenen Haus, wo jetzt das große Hotel steht. Das hat er verkauft für dreißig Millionen Dollars.« – An *Fifth Avenue* ein eigenes Haus! Das kann sich kein Mensch mehr leisten bei den Steuern. Wo anders kann man aber wohnen, wenn man Vanderbilt heißt?

## Land der unendlichen Horizonte

Edmonton, im September

Wenn man von Montreal oder den großen amerikanischen Seen westwärts wandert, so kommt man nach Britisch-Sibirien. Schon bei der Kontrolle der

Fahrkarten erhält man einen Vorgeschmack davon, wenn einem der Zugführer ganz unaufgefordert einen grünen Zettel an den Hut steckt, auf dem zweisprachig geschrieben steht: »Verhindert die Waldbrände«. Denn der Wald ist hier Herr, und der Mensch ist sein Sklave. Wild und ursprünglich ist er, unbegreiflich groß, wenn man hindurchfährt. Noch sieht man zunächst da und dort die Spuren menschlicher Kulturarbeit: einen Acker, ein wenig Vieh, eine Erdschmelze, die weiße Rauchwolken in den klaren Himmel schickt. Dann nur noch Wald. Stunden verrinnen. Der Tag vergeht und die Nacht. Ein neuer Tag steigt über die Baumkronen, und noch immer ist es derselbe Wald.

Wer einmal mit dem sibirischen Expresszug durch die asiatischen Waldwüsten gereist ist, der fühlt sich hier heimatlich berührt. Nur ist der Wald hier tausendmal ärmer. Fast immer ist es verworrenes, zwischen Felsen wucherndes Gestrüpp, aus dem verdorrte und verkohlte Baumstümpfe herausragen. Stellenweise ist der Wald verbrannt, überdeckt mit einem Zuckerguss weißer Asche, die märchenhaft in der Sonne glänzt. Stellenweise liegen Rauchwolken wie dicke Nebel über der Strecke, und wie Geister sieht man im Busch die züngelnden Flammen, angefacht von der Glut dieses heißesten Sommers in der kanadischen Geschichte.

Auch dieses ist ein Land der tausend Seen. Alle Augenblicke kommt man vorbei an stillen Gewässern, in denen sich die Wälder spiegeln und bunte Wildenten ein beschauliches Dasein führen. – Ja,

und wenn hier Winnetou plötzlich auftauchte mit einem Federschopf und Tomahawk, oder Lederstrumpf und Old Shatterhand, man würde sich nicht wundern, denn sie passten ins Milieu. Es ist so recht ein Land, das geeignet ist, einem vorüberfahrenden Grünhorn alles das ins Gedächtnis zu rufen, was es einmal gehört und gelesen hat von solchen Dingen. Es ist ein Land, in dem man einmal auf Abenteuer ausgehen möchte. Wenn man da ein Zelt, ein Gewehr, ein Fischnetz hätte – und es keine Moskitos gäbe! – so wäre das Leben hier ein fortgesetztes Weekend-Picknick.

Landwirtschaftlich ist das Land keinen Schuss Pulver wert. Wie es mit dem Mineralreichtum aussieht, das mögen allein die Prospektoren wissen und noch besser die, die die Prospekte herausgeben, mit denen sie das Publikum dafür an der Börse interessieren. Irgendwo an einem See laden sie die Maschinen ab, die für Goldminen innerhalb des Polarkreises bestimmt sind. Eine aussichtsreiche Sache, wie man sagte, aber vorerst ist es im wesentlichen noch Reklame und Prospekt, und das beste Gold wird immer noch zuerst in *Wallstreet* gemacht. –

Bei dunkler Nacht fuhren wir in den Bahnhof von Winnipeg ein. Was ist dieser Name für die meisten? Ein abstrakter Begriff, eine große Nummer auf dem Kurszettel der Produktenbörse, wie etwa Para oder Santos oder Havanna und Galveston. Eine Marke von verschiedenen Qualitäten, ein Ding zum Spekulieren, zum Schnellreichwerden, bestenfalls

eine geschäftige, überamerikanische Stadt, in der sie das Wort »Business« besonders groß schreiben. Wenn man aber aus der Welt der Hochhäuser von Manhattan kommt, so wirkt diese Stadt wie ein Luftkurort mit ihren breiten Straßen, durch die der Präriewind geht, mit ihrer weit auseinandergegangenen Behäbigkeit und dem breitspurigen Luxus ihrer öffentlichen und privaten Geschäftsgebäude, der verwirrend wirkt für unsere an so etwas nicht mehr gewöhnten europäischen Augen. Wie arm sind wir geworden und wie weit bleiben wir täglich zurück im Rennen in unserem ausgeplünderten Europa! –

Westwärts von Winnipeg fängt die berühmte rollende Prärie an, mit ihren Provinzen, die so wunderbar exotisch klingende Namen wie *Manitoba* und *Saskatchewan* tragen. Schnell, unbegreiflich schnell fliegt hier die Zeit. Vor einem Menschenalter war, zum mindesten in den nördlichen Teilen, noch alles im wesentlichen Busch und Prärie und Büffel und Trapper. Heute ist hier der Weizen König, wie im Osten der Wald. Wiederum fährt man durch das endlose Land mit einer Geschwindigkeit von fünfzig Kilometer in der Stunde. Tage und Nächte. Und immer das gleiche Bild von gelben Feldern, auf denen die Garben fertig für die Dreschmaschine stehen. Da und dort steht noch die Frucht, über deren gelbe Ähren es wie Silber huscht, wenn der Wind darüber hinweht. Darüber die Sonne, der Präriehimmel, klar wie Kristall. Es ist ganz so, wie es auf den schönen Reklamebildern der Schifffahrtslinien steht.

Ab und zu hält der Zug an einer Station, einem Dorf, einer »Stadt«, wie man das mit viel Kühnheit hier zu nennen beliebt: so ein Ding, das man auf gut deutsch mit dem Ehrentitel »Kaff« zu belegen pflegt, eine Gasse so breit, dass sie einem Platzschwindel verursacht, Telegrafenstangen, die hoch wie die Galgen über die niedrigen Häuser ragen. Ein Hotel, ein *Beauty Parlor*, ein Kino, eine Garage, noch eine Garage, viele Autos von vorsintflutlicher Beschaffenheit und mitten auf der Straße die Langeweile, die gähmend ihr Maul aufreißt. Das ist die »*Business section*«, in der sich die Jagd nach dem Dollar abspielt. Seitab führen die Straßen zu anderen Hütten, vor denen die Autos träumen und zuweilen ein verrostetes Grammophon kreischt und die Miss im Schaukelstuhl in den »*Society News*« der Lokalzeitung blättert – dass Mrs. MacGregor zu Besuch in Sasketon weilt, dass Miss Ivy Jones einen entzückenden Flor von jungen Damen zum Tee geladen hatte, dass Miss Beatrice zu ihrem siebenten Geburtstage von einer *surprise party* überrascht wurde, die geradezu *lovely* war, dass Mister Harald Cohen eine Bridgепartie gegeben und Miss Daisy sich eine bedauernswerte Erkältung zugezogen hat ...

So ist das Landleben in Moose Hill oder in Wetas-kiwin, oder wo sonst der Benzingeruch die Prärieluft vergiftet. So sind die Landstädte. Sie gleichen sich alle wie die Hammel in der Herde. Ich habe nur eine gesehen, die anders war, und die war – eben erst abgebrannt.

Zwischen Dollars, Autos und Lippenstiften spielt



sich das Dorfleben in Kanada ab. Aber selbst vom Eisenbahnzug aus kann man sehen, wie in dieses ländlich-schändliche Einerlei zuweilen eine andere Note kommt. Zuweilen sieht man irgendwo eine hohe Kirche mit orthodoxem Zwiebelturm, zuweilen eine andere mit einem spitzen Turm, der ebenso gut in einem deutschen Dorf stehen könnte. Zuweilen sieht man richtige Bauernfrauen mit einem »Getüch« um den Kopf. Zuweilen hört man Schwäbisch schwätzen. Vielleicht sind es Ukrainer, vielleicht Mennoniten, die hier wohnen und von jeher tüchtige Ackerbauer und kluge Geschäftsleute waren. Wo andere verhungerten, fuhren sie immer noch vierspännig über die Steppe. Aber sie sind auch – im Gegensatz zu so vielen anderen Deutschen – Leute, die sich ihre Überzeugung etwas kosten lassen. Ihre Glaubensstärke führte sie von Deutschland nach Russland und von dort nach Kanada, wo die Regierung dieses vorzügliche Kolonistenmaterial mit Freuden begrüßte. Als Gegengabe forderte der Mennonit freie Erziehung der Kinder nach dem Willen der Eltern, und so gab man ihnen das englische Ehrenwort, dass ihnen diese für alle Zeit gewährt sei; als dann die schlimmste Arbeit geschafft, das Land urbar gemacht war und die Kolonien blühten, kam, wie einst in Russland, ein Ukas, der das alles über den Haufen warf. Die Ältesten, die erkannten, dass sie hier aus dem Regen in die Traufe geraten sollten, die nicht tatlos mitansehen wollten, wie ihr eigenes Fleisch und Blut ihnen entfremdet werden und untergehen sollte in der grauen-

haften Öde kolonialer Kulturlosigkeit, protestierten beim Gouverneur. Der sagte nur: »I'm sorry.«

Da ging Bewegung durch die Kolonien. Ein neuer Aufbruch schien gekommen; eine Umschau nach freien Ländern. Einige tausend wandten sich nach Mexiko, andere nach Paraguay. Die meisten aber werden wohl im Lande bleiben und ihre Enkel – es ist eine schreckliche Perspektive! – ihre Enkel werden auch Gummi kauen und in den »Society News« blättern. –

Die weiten, einst weltverlassenen Prärieländer West-Kanadas haben von jeher eine besondere Anziehungskraft auszuüben vermocht auf religiöse Sektierer; ihr Kommen wurde von der Regierung freudig begrüßt, weil sich damals kein Mensch aus anderen als derartigen Gewissensgründen in jene Wildnis begab. Die wunderlichsten unter diesen waren die sogen. Duchoborzen, die gerade jetzt wieder viel von sich reden machen. Einfache Bauern mit einem schlichten Glauben tolstoischer Prägung, schienen sie der Regierung der Provinz Saskatchewan gerade das richtige Menschenmaterial zu sein, zumal sie harmlos schienen und in ihrem Glauben jeden Umgang mit Waffen feierlichst abgeschworen hatten. So kamen sie aus der Nacht des geknechteten Russland in die Freiheit des britischen Sibiriens, wo die Regierung auch ihnen wie allen anderen das englische Ehrenwort auf freie Ausübung ihrer Religion und Wahrung ihrer Sitten gab.

Das war vor etwa dreißig Jahren. Seither hat man mit ihnen keine ruhige Stunde mehr erlebt.

Harmlose Leute, die sie waren, stellten sie sich doch auch als recht selbstbewusste, eigenwillige Untertanen heraus. Nicht so wie anderwärts die Deutschen wollen sie sich mit der Kulturdüngerrolle zufriedengeben; als man von ihnen verlangte, dass sie nun auch Engländer wurden, dass ihre Kinder auch Kaugummi kauen und die englischen Schulen besuchen sollten, da wiesen sie auf den ausgestellten Freibrief hin und auf das Wort der Bibel: »Eure Rede sei ja, ja, nein, nein.« Man drohte, man kam mit der Polizei, und da stellte sich heraus, dass diese scheinbar so harmlosen, allem Waffenhandwerk abgeschworenen Menschen doch eine Methode des Widerstandes gegen die Staatsgewalt erfunden hatten, die zwar etwas *shocking* ist, aber nicht ohne Wirkung bleiben musste, in diesem Lande der *respectability*. Sobald die Polizei sie anfasste, warfen Männlein und Weiblein ihre Kleider ab und marschierten, Psalmen singend, splitternackt durch die Straßen der nächsten Stadt. Das wiederholt sich mehrmals im Jahre, und gerade wie ich dieses schreibe, lese ich von hundert Mann, die neuerdings wegen dieses Delikts zu sechs Monaten Gefängnis verurteilt wurden.

Es ist ein erbitterter Kampf, der nun schon dreißig Jahre dauert und sich dreißig Jahre weiterschleppen wird, es sei denn, dass die Regierung sich bereit finde, das Rezept des Königs Ahasverus anzuwenden:

»Es ist uns einerlei, wenn sie die Psalmen singen,

*Solang sie ruhig sind und mir die Steuern bringen.« –*

Aber trotz aller menschlichen Unvollkommenheiten ist dieses Land dennoch schön, berauschend schön mit seinen endlosen Horizonten. Britisch-Sibirien, gewiss. Der Auswanderer, der erst einmal hier angelangt ist, sitzt in der Verbannung, im toten Winkel dieser Erde. Wohin er sich wendet, stößt er an verschlossene Türen. Im Süden findet sich auf legalem Wege kein Eingang in das gelobte Land der Vereinigten Staaten, im Norden erstrecken sich die eisigen Regionen des Northwest-Territoriums, der Osten ist weit weg und zudem getrennt durch ungeheure Wälder.

Aber es ist eine Verbannung, die sich ertragen lässt, ein Sibirien, das seine Sonnenseiten hat. Die Ernte ist schlecht in diesem Jahre, und doch – wenn draußen auf den Feldern die Garben stehen und überall die Dreschmaschinen rumoren – welchem Grünhorn aus Deutschland ginge dabei nicht die Hoffnung auf, dass dieses hier ein Land sei, in dem es nicht mehr eine Lotterie mit vielen Nieten ist, ob einer noch leben darf, ob einer nicht ein Jahr lang oder länger warten muss auf ein bisschen Arbeit, die hier zu haben ist für den, der sich ein wenig umtut in diesem weiten Lande unter dem lustigen Winde, der jung und stark wie die Morgensonne über die Prärie fegt.

## Kanadischer Sommer

Edmonton, im September

Es hat einmal jemand gesagt, dass das Reisen noch einmal so angenehm wäre, wenn das Zurückreisen nicht wäre – und da hat er recht gehabt.

Wenn man ein so weitgereister Mann ist wie ich, so kann es nicht ausbleiben, dass man auf seinen Wanderungen zuweilen an Orte kommt, über deren mehr oder minder angenehmes Pflaster man schon einmal gegangen war in anderen Zeiten, unter anderen Umständen. Und dabei erfasst einen trotz guter Vorsätze ein seltsam wehmütiges Gefühl. Man geht durch die alten Gassen. Man denkt an die alten Zeiten, die wirren Dinge, die dazwischen liegen, man meint, es müsse nun alles anders sein, und doch stehen hier die Steine genau noch so, wie sie damals gestanden, als ob sich nichts geändert hätte in all den Jahren.

Wie anders in Kanada! In diesem Lande marschirt die Zeit mit Siebenmeilenstiefeln, und mit ihr die Menschen. Zehn Jahre. – Was sind sie? Fast ein Nichts. In diesem Lande aber, in dem sie mit dem Abreißen fast noch schneller als mit dem Aufbauen bei der Hand sind, sind sie Jahrhunderte, ein rasender Wechselwirbel wie in einer jener übersmartesten modernen Fabriken, wo sie alle zehn Jahre die Maschinen – wie hierzulande die Häuser – zum alten Eisen werfen.

Wie war es doch damals, als ich, ein junger, wegelaufener Matrose, durch endlose Urwälder vom

Eismeer hierher gekommen war?<sup>1</sup> Damals war Edmonton doch auch schon eine Stadt mit Menschen, Autos und Straßenbahnen, die mich, der ich drei Jahre lang nur Eskimos und Indianer, allenfalls einen Trapper oder Walfischfängerkapitän, niemals aber mehr als ein Dutzend davon auf einmal gesehen hatte, mit Angst und Ratlosigkeit erfüllte.

Wo war das alles hin? Alles war neu und in die Höhe gewachsen. Busineßtempel, Bankpaläste, ein Hotel, wie man in Europa keines sehen kann, und Asphaltstraßen, wo sie damals nach Enten jagten in Gummistiefeln. Denn das ist die Parole in diesem Lande des unbeschränkten Optimismus: zu wachsen, immer zu wachsen! So war es gestern, so ist es heute, so wird es weiterhin sein. Platz ist da und Jugend und Zukunft, die aus Busch und Prärie das gelbe Gold der neuen Weizenfelder schlägt. Ein mageres Land vielleicht für die, die die Tretmühle der Arbeit in Gang halten. Herr ist der, der spekuliert. In Bergwerksanteilen, in Eisenbahnaktien, in Hausplätzen, die heute hundert, morgen tausend, übermorgen vielleicht gar nichts wert sind ...

Ah, aber das ist wert zu sehen, wie die Menschen sich hier über Schicksalsschläge hinwegsetzen im Vertrauen auf die grenzenlose Freigebigkeit ihres Landes! Wie sie sich schütteln, die Hemdsärmel hochkrepeln und gleich wieder irgendwo anders ihren Gaul im Hafer stehen haben.

Manchmal auch nicht. Man braucht nur ein paar Schritte seitwärts zu tun aus der Region der licht-

umfluteten Geschäftsstraßen, und schon ist man ohne Übergang in einem Stadtgebiet, in dem die Häuser erbärmlich klein sind, in einer Gegend, in der die Schaufenster verziert sind mit den kyrillischen Buchstaben der russischen Sprache und geschäftstüchtige Herren einen mit Gewalt von der Straße hinwegziehen in dunkle Höhlen, wo es nach Motten und alten Kleidern duftet, einer Gegend – ja wohl – in der es tausend Inschriften an tausend Schaufenstern verkünden, dass man hier warten kann, während die Schuhe geflickt und der Anzug geplättet wird.

Und wo man dennoch in Hausplätzen spekuliert und an Kanada glaubt!

»Fahrt westwärts und wachst mit dem Lande«, hat einmal ein amerikanischer Präsident der Jugend seines Landes zugerufen. Das war gewiss ein guter und gesunder Rat, den mancher befolgt und nicht bereut hat. Aber neben einem, der es zu etwas brachte, steht der Schatten eines anderen, der dabei unter die Räder kam. Denn nicht nur die Menschen – das ganze Land ist eine einzige Spekulation, ein Turmbau, der auf einem dünnen Pfeiler steht. Mehr noch als anderwärts gilt hier das alte national-ökonomische Sprüchlein:

»Hat der Bauer Geld, so hat's die ganze Welt.«

König in Kanada ist der Weizen. Es gibt keinen hier im Westen, der ihm nicht täglich einen Teil seiner Gedanken widmete, keinen, der einem nicht sofort seinen augenblicklichen Preis pro *Bushel* sagen könnte, wenn man ihn mitten im Schläfe aufsch-

reckte. Gute Ernte, schlechte Preise; schlechte Ernte, gute Preise. Die alte Regel. Es ist wieder einmal ein Jahr der Dürre, des Misswachses. Nicht als ob zu anderen Zeiten viel Staat zu machen gewesen wäre mit den Erträgen! Das Bild der wogenden, übermannshohen Getreidefelder des Westens existiert nur in der Fantasie des Europäers. Ein kanadisches Weizenfeld wächst sozusagen wild. Ohne künstliche Nachhilfe, in der kurzen Spanne zwischen den langen Wintern, schießt die Frucht nur mehrere Hand hoch empor. Stellenweise sind die Felder stark verunkrautet, mit Disteln, Quecken und sonstigen Beigaben überwuchert, die die Verzweiflung jedes rationellen deutschen Landwirts wären. Aber die Masse muss es bringen, und sie bringt es auch, selbst in diesem Jahre, wo die Garben lächerlich dünn auf den Feldern stehen.

Es ist eine Art der Landwirtschaft, die wenig mehr gemein hat mit unsern orthodoxen Vorstellungen auf diesem Gebiete. Wie beim Bauen und Niederreißen ihrer Städte, so beweisen sie auch bei ihren Arbeitsmethoden auf dem Lande einen Mangel an Rücksicht auf erdgebundene Imponderabilien, den man beneiden könnte, wenn man sich nicht darüber ärgern würde.

Früher – in vergangenen romantischen Zeiten, die noch gar nicht weit zurückliegen – war die Ernte in den kanadischen Präriestaaten eine romantische Angelegenheit, eine Art Kriegserklärung an die Natur, eine Mobilmachung mit allem, was dazu gehört. Da waren die Straßen der Städte gefüllt mit



starken, wettergebräunten, abenteuerlich aussehenden Männern unter großen Cowboyhüten. Die Wirtschaften machten große Geschäfte, die Kneipen lärmten bis in den Tag hinein. Draußen auf den Feldern klapperten die Binder, surrten die Dreschmaschinen. Von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang war es ein Pandämonium der Arbeit – ah, und die Sonne ging um drei Uhr morgens auf, und vor ihrem Aufgang musste man schon im Felde sein mit sechs bockigen Mauleseln, die man in der Dunkelheit angeschirrt hatte. Einmal, als mir bei der Dreschmaschine, so gegen neun Uhr abends, vor Müdigkeit die Augen zufallen wollten, fragte ich den Boß, einen dicken Schweden, wann man hier wohl schlafen ginge. Da schaute der mich verwundert an. »Schlafen? Wenn die Ernte vorüber ist!«

Das war damals. Heute ist man gesitteter geworden. Heute, zu bestimmter Stunde, pfeift die Maschine, und jeder geht nach Hause. Man schläft nicht mehr draußen im Stroh wie anno dazumal. Man hält Sonntage und Feiertage. Man wäscht sich zuweilen sogar in der Ernte – ein Sakrilegium, das vor einigen Jahren noch undenkbar gewesen wäre.

Immer öder, immer nüchterner wird es auf den Weizenfeldern, immer seltener der Mensch, immer mächtiger die Maschine. Heute noch ist die Handgabel in ihrem Recht, morgen wird sie nur noch ein Museumsstück sein wie der selige Dreschflegel. Da und dort sieht man auf den Feldern der Farmen, die sich das leisten können, den »combined harvester«, die kombinierte Erntemaschine. Groß und breit,

mit weitausgestrecktem Flügel, wie ein mächtiger Doppeldecker, der nicht vom Boden loskommen kann, bahnt sie sich ihren Weg durch das wogende Goldgelb der Weizenfelder, nüchtern, sachlich und unheimlich zugleich. Keine Garben mehr bei solcher Methode. In halber Höhe schneidet das Ding die Ähren ab, zermalmt sie, drischt sie, und wirft sie im Weiterfahren nach rückwärts hinaus, bereits in Säcke gepackt, die man nur noch aufzulesen braucht. Vorerst noch das Korn. Wie lange noch, und man wird auch Mehl machen und Brot backen und abliefern in diesem Moloch!

So löst eine Maschine die andere ab, immer noch größer, immer noch teuflischer, immer noch raffinierter! Langsam wird die Farm zur Getreidefabrik, und die Zeit wird kommen, in der der Erntearbeiter nur noch Erinnerung ist. Heute noch braucht man ihn, und das ist sehr zu begrüßen im Interesse derer, die übers große Wasser kommen, gelockt von dem Stern »Kanada«.

Ein tüchtiger Erntearbeiter – und das kann unter Umständen heute jeder sein, der neben normalen Körperkräften eine Portion Energie und Anpassungsfähigkeit mitbringt – verdient selbst in diesem mageren Jahre immerhin vier bis fünf Dollars pro Tag bei freier Station, hie und da auch etwas mehr, wobei freilich nicht verschwiegen sei, dass manche in den Kneipen von Edmonton und Saskatoon das Maul aufrissen, dass sie nicht unter deren sechs arbeiten würden, und die man nachher treu und brav für deren drei hinter der Heugabel sah.

Drei Dollars, zwölf Mark, mag manchem auch noch als annehmbarer Tagelohn erscheinen, aber wenn man bedenkt, dass diese ganze Herrlichkeit nur zwei Monate dauert, dass es zusammenge-drängte Arbeit ist, bei der Mensch und Dinge das letzte hergeben müssen, weil nachher, wenn die Farm tief verschneit im Dunkel liegt, durch lange, lustlose Monate nichts sein wird als Öde und Arbeitslosigkeit, so kann man nicht begreifen, wie einer dabei auf seine Rechnung komme.

Und dennoch und trotz allem ist es ein glorreiches Land! Da stand ich heute vor der Dreschmaschine, die den Staub in die Sonne blies. Es war einer jener Tage, von denen man in den Büchern lesen kann: ein weicher, verträumter Spätsommertag, klar und hell und voller Sonne. Auf einmal knaxte das Ding und stand still, weil irgend etwas heiß gelaufen war in der Maschine.

»Ja«, sagte der Boß, während er sich den Schweiß abwischte mit der öligen Hand, die sein Gesicht noch schmutziger machte, »hätten wir zu Hause so arbeiten wollen, wie wir es hier müssen, so hätten wir es weitergebracht.«

## Letzte Briefe

a) An den Scherlverlag in Berlin.

Fort Vermillion (Alberta), 8. Oktober 1929.

Das große Regenwetter, von dem ich Ihnen im letzten Briefe schrieb, ist vorübergegangen wie alle

Regenwetter, und die Natur hat sich dafür erkenntlich gezeigt mit göttlich schönem Wetter, das wir nun schon seit zehn Tagen haben und das ich ausnutzte mit einer fünfhundert Kilometer langen Kanufahrt flussabwärts bis hierher nach diesem wahrhaft weltvergessenen Ort, wo mein Auftauchen kein kleines Ereignis war. Menschen sind hierzulande eine Seltenheit, dafür gibt es viele Elche und Bären, aber abgesehen von den bei solchen Reisen unentbehrlichen Strapazen war doch alles ungefähr wie ein fortgesetztes Picknick bei dem schönen Wetter.

Von hier geht es zunächst etwa hundert englische Meilen über Land nach dem Hay River und diesen Fluss abwärts zum Großen Sklavensee, wo ich programmäßig gegen Ende des Monats ankommen muss, doch kann man das nicht ganz bestimmt sagen, denn hier ist man unendlich weit von Eisenbahnen, Autos, Dampfschiffen. Es geht alles per Kanu und Packpferd, und jedermann ist erhaben über den Begriff der Zeit.

Wenn ich Glück habe, komme ich noch vor dem allgemeinen Zufrieren am Großen Sklavensee an und kann per Boot nach Fort Resolution fahren, von wo der Rückweg nicht allzuweit ist. Ist das nicht der Fall, so muss ich den ganzen Weg zurück bis zur Eisenbahn bei Fort MacMurray mit Hundeschlitten machen, und das wird ziemlich viel Zeit in Anspruch nehmen. Wundern Sie sich deshalb nicht, wenn Sie eine Weile keine Nachricht bekommen. Dies ist die letzte Post, die per Fluss geschickt werden kann. Telegramme kann man auch nicht schicken, denn die

meisten Hudson-Bay-Posten haben bloß Empfangsstationen. Der erste Sender ist Fort Smith, von wo ich, falls es zu lange dauert, ein Radio schicken werde, denn Sie wissen ja, wie besorgt meine Mutter gleich wird, wenn einmal eine Weile keine Nachricht kommt. Auf alle Fälle ist es hier ein glorreich wildes Land, wo man im Scheine des Nordlichts manches Abenteuer erleben kann.

b) An die Mutter:

Fort Vermillion (Alberta), 8. Oktober 1929.

Liebe Mutter!

Nun sitze ich hier im Schein des Nordlichts in einem Orte, wo die Welt wirklich mit Brettern zugenagelt ist, und noch ein Stückchen dahinter. Denn das Gewerbe eines wandernden Zeitungsschreibers bringt einen manchmal in seltsame Erdenwinkel. Aber schön ist es hier! So warm und sonnig wie nur je ein Oktobertag bei uns zu Hause. Indianer, Bären und Elche gibt es auch, sodass ich wieder allerlei Interessantes erleben konnte, aus dem sich schöne Artikel machen lassen, die ich aber erst nach der Rückkehr in Edmonton schreiben werde, denn hier ist es nicht am besten bestellt mit den Schreibgelegenheiten.

Von hier mache ich mich so langsam auf den Rückweg, denn der Winter steht vor der Tür, und ich möchte zurück sein, ehe alle Flüsse ganz zufrieren.

Seit meiner Abreise habe ich keine Post mehr be-

kommen, und ich wundere mich, wie zuhause alles aussieht. Noch mehr wundere ich mich darüber, dass es, wenn ich es eben nachrechne, erst sieben Wochen her sind, seit ich von Hamburg abfuhr. So viel habe ich seither erlebt, so fern scheint einem das alles, hier in diesem Lederstrumpflande!

Das neue Buch ist inzwischen wohl schon vom Stapel gelaufen in die unsichere See der Launen des bücherkaufenden Publikums. Was es für Geschäfte machen wird? Ich habe eigentlich gute Hoffnungen. Jedenfalls habe ich mein Teil daran getan und sage mir nun mit Shakespeares Jago: »Unheil, du bist im Zuge, nimm welchen Lauf du willst!«

Doch nun muss ich schließen, denn in einer halben Stunde geht das Schiff mit der Post den Fluss hinauf, und das wird für eine Weile die letzte Gelegenheit sein. Mit vielen Grüßen

Dein

Kurt.



(Das Kreuz unterhalb des Großen Sklavensees bezeichnet die Stelle, wo Kurt Faber den Tod fand.)

Berichte der Königl. Kanadischen berittenen

# Polizei an den deutschen Konsul in Winnipeg

(gekürzt)

## 1. Bericht:

**A**m 28. Februar 1930 wurde eine Meldung von unserer Hay-River-Abteilung gemacht, dass vier Indianer von einer Elchjagd am Hay-River in die Siedlung kamen und die Leiche eines an der Fluss-Seite liegenden Mannes gefunden hatten, der schlimm von Wolfshunden zerfressen war; es war zwei Fuß Schnee darüber, und die Wolfshunde hatten ihn untergraben und eine gerade Spur hinterlassen.

Der Fundort wurde angegeben nahe einer alten Ölquellen-Bohrstelle der *Pure Oil Company*, ungefähr vierzehn Meilen stromaufwärts am Hay-River, und die Indianer teilten mit, dass sie den Leichnam mit Schnee bedeckten.

Eine Polizeistreife verließ die Abteilung früh am nächsten Morgen und kam an der Fundstelle um zehn Uhr morgens an und fand den Leichnam, wie es die Indianer mitgeteilt hatten. Die Überreste des Leichnams lagen auf dem Rücken. Die von dem Manne getragene Kleidung war sehr gering. Unterkleidung, Hemd, Hemdhose, Windjacke, Segeltuch--Überziehanzug mit Indianerschuh war alles, was er anhatte. Es fand sich keine Spur von Handschuhen oder eine Mütze. Ein Fuß war bloß, und ein In-

dianerschuh fehlte. Er war mit einer Decke bedeckt und sah so aus, als wenn er sich zum Schlafen niedergelegt hätte.

Ein Taschenbuch wurde in der Tasche der Segeltuchjacke gefunden; es enthielt den Reisepass, einen Umschlag für Reiseschecks, einen Bankpassumschlag, zwei postalische Empfangsbescheinigungen und einen Umschlag mit Bleistiftnotizen. Es befand sich kein Geld weder in der Briefftasche, noch in den anderen Taschen der Segeltuchjacke. Dieser Pass identifiziert den Leichnam als den von Dr. Kurt Faber, und das Haar und das allgemeine Aussehen des Mannes entsprechen der Beschreibung des Passes.

Eine Untersuchung wurde nahe der Leiche und ebenso aufwärts am Flussufer bei der alten Bohrstelle unternommen, wo eine verlassene Hütte sich befindet, aber kein Bündel oder Gegenstand irgendwelcher Art, der diesem Manne gehörte, konnte gefunden werden. Es ist anzunehmen, dass Dr. Faber durch Hunger geschwächt war und zu Tode erfroren ist. Es ist kein Anzeichen vorhanden, dass er versuchte, in die verlassene Hütte zu gehen, da der Schnee sehr tief und die Türe, die sich nach außen öffnet, schwer verweht war. Aber, wenn er sich in einem normalen Zustand befunden hätte, würde er leicht den Ofen aufgesetzt haben, der sich dort befand. Holz, Späne und Streichhölzer waren in der Hütte, wo sie von einem alten Trapper letztes Jahr zurückgelassen worden waren.

Die sterblichen Überreste wurden zu unserer



Hay River-Abteilung gebracht. Doktor Bourget, der Leichenbeschauer, wird diesen Bezirk des Hay River im Verlauf von einigen Tagen besuchen, und dieser Vorfall wird ihm zur weiteren Anordnung berichtet werden.

Weitere Patrouillen im Bezirk des oberen Hay River werden gemacht mit dem Bestreben, die Bewegungen des Dr. Kurt Faber vor seinem Tode festzustellen und ebenfalls betreffend irgendwelcher Ausrüstung und Bekleidung, die er besessen hatte, als er zuletzt gesehen wurde. Ich habe Ihren Brief vom 10. März 1930 erhalten und habe unser Detachement<sup>2</sup> am Hay River angewiesen, dafür zu sorgen, dass die Überreste auf dem Friedhof der Siedlung beigesetzt werden, entsprechend dem durch Sie übermittelten Wunsche der Verwandten.

## 2. Bericht.

Der Leichnam von Dr. Kurt Faber ist abschließend geprüft worden, zugleich mit der Kleidung. Eine Stoff-Windjacke und Segeltuchjacke waren unter dem Körper, eine braune, einfache Lagerdecke lag über ihm. Das Folgende befand sich in der Hosentasche: Eine zerbrochene Brille, drei Eindollarscheine, drei Fünfundzwanzig-Centstücke und ein Zwei-Pfennigstück, schließlich eine Handvoll alter Teeblätter. Ein Gillet-Sicherheitsrasierapparat und ein schmaler roter Kamm war in der Tasche der Windjacke, und ein kleiner Schlüssel wurde aus der

Tasche der Baumwolljacke genommen.

Die Hände wiesen einige Schnitte auf, von denen ich vermute, dass sie dadurch verursacht worden sind, dass Dr. Faber das Fenster einer alten Ölquellenhütte einschlug in der Bemühung, hineinzugelangen, da die Türe zu stark verweht war, um zu Fuß auf diesem Weg hineinzugelangen. Ich bemerkte die zerbrochene Scheibe zu der Zeit, als ich kam, zu untersuchen, aber, da keine Spuren rings um das Gebäude gefunden wurden, brachte ich das Fenster nicht in Beziehung zu Dr. Faber. Ich denke, dass es Faber misslungen war, in die Hütte zu gelangen, denn es waren, wie ich in meinem vorhergehenden Bericht bestätigt habe, Streichhölzer, Späne und Holz in der Hütte. Ein Ofen befand sich in der Hütte, aber nicht aufgesetzt; da aber ein Teil des Fußbodens aus Erde ist, bin ich sicher, dass er auf der Erde ein Feuer hätte machen können, wenn er hineingelangt wäre, und wenn er imstande gewesen wäre, die Streichhölzer anzuzünden, welche dort lagen.

Zwei Indianer aus dem hiesigen Dorf waren auf der Jagd rings um die alten Bohrstellen zwischen Weihnachten und Neujahr und sagten aus, dass das Fenster zu dieser Zeit noch nicht zerbrochen gewesen sei. Diese beiden Indianer waren die einzigen Personen, die seit dem Überfrieren auf dem Fluss gewesen sind, außer am letzten Freitag, den 28. Februar, als der Körper entdeckt wurde. Im Winter wird der Hay River nicht zum Reisen benutzt über einen Punkt von sieben Meilen hinaus von der Mün-

dung, weil er an einer großen Anzahl von Stellen bis zum Grunde zufriert und immer von den Wasserfällen stark überschwemmt ist; auch wenn der Schneefall heftig ist, wie in diesem Jahr, ist es beinahe unmöglich zu reisen. Die Ufer sind steil, und das Flussbett ist eng. Von dem oberen Hay River-Posten abwärts wird der Fluss nur bereist bis zum Rat-Lake, eine Entfernung von ungefähr achtzig Meilen.

Dr. Faber mag beabsichtigt haben, den Reiseweg zu nehmen, der benutzt wird von Mitgliedern unseres Detachements auf der Runde nach dem oberen Posten. Aber wenn dies der Fall gewesen wäre, würde er große Schwierigkeiten gehabt haben, der Spur zu folgen, besonders vom Süden her zwischen Rat-Lake und Buffalo-Lake; dort sind viele weite Wiesen, ohne Wegzeichen, denen man folgen könnte, und die Entfernung ist ungefähr fünfundsiebzig Meilen. Dieser Reiseweg war noch nicht offen in diesem Jahre, daher vermute ich, dass Faber zum Fluss zurückgekehrt ist, wenn er überhaupt nach dem Überlandweg aufgebrochen ist.

Jede Anstrengung wird gemacht werden, um die Angelegenheit festzustellen. Ich habe keine Ahnung, womit er den oberen Posten verlassen hat, ob mit Boot, Schlitten oder nur zu Fuß; so wird es nötig sein, zuerst zu diesem Punkt zu gehen. Die Winter--Polizei ist die einzige direkte Verbindung zwischen den beiden Posten.

Ich konnte keine Kappe, Handschuhe oder Socken finden. Ich glaube nicht, dass die Tiere sie hinweggeschleppt haben. Es waren keine Streichhölzer

in irgendeiner der Taschen der Kleidung dieses Mannes.

### 3. Bericht

**A**m 31. März 1930 kam unsere Ober-Hayriver--Patrouille zu dem Rat-See in Alberta.

Ich traf *Michael Lambert* in seiner Pelztierfängerhütte und bekam von ihm die folgenden Nachrichten:

»Ich traf Dr. Faber in Fort Vermillion, als er dort allein ankam in einem kleinen Boot. Er hielt sich einige Tage um das Fort herum auf, und dann verabredete er mit dem gleichen Fuhrmann, den ich gemietet hatte, um mich an den oberen Hay River Posten zu bringen, ihn auch mitzunehmen, da er beabsichtigte, den Hay River abwärts zum Großen Sklavensee zu gehen. Auf dem Weg über das Land vom einen Fluss zum anderen, welcher ungefähr neunzig Meilen beträgt, fiel Fabers Rucksack von dem Wagen und wurde nirgends mehr gefunden. Er bezahlte zwölf Dollars für seine Fahrt über das Land vom einen Fluss zum anderen. Er war bankerott, sagte er zu mir, ausgenommen drei Dollars, die ihm übrig geblieben sind. Er hat sein Kanu in Fort Vermillion umgetauscht gegen eins an dem oberen Posten, Eigentum der Hudsonbay-Compagny, aber er ließ es dort und kam den Fluss abwärts in meinem Kanu mit mir. Wir kamen hier am 20. Oktober 1929 an, und Faber blieb bei mir bis 9. November 1929,

bis das Eis fest war. An diesem Tag nahm ich ihn mit meinen Hunden mit zu Ed Johnson's Hütte; wir gingen am Schwanensee vorbei, das ist ungefähr fünfundzwanzig Meilen flussabwärts. Das Eis war klar, da wir keinen Schnee hatten. Faber hatte gar nichts bei sich. Wir gaben ihm eine Axt, Indianerschuhe, einen Kamm und Rasierzeug, und er erhielt ein Paar Indianerschuhe von den Indianern dafür, dass er einen Sarg gemacht hatte für ein kleines Kind, das gestorben war. Er blieb die ganze Nacht bei Ed und ging am nächsten Morgen weg mit einem kleinen Schlitten; es war nur ein Brett mit Stöcken als Kufen. Er hatte seine Decke und für vier Tage Lebensmittel darauf, welche Ed und ich ihm gegeben hatten. Wir versuchten, ihn dazu zu gewinnen, den Winter bei uns zu bleiben; er pflegte Holz zu schneiden und zu kochen, aber er sagte: »Nein! Ich gehe hinein durch die Hintertür.« Dies war die einzige Erklärung, welche er gab über seine Reise flussabwärts. Er war sehr wunderlich und pflegte viel mit sich selbst zu sprechen, manchmal in Englisch und manchmal in einer anderen Sprache und schien erzürnt mit sich selbst. Er hatte keine Schneeschuhe, aber das Gehen war leicht, als er fortging.« –

Am 17. April 1930 verließ ich die Abteilung, um die Suche nach Dr. Fabers Sachen fortzusetzen. Wir reisten den Hay Fluss aufwärts zu den Luisenfällen, dann hinüber zu den Alexandrafällen, aber wir mussten umdrehen wegen der vorgeschrittenen Jahreszeit. An dem Punkt, wo Fabers Leiche gefunden wor-

den war, wurden sorgfältige Durchsuchungen gemacht, aber nichts wurde entdeckt. Ich ging in die vier alten Hütten entlang dem Fluss, fand aber nichts. In Anbetracht der Überschwemmungen während des ganzen Winters war es unmöglich, irgendwelche Spuren von Faber festzustellen. Mehrere kleine Feuerstellen wurden längs des Flusses gefunden. Aber da ein Mann am 17. März dieses Jahres hier zu Fuß nach dem oberen Posten weggegangen ist, ist es unmöglich zu sagen, welcher Mann sie benutzt hat. Eine kleine Axt wurde bei den Alexandrafällen gefunden, und ich glaube, sie gehört Dr. Faber. Es war eine alte Axt mit einem handgemachten Griff, und der andere eben erwähnte Mann ging weg mit einer neuen. Sehr sorgfältige Nachsuche wurde gehalten, wo diese Axt gefunden worden war, aber es wurde nichts weiter entdeckt. Faber, wir und der Mann, welcher im März fortgegangen war, sind die einzigen Personen, welche den Hay River zwischen den alten Ölquellen und den Wasserfällen in diesem Winter bereist haben.

Dr. Faber ist beerdigt in dem Anglikanischen Kirchhof hier; Rev. W. B. Singlelon leitete die Handlung. –

---

1. Kurt Faber schildert diese aufregende Rückreise in seinem Erstlingsbuch: »Unter Eskimos und Walfischfängern.« D.H. <<<
2. für besondere Aufgaben abkommandierte Truppenabteilung <<<

# Von mir über mich und meine Heimat

## Aus meiner Bubenzzeit

**D**as war so ungefähr anno 1890, also in jener Zeit, da unsere Mütter sich noch in Puffärmeln gefielen und ein Chignon totchic war, als die ersten Autos – Dampfkutschen nannten wir sie damals – recht ungeschickt und asthmatisch durch die Gassen keuchten und das Kino eben erst erfunden wurde. – Wie weit liegt das alles zurück und doch wie nah!

Aber damit ich es gleich gestehe: es war in Mülhausen im Elsaß. Nicht eben der Ort für romantische Erinnerungen wird mancher sagen. Aber was weiß der? Keine Stadt ist so grau, kein Dorf so klein, als dass es sich nicht auftürme zu gaukelnden Schlössern, wenn man es durch die große Brille der Kinderaugen betrachtet.

Ach, wenn man da an einem heißen Nachmittag von der Wildemannsgasse abbog nach den vornehmen Gegenden am »Spiegeltor«, wo der Straßenverkehr nur gedämpft vorüberging und die vornehmen Paläste – jawohl Paläste! – ganz distinguiert und »Rühr mich nicht an« am Straßenrand standen, oder meist hinter fabelhaften Gittertoren, durch die man nur scheu hindurchzublicken wagte, über weiße Kieswege, in denen nichts lebendig war als die Pracht der Blumen, und alles ringsum einem das Wort entgegenzuflüstern schien: »*Il est parti.*«

Monsieur? – natürlich *nach Paris*.

*Il est parti*. – Auch von seiner Fabrik, die da öde und grau, mit eingeschlagenen Fenstern, an unserem Schulwege stand, eine Ruine am Wege, ein steinerne Protest, ein zinsenfressender Moloch, ein weißer Elefant für seinen Besitzer, und das alles aus Opposition, *pour embêter les Allemands*, um die »Schwowe« zu ärgern.

Ja, es war eine seltsame Zeit, zerrissen von Leidenschaften, umwittert von den Schauern der Geschichte! Aber Kinderaugen sehen noch andere Dinge, und Kinderohren lauschen mehr dem Lärm der Gasse als dem der Weltgeschichte. – Wo mehr als im alten Mülhausen, da jeder seine Wünsche auf Straßen und Märkten ausschrie. Da war einer, der allmorgendlich an unserem Hause vorüber durch die Dornacher Straße zog und es dabei hinaus-schrie mit einer Stimme, die stark genug war, um die Toten aufzuwecken am Jüngsten Gericht: »Gahl-san-dr!« Das »dr« zum Schluss immer noch besonders betont. So zog er dahin in biblischer Beschaulichkeit mit einem wunderschönen Esel, einem wunderschönen kleinen Wagen voll wunderschönem gelben Sande. – Dieser Sand! Dieser Wagen! Dieser Esel! Gibt es denn noch etwas, dessen Besitz zum vollendetsten Kindertraume gehörte?

Und doch, und doch. –

Es gab noch einen, der darüberstand. Kein Morgen meiner Kindheit verging, ohne dass man seinen lauten, langgezogenen Singsang vor unserer Hoftür vernahm:



»Han ihr alte Lump?«  
Kinkelpelz, Hasepelz?  
Han ihr a-a-alte Lump?

Es war kein schöner Mann, zerlumpt und zerrissen, eine wandelnde Misere mit einem schmierigen Sack auf dem Buckel. Und doch – oh, ihr Augen der Kindheit! – mir schien er reicher wie Rockefeller, wenn er bei jedem Kauf die Schnur aufnestelte zu dem leinenen Geldbeutel, der von Pfennigen und von dicken, runden Soustücken nur so überquoll. Namentlich für die letzteren hatte er eine Schwäche, nicht etwa aus Liebe oder Sehnsucht für die *Mèrepatrie*, die interessierte ihn nicht, so wenig als etwas anderes, denn da wie dort würde er Lumpen kaufen, aber – nun ja, die Welt ist rund, man kann nie wissen, was passiert, und ich bin überzeugt, wenn sein Geist heute noch durch die Dornacher Straße ging, so würde er die Pfennigstücke sammeln.

Und da fällt mir bei diesem Namen etwas ein, unter dem ich schwer zu leiden hatte in meinen Tagen, etwas, das es mir schon in jenen jungen Jahren bitter zum Bewusstsein brachte, dass Recht noch lange nicht Recht ist, wenn der Schein dagegen spricht. – Gab es da in der Tat Individuen, die es wagten, mir den Ehrentitel eines Mülhausers abzusprechen. Schulbuben, nichtsnutzige »Kneckes« aus der Fabrikgasse, die sich herausnahmen, Arm in Arm auf dem Schulweg hinter mir herzutanzten und aus vollem Hals das tiefverletzende Spottlied anzu-

stimmen:

»Dornacher, Nusseknacker.  
Äpplebisser, Hose ...«

Und das alles nur deshalb, weil unser Haus einige Meter hinter der Hütte lag, wo der Oktroi-beamte ohnehin am hellen Tage schlief! Und angesichts der Tatsache, dass wir selbst, die wir mehr wussten, was sich schickte und außerdem mit unserer Poesie nicht auf entsprechender Höhe waren, unsere Feinde auf unserem Gebiet stets mit würdigem Schweigen empfangen. *Le silence du peuple, c'est la leçon des rois.*

Ja, auch ein Kinderleben hat seine Leiden, seine Leidenschaften und seine Feinde. – Ja, Feinde! Ich wenigstens habe daran mehr als genug gehabt, und wenn ich heute hier sitze und diese längst vergangenen Erinnerungen wieder zusammenkrame aus den hintersten Winkeln, so stehen sie auf einmal wieder ganz deutlich vor mir, groß und düster, hassenswert und verächtlich, genau so, wie ich sie damals empfand. Da war z. B. Monsieur Royer, ein kleiner Mann mit einem schwarzen Spitzbart, ganz das Abbild eines Urfranzosen. Monsieur war in hohem Grade das, was man heutzutage cholerisch nennt. Er hatte eine flinke Zunge und einen noch flinkeren Stock, und wenn er erschien, so gab es ein allgemeines *saue-qui-peut*, während die scharfe Stimme wehklagend über den leeren Hof hin hallte: »*sacré nom de pipe*, 's isch zum hiele« (es ist zum heulen).

Nein, er war kein liebenswürdiger Herr! Was mich ihn aber hassen machte, das war die Tatsache, dass er gewissermaßen der *spiritus rector*, die treibende Kraft hinter einem anderen Individuum war, dessen Anblick ich ob seiner Untaten nur mit Zittern ertragen konnte. Das war der »Baumumhauer-mann«, jenes herzlose Subjekt, das es fertigbrachte, mit kaltem Blut die schönen alten Bäume aus der Wiese zu fällen und mit zynischer Unberührtheit in Brennholz zu zerlegen, als ob da garnichts dabei wäre.

*»Am grünbelaubten Baum ist für den Blick des Weisen  
Ein jedes Blatt ein Buch, des Schöpfers Macht zu preisen!«*

Das hat schon Saadi gesagt.

Und wo gäbe es größere Weisen als die Kinder?

Und was soll ich noch erzählen von unserer Welt im Winkel?

Da ist *Madame Imbach*, die Portiersfrau. – Manche Seite nimmt sie ein im Buche meiner Kindheit, und es wäre unrecht, wenn ich sie unterschlagen wollte. Immer sehe ich sie vor mir, wie sie vor dem laufenden Wasserhahn in unserer Küche stand, derweilen der Eimer sprudelnd überlief, wie ihre Zunge.

»Herr Faber, Herr Faber, bilden Eich dar Strich-in vu dene Kaiwe-Avokate« (»Herr Faber, stellen Sie sich diesen Streich dieser verdammten Advokaten

vor«).

Solche Konversation wiederholte sich täglich mit meinem Vater, oder wen sie sich gerade sonst als Resonanzboden ihrer Beredsamkeit erwählt hatte. Damals waren es für mich nur Worte, aber heute kann ich es ihr ganz nachfühlen: »Die Kaiwe Avokate ...«

Im übrigen war sie keineswegs so böse wie ihre Zunge. Manche Stunde haben wir in ihrer Gesellschaft und der ihrer Tochter Mathilde auf dem »Laiwele« (Laube) vor ihrem Hause zugebracht. Es waren da so viele Heilige, direkt von dem Odilienberg. Mathilde war immer blau angezogen, da ihre Mutter einmal ein diesbezügliches Gelübde getan hatte, und überhaupt war hier alles so furchtbar interessant, zumal *Madame Imbach* auch einen ganz unheimlichen, geradezu mysteriösen Mann hatte, dessen Geist wie ein *deus ex machina* immer zu erscheinen pflegte, wenn irgend etwas nicht nach Wunsch ging.

»Mei, wenn der Imbach kommt!«

Aber der Imbach kam nie. Er pflegte zu kommen, wenn wir schon schliefen, morgens beim Erwachen war er schon wieder in der Fabrik, und Sonntags hackte er Holz im Hinterhof, in den uns wilde Pferde nicht hineingebracht hätten.

Armer Imbach! Wir haben ihm vieles abzubitten.

Aber vielleicht war auch *Monsieur Royer* gar nicht so schlimm, wie er sich malte in unseren Knecksköpfen. Vielleicht – gewiss! – war auch der Baumhauermann nur ein braver arbeitsamer Bürger.

Vielleicht waren die Bäume morsch und verdorben und überreif zum Umhauen. Vielleicht war der Esel nicht so schön, vielleicht der Wagen nicht so elegant und der Sand nicht so weiß. Vielleicht – der Lumpensammler, wenn ich ihm heute begegnen würde – vielleicht – wer kann es wissen?

Aber wer will es denn wissen? Sie bleiben, wie sie sind, und sie leben trotz allem: die bösen, die guten, die Sandmänner, die Lumpensammler, die Baumuhauer, das alte Haus, die alte Stadt, das alte Land.

## Und die Träume der Jugend.

Bilanz meines Lebens (geschrieben 1927).

**D**ies ist wahrlich eine lange und komplizierte Geschichte, und ich sitze nun schon eine Weile da und denke darüber nach, wie ich sie wohl auf engen Raum zusammenpresse. Die lange Geschichte »von mir über mich.«

Ach, das Leben ist lang, aber am längsten sind die ersten siebzehn oder achtzehn Jahre mit alledem, was an Träumen sich darum webt! Noch heute kommt mich ein gelindes Gruseln an, wenn ich an die Dinge denke, die ich damals schon auf elsässischer Erde *in Gedanken* erlebte; wie viele Abenteuer im Busch, wie viele Nächte am Lagerfeuer, wie viele Stürme auf fernen Meeren!

»O wär es doch! Im Raubschiff der Korsaren. Vorn halt' ich Wache durch die Abendwelten. Klar zum Gefecht! Die Ankerhaken schielen. Und lauernd kauern meine Mordgesellen. –

O wär es doch!«

Und dann ist es später, wenn auch nicht ganz, so doch nicht viel anders geworden.

Dass in Amerika das Leben so war wie bei uns, dass dort die Menschen tagsüber arbeiteten und in Tretmühlen verdorrten und sich abends brav und bürgerlich zu Bette legten, wie anderswo auch, das war die erste große Enttäuschung in meinem jungen Leben. Die Jagd nach dem Abenteuer hatte es

mir angetan; in der nach dem Dollar machte ich nur eine traurige Figur. So kam ich mit der Zeit nach Texas, wo ich die erste unliebsame Bekanntschaft mit der Polizei – und sage ich es ohne Umschweife – mit dem Gefängnis machte. Wegen Vagabundierens. Heute, wo ich nichts zu verheimlichen und zu beschönigen habe, kann ich es auf meinen Eid nehmen: Ich war unschuldig. Damals. Aber nachher habe ich es ihnen mit Zinsen herausgegeben.

Zehn Tage dauerte das Martyrium. Dann stand ich wieder auf der Straße, ohne Geld in der Tasche und mit einer Seele voll zitternder Unruhe. In Texas war dicke Luft.

Wohin?

Kalifornien! Ja, das war's!

Ich saß am Straßenrand in der Sonne und dachte darüber nach, wie ich wohl fertig werden wollte mit den dreitausend Meilen, die zwischen mir und dem Lande meiner Sehnsucht lagen und wie viel Geld man wohl brauche für solches Unternehmen. Und wie ich im besten Nachdenken war, kam Mister Hiram Johnson wie eine Vorsehung.

Mister Hiram Johnson war ein farbiger Gentleman mit einem hohen Hut und einem Schwalbenschwanzrock, mit großen, lackglänzenden Augen und Lackschuhen, die keine Absätze mehr hatten.

»Du bist ein großes Grünhorn,« sagte Mister Johnson, »wenn man kein Geld hat, so fährt man eben schwarz.« Das ließ ich mir nicht zweimal sagen. Wir gingen gleich nach dem Güterbahnhof und machten die Probe aufs Exempel.

Von da an ging es kreuz und quer, auf, über und unter der Eisenbahn, in heißen Tagen auf wackligen Güterwagen, in dunkler Nacht zwischen den Rädern der Schnellzüge, bis ich eines Tages nach San Franzisko kam.



Der Instinkt des Wandersmannes trieb mich dort sogleich hinunter zum Hafen, wo eben die damals noch ziemlich große Flotte der Walfischfänger sich zur Ausreise nach dem Eismeer rüstete. Auch damals, wie bisher auf meinen Reisen, war das Geld das wenigste, was ich besaß. Aber wenn ich es noch zehnmal nötiger gehabt hatte, mich umzusehen nach Arbeit und Verdienst, so hätte ich mich doch nicht losreißen können von solchem Anblick. Die schwarzen Segel, die weißen Boote auf den Davits, die wildaussehenden Männer, die Kisten und Fässer, die über die Laufplanken rollten – ah, das war alles Leben und Wirklichkeit meiner Kinderträume! Und dazu der süße Geruch von Teer und Salzwasser, das Rasseln der Krane, das Fluchen der Arbeiter, der Takt der Rosthämmer in der Ferne und der tausendfältige Lärm der geschäftigen Docks. – Wer da wohl mitreisen könnte! Ah, aber wen der Herr verderben will, dem erfüllt er seine Wünsche!



Nicht ein Wort will ich hier erzählen von den drei Jahren im nördlichen Eismeer, von den bösen Menschen und hungrigen Schiffen, von kleinen Booten und großen Walfischen, vom Eis und Schnee und kalter Winternacht und solchen Dingen, die man



alle nachlesen kann in meinem Buche »Unter Eskimos und Walfischfängern«.

Eines Tages, als wir noch hart und fest eingefroren waren vor einer Insel an der Nordküste von Alaska, beredete ich die Sache mit einem Eskimo, und so zogen wir bald selbender durch die Eiswüste zum nächsten Fort der Hudson's Bay Kompanie und von dort südwärts auf dem Mackenziefluß und über den Großen Sklavensee, durch die Urwälder des Nordwestterritoriums. Es waren viertausend Kilometer bis zur kanadischen Pazifikbahn, wo dann eben wieder ein Schnellzug parat stand, auf dessen Kohlentender die Reise weiterging nach Vancouver in Britisch-Columbia. Es war Winter in den Rocky Mountains. Die Hände froren mir an die Eisengriffe, an denen ich mich festhielt. Alle Augenblicke ging es durch einen Tunnel, in dem der Rauch in Wolken auf mich eindrang und die kleinen, scharfen Kohlen splitter wie fliegende Messer durch das Dunkel sausten. Wenn ich je eine unangenehme Nacht verbracht habe, so war es hier, auf dem Schnellzugstender in den Rocky Mountains. – – Aber was soll ich nun noch erzählen von mir über mich?

Bei meiner Rückkehr nach San Franzisko war das Wetter warm und schön und die Reiselust groß, zumal ich ja inzwischen das Matrosenhandwerk gelernt hatte und die Welt mir offen stand. »Wie wär's mit einer Reise nach Australien?« meinte ein junger Matrose, den ich kurz zuvor in einer Kneipe kennen lernte. »Meinetwegen,« sagte ich. So musterten wir beide an auf dem englischen Segler »Samoena«,

und drei Monate später stand ich auf australischem Boden und überlegte mir, was ich jetzt wohl tun könnte für meinen Lebensunterhalt. Am meisten Interesse hatte ich für die Känguruhjagd. Auch das Goldgraben kam in Frage, oder das Perlenfischen. Aber ich tat das eine und das andere nicht, sondern fuhr nach Hause. Es war eine heiße Reise, als Heizer im Roten Meer, und meine Mutter mochte wohl Ursache gehabt haben, als sie den Kopf schüttelte beim Anblick ihres von Sonne und Heizfeuern verbrannten verlorenen Sohnes: »Na, du siehst aber schön aus!«

Und dann? Ach, die Welt wird kleiner mit jedem Tage! Südamerika schien mir gerade das richtige Land für einen smarten jungen Mann wie mich. Ganz klug wollte ich es diesmal anfangen, ganz verwünscht zielbewusst, wie es sich für einen Menschen von meiner Erfahrung schickte. – Und am Ende sah ich mich wieder auf der Dreschmaschine in der Pampa, als Vagabund in Bolivien, als Anstreicher in Chile und endlich auf der Heimreise als Matrose vor Kap Horn.

Ganz zufrieden kam ich nicht zu Hause an. Ich setzte mich – einmal wenigstens in meinem Leben – auf einen Stuhl und fing an, nachzudenken über die viele verlorene Mühe, über die schönen Jahre, die unwiederbringlich verloren waren, und so manche andere Dinge, über die ich eigentlich schon längst hätte nachdenken sollen.

Ja, was?

Kurt Faber, du bist dumm gewesen! Hättest du

all' die Arbeit, die du dir gemacht hast, um der Chimären willen, an etwas Nützliches gewendet, wo wärest du heut?

So fing ich nach all den Jahren dort wieder an, wo ich mit sechzehn aufgehört hatte, und setzte mich noch einmal auf die Schulbank und war ein halbes Jahr später Abiturient der Oberrealschule und nach vier Semestern Doktor der Staatswissenschaften und schrieb nebenher die Bücher meiner Abenteuer. Und dann –

\*

Nein, der Kopf raucht mir ein wenig, wenn ich da noch weiter erzählen soll. Ich sehe mich fernerhin als leibhaftigen *Doctor rerum politicarum* bei der Schafherde in Patagonien, beim Puppenverlosen als Marktschreier in Peru, auf dem Schoner vor Valparaiso, in moskitobrütenden bolivianischen Urwaldsümpfen, mit Typhus und Malaria im Fieberspital zu Rio de Janeiro, in Albanien, im Baltenlande, auf fernen Karawanenstraßen, zwischen Kamelen und Turbanen, mit dem Rucksack auf dem Wege über Persien nach Indien.

Und weiter? Und die Moral von dieser verworrenen Geschichte meiner Abenteuer?

Ach, man erlebt viel in wenigen Jahren, wenn man sich nur ein wenig umtut. Nur die Philister können sagen, dass wir in einer Welt leben, in der das Abenteuer nicht mehr zu Hause ist.

## Allerhand Weihnachten (geschrieben 1925).

**B**u Weihnachten ist man am liebsten zu Hause. Darum sind Weihnachten in der Fremde – mögen sie sonst auch noch so schön und romantisch sein – doch nur ein kümmerlicher Ersatz für das, was man zu Hause zurückgelassen.

Was ist es nur? Manch einer ist in der Jugend davon gelaufen ins Ausland und dort verwelscht, verußt, verengländert und tut sich noch etwas darauf zugute. Und immer um diese Jahreszeit, wenn gerade in New York Stein und Bein erfriert und in Buenos Aires eine Backofenhitze ist, da klingt es dennoch in seinen Ohren wie Kinderlust und Glockenklingen, und die Weihnachtstage stehen auf einmal wieder vor ihm wie Meilensteine in der Wüste.

Wenn ich an die vielen Weihnachtstage zurückdenke, die ich erlebt habe in fremden Ländern und auf fernen Meeren, so kommt es mir erst recht zum Bewusstsein, wie launisch das Schicksal sein kann und wie kraus und verworren es zuweilen im Leben zugeht.

Gleich die erste Weihnacht in der Fremde war recht apart. Das war in Texas. Einige Monate schon hatte ich mich im Lande umhergetrieben als junger Tunichtgut und meine Hände in einem Dutzend Berufen versucht, bis ich endlich eine fabelhafte Stelle als Wärter in der großen Irrenanstalt zu San Antonio bekam. Da kam der Weihnachtstag. Der Direktor wollte etwas tun für die Gelegenheit und ver-

sammelte die Angestellten und die leichter zu behandelnden Patienten zu einem großen »Christmas-dinner« mit dem obligaten Truthahn, der in Amerika nicht fehlen darf bei solcher Gelegenheit. Nicht ohne Befürchtungen war man wegen des glatten Verlaufs der kleinen Festlichkeit. Aber es ging alles zur vollen Zufriedenheit bis auf einen kleinen Zwischenfall. Da war nämlich Miss Laura, ein altes Fräulein, das vor langer Zeit von Deutschland emigriert war und nun schon seit Jahren in der Anstalt wohnte, wo sie von früh bis spät ihren etwas wunderlichen Beschäftigungen nachging. Gewöhnlich war sie eine stille und harmlose Person, aber zuweilen, wenn irgend etwas sie an die »Old country« erinnerte, konnte sie leidenschaftlich aufbegehren. Denn die Sehnsucht nach Deutschland war ihre einzige Krankheit. An jenem Abend nun, als alle vor ihrem »Christmas turkey« saßen und einer des anderen Wort nicht mehr hörte vor lauter Geschnatter, ließ sich plötzlich die dünne Stimme der Miss Laura vernehmen.

»Stille Nacht ...«

Im Augenblick verstummte die Unterhaltung. Es war, als ob ein Reif auf die lustige Tischgesellschaft gefallen wäre. »Still,« sagte der Direktor mit erhobenem Finger. »Kein Wort, bitte! Wenn sie ihren Anfall bekommt, garantiere ich für nichts.« Und in das Schweigen klang es:

»Durch der Engel Halleluja  
Tönt es laut von fern und nah:  
Christ, der Retter, ist da.«

Die alte Miss sang es zu Ende mit dünner, unsicherer Stimme, während sie mit weit aufgerissenen Augen starr und geistesabwesend vor sich hinblickte. Dann kamen zwei Wärter und führten sie hinaus. Einen Augenblick noch herrschte betretenes, verlegenes Schweigen. Dann ging die Unterhaltung weiter, als ob nichts geschehen wäre. Denn solches und ähnliches kam dort alle Tage vor. Ich aber konnte kein Auge zumachen während der ganzen langen Nacht. Je mehr ich die Gedanken zu bannen versuchte, je finsterer stürzten sie aus meinem Kopfe. Der Kummer, das Heimweh, das böse Gewissen, und langsam kamen mir die Tränen, ob ich mich auch dagegen wehrte mit der ganzen Kraft meiner jungen Männlichkeit.

Ach, ich war ja noch ein halbes Kind, und es war die erste Weihnacht in der Fremde! – –

Ein Jahr später erlebte ich meine zweite amerikanische Weihnacht in *Kalifornien*:

»In dem großen Nebellande Amerika,« sagt Lenau, »werden der Liebe leise die Adern geöffnet, und sie verblutet sich unbemerkt. Die Nachtigall hat recht, dass sie bei diesen Wichten nicht einkehrt. Eine Niagarastimme gehört schon dazu, um ihnen zu predigen, dass es noch höhere Götter gibt, als die im Münzhause geschlagen werden.«

So wird man langsam verdorben in dieser Um-

welt. Man kommt auf Um- und Abwege und lernt allerlei schlechte Künste, unter denen das Schwarzfahren auf der Eisenbahn noch die harmloseste ist. Aber auch dabei trifft man zuweilen eine weiche, mildtätige Seele, die für Weihnachtsstimmungen empfänglich ist.

Nun ja, das war auf dem Tender einer Schnellszugslokomotive der Südlichen Pazifikbahn, irgendwo zwischen Los Angeles und Pasadena. Im Schatten des großen Kohlenhaufens hatte ich mich so unsichtbar wie möglich gemacht und hatte nur Augen für die Männer, die an dem Feuer rüttelten und die Kohlen schaufelten, und das aus guten Gründen. Wenn je eine kalte Nacht gewesen war, so war es jene. Ein klirrender Frost lag in der Luft, und von den nahen Schneebergen kam ein eisiger Wind, der wütend an den dünnen Kleidern zerrte. Krampfhaft, mit halb erstarrten Händen, hielt ich mich fest am Rande des Wassertanks, auf dem blaue Ölflecken metallisch schimmerten. Der Ruß war unerträglich. Die kleinen Kohlenstückchen flogen scharf wie Messer durch die Luft. Ich sah den Funkenregen, der wie ein Feuerwerk aus dem Schornstein kam, ich hörte das Rasseln der Schaufeln, das wilde, herausfordernde Heulen der Lokomotive und hatte darüber ganz vergessen, dass heute gerade der Abend des vierundzwanzigsten Dezembers war.

Diesmal hatte sich das Schwarzfahren gelohnt. Station um Station huschte vorüber in hastiger Eile. Aber je kleiner der Kohlenhaufen wurde, je größer war die Gefahr der Entdeckung. Schon schaute das

rußige Gesicht des Heizers von der anderen Seite herüber. Ich suchte mich noch unsichtbarer zu machen. Da schlug er mit der Schaufel gegen den halb-leeren Behälter, an dessen Wänden es tausendmal widerhallte.

»Komm heraus, du Kröte!«

Alles Verbergen hatte nun keinen Zweck mehr. Ich kam heraus, und der Maschinist – ein dicker Mann mit einem runden, glattrasierten Gesicht – schaute mich an im flackernden Licht des offenen Feuers.

»Merry Christmas!« sagte er freundlich.

»Merry Christmas!« sagte ich ebenfalls, obwohl es mir nicht darum war.

Der Heizer blickte auch schon freundlicher. »Eigentlich sollt' ich dich niederboxen« sagte er bedächtig, »aber weil heut' Weihnachten ist –«

Alles das hörte ich nur halb. Der Frost lief mir eisig über den Rücken, und meine Zähne klapperten vor Kälte.

»Das kommt davon,« sagte der Maschinist. »Wärst du bei Mama geblieben, so könntest du jetzt Turkey essen, hättest einen Strumpf voll schöner Sachen, wärst im warmen Zimmer und könntest nachts im Bett schlafen statt hier auf dem Kohlenhaufen. – So ein grüner Bengel –«

Während er noch so redete, holte er seinen Esseimer hervor. Der Heizer gab auch noch etwas dazu, und schon saß ich vor einem mächtigen Teller voll »Turkey and cranberry.« Wer einmal in Amerika war, der weiß, was das ist, und die anderen kön-



nen es sich ohnehin nicht vorstellen. Die Amerikaner haben keine Fantasie in solchen Dingen. »*Turkey and cranberry*« essen sie immer, bei jeder nur erdenklichen festlichen Gelegenheit.

Wie dem auch sei: So war ich nun doch noch zu einer Art Weihnachtsbescherung gekommen, trotz aller Verlassenheit in der freudlosen Fremde. Ich drückte mich aus dem Weg der arbeitenden Männer in eine Ecke der Lokomotive und aß mich einmal ordentlich satt, denn ich hatte es nötig. Ich sah dem Heizer zu, wie er die Türen aufriss und an dem Feuer rüttelte. Ich sah die weiße Glut im Kessel, die tanzenden Funken am Himmel und die fantastischen Schatten, die über den Kohlentender huschten. Je länger ich da saß, desto wärmer und wohlgiger wurde mir zumute. In meinem Herzen erhob sich ein Klingen und Singen, und mir war, als ob der Wind, der eben noch so rau und feindselig von den Bergen herübergeweht hatte, nun auf einmal lebendig wäre vor lauter Weihnachtsliedern und das wilde Gewirbel der Kohlenstücke zu tanzen anfinge aus purer Lust am Leben. Schnell waren wir am Ziele angelangt, wo der Maschinist mich mit freundlichen Worten verabschiedete und mir noch einen blanken Silberdollar in die Hand drückte.

Was ist ein Dollar? Ein Nichts, das einen kaum einen halben Tag lang über Wasser halten kann im Schiffbruch des Lebens, ein widerwärtiges Ding, um das sich die Menschen raufen. Aber am richtigen Platz und im richtigen Augenblick ist er groß und rund, ein wahrer Wohltäter, ein zauberhaftes Ding,

das wilde Köpfe beruhigen und verstörten Gemütern die verloschene Freude am Leben von neuem entzünden kann. Und den Glauben an – – die Menschen. – –

Vom hohen Tender einer kalifornischen Schnellzuglokomotive bis zum wackeligen Beiwagen der Lokomobile einer argentinischen Dreschmaschine ist ein großer Sprung.

Und das bringt mich darauf, von einer anderen Weihnacht zu erzählen. Argentinische Illusionen spuken heute in vielen jungen deutschen Köpfen. In meinem haben sie auch einmal gespuht, und so kam es, dass ich eines Tages am La Plata landete mit einem »*Swelled head*«, wie die Amerikaner sagen: mit einem großen, geschwollenen Kopfe, der sich schon als Prokurist in einem Handelshaus, als Major-domus auf einer Estancia sah. Es war nur bedauerlich, dass die anderen es nicht im gleichen Lichte sehen wollten, und so kam es, dass ich einige Wochen lang müde und arbeitslos durch die heißen Straßen von Buenos Aires irrte, bis ich eines Tages mein Bündel (man nennt das dort eine *Lingera*) packte, um mein Glück auf dem flachen Lande zu versuchen. – Nun ja, als die Not am größten und der Geldbeutel am leersten war, kam ich gerade am Weihnachtsabend nach einem Pueblo, wo ich Arbeit an einer Dreschmaschine fand. Sogleich ging es hinaus in die Pampa. In dem tiefen Sand der ungepflegten Straße kam die Lokomobile nur langsam vorwärts, und bei Sonnenuntergang hatten wir eben erst die letzten Häuser des Städtchens hinter uns gelassen. Auf den

heißen Tag war eine schwüle, gewitterdrohende Nacht gefolgt. Dicke, schwarze Wolken jagten über den Himmel, von dem nur ab und zu für einige Minuten der Vollmond ein weißes Licht über die Landschaft goss. Ein lauer Wind raunte in den Maisfeldern und spielte mit den roten Funken, die die geschäftige Maschine bei jedem Atemzug in die Nacht hinausschleuderte. Es war, wie gesagt, eine drückend schwüle Nacht, und keiner war so recht bei Stimmung. Neben mir saß ein wild aussehender Spanier mit einem mächtigen Haarschopf und konnte sich nicht genug tun im Lästern und Fluchen. Die anderen, die neben uns saßen, wurden davon angesteckt und fluchten noch viel schöner und farbenprächtiger als er es konnte, und ja, das war von den Weihnachten, die ich erlebt habe, die unheiligste von allen. – –

Noch ganz deutlich, als ob es gestern gewesen wäre, erinnere ich mich des letzten Weihnachtstages, den ich auf der anderen Seite des Polarkreises zugebracht hatte. An einem schönen trockenen Baumstamm, dessen Ende irgendwo aus dem Eise herauschaute, entzündeten wir ein mächtiges Feuer, dessen rote Glut weit hinausleuchtete in die weiße Landschaft unter dem sammetschwarzen Nachthimmel. Es war sehr kalt, selbst für dortige Verhältnisse, vielleicht dreißig, vielleicht vierzig Grad unter Null. Man musste sich fast auf das Feuer setzen, um etwas abzubekommen von der Hitze, und auch dann noch war der Rücken wie ein Eisklumpen, während die sengende Glut die Hände ver-

brannte. Still war es ringsum, so still, wie es nur im Eismeer sein kann. Nur zuweilen knurrten die Hunde wie im Traum. Nur zuweilen kam von irgendwo ein lauter Knall, wenn der Frost einen Spalt in die Eisdecke riss, nur zuweilen pressten weit draußen im Packeis die Schollen aufeinander mit übernatürlich lautem Knirschen und Mahlen, das wie dumpfes Donnerrollen durch die Stille kam. Ringsum war alles schwarz und weiß in der Landschaft. Die Schatten der Schneebänke lagen lang und schwarz und regungslos auf der weißen Fläche. Es war, als ob das Wunder dieser Nacht einen lähmenden Bann auf alles Leben geworfen hätte. Nicht ein Lufthauch regte sich in der Runde. Das rote Feuer stieg schnurgerade zum Himmel, an dem die Sterne groß und feurig standen und unruhige Nordlichter durch das Dunkel huschten.

Lange saß ich regungslos und schaute in das verworrene Spiel der immer wilder auflodernden Flammen und hörte nur halb auf das stockende Gespräch des Eskimos, der mich schläfrig unterhielt in seinem merkwürdigen Mischmasch von Eskimo und Pidgin-Englisch. Und auf einmal fiel mir ein, dass das ja die Weihnachtsnacht war. Es war die dritte in dieser Wildnis. Wurde es die letzte sein? Würde man die nächsten wieder drunten erleben in der Freiheit und der zivilisierten Welt? Ich starrte in die unruhige Flamme, als sollte sie mir Antwort geben auf meine Frage, ich schaute in die umgebende Nacht, die still und feierlich dalag; eine wahrhaft heilige Nacht. Ich blickte hinauf zu den Sternen, die

groß und feurig leuchteten, wie so viele Sterne zu Bethlehem, und während sie frostig durch das Dunkel leuchteten, schienen sie alle dasselbe zu sagen: »Du wirst! Du sollst! Wenn diese Nacht vorüber ist – —«

Ja, und nun könnte ich noch von verschiedenen anderen exotischen Weihnachten erzählen, von schönen und weniger schönen und von solchen, die man am besten ganz übergeht.

Aber wie sie auch waren. Gut oder schlecht, heilig und unheilig, ich liebe sie alle, wie ich das Leben liebe, und oh! ich möchte nicht eine davon gestrichen sehen aus dem Buche meines Lebens. Trotz allem möchte ich es nicht.

### Mein Bilderbuch (geschrieben 1925).

**B**erne blättere ich in meinem Bilderbuch. In meinem Sammelalbum, wenn man es lieber so nennen mag. Das Sammeln ist heute die große Mode. Was wird heutzutage nicht alles von jung und alt zusammengerafft und in Kästen und Kasten und ungeschlachten Sammelalbums beerdigt: Briefmarken, Porzellan, alte Münzen, Stadtgeld, Notscheine, Ansichtskarten. Es gäbe wahrlich eine Liste, so lang wie ein Tag ohne Sonne, wenn man alles aufzählen wollte.

Ich habe einmal einen gekannt, der sich aufs Sammeln von Löwenhäuten und Elefantenzähnen verlegte, und zwar nur von solchen, die der eigenen

Büchse zum Opfer gefallen waren. Man wird mir zugeben, dass das ein kühner und gefährlicher Sport war. Und doch ist er nicht kühner und gefährlicher als der, dem ich mich zur Heit ergeben habe: Ich sammle Visa.

Nicht jedem wird das faszinierende dieses Sportes ohne weiteres einleuchten. Was ist es nur um solche Sammlung von Stempeln und Unterschriften aus aller Herren Ländern? Für den Laien ist es nur Papier und Druckerschwärze, ein Schuttabladeplatz des heiligen Sankt Bürokratius, eine peinliche Erinnerung an böse Stunden, allenfalls.

Jedoch, wer erst einmal aus den Grund dieser Dinge gekommen ist, für den werden all die grauen Stempel lebendig, ein Zittern liegt in jeder Unterschrift, ein Kobold hüpfte aus jeder Steuermarke. Sie erzählen von Drachenkämpfen mit den zuständigen Stellen, von Paragrafen, über die man stolpert, von langen, geduldigen Stunden im Vorzimmer der Konsulate, von endlosen Wanderungen durch die heißen Straßen der fremden Städte, von Ärger, Verdross und fressender Unruhe und von fliegenden Künstlern, bei denen man sich voll Verzweiflung immer noch einmal fotografieren ließ.

Ich blättere in meinem Bilderbuch und finde gleich zu Anfang eine Serie von Stempeln, auf die ich nachträglich noch einmal einen Fluch loslasse. Sie stammen aus dem Jahre 1920 und sind das Spiegelbild einer mit Hindernissen begonnenen und mit Schrecken fortgesetzten argentinischen Reise.

»Nein,« sagte der Beamte an der Grenzstation in

Lindau, »da können's nit über d'Grenz'. Da san's an der falschen Einreisestelle!«

»Wenn aber da doch steht: Einreise beliebig.« »Aber ausreisen können's nur über Kufstein.«

Darauf großes Palaver, Rückkehr nach der Stadt, Umschreiben des Passes. Erneuter Vormarsch auf Bregenz bis hart an die Grenze, wo ein atemloser Reiter mich überholte. »Sie! Bleiben's stehen! Sie san avisiert für an Geldschmuggler!«

Erneute Rückkehr nach Lindau, neues Palaver, neue Reise über die Grenze, wo der K. K. Zollbeamte den Pass von allen Seiten verwundert betrachtete.

»Ja, was ist denn jetzt wieder dös?«

Doch ich will das nicht zu Ende erzählen. Es folgte noch ein langer Roman oder, wenn man so will, eine Komödie der Irrungen, die sich fortsetzte bis in den Canale Grande in Venedig.

Immer kommen noch mehr Stempel in allen Farben und Gestalten und oftmals in einer Sprache, die die Götter verstehen mögen. Erst bei mehrmaligem Durchblättern kommt so etwas wie System in das Chaos, und dabei stößt man auf diesen Grundsatz: Je kleiner das Land, desto größer der Stempel. Der größte in meinem Bilderbuch stammt aus Cetinje.

Von den Stempeln gleiten die Gedanken zwanglos hinüber zu ihren Urhebern, und auch da ergibt sich ganz von selbst eine Klassifizierung. Die höflichsten sind die Österreicher, die anmaßendsten die Polen, die schikanösesten sitzen in den Randstaaten und die unverschämtesten in Jugoslavien. –

Jugoslawien! In keinem Lande habe ich so um mein Bilderbuch gezittert wie da; sie haben dort die Gewohnheit, den Reisenden die Pässe abzunehmen und auf dem Polizeibüro aufzubewahren, wo ihre Inhaber als verdächtige Individuen einem eingehenden Verhör über Woher und Wohin und Zweck des Aufenthaltes unterworfen werden. So etwas wiederholt sich an jedem neuen Morgen; aber nicht immer trifft man dabei auf solch vollkommene Kavaliers, wie jener mazedonische Polizeileutnant war, der mit strenger Miene mein Bilderbuch auf seine Richtigkeit untersuchte. Je weiter er in der Lektüre kam, desto strenger und kritischer wurde seine Miene. Er las von hinten nach vorn, und so kam es, dass er erst zuletzt beim Anschauen der Fotografie bemerkte, dass er es verkehrt in der Hand hatte wie der Struwpeter.

So etwas sollte man eigentlich eher in Albanien vermuten; aber gerade von dort finde ich beim Blättern in meinem Buche ein klar und sauber geschriebenes Visum nebst einem Geleitschein der Polizei mit einer männlich starken Unterschrift: »Mustafa Pascha«. Armer Mustafa Pascha! Er hat inzwischen auch seine Erfahrungen über das Wetterwendische der hohen Politik gesammelt.

Und dennoch und trotz allem: Wenn ich mir den Fall recht überlege, so ist Albanien von allen anderen das unergiebigste Land für Stempeljäger. So sehr ich auch nachsuche in meinem Buche, es findet sich kein anderer Vermerk aus dem Lande der Skipetaren. Tirana, Durazzo, Elbasan haben mich



alle ungeschoren gelassen, und aus guten Gründen. Es gibt nämlich dort nur wenig Polizei in unserm Sinne, und wo sie ist, da tritt sie wenig in Erscheinung. Wenn man nämlich über Land geht, so sieht man immer von Zeit zu Zeit ein großes, weißes, burgartiges Haus in freiem Felde. Dort wohnt – ein Fürst im kleinen – ein Bei oder Pascha, mit einem Sack voll Napoleons im Keller und einem Maschinengewehr auf dem Dach, extra für Polizei, Steuerkontrolleure und dergleichen Personen. Freies, fortschrittliches Albanien! Wann werden wir endlich von ihm lernen?

Was wollte ich doch noch von meinem Bilderbuch berichten? Es ist nun angefüllt mit Bildern und Stempeln bis auf die letzte Seite! Wenn es nach dem geht, was die Leute sagen, so muss ich es abliefern und um ein neues, ungestempeltes einkommen. – Soll nun alles noch einmal beginnen? Soll ich mich noch einmal fotografieren, meine Identität noch einmal feststellen, meine Unbedenklichkeit noch einmal – aber zum wie vielen Male? – bescheinigen lassen? Ich soll noch einmal zum Arzt laufen, damit er mir gegen teures Honoror bescheinige, dass ich frei von Ungeziefer und geistigen Krankheiten bin? Ich soll noch einmal beim Bürgermeister mit ehrlichem Gewissen den Nachweis erbringen, dass ich seit fünf Jahren nicht mehr gebettelt habe, und dass ich auch politisch nicht bolschewistisch verseucht bin.

Mir scheint, als ob meine Nerven dem nicht mehr widerstehen werden. Und doch und doch –

sie werden es wohl müssen, denn der Mensch besteht heutzutage aus drei Elementen: Leib, Seele und Pass. Der Pass aber ist das größte unter ihnen.

## Mein schönes Elsaß

Über das Elsaß wird, wie einst, wieder viel geredet und geschrieben. Betrübt müssen wir es feststellen: Noch immer ist es das Land der »Affären«, die bald rechts des Rheins, bald links der Vogesen das Blut in Wallung bringen. Wie wäre es also, wenn wir selbst hier ein wenig plauderten über uns und unser Land, damit endlich auch einmal wieder andere erfahren, dass bei uns nicht nur Hägyprozesse und Zabernaffären wachsen, dass das Elsaß nicht nur das Heimatland des mit sich und aller Welt unzufriedenen »Hans im Schnokeloch« ist, sondern auch ein liebes, feines Lande!, das – wenn man es nur in Ruhe lässt – seine Kinder nährt und mit Liebe erfüllt?

*»Oh, kein Geschick soll je von dir mich trennen.  
Du Land, wo meiner Kindheit Wiege stand!  
In heißer Liebe soll mein Herz dir brennen,  
Gott schütze dich, mein teures Elsaßland!«*

So sang einst der Dichter Christian Schmitt, und er sang es allen Elsässern aus dem Herzen und auch allen den vielen, die in vergangenen Vorkriegszeiten im Elsaß heimisch geworden waren, wenngleich wir

nicht verschweigen wollen, dass es manche gegeben hat, die jahrelang zwischen Rhein und Wasgau wohnten und dann das Land mit einem Fluch und einem Steinwurf wieder hinter sich ließen. Schwer ist es, den Zauber der elsässischen Landschaft zu erklären. Fangen wir oben an, bei den Bergen. Wenn man klein ist, sind die Berge groß. Ich habe seither noch größere gesehen, vom Himalaja angefangen, aber trotzdem will es mir auch heute noch nicht in den Kopf, dass man nicht diese alle in eine Ecke stellen könne, zwischen Donau und Belchen. So groß, so schön und frei scheinen die Bergmatten der Vogesen, wo die Käse so groß wie Wagenräder aus den Sennhütten kommen. Von fern und nah tönt das Glockengeläute der Herden, und weithin schweift der Blick über die blau verdämmernde Rheinebene, bis hinüber zu dem gesitteteren Schwarzwald, wo vor jedem Berg ein Bad, in jedem Tal eine Sommerfrische steht. Ruppiger und struppiger, romantischer sind die Vogesen.

Der Franzose ist kein Freund des Waldes. Eher würde er an eine Reise nach dem Monde denken als an eine Wanderfahrt im Walde. So fanden die einziehenden deutschen Forstmeister anno einundsiebzig ein Waldgebirge vor, das in seiner Ursprünglichkeit wohl mit einem kanadischen Urwald wetteifern konnte. Der »Schwob« erst entdeckte das Gebirge und durchzog es nach allen Richtungen mit den Vogesenpfaden, auf denen es sich wunderbar weich, wie auf Teppichen ging. Und der Einheimische, der anfänglich misstrauisch dem Beginnen zugeschaut

hatte, fand Gefallen daran und wanderte in den Wald, wie die richtigen »Schwobe«, bis dann wieder die Franzosen kamen, denen eine Gänsehaut über den Rücken lief beim Anblick der wiedergefundenen Brüder, die so nach Art der Boches in den Wald liefen *avec le rucksac* Nun lassen sie die Pfade verfallen, und bald wird wieder alles ein französischer Urwald sein, abseits von den schönen Automobilstraßen, die jetzt überall angelegt werden, *pour faire le pèlerinage aux champs d'honneur*, zu den Denkmälern, die heuer wie die Pilze aus dem Walde schießen. Andere Völker, andere Sitten. »Die Franzosen sind kitzelig auf dem Buckel,« sagt der Einheimische. – Doch da sind wir schon am unteren Rande des Bergwaldes angekommen und gehen noch ein wenig steil bergab durch einen hellen Hain von »Keschtebäumen«, bis wir unversehens vor den roten Mauern eines eng zusammengehuddelten, rings von Reben umkränzten ehemaligen freien Reichstädtchens stehen. Kaysersberg oder Reichenweier oder Thann oder Türkheim. Jedes einzelne schön zum Verlieben. Wir gehen durch krumme Gassen, auf buckligem Pflaster und halten endlich vor einem vielverschnörkelten Wirtsschild, unter dem das Automobil eines Genießers steht. Durch die lärmende Wirtsstube gehen wir hindurch ins Herrestüble, wo die Wirtsfrau in der ganzen Würde ihrer schon erheblich auseinandergegangenen schlanken Linie selbst erscheint, mit süßsaurer Miene.

»Bon jour, monsieur, was b'liebt Ihne?«

Ja, was uns jetzt schnell beliebt? *Pommes frites*,

Artischocken, Forellen aus dem Bach – denn wisse: Im Elsaß allein verstehen sie richtig zu kochen und das Gekochte zu genießen! Man hat da schon ein eigenes Wort dafür geschaffen: »Plättle machen«. Und einen eigenen Stand: die »Plättlemacher«. So sitzen auch wir und machen Plättle im Kreise der anderen, und abends, wenn wir eigentlich genug gegessen haben und der Kopf schon schwer ist von dem Weine, gehen wir noch ein wenig spazieren zwischen den wunderlichen Hausgiebeln, über die das Mondlicht wandelt, und hören ein wenig das Schreien der Katzen und das Schwirren der Fledermäuse und sehen die schwarzen Wälder, die schwer wie Traume an den Hügeln hängen, und kommen über altertümliche Plätze, wo die Madonnenbilder auf den Brunnen stehen, und lauschen noch eine Weile dem Plätschern des Wassers, und plötzlich fällt uns ein, dass wir schon lange keinen Wein mehr getrunken und keine Plättle mehr gemacht haben, und schnell eilen wir über den Platz zum nächsten Wirtshausschilde, wo uns eine ebenso würdige Wirtsfrau mit ebenso süß-saurer Miene begrüßt.

»*Bon soir, monsieur*, was b'liebt Ihne?«

Und am anderen Morgen geht es weiter hinein ins helle Land, vorbei an Bergen, auf denen die Burgen stehen mit ihren stolzen Namen aus längst vergangener Kaiserzeit. Und alte Klöster und verwachsene Heidenmauern, und was sonst noch so auf Berggipfeln stehen mag zwischen dunklen Wäldern, in denen Riesen und Zwerge und Heren und Hein-

zelmännchen einmal ihr Unwesen trieben. Und immer wieder geht man durch krumme Dorfgassen, vorbei an plaudernden Brunnen und an wunderlichen Häusern.

Und immer ist da wieder die Rebe und der Wein. Der beste wächst dort, wo die Burgen am dichtesten auf den Bergen stehen und Städte und Dörfer sich am engsten in die Täler zwängen, wo also, mit anderen Worten, die Landschaft am elsässischsten ist. Dort liegt Rappoltsweiler, gleich am Fuße der Rappoltsteins.

*»Der Traubenblüten Düften  
Durchgeistigt dich wie Wein,  
Und aus den blauen Lüften  
Grüßt dich der Rappoltstein.  
Wie zieht mich doch dein Winken  
Zu dir in Ernst und Scherz –  
Wie möcht' ich selig sinken  
Dir an dein steinern Herz!«*

Mancher hätte das schon gemacht, wenn im Frühjahr der gelbe Ginster an den steilen Hängen hinaufkletterte und ringsum die Täler vergraben waren im weißen Meere der Blüten, wenn im Herbst die roten Asten aus den Gärten leuchteten und dazu der Wein im Glase lachte, wie der junge Lenz über den Bergen. –

Vom Wein zum Hopfen ist nur ein Schritt. Gewöhnlich ästimiert<sup>1</sup> man diesen nur in seiner letzten Form und Bestimmung. – Hast du aber schon etwas

von der Romantik des Hopfens – des ganz gewöhnlichen rohen Hopfens – verspürt? Wenn nicht, so komme nach einem unterelsässischen Dorfe, wenn es allenthalben schon anfängt, ein bisschen zu herbstellen, wenn die Kartoffelfeuer über den Feldern brennen und feine Nebel in die unmerklich länger werdenden Abende aufsteigen. Dann setzt sich die ganze Familie mit guten Freunden und getreuen Nachbarn zum Hopfenzupfen, und das ist allemal ein Fest. Der Duft des Hopfens liegt süß und berauschend in der Stube. Die alte Madame Schurder aus Erlenbach wartet mit einer Gespenstergeschichte auf. Das Jeanne aus Sulzbach weiß auch von einem Geist zu berichten, der einmal bei ihnen im Dorfe erschienen war. Eine angenehm gruselige Gänsehaut krabbelt jedem über den Rücken. Die Burschen singen Soldatenlieder, und die kleinen »Kneckes«, die auch dabei sein dürfen, wollen nicht hinter dem Berg halten mit dem, was sie tags zuvor in der Singstunde gelernt haben:

»Du Land voll Lieb und Leben,  
Mein deutsches Vaterland.«

Aber das war einmal. Inzwischen haben sie die »*Méthode directe*« in die Schulen eingeführt. *Mademoiselle* aus Paris wartet mit Chansonetten auf, die kein Mensch versteht, und das Elsaß wird langsam ein Land ohne Lieder, ein Land ohne Lachen, ohne urwüchsigen Humor und Fröhlichkeit. Die neue Gespenstergeschichte der Madame Schurder wird

plötzlich abgebrochen. Alles hüllt sich in respektvolles Schweigen. Denn der dort draußen eben vorübergeht in der ganzen Würde seines Zweizentnergewichts, ist niemand anders als der Herr Maire.

Wer hätte noch nichts gehört von der Größe und Bedeutung eines elsässischen Dorfmaires? *Sacré nom d'un chien!* Zu seiner Belehrung sei es gesagt, dass im Vergleich mit ihm selbst der liebe Gott nur ein recht unbedeutendes Wesen ist.

Auf dem Umweg über Dörfer und Flecken, über Wälder und Weinberge kehren wir wieder zurück in die große Stadt und setzen uns eine Weile vor die Tür eines alten Wirtshauses und schauen hinauf zu dem stolzen Bau des Münsters, der wie ein Finger Gottes in den nächtlichen Himmel ragt, und im Schauen wundern wir uns, was er alles gesehen haben mochte im Lauf der Jahrhunderte. Wie viele Kaiser und Könige, wie viele Ritter und Reichsgrafen und zänkische Bischöfe und raue Sanskulotten und zierliche Demoisellen. Wie viele stolze Geschlechter schon kamen und vergingen im Schatten dieses Domes. Stolze Namen! Sie klingen wie Trommelwirbel, wie flatternde Fahnen der großen Armee. Vor diesem Portale hat einmal Goethe gestanden und bald nach ihm Eulogius Schneider, der Straßburger Robespierre, der mit der Guillotine hausieren ging. Wenige Schritte abseits steht im Bischofspalast noch das Wappen der Rohans, die der Königin Marie Antoinette mit der berühmten »Halsbandgeschichte« so böse Stunden bereiteten.



»Roi ne puis  
Prince ne daigne,  
Rohan suis.«

Ja, es ist Feuer und Farbe im Elsaß. Die Luft ist hier schwer von Geschichte. Es sind hier Gestalten lebendig wie nirgendwo sonst. Mit Recht kann jeder Sohn dieser Erde es sich mit jenem Kandidaten Hartmann in Lienhards »Oberlin« ins Tagebuch schreiben:

»Das Elsaß ist ein sehr schönes Land. Ich bin stolz darauf, Elsässer zu sein.« –

## Meinem Bruder Kurt zum Gedächtnis

Dr. Walther Faber

Am 6. Dezember 1880 wurde mein Bruder Kurt zu Mülhausen im Elsaß geboren, als Sohn des Professors Dr. C. W. Faber, der ebenso wie die Mutter der Rheinpfalz entstammte. Das Haus der Eltern lag in der Vorstadt. Es war ein wenig schon verblichen und von einer Weitläufigkeit, die wohl für uns Kinder, weniger jedoch für unsere gute Mutter erwünscht war. Und ringsum geheimnisvolle Ecken, bemooste Höfe, verträumte Gärten mit seltsamen Blumen und Bäumen: ein Paradies für Kinder.

Dort, im »Alten Haus« erhielt die üppige Fantasie unseres Bruders Kurt reichlich Nahrung; wie oft musste er gesucht werden, bis man ihn endlich irgendwo auf einer Entdeckungsreise fand. Zugleich meldete sich unbändiger Eigenwille und Trotz: Frau

Imbach, die Pförtnerin, erzählte uns später immer wieder, wie der kleine Kurt den Atem anhielt, wenn ihm irgendwas nicht passte; war er ganz blau geworden, dann konnte nur ein kräftiger Guß aus der Wasserleitung dem angstvollen Zustand ein Ende machen. Oder er kam einfach nicht aus der Schule heim. Kann man sich wundern, wenn selbst unser Vater als gewiegter Pädagoge schließlich die Flagge streichen musste? Hier zeigten sich bereits deutlich die Grundzüge seines Wesens: schrankenlose Fantasie, unlöslich verbunden mit unbezähmbarem Freiheitswillen.

Im »Neuen Haus«, das wir 1890 bezogen, bot sich ein ganz anderes Bild, ohne dass auch hier die Fantasie unseres Bruders zu kurz gekommen wäre. Jetzt dehnte er seine Entdeckungsreisen, auf denen ich ihn oft begleiten durfte, weiter aus. Wir »entdeckten« den Rheinwald mit seinen einsamen, schnurgeraden Wegen, vor allem aber den herrlichen Sundgau im Süden unserer Vaterstadt. Etwas Berauschendes, Faszinierendes war dabei, – ein »Etwas«, das sich schwer in Worte fassen lässt: die Landschaft war für ihn seltsam belebt und mit Geheimnissen geladen; überall erwartete er ein Wunder, – und fand es auch! Er hatte die Dichtergabe, aus dem kleinsten ein *Erlebnis* zu machen. – Die reichen Anlagen der Eltern, die bewegliche Geistigkeit des Vaters und die unergründliche Gemütsiefe der Mutter, waren in ihm zu einer seltsamen Einheit zusammengefloßen und hatten die Grundlage bereitet, auf der sich dann der Mann nach schwerem Rin-

gen so einzigartig entfaltete.

Die Eltern hatten ihre Not. Kurt war Schüler der Oberrealschule, aber ein völliger Versager in Mathematik, und die Schule von damals vermochte seiner Persönlichkeit nicht gerecht zu werden. Er blieb hängen, und seine angeborene Störrigkeit steigerte sich bis zum Überdruß gegen die Schule. Schließlich nahm ihn der Vater schweren Herzens heraus und brachte ihn als Lehrling in der Universitätsbuchhandlung in Freiburg i. Br. unter, hatte er doch schon von klein auf unbändigen Lesehunger gezeigt. – Und doch war der gutgemeinte Plan ein Fehlschlug. Lehrling, Stift sollte er werden unter einem zwar wohlmeinenden, aber peinlich genauen Prinzipal? Alles nur das nicht! – Sein ganzes Leben bewies, dass er nichts weniger als Kaufmann war.

So kam er auf die Chemieschule in Mülhausen, nachdem er wochenlang den Fragen meines Vaters, was er denn werden wolle, verstocktes Schweigen entgegengesetzt hatte. Dort ging es ganz gut, – bis er eines Tages heimlich den Staub von den Schuhen schüttelte und mit neunzehn Jahren hinauszog in die weite Welt, wie ein Vogel, bei dem man das Türchen am Käfig zu schließen vergaß. Ja, die Freiheit war es, die er suchte, die Ferne, die ihn lockte und magisch an sich zog, – das war es, was er seinem Vater nicht hatte sagen können!

Über Belfort, Paris, Boulogne schlug er sich mit lächerlich geringer Barschaft nach den Vereinigten Staaten durch. Das erfuhren wir aber erst viel, viel später. Zunächst blieb siebzehn Monate jegliche

Nachricht aus. Warum er nicht schrieb? Einfach deshalb, weil es ihm drüben schlecht ging und sein trotziger Stolz sich dagegen aufbäumte, einen Misserfolg einzugestehen. Nach seiner Rückkehr gestand er uns in einer schwachen Stunde, wie er von Heimweh gefoltert durch die Steinwüste New Yorks irrte, oft weich zu werden drohte – und doch niemals sich von Weichheit *übermannen* ließ. Man schaut gern mitleidig hinab auf einen verlorenen Sohn, und doch gehört mitunter ein gutes Stück Heroismus dazu, die begonnene Partie zu Ende zu spielen, und wenn die Welt voll Teufel war! Und keiner hat diesen Grundsatz schärfer vertreten wie er; gerade *hierin* gab es für ihn, der schon an sich ein geschworener Feind aller Halbheit und Lauheit war, kein Erbarmen, hier hielt er auf unbedingte Sauberkeit. Eins darf dabei freilich nicht vergessen werden – sein unbegrenzter Optimismus, der über jeden anbrechenden Tag, über jeden Ort, den er zum ersten Mal betrat, einen lockenden Schimmer breitete; ohne ihn wäre er bald im harten Zugriff des Schicksals zerbrochen.

Er war Geschirrspüler, Baumwollpflücker, Fuhrknecht, Lastträger, Kohlentrimmer, Streckenarbeiter, Techniker, Fabrikarbeiter, Maurer, Anstreicher – kurz alles, was sich die wildeste Fantasie kaum ausdenken kann, nur Kellner nicht, dazu war er nicht biegsam genug. Wie oft langte das Geld nicht einmal zur kümmerlichen Unterkunft im Obdachlosenasyll; und wenn der Magen allzu sehr rebellierte, ging's mit geschnürtem Bündel auf die Walz, d. h.

wenn es ihn nicht gerade gelüstete, als Schwarzfahrer im Güterwagen oder zwischen den Rädern eines Pulmanzugs eine zwar schnellere, aber umso gefährlichere Fortbewegungsart zu wählen.

Gewiss brachte er für diese ungeheuerlichen Anstrengungen und Entbehrungen eine eiserne Konstitution mit. Aber er besaß etwas, was vielleicht noch wertvoller war: *innere Reinheit*. Für all die großen und kleinen Laster, die den Vielzu vielen fast noch wichtiger sind wie das tägliche Brot, fehlte ihm das Organ, für sie konnte er nur Mitleid oder erstauntes Achselzucken aufbringen. Er trank und rauchte nicht, aber nicht aus Prinzip – er konnte mitunter recht wacker seinen Mann stehen! – Vielmehr wies es sein innerlich sauberes Wesen aus Instinkt weit zurück, sich irgendwie in Hörigkeit zu begeben. So blieb die Bahn offen zur schrankenlosen Betätigung seines *Willens*, der nur von einer einzigen Idee besessen war, einer unstillbaren Abenteuerlust; *diese* ist, kann man sagen, das einzige »Laster« gewesen, dem er fröhnte. So nur ist es zu verstehen, dass er aufrecht und unversehrt durch die finstersten Niederungen des Lebens mit all ihren Versuchungen und Fallstricken hindurchschritt, ohne sich zu verschwenden. Es ist bezeichnend, dass er bis zum Lebensende nichts so aufrichtig und hingebend geliebt hat wie Kinder und Blumen.

Nach zwei wilden Wanderjahren in Texas und Kalifornien zog er im Jahre 1902 mittellos in San Francisco ein, wo er, wie er sagt, seinen »Tag von Damaskus« erlebte. Er ließ sich nämlich in der verräucher-

ten Hafenspelunke zum »Blauen Anker« für ein Jahr auf den Walfischfänger »Bowhead« anheuern, aber aus dem einen Jahr wurden drei. Was er dort oben im Lande der Mitternachtssonne erlebte, wie er in zerbrechlichem Boot, die Harpune in der Hand, den Walfischen zu Leibe rückte, drei lange Winter in Nacht und Eis hungerte und schließlich mit einer Eskimofamilie entfloh, alles das hat er später in seinem Erstlingsbuch »Unter Eskimos und Walfischfängern« geschildert. Und wie er dann zunächst als Matrose, dann als Schiffsheizer über Australien und Sumatra in die Heimat zurückkehrte, kann man in seinem Buch »Rund um die Erde« nachlesen. Wenn man die schier unglaubliche Fülle von Erlebnissen auch nur andeutungsweise nachzeichnen wollte, würde ein neues Buch entstehen. Daher muss ich mich hier und später nur auf das Allerwichtigste beschränken; was uns an *dieser* Stelle in erster Linie beschäftigt, ist ja der Mensch, der dahinter steht.

Mittlerweile hatten sich zu Hause grundlegende und schmerzliche Veränderungen vollzogen: unser Vater war Sommer 1903 nach schwerer Krankheit gestorben. Um das Schicksal seines Sohnes Kurt hatte er sich bitter gesorgt, ohne aber den Glauben an eine lichtere Zukunft zu verlieren. Schon zwei Jahre später zogen wir nach Lambrecht, dem Geburtsort unserer Mutter. Dieses Pfälzer Fabrikstädtchen, eingebettet zwischen waldbedeckten Bergen, wurde von nun an Mittelpunkt und Stützpunkt unserer Familie. Die Mutter hatte es als Witwe und überhaupt nicht leicht: noch waren die Jüngsten nicht

flügge geworden, da wurde sie – es war im Herbst 1907 – vor die Schicksalsfrage gestellt: was soll aus Kurt werden? Sie hat diese Aufgabe glänzend gelöst. Von nun an blieben die Lebensschicksale von Mutter und Sohn über zwei Jahrzehnte unlöslich zusammengeschmiedet, bis der Tod sie zu gleicher Zeit in die Ewigkeit abrief. Es gibt nur wenige, die voll ermessen können, wie viel der unstäte Weltenwanderer seiner treuen Mutter verdankt, die wissen, dass sie der ruhende Pol gewesen ist im Wirbel wilden Geschehens. Die Mutter, diese empfindsame, gemühtiefe Frau, wuchs gleichsam mit der schweren Aufgabe über sich selbst hinaus. Mit unsäglich Geduld und Selbstaufopferung hat sie ihren Sohn erst wieder zum zivilisierten Menschen gemacht, hat ihm über die dunkelsten Jahre seines Lebens hinweggeholfen, und später ist sie ihm in geistiger Hinsicht eine wertvolle Hilfe bei seiner schriftstellerischen Arbeit gewesen. Wie dankbar kann man dem Schicksal sein, dass sie auch die Jahre des Erfolges, der Ernte, erleben durfte.

Nach vorübergehender Beschäftigung in der Tuchfabrik unserer Verwandten in Lambrecht erwarb er nach knapp zwei Jahren an der Kölner Handelshochschule das Diplom eines Handelslehrers, und zwar mit ausgezeichnetem Erfolg. Schon dort trat seine überragende Begabung immer deutlicher hervor; es war, als ob sich jetzt, nach den Jahren schwerster Prüfung, das Tor des Wissens weit und befreiend öffnete. Während er vordem in der Schule an fremden Sprachen verdrossen herumges-

tümpert hatte, bewältigte er jetzt neben dem Englischen, das ihm jahrelang gleichsam Muttersprache gewesen war, spielend auch das Französische, Spanische und Niederländische. Staunenswert war ferner sein Gedächtnis; er lernte verblüffend schnell auswendig, und was er sich einmal eingeprägt, blieb sein dauernder Besitz. Oft klagte er scherzend, dass er in seinem armen Kopf bald keinen Platz mehr hätte.

Aber mit der Anstellung in irgendeinem kaufmännischen Betriebe haperte es, worüber er nicht sonderlich betrübt war, denn im Grunde seines Herzens grauste ihm vor dem Augenblick, wo er, inmitten klappernder Schreibmaschinen, auf einen Kontorschemel hinaufklettern sollte. – So mussten wir ihn Herbst 1910 zum zweiten Male in die weite Welt hinausziehen lassen, diesmal nach Südamerika, wo er nach anfänglichen Bemühungen um eine bürgerliche Existenz bald wieder zum abenteuernden Vagabunden wurde. »Dem Glücke nach durch Südamerika« heißt das Buch, in dem er von jenen wilden Jahren berichtet. Ja, das Glück hat er auch dort nicht gefunden, – und Sommer 1912 stand er nach hundertneuntägiger Segelschiffreise ums Kap Horn als sonnverbrannter, abgerissener Matrose vor seiner Mutter in Lambrecht. –

Dann kam der Krieg. – Er lebte gerade in Leipzig, wo er einige Monate zuvor in einem angesehenen Verlagshaus Beschäftigung gefunden hatte, als der Krieg ausbrach. Wie schrecklich war es ihm, dass gerade *ihn* kein Truppenteil als Kriegsfreiwilligen eins-



tellen wollte, obwohl er sich von der Infanterie bis zu den Schipperm hinunter meldete. Einige Jahre zuvor hatte man ihm nämlich das erkrankte rechte Auge operativ entfernen müssen, und das linke war stark kurzsichtig. Klopfenden Herzens verfolgte er die Vorgänge an allen Fronten – und mit banger Sorge später die wachsende Not und Zersetzung in der Heimat. In diesen Kriegsjahren, die für ihn deshalb doppelt schwer waren, weil er als passiver Zuschauer stillehalten musste, schärfte sich sein politischer Blick, wuchs seine Vaterlandsliebe zu lodern-der Flamme.

Um ihn von seinen quälenden Gedanken abzubringen, brachte ihn die Mutter zu dem entscheidenden Entschluss, seine Erlebnisse niederzuschreiben. Der Schriftleiter der »Täglichen Rundschau«, Dr. Gustav Manz, war es, der zuerst auf ihn aufmerksam wurde, ihn »entdeckte« und die ersten umfangreichen Reiseberichte in der »Unterhaltungsbeilage« zum Abdruck brachte. Daran schlossen sich in der Lutzschen Memoirenbibliothek zwei Buchausgaben, die ausgezeichnete, zum Teil begeisterte Aufnahme fanden. Das gab ihm für geraume Zeit einen gewissen Daseinszweck inmitten des weltgeschichtlichen Geschehens. – Um aber schließlich nicht doch zu »verliegen«, verfiel er plötzlich auf die Idee zum Doktor zu promovieren – er, der »geschwenkte« Obersekundaner und vielgewanderte Umgänger! Zuerst musste in Steglitz die Klippe des Abiturs umschifft werden; das war das Schlimmste für ihn – man denke an die Mathematik, die plötzlich wieder

mit ihren unerbittlichen Ansprüchen aus der Versenkung auftauchte. Dann aber ging's mit geschwellten Segeln auf die Universität in Tübingen, das er von allen Städten, die er in der ganzen Welt geschaut, am meisten liebte. In Tübingen war es denn auch, wo er, gerade in den düsteren Tagen des Waffenstillstandes, mit einer Dissertation über die Finanzen Argentinien im Weltkrieg zum Doktor der Staatswissenschaften promovierte.

Aber die Freude über den Erfolg verbrauchte schnell in dem schrecklichen Geschehen jener Tage, und schon zwei Jahre später wandte er seinem Vaterlande den Rücken, um abermals nach Südamerika zu ziehen – allzu lange war er, wie er sich ausdrückte, im Stall gestanden! Es war wieder das alte Lied, nur dass er diesmal seine Abenteuer mit einem Ritt quer durch Patagonien nach Südchile begann und mit der Durchquerung des bolivianischen Urwaldgebietes zur Regenzeit abschloss. Nach seiner Rückkehr, Sommer 1922, lag er in Lambrecht schwer danieder an tropischer Malaria. – Sein viertes Buch »Tage und Nächte in Urwald und Sierra« ist die literarische Frucht dieser verwegenen Fahrten.

Die Verhältnisse in der Heimat waren während seiner Abwesenheit noch bedrängter geworden. Es war die schreckliche Zeit der Inflation, jene Zeit, in der weite Kreise des Volkes in Geld erstickten – und der freie Schriftsteller vor die Hunde gehen konnte. Was nutzten ihm die Millionen-Honorare, die, in Gold umgerechnet, wie Rauch sich verflüch-

tigten? Nie sah ich meinen Bruder so erbittert und verbittert wie damals. Nicht die Not der Zeit an sich war es, die seinen heiligen Zorn erregte, dazu war er viel zu weitblickend, vielmehr der schamlose Wucher, die freche Genusssucht, die Herzlosigkeit gegen die Alten, die ihre Ersparnisse auf dem Altar des Vaterlandes geopfert hatten – kurz, die moralische Verwilderung des deutschen Volkes. So griff er in seiner Verzweiflung zu seiner einzigen Waffe, der Feder, und riss der Zeit in einer Reihe von Zeitungsartikeln, durchtränkt von beißender Ironie, die Maske vom Gesicht.

Unter der Auswirkung jener Jahre brach auch die »Tägliche Rundschau« zusammen. Aber schon ehe sie ihr Erscheinen einstellte, hatten sich durch Vermittlung des Herausgebers der »Gartenlaube«, Heinz Amelung, mit dem Scherlverlag Beziehungen angeknüpft. Das war im Herbst 1922. Bei diesem Zeitungskonzern fand er bereitwilliges Entgegenkommen und auch später stets volles Verständnis für seine eigenartige und eigenwillige Persönlichkeit. Neben dem »Tag« und der »Gartenlaube« war es in erster Linie der »Lokalanzeiger«, mit dem er sich immer enger verband. Er wurde ständiger Korrespondent. Das war für ihn ein Wechsel von lebensentscheidender Bedeutung, denn von nun an sah er sich gestützt von einer mächtigen und kapitalkräftigen Presse.

Jetzt erst trat das Wahre, Echte, ja Große seiner Persönlichkeit leuchtend hervor, indem er trotz aller Bindungen blieb, was er gewesen war: der göttli-

che Vagabund! Ja, jetzt erst stand die Welt offen, jetzt erst konnte er wandern in Länder, die schauen zu dürfen er nie gehofft, konnte sich endlich satttrinken an den Wundern dieser Erde! Danken muss man aber den Männern in der Schriftleitung des Scherlverlags dafür, dass sie den »großen Umgänger« Kurt Faber mit all seinen Schrullen, Eingebungen und Gelüsten gewähren ließen. Zwang und Schablone in irgendwelcher Form hätten unfehlbar die sprudelnden Duellen seines Schaffens verschüttet.

Mit kleineren Reisen in seine elsässische Heimat, ins Baltikum und auf den Balkan fing er an. Seit Frühjahr 1926 bis zu seinem Tode war er dann aber fast ununterbrochen auf großer Fahrt, als müsste er vor seinem nahen Ende noch alles das, was er bisher versäumt hatte, auf einmal nachholen! Auf seine Wanderung durch Armenien, Persien und Indien, die in dem schönen Buch »Mit dem Rucksack nach Indien« festgehalten ist, folgte die zwölfmonatige Weltreise durch Südafrika, Australien, die Südsee, Ostasien und Sibirien. – Und dann, kaum dass er in der Heimat, nach einem erneuten Streifzug durch Palästina und Syrien, zu sich gekommen war, zog es ihn abermals hinaus in die Ferne, – um am Sklavensee, ebendort, wo er fünfundzwanzig Jahre zuvor auf der Flucht vom Walfischfänger vorbeigekommen war, dem Todesgeschick zu erliegen.

Einsam ist er gestorben, wie er schon immer einsam gewesen war auf allen seinen Wanderungen. Begleiter, die man ihm anbot, hatte er lächelnd abge-

lehnt. Man kann gewiss nicht behaupten, dass er dein Getriebe der Menschen aus dem Wege ging, im Gegenteil, – und doch zog es ihn immer wieder unwiderstehlich von der Zivilisation weg dorthin, wo Natur und Mensch in ungebrochener Ursprünglichkeit verharrten. Ursprünglichkeit und Einsamkeit waren im Grunde doch sein eigentlichstes Le-  
benselement. – Bei den letzten großen Reisen stand er schon hoch in den Vierzigern. Wohl war das dichtgewellte Haar eisgrau geworden, – aber noch immer zeigte er die gleiche unverwüstliche Lebenskraft; jedoch vor einigen Jahren hatte ihn eine schwere Kniegelenkentzündung befallen. Wer ihn damals in Wildbad mühsam am Stocke humpeln sah, der musste glauben, dass hinter die Abenteuer der endgültige Schlusspunkt gesetzt sei. Aber in Kürze war er wieder obenauf, und gewisse Beschwerden, die zurückblieben, wurden mit Verachtung bestraft. In einem seiner letzten Briefe sagt er: »Mutter ist natürlich wieder voller Ängste wegen des Beins, aber das muss man ihr ausreden; für mich ist das nur eine recht ärgerliche Belästigung, keine Krankheit von so etwas darf man nicht sein Lebensschicksal abhängig machen.« Welch eiserne Willenskraft spricht aus diesen schlichten Worten!

Ebensowenig wie Einsamkeit und Krankheit schreckte ihn die Gefahr. Was jeder andere zuerst zu sich stecken würde: die Waffe, – daran dachte er überhaupt nicht, nicht einmal einen Stock trug er aus seinen Wanderungen in der Hand. Das ganze Gepäck bestand aus einem geräumigen Rucksack. –

Mit dieser primitiven Ausrüstung hat er als fast Fünfzigjähriger auf dem Oberlauf des Sambesi tausend Kilometer im Einbaum, fünfhundert Kilometer auf halb erforschten Flüssen Nordkanadas im Paddelboot zurückgelegt.

Er deutete soeben selbst an, wie sehr die Mutter in der Heimat um ihn zitterte. Er war aber auch in seiner Art ein guter Sohn, der soviel Liebe verdiente. – Schön war es aber auch dort in Lambrecht! Sein bescheidenes Arbeitszimmer, das zugleich sein Schlafzimmer war, schaute mit drei Fenstern in einen großen Obstgarten und darüber hinaus auf die bewaldeten Berge. An einem der Fenster stand das kleine Arbeitstischchen, hoch bedeckt mit einem Wust von Manuskripten, und an zwei Wänden sein ganzer Stolz, die Bibliothek, für die er einen großen Teil seiner Einkünfte verwandte. In der ganzen Wohnung standen und hingen Reiseandenken aus aller Herren Ländern. – Das Schenken machte ihm kindliche Freude, und ich glaube, wenn es die »Mitbringsel« nicht gäbe, – er wäre nur halb so gern gereist. – Dort in jenem Pfälzer Kleinstädtidyll entstanden seine Abenteuerbücher, zuletzt sein Schwanengesang »1001 Abenteuer«.

Im September vorigen Jahres zog er zum letztenmal hinaus. Zunächst hatte er bei Edmonton die Lage der Siedler und insbesondere die Frage der Saisonarbeiter studiert, – dann aber wanderte er in den wilden Norden des Staates Alberta. Anfang Oktober paddelte er im Kanu den Peace River fünfhundert Kilometer stromab bis Fort Vermillion, wo er

am 8. Oktober zum letztenmal seiner Mutter und der Schriftleitung des »Berliner Lokalanzeigers« schrieb. Er beabsichtigte von da zu dem hundertfünfzig Kilometer weiter nördlich gelegenen und nur halb erforschten Hay River zu wandern, um auch diesen Fluss abwärts zu paddeln. Am Großen Sklavensee hoffte er noch vor dem großen Zufrieren den letzten südwärts fahrenden Dampfer zu erreichen, denn er wollte zu Weihnachten wieder in Edmonton sein.– Aber diesmal kam es anders als er gedacht!

Auf die letzten Briefe folgten furchtbare Wochen des Schweigens. Am 21. Dezember hörte in der Pfälzer Heimat das nimmermüde Herz der Mutter, seiner treuen, tapferen Lebenskameradin, auf zu schlagen. Die Schreckensnachricht blieb ihr erspart, aber wir Geschwister sind davon überzeugt, dass sie in der Tiefe ihres Mutterherzens die Todesnot ihres Sohnes mitempfand; – sie erlosch wie die Flamme, die sich selbst verzehrt. – Durch gütige Vermittlung des deutschen Konsuls in Winnipeg, Dr. K. Martin, der schon zweimal – zuerst in Brasilien, dann in Südwestafrica – dem Weltenwanderer treu zur Seite gestanden hatte, wurde in langen, bangen Wochen die vermutliche Reiseroute von der kanadischen Polizei abgesucht. Der Vermisste blieb verschollen.

Da traf am 6. März 1930 die knappe Kabelmeldung ein, dass der Leichnam, von Raubtieren verstümmelt, am Ufer des Hay River, nur fünfundzwanzig Kilometer vom Großen Sklavensee entfernt, aufgefunden war. Wie aus dem letzten Polizeibericht,

der erst im Juli in Deutschland eintraf, hervorgeht, war er mit einem Pelztierjäger von Fort Vermillion zum Hay River gezogen. Kaum war das Eis fest geworden, hatte er mit einem kleinen, behelfsmäßigen Schlitten und nur vier Tagesrationen am 10. November seinen Todesmarsch flussabwärts angetreten. – Ein Rätsel wird es wohl immer bleiben, was ihn, den vielerfahrenen Mann, veranlasst hat, in sein Verderben zu stürmen. Mag er vielleicht doch zu sehr auf seine Kräfte, seine Ausdauer – und sein Glück, das ihn bisher auch aus den schwersten Gefahren errettet hatte, gepocht haben? Undurchdringliches Dunkel liegt auch auf seinem Tode. Nur ahnen können wir die schrecklichen Leiden in Eis und Schnee, bis endlich der Weiße Tod sich seiner erbarmte.

Die sterbliche Hülle wurde in der Lover-Hay-River-Siedlung am Großen Sklavensee beigesetzt. So ruht er in fremder Erde, dieser aufrechte Deutsche und brave Sohn seiner Heimat. Es klingt wie eine Todesahnung, dass er wenige Wochen zuvor seinem letzten Buche die Worte Zarathustras an den Seiltänzer vorangestellt hat:

*»Du hast die Gefahr zu deinem Berufe gemacht,  
so will ich dich mit meinen Händen begraben.«*

ENDE



- 
1. achten, (hoch)schätzen <<<

---

# Literaturverzeichnis

---

**Dem Glücke nach durch Südamerika** – Verlag Robert Lutz, Stuttgart, 1919

**Mit dem Rucksack nach Indien** – Rainer Wunderlich Verlag,

**Rund um die Erde** – Carl Pfeffer Verlag, 1953

**Seelenverkäufer, Die** – August Scherl G.m.b.H., Berlin, 1927

**Tage und Nächte in Urwald und Sierra** – Robert Lutz Verlag G.m.b.H., 1926

**Tausend und ein Abenteuer** – Verlag Franz Eher Nachf., G.m.b.H., 1933

**Unter Eskimos und Walfischfängern** – Robert Lutz Nachfolger, 1943

**Weltwanderers letzte Fahrten und Abenteuer** – Robert Lutz Nachfolger, 1930

---

# Index

---

## **D**

Dem Glücke nach durch Südamerika 3

## **M**

Mit dem Rucksack nach Indien 700

## **R**

Rund um die Erde 1000

## **S**

Seelenverkäufer, Die 452

## **T**

Tage und Nächte in Urwald und Sierra 1379

Tausend und ein Abenteuer 1761

## **U**

Unter Eskimos und Walfischfängern 2127

# W

Weltwanderers letzte Fahrten und Abenteuer 2454

---

# Das weitere Verlagsprogramm

---

## **Alexandre Dumas – Der Graf von Monte Christo**

Die Geschichte des jungen Edmond Dantes ist ein Klassiker der Weltliteratur und bietet mit seinem Sujet noch heute vielfach die Vorlage für Filme und Adaptionen.

[null-papier.de/11](http://null-papier.de/11)

## **Joseph Conrad – Das Herz der Finsternis**

Mit der Erzählung »Herz der Finsternis« gelangte Joseph Conrad zu Weltruhm. Ende des 19. Jahrhunderts, der Flussschiffkapitän Marlow reist im Auftrag einer belgischen Handelskompanie tief in den Kongo. Auf seiner Reise erlebt er unverständliche Wirrnisse, Sinnlosigkeit und eine unvorstellbare Ausbeutung der Einheimischen.

[null-papier.de/175](http://null-papier.de/175)

## **J. S. Fletcher – Der Amaranth Club**

Der neu gegründete Amaranth Club wird schnell zu einem der beliebtesten und exklusivsten Treffpunkte Londons. Hier gibt sich die Ehrenwerte Gesellschaft ihr Stelldichein. Glücksspiel, Mord und Spionage sind die Ingredienzien dieses schnellen Thrillers.

[null-papier.de/637](http://null-papier.de/637)

### **Alexei Tolstoi – Aëlitä**

Der Ingenieur Lossj, ein wahrer Held der russischen Revolution, fliegt zum Mars. Dort verliebt er sich in Aëlitä, die Tochter des Marsdiktators Tuskub. Ein klassischer, utopischer Roman.

[null-papier.de/647](http://null-papier.de/647)

### **James Fenimore Cooper – Der Lotse oder: Abenteuer an Englands Küste**

Ein spannendes Seeabenteuer des Schöpfers von Lederstrumpf in einer kompletten Neubearbeitung der Erstübersetzung. Während des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges segelt ein Schiff im Auftrag des neu gegründeten amerikanischen Kongresses nach England, ins Herz des britischen Empires.

[null-papier.de/653](http://null-papier.de/653)

NEWSLETTER: [NULL-PAPIER.DE/NEWSLETTER](http://NULL-PAPIER.DE/NEWSLETTER)